8° Enc. 40 c/7

Conversations-Lexicon

1/162

<36621117360019

S

<36621117360019

Bayer. Staatsbibliothek

Real-Encyclopädie

oder

Conversations-Lexicon.

Sechste Original-Auflage.

Siebenter Band.

O bis Q.

A n z e i g e.

Von der ſechsten Original-Auflage dieſes Werks ſind ſechs verſchiedene Ausgaben veranſtaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preiſen, zu welchen es bei dem Herausgeber ſelbſt und in allen Buchhandlungen in Deutſchland zu erhalten iſt.

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Preis für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Kr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Pr. für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Kr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Kr.)

No. 4. Fein Berliner Med. Druckp. in gr 8. Pr. für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Kr.)

No. 5. Fein engl. Vel. Pap. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

No. 6. Schreibp. in gr. 4. Pr. für alle 10 Bde. 36 Thl. (Fl. 64. 48 Kr.)

Eine Fortſetzung zu dieſem Werke, die übrigens auch als ein für ſich beſtehendes Ganze kann angeſehen werden, da ſie ſich ausſchließlich mit den Ereigniſſen der neueſten Zeit beſchäftigt, erſcheint in acht Lieferungen, jede von ungefähr 25 Bogen, unter dem Titel: Converſations-Lexicon Band XI und XII, oder „Neue Folge," und iſt eben ſo wie das Hauptwerk, in ſechs verſchiednen Ausgaben zu bekommen; nämlich:

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Preis für alle 8 Lieferungen 4 Thl. 16 gr. (Fl. 8. 24 Kr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 6 Thl. 8 gr. (Fl. 11. 24 Kr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 7 Thl. 12 gr. (Fl. 13. 30 Kr.)

No. 4. Fein Berliner Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 9 Thl. (Fl. 16. 12 Kr.)

No. 5. Fein engl. Vel. Pap. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 12 Thl. (Fl. 21. 36 Kr.)

Nr. 6. Schreibp. in gr. 4. Pr. für alle 8 Lieferungen 12 Thl. (Fl. 21. 36 Kr.)

Privatperſonen, die ſich directe an den Verleger nach Leipzig wenden und ſechs Exemplare zuſammen nehmen, erhalten das ſiebente frei, oder können, wenn ſie verſchiedene Ausgaben wählen, bei einem Betrage von wenigſtens 85 Thalern, Ein Siebentel davon als Rabatt in Abzug bringen.

Allgemeine deutſche
Real-Encyclopädie
für
die gebildeten Stände.

(Converſations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Siebenter Band.

O bis Q.

Sechste Original-Auflage.

> Wie ſie der Verfaſſer ſchrieb.
> Nicht wie ſie der Diebſtahl druckte,
> Deſſen Müh' iſt, daß er richte
> Andrer Mühe ſtets zu Grunde.
>
> Calderon.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1824.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

O.

O, der funfzehnte Buchſtabe des deutſchen Abc, und unter den Selbſtlautern der vierte. Vor den irländiſchen Namen zeigt es eine adelige Abkunft an.

Oaſe, heißt ſchon bei den Alten überhaupt ein fruchtbarer Strich Landes mitten in einer Wüſte. Solcher Inſeln in den Sandmeeren, die dem Wanderer durch ihre Quellen und Brunnen Labung darbieten, gibt es in Nord-Afrika mehrere, und ſie bezeichneten ſchon im Alterthume den Weg, welchen die Natur dem Verkehr der Völker angewieſen hatte, wie denn auch noch jetzt die Carawanen (ſ. d. Art.) der Richtung ſolcher Straßen folgen. In der Wüſte Sahara gibt es 32 quellenreiche, mit Datteln und Fächerpalmen beſchattete Striche, wovon aber nur 20 bewohnt ſind. Am berühmteſten ſind die ägyptiſchen Oaſen, von welchen aber nur die größere, El Wah, im Weſten von Ober-Aegypten, die eigentlich aus drei, durch wüſte Zwiſchenräume, getrennten Inſeln beſteht, von neuern Reiſenden beſucht worden iſt. Sie liegt auf dem Wege der Karawane von Darfur. Die kleinere, El Gherbi genannt, ſoll der Sammelplatz der in den umliegenden Wüſten ſchwärmenden Araber ſein. Auch die Oaſe Schiwah, oder des Jupiter Ammon, war den Alten bekannt. Sie liegt mit einigen andern an der afrikaniſchen Küſte Barca.

Obduction, in der gerichtlichen Arzneikunde die von Wundärzten gerichtlich angeſtellte Beſichtigung der Wunden eines, gewaltſamer Weiſe getödteten Menſchen. (Vergl. den Art. Visum repertum.)

Obedienz, heißen in den katholiſchen Klöſtern alle vom Vorgeſetzten an die Untergebenen ertheilten Aemter. Man nennt diejenigen, welche ſolche verwalten, Obedientiarii, und ſolche Pfarren, Obedienzpfarren.

Obelisk. Die Obeliske (ὀβελισκοι und ὄβελοι, welcher griechiſche Name Spitzſäule bedeutet), gehören zu den älteſten und einfachſten Denkmälern der ägyptiſchen Baukunſt, und ſind hohe vierſeitige Säulen, welche gegen die Spitze zu ſchmaler werden, und in einer kleinen Pyramide endigen. Schon Herodot erwähnt derſelben. Am ausführlichſten aber ſpricht davon Plinius. Er hält für den erſten Errichter von Obelisken den König Meſtphres oder Meſtres, der Theben beherrſchte, gibt aber nicht ſein Zeitalter an, wie denn auch dieſer König bei Herodot und Diodor nicht vorkommt. Wahrſcheinlich wurde der Anfang des Obeliskenbaues ſchon vor Moſes gemacht, wenigſtens ſchon ein paar Jahrhunderte vor dem trojaniſchen Kriege. Noch jetzt findet man mehrere Obeliske in Aegypten, einen ſtehenden und einen umgeworfnen, zu Alexandrien zwiſchen der neuen Stadt und dem Leuchtthurm; einen zu Matarea, unter den Ruinen des alten Heliopolis; einen in der Landſchaft Fajum, nahe bei dem alten Arſinoe; acht oder zehn unter den Ruinen von

Theben; die zwei ſchönſten bei Luxor, am Eingange des großen Tempels u. ſ. w. Die meiſten Obeliske ſind ohne das Fußgeſtell 50 bis 150 und mehr Fuß hoch, und meiſtens aus rothem polirten Granit (Syenit), wenige ſpätere aus weißem Marmor und andern Steinarten. Unten, wo ſie aufſtehen, nehmen ſie gewöhnlich einen Raum von 4½ bis 12 und oft mehr Fuß in's Gevierte ein. Verſchiedne ſind bald auf allen vier Seiten, bald nur auf einigen mit Hieroglyphen geziert, die vertieft (oft 2 Zoll tief) ausgearbeitet, meiſtens felder- oder abſatzweiſe eingetheilt und mit Farben ausgefüllt ſind; bisweilen ſind ſie auch mit verſchiednen Farben angeſtrichen. Einige Obeliske ſieht man auch ganz glatt und ohne Hieroglyphen. Der Fuß des Obeliskes ſteht auf einer einfachen viereckigen Grundlage, die gemeiniglich 2 bis 3 Fuß breiter iſt als der Obelisk ſelbſt, und eine Aushöhlung hat, in welcher er ruht. Sie wurden meiſtens aus einem einzigen Steine in den Steingruben Ober-Aegyptens ausgehauen, und auf Kanälen in den Nil bis an den Ort gebracht, wo ſie aufgeſtellt wurden. Mehrere Gelehrte haben es unmöglich finden wollen, ſo ungeheure Steine aus dem Felſen zu brechen, und manche andre Erklärungsart verſucht; aber nach dem Zeugniſſe der Reiſenden findet man vorzüglich in Ober-Aegypten noch die alten Steinbrüche, und in einigen derſelben ſchon angehauene Obeliske, oder die Formen ausgehauener Spitzſäulen. Von ihrer Entſtehung läßt ſich wenig Gewiſſes ſagen. Vielleicht kam man auf den Gedanken, Obeliske zu errichten, durch die älteſten Götterbilder, welche nichts anders als pyramidenförmige Steine waren. So war das uralte Bild der Venus zu Paphos eine Pyramide aus weißem Marmor. Nach Herodot waren die erſten dem Sonnengotte zu Ehren errichtet und ein Symbol der Sonnenſtrahlen. Dies ſollte auch ihre Benennung und Geſtalt anzeigen. Auch konnten ſie das Andenken gewiſſer Begebenheiten verewigen, ſo wie der Inhalt der Hieroglyphen das Lob der Götter und Könige, oder Gegenſtände der heiligen Lehre enthielt. Daß ſie zu Sonnenzeigern beſtimmt geweſen wären, iſt nicht ſehr wahrſcheinlich, weil die obere Spitze derſelben keinen ſcharfen Schatten wirft. Doch wurden ſie ſpäter dazu angewendet, und auf die Spitzen einiger Obeliske Kugeln geſtellt, wie auf dem, welchen Auguſt auf dem Marsfelde zu Rom hatte aufrichten, und durch den Aſtronomen Manilius zum Sonnenzeiger hatte einrichten laſſen. So viel aber iſt gewiß, daß ſie bei den alten Aegyptern eine vorzügliche Zierde der freien Plätze und Tempel ausmachten, vor deren Haupteingange gemeiniglich zwei oder mehrere ſolcher Prachtkegel ſtanden. Man brauchte aber dazu nur Obeliske von anſehnlicher Höhe. Nach der perſiſchen Eroberung Aegyptens wurden keine mehr aufgeführt, und die Lagiden haben Alexandrien nur mit den Obelisken der ältern Könige ausgeſchmückt. Die römiſchen Kaiſer ſchafften mehrere Obeliske aus Aegypten nach Rom, Arles, Konſtantinopel, die in der Folge meiſt umgeſtürzt, in neuern Zeiten aber wieder zuſammengeſetzt und aufgerichtet worden ſind. Auguſt z. B. ließ zwei große Obeliske aus Heliopolis nach Rom bringen. Von dem einen iſt eben geſprochen worden. Der andre ſtand auf der Spina im Circus Maximus und ſoll eben derjenige ſein, den der König Semneſerteus, nach Plinius, errichtet hatte. Bei der Verheerung Roms durch die Barbaren ward er umgeſtürzt, und blieb viele Jahrhunderte lang, in drei Stücke zerbrochen, unter dem Schutte liegen, bis ihn 1589 Sixtus V. durch den Baumeiſter Domenico Fontana wieder ergänzen und bei der Kirche

Madonna del Popolo aufrichten ließ. Unter Caligula kam ein anderer großer Obelisk nach Rom, der im Circo Vaticano aufgeſtellt wurde (der vatikaniſche). Er ſteht ſeit 1586 vor der Peterskirche und iſt ohne Hieroglyphen; man ſchätzt ſein Gewicht auf 10,000 Centner. Claudius ſoll die zwei Obelisken aus Aegypten haben bringen laſſen, welche vor dem Eingange des Mauſoleums des Auguſts ſtanden, und wovon der eine 1587 ergänzt und bei S. Maria Maggiore wieder aufgeſtellt worden iſt. Auch Caracalla ſoll für ſeinen Circus an der appiſchen Straße einen Obelisk aus Aegypten haben holen laſſen. Den größten Obelisk (wahrſcheinlich der von Rameſſes erbaute) ließ Kaiſer Conſtantius II. im großen Circus in Rom aufſtellen. Im 5. Jahrh. ward auch dieſer von den Barbaren umgeworfen, und lag von der Zeit an, in drei Stücke zerbrochen, unter dem Schutte begraben, bis ihn Sixtus V. 1588 auf dem Platze vor der Johanniskirche vom Lateran wieder aufrichten ließ, daher der lateraniſche genannt. An ihm iſt auch die Sculptur am ſchönſten. Das Gewicht beträgt über 13,000 Centner, die Höhe, ohne das Fußgeſtell, 140, mit demſelben 179 Fuß. Mehrere andre ſind unter den ſpätern Päpſten wieder aufgerichtet worden. Den unter dem Namen: Nadel der Cleopatra, bekannten Obelisk ſchenkte der Paſcha von Aegypten 1820 dem König von England. Er wurde auf dem Waterloo-Platze in London aufgeſtellt. Das vorzüglichſte Werk über die Obelisken iſt von Zoega (de origine et usu obeliscorum etc. Rom. 1797 f.)

Obereit (Jac. Herm.), ward d. 5. Dec. 1725 zu Arbon, am Bodenſee, in der Schweiz, geboren, trat 1740 bei einem geſchickten Wundarzt in die Lehre, deſſen Anweiſungen er mit eignem Studium der Wundarzneikunſt verband, begab ſich nach Halle, wo er Arzneikunde und Philoſophie ſtudirte, und beſuchte 1747 Berlin, um ſich dort in der praktiſchen Chirurgie und Entbindungskunſt zu üben; worauf er 1750 als ausübender Arzt und Wundarzt in Lindau angeſtellt wurde. Er ſchrieb hier neugegründete Betrachtungen über einige chirurgiſche Materien (Lindau 1757). Unglück und Neid verleideten ihm jedoch ſeine ärztliche Praxis, weshalb er ſich ganz der Philoſophie, Theoſophie, Poeſie und Chemie widmete, die philoſophiſchen Syſteme der Alten und Neuen mit raſtloſem Fleiße ſtudirte, und zugleich ſeinem Hange zum Myſticismus folgte, der ſchon früh in ihm Wurzel gefaßt hatte. Nachdem er für ſeine Disquisitio de universali methodo medendi confortativa von der baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften zum Mitgliede, und von Wieland, als damaligem Kanzler der freien Reichsſtadt Biberach, zum Doctor der Philoſophie ernannt worden, ſchrieb er 1775 eine Schrift gegen Zimmermann, welche unter dem Titel: Vertheidigung der Myſtik und des Einſiedlerlebens gegen den Leibarzt Zimmermann u. ſ. w. erſchien. Von 1776 bis 1780 gab er noch mehrere Schriften myſtiſch-philoſophiſchen Inhalts heraus. Kurz darauf lud ihn Lavater's Bruder, ein Arzt, Chemiker und eifriger Maurer, nach Zürich zu ſich ein, und öffnete ihm ſein Laboratorium. Hier verlebte er ſorgenfrei ein Jahr, und ſchrieb ſein ausführliches Werk gegen Zimmermann, welches unter dem Titel erſchien: Die Einſamkeit der Weltüberwinder, erwogen von einem lakoniſchen Philantropen. Dieſem Werke, worin das aſcetiſche Mönchs- und Anachoretenleben mit vielem Reiz herausgehoben wird, verdankte Obereit ſeine Berühmtheit, und Zimmermann fand ſich dadurch veranlaßt, ſein großes Werk über die Einſamkeit zu ſchreiben. 1782 begab ſich Obereit zu ſeinem Bruder nach Dresden,

wo er die Schrift: Die Natur und die Heiden über Steinbart ſchrieb, und mit der Stiftung einer Privatverbindung von Chriſtusverehrern umging. Dann beſuchte er Hannover, verlebte zwei Jahre bei einem Freunde in der Oberlauſitz, kam 1784 nach Leipzig und ging von da nach Weimar, wo Wieland und andre Freunde ſich ſeiner annahmen. Er ſchrieb damals ſeine Supplik an philoſophiſche Damen u. ſ. w., worin er ſich, jedoch ohne Glück, mit den Waffen der Satyre gegen Zimmermann verſuchte. Von Weimar ging er nach Jena, wo er in ſehr beſchränkten Verhältniſſen lebte. Die Beſchuldigung der berliner Monatsſchrift, daß er den Jeſuitismus zu befördern ſuche, beantwortete er in der ſehr derben Schrift: Dr. Obereit's gerade Schweizererklärung vom Centralismus, Erzjeſuiterei u. ſ. w. Auf des Herzogs von Meiningen Einladung begab er ſich 1786 dorthin, lebte daſelbſt bis 1791 in einer guten Lage und ſchrieb mehrere Werke. Darauf ging er mit einer Penſion nach Jena zurück, wo er ſich vornehmlich mit dem Studium der kantiſchen Philoſophie beſchäftigte und den 2. Febr. 1798 ſtarb.

Oberhaus, Haus der Lords, ſ. Großbritannien.

Oberlin (Jerem. Jac.), Profeſſor und Bibliothekar an der Univerſität zu Strasburg, Correſpondent des franzöſiſchen Inſtituts, Mitglied des Stadtraths von Strasburg, geb. daſ. 1735, trat 1750 unter die Zahl der Studierenden dieſer Univerſität, und vertheidigte ſieben Jahre darauf öffentlich ſeine Dissertatio philologica de veterum ritu condendi mortuos. Argent. 1754. Nachdem er ſeine philologiſchen und philoſophiſchen Studien beendigt hatte, ſtudirte er drei Jahre lang Theologie; doch beſchäftigte ihn vorzüglich nur der philologiſche und antiquariſche Theil derſelben. Alsdann widmete er ſich ganz den alten und neuen Sprachen, der Literatur, Archäologie, Geſchichte und Diplomatik. Dieſe wichtigen und vielfältigen Arbeiten erwarben ihm den Ruf eines der gründlichſten Alterthumsforſcher und Diplomatiker. Seine Ausgaben einiger Werke des Ovid, des Vibius Sequeſter, Horaz, Tacitus und Cäſar werden mit Recht geſchätzt. Unter ſeinen übrigen Werken zeichnen wir aus: Miscella litteraria Argentoratensia; Museum Schoepflini T. I. (der 2. Theil iſt nie erſchienen); Orbis antiqui monumentis suis illustrati prodromus; Rituum romanorum tabulae; Artis diplomaticae primae lineae (die letztgenannten Elementarwerke dienten ihm zum Leitfaden bei ſeinem akademiſchen Unterrichte); Literarum omnis aevi fata, tabulis synopticis exposita (dieſe Tafeln geben die Namen der vorzüglichſten Schriftſteller, die Gegenſtände, worüber ſie geſchrieben, die Nation, zu welcher ſie gehört, und die Zeit, wann ſie gelebt haben, an); Essai sur le patois lorrain, du Comté du Ban de la Roche; Exposé d'une découverte faite au Forum de Rome, par le chevalier de Fredenhain; Essai d'annales de la vie de Jean Guttenberg, inventeur de la typographie. Das Studium der deutſchen Sprache des Mittelalters beſchäftigte ihn ſehr, und bewog ihn zur Herausgabe von J. G. Scherzii glossarium germanicum medii aevi, potissimum dialecti Suevicae, 2 Foliobände. Auch iſt Oberlin der erſte geweſen, der einen Abriß der Statiſtik des ehemaligen Elſaß lieferte, indem er von 1782 zehn Jahre lang den elſaßer Almanach herausgab. Endlich bearbeitete er auch die Alsatia literata, wozu Schöpflin ihm viele Materialien lieferte. Die beiden erſten Bände erſchienen 1782 und 1786. Er ſtarb zu Strasburg 1806.

Oberſchlächtig heißt im Mühlen= und Bergbau ein Waſſerrad, welches durch die Schwere des von oben darauf fallenden oder ſchlagenden Waſſers umgetrieben wird. Es erfordert eine ungleich geringere Waſſermaſſe als ein unterſchlächtiges Rad, das durch die Gewalt des darunter wegſtrömenden Waſſers in Bewegung geſetzt wird, dagegen aber ein ſtarkes Gefälle.

Object, Objectiv, Objectivität. Object, Gegenſtand, iſt entgegengeſetzt dem Subject, d. i. einem Weſen, welches ſich den Gegenſtand vorſtellen, ihn erkennen kann. Es verſteht ſich, daß jedes Subject in andrer Beziehung auch Object ſein kann, der Vorſtellende, Erkennende, Betrachtende wird ſelbſt das Vorgeſtellte, Erkannte, Betrachtete. Ja, jedes menſchliche Subject kann ſich ſelbſt zum Object ſeines Vorſtellens und Erkennens machen. Objectiv iſt demnach gegenſtändlich, und ſteht entgegen dem Subjectiven, d. i. Perſönlichen oder dem Subject Angehörigen: Objectivität, Gegenſtändlichkeit, iſt entgegengeſetzt der Subjectivität oder Perſönlichkeit. Ob eine Erkenntniß oder eine Darſtellung objectiv oder nur ſubjectiv ſei, macht einen bedeutenden Unterſchied. Im erſten Fall iſt ſie der wahren Beſchaffenheit des Gegenſtandes gemäß, im zweiten nur der Vorſtellung, die ſich irgend einer davon gemacht hat, wobei die Frage nach der Richtigkeit und Wahrheit der Vorſtellung immer erſt zu entſcheiden iſt. Uebrigens hat das, was allen Subjecten als das Richtige und Wahre erſcheint, den Werth des Objectiven. Von dieſen Ideen ſind die Aeſthetiker ausgegangen, welche in den Darſtellungen der ſchönen Künſte auf Objectivität, als auf dasjenige dringen, was den Stil bewirke, da hingegen aus der Subjectivität bloße Manier entſtehe, dort alſo etwas allgemein Wahres, Nothwendiges, hier nur ein bedingt Wahres und Zufälliges. Die Objectivität allein bewirkt eine wahre Darſtellung, die Subjectivität eine bloße Vorſtellung; jene gibt Bild, Geſtalt und Anſchaulichkeit, und iſt daher der Plaſtik verwandt; dieſe iſt zerfloſſener, dunkel und gleicht mehr dem Eindrucke der Muſik. Aber ſelbſt im Muſikaliſchen ſoll Objectivität ſein, mithin auch im Lyriſchen: der Künſtler ſoll ſich in einem Gegenſtande außer ſich hinſtellen. Indeß iſt hier noch gar manches näher zu beſtimmen, beſonders aber der Umſtand: wie ſich der Künſtler zu verhalten habe, wenn er nicht bloß bildend, ſondern auch ſtimmend zu verfahren hat, und wie, wenn es ihm überhaupt nur um Stimmung des Gemüths zu thun iſt? Offenbar kann nicht jedem Künſtler das Geſetz der Objectivität gleich ſtreng vorgeſchrieben ſein. Bisweilen ſcheint man unter einer objectiven Darſtellung bloß eine ſolche zu verſtehen, bei welcher nie der Künſtler in ſeiner Schöpfung ſelbſt hervortritt, oder ſeine Perſönlichkeit durch eine eingeſtreute Reflexion oder einen Ausbruch des Gefühls einmiſcht. Daß dieſes nur in der epiſchen und dramatiſchen Poeſie Statt finden könne, bedarf keiner Frage. Der Epiker und Dramatiker, der mehr in einer Außenwelt lebt, kann ſich auch ſelbſt mehr entäußern, und bleibt im Schaffen unvermiſcht mit ſeiner Perſönlichkeit. Bei demjenigen aber, deſſen dichteriſche Natur ſich mehr zum Lyriſchen hinneigt, wird freilich auch in andern Gattungen die objective Darſtellung durch die ſubjective Stimmung leicht unterbrochen werden, wie z. B. in Klopſtock's Meſſias. dd.

Objectivglas heißt in einem Fernrohre dasjenige Glas, welches dem Gegenſtande zugekehrt iſt.

Oblaten ſind dünne, leicht zerbrechliche Scheiben, aus unge=

ſäuertem Weizenmehle gebacken, welche bei geringer Anfeuchtung weich und ſchleimig werden. Daher braucht man ſie zur Beſiegelung der Briefe ſtatt des Siegellacks, indem ſie den Brief nicht ſchwer machen, und mehrere damit verſiegelte Briefe, ohne daß es bemerklich werde, in ein Couvert geſchloſſen werden können, auch der Brief, wenn die Oblate trocken geworden, ohne Verletzung des Siegels, nicht zu öffnen iſt. Ferner bedient man ſich der Oblate zu allerlei Gebackenem. Vorzüglich jedoch iſt ihr Gebrauch beim Abendmahle ſtatt des Brotes in der katholiſchen und lutheriſchen Kirche, und daher kommt wahrſcheinlich ihr Name, weil das Abendmahlsbrot und der Wein in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche von den Oblationen (freiwilligen Geſchenken an Brot und andern Lebensmitteln), welche die Glieder der Gemeinden darbrachten, genommen wurde. (S. d. Art. Opfer.) Die jetzt in der katholiſchen und lutheriſchen Kirche beim Abendmahle gebräuchlichen kleinen, dünnen, runden, weißen Scheiben von ungeſäuertem Weizenbrot, mit verſchiednen Aufſchriften und Figuren (z. B. dem Crucifix und den Buchſtaben I. N. R. I.), ſcheinen erſt im 11. Jahrh. aufgekommen zu ſein, und wurden, wie jene, Oblaten genannt. Die reformirte Kirche (wie die Brüdergemeine) bedient ſich ſtatt derſelben größerer Scheiben von gewöhnlichem Brote, die bei der Austheilung gebrochen werden. Die griechiſche Kirche hat nach dem Beiſpiele der in ſolchen Dingen weniger bedenklichen ältern Chriſtengemeinden den Gebrauch des geſäuerten Brotes beim Abendmahle beibehalten. S. Hoſtie. E.

Oblaten, Laienbrüder, ſ. Orden (geiſtliche).

Obley oder Oveleye, eine Gabe der katholiſchen Layen an Brot, Wein und Feldfrüchten an die Kirche bei Gelegenheit des Abendmahls. Nachdem die Kirche ſich bereichert hatte, begehrten die Vögte und andre Kirchenminiſterialen davon einen Theil, wo nicht das Ganze. Die Geiſtlichen ließen ſich auch, als die Münzen allgemeiner wurden, Geld ſtatt der freiwilligen Naturalopfer geben, oder zugleich mit ſolchen. Der Einnehmer und Berechner hieß Obellarius. Zuletzt erhielten die Geiſtlichen ſolche Obley nicht während, ſondern vor der Meſſe, und nahmen ſolche nicht bloß für die Communion, ſondern für Gebete, zum Vortheil abgeſchiedner Seelen, woraus am Ende das Meßopfer entſtand.

Obligat (vom italieniſchen Worte obligare, verpflichten, verbinden) wird in der Muſik von denjenigen Stimmen oder Inſtrumenten geſagt, welche entweder allein, oder mit andern zugleich, die Hauptmelodie des Stücks führen, alſo nicht bloß begleitend ſind. Obligat ſpielen, heißt alſo ſo viel, als die Hauptſtimme ſpielen. Die begleitenden oder Nebenſtimmen könnte man eher weglaſſen wollte man aber die obligate Stimme überſchlagen, und bloß die Begleitung ſpielen: ſo würde dieſe, als nackter, todter Körper, dem die Seele (die Melodie) fehlte, nur Ekel erregen. Nun kann ein Inſtrument entweder durchaus obligat geſetzt ſein, in welchem Falle man das Muſikſtück ein Concert für dies Inſtrument nennt, (daher auch die Ausdrücke obligat und concertirend, obligate Stimme und Concertſtimme, obligater Spieler und Concertſpieler oft gleichbedeutend gebraucht werden) oder daſſelbe kann nur hin und wieder einzelne Solo- oder obligate Sätze haben, wie dies meiſtens in Singeſtücken, oder auch oft in Concerten, der Fall zu ſein pflegt. Hieraus geht hervor, daß jedes Inſtrument obligate Sätze vorzutragen haben kann, etwa den Contrabaß ausgenommen, theils, weil die Soloſpieler auf demſelben

ſehr ſelten ſind, theils, und insbeſondre, weil die Soloſtimme, von dieſem Inſtrumente vorgetragen, zu tief liegen würde, als daß ſie von den andern begleitenden Inſtrumenten könnte gehörig unterſtützt werden, daher man es ſchicklicher zur Grundlage der Harmonie gebraucht. Daß einige Virtuoſen auf dem Contrabaſſe Concerte ſpielen, gehört unter die muſikaliſchen Curioſitäten. Uebrigens wurde der Ausdruck obligat urſprünglich nur bei der gebundnen oder fugenartigen Schreibart von ſolchen Stimmen gebraucht, welche bei dem Vortrage nicht weggelaſſen werden durften, wenn nicht dadurch das ganze Tonſtück zerriſſen werden ſollte. Pq.

Obligation, ſ. Schuldſchein.

Obligo, in Obligo ſtehen, ein kaufmänniſcher Ausdruck, der beſonders von Banquiers gebraucht wird, um zu bezeichnen, in welcher Geſammtverbindlichkeit ſie nicht bloß durch reellen Vorſchuß oder Credit, ſondern auch durch Wechſelgiro u. ſ. w. zu ihren Geſchäftsfreunden ſtehen.

Oboe oder Hoboe (ital. Oboe, franz. Hautbois), eines der bekannteſten Blasinſtrumente, welches aus einer geraden, aus mehrern Stücken zuſammengeſetzten, gemeiniglich von Buxbaumholz gearbeiteten und mit Löchern verſehener Röhre beſteht, die ſich unten in einen kleinen Trichter endigt, und durch ein oben aufgeſetztes enges Mundſtück von Rohr geblaſen wird. Es hat einen hellen ſcharfen Ton, und reicht vom tiefen oder einmal geſtrichnen d (auch c) bis in's dreimal geſtrichene d (höchſtens f). Daher iſt die Oboe als durchdringendes Diſcantinſtrument, vorzüglich bei der Feldmuſik gebraucht worden, und man hat von ihr, als dem Hauptinſtrument, das ganze Corps der Feldmuſiker Hautboiſten genannt. In der neueſten Zeit hat die Klarinette ihr großen Eintrag gethan, wozu vieles beiträgt, daß die Güte und Reinheit des Tons der Hoboe gar ſehr von der Güte des Mundſtücks abhängt, und eine ſehr zarte Behandlung des Inſtruments verlangt wird, wenn der Ton nicht ſchreiend und kreiſchend ſein, und in der Tiefe etwas Gänſemäßiges haben ſoll. Beſonders iſt das ſogenannte Ueberſchnappen auf dieſem Inſtrumente unerträglich, und doch kann es kaum von den beſten Spielern immer vermieden werden. Indeſſen verdient die Hoboe nicht nur als Orcheſterinſtrument, ſondern auch als concertirendes Inſtrument in einzelnen Sätzen eine größere Aufmerkſamkeit und Ausbildung, als ihr jetzt meiſtens zu Theil wird, da der ihr eigenthümliche Ton weder durch die Klarinette noch durch irgend ein andres Inſtrument erſetzt werden kann, und in dem Colorit der Inſtrumentalmuſik eine Hauptfarbe ausmacht. Man bedient ſich ihrer mit Recht in Serenaten, Sätzen von idylliſchem Charakter ꝛc. Die Oboe gehört zu den neuern Inſtrumenten, und wurde erſt unvollkommen bei den franzöſiſchen Feldregimentern gebraucht, dann von Tenner in Nürnberg verbeſſert und mit Klappen verſehen. Die ſogenannte Oboe d'amour, welche eine Terze tiefer ſtand als die gewöhnliche, und eine unten zugemachte Stürze hatte, deren Mündung etwa einen Finger dick war, iſt nicht mehr im Gebrauche. Die neueſte Anweiſung, die Hoboe zu ſpielen, iſt von Fröhlich.

Obolus, eine griechiſche Silber- auch Kupfermünze, den ſechsten Theil einer Drachme geltend, etwa 10⅔ Pfennige an Werth. Früher bediente man ſich ſtatt derſelben kleiner ſpitziger Stücke Eiſen oder Kupfer (daher der Name ὀβολὸς ὀβελος, Spieß) beim Tauſchhandel, deren ſechs die Hand füllten, und ebenfalls eine Drachme aus-

machten; dieſer Name ging dann auf jene kleine Silbermünze über. Einen Obolus ſteckten die Griechen den Todten als Fährlohn für den Charon in den Mund. Als Gewicht beträgt der Obolus ebenfalls den ſechsten Theil einer Drachme, dieſe ſelbſt aber hatte nicht durchaus einerlei Werth.

Obotriten, ein wendiſches Volk, ſ. **Wenden** und **Meklenburg**.

Obrigkeit. Unter dem Worte Obrigkeit werden überhaupt alle diejenigen begriffen, welche im Namen des Staats oder der Regierung eine rechtliche und ordnungsmäßige Gewalt über Andre üben. Es werden daher auch ganze Behörden Obrigkeiten genannt; man ſpricht von Civil- und Militärobrigkeiten u. ſ. w. Doch wird auch der **Regent** ſelbſt Obrigkeit genannt, und als hohe Obrigkeit von den Unterobrigkeiten unterſchieden. Iſt eine Regierung einmal beſtehend (ſelbſt wenn ihr Urſprung über ihre Rechtmäßigkeit Zweifel zuließe), und eine Obrigkeit von der höchſten Staatsgewalt angeordnet worden: ſo iſt ſie als eine rechtmäßige von den Unterthanen anzuſehen; jede Unterſuchung über die Rechtmäßigkeit ihres Urſprungs, jede Weigerung, ihr unter dem Vorwande, als ſei ſie unrechtmäßig, Gehorſam zu leiſten, iſt Aufruhr und Meuterei: es gilt in dieſer Rückſicht durchaus der Spruch: eine jede Obrigkeit iſt von Gott geordnet. Nur derjenige, der eine ordnungswidrige Gewalt übt, kann nicht als Obrigkeit angeſehen werden. Cz.

Obſcuranten, **Obſcurantismus** (von obscurare, verfinſtern oder verdunkeln). Der Obſcurant (Verfinſtrer oder Verdunkler) ſteht dem Aufklärer entgegen. Während dieſer ſich beſtrebt, die Begriffe der Menſchen von phyſiſchen und moraliſchen, religiöſen und politiſchen Gegenſtänden, ſo wie überhaupt von allen bedeutenden Angelegenheiten des menſchlichen Lebens möglichſt klar und deutlich zu machen, ſucht jener das dunkle und verworrene Denken über dergleichen Gegenſtände und Angelegenheiten, wie es bei ungebildeten oder verbildeten Menſchen in der Regel vorkommt, zu erhalten, wo nicht gar zu vermehren. Das Beſtreben des Aufklärers iſt an ſich löblich; denn da, wo klare und deutliche Begriffe möglich ſind, ſoll auch der Menſch danach ſtreben. Es kann aber in eine einſeitige Verſtandesbildung ausarten, bei welcher die höhern Intereſſen des menſchlichen Geiſtes gefährdet werden, und inſonderheit die äſthetiſchen, moraliſchen und religiöſen Gefühle des Menſchen an Innigkeit, Lebendigkeit und Kraft verlieren. Das Streben nach Aufklärung wird dann zu einer eitlen und ſchädlichen Aufklärungsſucht oder Aufklärerei. Wenn nun der Obſcurant ſich bloß dieſer entgegenſetzte, ſo würde ſein Streben auch nicht zu tadeln ſein. Allein er bleibt dabei nicht ſtehen, ſondern verſchmäht das klare und deutliche Denken ſelbſt da, wo es möglich und nöthig iſt. Er kündigt ſich daher als einen Feind des geiſtigen Lichts, oder als einen Freund der geiſtigen Finſterniß an, entweder weil er das geiſtige Licht nicht vertragen kann, und ſich daher im Dunkeln gleichſam gefällt, oder weil er glaubt, es ſei dem Menſchen nicht zuträglich, von den oben bezeichneten Gegenſtänden und Angelegenheiten klare und deutliche Begriffe zu haben, oder endlich, weil er dies in Beziehung auf ſich ſelbſt für nachtheilig hält. Obſcuranten der erſten Art ſind alle ſogenannte Gefühlsmenſchen, weil ſie von Natur das Helldunkel lieben; daher iſt auch mit ihrem Obſcurantismus eine gewiſſe Gutmüthigkeit verknüpft, beſonders bei ſolchen, deren ſympathetiſches Gefühl ſehr lebhaft iſt. Die Obſcuranten der

zweiten und dritten Art aber ſind meiſtens Selbſtſüchtige, welche zwar ſelbſt gern klar und deutlich ſehen möchten, aber Andre nicht an ihrem Lichte Theil nehmen laſſen wollen. Vornehmlich iſt dies der Fall bei denen von der dritten Art. Sie wollen gern über Andre herrſchen, und meinen, dies ſei um ſo leichter, je unaufgeklärter Jene ſeien. Daher ſind ſie die hartnäckigſten Gegner aller Aufklärung, und bilden eine Art von Partei, die man vorzugsweiſe Obſcuranten nennt, ſo wie ihr gemeinſchaftliches Streben Obſcurantismus. In frühern Zeiten bezog ſich dieſer Obſcurantismus hauptſächlich auf das Religiöſe, und ging von der Geiſtlichkeit aus, welche das Volk (die ſogenannten Laien, hohen und niedern Standes) in der Dummheit zu erhalten ſuchte, um es deſto leichter für ihre ſelbſtſüchtigen Zwecke zu benutzen. In unſern Zeiten bezieht er ſich mehr auf das Politiſche, und ſeine meiſten Anhänger finden ſich in den höhern Ständen der Geſellſchaft, welche aus ähnlichem Grunde wünſchen, daß das Volk (worunter ſie aber nur die niedern Stände verſtehen) nicht über ſeine Rechte aufgeklärt werde. Indeſſen verbinden ſich auch oft der religiöſe und der politiſche Obſcurantismus mit einander, weil beiderlei Obſcuranten in gewiſſer Hinſicht einen gemeinſamen Zweck haben, und durch gemeinſchaftliches Wirken ihre Abſichten beſſer zu erreichen hoffen. Da aber das Licht ein natürliches Bedürfniß der Menſchen (körperlich und geiſtig) iſt, ſo iſt der Obſcurantismus ein widernatürliches und eben darum vergebliches Beſtreben. D.

Obſequium (lat.) iſt 1. Gehorſam, Ergebenheit, insbeſondere der unbedingte Gehorſam gegen die Obern, zu dem ſich Mönche und Nonnen durch die Ordensgelübde verpflichten (ſ. Kloſtergelübde). 2. ein Gefängniß, in das ſie wegen bewieſener Widerſpenſtigkeit eingeſperrt werden, um Gehorſam zu lernen. 3. in der Mehrzahl, und mit deutſcher Endigung (Obſequien), bei den Katholiken das Todtenamt oder Seelenamt für Verſtorbne; auch das feierliche Leichenbegängniß, die Todtenfeier.

Obſervanten, Observantes, Fratres de observantia, fratres minores S. Francisci regularis observantiae; ſ. Franciskaner.

Obſervanz (observantia), im Allgemeinen ſoviel als Gewohnheit, Herkommen; im beſondern Sinne eine, in einer Geſellſchaft (universitas) durch ſtillſchweigende Einwilligung ihrer Mitglieder eingeführte Regel.

Obſervatorium, ſ. Sternwarte.

Obſtbaumzucht, ſ. Pomologie.

Occam oder Ockam (Wilhelm von), ſ. Nominaliſten und Scholaſtiker.

Occident, die Himmelsgegend, wo die Sonne ſcheinbar untergeht, der Abend, Weſten; dann auch die weſtlichen Länder unſrer Halbkugel.

Occidentaliſches oder weſtrömiſches (abendländiſches) Kaiſerthum. Theodoſius der Große, letzter Alleinherrſcher über das ganze römiſche Reich, hatte kurz vor ſeinem Tode jene ungeheure Ländermaſſe durch teſtamentariſche Verfügung unter ſeine beiden unmündigen Söhne, Arcadius (18 Jahr alt) und Honorius (11 Jahr alt), alſo getheilt, daß jener den Orient (ſ. den Art. Byzantiner), dieſer aber den Occident erhielt, welcher Italien, Afrika, Gallien, Spanien, Britannien und die Hälfte von Illyrien, mit den Hauptſtädten Rom und Mailand, dann Ravenna, umfaßte. So in zwei große Reiche zerſpalten, ſollten, nach Theodoſius Beſtimmung,

beide doch immer als das vorherige Ganze, als Ein Reich, jetzt zwar von zwei Herrſchern regiert, aber der Wiedervereinigung beider Kronen auf einem einzigen Haupte ſtets fähig, betrachtet werden, indem dem Scharfblicke des Kaiſers nicht entgangen war, daß beide Throne nur durch eine ſolche Verbindung ſich in der Dauer aufrecht erhalten konnten. Mit dem letzten Athemzuge des großen Kaiſers (11. Jan. 395 nach Chr.) traten die von ihm beſtellten Vormünder ſeiner Söhne, der Miniſter Rufinus, ein Gallier, für Arcadius, und der Oberfeldherr Stilicho, ein Vandale und angeheiratheter Neffe des verſtorbenen Theodos, für Honorius, in ihre Rechte ein. Doch bald unterlag Rufinus der größern Kraft des Feldherrn, ſo wie die Plane des letztern in der Folge an den Ränken des Hofes von Konſtantinopel ſcheiterten. Stilicho theilte zwar auf Rufinus Verlangen ſogleich die Länder, das Heer und die unermeßlichen Koſtbarkeiten aus dem kaiſerlichen Nachlaſſe, war aber nicht gemeint, auch die Regentenmacht an den Miniſter, als den Vormund über den jungen Beherrſcher des Orients, zur Hälfte abzutreten. Der Feldherr hatte ſich an die Spitze der, dem Arcadius zugehörigen Heerabtheilung geſtellt, um ſie ihrem Gebieter zuzuführen, und ſich ſo zugleich den Oberbefehl über die geſammte Kriegsmacht beider Reichstheile zu ſichern. Schon war er, auf dem Wege nach Konſtantinopel bei Theſſalonich angelangt, als Rufinus, den Helden und ſeine perſönliche Erſcheinung über Alles fürchtend, dieſem den Befehl entgegenſchickte, Halt zu machen, indem man jeden Schritt, mit dem er für ſeine Perſon der Hauptſtadt des Orients näher kommen würde, als eine Feindſeligkeit betrachten werde. Stilicho war zu fein, um nicht ſcheinbar zu gehorchen, aber auch entſchloſſen genug, einen Nebenbuhler aus dem Wege zu ſchaffen, der es wagen dürfte, ihm, dem Feldherrn und Retter des kaiſerlichen Hauſes, ſich entgegenzuſtellen. Gainas, ein gothiſcher General, von ihm zum Oberbefehlshaber des morgenländiſchen Heeres beſtellt, erhielt ſeine Aufträge, und Rufinus fiel auf dem Marsfelde vor Konſtantinopel, umgeben von den angekommenen, darauf vorbereiteten Heere, durch das Schwert eines kecken Soldaten, unter den Augen des Kaiſers Arcadius. Doch Stilicho hatte irriger Weiſe geglaubt, ſeinem großen Ziele dadurch näher zu kommen; ja, er war in der That jetzt weiter als vorher davon entfernt, indem die Politik eines Eunuchen aus dem Innern des byzantiniſchen Palaſtes gegen ihn in die Schranken trat. Der kluge Höfling Eutropius, oberſter Kämmerling und erſter Günſtling des Arcadius, und die eben ſo geiſtvolle, als reizende Kaiſerin Eudoxia, gefielen ſich ſelbſt zu wohl in der leicht errungenen Herrſchaft über einen ſchwachen Herrn und Gemahl, als daß ſie dem Feldherrn einen Einfluß hätten geſtatten ſollen, der dem Günſtlinge ſo gefährlich werden konnte. Arcadius ſelbſt mochte es auch vorziehen, dem Höflinge und der ſchönen, ſchmeichelnden Gemahlin ſich hinzugeben, als dem kraftvollen Ernſte des Heerführers, und ſich der weiſen, ihm jedoch unbequemen, Berathung und Leitung eines Mannes zu überlaſſen, der des Vaters Stelle zu erſetzen wohl verſtand. Man wußte ſich der Anhänglichkeit der Truppen und ihres Befehlshabers, Gainas, zu verſichern, und nachdem man alles verſucht hatte, um Stilicho in der öffentlichen Meinung zu ſtürzen, gelang es, wider ihn ein Decret des Senats von Konſtantinopel zu erhalten, wodurch er für einen Feind des Reiches, und ſeiner, in den Grenzen des Orients liegenden großen Beſitzungen für verluſtig erklärt wurde; meuchelmörderiſche Anſchläge auf ſein Leben glückten aber nicht. Dieſe Feind-

ſeligkeiten gegen den Verwalter der occidentaliſchen Regierung gab das erſte Zeichen zur ewigen Trennung beider Reiche, und des vorſichtigen Theodos weiſe Abſichten ſcheiterten an den Leidenſchaften einiger wenigen Menſchen und an der Schwäche ſeiner jungen Söhne, welche jene nicht zu zügeln vermochten. Wohl hätte Stilicho, der weltberühmte Feldherr, ſich vielleicht mit dem Schwerte in der Hand den Weg zu dem Palaſte des Arcadius bahnen können, doch das ſchreckhafte Bild eines durch ihn erregten Bürgerkrieges hielt den Ehrgeiz des ſonſt wackern Mannes zurück; er überließ dem Eunuchen das Steuerruder des Orients und widmete ſich nun einzig den Angelegenheiten ſeines Mündels Honorius, der Regierung des Abendlandes, deſſen beſondre Geſchichte nach der nun vollendeten gänzlichen Scheidung von dem verſchwiſterten Morgenlande hier eigentlich beginnt. Die erſte Sorgfalt des Vormund-Miniſters war der Beſiegung des aufrühreriſchen Statthalters in Afrika, Gildo, gewidmet. Als dieſe durch deſſen eignen Bruder, den mauriſchen Prinzen Mascezel, der die Ermordung zweier Kinder an ſeinem tyranniſchen Bruder zu rächen hatte, vollbracht, Gildo ſelbſt todt, auch Stilicho's Feldzug in Griechenland gegen die Gothen beendigt war, vermählte er ſeine Tochter Marie ihrem Vetter, dem 14jährigen Kaiſer Honorius (393 nach Chr.), welche jedoch zehn Jahre darauf, und wie die Geſchichtsſchreiber verſichern, noch als Jungfrau, ſtarb. Schon zwei Jahre nach jener Vermählung brach ein Unglück über Italien aus, das Stilicho nur aufzuhalten, nicht abzuwenden vermochte. Alarich, der tapfre König der Weſtgothen, durch Stilicho im Jahr 397 an der gänzlichen Unterjochung Griechenlands gehindert, beſchloß, ſich dafür zu rächen und ſeine Fahne auf den Wällen Roms aufzupflanzen. Er fiel im J. 400 in Italien ein. Schon nahte er ſich der Reſidenz des Kaiſers, Mailand, ſchon hatte dieſer ſich in das feſte Aſta am Tanarus (jetzt Aſti) geflüchtet, und mußte, darin belagert, ſich den demüthigenden Antrag einer ſchimpflichen Capitulation gefallen laſſen, als Stilicho, der mit reißender Thätigkeit die weit umher zerſtreuten abendländiſchen Truppen geſammelt hatte, durch die Fluthen der Adda ſchwimmend erſchien und Italien rettete. Alarich's Lager (bei Pollentia), mit dieſem die großen zuſammengeraubten Schätze Griechenlands, und Alarich's Gemahlin wurden die Beute der Sieger, die, als der gothiſche König dennoch auf Rom zog, und ſelbſt nicht um den ihm angebotnen Preis der Rückgabe ſeiner Schätze und ſeiner Gemahlin, zum Rückzuge zu bewegen war, ihm eine zweite Schlacht bei Verona (403) lieferten, und ihn, nach einer gänzlichen Niederlage, in der er faſt ſelbſt umgekommen wäre, zur Räumung Italiens zwangen. Honorius, an ſeiner Seite der ruhmgekrönte Stilicho, zog (404) im Triumph in das alte Rom ein, das jubelnd ſeinen Kaiſer empfing, und verewigte das Andenken ſeiner Anweſenheit in dieſer Stadt durch ein Edict, welches die Fechterkämpfe bei den öffentlichen Spielen für immer aufhob. Nach einem Aufenthalte von einigen Monaten verließ Honorius Rom, um in Ravenna ſeine Reſidenz aufzuſchlagen, da die, in dem unbefeſtigten Mailand kaum überſtandene Gefahr ihm die Bewohnung einer Feſtung anzurathen ſchien; und er pries ſeine Vorſicht, als zwei Jahre ſpäter Rhadagais, an der Spitze von 200,000 deutſchen, ſarmatiſchen und andern Kriegern, über die Alpen hereinbrach und bis Florenz vordrang. Stilicho, der ſich bis dahin nur mit der Bildung eines Heeres beſchäftigt hatte, ohne die Verwüſtungen der Barbaren verhindern zu können, eilte mit dem kaum 40,000 Mann ſtarken und

letzten Heere des ſeinem Verfalle immer mehr ſich nähernden Reichs herbei, ſchloß durch eine ungeheure Kette von Verſchanzungen das Heer des Rhadagais ein, verſah das bedrängte Florenz mit Lebensmitteln, während die Barbaren allmälig ausgehungert wurden, und ließ endlich, in einem allgemeinen Angriffe auf den entkräfteten Feind, das Werk des Hungers durch das Schwert vollenden. Rhadagais wurde gefangen und hingerichtet, die übrigen Gefangnen aber als Sklaven verkauft. So war Italien noch einmal gerettet; doch Stoß auf Stoß traf das in ſeinen Grundfeſten längſt erſchütterte Reich. Der Ueberreſt des Barbarenheeres fiel (407) in Gallien ein, und bald waren die Germanen (Vandalen und Alanen, mit Sueven vereint) Herren der ſieben galliſchen Provinzen und des Rheins, der damals von allen Truppen entblößt war, indem Stilicho ſie zur Beſiegung der Deutſchen in die Felder von Florenz gerufen hatte. Zu gleicher Zeit empörte ſich das römiſche Heer in Britannien, und wollte ſich ſelbſt einen Kaiſer geben; doch erſt der dritte, Conſtantin, ein gemeiner Soldat, wegen ſeines Namens von ihnen zum Herrſcher gewählt, erhielt ſich, nachdem ſeine beiden Vorfahren, Marcus und Gratian, nach wenigen Monaten ihrer Herrſchaft durch Dolchſtöße vom neuen Throne wieder herabgeworfen worden waren. Conſtantin landete in Boulogne, und gern unterwarf ſich ihm das von Honorius verlaſſene, den Barbaren Preis gegebne Gallien; der Gothe Sarus, beauftragt, Conſtantins Haupt nach Ravenna zu bringen, mußte ſich glücklich ſchätzen, nach einem ſiebentägigen Sturme auf des galliſch-britanniſchen Kaiſers Verſchanzungen bei Vienne, ſein faſt aufgeriebnes Heer über die Alpen zurückzuführen, welche jetzt die Grenzſcheide zwiſchen Honorius und Conſtantin machten. Letztrer vereinigte kurz darauf (408) auch Spanien mit ſeinem neuen Reiche, wo er einen ſchwachen, bald beſiegten Widerſtand von Seiten der, daſelbſt auf reichen Beſitzungen wohnenden vier Vettern des verſtorbnen Kaiſers Theodoſius, und dagegen viele Anhänglichkeit unter dem Volke fand. Während dies unter dem weiten Himmelsſtriche zwiſchen den Alpen und den Säulen des Herkules ſich begab, entwickelten ſich am Hofe zu Ravenna Begebenheiten, eine große Kette von Unfällen, Schwächen und Verbrechen, in denen der Thron des Occidents unterging. Alarich, der Gothen König, hatte ſich ſeines würdigen Gegners Stilicho Freundſchaft erworben, und auf den Grund derſelben ein Friedens- und Vereinigungsbündniß mit Honorius geſchloſſen, durch welches er zum Oberbefehlshaber der römiſchen Kriegsmacht in der Präfectur von Illyrien ernannt wurde. Stilicho hatte längſt die Abſicht, die morgenländiſche Hälfte dieſer Präfectur wieder mit der occidentaliſchen zu vereinigen, und zugleich den immer gefährlichen Alarich durch die Ausſicht auf die Pforten von Konſtantinopel entfernt von Italien zu beſchäftigen. Zwar unternahm dieſer auch einige Bewegungen in Theſſalien und Epirus; allein von Aemona aus ſandte er nach Ravenna ſeine Foderung, ihm eine große Rechnung gehabter Auslagen für Honorius zu bezahlen, und ſeine Vorſchläge, ihn in den Beſitz irgend einer occidentaliſchen Provinz, als bleibender Stätte für ſein Volk zu ſetzen, wofür er Conſtantin demüthigen wolle. Nach den heftigen Auftritten in dem römiſchen Senate drang Stilicho mit dem Antrage durch, den ungeſtümen Mahner jetzt mit einer Summe von 4000 Pf. Gold, als Hülfsgeld, zu beſchwichtigen. Aber den geheimen Groll des Senats über dieſe Nachgiebigkeit, die doch nur aus Stilicho's Kenntniß von der Kraft des Gothenkönigs floß, theilte, vielleicht

angereizt, auch das Heer. Honorius Vertrauen zu ſeinem alten Miniſter ward immer mehr untergraben. Er fing an, ihn zu fürchten, dann zu haſſen, als man ihm zuflüſterte, Stilicho habe die geheime Abſicht, ſeinen eignen Sohn Eucherius auf den Thron zu ſetzen, und ſo gab er ſeine Einwilligung zur Hinrichtung eines Mannes, der bisher die einzige Stütze des wankenden abendländiſchen Throns geweſen war. Stilicho's Haupt fiel 408; ihm folgten auf gleiche Weiſe ſein Sohn und viele ſeiner Freunde; auch ließ ſich zugleich Honorius von ſeiner zweiten Gemahlin, Thermantia, der zweiten Tochter des Stilicho ſcheiden. Von nun an befand ſich dieſer ſchwache Monarch in den Händen einiger Günſtlinge, die bloß von Fanatismus und Selbſtſucht erfüllt, nicht zu beurtheilen wußten, welchen großen Dienſt ſie dem lauernden Könige der Gothen durch Stilicho's Fall geleiſtet hatten. Auch rächten dieſen Fall die, dieſem alten Feldherrn treu ergeben geweſenen fremden Hülfstruppen dadurch, daß ſie, 30,000 Mann ſtark, unter Alarich's Fahnen traten. Noch hatte man dieſem jene ſogenannten Hülfsgelder nicht bezahlt, und als man noch zu Ravenna darüber berathſchlagte, was man auf Alarich's Frage darnach thun wolle, war dieſer ſchon über die Alpen, den Po, bis Rimini vorgedrungen, hatte die Päſſe der Apenninen erobert, die triumphaliſchen milchweißen Stiere an den Ufern des Clitumnus ſeinen Soldaten Preis gegeben, und lagerte ſich unter den Mauern von Rom (408), welches er ſo eng einſchloß, daß bald die ſchrecklichſte Hungersnoth in demſelben herrſchte. Als Abgeordnete Roms, in Alarich's Lager geſandt, dieſem zu erklären wagten: „daß, verweigere er eine ehrenvolle Capitulation, die ganze Bevölkerung ſich auf ihn losſtürzen werde," ſprach er die wenigen Worte: „Je dichter das Gras, deſto leichter läßt es ſich mähen," und als er endlich das ungeheure Löſegeld beſtimmt hatte und man ihm fragte: „Wenn du dies, o König, gen uns foderſt, was willſt du uns denn laſſen?" antwortete er kurz: „Euer Leben!" Doch gab er in einigen ſeiner Foderungen nach, verließ die Umgebungen Roms, und nahm ſeine Winterquartiere im herrlichen Tuscien, nachdem ihm von der zitternden Hauptſtadt des Reichs 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber, 4000 ſeidne Kleider, 3000 Stück feines Scharlachtuchs und 3000 Pfund Pfeffer geopfert worden waren. Bald vermehrte ſich ſein Heer bis über 100,000 Mann, als ſein Schwager Adolf (Aſtaulf) mit einem Heere von Gothen und Hunnen von der Donau aus ſich bis zu ihm durchgeſchlagen hatte. Nach fruchtloſen Friedensunterhandlungen mit Honorius, eilte Alarich, der ſich des Hafens und der Stadt von Oſtia bemächtigt hatte, wieder auf Rom zu, ernannte in der Perſon des Präfecten Attalus, mit Einwilligung des Volks und Senats, einen neuen Kaiſer (409) und zog mit dieſem, von demſelben als Oberbefehlshaber der occidentaliſchen Kriegsmacht anerkannt, vor Ravenna. Schon war Honorius im Begriff, ſich in die Arme ſeines Vetters, des jungen Kaiſers Theodoſius zu Konſtantinopel, zu werfen, als er durch die Anhänglichkeit und Klugheit ſeines Feldherrn Heraklian in Afrika, und die durch Geldſpenden erhaltene Treue ſeiner Leibwache, im Vereine mit den falſchen Maßregeln des Attalus, ſeinen Thron gerettet ſah. Alarich ſetzte ſelbſt den Attalus wieder ab, und ſchickte deſſen Purpur nach Ravenna. Zum Lohne dafür überfiel ihn des Honorius Feldherr Sarus, tödtete ihm viele Leute und erklärte ihn als Reichsfeind jedes Bündniſſes mit ſeinem Kaiſer für unwürdig. Doch fürchterlich rächte ſich der ſchwer beleidigte Feind. Er wandte ſich wieder

gegen Rom und nahm es in der Mitternacht des 24. Aug. 410, nachdem ihm von innen durch die Hände verrätheriſcher Sklaven ein Thor geöffnet worden war. Die alte Hauptſtadt der Welt wurde geplündert und zum Theil verbrannt, wobei außer den Schätzen der Einwohner, auch viele koſtbare Werke römiſcher und griechiſcher Kunſt ein Raub der Barbaren wurden, die das wenigſtens zerſtörten, was in ihren Augen keinen weſentlichen Werth hatte, wobei auf Alarich's ausdrücklichen Befehl nur das Heiligthum der Kirchen anerkannt wurde, und ihr Eigenthum unberührt blieb. Dies geſchah 1163 Jahre nach Erbauung der Stadt durch Romulus. Alarich verließ nach ſechs Tagen Rom, plünderte das ganze ſüdliche Italien und war im Begriffe, Sicilien und Afrika zu erobern, als ihn zu Coſentia in Unteritalien der Tod erreichte (410). Noch zwei Jahre lang mußte Italien die Anweſenheit der Barbaren ruhig dulden, bis Adolf, Alarich's Nachfolger, es verließ, als er nach vollzogner Vermählung mit Placidia, des Honorius Schweſter, mit der Beute aus Rom und deſſen ſüdlichen Provinzen beladen, nach Gallien und Spanien zog (412), wo er der Stifter des weſtgothiſchen Reichs wurde. Italien athmete wieder freier, Rom erhob ſich prächtig aus ſeiner Aſche, und das Reich hätte vielleicht zu neuer Kraft gelangen können, wenn ſein Beherrſcher, der nach Adolf's Abzug noch elf Jahre lebte, nicht ſelbſt zu kraftlos geweſen wäre. Gallien kam zwar einen Augenblick durch die Tapferkeit des römiſchen Feldherrn Conſtantius, der Conſtantin beſiegte, und dafür die Hand der Witwe des kurz zuvor verſtorbnen Adolf erhielt, ja ſogar zum Mitregenten des Honorius ernannt wurde, wieder unter deſſen Herrſchaft; doch es wurde, wie Spanien, durch unaufhörliche Kämpfe im Innern zerriſſen. Britannien und Afrika waren verloren, und die unſeligſten Zwiſtigkeiten herrſchten im Palaſte zu Ravenna, wo Placidia zum zweiten Male Wittwe, nach des Auguſtus, Conſtantin's Tode ihre Herrſchaft walten ließ, als Honorius nach einer zwar ereignißreichen, aber ruhmloſen, 28jährigen Regierung ſtarb (24. Aug. 423). Placidia erfuhr die Nachricht davon zu Konſtantinopel, wohin ſie wegen der drohenden Unruhen zu Ravenna mit ihren Kindern geflüchtet war, unter dem Schutze ihres Neffen, des jungen Kaiſers Theodoſius II. vom Orient, wurde der Sohn der Placidia und des Conſtantins, Valentinian III., ein ſechsjähriges Kind, zum abendländiſchen Kaiſer ausgerufen. Placidia ward zur Vormünderin erklärt, und behauptete ſich als ſolche 25 Jahre lang, während welcher Zeit das abendländiſche Reich ſeinem gänzlichen Untergange immer näher gebracht wurde. War die Regierungszeit des Honorius durch Alarich berühmt geworden, ſo wurde es die des Valentinian zuerſt durch den Einfall des Genſerich, König der Vandalen, in Afrika (428), der das vandaliſche Reich in den dortigen Provinzen Roms ſtiftete, welcher Verluſt durch die Abberufung des römiſchen Statthalters Bonifaz, der als ein Opfer der Eiferſucht des römiſchen Feldherrn Aëtius fiel, befördert worden war. Ein zweiter empfindlicher Verluſt für das weſtrömiſche Reich war die Abtretung des weſtlichen Illyriens an den Orient, womit Placidia für ihren Sohn eine Gemahlin (die Tochter des Theodoſius und der Athenais, Eudoxia) erkaufte (437) und zugleich dem Hofe von Byzanz die Koſten des Krieges gegen Johannes (einen vormaligen Geheimſchreiber des Honorius, der nach des Letztern Tode ſich des Throns zu bemächtigen geſucht hatte) erſetzte. Doch alles trat in Schatten, als plötzlich Attila, der Hunnen König, und des Vandalen Genſerich Bundesgenoſſe, auftrat,

und, nachdem er, im Angeſichte der Thürme von Konſtantinopel dem Theodoſius einen harten, jährlichen Tribut abgepreßt hatte, die Hand der Honoria, des Valentinian Schweſter (die von Konſtantinopel aus, wohin ſie wegen eines zu vertrauten Umgangs mit ihrem Kammerherrn Eugenius, verwieſen worden war, im Gedränge aller Leidenſchaften ſich ſelbſt und ihre Anſprüche auf Italien dem Hunnen hatte antragen laſſen), nebſt ihrem Erbtheile begehrte. Die abſchlägige Antwort hierauf entſchied den Krieg, welchen Attila mit einem Einfalle in Gallien begann, und der mit der gewaltigen Schlacht in den catalauniſchen Feldern (bei Chalons 450) ſich wieder endigte, wo der römiſche Feldherr Aëtius, verbunden mit Theodorich, der Gothen König, das Heer des Attila ſchlug, und deſſen Macht vielleicht gänzlich hätte vernichten können, wenn nicht die politiſche Rückſicht, in den Hunnen ein Gegengewicht gegen die mächtigen Gothen zu erhalten, erſtern zum Rückzuge und zur Trennung von ſeinen Verbündeten veranlaßt hätte. Doch ſchon im Frühjahre 451 wiederholte Attila ſeine Foderungen auf die Prinzeſſin Honoria und ihr väterliches Erbe, und kaum war die abermals verneinende Antwort ertheilt, als er in Italien einbrach, Aquileja, Padua, Vicenza, Verona und Bergamo gänzlich zerſtörte, Mailand, Pavia plünderte, und bis Rom vordrang, wohin Valentinian aus Ravenna geflohen war. Da entſchloß ſich dieſer, durch eine Geſandtſchaft um Frieden zu bitten, und die unwiderſtehliche Redegewalt des Biſchofs von Rom (Papſt Leo I.), der an der Spitze der römiſchen Abgeſandten ſtand; der Eindruck, den ſeine Umgebungen auf den Hunnen machten, bewogen dieſen, von der Eroberung Roms gegen ein Löſegeld, das den Werth des Erbtheils der Honoria betrug, abzuſtehen, während ſeine ausſchweifende Leidenſchaft zu der ſchönen Ildico derſelben die Honoria aufopferte, die mit lebenslänglicher Einkerkerung den romantiſchen Einfall, Königin der Hunnen zu werden, abbüßte. Attila's Tod (453) befreite den Kaiſer des Occidents von einem der furchtbarſten Feinde, und Valentinian hätte glücklich regieren können, wenn er weniger leidenſchaftlich geweſen wäre. Verführt durch die Einflüſterungen des Eunuchen Heraklius, ſah er mit einem Male in dem Stolze ſeines Oberfeldherrn Aëtius die Grundlage verrätheriſcher Abſichten; er fing an ihn zu fürchten, und dieſelben innern Gründe, welche die Hinrichtung des Stilicho einſt anriethen, machten den Kaiſer Valentinian zum Mörder des Aëtius, dem er in der Hitze eines leidenſchaftlichen Wortſtreits im Palaſte zu Rom mit eigner Hand ſein Schwert in die Bruſt ſtieß. Die Nemeſis erreichte den unbeſonnenen Tyrannen, als er die Gemahlin des Senators Maximus geſchändet hatte; der beſchimpfte Gemahl rächte ſich, und Valentinian, der letzte römiſche Kaiſer aus dem Stamme der Theodoſius, fiel (15. März 455) auf dem Marsfelde, mit ſeinem Günſtlinge Heraklius zugleich, durch die Schwerter zweier Anhänger des ermordeten Aëtius, die ſich unter des Kaiſers Leibwache befanden. Sein erbittertſter Feind, der Senator und Patrizier Petronius Maximus ward vom Senat und Volk zum Kaiſer ausgerufen. Deſſelben erſtes Werk beſtand darin, daß er ſeinen Sohn mit der älteſten Tochter des vorigen Kaiſers vermählte und deſſen Wittwe, Eudoxia, ihn zu heirathen zwang. Doch ſchon nach drei Monaten ward er das Opfer ihres Haſſes und der Volkswuth. Eudoxia ergriff (da ihr von Konſtantinopel keine Hülfe kommen konnte) das ſonderbare Mittel, den König Genſerich in Karthago um ſeinen Beiſtand zu ihrer Befreiung von einem verhaßten

Gemahle und um Rache zu bitten. Wie im Fluge erſchien dieſer mit ſeinen vandaliſchen Horden im Hafen von Oſtia, der fliehende Maximus ward in den Straßen Roms geſteinigt, und verſtümmelt in die Tiber geworfen, die Hauptſtadt ſelbſt aber, durch Leo des Großen muthvolle Beredtſamkeit noch einmal von Brand und Mord gerettet, vierzehn Tage lang geplündert; alle Denkmäler aus der Vorzeit und alle Koſtbarkeiten, die in den, ſeit Alarich's Einfall verfloſſenen 45 Jahren wieder aufgehäuft waren, alle öffentlichen und Privatreichthümer wurden ein Raub der Eroberer, die außerdem noch viele Tauſende der unglücklichen Römer beiderlei Geſchlechts auf ihren Schiffen nach Afrika ſchleppten. Während ſich dieſes zu Rom begab, ward in Gallien ein neuer Kaiſer ausgerufen. Avitus, ein Gallier, unter Valentinian prätorianiſcher Präfect von Gallien, dann von Kaiſer Maximus zum Oberbefehlshaber über das Kriegsheer in Gallien ernannt, ein talentvoller und kenntnißreicher Kopf, ward unter dem Einfluſſe des weſtgothiſchen Königs Theodorich, zu Arles mit dem Diadem des abendländiſchen Kaiſerthums geſchmückt (15. Aug. 455), auch ſogleich vom Hofe zu Konſtantinopel, aber mit heimlichen Unwillen vom Senate und Volke zu Rom anerkannt. Das erſte Jahr ſeiner Regierung war daher auch ſein letztes. Er ſah in demſelben die ſpaniſchen Provinzen von Theodorich, der unter dem Vorwande, als Bundesgenoſſe der Römer die dort eingefallenen Sueven wieder zu verjagen, dieſelben als erobertes Eigenthum behandelte, dem Reiche ſo gut als entriſſen, und gab ſich ſelbſt der Sinnlichkeit ſo ſehr hin, daß er nicht nur gehaßt, ſondern auch verachtet wurde. Ricimer, einer der oberſten Anführer der zur Vertheidigung Italiens beſtimmten fremden Truppen, der aber nach einem gewonnenen Siege über eine vandaliſche Flotte im Triumph zurückkehrte und vom Volke als Befreier begrüßt wurde, kündigte dem Avitus das Ende ſeiner Herrſchaft an (16. Oct. 457); dieſer entfloh, als über ihn das Todesurtheil vom Senat ausgeſprochen worden war, und kam auf dieſer Flucht um's Leben. Auf Ricimer's, des allgewaltigen Feldherrn, Stimme wurde Majorian, ſonſt Soldat unter Aëtius, auf den Thron erhoben (457), den er durch Tugend und Verſtand zierte. Seine heilſamen Verordnungen, beſonders in Anſehung der Abgaben und deren Erhebungsweiſe, die Erneuerung der ſogenannten Stadtvertreter (Defensores civitatum), und ſeine Sittengeſetze zeichnen ſeine Regierung in Hinſicht der innern Verwaltung aus, während er ſo glücklich war, den Theodorich zu ſchlagen, und auch über Genſerich, der auf's neue Italien anfiel, Vortheile zu erringen. Nur der unverſchuldete Verluſt ſeiner Flotte (460) hielt ihn von der Vernichtung des vandaliſchen Reichs ab. Doch war Rom eines ſolchen Regenten nicht mehr würdig, und Majorian ward ein Opfer der allgemeinen Verderbniß und Charakterloſigkeit, ſo wie des Haſſes ſeiner Feinde. Man nahm ihm den Purpur plötzlich wieder, und wahrſcheinlich am fünften Tage darauf auch das Leben, während verbreitet wurde, er ſei an der Ruhr geſtorben (7. Aug. 461). Ein gewiſſer Libius Severus ward zum Kaiſer ernannt, doch 465 wieder aus dem Wege geräumt. Die Regierung, ſowol im Laufe dieſer fünf, als auch der zwei folgenden Jahre, in denen der Thron unbeſetzt blieb, war einzig in Ricimer's Händen, der es jedoch nicht wagte, dem Herrſchertitel ſelbſt anzunehmen. Allein bald ſah er ſich genöthigt, bedrängt von den Vandalen, die Hülfe des Orients anzurufen, und der Hof von Konſtantinopel ſchloß mit Rom unter der Bedingung ein Bündniß, daß es dem Kaiſer

Leo die Ernennung eines abendländiſchen Herrſchers überlaſſen wolle. So ward der griechiſche Patrizier Anthemius Kaiſer des Occidents, in deſſen Hauptſtadt er (12. Apr. 467) mit großem Pompe einzog. Dem Ricimer gab er ſeine Tochter zur Ehe, und es ſchienen jetzt zur Wiederbefeſtigung Roms viele, ſonſt getheilte Intereſſen glücklich vereinigt. Aber der Krieg gegen die Vandalen ward mit ſehr abwechſelndem Glücke geführt, und koſtete ungeheure Summen, und bald entwickelten ſich Mißverſtändniſſe zwiſchen Anthemius und Ricimer, welcher letztre nach Mailand gezogen war. Durch die Vermittelung des Biſchofs von Pavia, Epiphanias, ward zwar eine Verſöhnung zwiſchen beiden zu Stande gebracht; doch kurze Zeit darauf ſtand Ricimer mit einem großen Heere, durch Burgunder und morgenländiſche Sueven verſtärkt, vor Rom, ernannte den Senator Olybrius, Schwiegerſohn des Valentinian, zum Kaiſer (23. März 472), und eroberte Rom, welches Anthemius mit dem ihm ergebnen Volke drei Monate lang vertheidigt hatte. Anthemius ward auf ſeines Schwiegerſohns Befehl ermordet (11. Juli), die Stadt geplündert und mit dem Blute ihrer edlen Bürger bedeckt, und Olybrius als Kaiſer eingeſetzt. Einen Monat darauf (20. Aug.) ſtarb der tyranniſche Gothe Ricimer, bald darauf (23. Oct.) auch der neue Kaiſer, und Rom ſah ſich der Willkür der Barbaren, an deren Spitze jetzt ein burgundiſcher Fürſt, Gundobald, Ricimer's Neffe, als Oberbefehlshaber ſtand, von neuem Preis gegeben. Gundobald ernannte den Glycerius, einen ſeiner Soldaten, zum abendländiſchen Kaiſer, unterſtützte ihn aber ſo wenig, daß er durch den, vom konſtantinopolitaniſchen Hofe ernannten, Julius Nepos, Neffen des Marcellin und Regenten von Dalmatien (474), wieder verdrängt wurde, und das Biſthum Salona dafür erhielt. Kurz nach ſeiner Thronbeſteigung ſchloß Nepos mit den Weſtgothen einen Frieden, in dem er ihnen Auvergne abtrat, ſah aber durch einen Aufruhr der verbündeten Barbaren, unter Anführung ihres Feldherrn Oreſt, ſich veranlaßt, aus Ravenna nach Dalmatien zu flüchten. Fünf Jahre lebte er dort als landflüchtiger Kaiſer, als er zu Salona auf Anſtiften des Glycerius ermordet wurde, der vielleicht dafür das Erzbisthum von Mailand erhielt. Des Oreſt Sohn, Romulus Auguſtus, ward als Beherrſcher des Occidents ausgerufen (476). Doch das Ende dieſes Reichs war gekommen; die verbündeten deutſchen Truppen, Heruler, Rugier u. ſ. w. empörten ſich unter ihrem Führer Odoaker, als Oreſt ihre Foderung, daß ſogleich ein Drittheil der Ländereien Italiens unter ſie vertheilt werden ſollte, zurückwies; Pavia, wo letztrer ſich vertheidigen wollte, ward von ihnen mit Sturm erobert, Oreſt ſelbſt hingerichtet, Auguſtus dankte ab, Odoaker ward von ſeinem Heere zum Könige ausgerufen, und die Senatoren von Rom ließen durch eine Geſandtſchaft dem Kaiſer Zeno in Konſtantinopel die Eröffnung machen: „daß ſie es weder für nothwendig erkennten, noch daß es ihr Wunſch ſei, daß Italien fernerhin durch eigne Kaiſer regiert werde, daß ſie daher im Namen des Volks einwilligten, wenn der Sitz des allgemeinen Reichs von Rom nach Konſtantinopel verlegt werde, daß ſie dem Rechte, einen eignen Herrn zu wählen, entſagen, die Republik aber ſich den Tugenden des Odoaker anvertrauen und demüthig bitten wollte, der Kaiſer möge ihm den Titel eines Patriziers und die Verwaltung der Dioces Italien ertheilen." So tief war Rom geſunken, daß ſein Senat ſelbſt das Daſein eines Reichs vernichtete, deſſen vormalige Größe von jenem Augenblicke an nur noch in der Erinnerung fortlebte. Kai-

ſer Zeno gab zwar anfänglich dem Senate zu verſtehen, daß der damals noch lebende Nepos in Dalmatien der rechtmäßige Beherrſcher Roms ſei, aber bald gefiel er ſich ſelbſt in der dargebotenen Würde eines Alleinherrſchers, und ließ ſich die Ehrenzeichen des weſtrömiſchen Kaiſers überreichen. Der entthronte Romulus Auguſtus, deſſen erſter Name zu Konſtantinopel in Momyllus, und deſſen zweiter von den Römern ſpottweiſe in das Diminutivum Auguſtulus verwandelt worden, wurde von Odoaker mit einer jährlichen Leibrente von 6000 Goldſtücken auf das Luſtſchloß des Lucull in Campanien verwieſen. So waren denn die Barbaren, die in demſelben Grade, als der alte Geiſt der Römer nach und nach verſchwand, ſich emporgehoben hatten, aus Söldnern Roms deſſen Bundesgenoſſen, und endlich deſſen Herren geworden. König Odoaker regierte Italien vierzehn Jahre. Da kam 491 Theodorich, König der Oſtgothen, beſiegte Odoaker, und ſtiftete das oſtgothiſche Reich auf Italiens klaſſiſchem Boden. Vom großen römiſchen Reiche blieb, nachdem es, von Zeit ſeiner Gründung durch Romulus angerechnet, zwölf Jahrhunderte beſtanden hatte, nichts als der Name ſeiner ehemaligen Hauptſtadt. Aus der Geſchichte des Verfalls dieſes ſonſtigen Rieſenſtaates ergeben ſich auch die Urſachen ſeines Sinkens. Ueberhandnehmende Sittenloſigkeit zog den Verluſt aller moraliſchen Kraft und Würde nach ſich, und man kann wol behaupten, daß ſeit Honorius Thronbeſteigung bis zu des Reichs gänzlichem Untergange daſſelbe ſich in einem unaufhörlichen Todeskampfe befand. Das ſeit Diokletian (284) ſchon angenommene Syſtem der Theilung des Reichs, die Theodoſius zuletzt vollendete, ward der nächſte Grund zu ſeiner politiſchen Ohnmacht und endlichen Vernichtung, welche bei jener, ſelbſt durch die Verbreitung der chriſtlichen Religion nicht abzuwendenden, moraliſchen Schwäche, durch nichts mehr aufgehalten werden konnte, während die nach und nach ſteigende Civiliſation der eingedrungenen fremden Völkerſchaften dieſen ein niederdrückendes Uebergewicht verlieh. Eine neue Ordnung der Dinge trat ein; das von den Oſtgothen mitgebrachte Lehns- oder Feudalſyſtem änderte alle Verhältniſſe eines Staates, der Jahrhunderte lang ſeinen Stolz in der republikaniſchen Verfaſſung gefunden hatte; ganz neue Erſcheinungen traten hieraus hervor (ſ. Italien), und der neuentſtandne Geiſt jener Zeit übte ſeine unwiderſtehliche Gewalt vorzüglich auch in dem Untergange der römiſchen Volksſprache, an deren Stelle allmälig die italieniſche, franzöſiſche, ſpaniſche und engliſche Sprache trat.

Occupation, Bemächtigung, Beſitzergreifung, Beſitznahme, iſt nach dem Naturrechte diejenige Handlung, wodurch jemand eine herrenloſe Sache (rem nullius) zu der ſeinigen macht. Da durch das Geſetz im Staate und die ihm gleichgeltende Gewohnheit gewiſſe Dinge als herrenlos beſtimmt ſind, ſo iſt kein Zweifel, daß dieſelben durch Bemächtigung in das Eigenthum des Bemächtigenden übergehen. Ob und inwiefern aber überhaupt und vor allen Beſtimmungen der bürgerlichen Geſellſchaft die Occupation das Eigenthumsrecht begründe, darüber ſind von jeher die verſchiedenſten Meinungen geweſen (ſ. Eigenthum). Die gewöhnlichſte iſt die, jeder Menſch beſitzt ein urſprüngliches Recht, ſich ſolche Sachen anzueignen, welche weder zu dem urſprünglichen, noch erworbenem Eigenthume eines Andern gehören. Vermöge dieſes Rechts gehöre eine ſolche Sache dem erſten Bemächtigenden (res nullius cedit primo occupanti), und die occupatio ſei daher urſprüngliche Erwerbsart (modus acquirendi originarius) des Eigenthums. In Rückſicht des Gegenſtandes unterſchied

man dann eine unmittelbare oder eigentliche Bemächtigung (occupatio primaria seu principalis), durch welche unmittelbar von einer Sache Beſitz genommen wird, (und man erfoderte dazu eine wirklich herrenloſe Sache, die in das Verhältniß des Eigenthums gebracht werden kann, eine allgemein erkennbare Willenserklärung, die Sache als eigne beſitzen zu wollen, und eine Beziehung der Sache) und eine mittelbare (occupatio accessoria oder accessio), welche durch Verbindung einer Sache mit bereits erworbenem Eigenthume geſchehe. Die durch Acceſſion zu occupirende Sache (accessorium, Zuwachs) beſteht in einer neuen Form, (dann heißt ſie auch Formgebung, specificatio) oder Materie, und geſchieht durch Natur (accessio naturalis) oder Kunſt (accessio industrialis) und im erſtern Falle zufällig (occasio fortuita casualis), oder durch Wirkung der Hauptſache (accessio productiva). Jedoch bewirkt nicht jede Acceſſion das Eigenthum, ſondern nur die, welche ein Zeichen der unmittelbaren Occupation, oder als Ausfluß eines ſchon zuſtehenden Eigenthums- und Nutzungsrechtes angeſehen werden könne. In dieſer Rückſicht ſagt auch das römiſche Recht, die Nebenſache richtet ſich nach der Hauptſache (accessorium sequitur suum principale).

Ocean ein aus dem Griechiſchen abſtammendes Wort (ſ. Oceanus) das große Weltmeer, das die Erde umgibt, und, nach den verſchiednen Ländern, deren Küſten es berührt, verſchiedne Namen erhält. (vergl. Meer.)

Oceaniden (Okeaninen), die Töchter des Oceanus und der Tethys, dreitauſend an der Zahl. Man verſtand darunter, wie aus den orphiſchen Hymnen erhellt, nicht nur des Oceanus Töchter, ſondern ſeine ganze weibliche Nachkommenſchaft, d. h. alle Göttinnen der unterirdiſchen, aus dem Weltſtrome Oceanus abgeleiteten Brunnen- und Waſſeradern; nur unterſcheidet man davon die Nereiden, als Nymphen des innern Mittelmeers, ob ſie gleich auch von der Oceanide Doris abſtammen, und daher vom Antipater von Sidon ebenfalls des Oceanus Töchter genannt werden.

Oceanus (Okeanos), der älteſte der Titanen, deſſen Geburt ſich an die Entſtehung des Meers (Pontos) anſchließt. Später als Pontos geboren, umſtrömte er die Erdſcheibe, und hinter ihm ſenkte ſich nach allen Seiten der Himmelsbogen auf die Erde herab. Daher konnte Oceanus ein Sohn der Gäa und des Uranus heißen. Er erzeugte mit Tethys die Flüſſe und das heilige Töchtergeſchlecht der 3000 Oceaniden. Nach einem andern Syſteme (vergl. Homer Il. XIV. 201, 246) iſt er Vater aller Götter und Menſchen. Allenthalben erſcheint er als ein friedlicher Gott; er nahm keinen Theil an der Entmannung des Kronos, auch ward er nicht mit den Titanen in den Tartarus verſtoßen. Seiner umſichtigen Gelaſſenheit wegen gab man ihm die Metis (die Klugheit) zur Tochter.

Ocher oder Ocker heißen verſchiedne abfärbende Metalloxyde, beſonders wenn ſie ſich in der Natur finden. So hat man Eiſenocher, Antimonocher, Wismuthocher u. ſ. w. Vorzugsweiſe aber verſteht man unter Ocher den als Farbe gebrauchten Eiſenocher, er mag künſtlich oder natürlich ſein. Seine Farbe fällt verſchiedentlich in's Gelbe, Rothe und Braune.

Ochlokratie iſt diejenige Ausartung der Demokratie, in welcher nicht die geſammte Bürgerſchaft, ſondern der unverſtändige Pöbel die Herrſchaft führt.

Oecolampadius (Joh.), ſtammte aus einem Schweizerge-

ſchlechte, und war 1482 zu Weinsberg in Schwaben geboren. Sein eigentlicher Name war Hausſchein, aber nach damaliger Sitte durch Oecolampadius in's Griechiſche überſetzt. Früh kam er auf die Schule nach Heilbronn und in ſeinem 12ten Jahre auf die Univerſität Heidelberg, wo er die beſten Anlagen zeigte. Von hier ſchickte ihn ſein wohlhabender Vater nach Bologna, um die Rechte zu ſtudiren. Er kehrte aber ſchon nach einem halben Jahre zurück, und ging nach Heidelberg, um ſich der Theologie zu widmen. Bald verließ er auch den kurpfälziſchen Hof, wo er Prinzenhofmeiſter geworden war, um zu Hauſe eine, von ſeinen Aeltern geſtiftete Predigerſtelle anzutreten. Da er aber hier die Lücken in ſeinen Kenntniſſen wahrnahm, reiſte er nach Tübingen und von da nach Stuttgart zu Reuchlin, wo er Griechiſch und ſpäter von einem Spanier Hebräiſch erlernte. Bald brachte er es in der griechiſchen Sprache ſo weit, daß er eine Grammatik herausgab. Darauf kehrte er nach Weinsberg als Prediger zurück, trat mit vielem Ernſte auf, und eiferte in ſeiner Schrift: de risu paschali (über das Oſterlachen), gegen die Späße der Prediger auf der Kanzel zur Oſterzeit. Durch ſeines Freundes Capito Empfehlung ward er 1515 als Prediger nach Baſel berufen, wo er Erasmus kennen lernte, Doctor ward, und mit demſelben gemeinſchaftlich Anmerkungen über das N. T. ſchrieb. 1516 nahm er einen Ruf als Prediger nach Augsburg an. Hier faßte er den Entſchluß, ſich in das benachbarte Brigittenkloſter Altenmünſter zurückzuziehen. Aber Luther's Schriften weckten freiere Geſinnungen und Anſichten in ihm auf. Nachdem er noch nicht zwei Jahre im Kloſter geweſen war, begab er ſich auf das Schloß Ebernburg zu Franz von Sickingen, wo er Schloßprediger wurde. 1523 ging er nach Baſel zurück. Hier ward er Profeſſor der Theologie und Paſtor ſubſtitutus. Allein mehrere angeſehne Perſonen, wie Cochläus, ſuchten ihn vergeblich von der Reformation abzuziehen. Er verfocht ſie in mehrern theologiſchen Disputationen und Religionsgeſprächen, beſonders zu Baſel und Bern, und führte ſie in Baſel (1527 und 1528) ein. Muſterhaft war ſein Betragen in den Abendmahlsſtreitigkeiten. Er zeigte ſich in ſeiner Schrift: De genuina verborum Domini, hoc est corpus meum, interpretatione, mit einer ſeltnen Mäßigung, und erklärte den Leib für Symbol des Leibes, nahm alſo nur einen geiſtigen Genuß des Abendmahls an. Die Vertheidiger der körperlichen Gegenwart des Leibes griffen ihn darüber heftig an, und belegten ihn und ſeine Anhänger mit dem Schimpfnamen: Sacramentirer. Oecolampadius antwortete mit Ruhe und Würde, und zeigte ſich bis an ſeinen Tod, der durch den Tod ſeines Freundes Zwingli herbeigeführt wurde, und 1531 zu Baſel erfolgte, als einen friedliebenden, edeln und gelehrten Mann. Seine Lebensgeſchichte hat Sal. Heß geſchrieben. (Zürich 1793).

Octaëder, in der Geometrie ein regulärer Körper, der aus acht gleichſeitigen Dreiecken beſteht.

Octant, Octante, ein aſtronomiſches Inſtrument, das aus dem achten, in Grade u. ſ. w. eingetheilten Theile eines Kreiſes beſteht, und zur Berechnung der Sternweiten dient, jetzt aber wenig mehr gebraucht wird.

Octave heißt im diatoniſchen Tonſyſteme der achte Ton von einem angenommenen Grundtone. Sie gehört zu den vollkommen conſonirenden Intervallen, ſo daß, wenn ſie mit dem Grundtone zugleich angegeben wird, das Ohr faſt nur einen Klang vernimmt, und kaum im Stande iſt, einen von dem andern zu unterſcheiden. Eben

deshalb muß auch die Octave in unſerm Tonſyſteme eine vollkommne Reinheit beſitzen, während alle andern Intervalle etwas über oder unter ſich ſchweben dürfen. Die obere Octave, d. h. den nach oben gelegnen achten Ton vom Grundtone, erhält man, wenn die Saite, welche eben dieſen Grundton angibt, nur die Hälfte kürzer, die untere Octave, wenn eben dieſe Saite noch einmal ſo lang gemacht wird. Die Saite, welche die obere Octave einer andern angibt, macht zwei Schwingungen, während die Saite des Grundtons nur eine macht. Alſo kommt auf der achten diatoniſchen Saite der Ton der erſten oder unterſten noch einmal ſo hoch wieder. Eben ſo wiederholt die neunte Saite den zweiten Ton oder die Sekunde, die zehnte Saite den dritten Ton, oder die Terzie u. ſ. f. Nach der Einrichtung unſers neuern, d. h. diatoniſchen Tonſyſtems, iſt die Octave daher die Grenze, innerhalb welcher alle ſieben weſentlich von einander verſchiednen Töne enthalten ſind; und alle Töne außerhalb der Grenze einer Octave ſind nichts anders, als Wiederholungen der bereits in dem Umfange der Octave enthaltnen Töne in einer vermehrten oder verminderten Größe. Man nennt daher Octave auch den ganzen Inbegriff der Töne des diatoniſchen Syſtems, welche eine Octave umſchließt, und die Griechen nannten deshalb die Octave Diapaſon, d. h. ein Intervall, welches durch alle vorhandnen Töne geht oder alle Töne des Syſtems in ſich faßt. Die Zahl der obern und niedern Octaven, oder wie viele Octaven von verſchiedner Höhe vornehmlich zu unterſcheiden ſind, läßt ſich bei der immer wachſenden Ausdehnung der Inſtrumente, namentlich der Saiteninſtrumente und vorzüglich des Fortepiano, das ſeit kurzem um eine ganze Octave vermehrt worden iſt, nicht feſt beſtimmen. Die Octave, als Intervall betrachtet, hat vor allen Intervallen den wenigſten harmoniſchen Reiz. Deswegen ſagen die Tonſetzer, die Octave klinge leer, und verbieten, wo nur eine Hauptſtimme iſt, in Octaven fortzuſchreiten, außer im Anfange, oder bei einem Schluſſe. Hingegen thut auch eine Reihe auf einander folgender Octaven bei paſſenden Veranlaſſungen ſehr gute Wirkung. Falſche oder verbotene Octaven ſind daher im mehrſtimmigen Tonſatze Fortſchreitungen zweier Stimmen in Octaven, welche durch ihre Leerheit das Ohr beleidigen. Warum in einem vierſtimmigen Satze die Octavgänge verboten ſind, läßt ſich daraus genügend erklären, weil, ſobald zwei Stimmen in Octaven fortſchreiten, keine Verſchiedenheit dieſer Stimmen mehr vorhanden iſt, und z. B. der vierſtimmige Satz zu einem dreiſtimmigen werden würde. Es gibt aber auch ſogenannte verdeckte Octaven, worunter man ſolche verſteht, die nur dann erſt zum Vorſcheine kommen, wenn der Intervallraum zweier, in gerader Bewegung in Octaven fortſchreitenden Stimmen noch mit unweſentlichen Noten ausgefüllt wird. Von dieſen werden in dem zweiſtimmigem Satze, oder in den beiden äußerſten Stimmen des drei- und vierſtimmigen Satzes nur diejenigen als fehlerfrei angeſehn, bei welchen die Oberſtimme eine Secunde, die Grundſtimme aber eine Quarte oder Quinte ſteigt oder fällt. Der Gebrauch der übrigen iſt nur unter den Mittelſtimmen, oder unter einer äußerſten und einer Mittelſtimme erlaubt. Octave heißt auch bei der Orgel dasjenige offne Flötenwerk, welches nur eine oder zwei Octaven höher ſteht, als das Prinzipal. Octave bedeutet ferner in der römiſchen Kirche diejenigen religiöſen Gebräuche, welche acht Tage hindurch dauern, und ſich auf ein Hauptfeſt in derſelben beziehen, Oſteroctave.

Octavia, eine Tochter des C. Octavius und der Attia, und Schweſter des Kaiſers Auguſtus. Alle Schriftſteller loben die Schönheit und den edlen Charakter dieſer berühmten Römerin. Nach dem Tode ihres erſten Gemahls, M. Marcellus, vermählte ſie ſich mit dem Triumvir M. Antonius, um dadurch die Freundſchaft zwiſchen ihm und ihrem Bruder noch mehr zu befeſtigen. Aber Antonius war nicht fähig, ihre Eigenſchaften zu würdigen, und zog die buhleriſchen Reize der Kleopatra der ſittſamen Schönheit ſeiner Gattin vor. Sie war nach ihrer Vermählung ihrem Gemahle nach Athen gefolgt, wo ſie den Winter (39 v. Chr.) mit ihm verlebte, ohne an den ausſchweifenden und üppigen Vergnügungen, denen dieſer ſich überließ, Geſchmack zu finden. Ohne ihre vermittelnde Dazwiſchenkunft wäre ſchon damals der Bürgerkrieg zwiſchen Octavius und Antonius ausgebrochen; ſie aber beſänftigte zunächſt durch die dringendſten Bitten ihren Gemahl, der über das Mißtrauen ihres Bruders gegen ihn erzürnt war, und begab ſich dann, die Beſchwerlichkeit der Reiſe trotz ihrer Schwangerſchaft nicht achtend, mit ſeiner Bewilligung von Griechenland nach Rom, und bewog ihren Bruder, in eine Unterredung mit Antonius zu willigen, und ſich mit ihm auszuſöhnen. Als Antonius in den Krieg gegen die Parther ziehen wollte, begleitete ſie ihn bis Korcyra, und kehrte dann auf ſeinen Befehl nach Italien zurück, um bei ihrem Bruder zu bleiben. Neue Mißverſtändniſſe entſtanden bald zwiſchen Antonius und Octavius. Um einen ſcheinbaren Vorwand zum Bruche zu erhalten, befahl Octavius ſeiner Schweſter, ſich zu ihrem Gemahl zu begeben, in der gewiſſen Erwartung, daß dieſer ſie zurückweiſen werde. Wirklich geſchah dies. Antonius vergnügte ſich mit der Kleopatra zu Leukopolis, als Briefe der Octavia aus Athen ihm meldeten, daß ſie mit Geſchenken und Truppen nächſtens bei ihm ſein werde. Dieſer Beſuch war der Kleopatra ſo unwillkommen, daß ſie nicht eher abließ, bis Antonius ſeiner Gemahlin den Befehl zur Rückkehr ſchickte. Auch jetzt trat ſie nochmals vermittelnd zwiſchen beide Nebenbuhler. Octavius befahl ihr, das Haus eines Gemahls zu verlaſſen, der ihr ſo verächtlich begegnet ſei; ſie aber bat ihn im Gefühle ihrer Pflichten, als Gattin und Römerin, ſich ihrer nicht gegen einen erzürnten Gemahl anzunehmen, und die Wohlfahrt der Welt und zweier ihr ſo theuern Perſonen nicht eines Weibes wegen durch die Gräuel des Krieges zu ſtören. Octavius erfüllte ihren Wunſch; ſie blieb in dem Hauſe des Antonius, und beſchäftigte ſich gleich ſorgfältig und zärtlich mit der Erziehung der Kinder, welche derſelbe mit ihr und ſeiner erſten Gemahlin Fulvia gezeugt hatte. Ein ſo edles Betragen der Octavia diente nur dazu, den Unwillen der Römer gegen den Antonius noch mehr aufzuregen. Jeder entrüſtete ſich mit Recht, einem ſolchen Weibe eine Buhlerin vorgezogen zu ſehen. Endlich traf Octavien der empfindlichſte Schlag; ihr Gemahl verſtieß ſie, und befahl ihr, ſein Haus zu verlaſſen. Sie gehorchte, ohne ſich zu beklagen, und nahm alle ſeine Kinder, mit Ausnahme des älteſten Sohns, Antillus, der ſich bei dem Vater befand, mit ſich. Bald war ſie Zeugin des ausbrechenden Bürgerkriegs. Sie ſtarb im J. Roms 742, etwa 10 J. vor Chr. Geb.; Auguſtus ſelbſt hielt ihr die Leichenrede, lehnte aber die Ehrenbezeigungen ab, welche der Senat ihr zuerkannt hatte.

Octavius oder **Octavianus**, ſ. **Auguſtus**.

Octroi oder **Octroy**, ein altes franzöſiſches Wort aus der Kanzleiſprache, eine Bewilligung, Verſtattung einer Freiheit von Sei-

ten der Regierung; es wird beſonders von Handelsprivilegien gebraucht, die einer gewiſſen Perſon oder Geſellſchaft ertheilt werden. Daher heißen octroirte Handelscompagnien ſolche, denen das ausſchließende Recht, einen gewiſſen Handel zu treiben, durch ein Privilegium beſtätigt worden iſt, wie z. B. die oſtindiſche Compagnie in England u. a. In ähnlichem Sinne ſpricht man von octroirten Verfaſſungen, im Gegenſatze derjenigen, die nicht, wie dieſe, einſeitig von dem Fürſten gegeben wurden, ſondern auf Vertrag zwiſchen ihm und den Volksvertretern beruhen. In Frankreich heißt Octroi eine an den Thoren einiger Städte von Lebensmitteln zu zahlende Abgabe. Auch hieß die 1804 über das Rheinzollweſen geſchloſſne Uebereinkunft Rheinſchifffahrts-Octroi (ſ. d. Art.).

Ocularglas heißt in einem Fernrohre dasjenige Glas, welches dem Auge zugekehrt iſt.

Oculiren (Aeugeln), heißt das Verfahren des Gärtners, nach welchem er das mit Sorgfalt ausgeſchnittene Auge eines Baums oder Strauchs in die aufgeſchlitzte Rinde eines andern ſo einſetzt, daß es fortwachſen kann. Der Zweck dieſes Verfahrens iſt die Veredlung des wilden Stammes, der, wenn man ihm alle ſeine wilden Aeſte und Zweige nahm, aus dem eingeſetzten Auge fortwächſt, und mit dem Baume, von welchem das Auge genommen worden, gleiche Früchte trägt. Das Oculiren kann vorgenommen werden, ſo lange ſich die Rinde von den Zweigen löſt; jedoch nimmt man es am liebſten im Frühlinge oder Herbſte vor. Wenn man im Frühlinge oculirt, ſo treibt das eingeſetzte Auge noch in demſelben Jahre einen Zweig; das im Herbſte eingeſetzte aber ſchläft bis zum folgenden Frühlinge. Die Herbſtoculation kann bis zum Ende Auguſts geſchehen. Die Augen nimt man allemal von den zuletzt getriebnen Zweigen, welche abgeſchnitten werden, ehe ſich die Knoſpen öffnen. Will man dann die Oculation nicht ſogleich vornehmen: ſo ſchneidet man die Blätter des Zweigs bis über die Hälfte ab, und ſteckt ihn einige Zoll tief in friſche Erde oder in's Waſſer. Das Auge wird einem Stückchen von der umgebenden Rinde abgelöſet, und zwar etwas größer, als man den Schnitt in den zu oculirenden Zweig oder Stamm machen will. Je mehr Rinde man mit dem Auge vereinigt läßt, deſto ſicherer wächſt es. Bevor man das Auge einſetzt, muß man jedoch unterſuchen, ob an dem Auge auch der Keim befindlich iſt, denn ohne dieſen wächſt es nicht. Ein durchſichtiges Loch auf der Rinde des Auges iſt das Zeichen, daß der Keim nicht daran befindlich, ſondern am Holze des Zweiges ſitzen geblieben iſt. In der Rinde des zu oculirenden Stammes wird ein gabelförmiger Einſchnitt gemacht; man hebt dabei die Rinde ſo weit auf, als nöthig iſt, und ſchiebt das Auge ſo ein, das es zwiſchen dem Einſchnitte hervorſteht, bewickelt es mit Baſt, und ſchneidet bei der Frühlingsoculation den Stamm etwa anderthalb Zoll über dem eingeſetzten Auge ab, bei der Herbſtoculation aber erſt im Frühlinge, wenn man ſieht, daß das Auge noch Leben hat, und gedeihen will. Sobald das Auge angewachſen iſt, öffnet man den Verband. Eine eigne Art des Oculirens iſt die, wenn man eine ganze abgeſtreifte Röhre von der Rinde des Oculirzweigs, woran mehrere Augen befindlich ſind, auf einen gleich ſtarken, ſeiner Rinde beraubten, wilden Stamm zieht. Die Oculation nichtholziger Gewächſe gelingt nur ſelten.

Oczakow, (Otſchakow) von den Türken Dzain Krimenda genannt, eine Stadt im ruſſiſchen Gouvernement Cherſon, mit 80 Häu-

ſern und einem kleinen Hafen, liegt am Einfluß des Dnepr in's ſchwarze Meer, war unter der türkiſchen Herrſchaft eine bedeutende Feſtung und hatte außerdem eine Citadelle, die mit 25 Fuß hohen Wällen umgeben war. Die Einwohner ſind Tataren. Oczakow iſt in den Kriegen zwiſchen den Ruſſen und Türken faſt ganz zerſtört worden. 1737 ward es von den Ruſſen, die bei dem Sturm 18,000 Mann verloren, genommen. Die Türken machten in demſelben Jahre mit 70,000 Mann einen Verſuch, es wieder zu nehmen, mußten ſich aber mit einem Verluſte von 20,000 Mann zurückziehen. 1738 verließen es die Ruſſen, nachdem ſie die Feſtungswerke niedergeriſſen hatten. Die Türken befeſtigten es 1743 auf's neue, und blieben im Beſitz bis zum 17. Dec. 1788. Damals wurde Oczakow, nach einer langen Belagerung, von den Ruſſen unter Suwarow geſtürmt, und die Feſtung zerſtört, und im Frieden 1791 von den Türken abgetreten. Die umliegende Gegend iſt meiſt holzloſe Steppe.

Ode, ein Gedicht, das zu derjenigen Gattung gehört, welche die poetiſche Darſtellung des den Dichter bewegenden Gefühls enthält, d. h. zur lyriſchen. Daß es ferner der reinlyriſchen Poeſie, oder derjenigen Klaſſe der lyriſchen Gedichte angehöre, welche das innere Leben des Dichters, wie es ſich in einzelnen Zuſtänden des bewegten Gefühls verkündet, am unmittelbarſten und reinſten, d. h. in ſeiner unmittelbaren Aeußerung in der Gegenwart ausdrücken, haben wir unter dem Artikel Lyrik angedeutet. Uebrigens iſt das Wort in verſchiednen Bedeutungen gebraucht worden. Die Griechen nannten jedes lyriſche Gedicht, welches ſich vorzüglich zum Geſange eignete, mithin vorzüglich das rein lyriſche Gedicht (entgegengeſetzt dem elegiſchen oder der Elegie), eine Ode (ᾠδή), das iſt Geſang, Lied, und umſchloſſen daher auch das Lied, welches die Neuern von der Ode abgeſondert haben. Wir kennen die griechiſchen Oden durch die Chorgeſänge der griechiſchen Dramen, durch Pindar's heroiſche Oden, welche die Sieger in den geheiligten Nationalſpielen und Kämpfen als Söhne der Götter preiſen, durch die wenigen Ueberreſte der Liebesſängerin Sappho, des Alcäus u. a., durch die anakreontiſchen Geſänge, durch die Skolien, und durch die Nachahmungen der Römer, beſonders im Horaz. Weder der Gegenſtand, noch der Grad des Gefühls und der Erhebung ſchloß ein rein lyriſches Gedicht von dieſem Namen aus. Auch die Hymnen oder Lobgeſänge der Götter (die homeriſchen Hymnen gehören jedoch nicht hieher, denn ſie ſind epiſcher Art), die nach den geprieſenen Gottheiten ſelbſt verſchiedne Benennungen erhielten, z. B. die Dithyramben (nach der urſprünglichen Bedeutung: Hymnen auf Bacchus) konnten dazu gerechnet werden. Die Oden der Alten unterſcheiden ſich von den lyriſchen Gedichten der Neuern dadurch, daß ſie, gemäß dem herrſchenden Charakter des Alterthums (ſ. Antik), das Gefühl mehr durch die Gegenſtände ſelbſt ſchildern. Denn das Plaſtiſche, oder die Geſtaltung des Innern zur äußern Anſchauung, iſt ein Hauptzug der griechiſchen Kunſt; in einer bewegten Reihe klarer Bilder, in mannichfaltigen, kunſtvoll verſchlungnen Rhythmen ſprach ſich bedeutſam das Gefühl des Dichters aus. In neuern Zeiten hat man nun die Ode von dem Liede getrennt, ſo daß man die Ode als diejenige Art der lyriſchen Poeſie betrachtet, welche die tiefern Bewegungen des Gemüths, und den Wechſel ſtarker, erhabner Gefühle der Luſt und Unluſt, mit hohem Schwunge der Begeiſterung verkündet. Ihre Gegenſtände ſind die erhabenſten, von deren Größe und Macht durchdrungen, der Sänger zu erliegen ſcheint;

aber er richtet ſich auf im Gefühle ſeiner Kraft, und ſie heben ihn himmelan. Hier offenbart ſich der ganze Reichthum des Gefühls, die kühnſte Kraft, das innerſte Leben; das Ideal wird im Gefühl ergriffen, und durch die von demſelben aufgeregte Phantaſie angeſchaut. Damit hängt zuſammen die höchſte Mannichfaltigkeit und Lebendigkeit rhythmiſcher Bewegungen, welche ſich durch kunſtvolle Bildung und Verſchlingung der Strophen kund thut, ferner der freieſte Gedankenſchwung, die Wahl der kühnſten Bilder und Sprachwendungen; denn wie das Innere eines Kunſtwerks, ſo muß auch das Aeußere beſchaffen ſein. Das Lied dagegen nennen die Neuern dasjenige lyriſche Gedicht, welches in einem kunſtloſern und einfachern Tone den ſanftern Erguß des Herzens, oder das unvermiſchte Gefühl ausſpricht. Es ſind alſo auch hier nicht ſowol die Gegenſtände, als vielmehr die Grade des Gefühls und ſeine Steigerung, welche das Lied von der Ode unterſcheiden. Zugleich müſſen wir hier noch einer dritten Bedeutung des Ausdrucks Ode gedenken, welcher von der erſten abgeleitet iſt. Die Beibehaltung und der Gebrauch der von den Alten erfundnen reimloſen, lyriſchen Strophen (z. B. der alcäiſchen Strophe, des ſapphiſchen Versmaßes ꝛc.), hat bei uns allen lyriſchen Gedichten, welche in dieſen, ehemals für die Oden beſtimmten, oder ähnlichen Versmaßen gedichtet werden, den Namen Ode gegeben. Daher kommt es nun, daß viele lyriſche Gedichte der Alten, z. B. Gedichte des Anakreon, und viele des Horaz, ja ſelbſt viele von Klopſtock und andern deutſchen Dichtern ſchon wegen dieſer Versmaße, oder in jener ältern und weitern Bedeutung, Oden genannt werden, die wir in Hinſicht ihres Inhalts Lieder nennen würden. Eben ſo hat auch die Benennung Lied von den, für daſſelbe in neuerer Zeit beliebten und gangbaren Reimformen eine abgeleitete Bedeutung erhalten. Lieder nämlich heißen uns gewöhnlich ſingbare lyriſche Gedichte, da wir im Gegentheile die (reimloſe) Ode ſelten und nur ausnahmsweiſe mit Muſik begleiten, und zu ſingen pflegen: und wir nennen daher in letztrer Beziehung (d. h. in Hinſicht auf die äußere Form) manches Gedicht ein Lied, was hinſichtlich Inhalts Ode in der neuern Bedeutung zu nennen ſein würde; z. B. Luthers Lied: eine feſte Burg iſt unſer Gott, und viele Kirchenlieder von Klopſtock, Cramer und Andern. Im Grunde laſſen ſich die Grenzen zwiſchen Ode und Lied nicht immer genau feſthalten, und überall gibt es Uebergänge, da die Grade des Gefühls, ſelbſt wechſelnd und unbeſtimmbar ſind. Indeſſen bedürfen wir, um das weite Gebiet der lyriſchen Poeſie einigermaßen zu überſehen, dergleichen Klaſſenabtheilungen und Namen, durch welche, wie bei jeder Klaſſificirung die möglichen Uebergänge nicht geleugnet und aufgehoben werden. Bleiben wir daher nun bei der Ode im eigentlichen Sinne, oder in der zweiten Bedeutung etwas ſtehen, und entwickeln aus jenem Begriffe mehrere Eigenthümlichkeiten derſelben. Im Zuſtande des bewegteſten Gefühls wird die dem Gefühle verwandte Phantaſie mächtig angeregt; dieſes beſtimmt die Art, Folge und Verbindung der Gedanken. In dieſem Zuſtande ergreift der Dichter die Gedanken, die ſeinem Gefühle als Urſachen oder Wirkungen, Veranlaſſungen oder Zeichen zunächſt verwandt ſind, und ihn am meiſten anziehen; das wechſelnde Gefühl aber verſtattet nicht eine planmäßige Folge der Bilder, durch welche der ruhige Erzähler ſeine Begebenheit der Einbildungskraft des Leſers und Hörers vorführt, die Gegenſtände ſchildern ſich vielmehr in dem Eindrucke auf das Gemüth des Dichters ab. Das Gefühl iſt alſo das Beſtimmte in der

Ode, wie in der reinlyriſchen Poeſie überhaupt, und der Zuſammenhang iſt nur nach der Einheit des, dem Gedichte zum Grunde liegenden poetiſchen Gemüthszuſtandes, und nach der Uebereinſtimmung alles Einzelnen mit demſelben zu beurtheilen. Die poetiſche Begeiſterung tritt am meiſten in der Ode hervor, und wird daher auch am meiſten in ihr vermißt. Letztres iſt der Fall, wo der Eindruck entweder in's Schwülſtige, Ueberſpannte und Gezierte fällt, oder wo er zu dem Gewöhnlichen, Matten und Gemeinen herabſinkt. Ein bewegtes Gefühl erfodert große Gegenſtände und Gedanken. Wo dieſe nicht vorhanden ſind, wird der pathetiſche Ausdruck lächerlich. Schwulſt, Uebertreibung und Ueberſpannung zeigen das fruchtloſe Beſtreben des Dichters, ſich zu vergrößern. Wo aber die Gegenſtände erhaben ſind, und das Gefühl des Dichters nicht mit ihnen gleichen Schritt hält, ſo daß der Ausdruck unedel und ohne idealiſche Erhebung iſt, da fällt das Unvermögen des Dichters noch deutlicher in's Auge. Daher läßt ſich auch durch Nachahmung äußerer Formen, und durch die bloße Vernachläſſigung eines planmäßigen Gedankenzuſammenhangs das nicht hervorbringen, was man oft die lyriſche Unordnung fälſchlich genannt hat: denn es iſt an ſich nichts Negatives, ſondern vielmehr der tiefer verborgne Gefühlszuſammenhang, welcher ohne Tiefe des Gefühls nicht hervorgebracht, und durch äußere Nachahmung nicht erworben werden kann. Der Ode Flug, ſagt Schreiber mit Recht, iſt kühn und raſch, aber nur dem blinden Auge regellos, welches die ſchwindelnde Bahn der Begeiſterung nicht zu verfolgen vermag. Die ſogenannten lyriſchen Sprünge ſind nichts weniger als „disjecta membra poetae.“ Die Ode darf daher nicht als ein Werk der kalten Berechnung und künſtlicher Zuſammenſetzung erſcheinen, auch der Dichter muß nicht ſcheinen, als wolle er ſeinem Gegenſtande erſt ein höheres Intereſſe abgewinnen, und ſuche ſich für denſelben zu begeiſtern; wir müſſen vielmehr in jeder echten Ode ſehen, wie der Dichter von ſeinem Gegenſtande wirklich begeiſtert wird. Das Gefühl entwickle ſich vor dem Leſer oder Hörer, ſteige nicht allmälig, wie im Liede, ſondern raſch und feurig, bis zu einem hohen Grade, und laufe voll mannichfaltiger, kräftiger Uebergänge in die verwandten Empfindungen, durch welche zugleich die verſchiednen Seiten des beſungnen Gegenſtandes hervortreten, harmoniſch in ſich ſelbſt zurück. Da aber das ſtarkbewegte Gefühl nur eine flüchtige Dauer hat, ſo iſt Kürze, Fülle und Gedrungenheit, ſowol im Ganzen als in dem einzelnen Ausdrucke, ein Haupterforderniß der Ode, wenn ſie nicht ermatten und abſpannen ſoll. Weitſchweifigkeit iſt ihrem Charakter ganz zuwider. Daß daher auch jene Deutlichkeit des Gedankenzuſammenhangs, und jene Klarheit und Ausführung der Bilder nicht Statt finden könne, welche in andern, ſelbſt lyriſchen Gedichten verlangt wird, liegt am Tage. Darum iſt aber Dunkelheit der Rede kein Erforderniß der Ode, welches der Dichter bezwecken müßte. Auch gibt es einen Grad des Affects, welcher die Beſonnenheit und Herrſchaft des Geiſtes ganz aufhebt, welche jede poetiſche Darſtellung, ja die Bildung jedes Kunſtwerks fodert: bei einem ſolchen Grade des Gefühls wird eine Dunkelheit erzeugt, die allem wahren Kunſtgenuſſe widerſpricht, und die Vollendung der poetiſchen Form unmöglich macht. Was aber die Bilder in der Ode betrifft, ſo iſt z. B. das Gleichniß, wegen der ruhigen Ueberlegung, welche die Ausführung deſſelben verlangt, ihrem Charakter eben ſo widerſprechend, als die Metapher und jedes flüchtige, aber ſtarke, neue und überraſchende Bild denſelben vorzüglich

entſprechend iſt. Bouterwek ſetzt die Ode dem Liede, wie Idealpoeſie der Naturpoeſie gegenüber. „Eine Ode," ſagt er, „iſt durchaus kein populäres Gedicht. Kühne, in das Innerſte der Natur und des Geiſtes eingreifende Gedanken geben der Ode den höchſten lyriſchen Schwung, wenn dieſe Gedanken, wie Anſchauungen ihre Wahrheit unmittelbar in ſich ſelbſt tragen." Ob nun gleich die Ode überall die höhere geiſtige Bildung eines Volks, und eine Maſſe verbreiteter Ideen vorausſetzt: ſo möchten wir doch keineswegs die Anſpielung auf Kenntniſſe, deren Inbegriff Gelehrſamkeit heißt, zu den Vorzügen der Ode rechnen, weil dadurch die poetiſche Selbſtſtändigkeit des Gedichts unfehlbar leidet. Was ferner die verſchiednen Gegenſtände der Ode anlangt, ſo hat man ſie hiernach verſchieden eingetheilt. Der höchſte Gegenſtand iſt die Gottheit, und was als Bild derſelben angeſehen, oder mit religiöſer Erhebung gefeiert wird. Die höchſte Gattung der Ode in dieſer Beziehung iſt die der religiöſen Ode, oder des Hymnus, ſofern er nicht epiſch iſt. Hieher gehören viele hebräiſche Pſalmen voll Größe und Erhabenheit, das ſogenannte Lied Moſis und der Debora (ſ. Hymnus); unter den griechiſchen einige Oden des Pindar, der Hymnus des Kleanthes und viele Chöre in den griechiſchen Dramen; einige Oden des Horaz, z. B. das bekannte Carmen seculare, ob es gleich mehr Politur als Schwung hat. Hieher gehören ferner viele chriſtliche Kirchenhymnen, z. B. des Prudentius und viele altdeutſche Lobgeſänge; unter den franzöſiſchen zeichnet man in dieſer Hinſicht einige Gedichte J. B. Rouſſeau's, wegen der edeln, würdigen und großen Geſinnungen aus, die er in einen prächtigen und feierlichen Vers kleidete; unter den Engländern Hymnen des Gray, Akenſide, Thomſon, Cowley und Prior; unter den Deutſchen vorzüglich Hymnen von Klopſtock (z. B. dem Erlöſer, dem Unendlichen). Nur iſt in Hinſicht des letztern Jean Paul's Bemerkung ſehr wahr: „Sogar in der Lyrik wirkt es entkräftend, wenn z. B. Klopſtock zum Beſingen Gottes durch die Erklärungen Anſtalten macht, daß er das Beſingen nicht vermöge; denn zwar das Unvermögen des Beſchreibers wird bedeutend durch die Wichtigkeit des Beſchreibers gehoben, aber nicht ſonderlich der Gegenſtand, Gott; auch findet man ungern in der Nähe des Allerhöchſten ſo viel Reflexion und Blick auf ſein Beſchreiben." Ferner gehören noch hieher unter den frühern Gedichten, viele von Cramer, Denis, Kretſchmann, Uz; unter den ſpätern aber vorzüglich Gedichte und Lieder von Herder, Lavater, Mahler, Müller, Stolberg, Voß u. A. Die Hymne ſchließt ſich durch die Dithyrambe (ſ. d. Art.), welche das höchſte ſinnliche Leben zum Gegenſtande hat, an die weltliche Ode an. Zunächſt der Hymne ſteht die heroiſche Ode, welche die höhere Menſchheit, die Heroen oder Götterſöhne und Fürſten, das Heldenleben, den Kriegsruhm, die Geiſtesgröße ꝛc. beſingt. Hieher gehören die meiſten von Pindar's Oden und einige des Horaz; hieher die Bardengeſänge und Kriegslieder; viele Oden der Engländer, z. B. Dryden's, Pope's, und der genannten deutſchen Dichter, nebſt Gleim, Ramler, Schiller und Göthe. Des letztern Prometheus gibt ein Beiſpiel einer, im Charakter einer beſtimmten Perſon gedichteten Ode. Hieran ſchließt ſich die ſ. g. didaktiſche Ode, von welcher die ſ. g. philoſophiſche und ſatyriſche Ode Unterabtheilungen ſind. Didaktiſch nämlich nennt man die Ode, ſofern ſie zum Gegenſtande große, das Gemüth begeiſternde Wahrheiten, oder die Ideale der Kunſt und des Lebens hat, deren Begeiſterung der Dichter kräftig, aber nicht in abstracto ausſpricht, und

zwar entweder ohne Beziehung auf ſeine Zeitgenoſſen (dann nennen wir ſie philoſophiſche Ode), und ohne im eigentlichen Sinne lehren zu wollen, oder mit ſtrafendem und züchtigendem Ernſte auf ſeine Zeitgenoſſen blickend (ſatyriſche Ode), wie z. B. Horaz im tiefer erregten Gefühle Flammenworte ausſpricht, wenn die Entartung der Zeit ihn ſchmerzlich anregt. Hier aber geht die Ode, indem ſie lehrendes und ermahnendes Gedicht wird, leicht in kalte Reflexion und trocknes Moraliſiren über, wodurch der beſchriebne Charakter der Ode, und die poetiſche Selbſtſtändigkeit verloren geht. Endlich gibt es noch eine Gattung der Ode, in welcher bedeutende Gegenſtände und Ereigniſſe der Natur und der Geſchichte, wichtige Zeitbegebenheiten (daher politiſche Oden), und Ereigniſſe aus dem Leben des Individuums in ihrer mächtigen Einwirkung auf das Gefühl dargeſtellt werden. Hieher gehört z. B. Klopſtock's Ode auf den zürcher See (die Frühlingsfeier, die Geſtirne u. a. aber ſind mehr Hymnen oder religiöſe Oden); viele Oden Stolberg's auf die gegenwärtige Zeit (andre ſind heroiſche Oden); endlich Klopſtock's Geneſung ꝛc. Von den zuletzt angegebnen Gegenſtänden aus, verliert ſich die Ode in die weite Fläche des Gelegenheitsgedichts. „Soll die Ode," ſagt Bouterwek treffend, „als Gelegenheitsgedicht ausgeführt werden: ſo muß der zufällige Stoff nur, wie z. B. in Pindar's Preisgeſängen, in die höhere und univerſelle Dichtung hineingezogen werden," ja wir möchten hinzuſetzen, die Veranlaſſung ſelbſt eine poetiſche Anregung enthalten. Gewöhnlich aber ſtimmt ſich der Gelegenheitsdichter erſt auf ſeinen Gegenſtand, und verſtimmt dadurch den Leſer für denſelben. „Lyriſche Werke," fährt Bouterwek fort, „die im Odenſtyl eine Perſon oder ein gewiſſes Factum beſingen, wie z. B. Cramer's Ode an Luther, und ſo manche andre Schein-Ode auf den und auf die, ſind nur Lobreden und Gelegenheitsreden in poetiſchem Coſtüm. Die Literatur aller Nationen wäre vielleicht nicht ſo arm an Oden, die dieſen Namen verdienen, wenn man nicht überall zu dem Beſingen einzelner Perſonen und Begebenheiten die Form der Ode mißbrauchte." Uebrigens ſind die beiden letztern Gattungen der Ode von den Neuern vorzüglich ausgebildet worden, deren Hauptgebrechen der Uebergang in den eigentlichen Lehrton, und das Hinneigen zum Schwermüthigen, fälſchlich ſ. g. Elegiſchen ſind. Schon Horaz verfällt oft in den Reflexionston, und ſeine Bilder ſind nicht ſelten nur kalte Erzeugniſſe einer gereizten Phantaſie; die neuern lateiniſchen Dichter, ſelbſt der ausgezeichnete Balde (ſ. d. Art.), Lotichius und Johannes Secundus ſind, ſo wie die Italiener, Nachahmer der Alten. Letztre ſind ſehr weitſchweifig, oft ſchwülſtig, nicht ſelten ſpielend und witzig. Unter ihnen hebt man den Chiabrera aus. Die Spanier, unter welchen man einen Garcilaſo de la Vega, Quevedo, Gongora u. A. nennt, ſind ihnen am ähnlichſten. Die Engländer, deren größte Odendichter wir oben nannten (Cowley, Gray, Weſt, Akenſide, Dryden, Young, Shenſtone), nehmen meiſtens einen kräftigen Lehrton an, und haben häufig Zeitgegenſtände behandelt. Die Franzoſen unter welchen J. B. Rouſſeau, L. Racine, Greſſet, Chenier und Lebrun ausgezeichnet worden, ſind äußerſt declamatoriſch, und ſtrotzen, wie Bouterwek ſich ausdrückt, von moraliſchen Sentenzen und Bildern ohne poetiſche Anſchauung. Die Deutſchen haben in dieſer Gattung ſeit Wekherlin, Opitz, Flemming ꝛc., dem kräftigen Haller, Hagedorn, Uz, dem correcten und gewandten Ramler, Stolberg, Voß, Koſegarten, Schubart, Herder Schiller, Arndt u. A. mannichfaltige Töne angeſchlagen,

höchſt eigenthümlich, voll ſtarken Gefühls, gedankenreich und gedrängt iſt Klopſtock, doch verwirrt er ſich ebenfalls oft in Antitheſen und harten rhetoriſchen Wendungen, anderntheils in die Elegie. Ihm iſt der geniale Baggeſen ſehr verwandt. Der oben genannte Schriftſteller zeichnet unter den geſchichtlich vorhandnen Gattungen nur drei, als epochemachend aus, die Pindar.ſche, Horaziſche und Klopſtock'ſche. Einige nehmen auch eine ſcherzende Ode an, und erinnern an einige ſcherzende Gedichte des Horaz, Catull, ſo wie an Voß's Ode an Göckingk. Wenn aber das Erhabene und der Erguß des tief bewegten Gemüths die Ode von dem Liede unterſcheiden ſoll: ſo kann der bloße Gebrauch der Versmaße der Ode, welcher beſonders die Parodie begünſtigt, kein ſcherzendes Gedicht zur Ode machen. T.

Odeſſa, ein blühender Seehafen und der Mittelpunkt einer neuen lebendigen Handelswelt im ſüdlichen europäiſchen Rußland, im Gouvernement Cherſon, zwiſchen den Mündungen des Dnieſters und des Dneprs, am nordweſtlichen Ende der kleinen Bai Adſchai, unter 46° 29′ 30″ N. B. und 48° 17′ 35″ W. L. Rußland hatte ſeit Peters I. Regierung und zumal ſeit der Erwerbung des ſüdöſtlichen Polens, nach einer Niederlaſſung am ſchwarzen Meere getrachtet. Als Catharina im Frieden von 1791 Oczakow und den ganzen Landſtrich bis an den Dnieſter erhalten hatte, wählte ſie dieſen Platz, Namens Kodſchabey, wo bloß einige Nomadenhütten ſtanden, zu einer neuen Handelsſtadt, da die Lage an einer Bai, die ſelbſt für die größten Kriegsſchiffe Ankergrund hat und kaum zufriert, große Vortheile darbot. Es wurden mehrere Regimenter zur erſten Anlage gebraucht, womit man 1794 den Anfang machte, und in zwei Jahren war man ſchon weit damit gekommen. Alexander vollendete, was Catharina begonnen hatte, und machte den Herzog von Richelieu, der nach ſeiner Auswanderung aus Frankreich in ruſſiſche Kriegsdienſte getreten war, zum Gouverneur der neuen Stadt, die unter ſeiner Aufſicht bald gedieh. Die erſten Bewohner der Anſiedlung waren einige griechiſche Familien, aber ſchon 1804 zählte man eine Volksmenge von 15,000 Seelen. Die Stadt iſt in einem länglichen Viereck regelmäßig auf einem, nach dem Hafen ſich neigenden, Abhange erbaut. Die Umgegend iſt eine weitgedehnte Ebene, deren fruchtbarer Boden einſt den fleißigen Anbau reichlich belohnen wird, doch iſt in gewiſſen Jahreszeiten die Luft ungeſund. Die Stadt hat Feſtungswerke, die den Hafen beſchützen. Dieſer hat für ungefähr 300 Schiffe Raum, und wird durch zwei große Dämme gebildet. An einem Ende des Hafens, der Feſte gegenüber, liegt das Lazareth, und auf einer vorſpringenden Spitze an der Südſeite der Bai erhebt ſich ein Leuchtthurm. Die Rhede iſt ſehr geräumig und der Ankergrund im Sommer ſicher, da ſie gegen Wind, den Süd-Oſt ausgenommen, geſchützt iſt. Die Stadt iſt ſchön gebaut, und die geraden und breiten Straßen ſchneiden ſich alle in rechten Winkeln. Die Häuſer ſind hübſch und faſt alle zwei Stockwerke hoch. Unter den 7 Kirchen iſt die ruſſiſche Kathedrale die vorzüglichſte. Die Admiralität, das Zollhaus, das Spital — ſämmtlich in der Nähe des Hafens — die Börſe und das anſehnliche Theater, wo abwechſelnd ruſſiſche Stücke und kleine italieniſche Opern aufgeführt werden, ſind die vorzüglichſten Gebäude. In der Mitte der Stadt liegt ein ſchöner öffentlicher Garten. Nördlich von der Stadt ſind mehrere Niederlagen für Salz und geſalzenes Fleiſch und weſtlich liegen Waſſerbehälter. Bei der Entfernung der Flüſſe, die ſich auf beiden Seiten der umliegenden Gegend in's Meer ergießen,

war das Waſſer bisher ſelten; doch wird dieſem Mangel abgeholfen werden, da der Kaiſer bei ſeiner Anweſenheit 1818 gegen 1 Million Rubel zu einer Waſſerleitung anwies. Unter den Bildungsanſtalten ſteht oben an das große, nach dem Muſter der franzöſiſchen Lyceen eingerichtete Gymnaſium, das eine bedeutende Anzahl von Zöglingen hat, die Unteroffizierrang haben, wie Soldaten gekleidet ſind, und jährlich 750 Rubel jeder für den Unterricht zahlen. Eine wohl eingerichtete Töchterſchule, die beſonders auch auf häusliche Bildung Rückſicht nimt, ſteht unter Aufſicht der Gemahlin des General-Gouverneurs. Auch gibt es Schulen für Handel und Schifffahrt. Seit einigen Jahren beſteht ein anſehnlicher botaniſcher Garten, wo der Hofrath Descemette beſonders auch den ſyſtematiſchen Anbau der Holzarten betreibt, und junge Leute Anleitung zur Gärtnerei erhalten. Die neu angelegten Seebäder werden beſonders von Polen beſucht. Die Zahl der Einwohner war 1822 gegen 40,000. Die Mehrzahl derſelben beſteht aus Ruſſen, Griechen und Juden, aber es gibt auch viele Ausländer und beſonders viele deutſche Handwerker in der Stadt. Im geſelligen Leben herrſcht viel Freiheit, und der Unterſchied der Stände legt auch hier, wie überhaupt in ganz Rußland, keinen Zwang auf. Die arbeitende, nicht anſäßige Volksklaſſe beſteht aus Kleinruſſen, die eine ruſſiſche Mundart ſprechen und meiſt entwichene Leibeigene aus nahen und fernen Oertern ſind. Das Leben in Odeſſa iſt wohlfeil. Die erſten Bedürfniſſe können in einem Lande nicht theuer ſein, wo es wenig Städte gibt und wo man den Gewinn des vierzehnten Korns nur eine mittelmäßige Ernte nennt. Die Umgegend wird von Anſiedlern aus verſchiednen Gegenden Deutſchlands, von Bulgaren, Zigeunern, polniſchen und ruſſiſchen Bauern bewohnt. Die Lage der deutſchen Anſiedler, und zumal der Schwaben, welche die Mehrzahl ausmachen, iſt ſo nachtheilig, daß Viele ihr Eigenthum verlaſſen, um in der Stadt für Tagelohn zu arbeiten; denn obgleich die Regierung ihren Zweck, die unermeßlichen Steppen zu bevölkern, eifrig verfolgt, und bei der Unterſtützung der Anſiedler, welchen ſie außer Vorſchüſſen und einem Strich Landes, Abgabenfreiheit auf 25 Jahre bewilligt, keinen Aufwand ſcheut: ſo kommen doch die ſchwäbiſchen Einwandrer, die durch ihre frühern Verhältniſſe auf eine niedre Bildungsſtufe herab gebracht waren, jenen wohlwollenden Abſichten nicht entgegen, und bei dem Mangel an verſtändiger Betriebſamkeit und Wirthſchaftlichkeit, fangen ſie unter Bedrängniß und häuslicher Zerrüttung an, ſich anzuſiedeln, um ſich faſt nie aus dem Elende zu erheben. Ueberhaupt wird der Ackerbau in Neu-Rußland noch auf die roheſte Weiſe betrieben. Unter den ruſſiſchen Bewohnern der Stadt und Umgegend ſind die Männer ein kräftiger wohlgebildeter Menſchenſchlag, und ihr Benehmen iſt frei und heiter. Das weibliche Geſchlecht iſt dagegen im Durchſchnitt ſehr häßlich, ſchmutzig und faul, und auffallend iſt das frühzeitige Abwelken der Weiber, das zum Theil von dem Aufenthalte in einer tiefen Erdwohnung (Semljanka) und von dem Genuſſe grober Nahrung und häufigen Branntweins herrühren mag. Die Juden ſieht man in ihrer ſchmutzigen polniſchen Tracht; geſchmückter und zum Theil reich iſt, bei einem übrigens ſchmutzigen und nachläſſigen Aeußern, die Tracht der Jüdinnen, unter welchen man viele ſchöne und üppige Geſtalten findet. Die Griechen zeigen ſich im bunteſten Gemiſch bald in türkiſcher, bald in ſlavoniſcher Tracht. Die griechiſchen Frauen haben den Vorzug einer regelmäßigen und edeln Schönheit, und zeichnen ſich in ihrer Tracht

durch einen leichten und ſchmalen Shawl aus, welchen ſie in ihre ſchwarzen Haarflechten ſchlingen und auf beiden Seiten in eine Schleife binden. Der Hauptverkehr von Odeſſa iſt der Handel, zu deſſen Emporbringung der Hafen 1817 auf 30 Jahre zu einem Freihafen erklärt wurde, nachdem man Vorſichtsmaßregeln gegen den Schleichhandel in's Innere getroffen hatte. Der wichtigſte Ausfuhrartikel iſt Korn, das aus der Ukraine kommt. Die Handelshäuſer machen ihre Unternehmungen entweder auf eigne Rechnung, oder in Commiſſion. Im erſten Fall machen ſie mit dem Gutsbeſitzer den Contract, ſeinen Weizen ihnen gegen einen beſtimmten, zu gewiſſen Friſten zahlbaren, Preis zu liefern, oder der Gutsbeſitzer gibt dem Handelshauſe den Auftrag, ſeinen Weizen gegen beſtimmte (1 bis 2) Procente Commiſſionsgebühren zu verkaufen. Dieſe Contracte werden zum Theil in Kiew während der Contractzeit, wo alles dahin ſtrömt, d. i. zwiſchen dem 15. und 25. Jan. a. St. auf die vorige oder künftige Ernte abgeſchloſſen, und die Gutsbeſitzer ſchließen Contracte über 5 bis 20,000 Tſchetwert (1 Tſchwert beinahe 2 dresdner Scheffel). Das Getreide kommt nach Odeſſa meiſt auf Karren oder Wagen mit Ochſen, die in Zügen reiſen, und von Zeit zu Zeit Halt machen, um die Ochſen auf den Steppen am Wege weiden zu laſlaſſen, weshalb die Fracht ſehr wohlfeil iſt. Im Sommer, wo dieſe Zufuhr gewöhnlich Statt findet, ſieht man oft einige hundert Wagen an einem Tage in Odeſſa ankommen. Vom Auslande wurden früher Aufträge zum Getreideeinkauf mit drei vom Hundert gegeben, was aber jetzt ſeltner geſchieht, da mehrere auswärtige Häuſer ihre Einkäufe durch eigne Commanditen beſorgen, und die immer zunehmende Mitbewerbung die Commiſſionen herabgeſetzt hat. Der Weizen wird nach der Türkei, Italien, Frankreich, Spanien und England ausgeführt. Trieſt, Livorno, Marſeille, Barcelona und London, ſind die vornehmſten Plätze, mit welchen Odeſſa in unmittelbarer Verbindung ſteht. Die übrigen, aus der Ukraine gezognen Gegenſtände der Ausfuhr ſind Flachs, etwas Bauholz und ſeit einiger Zeit Talg und Rindshäute, die nach England verſandt werden, indem man die Häute zuſammenheftet und mit Talg ausgießt. Die bedeutendſten Einfuhrgegenſtände ſind Kolonialwaaren und Fabrikate aller Art, und man findet engliſche und franzöſiſche Luxuswaaren, beſonders in den glänzenden Läden der ſchönen Straße Richelieu, in großem Ueberfluſſe. Von deutſchen Handelsplätzen iſt Wien der einzige, mit welchem Odeſſa unmittelbar Wechſelgeſchäfte macht, und der Speditionsplatz zwiſchen Deutſchland und Odeſſa iſt Brody, wohin alle Briefe zur weitern Beförderung gehen. Der Handel beſchäftigt theils Ausländer, beſonders Engländer, Franzoſen und Italiener, welche die reichere Klaſſe des Handelſtandes bilden, aber meiſt mit auswärtigen Häuſern in geſellſchaftlicher Verbindung ſtehen, theils Juden und Armenier. Die breiten Straßen zeigen das geſchäftige Gewühl einer Handelsſtadt in den mannichfaltigſten bunteſten Gruppen. Die Zahl der jährlich ankommenden Schiffe beträgt gegen 800, wovon die Hälfte aus ruſſiſchen und beinahe ein Drittheil aus brittiſchen beſteht. Der einheimiſche Gewerbfleiß iſt erſt im Werden; doch gibt es ſchon bedeutende Brauereien und Brantweinbrennereien, einige Wollen- Seiden- Tabaks- und Lichtfabriken; wahrſcheinlich wird der durch Mitbewerbung erſchwerte Gewinn im Handel mehr Anregung zum Kunſtfleiße geben, da auch die Regierung dieſes Streben begünſtigt,

und kein läſtiger Zunftzwang Hemmungen bringt. Es fehlt jedoch noch an Handwerkern, und überhaupt iſt der techniſche Kunſtfleiß noch weit zurück, und kann auch wenig auf Antheil und Unterſtützung rechnen, da der rohe, nur auf den leichteſten Geldgewinn gegründete Kaufmannsgeiſt ſelbſt die Ausländer in ſolcher Befangenheit hält, daß für Verbeſſerungen im Gewerbbetrieb wenig Empfänglichkeit herrſcht. Der literariſche Verkehr wird theils durch die, in ganz Rußland hinſichtlich ausländiſcher Geiſteserzeugniſſe geltenden Beſchränkungen erſchwert, theils auch durch die auf einem Handelsplatze gewöhnlichen Verhältniſſe wenig ermuntert, doch findet man nicht nur ruſſiſche Bücher bei mehrern Kaufleuten, ſondern auch in der von einem Franzoſen (Collin) gegründeten Buchhandlung, neue franzöſiſche, italieniſche und ſelbſt deutſche Bücher. Das Tageblatt: Le messager de la Russie méridionale, bezieht ſich zwar zunächſt auf örtliche Handelsangelegenheiten, nimt aber auch Aufſätze über Landbau, Gewerbſamkeit und Künſte auf.

Odeon, Odeum hieß bei den Griechen, und ſpäter auch bei den Römern ein, zu poetiſchen und muſikaliſchen Wettſtreiten beſtimmtes öffentliches Gebäude. Das erſte Odeum wurde zu Athen von Perikles aufgeführt, und ſpäterhin zu Volksverſammlungen und Gerichten gebraucht. In der Folge wurden noch zwei andre Odeen von Pauſanias und Herodes Atticus erbauet. In verſchiednen griechiſchen Städten wurden ſie nachgeahmt. Rom erhielt erſt unter den Kaiſern Odeen. Wir finden deren zwei erwähnt, von denen das eine Domitian, das andre Trajan aufführen ließ. Aber auch außer Rom erbauten die Römer Odeen, namentlich zu Catanea auf Sicilien, wovon noch Ueberbleibſel vorhanden ſind. Die Odeen waren bedeckte Gebäude, worin ſich den Sitzen der Zuſchauer gegenüber, eine Bühne befand, deren drei Wände unter ſtumpfen Winkeln zuſammenliefen. Im Ganzen ſcheint die Form eines Odeums und eines Theaters gleich geweſen zu ſein, nur daß die Odeen kleiner waren.

Odin, ſ. Nordiſche Mythologie.

Oedipus, der Sohn des thraciſchen Königs Laïos und der Jokaſte, der Tochter des Menökeus und Schweſter des Kreon. Ein Orakelſpruch hatte dem Laïos verkündigt, daß wenn er mit Jokaſte ein Kind zeuge, dieſes Kind einſt ſein Mörder ſein werde. Eingedenk dieſer Weiſſagung ließ Laïos, als ihm ein Sohn geboren worden, demſelben die Ferſen durchbohren und ihn im Gebirge Cithäron ausſetzen. Der damit beauftragte Sklav aber übergab das Kind einem Hirten des korinthiſchen Königs Polybos, und dieſer brachte es dem Könige, deſſen kinderloſe Gemahlin Merope es aufnahm, und von ſeinen angeſchwollenen Füßen Oedipus nannte. In Unwiſſenheit über ſeine Abkunft wuchs der Knabe am korinthiſchen Hofe auf und bildete ſich zum Heldenjünglinge. Einſt aber machte bei einem Gaſtmahle ein berauſchter Jüngling ihm den Vorwurf, er ſei nicht des Königs wirklicher Sohn, und dieſer Zweifel nagte fortwährend an ſeinem Herzen. Die befragten Pflegeältern wieſen ihn an das delphiſche Orakel; dieſes gab ihm zur Antwort: „Vermeide die Fluren deiner Heimath, ſonſt wirſt du deines Vaters Mörder und der Gemahl deiner Mutter werden.“ Da er nun Korinth für ſeine Heimath hielt, mied er die Grenze deſſelben und wanderte nach Theben in Böotien. Auf einem ſchmalen Wege in Phocis begegnete ihm der König Laïos, der nach Delphi reiſen wollte, um das Orakel nach dem ausgeſetzten Sohne zu fragen, und deſſen Wagenlenker ihm trotzig gebot, auszuweichen.

Oedipus weigert ſich zu gehorchen; darüber kommt es zum Kampfe, und Wagenlenker und König fallen unter ſeinem Schwerte. So hatte er unwiſſend die Hälfte des Orakels erfüllt. Nichts Böſes ahnend, ſetzte er ſeinen Weg fort. In Thebens Gebiete wüthete damals die Sphinx (ſ. d. Art.), die ein Räthſel ſang, und jeden tödtete, der es nicht zu löſen vermochte. Noch war keinem die Löſung des Räthſels gelungen; in dieſer Noth wurden dem Retter von Theben der erledigte Thron und die Hand der Königin verheißen. Oedipus eilt herbei, löſt das Räthſel, befreit die Stadt und empfängt den Preis. Das Orakel war erfüllt. So ſchützte und ehrte Theben jetzt den Mörder des Lajos in ſeinen eignen Mauern, als eine Peſt das Land traf, von welcher das Orakel Befreiung verſprach, „ſobald der entfernt ſein werde, welcher den Fluch über das Land gebracht." Das zagende Volk wendet ſich an ſeinen ehemaligen Retter, und dieſer, unwiſſend, daß er ſelbſt der Verbrecher ſei, ſtrebt mit raſtloſem Eifer, denſelben zu entdecken. Er ſelbſt zwingt dem Seher Tireſias das unglückliche Geheimniß ab, und führt die ſchrecklichſte aller Entdeckungen herbei: daß er des Vaters Mörder und der Mutter Gemahl ſei. Fluchend dem Bette, in welchem der Gatte ihr den Gatten zeugte, der Sohn den Sohn, erhing ſich die unglückliche Jokaſte; Oedipus aber ſtach ſich beide Augen aus, um ſeine Qual und ſeinen Frevel ferner nicht zu ſchauen. Er ſelbſt verlangte, daß Theben ihn verſtoße. Dies geſchah erſt ſpäterhin, als er in Theben zu ſterben wünſchte, auf ſeiner herrſchbegierigen Söhne, Eteokles und Polynikes, Verlangen. Erzürnt ſprach er den Fluch über ſie aus, daß einſt das Schwert ihr Erbe theilen ſolle. Mit kindlicher Zärtlichkeit ſchloſſen ſich dagegen die beiden Töchter Antigone und Ismene, an den blinden verwieſnen Vater. Von der erſtern geleitet, kommt er in den Flecken Kolonos in Attika, wo Theſeus herrſcht, und ruht im Haine der Eumeniden, den kein ſterblicher Fuß betreten darf. Er verſöhnt die furchtbaren Göttinnen; das Volk und Theſeus ſelbſt nehmen ihn in Schutz. Inzwiſchen hatte der pythiſche Apoll verkündet, glücklich und unüberwindlich werde das Land ſein, das unbekannt ſeine Aſche verberge. Daher bemühte man ſich jetzt jedoch vergebens, ihn nach Theben zurückzuführen. Durch nahe Todesahnung getrieben, ſuchte er bald darauf, von Theſeus allein begleitet, ſein Grab. Die Götter waren ihm verſöhnt; ſein Tod war der Tod der leidenden Unſchuld. Ueber ſeinen Begräbnißort waren ſchon die Alten nicht einig. Die Geſchichte des Oedipus iſt als ein wahrhaft tragiſcher Stoff vielfach für die Bühne bearbeitet worden. Der Oedipus des Aeſchylus und der des Euripides ſind verloren gegangen; vom Sophokles dagegen haben ſich zwei Stücke erhalten, welche die Fabel des Oedipus behandeln: Oedipus der König und Oedipus in Kolonos. Auch Seneca hat die nämliche Mythe bearbeitet.

Odyſſee, ſ. Homer.

Odyſſeus, ſ. Ulyſſes.

Ofen, ungariſch Buda, jetzt die Hauptſtadt Ungarns, in der peſther Geſpannſchaft, am weſtlichen Ufer der Donau, beſteht aus der obern Stadt, welche ſtark befeſtigt iſt, und nebſt dem Schloſſe auf einem felſigen Berge liegt; der Waſſerſtadt, die am Fuße des Berges ſehr ſchön erbaut iſt, und aus welcher man mittelſt einer 1500 Schritte langen Schiffbrücke über die Donau, in die Stadt Peſth kommt; aus dem Neuſtifte, in welchem die 52 Fuß hohe Dreifaltigkeitsſäule zu bemerken iſt; und aus der Raitzenſtadt, welche faſt ganz von Raitzen

bewohnt wird, da hingegen in den übrigen Theilen ſowol Ungarn, als Deutſche anſäſſig ſind. In dieſer Raitzenſtadt hat ein nicht unirter Biſchof ſeinen Sitz. Auch ſind darin berühmte warme Bäder, welche in Hautkrankheiten, Krämpfen, Lähmungen ꝛc. von guter Wirkung ſind. Sie zählt 2928 Häuſer und 28,500 Einw. ohne den Hofſtaat des Palatinus, den dazu gehörigen zahlreichen Adel, die Beamten, das Militair und die Geiſtlichen. Unter den Gebäuden zeichnen ſich aus: das prächtige königliche Schloß, wo die Reichskrone verwahrt wird, das Zeughaus, die Stückgießerei, die wichtige Druckerei und Schriftgießerei der peſther Univerſität mit dem Verlage der Normalſchulbücher für ganz Ungarn, und die neue zur peſther Univerſität gehörige Sternwarte auf dem Blocksberge. Ofen iſt der Sitz des Palatinus, der königlichen Statthalterei und andrer Landescollegien. Der Weinhandel macht ein Hauptgeſchäft der Einwohner aus, außerdem noch einige Induſtrie in Seide, Leder, Tabak, Kupfer- und Eiſenwaaren. Das Schloß dieſer Stadt, wählte König Ludewig I. zu ſeiner Reſidenz, und König Matthias I. legte daſelbſt eine berühmte Bibliothek an, welche aber nach der türkiſchen Eroberung 1526 vernichtet wurde. Damals wurde die Stadt von den Türken bald wieder verlaſſen; allein 1530 fiel ſie ihnen auf's neue in die Hände, und konnte ihnen, ungeachtet der wiederholten Belagerungen, erſt 1686, wo ſie von den kaiſerlichen, in Verbindung mit baieriſchen und brandenburgiſchen Truppen, unter dem Herzoge von Lothringen mit Sturm erobert wurde, wieder entriſſen werden. In dieſer Belagerung wurde das Schloß zerſtört und blieb in dieſem Zuſtande, bis Maria Thereſia es der neuen Univerſität einräumte, die 1777 von Tyrnau nach Ofen verlegt, und mit trefflichen Anſtalten verſehen, in der Folge aber nach Peſth verlegt wurde. Die Güter und Einkünfte des Jeſuitenordens in Ungarn werden zur Unterhaltung der Univerſität beſtimmt. Auf dem der Stadt gehörigen Weinlande wird jährlich viel rother Wein gewonnen, und ein großer Theil davon ausgeführt. In dem nahe bei der Stadt liegenden Marktflecken Alt-Ofen ſind ſehenswerthe Ruinen römiſcher unterirdiſcher Schwitzbäder, und eine große Seidenſpinnerei.

Ofen iſt eine Vorrichtung entweder zum Kochen, Braten, und Backen, oder zum Heizen. Die erſtre Erfindung verliert ſich in das höchſte Altlerthum; auf die Erfindung des Heizofens wurde der Menſch, als er ſich unter den kältern Himmelsſtrichen auszubreiten und anzuſiedeln anfing, durch das Bedürfniß geführt. Daß die Griechen und Römer noch keine Stubenöfen kannten, iſt wol ausgemacht. Zu Seneca's Zeiten heizte man die Zimmer dadurch, daß man, wie in den Bädern, eine unterirdiſche Kammer anlegte, ſie mit Kohlen füllte und die Wärme davon in einem Zimmer ſammelte, aus welchem man ſie durch die an den Wänden herumgehenden Kanäle oder Röhren, die man nach Belieben öffnen und ſchließen konnte, in die andern Zimmer des Hauſes leitete. Dieſes ſoll ſchon zu Auguſts Zeiten geſchehen ſein, wo man bereits verſchloſſne Fenſter hatte. Die jetzigen Stubenöfen ſollen im nördlichen Deutſchland erfunden worden ſein. So lange in Deutſchland Ueberfluß an Holz war, dachte man nicht eben darauf, ſie ökonomiſcher und holzerſparender einzurichten. Um ſo mehr Verſuche hat man darin, und nicht ohne bedeutenden Erfolg, in den neuern Zeiten gemacht.

Offenbach, eine offne, wohlgebaute, großherzoglich-heſſiſche Stadt in der Standesherrſchaft des Fürſten von Iſenburg-Birſtein,

zur Provinz Starkenburg gehörig, am ſüdlichen Ufer des Mains, mit einem ſchönen Schloſſe, 850 Häuſern und 8000 Einwohnern. Deutſche und franzöſiſche Reformirte, auch die Lutheraner haben hier eigne Kirchen. Die hieſigen Manufakturen von Tabak, Seidenzeugen, Strümpfen und Bändern, Hüten, Fayence, Tabaksdoſen, Wachslichtern, Wachstuch, Saffian, lakirter Blechwaaren, Bijouteriearbeiten u. ſ. w. ſind ſehr bedeutend, ſo auch die Wagenfabriken, und der Handel, der durch die Nähe von Frankfurt Leben erhält. Täglich geht von hier ein Marktſchiff nach Frankfurt.

Offenbarung iſt nach dem bibliſch = kirchlichen Lehrbegriffe 1. active (in Beziehung auf das ſich offenbarende Weſen), diejenige freie Handlung der Gottheit, wodurch ſie den Menſchen einen, ihren Bedürfniſſen angemeſſnen, Religionsunterricht ertheilt; 2. paſſive (in Beziehung auf die Menſchen, welche die Offenbarung erhalten), eine von der Gottheit empfangne Belehrung über die Wahrheiten der Religion. Dieſe Wirkſamkeit Gottes kann als eine mittelbare oder unmittelbare gedacht werden. Die mittelbare oder allgemeine Offenbarung iſt der Inbegriff aller derjenigen Anſtalten Gottes, wodurch ein Menſch veranlaßt werden kann, ſich vermittelſt ſeines Verſtandes Kenntniß von Gott und göttlichen Dingen zu erwerben. Die Natur, die Geſchichte und das eigne Herz des Menſchen, werden in dieſem Sinne Quellen der Offenbarung Gottes für den, der ſie mit Nachdenken betrachtet, und die ſogenannte natürliche oder Vernunftreligion gründet ihre Lehren auf Schlüſſe aus der Beſchaffenheit dieſer, allen vor Augen ſtehenden, und an alle Zeiten und Völker ſprechenden Zeugniſſe des göttlichen Wollens und Wirkens. Doch viel älter, als dieſe, ſchon einen gewiſſen Grad von Bildung vorausſetzende Gotteserkenntniß durch die nachdenkende Vernunft, iſt der Glaube an eine unmittelbare und beſondre Offenbarung der Gottheit an die Menſchen durch Worte und Werke. Alle Völker des Alterthums führen den Urſprung ihrer Religion, ja ihrer geſammten Bildung, auf einen Unterricht zurück, den ihre Vorfahren von höhern Weſen gerade ſo erhielten, wie ein Kind den Unterricht ſeines Vaters; und wer überhaupt zugibt, der Menſch bedürfe der Erziehung, der wird dieſer Ueberlieferung die Wahrheit nicht abſprechen. So wenig als ein Kind ohne alle fremde Nachhülfe in den Beſitz der Kenntniſſe und Einſichten gelangt, auf welche es als Mann fortbaut, eben ſo wenig konnte das Menſchengeſchlecht in ſeiner Kindheit die, wenn auch noch ſo rohen, Anfänge der Kunſt und des Wiſſens ohne Anleitung finden; und ſei immerhin dieſe Anleitung in den Kenntniſſen und Fertigkeiten, die das ſinnliche Wohlſein betreffen, dem Bedürfniſſe und Nachahmungstriebe der Urmenſchen durch Gegenſtände und Erſcheinungen der äußern Natur gegeben worden, vermochte denn dieſe Natur auch ihre ſittlichen Kräfte in Bewegung zu ſetzen, und ihnen Ausſichten in die überſinnliche Welt zu öffnen? Dem gemeinen Verſtande, der nur aus ſinnlicher Erfahrung erkennt, iſt die Welt ein Räthſel; das Wort dieſes Räthſels, die Kunde von Gott und ſeinem Verhältniſſe zu der Welt, konnte nur Gott ſelbſt geben. Was Menſchen davon wiſſen, das hat er ihnen ſelbſt durch unmittelbare, mündliche Offenbarungen mitgetheilt, ohne die ſie weder ſo früh, noch ſo ſicher zu dieſer Kunde gelangt wären. Gott aber nahm bei ſeinen Offenbarungen Rückſicht auf die Faſſungskräfte der Menſchen, nach deren allmäliger Entwicklung ſich drei Zeitalter der Offenbarung oder der göttlichen Erziehung des Menſchengeſchlechts unterſcheiden laſſen. Die früheſten Offenbarungen, im pa-

triarchaliſchen Zeitalter, ſind den Stammältern aller Völker gemein, und ihre Strahlen leuchten durch die Dämmerung aller uns bekannten heidniſchen Mythen hervor, die bei näherer Beobachtung, als mehr oder weniger wunderlich ausgeſponnene Phantaſien über die einfachen Religionsbegriffe der Urwelt erſcheinen, und, was die heilige Schrift ſagt, beſtätigen; „daß Gott ſich nirgend unbezeugt gelaſſen habe.“ Rein erhalten, und nach und nach vervollſtändigt wurden dieſe älteſten Vorbegriffe, im moſaiſchen Zeitalter, durch fortgeſetzte Offenbarungen Gottes an einzelne Auserleſene, die uns die Bibel als Propheten des iſraelitiſchen Volks von Moſes bis Maleachi kennen lehrt. Vollendet hat Gott ſeine Offenbarungen endlich durch Chriſtum, deſſen Religion für alle Völker beſtimmt, und das letzte (ſ. d. Art. Inſpiration), vollkommenſte, bis zum Ende der irdiſchen Dinge ausreichende Wort Gottes an die Menſchen iſt. So hat die Offenbarung das Menſchengeſchlecht von ſeiner Kindheit an bis zum Mannesalter auferzogen und unterrichtet, und nun, ſeit 18 Jahrhunderten aus dieſer Schule entlaſſen, ſoll es im Lichte dieſer empfangnen Belehrungen nur dahin arbeiten, daß ſolches Licht allen Einzelnen kund, klar und heilſam werde. Die Beſtätigung dieſes, in der Bibel ausgeſprochnen und durchgeführten göttlichen Planes der Menſchenerziehung durch die Offenbarung leſen wir auf den Blättern der Weltgeſchichte, wenn wir anders den Geiſt, der in ihr waltet, verſtehen. Sie beweiſt die Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung Gottes an das Menſchengeſchlecht, indem ſie die Wirklichkeit dieſer Thatſache darſtellt, eben ſo wie die Welt ſelbſt für die Möglichkeit des Wunders ihrer Entſtehung durch den Willen Gottes keinen andern Erfahrungsbeweis hat, als die Thatſache ihres Daſeins. Weil aber hier von Beziehungen des Unendlichen zum Endlichen die Rede iſt, ſo wird der gemeine Menſchenverſtand, für den Erſteres gar nicht da iſt, niemals aufhören, die Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung Gottes in Zweifel zu ziehen, zumal da dieſe außer den Religionswahrheiten, die die Vernunft durch eigne Thätigkeit finden könnte, auch noch geheimnißvolle Lehren (Myſterien) verkündigt, welche der Vernunft zwar nicht widerſprechend, aber doch unbegreiflich, und daher von denjenigen, welche mit ihrer Vernunft, wie unentwickelt ſie noch immer ſei, das Gebiet alles wirklichen Seins im Himmel und auf Erden ausmeſſen, mithin auch nichts Neues mehr erfahren zu können glauben, kurzweg verworfen worden ſind. Gleichwol haben gerade dieſe theoretiſch-unbegreiflichen Religionslehren von ihrer praktiſchen Seite ſo viel Gewicht für das menſchliche Herz, daß ſie daſſelbe, trotz den nachdrücklichſten Warnungen und Befehdungen einer, das Maß der Menſchheit überſchreitenden Zeitphiloſophie, feſthält. Denn nicht nur den Einfältigen im Volke, ſondern auch Männern von der umfaſſendſten Geiſtesbildung iſt es, nach ihrem eignen Geſtändniſſe, erfreulich zu wiſſen, daß Gott ſich als Vater, der Alles geſchaffen und ſich aller ſeiner Geſchöpfe erbarmt, als Sohn, der Menſch geworden iſt, um die Welt vom Böſen zu befreien, und als heiliger Geiſt, der ſie durch immerwährendes Lehren, Ermahnen und Tröſten im Guten erhalten will, geoffenbart, und durch ſolche Herablaſſung zu den Bedürfniſſen der verirrten Menſchheit denen, die ſich beſſern, die Zuverſicht ihrer Verſöhnung mit ihm, der Vergebung ihrer Sünden und einer himmliſchen Unterſtützung zu allem Guten eingeflößt hat. Sie überzeugen ſich, dieſe Offenbarung könne Gottes eben ſo wenig unwürdig ſein, als eines Familienvaters die Weisheit, mit welcher er ſich ſeinen Kin-

dern immer von der Seite zu zeigen ſucht, die ihren Faſſungskräften, Bedürfniſſen und den Zwecken ihrer Erziehung die angemeſſenſte iſt. Denn weil Gott den Menſchen mit moraliſcher Freiheit, d. h. ſo geſchaffen hat, daß er nicht nur das Gute wählen, ſondern auch irren und Fehler begehen kann: ſo erfordert die Beſtimmung zur Tugend und Gottähnlichkeit, die der Menſch dennoch erreichen ſoll, Veranſtaltungen zu einer außerordentlichen, in der bekannten Natur der Dinge nicht gegründeten Nachhülfe, wie ſie durch jene unmittelbaren göttlichen Offenbarungen an das Menſchengeſchlecht getroffen worden ſind. Je mehr nun dieſer, durch die Bemühungen der Skepſis und Kritik des 18. Jahrh. verdächtig gemachte Offenbarungsglaube gegenwärtig wieder herrſchend werden will, deſto größer wird die Verlegenheit der Naturaliſten, die ihn in der Theorie ſchon völlig verdrängt zu haben meinten, da ſie ſich einerſeits durch die Erfahrung überführt ſehen, wie wenig ein, des göttlichen Anſehns ermangelndes Religionsſyſtem aus bloßer Vernunft zulänglich, und geeignet ſei, in das Leben der Völker einzutreten, andrerſeits aber der Rüge einer zu wenig erkannten, argen Selbſttäuſchung, in der ſie Empfangnes für Erfundnes ausgeben, nicht mehr entgehen können. Denn daß ſie die Religionswahrheiten, die ſie für Erzeugniſſe der bloßen Vernunft erklären, anders woher hätten, als aus den Lehren der göttlichen Offenbarung, unter deren Einfluſſe ſie und ihre Vorgänger auferzogen und gebildet worden ſind, werden ſie nicht eher beweiſen können, als bis ſie einen Menſchen ausfindig machen, der, ohne jemals unter Offenbarungsgläubigen gelebt, oder ein bibliſches, oder von einem, mit geoffenbarter Religion bekannten Verfaſſer geſchriebnes Buch geleſen oder überhaupt irgend einigen Unterricht in einer poſitiven Religion genoſſen zu haben, nur durch Naturbetrachtung und eigne Vernunftthätigkeit zur Erkenntniß der Sätze gelangt ſei, welche die ſogenannte natürliche Religion ausmachen. Bis ein ſolcher, von aller übernatürlichen, göttlichen Belehrung unabhängiger Vertreter der vergötterten Vernunft auftrit, wird die Offenbarung des lebendigen Gottes die Lehrerin der Menſchen und der Stütze des Glaubens der Millionen bleiben, die ſich zu ihr bekennen. Um über die Art und Weiſe, wie ſie an die Urväter und Propheten ergangen ſei, zuverläſſige Auskunft zu geben, müßte man ſelbſt zu den Vertrauten Gottes gehören. Seit es keine dergleichen Eingeweihte mehr gibt, iſt weder ein näherer Aufſchluß hierüber, noch eine weitere Vervollkommnung der geoffenbarten Religion ſelbſt denkbar. Vervollkommnen ſoll und kann ſich aber immerwährend das Verſtändniß der Offenbarung und ihre Anwendung im Cultus und im ſittlichen Leben. Denn hat auch der Menſch ſich die Religion nicht ſelbſt gegeben, ſo liegen doch in ſeinem Gemüthe alle Keime der wahren Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge, und die Offenbarung zeigt und enthüllt ihm nur, was er unbewußt in ſich trägt. Je beſſer er dies Zeigen und Enthüllen des göttlichen Erziehers wahrnimt und verſtehen lernt, deſto deutlicher und lebendiger wird er Gottes und ſeiner Beziehung zu der Welt inne; daher denn die Einbildung, als habe er ſelbſt gefunden, was ihm gelehrt worden iſt, wol möglich und verzeihlich, aber von dem Verſuche, die Vervollkommnungsfähigkeit der geoffenbarten Religion durch die Vernunft zu erweiſen, kein andres Ergebniß zu erwarten war, als was ſich von ſelbſt verſteht, daß nämlich unſre Erkenntniß und Ausübung dieſer Religion und der aus ihren Quellen hergeleitete kirchliche Lehrbegriff einer unendlichen Vervollkommnung fähig ſei.

Oeffentliche Meinung iſt die zu einer gewiſſen Zeit vorherrſchende Anſicht von den geſammten Angelegenheiten der Menſchheit, inſonderheit den bürgerlichen und kirchlichen. Da nämlich Staat und Kirche die beiden Geſellſchaften ſind, welche nicht nur den größten Umfang haben, ſondern auch die höchſten Zwecke der Menſchheit umſchließen: ſo bildet ſich in denſelben nach und nach eine, Mehrern gemeinſchaftliche Anſicht, ſowol von jenen Zwecken ſelbſt, als von den Mitteln, ſie zu verwirklichen, und dieſe Anſicht verbreitet ſich mit der ſteigenden Bildung und mit der Vervielfachung der Berührungspunkte und Mittheilungsmittel immer mehr, ſo daß ſie den Charakter einer öffentlichen Meinung annimt, und dadurch zu einer wirklichen Autorität in menſchlichen Angelegenheiten wird. Die Macht dieſer Autorität iſt zwar eigentlich unſichtbar, weil ſie geiſtig iſt; aber ſie iſt eben darum auch deſto wirkſamer, und kann ſogar unwiderſtehlich werden. Im Zeitalter der Reformation war es öffentliche Meinung, daß die Kirche an Haupt und Gliedern verdorben ſei und einer gründlichen Verbeſſerung bedürfe. Und darum gelang auch das Werk der Reformation, trotz dem Widerſtande des Oberhauptes der Kirche und ſeiner Anhänger. In unſern Zeiten iſt es öffentliche Meinung, daß die Staaten einer freien oder ſtellvertretenden Verfaſſung bedürfen, wodurch die Gewalt der Herrſcher in geſetzliche Schranken eingeſchloſſen werde. Darum ſehen wir auch einen Staat nach dem andern eine ſolche Verfaſſung annehmen, trotz dem Widerſtande von Seiten einzelner Regenten und ihrer Miniſter. Denn da es zu gleicher Zeit auch andre Regenten und Miniſter gibt, welche ſelbſt der öffentlichen Meinung in dieſem Punkte durch Wort und That huldigen: ſo bekommt eben dadurch jene Meinung ein neues Gewicht, und wird ſo übermächtig, daß auch die bisher Widerſtrebenden ihr endlich folgen müſſen. Durch merkwürdige Erklärungen mehrerer Regierungen iſt die öffentliche Meinung als eine wirkliche Autorität gleichſam amtlich anerkannt worden; und dieſe Autorität muß auch die Verfaſſung kräftiger ſchützen als jede andre, weil jede andre doch nur ihre innere Kraft von der öffentlichen Meinung entlehnen könnte. Was das Organ der öffentlichen Meinung anlangt, ſo iſt dies jetzt allerdings die Buchdruckerpreſſe, weil durch dieſe allein der ſchnellſte Gedankenverkehr im Großen vermittelt wird. Indeſſen würde man ſehr irren, wenn man glauben wollte, daß es vor Erfindung dieſes künſtlichen Organs gar keine öffentliche Meinung gegeben hätte. Denn dieſes Organ bezieht ſich auf ein andres, die Schrift, und dieſes wieder auf die Rede, welche eigentlich das urſprüngliche und natürliche Organ aller Meinungen, alſo auch der öffentlichen iſt. Daher hatten auch Griechen und Römer und die gebildeten Völker des Mittelalters ihre öffentliche Meinung; nur ſie war nicht ſo verbreitet, nicht ſo entwickelt und ausgebildet, wie ſie es jetzo mittelſt der Preſſe iſt. Dies iſt auch der Grund, warum despotiſche Fürſten, welche ſich vor der Macht der öffentlichen Meinung fürchten, von jeher nichts Angelegentlicheres gehabt haben, als die Buchdruckerpreſſe in möglichſt engen Schranken zu halten. Und dennoch bedienten ſie ſich derſelben als eines Mittels, die öffentliche Meinung zu bearbeiten und für ſich ſelbſt zu gewinnen. Ein thörichtes Beſtreben! Denn da die öffentliche Meinung nur aus einem freien Gedankenverkehr hervorgeht, und dieſer Verkehr ihr wahrer Lebensquell iſt: ſo pflegt ſie den zu tadeln, der dieſen Verkehr ſtört, und ſeine beſondre Meinung mit Gewalt zur öffentlichen er-

heben will. Darum hat auch die öffentliche Meinung, wo es dergleichen nur immer gegeben, von jeher die Freiheit zu denken, zu reden und zu ſchreiben in Anſpruch genommen; und ſo möchte durch die bloße Macht der öffentlichen Meinung nach und nach die Buchdruckerpreſſe in ganz Europa eben ſo frei und noch freier werden, als in England. Hier hat ſich, bis jetzt wenigſtens, die öffentliche Meinung eben durch die Preßfreiheit am kräftigſten entfaltet und ausgeſprochen. Und da auch in dieſem Lande die öffentliche Meinung eine Verbeſſerung der Verfaſſung, in Bezug auf die Volksvertretung im Unterhauſe, immer lauter und dringender fodert: ſo darf man erwarten, daß die Regierung endlich dieſer Foderung nachgeben wird, wie ſehr ſich auch die Miniſter dagegen ſträuben mögen. D.

Oeffentlichkeit. Die Oeffentlichkeit iſt eine der erſten Bedingungen einer wohleingerichteten Staatsgeſellſchaft. Das, was alle Theilhaber der Geſellſchaft betrifft, müſſen Alle auch wiſſen, inſofern die Kenntniß deſſelben ihres Amtes iſt. Aber eben die wichtigſten Angelegenheiten ſind ihres Amtes, nämlich die, welche den Geldhaushalt der Geſellſchaft betreffen. Jeder will gern wiſſen, wo das Geld bleibt, das er in Staatsſteuern gibt, und wie es verwendet wird. Was die diplomatiſchen Geheimniſſe der Miniſter betrifft, ſo mögen ſie ſolche immer für ſich behalten, damit ſie durch deren Bekanntmachung nicht in unangenehme Spannungen mit befreundeten Mächten kommen. Gewöhnlich werden dieſe den Abgeordneten des Volks erſt dann vorgelegt, wenn die Verhandlungen geendet ſind; und ein beſondrer Ausſchuß unterſucht die darauf Bezug habenden Papiere, ohne ſie indes durch den Druck bekannt zu machen. Die Oeffentlichkeit betrifft daher nur die Angelegenheiten der Geſellſchaft, nie aber die Angelegenheiten von Privatperſonen, die Fälle ausgenommen, wo dieſe für die Geſellſchaft von Wichtigkeit ſind, oder wo Privatperſonen bei ihren Streitigkeiten ſich auf das Urtheil der Geſellſchaft oder das der öffentlichen Meinung beziehen. (S. die Art. Preßfreiheit und Staatsverfaſſung). Seit der Erfindung der Buchdruckerkunſt, der Zeitungen und der Poſten, hat die Oeffentlichkeit einen ganz andern Charakter angenommen, als ſie in den Staaten der Alten hatte, und indem die öffentliche Meinung gebildeter und unterrichteter geworden, iſt ſie kräftiger geworden; überall ſtrebt ſie jetzt in geſetzlicher Weiſe in den Staatshaushalt einzugehen, und ſucht ihre Organe in der Volksvertretung und in der Preßfreiheit. Bg.

Offertorium heißt in der römiſchen Kirche derjenige Geſang, welcher während der Meſſe, wenn das Volk zum Opfer geht, angeſtimmt, oder auf der Orgel geſpielt wird. Auch nennt man ſo das Opfergeld, das den Kirchendienern auf den Altar gelegt wird.

Official heißt der Vicarius eines Biſchofs in weltlichen Gerichtsangelegenheiten (z. B. Eheſachen); dagegen der Vicarius deſſelben in geiſtlichen und Kirchenſachen den Titel Weihbiſchof zu führen pflegt. Das Officialat iſt daher das biſchöfliche Gericht, hauptſächlich in weltlichen peinlichen Fällen, wo ein ſolcher Official an des Biſchofs Statt den Vorſitz hat, und Recht ſpricht.

Officinell, (von Officin, Werkſtätte, auch Apotheke) was theils als einfaches, theils als zubereitetes oder zuſammengeſetztes Arzneimittel in den Apotheken, nach der Beſtimmung der Landespharmakopöe vorräthig gehalten werden muß. H.

Ofterdingen (Heinr. v.), oder Afterdingen, Efterdingen,

mit dem Beinamen der Ehrenhafte, einer der berühmteſten Minneſänger aus dem 12. und 13. Jahrh. (dem ſchwäbiſchen Zeitalter), von deſſen Lebensumſtänden jedoch wenig bekannt iſt. Seine Jugend, heißt es, brachte er in Oeſterreich, an dem Hofe des Herzogs Leopold VII. zu. Hier bildete er ſich zum Dichter, unternahm von Zeit zu Zeit Reiſen, und verbreitete allenthalben den Ruhm ſeines Fürſten. Ein Gleiches that er auch an dem Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen, wo er in einem öffentlichen Wettſtreite mit Wolfram von Eſchenbach, wovon der Krieg auf der Wartburg Kunde gibt, den Lobpreiſern Hermanns das Lob Leopolds entgegenſetzte. Erbittert verſuchten ſeine Gegner allerlei Mittel, ihn bei dem Landgrafen in Ungnade zu bringen und vom Hofe zu entfernen. Endlich ward auf des Landgrafen Veranlaſſung Klingsohr aus Ungarn, ein hochberühmter Sänger damaliger Zeit, als Schiedsrichter herbeigerufen; der Ausſpruch deſſelben war für Oſterdingen. Wir haben von Oſterdingens Poeſie nichts übrig, als einige Stellen des Krieges auf der Wartburg in der Maneſſeſchen Sammlung. Auch gehörte ihm ein Theil des Heldenbuches. Daß er der Verfaſſer des Heldenbuchs oder des Nibelungenliedes (ſ. d. Art.) ſei, wird eben ſo ſehr beſtritten als behauptet. Novalis hat Oſterdingens Namen an die Spitze eines ſchönen Romans geſtellt.

Og, König zu Baſan, deſſen auch die Bibel erwähnt, war, den rabbiniſchen Sagen zufolge einer jener Rieſen, die vor der Sündfluth lebten, und der bei der allgemeinen Ueberſchwemmung dadurch dem Tode entging, daß er ſich auf das Dach von Noa's Arche flüchtete. Noa verſorgte ihn daſelbſt mit Lebensmitteln, weniger aus Mitleid, als daß er den Menſchen, die nach der Sündfluth kommen würden, zum lebenden Beweiſe der Allmacht Gottes diene, der ſolche Ungeheuer geſchaffen, und wieder von der Erde vertilgt hatte. In dem Kriege Og's gegen die Iſraeliten, hatte er einen Berg von ſechstauſend Schritten im Umfange aufgehoben, und war im Begriff, ihn auf das Feldlager Iſraels herabzuſtürzen, als derſelbe, der auf Gottes Schickung von Ameiſen ausgehöhlt war, über ihm zuſammenſtürzte. Zugleich wuchſen ſeine Zähne ſo ſchnell, daß ſie in den Berg eindrangen, und ihn verhinderten ſich zu befreien, ſo daß Moſes ihn mit leichter Mühe tödten konnte. Um einen Begriff von ſeiner Rieſenhaftigkeit zu geben, erzählen die Rabbinen, daß Moſes, der, nach ihrer Angabe, ſechs Ellen groß war, und eine Streitaxt von gleicher Größe hatte, dennoch ſechs Ellen hoch ſpringen mußte, um ihn am Knöchel des Fußes zu verwunden, woran er ſich verblutete.

Ogyges, Ogygus, wird als der älteſte Beherrſcher von Attika genannt, welches zu ſeiner Zeit noch Akta geheißen haben ſoll, ungefähr 1700 vor Chr. Die Athener hielten ihn für eingeboren. Nach andern Sagen war er Beherrſcher der Hektenen, der älteſten Bewohner des Landes, welches ſpäterhin von den Böotiern Böotia, früher von jenem Ogygia geheißen haben ſoll, und ſelbſt die Erbauung Thebens ward ihm zugeſchrieben, und ein Thor dieſer Stadt von ihm benannt. Doch ward auch letztres von einer Tochter des Amphion und der Niobe, Ogygia genannt, hergeleitet. Unter der Regierung des Ogyges ereignete ſich die berühmte Ueberſchwemmung (Ogygiſche Flut), welche ganz Attika verwüſtete, nach Larcher 1759 vor Chr. Eine neure Vermuthung iſt, daß unter einem ägyptiſchen Könige Ogyges eine Prieſterkolonie nach Böotien gekommen ſei und ſich von da über Attika verbreitet habe. Endlich wird auch die Inſel der Kalypſo (ſ. d. Art.) Ogygia genannt.

Ohio, der ſchöne Fluß, die wichtigſte Stromfahrt für den Handel der vereinigten Staaten, gehört zum öſtlichen Stromgebiete des Miſſiſſippi. Zwei Flüſſe, der Monongahela und der Alleghany, erhalten da, wo ſie ſich, ſüdlich vom Erieſee, bei Pittsburg in Penſylvanien vereinigen, den Namen Ohio. Er ſtrömt ſüdweſtlich, nimt mehrere ſchiffbare Flüſſe auf, z. B. nördlich den Miami, Wabaſch, Scioto u. a., ſüdlich den Kentucky, den Cumberlandfluß, den New-River, und den Teneſſee, und ergießt ſich, nach einem Laufe von 200 geogr. Meilen, 1000 Ellen breit in den Miſſiſippi. Er iſt mit ſeinen Armen 5000 engl. M. ſchiffbar und bewäſſert 198,464 engl. Q. M. Der Ohioſtaat, am nordweſtlichen Ufer des Ohio, ein fruchtbares, von großen Waldungen (Fichten, Eichen, Ahorn und dem prächtigen Sykomore) überſchattetes Land unter ſehr geſundem Himmelsſtrich, das ſeit 30 Jahren europäiſche Anſiedler angebaut haben, ward 1802, als ein ſelbſtſtändiger Freiſtaat, in den Bund der vereinigten Staaten aufgenommen. Er grenzt an die Staaten Indiana, Penſylvanien, Virginien und Kentucky und wird in 53 Grafſchaften getheilt. Seine Größe beträgt 1824 deutſche Q. M. mit etwa 400,000 Einw. (im J. 1817). Die Bevölkerung hat hier binnen zehn Jahren um 180 auf 100 zugenommen. Unter den Städten ſind zu bemerken: Columbus der Sitz der Regierung, Chilicothe, und die größte, Cincinnati, am Ohio, mit 2600 Einw. Letztre hat eine öffentliche Bibliothek, eine literariſche Geſellſchaft und Buchhandel. In dieſem Staate, deſſen Verfaſſung Meliſh (in ſ. Travels through the United States. Philad. 1815) für die beſte aller übrigen nordamerikaniſchen Freiſtaaten hält, iſt die Negerſklaverei ſtreng verboten.

Oehlenſchläger (Adam), Ritter vom Danebrog, einer der genialſten dramatiſchen Dichter der gegenwärtigen Zeit. Seinem Vaterlande nach, gehört er Dänemark, das er, wie überhaupt den ſkandinaviſchen Norden, durch poetiſche Bearbeitung der daſelbſt einheimiſchen Sagen und Geſchichten verherrlicht; aber Deutſchland eignet ſich ihn wegen ſeiner geiſtigen Ausbildung zu, und weil er in deutſcher Sprache die ſchönſten ſeiner Werke gedichtet. Die Verwandtſchaft beider Länder und ihres Geiſtes hat er von neuem als Dichter beſtätigt. Auf Koſten der Regierung reiſte er mehrere Jahre in Deutſchland, Italien und Frankreich, übernahm darauf die Theaterdirection in Kopenhagen, und wurde dann nach Kiel verſetzt. Im J. 1816 machte er eine neue Reiſe nach Deutſchland und Frankreich, und jetzt lebt er wieder in Kopenhagen. In Deutſchland ward er zuerſt bekannt durch ſein deutſches Mährchen Aladdin oder die Wunderlampe (1808, und in einer neuen umgearbeiteten Aufl. Leipzig 1820). Noch berühmter aber ſind ſeine ernſten Dramen Palnatoke, der kräftige Hakon Jarl, das zarte Liebesdrama Axel und Walburg, und der ſinnige Correggio. Außerdem hat er noch viele Dramen und Opern in däniſcher Sprache geſchrieben. Seine neuſte Oper iſt die Ludlamshöhle, deren Süjet eine weiße Frau, eine Art von gutem Geiſte in Schottland, iſt. Sie iſt componirt von Weiße, und ſcheint nicht den Beifall ſeiner frühern Producte gefunden zu haben, welches auch die Veranlaſſung zu einer literariſchen Fehde zwiſchen ihm und Baggeſen geworden iſt. Sein neuſtes Werk iſt ein großes epiſches Gedicht: die Götter des Nordens, und vor Kurzem hat er eine Ueberſetzung von Holbergs Luſtſpielen (Leipzig 1822, 4 Bde.) vollendet.

Ohmacht (Landolin), einer der vorzüglichſten deutſchen Bild-

hauer unſrer Zeit, iſt um 1763 in der ehemaligen Reichsſtadt Rotweil geboren, und offenbarte ſchon früh ſein Bildnertalent. Er trat bei einem Heiligenſchnitzer in die Lehre, hatte noch verſchiedne andre Lehrmeiſter, die er bald ſämmtlich übertraf, und genoß endlich, auf Verwendung des rothweiler Magiſtrats, den trefflichen Unterricht des Bildhauers Melchior in Frankenthal. Hier ward er mit den Grundſätzen der höhern Kunſt und eines geläuterten Geſchmacks bekannt, und erwarb ſich bereits einen bedeutenden Ruf. Nachdem er einige Zeit in Mannheim und Baſel gelebt und hauptſächlich im Porträt gearbeitet hatte, beſuchte er, um 1790, Italien, wo er, meiſt in Rom, zwei Jahre verweilte und ſeine Bildung vollendete. Er ſah dann die Kunſtſammlungen in München, Wien, Dresden u. ſ. w., und verweilte längre Zeit in Hamburg. Hier arbeitete er ein Denkmal, welches dem Bürgermeiſter Rodde im Dom zu Lübeck errichtet wurde, und Klopſtock's Büſte, beide in Marmor und von großer Vollkommenheit. 1801 ward er nach Strasburg berufen, um das Denkmal für den General Deſaix daſelbſt auszuführen. Nur der Entwurf und die Ausarbeitung der einzelnen Figuren dieſes Denkmals gehört ihm; die Idee des Ganzen, welches mit Recht getadelt worden iſt, rührt nicht von ihm her. Nach 18 Monaten verließ er Strasburg, kehrte aber 1803 dahin zurück und hat ſeitdem ſeine vorzüglichſten Arbeiten dort verfertigt. Dahin gehört eine Gruppe von vier Perſonen in Sandſtein, das Urtheil des Paris vorſtellend; zwei koloſſale Büſten in Marmor, Hans Holbein und Erwin von Steinbach; Neptun auf einem Felſen ſitzend, koloſſal, in Sandſtein; ein junger Faun in Sandſtein; das Denkmal Oberlin's in der Thomaskirche in Strasburg, Hautrelief in Marmor; eine Venus in Lebensgröße, in Marmor (vielleicht ſeine gelungenſte Arbeit); eine Flora, als Seitenſtück zur Venus; das Denkmal Koch's in der Thomaskirche u. ſ. w. Außerdem hat er eine Menge ſehr ſchätzbarer Miniaturarbeiten in Alabaſter, viele Porträts und Büſten u. ſ. w. verfertigt. Seine letzte uns bekannt gewordne Arbeit ſind zwei weibliche Figuren und ein Chriſtusbild für die neue proteſtantiſche Kirche zu Carlsruhe, wozu er 1816 den Auftrag erhielt.

Ohnmacht (animi deliquium, lipothymia, syncope) iſt eine krankhafte Erſcheinung, welche ſich durch plötzliche, längre oder kürzre Zeit dauernde, Abſpannung aller Functionen, insbeſondre aber der ſenſiblen auszeichnet, und die wol eigentlich in einer plötzlichen Unterdrückung der Nerventhätigkeit beſteht. Von hier geht ſie aus und verbreitet ſich auch auf die übrigen Verrichtungen, auf welche die Nerventhätigkeit Einfluß hat. Darum ſind auch diejenigen, deren Nervenſyſtem in einem gereizten und geſchwächten Zuſtande ſich befindet, zu Ohnmachten ſehr geneigt und erleiden ſie von Veranlaſſungen, welche bei andern ſolche Folgen nicht haben würden. Wir ſehen ſie entſtehen von übermäßigen Anſtrengungen, vorzüglich bei der Geburt, von übermäßigen und ſehr ſchnellen Ausleerungen, vorzüglich des Blutes, und von allen äußern Umſtänden, welche das Nervenſyſtem lebhaft erregen, z. B. von ſtarken Gerüchen, heftigem Schreck ꝛc.; von Gemüthsbewegungen, ſchlechter Luft, Ueberfüllung des Kopfes mit Blut, und von manchen andern Krankheiten, z. B. Brand, Nerven- und Faulfieber, organiſchen Fehlern des Herzens, der großen Gefäße u. ſ. w. Bei einem gelindern Anfalle empfinden die Kranken Schwäche, Wüſtigkeit, Betäubung, Schwindel, Angſt, Klingen vor den Oh-

ren, ſie ſehen Nebel, Flor, oder es wird ihnen ſchwarz vor den Augen; die Augen verlieren den Glanz, und bekommen einen bläulichen Ring; das Geſicht wird blaß, ſinkt ein; die Muskeln werden ſchwach und vermögen den Körper nicht zu tragen. Bei höhern Graden verliert ſich das Bewußtſein entweder ganz, oder es iſt durch verworrne Vorſtellungen getrübt; dann iſt der Puls ſehr matt, klein, träge, kaum zu fühlen, das Athmen träge, die Gliedmaßen kalt. Gewöhnlich geht dieſer Zuſtand in kurzer Zeit vorüber, und hinterläßt bloß das Gefühl von Schwäche, welches ſich nach und nach auch verliert, und er hat nicht viel zu bedeuten, wenn er von vorübergehenden Veranlaſſungen herrührte. Wenn indes Jemand häufig ohne äußere Veranlaſſung in Ohnmacht fällt, ſo iſt dies, ſchon nach Hippokrates Ausſpruch, gefährlich. Endlich kann man auch die Ohnmacht in manchen Fällen als eine wohlthätige Naturanſtalt betrachten, deren ſie ſich bedient, um größern Nachtheilen vorzubeugen. Die Ohnmacht, welche von Blutungen entſteht, veranlaßt z. B., daß die Blutung ſtockt; ſie iſt ein natürlicher Damm gegen das Uebermaß der Schmerzen. Deßungeachtet ſucht man die Ohnmacht immer ſchnell zu vertreiben, und man bedient ſich dazu der aufregenden oder flüchtig reizenden Mittel, z. B. der Naphthen, von denen man einige Tropfen nehmen läßt, wenn der Kranke ſchlingen kann; ſonſt beſprengt man das Geſicht mit einigen Tropfen kalten Waſſers, reibt die Schläfe mit Eſſig, oder hält etwas Starkriechendes unter die Naſe. Zu einer gründlichen Kur iſt es aber nöthig, daß die Urſachen berückſichtiget und entfernt, die Hauptkrankheiten gehoben oder die kränklichen Anlagen gehörig beſeitiget werden. B. P.

Ohr, ſ. Gehör.

Ohrenbeichte wird in der römiſchen Kirche das, dem Prieſter im Beichtſtuhle abzulegende geheime Bekenntniß der Sünden genannt, die der Beichtende ſeit dem letzten Abendmahlsgenuſſe begangen hat. Der Beichtvater pflegt das Beichtkind noch über die nähern Umſtände der eingeſtandnen Sünden auszuforſchen, und nach Maßgabe derſelben ſowol ſeine Ermahnung, als auch die beſondern Büßungen einzurichten, die er ihm als eine Bedingung der Abſolution (Sündenerlaß) auflegt. Solche Büßungen ſind Abbeten des Roſenkranzes in beſtimmten Friſten, außerordentliche Faſten, Wallfahrten, Almoſen und Meſſen, die der Büßende für ſein Geld leſen laſſen muß. Der Beichtende darf keine grobe Sünde, deren er ſich erinnern kann, verſchweigen, dagegen der Beichtvater zur unbedingten und ſtrengſten Geheimhaltung der ihm abgelegten Bekenntniſſe verpflichtet iſt. Dieſe Verpflichtung heißt das Beichtgeheimniß oder Beichtſiegel. Die dabei zu ertheilende Abſolution hat nach dem Lehrbegriffe der katholiſchen und der griechiſchen Kirche ſacramentaliſche Kraft. Da die heilige Schrift keine erweisliche Beſtimmung hierüber enthält, ſo fand der Gebrauch der Beichte vor dem Abendmahlsgenuſſe, in den älteſten Chriſtengemeinden nicht Statt. Wer ſich grober Sünden ſchuldig gemacht hatte, legte vor der verſammelten Gemeinde ein öffentliches Bekenntniß der Reue ab, welches gewöhnlich ſchriftlich aufgeſetzt war, und von dem Büßenden abgeleſen wurde. Papſt Leo, der Große, verwandelte um 450 dieſe öffentliche Beichte in eine geheime vor dem Prieſter, deren Ablegung jedoch vor 1215 (wo Innocenz III. ſie bei Verluſt der Seligkeit anordnete) keineswegs allgemein geſetzlich vorgeſchrieben war, die proteſtantiſchen Kirchen haben die ſtrenge Ohrenbeichte bekanntlich abgeſchafft (ſ. d. Art. Beichte). E.

Ohrenklingen (tinnitus aurium), iſt die Täuſchung des Gehörs, welche in der Wahrnehmung eines hohen Tones beſteht, dem kein äußeres Object entſpricht. Iſt der Ton tief, ſo heißt der Zufall Ohrenbrauſen oder Sauſen vor den Ohren. Wenn auch dieſe Erſcheinungen zu den krankhaften gehören, ſo ſind ſie doch zu den unbedeutendſten Uebeln zu rechnen; ja ſie werden nur dadurch bisweilen wichtig, daß ſie Vorboten von einer andern und zwar bisweilen gefährlichen Krankheit ſind. Veranlaßt werden ſie aber beinahe durch alle Krankheiten, welche entweder das Gehörorgan ſelbſt oder auch das Gehirn angehen. Auch eine Menge nervöſer Zufälle beginnen mit dieſen Zeichen. B. P.

Ohrenzwang (otalgia) wird der bisweilen ſehr heftige und mit einer eignen Unruhe verbundne Schmerz genannt, der in der Tiefe des Ohres empfunden wird, und dem bald eine Entzündung zum Grunde liegt, bald auch nicht. Erkältung, vorzüglich örtliche des Ohres, Skropheln, Anſammlung von Feuchtigkeiten oder fremde Körper im Ohre, ſo wie auch der Ausbruch des hinterſten Backenzahns verurſachen ihn; und er iſt oft mit Ausfluß einer lympathiſchen oder eiterartigen Flüſſigkeit, mit Ohrenbrauſen und ſchwerem Gehör verbunden. Man ſucht ihn dadurch zu lindern, daß man milde Dinge in das Ohr bringt, z. B. Dämpfe von aromatiſchen Aufgüſſen, lauwarme Milch, oder (bei Entzündung) Blutegel anwendet, Zugpflaſter in den Nacken legt und die Urſachen hinwegräumt, wenn es möglich iſt. B. P.

Oileus, einer der Argonauten, ſ. Ajax.

O'Keefe (John). Dieſer Veteran unter den jetzt lebenden brittiſchen Dramatikern wurde 1746 zu Dublin geboren. Da er von katholiſcher Herkunft war, ſo wurde ſeine Erziehung dem Pater Auſtin, einem kenntnißreichen irländiſchen Jeſuiten, der auch als Kanzelredner geſchätzt war, übertragen. Unter ihm machte O'Keefe bedeutende Fortſchritte im Franzöſiſchen und in der alten Literatur. Auch für die Zeichenkunſt, bewies er viel Geſchmack und Talent; aber eine Schwäche des Geſichts hielt ihn von der Fortſetzung dieſer Kunſt zurück. Darauf gerieth er in die Geſellſchaft wandernder Schauſpieler, deren Umgang eine ſolche Wirkung auf ihn hervorbrachte, daß er (erſt 15 Jahr alt) ein Schauſpiel in fünf Aufzügen ſchrieb. Als er mit dem Schauſpieler Moſſoz bekannt geworden war, betrat er die Bühne zu Dublin, wo er zwölf Jahre lang mit vielem Ruhme ſpielte. Einige ſeiner dramatiſchen Erzeugniſſe machten ſolches Glück, daß er dadurch veranlaßt wurde, London zu beſuchen. Hier gefiel er als Schauſpieler zwar wenig; deſto mehr aber als dramatiſcher Schriftſteller. Im J. 1800 ward er durch Blindheit und andre Unglücksfälle in die traurigſte Lage verſetzt. Er bekam deshalb eine Beneſizvorſtellung auf dem Covent=Garden=Theater, und hielt bei dieſer Gelegenheit eine dichteriſche Anrede an das Publikum, worin Humor und Pathos auf die glücklichſte Weiſe gemiſcht waren.

Oekonomie, Haushaltung, beſonders die Haushaltung des Landmanns. S. Landwirthſchaft. Ueber die Staatsökonomie ſ. die Art. Mercantilſyſtem, Nationalökonomie, Phyſiocratiſches Syſtem und Staatswirthſchaft.

Olavides (Don Pablo), Graf von Pilo, geb. 1740 zu Lima, der Hauptſtadt von Peru, kam früh nach Madrid, wo ſeine Talente und ſeine Thätigkeit ihn bald zu wichtigen Aemtern erhoben. Er folgte als Secretär dem Grafen von Aranda auf ſeiner Geſandtſchaft nach Frankreich. Durch ſeinen Umgang mit dieſer fröhlichen und leicht=

ſinnigen Nation verlor er ſein ſtrenges Betragen, nahm zum Theil ihre Sitten an und gewann ihren Charakter lieb. Nach ſeiner Rückkehr erhob ihn Carl III. in den Grafenſtand und ernannte ihn zum Intendanten von Sevilla. Er entwarf mehrere große und nützliche Plane, vornehmlich den, die Sierra Morena urbar zu machen. Um dieſes, auf ſeinen Höhen dürre, in ſeinen Thälern moraſtige, zu allen Zeiten unwegſame Waldgebirge zum Ackerbaue und Handel geſchickt zu machen, berief Olavides Koloniſten aus allen Nationen, beſonders Deutſche, dahin, welche es unter dem Schutze der Regierung (1767—1776) zu fruchtbaren Gegenden umſchufen. Bald erhoben ſich in bisher wüſten Gegenden bequeme Gaſthäuſer, und noch jetzt iſt dieſer Bezirk Spaniens derjenige, wo der Reiſende ſich am beſten befindet. Auch wurden neue Ortſchaften, deren größte er zu Ehren Carl III. Carolina nannte, nach den Anordnungen des Intendanten angelegt, welcher daſelbſt Seidenmanufakturen anlegen wollte und Arbeiter aus Lyon berief. Beſchuldigungen der Ketzerei unterbrachen dieſe Erfolge, und der Mann, der ſeines Vaterlandes Glanz und Wohlfahrt durch glückliche Einrichtungen vermehrt hatte, wurde von der Inquiſition 1778 zu ſechs bis achtjähriger Gefangenſchaft, und Bußübungen in einem Kloſter verurtheilt. Indes waren die Dienſte, die er in Spanien geleiſtet hatte, zu einleuchtend, um vergeſſen zu werden; es fanden ſich Freunde, die ſeine Flucht im dritten Jahre beförderten. Er begab ſich nach Venedig und kehrte ſpäter nach Spanien zurück, wo er im J. 1803 ſtarb. Man hält Olavides für den Verfaſſer eines ſpaniſchen Werks unter dem Titel: El Evangelio en triunfo, worin die Religion gegen den Unglauben vertheidigt wird, und das trotz ſeines mittelmäßigen Gehalts ſo häufig geleſen wurde, daß binnen zwei Jahren acht Ausgaben davon erſchienen.

Olbers (Heinr. Wilh. Matth.), geboren zu Arbergen im Herzogthume Bremen, den 11. Oct. 1758, Doctor der Medecin, lebt als ausübender Arzt in Bremen und beſchäftigt ſich aus beſondrer Neigung mit der Aſtronomie, in der er ſich einen bleibenden Namen erworben hat. Schon 1772 erwachte auf der Domſchule zu Bremen ſeine Liebe zur Sternkunde, 1777 ging er auf die Univerſität zu Göttingen. Er richtete ſeine Aufmerkſamkeit beſonders auf die Kometen. Einen Beweis von dem Erfolge ſeiner Bemühungen lieferte er in ſeiner neuen und bequemen Methode, die Bahn eines Kometen aus eignen Beobachtungen zu berechnen (Weimar 1797). Noch berühmter ward er durch die Wiederauffindung der Ceres 1802, durch die Entdeckung der Planeten Pallas (1802) und Veſta (1807) (ſ. Planeten). Außerdem hat Olbers einzelne Aufſätze über die Parallaxenberechnung, über die vom Himmel gefallnen Steine ꝛc. geſchrieben. Seine Inauguraldiſſertation handelt: De oculi mutationibus internis (1780).

Oldenbarneveld, ſ. Barneveld.

Oldenburg, ein Herzogthum des deutſchen Bundes an der Weſer und Hunte, iſt das Stammhaus der zahlreichen Dynaſtie Oldenburg. Seit 1647 mit Delmenhorſt vereinigt, fiel Oldenburg, nach dem Abgange der ehemaligen Grafen, 1667 an die regierende Linie in Dänemark. Dieſe vertauſchte ſie 1773, gegen den gottorpiſchen Antheil des Herzogthums Holſtein, an den ruſſiſchen Großfürſten, nachherigen Kaiſer Paul, der ſie ſeinem Vetter, dem Herzoge von Holſtein-Gottorp und Biſchof von Lübeck, Friedrich Auguſt (welcher der Stifter des zweiten Aſtes der holſteineutiniſchen Linie wurde), abtrat. Dieſen Tauſch ſowol, als die Abtretung, beſtätigte der Kaiſer 1776.

Zugleich erhob er die beiden Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt zu einem Herzogthume, unter dem Namen Oldenburg, und ertheilte dem Beſitzer deſſelben auf dem Reichstage die Stimme, welche zuvor die ältre holſtein=gottorpiſche Linie gehabt hatte. Bei den allgemeinen Ausgleichungen im J. 1802 ſollte der Herzog den elsfleter Zoll verlieren, der aber erſt den 7. Mai 1820 aufgehört hat; übrigens trat der Herzog als Biſchof von Lübeck einige Dörfer und die Domſtiftsgebäude an die Reichsſtadt Lübeck ab. Dagegen erhielt er das Bisthum Lübeck mit den Beſitzungen des Domcapitels als erbliches Eigenthum, ferner das hannöveriſche Amt Wildshauſen und die beiden münſteriſchen Aemter Vechte und Kloppenburg. Der Herzog, welcher am 14. Oct. 1808 dem rheiniſchen Bunde beitrat, war im Beſitze ſeiner Länder, bis Napoleon durch ſein Decret vom 10. Dec. 1810 ſie nebſt andern Gebieten Deutſchlands ſeinem Reiche einverleibte. Dieſer Gewaltſchritt ward vornehmlich von Rußland übel empfunden, das dadurch eine Schöpfung ſeiner Großmuth vernichtet ſah, und durch die Bande der Verwandtſchaft mit dem Hauſe Oldenburg verbunden war. Die Entſchädigung, welche Frankreich in unbeſtimmten Ausdrücken anbot, ward weder von dem Herzoge, noch von Rußland angenommen. Mit Deutſchlands Befreiung traten auch für Oldenburg die frühern Verhältniſſe wieder ein. Der gemüthskranke, regierende Herzog, Peter Friedrich Wilhelm, geb. 1754, folgte als Herzog zu Holſtein=Oldenburg ſeinem Vater Friedrich Auguſt, 1785, unter der Landesadminiſtration ſeines Vetters, des Fürſten Peter Friedr. Ludw. zu Lübeck. Durch den wiener Congreß erhielt er eine Gebietsvermehrung von 5000 Menſchen von Hannover und von 20,000 Menſchen in dem vormaligen Saardepartement. Demnach begreifen jetzt die ſämmtlichen oldenburgiſchen Beſitzungen: das eigentliche Herzogthum Oldenburg nebſt den Landesantheilen, in 7 Kreiſe, das Fürſtenthum Lübeck und das Fürſtenthum Birkenfeld. Den großherzoglichen Titel, welcher dem Herzoge gleichfalls durch denſelben Congreß gegeben wurde, führt er nicht. Das ſogenannte Stadt= und Butjadinger=Land iſt ein braunſchweigiſches Lehn, die Staatsabgaben ſind in dieſem Lande vielleicht die niedrigſten in Deutſchland. Dieſe Lande liegen ſehr getrennt. Das Herzogthum Oldenburg iſt von der Nordſee und dem Königreiche Hannover eingeſchloſſen; das Fürſtenthum Lübeck liegt im Umfange des Herzogthums Holſtein und Lauenburg, und das neue Fürſtenthum Birkenfeld liegt auf dem linken Rheinufer, an der Nahe. Sie enthalten zuſammen 124 Q. M. und 230,000 Einw., größtentheils Lutheraner, wovon das auf Herzogth. Oldenburg allein 107 Q. M. und 190,000 Einw. kommen. Die Gegenden an der Jade und der Weſer ſind fette Marſchländer, welche durch Deiche gegen die Ueberſchwemmungen geſchützt werden müſſen, und wo vortreffliche Rindvieh= und Pferdezucht getrieben wird. In den von Münſter erhaltnen Theilen, beſteht der Boden aus Geeſtland, Torfmooren und großen dürren Sandgegenden, wo man Stunden lange Heiden ohne Baum und Wohnung findet. In dieſen Heiden unterhalten die Einwohner große Heerden Schafe mit einer groben Wolle und wichtige Bienenzucht. Auch wird ſtarke Garnſpinnerei, Leinewandweberei und Strumpfſtrickerei getrieben, desgleichen beſchäftigen ſich die Einwohner in der Nähe der Weſer und des Meeres mit Fiſcherei und Schifffahrt. Das Fürſtenthum Lübeck iſt ein fruchtbares Ländchen; hingegen das Fürſtenthum Birkenfeld hat einen unfruchtbaren Boden und ein rauhes Klima, doch einen guten Wein an der

Nähe. Die jährlichen Einkünfte des Herzogs betragen 1,200,000 Gulden. Er hat in der engern Bundesverſammlung mit Anhalt und Schwarzburg gemeinſchaftlich die 15te Stelle, in der weitern aber eine beſondre Stimme. Zu dem deutſchen Bundesheere ſtellt er 2178 Mann. Die Hauptſtadt der geſammten Lande heißt Oldenburg, und liegt an der ſchiffbaren Hunte. Sie iſt wohlgebaut und hatte ſonſt Feſtungswerke, die jetzt in angenehme ſchattige Partien verwandelt ſind. Man findet daſelbſt ein ſchönes Schloß, 750 Häuſer und 5200 Einwohner.

Oele ſind fettige Flüſſigkeiten, welche ſich nicht mit dem Waſſer vereinigen, übrigens brennen und verdampfen. Es gibt Subſtanzen dieſer Art aus allen drei Reichen der Natur. Des thieriſchen Oels iſt unter dem Artikel Fett Erwähnung geſchehen. Die Pflanzenöle haben mit den thieriſchen große Aehnlichkeit. Jedoch hat ein Theil derſelben noch beſondre Eigenſchaften. Man unterſcheidet zwei Hauptarten der Pflanzenöle, nämlich fette und ätheriſche. Letztre werden auch weſentliche oder riechende Oele genannt. Die Beſtandtheile der Pflanzenöle ſind Waſſerſtoff und Kohlenſtoff; die ätheriſchen enthalten mehr von dem erſtern, die fetten hingegen mehr Kohlenſtoff. Durch allmälige Verbindung mit dem Sauerſtoffe werden ſie ranzig, durch ſchnelle Verbindung damit verbrennen ſie. Aetheriſche oder riechende Oele, welche oft auch einen ſtarken Geſchmack haben, erhält man aus ſtarkriechenden Pflanzenſtoffen meiſtens durch Deſtillation im Waſſer, ſeltner durch Auspreſſen, wie z. B. das Citronenöl. Sie laſſen ſich im Weingeiſt, auch mehr oder weniger im Waſſer, auflöſen, entzünden ſich am Flammenfeuer ohne Erhitzung, und werden weder brenzlich (empyreumatiſch), noch ranzig. Die Flüſſigkeit und Schwere der ätheriſchen Oele iſt verſchieden, eben ſo auch ihre Farbe. Einige ſind ſchwerer als das Waſſer und ſinken darin zu Boden. Mit Zucker vermiſcht laſſen ſie ſich mit dem Waſſer vereinigen. Beim Zugange der freien Luft verbinden ſich die ätheriſchen Oele leichter mit dem Sauerſtoffe als die fetten, nehmen dadurch eine Farbe an, werden dicker und in ein Harz verwandelt. Körper, die von dieſen Oelen durchdrungen ſind, widerſtehen der Fäulniß, und hierauf gründet ſich die Theorie des Einbalſamirens. Alle gewürzhaft riechende Pflanzen enthalten ätheriſche Oele, die den Geruch der Pflanze beſitzen, von welcher ſie kommen. Bei manchen Pflanzen findet man in allen ihren Theilen ein ätheriſches Oel, bei andern nur in den Blüthen, in den Blättern, den Früchten oder den Schalen und den Samen, oder endlich in der Rinde und der Wurzel. Bei ſehr vielen Pflanzen finden ſich in den ätheriſchen Oelen derſelben entweder alle, oder doch die mehrſten und vorzüglichſten Arzneikräfte, daher ſie für die Apotheker von großer Wichtigkeit ſind. Pflanzen, die an trocknen, ſonnenreichen Orten wachſen, geben das meiſte ätheriſche Oel. Durch's Trocknen derſelben verliert ſich die Maſſe ihres Oels. Man zieht auch mittelſt der Deſtillation im Waſſer aus einigen animaliſchen Subſtanzen (z. B. aus den Ameiſen, dem Bibergeil u. a.) ein ähnliches Oel. Wenn nun das Waſſer, in welches man die aromatiſchen Pflanzen gethan hat, den Grad der Siedhitze bei der Deſtillation in der Blaſe erreicht hat, ſo gehen die meiſten ätheriſchen Oele über; doch thun dies einige ſchon bei einem geringern Grade. Je leichter ſie ſind, deſto eher geſchieht ihr Uebergang. Manche Pflanzen bedürfen nur eines Dampfbades, um daraus das Oel zu erhalten. Mit dem Oele geht zugleich das Waſſer über. Dies ſondert man dadurch ab, daß man die ganze,

durch die Deſtillation erhaltne Miſchung, welche milchicht ausſieht, zugedeckt an einen kühlen Ort ſtellt. Hier ſetzt ſich das ſchwerere Oel zu Boden, das leichtre aber ſchwimmt auf der Oberfläche des Waſſers und kann ohne viele Mühe vollends abgeſondert werden. Wenn man es von den ſchleimichten Theilen befreit hat, die mit übergegangen ſind: ſo muß es in wohlverwahrten Flaſchen aufbehalten werden. Die fetten Oele, welche auch ausgepreßte Oele genannt werden, obgleich man nicht alle durch das Auspreſſen gewinnt, ſchwimmen ſämmtlich auf dem Waſſer, ſind alſo ſpecifiſch leichter. Sie hinterlaſſen auf dem Papiere einen durchſichtigen Fleck, der durch das Erwärmen des Papiers nicht wieder vergeht, weil dieſe Oele, um verflüchtigt zu werden, einen weit höhern Grad der Hitze, als der des ſiedenden Waſſers iſt, verlangen. Sie laſſen ſich im Weingeiſt nicht auflöſen, und erhalten, wenn ſie im friſchen Zuſtande auch noch ſo mild ſind, beim Ranzigwerden einen ſcharfen, beißenden, brennenden Geſchmack und einen widrigen Geruch. Viele von dieſen Oelen nehmen auch von den Schalen der Früchte, wenn dieſe mit denſelben gepreßt werden, einen unangenehmen Geſchmack und Geruch an; auch geben alte, verdorbne, desgleichen unreife Samen ein ſchlechtres Oel. Die fetten Oele des Pflanzenreichs (ſ. Olive) werden aus ſolchen Pflanzenſamen und Kernen gewonnen, welche, mit Waſſer zerrieben, Emulſionen (Kühltränke) liefern. Die mehrſten erhält man durch das Auspreſſen. Im Großen geſchieht dies auf eignen Oelmühlen. Hier werden die Samen entweder geſchält oder ungeſchält zerſtampft, ſodann, um das Auspreſſen zu erleichtern, erwärmt und in die Preſſen gebracht. Durch kaltes Auspreſſen bringt man nicht alles Oel aus dem Samen; treibt man aber die Erwärmung zu hoch, ſo ſchadet man dadurch dem Oele, welches in dieſem Falle eher ranzig wird. Alle friſch ausgepreßten Oele enthalten eine Menge Schleimtheile, welche beim Preſſen mit abgefloſſen ſind, und ſehen daher trübe aus. Durch anhaltende Ruhe werden ſie völlig klar, und können von dem Bodenſatze abgegoſſen werden. Auch durch das Auskochen gewiſſer Früchte und Samenkerne erhält man fette Oele. Es ſind dies inſonderheit die ſogenannten Pflanzenbuttern. Manche von den fetten Oelen trocknen an der Luft zu einer feſten Maſſe aus, andre bleiben dagegen immer ſchmierig. Wenn man die erſtern kocht, ſo wird ihr Austrocknen noch mehr befördert, weil dabei die wäßrigen und ſchleimichten Theile mehr abgetrieben werden. Dieſe trocknenden Oele geſtehen erſt bei einem weit höhern Kältegrad als die ſchmierig bleibenden, von denen einige ſchon bei der gewöhnlichen Temperatur unſers Klimas im Sommer zu einer Art von Butter gerinnen. Zum Sieden erfordern alle einen Grad von Hitze, den man auf 600 Grad Fahrenheit rechnet. Erſt, wenn ſie bis zur Verflüchtigung erhitzt ſind, entzünden ſie ſich. Mit dem Waſſer laſſen ſich die fetten Oele nicht vermengen. Wenn man beide Subſtanzen unter einander ſchüttelt, ſo entſteht eine trübe milchichte Flüſſigkeit, aus der ſich aber bald wieder das Oel vom Waſſer ſcheidet und obenauf ſchwimmt. Eine bleibende milchichte Flüſſigkeit der Art erhält man, wenn man die ölichten Pflanzenſamen mit Waſſer reibt. Dieſe Pflanzenmilch wird Emulſion genannt. In derſelben iſt das Oel nicht mit dem Waſſer vermiſcht, ſondern nur mittelſt des Schleims in demſelben vertheilt, und kann daraus abgeſchieden werden. In der Wärme löſen die fetten Oele die Harze und den Schwefel auf. Mit den ätzenden Laugenſalzen verbinden ſie ſich auf's Innigſte, werden in dieſer Verbindung auch ſelbſt auflösbar und zu Seife. Wenn man die

fetten Oele mit Kalkwaſſer unter einander ſchüttelt, ſo verdicken ſie ſich. Blei, Kupfer, Braunſtein und Arſenik werden von ihnen angegriffen und allmälig aufgelöſt. Beim Verbrennen ſetzen ſie einen Ruß ab, welcher von dem, aus Mangel an Sauerſtoff unzerſetzt und unverbrannt gebliebnen, Kohlenſtoffe herrührt. Wenn man daher dem Dochte einer Lampe die Einrichtung gibt, daß die Luft durch die Achſe der Flamme gehen kann, ſo wird aller Rauch vermieden, weil aller Kohlenſtoff zerſetzt wird, und es bildet ſich nur Waſſerdunſt und kohlenſaures Gas. Nach Lavoiſier's Verſuchen verzehren $19\frac{1}{4}$ Gran Baumöl beim Verbrennen 62 Gran Lebensluft, und dabei bilden ſich $54\frac{5}{8}$ Gran kohlenſaures Gas und 27 Gran Waſſer. Durch die Decarbonifation können die fetten Oele in ätheriſche verwandelt werden, indem ihnen dadurch ein Theil des Kohlenſtoffs entzogen wird. Diejenigen Oele, die man brenzliche oder empyreumatiſche nennt, werden aus den Oelen erſt durch die Einwirkung des Feuers erzeugt; ſind alſo nicht beſondre Arten der Oele überhaupt. Sie haben einen brandigen unangenehmen Geruch, ſcharfen, bitterlichen Geſchmack, eine dunkle Farbe und etwas dicke Conſiſtenz. Man kann ſie durch die trockne Deſtillation ſowol aus thieriſchen, als vegetabiliſchen Oelen ziehen. In mancher Hinſicht verſchieden von den beiden genannten Gattungen iſt das mineraliſche oder Erd- und Bergöl. Es iſt gemeiniglich braunroth oder ſchwarzbraun von Farbe; doch gibt es auch eine weiße, waſſerhelle, ingleichen eine gelbe Sorte. Das meiſte Bergöl quillt aus weißen, ſchwarzen und gelben Thonſchichten, beſonders in der Gegend von Derbent, Schamachin und Baku in Medien und Perſien. In Lothringen, im Modeneſiſchen und auf der Inſel Sumatra quillt ebenfalls einiges aus der Erde. Unter allen tropfbaren Flüſſigkeiten iſt das weiße Bergöl die leichteſte. Sein Geruch iſt durchdringend, angenehm, gewürzhaft und ähnelt dem des gereinigten Bernſteinöls. Es iſt in ätheriſchen Oelen und Vitrioläther, nicht aber in fetten Oelen oder im Weingeiſte auflösbar, wenn man nicht Harz hinzuſetzt. Schon in einer Entfernung an Flammenfeuer gehalten, entzündet es ſich vermittelſt ſeines Dunſtkreiſes, und brennt mit ſtarkem Rauche in einer bläulichen Flamme. Es iſt ausnehmend dünn und verfliegt bald. Wenn man weißes Papier damit tränkt, ſo ſieht man es in kurzer Zeit verſchwinden, ohne eine Spur von Flecken zurück zu laſſen. An der freien Luft verdickt es ſich, und nimt eine bräunliche Farbe und einen widrigen Geruch an. Deſtillirt man es in Waſſer, ſo geht es unverändert über. Das braunrothe oder ſchwärzlichbraune Bergöl iſt weit häufiger. Es wird in mehrern Gegenden Deutſchlands, in der Schweiz, in Italien, Frankreich und anderwärts gefunden. Nur durch ſeine Farbe, durch den unangenehmen Geruch und durch die beträchtlichere Dicke, nicht aber im Weſentlichen weicht es von dem feinen weißen Bergöl ab. Es quillt nicht bloß aus Erdſchichten, ſondern auch aus Steinritzen hervor, und zwar oft an ſolchen Stellen, wo man keine Spur von Steinkohlen erblickt, die doch ſonſt die Mutter des Bergöls zu ſein pflegen. Jeder weiß, daß die Oele für den gemeinen häuslichen Gebrauch, ferner in vielen Künſten und Manufakturen, ſo wie in Apotheken auf mannichfache Art verwendet werden und von großer Wichtigkeit ſind.

Olearius (Adam), eigentlich Oehlſchläger, wurde zu Anfang des 17. Jahrh. zu Aſchersleben im Halberſtädtiſchen geboren, wo ſein Vater ein Schneider war. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt wenig bekannt. Er wurde zu Leipzig Magiſter und Aſſeſſor der philoſophiſchen

Facultät, auch Mitglied des feinen Fürſtencollegiums, wendete ſich aber darauf, aus unbekannten Urſachen, nach Holſtein, und wurde des damaligen Herzogs von Holſtein-Gottorp, Friedrichs III., Hofmathematikus und Bibliothekar. 1633 ſchickte ihn der Herzog mit einer anſehnlichen Geſandtſchaft, bei der ſich auch der Dichter Paul Flemming (ſ. d. A.) befand, als fürſtlichen Rath und Secretär an ſeinen Schwager, den Czaar Michael Fedeorowitz, nach Moskau, und 1635 mit derſelben Geſandtſchaft zum zweiten Male nach Rußland und von da an den König in Perſien Shah Sofi. Er kam 1639 glücklich nach Gottorp zurück, und gab von dieſer Reiſe eine in mehrerer Hinſicht merkwürdige und an wichtigen Notizen reichhaltige Beſchreibung heraus, die noch jetzt in Anſehn ſteht, ob es ihr gleich nicht an Beweiſen der Leichtgläubigkeit fehlt. Er hatte in Perſien die Landesſprache gründlich erlernt, und mehrere Handſchriften von dort mitgebracht, unter andern die Werke des Dichters Saadi, deſſen Guliſtan oder Roſengarten er nebſt den Fabeln des arabiſchen Dichters Lokman in deutſcher Ueberſetzung lieferte. 1651 ward er unter dem Namen des Vielberühmten in die fruchtbringende Geſellſchaft aufgenommen, und ſtarb 1671. Außer den genannten Werken hat er theils verſchiedne Schriften Andrer herausgegeben, als Flemming's Epigrammata latina, v. Mandelsloh's Reiſebeſchreibung u. ſ. w.; theils ſelbſt mehrere verfaßt, als: Gottorpiſche Kunſtkammer; Holſteiniſche Chronik von 1448 bis 1663; Siegs- und Triumphsfahne Guſtav Adolphs; Ballet von der Unbeſtändigkeit der weltlichen Dinge; Erfundner Weg zum Paradieſe; Hiſtorie der Kleopatra; Relation von dem gottorpiſchen Parnaſſe; Luſtige Hiſtorie, woher das Tabakrauchen komme u. ſ. w. Olearius verdient auch in Beziehung auf die Sprache ehrenvoll erwähnt zu werden. Seine Schreibart iſt männlich und rein, und nirgend durch die, zu ſeiner Zeit üblichen Pedantereien entſtellt.

Oelfarben, ſ. Oelmalerei.

Oligarchie, dem Worte nach: Herrſchaft von Wenigen; im gewöhnlichen Sinne diejenige Ausartung der Ariſtokratie, welche entſteht, wenn die höchſte Gewalt aus den Händen der geſammten dazu berechtigten Körperſchaft in die einiger wenigen Familien, oder einzelner Perſonen übergeht. (S. Ariſtokratie.) Die Oligarchie ſcheint ſowol der Volksherrſchaft als der unumſchränkten Willkür eines Einzelnen vorzuziehen zu ſein, die Erfahrung zeigt aber, daß die große Maſſe des Volks unter der Herrſchaft einzelner mächtigen Familien gewöhnlich im Ganzen keines blühenden Wohlſtandes genoß.

Oliva, eine durch den Friedensſchluß von 1660 berühmte Ciſtercienſerabtei, nicht weit von Danzig. (S. Friedensſchlüſſe.)

Olivarez (Gaſparo de Guzman, Graf von), Herzog von Sanlucar, aus einem vornehmen ſpaniſchen Geſchlechte, war zu Rom geboren, wo ſich ſein Vater als Geſandter bei Sixtus V. befand. Das Haus, wo er zur Welt kam, war der alte Palaſt des Nero, daher ſeine Feinde in der Folge Gelegenheit nahmen, ſeine grauſame Unbeugſamkeit mit den Barbareien dieſes Kaiſers zu vergleichen. Sein Vater kam in Verdacht, den Papſt vergiftet zu haben. In dieſem Falle ward er wenigſtens durch ſeinen Hof ſchlecht dafür belohnt: denn ſeine Vermögensumſtände waren ſo beſchränkt, daß er kaum ſeinen Sohn auf der Univerſität erhalten konnte. In dem Jünglinge entwickelte ſich früh ein ehrgeiziges Streben, welches bei ſeinem Erſcheinen am Hofe noch mehr genährt wurde, indem es ihm gelang, die Gunſt Philipps IV. als Vertrauter in ſeinen Liebeshändeln zu ge-

winnen. Vom Günſtlinge ſchwang er ſich, an die Stelle des Herzogs von Uzeda, zum Premierminiſter empor, und übte binnen 22 Jahren eine faſt unbeſchränkte Gewalt aus. Den Anfang ſeines Miniſteriums bezeichnete er durch nützliche Verordnungen; bald aber, war er nur bemüht, Geld aus dem Lande zu ziehen, um den Krieg mit den benachbarten Mächten zu unterhalten. Seine unbeugſame Härte war Urſache, daß Catalonien, und bald darauf auch Andaluſien ſich empörten, Die Portugieſen, der Mißhandlungen müde, zerbrachen das ſpaniſche Joch, und erkannten im J. 1640 den Herzog von Braganza für ihren König an. Olivarez hatte die Unverſchämtheit, dem Könige dieſes Ereigniß als etwas Erfreuliches anzukündigen, indem er dadurch berechtigt werde, die ungeheuern Beſitzungen des Herzogs in Spanien einzuziehen. Der Krieg, welcher darauf erfolgte, wurde von Spanien, deſſen Heere von den Franzoſen, und deſſen Flotten von den Holländern geſchlagen wurden, ſo unglücklich geführt, daß der König ſich endlich 1643 genöthigt ſah, ſeinen Miniſter, welcher der Gegenſtand der allgemeinen Unzufriedenheit geworden war, zu entſetzen. Olivarez mußte in dem Augenblicke vom Schauplatze abtreten, wo er, befreit von ſeinem furchtbaren Nebenbuhler Richelieu, die Angelegenheiten des Reichs wieder herzuſtellen vermocht hätte. Vielleicht wäre er zurückberufen worden, wenn er nicht zu ſeiner Vertheidigung eine Schrift abgefaßt hätte, die mehrere mächtige Perſonen beleidigte, ſo daß der König es gerathen fand, ihn noch weiter zu entfernen und auf Toro zu beſchränken, wo er 1645 kinderlos ſtarb. Außer der Grauſamkeit und dem Geize, beſchuldigte man ihn noch mancher Verbrechen, die jedoch weniger erwieſen ſind.

Olive, die pflaumenartige Frucht des Oelbaums, hat äußerlich ein ſchwarzgrünes, bisweilen auch weißliches oder rothbraunes Fleiſch, in welchem der harte Stein, oder die Nuß mit dem Samenkerne enthalten iſt. Roh hat die Frucht einen unangenehmen, bittern Geſchmack. Die Hauptbenutzung der Oliven iſt zu dem vortrefflichen Baum- oder Olivenöle. Die Früchte, welche dazu dienen ſollen, müſſen mit Sorgfalt geſammelt werden; ſie müſſen reif, aber nicht überreif ſein. Sie werden zuvörderſt auf einer dazu beſtimmten Mühle leicht zerrieben, und ſodann in die Preſſe gebracht. Der erſte gelinde Druck gibt das feinſte, das ſogenannte Jungfern-Oel. Es iſt weiß von Farbe, ungemein mild und ſüß von Geſchmack und träufelt bloß aus dem Fleiſche. Dann kömmt die Sorte, welche durch eine zweite, ein wenig ſtärkere Preſſung erhalten wird, wobei ſchon der Kern und ſeine Schale Oel fahren laſſen, welches aber nicht ſo gut iſt, wie das aus dem Fleiſche. Wenn endlich, nach ſtarkem Preſſen, kein Oel mehr fließt, ſo gießt man ſiedendes Waſſer auf den Brei, rührt ihn um und preßt von neuem. Hiedurch erhält man Waſſer mit Oel vermengt. Letztres ſondert ſich bald von jenem und ſchwimmt oben auf, ſo daß es bequem abgeſchöpft werden kann. Dieſe Sorte iſt die geringſte, und wird theils zum Brennen, theils in Manufakturen gebraucht. Der Verbrauch des Baumöls iſt ſehr groß; es geht daher aus den ſüdlichen Ländern in großer Menge jährlich nach dem nördlichen Europa, in eichenen Fäſſern. Das beſte erhalten wir aus der Lombardei, beſonders aus der Gegend um den Garda-See, von welchem es auch den Namen hat. Die zweite Sorte kommt aus dem ſüdlichen Frankreich (Provencer-Oel), vorzüglich aus Aix, und aus der Gegend von Nizza. Soll das Baumöl lange gut bleiben, ſo muß es in gläſernen, feſtverſchloſſnen Flaſchen an einem kühlen Orte aufbewahrt werden. Uebri-

gens gehen mit dem Baumöle mancherlei Betrügereien vor. Man wähle klares und durchſichtiges, goldfarbiges, angenehm riechendes und ſüßes, nicht aber trübes und weißliches Oel. Um zu prüfen, ob es nicht mit anderm Oele vermiſcht ſei, füllt man etwas in eine gläſerne Flaſche und ſchüttelt es, wo dann das verfälſchte Oel Blaſen wirft. Höchſt nachtheilig für die Geſundheit iſt die Nachahmung dieſes Oels durch Rüböl oder Leinöl, welches, um ihm die Süßigkeit und Weiße des Baumöls zu geben, in bleierne Gefäße gegoſſen wird. Bekanntlich aber löſen die fetten Oele eine nicht unbeträchtliche Menge von Bleitheilen auf, und werden dadurch vergiftet. Die ökonomiſche Benutzung des Baumöls iſt hinlänglich bekannt. Es wird gebrannt und an Speiſen genoſſen. In der Arzneikunſt iſt es von Wichtigkeit. Vermöge ſeiner Fettigkeit hüllt es die ſcharfen Reize im menſchlichen Körper ein, macht die Faſern und Gefäße ſchlüpfrig und geſchmeidig, und allzuſtark geſpannte Theile ſchlaff. Das Baumöl beſitzt auch, gleich den meiſten übrigen Pflanzenölen, die ſchätzbare Eigenſchaft, die Wirkung ſcharfer, ätzender Gifte im Körper unwirkſam zu machen; es gibt ferner den angefreſſnen Gedärmen einen ſchützenden Ueberzug, lindert den Huſten, welcher von ſcharfen Reizen oder vom Krampfe entſteht, mildert Steinſchmerzen und viele andre Uebel. Auch äußerlich leiſtet es in vielen Fällen treffliche Dienſte, namentlich gegen den Biß giftiger Schlangen. Auch eingemacht werden die Oliven weit verſchickt und verbraucht.

Olivetaner, ſ. Benedictiner.

Olivier (Guillaume Antoine) als Entomolog und Reiſender bekannt, geb. zu Arcs bei Frejus 1756. Nach früher Entwicklung ſeiner Geiſtesfähigkeiten, erhielt er im 17. Jahre die Doktorwürde von der mediciniſchen Facultät zu Montpellier. Seine Neigung wandte ſich früh zur Naturgeſchichte und wurde bald unter Gouan's Leitung und durch ſeines Freundes Brouſſonet Aufmunterung, eine lebhafte Leidenſchaft. Durch Brouſſonet ward er dem damaligen Intendanten von Paris, Berthier de Sauvigny, empfohlen, der einen Gelehrten zur Beſchreibung der, in der Umgegend von Paris vorkommenden Naturerzeugniſſe für eine ſtatiſtiſche Ueberſicht des ihm untergebnen Amtsbezirkes ſuchte. Olivier fing nun an, die Umgegend der Hauptſtadt als Naturforſcher zu unterſuchen, und lieferte dem Intendanten nach und nach mehrere Abhandlungen über die geognoſtiſche Beſchaffenheit des Bezirkes, über die daſelbſt wild wachſenden und angebauten Pflanzen, über die vorkommenden Thiere, über den Lauf der Gewäſſer, über die Witterungsbeſchaffenheit und die Erzeugniſſe der Landwirthſchaft. Andre Aufſätze, die er um dieſelbe Zeit bekannt machte, verkündigten indeſſen einen Mann, der mehr leiſten konnte, als das Geſchäft, dem er ſich gewidmet hatte, und beſonders machte eine Abhandlung über den Anbau des Oelbaums Aufſehn. Seine Neigung zur Inſektenkunde begünſtigte ein reicher Freund der Naturgeſchichte, Gigot D'Orcy, der eine vortreffliche Inſektenſammlung beſaß, und wie er bereits durch Engramelle die europäiſchen Schmetterlinge hatte beſchreiben laſſen, ſo gewann er Olivier zu einer Beſchreibung der Inſekten. Er übergab dem Naturforſcher ſeine Sammlung und ſeine Bücher, und ließ ihn nach England und Holland reiſen, um von den in Paris nicht befindlichen Inſekten Zeichnungen und Beſchreibungen zu erhalten. Zu gleicher Zeit übernahm Olivier die bereits von Maubuyt begonnene Naturgeſchichte der Inſekten für die methodiſche Encyclopädie. Die Revolution brachte ihn um ſeine

Stelle unter dem Intendanten von Paris. Der Miniſter Roland (ſ. d. Art.) faßte den Gedanken, eine Geſandtſchaft nach Perſien zu ſchicken, und wählte Olivier und Bruguieres, aber der Miniſter fiel als Opfer der Geſetzloſigkeit, ehe der, für die bewegte Zeit nicht paſſende Entwurf ausgeführt werden konnte, und die beiden Naturforſcher ſahen ſich plötzlich ohne die ihnen verſprochnen Hülfsmittel. Von Konſtantinopel, wohin ſie ſich begeben hatten, durchreiſten ſie einige Inſeln des Archipelagus und nach dem Beſuche der Gegend von Troja, nahmen ſie ihren Weg nach Aegypten. Von hier ſetzten ſie nach Syrien über, und reiſten durch Arabien nach Bagdad und Teheran, und als ſie von dem perſiſchen Hofe günſtige Erklärungen über alle Gegenſtände ihrer Sendung erhalten hatten, zogen ſie von Ispahan mit einer Karawane über Bagdad nach Aleppo. Auf dem Rückwege nach Frankreich unterlag Bruguieres in Ancona 1798 den Beſchwerden der Reiſe. Olivier kam bald nachher mit reichen naturgeſchichtlichen Sammlungen nach Paris zurück, und beſchäftigte ſich mit der Herausgabe ſeiner Reiſe, die 1802 erſchien, und auch in's Deutſche überſetzt ward. Sie liefert wenig neuen Ertrag für die Geographie, gar keine Ausbeute für Alterthumskunde und Kunſt, und was über Verfaſſung, Handel und Sitten der Völker, ſelbſt über naturgeſchichtliche Gegenſtände mitgetheilt wird, iſt oft oberflächlich; aber Klarheit der Darſtellung, Wahrhaftigkeit und genaue Angaben, beſonders über Perſien, ſind ihre Vorzüge. Nicht lange nach ſeiner Rückkehr, ward er zum Lehrer der Zoologie an der Thierarzneiſchule zu Alfort ernannt. Er ſtarb 1814 zu Lyon auf der Rückreiſe aus ſeiner Heimath, die er beſucht hatte, um in der vaterländiſchen Luft ſeine Geſundheit zu ſtärken.

Olla potrida, Lieblingsgericht der Spanier, welches aus verſchiednen, klein geſchnittnen und zuſammengedämpften Fleiſcharten beſteht, wozu viel Speck kommt. Auch nennt man ſo einen mit wohlriechenden Blumen und Kräutern angefüllten Topf **Potpourri**, (ſ. d.), daher überhaupt ein Allerlei.

Oelmalerei. Die Oelmalerei oder die Kunſt mit Oelfarben zu malen, welche für größere Gemälde heutzutage die gewöhnlichſte Art iſt, hat wegen der Lebhaftigkeit, Kraft, Anmuth und Naturwahrheit der Farben, wegen der Mannichfaltigkeit und Miſchung der Tinten, kurz wegen des vollkommnen Zaubers des Colorits, vor allen übrigen Arten der Malerei große Vorzüge. Die Farben ſind etwas dunkler, aber auch glänzender als die Waſſerfarben. Man erreicht in Oelfarben den Schmelz, womit die Natur die Gegenſtände ſchmückt, das Sanfte, Duftige, wodurch ſie ihren Landſchaften den größten Reiz gibt, das Durchſichtige der Schatten, und das Ineinanderfließende der Farben. Auch leiden Oelgemälde vom Waſſer und andern Feuchtigkeiten wenig, denn die Oelfarbe löſt ſich nicht ſo leicht wieder auf, wenn ſie einmal angetrocknet iſt, und eine Stelle kann, ſo oft der Maler will, übermalt werden. Durch öftres Uebermalen aber wird die beſte Harmonie und höchſte Wirkung der Farben leichter erhalten, als wenn man die Farben muß ſtehen laſſen, wie ſie zuerſt aufgetragen worden ſind. Auch können Oelfarben über einander geſetzt werden, ſo daß die untre durchſcheint, ein wichtiger Vortheil, den die Waſſerfarben nicht haben. Ferner, da die Oelfarbe zähe iſt, und nahe an einander gelegte Tinten nicht in einander fließen, ſo kann der Maler ſowol eine beſſre Miſchung, als eine bequemere Nebeneinanderſetzung der Farben erreichen, als in Waſſerfarben. Hingegen hat die Oelfarbe auch das Nachtheilige, durch einen Schimmer des auffallen-

den Lichtes zu blenden, daher man ein Oelgemälde nicht von allen Standpunkten gleich gut ſehen kann, und daß der Staub feſter darauf haftet, welchem Uebel man oft durch einen Ueberzug von Firniß zuvorkommen will. Ferner werden die Farben mit der Zeit allmälig dunkler, namentlich nehmen die Fleiſchfarben einen gelbröthlichen Ton an, wodurch die Wahrheit der Gemälde ſehr leidet. Die Schuld davon liegt an dem Oele, mit welchem die Farben angemacht werden: denn jedes Oel wird mit der Zeit gelb, und ſteckt dadurch alle fetten Tinten an. Am gewöhnlichſten bedient man ſich dazu des Nußöls, mit welchem die Farben aufgelöſt und gerieben werden, und welches ſeiner Natur nach trocknend iſt. Das Leinöl, als das gröbſte und fetteſte, wird zum Gründen gebraucht. Auch erſetzt man das Nußöl durch Mohnöl, welches weißer und heller iſt, als dieſes, und ebenfalls trocknet. Da aber einige Farben, wenn ſie gerieben werden, ſehr ſchwer trocknen, ſo hat man ſich mannichfaltiger Firniſſe bedient, welche man unter die ſchwer trocknenden Farben miſcht. Ein großer Vortheil der Oelmalerei iſt auch der, daß der Maler die Wirkung ſeiner Arbeit ſichrer beurtheilen kann, indem die Farben im Trocknen ſich nicht verändern, wie die Waſſerfarben; nur muß er, um dem angeführten Nachdunkeln entgegen zu kommen, gleich anfangs den Ton etwas kräftiger und heller halten, und das rechte Maß im Oele zu treffen wiſſen. Viele wenden daher auch einiges Spicköl an, welches die Farben flüſſiger macht und bald verfliegt; nur hindert oft der Glanz der Farben die Wirkung des Gemäldes. Man malt mit Oel auf Holz, Kupfer und andre Metalle, auch auf Mauern, groben Taffent, jetzt aber am gewöhnlichſten auf Leinwand, die auf einen Blendrahmen gezogen, und mit Leim oder Goldgrund, von Einigen auch mit weißen Waſſerfarben überzogen oder gegründet wird. Wenn die Leinwand zubereitet iſt, pflegt man das Bild mit weißer Kreide zu zeichnen, und fängt dann an mit Farben den Grund zu machen. Man reibt die Farben mit dem ſogenannten Läufer auf einem Porphyr, bis ſie die Steife eines dicken Breies haben. Der Palette (ſ. d. Art.) bedient man ſich, um die geriebnen Oelfarben zur Arbeit fertig aufzuſetzen, welche in gehörigen Stufenfolgen angeordnet und gemiſcht werden. Zuerſt wird das Gemälde untermalt; der Entwurf muß mit denſelben Tinten gemacht werden, womit man ausmalt. Man hat die Kunſt erfunden, die Farben der Oelgemälde vom Holze abzulöſen, und auf Leinwand überzutragen (ein gewiſſer Picault wird als Erfinder dieſer Kunſt genannt); in neuerer Zeit pflegt man das wurmfräßige Holz bis auf die Unterfläche des Gemäldes ganz fein abzuhobeln, und auf neues Holz überzutragen (ſ. Fiorillo, Geſch. der zeichnenden Künſte, II. B. S. 716.) Noch gewöhnlicher iſt jedoch die Kunſt, Oelbilder aufzumalen (zu retouchiren), angewendet, und auf einen hohen Grad der Fertigkeit erhoben worden. Doch kann man kaum verhindern, daß nicht nach einiger Zeit die Spuren davon bemerkt werden ſollten. Auch pflegt man die auf Leinwand gemalten Oelbilder auf neue Leinwand aufzuziehen (welches die Franzoſen rentoiler nennen), wenn die Leinwand anfängt auszufäſeln, oder Riſſe zu bekommen und abzuſpringen. Ueber die Entſtehung und das Alter der Oelmalerei hat viel Streit geherrſcht. (Die Literatur dieſes Streites ſteht in Sulzer's Theorie ꝛc. Th. III. S. 571, 752, und Blankenburg's Zuſätze zu Sulzer II., 425). Die ältre und gewöhnliche Meinung war, daß Joh. van Eyk, auch Joh. van Brügge genannt (ſ. d. Art. Eyk) dieſe Kunſt im 14. Jahrh. erfunden habe. Als er davon die beſchriebnen

Wirkungen geſehen, habe er auf dieſe Weiſe verſchiedne Gemälde verfertigt, und dem König von Neapel, Alphons I., gewidmet. Van Eyk habe ferner ſein Geheimniß einem gewiſſen Anton oder Antonello von Meſſina, welcher aus den Niederlanden nach Italien zurückgegangen ſei, und dieſe Entdeckung ſehr geheim gehalten habe, anvertraut. Sie ſei aber bald in Italien bekannt, und hier vorzüglich vervollkommnet worden. Nach einer andern, neuern Meinung jedoch gibt es weit ältre Oelgemälde, als die des Joh. van Eyk, und die Oelmalerei wurde gleichzeitig mit Eyk in Italien ausgeübt. Nach letztrer Meinung kann dieſem niederländiſchen Meiſter nur die Vervollkommnung oder Wiederherſtellung dieſer Kunſt, welche vorher noch nicht ſo geſchickt geübt, und wegen der damit verbundnen Schwierigkeiten, wieder in Verfall gerathen war, beigelegt werden (vergl. Büſching's Geſchichte der zeichnenden Künſte, S. 178, und Sprengel, zu Roscoe's Lorenzo, S. 368). Einige ſchreiben ſogar dieſe Erfindung dem genannten Antonello von Meſſina zu, Andre dem Col. Antonio di Fiore von Neapel. Fiorillo in ſeiner Geſchichte der zeichnenden Künſte I. Th. S. 279 und f. f. trit der ältern Meinung bei, mit dem Zuſatze, daß Antonello von Meſſina dieſe Kunſt dem Domenico Veneziano mitgetheilt habe, dem hernach ſein Geheimniß von Andrea del Caſtagno (geb. 1406), als er nach Florenz kam, mit verſtellter Freundſchaft ſei abgelockt worden, und Caſtagno habe nachher ſeinen Freund verrätheriſch umgebracht, um allein Beſitzer davon zu ſein. Dieſer Andrea del Caſtagno habe alſo die Oelmalerei zuerſt in die toscaniſche Schule eingeführt. Damals habe man nicht anders, als auf hölzerne Tafeln, oder auf Wände, die vorher mit Gips überzogen worden, gemalt; überhaupt aber nur mit leichten Farben gemalt, ohne dick aufzutragen und ſtark zu verreiben. Dieſe Weiſe habe bis auf die Zeiten Tizian's fortgedauert, wo man allgemein anfing, auf Leinwand zu malen. Später erſt wurden verſchiedne Methoden der Oelmalerei erfunden. Gewiß iſt es, daß die Oelmalerei auf hundert Jahre vor Eyk unterbrochen wurde, und man im 14. und 15. Jahrh., bis auf ihn, allgemein mit Waſſerfarben malte; wie denn auch die Waſſerfarben wenigſtens bis 1469 noch häufig im Gebrauch blieben. Joh. van Eyk war ein Freund der Chemie, und die Bekanntſchaft mit dieſer Wiſſenſchaft gab ihm zur Wiederherſtellung der Oelmalerei Gelegenheit. Er erfand nämlich einen Firniß, womit er ſeine Gemälde von Waſſerfarben überzog, und ihnen mehr Glanz und Stärke gab; aber dieſer Firniß trocknete ſchwer, und als er einſt eines ſeiner Gemälde in die Sonne ſetzte, ſprang es. Dies bewog ihn, ſtatt des bisherigen Firniſſes einen andern aus Nuß- und Leinöl zu kochen, der beſſer ausfiel, als der erſte. Hiebei bemerkte er, daß ſich die Farben viel leichter mit Oel, als mit Leimwaſſer, vermiſchen ließen, und beſchloß dieſer Methode zu folgen. Er fing damit zwiſchen 1402 und 1410 an, und unterrichtete auch zwei ſeiner Landsleute darin, nämlich Roger von Brügge und Roger van der Weyden. Die folgenden Maler vervollkommneten die Kunſt immer mehr.

Olmütz, die ehemalige Hauptſtadt des Markgrafthums Mähren in dem nach ihr benannten Kreiſe, zwiſchen zwei Armen der March, wohl gebaut und ſtark befeſtigt, hat 1000 Häuſer und 9000 Einwohner ohne die Beſatzung, ein ſchönes Rathhaus, ein Lyceum, eine Ritterakademie, eine Bibliothek von 50,000 Bänden, viele Kirchen und Klöſter, von welchen einige aufgehoben worden ſind, und in der Vorſtadt die weitläufigen biſchöflichen Gebäude. Die Stadt hat mehrere

Tuchfabriken und einen bedeutenden Handel mit polniſchen Ochſen. Eine Viertelſtunde von der Stadt auf einem felſigen Hügel liegt Hradiſch, ein vormaliges Prämonſtratenſer-Kloſter, jetzt ein Sommerpalaſt des Erzbiſchofs. 1777 wurde das Bisthum zu einem Erzbisthum erhoben, 1778 aber die Landesregierung und die Univerſität nebſt dem Prieſterhauſe nach Brünn verlegt, hauptſächlich aus dem Grunde, weil letztre Stadt gegen feindliche Ueberfälle mehr geſichert iſt. 1642 ward Olmütz von den Schweden eingenommen und bis zum münſterſchen Friedensſchluß behalten; 1758 von den Preußen belagert, aber von der Beſatzung unter dem General von Marſchall und von der Bürgerſchaft tapfer vertheidigt, bis der Feldmarſchall Daun ſie entſetzte. Maria Thereſia belohnte die Treue der Bürger dadurch, daß ſie das Stadtwappen mit einem Lorbeerkranz und ihrem Namenszuge vermehrte, die meiſten Rathsherrn unentgeltlich in den Adelsſtand erhob, andre mit goldnen Schaumünzen und Ketten beſchenkte, den erlittnen Schaden bezahlen ließ, und jährlich am 2. Juli, als dem Befreiungstage, ein feierliches Vogelſchießen zu halten befahl, wozu ſie jedesmal 800 Gulden ausſetzte.

Oels, Standesherrſchaft mit dem Titel eines Fürſtenthums in Niederſchleſien, jetzt zum Regierungsbezirk Breslau gehörig. Es enthält, nebſt dem ſeit 1745 wieder damit vereinigten Fürſtenth. Oels-Bernſtadt, 38 Q. M. und 88,000 Einw., und gibt 150,000 Gld. jährl. Einkünfte. Der Boden iſt theils eben, theils bergig und im Ganzen fruchtbar, vorzüglich an Getreide, Flachs und Obſt. Auch fehlt es nicht an anſehnlichen Waldungen. Die herzogl. Regierung, Kammer und Conſiſtorium haben ihren Sitz in der Hauptſtadt Oels, auf einer Ebene an der Oelſa; ſie hat 450 Häuſer mit 4300 Einw., die ſtarke Tuchweberei und Bierbrauerei betreiben. Es iſt hier ein königl. Poſtamt, ein Gymnaſium mit der kospothiſchen Stiftung von 150,000 Gld., eine gute Armenanſtalt, ein Schauſpielhaus und ein weitläufiges, mit Graben und Wall umgebnes Schloß, worin ſich eine anſehnliche Bibliothek nebſt einer Kunſt- und Naturalienſammlung befindet. Bei der Stadt liegen die Luſtörter Wilhelminenort und Sibillenort. Das Herzogthum Oels fiel nach dem Tode des letzten Herzogs, Carl Friedrich zu Münſterberg und Oels, 1647 an deſſen Schwiegerſohn, Herzog Silvius Nimrod von Wirtemberg, den Stifter der Linie Wirtemberg-Oels. Als dieſe Linie 1792 in Herzog Carl Chriſtian Erdmann erloſch, ſo fiel durch deſſen einzige Tochter und Erbin, Sophie Friederike Charlotte (welche 1789 ſtarb), das Fürſtenthum an deren Gemahl, den Herzog Friedrich Auguſt von Braunſchweig, und nach deſſen Tode 1805 an den 1815 in der Schlacht bei Quatre-bras gebliebnen Herzog Friedrich Wilhelm, welchem die Erbfolge bereits 1785 durch Friedrich den Großen war zugeſichert worden. Ihm folgte 1815 ſein Sohn Karl.

Oelsner (K. E.), geb. in Schleſien 1764, war lange Zeit Geſchäftsträger der Stadt Frankfurt in Paris. Das große Schauſpiel der franzöſiſchen Revolution hatte ihn zu Anfang derſelben nach Paris geführt, wo er bald in Verbindung mit den vorzüglichſten Lenkern derſelben (insbeſondre mit Sieyes, Dumourier und Danton) kam, und mehreres (z. B. für das Journal Minerva [die berühmten Briefe aus dem Dumourierſchen Feldlager von Grandpré] und für die Huberſchen Zeitſchriften) ſchrieb. Treu ſeinem Vaterlande und ſeiner Geſinnung, lehnte er ſehr bedeutende und vortheilhafte Anträge, die ihm in Frankreich gemacht wurden, ab; und es iſt eine Lüge, daß er, wie in der

geheimen Geſchichte des Hofes von St. Cloud und dem ſchändlichen Roman **les Amours secrets de Buonaparte** angeführt wird, ein Anhänger oder Kundſchafter deſſelben geweſen ſei. Vielmehr verließ er bei deſſen Rückkehr von Elba Frankreich, und erhielt von der preußiſchen Regierung, mit welcher er bereits längre Zeit in Verbindung ſtand, durch Vermittlung Wilhelms von Humboldt, ſeines Jugendfreundes, einſtweilen eine Anſtellung in dem Fache der auswärtigen Angelegenheiten, wo ſeine umfaſſende Kenntniß geſchichtlicher und ſtaatswirthſchaftlicher Gegenſtände, ſo wie ſeine richtige Anſicht der Dinge und ſeine große Sprachfertigkeit ihn in den Stand ſetzten, nützlich zu wirken. 1810 erhielt er vom franzöſiſchen Nationalinſtitute, wegen ſeiner franzöſ. Schrift über den Einfluß des Mohammedanismus, den Preis; ſein Freund Ebel hat ſie in's Deutſche überſetzt.

Oelung (letzte) iſt ſeit dem 12. Jahrh., eines von den ſieben Sakramenten der katholiſchen Kirche, welches an tödtlichen Kranken durch Salben des Kopfes, der Hände und Füße mit geweihtem Oele (ſ. d. Art. Chriſam) unter prieſterlichem Gebete verrichtet wird. Da ſie nach der Meinung der Katholiken ſakramentaliſche Kraft hat, d. h. die Reinigung des Sterbenden von der Sünde und die Mittheilung der göttlichen Gnade bewirkt: ſo kann ſie nur durch Biſchöfe oder Prieſter, und weil ſie die eigne Andacht des Genießenden erfodert, nur an ſolchen Kranken geſchehen, denen der Genuß des heiligen Abendmahls verſtattet iſt. Kleine Kinder und Excommunicirte ſind daher dieſes Sakraments nicht fähig. Die katholiſche Kirche gründet ihre Meinung von der letzten Oelung auf den Gebrauch der Apoſtel, Kranke unter Gebet mit Oel zu ſalben, Jac. 5, v. 14, 15., um ſie dadurch zu tröſten und die Heilung ihrer Seele zu befördern. Die Proteſtanten haben ihr die ſakramentaliſche Bedeutung und Kraft abgeſprochen, weil nichts von einer förmlichen Einſetzung dieſes Gebrauchs durch Chriſtum ſelbſt bekannt iſt. In der griechiſchen Kirche wird ſie nicht nur bei Sterbenden, ſondern überhaupt bei Kranken aller Art als ein zur Wiederherſtellung der Geſundheit und zur Vergebung der Sünden dienliches Sakrament angewendet. E.

Olymp, Olympos. Mehrere Berge führten im Alterthum dieſen Namen. Der berühmteſte darunter war der in Theſſalien gelegne, jetzt Lacha genannt, den die älteſten Griechen für den höchſten Berg und den Mittelpunkt der ganzen Erdſcheibe hielten, und der eben darum in ihrer Mythologie eine ſehr wichtige Rolle ſpielt. Der Olymp wurde zum Himmels- oder Götterberg; auf ſeinen heitern Höhen wohnten die Götter Homer's. Ueber dem Haupte deſſelben glaubte man eine Oeffnung in dem metallnen Gewölbe des Himmels, welches am Rande der Erdſcheibe auf Bergſäulen ruhte. Als in der Folge der Begriff des Weltalls und der Gottheit ſich erweiterte, verſetzte man die ewigen Mächte auf die äußerſte, um die Planetenkreiſe ſich drehende Himmelsſphäre, und dieſer neue Götterſitz über der Himmelsfeſte erhielt ebenfalls den Namen Olympos. Außer der Oeffnung des Gipfels hatte dieſes, auf den Rand des Erdkreiſes geneigte Himmelsgewölbe noch zwei Pforten: eine im Oſten, die andre im Weſten, durch welche der Sonnengott und die Nacht mit ihrem Gefolge aus dem Ocean in den Himmel aufſtiegen und dahin wieder zurückkehrten. Die Götter ſelbſt hießen von dieſem, ihren irdiſchen oder himmliſchen Wohnſitze, Olympier, und als ſolche bildeten ſie einen eignen Götterſtaat, an deſſen Spitze Zeus ſtand. Die großen Götter, die ſogenannten Zwölfe, machten den Rath der Alten im Olymp, alle übrigen

Gottheiten bildeten die große Verſammlung. Nicht in Einem Palaſte beiſammen, ſondern in mehrern zerſtreut, auf den verſchiednen Höhen des vielgipflichen Olympos wohnten die mächtigen Götter. Auf der höchſten Spitze deſſelben ſtand der Palaſt des Zeus, wo alle Verſammlungen und Gelage in einem großen Saale gehalten wurden. Von dort aus überſah er den Erdkreis, umzog das Himmelsgewölbe mit Gewölk und ſchleuderte ſeinen Blitzſtrahl.

Olympia, ſ. Olympiade und Olympiſche Spiele.

Olympiade, eine berühmte Zeitrechnung bei den Griechen, welcher die Feier der Olympiſchen Spiele (ſ. d. A.) zum Grunde lag. Diejenige Olympiade, von welcher die Griechen ihre Zeitrechnung anfingen, ſetzt Petavius 777, Uſher 772, Calviſius 774 vor Chr. Geb.; Gatterer und die meiſten Neuern nehmen dafür das Jahr 776 an; die letzte (304te) fiel in das J. 440 nach Chr. Der Zeitraum von einer Olympiade zur andern faßte vier volle Jahre unſrer Zeitrechnung in ſich, oder eine griechiſche Tetraeteris von 48 Monden und zwei Schaltmonaten. Anfänglich nannte man die Olympiade mit dem Namen der Sieger; weil indeſſen bei dieſer Bezeichnungsart manche Irrthümer vorgehen konnten, beſonders wenn man nicht gleich Gelegenheit hatte, die Verzeichniſſe der Sieger zu Olympia nachzuſehen: ſo machte man in der Folge in jedem Staate die Olympiade dadurch kenntlicher, daß man z. B. zu Athen dem Namen des jedesmaligen Siegers noch den Namen des regierenden Archonten, zu Lacedämon den Namen des Ephoren, zu Argos den Namen der Prieſterin der Juno, zu Delphi den Namen der Pythia u. ſ. w. beifügte. Die alſo eingerichteten und unter obrigkeitlicher Aufſicht gemachten Verzeichniſſe wurden in dem Archive jedes Staats aufbewahrt, wo ſie jedermann nachſehen konnte. Später nahmen Privatperſonen Abſchriften. Leider iſt keine derſelben auf uns gekommen.

Olympias, die Gemahlin des macedoniſchen Königs Philipp und Mutter Alexanders des Großen, war eine Tochter des epiriſchen Fürſten Neoptolemus. Sie verband mit vielem Verſtande einen herrſchſüchtigen, rachgierigen und hinterliſtigen Charakter. Liebeshändel beider Ehegatten ſtörten ihre Einigkeit, und führten endlich zur Scheidung. Dieſe Beſchimpfung entflammte Olympias Herz zur Rache. Wahrſcheinlich war ſie nicht nur Mitwiſſerin, ſondern Hauptanſtifterin der Ermordung Philipps. Gewiß iſt es, daß Kleopatra, Philipps nachherige Gemahlin, von ihr zum Selbſtmorde gezwungen und ihre ganze Familie mit dem ſchrecklichſten Haſſe verfolgt wurde. Ihr Sohn Alexander bewies ihr zwar alle kindliche Ehrfurcht, ließ ſie aber nie an der Regierung Theil nehmen. Nach Alexanders Tode ſuchte ſie, während des Streites der Kronbewerber, vergebens ihre Herrſchaft auszubreiten. Zwar hatte ſie nach Antipaters Tode (319 vor Chr.) den Nachfolger Polyſperchon auf ihrer Seite, der ſie auch aus Epirus, wohin ſie geflüchtet war, nach Macedonien als Obervormünderin zurückrief; allein die Grauſamkeit, daß ſie den blödſinnig gemachten Aridäus, Alexanders Bruder und Nachfolger, umbringen ließ, wurde bald beſtraft; Kaſſander, Polyſperchon's Gegner, nahm ſie gefangen, und veranlaßte die Verwandten jener Ermordeten, ſie peinlich anzuklagen. Sie wurde abweſend zum Tode verurtheilt. Auf die Nachricht davon verlangte ſie ſich zu vertheidigen. Dies zu verhindern, wurden Meuchelmörder gedungen, welche ſie (317 vor Chr. Geb.) umbrachten.

Olympiſche Spiele, die feierlichſten und berühmteſten unter

den vier heiligen Spielen der Griechen, welche als Nationalfeierlichkeit die verſchiednen Nationalſtämme auf's Genauſte vereinigten. Sie hatten ihren Namen von dem geweihten Platze Olympia in Elis, wo ſie gefeiert wurden, oder von dem Jupiter Olympius, der hier den berühmten Tempel hatte. Jetzt heißt die olympiſche Ebene Antillala, weil ſie der Stadt Lalla gegenüber liegt. Ueber ihren Urſprung waren die Sagen verſchieden. Nach Einigen ſoll Jupiter ſelbſt, nach ſeinem Siege über die Titanen, dieſe Spiele geſtiftet, und bei ihrer erſten Feier Mars den Preis im Fauſtkampf, und Apollo über Merkur den Sieg im Wettkampfe davon getragen haben. Nach Andern ſoll ſie Pelops zu Ehren Jupiters geſtiftet haben. Wieder Andre ſchreiben ihre Stiftung den Argonauten zu. (S. d. Art. am Schluß). Noch Andre machen einen der Daktylen (die Daktylen waren Prieſter der Cybele vom Berge Ida, welche die Gattin Saturn's, Rhea, zur Erziehung Jupiters, ihres Sohns, von Kreta nach Elis berufen hatte) Namens Herkules, zum Stifter, als er ſich mit ſeinen vier Brüdern Päoneus, Ida, Jaſius und Epimedes von Kreta nach Elis begab. Dieſe vier jüngern Brüder ſtritten mit einander im Wettrennen um den Vorzug. Herkules krönte den Sieger mit einem Olivenkranze, der von einem, aus dem Lande der Hyperboräer in den heiligen Hain bei Piſa verpflanzten, vorzüglich ſchönen Olivenbaume genommen war. Auch in der Folge wurden immer nur von dieſem Baume die Siegerkränze geflochten. Gewiß iſt es, daß ſchon in den älteſten Zeiten Griechenlands, in der Gegend von Piſa, Wettſpiele gehalten wurden, deren Zweck wahrſcheinlich religiöſer Art war. Sie wurden mehrere Male unterbrochen und wieder erneuert; das erſte Mal durch Jphitus, Fürſten von Elis, um 884 v. Chr.; das zweite Mal durch Chorōbus (776 oder 777), von welcher Zeit an man die Olympiaden zu zählen anfängt. Anfangs hatten die Einwohner von Piſa die Aufſicht über dieſe Spiele. Nachdem aber dieſer Ort durch die Elier zerſtört worden war, übernahmen dieſe die Beſorgung derſelben und behielten ſie, mit einigen Unterbrechungen. Sie waren auch die Kampfrichter, deren Anzahl nicht immer unverändert blieb. Ein feierlicher Eid verpflichtete ſie zur ſtrengſten Unparteilichkeit. Zur Erhaltung der Ordnung wurden noch eigne Beamte ernannt. Unendlich war die Menge der Zuſchauer, welche zur Feier der Spiele aus allen Gegenden nach Olympia ſtrömten. Außer den Prieſterinnen der Ceres durften ihnen jedoch nur Männer beiwohnen. Die Uebertreterinnen dieſes Geſetzes wurden von einem Felſen herabgeſtürzt. Der Anfang der Spiele war allemal den 11. des Monats Hekatombäon (der ungefähr mit unſerm Julius übereinkommt), und ihre Dauer auf fünf Tage beſtimmt. Die Kämpfer mußten ſich zehn Monate vorher auf dem Gymnaſium zu Elis vorbereitet haben; in den letzten 30 Tagen vorher wurden dieſe Kampfübungen eben ſo vollſtändig angeſtellt, wie ſie bei den Spielen ſelbſt vorkamen. Das Feſt begann Abends mit großen feierlichen Opfern, die Spiele aber mit dem Anbruche des folgenden Tages. Dieſe beſtanden in Wettrennen zu Pferde und zu Fuß, im Springen, Diskus werfen, Ringen, Fauſtkampf; muſikaliſche und dichteriſche Wettſtreite machten den Beſchluß. Die Ehre des Siegs in den olympiſchen Spielen war außerordentlich; ſie ging von dem Sieger (Olympionikes) ſelbſt auf ſein Vaterland über, das ſtolz darauf war, ihn hervorgebracht zu haben. Die Tempelpracht von Olympia ward theils in Folge der politiſchen Schickſale des Landes, theils durch Erdbeben zerſtört. Noch findet man daſelbſt ſchätzbare Alterthümer.

Omar I., der Nachfolger Abubekr's und der zweite Kalif der Moslemin nach Mohammed, ſeinem Schwiegervater, trat die Regierung 634 nach Chr. Geb. an. Als einer der reißendſten Eroberer, die je die Welt verwüſtet haben, brach er zuerſt gegen Damask, die Hauptſtadt von Syrien, auf, und jagte die Griechen aus dieſer Provinz und aus Phönizien. Dann kehrte er ſeine Waffen gegen Jeruſalem, das er 637 nach einer harten Belagerung einnahm. Seinen Einzug in dieſe Stadt hielt er auf einem mit zwei Säcken beladnen Kameele, in deren einem Baumfrüchte, in dem andern Getreide war, und die ſeinen ganzen Mundvorrath enthielten. Eine hölzerne Schüſſel war ſein einziges Geſchirr, und die Erde ſein Seſſel. Da die Capitulation von Jeruſalem vielen andern, welche die Moslemin ſeitdem ſchloſſen, zum Muſter diente, ſo führen wir hier die Hauptpunkte derſelben an: „Die Einwohner behalten ihr Leben, ihr Eigenthum, ihre Kirchen; aber ſie ſollen keine neuen Kirchen bauen, noch auf die vorhandnen Kreuze ſetzen dürfen. Sie ſollen nicht mit den Glocken läuten, ſondern ſich begnügen zu klingeln. Wenn ein Muſelmann durch die Stadt reiſt, ſollen ſie ihn drei Tage frei halten. Sie ſollen niemand vom Mohammedanismus abwendig machen, und ihre Anverwandten nicht verhindern, ihn anzunehmen. Sie dürfen nicht die Sprache, Kleidung, noch die Namen der Mohammedaner annehmen. Sie ſollen keine Waffen tragen, keinen Wein verkaufen, dem Kalifen treu ſein und die Abgaben regelmäßig bezahlen." Omars Statthalter drangen in Perſien vor, ſchlugen das Heer der Jezdejerd, und eroberten die Hauptſtadt und das Reich. Amru, einer ſeiner Statthalter, ſchlug die Truppen des Kaiſers Heraklius 638 bei Antiochia; Memphis und Alexandria ergaben ſich; ganz Aegypten und ein Theil von Libyen wurde den Römern entriſſen. Damals ſoll nach einer alten, neuerlich widerlegten Sage auf Omars Befehl die königliche Bibliothek zu Alexandria verbrannt worden ſein. Nichts widerſtand den Waffen der Moslemin; ſie ſetzten ihre Eroberungen bis weit in Afrika fort. Aber Omar genoß ſeines Ruhms nicht lange; er wurde im J. Chr. 644, 63 Jahr alt, von einem perſiſchen Sklaven mit einem Meſſer in den Leib verwundet, woran er nach drei Tagen ſtarb. Die Großen baten ihn, ſeinen Nachfolger zu beſtimmen; er aber verweigerte es, und lehnte beſonders den Vorſchlag, ſeinen Sohn zur Kalifenwürde zu ernennen, mit Lebhaftigkeit ab: „Es iſt genug," ſagte er, „daß in meiner Familie ſich Einer gefunden hat, der dieſe Laſt hat übernehmen mögen." So wurde durch ihn das Kalifat ein Wahlreich. (S. d. Art. Kalif.) Der Islam hat nie einen tugendhaftern und eifrigern Apoſtel gehabt, als ihn; er beobachtete ſtreng alle Vorſchriften des Koran, und wird als gerechter und milder Fürſt gerühmt. Kairo wurde von ihm erbaut, und unter ihm 36,000 Städte oder Schlöſſer erobert, 4000 Tempel und Kirchen zerſtört und 1400 Moſcheen erbaut.

Omen, Omina (Vorbedeutungszeichen), gewiſſe, zufällig ſich ereignende Umſtände, welche man als Vorzeichen eines Glücks oder Unglücks anſah. Sie waren entweder 1) gewiſſe am Körper befindliche, oder im Gemüthe ſich ereignende Erſcheinungen; oder 2) ſie kamen von äußern Dingen her, oder 3) ſie beſtanden in gewiſſen bedeutenden Worten. Zur erſten Klaſſe gehörten die Mahle am Körper, plötzliche Unruhe und Beſtürzung, überhaupt alle unerwartete Erſchüttrung des Körpers und der Seele, Herzklopfen, Zittern der Augen oder irgend eines Muskels, das Nieſen u. ſ. w. Alle dieſe Dinge

waren von vieler Vorbedeutung. Zu den äußern Erſcheinungen gehörten folgendes: ein ungewöhnlich heller Schein, der ſich in einem Hauſe oder ſonſt an einem Orte zeigte, war ein glückliches Zeichen; denn man glaubte, daß irgend eine himmliſche Gottheit gegenwärtig ſei. Dagegen war es ein nachtheiliges Omen, wenn den Bildſäulen der Götter etwas Ungewöhnliches widerfuhr. Die ominöſen Worte waren glücklich oder unglücklich nach ihrer Bedeutung und zufälligen Beziehung. Wirkſam war ein ſolches Omen nur dann, wann es dem Hörenden auffiel und Eindruck auf ihn machte. Um die üble Vorbedeutung eines Omens abzuwenden, warf man z. B. einen Stein auf die etwas Uebels bedeutende Sache, oder tödtete das ominöſe Thier, damit die Unglücksbedeutung ſelbſt darauf zurückfallen und ſo vernichtet werden möchte. Unglück bedeutende Worte gab man dem, der ſie ſprach, mit dem Ausdruck: „auf dein eignes Haupt!“ zurück. Man hatte auch einen beſondern Zauberapparat, um üble Vorbedeutungen abzuwenden. Man nahm dornichtes und ſonſt unfruchtbares Holz, verbrannte es zu Aſche und warf dieſe in fließendes Waſſer, oder in's Meer, wenn ein böſes Omen ſich ereignete. Ueberhaupt aber pflegte man, wenn unglückliche Omina ſich ereigneten, das angefangne Geſchäft liegen zu laſſen und es ein ander Mal wieder vorzunehmen.

Ommiaden oder Ommajaden, ſ. Kalif, Kalifat.

Omnium, nennt die engliſche Staatswirthſchaft das Ganze der Gegenſtände (der öffentlichen Papiere, Stock's), welche die Unterzeichner einer Anleihe von der Regierung dagegen erhalten. Sollen die Unterzeichner z. B. vermöge ihrer Uebereinkunft mit der Regierung für jedes Hundert Pfund, daß ſie vorſchießen, eine gewiſſe Summe in den Fonds zu 3 Procent, eine andre Summe zu 4 Procent und einen gewiſſen Theil in langen Annuitäten erhalten, ſo bilden dieſe drei Gegenſtände zuſammen das Omnium; jeder einzelne Artikel der Anleihe dagegen wird Scrip (eine Verſtümmlung des Worts Subſcription) genannt. Da das Omnium einer Anleihe nach Maßgabe der Umſtände ſteigt oder fällt, die zwiſchen dem Tage der Anleihe und dem Tage ihrer Wiederholung eintreten, ſo iſt es der Gegenſtand großer Speculationen.

Omphale, die Tochter des lydiſchen Königs Jardanas und Gemahlin des Tmolus, nach deſſen Tode ſie ſelbſt die Regierung führte. Herkules wurde ihr vom Merkur als Sklave verkauft und verrichtete in ihrem Dienſte mehrere tapfre Thaten. Omphale belohnte ihn dafür durch ihre Umarmung und gebar ihm einen Sohn. Herkules wurde von ihr ſo berückt, daß er ihr zu Gefallen in weiblicher Kleidung einherging, die Finger mit goldnen Ringen beſteckte, die Haare in künſtliche Locken legen ließ, hohe goldgeſtickte Schuhe trug, und unter ihren Sklavinnen an dem Rocken ſpann, indeſſen ſie die Löwenhaut anzog und die Keule trug. (Vergl. Herkules.) Uebrigens herrſchte Omphale ſehr despotiſch über die Lydier, und war eben ſo zügellos und ausſchweifend, als grauſam.

Oeneus, ſ. Kalydon.

Onomatopöie (aus dem Griech. von ὀνοματοποιΐα) heißt die Namen- oder Wortbildung, vorzüglich wenn ſie die Gegenſtände durch ihren nachgeahmten Schall bezeichnet. Sie iſt eine der erſten Arten der Wortbildung, und auf folgende Weiſe zu erklären. Die Gegenſtände der Sinnenwelt ſind die erſten, welche der Menſch kennen lernt, und ihre Bezeichnung knüpft ſich an ihre Kenntniß an. So wie wir nämlich die Gegenſtände der Sinnenwelt mit unſern Sinnen auffaſſen,

ſo bezeichnen wir ſie auch mit Ausdrücken, welche den Sinnen entſprechen. Die Sprache iſt hörbare Bezeichnung der Vorſtellungen; ſie hält alſo zunächſt und unwillkürlich die hörbaren Eigenſchaften der Gegenſtände feſt, und gibt dieſelben mittelſt artikulirter Laute wieder, wie das erſchütterte Ohr ſie empfangen hat. Und darum iſt dieſe Wortbildung durch Nachahmung des Lautes oder Schalles der Gegenſtände zugleich die natürlichſte, die ſich denken läßt, ſo wie der nachahmende Laut der verſtändlichſte für die Mittheilung, indem er am leichtſten ſich mit der Vorſtellung des ſchallenden Körpers verbindet und ſie in Andern erweckt. Hier gibt es aber einen doppelten Fall, entweder wird unmittelbar nur der Laut oder Schall eines Dinges nachgeahmt, wie z. B. in den Worten: murmeln, raſſeln, lispeln ꝛc., oder ein Gegenſtand wird nach einem Schall oder Laut, den er verurſacht, benannt, z. B. Blitz. Im letztern Falle kann die tönende Eigenſchaft des Gegenſtandes auch nur Nebenſache, oder zufällig veranlaßt worden ſein, aber der Schall zog die Aufmerkſamkeit auf den Gegenſtand, und er wurde daher immer ſo benannt, obgleich ſpäterhin der Urſprung des Namens vergeſſen ward. Die erſtern Arten der Onomatopöie ſind die urſprünglichen und nothwendigen, weil man ſich bei ihnen an die reine Wahrnehmung des Tons hält; die letztre iſt die abgeleitete, aber faſt noch ausgebreitetere. Aus dem bisher Geſagten ergibt ſich, warum die Onomatopöie ein weſentlicher Beſtandtheil der Bildung aller Sprachen iſt; ſo wie ſich anderntheils aus der verſchiednen Beſchaffenheit des Gehörs und dem Verlöſchen der Naturlaute in einer Sprache, durch allmälige Umbildung derſelben bei verſchiednen Generationen, erklären läßt, nicht nur warum die Sprachen unter einander in ſolchen Namen (onomatopoetica) oft ſo verſchieden ſind, ſondern auch, warum wir in den einzelnen Sprachen ſo wenig Worte als ſolche erkennen. In Hinſicht des letztern iſt jedoch der Unterſchied der Naturlaute und der artikulirten Laute, mit welchen die Sprache nachahmt, nicht zu überſehen. T.

Oenomaus, ſ. Hippodamia.

Ontologie, Weſenlehre, nennt man denjenigen Theil der Metaphyſik, welcher die Eigenſchaften, ohne die ein Ding kein Ding ſein würde, vollſtändig angibt und erweiſt. Was nur immer aus dem Begriffe des Dinges erfolgt, das wird hier angegeben, und was den nothwendigen Prädikaten deſſelben nicht widerſpricht, wird ihm als nothwendige Eigenſchaft beigelegt. Man handelt in ihr 1) von Dingen überhaupt, ihrer Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit; 2) von Subſtanz und Accidens, Urſache, Wirkung und Wechſelwirkung; 3) von Quantität und Qualität, Aehnlichkeit und Gleichheit der Dinge; 4) vom Raum und der Zeit, und 5) von dem Einfachen und Zuſammengeſetzten. Es iſt aber von dem Dinge (dem Weſen, dem Etwas) nur als von etwas Denkbarem die Rede, und es bleibt unentſchieden, ob ihm ein wirklicher Gegenſtand außer dem Denken entſpreche; die Ontologie iſt alſo keine Erkenntniß realer Objecte. Seit der Umwandlung, welche die Philoſophie durch Kant erhielt, iſt die ganze Ontologie, wie ſie von den frühern dogmatiſchen Schulen aufgeſtellt wurde, zerfallen, und an deren Stelle eine Analytik unſrer Begriffe und unſres ganzen Vorſtellungsvermögens getreten. Dieſe Analytik wird von Kant Transſcendentalphiloſophie genannt. S. Metaphyſik. dd.

Onyx, Onych, ſ. Achat. Die Alten benannten ihn von der

weißen Farbe des Nagels am Finger, in welche er ſpielt, und pfleg⸗ten die ſchönſten Steine dieſer Art zu Kameen zu verwenden. Der Onyx wird unter andern im ſächſiſchen Erzgebirge, im Königreich Böhmen, im Oeſterreichiſchen, in Italien und in der Levante gefun⸗den. Der berühmteſte aller antiken Onyx⸗Kameen iſt Auguſt's Apo⸗theoſe in dem wiener K. K. Antiken⸗Kabinet.

Doſt (Jacob van), ein berühmter Maler aus Brügge, geb. 1600, begab ſich, als er guten Grund gelegt hatte, nach Rom, wo er unter Hannibal Carracci ſtudirte. Nach ſeiner Zurückkunft wurde er den beſten niederländiſchen Meiſtern beigezählt. In ſeiner Jugend copirte er mit ſolcher Geſchicklichkeit nach Rubens und Vandyk, daß ſeine Ge⸗mälde noch jetzt die Kenner täuſchen. Dadurch lernte er die Grund⸗ſätze einer ſchönen Färbung und zierlichen Führung des Pinſels. Er malte nur große Geſchichten; ſeine Compoſitionen ſind ungekünſtelt und wohlüberlegt, ohne müßige Figuren. Die Verzierungen ſind ſinn⸗reich, voll edler Einfalt und die Gewänder ſchön. Seine Hintergrün⸗de zierte er mit Architektur, die er, wie die Perſpektive, gut ver⸗ſtand; ſeine Zeichnung iſt in gutem Geſchmack, das Colorit ſeines Nackten friſch und natürlich. Er ſtarb 1671. Sein Sohn, gleiches Namens, ſtudirte zu Paris und Rom, lebte lange zu Lille, und be⸗gab ſich endlich wieder nach Brügge, wo er 1715 ſtarb. Von deſſen großen hiſtoriſchen Gemälden ſieht man mehrere in den Kirchen und Paläſten von Lille. Seine Zeichnung ſowol, als ſein Colorit ſind al⸗les Beifalls würdig. Seine Manier iſt markiger, ſein Pinſelſtrich freier als bei ſeinem Vater. Er drappirte im größten Styl. Seine Compoſitionen waren nicht überreich, aber ſehr verſtändig geordnet.

Opal, ſ. Achat. Die Alten nannten ihn Iris. Man unter⸗ſcheidet zwei Hauptarten: den eigentlichen Opal und den Wachsopal. Vom erſten gibt es wieder mehrere Sorten, wovon der edle Opal, der bei durchfallendem Lichte meiſt gelb, bei abfallendem aber milch⸗blau iſt, ferner der gemeine Opal und das, von Einigen jedoch zu den Onyxen gerechnete Weltauge (ſ. d. A.) oder Hydrophan, die merk⸗würdigſten ſind. Beim Wachsopal gibt es vornehmlich zwei merk⸗würdige Sorten, den Holzopal (ein verſteinertes Nadelholz von gelbli⸗cher und bräunlicher Farbe, woran man zum Theil noch den faſerigen Längenbruch und zuweilen ſchalige Ablöſungen der Jahresringe be⸗merkt), und den Telkobanjerſtein, welcher eine wachsgelbe, aber auch braunrothe und olivengrüne Farbe und ſeinen Namen von einem Orte in Ober⸗Ungarn hat, wo er meiſtens gefunden wird. Die Opale ſind auch im Erzgebirge, in Böhmen, Schleſien u. ſ. w. nicht ſelten. Die orientaliſchen übertreffen jedoch alle an Härte und Schönheit; unter den europäiſchen ſind gewöhnlich die ungariſchen die beſten. Man beurtheilt die Güte und den Werth der Opale nach ihrer Härte, ſchö⸗nen Miſchung und nach ihrem Feuer.

Oper. Das Singſpiel, oder die Oper im weitern Sinne iſt ein muſikaliſches Drama. Sie unterſcheidet ſich dadurch von dem Schauſpiele mit Muſik, in welches nur zufällig, wenn es die Fabel eines ſolchen Drama's verlangt, Tonſtücke eingeflochten werden. In der Oper iſt die Muſik weſentlich; aber nicht ſo, daß ſie über die Poeſie herrſche, ſondern daß beide in der innigſten Verbindung einan⸗der gegenſeitig beſtimmen. Dem zufolge wird einerſeits die Poeſie Geſang, die Muſik aber erhebt ſich andrerſeits zur Poeſie durch le⸗bendige Schilderung der Stimmungen und Charaktere der Perſonen. Das erſtre gibt dem dramatiſchen Gedichte der Oper einen lyriſchen

Charakter; denn alle Poeſie neigt ſich durch Ausdruck und Schilderung des Gefühls zur Muſik hin, und wird inſofern urſprünglich lyriſche Poeſie genannt. Die erſte Aufgabe für den Dichter iſt daher, eine ſolche Handlung zu erfinden, durch welche die Perſonen in Lagen gebracht werden, in welchen ſie ihre Empfindungen vorzüglich lyriſch ausſprechen können, und mannichfaltige Affekten und Leidenſchaften in verſchiednen Graden und Abſtufungen abwechſeln. Wenn dieſes zwar die ſtrenge Ausbildung der Charaktere und den ununterbrochnen Fortgang der Handlung zu hemmen ſcheint (weshalb auch die Oper weder Charaktere noch Handlung in demſelben ſtrengen Sinne haben kann, in welchem ſie z. B. der Tragödie zukommen): ſo iſt die Oper dadurch auf der andern Seite geſchickter, gewiſſe Stoffe zu verſinnlichen, welche dem ſtrengen Drama ſich mehr entziehen. Dies ſind vornehmlich romantiſche Zauberſtoffe, Feenmärchen, idylliſche und romantiſche Bilder, deren Innerſtes erſt durch Muſik vollkommen lebendig ausgeſprochen wird. Denn der Geſang wird in der Oper zur Rede, und eine ſolche ätheriſche Sprache iſt am meiſten geeignet, die Sprache zauberiſcher Weſen (Feen, Gnomen, Sylphen) zu ſein. Hieraus folgt von ſelbſt, daß hiſtoriſche und heroiſche Stoffe, ſofern ſie nur durch ſtrenge Charakterentwicklung im fortſchreitenden Handeln ausgeführt werden können, und ihr Zuſammenhang mehr von dem Verſtande, als von der Phantaſie aufgefaßt werden kann, der Natur der Oper am ungünſtigſten ſind, und daß man nur aus ſich ſelbſt mißverſtehender Vornehmheit, in der letzten Zeit die heroiſchen, hiſtoriſchen und bürgerlichen Opern vorgezogen hat, die gewiſſermaßen immer einen Widerſpruch in ſich tragen, am meiſten dann, wenn fade proſaiſche Worte ſingend vorgetragen werden. Es folgt daraus ferner, daß der Dichter der Oper, mit der Natur der Muſik vollkommen vertraut, muſikaliſch dichten, d. h. ſowol den dramatiſchen Stoff, als die einzelnen Theile, in der Ausführung ſo behandeln müſſe, daß er der Tonkunſt Gelegenheit gebe, das, was der Poeſie unausſprechlich bleibt, auf die ihr eigenthümliche Weiſe auszudrücken. Haupterfoderniſſe der Behandlung ſind daher nach dem Vorigen: leicht gezeichnete und gut kontraſtirte Charaktere, Mannichfaltigkeit lyriſcher Situationen, Angemeſſenheit des lyriſchen Ausdrucks an dem Charakter der Perſonen ꝛc. Was ſonſt und überhaupt zur muſikaliſchen Poeſie gehöre, die man wol zweckmäßig andeutende, oder ſkizzirende Poeſie nennen könnte (z. B. einfache, leichte Rhythmen, Gedanken, die mehr Gefühl und Phantaſie, als den Verſtand in Anſpruch nehmen), müſſen wir der Kürze wegen übergehen. Aber es leuchtet endlich auch ein, warum gute Operndichter ſo ſelten ſind; denn wer mit Muſik nicht innig vertraut iſt, dem muß die Verbindung der Poeſie mit Muſik, zu welcher der Operndichter hinwirken ſoll, nur als eine unwürdige Dienſtbarkeit, ein Zwang der Poeſie erſcheinen. Doch kann die Seltenheit der guten Oper, in poetiſcher Hinſicht, bei hoher Ausbildung des muſikaliſchen Beſtandtheils, kann nichts gegen die Gattung ſelbſt entſcheiden, denn wer möchte leugnen, daß die Oper einen weit größern und tiefern Eindruck auf Gebildete machen würde, wenn ſie auch in poetiſcher Hinſicht ſich durchaus vollendete. Es ſoll aber auch, von der andern Seite, ſich die Muſik zur Poeſie, und zwar zur darmatiſchen erheben. Dies erfodert, daß die Opermuſik charakteriſtiſcher und gedrängter ſei, als eine andre Muſik, die ſich mit Poeſie verbindet, und daß ſie nicht durch lange Concertſtücke den Geſang der Handlung völlig aufhalte. (Ein Muſter iſt hier Salieri's Axur.) Der

Natur des Kunſtwerks gemäß, muß ſie einen Geſammtcharakter tragen, wie z. B. Mozart's Zauberflöte ſich durch ihren feierlich ernſten Charakter, ungeachtet der eingeflochtnen naiven Partien, von dem ſinnlich lebendigen Colorit eines Figaro oder andrer mozartiſchen Opern ſprechend unterſcheidet. Ferner muß es, wie in den letzten Opern, auch gewiſſe, durch Muſik individualiſirte Charaktere geben, und ihre lyriſchen Monologen (Arien, Cavatinen, Arioſo's) und Dialogen (Duette, Terzette ꝛc.) müſſen in gehöriger Abwechslung unter einander und mit dem kräftigen Chor dem Ganzen eine erfreuliche Mannichfaltigkeit verſchaffen. Die Hauptaufgabe des Tonſetzers aber iſt: die im Texte ausgeſprochnen Gefühle und Leidenſchaften der handelnden Perſonen mit der Stärke und Eindringlichkeit auszudrücken, die der Tonkunſt eigen ſind. Das Vorherrſchen der ernſten oder heitern Stimmung, welches durch den Stoff der Fabel beſtimmt wird, und ſonach zugleich des großen oder des leichtern Styls in der Muſik, bildet den Unterſchied der ſogenannten Opera seria (große oder ernſthafte Oper) und der Opera buſſa (komiſche oder ſcherzhafte Oper); und wiewol ſich jene im Ganzen nach der Seite der Tragödie, dieſe nach dem Luſtſpiel hinneigt: ſo ergibt ſich doch aus dem Vorigen, daß weder eine ernſte Oper ſo rein tragiſch und einfach ſein könne, als die Tragödie, noch die komiſche Oper eine ſo verwickelte Intrigue haben könne, als das Luſtſpiel. Denn die Muſik ſpricht unmittelbarer zum Gefühle, als zum Verſtande; das Komiſche, deſſen Urſprung die Reflexion iſt, vermag daher nicht ohne lyriſche Beimiſchung die Oper auszufüllen; weshalb das Groteske und Burleske der Oper ſehr günſtig iſt. Es gibt aber auch einen gemiſchten Styl, und die Grenzen des Ernſten und Scherzhaften ſind überhaupt ſchwer zu beſtimmen. Beiſpielsweiſe würden wir Spontini's Veſtalin eine Opera seria, Cimaroſa's Matrimonio segreto eine Opera buſſa nennen und Mozart's Entführung aus dem Serail, ſo wie viele Paer'ſche Opern, würden wir zu dem mezzo stilo (mittlern Styl) rechnen. Soll die Oper muſikaliſches Drama im vollkommenſten Sinne des Worts ſein, ſo darf ſie nicht durch geſprochnen Dialog unterbrochen werden, deſſen Stelle das, der geſprochnen Rede ſich annähernde, muſikaliſche Recitativ (ſ. d. Art.) vertreten muß. Warum dies heutzutage bei den Deutſchen nicht ſo ſehr anſprechen will, liegt an der Seltenheit gut recitirender Sänger bei den Deutſchen, und der Seltenheit der Componiſten, welche das Recitativ über die gewöhnlichen bedeutungsloſen Phraſen zu erheben im Stande ſind, wodurch muſikaliſche und unmuſikaliſche Perſonen ſich gelangweilt finden, endlich vielleicht auch an der Gewöhnung und Entwöhnung der Deutſchen. Frühzeitig jedoch fühlte man die Einförmigkeit, welche ſchlechte Recitative hervorzubringen im Stande ſind, und dies gab Gelegenheit zur Operette im ältern Sinne, welche man als eine Nachahmung franzöſiſcher, mit Lieder- und Romanzengeſang vermiſchter Schauſpiele, von der eigentlichen Oper ſo unterſchied, daß bei dieſer der geſprochne Dialog nie eintrat, in jener aber Geſang und Dialog, wie jetzt in den meiſten deutſchen Opern, abwechſelte. Dies that man anfänglich nur bei komiſchen Opern, welchen dieſer Contraſt auch noch am günſtigſten zu ſein ſcheint; daher man dieſe Gattung bei den Deutſchen auch Operette nannte. Späterhin ward dieſe Abänderung auch in die ernſte Oper eingeführt; ſo daß wir neuerdings unter Operette, wie in der früheſten Zeit, nur ein Singſpiel von geringrer Ausführung, kleinerm Umfang und leichterm Charakter, unter Oper aber die umfaſſendſte Gattung des Sing-

ſpiels verſtehen. Dieſer regelmäßig wiederkehrende Wechſel des geſprochnen Dialogs und des Geſangs, welcher für das geſunde Ohr immer einen unangenehmen Abfall bewirkt, erfodert nun, daß der Dichter alle lyriſche Bewegungen der Perſonen in die Muſikſtücke verlege, worauf die Proſa um ſo mehr als Proſa erſcheint. Aber um die im Geſange oft ſo ſchlecht ausſprechenden Sänger zu verſtehen, und von der Handlung, die man vor ſich ſieht, doch etwas zu erfahren, läßt man ſich lieber die Zwittergattung gefallen, als daß man die vollkommnere ausbildete. Als die Deutſchen die Operette auf ihre Bühne brachten, behandelten ſie dieſelbe, dem damals herrſchenden Wahrſcheinlichkeitsprincip zu Liebe, eigentlich als Luſtſpiel mit Geſang, und ſuchten alles Singen durch beſondre Motive, z. B. Aufruf zum Singen, Verſprechen etwas vorzuſingen ꝛc. einzuleiten, was ſich nicht oft ohne Geſuchtheit wiederholen ließ. Dies nöthigte allmälig zu größerer muſikaliſcher Ausbildung der Geſangſtücke nach dem Vorgange der Italiener (ſ. unten). Daß ſich in gewiſſen Opern auch die, der Muſik durch den Rhythmus verwandte Tanzkunſt mit der Tonkunſt verbinden könne, iſt der Oper zufällig. Hiedurch und durch Mitwirkung der maleriſchen und architektoniſchen Kunſt, welche die Oper (vorzüglich die romantiſche) auf mannichfaltige Weiſe unterſtützen, wird dieſelbe zu einem der zuſammengeſetzteſten Kunſtwerke, und da dieſe Verbindung, faſt aller ſchönen Künſte in einem einzigen Werke ſo oft nur eine äußere bleibt: ſo ſcheint die Aufgabe um ſo ſchwerer, „aus hundert Vergnügen ein einziges zu machen.“ Alle Vorwürfe aber, die bloß von dem Standpunkte der gemeinen Wahrſcheinlichkeit gegen die Oper aufgeſtellt werden, z. B. daß kein vernünftiger Menſch ſeine Gefühle und Gedanken im gewöhnlichen Leben ſingend mittheile, verdienen eben ſo wenig Beachtung, als der gemeine Tadel, daß kein Menſch im Leben in regelmäßigen Jamben und Trochäen ſpreche, wie es in der Tragödie geſchieht; denn alle Kunſt beruht auf gewiſſen Vorausſetzungen der Einbildungskraft, welche die Illuſion ausmachen. Zu den kleinern und unbedeutendern Arten des Singſpiels gehören das ſogenannte I n t e r m e z z o der Italiener (ſ. d. Art.). Die in der letzten Hälfte des 18. Jahrh. bei uns Deutſchen geliebten Melodramen (Monodramen und Duodramen), in welchen entweder die Deklamation und Mimik ununterbrochen begleitet wird, oder die Muſik nur die Pauſen der Rede ausfüllt, oder endlich die Muſik bald abwechſelnd begleitet, bald nachfolgt, können zwar muſikaliſche Dramen, oder nicht Singſpiele genannt werden, inſofern in ihnen nicht geſungen wird. Wohl aber gehört hierher das, dem franzöſiſchen Vaudeville nachgeahmte L i e d e r ſ p i e l. (S. d. Art.) Die Geſchichte der Oper ſteigt bis in's 16. Jahrh. hinauf, wo Vicenzo Galilei und Giulio Caccini, berühmte Tonkünſtler ihrer Zeit, es unternahmen, Gedichte unter einfacher Begleitung eines Saiteninſtruments herzuſagen oder zu recitiren. Dieſe Verſuche, welche als Urſprung der Oper angeſehen werden, bahnten einem, durchaus in Muſik geſetzten Drama den Weg, welches Daphne hieß, und von dem Dichter Ottavio Rinuccini verfertigt, von Giac. Peri in Muſik geſetzt war. Es wurde 1597 in Florenz zum erſten Male und mit dem lauteſten Beifall aufgeführt. Zwei andre Schäferſpiele, die Aegle von Giraldi, und die Arethuſa von Lollio, ſollen um dieſelbe Zeit am Hofe des Herzogs von Ferrara aufgeführt worden ſein, ſo wie man auch ſagt, daß Guarini's Pastor fido ſchon in der Mitte des 16. Jahrh. muſikaliſch dargeſtellt worden. Die Muſik zu dieſen Schauſpielen beſtand gröߟtentheils in einem Vortrage,

der unſerm heutigen Recitativ ähnlich war, welches nur ſelten durch Chöre unterbrochen wurde, und ſich daher dem Vortrage der griechiſchen Tragödie näherte, deren Dialog ebenfalls unter einfacher Inſtrumentalbegleitung muſikaliſch deklamirt wurde. Für den eigentlichen Erfinder des Recitativs, ſo wie wir es jetzt haben, wird jedoch Emilio del Cavaliero (ſeit 1570 Kapellmeiſter in Florenz) gehalten, von dem 1590 zu Florenz zwei Schäferſpiele, il Satiro und la Disperazione aufgeführt wurden, und welcher auch auf eben dieſelbe Weiſe ein Oratorium, Anima e Corpo, in Muſik geſetzt hat. 1597 ließ bereits Horazio Vechi alle Rollen, auch ſogar den Pantalon, den Doctor und ſpaniſchen Hauptmann in Verſen abſingen. Nach mehrern andern dergleichen Verſuchen wurde 1600 bei der Vermählung Königs Heinrich IV. das Singſpiel Euridice, von Rinuccini gedichtet und von Peri und Coccini componirt, in Florenz öffentlich aufgeführt. Nach einer andern Meinung aber ſoll bereits um das J. 1480 ein gewiſſer Joh. Sulpitius, mit dem Zunamen Verulamo, auf dem Markte zu Rom, ſo wie auch vor dem Papſte und einigen Kardinälen, Schauſpiele mit muſikaliſcher Deklamation gegeben haben. Die erſte Opera buffa ſoll 1624 zu Venedig aufgeführt worden ſein; daſelbſt wurde auch die erſte Opernbühne (1637) errichtet. 1646, bis wohin die Oper bloß auf ihr Vaterland Italien beſchränkt geweſen war, ließ der Kardinal Mazarin zuerſt Operiſten (Opernſänger) aus Italien nach Paris kommen, welche daſelbſt die erſte italieniſche Oper, Orpheus und Euridice, aufführten. Um dieſelbe Zeit machte Perrin den erſten Verſuch mit einer franzöſiſchen Oper, wozu er 1669 ein königliches Privilegium erhielt. Außer der ernſthaften Oper zu Paris, die den Namen der königlichen Akademie der Muſik führte, ward daſelbſt auch 1678 eine andre eingeführt, die man auf den Meſſen zu St. Laurent und St. Germain vorſtellte, und welche 1715 den Namen der komiſchen Oper erhielt, zu deren Ausbildung beſonders Le Sage durch ſeine Arbeiten für das Jahrmarktstheater (Théâtre de la foire, ſ. franzöſ. Schauſpielkunſt) beitrug. Die Oper ward in Frankreich mit glänzenden Balletten und Pantomimen ausgeſchmückt. In Deutſchland wurden ſchon zu Hans Sachſens Zeiten († 1567) geſungne Faſtnachtsſpiele aufgeführt. Den erſten eigentlichen Operntext verfertigte Mart. Opitz († 1669); er hieß Daphne, und iſt eine Nachahmung des oben erwähnten italieniſchen Singſpiels Daphne. Nachher ſchrieb Paul Thiemich die Oper Alceſte, welche die erſte iſt, die 1693 zu Leipzig in der Oſtermeſſe aufgeführt wurde. Einige halten die Operette: der Teufel iſt los, für die erſte komiſche Oper in Deutſchland; Flögel hingegen behauptet, daß es bei uns eben ſo früh komiſche Opern gegeben habe, als ernſthafte. Zu Augsburg wurde 1697 zum erſten Male eine deutſche Oper aufgeführt und zu Nürnberg 1667 ein Opernhaus erbaut, in welchem man 1697 die erſte deutſche Oper, Arminius, aufführte. In Schweden wurde 1774 die erſte ſchwediſche Originaloper, Birger Jarl, von gebornen Schweden aufgeführt. Die italieniſche Oper unterſcheidet ſich von der deutſchen hauptſächlich dadurch, daß durchgehends nicht darin geſprochen, ſondern der Dialog recitativiſch (d. h. nach Noten, aber ohne Takt) geſungen wird. Bei den Italienern ſind auch die Gattungen der Opera seria und buffa ſtrenger geſchieden, als bei den Deutſchen. Jene iſt weit ernſter, für uns faſt leer und langweilig; dieſe weit mehr groteskkomiſch und echt national. Dies bezeichnet auch der ihnen eigenthümliche Ausdruck und Charakter der Buffonerie, welche unnachahmlich iſt. Unter ihren ernſten Opern=

dichtern zeichnen die Italiener den Apoſtolo Zeno und hauptſächlich den Metaſtaſio aus, unter den komiſchen Goldoni und mehrere andre; unter ihren Componiſten: Sacchini, Piccini, Cimaroſa, Salieri, Paëſiello, Zingarelli, Martini, Roſſini, Generali ꝛc. (ſ. Arteaga's Geſchichte der ital. Oper, überſ. von Forkel, 2 Theile 1789). Unter den Franzoſen dichteten für die Oper Quinault, la Fontaine, la Motte, Marmontel, Favart, Sedaine, Etienne, Jouy; Componiſten waren: Gretry, Monſigny, Dalayrac, Iſouard, Boyeldieu, Catel, Mehul, und die nationaliſirten Spontini und Cherubini. Unter den Engländern dichteten für die Oper: Addiſon, Gay, (die berühmte Bettleroper) Fielding, Kenrick ꝛc.; ausgezeichnete Componiſten ſind nicht bekannt. Bei uns wurde die Operette (ſ. oben) in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. vorzüglich von Weiße und Hiller mit allgemeinem Beifalle bearbeitet. Um mehr muſikaliſchen Genuß in dieſes Schauſpiel zu verweben, wurden nach und nach die Geſangſtücke immer weiter ausgeführt und bekamen die Form der ernſthaften Oper. Endlich ertheilte die Benutzung des von den Italienern erfundnen Finales, in welchem die Handlung fortrückt, und die Muſik zu einer Folge ſehr anziehender und abwechſelnder Sätze Gelegenheit gibt, dieſer Art von Oper gleichſam den allgemeinen Vorzug; ſo daß ſie von nun an die herrſchende Gattung des mit Muſik verbundnen Schauſpiels wurde. Und ſo entſtand unſre gegenwärtige deutſche Oper, in welcher geſprochner Dialog und Geſang abwechſelt. Die jetzige komiſche oder romantiſche Oper iſt alſo eine Zuſammenſetzung der Opera seria und der Opera buffa der Italiener, nur mit dem Unterſchiede, daß der Dialog derſelben wirklich geſprochen und nicht recitativiſch geſungen wird. Für die deutſche Oper dichteten übrigens noch: v. Göthe, Gotter, Bretzner, Stephani, J. G. Jacobi, Herclots, Huber, Michaelis, v. Kotzebue, Bürde, Schikaneder ꝛc.; als Componiſten nennen wir: Mozart, Winter, Weigl, Reichardt, Kunzen, Wölfl, Beethoven, C. M. v. Weber ꝛc. Zu den vorzüglichſten deutſchen romantiſchen Opern gehören: die Zauberflöte, Don Juan, das unterbrochne Opferfeſt, der Freiſchütz u. a.

Opfer ſind Gaben, die man der Gottheit darbringt, um dadurch die Hingebung ſeiner eignen Perſon auszudrücken. Dieſer Gebrauch war die erſte Wirkung der Anerkennung höhrer Weſen, und ein Haupttheil des Gottesdienſtes in allen Religionen des Alterthums; und noch heute glaubt der Morgenländer vor Gott eben ſo wenig mit leeren Händen erſcheinen zu dürfen, als vor ſeinem Fürſten und Herrn. Die Vorſtellung, daß Gott ſinnliche Bedürfniſſe habe, und an Speiſe, Trank und Wohlgeruch Gefallen finde, ſo wie die Lebensart der Opfernden beſtimmte die Beſchaffenheit ihrer Gaben. Hirten und Jäger brachten Thiere, Ackerbauer Früchte und Brot; und die Ehrfurcht vor der Gottheit gebot, ihr das Beſte, was der Opfernde beſaß, zu widmen. Daher wollte Abraham ſelbſt den geliebten Sohn und einzigen Erben opfern, und Agamemnon ſeine Tochter Iphigenia; doch zeigte ſich in der glücklichen Wendung, die dieſe Opfer nicht zur Ausführung kommen ließ, ſchon früh die reinere Idee, daß Gott kein Menſchenblut verlange, und durch die fromme Geſinnung befriedigt werde. Die Verirrungen des Naturdienſtes erhielten gleichwol den grauſamen Gebrauch, Menſchen zu opfern, auch bei ſolchen heidniſchen Völkern aufrecht, die der erſten Rohheit entwachſen waren. Die Phönizier opferten ihrem Götzen (Moloch) Kinder, wie in gleichem Sinne die germaniſchen Völker und die ältern Mexikaner und Peruaner. Denn zu der Ehrfurcht und Dankbarkeit, die früher zum Opfern an-

trieb, kam, da man Unfälle und Plagen als göttliche Strafen für begangne Sünden zu betrachten anfing, der neue Beweggrund, die erzürnte Gottheit zu verſöhnen, und dazu ſchien ein Menſchenleben nicht zu koſtbar. Aber während die Altäre der heidniſchen Welt vom Blute unſchuldiger Kinder und wehrloſer Gefangnen trieften, beſtimmte Moſes in ſeinen Opfergeſetzen reine, makelloſe Thiere und Früchte zu Stellvertretern der Hingebung und Buße ſeines Volks vor Jehova. Die iſraelitiſchen Opfer waren blutige, wenn Rinder, Ziegen, Schafe, oder im Nothfall Tauben, von den Prieſtern geſchlachtet und ganz oder zum Theil verbrannt wurden (Brandopfer); unblutige dagegen, wenn man Mehl, Kuchen, Salz, Oel, Honig und Weihrauch (Speisopfer), oder Wein, der um den Altar hergegoſſen wurde (Trankopfer), darbrachte. In Rückſicht der Geſinnungen, die ſie ausdrücken, und der Zwecke, zu denen ſie dienen ſollten, waren dieſe Opfer entweder Dank- und Freudenopfer, die in Rind- und Kleinvieh beſtanden und gewöhnlich mit Speisopfern begleitet waren, oder Sühn- und Schuldopfer, zu denen nur Thiere gebraucht wurden. Bei den letztern pflegten die Prieſter die Darbringenden, zum Zeichen ihrer Verſöhnung mit Jehova mit dem Blute der geſchlachteten Thiere zu beſprengen, und wenn es einer allgemeinen Buße und Entſündigung des ganzen Volkes galt, das Opferthier zu verbrennen, dagegen, wenn es nur Privatperſonen anging, das Fleiſch ſelbſt zu eſſen. Denn die Opfer an Thieren und Erſtlingen der Früchte, die an gewiſſen Feſten und bei wichtigen Familienbegebenheiten oder zur Entſündigung einzelner dargebracht werden mußten, gehörten zu den Naturaleinkünften der Prieſter, die nur den ungenießbaren Theil derſelben verbrannten. Dieſen Vortheil verſchafften ſich auch die heidniſchen Prieſter, die, wenn gleich bei Juden und Heiden nur die Prieſter opfern durften, an ihren Opfermahlzeiten die Geber Theil nehmen ließen, wie von den Hekatomben (ſ. d. A.) der Griechen vor Troja an, bis zu den Opfergelagen, denen Theodoſius im J. 392 mit dem ganzen heidniſchen Cultus zugleich im römiſchen Reiche ein Ende machte, hinlänglich bekannt iſt. Die Hekatomben der Griechen und Römer waren Brandopfer, ihre Libationen Trankopfer, und Speisopfer die Gaben, die ſie in den Myſterien darbrachten. Die bereits von den Propheten des alten Bundes erkannte Wahrheit, daß der Menſch der Gottheit nichts anbieten könne, was nicht ſchon an und für ſich ihr Eigenthum und ihre Gabe ſei, machte das Chriſtenthum dadurch geltend, daß es den heidniſchen und jüdiſchen Opferdienſt, gänzlich abſchaffte, und den Tod Jeſu als die, ein für allemal und immer gültige Genugthuung für die Sünden der Menſchen, und als die letzte Erfüllung der alten Opferidee darſtellte. Zugleich verwarf es den Eigennutz, der die Gunſt der Gottheit durch Geſchenke zu erkaufen, und den Leichtſinn, der ſich damit bei ihr abzufinden meinte, und foderte von ſeinen Bekennern nur die moraliſchen Opfer der Entſagung vom Böſen und Eiteln, der Aufwendung aller Kräfte und Güter für das Wohl der Menſchen und die völlige Hingebung des Herzens an Gott. Ganz ließ ſich jedoch die Vorſtellung, daß man Gott auch ſinnliche Gaben ſchuldig ſei, bei den zum Chriſtenthume bekehrten Völkern nicht ausrotten, da das Bedürfniß der Armen in der Gemeinde und Kirche zur Unterhaltung des Cultus und der Geiſtlichkeit gewiſſe, gleichſam Gott geweihte Abgaben immer nothwendig machte. Als ſolche ſind die Oblationen (ſ. Oblaten) der erſten Chriſten zu betrachten. Sie wurden, auch da die Leiſtung der Zehnten an die Geiſtlichen eingeführt war, beibehalten

und meiſtentheils in Geld verwandelt; mit ihnen ſtehen die Opfer der Offertoria, welche nach einem, noch jetzt faſt bei allen chriſtlichen Religionsparteien beſtehenden Gebrauche, zu gewiſſen Zeiten für die Geiſtlichen auf den Altar gelegt werden (Opferpfennig u. ſ. w. genannt), in geſchichtlichem Zuſammenhange, ohne doch auf irgend eine Weiſe zu den gottesdienſtlichen Handlungen zu gehören. Dagegen wird eine Haupthandlung des Cultus in der katholiſchen Kirche, die Meſſe, noch jetzt das unblutige Opfer genannt, weil nach dem Lehrbegriffe dieſer Kirche der Meßprieſter durch Weihung des Brots und Weins den Leib und das Blut Chriſti im Sinne der jüdiſchen Sühnopfer gleichſam auf's neue opfert (Meßopfer). Bei den Heiden findet der Gebrauch gottesdienſtlicher Opfer auch in unſern Zeiten Statt; der Chineſe weiht ſeinen Göttern Früchte, der Karaibe Tabak, der Neger in Weſtindien Branntwein, und bei den wilden Inſelbewohnern zeigen ſich immer noch Spuren von Menſchenopfern. B.

Ophiten, Ophianer oder Schlangenbrüder, ward eine, im 2. Jahrh. entſtandne gnoſtiſche Partei genannt, die mit den Valentinianern (ſ. d. Art. **Gnoſis**) die Annahme zweier Grundweſen, die Aeonenlehre und die damit verbundnen Theogonien gemein, übrigens aber das Eigne hatte, daß ſie ſich bei ihren gottesdienſtlichen Myſterien einer lebendigen Schlange, als Bild der ſinnlichen Grundlage im Menſchen und der Klugheit, die es erzeugt (Sophia), bedienten. Die Ophiten küßten die Schlange, in der ſie nach Anleitung des chaldäiſchen Schlangendienſtes die Verführerin der Eva im Paradieſe auf ähnliche Weiſe verehrten, wie feindliche Götter von den Heiden angebetet wurden.

Ophthalmie, die **Augenentzündung** (von dem griechiſchen Worte ὀφθαλμος, das Auge), iſt verſchieden theils nach dem Sitze der Entzündung in der Bindehaut des Auges, oder in den Augenliedern und deren Drüſen), theils nach dem verſchiednen Grade derſelben. Die gewöhnlichen Zeichen der Augenentzündung ſind: Röthe, Schmerz in dem Auge, anfangs, als wenn Sand oder etwas dergleichen hineingefallen wäre, ungewöhnliche Hitze, meiſtens auch Ausfluß von Feuchtigkeit, Geſchwulſt der Augenlieder. Oft iſt gänzliche Lichtſcheue damit verbunden. Zuweilen ſchwillt die Bindehaut des Auges ſo ſehr an, daß ſie Falten auf dem Augapfel bildet. Wenn die Entzündung ſich bis auf die durchſichtige Hornhaut fortſetzt, was zuweilen in Form eines Bläschens, das einem Geſchwür ähnlich iſt, geſchieht: ſo verliert ſie ihre Durchſichtigkeit, bekommt Flecken und es entſteht Blindheit, weil die Lichtſtrahlen nicht mehr durchdringen können. Auch kann Eiterung die Hornhaut ergreifen und ganz zerſtören, oder es erfolgt eine Eiterſammlung im Innern des Auges, welche ſich in den Augenkammern bildet, und, ohne gehörige Hülfe, die Hornhaut durchbricht und zerſtört. Auch entſtehen zuweilen nach Entzündungen Auswüchſe auf der Hornhaut. H.

Ophthalmologie, die Lehre vom Auge, ſ. **Auge** und **Augenpflege**.

Opiat, ſ. **Opium**.

Opitz (Mart.), einer unſrer beſten ältern Dichter, wurde 1597 zu Bunzlau in Schleſien geboren. Er beſuchte anfangs die Stadtſchule ſeines Geburtsort, deren Rector, ſein Oheim, Chriſtoph Opitz, und nach deſſen Tode Valentin Sanftleben war. Letzterm beſonders ſcheint Opitz die Entwicklung ſeines dichteriſchen Geiſtes verdankt zu haben. 1614 ging er nach Breslau, wo er auf dem dortigen Marien=

Magdalenen=Gymnaſium unter Hockelshofen ſeine Studien der Philoſophie, der Beredtſamkeit und des Alterthums fortſetzte. Uebrigens entſchied er ſich jetzt für die Rechtsgelehrſamkeit. Als er Breslau verließ, gab er eine kleine Sammlung lateiniſcher Gedichte in den Druck, welche er Neujahrgeſchenke (Strenae) nannte; ein Tribut des Dankes, an ſeine ehemaligen Lehrer oder andre Gelehrte in Bunzlau gerichtet. 1617 vertauſchte er das breslauiſche Gymnaſium mit dem, damals berühmten zu Beuthen an der Oder. Auch hier gab er verſchiedne lateiniſche Gedichte, desgleichen ſeinen Aristarchus, eine Schrift, die ſeinen literariſchen Patriotismus bethätigte, heraus. 1618 bezog die Univerſität zu Frankfurt an der Oder, wo er ſich ein Jahr lang faſt ausſchließlich ſeinen Lieblingsſtudien und der Dichtkunſt widmete. Zwei Brautlieder waren hier ſein erſter Verſuch, in deutſcher Sprache zu dichten. Nach damaliger Sitte begann er nun ſeine Wanderungen. 1619 hielt er ſich auf der Univerſität zu Heidelberg auf. Der kurpfälziſche Geheimerath Lingelsheim nahm ihn als Lehrer ſeiner Söhne in ſein Haus, und ſtellte ihn bei Hofe vor. Er wurde mit dem berühmten Janus Gruter und andern trefflichen Köpfen bekannt, und ſchrieb daſelbſt viel, ſowol deutſch als lateiniſch, in Proſa und Verſen, ſcherzhaft und ernſthaft. 1620 beſuchte er Strasburg, wo er Matthias Bernegger's Freundſchaft gewann, der den künftigen Virgil der Deutſchen in ihm prophezeite. Ueber Tübingen ging er nach Heidelberg zurück, von wo er, um den Kriegsſtürmen auszuweichen, zu Ende des J. 1620 mit ſeinem Freunde Hamilton, einem Dänen, in die Niederlande reiſte. Zu Leyden kam er in Bekanntſchaft mit Scriver, Voſſius, Rutgerſius und dem großen Daniel Heinſius, welche ſehr vortheilhaft auf ihn wirkten. Während der Krieg ſich immer weiter über Deutſchland verbreitete, lebte Opitz 1621 im Holſteiniſchen ſieben Monate lang den Muſen und der Freundſchaft. Zu Ende des Jahrs kehrte er in ſein Vaterland zurück, und wurde an den Hof des Herzogs von Liegnitz berufen. 1622 ging er auf Bethlen Gabor's Einladung als Lehrer der Philoſophie und Humanioren nach Weißenburg. Hier lebte er in der Gunſt des Fürſten und in äußerm Glanze, und begann ein gelehrtes Werk, Dacia antiqua, deſſen Vollendung, nachdem er ſechszehn Jahr darauf verwendet hatte, ſein Tod verhinderte. Aber die Unkultur des Landes weckte in ihm die Sehnſucht nach ſeinem Vaterlande; er nahm ſeine Entlaſſung, mit dem Vorſatze, fortan der Ruhe und den Muſen zu leben. Dennoch ging er 1623 von Bunzlau abermals nach Liegnitz an den Hof. Hier dichtete, arbeitete, edirte er. 1624 erſchien die erſte Ausgabe ſeiner Gedichte, von Zinkgref beſorgt, die Opitz aber für übereilt erklärte und bald durch eine ſelbſt veranſtaltete verdrängte. Der Herzog, auf deſſen Befehl er die Sonn= und Feſttagsepiſteln nach dem Sylbenmaße der franzöſiſchen Pſalme in Verſe gebracht hatte, ernannte ihn zu ſeinem Rathe. Auch erſchien jetzt ſein Buch von der deutſchen Poeterei, wodurch er den Anfang, zu einer deutſchen Poetik machte. Nachdem er zu Ende des J. 1624 nach Sachſen gereiſt war, faſt ein halbes Jahr in Wittenberg verlebt, und über Dresden den geſchmackvollen Hof des Herzogs Ludwig von Anhalt, des Stifters der fruchtbringenden Geſellſchaft, beſucht hatte, in welche er unter dem Namen des Gekrönten aufgenommen wurde, kehrte er nach Schleſien zurück, um 1625 ſeinen Freund Kirchner, der in Geſchäften des Herzogs nach Wien ging, dahin zu begleiten. Hier empfahl er ſich durch ein Trauergedicht auf den Erzherzog Carl, dem Kaiſer Ferdinand II., aus deſſen Händen er den

poetiſchen Lorbeerkranz empfing. 1626 lebte er abwechſelnd zu Breslau, Brieg und Liegnitz, bald im Geräuſche des Hofs, bald in den ſtillen Zirkeln ſeiner Freunde, trat ſodann als Sekretär in die Dienſte des gelehrten Burggrafen zu Dohna, Carl Hannibal, und lebte jetzt größtentheils zu Breslau; doch machte er mehrere kleine Geſchäftsreiſen an fremde Höfe und zu andern Großen des Reichs. 1628 erhob ihn Kaiſer Ferdinand II. aus freiem Antriebe in den Adelſtand, unter dem Namen Martin Opitz von Boberfeld; jedoch bediente er ſich dieſes Titels nur ſelten oder gar nicht. 1630 unternahm er in Angelegenheiten des Burggrafen eine Reiſe nach Paris, ward daſelbſt mit Hugo Grotius bekannt, deſſen Haus der Sammelplatz aller, durch Rang und Gelehrſamkeit ausgezeichneten Männer war, und überſetzte das Gedicht deſſelben, von der Wahrheit der chriſtlichen Religion, aus dem Holländiſchen in deutſche Verſe, wofür der Verfaſſer ihn mit den ehrenvollſten Lobſprüchen überhäufte. Am Ende deſſelben Jahrs kam er, bereichert mit neuen Kenntniſſen und einem Schatze von ſeltnen Büchern, Handſchriften, Münzen und geſchnittnen Steinen nach Breslau zurück. Aber nachdem 1633 der Burggraf zu Dohna geſtorben war, ging er, da die unruhigen Zeiten ihm nicht erlaubten, einſam ſich ſelbſt zu leben, an die fürſtlichen Höfe von Liegnitz und Brieg zurück. Hier gab er ſein Lehrgedicht, Veſuv, und ſein ſchon 1621 in Holſtein geſchriebnes Troſtgedicht in Widerwärtigkeit des Kriegs heraus. Im Frühlinge 1634 folgte er dem Herzoge Johann Chriſtian von Brieg nach Thorn, wohin dieſer wegen der Kriegsunruhen ſich begab, und nahm bald darauf ſeinen Wohnſitz zu Danzig, wo er ſich mit Ruhe und Sicherheit ſeinen Studien widmen konnte. Das Singſpiel Judith und die Ueberſetzung der Antigone des Sophokles waren die Früchte dieſer Muße. Als der König von Polen, Uladislaus IV., der ihn bereits aus einem trefflichen deutſchen Lobgedichte kannte, womit er ihn bei ſeiner Rückkehr von einem Zuge gegen Rußland begrüßt hatte, 1638 nach Danzig kam, ließ dieſer den Dichter vor ſich kommen, und erlangte endlich durch dringendes Zureden von ihm, daß er mit Bewilligung des Herzogs, als königlich polniſcher Sekretär und Hiſtoriograph unter ſehr vortheilhaften Bedingungen in ſeine Dienſte trat. Er fuhr fort, ſeine Muße gelehrten Arbeiten zu widmen. 1637 gab er die Sammlung ſeiner geiſtlichen Poeſien heraus, ſammelte und revidirte ſeine weltlichen Gedichte, arbeitete an den daciſchen Alterthümern, und vollendete ſeine Pſalmenüberſetzung nach den gewöhnlichen Melodien. Nur auf kurze Zeit beſuchte er Thorn und Königsberg. So hatte Opitz die Blüthe der männlichen Jahre und ſeines Ruhms erreicht. Die würdigſten und edelſten ſeiner Zeitgenoſſen liebten und ehrten ihn. Sein Urtheil und Geſchmack hatten eine vollkommne Reife erlangt, von ſeinem thätigen Geiſte erwartete man die vollendetſten Früchte. Dieſe Hoffnung ſollte nicht erfüllt werden. Er ward ein Opfer der Peſt, welche 1639 Danzig verheerte, und auch ihn am 20. Auguſt hinraffte. Sein literariſcher Nachlaß ging in jener Zeit allgemeiner Verwirrung verloren. Als Dichter war Opitz in unſerm Vaterlande der erſte, der ſich zur wahren Poeſie emporſchwang; und in ſofern heißt er mit Recht der Vater der neuern deutſchen Dichtkunſt. Er war mit den Alten vertraut, und hatte ſeinen Geiſt mit den nützlichſten Kenntniſſen bereichert; daher ſind ſeine Gedichte, beſonders die größern, reich an kräftigen und wahren Gedanken und feiner Erfindung. Die Sprache verdankt ihm neue Verbindungen und Formen, größere Geſchmeidigkeit und Correctheit, höhern Nachdruck

und Wohlklang, vor allen aber Reinigung von hundert wilden Auswüchſen. Der Proſodie gab er zuerſt ihr Daſein. Der erſte Platz unter ſeinen Gedichten gebührt den lyriſchen, nach dieſen den didaktiſchen; der ſchwächſte Theil ſind ſeine Ueberſetzungen. Unter den Ausgaben iſt die vollſtändige die breslauer, 1690 bei Fellgibel, 3 Theile 8., die zierlichſte die amſterdamer, 1646 bei Jaſſon, 3 Theile 12. Eine gute Auswahl aus ſeinen Gedichten enthält der 1. Theil der von Wilh. Müller herausgegebnen Bibliothek deutſcher Dichter des 17. Jahrh. (Leipz. 1822), der auch unter einem beſondern Titel einzeln zu haben iſt.

Opium, der eingetrocknete Saft aus den Samenköpfen der Mohnpflanze (Papaver somniferum). Im Orient, beſonders in Natolien, Arabien, Perſien, Aegypten und Oſtindien wächſt dieſe Pflanze zu einer vorzüglichen Größe, ſo daß ſie z. B. in Perſien vierzig Fuß hoch wachſen und Köpfe tragen ſoll, die zwei Pfund Waſſer faſſen. Der milchichte Saft der Pflanze wird geſammelt, indem man die halbreifen Mohnköpfe gegen Abend aufritzt, den hervorgequollnen und an der Luft verdickten Saft am folgenden Morgen abſchabt und in einem Gefäße zuſammenknetet, bis er die gehörige Steifigkeit hat, worauf er die Geſtalt kleiner Kuchen empfängt. Eine geringere Sorte von Opium wird durch das Auspreſſen und Einkochen der Stengel, Blätter und ſchon aufgeritzten Köpfe bereitet. Von Theben und Aegypten kam ſonſt das reinſte Opium (Opium thebaicum). Das gute Opium muß ſchwer, dicht, äußerlich von rothbrauner Farbe, auf dem Bruche glänzend ſein. Es wird als Arznei gebraucht, indem es mächtig auf das Nervenſyſtem wirkt, in geringerer Gabe erſt das Gefäßſyſtem und das Nervenſyſtem zu ſtärkerer Thätigkeit reizt, hintennach aber ſchwächt, welches in größerer Gabe bis zur Betäubung, ja bis zur gänzlichen Vernichtung der Nervenkraft ſteigen kann, weshalb man es auch unter die betäubenden Gifte rechnet. Als Medicament iſt das Opium ſchon über zweitauſend Jahre im Gebrauche. Auch haben wir noch mehrere Vorſchriften zu Opiatmiſchungen (Opiaten) aus den damaligen Zeiten, z. B. das Philonium vom Philo, den Mithridat vom Damokrates, u. a. m. Noch mehrern Gebrauch machten die arabiſchen Aerzte von dem Opium, und Paracelſus empfahl es unter den europäiſchen Aerzten zuerſt und ſehr eindringlich. Im Oriente, beſonders unter den Türken, gebraucht man das Opium gleichſam ſtatt des Weins, um ſich eine Art von Rauſch zu verſchaffen. Anfangs nehmen die Opiumseſſer ganz kleine Portionen, etwa von der Größe eines Nadelkopfes, allmälig ſteigen ſie bis zur Größe einer Erbſe. Bald nach dem Genuſſe empfinden ſie eine angenehme Munterkeit, ſind weit lebhafter und thätiger, und ſtimmen ſich in jeden beliebigen Ton. Dieſer Schwung dauert aber nur ſo lange, als der Rauſch des Mohnſaftes anhält; nach einigen Stunden verfliegt dieſer, und Erſchlaffung, Unmuth und Schmerz trit an die Stelle des Wohlbehagens. Wider dieſe Folge wird eine neue Doſis Opium genommen, die immer größer ſein muß, wenn ſie dieſelbe angenehme Wirkung hervorbringen ſoll; allein auch immer unerträglicher wird der nachfolgende Zuſtand von Verdroſſenheit und Erſchlaffung; die Farbe des Geſichts verſchwindet, der Körper magert ab, die Glieder zittern, alles Gefühl wird ſtumpf. Sinnlos ſterben ſie endlich mit hinzukommender Waſſerſucht oder andern Kacherien. Dieſer Mißbrauch des Opiums iſt jedoch jetzt überhaupt nicht mehr ſo häufig, und in jenem früher gewöhnlichen Uebermaß ſehr ſelten. Da dieſes Mittel denen

ſo ſchädlich iſt, welche ſich doch durch öftern Gebrauch daran gewöhnt haben: ſo iſt leicht zu ermeſſen, daß ſein Gebrauch als Arzneimittel die größte Vorſicht erfodert. Um ſo weniger iſt es zu entſchuldigen, wenn die Medicinalpolizei nicht den Verkauf deſſelben auf die Verordnungen der Aerzte beſchränkt. Auch die Kinderpulver, die ſogenannten Ruhpulver, welche mit Opium gemiſcht ſind, ſollten nicht verkauft werden dürfen, da ſchon manches Kind mit ſolchen in die ewige Ruhe befördert worden iſt. Gegen die Opiatvergiftung, welche ſich durch heftige Unruhe, Erbrechen, Zuckungen, Unbewußtheit, kalten Schweiß, endlich Schlafſucht und gänzliche Unempfindlichkeit äußert, und zuletzt unter Zufällen von Schlafluß tödtet, iſt nach vorausgeſchicktem Brechmittel der reichliche Genuß eines ſtarken Kaffees, oder eines guten Rheinweins, auch von Säuren mit Kampfer, vorzüglich wirkſam. H.

Oporinus (Joh.), eigentlich Herbſt, ein gelehrter Buchdrucker, geb. zu Baſel 1507, der Sohn eines unbemittelten Malers, ſtudirte zu Straßburg, indem er ſeinen Unterhalt durch Unterricht, Abſchreiben und Correcturenleſen erwarb. Er verheirathete ſich mit einer reichen alten Frau, und ertrug ihre üble Laune bis an ihren Tod, ohne auch nur durch einen Theil ihres Vermögens entſchädigt zu werden. Da ſeine Freunde ihm zum Studium der Medizin und Phyſik riethen, trat er als Lehrling und Schreiber in die Dienſte des berüchtigten Paracelſus, der ihm die Mittheilung einiger ſeiner mediciniſchen Geheimmittel verſprach. Allein Oporinus ſah ſich auch in dieſer Hoffnung getäuſcht, verließ ihn und legte zu Baſel eine griechiſche und lateiniſche Schule an. Endlich übernahm er gemeinſchaftlich mit einem gewiſſen Robert Winter, der ſeinen Namen auch in's Griechiſche überſetzte und ſich Chimerinus nannte, eine Buchdruckerei. In dieſem Geſchäfte war er unermüdlich; er beſchäftigte ſechs Preſſen und gab kein Buch heraus, das er nicht ſelbſt ſorgfältig corrigirt hatte. Aber ſein großer Fleiß wurde nicht durch Glücksgüter belohnt; er ſtarb 1568, und hinterließ beträchtliche Schulden. Außerdem, daß er den Druck vieler ſchätzbaren Werke beſorgte, iſt er auch durch mehrere grammatiſche und philologiſche Schriften bekannt. Sein Druckerzeichen iſt Arion mit einem ſchwimmenden Delphin, bisweilen mit der Beiſchrift: Invia virtuti nulla est via, oder Fata viam invenient.

Oporto oder Porto, (unrichtig Porta Port) eine wichtige Handelsſtadt, und nach Liſſabon die größte, bedeutendſte und vornehmſte Stadt in Portugal, in der Provinz Entre Minho e Duero, in einem engen Thale, zwiſchen hohen Bergen, an beiden Seiten des Duero, hat 11 Plätze, 90 Kirchen, 17 Klöſter, 14 Hoſpitäler, 15,000 Häuſer und 63,000 Einw., mit den Fremden 74,000. An dem Fluſſe ſind ſchöne Kaien, und überhaupt zeichnet ſich die Stadt durch Reinlichkeit aus. In den trefflichen, durch ein kleines Fort beſchützten Hafen laufen jährlich an 1200 Schiffe ein, doch iſt die Mündung des Fluſſes durch Klippen und bewegliche Sandbänke beengt, und die Einfahrt gefährlich. Porto treibt einen ſehr beträchtlichen Handel, vorzüglich mit Portwein, deſſen Verkauf beſonders die Handelsgeſellſchaft vom obern Duero beſorgt, die auch an 30 Brantweinbrennereien unterhält. Man findet hier an 220 Handelshäuſer, darunter 25 brittiſche und 10 deutſche, und zahlreiche Fabriken in Seide, Strümpfen, Kattun, Tuch, Leinwand, Leder, Metall ꝛc. 1790 betrug der Werth der Einfuhr über 7½ Millionen Gld. und der Werth der Ausfuhr über 6 Millionen Gld. Viele geſchmackvolle Landhäuſer, Quin-

tas genannt, verſchönern die reizenden Umgebungen der Stadt. Oporto hat ſeinen Urſprung von einem Orte Cale, der auf der linken Seite des Stroms auf einem Berge lag, von welchem ſich ein Theil der Einwohner an dieſem bequemern Platze niederließ, der Porto Cale (der Hafen von Cale) genannt wurde, und von welchem der Name des Königreichs Portugal herkommt. In Oporto brach am 24. Aug. 1820 die Revolution aus, durch welche Portugal (ſ. d. Art.) eine Conſtitution erhielt.

Oppoſition (in der Aſtronomie), ſ. Aſpecte.

Oppoſition, Obſtand, Widerſtand, Gegendruck, wird vorzüglich von der öffentlichen Meinung gebraucht, wenn ein Theil im Volke den Grundſätzen oder den Anſichten, welchen die Staatsbehörden in der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten folgen, widerſpricht; doch iſt der Name vorzüglich in England gewöhnlich. Hier beſteht in den öffentlichen Leben ein fortwährendes Schwanken. Die Partei der Miniſter und die des Volks kämpfen mit einander durch Rede und Gegenrede über alles Oeffentliche um den Beſitz der öffentlichen Meinung. Aber die ſichre Grundlage der geſetzlichen Freiheit, die Conſtitution befeſtigt in der Mitte das Zünglein des Gleichgewichts. Die Oppoſition iſt ſo alt, als die Conſtitution ſelbſt. Kein vernünftiger Engländer wird und kann wünſchen, daß keine Oppoſition mehr ſein möchte; denn ohne ſie würde die Verfaſſung bald zu Grunde gehen, und wenn auch nicht in eine unumſchränkte Monarchie, doch nach und nach gewiß in eine verhaßte Ariſtokratie ausarten. Die Oppoſition iſt ein Spiegel für den König, der ihm immer ſagt, daß er nur die Macht beſitzt, durch Vernunftgründe das Volk zu bewegen in die neuen Geſetzgebungsvorſchläge der Regierung ſich zu fügen; ſie iſt eine fortwährende Warnung für die Miniſter, aufmerkſam des Staates Wohlfahrt zu beachten, und ihre Gewalt nicht zu mißbrauchen. Der Miniſter weiß, daß die Oppoſition über ihn Beſchwerde führen, ſeine Anklage verlangen, und durch die Macht ihrer Gegenrede ihm die Stimmenmehrheit entreißen kann, ohne welche er nicht zu regieren im Stande iſt (ſ. d. Art. North). Durch die Oppoſition wird das Unterhaus der Wächter für die Rechte des Volks (z. B. für die Habeas-Corpus-Akte) und in dieſem Sinne hieß Fox, auch wenn er irrte, der Mann des Volks. Denn wer wird das glauben, daß die Oppoſition ſtets Recht habe? Beide Parteien widerſprechen ſich und feinden ſich an, oft aus unedeln Beweggründen; doch die Wahrheit liegt in der Mitte der Prüfung. Durch die Reibung ſelbſt werden Redner und Staatsmänner erzeugt, geſchärft, unterrichtet und thätig; ohne die Oppoſition würden Geiſt und Kraft erſchlaffen, der Mißbrauch noch mehr als bisher Wurzel faſſen, und die Willkür den Sieg davon tragen. Wenn auch die Oppoſition Privatzwecke im Auge hat, und in ihrer Politik alle Volkskünſte aufbietet, wie das Miniſterium die Hofkünſte: ſo urtheilt doch der unbefangene Theil des Volks über beide, und erkennt das Rechte. Dies geſchah z. B. unter Walpole's Miniſterium, unter Pitt u. A. Die Oppoſition rief unaufhörlich, Verfaſſung und Freiheit ſeien in Gefahr, und das Volk erklärte ſich für die Miniſter. Oft trennen ſich die Mitglieder der Oppoſition in ihren Anſichten (ſ. Burke und Fox), wie die des Miniſteriums, und es entſteht eine dritte Partei. Dies war der Fall in Anſehung der Parlamentsreform, der jährlichen Parlamentswahlen, der Emancipation der Katholiken u. ſ. w. Man erinnere ſich an die Namen Burdett, Grattan, Sheridan, Grenville, Ponſonby, Whit-

bread, Tierney, Canning u. A. Unter den Mitgliedern der brittiſchen Oppoſition bilden ſich freundſchaftliche Verbindungen, die aus der Politik in das Familienleben übergehen; doch werden oft die bedeutendſten Führer derſelben durch Ertheilung wichtiger Aemter für das Miniſterium gewonnen, oder in daſſelbe aufgenommen. Die Oppoſitionsblätter, z. B. das Morning Chronicle, der Star u. a. ſchreiben im Sinne der Oppoſition, ohne von ihr abzuhangen oder verfaßt zu werden; ſo wenig als die miniſteriellen Zeitungen in England (wie der Courier) einen officiellen Charakter haben, obgleich die Maßregeln des Miniſteriums vertheidigen und deſſen Anſichten ausſprechen. Uebrigens gibt es überall eine Oppoſition, wo ein Volk politiſches Leben hat, d. h. eine Verfaſſung, eine wahre Volksvertretung und Preßfreiheit. Nur haben ſich nicht überall Miniſterialpartei und Oppoſition durch ſo ſcharfe Gegenſätze geſchieden, als in England; daß ſie ſich aber ſo ſcharf ſcheiden, iſt ein Beweis der überſchwenglichen Mißbräuche, die im Eigennutze der Miniſterialen (der Amtsmacht) ihren Grund haben, ſo daß die Oppoſition, ohne ſich verhaßt zu machen, wagen darf, auch das Gute in den Miniſterialplanen zu tadeln. (Vergl. die Art. **Miniſterialpartei**, **Whigs** und **Torries**).

Ops, ſ. **Rhea** und **Cybele**.

Optik iſt ein Theil der angewandten Mathematik, die Lehre vom Lichte in der umfaſſendſten Bedeutung des Worts, und in dieſem Sinne würde auch die ganze Lehre vom Sehen und von der ſcheinbaren Größe und Lage der Gegenſtände, die Perſpective, einen Theil derſelben ausmachen. Im engern Verſtande aber begreift die Optik nur das, was zu den eigenthümlichen Eigenſchaften und Erſcheinungen des Lichts, als Materie betrachtet, gehört. Die beiden allgemeinſten Erſcheinungen ſind die der Zurückſtrahlung und der Brechung. Auf dem einfachen Geſetze der erſtern, daß die Lichtſtrahlen von einer Fläche unter demſelben Winkel zurückgeworfen werden, unter dem ſie auffallen, beruht die **Katoptrik** (ſ. d. Art.), ſo wie die **Dioptrik** (ſ. d. Art.) auf dem Geſetze der Strahlenbrechung, worüber der Art. **Brechung der Lichtſtrahlen** nachzuſehen iſt. Aus dieſen Geſetzen wird nun mit Hülfe der Mathematik die Theorie der Farben (ſ. **Farbenlehre**), der Spiegel und Linſengläſer (vergl. d. Art. **Brennglas**, **Concav** und **Linſengläſer**), der Teleſkope, Fernröhre und Mikroſkope (vergl. d. Art. **Fernrohr** und **Mikroſkop**) u. ſ. w. abgeleitet. Daher wird auch der der Optik Kundige, als insbeſondre der mechaniſche Künſtler, welcher optiſche Werkzeuge, beſonders Augengläſer, verfertigt, **Opticus** genannt.

L.

Optimaten, bei den Römern, die Adelspartei, im Gegenſatz der Populares, welche für das gemeine Volk waren.

Optimiſmus wird die philoſophiſche und religiöſe Lehrmeinung genannt, welche behauptet, Gott habe unter den möglichen Welten, die ſein Verſtand gedacht, nach ſeiner Vollkommenheit die beſte gewählt und hervorgebracht. Leibnitz entwickelte dieſe Lehrmeinung in ſeiner **Theodicee** (ſ. d. Art.), beſonders mit Hinſicht auf Bayle's Zweifel und Einwürfe von dem Uebel in der Welt, und macht beſonders darauf aufmerkſam, daß, was im Einzelnen unvollkommen erſcheine, keineswegs Unvollkommenheit des Ganzen ſei. Man brachte dieſe philoſophiſche Behauptung ſonſt auch gewöhnlich auf das Trilemm zurück: wenn dieſe Welt nicht die beſte wäre, ſo hätte Gott eine vollkommnere entweder nicht gekannt, oder nicht haben ſchaffen können,

oder nicht ſchaffen wollen; nun ſtreiten letztre drei Fälle mit der Allweisheit, Allmacht und Güte Gottes, folglich iſt dieſe Welt als die beſte zu betrachten. Vergl. Sammlung der Schriften über die Lehre von der beſten Welt, Roſtock, 1759. 8., die franzöſiſchen Preisſchriften der berliner Akademie über dieſen Gegenſtand (Berlin, 1755. 8.) und Leonh. Creuzer Leibnitii doctrina de mundo optimo etc. Lips. 1795. 8.

Orakel, Götterausſprüche, welche angeblich den Anfragenden durch begeiſterte Perſonen ertheilt wurden; dann auch die Orte, an welchen Ausſprüche dieſer Art unter beſondern Vorbereitungen und Gebräuchen ertheilt wurden. Ihre Entſtehung und Beſchaffenheit zu beſtimmen, fehlte es faſt ganz an unparteiiſchen Nachrichten des Alterthums. Die ägyptiſchen Orakel entſtanden in ſolchen Zeiten, bis zu welchen nicht einmal Ueberlieferungen, viel weniger hiſtoriſche Denkmäler hinaufreichen. Das älteſte war das zu Meroe, nächſtdem zu Theben und Ammonium. An allen drei Orten herrſchte der Dienſt des Jupiter Ammon. Wie dieſe Orakel mögen beſchaffen geweſen ſein, könnten wir aus einem Abkömmlinge des letztern, dem Orakel zu Dodona (ſ. d. Art.), dem älteſten in Griechenland, vielleicht mit größerer Sicherheit ſchließen, wenn dieſes Orakel nicht ein Gemiſch aus Pelasgiſchem und Aegyptiſchem geworden wäre. Herodot's Erzählung von dem Urſprunge dieſes Orakels unter den Pelasgern zeigt, daß man von Afrika aus verſuchte, ſich durch Gründung eines Orakels in Griechenland feſtzuſetzen; allein früher ſchon war die heilige Buche hier orakelgebend und das Rauſchen in ihren Wipfeln das Orakelzeichen geweſen; die heiligen Weiber (Wahrſagerinnen, die ſchwarzen Tauben bei Herodot) aus Afrika ammoniſirten bloß dieſes pelasgiſche Orakel. Von demſelben Alter war vielleicht das Orakel in Böotien, welches zuerſt der Gäa, dann der Themis angehört hatte, und nachher an den Apollon kam. Später bildete ſich das Orakel zu Delphi aus, welches theils wegen ſeiner günſtigen Lage, theils wegen ſeiner Verbindung mit dem Amphiktyonengerichte zu Pylä das wichtigſte von allen wurde (ſ. Delphi). Außerdem hatten Zeus und Apollon noch verſchiedne andre Orakel, Zeus zu Elis, zu Piſa und auf Kreta in einer unterirdiſchen Höhle; Apollon aber auf Delos, wo das Rauſchen der Bäume das Orakelzeichen gab, zu Milet, wo eine heilige Quelle, zu Klaros, unweit Kolophon, wo ein heiliger Brunnen begeiſterte u. a. m. Nebſt dem ſtanden in Griechenland in großem Anſehn das Orakel des Trophonius zu Lebadia in Böotien und des Amphiaraus zu Oropus, auf der Grenze zwiſchen Attika und Böotien. Here hatte eins im korinthiſchen Gebiete, Herkules zu Bura in Achaja, wo der Spruch entwürfelt wurde, Dionyſus zu Amphiklea in Phocis, das ſich durch Träume erklärte u. a. m. Eines Orakels des Ulyſſes gedenkt Tzetzes, und auch andre Heroen und Seher hatten deren. Die Römer hatten, wenn man die Albunea, die cumaniſche Sibylla, die ſibylliniſchen Bücher, das Orakel des Faunus und der Fortuna zu Präneſte abrechnet, welche ſämmtlich in die älteſte Zeit gehören und nachher verſchollen, keine einheimiſchen Orakel, ſondern nahmen ihre Zuflucht zu den gangbaren griechiſchen und ägyptiſchen. Wegen Gründung von Städten und Kolonien, Einführung neuer Verfaſſungen, wichtiger Unternehmungen im Kriege und Frieden, beſonders aber in allen großen Nöthen, wendete man ſich, mit Geſchenken reichlich verſehen, an die Orakel, deren Vorſteher eben ſo vieler Behutſamkeit, als Klugheit bedurften, um ſich nicht bloß zu ſtellen. Dunkelheit und

Zweideutigkeit in den Ausſprüchen war ein gewöhnliches Auskunftsmittel. Dennoch kamen zuweilen Widerſprüche vor. Trotz deren aber und trotz der bekannt gewordnen Beſtechungen, behaupteten ſie ſich lange in ihrem Anſehn, und ſanken erſt nach dem Verluſte der Freiheit und Unabhängigkeit von Griechenland. Unter der Regierung des Theodoſius wurden die Tempel der weiſſagenden Götter zerſtört oder geſchloſſen.

Orang=Outang (in der malayiſchen Sprache ſo viel als Waldmenſch). Dieſer oft mit dem afrikaniſchen Waldmenſchen oder Schimpanſe, dem menſchenähnlichſten von allen Affenarten, verwechſelt, von Linné aber ſogar als eine Gattung von Menſchen, unter dem Namen Homo troglodytes, aufgeführte Affe iſt einzig auf Borneo zu Hauſe, und wird ungefähr vier Fuß hoch. Er lebt in den großen Wäldern dieſer Inſel, und iſt ſehr geſchickt im Klettern und Springen. Der Arme und Hände bedient er ſich wie der Menſch, Er bricht Aeſte von den Bäumen und ſchlägt, bei ſeiner großen Kraft, den ſtärkſten Menſchen mit leichter Mühe nieder. Die Jungen werden leicht zahm, gewöhnen ſich an den Menſchen und laſſen ſich, da ſie ſehr gelehrig und dabei geſchickt ſind, zu allerlei Künſten und Geſchäften abrichten. Unter andern lernen ſie auf dem Seile tanzen, Waſſer holen, Reiß ſtampfen, Gläſer und andre Gefäße ausſpülen, den Bratſpieß drehen u. dergl. An das europäiſche Klima gewöhnen ſie ſich nicht wohl, und ſterben meiſtens nach kurzer Zeit.

Oranien, Orange, ein ehemaliges kleines Fürſtenthum in Frankreich (Departement von Vauclüſe), hatte vom 11. bis zum 16. Jahrh. eigne Fürſten. Der letzte, Philibert von Challon, ſtarb 1531 ohne Kinder, und das Land kam durch ſeine Schweſter, die mit einem Grafen von Naſſau vermählt war, an das Haus Naſſau, welches jedoch erſt 1570 zum ruhigen Beſitze deſſelben gelangte, und welchem zuletzt im ryswikiſchen Frieden, 1697, die Souveränität über dieſes Fürſtenthum beſtätigt wurde. Nach dem 1702 erfolgten kinderloſen Tode Wilhelm Heinrichs von Naſſau=Oranien, Königs von England, entſtand namentlich über den Beſitz von Orange, ein langwieriger Streit, der in der Geſchichte unter dem Namen des oraniſchen Erbfolgeſtreits bekannt iſt. Hauptbewerber waren der König von Preußen, nach dem Teſtamente ſeines mütterlichen Großvaters, eines Prinzen von Naſſau=Oranien, und der Fürſt von Naſſau=Dietz, Statthalter in Friesland, welcher ſich auf das Teſtament Königs Wilhelm ſtützte. Auch die Fürſten von Naſſau=Siegen machten Anſprüche darauf, und ſämmtliche Bewerber nahmen einſtweilen den Titel des Fürſtenthums an. Das Ende davon war, daß der König von Preußen, des Widerſpruchs der ſchwächern naſſauiſchen Häuſer ungeachtet, das Land im utrechter Frieden, 1713, gegen anderweitige Vergünſtigungen, an Frankreich abtrat, welches ſeitdem in ungeſtörtem Beſitze deſſelben verblieben iſt. Die Stadt Orange liegt an der Meyne in einer, an Wein, Oel, Seide und Krapp fruchtbaren Gegend, iſt die Hauptſt. eines Bezirks, hat 1500 Häuſer und 7200 Einwohner, welche Leinwand= und Sergefabriken, Färbereien und Seidenmühlen unterhalten. Man findet hier mehrere römiſche Alterthümer, worunter beſonders die Reſte eines Triumphbogens und einer Waſſerleitung merkwürdig ſind.

Oratorium iſt ein geiſtliches, durchaus lyriſches Gedicht, worin zwar mehrere Perſonen auftreten, welches aber doch keinesweges dramatiſch bearbeitet, und, ohne alle eigentliche Haltung, durchaus nicht

zur theatraliſchen Aufführung eingerichtet iſt. Es hat gewöhnlich eine bibliſche Begebenheit zum Gegenſtande und iſt, mit Muſik begleitet, zum gottesdienſtlichen Gebrauche bei hohen Feiertagen beſtimmt. Es ſoll die Herzen der Zuhörer mit Empfindung für irgend einen erhabnen Gegenſtand der Religion durchdringen; deshalb muß die Poeſie fromm und einfach, die Muſik ohne geſuchte Zierlichkeit, durchdringend, erhaben, feierlich ſein. Den Urſprung der Oratorien ſetzt man in die Zeiten der Kreuzzüge, wo ganze Haufen chriſtlicher Pilgrimme das Leben und den Tod des Erlöſers, das jüngſte Gericht, wol auch die Wunderwerke der Heiligen und ihre Martern auf Straßen und öffentlichen Plätzen beſangen. Ihre jetzige Form erhielten die Oratorien in Italien, wo ſie zuerſt der heilige Philipp von Neri (geb. zu Florenz 1515, geſt. zu Rom 1595), der Stifter des Oratorienordens, um das J. 1540 eingeführt haben ſoll, und wo ſie anfangs unter dem Titel: Laudi Spirituali gedruckt wurden Den Namen Oratorium bekamen ſie erſt in der Mitte des 17. Jahrh., wahrſcheinlich von der vorgedachten Geſellſchaft. Anfangs waren ſie mehr Erzählung als Drama, indem eine beſondre Perſon den Zuhörern die Geſchichte vorerzählte und nur wenige Arien Statt fanden. Spagna brachte die Oratorien (1656) ihrer jetzigen Form näher. Unter den italieniſcher Oratoriendichtern iſt Metaſtaſio ausgezeichnet. Die Muſik der neuern Oratorien iſt zu ſehr opernmäßig geworden. In England wurde das Oratorium durch Händel bekannt. In Frankreich iſt es erſt in den neueſten Zeiten, im Concert spiritnel, eingeführt worden. In Deutſchland ſind die bekannteſten Oratorien: der Tod Abels und Abraham auf Moria, von Rolle componirt, die Schöpfung von Haydn und Ramler's Tod Jeſu, von Graun componirt, wenn letztrer nicht vielmehr eine Paſſions-Cantate zu nennen iſt. Auch bedeutet Oratorium einen Betſaal, ein Betzimmer, beſonders in Klöſtern.

Oratorium (Prieſter vom), oder vom Bethauſe, heißen die Glieder eines geiſtl. Ordens, den der heilige Philipp von Neri 1574 in Rom zur Leitung geiſtlicher Uebungen der Andächtigen und zum Studium der theologiſchen Wiſſenſchaften ſtiftete, ohne ſie durch Kloſtergelübde zu binden. Dieſer Orden beſteht noch in Italien, eingegangen iſt aber die viel berühmtere Congregation der Väter vom Oratorium Jeſu in Frankreich, welche 1611 zu Paris, ebenfalls ohne Verpflichtungen zu Kloſtergelübden vereinigt, durch große Gelehrte aus ihrer Mitte, wie der Philoſoph Malebranche, der Orientaliſt Morin und der freimüthige Theolog Richard Simon (ſ. d. Art.) zu Anſehn und Einfluß gelangten und ſich als Lehrer an Schulen und Seminarien, für Geiſtliche verdient machten. Beide Orden folgen der Regel des heiligen Auguſtinus. E.

Orbilius Pupillus, ein Grammatiker von Benevent, that anfangs Kriegsdienſte in Macedonien, unterwies dann einige Zeit in ſeinem Vaterlande die Jugend, und kam unter Cicero's Conſulat nach Rom, wo er mit großem Beifalle lehrte. Dem Horaz, der ihm wegen ſeiner Strenge den Beinamen plagosus gibt, verdankt er hauptſächlich die Ehre, daß noch jetzt ſein Name als Appellatipum (Orbil) für einen Alles einbläuenden Schulmeiſter gebraucht wird.

Orcadiſche Inſeln (Orkneys) ſind der ſüdliche Theil der verbundnen Shetland-orkneyſchen Herrſchaft, die jetzt die ſchottiſche Familie Dundas mit der Erbrichterwürde beſitzt. Dieſer Orkney-Inſeln ſind gegen 30, aber viele derſelben ganz unbewohnt und unbewohnbar. Eine Meeresſtrömung, 5 Meilen breit, trennt dieſe Inſeln von der

Nordſpitze Schottlands. Die unbewohnten, niedrigen Inſeln heißen Holme, diejenigen Felsklippen, welche von der Fluth faſt ganz überſchwemmt werden Skerries, die öſtliche und nördliche Seite iſt allgemein auf den Orkneys niedriger, höher dagegen die weſtliche und ſüdliche. Die Inſeln haben viel Regen, den der Wolkenzug aus Südweſten ihnen zu bringen pflegt. Im Winter haben die Orkneys ſtarken Nordſchein und häufig ſehr ſtarke Gewitter, auch dann viel Stürme und ſtets Nebel; dagegen hält ſich hier Froſt und Schnee nie lange. Auf der Höhe pflegt der Boden moraſtig und im Thale Torfmoor zu ſein, dabei gemeiniglich leicht. Die Wohlhabenden leben auf ihrer Inſel eben ſo geſellig unter ſich, als im Sommer einſam, außer im Verkehr mit fremden Schiffern. Die Armen fiſchen ſelbſt im Winter und brennen Kelp im Sommer, oder ſtechen Torf. Wenn man hier gleich Eichſtämme aus dem Moor gräbt, ſo haben die Orkneys jetzt doch nur in geſchützten Gärten Bäume und ſonſt nur Weiden, Wachholder, Birken, Haſel und allerhand Gebüſch, das Beeren trägt und hier häufig wächſt. Die Inſeln ohne Winterwohnungen dienen Sommers zur Weide, zum Vogelfang, zur Jagd, Fiſcherei und zum Kelpbrennen. Der Strand liefert Bernſtein bei gewiſſen Winden, angeſchwemmtes Holz und bei andern Moluckabohnen, die aus Weſtindien beſonders von der Mimosa scandens hieher geſchwemmt werden. Man nutzt die großen zu kleiner Drechslerarbeit und im übrigen nicht einmal zur Düngung. Im Juni und Juli wird es nie dunkel um Mitternacht und ſonſt genießt man das Tageslicht nur 4 Stunden. Auch ſtrandet hier zuweilen ein ſchmales, finnmarkiſches oder lappländiſches Fiſcherboot. Reich ſind dieſe Inſeln an See- und Landvögel, deren Eier, Dunen und Schreibfedern ſtark ausgeführt werden, aber bei aller Verfolgung der Jäger niſten hier in den Felſen viele Raubvögel und beſonders ſtarke Adler, die ſelbſt Lämmer wegführen. Der Zufall hat jetzt den Zug der Heeringe durch dieſes Inſelmeer, der vormals ſtark war, anders geleitet. Die Vogeljagd liefert zur Ausfuhr Schnepfen, Rebhühner und Kibitze; die andre Ausfuhr ſind Wolle von 60,000, zum Theil edeln Schaafen, 6 bis 7000 Tonnen Kelp, lebendiges Vieh, Butter, Talg, Häute, Federn, Dunen, Thran und Hummern, die nach London gehen, endlich viele gedörrte oder geſalzne Fiſche. Wenn es gleich Eiſen, Silber, Zinn und Bleiſtufen hier gibt, ſo hat die Herrſchaft doch noch kein Bergwerk angelegt. An Getreide wächſt hier Roggen, Wintergerſte und Schwarzhafer, aber bei der ſchlechten Pflügart ſind die Ernten nicht reichlich. Die Nachtfröſte im Juni, und die oft ſpäten Ernten nach Michaelis, machen den Ackerbau im Ertrage ungewiß. Man pflügt flach und düngt ſehr ſtark, beſonders mit Seetang. Brache kennt man nicht. Das Vieh weidet frei. Der Eigenthümer zeichnet ſolches, aber er läßt es nicht hüten. Wer vor Viehſchaden ſicher ſein will, muß Gärten, Wieſen und Ackerfelder mit Erdwällen oder Steinwällen einfriedigen. Von der Perioden des Fauſtrechts her ſtammen noch die vielen Wartthürme auf den Felſen an der Küſte, und aus ältrer Zeit die Denkmäler des Heidenthums von rohen Steinen, von verfallnem alten Steingemäuer und von Grabmälern, ja von langen Steinſtraßen, die durch See und Moräſte laufen. Norweger und Picten haben gemeinſchaftlich dieſe Inſeln bevölkert. Die erſtern brachten auch den Orkneys, durch ihren Prinzen Olaus, den Chriſtenglauben. Im 12. Jahrh. war hier die Bevölkerung weit ſtärker. Sie konnten 7000 Streiter nach fremden Küſten ſchicken und zählen jetzt überhaupt nur 25,000 Einw., deren

Armuth mit Frühjahrsfieber, Krätze und Schwindſucht kämpft, faſt nur Salzfiſche genießt und ihre Füße mit Seehundsfellen bekleidet. Nirgends iſt der heidniſche Hexen- und Zaubereiglaube noch ſtärker. Der Hauptflecken Kirkwall auf Pomona oder Mainland hat zwar einen Biſchof, aber arme Schulen, für die der reiche Grundherr nichts thut, als daß er die Linnenmanufaktur befördert. Von den Einwohnern ſind $\frac{4}{5}$ Seeleute, Vogeljäger, Dienſtboten, Tagelöhner, Handwerker und kleine Landpächter, die übrigen Kaufleute und Krämer, welche zugleich etwas Landbau treiben. Schwer drückt ſelbſt die hieſigen Meiſtbeerbten, welche die vornehmſte Klaſſe ausmachen, das ſchwere Benutzungsſyſtem der Familie Dundas. Viel Landeigenthum giebt $\frac{1}{3}$ des Ertrags als ewigen Erbpacht, nach dem alten norwegiſchen Adelsrecht, deſſen Güter unvertheilbar ſind und daher ſchlechten Ertrag geben. Die Einkünfte der Herrſchaft ſind 8000 Pf. Sterling außer den ſchweren Abgaben vom Kelpbrennen, die ihre Verwalter nach Willkür beſtimmen. Indes leben jene Meiſtbeerbten nicht ſchlecht, wol aber die Mehrheit. Durch die Heirath Jacobs VI. von Schottland mit der däniſchen Prinzeſſin trat Norwegen ſeine letzten Anſprüche auf die Orkneys an Schottland ab. An Rechtseigenthümlichkeiten fehlt es dieſen Inſulanern nicht, die gemeinſchaftlich mit den Shetland-Inſeln (ſ. d. Art.) eine Deputation in's brittiſche Parlament ſchicken. Der Lord wählt für jedes Kirchſpiel einen Richter, dem die Gemeinde 6 bis 7 Beiſitzer gibt, und von dem Spruch dieſes Gerichts geht die Appellation an den Erbrichter ſelbſt, oder ſeinen Delegirten in Kirkwall auf der Hauptinſel Mainland. Jeder Herd gibt dem Jäger, der die Adler und Habichte wegſchießt, eine Henne oder einen Hund. Nur einmal zählt man jährlich die Heerde bei der Wollſchur im May und läßt ſie übrigens wild laufen. Die Gemeinde verſorgt die Waiſen armer Seeleute.

Orcheſter (Orchestra), der Raum vor der Bühne bis zu den Sitzen der Zuſchauer, welcher bei den Griechen den Platz für den Chor und die Muſiker, bei den Römern die Ehrenplätze der Senatoren enthielt; bei den Neuern der, in dem Schauſpielhauſe vor dem Theater befindliche und durch ein Geländer von den Zuſchauern abgeſonderte Ort, und in dem Concertſaale diejenige, gewöhnlich etwas erhöhte, Abtheilung deſſelben, wo ſich die Muſiker befinden. Sehr oft verſteht man darunter auch die Geſellſchaft der Tonkünſtler ſelbſt, die an dieſem Ort die Muſik ausüben oder das Ganze der, in der heutigen Concert-, Opern- und Kirchenmuſik gebräuchlichen Inſtrumente (vergl. d. Art. Kapelle).

Orcheſtik, ſ. Tanzkunſt.

Orcus, gleichbedeutend mit Hades oder Pluto; dann auch das Reich des Pluto. S. Pluto und Tartarus.

Ordalien (altdeutſch ſo viel als Urtheile). Ehemals glaubte man (und dieſer Glaube findet ſich faſt bei allen Nationen), daß da, wo dem menſchlichen Richter alle Beweiſe für Recht oder Unrecht, Schuld oder Unſchuld fehlten, der wahrheits- und gerechtigkeitsliebende Gott ſelbſt das Wahre durch ein Wunder kund machen werde. In dieſer Meinung ließ man diejenigen, gegen welche ein Verdacht vorhanden war, gewiſſe Handlungen, welche ihrer Natur nach dem Handelnden ſchaden mußten, feierlich in Gegenwart der Prieſter vornehmen, und erklärte ihn für unſchuldig, wenn er ſie ohne Nachtheil überſtehen konnte. Dieſe Handlungen nun hießen Ordalien oder Gottesurtheile, und waren bei den Deutſchen beſon-

ders üblich. Da das Gelingen oder Mißlingen derſelben, einzelne Zufälle abgerechnet, immer von denen abhing, welche die Vorbereitungen zu dieſen Proben trafen, ſo war dadurch dem Betrug und der Tücke, beſonders der Pfaffen, ein weites Feld geöffnet. Tauſende von Unſchuldigen wurden aufgeopfert, während die abſcheulichſten Verbrecher der Strafe entgingen. Nach Fr. Majer's Geſchichte der Ordalien, insbeſondre der gerichtlichen Zweikämpfe in Deutſchland (Jena, 1795) waren in Deutſchland vorzüglich folgende Gottesurtheile üblich: der gerichtliche Zweikampf, in welchem der Beſiegte für ſtrafbar geachtet wurde, die Feuerprobe, die Waſſerprobe, der geweihte Biſſen, das Abendmahl, das Kreuzgericht und das Bahrrecht. In peinlichen Fällen bediente man ſich derſelben, wenn man den Thäter nicht ausfindig machen konnte, einiger derſelben auch in bürgerlichen, ſo daß der Beklagte ſich dadurch von des Gegners nicht ganz bewieſenen Anſprüchen befreien konnte. Schon unter unſern heidniſchen Vorfahren waren Ordalien einigermaßen bekannt, und die Celten ſollen Kinder, deren Mutter wegen Ehebruchs verdächtig war, in einem Schilde auf den Rhein geſetzt und aus deſſen Unterſinken gefolgert haben, daß die Mutter eine Ehebrecherin ſei. Die Salfranken hatten zu Anfange des 5ten Jahrh. die Probe des heißen Waſſers, und ſpäter kam auch die des kalten Waſſers vor. Am meiſten kamen die Ordalien nach Einführung des Chriſtenthums auf. Ihr Gebrauch ward bald allgemein, da theils der Reinigungseid wenig oder gar nicht bekannt war, theils die Geiſtlichkeit durch die Ordalien Gelegenheit bekam, Rechtshändel aller Art ihrer Entſcheidung zu unterwerfen, und deshalb zu ihrer Ausbreitung beitrug. Die Feuerprobe beſtand darin, daß der Beklagte über glühende Kohlen oder eine dergleichen Pflugſchaar mit bloßen Füßen gehen, oder ein glühendes Eiſen mit bloßer Hand einige Schritte weit tragen mußte, oder daß man ihm glühende Kohlen auf den bloßen Fuß legte, oder ihn durch ein Feuer gehen ließ, bei welchem letztern Verſuche ihm oft ein mit Wachs überzognes Hemd angezogen wurde (die Probe des wächſernen Hembes); fand man keine Verletzung durch das Feuer, ſo erklärte man ihn für ſchuldlos. In andern Fällen gab ein Geiſtlicher dem Angeklagten einen geweihten Biſſen unter vielen Verwünſchungen in den Mund. Derjenige, welcher ihn ſogleich ohne Mühe verſchlucken konnte, und nachher weder Krankheit noch Schmerzen empfand, wurde von der Strafe befreit. Eine ähnliche Bewandniß hatte es mit der Probe des heiligen Abendmahls, die beſonders unter Geiſtlichen und Mönchen gebräuchlich war. Sie nahmen nämlich zum Beweiſe ihrer Unſchuld das Abendmahl, indem man glaubte, daß Gott den Schuldigen nach deſſen Genuſſe ſogleich tödten oder krank machen werde. Das Kreuzgericht war doppelt. Entweder ſtellte man den Kläger und den Beklagten mit ausgeſtreckten oder kreuzweis ausgebreiteten Armen eine beſtimmte Zeit lang unter ein Kreuz, und verurtheilte den, der zuerſt die Hände bewegte oder ſinken ließ; oder man führte den angeblichen Verbrecher zu Reliquien oder in die Kirche, bezeichnete von zwei Würfeln einen mit einem Kreuze und zog einen von beiden. Hatte der gezogne Würfel das Zeichen des Kreuzes, ſo folgte die Befreiung von der Strafe. Endlich bediente man ſich, und zwar ſchon in den früheſten Zeiten, bei Erforſchung der Mörder, des Bahrrechts, d. h. man legte den Ermordeten auf eine Bahre und ließ den vorgeblichen Mörder die Leiche, vornehmlich die Wunden, berühren. Floß dabei Blut aus

denſelben, oder trat Schaum aus dem Munde, oder veränderte und bewegte ſich der todte Körper, ſo beſtrafte man den Verdächtigen als Mörder. Bisweilen nahm man hierbei anſtatt der ganzen Leiche bloß die Hand; und dieſes hieß das Scheingehn. Aberglaube und Betrug hatten dieſe vernunftloſen Gebräuche im höchſten Anſehn erhalten; und ſelbſt die Verbote aufgeklärter Kaiſer, die von Ludewig dem Frommen an (im 9. Jahrh.) bisweilen erlaſſen wurden, konnten ihnen nicht Einhalt thun. Stärker wirkte denſelben der päpſtliche Stuhl durch häufige Unterſagungen und durch Einführung einer beſſern Gerichtsverfaſſung entgegen. Viele Obrigkeiten ſahen auch ſelbſt das Abgeſchmackte und Abſcheuliche derſelben ein. Die Ordalien wurden daher ſeit dem 14. Jahrh. ſeltner und im 15. fingen ſie an, durch den zunehmenden Gebrauch des kanoniſchen Rechts, welches zur Ablehnung des Verdachts andre Mittel, beſonders den Reinigungseid, einführte, noch mehr aber durch den allgemein verbreiteteten Gebrauch des römiſchen Rechts, nach und nach zu erlöſchen. Nur des Bahrrechts bediente man ſich in dem 16. Jahrh., und ſelbſt in den erſten Jahren des 18., noch ziemlich häufig; und der fortdauernde Glaube an Zauberei erhielt in Hexenprozeſſen die Probe des kalten Waſſers. Die vermeintlichen Hexen wurden nämlich auf das Waſſer gelegt, und wenn ſie ſchwammen, für überführt erklärt; ja es wurde bei denſelben außer dieſer Probe (die man das Hexenbad nannte, und die im 17. Jahrh. in Preußen, in den benachbarten Gegenden ſelbſt noch in der erſten Hälfte des 18. angetroffen wird) zuweilen auf die Hexenwage erkannt; man wog ſie nämlich, und erklärte ſie, wenn ſie ein ungewöhnlich leichtes Gewicht hatten, für ſchuldig. Dieſe Albernheiten hörten nach und nach gänzlich auf, als es dem großen Thomaſius gelungen war, den Glauben an Hexen faſt ganz zu verbannen. Als eine Seltenheit verdient es erwähnt zu werden, daß noch 1728 zu Szegedin in Ungarn eine Wägung mehrerer Hexen vorgenommen wurde. Demnach iſt, dieſe wenigen jetzt ebenfalls erloſchenen Reſte der Ordalien abgerechnet, das Ende des 15. und der Anfang des 16. Jahrh. als der letzte Zeitpunkt des Ordalienunfugs in Europa feſtzuſetzen. Aber leider führte das römiſche Recht, das zu ihrem Sturze ungemein viel beitrug, an ihre Stelle ein eben ſo abſcheuliches Beweismittel in peinlichen Prozeſſen, nämlich die Folter, ein, welche anfänglich nur an Leibeigenen, nachher aber auch an freigebornen Perſonen vollzogen wurde. Uebrigens findet man noch jetzt die Gottesurtheile bei vielen außereuropäiſchen Völkern. So halten die Senegambier in Afrika den, wegen Verbrechen verdächtigen Perſonen ein glühendes Eiſen an die Zunge; einige Neger auf der Küſte von Guinea geben denſelben Kräuter und Rinden von gewiſſer Art in die Hände und glauben, daß die Schuldigen ſich daran verbrennen. Die Einwohner von Siam und Pegu haben die Probe des kalten Waſſers. Die Tſchuwaſſen und Oſtiaken im aſiatiſchen Rußland verbinden das Gottesurtheil des geweihten Biſſens mit einem Eide; die Chineſen haben die Feuer- und Waſſerprobe; die meiſten Ordalien aber ſind bei den Hindus.

Orden (geiſtliche), ſind Verbrüderungen zu einem andächtigen und enthaltſamen Leben, wie es der Verkehr mit der Welt nicht erlauben will. Von den geiſtlichen Brüderſchaften unterſcheiden ſie ſich durch die lebenslängliche Verpflichtung zu den ſ. g. **Kloſtergelübden** (ſ. d. Art.) oder Ordensregeln (vergl. die Art. **Klöſter** und **Mönchsweſen**. Ueber eine andre Bedeutung ſ. d. Art. **Ordina-**

tion). Die Mönche und Nonnen im Oriente, beſonders die griechiſchen, richten ſich nach der Regel des heil. Baſilius, der auch die Baſilianer in Spanien folgen; in der römiſchen Kirche hingegen erhielt das Mönchsweſen ſeine Grundregel vom heiligen Benedikt von Nurſia, der als der erſte Stifter eines geiſtlichen Ordens betrachtet werden muß; denn die Klöſter der orientaliſchen Kirchen tragen den Namen gemeinſchaftlicher Stifter und Schutzheiligen, ohne darum in einem ſo engen Zuſammenhange und feſten Verbande mit einander zu ſtehen, wie die Glieder der geiſtlichen Orden im Occidente. Nach Benedikts Regel ſind die Hauptgelübde, welche jeder Noviz nach Beendigung des, von ihm zuerſt eingeführten Probejahrs ablegen muß, eine kanoniſche (vorſchriftmäßige) Lebensart, welche die Verpflichtung zum Gebete in gewiſſen Stunden des Tages, zur Arbeit, ewigen Keuſchheit und Entſagung von den Freuden der Welt in ſich ſchließt, ein unbedingter Gehorſam gegen die Ordensobern und die Clauſur oder das beſtändige Bleiben im Kloſter. Inſofern dieſe Regel und die ſchwarze Kutte vom 6. bis zu Anfange des 10. Jahrh. faſt allen Mönchen und Nonnen im Occidente gemein war, konnte der Benedictinerorden während jener Zeit für den einzigen gelten, wenn gleich die dazu gehörigen Klöſter ohne gemeinſame Ordensobere noch unter den Biſchöfen ſtanden, und ſich durch partielle Erweiterung, Schärfung oder Milderung der Grundregel in mehrere Congregationen theilten, z. B. die Benediktiner von Clugny, von Monte Caſino, von Monte Vergine, von Monte Oliveto (Olivetaner), von Valladolid, von St. Vannes, von St. Maurus, von Mölk u. ſ. w. (ſ. d. Art. Benediktiner). — Das Beſtreben, dem Mönchsweſen noch größere Strenge und Heiligkeit zu geben, äußerte ſich im Mittelalter durch die Stiftung mehrerer Orden, die auf die Grundregel Benedicts neue Regeln bauten. So entſtanden die Camaldulenſer, die grauen Mönche von Vallombroſa, die Silveſtriner, die Grandmontaner, die Karthäuſer, die Cöleſtiner, die Ciſterzienſer, wozu die Bernhardiner, Feuillans, Recollectinnen, die Nonnen von Portroyal und die Trappiſten gehören, und der Orden von Fontevraud (ſ. dieſe Art.) Von einer bedeutenden Anzahl geiſtlicher Orden wurde die vermeinte Regel des heil. Auguſtinus angenommen. Auguſtinus hatte zwar nur die Geiſtlichen an ſeiner Hauptkirche und mehrern andern Kirchen ſeines Sprengels zur Beobachtung des kanoniſchen Lebens, d. h. zur Eheloſigkeit, Armuth, Clauſur und gemeinſchaftlichen Andachtsübung in beſtimmten Stunden vereinigt, und keineswegs an die Stiftung eines Mönchsordens gedacht; auch konnten die Mönche, welche man noch im 7. Jahrh. unter die Laien rechnete, die zunächſt für Geiſtliche beſtimmten Vorſchriften Auguſtins nicht auf ſich anwenden. Aber ſchon im 8. Jahrh. fing man an, ſie als Glieder des geiſtlichen Standes zu betrachten und im 10. Jahrh. wurden ſie durch die Verwilligung der Tonſur förmlich für Geiſtliche erklärt. Ja die Meinung des Volks und manche Bullen der Päpſte ſetzten ſie, wegen ihrer vorzüglichern Heiligkeit, noch über die Weltgeiſtlichen, welche daher ſelbſt häufig in den Mönchsſtand übergingen, oder ſich doch zur Beobachtung der Mönchsgelübde und des kanoniſchen Lebens vereinigten. Von dieſer Art ſind die, nach der Regel Auguſtins gebildeten Congregationen der regulirten Chorherren oder Kanoniker, z. B. von St. Salvator im Lateran, vom heil. Grabe, von S. Genoveva, die Kreuzherren oder Kreuzträger und die meiſten Hoſpitaliter (ſ.

Art. Stift). — Eigentliche Mönchsorden nach der Regel des heil. Auguſtinus ſind die Prämonſtratenſer, Auguſtiner, Serviten, Hieronymiten, Jeſuaten und der Birgittenorden. Unter die Klaſſe der bisher genannten, nach der alten Idee des Mönchslebens mehr der ſtillen Betrachtung ergebnen und von der Welt zurückgezognen Orden gehören auch die ganz eigenthümlich conſtituirten Karmeliter. — Schon mehr Neigung, der Welt zu dienen, zeigten die Trinitarier oder Mathurinen und der Orden von der Gnade. Charakteriſtiſch aber wurde das Streben nach hierarchiſcher Bedeutung und Einfluß auf die Welt bei den, im Anfange des 13. Jahrh. geſtifteten Mendicanten oder Bettelorden der Dominikaner (Predigermönche, Jacobinen) und Franziskaner (Minoriten, Conventualen, Obſervanten, Cäſariner, Amadeiſten, Clareniner, Spiritualen, Eremiten oder Cöleſtiner, Fraticellen, Alcantariner, Cordeliers, Kapuziner), von denen die auch hieher gehörigen Minimen oder Paulaner ſich durch mehrere Neigung zum ſtillen, beſchaulichen Leben unterſcheiden. Die Dominikaner und Franziskaner erhielten von den Päpſten die Vorrechte, welche als die Privilegien der Bettelorden bekannt ſind, und ſpäterhin auch den Karmelitern, Auguſtinern, Serviten und Paulanern zu Theil wurden. Sie beſtehen in der Befreiung von jeder weltlichen und biſchöflichen Gerichtsbarkeit, und in der Befugniß, außer dem Kloſter von Jedem Almoſen zu fordern (in der Kirchenſprache terminiren), ohne Rückſicht auf die Parochialrechte der Pfarrer überall zu predigen, Beichte zu hören, Meſſe zu leſen, und die päpſtlichen Abläſſe zu verkaufen. Dieſe Befugniß ſollte ihnen zum Erſatz für die Strenge dienen, mit der ihre alte Regel ihnen verbot, irgend ein Eigenthum zu beſitzen. Obwol die Stiftung neuer Mönchsorden von einigen Kirchenverſammlungen ausdrücklich unterſagt worden war: ſo wußten ſich doch mehrere, ſeit dem Anfange des 16. Jahrh. entſtandne Inſtitute dieſer Art, durch Angabe ihrer Beſtimmung zu einer gemeinnützigen Thätigkeit, die päpſtliche Genehmigung zu verſchaffen, und jenes Verbot dadurch zu umgehen, daß ſie nicht für neue Mönchsorden gelten wollten, ſondern ſich regulirte Chorherren des heil. Auguſtinus nennen laſſen und die ſchwarze Kleidung der Weltgeiſtlichen tragen. Der große Verluſt, welchen die alten Orden durch die Reformation erlitten hatten, machte die Päpſte geneigt, dergleichen Unternehmungen eifrig zu unterſtützen. Unter dieſe Rubrik gehören die Theatiner, Barnabiten, Somasker, die Väter der chriſtlichen Lehre zum katechetiſchen Volksunterrichte, in Frankreich, die Prieſter und Väter vom Oratorium, die Lazariſten, Bartholomäer, Piariſten und barmherzigen Brüder. Da das Kloſterleben der Mönche, bald nach ſeiner Entſtehung, Anlaß zu ähnlichen Verbindungen gottſeliger Jungfrauen gegeben hatte: ſo ſchloſſen ſich bei der Bildung neuer Mönchsorden gewöhnlich auch Nonnen gleiches Namens und gleicher Regel an. Es gibt Benediktinerinnen, Kamaldulenſerinnen, Karthäuſerinnen, Ciſterzienſerinnen, Auguſtinerinnen, Prämonſtratenſerinnen, Karmelitterinnen, Trinitarierinnen, Dominikanerinnen, Franciskanerinnen, Paulanerinnen und Chorfrauen mehrerer Orden der regulirten Chorherren, welche mit den männlichen Zweigen ihrer Orden Gelübde und Farbe der Kleidung gemein haben, aber von der prieſterlichen Wirkſamkeit derſelben ausgeſchloſſen bleiben. Der männliche Zweig eines Ordens heißt der erſte Orden, der weibliche dagegen der zweite; ſo gehören z. B. die Kapuziner zum erſten und die Kapuzinerinnen zum zweiten Orden des heil. Fran-

ciscus. — Es gibt auch Congregationen von Kloſterfrauen, welche ſich gewiſſen Mönchsorden angeſchloſſen haben, ohne ihren Namen zu tragen, wie die Clariſſinnen, die Urbaniſtinnen, die Nonnen von der Empfängniß U. L. Fr. in Italien und Spanien und die Annunciaden oder Nonnen von der Verkündigung Mariä, welche zum zweiten Orden des heiligen Franciscus gehören und die Angeliken oder engliſchen Schweſtern, welche der Regel der Barnabiten folgen. — Weibliche Orden, welche für ſich beſtehen, keinem männlichen angehören und ſämmtlich nach der Regel des heiligen Auguſtinus leben, ſind die Kloſterfrauen von der Buße der Magdalena (ſ. Magdalena), die Saleſianerinnen, die himmliſchen Annunciaden, die Urſulinerinnen und die Hoſpitaliterinnen oder barmherzigen Schweſtern. Außer den Kloſterfrauen, welche die zweiten Orden ausmachen, erhielten faſt alle bedeutend geworbnen geiſtliche Orden noch neuen Zuwachs durch den Zutritt von Laienbrüdern (fratres barbati oder conversi) und Laienſchweſtern, die man zur Verrichtung der nöthigen Hausarbeiten in den Klöſtern und zur Beſorgung des Verkehrs mit der Welt annahm, damit die Choriſten, d. h. die eigentlichen Religioſen, welche im Chore der Kirche die Horas (kanoniſchen Betſtunden) abzuwarten haben, in ihren Andachtsübungen und Studien nicht geſtört würden. Das erſte Beiſpiel dieſer Einrichtung gab der Orden von Vallombroſa, und bald auch in den Klöſtern andrer Orden nachgeahmt, wurde ſie allmählich ein Mittel, die Macht und den Wirkungskreis des Mönchsweſens beträchtlich zu vergrößern. Unter dem Namen von Oblaten, d. h. Dargebrachten, und Donaten, d. h. Geſchenkten, widmeten unzählige Andächtige ihre Perſonen, oder ihr Vermögen und ihren Einfluß dem Dienſte der geiſtlichen Orden, ohne förmlich Glieder derſelben zu werden. Ganze Familien, Eheleute aus allen Ständen traten auf dieſe Art in ein Verhältniß der Abhängigkeit zu der regulirten Geiſtlichkeit, das nach ihrem Glauben, dadurch dem Himmel näher zu kommen, immer noch vortheilhaft genug erſcheinen mußte, wenn es gleich die läſtigſten Aufopferungen nach ſich zog. Der heilige Franz von Aſſiſi gab dieſem Verhältniß zuerſt eine beſtimmte Form, indem er Laien, die ſich mit ſeinen Mitbrüdern verbrüdern wollten, ohne Geiſtliche zu werden, in eine beſondre Corporation unter dem Namen des dritten Ordens der Minoriten vereinigte. Nach dieſem Muſter geſellten ſich außer ſämmtlichen Bettelorden, auch die Ciſterzienſer, Trinitarier und die Religioſen von der Gnade dergleichen dritte Orden zu, von denen nur wenige in die Clauſur traten und feierliche Kloſtergelübde leiſteten. Die meiſten Mitglieder derſelben ſind Laien, bleiben in ihren bürgerlichen und häuslichen Verhältniſſen, und verpflichten ſich nur zu einem frömmern Leben, als Weltkinder zu führen pflegen. Dazu gehört, daß ſie täglich einige Ave Maria und Paternoſter beten und zu gewiſſen Zeiten faſten. Die Mitglieder jedes dritten Ordens heißen Tertiarier oder Tertianer, und werden im gemeinen Leben vorzüglich daran erkannt, daß ſie die Befriedigung ihrer religiöſen Bedürfniſſe in den Kirchen ihres Ordens ſuchen, die Klöſter und Mendicanten deſſelben reichlich beſchenken und ſeinen Vortheil auf alle Weiſe befördern. Sie dürfen die Kleidung ihres Ordens anlegen, begnügen ſich aber in der Regel, das Skapulier oder den Gürtel deſſelben, wie ein Amulet, unter ihrer bürgerlichen Kleidung zu tragen. Dieſe Abzeichen der Verbrüderung mit einem geiſtlichen Orden, denen der herrſchende Glaube eine geheime ſegensvolle Kraft beilegt,

werden theuer erkauft, und mit ihrem Beſitze iſt gemeiniglich die Verſicherung großer Ablåſſe verbunden. Außer ſolchen Einkünften verſchaffte die Anſchließung dritter Orden den erſten ſo viele Mittel zu Anſehn und Einfluß, daß die Sorgfalt, womit ſie erhalten, erweitert und begünſtigt worden ſind, ſich leicht erklåren låßt. Auch entſtanden beſonders in Rückſicht dieſer verbrüderten Laien zwiſchen den geiſtlichen Orden die heftigſten Zwiſtigkeiten, welche nur durch förmliche, die Grenzlinien ihrer Beſitzungen und ihres Einfluſſes beſtimmende Verträge und durch gegenſeitige Uebereinkunft wegen der Ueberläufer von einem Orden zum andern beigelegt werden konnten. Zu dem urſprüglichen Endzwecke des Mönchsweſens, Gott durch Gebet, und der Welt durch Lehre, Beiſpiel und Wohlthätigkeit zu dienen, hat die Politik der Påpſte allmåhlig den großen Plan der Herrſchaft über die Völker geſellt, und in den Verfaſſungen der geiſtlichen Orden deutlich genug zu Tage gelegt. Die Orden ålterer Stiftung regierten ſich anfangs auf ariſtokratiſch-republikaniſche Weiſe ſelbſt. Die Benediktinerklöſter blieben lange von einander ganz unabhängig, Ciſterzienſer gehorchten einem hohen Rathe, der aus dem Abte zu Citeaux, als Generalſuperior, den Aebten zu Clairvaux, La Ferté, Pontigny und Morimand und 20 andern Definitoren oder Råthen, beſtand, und anfangs jährlich, ſpäter in jedem dritten Jahre, gehaltenen Generalkapiteln der Aebte und Prioren aller Ciſterzienſerklöſter verantwortlich war; ſchwächere Orden, wie die Karthåuſer, Grandmontaner u. a. m. hatten bei åhnlichen Verfaſſungen überdies noch mit den Biſchöfen zu kåmpfen, deren alte Anſprüche auf die Gerichtsbarkeit über alle Klöſter ihres Sprengels ſie nicht ſo leicht abweiſen konnten, als die durch påpſtliche Befreiungen begünſtigten Benediktiner und Ciſterzienſer. In ein viel engeres Verhåltniß zum Papſte ſetzten ſich aber gleich bei ihrem Entſtehen die Bettelorden. Vermöge der ihnen verliehnen Privilegien einzig und unmittelbar abhängig von Rom, bewährten ſie die Stärke ihrer monarchiſch-militäriſch geordneten Verfaſſung mit Erfolgen, welche ſich in der Regierung großer Körperſchaften nur durch Einheit der gebietenden Macht und blinden Gehorſam der Glieder bewirken laſſen. Bald folgten die meiſten der übrigen Orden ihrem Syſteme, welchem gemäß an der Spitze jedes geiſtlichen Ordens ein General oder Regent ſteht, der alle drei Jahre von neuem aus den Ordensobern gewählt wird, zu Rom ſeinen Sitz hat, und nur dem Papſte verantwortlich iſt, jedoch bei einigen Orden noch einen Admonitor zur Seite hat, der ſeine Schritte im Namen des Ordens beobachtet, und ihn bei verfaſſungswidrigen Handlungen erinnern darf. Die Definitoren oder Råthe des Generals, ſind die Provinzialen, Obere, denen die Aufſicht und Regierung der Klöſter in den einzelnen Provinzen obliegt. Sie bilden, unter dem Vorſitze des Generals, das Generalkapitel des ganzen Ordens, und präſidiren wiederum als Generalvikare auf den Provinzialkapiteln, an denen die Obern der einzelnen Klöſter einer Provinz als ſtimmfähige Capitularen (suffraganei) Theil nehmen. Dieſe, die nach den, bei verſchiednen Orden hergebrachten Namen, Aebte, Prioren, Superioren, Miniſtri, Guardiane, Pröpſte oder Rectoren heißen, und im Sinne des kanoniſchen Rechts Pràlaten ſind, verhandeln jeder für ſich die Angelegenheiten ſeines Kloſters in einem Kapitel oder Convente, mit den zum Chore gehörigen Religioſen deſſelben. Daher führen die Choriſten den Namen der Conventualen und Våter (Patres), zum Unterſchiede von den niedern Mönchen, welche,

weil ſie noch Neulinge, und der höhern prieſterlichen Weihen nicht theilhaftig, oder nur Laienbrüder ſind, die das Kloſter zu Hausdienſten gebraucht, Brüder (Fratres) heißen. Auch werden bei den Bettelorden nur die letztern zum Terminiren ausgeſendet, dagegen die Väter allein zur Verwaltung prieſterlicher Amtshandlungen im Kloſter und auf den Pfarreien, die ſeinem Patronate zugehören, berechtigt ſind. Die Kapitel der einzelnen Klöſter einer Provinz ſtehen unter dem Provinziale, als ihrer Behörde in erſter Inſtanz; die letzte Inſtanz für alle Glieder eines Ordens iſt der General deſſelben, der auch dem zweiten und dritten Orden vorſteht. Die Frauenklöſter haben eine ähnliche Verfaſſung, nur können ſie nicht ohne einen Propſt beſtehen, der mit ſeinen Kaplänen das geiſtliche Amt bei ihnen verwaltet. Wenn ſie keinem zweiten Orden angehören, ſo ſind ſie, wie die Hoſpitäler und alle nicht befreite Klöſter, der Gerichtsbarkeit und Aufſicht des Biſchofs, oder des mit biſchöflicher Gewalt verſehenen Prälaten des Sprengels untergeben, in dem ſie liegen. — Die nicht befreiten Orden und Klöſter haben den päpſtlichen Zwecken von jeher weniger gedient, und ihre urſprüngliche Beſtimmung, wenn ſie nicht von ihrer Regel abſielen, treuer erfüllt, als die befreiten und ſtreng geſchloſſenen Orden, welche um ſo weiter von ihrer religiöſen Beſtimmung abwichen, je ſchärfer und militäriſcher das Verhältniß ihrer Unterwürſigkeit gegen ihre Obern, und je mehr es ihr Hauptzweck wurde, ſich der Herrſchaft über die Gemüther zu bemächtigen, politiſchen Einfluß zu gewinnen und die Anmaßungen der Päpſte mit allen ihren Kräften und Mitteln zu befördern. — Die treueſten, folgſamſten und brauchbarſten Werkzeuge des römiſchen Stuhls zur Ausführung ſeiner gewaltigen Plane waren die Bettelorden, die man darum mit Recht häufig das ſtehende Heer des Papſtes genannt hat. Auch fehlt es ihnen dabei keineswegs an Aufmunterung, und Mönche, die ſich durch Geſchick und Eifer im Dienſte des Papſtes hervorthun, können von ſeiner Gunſt die einträglichſten Pfründen erwarten. Zu Biſsthümern, die nicht von adelichen Capitularen abhängig ſind, ſteht ihnen der Weg viel eher offen, als den gemeinen Weltgeiſtlichen, und es iſt bekannt, daß Generale und Deſinitoren der geiſtlichen Orden häufig in das Kardinalscollegium übergegangen, ja ſelbſt zur päpſtlichen Würde erhoben worden ſind. — Die größte Bedeutung unter allen geiſtlichen Orden errangen die Jeſuiten, deren Fall daher auch der Vorbote des Unterganges und der Beſchränkung der übrigen war. Joſeph II. unterſagte 1781 jede Verbindung der Ordensglieder in ſeinen Staaten mit auswärtigen Obern, namentlich mit dem Generale und Rom, hob alle Befreiungen auf, und ſtellte die Religioſen jeder Gattung unter biſchöfliche Aufſicht, die Ausländer unter ihnen entfernte er, verbot auf unbeſtimmte Zeit die Annahme von Novizen, und verordnete bald darauf die völlige Aufhebung aller Orden, die ein bloßes beſchauliches Leben führen. Dadurch erloſchen die Trinitarier, Serviten, Karthäuſer und Paulaner und beinahe alle weibliche Orden in den öſterreichiſchen Erbſtaaten; bald darauf wurden alle noch übrigen Orden, außer den Benediktinern von der Congregation Mölk, den Piariſten, Urſulinerinnen, barmherzigen Brüdern und Schweſtern, auf eine beſtimmte Zahl von Gliedern jedes Kloſters geſetzt, und durch das, auf immer ausgedehnte Verbot, keine Novizen mehr anzunehmen, zum allmäligen Ausſterben verurtheilt; ſo daß die in zehn Jahren von 882 bis auf 469 herabgeſunkene Zahl der Klöſter im Oeſterreichiſchen ſich von Jahr zu Jahr vermindern

mußte. Der jezt regierende Kaiſer hat jedoch den Orden, die ſich auf irgend eine Weiſe dem allgemeinen Beſten widmen, erlaubt, Novizen aufzunehmen. Die Franziskaner blühen beſonders in Ungarn, wo ſie an mehrern Orten den Schulunterricht beſorgen, auch in Böhmen ſichern ſie, wie die Kapuziner, Auguſtiner, Prämonſtratenſer und Kreuzherren, das Beſtehen ihrer Klöſter durch neuen Zuwachs. In Frankreich hob die Nationalverſammlung 1790 alle geiſtliche Orden auf, und ſezte die vorhandnen 18000 Mönche und 30000 Nonnen auf kärgliche Penſionen, die aber nicht lange ausgezahlt wurden; und im deutſchen Reiche, wo das Loos der Seculariſation 1803 faſt alle geiſtliche Stifter und Klöſter traf, mußten die Orden von ſelbſt weichen. Das Zeitalter Napoleons dehnte dieſe wohlthätige Maßregel auch auf Italien und Polen aus; der König von Preußen erklärte die Klöſter in ſeinen Staaten 1810 für erloſchen, um ſeine Schulfonds zu verſtärken, und nur in Rußland, das alle Religionen in ihren Gewohnheiten läßt, in Oeſterreich, Sardinien, Sicilien, Irland und den außereuropäiſchen Kolonien, wo der franzöſiſche Einfluß nicht hinreichte, ſo wie in Portugal und Spanien, gab es noch Klöſter mit Religioſen verſchiedner Orden, jedoch ohne das alte Ordensband, als Pius VII. 1814 die Wiederherſtellung aller geiſtlichen Orden proclamirte. Im Grunde ging dieſer Ruf nur den Kirchenſtaat an, wo der Papſt die geiſtlichen Orden als freiwillige Pfleger des Schul- und Armenweſens braucht, für das er bei ſeinen zerrütteten Finanzen nicht ſelbſt ſorgen kann. Aus ähnlichen Gründen, aber wol mehr aus Andächtelei und in dem Wahn, der Willkürherrſchaft neue Stützen zu geben, folgten die Höfe von Madrid, Turin, Modena, Lucca und Neapel dem Beiſpiele des Papſtes, und haben angefangen, die von gemeinnützigen Anſtalten verdrängten Religioſen in ihre alten Beſitzungen wieder einzuweiſen. Die neueſten Concordate des Papſtes mit Neapel, Frankreich und Baiern enthalten Beſtimmungen zu Gunſten der geiſtlichen Orden. In Neapel ſollen die beſtehenden erhalten, und zum Theil, wie die Franziskaner, wieder vermehrt, eingegangne Klöſter, nach Maßgabe der auszumittelnden Dotationen, hergeſtellt und alle Ordensgeiſtliche ihren Generalen und Ordensobern wieder untergeben werden. Baiern, das alle Klöſter aufgehoben hatte, ſoll wenigſtens einige wieder errichten. Spanien und Portugal haben vor Kurzem erſt ihre Zahl vermindert. Doch iſt die Epoche, wo geiſtliche Orden gedeihen konnten, in Frankreich, wie in Deutſchland vorüber, weil in dieſen Ländern der vorgeſchrittene Zeitgeiſt alles Mönchsweſen entbehrlich findet, und zu geiſtlichen Stiftungen faſt überall Geld und guter Wille fehlt. Ueber die einzelnen, hier nur genannten Orden ſind die ihnen gewidmeten Artikel nachzuleſen. Hiſtoire des Ordres monaſtiques et militaires, par Helyot, Paris 1714. VIII Vol. 4. Nouvelle Edition, revue et corrigée, ornée de 812 fig. 1792. VIII. Vol. in 4. (Deutſch. Leipz. 1753) — Pragmat. Geſch. der vornehmſten Mönchsorden, mit Vorrede von Walch. Lpzg. 1774—83. 10 Bde. (von Crome, Rector zu Eimbeck) — Ausgezeichnet iſt die, auf Veranlaſſung eines mißlungenen Werks (die Möncherei, oder geſchichtliche Darſtellung der Kloſterwelt. Stuttg. 1820, 3 Bde.) geſchriebne Abhandlung von dem Mönchsweſen und den Klöſtern, von Friedr. von Raumer, im Hermes Nr. XV. E.

Orden (Ritter=). Die weltlichen Ritterorden, wie wir ſie gegenwärtig in allen europäiſchen Staaten finden, ſind von den Für=

ſten geſtiftete Vereine, deren auch durch äußere Zeichen kenntlich gemachte Mitgliedſchaft ſolchen Perſonen verliehen wird, die ſich beſondre Verdienſte um Fürſt und Staat erworben haben, oder denen vermöge ihrer Geburt die höchſten Auszeichnungen im Staate, auch ohne vorhergegangnes Verdienſt zu Theil zu werden pflegen. Sie entſtanden aus den Inſtituten der Ritterſchaft und geiſtlichen Corporationen, und waren anfangs Verbrüderungen würdiger Männer, die, mit Uebernahme beſtimmter Pflichten unter dem Geſetz der Ehre, zu vaterländiſchen oder allgemein chriſtlichen Zwecken zuſammen traten. Freie Geburt und untadelhaftes Leben waren die Bedingungen der Aufnahme. Verdienſte ſollten erſt in dem Orden ſelbſt erworben werden. Die älteſten chriſtlichen Orden, deren Erwähnung geſchieht, ſind der Orden sanctae ampullae, den Clodwig I. im J. 499, der Orden von der Eiche, den Garcias Ximenes, König von Navarra, im J. 722 geſtiftet haben ſoll, und der Orden von der Biſamkatze (de la Génette), von Carl Martell im J. 726 geſtiftet, von denen jedoch die beiden erſtern ungewiß ſind. Nächſtdem entſtanden die erſten Orden während der Kreuzzüge, und dieſe wurden Vorbild und Muſter aller nachherigen. Aus Vereinigungen von Perſonen, deren frommer Zweck, unter Beobachtung gewiſſer Regeln, die Krankenpflege, ſo wie Verbreitung und Beſchützung der chriſtlichen Religion war, gingen zuerſt die geiſtlichen Ritterorden, von denen der älteſte der Orden des heiligen Johannes von Jeruſalem war, hervor. Ihre Geſetze waren den Geſetzen der Mönchsorden ähnlich. Der Papſt mußte ihnen zu ihrer Gültigkeit ſeine Beſtätigung geben, und war gewiſſermaßen ihr Oberhaupt; ihre Vorſteher und Meiſter aber wählten die Mitglieder durch Stimmenmehrheit. Nach ihnen bildeten ſich ſpäterhin die weltlichen Ritterorden, welche gottesdienſtliche Uebungen mit ritterlichen verbanden. Auch ſie nahmen, wie früherhin die geiſtlichen Orden, nach dem Muſter der Kreuzfahrer gethan, und vermöge ihrer Verhältniſſe zu einander und zu der übrigen Welt hatten thun müſſen, ein äußeres Zeichen an. Dieſes Abzeichen war für die geiſtlichen Ritterorden am gewöhnlichſten ein Kreuz; und ſo nahmen es auch die weltlichen an, doch unterſchieden von jenen einfachen Sinnbildern ihrer geiſtlichen Mitbrüder, durch Einmiſchung mehr weltlicher und irdiſcher Zierden, mannichfacher Farben, koſtbarer Steine und edler Metalle. Die Folgezeit nahm mancherlei Veränderungen damit vor, und fügte Bänder und Sterne hinzu. Aber ſie änderte auch, bei ihren veränderten Bedürfniſſen, den urſprünglich frommen Zweck dieſer Ritterorden, und gab ihnen nach und nach ihre gegenwärtige Beſtimmung. Von Vertheidigung des chriſtlichen Glaubens und ähnlichen frommen Zwecken ſprechen zwar hin und wieder noch die Statuten, allein zur Ausführung kommen dergleichen Vorſchriften nicht mehr. Die Staaten, welche Ritterorden der zuletzt bezeichneten Art haben, ſind gegenwärtig Baden, Baiern, Dänemark, Frankreich, Großbritannien, Hannover, Heſſen-Caſſel, Heſſen-Darmſtadt, der Kirchenſtaat, Neapel und Sicilien, Niederlande, Oeſterreich, Parma, Polen, Portugal, Preußen, Rußland, Sachſen, Sardinien, Schweden, Spanien, Toscana, Türkei, Weimar und Würtemberg; ferner außer Europa die ottomanniſche Pforte, China und Perſien. Wir haben ſie bei den Ländern, denen ſie angehören, angeführt, weshalb wir dahin verweiſen.

Orden von der Gnade, ſ. Trinitarier.

Ordensgeneral und Ordensprovinzial, ſ. d. Art. Orden (geiſtliche).

Ordinaten werden vorzüglich in der Geometrie diejenigen geraden parallelen Linien genannt, die von einer, ihrer Lage nach gegebenen geraden Linie (Abſciſſenlinie) an eine krumme oder auch andre gerade Linie gehen.

Ordination heißt die Prieſterweihe oder Einſegnung zum geiſtlichen Amte, weil ſie die Aufnahme in den Stand oder Orden der Geiſtlichen iſt. Dem Ordinandus (zu weihenden Kandidaten) ſind bei dieſer Handlung von einem obern Geiſtlichen die Pflichten des geiſtlichen Amtes vorzuhalten und die Rechte und Befugniſſe deſſelben zu ertheilen, welches der Ordinirende durch Anreden, Segenſprechen und Auflegung der Hände thut. Bei dieſem uralten Gebrauche des Händeauflegens wird der Beiſtand mehrerer andrer Amtsgeiſtlichen erfodert, welche damit einen Segenswunſch für den Ordinandus verbinden, der gleich darauf zum Zeichen ſeiner Kirchengemeinſchaft, das heilige Abendmahl genießt. Dies iſt das Weſentliche der Ordination, welches die proteſtantiſchen Kirchen beibehalten haben und bei Jedem anwenden, der zu einem Predigtamte berufen, und in der vorhergehenden Prüfung dazu tüchtig gefunden worden iſt. Die Fähigkeit, Kandidaten zu ordiniren, wird der Ordnung wegen von den Kirchenräthen und Conſiſtorien nur den, als Examinatoren und Conſiſtorialaſſeſſoren angeſtellten Superintendenten oder Inſpectoren übertragen, welches in England und in den nordiſchen Reichen die proteſtantiſchen Biſchöfe ſind. Auch bedürfen proteſtantiſche Geiſtliche beim Hinaufrücken in höhere Aemter keiner weitern Ordination. Dagegen unterſcheidet ſeit dem 3. Jahrh. die katholiſche Kirche, und mit ihr die griechiſche, acht verſchiedne Grade der Geiſtlichen, die nach dem katholiſchen Kirchenrechte ebenfalls Orden (ordines) genannt werden, von denen jeder mit beſondern Feierlichkeiten ertheilt wird. Die unterſten Geiſtlichen der alten Kirchen waren die Oſtiarien oder Kirchenthürhüter, auch Sacriſtane und Glöckner, welche das Läuten, das Aufſchließen der Kirche und Sacriſtei, und das Aufſchlagen der Lection zu beſorgen haben. Hierauf folgen die Lectoren, welche die Lection aus der Bibel vor der Gemeinde leſen oder abſingen. Dann die Excorciſten, die die Befugniß zu Teufelsbeſchwörungen haben und dem Taufprieſter durch Vorleſung des Exorcismus (der Beſchwörungsformel) bei der Taufe aſſiſtiren. Endlich die Akolithen oder Akoluthen, welchen die Ceremonienbedienung der Biſchöfe und Prieſter bei der Meſſe und bei Proceſſionen mit Anzünden und Tragen der Lichter, und Darreichung des Weines und Waſſers zum Abendmahle obliegt. Dies ſind die vier niedern Grade oder Orden (kleinern Weihen), welche den Kandidaten des geiſtlichen Amts von dem Biſchofe durch angemeſſene Feierlichkeiten gewöhnlich an einem Tage nach einander ertheilt werden, jedoch als nicht heilige Weihen weder zur Eheloſigkeit verpflichten, noch den Charakter der geiſtlichen Würde aufdrücken und zu keiner eigentlichen geiſtlichen Amtshandlung berechtigen. Deshalb werden auch Kapellknaben, Küſter und andre Kirchendiener, die ſich verheirathen dürfen, mit den Geſchäften dieſer Grade beauftragt, doch muß jeder ſie erhalten haben, der zu den höhern oder heiligen Weihen gelangen will. — Letztre machen zur Eheloſigkeit verbindlich, berechtigen zur geiſtlichen Amtskleidung und Tonſur und drücken dem Ordinirten den unauslöſchlichen Stempel (character indelebilis) des geiſtlichen Standes auf. Die unterſte der heiligen Weihen iſt das Subdiaconat, welches zur Obſicht über alle, bei der Meſſe nöthigen Gefäße und Geräthſchaften,

zur Bekleidung des Altars, zum Aufſetzen des Brodes und Weines und zum Abſingen der Epiſtel vor der Gemeinde verpflichtet. Um einen Grad höher ſtehen die Diaconen, welche bei der Meſſe adminiſtriren (Oblaten austheilen), taufen, predigen, das Evangelium vor der Gemeinde abſingen, und ſich durch Tragen der Stola und Dalmatica von den Subdiaconen auszeichnen. Noch höher im Range ſind die Prieſter oder Presbyter, welchen die Verwaltung aller Sakramente, außer der Firmelung und Ordination, zukommt und das Meßgewand bei der Meſſe zur Auszeichnung dient. Auch dieſe drei höhern Weihen pflegt der Biſchof denen, die Prieſter werden ſollen, an einem Tage mit großen Feierlichkeiten nach einander zu ertheilen. Der höchſte Grad unter den geiſtlichen Würden der katholiſchen Kirche iſt der biſchöfliche, dem die Verwaltung der Sakramente, der Firmelung und Ordination vorbehalten iſt (vergl. d. Art. Biſchof). Die Biſchöfe werden von den Erzbiſchöfen geweiht und dieſe letztern bedürfen keiner weitern Weihe, ſondern erhalten ihre Beſtätigung mit dem Pallium vom Papſte. Der Glaube, daß die Ordination von den Apoſteln nur durch die Biſchöfe fortgepflanzt und bis jetzt in ihrer Kirche erhalten worden ſei, macht in den Augen der Katholiken die Ordination proteſtantiſcher Prediger durch verheirathete Superintendenten und Dekane ungültig, und zur Ertheilung der prieſterlichen Würde unzulänglich, jedoch weichen hier die Begriffe der Proteſtanten ſo weit von dem katholiſchen Lehrbegriffe ab, daß ſie darum bei ihren Predigern nichts vermiſſen (vergl. d. Art. Prediger). F.

Oreaden, ſ. Nymphen.

Oreſtes, des Agamemnon und der Klytemneſtra Sohn, der als Rächer ſeines Vaters durch den Mord ſeiner Mutter, und als Befreier ſeiner Schweſter, einer der Haupthelden der griechiſchen Tragödie wurde. Von den Stücken, die ſein Schickſal darſtellten, beſitzen wir noch des Aeſchylus Koephoren und Eumeniden, des Sophokles Elektra, des Euripides Elektra, Oreſtes und Iphigenia in Tauris. — Oreſt, auf Elektra's Veranſtaltung durch ſeinen Erzieher von dem Schickſale ſeines Vaters gerettet, wurde bei ſeinem Oheime Strophius, Fürſten von Phocis, auferzogen, und ſchloß mit deſſen Sohne Pylades jene innige Freundſchaft, welche der ſpätern Zeit als Muſter genannt wird. Zur Rache von dem delphiſchen Gotte ſelbſt aufgefodert, eilt er nach Mycene zurück. Um unerkannt zu bleiben, nimt er zur Liſt ſeine Zuflucht. Sein Erzieher und Pylades bringen eine Urne mit, welche angeblich des Oreſtes Aſche enthält. Klytemneſtra empfängt die Nachricht von des Sohnes Tode mit kaum zu verbergender Freude, und bald fällt ſie von ſeinem Dolche. Gleiche Rache trifft den Aegiſth. Aber nach einem religiöſen Mythus der Griechen war der Muttermörder den Eumeniden verfallen. Unabläſſig verfolgen die gräßlichen Göttinnen den Unglücklichen und ſtürzen ihn in Wahnſinn. Er flüchtet nach Delphi. Die Rächerinnen folgen ihm auch dorthin, aber durch einen Orakelſpruch macht ihm der Gott bekannt, daß ſeine Qual endigen werde, wenn er die Statue der Diana von Taurien nach Argos zurückgeführt habe. Auf dieſe Weiſung ſchifft Oreſtes mit Pylades nach Taurien. Hier war Iphigenia (ſ. d. Art.), ſeine Schweſter, als unbekannte Fremdlingin, Prieſterin der Diana. Ein altes Geſetz befiehlt, jeden Fremdling der Diana zu opfern. Iphigenia ſoll die Opferung ihres Bruders vollziehen. Aber Beide erkennen ſich, und von ſeiner Schweſter begünſtigt, entführt Oreſt

das Dianenbild, und kommt mit Pylades and Iphigenia nach Argos. Jetzt waren die unterirdiſchen Göttinnen verſöhnt. Mit des Menelaus Tochter, Hermione, vermählt, herrſchte er über das väterliche Reich Mycene und über Argos, als deſſen König ohne Erben ſtarb. Ein Orakelſpruch bewog ihn aber, nach Arkadien auszuwandern, wo er in der Stadt Oreſtia wohnte, und, von einer Schlange gebiſſen, im hohen Alter ſtarb. Seine Gebeine wurden ſpäter nach Sparta gebracht.

Organ, organiſch, Organiſation, Organismus. Organ, von dem griechiſchen Worte ὄργανον, bedeutet jedes Werkzeug, womit etwas zu Stande gebracht wird; in dieſer wörtlichen Bedeutung könnte es auch ein mechaniſches Werkzeug (Inſtrument) ſein, welches durch fremde Anregung, oder durch fremdes Leben erſt in Bewegung geſetzt wird. Allein der Sprachgebrauch hat zwiſchen dem griechiſche Organ und dem lateiniſchen Inſtrument, einen auffallenden Unterſchied begründet. Unter Inſtrument verſteht man ein Werkzeug der Kunſt, wodurch ein vorhandner Stoff bearbeitet wird, Organ vorzugsweiſe von Naturprodukten, und zwar von einem ſolchen Theile eines Naturerzeugniſſes, welcher eben ſowol durch alle übrigen Theile, als um ihrer willen vorhanden iſt, oder ein, durch eignes innres Leben in Thätigkeit geſetzter Körper, der zwar ein in ſich geſchloſſnes Ganze ausmacht, jedoch wiederum Theil eines andern Ganzen iſt, das ſich ſelbſt erhält, und zu deſſen höhern Zwecken der einzelne Theil in Thätigkeit geſetzt iſt. Organiſch heißt dasjenige, was vermöge des ihm inwohnenden eignen Lebens von ſelbſt zu ſeiner eignen Erhaltung thätig iſt. Ein organiſches Weſen iſt alſo dasjenige, deſſen ſämmtliche Theile ſich zu einander wie Mittel und Zweck verhalten. In allen mechaniſchen Kunſtwerken findet ſich zwar ein ähnliches Wechſelverhältniß, z. B. in einem Uhrwerke; allein man nennt das Rad, die Feder darin ꝛc. nicht Organe, ſondern Werkzeuge, denn es iſt zwar jeder Theil darin um des andern, alle ſind um des Ganzen willen da, und dienen einem Endzwecke, aber ſie ſind nicht durch einander da. Dies ſetzt eine, dem organiſchen Weſen inwohnende Lebenskraft und einen Bildungstrieb voraus, an welche das Entſtehen und Beſtehen der organiſchen Weſen geknüpft iſt. Unter Organiſation im eigentlichen Sinne verſteht man demnach eine ſolche Beſchaffenheit oder Einrichtung eines mit eigenthümlicher Lebenskraft und Bildungstrieb verſehenen Naturweſens, kraft deren alle Theile deſſelben ſich einander wechſelſeitig hervorbringen, erhalten und erſetzen, oder die Verbindung mehrerer Organe oder Theilganze zur Erreichung eines Zwecks. Organismus aber bedeutet entweder daſſelbe, oder ein aus ſolchen Theilganzen beſtehendes Weſen ſelbſt, deſſen Zwecke die Einrichtung und Wirkſamkeit aller einzelnen Organe untergeordnet iſt. Höchſt zweckmäßige und in ihrer Form beharrliche Anordnung iſt die Folge davon. Da das Leben durch Sein und Thätigkeit ſich offenbart (vergl. d. Art. Leben), ſo wird die materielle Exiſtenz durch das Organ, die Thätigkeit durch deſſen Function dargeſtellt; da aber das urſprünglich ewige und unendliche Leben in der Endlichkeit auf verſchiednen Stufen ſich offenbart; ſo muß auch das dadurch bedingte Verhältniß in den Organen zwiſchen Materie und Kraft in unendlich verſchiednen Modificationen erſcheinen. So zeigt ſich ſelbſt im unorganiſchen Naturreiche, wo das Sein im relativen Uebergewichte vorhanden, und durch daſſelbe das Thätige gänzlich gebunden iſt, doch in den phyſiſchen Verhältniſſen deſſelben, dem

Wachsthume, den Veränderungen von äußern Einflüſſen, den Anziehungen der Wahlverwandſchaften eine Spur des allgemeinen Lebens, welches ſich in der Kryſtalliſirung am höchſten zu offenbaren ſcheint. In dem eigentlichen organiſchen Reiche iſt nun erſt Sein mit eigner Thätigkeit vereint, und durch Selbſterhaltung zur Individualität erhoben, ſo daß das organiſche Leben ſich an einzelnen Geſchöpfen offenbart, deren jedes einen Organismus darſtellt, gleichſam das Band, wodurch das Leben mit dem Individuum verbunden wird, in welchem nun die vollkommenſte Einigung zwiſchen Vielheit und Einheit herrſcht, indem das Beſondre dem Ganzen gleich, aber auch für ſich ſelbſt wieder ein Einzelnes, vom Ganzen verſchiednes iſt, jedes Theilganze für ſich, aber auch zugleich für das Ganze und in dem Ganzen lebt. Schreitet aber ſelbſt im organiſchen Naturreiche das Leben in verſchiednen Abſtufungen immer höher, ſo müſſen auch die Organiſationen ſelbſt verſchieden ſein. In der Pflanze zeigt ſich das Leben zwar ſchon durch die innige Vereinigung von Leben und Thätigkeit, allein ihre ganze Lebensäußerung iſt nur auf ihr individuelles Sein bezogen, iſt vom Allgemeinen und Aeußern völlig abgeſchieden. Das Leben ruht gleichſam völlig in ſich ſelbſt, und äußert ſich bloß durch Aufnehmen des Stoffs von außen und durch ein ſtilles Bilden und Erzeugen, zur Behauptung ſeiner organiſchen Form. Dieſe Beziehung des Lebens nur auf das individuelle Sein nennt man Reproduction (Selbſterneuerung, Selbſterhaltung), daher iſt die Vegetabilität in der organiſchen Welt überhaupt der Repräſentant der Reproduction, und inſofern dieſe im thieriſchen Leben im Schlafe vorherrſchend iſt, kann man auch ſagen, daß die Pflanzenwelt das organiſche Leben im Schlafe iſt. Die Organiſation der Pflanze iſt daher auch nur zur Reproduction beſtimmt; die Nahrungsſäfte werden vom Wurzelgefäßſyſteme aufgenommen, von dem Stamme zugeführt und durch das Lungenſyſtem der Blätter der Körpermaſſe gleich verarbeitet. Das animaliſche Leben offenbart eine höhere Stufe; es iſt nicht mehr bloß in ſich verſenkt, ſondern aus ſich in das Allgemeine und Aeußere übergegangen, die Thätigkeit beſchränkt ſich nicht mehr auf das bloße Sein und deſſen Erhaltung, ſondern geht in Wechſelwirkung auf die Außenwelt, in willkürliche Bewegung und Aufnahme der Außenwelt in ſich, über. Dieſe mannichfaltigern Lebensäußerungen erfodern alſo auch eine vollkommnere, zuſammengeſetztere Organiſation. Der animaliſche Organismus enthält daher mehrere Theilganze, die von einander geſchieden, und doch auf das engſte verbunden, ihr verſchiednes Leben haben, und doch einem Zwecke untergeordnet ſind. Er nimt zwar den Pflanzenorganismus in ſich auf, inſofern er ſeine Thätigkeit auch auf ſeine Reproduction wenden muß; allein er erhebt ſich zugleich über die Vegetation, inſofern das thieriſche Leben zugleich aus ſich ſelbſt heraustrit, der Außenwelt ſich hingibt und mit derſelben in Wechſelverhältniß übergeht. Dies bezeichnet man durch Irritabilität und Senſation, oder Bewegung und Empfindung; es erfodert alſo zugleich Organe der Bewegung und Empfindung. So wie aber das vegetabiliſche Leben nur in ſich lebt, und den organiſchen Schlaf darſtellt: ſo lebt die Animalität außer ſich und im Erwachſen, doch ohne beides noch im Bewußtſein zu vereinigen. Der Menſch nimt die höchſte Stufe des organiſchen Lebens ein, in ihm iſt das Leben weder bloß in ſich verſenkt, noch bloß der Außenwelt hingegeben; ſondern Beides mit Freiheit und Selbſtbewußtſein vereinigt, die klarſte Unterſcheidung des Ichs von der Außen-

welt und allen äußern Verhältniſſen in der Intelligenz (Vernunft) vorherrſchend. Die Organiſation des Menſchen iſt daher die vollkommenſte, zarteſte und zuſammengeſetzteſte, da ſie nicht nur die Organe des vegetabiliſchen und animaliſchen Lebens in ſich begreift, ſondern dieſe auch für das eigentliche menſchliche Leben in der Vernunft ſämmtlich beziehungsweiſe thätig und eingerichtet ſind. Organe und Functionen laufen alſo parallel mit einander, beſtehen gleichzeitig mit einander, und ſind unauflöslich mit einander verbunden, keins iſt ohne das andre denkbar, eins durch das andre beſtimmt. Der menſchliche Organismus hat deshalb eigens modificirte Organe und Functionen der Reproduction (Vegetation). Dahin gehören die Organe der Verdauung, der Aſſimilation, der Ernährung (ſ. d. Art.), der Erhaltung der Gattung, zu welchem Zwecke die Geſchlechtsorgane, die Organe der Ausſonderungen unbrauchbarer Stoffe aus dem Organismus, wohin die Nieren und Blaſe, die Haut und zum Theil die Lungen gehören; die Organe der unwillkürlichen (der Reproduction dienenden) und der willkürlichen Bewegung (der Irritabilität), das ſämtliche Muskelſyſtem, von welchem das Herz und Gefäßſyſtem, die Muskelfaſern der Gedärme, der Reproduction angehören, das Zwerchfell (der Zwerchmuskel), ſo wie die Bruſtmuskeln den Uebergang zu der willkürlichen Bewegung der Muskeln des Geſichts, der Gliedmaßen bilden (indem ſie theils der unwillkürlichen, theils der willkürlichen Bewegung dienen); die Organe der Senſation, wohin das ſämmtliche Nervenſyſtem gehört (ſ. d. Art.). So ſtellt der menſchliche Organismus das Bild aller übrigen Organismen in der Natur dar, die ſich in ihm wiederholen, nur dem Zwecke des menſchlichen Lebens untergeordnet, erhöht und veredelt; ſo daß ein Organ auf das andre beſtimmend wirkt, eine Function in die andre eingreift, ein Syſtem von Organen in dem andern ſich wiederholt. So iſt z. B. in jedem Organe Vegetation durch Ernährungsgefäße, Irritabilität durch Muskelfaſern, Senſibilität durch Nervenfaſern angedeutet; ſo iſt die vegetabiliſche Reproduction durch willkürliche Annahme und Auswahl der Nahrungsmittel, durch Herrſchaft des Geſchmackſinnes, durch die Unterwerfung unter die Zwecke der Vernunft zur menſchlichen Ernährung veredelt. Da aber das Organ nur durch Inwohnung eignen Lebens zum Organe wird: ſo folgt daraus, daß mit der Entweichung deſſelben auch die Thätigkeit des Organs verlöſchen muß, und das Organ als ſolches nicht mehr gedacht werden kann. Aus dieſer innigen Vereinigung von Organ und Function erhellet aber auch, daß Hemmung oder Störung der Functionen das Organ verändern, gegentheils jede materielle Abweichung des Organs eine Veränderung der Function zur nothwendigen Folge haben muß, wobei die ungetrübte Idee des Lebens in dem Individuum nicht beſtehen kann (ſ. d. Art. Geſundheit), ſondern eine Abweichung von derſelben entſteht (ſ. Krankheit), woraus endlich gänzliches Unvermögen des Organs, ſeinem Zweck zu entſprechen, hervorgehen muß; ſo daß das Individuum, als ſolches, ſich nicht länger behaupten kann (ſ. Tod), ſondern das Leben zu ſeinem Urquelle zurückkehrt, das Organ aber der allgemeinen unorganiſchen Natur und deren phyſiſchen Geſetzen wieder anheimfällt. H

Organiſation in der Kunſt. Seit einiger Zeit hat man angefangen, die Werke der ſchönen Kunſt als Organiſationen zu betrachten, und macht an ſie die Anfoderung, daß ſie organiſcher Natur ſein ſollen. Dann ſetzt man den Organismus des Kunſtwerks der-

mechaniſchen Compoſition ungefähr ſo entgegen, wie in der Naturgeſchichte der Organismus dem Aggregate, eine in ſich ſelbſt begründete und bedingte Bildung der zufälligen Anhäufung entgegen ſteht. Nur das, was in der darzuſtellenden äſthetiſchen Idee liegt, ſoll aus derſelben entwickelt werden, und zwar auf eine Weiſe, daß alles wie durch einander und für einander erzeugt erſcheine, alles ſich wechſelſeitig erhalte, wie Mittel zum Zwecke, und nichts getrennt werden könne, ohne das Ganze zu beeinträchtigen. Daß auf ſolche Weiſe die höchſte Zweckmäßigkeit, die reinſte Einheit, die vollkommenſte Ganzheit erreicht werde, und eine in ſich ſelbſt beſchloſſene Form entſtehe, ſpringt eben ſo bald in die Augen, als daß eine ſolche Kunſtbildung nur aus der innern Lebenskraft, dem eigenthümlichen Bildungstriebe der äſthetiſchen Genies, welches hier der Natur gleichartig wirkt, hervorgehen könne. (S. Kunſt.) dd.

Organiſche Ueberreſte. Die Geſchichte der mehr oder minder unverſehrten Ueberreſte von vegetabiliſchen und thieriſchen Gebilden, die man, wie bereits im Art. Geologie angedeutet ward, in den Gebirgen findet, bildet einen Zweig der Naturkunde, welcher gewiſſermaßen den Grund zur Geologie gelegt hat, da die Beobachtung des Vorkommens dieſer Ueberreſte zu vielen Aufſchlüſſen über die verſchiednen, mehr oder wenigen allgemeinen Veränderungen, die mit der Erde vorgegangen ſind, über das Alter der Gebirgsarten überhaupt und beſonders über die Entſtehung mancher Arten von Flötzgebirgen führen konnte. Es mußte früh Erſtaunen erregen, zahlloſe organiſche Gebilde (z. B. Ammoniten und Oſtraciten auf den ſavoyiſchen Alpen und den Pyrenäen) zu finden, welche einſt den jetzt bis zu mehr als 12000 Fuß über der See erhabnen Meeresboden bewohnt haben mußten. In den frühern Zeiten der rohern Naturkunde aber herrſchten die ſeltſamſten Meinungen über dieſe Erſcheinungen. Man hielt die Knochen von Elephanten und andern großen Landthieren, die man ſchon im aufgeſchwemmten Lande (ſ. Geologie) oft in geringer Tiefe fand, für die Ueberreſte eines Rieſenſtammes der Vorwelt, während man bei der Dichtkunſt, Philoſophie und Geſchichte Hülfe ſuchte, um aufzuklären, was bei dem damaligen Zuſtande der Wiſſenſchaft unerklärlich war. Zu ſolchen Irrthümern verleiteten beſonders die langen Knochen der Arme und Beine, da um jene Zeit das Studium der vergleichenden Anatomie noch nicht verbreitet war. So berechnete ein Franziskanermönch nach einem, in Mexiko gefundnen Schenkelknochen, daß der Menſch, wovon derſelbe ein Ueberreſt ſeyn ſollte, 17 bis 18 Fuß hoch geweſen ſein und einen Kopf von der Größe eines caſtiliſchen Weinkruges gehabt haben müſſe, und der Spanier Hernandez beſchreibt in ſeiner Gigantenlehre ungeheure Knochen ſamt 10 Zoll langen und 5 Zoll breiten Backenzähnen, woraus er den Schluß zieht, daß die Köpfe dieſer Menſchen von zwei Männern nicht hätten umſpannt werden können. Es bedarf nicht der Erwähnung, daß in dieſen, wie in unzähligen andern Beiſpielen, die entdeckten Knochen und Zähne Vierfüßlern gehörten, deren Ueberreſte man, wie jetzt bekannt iſt, in jenen Erdlagern findet, doch verrathen allerdings auch viele ältere Berichte offenbar Betrug oder Irrthum. Obgleich aber die Kenntniß der organiſchen Ueberreſte für die geologiſche Geſchichte der Erde in den oben angedeuteten Beziehungen von großer Wichtigkeit iſt, und z. B. aus dem Daſein von Seemuſcheln in gewiſſen Gebirgen auf die Bildung derſelben unter der Oberfläche des Meeres durch Niederſchlag aus dem Waſſer ge-

ſchloſſen werden muß, oder aus der Lage verſchiedner Muſcheln gegen die Ebene der Schichtung, oder aus den regelmäßig abwechſelnden Lagern der organiſchen Ueberreſte auf das Entſtehen der Schichtungen zu ſchließen iſt: ſo kann man doch nur zu irrigen Anſichten gelangen, wenn man mit einigen ſonſt ſehr verdienſtvollen Schriftſtellern glauben wollte, daß ſich die Lehre von der Erdbildung lediglich auf einer Grundlage errichten laſſe, die nur einen ſo kleinen Theil des ganzen Baues begreift, und nur ſehr beſchränkte Zeugniſſe hinſichtlich vieler wichtigen Punkte in der Geſchichte der Umwandlungen der Erde und der Veränderungen ihrer Beſtandtheile darbietet. Sind doch ſelbſt einige wichtige Fragen, worauf es bei der Geſchichte der Erdbildung ankommt, wie z. B. die Frage, ob das Fluidum, das bei den verſchiednen Lagerungen wirkte, nur allein das allgemeine Meer geweſen ſei, oder ob nicht auch von dieſem getrennte, in ihren Beſtandtheilen chemiſch verſchiedne Binnenmeere Antheil daran gehabt haben, noch lange nicht zur Entſcheidung reif; iſt es ſelbſt noch wenigſtens zweifelhaft, ob die Beobachtung, worauf man die Beſtimmung des Verhältniſſes der organiſchen Ueberreſte zu den Lagerſtätten gründet, allgemein gültig ſei, da die neuerlich aufgeſtellte Behauptung, daß man in Amerika in altem, rothem, auf Urgeſtein liegendem Sandſtein Säugthierknochen gefunden habe, ſchon jetzt zu Zweifeln berechtigen dürfte. Die foſſilen organiſchen Ueberreſte, die man in den verſchiednen Gebirgslagern findet, und früher gewöhnlich unter dem zu engen Begriff der Verſteinerungen oder Petrefakten zuſammen faßte, ſind von vierfach verſchiedner Art, nämlich entweder bloß verkalkt, wenn Knochen, Konchylien und andre Thiergebilde, wie man ſie meiſt im aufgeſchwemmten Lande findet, ihren thieriſchen Leim und damit größtentheils ihre frühere Feſtigkeit verloren haben, und ſtatt deſſen bloß mit Kalkſinter oder Mergeltuff durchzogen worden ſind, oder im eigentlichen Sinne verſteinert, petrificirt, in den feſten Schichten der Flötzgebirge eingeſchloſſen, und größtentheils ſelbſt ſteinhart, wohin die unbekannten vorweltlichen Seegeſchöpfe gehören, oder metalliſirt, wenn die organiſchen Reſte mit metalliſchen Stoffen, beſonders mit Schwefel- und Kupferkies, oder mit Fahlerz, Thoneiſenſtein u. dergl. durchzogen ſind, oder endlich verharzt, mit Erdharzen durchzogen, wie das bituminöſe Holz. Ein wichtiger Geſichtspunkt, der hier beachtet werden muß, iſt das Verhältniß der foſſilen Ueberreſte von Pflanzen und Thieren, beſonders der Knochen von Vierfüßlern, zu den Gebirgslagern. So weit wenigſtens bis jetzt die erwieſene Beobachtung reicht, hat man im ſogenannten Urgebirge (ſ. Geologie) keine organiſchen Ueberreſte bemerkt, deſto mehr aber im jüngern Gebirge, und zwar im Flötzgebirge, im Kalkſtein, Stinkſchiefer, bituminöſen Mergelſchiefer, Gips, Schieferthon, Kohlenſandſtein u. ſ. w. in ſo erſtaunlicher Menge, daß ganze Kalkgebirge oft von 10 und mehrern Quadratmeilen in der Fläche bloß aus verſteinerten, theils bekannten Muſcheln, Schnecken und andern ſehr oft unvermiſcht mit andern Gattungen, in ganzen Bänken über einander gelagerten Seegeſchöpfen beſtehen, aus deren Betrachtung ſich ergibt, daß dieſe Erdſtriche ehemals Meeresboden geweſen ſind, und jene Bänke von Konchylien nicht bloß durch eine Flut herangeſchwemmt ſein konnten. Die älteſten Ueberreſte organiſcher Gebilde, die wir in den Flötzgebirgen finden, ſind Seeerzeugniſſe, welche größtentheils in die Klaſſe der zwiſchen der Thierwelt und dem Pflanzenreich ſtehenden Zoophyten gehören. In andern Flötzgebirgsarten, beſonders in Gips- und Thonlagern, findet man

häufig Abdrücke von Seefiſchen und allerlei Pflanzen, die jetzt nur in heißen Erdſtrichen und in den dortigen Meeren wohnen. Es gibt wieder andre Gebirge, worin man zwar keine Seeprodukte, wol aber eine große Menge von verſteinertem und verkohltem Holze, ja ganze verſchüttete Wälder findet, wohin auch die, in Flötzgebirgen und ihren Thälern gefundnen Steinkohlen gehören, die ohne Zweifel vegetabiliſchen Urſprungs ſind. Manche Kalkſteinhöhlen (z. B. in Baireuth, am Harz, in den Karpathen) enthalten zum Theil Knochen einer Art von Bären, die ehemals hier einheimiſch geweſen ſein müſſen und von Einigen für den Polarbären gehalten worden ſind. In ſtalaktitiſchen Felſenmaſſen finden ſich meiſt in Trümmern, durch Kalkſinter gleichſam breccienartig verbunden, bedeutende thieriſche Ueberreſte, wie die ungeheuern Knochenfelſen an einigen Küſten des mittelländiſchen und adriatiſchen Meeres. Im aufgeſchwemmten Lande endlich, ſelbſt in hohen nördlichen Breiten, gibt es, meiſt loſe liegend, die meiſten foſſilen großen pflanzenfreſſenden Landthiere, die jetzt nur in wärmern Erdſtrichen leben, z. B. der Elephant, das Rhinozeros, ſo wie die untergegangne Thiergattung des nordamerikaniſchen Mammut. Die noch mit Fleiſch und Haut verſehenen großen Thiere, die man in Sibirien gefunden hat, verrathen durch ihre Unverſehrtheit, daß ſie nicht weit von Süden hergeſchwemmt ſind, und daß ſie der, bald nach der Kataſtrophe eingetretnen Veränderung der Temperatur ihre Erhaltung verdanken. Sämmtliche foſſile organiſche Ueberreſte laſſen ſich, in Beziehung auf die organiſche Schöpfung unſrer Zeit, in drei Abtheilungen bringen, es ſind entweder Verſteinerungen, welchen Geſchöpfe der jetzigen organiſchen Welt völlig gleichen, die daher mit Zuverläſſigkeit ſich beſtimmen laſſen; oder zweifelhafte Verſteinerungen, die andern noch lebenden Geſchöpfen bloß ähnlich ſind, aber ſich von denſelben ſowol durch ihre Größe, und durch manche Abweichungen in der Bildung einzelner Theile, als auch durch den Umſtand unterſcheiden, daß die, damit mehr oder weniger übereinſtimmenden noch vorhandnen Urbilder bloß in den Tropenländern wohnen; oder endlich Verſteinerungen von völlig unbekannten, vorweltlichen Geſchöpfen. Ueberhaupt ſind von den meiſten, in den Gebirgen vorkommenden Verſteinerungen die Urbilder aus der jetzigen Natur verſchwunden. Mehr als 70 Arten der foſſilen Thiere ſind dem Naturforſcher bis jetzt unbekannt, und nur 11 bis 12 ſind bekannten Arten ſo ähnlich, daß kein Zweifel Statt finden kann. Andre ſind zwar bekannten Arten ſehr ähnlich, doch iſt die Einerleiheit noch nicht durchgängig erwieſen. Unter den 70 unbekannten Arten gehören beinahe 40 zu neuen Gattungen. Die einzelnen organiſchen Ueberreſte nach den drei Naturreichen hier zu überſehen, würde zu weit führen, und wir verweiſen zu weiterer Belehrung auf die unten genannten Werke, die dieſen Gegenſtand mit wiſſenſchaftlicher Ausführlichkeit behandeln. Wir beſchränken uns auf einige allgemeine Bemerkungen. Pflanzenüberreſte ſind ſelten ſo unverſehrt, daß ſie nach ihrem eigenthümlichen Charakter zu erkennen wären, was bei manchen Theilen der Gewächſe, z. B. bei foſſilen Hölzern ſchwerlich möglich iſt. Pflanzen ſind bald ganz in Stein eingeſchloſſen, bald nur in Abdrücken, aber meiſt aus einer ſehr neuen Zeit, vorzüglich in Schieferthon vorhanden, z. B. die merkwürdigen räthſelhaften Abdrücke äſtiger, oft ſehr großer vegetabiliſchen Gebilde in Steinkohlengruben. Am häufigſten und am beſten erhalten ſind die Abdrücke von Farrenkräutern; aber in Frankreich, England, ſelbſt Norddeutſchland ſind es meiſt ſolche, die ſüdländiſchen Arten gleichen. Die meiſten die-

ſer Arten ſind jetzt gar nicht mehr vorhanden. Verſteinerte Wurzeln findet man meiſt hohl, zuweilen von Eiſenvitriol durchzogen und ganz verſteinert, z. B. in Thoneiſenſtein verwandelt. Baumſtämme und Hölzer findet man häufig in den dürreſten Gegenden von Afrika und Aſien verſteinert. Indianiſche Rohrſtämme hat man in Schleſien, ganze Bäume mit Wurzeln und Aeſten verſteinert im ſüdlichen Theile des Herzogthums Weſtphalen, die Rinde allein in Achat verwandelt in Franken gefunden. Zu den, bis jetzt ganz unbekannten Arten gehört das merkwürdige ſogenannte Staarholz, das bei Hilbersdorf unweit Chemnitz gefunden wurde, und ſich durch ſein gleichförmiges, dichtes Gefüge, ohne Spur von Jahrringen (gerade wie bei den Palmen), auszeichnet und mit parallel laufenden Röhren durchzogen geweſen zu ſein ſcheint. Unter den zweifelhaften Arten iſt beſonders das bituminöſe Holz (das isländiſche Surtar=Brandr) in mächtigen Flötzen der nördlichen Gegenden merkwürdig, als eines der wichtigſten Denkmale einer verwandelten Vorwelt. Ueber Pflanzenverſteinerungen überhaupt ſ. E. F. von Schlottheim, Beiträge zur Flora der Urwelt, Gotha 1804, und C. v. Sternberg Verſuch einer geognoſt. botan. Darſtell. der Flora der Vorwelt, 1. und 2. Liefer. Prag 1820—21. Unter den Verſteinerungen des Thierreichs ſind foſſile Menſchenknochen wenigſtens nur zweifelhaft, und die Unterſuchungen darüber, gegen die Meinung einiger Naturforſcher, die deren Daſein leugnen, noch keineswegs abgeſchloſſen. Zu den verſteinerten Säugethieren gehören mehrere zweifelhafte, worunter es ſehr merkwürdige gibt. Knochen von elephantenartigen Thieren finden ſich faſt in allen europäiſchen Ländern, und ſelbſt in den nördlichſten Gegenden, in Sibirien und Nordamerika; doch deuten dieſe Ueberreſte auf eine Verſchiedenheit von den jetzt lebenden Arten. Dahin gehört das Mammut der alten Welt, das vorzüglich in Sibirien, aber auch häufig in Deutſchland gefunden wird. In Sibirien werden die Elephanten beſonders am Eismeere ausgegraben und das Elfenbein derſelben, das dem friſcheſten der beiden jetzt vorhandnen Elephantengattungen ähnlich iſt, wird wie dieſes verarbeitet. Eben ſo häufig werden Nashörner in der nördlichen Welt foſſil gefunden, die meiſten in Sibirien, aber auch in Deutſchland, z. B. bei Herzberg am Harz, wo man im vorigen Jahrh. deren 5 im Umfange einer Meile fand. Eine eigne Gattung des Hirſchgeſchlechtes bildet das ſogenannte Rieſen=Elenn, wovon man beſonders in Irland ſehr große gefunden hat, deren ungeheure, zuweilen einige Zentner ſchwere Geweihe gegen 14 Fuß aus einander ſtehen. Zu den unbekannten Arten gehört das nordamerikaniſche Mammut, oder Ohio=Thier, Cuvier's Maſtodonte, das in Menge am Ohio ausgegraben wird, ſich ſchon durch ſeine ungeheuern Backzähne von den übrigen Thieren der Vorwelt auszeichnet, und wovon es nach Cuvier 2 Arten gegeben hat. Man hat es aber auch am Ural gefunden. Es iſt durch den Bau ſeiner Zähne den fleiſchfreſſenden Thieren zwar verwandt, lebte aber vielleicht nur von Mollusken, da es ſchon wegen ſeines plumpen Baues zu einem Raubthiere ungeſchickt ſein mußte. Auch die, durch ſeltſamen Bau ausgezeichnete Faulthierart, von der Größe eines Elephanten, das Megatherium, deſſen Gebeine in Südamerika gefunden worden, iſt ausgeſtorben. Ein ganzes Gerippe davon, das am Plataſtrom gefunden wurde, iſt in Madrid. Auch von andern Säugethieren, den bekannten Arten theils ähnlich, theils unähnlich, findet man viele in verſchiednen Gegenden der alten Welt, doch zum Theil in ſehr neuen Steinmaſſen, wie z. B. die Ueberreſte von wiederkäuen=

den Thieren bei Gibraltar und in Dalmatien, die Knochen von einer Bärenart, von Hunden, Wölfen, tigerartigen Thieren in Höhlen. Von Affen findet man keine Spur. Vögel hat man bis jetzt nur ſehr ſelten, doch außer Sumpfvögeln am Bodenſee, auch einige andre Arten auf dem Montmartre bei Paris im Gips gefunden. Auch Amphibien ſind ſelten. Die gefundnen Schlangen ſind ſchwer zu beſtimmen, und zum Theil Arten, die den Rieſenſchlangen, Vipern und Blindſchleichen verwandt ſind, doch in neuen Gebirgslagern. Krokodilartige Thiere, beſonders dem oſtindiſchen Gavial verwandt, findet man in Franken, Thüringen, Frankreich; verſteinerte Schildkröten in Thüringen (bei Burgtonna), in Frankreich, und bei Maſtricht. Dieſe aber ſind, wie jene, keinem jetzt lebenden Thiere dieſer Art ganz gleich. Fiſche findet man in ſehr großer Menge im bituminöſen Mergelſchiefer, oder Kupferſchieferflötz des ältern Flötzkalks. Die einzelnen Theile deuten auf eine Rieſengröße, die man jetzt unter dieſem Thiergeſchlecht nicht mehr antrifft, z. B. Zähne von Haifiſchen, die 70 Fuß lang ſein mußten. Zuweilen findet man kleinere verſchlungne Fiſche im Innern der größern. Die meiſten verſteinerten Fiſche ſind Gattungen, die jetzt im Meere zwiſchen den Wendekreiſen und im Südmeere leben. Die Ueberreſte von Inſekten ſcheinen alle aus ſehr ſpäter Zeit zu ſein, z. B. die Inſekten im Bernſtein, wobei aber viel Betrug obwaltet, und die berühmten Triboliten, die man am ſchönſten bei Worceſter findet. Die foſſilen Ueberreſte von Würmern ſind faſt ohne Ausnahme aus den drei Ordnungen der Teſtaceen (Konchylien) der Kruſtaceen und der Korallen. Konchylien gibt es in unzähligen Gattungen und darunter zuweilen auch Lagen von Flußkonchylien zwiſchen ſolchen, die Meergeſchöpfe geweſen ſein müſſen. Auch hier findet man Muſcheln, die jetzt nur in entfernten Meeren, ſelbſt nur in einzelnen Theilen des Meeres leben, wie die rothe Miesmuſchel in Sachſen, die im Südmeere wohnt, die Schiffsboote aus dem indiſchen Meere, und die jetzt auf einen ſehr kleinen Raum dieſes Meeres eingeſchränkte Olivenſchnecke in mehreren europäiſchen Ländern. Unter den zweifelhaften Konchylien iſt der im Fürſtenthume Osnabrück gefundne Balanit merkwürdig, der zuweilen ganz auf einzelnen abgerundeten Geröllen ſitzt, und der faſt fußlange verkalkte Strombit im aufgeſchwemmten Lande in der Champagne. Die größte Anzahl dieſer Geſchöpfe ſind unbekannte Gattungen, die man in Menge in den Kalkflötzgebirgen findet. Zu den allgemeinſten Verſteinerungen gehören die Belemniten, und die Ammoniten (Ammonshörner) die oft bis zur Größe eines Wagenrades ſteigen, deren Urbilder aber, bis auf einige ganz kleine Abarten, völlig ausgeſtorben zu ſein ſcheinen. Unter den Kruſtaceen kommen verſchiedne Arten von Seeigeln vor, die jetzt zum Theil in entfernten Meeren leben, und eben dies iſt der Fall bei den See-Lilien (Enkriniten) die ſich meiſt in dichtem Kalkſtein finden. Eine der merkwürdigſten Verſteinerungen iſt die Meduſenpalme (Pentakrinit), die aus einem großen vielarmigen, auf einem einfachen aſtloſen Stengel ſitzenden Körper beſteht, und häufig bei Boll in Würtemberg gefunden ward. Unter den Korallenverſteinerungen finden ſich die Madreporiten zuweilen in großer Menge, gleichſam Riffe bildend, wie im Kalkſtein bei Genf und bei Blankenburg auf dem Harz. Ueber die Lehre von den geſammten organiſchen Ueberreſten verbreiten ſich: Link in ſeiner Schrift, die Urwelt und das Alterthum, erläutert durch die Naturkunde. (Berlin 1821—22 2 Bde.) K. von Schlottheim: die Petrefaktenkunde auf dem jetzigen Standpunkte. Gotha 1820.

Parkinson's Organic remains of a former world. London 1804—11 3 Bde. 4. und deſſelben: Introduction to the study of fossil organic remains. London 1822. Ueber die Verſteinerungen der Vierfüßler insbeſondre iſt Cuvier's Werk: Recherches sur les ossemens fossiles de quadrupèdes. 2. Aufl. Paris 1822. 4 Bde. 4. klaſſiſch. Die Einleitung deſſelben hat Dr. Nöggerath unter dem Titel: Cuvier's Anſichten von der Urwelt, überſetzt und mit Anmerkungen begleitet, Bonn 1822.

Orgel hat ihren Namen von dem griechiſchen Worte ὀργανον, welches ſonſt eben ſo viel als Inſtrument bedeutete, und iſt im eigentlichen Sinne ein muſikaliſches Inſtrument, welches in einem großen Gehäuſe eine Menge harmoniſch geordneter Pfeifen enthält, in welche der Wind durch Blaſebälge vermittelſt der Windlade getrieben (daher auch Windorgel, ὀργανον πνευματικον) wird, wodurch der Ton entſteht, welchen der Spieler auf der mit den Pfeifen in Verbindung ſtehenden Klaviatur angibt. Ihre Hauptbeſtandtheile ſind die Pfeifen (zinnerne oder hölzerne), deren Länge durch die Höhe oder Tiefe des Tons beſtimmt iſt (ſie ſind vier-, acht-, ſechszehnfüßig, ſ. d. Art. Fuß), die Regiſter oder Züge, wodurch einer jeden Orgelſtimme der Zugang des Windes entweder verſperrt oder eröffnet wird (Orgelſtimmen, auch ſelbſt Regiſter genannt, ſind zuſammengehörige Pfeifen gleicher Gattung), das Manual, aus einer oder mehrern Klaviaturen beſtehend, und das Pedal (ſ. d. Art.), die Blaſebälge und die Windlade. (Schlimmbach über die Structur, Erhaltung, Stimmung und Prüfung der Orgel. Leipzig 1801). Dieſes in Rückſicht auf die Einrichtung unſers Tonſyſtems und auf die Erfindung und Ausbildung der Harmonie ſo merkwürdige Inſtrument, ſagt Koch in ſeinem Handwörterbuche der Muſik, iſt zugleich das größte und volltönigſte, ſo wie in Anſehung ſeiner mechaniſchen Einrichtung das künſtlichſte unter allen unſern Inſtrumenten. Der Vortheil, daß auf der Orgel, ſo wie auf jedem Klavierinſtrumente, Melodie und Harmonie zugleich ausgeübt werden kann, verbunden mit der Vielheit und Mannichfaltigkeit ihrer Stimmen, gewährt eine Pracht und Fülle der Harmonie, die hinreichend iſt, den Mangel zu erſetzen, daß verſchiedne Feinheiten des Geſchmacks, beſonders ſolche, die aus den verſchiednen Abſtufungen der Stärke und Schwäche des Tons bei andern Inſtrumenten hervorgehen, auf der Orgel nicht anzuwenden ſind, welchem Mangel der Franzoſe Grenie 1811 durch die Erfindung ſeiner Orgue expressive abzuhelfen ſuchte. (ſ. a. d. Art. Johann Gottfried Kaufmann). Ueberdies gewinnt ſie durch die Eigenſchaft, daß jeder Ton fortklingend erhalten werden kann, den Vortheil, daß ſie vorzüglich zu dem gebundnen, ernſten und feierlichen Style, wie er namentlich in der Kirche erfodert wird, und zu den ſtärkſten Verwicklungen in der Harmonie geeignet iſt; weshalb ſie aber auch einen Spieler erfodert, der, mit dem Weſen und Umfange der Harmonie vertraut, die Geſchicklichkeit beſitzt, ſeine muſikaliſchen Gedanken ſchnell zu ordnen und in ſein Spiel zu übertragen. Aus den angeführten Gründen, vorzüglich aber wegen der dieſem Inſtrumente vorzüglich nothwendigen Bindungen iſt nicht jeder gute Klavierſpieler auch ein guter Orgelſpieler (Organiſt), und das Klavierſpiel vom Spiele der Orgel bedeutend verſchieden, wie ſich denn Fertigkeit der Finger und ſchnelle Läufe ſehr ſchwerfällig ausnehmen, und den majeſtätiſchen Ernſt dieſes Inſtruments auf eine widrige Weiſe entweihen und vernichten. Als Schriftſteller über das Orgelſpiel ſind: Türk, Kittel, Knecht (beſonders deſſen vollſtändige Orgelſchule, in drei Abtheilungen. Leipzig)

ausgezeichnet. Dieſelben, ſo wie J. S. Bach, Häßler, A. F. Müller, Rombt, Rink, Umbreit, Vierling, Wolf haben auch Orgelſtücke und Choralvorſpiele verſchiedner Gattung geliefert. Ueber den Urſprung und die Erfindung der Orgel iſt man noch ſtreitig. Einige leiten ihren Urſprung von den Pfeifenwerken, z. B. der Hebräer, deren Nachkommen die Orgel, ohne Beweis, ſchon in den Tempel Salomonis vorausſetzen, oder von der Sackpfeife; Andre mit größerer Wahrſcheinlichkeit von einem, der Orgel ähnlichern, obwol ſehr unvollkommnen Inſtrumente der Griechen, nämlich der *Waſſerorgel* (ſ. d. Art.) ab, da man weiß, daß die erſten, in Italien bekannt gewordnen Orgeln aus dem griechiſchen Kaiſerthume dahin gebracht worden ſind, woſelbſt ſie auch ſchon im 7. Jahrh. auf Veranlaſſung des Papſtes Vitalian († 671) in einigen römiſchen Kirchen ſollen eingeführt worden ſein (vergl. auch den Art. *Cäcilie*). Die jetzt gebräuchlichen Orgeln werden für eine Erfindung der Deutſchen gehalten, über deren Zeit man aber nicht einig iſt. Schon im J. 1298 ſoll der Münſter in Straßburg durch den Brand eine Orgel verloren haben, die keine Waſſerorgel geweſen zu ſein ſcheint. Nichts deſto weniger behaupten Einige, daß die erſte Orgel, ſo wie wir ſie jetzt haben, nicht früher als 1312 durch einen Deutſchen zu Venedig erbaut worden ſei. Gewiß iſt es, daß erſt im 14. Jahrh. ihr Gebrauch allgemeiner wurde. Anfangs waren ſie noch ſehr unvollkommen; einen vollſtändigen Accord konnte man nicht darauf greifen, noch viel weniger einen Choral ſpielen. Der ganze Nutzen beſtand zur Zeit noch darin, daß man beim Abſingen eines Chorals mit der Hand eine Taſte, die zwei Zoll breit und ziemlich dick war, nieder ſchlug, um den Ton des Liedes feſtzuhalten. Denn die erſten Werke hatten nicht leicht mehr als zehn Taſten, welche ſo breit und ſchwer zu bewegen waren, daß daher wahrſcheinlich die Redensart entſtanden iſt, die Orgel ſchlagen. Sie waren tragbar, etwa wie unſre Poſitive, und hatten vielleicht keine Regiſter. Mit der Zeit wurden die Taſten ſchmäler, und man ſchob auch zwiſchen die diatoniſchen Töne die Semitonia ein. Auch der linken Hand gab man durch Verfertigung eines neuen Klaviers Beſchäftigung. Zwiſchen 1470 und 1480 ſoll ein Deutſcher, Namens Bernhard, Hoforganiſt des Dogen von Venedig, die Orgel mit dem Pedale bereichert haben. Die größte Orgel, die man bis zu Ende des 15. Jahrh. in Deutſchland kannte, war die in dem Stifte zu St. Blaſius zu Braunſchweig, welche Heinrich Kranz 1499 daſelbſt erbaut hatte. Im 16. Jahrh. folgten die Verbeſſerungen der Orgeln ſchneller auf einander, und man erfand jetzt die Scheidung des Pfeifenwerks in beſondre Regiſter, und ſetzte die Stimmung der Orgel nach dem Chortone (ſ. *Kammerton*) feſt. Beſonders wurden die Windladen und Blaſebälge verbeſſert, da von letztern bis dahin an einem Werke oft 20 bis 24 geweſen waren und von 10 bis 12 Menſchen hatten getreten werden müſſen. Den jetzigen Grad von Vollkommenheit konnte die Orgel jedoch nicht eher erreichen, als bis im 17. Jahrh. von Chriſtian Förner die Windprobe erfunden worden war, durch welche bei allen Bälgen ein völlig gleicher Druck des Windes erhalten werden kann (ſ. Sponſel's Orgelhiſtorie. Nürnb. 1771). In der Peterskirche zu Rom iſt die größte Orgel; ſie hat hundert Stimmen. Die große künſtliche Orgel in der Petri- und Paulkirche zu Görlitz (1703 von Caſparini erbaut) hat 57 Stimmen und 3270 klingende Pfeifen; ihre Erbauung koſtete 25,000 Thaler. Die Orgel im Münſter zu Straßburg hat 2136 Pfeifen, deren größte 14 Eimer und et-

liche Maaß Waſſer faßt. Die Orgel zu Ulm hat über 3000 Pfeifen. Zu Rothenburg an der Tauber iſt eine Orgel, auf welcher drei Organiſten zugleich ſpielen können. Die Orgel in Maria Magdalena zu Breslau hat 56 Stimmen und 3342 Pfeifen. Die größte zinnerne Pfeife wiegt 3½ Centner, iſt 12½ Ellen lang, im Durchmeſſer 14 Zoll breit und faßt 8 Scheffel in ſich. In der neuern Zeit haben die deutſchen Orgelbauer Troſt, Schröter, Hildebrand, Silbermann, und die Gebrüder Trampeli ſich berühmt gemacht; auch hat der Abt Vogler durch ſein Simplificationsſyſtem, welches eine Vereinfachung des Orgelbaues bezweckt, großes Aufſehn erregt, indem nach demſelben eine natürlichere Pfeifenſtellung, weniger getheilter Wind, ein bequemerer Anſchlag für die Spielenden bewirkt worden, und die nach ſeiner Angabe verfertigten Orgeln kleiner und einfacher, als die gewöhnlichen, und doch im Tone eben ſo ſtark ſein ſollen (ſ. Vogler). Pater Julian hat eine Orgel von Pappe verfertigt, die ſich zu Saintes befindet und ſehr angenehme Töne gibt. In Paris hat ein Liebhaber eine Orgel aus Spielkarten gemacht, welche eben ſo reine Töne hören laſſen ſoll, als zinnerne Röhren.

Orgelpunkt heißt eine Stelle am Schluſſe gewiſſer, beſonders kirchlicher Tonſtücke, wobei die obern Stimmen einige Zeit lang ſich zum Schluſſe fortbewegen, während die Baßſtimme ſchon längſt den Schlußton feſthält. Solche Stellen findet man vorzüglich in Orgelſätzen, weil die Orgel für gebundne Harmonien ſich beſonders eignet, und ſie werden vorzüglich in Fugen gebraucht, wo ſie den Hauptſchluß und das allmälige Ausruhen der Stimmen vorbereiten.

Orgien, ein allgemeiner Name der, mit myſtiſchen Gebräuchen und trunkner Wildheit gefeierten Feſte des Bacchus (ſ. d. Art.), in der Folge auch andrer Feſte und Myſterien der Alten, welche mit wildem Geräuſche, lärmenden Inſtrumenten (Cymbeln, Trompeten ꝛc.) und tobendem Geſchreie gefeiert wurden; daher noch heut zu Tage wilde Feſte, beſonders nächtliche Gelage, mit ſtürmiſcher Fröhlichkeit und ungezügelter Luſt begangen, Orgien genannt werden. Orgiasmus, feſtliche Raſerei beim myſtiſchen Gottesdienſte der Alten.

Orient, die Morgengegend oder die Gegend, wo die Sonne am Himmel aufzugehen pflegt (ſ. Morgen), dann die nach Morgen gelegnen Länder. Wir Europäer verſtehen im Allgemeinen unter dem Oriente die Länder Aſiens. Orientaliſch, morgenländiſch.

Orientaliſche Literatur, orientaliſche Sprachen. Ueber die Eintheilung der Sprachen in orientaliſche und occidentaliſche ſ. d. Art. Sprachenkunde. Im gemeinen Leben verſteht man unter der Benennung: orientaliſche Sprachen, die Sprachen Aſiens ohne Unterſchied (ſ. Sprachenkunde), und unter orientaliſcher Literatur beſonders die indiſche, chineſiſche, perſiſche, arabiſche, türkiſche, hebräiſche ꝛc. (davon die beſondern Art.)

Orientaliſches Kaiſerthum, ſ. Byzantiner.

Oriflamme (Auriflamme), die ehemalige Reichsfahne Frankreichs, war urſprünglich die Kirchenfahne der Abtei von St. Denys, und wurde von dem Abte jedesmal dem Beſchützer dieſes Kloſters, welches ehedem die Grafen von Vexin und Pontoiſe waren, überreicht, wenn es die Noth erfoderte, für die Erhaltung der Freiheiten und Güter deſſelben die Waffen zu ergreifen. Es war dieſelbe ein Stück feuerrother Taffet (daher der Name) in Form eines Paniers, unten an drei Orten ausgeſchnitten, an den Spitzen mit grünſeidnen Qua-

ſten geziert und an einer goldnen Lanze befeſtigt. Als in der Folge König Philipp I. Vexin mit der Krone vereinigte, kam es ihm auch als Schirmvogt der Abtei zu, die Fahne zu tragen. Sie wurde nun bei den Heeren geführt und in der Folge die Hauptfahne der franzöſiſchen Truppen. Seit Carl VII. wurde ſie nicht mehr in den Krieg mitgenommen.

Origenes, einer der berühmteſten und gelehrteſten Kirchenſchriftſteller, geb. zu Alexandria, 185 nach Chr., mit dem Beinamen Adamantius, wegen ſeines unermüdlichen Fleißes, wurde von ſeinem Vater frühzeitig in dem Chriſtenthume und den Wiſſenſchaften unterrichtet. Nachher waren Clemens Alexandrinus und Ammonius ſeine Lehrer. Schon in zarter Jugend gab er Beweiſe von Seelengröße. Als ſein Vater unter Kaiſer Severus der Religion wegen in's Gefängniß geworfen worden, ermahnte er ihn, eher den Märtyrertod zu leiden, als dem Chriſtenthume zu entſagen. Nachdem er ſeinen Vater verloren, erhielt er Mutter und Schweſter durch Unterricht, den er in der Grammatik gab. Achtzehn Jahr alt, bekam er den Auftrag, die Gläubigen in Alexandria zu unterrichten. Männer und Weiber ſtrömten herbei. Um der Verläumdung zu entgehen, kam er auf den Gedanken, ſich zu entmannen, und glaubte dieſe Handlung durch eine Stelle im Evangelium zu rechtfertigen. Nachdem Septimius Severus im J. 211 geſtorben war, ging Origenes nach Rom, wo er ſich Freunde und Bewundrer erwarb. Nach ſeiner Rückkehr ſetzte er zu Alexandria, auf des Biſchof Demetrius Verlangen, ſeinen Unterricht fort. Ein Volksaufruhr bewog ihn, nach Paläſtina zu flüchten. Die dortigen Biſchöfe ſchätzten ihn ſo ſehr, daß ſie ihm erlaubten, in ihren Verſammlungen Vorträge zu halten. Aus Eiferſucht rief ihn ſein Biſchof zurück. Bald darauf ward er nach Achaja berufen, das mehrern Ketzereien preis gegeben war. Auf ſeiner Reiſe nach Cäſarea in Paläſtina ward er von den Biſchöfen, die ſich hier beiſammen fanden, zum Presbyter geweiht. Dies war der erſte Grund der Verfolgungen, die ſein Leben verbitterten. Demetrius behauptete, nur ihm komme es zu, den Origenes zu weihen, verſammelte zwei Concilien, entſetzte ihn des Prieſteramts, unterſagte ihm, in Alexandria, wohin er zurückgekehrt war, zu lehren, nöthigte ihn, ſich von dort zu entfernen, und excomunicirte ihn. Dieſe Verurtheilung wurde zu Rom, wie von den meiſten andern Biſchöfen, gebilligt. Aber die Kirchen von Paläſtina, Arabien, Phönizien und Achaja blieben mit Origenes in Verbindung, der die Irrthümer, die man ihm ſchuld gab, leugnete, und ſich nach Cäſarea zurückzog. Theoktiſt, der daſelbſt Biſchof war, nahm ihn als ſeinen Lehrer auf, und vertraute ihm das Geſchäft an, die heilige Schrift auszulegen. Nachdem ſein Verfolger im J. 231 geſtorben war, genoß Origenes die Ruhe des verdienten Ruhms. Gregor der Thaumaturg und ſein Bruder Athenodor begaben ſich zu ihm und ließen ſich von ihm unterrichten. Die Verfolgung der Chriſten unter Maximinus nöthigte ihn, ſich zwei Jahre verborgen zu halten. Als Gordian 237 der Kirche den Frieden wieder gegeben hatte, benutzte ihn Origenes zu einer Reiſe nach Athen, und ging ſodann nach Arabien, wohin die Biſchöfe dieſer Provinz ihn riefen, um den Biſchof Beryll zu widerlegen, welcher leugnete, „daß die göttliche Natur Chriſti vor ſeiner Menſchwerdung exiſtirt habe." Origenes ſprach mit ſo hoher Beredtſamkeit, daß Beryll widerrief, und ihm für ſeine Belehrung dankte. Dieſelben Biſchöfe riefen ihn zu einer Kirchenverſammlung, die ſie gegen gewiſſe Ketzer hielten, welche behaupteten:

„der Tod ſei Leib und Seele gemein.“ Origenes ſprach auch über dieſen Gegenſtand ſo kräftig, daß er Alles für ſich gewann. Bei einer neuen Verfolgung unter dem Kaiſer Decius wurde Origenes, den man für eine Hauptſtütze der Kirche anſah, eingekerkert und mußte harte Martern erdulden. Erſchöpft durch dieſe Mißhandlungen, ſtarb er zu Tyrus im J. 254. Wenige Schriftſteller haben ſo viel gearbeitet, als er; wenige Menſchen ſind ſo bewundert und geachtet, und doch ſo lebhaft angegriffen und verfolgt worden, als er bei ſeinem Leben und nach ſeinem Tode. Man warf ihm vor, daß er die Wahrheiten der chriſtlichen Religion platoniſchen Ideen habe anpaſſen wollen. Beſonders in ſeinem, an die Ketzer gerichteten, nur in einer Ueberſetzung des Rufin in Bruchſtücken vorhandnem Buche De Principiis, ſtellt er ein, auf die Philoſophie des Plato gegründetes Syſtem auf; aber er gibt ſeine Meinungen nur als Möglichkeit; überdies hatten, wie er ſelbſt ſagt, die Ketzer ſeiner Zeit ſeine Schriften verfälſcht. Man hat ihm ohne Grund vorgeworfen, daß er dem Materialismus günſtig geweſen. Er widerlegt ausdrücklich diejenigen, die ſich Gott als körperlich dachten. Von ſeinen Werken (angeblich 6000 an der Zahl) ſind, außer den angeführten, noch folgende vorhanden: eine Ermahnung zum Märtyrerthume; Commentare, Homilien und Scholien über die heilige Schrift, die er vielleicht zuerſt ganz zu erklären unternahm. Wir haben deren noch eine große Menge, aber die meiſten ſind ſehr freie Ueberſetzungen. Er machte überhaupt die bildliche oder allegoriſche Erklärungsart der Juden allgemeiner und verwarf den buchſtäblichen Sinn, den er bloß als Körper der erſtern anſah. Außer dieſen exegetiſchen Werken machte er ſich um die Kritik verdient durch ſeine Hexapla (ſ. d. Art.), von welcher Montfaucon und ſpäter Chr Fr. Bahrdt eine Ausgabe beſorgt haben. Seine Schrift gegen Celſus iſt als die vollſtändigſte und bündigſte Vertheidigung des Chriſtenthums anzuſehen, welche das Alterthum aufzuweiſen hat. Seine ſämmtlichen Werke ſind in 4 Foliobänden von de la Rue herausgegeben worden, Paris 1733—1759. Ueber des Origenes Rechtgläubigkeit haben ſich viele Streitigkeiten erhoben. Im 4. Jahrh. beriefen ſich die Arianer auf ihn, um die Wahrheit ihrer Lehrſätze zu beweiſen. Sowol unter ſeinen Vertheidigern, als unter ſeinen Gegnern finden ſich die gelehrteſten und berühmteſtrn Kirchenväter.

Original, Originalität, Originell. Im Allgemeinen bezeichnen dieſe Ausdrücke die Beziehung eines Gegenſtandes auf ſeinen Urſprung, namentlich bei Gegenſtänden, welche der Vervielfältigung oder Nachahmung fähig ſind. Ein Original nennt man ſomit das urſprüngliche, der Nachahmung oder Nachbildung vorliegende Produkt (z. B. eine Urkunde in der Urſchrift), in Beziehung auf dieſe Nachahmung oder Vervielfältigung (entgegengeſetzt alſo der Copie), daher oft ſo viel als Muſter, Muſterbild, Vorbild, wenn es auch nicht immer muſterhaft, d. h. ſo beſchaffen iſt, daß es zum Muſter dienen ſollte. In engerer Bedeutung, und vorzüglich in dem Gebiete der Wiſſenſchaft und Kunſt nennt man den Menſchen oder Gegenſtand originell, oder auch original (ureigen) und ein Original, der in ſeiner Art einzig iſt, und durch eigenthümlichen Charakter von dem Gewöhnlichen bedeutend abweicht; dieſe Eigenthümlichkeit ſelbſt Originalität (Ureigenheit). Auch in dieſer Abweichung liegt noch keine Muſterhaftigkeit, wol aber der Begriff einer nicht nachgeahmten Richtung der innern, und zwar freien Kraft. Letztres iſt der Grund, warum wir nur den Menſchen und ſeine Werke, nicht die Natur und

ihre Erſcheinungen originell nennen; denn der Menſch kann ſich durch Freiheit über den Kreis der Bildung erheben, die durch Gewohnheit und Natur dem größten Theile der Menſchen ohne Bewußtſein und Willen mitgetheilt wird. Weil nun die Meiſter auch mehr auf die Wirkung und ihren Eindruck, als auf die wirkende Kraft ſehen: ſo hat man oft das Originelle mit dem Auffallenden, Seltſamen, Ungewöhnlichen und Wunderlichen verwechſelt. Der Grund, ſagt ein ſcharfſinniger Beobachter, liegt darin, daß man fühlt, jeder wahre Urſprung ſei nur durch Freiheit möglich; die Freiheit aber erſcheint unmöglich, deshalb, weil der Menſch nicht frei geboren, ſondern erſt durch Freiheit gebildet wird, und die Meiſten im gewöhnlichen Laufe des Lebens dieſe Stufe der Bildung gar nicht erreichen, ſondern nur von blinden Naturtrieben beſtimmt und gebildet werden. Ein origineller Menſch iſt daher eine auffallende Erſcheinung, nur mehr oder weniger, je nachdem das Zeitalter oder die Geſellſchaft, worin er lebt, der Freiheit gewohnt iſt oder nicht. Das Originelle kann oft durch den Verſtand allein hervorgebracht werden; das Geniale ſetzt dagegen immer eine Wirkſamkeit aller Kräfte der Menſchheit in Vereinigung voraus. Es kann daher originelle Narrheiten, aber keine genialiſche geben. Zu einem originellen Menſchen kann man ſich ſelbſt nach und nach bilden, zu einem genialen nicht. Eine bloß originelle Erſcheinung erregt daher wol Aufmerkſamkeit, Verwundrung, ſtößt aber auch nicht ſelten ab; die geniale erregt Antheil, Bewundrung, Liebe, Zuneigung. Genial iſt, was die Spuren einer, nach Geſetzen der höhern und edlern Menſchheit eigenthümlich wirkenden Bildungskraft deutlich an ſich trägt. Das Genie iſt daher immer originell, d. h. urſprünglich und eigenthümlich in ſeinen Hervorbringungen, und Originalität (eine eigenthümliche Weltanſchauung, ſagt Jean Paul) ein ſo weſentliches Merkmal des Genies, daß ſelbſt der Ausdruck: Originalgenie, nur ein Pleonasmus iſt; aber nicht immer erſcheint das Geniale originell, inſofern die Eigenthümlichkeit und Urſprünglichkeit genialer Erzeugniſſe in der Betrachtung derſelben um ſo weniger hervorſtechende Seite iſt, je mehr man beim Genuſſe des Kunſtwerks den Künſtler über der Kunſt zu vergeſſen pflegt. Dies geſchieht, wenn der Künſtler ſeine Eigenthümlichkeit dem Geiſte der Kunſt und ſeinem Werke untergeordnet, oder ſich ganz in ſein Werk verloren hat. Letztres iſt vorzüglich auf Naturpoeſie (ſ. d. Art. *Naturdichter*, *Naturpoeſie*) anzuwenden, weshalb auch Homer und Göthe nicht originell erſcheinen, wiewol ihren Werken Originalität im weitern und engern Sinne nicht abzuſprechen iſt. In dem Genius lebt ein Ideal des Schönen; und je vollendeter dieſes iſt, deſto weniger wird es eigentlich auffallen, oder durch ſeltſame Form die Aufmerkſamkeit reizen. Durch reines Ebenmaß und inneres Leben verkünden ſich die Schöpfungen des wahren Genies, und eine edle Einfalt iſt oft gerade ſein unterſcheidendſtes Merkmal. Die echte Originalität (Neuheit mit Muſterhaftigkeit verbunden, nennt ſie Kant) iſt dagegen zugleich Genialität. Einen Jean Paul, van Beethoven, Cherubini möchten wir mehr originell, als genial nennen; ihre Originalität iſt nicht immer liebenswürdig, wenigſtens erſcheinen ſie gerade da oft liebenswürdiger, wo dieſe zurücktrit. Immer jedoch iſt Originalität ein Vorzug, weil ſie als ſtark ausgedrückte, individuelle Lebenskraft erſcheint, welche deshalb einer verſchönernden Bildung mehr oder weniger fähig iſt. So ſcheint ſich im Grunde Originalität zur Genialität, wie das Charakteriſtiſche zum Schönen zu verhalten, und es iſt

einzuſehen, warum die Künſtler und Dichter der neuern Zeit mehr original, als genial ſind.

Orion, ein berühmter Heros des mythiſchen Alterthums. Gewöhnlich hält man ihn für einen Sohn des Neptun und der Berylle. Nach Homer war er ein ſchöner Jüngling, in deſſen Reize Aurora ſich verliebte. Die Götter beneideten dieſe Liebe und Diana erlegte ihn auf der Inſel Ortygia mit ihren Pfeilen. Nach Andern war er ein König und großer Jäger, der, nach Homer, noch in der Unterwelt fortfuhr, auf einer großen Wieſe das Wild zu jagen, das er ſchon auf der Oberwelt getödtet hatte. Er war von ſo rieſenhaftem Wuchſe, daß er auch in den tiefſten Stellen des Meeres mit den Schultern hervorragte. Dafür, daß er des Oenopion Tochter entführen wollte, ließ ihm dieſer die Augen ausſtechen. Das befragte Orakel rieth ihm, im Meere den Sonnenſtrahlen ſo lange entgegen zu gehen, bis er wieder ſehend würde. Er ſtarb von dem Stiche eines Scorpions. Andre erzählen ſo: Diana liebte den Orion ſo leidenſchaftlich, daß ſie ihn zu ihrem Gatten begehrte. Dieſe Erniedrigung beleidigte ihren Bruder Apoll ſo, daß er den Tod des verwegnen Sterblichen beſchloß. Als einſt Orion durch das Meer daherſchritt, und nur mit dem Kopfe hervorragte, foderte Apollo Dianen auf, zu verſuchen, ob ſie jenen ſchwarzen, über dem Meere befindlichen Punkt mit ihrem Geſchoſſe erreichen könne. Dieſe ſandte den unglücklichen Pfeil ab, der das Haupt ihres Geliebten traf. Erſt als die Wellen den Leichnam an's Ufer warfen, erkannte ſie ihren Irrthum. Der getödtete Heros wurde ſammt ſeinem Hunde als ein Geſtirn an den Himmel verſetzt, welches von allen der nördlichen Halbkugel das glänzendſte iſt, und noch jetzt dieſen Namen führt (ſ. **Sternbilder**.).

Orkney-Inſeln, ſ. **Orcadiſche Inſeln**.

Orleans, an der Loire, mitten unter Weinbergen gelegen, jetzt die Hauptſtadt im franz. Departement des Loiret, mit 25 Kirchen, 4500 Häuſern und 42,000 Einw. Sie iſt altmodiſch gebaut, und die Straßen ſind enge und krumm, außer der ſchönen, langen Straße in der pariſer Vorſtadt, welche zu der Brücke führt. Vier anſehnliche öffentliche Plätze zieren die Stadt. Merkwürdig ſind die, nach gothiſcher Art gebaute Domkirche, die öffentliche Bibliothek im Kloſter Notre Dame de bonne nouvelle, das ehemalige Jeſuitercollegium, das Rathhaus, das Chatelet, die große Mailbahn im Stadtgraben, die 1760 fertig gewordne prächtige Brücke mit 16 Bogen, ſonſt mit dem in der Revolution errichteten metallnen Denkmale geziert, welches König Carl VII. und die Jungfrau von Orleans vor dem Kreuze Chriſti knieend vorſtellte, zum Andenken an die, den 8. Mai 1429 durch dieſes Mädchen bewirkte Befreiung der Stadt von den Engländern, welche ſonſt jährlich durch eine feierliche Proceſſion gefeiert wurde. 1312 hatte König Philipp IV. eine juriſtiſche Univerſität hier errichtet, die vormals ſehr berühmt war, jetzt aber durch ein Lyceum erſetzt worden iſt. Die Stadt hat ausgebreiteten Handel, Strumpf-, Wollenzeug-, Papiertapeten-, Leinwand-, Fayencefabriken, eine Porzellanfabrik und 17 Zuckerraffinerien, welche vor der Revolution bedeutend waren, jetzt aber geſunken ſind; auch verfertigt man viele Confituren. Die Gegend um die Stadt iſt äußerſt angenehm. Seit 1344 war Orleans ein Herzogthum und eine Pärie, welche verſchiedne Prinzen des königlichen Hauſes beſaßen. Ludwig XIV. gab ſie ſeinem Bruder Philipp, bei deſſen Nachkommen ſie bis zur Zeit der Revolution blieb.

Orleans (Jungfrau von), ſ. **Jeanne d'Arc**.

Orleans (Ludewig, Herzog von) Karls VI., Königs von Frankreich, jüngerer Bruder, geb. 1731. S. Frankreich und Burgunder.

Orleans (Gaſton, Jean Baptiſte von Frankreich, Herzog von), der dritte Sohn Heinrich's IV und Mariens von Medici, geb. 1608. Er war, ohne Ruhm und ohne Glück, in die Zerrüttungen verwickelt, die Frankreich während der Regierung Ludewigs XIII. und der Minderjährigkeit Ludewigs XIV. bewegten, verließ viermal das Reich und kehrte viermal mit den Waffen in der Hand zurück. Schon in ſeiner frühen Jugend wurde durch ſchlechte Erzieher der Grund zu der ſittlichen Verderbtheit und dem Mangel an Charakterſtärke gelegt, die der Herzog, der ſonſt mehr von ſeines Vaters Geiſt beſaß, als ſein älterer Bruder Ludwig XIII., während ſeines ganzen Lebens zeigte. Die Eiferſucht, welche dieſer, zumal ſo lange ſeine Ehe mit Anna von Oeſterreich kinderlos war, gegen ſeinen Bruder, den vermuthlichen Thronerben, verrieth, gab den erſten Anlaß zu einer Entzweiung, die bei des Herzogs rachſüchtigem Geiſte nie dauernd verſöhnt werden konnte. Aus ſeiner erſten kurzen Ehe mit Maria von Bourbon, die Erbin des Hauſes Montpenſier, hatte er eine Tochter, die Verfaſſerin der für die Geſchichte jener Zeit ſchätzbaren Denkwürdigkeiten, die Herzogin (Mademoiſelle) von Montpenſier, der ein eigner Artikel gewidmet iſt. Um den Prinzen von einer zweiten Vermählung abzuhalten, die der eiferſüchtige König fürchtete und ſelbſt Richelieu bedenklich fand, ließ man es dem Herzog nicht an Mitteln fehlen, ſeine Leidenſchaft für das Spiel, und ſeine Neigung Kunſtſchätze aufzuſammeln, zu befriedigen. Er lebte ſeinem Hange zur Zerſtreuung, bis er in den Streitigkeiten zwiſchen der Königin Mutter, die ihn begünſtigte, und dem Kardinal Richelieu, Partei gegen den Hof nahm. Wie dieſer Zwiſt damit endigte, dem Kardinal die Obergewalt zu verſchaffen, iſt in den Art. Richelieu und Ludewig XIII. erzählt worden. Auch der Herzog von Orleans mußte ſich unterwerfen, und es zeigte ſich nun in ſeinem politiſchen Betragen und ſeinem Leben jenes ſeltſame Schwanken, das den klugen Kardinal von Retz ſpäterhin veranlaßte, von ihm zu ſagen, er habe ſich in alle Händel eingelaſſen, weil es ihm an Kraft gebrochen, denjenigen zu widerſtehen, die ihn dazu verleitet, und ſei immer mit Schimpf daraus gekommen, weil er nicht den Muth zur Beharrung gehabt habe. Als der Herzog, der bald trotzig die Waffen gegen den Hof ergriff und mit den Feinden ſeines Bruders ſich verband, bald demüthig vor dem Könige und dem Kardinal ſich beugte, um Maria, die Tochter des Herzogs von Lothringen warb, entſtanden neue Zwiſtigkeiten zwiſchen ihm und dem Könige. Die Vermählung ward heimlich geſchloſſen, und wurde erſt zwei Jahre nachher dem Könige bekannt gemacht, der ſie durch einen Beſchluß des Parlements zu Paris für ungültig erklären ließ, wodurch ein heftiger Federkrieg zwiſchen Rechtsgelehrten und Theologen veranlaßt ward. Der Herzog ſpielte fortdauernd in allen Parteikämpfen eine unrühmliche Rolle. Nach des Kardinals und Ludewigs XIII. Tod ward die Gültigkeit ſeiner Ehe anerkannt, aber während der Unruhen der Fronde (ſ. d. Art.), die bald nachher ausbrachen, konnte der ſchwankende Feind Richelieu's nicht Mazarin's ſtandhafter Freund ſein. Er ſchloß ſich an den Coadjutor von Retz, die Seele der Fronde, der aber bald den unſichern und muthloſen Verbündeten hinlänglich kennen lernte, um das oben angeführte Urtheil über ihn ausſprechen zu können. Als nach Beendigung der Unruhen (1648) der König allen Betheiligten

Vergebung gewährte, wurde der Herzog von Orleans nach Blois verwieſen, wo er 1660 ſtarb. In den Denkwürdigkeiten (Mémoires de Mlle. de Montpensier, Amſterdam, 1746. 8 Bde. 12) ſeiner ehrgeizigen Tochter, die an den Unruhen der Fronde thätigen Antheil nahm, findet man einige lebendig ſchildernde Züge von ihrem Vater.

Orleans (Philipp, Herzog von Orleans) Ludewigs XIV. einziger Bruder, der Stifter des noch blühenden Hauſes Bourbon-Orleans, geb. 1640. Mazarin, der die Oberaufſicht über die Erziehung der beiden Prinzen führte, hatte ſich, im Geiſte morgenländiſcher Höfe, vorgeſetzt, den einen mannhaft, den andern weibiſch zu machen. Philipps Lehrer war der gelehrte La Mothe le Vayer, dem Mazarin ſagte: „Was fällt Ihnen ein, daß Sie den Bruder des Königs zu einem geſchickten Manne machen wollen? Wenn er gelehrter als der König wird, ſo wird er nicht mehr wiſſen, was blinder Gehorſam iſt.“ Während Ludewig frühzeitig gewöhnt ward, den König zu ſpielen, ließ ſeine Mutter, Anna von Oeſterreich, den zarten Philipp in Weiberkleidern vor den Höflingen erſcheinen. Er heirathete in ſeinem 21. Jahre Henriette von England, Carl's II. Schweſter. Die ausgezeichnete Achtung, die der König der Prinzeſſin bewies, machte ſeinen Bruder eiferſüchtig. Bald nach ihrer Rückkehr aus England, wohin Ludewig XIV. ſie geſchickt hatte, um ihren Bruder von der Tripel-Allianz zu trennen, ſtarb ſie plötzlich, und ihr Tod ward einer Vergiftung zugeſchrieben, woran man den Herzog für mitſchuldig hielt. Seine Eiferſucht ſcheint nicht grundlos geweſen zu ſein, wenn die Erzählungen wahr ſind, die ſeine zweite Gemahlin, Eliſabeth Charlotte von der Pfalz, in ihren 1822 in Paris in einer Ueberſetzung erſchienenen, für die Geſchichte der Sitten jener Zeit ſehr ſchätzbaren, Denkwürdigkeiten (Mémoires sur la cour de Louis XIV. et la régence, extrait de la correspondance allemande de Mad. Charlotte, Duchesse d'Orléans) mittheilt, aber die Beſchuldigung einer Theilnahme an der Vergiftung, worüber verſchiedne Nachrichten gegeben werden, wird hier beſtimmt zurückgewieſen. Der Herzog vermählte ſich ein Jahr nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin mit der pfälziſchen Prinzeſſin, eine Verbindung, die der König in der Abſicht ſchloß, um ſich die Parteiloſigkeit des Kurfürſten von der Pfalz in dem beſchloſſnen Kriege gegen Holland zu ſichern. In dieſem Kriege focht der Herzog mit Ruhm, obgleich er ſonſt, bei ſeiner Weichlichkeit weder Pferde noch Jagd liebte, und die Soldaten von ihm zu ſagen pflegten: er fürchte mehr, daß die Sonne ihn verbrenne, als er Pulver und Kugeln ſcheue. Ueberhaupt verriethen alle ſeine Neigungen den Schwächling. Sich zu putzen, war ſeine Luſt; ſein größtes Glück waren Maskenbälle, Hofgepränge, ſelbſt Leichenbegängniſſe, und nichts liebte er mehr als Glockengeläute, weshalb er denn nie ermangelte, ſich am Allerheiligenfeſte in Paris einzufinden, um ſich dieſer Muſik zu erfreuen. Ueber ſeine Gewohnheiten, ſeine Lebensweiſe, über ſeine wunderliche Frömmelei, die ihn unter andern verleitete, einen mit Münzen und Reliquien beſetzten Roſenkranz mit in's Bette zu nehmen und ihn auch wol gar als eine Art von Zauber gegen den alten hugenottiſchen Geiſt zu gebrauchen, wovon er ſeine Frau beſeſſen zu glauben ſchien, davon erzählt ſie in den angeführten Denkwürdigkeiten höchſt ſeltſame und ergötzliche Dinge.

Orleans (Philipp, Herzog von), geb. 1674, des vorigen Sohn. Als Regent von Frankreich während der Minderjährigkeit Ludewigs XV. (1715 bis 1723) hat er, ungeachtet ſeiner Talente und eines gu-

ten Charakters, durch ſeine Perſönlichkeit ſowol, als durch ſeine Staatsverwaltung, durch das ſchamloſe Leben an ſeinem Hofe und durch den furchtbaren Staatsbankerott, die Folge der Finanzunternehmungen des Schottländers Law (ſ. d. Art.), die franzöſiſche Revolution vorbereitet. Der Herzog von Orleans (bis 1701, wo ſein Vater ſtarb, Duc de Chartres genannt) vereinigte Witz und Beredtſamkeit mit Anmuth und Liebenswürdigkeit. Bei großer Faſſungskraft und einem treuen Gedächtniſſe hatte er ſich ſpielend eine Menge Kenntniſſe erworben. Von Heinrich IV., dem er ähnlich zu ſein wünſchte, beſaß er das einfache, gütige, fröhliche und zutrauliche Weſen, die Gabe, Beleidigungen zu vergeſſen, und die Eigenſchaften eines Kriegers. Aber um ein großer Mann zu ſein, fehlten ihm Kraft und Seelenſtärke. Dubois, ſein Lehrer (ſ. d. Art.), war ſein Verführer. „Es ward dem Abbé Dubois leicht,“ ſagt Marmontel in ſeiner Régence du Duc d'Orléans, Paris 1805, „aus ſeinem Zöglinge einen Wüſtling zu machen. Der Prinz lernte von ihm die Güte als eine Schwäche anſehen, die Tugend als eine Thorheit, die Religion als ein Hirngeſpinnſt, Rechtſchaffenheit als das Verdienſt der Einfältigen; die Kunſt zu lügen aber, und mit gegebnen Worten zu ſpielen, als die einzige Regierungskunſt. Dieſe hölliſche Lehre würde aus einem energiſchen Menſchen ein Ungeheuer gemacht haben; aus dem, von Natur leichtſinnigen Prinzen, der weder den Muth noch die Spannkraft des Böſen hatte, machte ſie nur einen Laſterhaften, der ſich ohne Scheu ſinnlichen Leidenſchaften hingab und der öffentlichen Meinung ſpottete, der das Geräuſch aufſuchte, um ſich zu betäuben, und mit verkehrter Geſchmacksluſt der ſchändlichſten Genußgier fröhnte, um den, durch Ueberſättigung abgeſtumpften Nervenreiz immer wieder zu ſchärfen. So blieb der Prinz gut aus Schwäche, der Rache unfähig aus Schlaffheit; er liebte in ſeiner Größe nur die Leichtigkeit, ganz nach ſeinem Gelüſte zu leben; er ſchenkte ſeine Gunſt Jedem, der ihn zu unterhalten wußte, und war aus Freigebigkeit ein Verſchwender.“ Vorzüglich zeigte er durch ſein ſchimmerndes Beiſpiel und durch die lachende Verſpottung alles Ehrwürdigen, mehr als ein Andrer vor ihm, das Laſter in jener reizenden Geſtalt, die den leichtſinnigen Franzoſen ſo ſchnell verführt. Bei den Talenten des Prinzen war es Dubois leicht, vor dem Hofe glänzende Prüfungen mit ihm anzuſtellen. Durch dieſe Triumphe, die er ſeinem Zöglinge verſchaffte, und durch die Dienerinnen der Wolluſt, die er ihm des Nachts heimlich zuführte, erwarb er ſich ſeine Anhänglichkeit. Der Prinz ließ ſich daher leicht von ihm überreden, Ludewigs XIV. Wunſche gemäß, gegen den Willen ſeiner Mutter, Mlle. de Blois, die natürliche legitimirte Tochter des Königs zu heirathen, mit welcher er ſechs Töchter und einen Sohn zeugte. Der Vater des Prinzen, ein höchſt ausſchweifender Mann, ſtand zu ſehr unter fremdem Einfluſſe, als daß er hier eine Stimme gehabt hätte. Die Ehe war nicht glücklich; deſto nothwendiger machte ſich Dubois. Der Prinz vernachläßigte ſeine Gemahlin, die weniger ſchön und geiſtvoll, als ſtolz und kalt war. Der ſtrenge Ton des Königs, welcher von ſeinen Verirrungen hörte, reizte ihn zum Aufſuchen geheimer Wollüſte. Hier trieb er unter Menſchen, die er Roués (Galgenſchwengel) nannte, und unter Buhldirnen frechen Spott mit Allem, was Sitte heißt, und verlachte die Frömmigkeit des alten, der Sünde abgeſtorbnen Königs. Dennoch behandelte Ludwig ſeinen Neffen, an dem er die Eigenſchaften eines Helden erblickte, mit Schonung. 1692 machte der Prinz ſeinen

erſten Feldzug unter dem Marſchalle von Luxemburg in den Niederlanden mit. Im ſpaniſchen Erbfolgekriege erhielt er 1706 ein Commando in Italien. Man hörte nicht auf ſeinen Rath, und Italien ging verloren. Der König ſtellte ihn darauf an die Spitze eines Armeecorps in Spanien unter Berwick. Allein er glaubte, daß man ihn nicht gehörig unterſtützt habe, und fand ſich auch durch die Weigerung, ſeine Mätreſſe zur Hofdame der Königin zu ernennen, beleidigt. Als man nun in Spanien den Untergang des ſchwachen Philipps V. für wahrſcheinlich hielt: ſo willigte er ein, daß eine Partei auf dieſen Fall für ſeine Erhebung auf den ſpaniſchen Thron arbeiten ſollte. Allein der Plan wurde verrathen; die Unterhändler des Herzogs wurden verhaftet, und man berathſchlagte zu Verſailles, ob man ihm nicht ſelbſt den Prozeß machen müſſe. Seine Feinde beſchuldigten ihn, er habe Philipps V. Soldaten gegen ihren König zu den Waffen rufen wollen, und der Dauphin verlangte daher die Hinrichtung des Herzogs; auch Frau von Maintenon hielt ihn für ſchuldig. Der Kanzler aber, und der Sohn des Dauphins, der tugendhafte Herzog von Bourgogne, welcher den Herzog von Orleans wegen ſeiner natürlichen Anmuth und aus Dankbarkeit liebte, weil dieſer ſich einmal für ihn und Fenelon mit Wärme gegen ihre Feinde erklärt hatte, ſprachen ſo nachdrücklich für ihn, daß man ihm erlaubte, ſich zu rechtfertigen. Hierauf erklärte ihn der König gegen Philipp V. für unſchuldig. Alles ſollte nur ein Spiel der Rache von der Mätreſſe des Herzogs geweſen ſein, aus Verdruß, daß ſie nicht Hofdame geworden. Seit dieſer Zeit ward der Herzog unaufhörlich von Haß und Verläumdung verfolgt. Dadurch verlor er die letzte Achtung für Menſchen, welche ſchlecht handelten und doch für rechtliche Leute galten. Sein Lieblingsſtudium war Chemie. Er laborirte fleißig mit einem gewiſſen Homberg, und als ſeine Gemahlin einmal von einer Kolik befallen wurde, hieß es gleich, der Herzog habe ſie vergiften wollen. Sie genas wieder, und man ſchwieg. Als aber 1711 und 1712 der Dauphin, der Herzog von Bourgogne, deſſen Gemahlin und älteſter Sohn ſchnell hintereinander ſtarben, und nur ein Wundarzt ein bösartiges Faulfieber und die Rötheln als natürliche Urſachen ſo plötzlicher Todesurſachen anſah, wo die übrigen Aerzte Spuren von Vergiftung erkennen wollten, da klagte die öffentliche Stimme laut den Herzog, der mit Roués umgehe und Gifte koche, als den Mörder an. Selbſt Frau von Maintenon erklärte ſich in Gegenwart des Königs für dieſe Meinung. Nur zwei Glieder von der Familie des Dauphins blieben am Leben, der Herzog von Berry, Schwiegerſohn des Herzogs von Orleans, und der ſchwächliche Herzog von Anjou, der nachherige König, ein Kind, das nur durch Gegengift, wie zwei Hofdamen vorgaben, gerettet worden ſein ſollte. Am eifrigſten verbreitete der Herzog von Maine, Ludwigs natürlicher Sohn, das Gerücht von dieſer Vergiftung. Es ward allgemein geglaubt, und der Herzog kam in Gefahr, von dem Pöbel in Stücke geriſſen zu werden. Da verlangte er von dem Könige, daß er ihn und ſeinen Chemiker in der Baſtille vernehmen laſſen ſollte. Dieſe Erniedrigung mißfiel dem König; denn er fand es eben ſo würdig, als ſchicklich, des Herzogs Unſchuld ohne Unterſuchung anzuerkennen. Nicht ſo der Hof. Wo der Herzog hinkam, wich jeder vor ihm zurück. Dies kümmerte ihn jedoch wenig, und als Regent hatte er jede Beleidigung vergeſſen. Jetzt ſtarb auch plötzlich der Herzog von Berry, und diesmal traf der Verdacht ſeine Gemahlin, die Tochter des Herzogs von Orleans. Ih-

rem wilden Charakter nach konnte ſie eine ſolche That begehen; man wußte, daß zwiſchen ihr und ihrem Vater eine ſchändliche Vertraulichkeit herrſchte; Grund genug, um dieſen für den Mitſchuldigen zu halten. Doch machte der Vorfall wenig Eindruck. Der ſtumpfſinnige König mochte nichts wiſſen, und der Hof fürchtete die Rache des Herzogs, wenn er zur Gewalt kommen ſollte. Damals unterſchrieb Ludwig XIV. das Edikt, worin er dem Herzog von Maine und dem Grafen von Toulouſe, ſeinen natürlichen Söhnen, das Erbfolgerecht zuſicherte. Doch wollte er den Herzog von Orleans, dem als erſtem Prinzen von Geblüte die Regentſchaft gebührte, nicht ausſchließen, und ernannte deshalb in ſeinem Teſtamente einen Regentſchaftsrath, in welchem der Regent zwar den Vorſitz führen, aber kein andres Vorrecht, als bei gleichen Stimmen die entſcheidende haben ſollte. Die Perſon des unmündigen Königs und ſein ganzer Hof- und Militärſtaat ſollten unter der Aufſicht des Herzogs von Maine ſtehen. Aber ſchon in der letzten Krankheit des Königs war die Ehrfurcht der Höflinge für den Herzog immer reger geworden, je mehr ſich der Tod Ludewigs XIV. näherte. Auch die Nation haßte ihn nicht mehr, und das Militär trat entſchieden auf ſeine Seite. Daſſelbe geſchah von dem Parlamente, den Herzögen und Pärs, die durch den, jenen Baſtarden ertheilten Vorzug beleidigt waren. Mehrere der angeſehenſten Männer boten dem Herzog insgeheim ihre Dienſte an. Für ½ Million Livres erklärte ſich der Herzog von Guiche im Namen des Garderegiments für ihn. Kurz alle Maßregeln waren genommen, um der Einrede des Herzogs von Orleans gegen die Gültigkeit des Teſtaments am Tage der Eröffnung (2. Sept. 1715), 24 Stunden nach dem Tode des Königs, Nachdruck zu geben. Alſo wurde nach kurzem Widerſpruche von Seiten des Herzogs von Maine, die dem Letztern übertragne Vormundſchaft für ungültig erklärt und dem Herzoge von Orleans die höchſte Gewalt zugeſichert. Hierauf verſprach der neue Regent, die Regierung nach einem Plane einzurichten, den er unter den Papieren des Herzogs von Bourgogne gefunden habe, und kehrte ſodann unter dem Jubel des Volks nach ſeinem Palaſte zurück. Den 12. Sept. ließ er den fünfjährigen Ludewig XV., zu deſſen Füßen die Gouvernante ſaß, ein Lit de Juſtice halten, wo der Kanzler Voiſin, der das Teſtament geſchrieben hatte, die Vernichtung deſſelben feierlich ausſprach. Einer der erſten Schritte ſeiner Regentſchaft war, daß er die Bürgerlichen (la roture) von allen obern Staatsämtern ausſchloß. Die Beſetzung der verſchiednen Conſeils erfolgte nach perſönlichen Rückſichten, und bald erhob der Regent ſeinen alten Lehrer Dubois, den man nur den Abbé Friponneau (Schuftchen) nannte, ohne die Bitten ſeiner Mutter zu achten, zum Staatsrathe; doch ſagte er ihm vertraulich: „Aber ein bischen Rechtlichkeit, Abbé, ich bitte darum!“ Dubois hatte bald Gelegenheit ſich verdient zu machen. Frankreich ſtand ſeit dem utrechter Frieden allein in Europa. Die Handlung des Regenten waren dem Könige von England verdächtig; die Holländer trauten dem franzöſiſchen Syſteme noch weniger, und näherten ſich daher dem öſterreichiſchen Hofe, welcher ebenfalls mit Frankreich in keinem guten Vernehmen ſtand; mit Spanien endlich war der Regent in perſönlicher Feindſchaft. Nur eine Allianz mit England konnte ihn ſicher ſtellen, und nicht bloß dieſe vermittelte Dubois, ſondern auch den Beitritt der Generalſtaaten, wodurch die berühmte Tripelallianz im Haag (4. Jan. 1717) zu Stande kam, welche des ſpaniſchen Miniſters Alberoni Plane vereitelte, und die Politik

des franzöſiſchen und ſpaniſchen Hauſes Bourbon gänzlich trennte. Trotz dem brachte der gewandte Mann, der dafür zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten erhoben worden war, ſpäterhin eine Doppelheirath zwiſchen dem Könige Ludwig XV. mit einer Infantin, und zwiſchen dem Prinzen von Aſturien mit der Prinzeſſin von Chartres zu Stande. Daß unter dem Regenten Law's Finanzſyſtem (ſ. Law) für Frankreich ſo verderblich wurde, lag in der Art und Weiſe, wie man es ausführte und in dem Leichtſinn des Regenten, der durch jenes Syſtem eine volle Goldgrube für ſeine Mätreſſen und Günſtlinge gefunden zu haben wähnte. Durch Herabſetzen des Metallwerthes ſuchte er vergebens die Bankzettel und Staatspapiere in ihrem Nennwerthe zu erhalten; endlich erließ er (24. Febr. 1720) das tyranniſche Geſetz, daß Niemand mehr als 500 Livres in Silber, weder gemünzt, noch ungemünzt, bei Strafe von 10,000 Livres, bei ſich haben ſollte. So verſchwand mit einem Male Treue und Glaube, und der erſte Keim der in unſern Zeiten erfolgten Revolution war gelegt. Wie leichtſinnig der Regent bei einem Unglück, das er ſelbſt verſchuldet hatte, dachte, beweiſt die Antwort, welche er damals dem abgedankten Prévôt des marchands, Trudaine, auf ſeine Klagen gab: „Sie ſind ein viel zu ehrlicher Mann für uns!" Uebrigens ließ der Regent, da er jede Anſtrengung ſcheute, die Miniſter machen, was ſie wollten, daher die Politik ſeines Hofes immer ſchwankender wurde. Den legitimirten Söhnen Ludewigs XIV. ließ er ihr Recht zur Erbfolge, und den Vorzug, ſich Prinzen vom Geblüte zu nennen, abſprechen. Aus Rache wegen dieſes Gewaltſchritts verband ſich die Gemahlin des Herzogs von Maine mit dem ſpaniſchen Geſandten Cellamare (ſ. d. Art.), um dem Regenten die Obergewalt zu entreißen; aber er verzieh ihr, weniger aus Großmuth, als im Gefühle ſeines Unrechts. Doch mußten vier ihrer Mitverſchwornen auf dem Blutgerüſte ſterben. Der Präſident des Parlaments, de Mesmes, betheuerte dem Regenten ſeine Unſchuld an der Verſchwörung, allein der Prinz bewies ihm das Gegentheil durch einen Brief, und verzieh ihm, weil er jetzt auf ſeinen unbedingten Gehorſam rechnen durfte. Sonſt wurde das Recht ſtreng und parteilos verwaltet. Ein Graf Horn ſollte wegen eines, an einem Wechsler begangnen Mordes lebendig gerädert werden. Die Familie und die Hofleute ſtellten dem Regenten vor, der Graf ſei mit den vornehmſten Häuſern, ja ſelbſt mit ihm verwandt. „Meine Herren, erwiderte der Prinz, die Schande liegt im Verbrechen, nicht in der Beſtrafung, und was mich betrifft, ſo will ich die Schande mit Ihnen theilen." Endlich legte er die Regentſchaft am 15. Febr. 1723 in des jungen Königs Hände nieder, den er nach und nach auf eine gefällige Weiſe mit den Geſchäften bekannt gemacht hatte, und überließ ſich von nun an ungeſtört den wildeſten Ausſchweifungen. Doch nahm er nach Dubois Tode (Aug. 1723) die Stelle eines Premierminiſters an, und verſtattete ſeinen Günſtlingen (Roués) keinen Einfluß in die Geſchäfte; ſelbſt im wildeſten Taumel entfiel ihm nie ein Staatsgeheimniß. Schon faßte man von ihm gute Hoffnungen, als er in ſeinem funfzigſten Jahre, 25. Dec. 1723, am Schlagfluſſe, einer Folge ſeiner Unmäßigkeit, ſtarb. Ueber ſein Leben geben außer den Mémoires des Herzogs von St. Simon, beſonders die Mémoires secrets et Correspondance inédite du Card. Dubois, par Mr. de Sevelinges (Paris, II Vols. 1815. 8.) vielen Aufſchluß, ſie berichtigten zugleich Manches, was in der Schrift: La vie de Philippe d'Orléans, petit-fils de France etc., par Mr. L. M. D. M.

Londres 1786. 2. Vols. (welche man dem Jeſuiten la Motte zuſchreibt) geſagt wird. K.

Orleans (Louis Joſeph Philipp, Herzog von) Urenkel des Vorigen, und gleich ihm durch Ausſchweifungen berüchtigt, geb. 1747, hieß Herzog von Chartres bis 1787, wo ſein Vater ſtarb. Eine gemeine Natur, aufgedunſen von den Gelüſten einer verbrecheriſchen Zeit, ſchwamm dieſer Menſch, getragen von der Woge der Revolution, dem Strome nach, bis dieſer ihn verſchlang. In der Jugend war ſein Ruhm die höchſte Sittenloſigkeit. Er ſoll abſichtlich ſeinen Schwager, den Prinzen von Lamballe, Sohn des Herzogs von Penthièvre, in ſeine Ausſchweifungen hineingezogen und zu Grunde gerichtet haben, um ſein Vermögen zu erben. Seine Gemahlin, Louiſe Marie Adelaide von Penthièvre (geb. 1753), glich an Tugend und Frömmigkeit ihrem Vater. Orleans machte ſie unglücklich. Sie wandte dagegen ihre ganze Sorgfalt auf die Bildung ihrer Söhne, die, wenn die jetzt regierende Linie Bourbon ausſtirbt, dem Throne die nächſten ſind. Die Natur hatte viel für den Herzog von Orleans gethan, das Glück noch mehr; er war unermeßlich reich. Von mehr als mittler Größe, gefiel er durch ſeine Geſtalt und angenehme Geſichtsbildung; aber ſeine Ausſchweifungen hatten ſein Geſicht mit bösartigen Blattern bedeckt. Er war geſchickt in körperlichen Uebungen, nicht ohne Verſtand, aber unwiſſend und leichtgläubig; ein gutmüthiger Schwächling ohne eignen Willen, außer wo ihn Leidenſchaften reizten. Nachdem er allen Sinnenkitzel bis zur Sättigung genoſſen, fand er in der Revolution neue Spannung für ſeine abgeſtumpften Nerven, und in der Befriedigung der Rache ein neues wollüſtiges Gefühl. Sein öffentliches Leben war durchaus das Werk der Umſtände. Durch ſeine Geburt zur Stelle eines Großadmirals berufen, führte er 1778 eine Abtheilung der Flotte gegen den Admiral Keppel in dem Treffen bei Oueſſant, an. Aber ſeine Abtheilung ſtand im Hintertreffen, und man warf ihm Feigheit vor, ſo daß er, ſtatt Großadmiral zu werden, die Stelle eines Generaloberſten der Huſaren erhielt; Stoff genug zu Epigrammen! Seitdem fing er an Ludewig XVI. zu haſſen. Als er einige Jahre darauf in einem Luftballon aufſtieg, ſagten die Spötter: er habe alle Elemente zu Zeugen ſeiner Feigheit machen wollen. Indeß war er nicht ohne Ehrgeiz. Daher ſuchte und erhielt er die Stelle eines Großmeiſters aller Freimaurerlogen in Frankreich; daher trat er 1788, wo der Hof mit den Parlamenten in Streit gerieth, auf die Seite des Volks und widerſetzte ſich in der königlichen Sitzung vom 19. Nov. dem Könige; er ward deswegen verwieſen, vom Volke aber verehrt. Denn er kaufte Korn auf, um es den Armen wohlfeil oder unentgeldlich abzulaſſen. Er ließ im Winter 1788 und 1789 Zimmer für die Armen heizen, ſie ſpeiſen und Geld unter ſie vertheilen. Um dem Volke zu gefallen, war er perſönlich bei der Plündrung der Papiermanufaktur zu Reveillon zugegen, und ließ ſich vom Adel zu Crepy in Valois zum Mitgliede der erſten Nationalverſammlung ernennen. Bald trat er ganz auf die Seite des dritten Standes. Er nahm an geheimen Zuſammenkünften Theil, wo ihn liſtige Parteihäupter mit der Ausſicht kirrten, Generallieutenant des Königreichs zu werden. Hätte er Muth gehabt, ſo würde er an die Spitze des Volks getreten ſein. Kaum vermochte er den 12. Juli 1789, wo er mitten unter den Volkshaufen im Palais royal trat, das Wort hervorzubringen: „Es gibt nur ein Mittel: greift zu den Waffen!" Eiligſt zog er ſich in den Palaſt zurück. Seitdem brauchten ihn ſeine Anhänger

nur für ihre Zwecke, doch ſchmeichelten ſie ſeiner Ehrſucht ſo lange, als es ihnen nöthig ſchien. Von ihnen verleitet beſtach er das Regiment der franzöſiſchen Garden. Er ließ Schmähſchriften gegen die Königin vertheilen, die er mit dem giftigſten Haſſe verfolgte; dafür trug der Pöbel ſeine Büſte im Triumphe durch die Stadt. Welchen Antheil er ſeitdem an allen Ausbrüchen des wilden Jacobinismus genommen, kann nicht mit Beſtimmtheit gezeigt werden, allein die Spur der orleaniſchen Partei läuft deutlich genug durch die dunkelſten Windungen der Revolutionsgräuel hin. Doch hatte er nicht Kühnheit genug, raſch nach der Krone zu greifen. Daher gelang der Plan in der Nacht vom 5. und 6. Oct., als deſſen Haupturheber alle Ausſagen den Herzog einſtimmig bezeichneten, nur halb. Lafayette bedrohte ihn deshalb mit gerichtlicher Unterſuchung, und der erſchrockne Orleans ging mit Erlaubniß des Königs nach England. Nach acht Monaten kam er zurück, leiſtete den Bürgereid und die Nationalverſammlung ſprach ihn von jeder Anklage frei. Bei der Flucht Ludwigs XVI. erklärte er, daß er auf die Regentſchaft, im Falle ſie ihm angetragen werden ſollte, Verzicht leiſte. Er beſchäftigte ſich damals mit Aufkäufen von Getreide und Zucker; daher verließen ihn die meiſten ſeiner Anhänger. Jetzt riethen die Miniſter zu einer Ausſöhnung mit Orleans. Er wurde zum Admiral von Frankreich ernannt, und der Miniſter Bertrand von Moleville leitete eine Unterredung ein, die der König mit Orleans hatte. Aber unglücklicher Weiſe wußten die Hofleute nichts von dieſer Annäherung. Sie behandelten daher, vom blinden Royalismus bethört, den Herzog, als er wenige Tage nachher (Jan. 1792) bei Hofe erſchien, mit der beleidigendſten Verachtung, und beim Hinabſteigen von der Treppe wurde, wie Bertrand de Moleville in ſeinen Mémoires erzählt, ſogar auf ihn geſpien. Dies brachte ihn in Wuth, und er trat als der unverſöhnlichſte Feind des Königs und der Königin zur Revolutionspartei. Der Hof ſchlug ihm daher ſein Geſuch ab, bei dem Heere unter Luckner zu dienen, worüber er bei der Nationalverſammlung Klage führte. Nun erfolgten die Schrekkenstage vom 20. Juni und 10. Auguſt 1792, an denen Orleans wol Theil haben mochte, ob er gleich einſehen mußte, daß hier eine mächtigere Partei, als die ſeinige, ihn ſelbſt mit ſich fortriß. Er ward hierauf nebſt Marat, Robespierre und Danton, zum Abgeordneten von Paris bei dem Nationalconvente ernannt. Um dieſer Geſellſchaft würdig zu ſein, ließ er ſich den 15. Sept. 1792 von der Gemeine von Paris den Namen Egalité beilegen; auch erklärte er im Dec. durch den Druck, daß er auf ſein Thronfolgerecht verzichte. Seine Verbindung mit den Maratiſten aber machte ihn der Girondepartei verdächtig. Dieſe gab vor, die Municipalität von Paris habe die Abſicht, den Herzog von Orleans auf den Thron zu ſetzen, und verlangte, als die Stadt Paris die Verurtheilung Ludwigs foderte, daß Philipp von Orleans und alle Bourbons aus der Republik verbannt werden mußten. Das Betragen des Herzogs in dem Prozeſſe des Königs, wo er mit herzloſer Kälte für die Hinrichtung ſeines Vetters ſtimmte, empörte ſelbſt einen Theil der Jacobiner, und erregte lautes Murren in der Verſammlung. Bei der Hinrichtung war er zugegen, und fuhr hierauf nach Raincy, um dieſen Tag durch eine Orgie zu feiern. Am darauf folgenden 9. März beſuchten ihn Danton, Robespierre, Marat u. A., um Geld zu einer Volksbewegung, die ſie zu ſeinen Gunſten veranſtalten wollten, von ihm zu empfangen; allein Orleans hatte nicht allein ſeine Schätze vergeudet, es fehlte ihm auch in dem ent-

ſcheidenden Augenblicke der Muth, auf das Rathhaus zu gehen und ſeine Rolle auszuführen. Nun gaben ihn ſelbſt Robespierre und Danton auf, die ihn wegen ſeiner vormaligen Gunſt beim Pöbel ſchon längſt heimlich gehaßt, und ihn nur wegen ſeines Reichthums noch eine Zeitlang geſchont hatten. Sie ließen ihn aus der Liſte der Jacobiner ſtreichen, und bald gab die Entweichung ſeines Sohnes, des Herzogs von Chartres, der den General Dümouriez auf ſeiner Flucht begleitet hatte, einen Vorwand, auch ihn zu ſtürzen. Durch einen Beſchluß des Convents ward die Verhaftung ſämmtlicher Bourbons, und zwei Tage ſpäter ihre Entfernung nach Marſeille, mit einziger Ausnahme der königl. Familie, die im Tempel verblieb, angeordnet. Vergebens flehte Orleans den Convent und ſeine ehemaligen Freunde um Theilnahme und Schonung an. Umſonſt berief er ſich auf ſein „Verdienſt, für den Tod des Königs geſtimmt zu haben!!" Alle Parteien waren gegen ihn, jede machte der andern die Verbindung mit einem ſo verächtlichen Menſchen zum Vorwurfe. Er ward daher nebſt ſeiner Familie in die Gefängniſſe von Marſeille gebracht. Hier lebte er in ſolcher Völlerei, daß der Prinz von Conti den Convent ſchriftlich erſuchte, ihn von ſeinem Mitgefangenen zu trennen, deſſen Nähe ihm eine härtere Strafe dünke, als der Tod. Der Convent nahm auf dieſe Bitte (9. Apr.) keine Rückſicht. Als hierauf das Criminalgericht der Rhônemündungen den gefangnen Philipp Egalité für unſchuldig erklärte, verbot der Wohlfahrtsausſchluß deſſen Freilaſſung, und ließ ihn nach Paris bringen, wo er den 6. Nov. früh um 4 Uhr ſich vor dem Revolutionstribunale mit ziemlicher Ruhe und Gewandtheit vertheidigte. Man beſchuldigte ihn der Verſchwörung gegen die Sicherheit der Republik; aber ſeine Hauptverbrechen waren ſein Vermögen und ſein königliches Blut; weshalb man ihn nach Abhörung eines einzigen Zeugen verurtheilte. Er hörte das Todesurtheil mit Standhaftigkeit an, und ſtarb denſelben Tag (6. Nov. 1793) um 5 Uhr Abends; doch erblaßte er, als er dem Blutgerüſte ſich näherte. Unter Verwünſchungen rief das Volk ihm zu: **Tu as voté la mort de ton cousin, comptant lui succéder, mais tu ne lui succéderas que dans la Guillotine.** Seine beiden jüngern Söhne wurden im November 1796 von Marſeille nach Philadelphia gebracht. Seine, den 22. Juli 1792 von ihm geſchiedne Gemahlin wurde im Sept. 1795 in Freiheit geſetzt, erhielt aber erſt 1797 den Genuß ihres Vermögens wieder. Nach dem 18. Fructidor ward ihre Deportation beſchloſſen; ſie begab ſich nach Spanien, wohin man ihr ein Jahrgeld von 100,000 Franken verabfolgen ließ. Nach der Reſtauration Ludewigs XVIII. kam ſie 1814 wieder nach Paris, und blieb, durch Krankheit zurückgehalten, daſelbſt, als Buonaparte ſich im März 1815 des Thrones von Frankreich zum zweiten Male bemächtigte. Sie ſtarb bald nachher. Ihr und des Obigen einzig noch lebender Sohn iſt

Orleans (Louis Philipp, Herzog von), erſter Prinz von Geblüte, geb. 1773, erzogen von ſeiner trefflichen Mutter und von der Frau von Genlis, vor der Revolution Herzog von Chartres genannt. Er verließ Frankreich, nachdem ein Verhaftsbefehl gegen ihn ergangen war, in Gemeinſchaft mit Dümouriez, bei deſſen Heer er diente, im J. 1793, und ging mit 100 Louisd'or, ſeiner ganzen Baarſchaft, von Mons aus in die Schweiz. Um ſeine Familie von aller Verantwortlichkeit wegen ſeiner Auswanderung zu befreien, und ſich ſelbſt jeder Verfolgung zu entziehen, verbarg er ſich unter einem angenommnen Namen in einem einſamen Thale der hohen Alpen, fern von der

Heerſtraße und beſuchten Gegenden. Er hatte ſeiner Schweſter das wenige, ihm noch übrige Geld zurückgelaſſen; daher litt er vier Monate lang die größten Entbehrungen. Alle Sonn- und Feſttage gab er nicht mehr als etwa 8 Groſchen aus, um ſich und ſeinen alten Diener, der ihn nicht verlaſſen wollte, zu beköſtigen. Als er nur noch einen Louisd'or hatte, ſuchte und erhielt er die Profeſſur der Geometrie an einem Collegium in Graubünden. Hier blieb er ſechs Monate, ohne daß ihn Jemand kannte, und erwarb ſich die Achtung ſeiner Mitlehrer in ſo hohem Grade, daß ein Herr von Salis, der ihn vorher als Herzog von Orleans hatte verfolgen müſſen, von der Geſchicklichkeit des jungen Profeſſors eingenommen, ihm die Stelle eines Hofmeiſters bei ſeinen Kindern antrug. Allein der Herzog lehnte dies ab und fuhr fort, in ſeinem Collegium die Geometrie zu lehren. Erſt nach Robespierre's Tode, als er nicht mehr wegen ſeiner Mutter und Geſchwiſter in Sorgen war, verließ er ſeinen Zufluchtsort und entdeckte ſich einigen alten Freunden; doch lebte er noch eine Zeitlang in einer kleinen Schweizerſtadt einfach und unerkannt. Späterhin begab er ſich nach Hamburg, und war entſchloſſen, nach Nordamerika zu gehn. In der Folge lebte er, als Herzog von Orleans, in England und zu Palermo in Sicilien. Hier vermählte er ſich, 1809 mit Amalie, König Ferdinands von Sicilien Tochter, die ihm zahlreiche Nachkommen geboren hat. Nach der Reſtauration kam er mit ſeiner Familie von Palermo nach Paris. Bei Napoleons Einfall im März 1815, begab er ſich nach England und lebte zu Twickenham. Er blieb daſelbſt, weil die Gunſt einer Partei in Frankreich zwiſchen ihm und den Prinzen des königlichen Hauſes eine Spannung veranlaßt hatte. Allein ſein durchaus tadelfreies Verhalten mußte ihm die Achtung des Königs ſichern, und er kehrte im J. 1816 nach Paris zurück, wo er im ſogenannten Palais Royal, oder auf ſeinem Landſitze Neuilly wohnt, und Generaloberſter der Huſaren, auch Großkreuz der Ehrenlegion (ſeit 1816) iſt.

Orlow oder **Orlof**. In der ruſſiſchen Geſchichte ſind mehrere Männer dieſes Namens berühmt geworden. Die Familie Orlow gehört zu den altadeligen Geſchlechtern Rußlands. Ein gewiſſer Gregor Orlow war unter Peter I. Oberſtlieutnant der Strelitzen, und hinterließ fünf Söhne, unter denen wir des zweiten und dritten weitläufiger erwähnen wollen. Gregorej Orlow kam nebſt ſeinen beiden älteſten Brüdern in das Landcadettencorps, trat ſodann in ein Garderegiment zu Fuß, ward aber bald Adjutant des Generalfeldzeugmeiſters Schuwalow. Er lebte mit ſeinen Brüdern ausſchweifend und verſchwenderiſch, und wußte ſich, als ſein Vermögen aufgezehrt war, durch Spiel und andre Kunſtgriffe zu helfen. Im ſiebenjährigen Kriege ward er mit dem, zum Gefangnen gemachten Grafen Schwerin nach Petersburg geſchickt, und hier zufällig von der Großfürſtin Katharina geſehen, die eben in Poniatowski ihren Liebling verloren hatte. Der Anblick des ſchönen Mannes feſſelte ihr Herz, und bald entſpann ſich ein Verſtändniß. Die Idee einer Thronrevolution, welche die Kaiſerin ihrem Günſtlinge mittheilte, ward von dieſem mit Feuer ergriffen. Er zog ſeine Brüder, die eben ſo ehrgeizig, als er waren, in's Geheimniß, und ſie übernahmen es hauptſächlich, die Garden zu gewinnen; er aber erhielt auf der Kaiſerin Empfehlung die Zahlmeiſterſtelle bei der Artillerie, und dadurch bedeutende Geldſummen zu ſeiner Verfügung. Als man ſich genöthigt ſah, die Revolution früher, als beſchloſſen, auszuführen, blieb Gregor, während ſein Bruder Alexis

die Kaiſerin von Peterhof abholte, in der Stadt, ſpielte und trank die Nacht hindurch mit einem gewiſſen Perſiliew, der von Peter den Auftrag hatte, Catharinens Anhänger zu beobachten, und verließ ihn erſt gegen Morgen, als er nicht mehr ſchädlich werden konnte. Darauf ging er zu den Garden, fuhr dann der Kaiſerin entgegen, und kündigte ihr an, daß alles bereit ſei. Die Revolution hatte den erwünſchten Erfolg. Orlow ward von nun an als erklärter Liebling der Kaiſerin angeſehen. Bei der Cour im Sommergartenpalaſt ſaß er neben dem Throne und gleich darauf bezog er ſeine Wohnung im Winterpalaſt, ganz in der Nähe der neuen Monarchin. Dies geſchah noch bei Peters Lebzeiten. Nach des Kaiſers Tode empfing er den Kammerherrnſchlüſſel und den Alexander-Newskiorden. Die Grafenwürde für ihn und ſeine Brüder, und höhere Ehrenſtellen folgten bald nach. Endlich ward er Generalfeldzeugmeiſter und Ritter des Andreas-Ordens, ſo wie verſchiedner fremder Orden. Er war lange der Einzige, der das Porträt ſeiner Monarchin im Knopfloche tragen durfte. Dabei waren ſeine Reichthümer ungeheuer. Seiner Macht fehlte nichts als der kaiſerliche Titel, und auch dieſen würde er durch die Ränke des alten Reichsvicekanzlers Beſtuſchew, mit Catharinens Hand empfangen haben, wenn nicht die Grafen Raſumoffski, Woronzow und Panin entgegengewirkt hätten. Als Orlow ſah, daß er Rußlands Thron nicht beſteigen konnte, richtete er ſeine Blicke auf das kaspiſche Meer, wo er ein Königreich Aſtrachan ſtiften wollte, ſpäter auf das alte Griechenland, und trug weſentlich dazu bei, daß die ruſſiſche Politik ihr Streben nach dieſer Seite hin richtete. Aber Orlows rohes und rückſichtloſes Betragen war nicht geeignet, die Kaiſerin dauernd zu feſſeln. Ihre Zuneigung erkaltete und ſeine Nähe fing ihr an, läſtig zu werden. Catharina überredete ihn daher, als 1771 die Peſt 150,000 Menſchen in Moskau hinraffte, perſönlich Anſtalten gegen das Uebel zu treffen und ſich dadurch den Dank der Nation zu erwerben. Orlow ging dahin, und ward bei ſeiner Rückkehr mit ſcheinbarer Freude empfangen. Ein marmorner Triumphbogen und eine Medaille, auf welcher er, ein zweiter Curtius, ſich in den Pfuhl ſtürzt, verherrlichten das Andenken ſeines Verdienſtes. Ihn jedoch auf's neue zu entfernen, überredete ihn die Kaiſerin, nach Fockſchani in der Wallachei zu gehen, wo ein Congreß zur Beendigung des Türkenkriegs eröffnet werden ſollte. Orlow erſchien hier mit kaiſerlicher Pracht, benahm ſich aber mit einer ſo empörenden Anmaßung gegen die Türken, daß der Zweck durchaus verfehlt wurde. Noch in Fockſchani erfuhr er, daß die Kaiſerin ſich einen neuen Günſtling gewählt habe. Wüthend machte er ſich ſogleich auf den Weg nach Petersburg, bekam aber unterwegs die Weiſung, ſich einſtweilen auf ſein Schloß Gatſchina zu begeben. Ein Vierteljahr lebte er hier unter unaufhörlichen Ausbrüchen ſeines gereizten Charakters, ohne daß es der Kaiſerin gelang, ihn durch Unterhandlungen zur Ruhe zu bringen. Eben ſo fruchtlos waren Drohungen. Die Kaiſerin, die nicht ohne Furcht vor ſeiner Rache war, ſchrieb endlich ſelbſt an ihn, überſchickte ihm das Fürſtendiplom, nannte ihn Durchlaucht, und bat ihn, eines ihrer Luſtſchlöſſer zu ſeinem Aufenthalte zu wählen. Orlow ging nach Zarskoe-Selo, und lebte hier mit der Pracht eines Kaiſers. Aber im Dec. 1772 überraſchte er Catharinen in Petersburg. Beide ſöhnten ſich mit einander aus. Orlow blieb den Winter über in Petersburg und trat in ſeine vorigen Verhältniſſe zurück. Die Kaiſerin machte ihm unter andern den prächtigen Marmorpalaſt zum Geſchenke. Fürſt Orlow ſchenkte ihr

dagegen den berühmten großen Brillanten und ließ auf ſeine Koſten das Arſenal in Petersburg bauen. Dennoch ward er nicht ruhig, und kam plötzlich auf den Einfall, ſich in Reval niederzulaſſen. Von hier ging er auf Reiſen, beſuchte Frankreich, kehrte aber bald nach Petersburg zurück. Hier fand er Potemkin in der Gunſt der Kaiſerin, begab ſich nach Moskau und beſuchte nur von Zeit zu Zeit den Hof. Endlich heirathete er in Petersburg, und fand ſich in der Ruhe des Privatlebens glücklich, ging mit ſeiner Gemahlin auf Reiſen, hatte aber zu Lauſanne das Unglück, ſie zu verlieren. Nach ihrem Tode kam er 1782 nach Petersburg zurück, und ſogleich ergriff ihn auch die vorige Unruhe wieder. Seine Rückſichtsloſigkeit hatte ihm viele Feinde gemacht. Periodiſche Anfälle von Wahnſinn befielen ihn und endigten im April 1783 ſein Leben unter den ſchrecklichſten Qualen. Er hatte mehr Verſtand, als Kenntniſſe, war mehr leichtſinnig, als boshaft, mehr verſchwendriſch, als gutthätig, dabei entſchloſſen und muthig und bewies in den letzten Lebensjahren die ſtrengſte Rechtſchaffenheit. Seine Ehe war kinderlos. Alexis Orlow, der dritte Bruder, genoß mit den beiden ältern gleiche Erziehung, und trat ebenfalls als Unteroffizier unter die Garde. Bei der Revolution im J. 1762 bewies er von allen ſeinen Brüdern vielleicht die meiſte Kühnheit, wie er denn auch durch eine Rieſenſtärke ſich auszeichnete. Als die Verſchwornen in der Nacht vor dem entſcheidenden Tage die Rollen unter ſich vertheilten, erhielt Alexis den Auftrag, mit dem Sergeanten Bibikow die Kaiſerin von Peterhof abzuholen. Dem gemäß eilte er zur beſtimmten Zeit hin, ließ die Kaiſerin ein ſchlechtes Fuhrwerk beſteigen und nahm ſelbſt als Kutſcher die Zügel. Sobald ſie im Quartiere der ismailowſchen Garde angekommen waren, begann die Revolution. Nachdem man ſich der ſämmtlichen Garden verſichert hatte, fuhr die Kaiſerin in demſelben Wagen nach der kaſanſchen Kirche. Alexis ſchwang ſich auf ein Pferd, ritt voran, und als die Kaiſerin bei der Kirche ankam, rief er ſie daſelbſt zur Monarchin von Rußland aus. Peters III. Tod wurde beſchloſſen; Alexis ritt mit einigen Andern nach Mopſa, einem Landſitze des Grafen Raſumoffsky, woſelbſt der unglückliche Kaiſer gefangen ſaß, und überbrachte dann der Kaiſerin die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls. Man beſchuldigte ihn, daß er es übernommen habe, den Gefangnen zu erdroſſeln. Reichlich belohnt, weihte er ſich mit Eifer dem Dienſte ſeiner Gebieterin, aber Catharinens glänzender Hof gab ſeinem Ehrgeize keine Befriedigung. Der erſte Türkenkrieg bot ihm Gelegenheit dar, ſich Ruhm zu erwerben. Orlow war Generallieutenant, Generaladjutant der Kaiſerin, Lieutenant der Chevaliergarde, Oberſtlieutnant der Garde Preobratſchenski und Ritter der ruſſiſchen Orden; er konnte folglich keine untergeordnete Rolle übernehmen, zum Oberfehle über ein Landheer aber fehlten ihm Kenntniß und Erfahrung. Er übergab der Kaiſerin den Operationsplan einer Flotte in den Gewäſſern des Archipelagus. Der Plan wurde genehmigt und Alexis 1768 zum Generaladmiral der ganzen ruſſiſchen Flotte in Archipelagus mit unumſchränkter Vollmacht ernannt. Die Hauptunternehmung dieſer prächtigen Rüſtung war der Angriff auf die türkiſche Flotte bei Tſchesme und ihre Verbrennung, wofür er den Beinamen Tſchesmenskoi (der Tſchesmier) erhielt. Orlow war noch bei der Flotte, als ſein Bruder die Gunſt der Kaiſerin verlor. Letztre, die ſeinen unternehmenden Geiſt kannte, ſchickte ihm den Befehl, nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß die Flotte zu verlaſſen. Orlow beſuchte Italien; damals täuſchte er zu Livor-

no die hülfsbedürftige, aber gewiß nicht gefährliche Tochter der Eliſabeth und ließ ſie nach Rußland führen. Als er nach Verlauf einiger Jahre nach Petersburg zurückkam, ward ihm der glänzendſte Empfang zu Theil. Alle Künſte mußten wetteifern, ſeine Siege zu verkündigen und zu verewigen. In Zarskoe-Selo wurde ihm eins der ſchönſten Denkmäler errichtet. Ueberdies verlieh ihm die Kaiſerin unermeßliche Reichthümer. Dennoch gefiel ſich Orlow am Hofe nicht und ging nach Moskau. Er war damals General en Chef. Als ſein Bruder Gregor ſtarb, gab die Kaiſerin ihr Porträt, daß derſelbe getragen hatte, dem Grafen Alexis; ein Ehrenzeichen, welches damals nur Potemkin trug. Im Sommer 1791 kam er nach Petersburg, und wohnte dem Thronbeſteigungsfeſte in Peterhof bei. Seitdem blieb er in Moskau, bis Paul I. den Thron beſtieg. Dieſer beſchied ihn nach Petersburg, und nahm dadurch Rache an ihm, daß er ihn und Baratinski, die einzig noch Ueberlebenden unter denjenigen, die man Peters Mörder genannt hatte, zwang, bei der feierlichen Abholung der Leiche Peters III. aus dem Alexander-Newskikloſter, von dort an den kaiſerl. Winterpalaſt, und von da bis in die Feſtung das Bahrtuch zu tragen. Gleich darauf mußte er wieder abreiſen, durfte auch nicht in Moskau bleiben, als der neue Monarch ſich dort krönen ließ. Nur mit Mühe erhielt er die Erlaubniß, zu reiſen und ging nach Deutſchland. Erſt nach Pauls Tode kehrte er nach Rußland zurück, und ſtarb zu Moskau im Jan. 1808. Er war verheirathet und hinterließ eine Tochter und einen natürlichen, aber legitimirten Sohn, dem er ſeinen Beinamen Tſchesmenskoi gab.

Ormuzd, ſ. Ahriman.

Ornithologie, die Naturgeſchichte der Vögel, ſ. Vögel.

Orographie, Gebirgsbeſchreibung, heißt derjenige Theil der phyſikaliſchen Erdbeſchreibung, welcher von den Bergen und Gebirgen handelt. Sie iſt nicht zu verwechſeln mit der Orologie oder Geognoſie (der Lehre von den Gebirgsarten, Gebirgskunde ſ. Geognoſie und Geologie). Sie liefert 1. eine allgemeine Erklärung und Eintheilung der Gebirge (ſ. d. Art. Berge), und handelt 2. von dem Zuſammenhange der Gebirge. Betrachtet man nun die Berge und Gebirge einzeln, ſo hat man zu berückſichtigen 3. ihre Höhe und endlich 4. ihre Beſonderheiten. dd.

Oronoco oder Orinoco, einer der größten ſüdamerikaniſchen Ströme, welcher beſonders die Generalcapitanie Carracas durchfließt. Sein öſtlicher Hauptarm kommt aus dem großen Sumpfe oder See Parima und wendet ſich anfangs gegen Weſten. Er hat aber auch noch einen andern Hauptarm, der unter dem 5° der nördlichen Breite im Gebirge Ibirinoco entſpringt. Nach dem Einfluſſe des Guaviare wird ſein Lauf öſtlich, mit einem Arm, dem Rio negro, fällt er in den Amazonenfluß, und mit dem andern, dem Hauptſtrome Orinoco, in 49 Mündungen, der Inſel Trinidad gegenüber, in das atlantiſche Meer. Sein Lauf beträgt 370 Meilen. Gewöhnlich fließt er ¾ Meilen breit, hat mehrere Untiefen und große Waſſerfälle und bei ſeinem Ausfluſſe viele Inſeln, Sandbänke und Klippen, welche die Schifffahrt ſehr gefährlich machen. Er ſtrömt ſehr ſchnell, und wächſt regelmäßig vom April bis September. Während der Regenzeit richtet er große Ueberſchwemmungen an, ſo daß er nicht ſelten eine Breite von 25 Meilen hat, 500 Fuß tief iſt und ſo langſam fließt, daß man auf einem großen See zu fahren glaubt. Sein heftiges Ausſtrömen zum Ozean zur Zeit der Ebbe empfinden die Schiffer auf 60 Meilen in offner See.

Von Manchen wird er auch Paria, von dem öſtlichen Diſtricte Paria in Neu-Andaluſien, an welchem er hinfließt, genannt. Zu ſeinen vorzüglichſten Nebenflüſſen gehören, außer dem Guaviare, der Meta, Apure und Caroni. Indem der Orinoco durch den Caſſiaquari und Rio negro mit dem Amazonenfluſſe in Verbindung ſteht, bilden beide Flüſſe eine große Binneninſel, welche Guiana und einen Theil von Braſilien in ſich faßt.

Orpheus, ein weiſſagender Barde der Griechen (etwa 40 Jahre vor dem trojaniſchen Kriege) nach der gewöhnlichen Sage der Sohn der Muſe Kalliope und des thraziſchen Stromgotts Oeagrus, nach Andern des Apoll. Sammt dem Thamyris und Herkules war er von dem jüngern Linus unterrichtet worden. Sein ſüßer Geſang und ſeine ſiebenſaitige Leier zogen ihm, wie die Sage erzählt, Felſen und Bäume nach, bezähmten die wildeſten Thiere der Bergwälder und bändigten Ungewitter und Meerſtürme. Dichter nennen ihn König von Thrazien, die Geſchichtſchreiber ſchweigen davon. Die, unter ſeinem Namen noch vorhandne, unſtreitig aber ſpätere, Argonautik nennt ihn Beherrſcher der herdenreichen Cikonen. Dorthin ſetzt auch Ovid die Hochzeitfeier deſſelben mit Eurydice oder Agriope (ſ. Eurydice). Nach dem Verluſte der geliebten Gattin ſchweifte er troſtlos umher. Als er einſt von ſeinem Irren heimkehrte, wurden die cikoniſchen Weiber, die durch ſeine Trauer ſich verſchmäht fühlten, bei einer ſchwärmenden Bacchusfeier ſo erbittert, daß ſie den unbezwingbaren Jüngling in der Wuth zerriſſen. Nach der Argonautik hingegen hatte Orpheus ſchon ein ehrwürdiges Alter, als er mit den Argonauten den Zug nach Kolchis machte. Früher beſuchte er mehrere andre Länder, vornehmlich Aegypten. Mit Kenntniſſen bereichert, kehrte er von dort zurück, und wurde der Stifter der Myſterien in Griechenland, vermehrte und berichtigte die Götterlehre, und führte eine beſondre, die Reinheit befördernde (orphiſche) Lebensweiſe ein. Von ſeinen Werken ſprechen durchgängig die Alten, und Jamblich bezeugt, daß er ſich des doriſchen Dialekts bedient habe. Dennoch bleibt es glaublicher, daß Orpheus nicht eigentlich geſchrieben, ſondern daß ſeine Ideen, Lehren und Fabeln, in Form von Gedichten verfaßt, nur durch Ueberlieferung fortgepflanzt worden ſind. Sehr früh ſchon waren Gedichte vom Orpheus in Griechenland im Umlauf und wenn ſie auch untergeſchoben waren: ſo beweiſt es doch im Allgemeinen den alten Glauben an orphiſche Gedichte, der ſich am Ende wol auf Wahrheit ſtützen mußte. Man zweifelte aber auch ſchon in alten Zeiten an der Echtheit der vorhandnen orphiſchen Werke, und wahrſcheinlich war ſchon zu Ariſtoteles Zeiten keins derſelben ganz echt, vielleicht aber enthielten ſie Bruchſtücke alter orphiſcher Lehre. Wir beſitzen unter des Orpheus Namen noch eine Argonautik (herausgegeben von Schneider, Jena 1803; deutſch von Voß, 1806), Hymnen oder Weihungslieder, ein Werk von den Kräften der Steine, wahrſcheinlich aus dem 4. Jahrh. nach Chr. (herausgegeben von Tyrwhitt, London 1781. 8.) und mehrere Bruchſtücke. Die beſte Ausgabe der Werke iſt von Hermann, Leipzig 1805. 8. Orphika, Gedichte, welche dem Orpheus beigelegt werden.

Orrery, ſ. Planetarium.

Orſini, eines der berühmteſten und älteſten Fürſtenhäuſer Italiens, welches vormals in Ungarn ſehr bedeutende Herrſchaften beſaß. Schon im 11. Jahrh. glänzte es unter dem römiſchen Adel, und wiewol das mächtige Geſchlecht Colonna ihm entgegen ſtrebte: ſo behauptete es

doch ſein Anſehn unter dem Schutze einiger Päpſte, die aus demſelben ſtammten. Als älteſter bekannter Stammvater wird Joh. Cajetan genannt, deſſen Nachkomme, Matthäus Rubens, drei Söhne hatte, welche drei Linien geſtiftet haben, von denen nur die letzte, Orſini-Gravina, noch vorhanden iſt, welche von Napoleon Orſini, dem jüngſten Sohne des Matthäus, herſtammt. Franz Orſini, von dem gedachten Napoleon abſtammend, wurde 1417 zum erſten Grafen von Gravina, einer Stadt in der neapolitaniſchen Landſchaft Bari, ernannt. Sein Sohn, Jacob, erlangte den herzogl. Titel. Der elfte Herzog nach ihm, Peter Franz, trat 1667 das Herzogthum Gravina an ſeinen Bruder Dominicus ab, und wurde 1724, zum Papſte erwählt. Er regierte unter dem Namen Benedict XIII. bis 1730, da abermals ein Orſini (Clemens XII.) die dreifache Krone erhielt. Dieſer erhob den Bruders-ſohn Benedicts XIII., Fürſten Beroald Orſini, zum Fürſten des päpſtl. Stuhls, nachdem Kaiſer Carl VI. ihm bereits 1724 die deutſche Reichsfürſtenwürde ertheilt hatte. Der Wohnſitz der Familie iſt meiſtentheils in Neapel und es ſtammt von ihr auch das fürſtl.-reichsgräfl. Haus Roſenberg in Deutſchland her, welches dem Namen Orſini ſeinen eigentlichen Namen Roſenberg vorſetzt. Das Geſchlecht gab Italien mehrere ausgezeichnete Männer, unter welchen beſonders Nicolas Orſini, und ſein Vetter Lorenzo Orſini ſich in dem Kriege Venedigs gegen die Ligue von Cambray berühmt machten. Jener erwarb ſich beſonders durch die Eroberung und tapfre Vertheidigung von Padua (1509) gegen Kaiſer Maximilian I. großen Ruhm, und dieſer war der erſte, der italieniſches Fußvolk bildete, das den furchtbaren Heerhaufen der Schweizer und Spanier Widerſtand zu leiſten vermochte. DH.

Orthodoxie. Orthodox wird derjenige genannt, der ſich in Hinſicht der religiöſen Ueberzeugung ſtreng an den Lehrbegriff ſeiner Kirche hält. Der Begriff der Orthodoxie oder Rechtgläubigkeit iſt in den proteſtantiſchen Kirchen, bei dem Schwanken, in dem ſich die Meinung von dem Anſehn der ſymboliſchen Bücher als kirchlicher Glaubensregel befindet, jetzt noch ſchwankender, als er es ſonſt war, und in der katholiſchen Kirche jemals werden kann. Die Billigſten und Liberalſten laſſen ſchon den für orthodox gelten, der nichts den erweislichen Lehren der heiligen Schrift Widerſprechendes glaubt und lehrt. (Vergl. d. Art, Heterodox.) E.

Orthographie, ſ. Rechtſchreibung.

Ortsbeſtimmung, Beſtimmung der geographiſchen Länge und Breite (ſ. den Art.) eines Orts.

Orville (Jac. Phil. d'), ein berühmter Philolog, 1696 zu Amſterdam geboren, wohin ſich ſeine Familie aus Frankreich begeben hatte. Er bereiſte mehrere Länder von Europa, um die Bibliotheken und Kunſtſammlungen zu ſehen und Verbindungen mit Gelehrten anzuknüpfen. Nach ſeiner Rückkehr wurde er 1736 zum Profeſſor der Geſchichte, der Beredtſamkeit und griechiſchen Sprache zu Amſterdam ernannt. Dieſem Amte ſtand er mit großem Ruhme bis 1742 vor, wo er es niederlegte, um ſich ganz dem Studium und literariſchen Arbeiten zu widmen. Unter dieſen Beſchäftigungen lebte er meiſtens auf ſeinem Landgute zu Harlem bis an ſeinen Tod, der 1751 zu Amſterdam erfolgte. In der Kritik und Geſchichte hat er ſich große Verdienſte erworben und es erſchien nicht leicht eine vorzügliche Ausgabe eines Klaſſikers, woran er nicht einen anſehnlichen Antheil gehabt hätte. Man verdankt ihm die erſte Ausgabe des Romans vom Chariton, den er mit einem reichhaltigen philologiſchen Commentar beglei-

tete (wieder neu gedruckt, Leipzig 1783). In Verbindung mit Burmann ſetzte er die, von einigen gelehrten Engländern angefangnen (Miscellaneae observationes in auctores veteres et recentiores, 10 Bände) fort, denen er ſpäter allein noch vier Bände hinzufügte. Gegen Pauw ſchrieb er eine gelehrte Streitſchrift, auch gab er ſeines gelehrten Bruders Gedichte, mit den ſeinigen vermehrt, unter dem Titel: Petri d'Orville ICti poëmata heraus. Seine Reiſebeſchreibung von Sicilien, worin er viele alte Denkmäler erläuterte, erſchien nach ſeinem Tode: Sicula, quibus Siciliae veteris rudera additis antiquitatum tabulis illustrantur, ed. P. Burmannus, Sec. 2 Bände, Fol. 1764.

Oryktognoſie, ein Theil der **Mineralogie** (ſ. dieſen Art.)

Oryktologie, die Lehre von den Gebirgsarten, d. h. von dem Geſtein, woraus ein Gebirg beſteht (ſ. **Bergart**, **Gebirgsart**).

Oſcilliren, **Oſcillation**, ſo viel wie **ſchwingen**, **Schwingung** ſ. dieſen Art.

Oeſer (Adam Friedr.). Dieſer verdienſtvolle Künſtler war 1717 zu Preßburg in Ungarn, von evangeliſchen Aeltern ſächſiſcher Nation geboren, und widmete ſich aus Neigung frühzeitig den bildenden Künſten. Sieben Jahre genoß er den Zeichenunterricht auf der Akademie zu Wien und gewann, 18 Jahr alt, durch ſein Brandopfer Abrahams die goldne Prämie. Von Raphael Donner erhielt er Unterricht im Boſſiren, ſo wie er auch ſeine Kenntniß des Koſtums und der Antike dieſem gelehrten Bildhauer verdankte. Indes entſchied er ſich ſchon damals für die Malerei, und ging 1739 nach Dresden, wo ſich um dieſelbe Zeit Dietrich und Mengs ausgebildet hatten. Späterhin ward dort Winckelmann ſein vertrauter Freund. Oeſer war es, der Winckelmann's erſte Schritte bei ſeinem Studium der alten Kunſt leitete. Er ſelbſt machte indeſſen immer größere Fortſchritte, namentlich in der Frescomalerei durch die Bekanntſchaft mit Ludwig Sylveſtre. Einem Rufe nach Petersburg zu folgen (1744), wurde er durch den Tod der Kaiſerin Anna zurückgehalten. Während des ſiebenjährigen Kriegs hielt er ſich meiſtens zu Dahlen bei dem Grafen von Bünau auf. Gegen das Ende deſſelben ging er nach Leipzig und wurde, da er hier zu bleiben wünſchte, zum Direktor der neuen Zeichnung-, Malerei- und Architekturakademie ernannt, nachdem er ſchon Profeſſor der dresdner Kunſtakademie und kurfürſtl. ſächſiſcher Hofmaler, aber ohne Gehalt, geweſen war. In dieſem Wirkungskreiſe erwarb er ſich große Verdienſte durch die Bildung vieler Zöglinge. Leipzig beſitzt mehrere ſeiner ſchönſten Arbeiten; dahin gehören die Frescogemälde im Concertſaale und in der Nicolaikirche, deren innere Verſchönerung hauptſächlich ſein Werk iſt. Verſtändige Erfindung und Gedankenreichthum, ausdrucksvolle Wahrheit und Haltung, Natürlichkeit in der Kompoſition, ſkizzenhafte Leichtigkeit und Richtigkeit in den Formen ſind die charakteriſtiſchen Eigenſchaften ſeiner Gemälde, unter denen die allegoriſchen den erſten Platz verdienen. Von ſeiner Geſchicklichkeit in der Bildhauerkunſt geben ſeine Arbeiten, als die marmorne Statue Friedrich Auguſts, welche, zumal auf dem unverhältnißmäßigen Fußgeſtelle, die Esplanade in Leipzig nicht ſonderlich ziert, ein Denkmal in der katholiſchen Kapelle daſelbſt, das Denkmal der Königin Mathilde von Dänemark zu Celle und das, von Gellert in einem Privatgarten zu Leipzig, die ſämmtlich nach ſeiner Erfindung und ſeinen Modellen theils von ihm ſelbſt, theils unter ſeiner Aufſicht von Andern ausgeführt worden, keinen vortheilhaften Begriff. Als Menſch, Staatsbürger und Freund war Oeſer höchſt ach-

tenswerth und im Umgange liebenswürdig. Das Alter hatte ſeinen Geiſt und ſeine Thätigkeit nicht geſchwächt, und noch wenige Tage vor ſeinem Tode, der den 18. März 1799 am Schlagfluſſe erfolgte, hatte er einen Chriſtuskopf vollendet. Seine zahlreichen Werke haben Meuſel und Roſt verzeichnet; viele derſelben ſind auch durch Kupferſtiche bekannt geworden. Seine beiden Söhne, die er ebenfalls zu Künſtlern gebildet hatte, ſtarben vor ihm.

Oſiris, einer von den Hauptgöttern Aegyptens, Symbol der Sonne, des Sonnenjahrs, des Nils und der befruchtenden Kraft der Natur, der Dionyſos der Griechen. Nach Einigen ward er, nebſt vier andern Geſchwiſtern, unter denen vorzüglich Iſis merkwürdig iſt, von Kronos (Saturn) und Rhea, und zwar ungeſetzlich gezeugt, vermählte ſich mit Iſis (ſ. d. Artikel Iſis), zeugte mit ihr den Horus und beherrſchte mit ihr gemeinſchaftlich Aegypten. Beide werden als vorzügliche Beförderer der Landeskultur geprieſen, und zwar wird ihnen zugeſchrieben: Abſchaffung der Menſchenfreſſerei, Erfindung des Pfluges, des Ackerbaues überhaupt, Bereitung der Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche, Obſtzucht, vornämlich Weinbau, Gründung von Städten, Einführung der Geſetze, beſonders des Eigenthumsrechts, ferner, in Verbindung mit Theut, Ausbildung der Rede, der Schrift und Muſik, Kenntniß der Geſtirne, des Sternenlaufs und des daraus hervorgehenden Geſetzes der Zeit, endlich Anſtand im Gebrauche des Körpers. Nicht zufrieden, bloß Aegypten zu beglücken, brachte Oſiris ein Heer zuſammen, um auch außerhalb der Grenzen dieſes Landes ſeine Wohlthaten zu verbreiten. Er erreichte ſeinen Zweck ohne Waffen, bloß durch Ueberredung. Oſiris wird im flammigen Gewande, mit Ochſenhörnern, oder mit einem Habichtskopfe, auch mit der Erdkugel, bisweilen auch als Bild der Sonne, auf einem Wagen ſitzend, abgebildet.

Osmaniſches Reich (türkiſches Reich, die ottomaniſche oder die hohe Pforte). Die ſchönſten Länder der alten Welt, Thrazien und Griechenland, Kleinaſien, Kolchis, Armenien, Meſopotamien, Syrien und Aegypten, nebſt den Inſeln des Archipelagus und dem gewürzreichen Arabien, deren Küſtenhandel Aſien und Afrika mit Europa, den Orient mit dem Occident verbindet, beherrſcht ein, vor fünfhundert Jahren aus Tataren, Räubern, Sklaven und geraubten Chriſtenkindern entſtandnes Miſchlingsvolk, die Türken oder Osmanen. Sie ſind die einzigen Barbaren, welche gebildete Nationen unterjocht haben, ohne ſich mit ihnen zu vermiſchen, ohne Sprache, Glaube, Wiſſenſchaft, Kunſt und Sitte von ihnen anzunehmen. Dieſes Volk, das durch Raub entſtand und durch Eroberung emporwuchs, iſt ein roher Fremdling geblieben in Europa und durfte, nun ſchon vier Jahrhunderte lang, den klaſſiſchen Boden von Athen, Sparta, Korinth und Theben, auf welchem vor dritthalbtauſend Jahren die Selbſtſtändigkeit unſers Welttheils, die Freiheit des geſetzlichen Bürgerthums und die edelſte Bildung des geiſtigen Lebens erblühte, durch aſiatiſchen Despotismus entweihen! Faſt in der ganzen bekannten Welt hat der Europäer das Geſetz ſeiner Bildung und Macht gegründet; nur in der heiligen Heimath ſeines Glaubens und ſeiner Freiheit, ſeines Geiſtes und ſeines Ruhmes, am Jordan und am Ilyſſus, in Paläſtina und Griechenland, duldet er die Schmach der Unterdrückung! Der Enkel des Leonidas, Themiſtokles und Epaminondas beugt ſeinen Nacken unter das Joch eines Scythen! Wie es gekommen, daß eine Räuberhorde aus den Steppen Hochaſiens ihr Standlager in dem Vater-

lande des Homer, des Solon und des Perikles genommen hat, und wie ſich dieſe Zwingburg, von Aſien in Europa aufgerichtet, noch jetzt zu dem Staatengebäude europäiſcher Geſetzgebung verhält, kann hier nur mit Wenigem angedeutet werden. Erſt ſeit der Mitte des 6. Jahrh. kennt die Geſchichte den Namen der Türken. Dieſer ſcythiſch-tatariſche Volksſtamm hatte ſich damals an den Ufern des Irtiſch, am Fuße des altaiſchen Gebirgs, in Hochaſiens Steppen-Wildniß gelagert, an den Grenzen von China und Perſien, wo jetzt Kirgiſen, Bucharen, Usbeken und Turkmanen ſeßhaft ſind. Er führte Kriege mit den Saſſaniden und Byzantinern, bald mit dieſen, bald mit jenen im Bunde. Endlich wurde um die Mitte des 8. Jahrh. das öſtliche Gebiet der Türken von China abhängig, und ihr weſtliches von Perſien, das die Araber unterjocht hatten. Sie nahmen jetzt den Islam an, und bald darauf errichtete aus ihnen der Kalif von Bagdad ſeine Leibwache. Nach und nach gab dieſe türkiſche Sklavenmiliz den Arabern die Heerführer und den Kalifen die Emir al Omrahs (erſte Miniſter, wie die Majores Domus der Franken), endlich mehrere Herrſcher-Dynaſtien. So regierten in Paläſtina, Syrien und Aegypten im 9. und 10. Jahrh. die türkiſchen Geſchlechter der Tuluniden und Akſchiden; ſo in Perſien und Indien, vom Ende des 10. bis zum Ende des 12. Jahrh., das der Gasneviden. Gleichzeitig machte ſich ein türkiſcher Stamm in Turkeſtan, der alten Heimath der ſcythiſchen Maſſageten, jetzt der Tataren, am Jaxartes (Sir) und Oxus (Amu-Darja), zwiſchen dem Aralſee und dem kaspiſchen Meere, die Seldſchucken (nach ihrem Heerführer ſo genannt), von China frei, und unterwarf ſich im 11. Jahrh. ganz Vorderaſien, wo die Helden Togrul Beg, der Enkel Seldſchuck's, Alp, Arslan und Malek Schah ein großes Reich gründeten, mit welchem die Kreuzfahrer um den Beſitz von Paläſtina kämpften. Als daſſelbe um 1100 in drei Theile, Perſien, Syrien mit Medien, Choraſan und das Land jenſeits des Oxus, zerfallen war, erhoben ſich im 12. und 13. Jahrh. die Mongolen, eine, von den Tataren, zu welchen die Türken gehörten, in Sprache und Sitte ganz verſchiedne Nation. Im Bunde mit andern Horden vernichteten ſie die Macht der Seldſchucken in Kleinaſien, und es entſtanden mehrere kleinere mongoliſche Völkerſchaften. Aber bald drangen die von den Mongolen verjagten Stammhäupter (Emir) der Seldſchucken und Turkmanen aus den Bergthälern des Taurus wieder hervor, und theilten unter ſich Kleinaſien. Einer dieſer Emirn war Osman, von dem Stamme der oguziſchen Turkmanen. Er überwältigte, um 1239, mit ſeiner tatariſch-kaukaſiſchen Horde von einigen hundert Familien die Engpäſſe des Olympus, wo noch jetzt gegen 800 turkomaniſche Familien herumziehen, und ſchlug in den Ebenen Bithyniens, unter dem Schutze des ſeldſchuckiſchen Sultans von Iconium, ſein Heerlager auf. Durch Räuber, entlaufene Sklaven und Gefangne verſtärkt, verheerte er weit umher das Land und nahm den Oſtrömern einige Provinzen in Kleinaſien weg. Nach dem Tode ſeines Schutzherrn, im J. 1300 (700 der Hegira) nannte er ſich Sultan. Er ſtarb 1326. So gründete ein kühner und glücklicher Räuberhauptmann auf den Trümmern der Macht der Araber, Seldſchucken und Mongolen, von der politiſchen Ohnmacht der eitel-hoffärtigen, in ſich ſelbſt verzwiſteten Byzantiner nicht gehindert, den Staat der osmaniſchen Türken oder der Ottomanen in Aſien, und nach ihm erhoben der Muth und die ſtaatskluge Thätigkeit acht großer Fürſten, die durch die Kalifenwürde im Beſitz der Fahne des Propheten, und von kriegeriſchem Ruhme, wie von Fanatismus des Islam begeiſtert waren, den aſiatiſchen

Räuberſtaat von 1300 bis 1566 zur erſten Waffenmacht in Europa. Zuerſt Orkan, Osmans Sohn. Er nahm, ſeinen Sitz in dem 1328 von ihm kurz vor ſeines Vaters Tode eroberten Bruſſa, (über dieſe blutige Wiege des osmaniſchen Staats, deſſen Säugamme die Zerſtörung war, über die daſelbſt befindlichen Grabmäler Osmans und ſeiner Nachfolger bis auf Murad II., ſ. Joſeph v. Hammer's Reiſe von Conſtantinopel nach Bruſſa und dem Olymp. Peſth 1818), der Hauptſtadt Bithyniens, und errichtete zum Theil aus Chriſtenſklaven, die er im Islam und in den Waffen unterweiſen ließ, ein tapfres Fußvolk, das er beſoldete. Darauf unterwarf er ſich Kleinaſien bis an den Helleſpont, und nannte ſich Padiſchah. Das Thor ſeines, noch in den Trümmern ſtolzen Palaſtes hieß die Pforte. Er war ein Eidam des griechiſchen Kaiſers, Kantakuzen. Dies und die Verbindung mit den Genueſern, welche, aus Handelseiferſucht gegen die, in der Levante mächtigen Venetianer, bald dem Hofe von Conſtantinopel, bald dem mächtigen Sultan an Kleinaſiens Küſte ſchmeichelten und ihre Schiffe den Türken zur Ueberfahrt darliehen, machte Orkan und ſeine Nachfolger bekannt mit der Schwäche des oſtrömiſchen Reichs und mit den Spaltungen des Abendlandes, wo die Kirchentrennung, und das Lehnweſen die bürgerliche Ordnung zerrütteten, wo es keine Macht und keine Staatskunſt gab, die das Ganze umfaßt und gelenkt hätte. Aſien fürchtete keinen Kreuzzug mehr. Staatsklüger und unterrichteter, als die Padiſchahs des 18. und 19. Jahrh., beſchloſſen Orkan und ſeine Nachfolger das kleine, ihnen verächtliche, in ſich uneinige Europa dem Islam zu unterwerfen. In mehrere Herrſchaften zerſtückelt, lockte es, wie zuvor Kleinaſien, ſie zu Sieg und Beute. Alſo betrat zuerſt Orkan's Sohn, der tapfere Soliman, im J. 1355 Europa. Er befeſtigte Gallipoli und Seſtos und behauptete dadurch die Meerenge, welche beide Welttheile ſchied. Nun breiteten ſich die Waffen der Osmanen gleichzeitig in Europa und in Aſien aus. Orkan's zweiter Sohn und Nachfolger, Amurat I., eroberte 1360 Adrianopel, den Sitz des Reichs in Europa, und beſiegte mit ſeinen neuen, aus jungen, im Islam erzognen Chriſtenknaben gebildeten Soldaten, den Janitſcharen, dem erſten ſtehenden Heere, und mit ſeinen zum Reiterdienſte durch Lehngüter verpflichteten Timarioten und Zaims, Macedonien, Albanien und Servien. Als er aber auf dem Schlachtfelde von Kaſchau ſeines Sieges froh war, rief ihn der Servier Corbelitza, der umſonſt für die Freiheit ſeines Vaterlandes gekämpft hatte und ſchwer verwundet zu Boden lag, herbei, raffte ſich auf und ſtieß ihm den Dolch in das Herz, ſo daß mit dem Beſiegten der Sieger ſtarb (1389). Nach ihm drang in Theſſalien ein und bis vor Conſtantinopel, der wilde Bajaſed, genannt der Blitz. Er ſchlug 1396 die abendländiſchen Chriſten unter Siegmund von Ungarn und Böhmen bei Nikopolis (in der Bulgarei), hatte am Bosphorus ein feſtes Schloß und legte dem griechiſchen Kaiſer einen Tribut auf; aber des Mongolen Timur (ſ. Tamerlan) Waffen riefen ihn nach Aſien, und in der Schlacht bei Ancyra 1402, wo mehr als eine Million Krieger um die Herrſchaft der Welt kämpften, ward der ſtolze Bajaſed überwunden und gefangen. Darauf vertheilte Timur die Provinzen unter Bajaſeds Söhne. Endlich (1413) ſetzte ſich wieder auf Osmans ungetheilten Thron der ſtaatskluge und gerechte Muhammed I., Bajaſeds vierter Sohn. Seine Waffen drangen, während die Väter des Conciliums zu Coſtnitz, um der Kirche den Frieden zu geben, Huß verbrannten und drei Päpſte abſetzten, im J. 1415 bis Salzburg und in Baiern vor. Dann beſiegte er Venedig in Theſſalonich (1420), und ſein

berühmter Großveſir Ibrahim ſchuf die türkiſche Seemacht. Ihm folgte ſein Sohn, der weiſe und tapfre Murad II. Dieſem widerſtanden nur der tapfre Georg Caſtriota (Scander-Beg, d. i. Fürſt Alexander) in Epirus, der heldenmüthige Johann Hunyad, Fürſt von Siebenbürgen, und das ſtarke Bollwerk des Abendlandes, die Feſte Belgrad. Als er darauf nach beſchwornem Frieden (1440) die Regierung niedergelegt hatte, entband der Papſt den König der Ungarn und Polen, Wladislav, von ſeinem Eide, und die Chriſten drangen vor bis an das ſchwarze Meer; aber Murad umgürtete ſich auf's neue mit dem Säbel Osmans, rief die Rache des Himmels gegen die Meineidigen an und ſchlug die Chriſten bei Varna 1444. Wladislav und der päpſtliche Legat Julian waren unter den Todten. Noch einmal entſagte der große Murad dem Throne, und noch einmal rief ihn die Gefahr auf denſelben zurück. Er bändigte den Trotz der Janitſcharen und überwand die Chriſten bei Kaſchau 1449. Schon war das Reich der Byzantiner vom Abendlande abgeſchnitten. Da vollendete Murads 26jähriger Sohn und Nachfolger Muhammed II. (1451—1481) das Werk ſtaatskluger Eroberung. In ihm hatte das Leſen alter Schriftſteller den Ehrgeiz, groß wie Alexander zu ſein, entzündet. Raſch griff er Conſtantinopel an. Es fiel den 29. Mai 1453, und der letzte Paläologe, Conſtantin XI., begrub ſich unter den Trümmern ſeines Throns. Seitdem iſt Stambul der Sitz der hohen Pforte. Darauf baute Muhammed die Schlöſſer der Dardanellen und ordnete die Grundverfaſſung des Reichs, wobei er Nuſchirwan's Einrichtungen des perſiſchen Reichs zum Muſter nahm. Dann unterjochte er Morea (1456) und führte den letzten Komnener, den Kaiſer von Trebiſonde, als Gefangnen nach Conſtantinopel (1461). Vergebens rief Pius II. die Chriſtenheit zu den Waffen. Muhammed eroberte (1470) den Reſt von Bosnien, und nach Skanderbegs Tode, Epirus (1465), nahm den Venetianern Negroponte und Lemnos, den Genueſern Kaffa, und zwang den Khan der krimmiſchen Tataren, aus Dſchingis-Khans Geſchlechts, ihm zu huldigen (1473). Schon hatte er Otranto in Neapel (1480) erobert, da ſtarb er mitten unter großen Entwürfen gegen Rom und Perſien (ſ. d. Art. Mahomet II.). Hierauf drängte ſein Enkel Selim I., der den Vater entthront und getödtet hatte, die Macht der Perſer bis an den Euphrat und Tygris zurück. Er ſchlug die Mamelucken und eroberte (1517) Aegypten, Syrien und Paläſtina. Mekka unterwarf ſich und Arabien zitterte. Funfzig Jahre lang waren die Waffen der Osmanen zu Lande und zur See das Schrecken Aſiens und Europa's; am furchtbarſten unter Suleimann II. (1519—1566) dem Prächtigen, auch der Geſetzgeber genannt. Er entriß den Johannitern Rhodus (1522) und unterwarf ſich nach dem Siege bei Mohacz (1526) halb Ungarn; die Moldau zahlte ihm Tribut; in Aſien ſchlug er die Perſer, ſo daß Bagdad, Meſopotamien und Georgien ihm unterthan wurden. Schon drohte er Deutſchland zu überziehen und die Fahne Mohammeds im Abendlande aufzupflanzen, da brach ſich ſein Ungeſtüm an den Mauern von Wien (1529). Doch als Ungarn aus Haß gegen Oeſterreich, ſeinen König Johann von Zapolya unter des Padiſchah mächtigen Schutz ſtellte, der glückliche Seeräuber Kair-Uddin (Barbaroſſa) das mittelländiſche Meer beherrſchte, Nordafrika unterwarf (vergl. d. Art. Barbaresken) und Minorca, Sicilien, Apulien und Korfu verheerte, da konnte Suleimann Europa unterjochen, hätte er ſeinen Planen Zuſammenhang und Feſtigkeit zu geben gewußt. So ſcheiterten die Entwürfe des Eroberers an der Staatsklugheit Carls V.; ihm widerſtanden zur

See die Venetianer und der Genueſer Andreas Doria, die Tapferkeit des Großmeiſters La Valette auf Malta, und die Mauern von Zigeth, welche Zriny vertheidigte. Zwölf Sultane, alle muthvoll und kriegeriſch, faſt alle unaufhörlich ſiegend, hatten bis jetzt, im Laufe von dritthalbhundert Jahren, die Macht des Halbmonds erhoben; aber die innre Kraft des Staats blieb unentwickelt. Zwar vollendete Suleymann durch ſeine Geſetzbücher die von Muhammed II. gegründete Staats- und Hofordnung, auch vereinigte er (1538) die Prieſterwürde des Kalifats mit Osmans hoher Pforte; allein er verſtand es nicht, die überwundnen Völker zu einem Ganzen zu verbinden, und verſchloß die Thronfolger in das Serail. Dieſes aber erzieht ſo wenig Helden als Staatsmänner. Von der Zeit an artete das Geſchlecht Osmans aus, und die Macht der Pforte ſank. Seit Suleymann's Tod (1566) bis auf unſre Zeit regierten achtzehn Sultane, und unter allen nicht zwei muthvolle Krieger, nicht ein ſiegreicher Fürſt. Denn dieſe Herrſcher ſtiegen aus dem Gefängniſſe auf den Thron, und lebten im Serail, bis ſie, nicht ſelten, den Thron wieder mit dem Gefängniſſe vertauſchten. Nur einzelne große Veſire, die Kiuprili und Ibrahim, bis auf den unglücklichen Muſtapha Bairaktar, hielten den Fall des Staates auf. Aber im Innern verſank das Volk immer tiefer in den Schlamm der Unwiſſenheit und des Despotismus. Raubgieriger noch und willkürlicher, als der Sultan und ſein Divan, herrſchten in den Provinzen die Paſchas. Nach außen wurde die Pforte das Spiel der europäiſchen Politik, und mehr als einmal von dem Kabinet zu Verſailles im Kriege gegen Oeſterreich und Rußland verwickelt. Während überdies Europa in jeder Kunſt des Friedens und des Krieges vorwärts ſchritt, hingen die Osmanen, Staat und Volk, träge und gleichgültig an dem Alten. Denn im blinden Glauben an ein unvermeidliches Schickſal befangen, und von ihrem alten Waffenruhme aufgebläht, verachteten ſie die Fremden als Ketzer (Gauren). Ohne feſten Plan, als den des wilden Haſſes und der Eroberung, ſetzten ſie die Kriege mit Perſien, Venedig, Ungarn und Polen fort; aber gefahrvoller waren die Empörungen der Janitſcharen und der Statthalter. Darum bewaffnete ſich der Argwohn des Despoten mit Dolch und Schnur; oder er opferte feig die tüchtigen Männer ſeines Devan dem Haſſe der Soldaten und der Ulema auf. Gewöhnlich ließ der Thronfolger ſeine Brüder ermorden; aber auch das Volk ſah gleichgültig den verhaßten Sultan erwürgen, oder den unfähigen abſetzen. Muſtapha I. wurde zweimal entthront (1618 und 1623), Osman II. und Ibrahim wurden erdroſſelt; jener 1622, dieſer 1648. Zwar eroberte Selim II. Cypern 1571; aber in demſelben Jahre ſchlug D. Juan d'Auſtria die türkiſche Flotte bei Lepanto. Hundert Jahre ſpäter, unter Mahomet IV., fiel nach dreizehnjährigem Widerſtande Kandia 1669, und der Veſir Kara Muſtapha gab den von Oeſterreich gedrückten Ungarn ihren Heerführer, den Grafen Tököli, zum König (1682); aber ſchon im folgenden Jahre wurde er von Wien, das er belagerte, zurückgeſchlagen, und nach der Niederlage bei Mohacz (1687) verloren die Osmanen die meiſten feſten Plätze in Ungarn. Darüber erbittert ſtieß das Volk den Sultan in's Gefängniß. Auf kurze Zeit ſtellte der Großveſir Kiuprili Muſtapha die Ordnung, den Muth und den Sieg wieder her; allein er blieb in der Schlacht gegen die Deutſchen, bei Salankemen 1691. Endlich zog der Sultan Muſtapha II. ſelbſt zu Felde; aber ihm gegenüber ſtand der Held Eugen, der Sieger bei Zentha (1697), und am Don eroberte Peter der Große

Aſof. Alſo mußte er im Vertrage zu Carlowitz (1699) auf Siebenbürgen und das ganze Land zwiſchen der Donau und Theiß verzichten, den Venetianern Morea zugeſtehen, den Polen Podolien nebſt der Ukraine zurückgeben, und den Ruſſen Aſof laſſen. Damit begann der Fall der Macht der hohen Pforte. Hierauf zwang ein Aufruhr der Janitſcharen, welche, der alten ſtrengen Zucht entwöhnt, Gewerbe treiben und häuslich leben wollten, den Sultan abzudanken. Gleichgültig ſah ſein Nachfolger, der träge und üppige Achmed III., den Unruhen in Ungarn, dem ſpaniſchen Erbfolgekriege und dem großen nordiſchen Kriege zu. Endlich gelang es ſeinem Schützling, dem bei Pultawa beſiegten Carl XII. (ſ. d. Art.), ihn zum Kriege gegen Peter zu reizen; aber leicht erkaufte der mit ſeinem Heere eingeſchloſſene Czar den Frieden am Pruth (1711) mit der Rückgabe von Aſof. Nun griff der Großveſir Venedig an, und nahm Morea (1715); aber Oeſterreich ſtand der Republik bei, und Eugen's Siege bei Peterwardein und Belgrad (1717) entriſſen der Pforte im paſſarowitzer Vergleiche (1718) Temeswar und Belgrad mit einem Theile von Servien und der Walachei; doch behielt ſie Morea. Eben ſo unglücklich waren Achmed's Waffen gegen Perſien; darum ſtieß ihn ein Aufruhr in's Gefängniß (1730). Hierauf demüthigte der ruſſiſche Feldherr Münnich den Stolz der Osmanen (1736); aber Oeſterreich, Rußlands Bundsgenoſſe, war nicht glücklich, und der franzöſiſche Geſandte in Konſtantinopel bewirkte den Abſchluß des belgrader Vergleichs (1739), durch welchen die Pforte Belgrad mit Servien und der Walachei wieder erhielt. Als hierauf, nach dreißigjähriger Ruhe, Muſtapha III. Rußlands ſteigende Größe wahrnahm, und deshalb von Catharina II. verlangte, daß ſie Polen räumen ſollte, ſo entſchieden im Kriege von 1768 bis 1774 Romanzow's Triumphe das politiſche Uebergewicht Rußlands. Schon damals ſiegte eine ruſſiſche Flotte in den griechiſchen Gewäſſern, und Alexis Orlow rief die Griechen zur Freiheit auf. Ein unglücklicher Verſuch! Doch mußte Abd-ul-Hamid im Frieden zu Kutſchuck Kainardſchi (1774) auf die Hoheit über die Krim verzichten, und das Land zwiſchen dem Bog und Dnepr mit Kinburn, ſo wie Aſof, an Rußland abtreten und ſeine Meere den ruſſiſchen Handelsſchiffen öffnen. Hieraus entſtand eine ſo heftige Reibung zwiſchen dem Stolze der gedemüthigten Pforte und den gebieteriſchen Foderungen Rußlands, daß der Divan 1787 an Catharina II. den Krieg erklärte, der aber unter Selims III. Regierung ſo unglücklich geführt wurde, daß Rußland im Frieden zu Jaſſy (1792) Taurien behauptete, das Land zwiſchen dem Bog und Dnieſter nebſt Otſchakow erhielt und am Kaukaſus ſich vergrößerte. Auch Oeſterreich, dem die Pforte 1777 ein Stück der Moldau, die Buckowina, zugeſtanden hatte, war auf dem Kampfplatze für Rußland aufgetreten, hatte aber, von Preußen bedroht, das eroberte Belgrad im Frieden zu Sziſtowe (1791) zurückgeben müſſen. Um dieſe Zeit ſtieg im Innern die Verwirrung immer höher. Selim III. hatte wol Geiſt und Kenntniß, aber nicht die Kraft, welche durchgreifende Verbeſſerungen bewirkt. Wie konnte er den antieuropäiſchen Nationalgeiſt der Türken, den prätorianiſchen Trotz der Janitſcharen, die alte, durch den Islam geheiligte und durch die Ulema vertheidigte Staats- und Rechtsform, wie konnte er endlich den Orientalismus des Hofs und der ganzen Staatsverwaltung mit ſeinem Divan umbilden! Es gab keinen andern Zuſammenhang in der weitſchweifigen Ländermaſſe, als den Glauben an das Kalifat des Padiſchah und die Furcht vor der Macht des Großherrn. Jenen erſchüt-

terte die, erſt im J. 1818 bezwungne Sekte der Whaabys (Wachabiten), und von dieſer machten ſich mehrere kühne Statthalter in den Provinzen gänzlich frei. So regierten, wie kleine Sultane, Paßwan Oglu in Widdin, Juſſuf (bis 1810) in Bagdad, mehrere Paſchas in Anadoli u. A. m. So bis jetzt (1821) Ali, Paſcha von Janina, und Ali Bey in Aegypten. Die Servier verlangten einen eingebornen Hospodar. Daher beſtändige Empörungen und allgemeiner Druck. Das Volk ſelbſt brütete fort, bis auf einzelne Ausbrüche ſeiner aſiatiſchen Wildheit, in dem alten Stumpfſinn. Dagegen regte ſich der Geiſt der Freiheit bei den Griechen in ohnmächtigen Verſuchen, im kräftigſten Widerſtande bei den Serviern (ſ. d.) ſeit 1801 bis 1814. Endlich ſchien im März 1821 die geſammte griechiſche Nation entſchloſſen, das Joch der Türken abzuwerfen. Eben ſo ſehr verwirrten ſich die auswärtigen Verhältniſſe. Schon früher war die Pforte gegen Frankreich mißtrauiſch geworden, als Maria Thereſia mit Frankreich das Bündniß von 1756 geſchloſſen hatte. Jetzt blieb ſie ruhige Zuſchauerin bei dem Ausbruche der Revolution, und der Großveſir hoffte, die Republik werde wenigſtens keine Erzherzogin heirathen. Ueberhaupt hielt der Divan von jeher die beſtehenden Verträge gewiſſenhaft, und benutzte in Aſien ſo wenig, als in Europa günſtige Verhältniſſe, um dort die alte Macht der Osmanen gegen Perſien, hier gegen Oeſterreich wieder herzuſtellen. Zudem ſtand Rußland gerüſtet auf den Höhen des Kaukaſus, wie vor den Mündungen der Donau. Endlich reizte Bonaparte's Zug nach Aegypten den Unwillen der Pforte ſo, daß ſie — das erſtemal! — (1. Sept. 1798) Frankreich den Krieg erklärte. Nun kam ſie durch ihr Bündniß mit Rußland (Dec. 1798), England und Neapel (Jan. 1799) unter die Leitung des Kabinets von Petersburg und St. James. Eine ruſſiſche Flotte ſegelte durch die Dardanellen und eine türkiſche eroberte, mit derſelben verbunden, die joniſchen Inſeln. Darauf ſtifteten Paul I. und Selim III. durch den Vertrag zu Konſtantinopel (21. März 1800) die Republik der ſieben Inſeln, welche, wie Raguſa, unter dem Schutze der Pforte ſtehen ſollte. Im folgenden Jahre gab England zwar Aegypten an die Pforte zurück; aber die Mameluken-Beys und die Arnauten ſtürzten das Land in blutige Zerrüttung, bis der neue Statthalter Mehemed Ali Paſcha durch Verrath (1. März 1811) die Mamelucken gänzlich vertilgte. Seitdem regiert er Aegypten faſt unabhängig. Uebrigens hatte jene Verbindung mit der Coalition den Sultan Selim und einige Großen ſeines Reichs zu der Ueberzeugung geführt, daß, wenn die Pforte ſich in ihrer Stellung behaupten wollte, ſie nothwendig ihr Heerweſen im Geiſte der neuern Taktik umbilden und dem Divan eine zeitgemäßere Form geben müſſe; daher arbeitete eine Commiſſion, der Reſumi Dſchedid, an der Aufſtellung eines europäiſch-türkiſchen Heeres, das die Janitſcharen entbehrlich machen ſollte. Allein in dem Divan gab es nach dem Frieden mit Frankreich 1801 zwei Parteien, eine ruſſiſch-brittiſche und eine franzöſiſche. Rußlands Uebergewicht drückte nämlich auf die Pforte in den joniſchen Inſeln und in Servien; darum neigte ſie ſich wieder nach Frankreich hin. Als nun Rußland ſogar die Moldau und Walachei beſetzte (1806), brach der alte Haß los, und die Pforte erklärte, auch noch von Frankreich dazu gereizt, Rußland, das ſchon mit Perſien und Frankreich Krieg führen mußte, ebenfalls den Krieg (30. Dec. 1806). Da ward die Schwäche des Reichs der Osmanen offenbar. Eine engliſche Flotte drang feindlich durch die Dardanellen und erſchien (20. Febr. 1807)

vor Konſtantinopel; doch der franzöſiſche General Sebaſtiani leitete mit Erfolg den Widerſtand des Divans und des erbitterten Volks. Dagegen machten die Ruſſen große Fortſchritte. Das Volk murrte laut; Selim III. ward (29. Mai 1807) von dem Mufti abgeſetzt, und Muſtapha IV. mußte die verhaßten Neuerungen aufheben. Aber nachdem die türkiſche Flotte von der ruſſiſchen bei Lemnos (1. Juli 1807) gänzlich geſchlagen worden war, benutzte Selims Freund, der kühne Paſcha von Ruſchtſchuck, Muſtapha Bairaktar, das Schrecken der Hauptſtadt, um ſich derſelben zu bemächtigen; der unglückliche Selim verlor darüber das Leben (28. Juli 1808) und Bairaktar erhob, an des abgeſetzten Muſtapha IV. Stelle, den jetzt regierenden Großſultan Mahmud II. (geb. 1785) auf den Thron. Als Mahmuds Großveſir ſtellte er das neue Syſtem des Heerweſens wieder her, und ſchloß mit den Ruſſen einen Waffenſtillſtand; aber die Wuth der Janitſcharen brach auf's neue los (16. Nov. 1808), und vernichtete ihn und ſein Werk. Nur Mahmud behauptete den Thron, denn er war nach Muſtaphas IV. Hinrichtung der einzige Fürſt aus Osmans Geſchlecht. Er zeigte bald ungewöhnliche Kraft und Klugheit, verſöhnte ſich mit Großbritannien (5. Jan. 1809) und ſetzte den Krieg gegen die Ruſſen, welche ſchon die Engpäſſe von Hämus bedrohten, mit doppelter Anſtrengung fort. Zweimal (1810 und 1811) mußten ſich die Ruſſen über die Donau zurückziehen; dennoch gelang es ihrer Staatskunſt, im Divan die franzöſiſche zu beſiegen. Vergebens hatte der franzöſiſche Kaiſer in ſeinem Waffenbunde mit Oeſterreich (14. März 1812) die Aufrechthaltung des ganzen Gebiets der Pforte erklärt; dieſe erkaufte deſſen ungeachtet, ehe noch das franzöſiſche Heer über den Niemen ging, den Frieden von Rußland zu Bukareſt (28. Mai 1812) durch die Abtretung der jenſeit des Pruth liegenden Moldau und Beſſarabiens mit den nördlichen Feſtungen am Dnieſter und an der Donaumündung, ſo wie der ſüdlichen Pforten des Kaukaſus am Kur. Die ſich ſelbſt überlaſſnen Servier wurden auf's neue den Türken unterthan; doch behielten ſie in dem Vertrage mit der Pforte (Nov. 1815) die eigne Verwaltung ihres Landes. Seit dieſem Frieden ſtand Rußland drohender, als je, der Pforte gegenüber, in Aſien, wie in Europa; ſeine Flagge herrſchte im ſchwarzen Meere und ſein Einfluß im Divan. Darum mußte Mahmud 1817 die Hauptmündung der Donau an Rußland überlaſſen. Der Aufſtand der Griechen hat die Verhältniſſe beider Nachbarſtaaten mehr, als je verwickelt, und einem Wendepunkt in den Angelegenheiten des osmaniſchen Reichs herbeigeführt, dem entſcheidende Ereigniſſe folgen zu müſſen ſcheinen. Vergl. Griechenland ſeit 1821 in der 3. Abtheil. der neuen Folge dieſes Werks. Das Reich der Osmanen hat nach ungefähren Schätzungen gegenwärtig einen Umfang von 42,400 Q. M. mit $23\frac{1}{2}$ Mill. Einw. Davon in Europa: 9300 Q. M. mit beinahe 10 Mill. Einw.; in Aſien: 24,300 Q. M. mit 11 Mill. Einw.; in Afrika, Aegypten 8800 Q. M. mit $3\frac{1}{2}$ Mill. Einw. Ueberhaupt rechnet man auf die Q. M. ungefähr 1000 Menſchen. Die Geſammtzahl der Türken in allen Theilen des Reichs wird auf 12 Mill. geſchätzt. In Europa beſteht nur $\frac{1}{3}$ der Volksmenge aus Türken. Die übrigen Bewohner ſind Chriſten verſchiedner Art, doch meiſt von der griechiſchen Kirche. Man nimt folgende Verhältniſſe an: Türken 3,500,000, Griechen oder Hellenen 2,600,000, Moldauer und Walachen 400,000, Arnauten und Albanier 750,000, Servier 450,000, Bosnier 250,000, Dalmatier 800,000, Raizen oder Rascer 80,000, Kroaten 30,000, Bulgaren 500,000,

Juden 300,000. Die europäiſche Türkei grenzt an Rußland, Siebenbürgen, Ungarn, Gallizien, Illyrien, Dalmatien, die joniſche Republik und an das adriatiſche, joniſche und mittelländiſche Meer. Die Herrſchaft über das ſchwarze Meer theilt die Pforte mit Rußland. Der Bosporus aber (ſ. d.), das Marmor-Meer und die Dardanellen-Straße ſtehen nebſt den griechiſchen Gewäſſern allen europäiſchen Handelsſchiffen offen, die nach ruſſiſchen Häfen beſtimmt ſind. Die Lage des Landes iſt bei ſeiner großen Küſtenſtrecke und bei ſeinen vielen Einbuchtungen für den Levantehandel äußerſt wichtig und eben ſo geſichert durch ſeine Stromthäler (Save und Donau) an der Grenze, wie durch die Höhenzüge des Balkan (Hämus), die vom Kap Emineh bis zum illyriſchen Gebirge ſich erſtrecken, und mit welchem die Bergrücken des Rhodope, des Pangäus und mehrere andre, die Griechenland durchſchneiden, zuſammenhängen. Abgeſondert liegt der 5900 Fuß hohe, mit 65 großen Klöſtern, 500 Zellen und 6000 Religioſen, Einſiedlern u. ſ. w. bevölkerte Monte Santo oder Athos (ſ. d. Art.). Die aſiatiſche Türkei grenzt an Perſien, das ruſſiſche Kaukaſien, Arabien, die Landenge Suez, die es mit Aegypten verbindet, und an das mittelländiſche Meer. Von den Gebirgen Armeniens herab ſtrömen der Euphrat und der Tigris (ſ. Euphrat) und ergießt ſich als ein Strom bei Baſſora in den perſiſchen Meerbuſen; in Anadoli iſt der Kiſil Irmack (Halys) merkwürdig, welcher in das ſchwarze Meer fließt, und in Paläſtina der Jordan (ſ. d.); dieſer fällt in das durch vulkaniſche Ausbrüche entſtandne, 12 Meilen lange, 1—2 Meilen breite todte Meer, deſſen mit Salz, Pech und Schwefel vermiſchtes Waſſer keinen ſichtbaren Abfluß hat. Hauptgebirge ſind in Natolien der Taurus (ſ. d.), in Syrien der Libanon (ſ. d.) und Antilibanon u. a. m. Die ebenſte Provinz iſt Irak Arabi; im Südoſten breiten ſich große Wüſten bis in die arabiſche Halbinſel aus. Ueber das türkiſche Afrika ſ. d. Art. Aegypten und Nil. Das Klima iſt gemäßigt in dem nördlichen, milde und erfriſchend in dem mittlern, und heiß in dem ſüdlichen Landſtriche. Unter dem glücklichen Himmel liegt die helleniſche Halbinſel mit ihrer Eilandsflur, wo der Menſch, das Thier und die Pflanzenwelt durch gleiche Schönheit und Fülle ſich auszeichnen. Die drückendſte Luft weht in Meſopotamien und Aegypten, wo der erſchlaffende Samum (ſ. Samiel) über brennende Wüſten haucht und wo die Peſt zu Hauſe iſt. Jeder Himmelsſtrich bringt hier ſeine Erzeugniſſe mit üppiger Kraft hervor. Der Weizen aus Rum-Ili, der Reiß im Süden des Hämus und aus Aegypten, das Olivenöl aus Attika, die Baumwolle und der Taback aus Makdonia, die Seide aus Arnaut und aus Anadoli, die Korinthen aus Morea (jährlich 10 Mill. Pfund), die Feigen aus Anadoli, der Krapp aus Böotien, der Safran, die Galläpfel und der Meerſchaum aus Anadoli, die Sennesblätter, das Natrum, der Salmiak und Saflor aus Aegypten, der Maſtix aus Saki (Chios), der Wein aus Cypern und andern Orten (z. B. Malvaſier), das Angorahaar aus Anadoli, der Honig von Hymettus (bei Athen jährlich 360,000 Pfund), das Naphtha aus Meſopotamien, die Wolle aus der Walachei u. ſ. w. ſind Stapelwaaren für das Ausland. Außerdem noch Opium, lemniſche Erde, Salpeter, Marmor, beſonders pariſcher u. a. m. Der Bergbau iſt ganz vernachläſſigt. Uebrigens wird wenig im Lande gearbeitet; doch gibt es einzelne vorzügliche Gewerbe, wie die Saffian-Bereitung, die Rothfärberei des Garns (vorzüglich in Theſſalien), die Baumwollen- und Teppichweberei und die Stahlarbeiten (z. B. treffliche Säbelklingen)

der Osmanen und Griechen. Der Türke verachtet den Landbau, und überläßt ihn den unterdrückten Völkern, die er plündert, wenn er Reichthum und Wohlſtand unter ihnen wahrnimt. Nur da, wo der Barbar keine Macht hat, wie im Lande der Druſen auf dem Libanon, oder wo kein Osman hinkommt, wie auf einigen Inſeln des Archipels, zeigt ſich eine glückliche Betriebſamkeit. In Aſien gibt es Landbau bloß in der Nähe der Städte; die weiten Ebnen an den Stromufern ſind mit Nomaden bedeckt, welche Räuberei treiben, wo ſie können. Der Seehandel iſt größtentheils in den Händen der Europäer, wobei die Griechen, Armenier und Juden die Mäkler machen. Die wichtigſten Märkte ſind in Europa: Saloniki und Iſtambul (Konſtantinopel); in Aſien: Ismir (Smyrna) und Basra; in Aegypten: Skanderik (ſ. Alexandrien). Was unter osmaniſcher Flagge das mittelländiſche Meer befährt, ſind meiſtens Hydrioten oder Schiffer von den Inſeln des Archipels. Der Landhandel verbindet durch Karavanenzüge jene Seeplätze durch Aleppo, Damask, Moſul, Kairo u. a. O. m. mit Perſien, Indien, Arabien und dem innern Afrika. Bei der Menge der reichen Erzeugniſſe des Orients und bei den wenigen Bedürfniſſen des Morgenländers, haben die Osmanen die Bilanz des Handels für ſich. Aus Griechenland z. B. beträgt die jährliche Ausfuhr 9 Mill., die Einfuhr dagegen nur 5 Mill. Piaſter. Die Bewohner dieſes Reichs ſind ein durch Zwang und Furcht verbundnes Gemenge der verſchiedenartigſten, ſich gegenſeitig haſſenden oder verachtenden Völker. 1) Herren des Landes ſind alle Sunniten (ſ. Mahomet), wie die Araber, Tataren und Turkomanen, insbeſondre aber die osmaniſchen Türken, ein durch ſeine Naturkraft ſtarkes und durch politiſch-religiöſe Schwärmerei noch immer begeiſtertes Volk. Sie ſind am zahreichſten in den nördlichen aſiatiſchen Provinzen. Sie verachten die Ungläubigen als Hunde oder Schweine, unter welchen ſie die wilde Rolle der erſten Eroberer noch immer fortſpielen. Der Charakter dieſes Volks zeigt lauter Gegenſätze. Sie ſind zu gleicher Zeit, je nachdem das Aeußere auf ſie einwirkt, tapfer und feig, gutmüthig und wild, ſtark und ſchwach, unternehmend und träg, ſinnlich und abgehärtet. Die Großen bei Hofe, beim Heer und in den Provinzen ſind ſtolz und kriechend, mißtrauiſch und undankbar. Ueberhaupt iſt der Türke eben ſo unwiſſend als gleichgültig und unempfindlich. Er denkt an keine Anſtalten für die Zukunft zum Beſten ſeiner Enkel; denn kein Volk hat mehr die Ueberzeugung, daß auf Erden alles der Veränderung unterworfen ſei, als der Türke. 2) Die Turkomanen ſind theils in Armenien ſeßhaft, theils als Nomaden in Anadoli und den Stromthälern des Innern verbreitet. Sie ſprechen türkiſch; ſo auch 3) die Tataren, die aus der Krimm in die Donauprovinzen gezogen ſind. 4) Araber (ſ. d. Art.). 5) Kurden, ein Volk von ungewiſſer Abſtammung, in Kjurdiſtan, mit perſiſcher Sprache, theils Schiiten, theils neſtorianiſche Chriſten. 6) Griechen (ſ. d.) und unter ihnen mehrere Stämme, wie die Mainotten (in Morea), Sulioten (im alten Epirus) und Hydrioten, welche ſich ſtets durch Freiheitsſinn und tapfern Widerſtand gegen die Türken ausgezeichnet haben. Unter den Hydrioten verſteht man die Bewohner der Inſel Hydra im Archipel, bekannt als die geſchickteſten Seeleute im Mittelmeere (ſ. Hydrioten in der 4. Abth. der neuen Folge dieſes Werks). 7) Armenier (ſ. d.) als Kaufleute und Handwerker faſt über alle Provinzen verbreitet. 8) Kopten (ſ. d.) in Aegypten. 9) Slaven in mehrern Stämmen, als: Albanier

oder Arnauten (ſ. d.); Bosniaken in Bosnien, theils Moslemin, theils katholiſche Chriſten; Servier (ſ. d.) oder Raizen; Bulgaren (in der Bulgarei, von der Donau nördlich, vom Hämus ſüdlich begrenzt, 800,000 Menſchen auf 1740 Q. M.), größtentheils griechiſche Chriſten, doch haben ſich viele von ihnen zum Islam gewendet; Montenegriner (ſ. d.); 10) Druſen (ſ. d.) auf dem Libanon; 11) Juden; 12) Walachen; 13) Zigeuner und mehrere kleine Stämme unbekannten Urſprungs, vorzüglich in den Gebirgen Aſiens. Die Türken oder Osmanen haben keine Nationalliteratur. Ihre Hof- und Schriftſprache iſt die arabiſche; auch ſind alle ihre Kenntniſſe, die ſich meiſtens auf die Auslegung des Korans, Politik und bürgerliche Rechtsgelehrſamkeit in ſich begreifend, auf Sterndeuterei und etwas Geſchichte beſchränken, arabiſchen Urſprungs. In der Dichtkunſt haben ſich einige gute Köpfe ausgezeichnet, z. B. der Türke Molla Chosrew durch ſein romantiſches Gedicht: Chosru und Schirin. Auch hat uns Joſeph v. Hammer in ſeinem morgenländiſchen Kleeblatt (Wien 1819) mit türkiſchen Eklogen bekannt gemacht. Noch ſchätzt man einige hiſtoriſche Werke in türkiſcher Sprache. Allein der Styl hat orientaliſchen Schwulſt. In Konſtantinopel gibt es griechiſche, armeniſche und jüdiſche Buchdruckereien, aber nur eine türkiſche; daher beſchäftigen ſich in allen Städten eine Menge Schreiber (Kodjakians) mit Abſchreiben der Kalender, des Korans u. ſ. w. Sie bilden in Konſtantinopel eine viel vermögende Innung. Die Ulema (d. i. die Körperſchaft der Geſetzverſtändigen, die zugleich zum geiſtlichen Stande gehören) iſt faſt allein im Beſitz der Gelehrſamkeit. Noch iſt Ptolemäus ihr Führer in der Geographie, Ariſtoteles in Phyſik und Naturgeſchichte. Am Hofe des Sultans iſt ein Hiſtoriograph angeſtellt und in Staatsgeſchäften wird noch ein Hofaſtrolog gebraucht. Ueber die öffentlichen Lehranſtalten der Türken in Konſtantinopel ſ. d. Art. Die bildenden Künſte ſind verachtet, weil der Koran die Abbildung menſchlicher Formen unterſagt. Die Muſik iſt lärmend und geſchmacklos, doch gibt es gute Tänzerinnen (vergl. d. Art. Türkiſche Sprache und Literatur). Die Staatsverfaſſung beruht auf ſieben Sammlungen politiſcher Geſetze (Kanunname). Sie iſt orientaliſch. Der Padiſchah vereinigt als Kalif die höchſt geiſtliche Würde mit der höchſten weltlichen Macht. Er gebietet unumſchränkt über Gut und Blut ſeiner Unterthanen, insbeſondre der höhern Staatsbeamten, die er ohne Urtheil und Recht abſetzen oder hinrichten läßt. Sie küſſen die Schnur, die er ihnen zuſchickt, und er iſt ihr natürlicher Erbe. Der Sultan gibt Geſetze, ohne ihnen ſelbſt unterworfen zu ſein; nur die Furcht vor der öffentlichen Meinung, wenn ſie ſich durch Aufruhr ausſpricht, und der Koran binden ſeinen Willen. Alle Unterthanen ſind vor ihm gleich, denn alle ſind ſeine Sklaven. Das Volk hat keine Rechte. Nur das Verdienſt, oder Gunſt und Ränke erheben den Niedrigſten zu den höchſten Stellen. Es gibt keinen Erbadel. Der jetzige Sultan zeigt jedoch viel Umſicht, wie ſchon Selim III., aber er ſcheint beſtimmt zu ſein, noch viele Unfälle zu erleben. Die Thronfolge iſt in der Familie Osmans erblich; oft entſcheidet der Wille des Volks und die Wahl der Janitſcharen. Nach dem Ausſterben der männlichen Nachkommen Osmans geht die Thronfolge auf die Familie des ehemaligen Tatarchans über. Die Weiber ſind vom Throne ausgeſchloſſen. Der Padiſchah wird nicht gekrönt, ſondern bloß mit dem Säbel Osmans umgürtet, nachdem er die Aufrechthaltung der Religion beſchworen hat. Die meiſten Weiber ſeines Ha-

rems werden nicht als ſeine Gemahlinnen, ſondern nur als ſeine Beiſchläferinnen (Odaliken) angeſehen. Sie ſind meiſtens geborne Tſcherkaſſinnen oder Georgierinnen; denn eine Freigeborne kann nicht als Odalike in den Harem kommen. Aus ihnen wählt der Sultan (ſeit Ibrahim) ſieben Frauen (Kadin). Diejenige dieſer Frauen, welche zuerſt einen männlichen Thronerben gebiert, heißt Chakeſſi Sultana; die übrigen Mütter von Prinzen heißen Sultana Chaſſecki; die Mutter des regierenden Sultan, oder die Sultana Valide, genießt große Vorzüge. Sie wird nicht in die Gemächer des Eski Seraj verſchloſſen, und hat ein jährliches Einkommen von 500,000 Piaſtern (258,166⅔ Thlr.). Die Prinzen werden ſämmtlich in dem Kafes (Käficht) unter Verſchnittnen und Odaliken erzogen. Jeder lernt eine mechaniſche Kunſt oder ein Handwerk; mit allen, einem Regenten nöthigen Kenntniſſen aber bleiben ſie unbekannt. Sie haben keine andre Ausſicht, als den Thron, oder die, im Kafes zu ſterben. Die Töchter des Sultans heißen Sultana, und werden nach dem Herkommen ſchon in der Wiege an Veſſire, Paſchas oder andre Große vermählt; aber ihre männlichen Nachkommen ſind nach einem Reichsgrundgeſetze gleich nach der Geburt zum Tode verdammt. Der Hofſtaat zählt mit allen Verſchnittnen, Weibern, Garden ꝛc. an 10,000 Perſonen. Der äußere Hofſtaat beſteht aus dem Oberhofmeiſterſtabe, ſieben Kammern, den Hofämtern, der 2000 Mann ſtarken Leibwache (Boſtangi, dieſe beſteht aus den Thor- und Gartenwächtern, den Holzhauern, Boten, Fourieren des Seraj ꝛc.), den Vertrauten oder Titular-Würdenträgern, wohin die Stummen, die Zwerge, die Tonkünſtler, die Herren der Audienz, die Herren des Steigbügels und die Veſſire der Achſel gehören. Der innere Hofſtaat beſteht: aus dem Harem mit ſeinen Weibern, weißen und ſchwarzen Verſchnittnen, deren Aufſeher, der Kislar- und Kapi Aga, als die vornehmſten Vertrauten des Sultans vielen Einfluß haben; dann aus dem Großveſſir und der ſogenannten hohen oder glänzenden Pforte, welche die beiden Kabinete des Kiaga Beg oder Miniſter des Innern, und des Reis Effendi oder Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten bilden. Der Titel des jetzigen Padiſchah iſt: „Wir Sultan, Sohn eines Sultan, Chakan, Sohn eines Chakan, Sultan Mahmud II., Chan, Sohn des ſiegreichen Sultan Abd-ul-Hamid, durch die unendliche Gnade des Schöpfers der Welt und ewigen Weſens, und durch die Vermittelung und großen Wunder des Mohammed Muſtapha, des vornehmſten unter den Propheten, über dem der Segen Gottes ruhe, Diener und Herr der Städte Mekka, Medina und Kuds, gegen welche die ganze Welt ihr Angeſicht wendet, wenn ſie betet, Padiſchah der drei großen Städte Iſtambul, Edreneh und Burſſa, welche alle Fürſten mit Neide anſehen“ ꝛc. Das Reichswappen, welches Mahomet II. nach der Eroberung Konſtantinopels annahm, iſt ein grünes Schild mit einem wachſenden ſilbernen Monde. Für verdiente Europäer ſtiftete Selim III. 1799, bei Gelegenheit des, von Nelſon bei Abukir erfochtnen Sieges, den Orden des halben Mondes mit drei Klaſſen. Nelſon, Sebaſtiani und andre Ausländer haben ihn erhalten. Die Staatsverwaltung iſt ebenfalls ganz orientaliſch. Im Namen des Sultans regiert der Großveſſir, oder, in ſeiner Abweſenheit, der Kaimakan; doch haben auch die Umtriebe im Seraj unter den Weibern und Verſchnittnen vielen Einfluß. Der höchſte Staatsrath, Divan, wird, unter dem Vorſitze des Großveſſirs, im zweiten Hofe des Serai gehalten. Den ordentlichen bilden die höchſten Reichsbeamten (der Kiaga Beg, der Reis

Effendi, der Defterdar oder Finanzminiſter, der Kapudan Paſcha oder Großadmiral, und der Tſchauſch Baſchi oder Miniſter der ausübenden Gewalt) und die Aga's der Truppen; zu dem außerordentlichen Divan werden auch andre Perſonen, vorzüglich der Mufti, berufen. Die Provinzen ſind, mit Ausnahme der Moldau und Walachei und der beiden Hauptſtädte Iſtambul und Edreneh (Adrianopel), in 25 Ejalets, Paſchaliks oder Statthalterſchaften mit 290 Sandſchaken oder Fahnen, eingetheilt, unter welchen die Statthalter von Rumili, Anadoli und Damas den Titel Beglerbeg, führen und drei Roßſchweife vor ſich her tragen laſſen, welches Recht auch der Kapudan Paſcha (Groß-Admiral) beſitzt, die übrigen Paſcha's führen deren nur zwei. Die Paſcha's in den Provinzen haben ihren Divan, der wie der Reichsdivan beſetzt iſt. Uebrigens iſt ihre Gewalt, inwiefern die mächtige Ulema ihr nicht einen Damm entgegenſetzt, unumſchränkt und ihre einzige Verpflichtung beſteht darin, daß ſie die Abgaben an den Großherrn entrichten. Doch werden ſie bisweilen von ihrem Poſten entfernt, wenn das, durch unerſchwingliche Laſten gereizte Volk ſich empört, oder wenn die Ulema ſich gegen ſie erhebt; oft auch wol nur, um ihren Trotz zu beſtrafen, aus Argwohn, und um ihr Vermögen einzuziehen. In militäriſcher Hinſicht wird jeder Paſchalik in Sandſchacks abgetheilt. Bei Ausbruche eines Krieges müſſen die im Sandſchack wohnenden Jenjitſcheri, Spahi, Timariots und Zaimiten ſich bei dem Sandſchack-Beg einfinden, der die Befehle des Paſcha erwartet. Noch gibt es im ganzen Reiche gewiſſe Lehngüter der Pforte: Kilidſch, Zaim und Timars genannt, deren Beſitzer verbunden ſind, außer dem perſönlichen Dienſte, eine gewiſſe Anzahl Reiter und Fußvolk in's Feld zu ſtellen. Der Zaims zählt man in Europa 914, in Aſien 1479; der Timars in Europa 8356, in Aſien 28,276. Die Paſchaliks werden ferner in Muſſelimliks, Woiwodoliks und Agaliks abgetheilt. In einigen Gegenden, z. B. in Griechenland, ſind einzelne Muſſelimliks und Agaliks von den Paſchas völlig unabhängig, ſo daß die Befehlshaber dieſer Bezirke, mit Ausnahme der Juſtiz, jedes Regierungsrecht ausüben dürfen; auch ſind verſchiedne dieſer Stellen gewiſſen Familien auf ewige Zeiten überlaſſen. Die Quelle aller Staats-, Civil- und Kriminalgeſetze iſt der Koran; außer dem Geſetzbuche (Multeka) gelten in den Gerichtshöfen die vielen Auslegungen der Ulema. Der Mufti iſt nicht allein oberſter Prieſter, ſondern auch der höchſte Ausleger der Geſetze. Seine Entſcheidungen (Fetfahs) werden geſammelt. Das höchſte Gericht, Divan Chaneb, wird vom Großveſſir viermal wöchentlich in ſeinem Palaſte, oder in deſſen Abweſenheit vom Tſchauſch Baſchi gehalten. Die niedern Gerichte verwaltet in den größern Städten der Molla, in kleinern der Kadi. Unter ihnen ſtehen die Muſſelims, oder Vollſtrecker der Urtheile. Die Rechtspflege iſt eben ſo einfach, als ſchnell und ſtreng. Gewöhnliche Strafen ſind die Baſtonade (Stockſchläge), Hängen, Erſäufen, Erdroſſeln, Spießen. Der Zeugenkauf iſt das größte Gebrechen. An der Spitze des Kirchenſtaats ſteht der Sultan, als Kalif, und in deſſen Namen der Mufti, welcher vom Großherrn ein- und abgeſetzt wird. In größern Städten ernennt der Mufti Untermufti's. Nach ihm ſind die Kadileskier, Molla's und Kadi's die wichtigſten Glieder der Ulema. Die Prieſterſchaft theilt ſich in Welt- und Kloſtergeiſtliche. Jene (die Imans, Daniſchmende und Talismane) verrichten den Gottesdienſt in den Moſcheen, Dſchami's (vom Großherrn in den Hauptſtädten erbaute Tempel) und Metſchets. Dieſe, die Derwi-

ſche, bilden dreißig verſchiedne Orden oder Brüderſchaften. Alle andre Religionsparteien, Katholiken, Griechen, Armenier, Neſtorianer, Monophyſiten u. ſ. w., haben, obgleich verachtet und bedrückt, freie Ausübung ihrer Religion in ihren Tempeln und ſtehen unter Patriarchen, Erz= und Biſchöfen. Die Staatseinkünfte fließen in den Miri oder Staatsſchatz, und betragen nach Campenhauſen gegen 84 Beutel oder 42 Mill. Gulden; nach Eton 40½ Mill. Gulden, die durch Grund=, Kopf= und Vermögensſteuern, Zölle, Monopole, Bergregal und Münze, Provinzialtaxen und den Tribut der Hospodare der Moldau und Walachei aufgebracht werden. Der Miri hatte 1807 gegen 107 Mill. Gulden Schulden. Von ihm iſt verſchieden der Schatz des Sultans, Itſch Hazne, in welchen die Pachtgelder der Domänen, die Geſchenke und Erpreſſungen, ſo wie die Reichthümer der entſetzten Staatsbeamten fließen. Die Landmacht iſt auf aſiatiſchen Fuß in ſchlechter Verfaſſung. Sie beſteht, nach Marſigli, aus 220,000 Mann, wovon die Kapikulys oder beſoldeten Truppen 74,000 Mann ausmachen, und zwar das Fußvolk (Jenjitſcheris, von denen 12,500 Garniſondienſte thun (ſ. d. Art. Janiſcharen), ferner Atſchemoglans, Toptſchis oder Artilleriſten, Schebeſchis und Sakkas, zuſammen 59,000 Mann, und die Reiterei (Spahis und Tſchaus) 15,000 M. Dazu kommen in Kriegszeiten die Serradkulis oder Lehnmiliz, 126,000 Mann, die Contingente der Tataren, 12,000 Mann, die der Moldau und Walachei 8000 Mann. Oberſter Feldherr iſt der Großveſſir; die einzelnen Corps befehligen die Aga's; die Provinzialtruppen die Paſcha's und Sandſchaks. Der jetzige Sultan hat ſeit 1814, mit mehr Erfolg als Selim der III., ein europäiſch geübtes Kriegsheer nach und nach zu bilden angefangen. Für die Offiziere der Seemacht, welche 1806 aus 20 Linienſchiffen, 15 Fregatten und 32 kleinern Kriegsſchiffen mit 2156 Kanonen und 4000 Matroſen (Levanti) beſtand, und die der Kapudan Paſcha befehligt, hatte Selim III. eine mathematiſche Schule errichtet. Da geborne Türken noch jetzt in den militäriſchen Republiken Tripoli, Tunis und Algier (ſ. d. Art. Barbaresken) die Herren ſpielen, ſo ſtehen auch dieſe Staaten unter der Hoheit des Großſultans. Dieſer hat wenigſtens durch beſondre Firmans ihnen alle Kaperei gegen Schiffe unter ruſſiſcher, öſterreichiſcher und preußiſcher Flagge mit Erfolg verboten. Vergl. v. Hammer: Des osmaniſchen Reichs Staatsverfaſſung uud Staatsverwaltung, 2 Theile, Wien 1815. Marſigli hat die militäriſche Verfaſſung und Muradgea d'Ohſſon die kirchliche dargeſtellt. Auch ſind von Tott's, der Lady Montague, Olivier's, Eton's und Thornton's Schriften über das türkiſche Reich mit neuern Reiſenden (von Hammer — deſſen 1821 zu Peſth erſchienenes Werk: Konſtantinopolis und der Bosporus ſchätzbare Beiträge liefert — von Stürmer, Melling, Forbin, Choiſeul Gouffier, Pouqueville u. A. m.) zu verbinden, um ein treues Bild von Völkern und Ländern zu bekommen, die aus Trümmern ein Muſiv=Gemälde der Weltgeſchichte darſtellen K.

Osnabrück, Fürſtenthum des Königreichs Hannover, ehemals ein Bisthum im weſtphäliſchen Kreiſe, deſſen Biſchöfe ſeit dem weſtphäl. Frieden abwechſelnd katholiſch und proteſtantiſch waren, und zwar wurden letztre jederzeit aus dem Hauſe Braunſchweig=Lüneburg gewählt, grenzt an Oldenburg, Diepholz, die preußiſchen Regierungsbezirke Minden und Münſter, den hannöveriſchen Antheil an Münſter (Grafſchaft Meppen) und an die Grafſchaft Lingen. Die Haſe und die Hunte ſind die vornehmſten Flüſſe. Die Größe beträgt

(nachdem das Amt Reckeberg an Preußen abgetreten worden iſt) 43½ Q. M., und die Zahl der Einw. 126,000. Die Leibeigenſchaft herrſcht zwar hier noch, iſt aber ſehr gemildert. Der Boden iſt meiſtens eben; nur durch den ſüdlichen Theil zieht ſich eine geringe Hügelreihe. Einige Gegenden ſind ſehr fruchtbar, in den meiſten aber iſt Geeſtland; auch gibt es noch viele Haide- und Moorſtriche. Das Land trägt Weizen, Rocken, Gerſte, Hafer, Buchweizen, jedoch nicht hinreichend für das Bedürfniß der Einwohner, Hanf und vielen Flachs, der aber nur von mittelmäßiger Güte iſt. Die Schweine- und Gänſezucht iſt ſehr wichtig. Bekannt ſind die weſtphäliſchen Schinken. Der Bergbau geht bloß auf Salz und Steinkohlen; auch gibt es viel Torf. Die Ausfuhr beſteht vorzüglich in Wolle, Vieh, Garn und Leinwand, Löwentlinnen genannt. Dieſes Löwentlinnen, oder grobe Leinwand, welche über England, Holland, Spanien und Portugal nach Afrika, Oſt- und Weſtindien geführt wird, verfertigen die Einwohner nach vollendeter Feld- und Hausarbeit. Man ſchätzt die Summe, welche durch dieſe Leinwand und durch das Garn in das Land kommt, jährlich auf faſt eine Million Thaler. Nächſtdem gehen jährlich an 6000 Beiwohner oder ſogenannte Heierlinge (d. h. ſolche Leibeigne, welche die Nebenhäuſer der Bauern miethweiſe inne haben), in die niederländiſchen Provinzen, und verdienen ſich im Sommer Geld mit Torfſtechen, Grabenauswerfen, Mähen und andrer Feld- und Gartenarbeit, wodurch wenigſtens 200,000 Gulden baares Geld jährlich eingebracht wird. Die Hauptſtadt Osnabrück, einſt der Hauptſitz der alten Sachſen, liegt in einem Thale, am linken Ufer der Haſe. Sie iſt nach alter Art befeſtigt und hat ein Schloß, eine Domkirche, fünf andre Kirchen, 1300 Häuſer und 9300 Einwohner, welche einen ſtarken Leinwandhandel treiben. Bemerkenswerth iſt das anſehnliche Rathhaus, auf welchem 1648 der osnabrücker Frieden geſchloſſen wurde.

Oſſian, oder Oiſian, der berühmteſte aller Barden, ſoll um's J. 300 nach Chr. gelebt haben. Man nennt ihn Sohn des Fürſten von Morven, **Fingal** (ſ. d. Art.), welcher entweder ein kaledoniſcher (hochſchottiſcher) Held war, oder wie einige irländiſche Schriftſteller meinen, ein irländiſcher, der aber durch ſeine Thaten als Vertheidiger einer iriſchen Kolonie gegen die Römer, dem ſchottiſchen Boden angehört. Oſſian war Held und Dichter zugleich, und ſoll mit vielen berühmten Sängern des Alterthums das Schickſal der Blindheit getheilt, und durch Geſang ſeinen Schmerz über den Verluſt ſeiner Lieben, z. B. ſeines gefallnen Sohnes Oscar, gemildert haben. Sein Name iſt unter den Bergſchotten und Hebridiern noch in ſehr ehrenvollem Andenken. Aber auch unter uns iſt er viel gefeiert worden, ſeit man in den, von Macpherſon herausgegebnen oſſianiſchen Liedern die Nachklänge ſeiner Harfe zu vernehmen glaubt. Zwar erwähnt Oſſian's Namen, nach Smith's Verſicherung, ſchon im 12. Jahrh. Giraldus Cambrenſis, und man wußte aus Buchanan, daß die Gälen in Hochſchottland und auf den Inſeln Geſänge bewahrten, die ihren Stolz ausmachten; aber in ihrer unverſtandnen Sprache blieben ſie andern Völkern ein vergrabner Schatz, ein Lüftchen, das in jenen einſamen Gegenden, wie auf einer Geiſterinſel, wehte. Erſt mit dem Anfange des vorigen Jahrh. wurde nähere Kunde jener Gegenden ſelbſt in dem übrigen Großbritannien verbreitet, und das Jahrh. verlief über die Hälfte, ehe jene Stimme vergangner Zeiten in Europa weiter ertönte und mit Freuden überall vernommen ward. Und dieſen

Genuß verdanken wir Macpherſon. Dieſer war nämlich ſeit 1751 auf die altſchottiſchen Balladen und andre Geſänge aufmerkſam geweſen und gab, beſonders durch den berühmten Home (Lord Kaimes) veranlaßt, 1760 ein Bändchen ſolcher Geſänge heraus, unter dem Titel: Remains of ancient poetry, collected in the Highland of Scotland. Darauf ließen Home und Robertſon ihn zu den Bergſchotten reiſen, um zu ſammeln. Dieſem zufolge gab er 1762 das größere Gedicht: Fingal, nebſt 16 kleinern, und 1763 Temora nebſt 5 kleinern heraus. 1764 erſchienen die Gedichte, die er auf dieſe Art herausgeben wollte, in zwei Quartbänden, und 1773 in zwei Octavbänden, worauf ſie öfters wiederholt worden ſind. Die beſte Ausgabe erſchien 1822: The poems of Ossian, translated by J. Macpherson, authenticated, illustrated and explained, by Hugh Campbell. Der Herausgeber hat eine, die Scenen von Fingal's Landungen und Kämpfen erläuternde Karte und eine Abhandlung über die Echtheit der Gedichte hinzugefügt. Macpherſon erklärte alle dieſe Gedichte für Ueberſetzungen aus den gäliſchen Liedern des alten Barden Oſſian, welche theils aus dem Munde des Volks aufgenommen, theils aufgeſchrieben gefunden worden ſeien. Ihre Ueberſchriften haben ſie von Helden, deren Thaten, Liebe und Schickſale, oder von Orten, deren Begebenheiten ſie beſingen. So groß auch der Beifall war, den dieſe Gedichte fanden, ſo ward doch gleich vom Anfange an gegen ihre Echtheit geſtritten, und theils behauptet, daß dieſe Poeſien Macpherſon's eigne Erfindungen ſeien, denen er nur Oſſian's Namen leihe; theils, daß ſie wenigſtens nicht von jenem alten Barden herrühren, wenn ſie auch aus alten ſchottiſchen Volksliedern gebildet ſeien. Die erſten Gegner waren Recenſenten 1762, dann der berühmte Johnſon 1775, und Shaw 1761, dann Waller, Malcolm Laing (im 4. Theil der Octavausgabe (1809) ſ. Geſch. von Schottl. und in einer eignen Schrift) u. A. In Deutſchland erklärte ſich beſonders Adelung gegen ihre Echtheit (ält. Geſch. der Deutſchen, S. 392 ff.). Auf der andern Seite erhoben ſich Viele, die Macpherſon vertheidigten, beſonders Hugh Blair, dann Graham, Sinclair, Smith, Macdonald, Clarke, Home, Arthur Young u. A. Aber ſie konnten nur beweiſen, daß Macpherſon's Arbeit nicht etwas von ihm ſelbſt Verfertigtes und Untergeſchobnes ſei, daß man Originale zu ſeinen engliſch bearbeiteten Geſängen unter den Bergſchotten finde und daß man ſolche dem Oſſian beilege; nimmermehr aber, daß ſie in der That von jenem Oſſian herrühren, der um das J. 300 gelebt haben ſoll. Die Hauptgründe der Beſtreiter ihrer Echtheit: 1. daß in jenen Zeiten Gedichte von ſolcher Zartheit in den Nebelgefilden Weſt-Schottlands, und bei dem damaligen Zuſtande des Volks nicht gedacht werden könnten (vergl. die Abhandlung über Oſſian in Vater's zweitem Theile von Adelung's Mithridat, welche ſchon im deutſchen Merkur geſtanden hatte), 2. daß ſolche unmöglich 14 Jahrh. mündlich hätten fortgepflanzt werden können, und 3. wenn auch dieſes möglich wäre, nicht mehr ſo verſtändlich ſein würden, können nicht wohl aufgewogen werden durch die Bemerkungen, wodurch man ihre Echtheit vertheidigt, daß dieſe Geſänge einen jüngern Urſprung nicht verrathen (z. B. nichts vom Chriſtenthume), vielmehr in die ganz alte Zeit, ſo wie in die natürliche Beſchaffenheit der Hochländer paſſen; daß ſie von ganz andrer Art iſt, als die jüngern irländiſchen und engliſchen Balladen; daß Macpherſon unmöglich in ſo kurzer Zeit ſo viel Geſänge habe hervorbringen können, noch viel weniger (da er zu wenig gäliſch gekonnt)

ſich gäliſche Originale (wie er zum Theil herausgegeben, z. B. den 7. Geſang von Temora, 1763) machen; daß er bei ſo ſchönen Gedichten gewiß den Ruhm nicht einem Andern zugewendet und ſein eignes Verdienſt verleugnet haben würde, wäre er ſelbſt der Verfaſſer; und daß ihre lange Erhaltung, bei der Vorliebe der Hochſchotten für ihre alte Heldenzeit, für die Anſtalt der Bardenſchulen und bei der einem Volke, das keine Büchergelehrſamkeit hat, ohnehin eignen Stärke des Gedächtniſſes, möglich geweſen ſei. Schon 1797 ſetzte die edinburger Alterthumsgeſellſchaft eine Commiſſion zur genauern Unterſuchung dieſes Gegenſtandes nieder. Es ergab ſich (wie wir aus Henry Mackenzie's Report of the Committee of the Highland. Edinburgh 1805, erſehen), daß in Irland Sagen von jenen Helden mündlich fortgepflanzt würden, auch fanden ſich mehrere Handſchriften mit alten Balladen. Solche Sagen und Balladen, die von Barden, wie ſie erſt ſeit 1746 aufhörten, als nach der Schlacht bei Culloden die hochländiſche Verfaſſung aufgehoben ward, und die Schotten ihre Sitten zu ändern anfingen, nach alten Sagen und im Geiſte der alten Zeit geſungen wurden, hielt man nun für die Grundlage, auf welche Macpherſon ſeine oſſianiſchen Poeſien gebaut habe. Macpherſon hat ſie frei überſetzt, willkürlich verbunden, ergänzt, veredelt, verfeinert, verſchönert, auch entſtellt. Daß die längern Heldengedichte: Fingal und Temora, in dieſer Geſtalt vom alten Oſſian herrühren ſollten, daran iſt noch weniger zu denken. Eine epiſche Einkleidung iſt den Originalen ganz fremd. Sie ſind von Macpherſon aus kleinen poetiſchen Erzählungen zuſammengeſetzt worden, die man auch wieder einzeln leſen muß, wo ſie dann treffliche Rundung, überſchaubare Kürze und Vollendung haben. Die Haupthandlung im ganzen Balladenkreiſe iſt Fingal's Rettung Erins oder Irlands von dem Angriffe des ſtolzen Königs Swaran von Lochlin (wahrſcheinlich Norwegen). Hiedurch macht es Friedrich Schlegel (deutſches Muſeum I, 16 u. ff.) ſehr wahrſcheinlich, daß die oſſianiſchen Gedichte in das Zeitalter der Normannen fallen. „Oſſian, ſagt er, iſt wie der traurige Nachhall eines erlöſchenden Volks, ſo auch der letzte, ſchwindende Schatten eines untergegangnen Glaubens alter Götterlehre. Mag man nun immer an Macpherſon tadeln, daß er wahrſcheinlich aus Verblendung und mißverſtandnem Patriotismus die oſſianiſchen Gedichte in die Zeit der Römer hinaufſchob, und daß er die zum Grunde liegenden alten gäliſchen Geſänge bisweilen ſchlecht überſetzt und entſtellt habe (wie Sinclair und Ahlwardt gezeigt), ſo gebührt ihm immer großer Dank, theils wegen des Hervorziehens und der Verbreitung jener altſchottiſchen Volksgeſänge (die vielleicht bald nach und nach verloren gegangen wären, da die Schotten ihre alten Gewohnheiten immer mehr verlaſſen), theils wegen ſeines eignen poetiſchen Verdienſtes bei der Einkleidung derſelben. Die von Macpherſon herausgegebnen Geſänge wurden mit Begeiſterung aufgenommen und in die meiſten europäiſchen Sprachen überſetzt, in die franzöſiſche von Le Tourneur, Paris 1777, von Lombard, Berlin 1789, von Jangurs, Paris 1801; in die ſpaniſche von Ortin, Valladolid 1788; in die italieniſche von Ceſarotti, Padua 1773 u. 1774; in die holländiſche von Bilderdyk, 1806, und in die polniſche von Kraſicki; am öfterſten von den Deutſchen, die auch oft das Engliſche abdruckten. Schon 1764 erſchienen zu Hamburg Ueberſetzungen; 1768 von Denis (in unpaſſenden Hexametern), von Harold 1775 (Proſa), von Peterſen 1782, von Rhode, Berlin 1800, 3 Bände

chen 8. (rhythmiſch, treu und elegant); von Schubart; vom Grafen F. L. zu Stolberg (kräftig und beſonnen), Hamburg 1806, 3 Bände, gr. 8.; von F. W. Jung, 3 Bände, Frankfurt 1808, 8. (weicher und aufgelöſter) und vieles einzeln, z. B. von Neumann, herausgegeben von Gurlitt, Hamburg 1803 ff., und beſonders die ſo ſchönen Lieder von Selma, in Göthe's Werther; in der Iris, im deutſchen Muſeum u. ſ. w. 1807 gab endlich die hochländiſche ſchottiſche Geſellſchaft die galiſchen Originale von 14 oſſianiſchen Gedichten in 3 Bänden heraus, nebſt einer wörtlichen lateiniſchen Ueberſetzung von Macfarlan (auch hat man eine neue engliſche Ueberſetzung von Roß). Dieſe gäliſchen Originale ſogenannter oſſianiſcher Gedichte (zu deren Verſtändniß man die Wörterbücher von O'Brien und Shaw, und die gäliſche Sprachlehre von Stewart hat), überſetzte im Metrum des Originals (in daktyliſchen, katalektiſchen Trimetern) Ahlwardt in Oldenburg, Leipzig 1811, in deſſen Ueberſetzung ſich aber jene Poeſien weniger gefällig ausnehmen, als in der freiern Form Macpherſon's, der auch aus den härtern Namen lieblichere bildete, z. B. Minona (vergl. Leipz. Lit. Zeit. Nr. 72, 1812). Wir fügen hier einige bedeutende Worte Herder's über die oſſianiſchen Gedichte nach Macpherſon's Bearbeitung bei (vergl. Schiller's Horen, 1795 St. X., Herder's Adraſtea, St. X. und ſeine Blätter von deutſcher Art und Kunſt). „Die lieblichſte Geſtalt macht Oſſian in kleinen einzelnen Erzählungen, die man bald als heroiſche Romanzen, bald als rührende Idyllen, bald als rein lyriſche Stücke betrachten kann, deren einige, z. B. Comala, ſich dem Drama nähern.“ Indem er ihn mit Homer zuſammenſtellt, ſagt er: „Homer dichtet rein objectiv, Oſſian rein ſubjectiv. Bei Homer treten alle Geſtalten frei und lebhaft hervor; Oſſian hat Nebelgeſtalten. Er wählt ſeine Helden nicht wie ſie ſind, ſondern wie ſie ſich nahen, wie ſie erſcheinen und verſchwinden. Im Homer ſieht man die Handlung, im Oſſian ahnet man ſie an Tritten, Zeichen und Wirkungen. Die Geſtalt ſeiner Geliebten deutet Oſſian mehr an, als daß er ſie darſtellte und malte. Man hört ihre Tritte oder ihre Stimme; man ſieht den Schimmer ihrer Arme, ihres Antlitzes, wie einen vorübergleitenden Strahl. Homer ſang die erſte Kriegsunternehmung Griechenlands, Oſſian iſt dagegen Stimme voriger Zeiten, er verkündet den Ausgang des Heldenſtammes.“ Der Inhalt der oſſianiſchen Poeſien, theils hiſtoriſch, theils lyriſch, iſt: Erzählung von Heldenthaten in Kämpfen, Preis vergangner beſſrer Tage, helldunkle Gemälde der hochländiſchen Natur, Klagen über erlittne Leiden, Schickſale Liebender, wehmuthsvolle Klagen lieblicher Jungfrauen am Grabhügel ihrer geliebten gefallnen Heldenjünglinge, Heldenfeſte u. ſ. w. Die Form iſt ganz eigenthümlich, eine eigne, immer kurz abgebrochne, und darum bisweilen mißfallende Sprache (im Originale metriſch, bei Macpherſon unmetriſch, doch rhythmiſch), voll concreter Ausdrücke. Glückliche Darſtellung der Leidenſchaften, treffliche, rührende Schilderungen, maleriſcher Ausdruck, kühne, aber liebliche Bilder oder Gleichniſſe, tiefe, rührende Empfindung, liebliche Ausdruck ſanfter Wehmuth, und Einfachheit (man findet z. B. keine Einmiſchung höherer Weſen, nur daß die Geiſter der Todten wie Nebelgeſtalten bisweilen die Handelnden umſchweben), geben dieſen Geſängen eignen Reiz. Auf der andern Seite wirft man ihnen den Mangel beſtimmt geſchilderter und verſchiedner Charaktere der handelnden Perſonen, die zu öftre Wiederkehr der nämlichen Gleichniſſe (viele bot freilich die arme, nur an Rohr,

Felſen, Haiden, Seen, Nebel und Winden reiche Natur in jenem Lande nicht dar), und zu große Empfindſeligkeit, zumal im Munde der Helden vor. Dennoch werden dieſe ſchottiſchen Poeſien, ſo wie die von Smith in ſeiner Sean Dana (engl. 1780, gäliſch 1787, deutſch von C. F. Weiße, Leipzig 1781, 2 Bände 8.), von Miß Brookes, 1789, von Arthur Young, deutſch 1792, und von Stewart herausgegebnen, aber andern Barden zugeſchriebnen, Lieder jenes geſangliebenden Volks immer ſehr anziehend bleiben, und manchen zarten, beſonders weiblichen Gemüthern, einen hohen Genuß verſchaffen. Der Künſtler Ruhl hat zu den oſſianiſchen Gedichten Kupferſtiche geliefert, Penig, 1805.

Oſſuña (Don Pedro Tellez y Giron, Herzog von) berühmt durch ſeine Verwaltung von Neapel und Sicilien, wurde 1579 zu Valladolid geb. Sein Großvater, Vicekönig von Neapel, nahm ihn als zweijährigen Knaben mit dahin. Pedro zeigte in ſeiner erſten Kindheit ein finſtres, träges Gemüth, und ſträubte ſich gegen alles Lernen, bis man ihn endlich, da er ſich über ſeinen ſteifen Lehrer beklagte, unter die Aufſicht einer muntern Hofmeiſterin ſtellte, und ihm einen Spanier, der eben ſo kenntnißreich als ſpaßhaft war, zum Lehrer gab. Er machte nun überraſchend ſchnelle Fortſchritte, und es entwickelte ſich in ihm jene unerſchöpfliche Fröhlichkeit, und jene beißende Laune, die ihm ſpäterhin ſo viele Feinde zuzog. In ſeinem zehnten Jahre kam er nach Spanien zurück und ging auf die Univerſität Salamanca, wo er ſich bald ſehr auszeichnete und ſich beſonders zu einem trefflichen Lateiner und einem Kenner der Geſchichte bildete. Als er an Philipps II. Hof erſchien, fand er Anlaß genug, ſeinen beißenden Witz zu zeigen, und lud bald den Haß der Höflinge und die Ungnade des Königs, auf ſich. Er wurde wegen einer nicht ſehr ehrerbietigen Antwort an den König aus der Hauptſtadt verwieſen, und begab ſich nach Zaragoza, wo auch Philipps Sekretär, Antonio Perez, Zuflucht geſucht hatte. Don Pedro, der ſich damals noch Giron nannte, ſchützte den Verbannten gegen die ihm drohende Gefahr und erleichterte ihm die Flucht. Er ſelbſt begab ſich, da er in Spanien nichts zu erwarten hatte, nach Frankreich, und darauf nach Portugal, wo er blieb, bis er die Nachricht von Philipps II. Tode erhielt. Nach ſeiner Rückkehr an den Hof, hing er ſich an den Herzog von Lerma, den Günſtling des neuen Königs, heirathete die Tochter des Herzogs von Alcala und nahm den Titel eines Herzogs von Oſſuña an. Die Höflinge, durch ſeine Ausfälle erbittert, fanden auch Mittel, den König, den er öffentlich den Ober-Tambour des Reichs nannte, gegen ihn aufzubringen. Vom Hofe verwieſen, begab er ſich, um der läſtigen Unthätigkeit zu entgehen, nach Flandern, wo er in ſechs Feldzügen diente, und ſich eben ſo ſehr durch Verſtand als Muth auszeichnete. Während dieſer Zeit reiſte er nach Frankreich und England. Heinrich IV., der viel Gefallen an Oſſuña's Witz fand, nahm ihn ſehr gut auf, und König Jakob I. unterhielt ſich gern mit ihm in lateiniſcher Sprache. Durch die Bemühungen ſeines Gönners, des Herzogs von Lerma, wurde ihm endlich 1607 die Rückkehr an den Hof erlaubt, und der König gab ihm Beweiſe ſeines Vertrauens. Der Herzog benutzte ſeinen Einfluß, die Miniſter zur Anerkennung der Unabhängigkeit Hollands zu bewegen, was durch den Vertrag von 1609 geſchah. Als im folgenden Jahre die Vertreibung der Abkömmlinge der Mauren, der Morisco's (ſ. d. Art.) beſchloſſen wurde, ſprach Oſſuna dagegen, und ſchrieb zwei bewunderte Denkſchriften über die Verderb-

lichkeit dieſer Maßregel. Die Inquiſition nahm ihn deshalb in Anſpruch und beſchuldigte ihn, daß er auf ſeinen Reiſen Ketzereien eingeſogen habe und heimlich den Mauren zugethan ſei. Die gegen ihn verhängte Unterſuchung gab jedoch eben ſo wenig Gründe zu ſeiner Verurtheilung an die Hand, als eine, früher gegen ihn erhobne Beſchuldigung wegen einiger Spöttereien über ein Wunder. Gleich darauf ging der Herzog als Vizekönig nach Sicilien, wo er bis 1615 blieb. Er war hier eifrig bedacht, die öffentliche Sicherheit herzuſtellen, Ackerbau und Handel zu ermuntern und die Küſten der Inſel gegen die Räubereien der Türken, die er zweimal ſchlug, zu ſichern. Nach ſeiner Zurückberufung blieb er nur kurze Zeit in Spanien, und ging darauf als Vizekönig nach Neapel. Auch hier war ſeine Sorgfalt dahin gerichtet, den Druck zu erleichtern, der auf dem Volke laſtete, aber eben dadurch machte er ſich den Adel, den er ſtrenge behandelte, und die Geiſtlichen, deren Erbſchleichereien er Einhalt that, verhaßt. Die Anſprüche Venedigs auf die ausſchließende Herrſchaft über das adriatiſche Meer, die dem Handel von Neapel und Sicilien großen Schaden brachten, widerſetzte er ſich mit ſiegreichem Nachdrucke. Als Philipp III. auf Andringen des päpſtlichen Nuntius die Inquiſition in Neapel einführen wollte, wehrte ſich der Herzog mit ſolcher Beharrlichkeit dagegen, daß ſeine Feinde ihn des Trotzes gegen den König anklagten und um den Sturm zu beſchwören, vermählte er ſeine Tochter mit dem Sohne des Günſtlings Lerma. Sein Widerſtand gegen die Einführung der Inquiſition, hatte ihn beſonders der Geiſtlichkeit verhaßt gemacht, die in Neapel ſehr mächtig war, und da er vorausſah, daß die Hofränke ihm endlich doch die Gewalt entreißen würden, machte er den Anſchlag, ſich ſelber der Herrſchaft zu bemächtigen. Er ſuchte in dieſer Abſicht ſeit 1617 die Geſinnungen von Savoyen, Venedig und Frankreich zu erforſchen, und knüpfte ſpäter Verbindungen mit Holland, ſelbſt mit den Türken an. Unter dem Vorwande eines Kriegszugs gegen die Türken blieb er, gegen die Abſichten ſeines Hofes, gerüſtet, und wie er 1618 zur Beförderung ſeines geheimen Zweckes ſich der Verſchwörung Bedmar's liſtig bedient habe, hat Graf Daru in ſeiner trefflichen Geſchichte von Venedig aus einander geſetzt. Ein Theil ſeines Anſchlags wurde ruchbar und ein Kapuziner gab den Vizekönig in Madrid an, der darauf 1619 zurückberufen ward. Er kehrte wie im Triumphe nach Madrid zurück, aber gleich nach Philipps IV. Thronbeſteigung ward eine Unterſuchung gegen ihn verhängt, die 3 Jahre dauerte, jedoch kein endliches Ergebniß lieferte, ſo viel Mühe ſich die Inquiſitoren gaben, den Herzog zu verderben. Er blieb indeß in ſeiner Gefangenſchaft im Schloſſe Alamede, wo er ſeine fröhliche Laune behielt, bis er 1624 ſtarb, an einem Schlagfluſſe, wie Einige ſagen, oder an Gift, das ihm ſeine Frau gegeben haben ſoll. Die Rache des Hofes erloſch mit ſeinem Tode und des Herzogs Sohn kam wieder in dem ungeſtörten Beſitz des väterlichen Erbes.

Oſt, Oſten, ſo viel als Orient. Oſt zum Süden heißt bei den Seefahrern der Kompaßſtrich, welcher 11¼ Grad vom Oſtpunkte nach Süden liegt; Oſt zum Norden diejenige Gegend, welche 11¼ Grad vom Oſtpunkte nach Norden liegt.

Oſtade (Hadrian van), ein berühmter Maler und Kupferſtecher, der zum Unterſchiede von ſeinem minder ausgezeichneten Bruder Iſaak gewöhnlich der gute Oſtade genannt wird. Ländliche Tanzplätze, Bauerhöfe und Ställe, ſo wie das Innere von Bauerhütten und Schen-

ken, ſind die Orte, wohin Oſtade ſeine Perſonen verſetzt hat, die größtentheils derbe Bauerkerle, betrunkne Tabaksraucher, oder mit ländlichen Arbeiten beſchäftigte Bäuerinnen ſind. Wenn Teniers die Natur zuweilen verſchönerte, ſo ſtellte ſie Oſtade nur immer ſo dar, wie er ſie ſah, ja ſchien zuweilen ſie noch zu verhäßlichen. Aber, wie Teniers, weiß er in ſeine kleinen Bilder Geiſt und Wahrheit zu legen. Sein Pinſel iſt voll Feinheit, ſein Colorit warm und mannichfach und ſeine Zeichnung iſt der Gattung, in der er arbeitete, angemeſſen. Obgleich Oſtade in Deutſchland (Lübeck 1610) geboren war, ſo wird er doch zur niederländiſchen Schule gerechnet, indem er ſein Talent in Flandern bildete. Er hatte Franz Halß zum Lehrer, und empfing einigen Unterricht von Rembrandt. Bei dem Erſtern machte er die Bekanntſchaft des ebenfalls berühmten, aber unglücklichen Brauwers, der ſein treuer Freund und Rathgeber ward. Oſtade ſchlug zuerſt ſeine Werkſtätte in Harlem auf, und blieb hier bis zu dem Zeitraume, wo die Heere Ludewigs XIV. die Niederlande bedrohten. Den Schrecken des Kriegs auszuweichen, verließ er den Ort, wo ſein Ruhm und ſein Glück begonnen hatten. Er wollte mit ſeiner Familie nach Lübeck zurückgehen, traf aber bei ſeiner Durchreiſe durch Amſterdam mit einem reichen Privatmanne zuſammen, der ſeine Beſorgniſſe zu zerſtreuen und ihn in dieſer Hauptſtadt zurückzuhalten wußte. Er erwarb ſich hier neuen Ruhm, brachte durch anhaltenden Fleiß ein anſehnliches Vermögen zuſammen, und ſtarb 1685. Seine Frau gab ihm eine zahlreiche Nachkommenſchaft, und ließ ihn im Kreiſe ſeiner Familie ein hohes Glück finden. Das pariſer Muſeum beſitzt ein herrliches Gemälde, worin ſich der Künſtler ſelbſt neben ſeiner Frau, die er bei der Hand hält, und von 8 Kindern umringt, gemalt hat.

Oſtende, eine befeſtigte gutgebaute Stadt im Königreich der Niederlande, Provinz Weſtflandern, mit 10,500 Einw. und einem Hafen an der Nordſee, in welchen größere Schiffe nur mit Hülfe der Fluth einlaufen können. Rathhaus und Börſe ſind anſehnlich. Die Feſtigkeit der Stadt wird dadurch befördert, daß ſie unter Waſſer geſetzt werden kann. Sie iſt merkwürdig wegen der Belagerung, die von 1601 bis 1604 dauerte, und damit endigte, daß die holländiſche Beſatzung ſich an den ſpaniſchen General Ambroſius Spinola ergeben mußte. Die hier 1723 von Kaiſer Karl VI. angelegte Handelsgeſellſchaft erregte die Eiferſucht der Engländer und Holländer, und mußte nach dem wiener Vertrage 1731 wieder aufgehoben werden. 1745 zwang der franzöſiſche Marſchall von Löwendahl die Stadt binnen 10 Tagen nach Eröffnung der Laufgräben zur Uebergabe, und ſie blieb bis zum aachner Frieden 1748 in franzöſ. Beſitz. 1757 vertraute Maria Thereſia die Bewahrung des Platzes einer franzöſiſchen Beſatzung an. Joſeph II. erklärte Oſtende 1781 für einen Freihafen, wodurch die Handelsthätigkeit und die Anzahl der Fremden ſehr vermehrt wurden. Der Krieg zwiſchen Frankreich, Holland und England trug überhaupt damals viel zur Aufnahme des Orts bei. Noch lebhafter wurde das Gewerbe der Stadt in den erſten Jahren des franzöſiſchen Revolutionkrieges; als aber die Franzoſen ſich in den Niederlanden behaupteten, blockirten die Engländer den Hafen, und der Handel mußte ſeitdem immer mehr ſinken. Doch fängt er jetzt an ſich wieder zu heben. Ihn begünſtigen die Kanäle, wodurch Oſtende mit Gent, Brügge und Nieuport in Verbindung geſetzt wird.

Oſteolith (Knochenverſteinerung). S. d. Art. Organiſche Ueberreſte.

Oſteologie, die Knochenlehre, ein Theil der Anatomie (ſ. d. Art.).

Oſtera, Oſtura, Oſtra, ſ. Oſtern.

Oſtercyklus, ſ. Kalender.

Oſtermann (Heinr. Joh. Fried. Graf). Dieſer, in der ruſſiſchen Geſchichte merkwürdige Mann war der Sohn eines lutheriſchen Geiſtlichen in Bockum, einer Stadt in der Grafſchaft Mark. Nachdem er in Jena ſtudirt hatte, trat er 1704 in die Dienſte des ruſſiſchen Vizeadmirals Cruys, eines gebornen Holländers, der ihn dem Monarchen empfahl; eine Empfehlung, die ſich auf das glänzendſte rechtfertigte. Alle Regenten Rußlands, denen er diente, ſetzten das vollkommenſte Vertrauen in ihn, und ließen ſich angelegen ſein, ihn zu belohnen. Bekanntlich zog Oſtermann, in Gemeinſchaft mit Catharinen und Schaphirow, den Kaiſer am Pruth aus der gefährlichſten Lage. Seit der Zeit war Peters Vertrauen zu ihm unbegrenzt. Mit nicht mindrer Geſchicklichkeit unterhandelte er 1721 den nyſtädter Frieden. Peter ſelbſt gab ihm das Zeugniß, daß er nie einen Fehltritt in Erfüllung ſeiner Pflichten gethan, ernannte ihn zum Geheimenrath, und erhob ihn in den Freiherrnſtand. Unter der Regierung der Kaiſerin Catharina I. wurde Oſtermann Reichsvizekanzler und wirklicher Geheimerrath. Auf ihrem Sterbebette ernannte ſie ihn zum Oberhofmeiſter ihres Nachfolgers, Peters II., und zum Mitgliede des Raths, der während der Minderjährigkeit des Prinzen die Regierung führen ſollte. Oſtermann leitete die Erziehung des jungen Kaiſers nach beſter Einſicht, und ſchrieb für ihn die bekannte vortreffliche Einrichtung der Studien. Er erhielt dafür von ſeinem Zöglinge, der noch faſt als Kind ſtarb, 1730 die Grafenwürde. Die Kaiſerin Anna machte ihn zum Kabinetsminiſter. Da aber ſeinem hellen Blicke die Verwirrung und der Parteigeiſt, welche am Hofe immer mehr zunahmen, keineswegs verborgen blieben, ſo ſuchte er ſich durch Zurückgezogenheit, die er mit Kränklichkeit entſchuldigte, vor dem drohenden Ungewitter zu ſichern, und erſchien nur, wenn in wichtigen Fällen die Monarchin ausdrücklich ſeinen Rath hören wollte. Nach ihrem Tode, 1740, wollte er ganz von dem Schauplatze abtreten, aber der Herzog von Kurland, damaliger Regent, hinderte ihn daran. Die Regentin Anna, des Kaiſers Mutter, ernannte ihn zum Großadmiral, und wiewol er, als ein eifriger Freund Preußens, viele mächtige Große und unter dieſen ſelbſt den Gemahl der Regentin, den Prinzen Anton Ulrich von Braunſchweig, welche ſämmtlich der öſterreichiſchen Partei anhingen, zu Gegnern hatte: ſo entſprangen für ihn doch keine nachtheiligen Folgen daraus, da er ſich, um der Regierung mehr Feſtigkeit zu geben, bewegen ließ, denjenigen beizutreten, welche die Großfürſtin und Regentin Anna ſelbſt auf den ruſſiſchen Thron zu ſetzen, und den bisherigen Kaiſer, ein Kind von einigen Monaten, zu ihrem Thronfolger zu erklären, im Sinne hatten. Die Ausführung dieſes Plans wurde durch die Empörung der Eliſabeth am Ende des J. 1741 übereilt. Dieſe ſchwache Fürſtin ließ ſich von ihren Miniſtern und Höflingen überreden, den Grafen Oſtermann und mehrere Andre als Verbrecher verhaften und von einer Commiſſion zum Tode verurtheilen zu laſſen. Schon hatte Oſtermann das Blutgerüſt beſtiegen und der Henker das Beil erhoben, als ihm angekündigt wurde, daß die Kaiſerin ſeine Strafe in Verbannung verwandle. Seine Gemahlin, eine geborne Stresnew, ſo wie ſeine Dienerſchaft, folgten ihm nach Bereſow in

Sibirien. Seine Tochter und ſeine zwei Söhne blieben zurück. Er lebte noch fünf Jahre, ſchwächlich und mühſam, und ſtarb 1747. Oſtermann hatte einen weitumfaſſenden, aufgeklärten Verſtand, beſaß eine nie trügende Beurtheilungskraft und Menſchenkunde, und zeigte in allem ſeinen Thun ein feines Zartgefühl. Seine Zwecke verfolgte er troz aller Hinderniſſe. Er war untadelhaft in ſeinem Lebenswandel, geſchäftig, unbeſtechlich und treu, in den Wiſſenſchaften nicht unerfahren, beſonders mit ſeltnen Sprachtalenten ausgerüſtet, ein Beſchüzer des Verdienſtes und der Gelehrſamkeit, und als Staatsmann unübertroffen in der Kenntniß der europäiſchen Höfe und ihrer Verhältniſſe unter einander. Dabei aber war er mißtrauiſch, und auf jedes Talent, das ihm den Rang ſtreitig machen zu können ſchien, eiferſüchtig. Seine Leidenſchaften wußte er eben ſowol zu beherrſchen, als ſeine Meinung in ſchwierigen Fällen geſchickt zurückzuhalten. Oſtermann's Söhne, welche beide kinderlos waren, adoptirten ihrer Schweſter Söhne, die ſeitdem Tolſtoy-Oſtermann (ihr Vater war der General Tolſtoy) heißen, und ſich in Hof-, Civil- und Militärdienſten rühmlich auszeichnen. Beſonders iſt der Name Oſtermann durch die Schlacht gegen Vandamme bei Culm (30. Aug. 1813) von neuem berühmt geworden. S. Culm.

Oſtern, das Feſt der Auferſtehung Jeſu, hat am wahrſcheinlichſten ſeine deutſche Benennung von dem Feſte der Göttin Oſtera, welches die alten Sachſen in demſelben Zeitpunkte des Frühlings zu feiern pflegten, in welchen das chriſtliche Oſterfeſt fällt. Mit dieſer Erklärung beſteht ſehr wohl die adelung'ſche Meinung, daß Oſtern von dem veralteten Worte: oſter, oſten, abzuleiten ſei, worin der allgemeine Begriff des Aufgehens und Auferſtehens liegt, wie in dem Namen jener Göttin, welche unſern Vorfahren die Schöpferin des Wiederauflebens der Natur im Frühlinge war. Mit dem Kultus, der ihr vor Einführung des Chriſtenthums gewidmet wurde, hängen die Namen der Oſterwälder, Oſterberge und die abergläubiſchen Gebräuche des Oſterfeuers, der Oſtereier ꝛc. zuſammen. Der, ſeit der Mitte des 2. Jahrh. mit vieler Heftigkeit zwiſchen den orientaliſchen und occidentaliſchen Chriſten geführte und mehreremale erneuerte Oſterſtreit, worin jene nicht aufhören wollten, dieſes Feſt mit den Juden zugleich zu feiern (ſ. d. Art Paſcha) und dieſe darauf drangen, es ohne Paſchamahl, und nur von einem Sonntage (als dem Auferſtehungstage Jeſu) an, zu begehen, wurde auf der Kirchenverſammlung zu Nicäa nach der Meinung der leztern entſchieden. Ueber die Art, wie die Zeit dieſes Feſtes für jedes Jahr beſtimmt wird, ſ. d. Art. Kalender. E.

Oeſterreich, Haus Oeſterreich (Habsburg und Lothringen). Das Kaiſerthum Oeſterreich iſt ein europäiſcher monarchiſcher Bundesſtaat germaniſcher, ſlaviſcher, magyariſcher und italieniſcher Völker. Die Wiege dieſer Monarchie war das Land unter der Ens. Hier entſtand aus einer Grenz-Landwehr des ſüdöſtlichen Deutſchlands gegen aſiatiſche Hordenſchwärme, im Zeitalter Carls des Großen, um das J. 800, das Markgrafthum Oeſterreich. In der Folge wurde daſſelbe, mit dem Lande ob der Ens vereinigt (im J. 1156), ein Herzogthum. Doch begann die Ausbildung deſſelben zu einem mächtigen Staate erſt mit dem J. 1282, in welchem das Haus Habsburg Oeſterreich erhielt. Dieſe Dynaſtie verband damit nicht nur mehrere Länder (den nachmaligen öſterreichiſchen Kreis),

ſondern auch die römiſch-deutſche Wahlkrone im J. 1438, worauf Oeſterreich 1453 zu einem Erzherzogthume erhoben ward. Durch den Erwerb von Böhmen und Ungarn (mittelſt freier Wahl 1526) ſtieg es zu dem Range einer europäiſchen Monarchie. Das Haus Oeſterreich-Lothringen behauptete dieſen Rang im aachner Frieden 1748, befeſtigte die Einheit ſeiner Staatenmaſſe durch die Erhebung der Monarchie 1804 zu einem Erbkaiſerthum, und machte ſeine Würde als eine der Ausſchlag gebenden europäiſchen Hauptmächte geltend, vor und auf dem wiener Congreſſe 1815. Dieſen Hauptpunkten des politiſchen Schickſals des Ganzen knüpfen ſich an die einzelnen Merkwürdigkeiten der Länder und Völker. Seit die Römer, 33 nach Chr., die Noriker bezwungen und die Donau beſetzt hatten, gehörte das Land nördlich von der Donau, nach den böhmiſchen und mähriſchen Grenzen hin, zu dem Reiche der Markmannen und Quaden; ein Theil von Niederöſterreich und Steiermark gehörte, nebſt Wien (Vindobona), einer römiſchen Municipalſtadt, zum obern Panonien; das übrige, nebſt Kärnthen und einem Theile von Krain, bildete einen Beſtandtheil von Noricum; Görz gehörte zur römiſchen Provinz Illyricum, und Tyrol war ein Theil von Rhätien. Die Völkerwanderung zerriß dieſe Grenzen. Bojer, Vandalen, Heruler, Rugier, Gothen, Hunnen, Longobarden und Avaren wechſelten hier im Laufe des 5. und 6. Jahrh. ihre Wohnplätze, bis ſeit 568, als die Longobarden in Oberitalien ihr Reich aufgerichtet hatten, der Ensfluß die Grenze zwiſchen dem deutſchen Volksſtamme der Baiern, welchen das Land ob der Ens gehörte, und den von Oſten her an dieſen Strom nachgerückten Avaren bildete. An der Mur, Save und Drave erſchienen aber bereits ſeit 611 die Wenden, ein ſlaviſcher Volksſtamm. Als in der Folge (788) nach der Auflöſung des Herzogthums Baiern (ſ. d.), die Avaren über die Ens gegangen und in die fränkiſchen Grafſchaften im Baierlande eingefallen waren, ſchlug ſie Carl der Große, 791, bis an die Raab zurück, und vereinigte das Land von der Ens bis an den Einfluß der Raab in die Donau (Land unter der Ens), mit Deutſchland unter dem Namen Avarien, oder öſtliche Mark, Marchia orientalis oder Austria, woraus im 10. Jahrh. (zuerſt in einer Urkunde Otto III. 996) Ostirrichi oder Oeſterreich wurde. Carl ſchickte Koloniſten, mehrentheils Baiern, in die neue Provinz, welche er durch einen Markgrafen regieren ließ, während der Erzbiſchof von Salzburg die Aufſicht über alles Kirchenweſen in derſelben führte. Avarien bildete ſeit dem Theilungsvertrage von Verdun (843) die öſtliche Ehrenprovinz des deutſchen Reichs. Durch den Einfall der Ungarn in Deutſchland kam es (900) in deren Beſitz, bis Kaiſer Otto I. (955), in Folge des Siegs bei Augsburg, einen großen Theil dieſer Provinz wieder an ſein Reich brachte. Bald wurde ſie durch die Kraft und Klugheit der ihr vorgeſetzten Markgrafen in ihrem urſprünglichen Umfange mit Deutſchland auf's neue vereinigt, und ihre Grenze unter Kaiſer Heinrichs III. Markgrafen Albrecht I. (dem Siegreichen) im J. 1043 bis an die Leytha erweitert. Das Markgrafthum Oeſterreich war von 982 bis 1156 in dem Geſchlechte der Grafen von Babenberg (Bamberg), doch nicht nach dem Rechte der Erſtgeburt, ſondern nach der Wahl des Kaiſers, erblich geweſen. Auch kommen ſchon 1096 Landſtände von Oeſterreich in Urkunden vor. Nach der Achtserklärung Heinrichs des Stolzen (Herzogs von Baiern und Sachſen) erhielt Markgraf Leopold V. von Oeſterreich vom Kaiſer Conrad 1138 das Herzogthum Baiern; als aber Leopolds Sohn, der Mark-

graf Heinrich, mit dem Beinamen Ja=ſo=mir=Gott, daſſelbe zu Regensburg (1156) an Heinrich den Löwen wieder abgetreten hatte, wurde die bisherige Mark Oeſterreich unter der Ens durch die ganze Mark ob der Ens vergrößert, und beide zu Einem Herzogthume mit gewiſſen Vorrechten erhoben. Unter demſelben Herzoge Heinrich ward Wien die Reſidenz. Sein Sohn, Herzog Leopold VI., erhielt durch Belehnung vom Kaiſer Heinrich VI. 1192 das Herzogthum Steiermark, welches Kaiſer Otto I. ebenfalls durch jenen Sieg über die Ungarn (955) erworben hatte. Wahrſcheinlich ließ deshalb Herzog Leopold VI. den König Richard Löwenherz von England, auf deſſen heimlicher Durchreiſe von Paläſtina, gefangen nehmen und an Kaiſer Heinrich VI. ausliefern. Bisher war die Reſidenz der Herzöge von Oeſterreich in der Burg auf dem Kahlenberge, unweit Wien, geweſen. Leopolds jüngerer Sohn, Herzog Leopold VII., baute ſich aber in der Stadt Wien ſelbſt einen Palaſt, der noch heutiges Tages unter dem Namen der alten Burg von den Monarchen Oeſterreichs bewohnt wird. Leopold VII., mit Recht der Glorreiche genannt, ſtiftete das Hoſpital zum heiligen Kreuz, und verlieh der Stadt Wien, die eine ordentliche ſtädtiſche Verfaſſung erhalten hatte (1198), das Stapelrecht, indem er ihr zugleich zur Beförderung des Handels 30,000 Mark Silber vorſchoß. Vom Hochſtifte Freiſingen kaufte er einen Theil von Krain für 1650 Mark (1229), und hinterließ das Land dem jüngſten ſeiner drei Söhne, Friedrich II. dem Streitbaren, in einem blühenden Zuſtande. Allein dieſer wurde, weil er ſich mit den lombardiſchen Städten gegen den Kaiſer Friedrich II. verbunden hatte, 1236 mit der Reichsacht belegt, und Herzog Otto von Baiern riß das Land ob der Ens (bis auf Linz) an ſich. Das übrige Land gab der Kaiſer als eingezognes Lehn einem Markgrafen, und Wien wurde eine Reichsſtadt. Doch bemächtigte ſich Herzog Friedrich während des Kaiſers Zug nach Italien des größten Theils ſeines Landes wieder, und der bedrängte Kaiſer beſtätigte ihm zu Verona 1245 ſeine Vorrechte auf's neue. Das reichsſtädtiſche Privilegium Wiens wurde vernichtet; Friedrich ſollte ſogar die königliche Würde für Oeſterreich und Steiermark erhalten, als ſein Fall in der Schlacht an der Leytha gegen König Bela IV. von Ungarn (15. Juli 1246), im 35. Jahre ſeines thatenreichen Lebens, alle ſeine Hoffnungen vernichtete. Mit ihm erloſch der Mannsſtamm des babenbergiſchen Hauſes. Die folgende Zeit von 1246 bis 1282 heißt das öſterreichiſche Interregnum. Kaiſer Friedrich II. erklärte nämlich Oeſterreich und Steiermark als erledigtes Reichslehn für ein Erbgut der deutſchen Kaiſer, und ſetzte einen Statthalter nach Wien, deſſen reichsſtädtiſche Rechte wieder erneuert wurden. Aber die weiblichen Verwandten des verſtorbnen Herzogs Friedrich, ſeine Schweſter Margarethe (Wittwe Kaiſers Heinrich VI.), und ſeine Nichte Gertraud (die nach der Trennung von ihrem erſten Gemahle, dem Markgrafen Wladislaw von Mähren, ſich mit dem Markgrafen Herrmann von Baden, Statthalter Kaiſers Friedrich in Oeſterreich, vermählt hatte) erhoben, vom Papſte Innocenz IV. aufgeregt (1248), Anſprüche auf das Erbe ihres Bruders. Markgraf Herrmann, vom Papſte und einer ſtarken Partei unterſtützt, bemächtigte ſich Wiens und mehrerer öſterreichiſchen Städte; in Steiermark leiſtete ihm der Statthalter, Graf Meinhard von Görz, Widerſtand. Herrmann ſtarb aber ſchon 1250, und ſein Sohn Friedrich — der in der Folge mit Conradin von Schwaben zu Neapel (1268) enthauptet wurde, — war erſt ein Jahr alt. Da nun verſchiedne Parteien das

Land verwirrten, und Kaiſer Conrad IV. durch den Kampf mit ſeinem Gegenkönig abgehalten war, an Oeſterreich zu denken: ſo faßten die Stände von Oeſterreich und Steiermark 1251 den Entſchluß, einen von den Söhnen der zweiten Schweſter Friedrichs des Streitbaren, Conſtantia (Wittwe von Markgraf Heinrich dem Erlauchten in Meißen), zum Herzoge zu ernennen. Schon waren ihre Abgeordneten nach Meißen auf dem Wege, als ſie bei ihrer Einkehr zu Prag vom Könige Wenzeslaw überredet wurden, ſeinen Sohn Ottokar zum Herzoge von Oeſterreich und Steiermark zu erklären, welcher auch durch Waffen, Geld und die Vermählung mit der verwittweten Kaiſerin Margarethe ſeine Ernennung zu unterſtützen wußte. Steiermark, deſſen ſich Bela, König von Ungarn, bemächtigt hatte, nahm er dieſem, nach dem Siege im Marchfelde (Juli 1260), wieder ab, und ließ ſich 1262 von dem römiſchen Könige Richard mit beiden Herzogthümern belehnen. Darauf fielen ihm durch das Teſtament ſeines Vetters Ulrich, des letzten Herzogs von Kärnthen und Friaul (geſt. 1269), das Herzogthum Kärnthen, der damit vereinigte Theil von Krain, das Hiſterreich und ein Theil von Friaul zu. Doch dieſe Macht zerbrach an der Stärke des, gegen Ottokars Willen zum Kaiſer erwählten (1272), Grafen Rudolph von Habsburg. Nach einem unglücklich geführten Kriege mußte er dieſem Helden (Nov. 1276) die geſammten öſterreichiſchen Beſitzungen abtreten. Als er ſie (1277) wieder erobern wollte, verlor er in der Schlacht auf dem Marchfelde (26. Aug. 1278) das Leben, und ſein Sohn Wenzeslaw mußte, um ſeine Erblande zu behalten, allen Anſprüchen auf jene Länder entſagen. Kaiſer Rudolph blieb drei Jahre lang in Wien, und ernannte dann ſeinen älteſten Sohn zum Statthalter. Als es ihm aber gelungen war, die Einwilligung der Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg, ſo wie die der drei geiſtlichen Kurfürſten und der Pfalzgrafen am Rheine zu erhalten, belieh er (27. Dec. 1282) ſeine beiden Söhne, Albrecht und Rudolph, mit den Herzogthümern Oeſterreich und Steiermark, wie auch mit Kärnthen, welches letztre aber beide Brüder dem Grafen Meinhard von Tyrol, Albrechts Schwiegervater, überließen. Doch ſchon im folgenden Jahre ſchloſſen ſie einen Vergleich, durch welchen Albrecht alleiniger Beſitzer von Oeſterreich, Steiermark und Krain wurde; Wien, das ſeinen reichsſtädtiſchen Rechten gänzlich entſagte, ward die Reſidenz, Oeſterreich aber von nun an der Geſchlechtsname der Nachkommen Rudolphs und ſeiner Söhne. (Vergl. d. Art. Habsburg und Rudolph von Habsburg). Mit dem Eintritte der habsburgiſchen Dynaſtie ward der Grundſtein zu Oeſterreichs nachmaliger Größe gelegt. Der despotiſche Albrecht wurde von Ungarn und Baiern befehdet. Kaum hatte er gegen Adolph von Naſſau die römiſche Königskrone 1298 erkämpft, ſo ward er von ſeinem Neffen, Johann von Schwaben, dem er ſeine Erbgüter vorenthielt, bei Rheinfelden (1. Mai 1308) ermordet. Johann ſtarb in einem Kloſter zu Piſa 1313, und ſein Erbe fiel des ermordeten Albrechts fünf Söhnen (Friedrich, genannt der Schöne, Leopold, Heinrich, Albrecht, Otto) zu. Dieſe mußten dem Kaiſer Heinrich VII. die Belehnung über die väterlichen Länder, welche im J. 1308 einen Umfang von 1254 Q. M. hatten, mit 20,000 Mark Silber abkaufen. Unter ihrem Vater waren die öſterreichiſchen Beſitzungen durch die ſchwäbiſche Markgrafſchaft vermehrt worden (1301), und durch die Fehden mit Baiern erwarben ſie Neuburg. Dagegen ſcheiterte der Verſuch des Herzogs Leopold, die, unter Albrecht verlornen helvetiſchen Wald-

ſtädte wieder zu erlangen (1315) an der Tapferkeit der Eidgenoſſen in der Schlacht bei Morgarten. Auch ſein, 1314 von einigen Kurfürſten zum römiſch-deutſchen König erwählter Bruder Friedrich unterlag ſeinem Gegner, Kaiſer Ludewig (von Baiern) bei Mühldorf 1322, und war 2½ Jahre lang deſſen Gefangner im Schloſſe Trausnitz. Doch der Kampf mit dem Hauſe Luxemburg in Böhmen und mit dem Papſte Johann XXII., vermochte 1325 den Kaiſer, ſeinem Gefangnen die Freiheit zu geben, wogegen dieſer aller Theilnahme an der Regierung entſagte und alle Reichsgüter, die noch in öſterreichiſcher Gewalt waren, herauszugeben verſprach. Allein Leopold hielt dieſe Uebereinkunft für unrühmlich und ſetzte den Kampf gegen Ludewig fort; daher ſtellte ſich Friedrich wieder als Gefangner in München ein. Von dieſer Treue gegen ſein gegebnes Wort gerührt, ſchloß Ludewig mit Friedrich den Bund der Freundſchaft, und einen Vergleich (7. Sept. 1325) zur gemeinſchaftlichen Regierung des Reichs, der aber, weil er ohne Zuſtimmung der Kurfürſten verabredet worden war, keine Folgen hatte. Unterdeſſen waren Leopold 1326, und Heinrich von Oeſterreich 1327 geſtorben; auch Friedrich ſtarb kinderlos (13. Jan. 1330), worauf ſich deſſen Brüder, Albrecht II. und Otto, mit dem Kaiſer Ludewig verglichen. Nach dem Tode ihres Vetters Heinrich, Markgrafen von Tyrol und Herzogs von Kärnthen (Vaters der Margarethe Maultaſch), ließen ſie ſich vom Kaiſer mit Tyrol und Kärnthen belehnen (Mai 1335), traten jedoch Tyrol an den König Johann von Böhmen durch einen Vergleich (9. Oct. 1356) für deſſen Sohn Johann Heinrich, oder vielmehr deſſen Braut, Margarethe Maultaſch, wieder ab. Als Otto und ſeine Söhne verſtorben waren (1344), vereinigte Albrecht II. (der Weiſe) die geſammten öſterreichiſchen Lande, welche noch durch ſeine Gemahlin, die Tochter des letzten Grafen von Pfirt, mit deſſen Beſitzungen (1324), ſo wie durch die burgundiſch-kyburgiſchen Güter (1326) vergrößert worden waren. Unter Albrechts II. vier Söhnen (Rudolph, Albrecht, Leopold, Friedrich) zeichnete ſich Rudolph II. (IV.) durch die Vollendung der Stephanskirche in Wien, durch die Errichtung eines Collegiatſtifts und der hohen Schule zu Wien (1365) aus; er ſtarb zu Mailand (1365) kinderlos, vor ihm der jüngſte Bruder, Friedrich; und im J. 1379 theilten ſich die beiden hinterbliebnen alſo, daß Albrecht III. (mit dem Zopfe) Oeſterreich nahm und alle übrige Länder ſeinem Bruder Leopold III. (dem Frommen) überließ. Als Leopold hierauf in dem wiederholten Verſuche auf die habsburgiſchen Beſitzungen in der Schweiz bei Sempach (9. Juli 1386), wo Winkelried's unſterbliche That ihm den Sieg entriß, das Leben verloren hatte, führte Albrecht die vormundſchaftliche Regierung über die Länder der unmündigen Söhne ſeines Bruders. An ihn trat Margaretha Maultaſch Tyrol ab, nachdem ihr einziger Sohn, Prinz Meinhard, vermählt mit Albrechts Schweſter, geſtorben war. Sie behielt bloß einige Schlöſſer und 6000 Mark Goldes; Baiern aber entſagte ſeinen Anſprüchen gegen die Ueberlaſſung von Schärding und der drei tyroliſchen Städte, Kitzbühl, Ballenberg, Kufſtein und einer Summe von 116,000 Goldgülden. Außer Tyrol kamen bis zu Albrechts III. Tode (1395) noch mehrere Gebiete an Oeſterreich. Schon Leopold III. hatte (1365) dem letzten Grafen von Feldkirch ſeine Beſitzungen für 36,000 Goldgülden abgekauft; für 55,000 Goldgülden erhielt Oeſterreich von den Grafen von Fürſtenberg das Breisgau nebſt den Städten Neuburg, Altbreiſach, Kenzingen und Villingen; den Reſt von

Krain und der windiſchen Mark waren nach dem Tode des letzten Grafen von Görz, die Grafſchaft Pludenz von einem Grafen Werdenberg, die gräflich hohenbergiſchen Beſitzungen für 66,000 Goldgülden, durch Theilnahme an einem Kriege zwiſchen Ungarn und Venedig die Stadt Trieſt (1380) erworben, und die beiden Landvogteien in Ober- und Nieder-Schwaben vom römiſchen Könige Wenzeslaw dem Herzoge Leopold für 40,000 Goldgülden verpfändet worden. Albrecht III. und ſein Bruder, Leopold III., hatten zwei Linien, die öſterreichiſche und ſteiermärkiſche, geſtiftet, die 78 Jahre lang fortdauerten. Albrechts III. einziger Sohn, Albrecht IV., war, als ſein Vater 1395 ſtarb, in Paläſtina. Nach ſeiner Rückkunft wollte er ſich an dem Markgrafen Procop von Mähren für deſſen verübte Feindſeligkeiten rächen, ſtarb aber an Gift vor Znaym (1404). Sein minderjähriger Sohn, Albrecht V., ward 1410 für mündig erklärt, und vereinigte, als Schwiegerſohn des Kaiſers Siegmund die Krone von Ungarn und Böhmen (1437) mit der deutſchen Kaiſerkrone (1438). Dieſer treffliche Fürſt ſtarb aber ſchon 1439. Sein Sohn Ladislaw (Poſthumus) beſchloß 1457 die albrecht-öſterreichiſche Linie, deren Länder der ſteiermärkiſchen zufielen. Von nun an blieb die deutſche Kaiſerwürde ununterbrochen bei dem Hauſe Oeſterreich; nur Ungarn und Böhmen gingen durch Albrechts V. Tod auf einige Zeit verloren, ſo wie, nach blutigen Streitigkeiten mit den Schweizern unter Kaiſer Friedrich III., auch die letzten habsburgiſchen Stammgüter in Helvetien. Dagegen wurden Cilly, Seckingen, Bregenz, Nellenburg, Sonnenberg und Neydberg erworben, und um den Glanz des Hauſes zu erhöhen, ertheilte dieſer Kaiſer ihm die erzherzogliche Würde. Den, zwiſchen Friedrich und ſeinen Brüdern, Albrecht und Siegmund, ausgebrochnen Erbſtreit, während deſſen der Kaiſer in der wiener Hofburg von den Bürgern, die Albrecht ergeben waren, belagert wurde, endigte des Letztern Tod (Dec. 1464). Nun trat auch Siegmund ſeinen Antheil am Erbe des verſtorbnen Ladislaw ab, und Friedrich war alleiniger Herr über Oeſterreich. Seine Regierung ward höchſt wichtig für Oeſterreich durch die Erwerbung der Niederlande. Der Herzog von Burgund, Carl der Kühne, hatte nämlich bei ſeinem Angriffe auf Lothringen und Helvetien, in der Schlacht bei Nancy (1477) das Leben verloren. Da warb Kaiſer Friedrich, geſtützt auf eine frühere Zuſage Carls, um deſſen hinterlaſſne Tochter, Marie, für ſeinen Sohn Marimilian. Die Vermählung ward vollzogen, doch koſtete es Marimilian viel Mühe, ſich in der Regierung der Niederlande, die er als Vormund ſeines Sohnes Philipp führte, zu erhalten. Seine Gefangenſchaft zu Brügge endigte (1489) ein Vergleich zu ſeinem Vortheile; doch verlor er das Herzogthum Geldern. Als er nach ſeines Vaters Tod (19. Aug. 1493) deutſcher Kaiſer geworden war, trat er ſeinem Sohne Philipp die Regierung der Niederlande ab. Marimilian (vergl. Deutſchland und Marimilian I.) erweiterte die Grenzen ſeiner Erbländer durch ganz Tyrol und viele andre, beſonders baieriſche Gebiete; auch erwarb er ſeinem Hauſe erneuerte Anſprüche auf Ungarn und Böhmen. Der wiener Hof begann unter ihm der Sitz der Künſte und Wiſſenſchaften in Deutſchland zu werden. Die Verheirathung ſeines Sohnes Philipp mit Johanna von Spanien führte das Haus Habsburg auf den Thron von Spanien und Indien; da aber Philipp ſchon 1506 (13 Jahre früher als ſein Vater) geſtorben war, ſo erfolgte die Vereinigung Spaniens und Oeſterreichs erſt nach Marimilians Tode (12. Jan. 1519), indem ſein Enkel (Phi-

lipps älteſter Sohn), Carl I., König von Spanien (ſ. Carl V.) zum deutſchen Kaiſer erwählt wurde. Dieſer überließ aber durch die Theilungsverträge von Worms (28. April 1521) und Gent (7. Mai 1540) alle deutſche Erbländer (die Niederlande behielt Carl V. für ſich) an ſeinen Bruder Ferdinand. Jetzt beſaß das Haus Oeſterreich eine Ländermaſſe von 17,000 Q. M.; allein es ſollte noch mächtiger werden. Außerdem, daß Kaiſer Carl V. die Zahl der niederländiſchen Provinzen bis auf 17 vermehrte, und unter dem Namen des burgundiſchen Kreiſes ihre, von ſeinem Großvater ſchon beſchloſſne Einverleibung mit dem deutſchen Reiche beſtätigte, erwarb Ferdinand I., der mit einer Schweſter des ungariſchen Königs Ludewig II. vermählt war, nachdem dieſer in der Schlacht bei Mohacz das Leben verloren hatte, die Königreiche Ungarn und Böhmen, nebſt den zu Böhmen gehörenden Ländern Mähren, Schleſien und Lauſitz. Böhmen erkannte Ferdinanden willig als ſeinen König an. Auch in Ungarn ward er, ungeachtet der getheilten Stimmung der Magnaten und des anfänglichen Glücks ſeines Gegners, Johann von Zapolya, (man vergl. Ungarn), den 26. Nov. 1526 durch die Reichsverſammlung zum Könige ernannt und den 5. Nov. 1527 gekrönt. Aber Zapolya vertraute ſein Schickſal dem Sultane Solimann I. an, und bald ſtand dieſer (1529) vor den Mauern Wiens; nur die klugen Maßregeln des öſterreichiſchen Feldherrn, Grafen von Salm, retteten die Hauptſtadt; und die Reichsarmee nöthigte Soliman zum Rückzuge. 1535 kam ein Vergleich zu Stande, nach welchem Johann von Zapolya den Königstitel und die Hälfte von Ungarn, ſeine Nachkommen aber nur Siebenbürgen behalten ſollten. Als aber Johann geſtorben war, entſtanden neue Unruhen, in welche ſich Soliman wiederum einmiſchte, und Ferdinand konnte den Beſitz von Niederungarn nur durch einen jährlichen Tribut von 30,000 Ducaten von dem kriegeriſchen Sultan erkaufen (1562). Nicht glücklicher war Ferdinand mit dem Herzogthume Wirtemberg, welches der ſchwäbiſche Bund dem unruhigen Herzoge Ulrich abgenommen, und dem Kaiſer Carl V. verkauft hatte, durch den es bei der Theilung an Ferdinand gekommen war. Herzog Ulrichs Freund, der Landgraf Philipp von Heſſen, benutzte nämlich Ferdinands Verlegenheit im Kriege wegen Ungarn, und eroberte durch Unterſtützung Frankreichs Wirtemberg, welches Frankreich im Vergleiche zu Cadan in Böhmen (29. Juni 1534) mit der Beſtimmung, daß es öſterreichiſches Afterlehn ſein, und nach dem Abgange des öſterreichiſchen Mannsſtammes an Oeſterreich fallen ſolle, an Ulrich wieder abtrat. Dieſe Verluſte wurden freilich durch die Erwerbung der andern Hälfte von Bregenz, der Grafſchaft Thengen und der Stadt Koſtnitz nicht ganz erſetzt; bennoch betrugen die Beſitzungen des öſterreichiſchen Hauſes deutſcher Linie 5402 Q. M. Ferdinand empfing auch die Kaiſerkrone, als ſein Bruder Carl (1558) das Scepter mit der Mönchsgeißel vertauſcht hatte, und hinterließ, als er (25. Juli 1564) mit dem Ruhme eines trefflichen Regenten ſtarb, drei Söhne und zehn Töchter. Nach ſeinem Willen theilten die erſtern die väterliche Erbſchaft alſo, daß der älteſte, Maximilian II., der auch Kaiſer wurde, Oeſterreich, Ungarn und Böhmen, der zweite, Ferdinand, Tyrol nebſt Vorderöſterreich, und der dritte, Carl, Steiermark, Kärnthen, Krain und Görz erhielt. Als aber Erzherzog Ferdinand, der die ſchöne Bürgerstochter von Augsburg, Philippine Welſer, geheirathet hatte, geſtorben war (1595), und ſeine Söhne, Andreas (Kardinal und Biſchof zu Konſtanz und Brixen, auch ſpaniſcher Statt-

halter der Niederlande), und Carl (Markgraf von Burgau) nicht als ſtandesmäßig anerkannt wurden, fielen ſeine Beſitzungen an ſeine Vettern zurück. Kaiſer Maximilian war in Ungarn glücklicher als ſein Vater; der Tod Solimans vor Sigeth 1566 hatte einen Waffenſtillſtand zur Folge, und 1572 ließ Maximilian ſeinen älteſten Sohn, Rudolph, als König von Ungarn krönen, der darauf auch zum Könige von Böhmen gekrönt und zum römiſchen Könige erwählt wurde. Dagegen mißlangen ihm die Verſuche, die polniſche Krone an Oeſterreich zu bringen, ſo wie es in der Folge ſeinem vierten Sohne, Maximilian, nach dem Tode Stephan Bathori's (1587), ebenfalls nicht gelang, König von Polen zu werden. Maximilian ſtarb den 12. Oct. 1576; von ſeinen fünf Söhnen wurde Rudolph, der älteſte, Kaiſer. Unter ſeiner Regierung waren der Krieg gegen die Türken und Siebenbürgen, die Unruhen wegen des Proteſtantismus, den er aus ſeinen Staaten gänzlich verbannen wollte, und die Umſtände, unter denen er genöthigt wurde, 1608 Ungarn und Böhmen und 1611 die öſterreichiſchen Erblande an ſeinen Bruder Matthias abzutreten, merkwürdig. Letztrer, der ihm auch (1612) in der Kaiſerwürde folgte, ſchloß zwar einen zwanzigjährigen Frieden mit den Türken, hatte aber deſto mehr mit den Böhmen zu thun, welche die Religionsfreiheit mit den Waffen in der Hand erzwingen wollten. Das Ende der Unterhandlungen erlebte Matthias nicht (ſtarb den 20. März 1618). Die Böhmen weigerten ſich, ſeinen Nachfolger, Ferdinand, anzuerkennen, und wählten das Haupt der evangeliſchen Union, den Kurfürſten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige. Doch nach der Schlacht bei Prag 1620 ward Böhmen Ferdinanden unterworfen, der nun im eigentlichen Böhmen und Mähren die proteſtantiſche Religion gänzlich ausrottete. Zugleich vernichtete er der Böhmen freie Königswahl und den Majeſtätsbrief, errichtete ein katholiſches Reformationsgericht und veranlaßte hierdurch die Auswanderung vieler Tauſende. Auch die öſterreichiſchen (meiſtens proteſtantiſchen) Stände wurden von Ferdinand zur Huldigung gezwungen, worauf er das Lutherthum in Oeſterreich ſtreng verbot. Zuletzt ward Ungarn, das unter Bethlen Gabor, dem Fürſten von Siebenbürgen, ſich empört hatte, bezwungen. Dieſer Religionskrieg koſtete dem öſterreichiſchen Hauſe den Flor ſeiner Länder. Denn unter Ferdinands Nachfolger Ferdinand III. (1637—1657) wurden Oeſterreichs Länder immer mehr der Schauplatz des furchtbaren Kriegs. Im Laufe deſſelben trat Ferdinand im prager Frieden 1635 die Lauſitz an Sachſen, und am Schluſſe deſſelben, im weſtphäliſchen Frieden 1648, das Elſaß an Frankreich ab. Ferdinands III. Sohn und Nachfolger, Kaiſer Leopold I., war durch Eugen ſiegreich in zwei Türkenkriegen. Er verwandelte Ungarn 1687 in ein Erbreich, und vereinigte damit Siebenbürgen, obwol unter eignen Fürſten. Auch gab die Pforte im carlowitzer Frieden 1699 das Land zwiſchen der Donau und Theiß an Ungarn zurück. Darauf wollte Leopold ſeinem zweiten Sohne Carl die Erbfolge in der ſpaniſchen Monarchie von dem kinderloſen König von Spanien, Carl II., zuſichern laſſen; allein ſeine Unentſchloſſenheit und Frankreichs feinere Politik vermochten Carl II., den Enkel Ludewigs XIV. zum Erben ſeines Throns einzuſetzen. Alſo begann der ſpaniſche Erbfolgekrieg 1701; während deſſelben ſtarb Leopold, 5. Mai 1705. Sein älteſter Sohn und Nachfolger, Kaiſer Joſeph I., ſetzte den Krieg fort, ſtarb aber ohne Kinder den 17. April 1711, worauf ſein Bruder, der beſtimmte König von Spanien, Carl, aus Barcelona nach ſeinen Erb-

ſtaaten eilte, um deren Regierung zu übernehmen. Auch er wurde zum Kaiſer erwählt, den 24. Dec. d. J., mußte aber dem von ſeinen Bundesgenoſſen abgeſchloſſnen utrechter Frieden zu Raſtadt und Baden, 1714 beitreten, nach welchen Friedensſchlüſſen Oeſterreich bloß die Niederlande, Neapel und Sardinien erhielt. Das Herzogthum Mantua, das von Joſeph ſchon 1708 in Beſchlag genommen worden war, da deſſen Herzog ſich gegen das deutſche Reichsoberhaupt mit Frankreich verbündet hatte, ward als Lehn mit der öſterreichiſchen Monarchie vereinigt. Die Monarchie umfaßte jetzt einen Flächeninhalt von 9043 Q. M., mit faſt 29 Mill. Einw. Sie hatte zwiſchen 13 bis 14 Mill. Gulden Einkünfte und ein Heer von 130,000 Mann. Ihre Macht wurde jedoch durch neue Kriege mit Spanien und Frankreich ſehr geſchwächt. Carl VI. mußte nämlich im wiener Frieden 1735 und 1738 Neapel und Sicilien an den Infanten von Spanien, Don Carlos, und an den König von Sardinien einen Theil von Mailand abtreten, wofür er bloß Parma und Piacenza erhielt. Im folgenden Jahre verlor er durch den belgrader Frieden faſt alle Früchte von Eugens Siegen, bis auf Temeswar; denn er mußte Belgrad, Servien, den öſterreichiſchen Antheil an der Wallachei, Orſowa und Bosnien an die Pforte zurückgeben. Dies alles bewilligte Carl VI., um die Erbfolge in ſeiner Monarchie ſeiner Tochter, Maria Thereſia, durch die ſogenannte pragmatiſche Sanction zuzuſichern. Dieſes Erbfolggeſetz ward von 1713 bis 1719 errichtet, und nach und nach von allen europäiſchen Mächten anerkannt. Als nun nach Carls VI. Tode (20. Oct. 1740) der habsburgiſch-öſterreichiſche Mannsſtamm erloſchen war, beſtieg Maria Thereſia, vermählt mit dem Herzoge Stephan von Lothringen (daher von jetzt an das lothringiſch-öſterreichiſche Haus beginnt), den Thron von Oeſterreich. Von allen Seiten erhoben ſich Anſprüche gegen ſie. Doch alle wies Maria Thereſia (ſ. d. Art.) im Gefühl ihres Rechts zurück. Ein heftiger Krieg begann, worin bloß England auf ihrer Seite war; Friedrich II. von Preußen eroberte Schleſien, der Kurfürſt von Baiern wurde in Linz und Prag gekrönt, und als Carl VII. (1742) zum Kaiſer erwählt. Nur die treuen Ungarn ſtanden ihrer heldenmüthigen, ſchönen Königin bei. Doch mußte ſie im Frieden von Breslau (4. Juni 1742) an Preußen Schleſien nebſt Glatz, mit Ausnahme von Teſchen und Troppau, abtreten. Friedrich II. erneuerte den Krieg, indem er dem Kaiſer Carl VII. zu Hülfe eilte: allein dieſer ſtarb ſchon am 20. Jan. 1745, und Thereſiens Gemahl wurde als Franz I. Kaiſer von Deutſchland. Ein zweiter Friedensſchluß (25. Dec. 1745) ſicherte Friedrich den Beſitz von Schleſien auf's neue zu, ſo wie Oeſterreich im Frieden von Aachen (18. Oct. 1748) auch die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guaſtalla an den Infanten Philipp von Spanien, und einige Bezirke von Mailand an Sardinien abtreten mußte. Jetzt war die Fortdauer der öſterreichiſchen Monarchie geſichert; allein Maria Thereſia wollte Schleſien zurückhaben. Sie ſtellte daher ihre Armee wieder her, und verband ſich unter der Leitung des großen Miniſters Kaunitz mit Frankreich, Rußland, Sachſen und Schweden. Daraus entſtand der ſiebenjährige Krieg; aber Preußen behielt im hubertsburger Frieden 1763 Schleſien, und Oeſterreich hatte Gut und Blut vergebens aufgeopfert. Daher zeigte ſich in Oeſterreich jetzt das erſte Papiergeld, Staatsobligationen genannt, zu deren Umſetzung Kaiſer Franz eine Bank errichtete. Nach ſeinem Tode (18. Aug. 1765) ward Joſeph, ſein älteſter Sohn, Mitregent ſeiner Mutter in

den Erbſtaaten und deutſcher Kaiſer. Beſorgt, daß der Mannsſtamm ihres Hauſes wieder ausſterben könnte, ſtiftete jetzt Maria Thereſia zwei Nebenlinien: das Haus Toscana in ihrem zweiten Sohne, Peter Leopold, und das Haus Eſte in der Perſon des Erzherzogs Ferdinand. Für ſolche Abtrennungen entſchädigte Maria Thereſia den Hauptkörper mittelſt Einziehung mehrerer, von Ungarn an Polen einſt verpfändeter Städte, ohne das Löſegeld dafür zu bezahlen, durch Erwerbung Galiziens und Lodomiriens bei der erſten Theilung des Königreichs Polen (1772), und durch die Beſitznahme der Bukowina, welche die Pforte 1777 abtrat. Das Rentamt Burghauſen (Innviertel) erhielt Oeſterreich im teſchner Frieden (13. Mai 1779), ſo wie die erledigte Grafſchaft Hohenembs in Schwaben, die Grafſchaft Falkenſtein und die ſchwäbiſchen Herrſchaften Tettnang und Argen, ſo daß beim Tode der Kaiſerin (28. Nov. 1780) Oeſterreich 11,070 Q. M. umfaßte; ſie hatte 772 Q. M. verloren, und dagegen 1618 gewonnen: die Bevölkerung betrug 24 Mill., allein die Staatsſchulden waren auf 160 Mill. Gulden angewachſen. Die Regierung dieſer großen Frau zeichnete ſich aus durch treffliche Einrichtungen in der Staatsverwaltung überhaupt, durch Sorge für Ackerbau, für Handlung, Volkserziehung, Unterricht, Religion, Wiſſenſchaft und Kunſt, ſo wie durch die von Kaunitz mit großer Umſicht und Kraft geführte Leitung der auswärtigen Verhältniſſe, ſelbſt in Anwendung auf den römiſchen Hof. Ihr Nachfolger, Joſeph II., (ſ. d. Art.) handelte mit raſtloſer Thätigkeit noch vorurtheilsfreier, oft zu raſch oder zu gewaltſam. Schon als Mitregent machte er bedeutende Erſparungen in der Hofverwaltung, in Penſionsvertheilungen und im Beſoldungsweſen. Nach dem Tode ſeiner Mutter aber entwickelte ſich ſeine ganze Regententhätigkeit. Streng gegen den Soldaten, wie gegen den Civilbeamten, behauptete er doch ſeltne liberale Regierungsgrundſätze. Das Cenſurweſen wurde reformirt, die Proteſtanten erhielten Freiheiten und bürgerliche Rechte, die Juden wurden mit vieler Duldſamkeit behandelt, 900 Klöſter und Stifter wurden aufgehoben, ſelbſt der Beſuch Pius VI. änderte nichts in Joſephs Reformationsſyſteme; das Schulweſen unterwarf er einer Reviſion und Verbeſſerung; den Fabriken gab er durch die ſtrenge Mauth mehr Schwung und Ausbreitung. Aber ſein Eifer reizte den Widerſtand aller Feinde der wahren Aufklärung. Die Niederländer empörten ſich, und ſein Verdruß darüber war vielleicht ein Hauptgrund zu dem Gedanken, die Niederlande, unter dem Titel eines Königreichs Auſtraſien, an den Kurfürſten von Pfalzbaiern gegen dieſes Land zu vertauſchen, welcher Plan aber an der Feſtigkeit des nächſten Agnaten, Herzogs von Zweibrücken, und an dem deutſchen Fürſtenbunde Friedrichs II. ſcheiterte. Nicht glücklicher war Joſeph im Kriege 1788 gegen die Pforte; perſönliche Anſtrengungen im Felde und der Gram über die in ſeinen Erbſtaaten ausgebrochnen Unruhen beſchleunigten ſeinen Tod (20. Febr. 1790). Ihm folgte ſein älteſter Bruder Leopold II. (ſ. d. Art.) bisher Großherzog von Toscana. Es gelang ihm, durch Nachgeben und Feſtigkeit die Niederlande zu beruhigen und die Ungarn zu befriedigen. Der Vertrag mit Preußen, von Reichenbach (27. Juli 1790), und der von Sziſtow (4. Aug. 1791) verſchaffte ihm den Frieden mit der Pforte. Das traurige Schickſal ſeiner Schweſter und ihres Gemahls, Ludewigs XVI. von Frankreich, veranlaßte ihn zum Bündniſſe mit Preußen; doch noch ehe der Revolutionskrieg losbrach, ſtarb er (1. März 1792). Kurz nach der Thronbeſteigung ſeines Sohns, Franz II.,

der (14. Juli 1792) auch zum deutſchen Kaiſer erwählt wurde, erklärte Frankreich an ihn, als König von Ungarn und Böhmen, den Krieg. (S. Frankreich). Oeſterreich verlor in dem erſten Friedensſchluſſe von Campo Formio (17. Oct. 1797) die Lombardei, nebſt den Niederlanden, wofür es den größten Theil des venetianiſchen Gebiets erhielt; zwei Jahre früher (1795) war es bei der dritten Theilung Polens durch Weſtgalizien vergrößert worden. Im Anfange des J. 1799 begann Kaiſer Franz, mit Rußland verbunden, den Krieg gegen Frankreich auf's neue; doch Buonaparte erzwang den Frieden von Lüneville (9. Febr. 1801), den Franz ohne Englands Beitritt abſchloß, und worin er die Grafſchaft Falkenſtein und das Frickthal abtreten mußte, während zugleich der Großherzog Ferdinand von Toscana dieſem Lande entſagte, wofür ihm Salzburg, nebſt Berchtesgaden und einem Theile des paſſauiſchen Gebiets, und in der Folge noch der größte Theil von Eichſtädt nebſt der Kurwürde zugeſtanden wurde. Oeſterreich ſelbſt erhielt die beiden tyroliſchen Erzſtifte, Trient und Brixen, ſo daß es mit Einſchluß der letzten Erwerbungen in Polen, ungeachtet jener Abtretungen an Frankreich, noch 452 Q. M. gewonnen hatte, und alſo 11,976 Q. M. überhaupt umfaßte. Aber die Maſſe der Staatsſchulden war bis auf 1220 Mill. Gulden geſtiegen. Da trat der Zeitpunkt ein, wo Franz, als Frankreichs erſter Conſul ſich zum Kaiſer ausrufen ließ, in richtiger Ahnung der Zukunft, ſich ſelbſt (11. Aug. 1804) zum Erbkaiſer von Oeſterreich erklärte, indem er, unter dem Namen „Kaiſerthum Oeſterreich" alle ſeine Staaten zu einem Ganzen vereinigte. Hierauf griff er noch einmal, im Bunde mit Rußland und Großbritannien, zu den Waffen gegen die Anmaßungen des franzöſiſchen Staatsoberhauptes. Der Krieg von 1805 endigte mit dem Frieden von Preßburg (26. Dec. 1805), in welchem Franz die noch übrigen Provinzen in Italien an Frankreich, dann Burgau, Eichſtädt, den Antheil von Paſſau, ganz Tyrol, Vorarlberg, Hohenembs, Rothenfels, Tettnang, Argen und Lindau an den König von Baiern, ferner an den König von Würtemberg die fünf Donauſtädte, die Grafſchaft Hohenberg, Landgrafſchaft Nellenburg, Landvogtei Altdorf und einen Theil von Breisgau, ſo wie an den Großherzog von Baden das übrige Breisgau, die Ortenau, Konſtanz und die Commende Meinau abtreten mußte. Dafür erhielt Oeſterreich Salzburg und Berchtesgaden; der Kurfürſt von Salzburg wurde durch Würzburg entſchädigt; außerdem ſollte die Würde eines Hoch- und Deutſchmeiſters einem öſterreichiſchen Prinzen erblich gehören. So endigte ein Krieg, welcher außer dieſen Länderabtretungen der öſterreichiſchen Monarchie noch 90 Mill. an dem, was die Franzoſen aus Wien und ſonſt mit fortgenommen hatten, und 800 Mill. an anderm Kriegsaufwande koſtete, wozu Franz einen großen Theil aus ſeinem Privatſchatze hergab. Eine der wichtigſten Folgen war, daß nach der Errichtung des Rheinbundes (12. Juli 1806) Kaiſer Franz der deutſchen Kaiſerwürde (6. Aug. 1806) entſagte, welche ſeine Familie länger als 500 Jahre beſeſſen hatte. Er nannte ſich nun Franz I., Kaiſer von Oeſterreich. Als ſolcher beſchloß er 1809 einen neuen Krieg gegen Frankreich, allein ohne Bundesgenoſſen, außer Großbritannien, deſſen Beiſtand lediglich in Hülfsgeldern und einem zu ſpäten Angriff auf Holland beſtand. Oeſterreich kämpfte mit Muth und Anſtrengung; allein es unterlag auch diesmal. Der Friede von Wien (14. Oct. 1809) koſtete der Monarchie 2000 Q. M. mit 3½ Mill. Menſchen und über 11 Mill. Gulden Einkünfte. Die

Staatsſchuld war auf 1200 Mill. Gulden geſtiegen, außerdem betrug die Maſſe des vorhandnen Papiergeldes, 950 Mill. Aber nicht genug, daß Napoleon der öſterreichiſchen Monarchie die ſchönſten Provinzen: das Herzogthum Salzburg mit Berchtesgaden, das Innviertel, das weſtliche Hausrucksviertel, Krain mit Görz, Trieſt, den villacher Kreis, Kroatien zum größten Theil, Iſtrien, Räzuns in Graubünden, die böhmiſchen Enclaven im Sächſiſchen, ganz Weſtgalizien, den zamoscer Kreis von Oſtgalizien, Krakau nebſt der Hälfte der Salzbergwerke von Wieliczka und den tarnopoler Kreis, welchen Rußland bekam, entriſſen hatte; verband er ſich auch perſönlich mit Habsburgs altem Stamme durch ſeine Vermählung mit Marie Louiſe, des Kaiſers von Oeſterreich Tochter. Aber auch dieſes Opfer war keine Bürgſchaft für den Frieden. Als Frankreichs Kaiſer für ſeinen Einfall in Rußland geſtraft, als Preußen gegen ihn aufgeſtanden, als Franz durch die fruchtloſen Unterhandlungen in Prag überzeugt war, daß Napoleon den Frieden nicht wolle: da verbündete er ſich den 9. Sept. 1813 zu Töplitz mit England, Rußland, Preußen und Schweden gegen den Schwiegerſohn und deſſen Anhänger. Die unvergeßliche Schlacht bei Leipzig, woran die öſterreichiſchen Truppen ſo ruhmvollen Antheil genommen, des Kaiſers Franz Ausharren im Kampfe, ſeine Einwilligung in die Verweiſung ſeines Schwiegerſohns nach Elba, und die Entfernung der Tochter und des Enkels von demſelben, die mancherlei Opfer, die er brachte, als der europäiſche Congreß in ſeiner Hauptſtadt verſammelt war, die Standhaftigkeit, mit welcher er die Achtserklärung gegen den bundbrüchigen Eidam unterzeichnete, und das Schickſal der Tochter und ihres Sohnes beſtimmte, die Kraft endlich, mit welcher er des ehemaligen Königs Murat von Neapel Angriff auf Italien zurückſchlug, und zur abermaligen Bezwingung des korſiſchen Machthabers mitwirkte: dies Alles erfüllte die Bruſt der Völker mit Ehrfurcht gegen ihn und erregte den Wunſch: Möchte er wiederum Deutſchlands Kaiſer werden! Oeſterreich erhielt durch den Frieden zu Paris 1814 den gegenwärtig zu einem lombardiſch-venetianiſchen Königreiche erhobnen Theil von Italien, und die früher abgetretnen Theile ſeiner Erbländer, nebſt Dalmatien zurück, dagegen der bisherige Großherzog von Würzburg ſein Land an Baiern abtrat und Toscana wieder bekam. Ueberhaupt hat die öſterreichiſche Monarchie durch die neue Geſtaltung Europa's ſeit 1815 nicht nur im Vergleich mit ihrem Zuſtande nach der letzten Theilung Polens, einen Zuwachs von mehr als 200 Q. M. erhalten, ſondern auch in Hinſicht auf Lage, Abrundung und Handel, beſonders durch Venedig und Dalmatien, weſentlich gewonnen. Darum iſt Oeſterreichs Uebergewicht in Italien feſter, als je, begründet. Die Monarchie iſt gegenwärtig die vorſitzende Macht auf dem deutſchen Bundestage, und ſtellt zu dem deutſchen Bundesheere das 1ſte, 2te und 3te Armeecorps (94,822 Mann). Als europäiſche Macht aber iſt ſie das erſte Glied der großen Quadrupelallianz, die auf dem Congreſſe zu Aachen 1818 in eine Quintupelallianz verwandelt wurde, und das politiſche Schickſal unſers Welttheils zu lenken ſich vorgeſetzt hat. Der Freiherr von Liechtenſtern entwirft folgende Darſtellung von dem gegenwärtigen Umfange der öſterreichiſchen Monarchie, ſeit dem mit Baiern zu München, 14. April 1816, abgeſchloſſnen Vertrage: I. die öſterreichiſchen Staaten, welche einen Beſtandtheil des deutſchen Bundes (3715 Q. M. und 9,482,300 Einw.) ausmachen, enthalten 1) das Erzherzogth. Niederöſterreich, unter der Ens $364\frac{5}{10}$

Q. M., mit 1,048,000 Einw.; 2) das Land ob der Ens mit dem Inn- und Hausrucksviertel, $208\frac{6}{10}$ Q. M. und 628,000 Einw., alle mit dem unter gleiche Landesverwaltung geſtellten Herzogthum Salzburg, (ohne 11 Q. M., die an Baiern gekommen, und ohne die 31 Q. M., die zu Tyrol geſchlagen worden ſind) 336 Q. M.; 3) das Herzogthum Steiermark, 899 Q. M., 799,100 Einw.; 4) die gefürſtete Grafſchaft Tyrol mit den von Salzburg getrennten Theilen und den vorarlbergiſchen Herrſchaften (ohne Weiler) 546 Q. M., 692,000 Einw., (das Herzogthum Salzburg [ohne die Bezirke Laufen, Triſendorf, Tittmaning und Waging] enthielt am linken Ufer der Salzach und der Saale $162\frac{1}{10}$ Q. M., 164,000 Einw.). II. Die böhmiſchen Staaten: 1) das Königreich Böhmen mit den Bezirken von Eger und Aſch $951\frac{4}{10}$ Q. M., 3,203,000 Einw.; 2) die Markgrafſchaft Mähren mit dem öſterreichiſchen Theile des Herzogthums Schleſien, $551\frac{2}{10}$ Q. M. 1,708,000 Einw. III. Das Königreich Galizien mit der Buckowina und dem auf's neue einverleibten Tarnopol, 1,523 Q. M., 3,645,000 Einw. IV. Das Königreich Ungarn mit den Provinzialbezirken der Königreiche Slavonien und Kroatien, 4,034 Q. M., 7,961,000 Einw. V. Das Großfürſtenthum Siebenbürgen, mit der in demſelben eingeſchloſſnen Militärgrenze, $1046\frac{8}{10}$ Q. M. und 1,660,000 Einw. VI. Das Königreich Dalmatien mit Raguſa und Cattaro, 304 Q. M. und 315,000 Einw. VII. Das lombardiſch-venetianiſche Königreich, $830\frac{4}{10}$ Q. M., 4,290,000 Einw. VIII. Das Königreich Illyrien, mit 1, dem Gouvernement Laibach (Herzogthum Kärnthen 200 Q. M., Herzogthum Krain 196 Q. M. und dem carlſtädter Kreis 47 Q. M.) und 2, dem Seeküſtenlande, oder dem Gouvernement Trieſt, 169 Q. M. mit 423,000 Einw. IX. Die Länder der öſterreichiſchen Militärgrenze: 1) in Kroatien a. das Generalat von Carlſtadt und Warasdin, 231 Q. M., 295,000 Einw., b. die Banatgrenze, $47\frac{3}{10}$ Q. M., 95,000 Einw.; 2) in Slavonien $135\frac{1}{10}$ Q. M., 230,000 Einw.; 3) im Generalate des ungariſchen Bannats $145\frac{2}{10}$ Q. M., 171,000 Einw.; 4) in der ſiebenbürgiſchen Militärgrenze, wovon der Flächenraum ſchon unter dem des Landes Siebenbürgen begriffen iſt, 138,000 Einw. Zuſammen alſo enthält die öſterreich. Monarchie 12,055 Q. M. mit 28½ Mill. Einw. Unter den Völkern Oeſterreichs ſind die zahlreichſten: 1) Slaven 11,750,000; dann 2) Deutſche, 5,000000, 3) Italiener, 4,300,000, 4) Ungarn, 4,200,000, 5) Wallachen, 1,400,000, 6) über 400,000 Juden, 7) gegen 20,000 Zigeuner; außerdem Armenier, Neugriechen, Zinzaren, Albaneſer u. a. m. Die größte Bevölkerung hat das lombardiſch-venetianiſche Königreich: 5042 Menſchen auf 1 Q. M.; dann folgen Böhmen, Mähren, ob und unter der Ens; die geringſte haben die Militärgrenzländer, Kärnthen und Tyrol, Salzburg und Dalmatien. Von den zahlreichen, zum Theil ſchiffbaren Flüſſen, nennen wir nur die Donau, Ens, Morawa, Leitha, Raab, Drau, Save, den Po, die Elbe, Moldau, Eger, Oder, Weichſel und den Dnieſter; ſechs große, unter der Regierung des jetzigen Kaiſers zu Stande gekommne Kanäle befördern die Schifffahrt. Unter den Seen ſind der Platten, neuſiedler, palitſcher, cirknitzer See, und der Lago Maggiore zu bemerken. Gebirge ſind: 1) die Alpen, welche eine Fläche von 2284 Q. M. einnehmen (die Ortlesſpitze 14,466 Fuß, Großglockner 12,239, Hohenwartshöhe 10,392, Wiesbachhorn und Hochhorn 10,600—11,000, Terglou 9744, Watzmann 9600, Brennkogal 9000 Fuß hoch); 2) die Sudeten (weiße Wieſe 4500 Fuß hoch), Paſchkopol; 3) die

Karpathen. Das Klima iſt nach der Lage der Länder ſehr verſchieden. An Naturerzeugniſſen: Gold in 40 Minen, jährl. 12,500 Pfund; Silber, jährl. 260,000 Pfund; Kupfer, über 60,000 Centner; Zinn, jährl. 900; Eiſen, 672,000; Queckſilber, 12,760; Zinnober, 7000; Kobalt, 10,000 Centner; Magnet, Edelſteine, Porzellanerde, Meerſchaum, Steinkohlen, Schwefel, Salz, Mineralwaſſer zu Carlsbad, Töpliz, Franzensbad, warm; Eger, ſauer; Seidſchütz, bitter; Baden, in Krain, Schwefelwaſſer; Getreide aller Art, auch zur Ausfuhr, Mais, Reiß, Hülſenfrüchte, Baumfrüchte, beſonders ſchöne Südfrüchte, Oel ꝛc., Wein, Hopfen, Safran, Tabak, Hanf und Flachs, Waid, Holz. (Eine ſeltne Merkwürdigkeit iſt die Pflanzung von ausländiſchen Hölzern, die der Fürſt Lichtenſtein zu Felsgrub und Felberg in Mähren und Oeſterreich angelegt hat, welche die größte in Europa iſt, ſchon 1804 über 2 Mill. amerikaniſcher Bäume und Stauden zählte und jetzt ſo gediehen iſt, daß man darin forſtmäßig ſchlagen kann), Rindvieh, Büffel, Pferde, Eſel und Mauleſel, Schafe, Ziegen, Schweine, Federvieh, wilde Thiere, Fiſche, Perlenauſtern, Bienen (jährl. über 2000 Centner Wachs und 47,000 Centner Honig), Seide. Jeder Zweig der Landwirthſchaft iſt nach Klima und Boden trefflich ausgebildet, vorzüglich die Schafzucht; doch gibt es noch in Ungarn gegen 100 Q. M. Moraſtboden. Die größte Landeskultur, bei dem fruchtbarſten Boden, iſt im Venetianiſchen und in der Lombardei vorhanden. Wichtig iſt hier auch kürzlich die vom Grafen Dandolo verbeſſerte Seidenzucht. Die Manufakturen und Fabriken liefern jährl. 500 Mill. Gulden an Werth, in Uhren, Porzellan, Spiegel und Meſſing, Stahl und Eiſen, Leinwand, Baumwolle, Papier, Tabak, Zucker, Schafwolle, Seide, Leder, Wachsbleichen. Der Handel iſt ſehr bedeutend und wird durch den, ſeit Italiens Wiedererlangung neubeginnenden Seehandel immer beträchtlicher werden. Seehandelsſtädte ſind Trieſt, Venedig und Fiume; andre Handelsſtädte: Wien, Prag, Peſth, Lemberg, Brody und Grätz. Die wiener Stadtbank iſt eine große Unterſtützungsanſtalt für den Handel; See- und Handelsſchulen gibt es zu Trieſt und Wien. Ueber das Papiergeld ſ. d. Art. Staatspapiere. Die herrſchende Religion iſt die römiſch-katholiſche. Ihre Bisthümer ſind in Deutſchland und Ungarn reich dotirt, vorzüglich die Erzſtifter Gran, Kolotſcha, Ollmütz, Erlau ꝛc., überhaupt 14. In Lemberg und in Venedig iſt ein armeniſch-katholiſcher Erzbiſchof, in Venedig ein katholiſcher Patriarch. Die griechiſche Kirche ſteht unter dem Erzbiſchof von Carlowiz. Die Lutheraner und Calviniſten (zuſammen 3 Mill., haben Conſiſtorien und Superintendenten, auch ſeit 1821 eine proteſtantiſch-theologiſche hohe Schule in Wien, und mit den Römiſch-katholiſchen in Ungarn und Siebenbürgen faſt gleiche bürgerliche Rechte. Noch gibt es Unitarier, Mennoniten, Mohammedaner, u. a. Die Künſte und Wiſſenſchaften werden gepflegt in vielen Gymnaſien und auf den Univerſitäten zu Wien, Prag, Peſth, Lemberg und Pavia. Lyceen gibt es zu Linz, Grätz, Brünn, Großwardein; für junge Edelleute und Militärs beſtehen vortreffliche Akademien und andre Unterrichtsanſtalten; die Bergakademie zu Schemnitz, die mediciniſch-chirurgiſche Akademie zu Wien, die Akademie der Maler-, Bildhauer-, Bau- und Kupferſtecherkunſt zu Wien, die daſige Bibliothek, Bildergallerie, Münz- und Kunſtſammlungen verdienen hier beſondre Erwähnung. Die Staatsverfaſſung iſt monarchiſch, in Ungarn und Siebenbürgen beſchränkt, in den übrigen Staaten des Kaiſerthums haben die Stände (in Tyrol gibt es mit dem Bauernſtande vier) das Recht die Ausgaben, welche jede Provinz

nach dortiger Finanzeinrichtung für ſich beſtreitet, dem Hofe zu bewilligen. Die Thronfolge iſt nach dem Rechte der Erſtgeburt erblich. Der Kaiſer ertheilt 7 Ritterorden: 1) den des goldnen Vließes, 2) Sternkreuzorden für Damen aus fürſtlichem oder altadligem Geſchlecht, und folgende Verdienſtorden: 3) den militäriſchen Maria Thereſienorden, 4) königl. ungariſchen Stephansorden, als Civilverdienſtorden, 5) den öſterreichiſch kaiſerl. Leopoldsorden (ſeit 1808), 6) den Orden der eiſernen Krone (erneuert 1816), 7) den Eliſabeth-Thereſienorden für Offiziere, die wenigſtens Oberſten ſind. Auch beſtehen noch in Oeſterreich a) der vormals reichsunmittelbare deutſche Orden, zu deſſen Hoch- und Deutſchmeiſter der Kaiſer einen Erzherzog ernennt; b) der geiſtliche Johanniterorden, der in Böhmen ein Großpriorat hat, zu welchem mehrere Balleien in Nieder- und Inneröſterreich gehören; c) der ritterliche Kreuzorden mit dem rothen Stern. Die Rechtspflege iſt gut geordnet und mild. Das Privatrechtsgeſetzbuch vom 1. Juli 1811 iſt muſterhaft. Die Gerichtsordnung wurde ſchon 1782 verbeſſert. Ein allgemeiner Strafcodex trat den 1. Jan. 1804 in Wirkſamkeit. Die Staatseinkünfte belaufen ſich auf 150 Mill. Gulden. Das Landheer beträgt im Frieden 180,000. M. Die Seemacht zu Venedig zählt: 1 Linienſchiff, 2 Fregatten, 24 Schebecken und Briggs. (Vergl. die Art. von den einzelnen Ländern der Monarchie ſo wie in der neuen Folge dieſes Lex. (Band XII.) die Fortführung des Hauptartikels Oeſterreich).

Oeſterreichiſche Staatspapiere, ſ. d. Art. Staatspapiere.

Oſtfriesland, eine Grenzprovinz des Königreichs Hannover, an Oldenburg, das Königreich der Niederlande und die Nordſee ſtoßend. Der Hauptfluß iſt die ſchiffbare Ems, welche durch den Dollart, einen $2\frac{1}{2}$ Q. M. großen Meerbuſen ſich in die Nordſee ergießt. Die Größe des Landes beträgt $52\frac{1}{2}$ Q. M., worauf 130,000 Menſchen wohnen, die ſich meiſtens zur lutheriſchen Kirche bekennen. Das Land iſt eben und niedrig, und muß durch Deiche gegen die Einbrüche der Nordſee geſchützt werden. Längs der Küſte iſt ſehr fruchtbarer Marſchboden, auf welchem Viehzucht und der Ackerbau blüht. Im Innern iſt der Boden Grasland, und mit vielen Mooren verſehen. Das Klima iſt feucht und neblig. Die Erzeugniſſe beſtehen vorzüglich in Getreide, Rappſaat, trefflicher Rindvieh-, Pferde- und Gänſezucht, daher auch jährlich viele Pferde, Rindvieh und gemäſtete Gänſe ausgeführt werden. An den Küſten iſt beträchtliche Fiſcherei, auch gibt es an denſelben Auſterbänke. Die Gewerke beſchränken ſich auf Segeltuch-, Leinwand- und Lederfabriken, Strumpfſtrickerei und Schiffbau in den Städten. Seit 1454 hatte Oſtfriesland ſeine eignen Grafen. Enno VI. ward 1654 in den Reichfürſtenſtand erhoben. Mit dem Fürſten Carl Eduard, oder Edzard, erloſch 1744 das fürſtliche Haus und Preußen nahm, zufolge der, dem Kurhauſe Brandenburg vom Kaiſer Leopold 1694 ertheilten Anwartſchaft, von dem Lande Beſitz, obgleich Kur-Braunſchweig, unter Berufung auf eine, ſchon 1691 mit den Fürſten von Oſtfriesland abgeſchloſſnen Erbverbrüderung, feierlichen Widerſpruch dagegen erhob. Nach dem tilſiter Frieden theilte Napoleon das Fürſtenthum, nebſt den Herrſchaften Jever und Knipphauſen, dem Königreiche Holland zu, mit welchem es, 1810, Frankreich einverleibt wurde. Das J. 1813 ſetzte Preußen wieder in den Beſitz dieſes Landes, und Preußen trat daſſelbe 1815 auf dem Congreſſe zu Wien an Hannover ab.

Oſtiarien, ſ. Ordination.

Oſtindien, ſ. Hindoſtan und Indien.

Oſtindiſche Compagnien. Seit den früheſten Zeiten ſind die Handelsſpekulationen der Europäer auf eine unmittelbare Verbindung mit Oſtindien, als auf ihr höchſtes und glänzendſtes Ziel, hingerichtet geweſen. Bekanntlich hat zuerſt das arabiſche Weltreich und deſſen merkantiliſche Größe, dann ſpäter die Herrſchaft der Perſer und Türken den Weg geſperrt, auf welchem die kürzeſte Straße nach Hindoſtan führt. Der ſchlauen Handelspolitik der italieniſchen Republiken gelang es nicht, dieſe Hinderniſſe ganz zu umgehen, und ſelbſt der venetianiſche Handel mit Indien, bei aller ſeiner Ausdehnung, war in keiner Beziehung ein directer zu nennen. Nachdem nun die Türken durch die Eroberung von Konſtantinopel in Europa und durch die Eroberung von Aegypten in Afrika Wurzel gefaßt hatten, und der Wall der Barbarei, welcher unſern Welttheil von Indien trennt, um ſo feſter gegründet war, mußte ſich aller Unternehmungsgeiſt der chriſtlichen Kaufleute auf die Auffindung eines directen Weges nach jenem Handelslande wenden. Der Weſten von Europa wurde von der Herrſchaft der Sarazenen befreit; der im Kampfe mit den Ungläubigen lange geübte kriegeriſche Geiſt der Völker brauchte Nahrung; der große portugieſiſche Prinz Heinrich, der Seefahrer genannt, hatte ihn auf den Ozean hingewieſen, und noch kein halbes Jahrhundert ſeit dem ſchmachvollen Verluſte Konſtantinopels war verfloſſen, als Vasco da Gama an der malabariſchen Küſte von Hindoſtan landete, und ſich der glückliche Kampf der Portugieſen dort jenſeits des Meeres erneuete. So gerieth der ganze oſtindiſche Handel auf ein Jahrhundert faſt ausſchließend in die Hände der Portugieſen: das goldne Zeitalter dieſes Volks. Was Alfonſo Albuquerque, Nuno da Cunha und Franciscus Xaverius, jene mit ritterlichen, dieſer mit geiſtlichen Waffen vollbracht, wird der Bewunderung der ſpäteſten Nachwelt würdig bleiben. Achtzig Jahre hindurch, nachdem ſich der Landweg der indiſchen Erzeugniſſe über Venedig, Genua und die Hanſeeſtädte mehr und mehr verſchloſſen hatte, war Liſſabon das eigentliche Indien für den Norden von Europa; Engländer und Holländer bezogen von dorther, oder von portugieſiſchen Kaufleuten in Antwerpen, ihren geſammten Bedarf an indiſchen Spezereien. Auch Venedig ſahe ſich durch die Niederlage ſeiner Handelsfreunde, der Sarazenen, und durch die kriegeriſche Größe der Portugieſen verdrängt. Als nunmehr Philipp II., gegen Ende des 16. Jahrh., Portugal der ſpaniſchen Monarchie einverleibte, und bald darauf ſeinen Krieg mit England unternahm, dem er die Häfen ſeines Reichs verſchloß, wurde das brittiſche Bedürfniß der indiſchen Gewürze nach den Niederlanden verwieſen. Die Holländer benutzten dieſen Umſtand, und ſteigerten den Pfefferpreis auf's dreifache. Aber die Widerſetzlichkeiten der Niederländer gegen das ſpaniſche Joch bewogen Philipp II. zu einer entſcheidenden Maßregel auch gegen den holländiſchen Handel: die Wegnahme ihrer Schiffe im Hafen von Liſſabon nöthigte die Holländer, an eine unmittelbare Verbindung mit Indien zu denken, und die Engländer blieben jetzt auch nicht mehr zurück. So geſchahe es in dem letzten Jahrzehend des 16. Jahrh. faſt gleichzeitig, daß ſich in England und Holland die erſten Keime jener großen Handelscorporationen, die wir mit dem Namen der Handels-Compagnien bezeichnen, bildeten, — unterſchieden von der ehrwürdigen Hanſa und allen frühern Verbindungen dieſer Art dadurch, daß nicht politiſche Körperſchaften, Städte oder Gemeinden in Perſon, ſondern bloße Privatleute mit

Gelde (veräußerlichen Aktien) zu Erreichung eines gemeinſchaftlichen Handelszweckes zuſammentraten; ferner dadurch, daß ihre Rechte und Privilegien von der Staatsgewalt ein für allemal erkauft, während diejenigen der ältern Handlungsbünde in und mit ihren politiſchen Rechten durch unzählige einzelne Verträge allmälich erworben wurden. Da nun der Handel, nach entfernten Weltgegenden in großen Maſſen getrieben, einer begleitenden politiſchen Kraft zu ſeiner Befeſtigung und Beſchützung durchaus nicht entbehren, und die Geldkraft an ſich zwar große, augenblickliche, aber nur geringe, dauernde Wirkungen hervorbringen kann: ſo ſehen wir die engländiſche, holländiſche und alle übrigen kleinern oſtindiſchen Handels-Compagnien ſehr bald nach ihrer Entſtehung in die Löſung der Aufgabe verwickelt, aus bloßen Geldmitteln eine politiſche Macht zu bilden, die, auch wenn ſie gelingen könnte, weder zu vollſtändiger Uebereinſtimmung mit der Politik des Mutterlandes gedeihen, noch auch den Gegenwirkungen der unterworfnen Länder auf die Dauer widerſtehen würde. — I.) Die älteſte, obwol ihrer ganzen Verfaſſung nach von den ſpätern weſentlich verſchiedne oſtindiſche Handels-Compagnie war die portugieſiſche. Durch die Vereinigung Portugals mit Spanien war die Verbindung der entfernten portugieſiſchen Verwaltung in Indien mit dem Mutterlande lockrer geworden. Mißbräuche aller Art, unerlaubter Zwiſchenhandel der Vizekönige und Beamten, Schleichhandel, Seeräuberei nahmen überhand. Die ſpaniſche Regierung erkannte, daß der oſtindiſche Handel, dafern er wie bisher auf Rechnung der Krone geführt wurde, nicht nur keinen Gewinn geben konnte, ſondern einen jährlich wachſenden Verluſt bringen mußte, und ſie überließ das ausſchließende Privilegium des indiſchen Handels im J. 1587 einer Geſellſchaft portugieſiſcher Kaufleute gegen jährliche Bezahlung einer bedeutenden Summe. Dieſe Geſellſchaft gerieth, da ſie ihr Vorrecht an Ort und Stelle geltend machen wollte, unvermeidlich mit der geſammten portugieſiſchen Verwaltung von Indien, die in den Schleichhandel verflochten war, in einen, für beide Theile gleich verderblichen Streit, und die Unternehmungen der Holländer und Engländer hätten nicht glücklicher vorbereitet werden können, als durch die Lähmung der portugieſiſchen Macht, welche derſelbe nach ſich zog. Hiezu kam die allgemeine Erbitterung aller indiſchen Stämme gegen das portugieſiſche Joch, und alte Eiferſucht und Feindſchaft der Araber gegen beide. Die engliſchen und holländiſchen Compagnien fanden alles in jener vortheilhafteſten Trennung, die der Herrſchaft des hinzukommenden Dritten, der alsdann mit den geringfügigſten Gewichten entſcheidet, ſo günſtig iſt: dies erklärt, bei dem großen Mißverhältniß der Kräfte, ihre unmittelbaren glänzenden Erfolge. Die portugieſiſche Compagnie hingegen ſah ſich, da die offnen Kriege der Engländer und Holländer gegen Spanien ausbrachen, bald außer Stand geſetzt, ihre jährlichen Geldabgaben an die Krone abzutragen, und gerieth in immer tiefern Verfall, bis ſie, bei der 1640 erfolgten Befreiung Portugals, von König Johann IV., dem erſten aus dem Hauſe Braganza, aufgehoben wurde. Von da an ſind die unbedeutenden Reſte des portugieſiſchen Handels nach Oſtindien, wenn wir den mißglückten Verſuch einer neuen Compagnie vom J. 1731 ausnehmen, in den Händen der Regierung geblieben. II.) Acht Jahre nach der Entſtehung der erſten portugieſiſchen Compagnie wird das Anerbieten eines, in ſpaniſcher Gefangenſchaft über das Innere des portugieſiſch-oſtindiſchen Handels unterrichteten Holländers, Cornelius Houtman,

die Veranlaſſung, daß die Kaufleute von Amſterdam, welche bereits drei vergebliche Verſuche gemacht hatten, durch das nördliche Eismeer nach Indien vorzudringen, ſich unter dem Namen der Compagnie für entfernte Länder vereinigen und die erſte Handelsflotte unter Houtman's Leitung über das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Indien abgehen laſſen. Vier kleine Schiffe wurden mit einem Kapital von 70,000 Gulden ausgerüſtet, und ſegelten am 2. Apr. 1595 vom Texel ab. Dies war der geringe Anfang der holländiſch-oſtindiſchen Compagnie. Das Beiſpiel von Amſterdam fand in den übrigen vereinigten Provinzen Nachahmung; die mehrern Handels-Compagnien, welche ſich auf dieſe Weiſe bildeten, fühlten bald, daß ſie ſich in der Vereinzelung nur gegenſeitig beeinträchtigen würden; ſo erfolgte am 20. März 1602 ihre Vereinigung durch einen Freibrief der Generalſtaaten, worin ihnen auf 21 Jahre das ausſchließliche oſtindiſche Handelsprivilegium, nebſt allen, davon unzertrennlichen politiſchen und militäriſchen Rechten eingeräumt wurde, jedoch ſo, daß die bisherigen einzelnen Geſellſchaften in einer gewiſſen Abſonderung erhalten wurden, und jede der ſechs Städte: Amſterdam, Middelburg, Delft, Rotterdam, Horn und Enkhuyſen, welche die erſten Verſuche gemacht, den Handel von ihren eignen Häfen aus zu betreiben befugt blieb. Dieſe Handelsgeſellſchaft begann ihr Geſchäft mit den vereinigten Fonds von 6½ Mill. Gulden; 65 Directoren (Bewindhebbers), unter den verſchiednen Kammern nach Verhältniß der beigetragnen Gelder vertheilt; ſo daß auf Amſterdam 25, auf Middelburg 12, und auf jede der vier übrigen Städte 7 kamen, beſorgten in ihren beſondern Häfen die Ausrüſtung der Schiffe, ein Ausſchuß von 15 Directoren, nach gleichem Verhältniß zuſammengeſetzt, die allgemeinen Geſchäfte. Als im J. 1622, bei Gelegenheit der Frage über die Erneuerung des Freiheitsbriefes der Compagnie, die Erfolge ihrer Unternehmungen von den Generalſtaaten unterſucht wurden, ergab ſich, daß ſie in den 20 Jahren ihres Daſeins 30 Mill. Gulden, d. h. mehr, als das vierfache ihres Grundkapitals, unter die Inhaber der Actien vertheilt, und das Kapital ſelbſt noch außerdem durch Kolonialanlagen, Befeſtigungen, Schiffe und andres untheilbare Eigenthum unermeßlich vermehrt hatte. Dieſe bewundernswürdigen Reſultate können nicht befremden, da der Zuſtand von Oſtindien in allen Rückſichten dem Republikaner und Proteſtanten günſtiger war, als dem monarchiſchen Katholiken. Waren die größten Feldherren der Portugieſen von dem Grundſatze ausgegangen, daß ohne feſte Begründung militäriſcher Macht und ohne religiöſes Einverſtändniß des Unterworfnen mit ſeinem Herrn ein dauerhaftes Handelsverhältniß nicht möglich ſei, und war dieſer Grundſatz durch ein ganzes Jahrhundert von geſchickten und ungeſchickten Händen, oft mit Weisheit, öfter mit der menſchenfeindlichſten Härte angewendet worden: ſo mußten wol die Holländer, bei ihrer Gleichgültigkeit gegen die ſittlichen Verhältniſſe der Völker, mit ihrer kräftig geleiteten Handelspolitik anfänglich überall die günſtigſte Aufnahme finden. Daß ſie in ihren erſten Unternehmungen auch den Engländern den Rang abliefen, lag nicht nur in ihrer Ueberlegenheit zur See, in dem jugendlich republikaniſchen Geiſte des Mutterlandes und in dem größern Umfange ihres Kapitals, ſondern vielmehr darin, daß ſie von Anfang an mit vereinigtem Kapital handelten, während die erſte engliſch-oſtindiſche Compagnie bis 1610 ein bloßer Innungsverein blieb, in dem jeder Theilnehmer ſein Geſchäft abgeſondert betrieb, und nur gewiſſen allgemeinen Vorſchriften, ſo

wie der Verpflichtung, ſich der Schiffe der Compagnie zu bedienen, unterworfen war. In Betreff der augenblicklichen Wirkung mußten die neuen Geldcorporationen, wovon die holländiſch-oſtindiſche Compagnie das erſte große Beiſpiel aufſtellte, den alten perſönlichen (Innungs-) Corporationen den Rang ablaufen, wenn auch der ſpätere Erfolg gelehrt hat, daß eine bloße Geldmacht ohne die völlige Niederlage aller Rückſichten der Menſchlichkeit nicht zu behaupten iſt: ſo wie andrerſeits die erſten portugieſiſchen Eroberer ſelbſt in den Augen aufgeklärter Holländer und Engländer wenigſtens inſoweit Recht behalten, daß alle Weltherrſchaft der Europäer in Indien unſicher bleibt, ſo lange ſie nicht auf einem ſittlichen, rechtlichen und religiöſen Einverſtändniſſe mit den Urbewohnern jenes Landes beruhet. Der Freibrief der holländiſch-oſtindiſchen Compagnie wurde bis 1644 verlängert; Batavia, für den Verkehr mit den Gewürzinſeln, dem damaligen Hauptgegenſtange des indiſchen Handels, äußerſt vortheilhaft gelegen, war gegründet; 34 bis 41 befrachtete Schiffe liefen jährlich von Holland nach Indien aus, 25 bis 34 Frachtſchiffe kehrten im Durchſchnitt zurück. Der Handel mit Japan gewann täglich an Ausdehnung, und die Ausbreitung der portugieſiſchen Macht in Braſilien ſeit der Thronbeſteigung des Hauſes Braganza, obwol ſie der holländiſch-weſtindiſchen Geſellſchaft den empfindlichſten Verluſt brachte, förderte die Angelegenheiten der oſtindiſchen, weil ſie, die ganze Aufmerkſamkeit der Portugieſen auf Amerika ziehend, den Holländern in Aſien deſto freiern Spielraum ließ: 1641 ging Malakka, die Hauptſtadt des portugieſiſchen Orients, durch Verrath des Gouverneurs an die Holländer über. Indeß verminderten ſich, hauptſächlich durch die wachſende Theilnahme der Engländer und Franzoſen, und durch den politiſch-militäriſchen Aufwand der Compagnie, ihre Ueberſchüſſe, und ſie konnte nur mit Mühe die 1,600,000 Gulden aufbringen, welche ſie den Generalſtaaten 1644 für die weitere Verlängerung ihres Freibriefes bis 1665 zu entrichten hatte. Bald darauf aber gewann die Republik der vereinigten Niederlande die Befeſtigung ihrer Unabhängigkeit durch den weſtphäliſchen Frieden; ein Ereigniß, welches auf die Compagnie wohlthätig einwirkte, und ſo vermochte dieſe, ſeit 1650, mit einem Aufwande von 20 Mill. Gulden, in zwanzig Jahren ihre Niederlaſſung auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu Stande zu bringen, welche dem geſammten europäiſchen Verkehr mit Indien erſt die eigentliche Haltung gab, und jenen Koſtenaufwand auf's reichlichſte vergütete. Inzwiſchen wurde 1658 die Eroberung von Ceylon nach hartnäckiger Gegenwehr der Portugieſen, vollendet, und die tatariſche Revolution in China die Veranlaſſung, erſt einer fehlgeſchlagnen Geſandtſchaft der Compagnie nach China, dann der höchſt vortheilhaften Niederlaſſung von 30,000 unzufriednen Chineſen, die ſich der neuen Herrſchaft nicht hatten unterwerfen wollen, auf der holländiſchen Inſel Formoſa. Hatte demnach der active Handel nach China mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen: ſo entſchädigte der mittelbare dieſer, mit der Oertlichkeit wohlbekannten Flüchtlinge, und der paſſive Handel mit den chineſiſchen Erzeugniſſen, die von allen Seiten auf dem Markte von Batavia zuſammenſtrömten, die Compagnie reichlich für jenes Entbehren. Indeß verloren ſie 1661 dieſe, als Zwiſchenſtation der Reiſen nach Japan ſo wichtige Inſel gegen den chineſiſchen Parteigänger Koxinga, deſſen Familie ſie ſpäterhin dem Kaiſer von China überließ. So empfindlich dieſer Verluſt für die Compagnie war, ſo ſteigerte er nichts deſtoweniger ihren Unter-

nehmungsgeiſt: 1663 wurden die weſentlichſten portugieſiſchen Niederlaſſungen an der Küſte Malabar erobert, und 1666, durch die Einnahme von Makaſſar, der Hauptzweck ſiebenzigjähriger Anſtrengung, der Alleinhandel mit Gewürze glücklich erlangt. Um dieſe Zeit betrug der gewöhnliche Civil- und Militäraufwand der Compagnie, mit Ausſchluß der Kriegskoſten, 3½ Mill. Gulden. Als im J. 1665, unter großem Widerſtreben feindlich geſinnter Parteien, die Erneuerung des Freibriefes bis zum J. 1700, gegen Zahlung einer großen Summe in den Staatsſchatz, erfolgte, ergab ſich aus den vorgelegten Berichten der Compagnie ein Handlungsgebiet, welches die Einbildungskraft kaum zu umfaſſen vermag. Von dem Vorgebirge der guten Hoffnung aufwärts an den Küſten von Arabien und Perſien Faktoreien, von Surate die malabariſchen Küſtenländer herab alle bedeutende Niederlaſſungen der Portugieſen in Beſchlag genommen, Ceylon mit ſeinem Zimmet und Elfenbein, die Perlenfiſcherei und der Baumwollen-Waaren-Handel der Küſte Koromandel, Bengalen und Oriſſa mit Seiden-, Baumwollen-Stoff, Reiß, Zucker, Salpeter u. ſ. f., in den Händen der Compagnien, die Geſchäfte mit Pegu, Siam und Tunquin nur durch vorübergehende Zufälle unterbrochen, eine reiche Silber- und Kupfer-Ausfuhr aus Japan, dann der unermeßliche Gewürzhandel mit Amboina, den Banda-Inſeln und Molukken u. ſ. f. ſind nur einzelne Züge dieſes unermeßlichen Gemäldes. Malakka, Hauptſitz des portugieſiſchen Handels, erſcheint in dieſem Berichte als zerfallend, die Stadt zu groß nach Verhältniß des Aufwandes der Vertheidigung; denn die Straße von Sunda, an der Batavia gelegen, und nicht mehr, wie ehemals, die Straße von Malakka, war der Hauptweg nach dem hintern Orient. Nach dieſer Zeit iſt der Freiheitsbrief der Compagnie, jedesmal nach ihrerſeitigen bedeutenden Geldopfern, von 1701 bis 1740, dann bis 1775, und im J. 1776 auf weitere 30 Jahre für eine Zahlung von 2 Mill. Gulden und jährliche Zahlung von 360,000 Gulden erneuert worden. Habſucht und Grauſamkeit, die dann noch zunahmen, als der kräftige Geiſt der republikaniſchen Unternehmer, ihre Sparſamkeit und Mäßigkeit ſich mehr und mehr verlor; ein ſchnödes Ränkeſpiel mit den verbündeten Völkern und Fürſten, welches kein höherer Zweck, als die Gewinnſucht beſeelte; insbeſondre aber die Unfähigkeit, den ſittlichen Charakter jener Völker zu begreifen, ſich in religiöſer und rechtlicher Hinſicht mit ihnen zu verſtändigen; endlich die erneuerte Kraft, mit der ſich die brittiſche Compagnie beim Eintritte des 18. Jahrh. erhob, und der Umſchwung in den europäiſchen Bedürfniſſen, der Vorzug, den anderweite Reizmittel vor den indiſchen Gewürzen gewannen, dies ſind die Haupturſachen des Verfalls der holländiſch-oſtindiſchen Compagnie. Im 18. Jahrh. erfüllen die Erzählungen von Empörungen, Verſchwörungen und meiſt unglücklichen Kriegen ihre Jahrbücher, und 1781 ſehen wir ſie durch den Krieg mit England, und durch ihren unverhältnißmäßigen politiſchen Aufwand ſo weit herabgekommen, daß ihr die Generalſtaaten, unter allen eignen Laſten, noch mit ſehr beträchtlichen Anlehen zu Hülfe kommen müſſen. Im erſten Revolutionskriege verlor ſie ihre meiſten Beſitzungen und mußte 1796 die Zahlung ihrer Dividenden einſtellen; was der Friede von Amiens 1801 zurückgab (denn England behielt nur Ceylon), war kaum in Beſitz genommen, als es im erneuerten Kriege verloren ging; und auch nach endlicher Herſtellung des allgemeinen Friedens kehrten von allen oſtindiſchen Beſitzungen nur die Gouvernements von Batavia und Amboina,

Banda, Ternate, Malakka, Makaſſar, nebſt zerſtreuten Directorien und Comptoiren an den Küſten von Malabar und Koromandel, an das Mutterland zurück. Auf das Vorgebirge der guten Hoffnung und Ceylon mußte für immer Verzicht geleiſtet werden. Je mehr ſich die holländiſch=oſtindiſche Compagnie bei ihrem erſten Beginnen nur auf den Thron niederzulaſſen brauchte, den Portugal für ſie gegründet; je mehr ſie Befeſtigungen, Handelsbauten, Artillerie und Vertheidigungsanſtalten aller Art vorgefunden hatte; je mehrere Handels= und politiſche Verhältniſſe bereits angeknüpft waren, die ſie ohne Aufwand von Zeit und Geld übernehmen konnte; je unermeßlicher die portugieſiſche Beute war, die ihr auf allen Meeren und bis an die Mündungen des Tajo hin in die Hände fiel: um ſo leichter war ihr Beginn, während die Engländer ein Jahrhundert hindurch mit der Schwierigkeit zu kämpfen hatten, den Boden, auf welchem der merkantiliſche Hebel zu ſtützen ſei, erſt allmälig zu gewinnen. Daher aber kann man auch ſagen, daß die holländiſche Macht in Oſtindien ihrem Kapital nicht gewachſen war, weil ſie es in ſeinem ganzen Umfange nicht zu unterhalten vermochte; die engliſche Macht hingegen war beſſer gegründet, weil ſie gehend und ſchrittweis hat erworben werden müſſen. III.) Um nun die Geſchichte der größten, und dermalen faſt allein herrſchenden oſtindiſchen Handels=Compagnie, nämlich der brittiſchen, in der Kürze darzuſtellen, iſt erfoderlich, daß man ſie in vier Perioden abtheile. In den erſten dreizehn Jahren ihrer Kindheit war ſie ein bloßer zunftartiger Verein; in den folgenden 95 Jahren war ihr Kapital zwar vereinigt, aber deſſen Wirkung theils durch die Uebermacht der Holländer in den indiſchen Meeren, theils durch die Bürgerkriege des Mutterlandes, theils auch dadurch beengt, daß der Titel ihrer ausſchließlichen Berechtigung als ein bloß königlicher und nicht parlamentariſcher, vielfältig in Zweifel gezogen wurde; hierauf erſcheint ſie in den weitern 40 Jahren mit parlamentariſch begründetem, unbeſtrittnem Rechte, aber auf bloße Handelverhältniſſe beſchränkt. Endlich entwickelt ſich in den letzten 70 Jahren ihre politiſche Größe; ſie wird die Gebieterin über 83 Mill. Menſchen, und über die geſegnetſten Erdſtriche der Welt. Erſte Periode, von 1600 bis 1613. Die Engländer, wie die Holländer, hatten ihre erſten Unternehmungen auf Indien nördlich gerichtet, nord=weſtlich, während die Holländer mehr nord=öſtlich. So hatte Joh. Cabot auf den Schiffen Heinrich VII. 1497 Neufundland und die Küſten von Nord=Amerika entdeckt. 1553 veranlaßte ſein Sohn, Sebaſtian Cabot, unter der Regierung Eduards VI. die zweite große Unternehmung dieſer Art. Der König privilegirte die Geſellſchaft, welche mit einem Kapital von 6000 Pf. St. drei Schiffe zur Entdeckung Indiens auf dem nördlichen Wege ausgerüſtet hatte. Ein Theil dieſer Unternehmung verunglückte im lappländiſchen Eismeere; ein andrer Theil gerieth an die nördlichen Küſten von Rußland, knüpfte Handelsverbindungen an, und ward die Veranlaſſung der engliſch=ruſſiſchen Handels=Compagnie, eben ſo wie die brittiſche Hudſons=Bay=Compagnie ihre Entſtehung den Forſchungen nach einer Nordweſt=Durchfahrt zu verdanken hatte, die man bis auf den heutigen Tag fortgeſetzt hat. Wie jenes Jahrhundert mit der Aufgabe, unmittelbar nach Indien zu gelangen, gerungen habe, zeigt ſich an den, nun angeſtellten Verſuchen und Reiſen, um auf dem Landwege durchzubringen, und wenigſtens mit Venedig zu wetteifern, wenn es unmöglich ſchien, neben Portugal aufzutreten. Dies war der Hauptzweck der, im J. 1581 errichteten brittiſch=türki=

ſchen Compagnie, die indeß bald die Vergeblichkeit ihrer Beſtrebungen erkannte, dagegen aber durch die Nachrichten, welche Franz Drake von ſeiner Weltumſeglung zurückbrachte, beſtimmt wurde, (1591) 3 Schiffe unter Kapitän Raymond auf dem portugieſiſchen Wege nach Indien abzuordnen. Dieſer Verſuch eben ſowol, als der andre Robert Dudley's, im J. 1596 ſcheiterten gänzlich. Indeß trieben der ſpaniſche Krieg, die Sperre von Liſſabon und die Gewinnſucht der Holländer den Unternehmungsgeiſt der londoner Kaufleute auf's äußerſte, und ſo kam am 22. Sept. 1599 zu London die Vereinigung zu Stande, aus der ſich im Laufe zweier Jahrhunderte die größte Handelsmacht entwickeln ſollte, von der in den Jahrbüchern der Welt die Rede iſt. Die erſte Anlage beſtand in nicht mehr als 30,133 Pf. Sterling, und am 31. Dec. 1600 bewilligte die Königin Eliſabeth dem Gouverneur und der Geſellſchaft der nach Oſtindien handelnden londoner Kaufleute das ausſchließliche Recht des Handels auf 15 Jahre mit allen Ländern vom Kap der guten Hoffnung öſtlich bis zur magellaniſchen Straße, diejenigen ausgenommen, die im wirklichen Beſitze befreundeter, chriſtlicher Mächte ſind. Bis 1613 beſtand die Compagnie in regulirter Verfaſſung; jeder Theilnehmer verwaltete ſeinen Antheil ſelbſt auf eigne Rechnung, und war nur an einige allgemeine Vorſchriften gebunden. Ungeachtet dieſer unbequemen Form ergaben die, in dieſer Zeit unternommnen acht Reiſen eine Ausbeute von 171 pCt. Zweite Periode, von 1613 bis 1708. Das Kapital wird vereinigt; aus dem bloßen Innungsverein wird eine förmliche Handelsgeſellſchaft; demnach die Verfaſſung derſelben aus einer demokratiſchen eine mehr ariſtokratiſche, in der die reichſten Actionärs die Geſammtverwaltung übernehmen, und die große Maſſe der Actionärs eine Scheincontrolle bei den Generalverſammlungen behauptet, im Weſen aber nur den Geldhandel mit dem Actien im Auge hat. Nun gediehen die Angelegenheiten der Compagnie dergeſtalt, daß ihre Actien binnen 4 Jahren zu dem Werthe von 203 pCt. hinaufſtiegen, daß ferner die Holländer, wiewol vergeblich, um eine Verbindung mit ihr gegen die Portugieſen warben, daß ihre Faktoreien ſich über Java, Sumatra, Borneo, die Bandainſeln, Celebes, Malakka, Siam, die Küſten Malabar und Koromandel, vorzüglich aber über die Staaten des Mogul verbreiteten, den die Compagnie mit beſondrer Klugheit zu gewinnen gewußt hatte, endlich daß bei der neuen Unterzeichnung, die ſie 1616 eröffnete, 1,629,040 Pf. St. einkamen. Aber ſchon 1627 erhoben ſich Klagen über ſchlechte Verwaltung, über Mißbräuche aller Art, insbeſondre über den eignen Handel der Beamten, welcher die Compagnien von jeher am meiſten beeinträchtigte. Andrerſeits aber, je mehr die königlichen Rechte unter der Regierung des Hauſes Stuart in Zweifel gezogen und beſchränkt wurden, um ſo mehr wurde auch das ausſchließliche, aus königlicher Machtvollkommenheit herrührende Recht der Compagnie beſtritten. Die Könige ſelbſt nährten dieſe Zweifel durch die Freibriefe zum indiſchen Handel, welche ſie zum großen Nachtheile der Compagnie einzelnen dritten Perſonen bewilligten. Dazu griffen unter Cromwell's Protectorat die Begriffe der politiſchen Freiheit ſo weit um ſich, daß kein Monopol irgend einer Art vor ihnen beſtehen zu können ſchien, und der Protector glaubte bei Erlöſchung des Freibriefs, 1655 den Verſuch wagen und den oſtindiſchen Handel freigeben zu müſſen. Aber die Sache war nicht ausführbar. Die Compagnie aufgeben, hieß, das ganze, bereits erworbne, untheilbare Kapital von Macht und Einfluß in Indien, zum Nachtheile des Mutterlandes aufgeben, und ſich in den Zuſtand hülf-

loſer Kindheit zurück verſetzen. Nach der Reſtauration der königlichen Familie trat auch das königliche Privilegium, welches ſchon Cromwell hatte erneuern müſſen, wieder in ſein volles Recht. In der kurzen Zwiſchenzeit bis zur Revolution im J. 1688, gewann die Compagnie mit Madras und Bombai den vorherrſchenden Einfluß auf den Küſten Malabar und Koromandel, und hiermit die Grundlage der ſpätern Unternehmungen auf das innere Hindoſtan, und der Macht, die ſich auf den Trümmern des Reichs des großen Mogul entwickeln ſollte. Aber die innern Geſchäfte der Compagnie gingen zurück, und gleich nach der Revolution kam die große Streitfrage: ob der Handel durch einen königl. Freibrief beſchränkt werden könne, und ob der Landesherr die Majeſtätsrechte, welche er ſelbſt nur bedingungsweiſe beſäße, einer, von ihm privilegirten Geſellſchaft einſeitig übertragen könne, ernſthaft zur Sprache. Der Erfolg war, da die Compagnie ihr titulo oneroso erworbnes Recht wegen der Verluſte, die ſie durch Kriege, Untreue der Beamten, Verſchwendung u. ſ. f. erlitt, nicht gehörig zu vertheidigen vermochte, die parlamentariſche Patentirung einer neuen oſtindiſchen Compagnie im J. 1698, die ihren Freibrief mit einem Vorſchuß von 2 Mill. Pf. St. für den Staatsdienſt gegen 8 pCt. Zinſen erwarb. Bald aber drängten die unaufhörlichen Reibungen beider Compagnien zur Vereinigung, welche 1708 erfolgte. Dritte Periode, von 1708 bis 1748. Im J. 1708 kam die Parlamentsacte, welcher die brittiſch-oſtindiſche Compagnie in ihrer gegenwärtigen Geſtalt, als vereinigte Geſellſchaft engliſcher, nach Oſtindien handelnder Kaufleute (united company of merchants of England trading to the East-Indies), ihr Daſein verdankt, zu Stande. Das ausſchließende Privilegium ward bis 1726, und auf nachherige dreijährige Aufkündigung bewilligt. Der Fond ward durch Aktien zuſammengebracht, deren Eine von 500 Pf. St. dem Inhaber das Recht auf eine Stimme in der Generalverſammlung (the general court) gab. Unter den Inhabern von vier ſolchen Aktien, oder von einem Antheile von 2000 Pf. St. wurden die 24 Directoren gewählt, welche nach der Natur ſolcher Geſellſchaftsverbindungen die Regierung bildeten, in deren Händen die Führung des unermeßlichen Geſchäftes lag. Die Verkäuflichkeit der Aktien bringt es mit ſich, daß die große Maſſe der Aktieninhaber von Tage zu Tage wechſelt, das perſönliche Intereſſe an den Geſchäften der Compagnie in ihnen nie Wurzel faſſen kann, daher nur das reine Geldgeſchäft mit den Aktien beachtet wird, und die Leitung des Ganzen bald den Directoren anheim fällt, weshalb aber auch alle Mißbräuche oligarchiſcher Verfaſſungen um ſo leichter Eingang finden. Mit der Abſicht, das Heft der indiſchen Angelegenheiten im Mittelpunkt zu behaupten, wurden die örtlichen Geſchäfte der Compagnie dreien, von einander getrennten Räthen zu Madras, Bombay und Kalkutta anvertraut. Da aber alle Erfolge in letzter Inſtanz von den örtlichen Beamten in Indien abhingen: ſo ſchlich ſich früher der verderbliche Mißbrauch ein, daß man ſich ihrer Treue zu verſichern glaubte, indem man den höhern Beamten geſtattete, auch die kleinern, einträglichen Poſten, an ſich zu ziehen. Die Erneuerung des Freibriefs war bei den hieraus erwachſenden mannichfaltigen Beſchwerden gegen die Compagnie 1732 nur im Kampfe gegen eine hartnäckige Oppoſition durchzuſetzen, daher hielt erſtere es für gerathen, vor weiterer Erlöſchung deſſelben die Geldverlegenheit der Regierung im J. 1744 zu benutzen, und ihr mit einem, ſelbſtgeborgten Anlehen von 1 Mill. Pf. St. zu Hülfe zu kommen, worauf

denn weitere Verlängerung bis 1780 erfolgte. Vierte Periode, von 1748 bis jetzt. Mit dem J. 1748 beginnt die Zeit der großen politiſchen Bedeutung der Engländer in Indien. Die Franzoſen waren es, welche ihnen durch ihr Beiſpiel das Geheimniß ihrer Stärke eröffnet hatten. Im J. 1746 nämlich hatten ſie ein Bataillon Franzoſen, das Heer des Nabobs von Carnatic, zerſtreuen, und bald darauf den Verſuch franzöſiſcher Offiziere, indiſche Truppen nach europäiſcher Art zu bilden, gelingen ſehen. Die Erfahrung des Unvermögens indiſcher Heere, der europäiſchen Kriegskunſt gegenüber, und der Leichtigkeit, womit ſich dieſe Zucht den, unter dem Namen der Seapoys bekannt gewordnen indiſchen Soldaten mittheilen ließ, waren die beiden großen Entdeckungen, welche das brittiſche Weltreich in Indien zu Tage förderten. Ehr- und Geldgeiz, alle politiſchen und merkantiliſchen Umtriebe, konnten nunmehr in einem größern Maßſtabe wirken, und es war um alle Unabhängigkeit indiſcher Fürſten geſchehen, ſobald der, ſchon in alle Verhältniſſe der Machthaber und Völker jener Gegenden eingreifende Handelskörper durch eine dauerhafte militäriſche Rüſtung verſtärkt wurde. Bisher hatte ſich das ganze Militärſyſtem der Compagnie auf die Vertheidigung beſchränkt; jetzt durfte ſie angriffsweiſe verfahren, und bei den endloſen Widerſprüchen zwiſchen europäiſchen und indiſchen Rechtsanſichten, konnte es nirgends an Vorwänden fehlen, dem neuerworbnen Machtmittel den gehörigen Spielraum zu geben. Die Begriffe der Erbfolge, und aller fürſtlichen, Volks-, und Familienrechte, waren, je nachdem indiſche, mohammedaniſche oder brittiſche Rechtsgrundſätze und Gewohnheiten untergelegt wurden, ſo ſtreitig, daß das Streben der Compagnie (die täglich Gelegenheit hatte, ſchiedsrichterlich zu wirken) nach Erweiterung der Macht juriſtiſcher Rechtfertigung niemals ermangeln konnte. Wollte man ſie wegen irgend einer ihrer Unternehmungen in Europa zur Rechenſchaft ziehen: ſo war ſie eben ſo leicht politiſch aus Gründen der Selbſterhaltung, die in einer Entfernung mehrerer tauſend Meilen niemand zu würdigen vermochte, als rechtlich durch einen Rückzug in jenes undurchdringliche Geſetzes-Labyrinth zu vertheidigen. Edmund Burke, der bei Gelegenheit des Haſtings'ſchen Prozeſſes dieſe Unangreifbarkeit der Compagnie am tiefſten empfand, hatte allerdings Grund, ihr vorzuwerfen: „daß es keinen Herrn, Fürſten oder Staat in Indien gebe, „den die Compagnie berührt und den ſie nicht verkauft habe; keinen „Vertrag, den ſie nicht gebrochen; keinen Fürſten und keinen Staat, „der ſich ihr anvertraut und den ſie nicht gänzlich zu Grunde gerich„tet habe." Ihren obern Beamten in Indien, welche große Namen auch unter ihnen glänzen mögen, wird der Despotismus zugleich mit ihrer Stellung aufgedrungen: 1.) weil jeder von ihnen eine Erbſchaft von Ungerechtigkeiten zu übernehmen hat, die behauptet werden muß; 2.) weil keine öffentliche Meinung unter irgend einer Geſtalt einſprechen kann; 3.) weil alle moraliſche und religiöſe Gleichheit, ſelbſt die der Sprache zwiſchen den Beherrſchten und den Herrſchern wegfällt; 4.) weil keine Beſorgniß vor ernſthaften Empörungen bei der großen Theilung der indiſchen und mohammedaniſchen Stände und Intereſſen aufkommen kann; 5.) weil alle Beamte der Compagnie nur wenig Jahre der männlichen Kraft ihrem Dienſte widmen, dabei keinen andern Zweck haben, als Reichthum, und demnach eine brittiſche auf indiſchem Boden geborne, in deſſen Intereſſen von Jugend auf verwachſene Oppoſition erſt nach langer Zeit entſtehen kann. Im J. 1749, mit der Beſchützung des Prätendenten von Tanjore, begannen

die Gewalträubereien der Compagnie; unter dem Vorwande der Illegitimität wurde der Nabob für den Preis einiger Landabtretungen vertrieben, dann für neue Abtretungen wieder eingeſetzt. Wie weit in kurzer Zeit ſie in den Künſten der Machtvergrößerung fortgeſchritten, beweiſen die Händel mit Surrajah Dowlah, dem Nabob von Bengalen, 1757, wobei ſchon große und blühende Provinzen, als Preiſe der Treuloſigkeit, in ihre Hände fielen. Aber alle dieſe Vergrößerungen zogen ſo überſchwenglichen Aufwand nach ſich, die Schwierigkeiten der Herrſchaft wuchſen mit deren Ausbreitung ſo ſehr, die mehreren Beamten wurden um ſo viel raubſüchtiger, unabhängiger und ungehorſamer, daß die finanzielle Lage der Compagnie eher zurück-, als vorſchritt. Die Direction in London ſank mehr und mehr zu einer bloßen Controlle der eigentlichen Regierung, die nunmehr in Indien ihren Sitz hatte, herab. Ihre Befehle waren veraltet, bevor ſie in Kalkutta ankamen, denn die Macht der Gegenwart über die Menſchen wird um ſo unwiderſtehlicher, je mehr ſich ihr Wirkungskreis erweitert. Hatten die Gouverneure alle Vortheile der Oertlichkeit für ſich, ſo war auch nicht zu erwarten, daß ſie anders gehorchen würden, als wo es ihr perſönlicher Vortheil mit ſich brachte. So blieben die ausdrücklichen, wiederholten Verbote des inländiſchen Verkehrs mit Salz, Betelnüſſen und Tabak, mit ausdrücklicher Einwilligung der indiſchen Räthe ohne allen Erfolg, und lange, nachdem die Direction den Beamten der Compagnie verboten hatte, Geſchenke indiſcher Fürſten anzunehmen, wurden erwieſenermaßen bloß von der Familie des Nabobs von Bengalen 6 Mill. Pfund Sterlinge öffentlicher Geſchenke angenommen. Da nun unter ſolchen Umſtänden die häuslichen Angelegenheiten der Compagnie in immer tiefern Verfall geriethen, und ſie 1772 für ihren laufenden Dienſt eine Anleihe, erſt bei der Bank von 600,000 Pf. St., dann bei der Regierung von 1,400,000 Pf. St. eröffnen mußte: ſo wurde die Unruhe im Publikum um ſo größer, je mehr man von der Ausbreitung der brittiſchen Macht in Indien das Zuſtrömen größern Reichthums nach dem Mutterlande erwartet hatte. Zugleich erhob ſich in und außer dem Parlament eine laute Klage über das unmoraliſche Verfahren gegen die indiſchen Fürſten und Völker; nun — da der Lohn ausblieb dafür, daß die Menſchheit mit Füßen getreten worden war. Die Erbitterung der Nation wandte ſich ungerechter Weiſe auf die Direction; ihre angebliche Gewalt ſollte beſchränkt werden; man wollte ſie, die ohnmächtige, die eine ungehorſame Welt auf ihren Schultern zu tragen hatte, noch mehr ſchwächen, anſtatt ſie zu kräftigen. Man foderte Controlle; als wenn eine Controlle die mit den Unterdrückern ſympathiſirt, und die Unterdrückten nicht kennt, nützen könnte; als wenn Unterdrückung ein einzelner Act wäre, der ſich durch Controlle verhüten oder wie ein Verbrechen beſtrafen ließe; und was vermöchte eine Controlle, auch wenn ſie möglich wäre, deren Befehle 6 bis 9 Monate brauchen, um hin, die Berichte über ihre Befolgung eben ſo viele Zeit, um zurück zu gelangen, und war die geſammte Stellung der Compagnie in Indien das Ergebniß von Gewaltſtreichen, das nur durch neue Gewaltſtreiche behauptet werden konnte, nach welchen Grundſätzen ſollte alsdann die Controlle verfahren? — Burke's ſiebenjähriger, glorreicher aber unglücklicher Kampf gegen Haſtings und für die Sache der Menſchlichkeit in Indien hat gelehrt, daß die einzige, ſchwache, aber mögliche, Controlle der Gewalthaber jenſeits des Meeres die öffentliche Meinung des brittiſchen Publikum iſt. Man wähnte, alles werde beſſer,

wenn die Compagnie ihre Macht mit dem Miniſterium theile, wie die eine Partei, oder wenn man die Segnungen der brittiſchen Geſetze über die Hindus verbreite, wie die andre juriſtiſche Partei behauptete; noch Andre glaubten viel erreicht zu haben, wenn der Eintritt in die Directoren=Stellen erſchwert werde. So entſtand die unförmliche Reform von 1773. Statt 500 Pf. ſollte nur eine Aktie von 1000 Pf. Anrecht auf eine, 3000 Pf. auf zwei, 6000 Pf. auf drei, 10,000 Pf. auf vier Stimmen ertheilen. Nur 6 Directoren ſollen jährlich wieder erwählt werden können. Ein General=Gouverneur mit vier Räthen (zum erſtenmale vom Parlament, d. h. vom Miniſterio auf 5 Jahre, ſpäterhin von den Directoren zu ernennen) ſollte den Provinzen Bengalen, Bahar und Oriſſa unmittelbar vorſtehen; die übrigen Präſidentenſchaften ſollten von ihm abhängig ſein. Um nun dieſer Vereinigung der Macht ein Gegengewicht zu geben, wurde ein oberſter Gerichtshof in Kalkutta beliebt, deſſen Oberrichter nebſt drei Richtern, unabhängig von der Compagnie, von der Krone ernannt werden ſollte. Alle Civil= und Militärcorreſpondenz der Compagnie ſollte dem Miniſterio mitgetheilt werden. Hatte früher in vielen einzelnen Fällen das Gewiſſen, oder wenigſtens der geſunde Menſchenverſtand entſchieden: ſo ward nunmehr die Uebertragung einer ganz fremdartigen Rechtsverfaſſung zum Keime der Zerſtörung aller rechtlichen Verhältniſſe. Der Gerichtshof entſchied über ſämmtliche Klagen gegen jeden, der mittelbar oder unmittelbar im Dienſte der engliſchen Compagnie ſtand, ſo wie über alle Klagen aus Verträgen, in denen die Parteien ſich ſeinem Spruch unterworfen hatten. Wenn man nun erwägt, daß nichts unentſchiedner und unbeſtimmter war, als der status personarum der indiſchen und mohammedaniſchen Bewohner von Hindoſtan, daß die Compagnie einige Provinzen unmittelbar, andre mittelbar durch die Nabobs regierte, daß die Inmindars bald für einen unabhängigen Landadel von Indien, bald für Rentbeamte der Compagnie galten u. ſ. f.: ſo ergibt ſich, daß der Gerichtshof alle Art von Gerichtsbarkeit nach Gutdünken entweder an ſich reißen, oder ablehnen konnte. Gleich nach dem Antritte ſeiner Amtsführung gab er eine Probe ſeines Geiſtes. Nunkomar, der den General=Gouverneur Haſtings verklagt hatte, wurde einer unvollſtändig erwieſnen Verfälſchung (Forgery) überführt und gehängt, was nach der geiſtreichen Bemerkung eines Schriftſtellers ungefähr eben ſo viel ſagen will, als wenn man einen Mohammedaner wegen Bigamie hätte beſtrafen wollen. Ueberhaupt führt die Geſchichte der brittiſch=oſtindiſchen Händel zu der Bemerkung, daß, außer Burke und der Familie Wellesley kaum ein einziger Engländer ſich in dem Geiſte der indiſchen Sitten, ſo wie in der Luft jenes Himmelsſtriches, wahrhaft zu orientiren gewußt hat. Als die Unwirkſamkeit der Maßregeln von 1773 weltkundig geworden und der Finanzzuſtand der Compagnie durch den amerikaniſchen Krieg neuerdings zerrüttet worden war, wurde die Frage von der Errichtung einer Controlle im Parlamente mit Lebhaftigkeit, und in einem größern Maßſtabe, als bisher, wieder aufgenommen; drei Jahre hindurch, von 1782 bis 1784, waren die größten Talente Englands im Kampfe über dieſen großen Gegenſtand begriffen. Die berühmte Oſtindia=Bill von C. J. Fox, welche ſieben, vom Parlamente ernannten Commiſſarien die oberſte Macht und gleichſam das Schutzrecht über Indien einräumen wollte, mußte dem Hofe mißfallen, da ſie eigentlich dahin zielte, der Krone allen Einfluß auf die indiſchen Angelegenheiten zu entziehen, und zwiſchen dem Kö=

nige und Indien eine ſchiedsrichterliche Macht aufzuſtellen, die ſo unberechenbar war, als der brittiſche Glücksſtern in Indien ſelbſt. Deshalb drang der Plan William Pitt's durch. Ein Board of Controul (Büreau der obern Aufſicht über die indiſchen Angelegenheiten) wurde dem Miniſterio einverleibt; dieſes, von der Krone abhängige Collegium wurde beauftragt, über die Civil- und Militär-Regierung und über die Finanzen der Compagnie Aufſicht zu führen, und die Ausfertigungen der Directoren an die verſchiednen Präſidentſchaften einzuſenden. Die Beſoldung des Generalgouverneurs, der Präſidenten und Räthe wurde von der Beſtimmung des Königs abhängig gemacht. In dieſen weſentlichen Schranken beſteht die, oben hiſtoriſch entwikkelte Verfaſſung der Compagnie noch bis auf den heutigen Tag. Die Macht ſelbſt, inwiefern ſie überhaupt in England ihren Sitz hat, iſt in den Händen des Miniſteriums, nur die einzelnen Regierungsgeſchäfte ſind der unterworfnen Compagnie verblieben. Gewiß iſt, daß ſeit Errichtung des Board ein dichterer Schleier über den indiſchen Angelegenheiten liegt, als vormals: die Miniſter haben nicht mehr, wie ehemals, gelegentliche Veranlaſſung, dieſe Vorgänge zur Sprache zu bringen; die Generalverſammlung der Compagnie, auch wenn ſie ſich regen wollte, würde nichts bewirken, wenn Board und Directoren einig ſind, und dieſe Einigkeit iſt um ſo ſichrer begründet, da eine geheime Committé (Committee of Secrecy) aus drei Directoren beſteht, die mit dem Board verhandeln und beſchließen kann, ohne alle Mitwiſſenſchaft der Uebrigen. An eine Verbeſſerung des moraliſchen Zuſtandes des brittiſchen Indiens iſt ſo lange nicht zu denken, als die eigentliche Koloniſation und Verpflanzung geborner Britten nach Indien, durch die Beſorgniß eines Schickſals, ähnlich dem der nordamerikaniſchen Kolonien, verhindert wird. Nur ein Stamm auf indiſchen Boden geborner Britten würde im Laufe der Zeit den, auf alle andre Weiſe unüberwindliche Zwiespalt der dortigen Verhältniſſe auflöſen können. Indeß iſt die unmittelbare politiſche Bedeutung der oſtindiſchen Beſitzungen für England zu groß, als daß jemals an gründliche Abhülfe zu denken wäre. Eine ſteuerbare Bevölkerung von 83 Mill. Menſchen, mit 40 Mill. unter ſchutzverwandten inländiſcher Fürſten, ein Heer von 200,000 Mann, im Dienſte der Compagnie gegen 16,000 Civilbeamten; gegen 14 Mill. Pf. St. jährlicher Aus-, und eben ſoviel Einfuhr aus und von allen Theilen der Welt nach und von Indien, eine Zolleinnahme der brittiſchen Regierung von mehr, als 4 Mill. Pf. St. jährlich, und ein jährlicher Zufluß von 11 Mill. Pf. St. für die Geſammtcirkulation des brittiſchen Reichs ſind Gegenſtände, die alle moraliſchen Rückſichten überwiegen. Der dermalige Aktienfond der Compagnie beträgt 6 Mill., der Werth ihres untheilbaren und ihres ſchwebenden Eigenthums gegen 50 Mill. Pf. St., und der Belauf ihrer jährlichen Landeseinkünfte 28 Mill. Pf St., d. h. das anderthalbfache der Einkünfte des geſammten ruſſiſchen Reichs. Dieſer politiſch-merkantiliſche Rieſe beſteht und wird beſtehen, inwiefern der unüberwundne, großer Widerſtrebungen fähige Geiſt der braminiſchen Völker niemals erwacht, auch durch die ungeſchickten Bekehrungsverſuche brittiſcher Methodiſten niemals geweckt wird; inwiefern die unverhältnißmäßig geringe Militärmacht ausreicht und die eingebornen ſieben Achttheile derſelben ihre Empörungsverſuche nicht wiederholen; inwiefern das Syſtem aushält: de faire le commerce en Sultan, et de faire la guerre en marchand; inwiefern die Anſprüche der Metis, der Abkommen europäiſcher Väter und

indiſcher Mütter, nicht zunehmen; inwiefern den Indiern und Mohammedanern das Geheimniß der Schwäche ihrer Unterdrücker für immer verborgen bleibt, d. h. inwiefern der natürliche Gang der Dinge ſelbſt ſtille ſteht. Schließlich bemerken wir, daß ſeit 1813 allen britiſchen Unterthanen, unter gewiſſen, zu Gunſten der Compagnie feſtgeſtellten Bedingungen, der Handel nach Indien geſtattet, und daß der Compagnie nur der Theehandel ausſchließlich verblieben iſt. IV. Die franzöſiſchen, däniſchen und ſchwediſchen oſtindiſchen Compagnien haben für den Welthandel, ſelbſt in den Zeiten ihres beſten Flors, eine nur geringe Bedeutung gehabt. Die franzöſiſche, 1664 errichtet, konnte nicht aufkommen; 1769 wurde der Handel freigegeben. Eine neue, 1785 errichtete Geſellſchaft erreichte 1791 ihre Endſchaft. Eben ſo wenig gedieh die oſtindiſche Compagnie in Dänemark, die 1618 geſtiftet und mehrmals erneuert wurde, und endlich 1777 ihre Beſitzungen dem Könige abtrat. Die Geſellſchaft iſt nur noch im Beſitze des chineſiſchen Handels. Endlich die ſchwediſch-oſtindiſche Geſellſchaft, welche 1731 geſtiftet, und 1766 und 1786 erneuert wurde, beſteht noch, und hat ihren Sitz zu Gothenburg. Sie zahlt für jede Reiſe 75,000 Thlr. Silbermünze an die Krone, der ſie auch gleich bei ihrer Errichtung 3 Millionen Thaler Silbermünze bezahlte, wovon eine Million ohne Zinſen als eine Verſicherung ſtehen bleibt, und die 2 andern als ein Vorſchuß angeſehen werden. A. M.

Oſtindienfahrer ſind große Handels-Schiffe, welche von den europäiſchen, nach Oſtindien handelnden Compagnien ausgerüſtet werden, und gewöhnlich etwas größer, als Fregatten von 40 Kanonen, ſind, aber nur 20 Stücke (9 und 6 Pfünder) führen.

Oſtracismus hieß in Athen das Gericht, kraft deſſen die Volksverſammlung den Einfluß mächtiger Staatsbürger durch eine zehnjährige Verbannung unſchädlich zu machen berechtigt war, Scherbengericht. Wenn nämlich das Volk über Jemand dieſes Gericht verhängen zu müſſen glaubte: ſo ſchrieb jeder Bürger, der dieſer Meinung war, den Namen des zu Verbannenden auf einen Scherben (Oſtrakon) und legte dieſen auf den Marktplatz an einem dazu beſtimmten Orte nieder, der mit einem hölzernen Geländer umgeben war und zehn Eingänge hatte, durch welche ſich bei der Volksverſammlung die zehn Stämme Athens begaben. Die Archonten zählten dann die beſchriebnen Scherben, und wenn wenigſtens 6000 den Ausſpruch der Verbannung ausdrückten, ſo war der Beſchluß gültig; im Gegentheile wurde der Beklagte losgeſprochen. Die Verbannung durch den Oſtracismus dauerte zehn Jahre, nach deren Verfluß der Verbannte wieder zurückkehren, Beſitz von ſeinen Gütern und allen ſeinen Bürgerrechten nehmen konnte. Die Sache ſelbſt hatte nichts Schimpfliches oder Entehrendes; denn ſie wurde nicht bei Uebelthätern angewendet, ſondern nur bei denjenigen, welche ſich durch Vorzüge, Verdienſte, Reichthümer ꝛc. ein überwiegendes Anſehn erworben hatten, wodurch ſie den Neid oder Argwohn ihrer Mitbürger auf ſich zogen. Ariſtoteles und Plutarch nennen den Oſtracismus ein Heilmittel des Staats; doch benutzten ihn oft Neid und Bosheit zur Erreichung ihrer Abſichten, und beſchränkten durch ihn die freie Wirkſamkeit großer Männer für ihr Vaterland.

Oſtrömiſches Kaiſerthum, ſ. Byzantiner.

Oſtſee, ſ. Baltiſches Meer.

Oeta, einer der berühmten Berge Alt-Griechenlands, zwiſchen Theſſalien und Macedonien, oder genauer, eine Bergkette, die ſich

von dem Meerbuſen Malia, in weſtlicher Richtung, nach dem Pindus erſtreckt, und von da nach der Bai von Ambracia ausläuft. Herkules beſtieg auf dieſem Berge den Scheiterhaufen, und ſeine Engpäſſe, die Thermopylen, waren der Schauplatz des glorreichen Kampfes einer kleinen Anzahl Spartaner, unter ihrem Könige Leonidas, gegen das große zu Griechenlands Unterjochung beſtimmte perſiſche Heer und ſind auch in unſern Tagen, im griechiſchen Freiheitskriege, berühmt geworden.

Otaheiti, Taiti, vormals Sagittaria, Neu-Cythere, Wallis, König Georgs III. Inſel genannt, die größte unter den geſellſchaftlichen- oder Societäts-Inſeln, gehört zu Auſtralien, liegt in der Südſee unter einem glücklichen Himmel, 193° L. und 17° 29′ bis 48′ ſüd. B. Dieſes anmuthige, von einem höchſt ſinnlichen und naiven Naturvölkchen bewohnte Eiland wurde von dem engliſchen Kapitän Wallis 1767 entdeckt und in Beſitz genommen. Zwar machte Spanien 1775 Anſpruch auf dieſe Inſel, aber ohne Wirkung. Cook, der 1769, 1773 und 1777 auf Otaheiti landete, und Forſter haben uns jene Inſelgruppe zuerſt genauer kennen gelehrt. Die Phantaſie der Europäer bildete daraus eine idylliſche Unſchuldwelt, deren Könige Geßner's Hirten glichen. Man ſchwärmte damals mit Rouſſeau, daß die Kultur unſittlich und unglücklich mache, und hielt das Eigenthum für eine willkürliche Anſtalt der bürgerlichen Geſellſchaft; allein die nähere Bekanntſchaft mit jenen Inſulanern, ehe ſie noch durch europäiſche Gewohnheiten und Laſter verführt waren, zeigte bald, daß, ohne Liebe zur Arbeit und ohne Achtung für das Eigenthum, der Menſch, auch wenn die Natur ihn noch ſo freigebig ausſtattet, ſich nicht zu einem ſittlichen Weſen entwickeln kann. Nach vielen mißlungnen Bekehrungsverſuchen, z. B. der Brüdergemeinde ſeit 1797, iſt es endlich engliſchen Miſſionarien geglückt, unter den, durch europäiſche Laſter verwilderten Otaheitern das Chriſtenthum einzuführen. Die Bewohner von Otaheiti, Eimeo, Tapuamaun, Hunheine, Rajatea, Tahaa, Borabora und Maura haben ſeit 1817 den Götzendienſt ganz verlaſſen. Die alten heidniſchen Bilder und Altäre (z. B. die Morais, ihre Begräbnißplätze und Tempel) ſind verſchwunden, eben ſo die ſchrecklichen Menſchenopfer und Kindermorde. Auf Otaheiti waren im J. 1818, 60 Kapellen und auf Eimeo 18 erbaut. Der Sonntag wird jetzt auf ſämmtlichen Inſeln gefeiert. Ungefähr 4000 von den Bewohnern konnten damals leſen, und viele hatten auch ſchreiben gelernt. Otaheiti hat auf 21 Q. M. 5000 Einw. Cook zählte daſelbſt vor 1770, und Bougainville, der 1768 dort war, gegen 200,000 Menſchen. Die Abnahme der Bevölkerung war eine Folge der hitzigen Getränke und der ſyphilitiſchen Krankheiten, mit welchen die Europäer ſie beſchenkten, ſo wie des, durch die Prieſter geheiligten Gebrauchs, daß die Weiber der vornehmſten Klaſſe ihre Kinder gleich nach der Geburt tödteten. Die Inſel iſt gebirgig, eine Bergſpitze hat nach Forſter 10,230 Fuß Höhe. Da ſie ſich in zwei Halbinſeln theilt, eine größere und eine kleinere, jede mit einem Hafen, ſo hat ſie auch zwei Erbkönige, und Ehrgeiz und Schwäche ſpielen hier ſo gut mit dem Glücke der Völker, wie in Europa. Unter den übrigen Inſeln kommt Rajatea der Inſel Otaheiti an Schönheit faſt gleich. Die Blutrache verwickelte bisher dieſe Völkerſchaften oft in hartnäckige Kriege, die ſie zu Lande und zur See führten und wobei die Gefangnen bisweilen grauſam zu Tode gemartert wurden. Das ſonſt gutmüthige, gaſtfreie, frohe Völkchen auf Otaheiti iſt von weißer Farbe mit etwas braungelben Anſtriche. Die Wohlhabenden zeichnet eine ſchöne Bildung aus. Die ärmern Einwohner treiben den Feldbau, aber ohne

Ermüdung: denn drei Brotfruchtbäume können einen Menſchen ein Jahr hindurch ernähren. Der Bau des Getreides und der europäiſchen Küchenkräuter macht ihnen zu viel Mühe. Auch haben ſie Kokosnüſſe, Bananas, Plantanen, Yamswurzeln, Piſang, Pataten, Arawurzeln ꝛc. Man bewundert die Geſchicklichkeit der Einwohner im Verfertigen kunſtreicher Zeuge vom Baſte des Papiermaulbeerbaums, geflochtner Matten, Kanots, Fiſchergeräthe, muſikaliſcher Inſtrumente und Waffen aus Steinen (z. B. Baſalt), Knochen und Eiſen. Sie ergötzen ſich mit Muſik und dramatiſchen Tänzen. Ihre Kenntniſſe beſtehen, außer jenen mechaniſchen Geſchicklichkeiten, faſt nur in Heilmitteln. Beide Geſchlechter tätowiren ſich. Von den Europäern haben ſie zu ihren einheimiſchen Thieren, unter welchen die Hunde und Schweine die Hauptnahrung der Vornehmern ſind (Vögel und Fiſche für die übrigen), Pferde, Ziegen, Schafe, Pfauen, Truthüner und Gänſe erhalten; auch hat man Zuckerrohr und Kartoffeln gepflanzt, welche gut fortkommen. Sie kennen nur den Tauſchhandel. Im Allgemeinen ſind ſie nicht ſo gelehrig, wie die Sandwich-Inſulaner; daher ſie kaum den Gebrauch der Säge und der Schmiede von den Miſſionarien gelernt haben. Wer die liebenswürdige Königin Oberea, die Freundin des Kapitäns Wallis, wer den gutmüthigen Tupia, welcher aus Freundſchaft dem Kapitän Cook folgte, und auf der See ſtarb, und den ehrlichen Omai, der mit Cook nach London reiſte, wo er eine Zeit lang die vornehme Welt beſchäftigte, näher kennen lernen will, der leſe: J. Reinh. Forſter's Reiſe um die Welt, Berlin 1778—1784; v. Zimmermann's Auſtralien, Hamburg, 1810; Lindner's Auſtralien, Weimar 1814; und Reiſen der Spanier nach der Südſee, insbeſondre nach Otaheiti, überſetzt mit Anmerkungen von Bratring, Berlin 1812. Seit Forſter's Zeit hat ſich der Charakter dieſer Inſulaner ſehr verändert. Die Menge der, ihnen durch die Britten zugeführten Werkzeuge (beſonders Pulver und Blei) hat ſie verleitet, die ihrigen bei Seite zu legen; auch mußten die vielen Ausſchweifungen, welche ſeit der Ankunft der Europäer, von denen mehrere Ausreißer und verdorbne Menſchen unter ihnen ſich anſiedelten, auf Otaheiti überhand genommen hatten, dem Kunſtfleiße ſehr nachtheilig werden. K.

Otfried. Ungeachtet der Vorliebe Carls des Großen für die deutſche Sprache und der, unter Ludwig dem Frommen für die neubekehrten Sachſen veranſtalteten poetiſchen Ueberſetzung der Bibel, würde doch die, noch rauhe deutſche Sprache ohne den Vertrag von Verdun (843), in welchem Deutſchlands Selbſtſtändigkeit begründet wurde, unfehlbar von der biegſamen und durch das Verhältniß ihres Vaterlandes zu Deutſchland begünſtigtern fränkiſchen endlich verdrängt worden ſein. Wenn ſie indeſſen auch ſeit dieſer Zeit im gemeinen Leben, und in Schriften üblicher wurde: ſo waren es doch nur wenige, welche für ihre höhere grammatiſche und wiſſenſchaftliche Ausbildung etwas thaten, und ſie fanden damit bei den Gelehrten ihrer Zeitgenoſſen wenig Dank. Den erſten größern und ganz auf unſre Zeiten gekommnen Verſuch dieſer Art verdanken wir dem biedern Otfried. Er war Mönch des Benediktinerkloſters Weißenburg im Elſaß, eine Zeit lang Schüler des Rabanus Maurus zu Fulda, und dann Vorſteher der Schule ſeines Kloſters, wo er ſich von 840 bis 870 berühmt machte. Unter Ludewig II., oder dem Deutſchen, verfertigte er eine poetiſche Umſchreibung der evangeliſchen Geſchichte, (eine ſogenannte Harmonie der vier Evangelien) in kurzen Reimpaaren, von denen je

zwei eine Strophe bilden, in der alten fränkiſch-deutſchen Mundart (herausgegeben von Matthias Flacius, Baſel 1571. 8., und in Schilter's Thes. antiq. teutonicarum, T. I.). Neben dem hohen Intereſſe, welches dieſes koſtbare Ueberbleibſel der alten deutſchen Literatur für die Geſchichte der Sprache hat, erregen auch einzelne Stellen, in denen Otfried, von heiliger Begeiſterung ergriffen, mit allen Härten ſeiner Sprache ſiegend kämpft, Achtung für die Talente des Dichters. Viele ſeiner Bilder ſind erhaben und ſtark, ſeine Wendungen und Ausdrücke kühn. Nicht minder ſchätzenswerth macht ihn der edle Stolz, mit welchem er die hohen Vorzüge ſeiner Nation preiſt, und die daher entſpringende Verbindlichkeit zur Ausbildung ihrer Sprache empfiehlt. Von den deutſchen Predigten auf die Feſte und Heiligen, welche er in Proſa ſchrieb, haben ſich nur geringe Bruchſtücke erhalten. Auch wird ihm eine, von J. G. Eccard (Hamburg 1713. 8.) herausgegebne Katecheſe beigelegt.

Otho (Marcus Salvius), der Nachfolger des Kaiſers Galba, ſtammte aus einer konſulariſchen Familie, verlebte ſeine Jugend in Schwelgerei und Müßiggang, und wurde des Nero Günſtling und Vertrauter. Dieſer Kaiſer ernannte ihn zu ſeinem Statthalter von Luſitanien, um ſeiner Liebe zur Poppäa Sabina, der Gemahlin Otho's, auf deren Schönheit ihn dieſer ſelbſt aufmerkſam gemacht hatte, um ſo ungehinderter folgen zu können. Otho verwaltete jene Stelle 10 Jahre lang mit Ruhm. Er war der erſte, der ſich für Galba erklärte, als dieſer ſich gegen Nero empörte, begleitete ihn nach Rom und ward nach deſſen Thronbeſteigung zum erſtenmale Konſul (im Jahre Roms 821). Da ihn Galba nicht zum Nachfolger ernannte, und die Zerrüttung ſeines Vermögens ihn in die peinlichſte Lage verſetzte, ſo dachte er darauf, den Kaiſer zu ſtürzen. Dies gelang ihm mit Hülfe der Prätorianer und der übrigen Truppen, die er leicht zu gewinnen wußte. Galba ward ermordet und Otho zum Kaiſer ausgerufen. Aber die Legionen in Deutſchland ernannten den Vitellius zum Kaiſer. Umſonſt bot Otho unmäßige Summen, dieſen zu gewinnen. Vitellius ſchlug das Anerbieten aus, Mitkaiſer zu werden, und ließ ſein Heer über die Alpen gehen. Otho, für den ſich die meiſten Provinzen erklärt hatten, ſandte dieſen alten Kriegern ein zwar neugeſchaffnes Heer entgegen, aber an der Spitze deſſelben ſtanden die erfahrenſten Feldherren, welche des Vitellius getheilte Truppen dreimal ſchlugen. Dadurch ſtolz und unvorſichtig gemacht, befahl er ein entſcheidendes Treffen gegen die nun vereinigten Truppen des Vitellius und wurde beſiegt. Auf die Nachricht davon, beſchloß er durch freiwilligen Tod den Bürgerkrieg zu enden, ſo wenig auch ſeine Lage ihn zu einem ſo verzweifelten Entſchluſſe trieb. Er durchbohrte ſich mit einem Dolche, nachdem er drei Monate und drei Tage regiert hatte, und bewies durch dieſe That, wie durch manche frühere, daß er bei aller Sittenloſigkeit und Ausſchweifung einen kühnen und entſchloſſnen Geiſt beſaß.

Ottave Rime (italieniſch), Octavreime, ſ. Stanze.

Ottenſen, ein großes und ſchönes Dorf in Holſtein, nahe bei Altona, mit 1500 Einwohnern, deſſen Kirchhof durch die geweihten Gräber Klopſtock's, ſeiner Meta und ſeiner 1821, geſtorb. Wittwe, des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig (ſ. Braunſchweig, C. W. F. von), welcher bis 1818 in dem Grabgewölbe der Kirche ruhte, wie durch die Grabſtätte der 1813 vertriebnen Hamburger berühmt iſt.

Otter, ſ. Schlange.

Otto I., Kaiſer, mit dem Beinamen der Große, Kaiſer Heinrichs I. Sohn, war 912 geboren. Groß und gewaltig als Krieger und Eroberer, war er zugleich unbändig, ſtolz und eigennützig. Dieſe Eigenſchaften machten ihm ſeine Brüder zu Feinden, und ſelbſt ſeine Mutter ſo abgeneigt, daß ſie alles anwandte, ihren zweiten Sohn, Heinrich, auf den Kaiſerthron zu erheben. Ottos Feſtigkeit ſiegte jedoch über den Wankelmuth der Stände. Er ward 936 zu Aachen zum deutſchen König gekrönt, aber des ruhigen Beſitzes der Krone ſollte er ſich nicht freuen. Das Herzogthum Böhmen hatte Otto an Wenzel gegeben, der von ſeinem Bruder Boleslaus ermordet wurde. Da Otto ſich weigerte, dieſen anzuerkennen, ſo beſchloß derſelbe, Böhmen von Deutſchland unabhängig zu machen. Ein vierzehnjähriger Krieg begann, der durch Hermann Billung's, nachherigen Herzogs von Sachſen, Tapferkeit, 950 damit endigte, daß Boleslaus die Oberlehnsherrlichkeit des Reichs anerkannte und ſich taufen ließ. Die Söhne des verſtorbnen Herzogs Arnulph in Baiern, ſtrebten ebenfalls nach Unabhängigkeit. Er beſiegte ſie und gab das Herzogthum Arnulphs Bruder, Berthold (939). Herzog Eberhard von Franken, durch einen königlichen Ausſpruch beleidigt, verband ſich mit Ottos Stiefbruder, Tankmar, welcher zu den Waffen gegriffen hatte, weil Otto die Grafſchaft Merſeburg, ſein vermeintes Erbe, einem Fremden gab. Sie hatten ſich der Feſtung Eresburg bemächtigt. Otto zwang ſie zur Uebergabe, und Tankmar ward innerhalb der ſchützenden Mauern der Kirche, neben dem Altare ermordet. Eberhard, der anfangs verbannt worden, ſpäter jedoch ſein Herzogthum wieder erhalten hatte, erneuerte die Fehde, im Bunde mit Ottos Bruder Heinrich, mit Giſelbert von Lothringen, Ottos Schwager, und unterſtützt vom König von Frankreich, Ludwig (Outremer). Herzog Herrmann von Schwaben beſiegte ſie (939); Eberhard fiel in der Schlacht, Giſelbert ertrank im Rheine, und der König von Frankreich ſchloß Frieden (940) und vermählte ſich mit Ottos Schweſter, der Wittwe Giſelberts. Graf Conrad von Worms ward mit Lothringen belehnt, und heirathete Ottos Tochter, Luitgard. Seinem Sohne, Ludolf Otto, gab er (949) nach des vorerwähnten Herrmanns Tode, das Herzogthum Schwaben, und ſeinem Bruder Heinrich, nachdem die Mutter beide mit einander verſöhnt hatte, Baiern, (947). Auch bei den Nachbarn erwarb ſich Otto durch ſeine Waffen Hochachtung. Die Dänen, welche verheerend in Deutſchland eingefallen waren, wurden von ihm über die Eider zurückgetrieben, die er zu Deutſchlands Grenze beſtimmte. Der König Harald konnte ſeine Krone nur unter der Bedingung retten, daß er Dänemark dem deutſchen Reiche lehn- und tributpflichtig machte, und das Chriſtenthum annahm. In das Meer, das Dänemark von Norwegen ſcheidet — noch jetzt der Ottenſund genannt — ſtieß er ſeine Lanze, zum Zeichen, daß nur das Meer ſeine weitern Fortſchritte hemme. König Ludwig rief ihn zu Hülfe gegen ſeine aufrühreriſchen Vaſallen, unter Anführung des mächtigen Grafen Hugo. Otto trieb die Aufrührer zu Paaren und befeſtigte ſeines Schwagers Herrſchaft. Die Italiener riefen ihn herbei, ſie von den Bedrückungen Berengars II. zu befreien. Er beſiegte den Thronräuber und vermählte ſich mit des vorigen Königs Lothar Witwe, Adelheid, worauf er (951) zu Pavia als lombardiſcher König gekrönt wurde. Dieſe zweite Ehe hatte aber verſchiedne nachtheilige Folgen. Sie verwickelte ihn nicht nur in weitausſehende Kämpfe wegen des Beſitzes von Italien (ſ. d. Art.), ſondern bewirkte auch, daß viele

Ausländer an den Hof gezogen wurden, und ſeine würdigſten Familienmitglieder ſich aus Mißvergnügen gegen ihn auflehnten. Sein wackrer Sohn, Ludolf von Schwaben, verband ſich mit ſeinem Schwager, dem Herzoge Konrad von Lothringen, jedoch weniger gegen den Vater, als gegen den ränkevollen Herzog von Baiern, Ottos Bruder, der Adelheids Gunſt zu erhalten gewußt hatte. Dennoch verloren beide (954) ihre Herzogthümer. Schwaben erhielt Burkhard, des baierſchen Heinrichs Schwiegerſohn; Lothringen wurde in zwei Herzogthümer getheilt. Ober-Lothringen bekam Friedrich, ein Bruder des Biſchofs von Metz; Nieder-Lothringen Gottfried, deſſen Familie nicht bekannt iſt; beide ſtanden unter der Oberherrſchaft des Erzbiſchofs Bruno von Köln, Ottos Bruder. Kaum waren dieſe Angelegenheiten geordnet, als die vom Kaiſer Heinrich nachdrücklich zurückgeſchlagnen Ungarn auf's neue einen Einbruch in Deutſchland verſuchten. Otto führte die geſammte Macht des Reichs gegen ſie, und ſchlug ſie auf dem Lechfelde bei Augsburg (10. Aug. 955) dergeſtalt, daß ſie ſeit der Zeit keinen neuen Angriff auf Deutſchland wagten. Geſichert vor den Ungarn, richtete Otto ſeinen Blick wieder auf Italien, als Berengar, der ihm den Vaſalleneid geſchworen hatte, einen neuen Empörungsverſuch wagte. Er ging dahin und ward (961) vom Erzbiſchofe von Mailand zum Könige von Italien und bald darauf (2. Febr. 962) vom Papſte Johann XII. in Rom zum Kaiſer gekrönt. Dieſer ſchwur dem Kaiſer den Eid der Treue; die römiſche Geiſtlichkeit verſprach künftig keinen Papſt anders, als in Gegenwart kaiſerl. Commiſſäre zu wählen. Otto dagegen beſtätigte die verſchiednen dem Papſte gemachte Schenkungen, ohne ſie jedoch näher zu beſtimmen. Bald aber reuete es dem Papſte, ſich in dem Kaiſer einen Herrn geſetzt zu haben, und er wagte zu den Waffen zu greifen, während Otto in Pavia war. Dieſer eilte nach Rom, ließ den Papſt abſetzen, und ſtatt ſeiner Leo VIII. wählen (963), wofür ihm und allen ſeinen Nachfolgern die ausgedehnteſten Rechte bewilligt wurden. Aber kaum war Otto nach Deutſchland zurückgekehrt, als die Römer frei ſein wollten, den Papſt abſetzten und die alte Verfaſſung herſtellten. Otto erſchien abermals in Rom und beſtrafte die Schuldigen mit dem Tode. In ſeinen letzten Lebensjahren gerieth er mit den morgenländiſchen Kaiſern in einen Krieg, der damit endigte, daß der Kaiſer Johann Zimiſces ſeine Theophanie an Ottos Sohn vermählte. Bald darauf, den 7. Mai 974, ſetzte der Tod ſeiner raſtloſen Thätigkeit ein Ziel. Er ſtarb mit dem Ruhme Carls des Großen Reich in Italien wieder hergeſtellt zu haben. Otto beſaß große Eigenſchaften, hohen Muth, Geradheit und die ſtrengſte Gerechtigkeitsliebe. Die Geiſtlichkeit, deren Freund er war, verdankt ihm in Deutſchland ihre Macht und Reichthümer; er verlieh ihre ganze Herzogthümer und Grafſchaften mit fürſtlicher Gewalt. Er liegt beerdigt in dem Dome zu Magdeburg, den er bauen ließ. Ihm folgte

Otto II., geboren 955, Otto's I. und der ſchönen Adelheid jüngſter Sohn. Den Kaiſerthron beſtieg er den 13. Mai 974. Seine Brüder waren vor dem Vater geſtorben. Dieſer ernannte ihn zu ſeinen Mitregenten, und ließ ihn zum römiſchen Könige krönen, ſo daß er der erſte römiſche König war, den uns die Geſchichte der Deutſchen aufſtellt. Er hatte von ſeinem Vater jenen heftigen, unſteten Geiſt geerbt, der ſich mit großen Entwürfen beſchäftigt und zu ihrer Ausführung eilt, bevor ſie noch völlig gereift ſind. Heftige Leidenſchaften ſtürmten in der Seele Ottos II., und da er ſchon im 29. Jahre

ſeinen mißlungnen Entwürfen unterlag: ſo hatte er nicht einmal das Glück durch reifere Handlungen die Welt mit den Uebereilungen ſeiner Jugend auszuſöhnen. In den erſten Jahren hatte ſich Adelheid der Zügel der Regierung bemächtigt. Als Otto, der Abhängigkeit müde, ſie vom Hofe entfernte, brach ein Bürgerkrieg aus, an deſſen Spitze ſein Vetter der junge Herzog von Baiern, Heinrich, ſtand. Otto verfuhr mit Strenge gegen ihn, nahm ihm Baiern, und verlieh es Otto von Schwaben (978), ſeinem Neffen, der dadurch zum Beſitz zweier großen Lehen gelangte. Mit König Lothar von Frankreich gerieth er über Lothringen in Krieg. Dieſer überfiel ihn 978 in Aachen; Otto mußte ſich zurückziehen, ſammelte aber ſogleich ein Heer, trieb Lothar zurück, verheerte die Champagne und drang bis Paris vor, deſſen Vorſtädte er verbrannte. Auf dem Rückmarſche ward er zwar an der Aisne geſchlagen, im J. 980 aber ſchloſſen ſie Frieden und Lothringen verblieb in ſeiner bisherigen Verbindung mit dem deutſchen Reiche. In Italien ſuchte Otto ſeine Macht dadurch feſter zu begründen, daß er die Griechen aus dem Ueberreſte des Exarchats in Apulien und Calabrien verdrängen wollte. Dieſe riefen aber die Araber (981) von Sicilien zu Hülfe, und Otto erlitt bei Baſentello in Calabrien (13. Juli 982) eine völlige Niederlage. Er ſelbſt floh vor den ihn verfolgenden Arabern nach dem Meere, warf ſich in daſſelbe, und ward von einem vorbeiſegelnden griechiſchen Schiffe aufgenommen, weil er verſprach, ſich nach Konſtantinopel bringen zu laſſen, wenn man ihn vorher zu Roſano in Calabrien ausſetzen würde, wo ſeine Gemahlin, eine geborne Griechin, ſich mit großen Schätzen befände. Man benachrichtigte Theophanien von dem Schickſale ihres Gemahls. Der griechiſche Befehlshaber aber erlaubte Keinem den Eintritt in's Schiff, außer einem deutſchen Biſchofe und den Mädchen, welche die zugeſicherten Schätze überbringen ſollten. Die Griechen, von Geldburſt ergriffen, waren eben mit dieſen Koſtbarkeiten beſchäftigt, als Otto ſich in's Meer ſtürzte, um ſich durch ſeine Fertigkeit im Schwimmen zu retten. Zwar wollten ihn die Griechen daran hindern, aber unter dieſen Mädchen befanden ſich verkleidete Jünglinge, welche die Flucht ihres Kaiſers ſicherten. So entkam Otto der Gefahr, aber ſeine Geſundheit war zerrüttet, ſein Geiſt gebrochen. Auf einem Reichstage zu Verona, wo ſein dreijähriger Sohn zum Nachfolger ernannt wurde, beſchloß man, die Griechen und Araber anzugreifen und ſelbſt Sicilien zu erobern. Aber Otto erlag ſeinem Kummer in der Blüthe ſeines Lebens. Er ſtarb zu Rom, den 7. Dec. 983. Sein Sohn, Otto III., der ihm folgte, war 980 geboren und ſtarb ſchon 1002. Mit ihm erloſch der Mannsſtamm des ſächſiſchen Kaiſerhauſes.

Otto, Pfalzgraf von Wittelsbach, ein Brudersſohn Otto's des Großen, von Wittelsbach, ſeit 1180 Herzogs in Baiern und Stammvaters des noch jetzt regierenden baieriſchen Fürſtenhauſes als Königsmörder merkwürdig. Philipp von Schwaben, für welchen er gegen Kaiſer Otto IV. tapfer kämpfte, hatte ihm eine ſeiner Töchter zur Gemahlin verſprochen, aber, vor dem Charakter Otto's gewarnt, ſein Wort nicht gehalten, und überdies folgende neue Treuloſigkeit an ihm begangen. Als ſich Otto nachher mit der Tochter eines polniſchen Herzogs vermählen wollte, gab ihm Philipp ſtatt des verſprochnen Empfehlungsſchreibens einen Brief mit, worin der Herzog vor ihm, als einem Unruheſtifter, gewarnt und gebeten wurde, ihn ſeiner eignen Sicherheit wegen zu verhaften. Otto ahnete Betrug, erbrach den Brief und eilte voll Zorn und Rache (1208) nach Bamberg, wo

12*

eben Philipp ſeinen Hof hielt. Er drang (21. Juni) mit bloßem Schwerte in ſein Gemach, und verſetzte ihm eine tödtliche Wunde am Kopfe, an welcher er bald ſtarb. In der erſten Beſtürzung der Hofleute entkam er glücklich aus dem Schloſſe. Aber Otto IV., der nunmehr die Kaiſerwürde erhielt, erklärte den Mörder (1208) auf dem Reichstage zu Frankfurt am Main und bald nachher auf dem zu Augsburg für vogelfrei. Der Marſchall von Pappenheim traf 1209 den Geächteten auf der Flucht an der Donau, und ermordete ihn, worauf auch Ottos Schloß, Wittelsbach, in Ober-Baiern, zerſtört wurde. Ueber Babo's dramatiſche Bearbeitung dieſer Geſchichte ſiehe Babo.

Otto von Freiſingen, des Markgrafen von Oeſterreich, Leopolds des Heiligen, und der Agnes (Tochter Kaiſer Heinrichs IV.) Sohn. Sein Vater, der ihn dem geiſtlichen Stande widmete, ernannte ihn zum Propſte des von ihm geſtifteten Kloſters zu Neuburg, übertrug aber die Verwaltung dieſes Amts einſtweilen einem Andern, bis Otto von Paris, wohin er ihn wegen ſeiner Studien geſendet hatte, zurückgekehrt ſein würde. Vorzügliche Talante, eine ungemeine Gelehrſamkeit und ſeine edle Geburt verſprachen dem jungen Otto die glänzendſten geiſtlichen Würden; aber, fern von allem Ehrgeize, trat er auf ſeiner Rückreiſe von Paris zu Morimont in Burgund in den Ciſterzienſerorden, und ward in Kurzem Abt dieſes Kloſters. Hier würde er in frommer Sitte ſein Leben hingebracht haben, hätte ihn nicht ſein Stiefbruder, Kaiſer Konrad III., 1137 veranlaßt, das Biſthum Freiſingen anzunehmen, das er 20 Jahre bis an ſeinen (22. Sept. 1158 erfolgten) Tod verwaltete. Durch eine allgemeine Geſchichte (gewöhnlich mit Unrecht Chronik genannt) bis zum J. 1146, in acht Büchern, und durch eine Geſchichte Kaiſer Friedrichs I. in zwei Büchern, hat er ſich unter den deutſchen Hiſtorikern des Mittelalters einen ehrenvollen Rang erworben. Entgeht auch ſein Styl nicht immer dem Vorwurfe des Gezwungnen und Gekünſtelten, ſo zeigt doch ſeine ganze Behandlung des Stoffs den mit dem Leben und Trieben der großen Welt vertrauten Mann. Seine Verwandtſchaft mit dem Kaiſerhauſe verſchaffte ihm die genauſten und gründlichſten Nachrichten, und er erwarb ſich das Verdienſt, wichtige Urkunden ganz einzurücken. Seine, mit Unrecht ehedem oft bezweifelte Unparteilichkeit macht ihn höchſt ſchätzenswerth; am ſchönſten hat er ſie in der Schilderung der Streitigkeiten zwiſchen dem Papſte und dem Kaiſer bewährt, bei welcher er, an die eine Partei durch ſeine Verhältniſſe als Geiſtlicher, an die andre durch ſeine Blutsfreundſchaft geknüpft, allerdings einen höchſt mißlichen Standpunkt hatte. Uebrigens war ſeine Anſicht der Geſchichte, als eines großen Trauerſpiels, welche durch ſein ganzes Werk hindurch geht, gewiß nicht mönchiſche Frömmelei, ſondern tiefgeſchöpftes Ergebniß aus den Schickſalen ſeiner eignen Familie und aus den Ereigniſſen, welche die, damals in trüben Maſſen gährende Welt ſeiner Beobachtung darbot. Neueſte Ausgabe ſeiner Schriften in Urſtiſius Sammlung deutſcher Geſchichtſchreiber; ſeine Geſchichte Friedrichs I. deutſch bearbeitet in Schiller's Memoiren, erſte Abtheilung 2. Band.

Otus, ſ. Aloiden.

Otway (Thomas), ein berühmter engliſcher Tragödiendichter, geboren 1651 zu Trotting in Suſſex, erhielt ſeinen erſten Unterricht zu Wincheſter, und bezog 1669 die Univerſität Oxford. Aber Mangel und vielleicht eine gewiſſe Unregelmäßigkeit waren Urſache, daß er vor Beendigung ſeiner Studien die Univerſität verließ. Er ging nach

London, und betrat die Bühne, jedoch ohne beſondern Erfolg. Glücklicher war er als Theaterdichter. 1675 wurde ſein erſtes Trauerſpiel, Alcibiades, gegeben; und 1676 Don Carlos, der mit großem Beifalle aufgenommen wurde. Seine theatraliſchen Arbeiten verſchafften ihm die Bekanntſchaft mit mehrern Männern aus der großen Welt, unter andern mit dem Earl of Plymouth, einem natürlichen Sohne Carls II., der ihm, bei den 1677 nach Flandern beſtimmten Truppen eine Anſtellung als Cornet verſchaffte. Otway folgte zwar ſeinem Regimente, kam aber bald in ſeiner gewohnten Dürftigkeit nach London zurück. Hier fuhr er fort, durch Arbeiten für das Theater ſeinen Unterhalt zu erwerben, den jedoch Mangel an Aufmunterung und Ausſchweifungen ſehr ſchmälerten. Er überſetzte 2 Stücke (Titus und Berenice, und Scapin's Ränke) aus dem Franzöſiſchen, und ſchrieb zwei neue Tragödien: The Orphan (1680) und Venice preserved (1682), welche letztre ſich auf der Bühne erhalten und ſeinen Ruf gegründet haben (ſ. d. Art. Engliſches Theater). Wäre Otway auf dieſem Wege fortgegangen, ſo würde er gewiß noch größere Werke geliefert haben, aber die äußerſte Noth, aus der er ſich nie emporarbeiten konnte, machte ſeinem Leben ſchon 1685 ein Ende. Nach einer allgemein verbreiteten Erzählung war er dem Verhungern nahe, als er eine Guinee geſchenkt bekam. Er kaufte ſich dafür ſogleich etwas zu eſſen, und verſchlang es mit ſolcher Haſt, daß er daran erſticken mußte. Johnſon ſtellt dieſe Angabe in Zweifel; nach den, von Pope eingezognen Erkundigungen, ſtarb er an einem Fieber. Sein Tod erregte zwar Theilnahme, aber ſein unſittlicher Charakter hatte ihn um die allgemeine Achtung gebracht. Ueberdies hat er ſich in ſeinem Leben und ſeinen Schriften als einen ſchamloſen Schmeichler der Großen gezeigt.

Ouen, St., (Villa sancti Audoeni) iſt der Name eines ſehr alten, in der Geſchichte Frankreichs mehrfach vorkommenden, Dorfs, im Departement der Seine, Arrondiſſement von St. Denys. Nach daſelbſt gefundnen Inſchriften beſaß ſchon Dagobert ein Haus oder Schloß auf der Stelle in St. Ouen, wo jetzt die Villa eines Herrn Doria ſteht, die früher dem Prinzen von Souboiſe gehörte, jedoch kommt St. Ouen ſelbſt erſt im 13. Jahrh. bei den Geſchichtſchreibern vor. Zu dieſer Zeit ſoll nämlich ein Geheimſchreiber des Königs, Wilhelm v. Crespy mit Namen, auf dem Platze, wo jetzt das Dorf ſteht, einen großen Maierhof gebaut haben, den ſpäter ſeine Erbin, Agnes v. Crespy, dem Grafen v. Alançon, Carl von Valois, mit der Bedingung übergab, daß dafür ihre Nachkommen von allen Abgaben befreit würden. Von nun an ward St. Ouen ſehr erweitert und verſchönert und häufig der Aufenthaltsort vornehmer Perſonen. 1307 ſtarb daſelbſt die Erbin des griechiſchen Kaiſerthrons und Gemahlin Carls v. Valois, Catharina v. Courtenay, und Philipp der Schöne hielt ſich hier, wie mehrere von ihm noch vorhandne Befehle bezeugen, oftmals auf. Als 1351 König Johann den Ritterorden vom Stern ſtiftete, wies er demſelben das Schloß (Noble maison) von St. Ouen zu ſeinem Verſammlungsort an und die Ritter wurden darnach in der Folge oftmals „Chevaliers de Noble-Maison" genannt. Nicht minder wie Johann, der ſich häufig in St. Ouen aufhielt, begünſtigte auch ſein Enkel, Carl VI., dieſen Ort, deſſen Gattin, die berüchtigte Iſabelle von Baiern, gleichfalls ſich hier einen Sommeraufenthalt gründete. Eben ſo beſaßen auch die Herzoge von Guyenne ein Hotel hier. Schon vor der Aufhebung des Ritterordens vom

Stern, unter Carl VIII., hatte das Noble-Maison aufgehört ein königliches Eigenthum zu ſein, und war bereits zu Ende der Regierung Ludwig XI. in die Hände der Mönche von St. Denys unter der Bedingung gekommen, daß ſie Gott für die Erhaltung des Lebens von König Ludewig XI. bitten ſollten. In neuern Zeiten beſaßen der durch ſeinen Geiſt berühmte Herzog von Nivernois, der Prinz Rohan u. a. Große des Reichs Landhäuſer in St. Ouen, die jetzt zum Theil durch die Ereigniſſe in der Revolution, zu andern Zwecken, als Vergnügung einzelner Vornehmen verwendet werden, wie ſich denn z. B. in dem ehemals dem Prinzen Rohan gehörigen Gebäuden, jetzt die Spinnmaſchienen des bekannten Herrn Louis Ternaux befinden, aus deſſen Fabrik die ſchönen Gewebe kommen, deren Feinheit und Eleganz glücklich mit denen des Orients wetteifern. Auch hat jetzt ganz neuerlich St. Ouen dadurch noch geſchichtliche Merkwürdigkeit erhalten daß von hier aus Ludewig XVIII. zurückberufen durch einen Zuſammenfluß der außerordentlichſten Ereigniſſe, auf den Thron ſeiner Väter, unter dem 2. Mai 1814, die berühmte Declaration gab, in Folge welcher er ſich verpflichtete, die Grundſätze der Revolution anzuerkennen und Frankreich, als ein conſtitutioneller König, nach liberalen und durchaus verfaſſungsmäßigen Normen zu regieren. (Man ſehe hierüber unter andern den Moniteur vom 3. Mai und die allg. Zeitung vom 11. deſſelben Monats und Jahres, wo ſich ausdrücklich findet: daß Ludwig XVIII. die repräſentative Regierung durch 2 Kammern, Preßfreiheit, Recht der Steuereinwilligung, Freiheit des Gewiſſens, Unverletzlichkeit der Perſon und des Eigenthums — ſelbſt der in der Revolution erworbnen Nationalgüter — Verantwortlichkeit der Miniſter, Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt, Gleichheit vor dem Geſetz, ſo wie gleiche Anſprüche zu Staatsämtern für Alle aus allen Ständen u. ſ. w. feierlich garantirt und anerkannt). 1815 bei der zweiten Einnahme von Paris litt das, nur eine Stunde nördlich von der Hauptſtadt entfernte St. Ouen bedeutend durch Truppendurchmärſche und gewaltſame Requiſitionen.

Ourcq (der Kanal von) eine Schöpfung Napoleons, verſorgt Paris mit dem benöthigten guten Waſſer, und hilft ſeit ſeiner Entſtehung ſomit einem der dringendſten Bedürfniſſe jener Hauptſtadt, wenigſtens zum größten Theil ab. Schon vor der Revolution faßte ein Herr v. Fer und nach ihm ein Herr Brüllé den Gedanken, einige benachbarte kleine Flüſſe mittelſt eines Kanals nach Paris zu führen, um dadurch den ſehr fühlbaren Mangel an gutem Waſſer zu begegnen. Die Geldverlegenheiten der Regierung, ſo wie ihre Schwäche und Kraftloſigkeit in jeder Hinſicht, verhinderten jedoch die Ausführung eines ſo nützlichen Unternehmens, obſchon die Akademie der Wiſſenſchaften, welchen Brüllé's Plan, die Bauveronne nach der Hauptſtadt zu leiten, im Jahr 1785, vorgelegt ward, die Sache durchaus thunlich fand. Als mit Anfang der Revolution ein neuer kräftigerer Geiſt die Behörden zu beſeelen anfing, ward der Vorſchlag in den Jahren 1790 und 91 abermals in Anregung gebracht, und Brüllé erhielt auch eine Vollmacht zur Ausführung; allein 2 Mill. Franken waren dazu erfoderlich und die ſeit mehreren Generationen erſchöpften Staatskaſſen konnten jetzt im Drange furchtbarer Umſtände noch weniger zu ſolchen Unternehmungen in Anſpruch genommen werden. Somit abermals ohne Hoffnung ſeine Idee ausführen zu können, verkaufte Brüllé 1799 ſeine Vollmacht an die Herrn Solage und Boſſú und dieſe erboten ſich nun, wenn man ihnen das Monopol zugeſtände für ganz

Paris das Waſſer, den Eimer zu einem gewiſſen Preis verkaufen zu können, die Sache auszuführen. Wirklich genehmigten auch das Directorium und der Rath der Fünfhundert dieſen Vorſchlag, und nur der erſte Conſul hatte noch ſeine Zuſtimmung zu geben. Buonaparte jedoch von größeren Ideen geleitet, wie gewöhnliche Machthaber, erachtete mit Recht, daß es Pflicht einer Regierung iſt, dergleichen öffentliche und allgemein nöthige Anſtalten zum Beſten des Publikums ſelbſt auszuführen, und beſchloß zu thun, was keiner der legitimen Könige Frankreichs bisher gethan, und der Hauptſtadt des Reichs die Wohlthat, gutes und genugſames Waſſer zu haben, zu verſchaffen. Er gab dem zufolge den Befehl, einen Kanal von der Ourcq an, zu graben, und einen Theil des Waſſers von dieſem Fluſſe ſowol als von der Bauveronne, nach Paris in das Baſſin de la Vilette zu leiten, aus welchem dann die Fontainen und Brunnen der Stadt, ihren Zufluß ziehen ſollten. So wurde den 2. Sept. 1802 das Werk begonnen, und mit ſolcher Regſamkeit betrieben daß bereits 1805 die Sache ſo weit gediehen war, daß man die Schleuſen öffnen und das Waſſer in das Baſſin konnte strömen laſſen. Bis zur gänzlichen Vollendung iſt die Sache jedoch bis jetzt noch nicht gediehen und nur die Bauveronne ſpendet ihren Ueberfluß der Hauptſtadt. Nach Napoleons Plan ſollten aber auch nach der Ourcq, die Collinance, die May und Therouenne ihre Beiträge liefern, ſo daß ſelbſt während der Dürre, nach einer genauen Berechnung täglich 268,000 Kilolitres gutes Waſſer der Stadt wären zugeführt worden. Die Schickſale, welche Frankreich aber in den letzten Jahren erlebte und die dadurch herbeigeführte Regierungsveränderung, brachte dies, wie ſo manches andre großartige Unternehmen in's Stocken und man hat erſt neuerlich auf einen, 1816 gemachten Antrag der Kammern, wieder angefangen, das an dieſem Werke herzuſtellen, was in Folge des zweimaligen feindlichen Einfalles daran zerſtört worden iſt. Durch das Baſſin de la Vilette, deſſen Allee-Umgebungen den Pariſern zugleich als ein angenehmer Spaziergang dienen, erhalten die großen Fontainen des Innocents, de Boulevard de Boudy, desgleichen die auf dem Place royale und die von Mascarons, ihr Waſſer, das von hier aus wieder durch Röhren ſich in die Straßen von St. Denys, Vivienne u. a. ergießt. Ob das ganze Unternehmen, ſo umfaſſend wie Napoleon es projectirte, jetzt noch unter den beſtehenden Umſtänden wird zu Stande kommen? ſteht dahin. Die Langſamkeit, mit welcher an der Wiederherſtellung deſſen gearbeitet ward, was ſchon vollendet war und nur in Folge der Kriegsereigniſſe eine zerſtörende Hemmung erlitt, ſpricht indeß nicht ſonderlich für dieſe Hoffnung.

Ouſeley (Sir William), einer der berühmteſten Orientaliſten unſrer Zeit, geb. in Monmuthſhire 1771. Im J. 1787 beſuchte er Paris, um ſich in der franzöſiſchen Sprache zu vervollkommnen. 1788 ward er Cornet bei dem 8. brittiſchen Dragoner-Regimente. Von dieſer Zeit an widmete er alle ſeine Nebenſtunden dem Studium der morgenländiſchen Sprachen, und verließ, nach dem Feldzuge von 1794, den Dienſt, um ſich ihnen ganz hinzugeben. Zu dieſem Zwecke beſuchte er die Univerſität Leiden und gab 1795 ſeine Persian Miscellanies etc. heraus. Darauf ward er als Major zu einem Dragoner-Regimente nach Carlisle abgerufen, und heirathete die Tochter ſeines Oberſten. Als dieſes Regiment bald nachher aufgehoben wurde, ging er nach London, um ſich mit dem größten Eifer ſeinen Lieblingswiſſenſchaften zu widmen. Die Univerſität Dublin ertheilte ihm die Würde eines Doc-

tors der Rechte, und als er ſelbſt dieſe Hauptſtadt beſuchte, ernannte ihn der Statthalter von Irland zum Ritter. Mehrere Univerſitäten und gelehrte Geſellſchaften (z. B. die königl. Societät zu Edinburgh, die aſiatiſche Societät zu Calcutta, die Akademie der Wiſſenſchaften zu Göttingen) ertheilten ihm die Mitgliedſchaft. Als mit dem perſiſchen Hofe Unterhandlungen eröffnet wurden, ward er zum Secretär bei der engliſch-perſiſchen Geſandtſchaft ernannt. Zu ſeinen Schriften gehören: Oriental collections 3. Vols. 4. 1797. (theils Auszüge und Ueberſetzungen aus arabiſchen, perſiſchen, türkiſchen Handſchriften ꝛc. theils Abhandlungen), Observations on some medals and gems, trading inscriptions in the Pehlavi or ancient persic character, 1801, 4., eine Ueberſetzung Ibn Haukals u. A. (vergl. d. Art. Perſiſche Literatur).

Ouverture (Eröffnung, Einleitung) bedeutet ein Tonſtück, welches zur Einleitung eines Schauſpiels, Concerts, oder einer feierlichen, muſikaliſchen Aufführung, vorzüglich aber der Opern dient. Doch iſt ſie hier nicht zu verwechſeln mit der Introduction, welchen Namen in der italieniſchen Oper das erſte Geſangſtück ſelbſt hat. Die Aufgabe der Ouverture iſt, den Charakter des folgenden Ganzen (der Oper) anzudeuten und darauf vorzubereiten. Der franzöſiſche Tonſetzer Lully ſoll zuerſt zu ſeinen Opern Ouvertüren verfertigt haben. Ehedem hatte die Ouverture eine beſtimmte Form: ſie fing jederzeit mit einem, nicht weitläufig ausgeführten Grave im Viervierteltakte an, welches in der Dominante ſchloß, und mit der Cäſur dieſes Schluſſes in eine Fuge von willkürlicher Tonart überging, nach welcher das Grave zum Theil wiederholt wurde. Waren dieſe Ouvertüren für das Concert beſtimmt, ſo ſetzte man auch wol eine Tanzmelodie, z. B. eine Menuet, Anglaiſe oder dergleichen, hinzu. Jetzt werden die Ouvertüren in mannichfaltiger, freierer Form geſchrieben.

Ovale iſt in der Geometrie eine geſchloſſne, krummlinige, reguläre Figur, deren zwei Hauptdurchmeſſer ungleich ſind.

Ovation, ſ. Triumph.

Overbeck (Friedrich) einer der talentvollſten deutſchen Maler unſrer Zeit, geb. 1789 zu Lübeck, wo ſein Vater, der auch durch zarte Lieder als Dichter bekannt iſt, und 1822 ſtarb, Bürgermeiſter war. Zum Studium der Wiſſenſchaften beſtimmt, verrieth er ſchon als Knabe ſeine feurige Neigung zur Kunſt, und als es ihm gewährt war, ihr ganz zu folgen, machte er in Wien, wohin er 1806 ging, unter Füger's Aufſicht bald ſchnelle Fortſchritte. Die Natur war jedoch früh ſeine Führerin, und ſelbſtſtändig nahm ſein Geiſt bald eine beſtimmte Richtung. Er entſchied ſich für Geſchichtsmalerei und beſonders für die heilige Geſchichte. Von Wien ging er 1810 nach Rom, wo er bereits 1811 eine Madonna mit dem Jeſuskinde vollendete, ein treffliches Bild, durch Einfalt, Zartheit, Verſchmelzung und Harmonie der Farben ausgezeichnet, mit heiligem Sinn aufgefaßt und dargeſtellt. Seitdem hat er in Rom, wo er fortdauernd lebt, ſeine Arbeiten fortgeſetzt und die Erwartungen der Kenner übertroffen. Er iſt ſeit einigen Jahren mit Veith und Schnorr beſchäftigt, Frescogemälde in der Villa des Fürſten Maſſini auszuführen. Der Carton einer dieſer Darſtellungen, Olint und Sophronia aus Taſſo's Jeruſalem, iſt nach Deutſchland gekommen und im Beſitze des Herrn von Quandt zu Dresden.

Ovid (Publius Ovidius Naſo), einer der bekannteſten römiſchen

Dichter des auguſteiſchen Zeitalters. Er war aus ritterlichem Geſchlechte, geboren zu Sulmo im Lande der Peligner, im J. Roms 711, vor Chr. Geb. 43. Muß man auch zugeben, daß er an Gediegenheit und künſtleriſcher Vollendung, ſo wie an Erhabenheit und Würde andern ſeiner Zeitgenoſſen nachſtehe: ſo wird er doch von keinem derſelben in anmuthiger Leichtigkeit und Gewandtheit übertroffen, wiewol er mit unter in unangenehme Geſchwätzigkeit und froſtige Spielerei verfällt. Aber glücklich weiß er die kleinen, eigenthümlichen Züge menſchlicher Leidenſchaft aufzufaſſen und darzuſtellen. Manche ſeiner Erzählungen aus dem Gebiete der Idylle und Romanze ſind ungemein lieblich und lebendig, z. B. die von Pyramus und Thisbe, von Dädalus und Ikarus, von Philemon und Baucis. Hier iſt er Meiſter, und unter allem, was wir noch von dieſem fruchtbaren Dichter haben, möchte man wol mit Recht dieſen Erzählungen den Preis zuerkennen. Ovid ſagt ſelbſt in der merkwürdigen Elegie (der 10. des 4. Buchs ſeiner Trauergeſänge), wo er ſein inneres und äußeres Leben ſchildert, er ſei zum Dichter geboren. Trotz der Ermahnungen ſeines Vaters, der einen tüchtigen Rechtsgelehrten und Senator aus ihm bilden wollte, habe ihn ſchon als Knabe ein geheimer, unwiderſtehlicher Trieb zum Dienſte der Muſen hingezogen; vergeblich habe er ſich bemüht, den Wunſch ſeines Vaters zu erfüllen, was er geſchrieben, ſei von ſelbſt zum Verſe geworden. Auf Reiſen in Griechenland und Aſien bildete er ſich weiter aus. Sein Hang zur Gemächlichkeit und zum fröhlichen Lebensgenuſſe, bei welchem ihm ſein anſehnliches Vermögen zu Statten kam, machte es ihm unmöglich, viel Zeit auf die Vollendung ſeiner Verſe zu wenden, die auch in mangelhafter Geſtalt von der großen Menge mit Begierde geleſen wurden; denn die Sinnlichkeit fand in ihnen reichliche Nahrung, und auch die Edlern wurden durch das Anmuthige der Darſtellung und durch die Wahl des Stoffs vielfach angezogen. In Ovid's Gedichten bewegte ſich die ganze Fabelwelt im bunteſten Schmuck der Phantaſie, und die berühmten Heroen und Heroinen des Alterthums erſchienen vor der Einbildungskraft des Leſers. Ja ſelbſt das traurige Schickſal, das den Dichter in ſeinen letzten Jahren traf, trug nicht wenig dazu bei, ſeinen Poeſien eine ungewöhnliche Berühmtheit zu verſchaffen. Sein größtes und berühmteſtes Gedicht, welches die Mythologie poetiſch zu umfaſſen ſtrebt, ſind die Metamorphoſen oder Verwandlungen in 15 Büchern, in Herametern geſchrieben; ein ſeltſames Werk, wenn man es als ein Ganzes betrachtet, was es doch unſtreitig nach dem Plane des Dichters ſein ſollte. An einen Faden gereiht, den man nicht ſelten in Gefahr iſt, ganz aus dem Auge zu verlieren, windet ſich der bunte Kranz der mannichfaltigſten Erzählungen von dem geſtaltloſen Chaos an, aus dem man das ſchön geordnete Weltall mit Allem, was darin lebt und webt, ſich entwickeln ſieht, durch die mythiſche Zeit und alle Weltalter hindurch bis zu den Tagen Julius Cäſars. Jede dieſe Erzählungen endigt mit einer Verwandlung; aber dieſe erſcheint oft ſo wenig als Hauptſache, wie man doch nach der Ueberſchrift des Ganzen erwarten ſollte, daß vielmehr nicht ſelten eine lange Reihe von Verſen vorangeht, die darauf nicht die geringſte Beziehung haben, aber gleichwol das Vorzüglichſte und Anziehendſte ſind, wobei der Dichter augenſcheinlich mit Liebe verweilt, die Verwandlung aber am Ende mit einigen Verſen ganz kurz abgefertigt wird, welche man ihm eben ſo gern erlaſſen hätte. Aehnlich iſt ein andres Gedicht Ovid's in Diſtichen, wo an die merkwürdigen Tage und Feſte des römiſchen Ka-

lenders Erzählungen aus der Mythologie und aus der ältern römiſchen und italieniſchen Geſchichte geknüpft ſind. Es iſt überſchrieben „Fasti," umfaßt aber in 6 Büchern nur die 6 erſten Monate. Wahrſcheinlich blieb es wegen der Verbannung des Dichters unvollendet. Vorzüglich wichtig iſt es für die römiſche Chronologie, und eine der gelungenſten eingewebten Erzählungen iſt die Geſchichte von der Lucretia im 2. Buche. Auch Sänger der Liebe iſt Ovid, aber nicht der himmliſchen. Jene göttliche Begeiſterung, die in der Liebe unendlich mehr ahnet und ahnen läßt, als einen flüchtigen Sinnenrauſch, war jener Zeit fremd. Wir haben noch 3 Gedichte von ihm, welche ſich auf die Liebe beziehn, ſämmtlich im elegiſchen Versmaße. Zuerſt Amores in 3 Büchern, dann die Ars amandi (Kunſt zu lieben), ebenfalls in 3 Büchern, und von den Mitteln gegen die Liebe in einem Buche. Sie können als Beitrag zur genauern Kenntniß des ſittlichverderbten Zuſtandes der damaligen römiſchen Welt dienen; doch findet ſich auch in ihnen Manches, was bei einer Blumenleſe aus Ovid's Gedichten nicht überſehen werden dürfte; z. B. die 15te Elegie des 1ſten Buchs der Amorum, wo der Dichter die berühmteſten Sänger der Griechen und Römer aufführt, und ſeine eigne Unſterblichkeit ahnend ausſpricht. Zu den ſchönſten Stellen gehört auch die Episode von Cephalus und Prokris im 3ten Buche der Kunſt zu lieben. Noch hat Ovid ſich in einer eigenthümlichen und ſeltnen Gattung nicht ohne Glück verſucht. Wir haben nämlich von ihm 21 ſogenannte Heroiden (ſ. d. Art.), unter dem Namen bekannter (meiſt weiblicher) Perſonen der älteſten, halb fabelhaften Zeit gedichtet, von denen aber einige für unecht gehalten werden. Endlich haben wir von ihm auch noch Elegien im eigentlichen Sinne des Wortes, nämlich Klagelieder, oder Trauergeſänge, (wie er ſie ſelbſt benennt, tristia,) und Briefe (epistolae ex Ponto), ebenfalls im elegiſchen Versmaße und verwandten Inhalts, ſämmtlich in ſeiner Verbannung geſchrieben, jene in 5, dieſe in 4 Büchern. Man muß die ungemeine Leichtigkeit bewundern, mit welcher Ovid ſich auch in dieſen Gedichten bewegt, obwol das Herz ihm ſo ſchwer war, und die Bürde des Alters ſchon auf ihm laſtete. Darum iſt es hier dem Sänger am erſten zu verzeihen, wenn der Strom ſeiner Verſe öfters zwar breit genug, aber ſeicht fließt; doch treffen wir auch hier und da auf Stellen, wo ſich ein tiefes Gefühl wahr und lebendig ausſpricht. Ovid hatte nämlich bis in ſein 50. Jahr faſt einzig der Poeſie und dem Vergnügen gelebt, wie es ſcheint, in angenehmen Verhältniſſen mit Verwandten und Freunden, und gern geſehen an Auguſtus Hofe. Durch ſeine auf den Geſchmack der großen Menge berechneten Gedichte hatte er eine Berühmtheit erlangt, die ſeiner Eitelkeit nicht wenig ſchmeichelte; und ſo konnte er hoffen, die letzten Jahre ſeines Lebens auf den leichtgewonnenen Lorbeeren ſeines Dichterruhms behaglich auszuruhen. Da zerſtörte plötzlich der Bannſtrahl, den Auguſtus auf den Dichter ſchleuderte, ſein ganzes Glück. Er bekam den Befehl, Italien ſofort zu verlaſſen, und mußte gehorchen. Getrennt von Weib und Kind, von Verwandten und Freunden, von dem mütterlichen Lande, von Italiens mildem Himmel, von der herrlichen Roma, mußte er in ein weit entlegnes, ihm ganz fremdes Land, über's Meer, an die unwirthbare Küſte des Pontus euxinus, gen Tomi, wo die rohen Geten wohnten, wandern. Die Frage, worin ſein Verbrechen beſtand, hätte Ovid ſelbſt am gnügendſten beantworten können; aber er hebt den Schleier nur halb. Zwar verſichert er an mehr als einem Orte ausdrücklich, ein Verſehen

ſei es, was ihm dieſe Verbannung zugezogen, aber keineswegs ein Verbrechen. Auch nennt er mehrmals ſeine Poeſien die Urſache ſeines Unglücks. Gewiß aber waren ſeine üppigen Verſe nicht der einzige, ja nicht einmal der eigentliche Grund der über ihn verhängten Strafe; auch deutet er ſelbſt an, er habe etwas geſehen, und dadurch den Zorn des Auguſtus gegen ſich gereizt. Daraus läßt ſich vermuthen, er habe um irgend etwas gewußt, daß den Auguſtus nahe anging, und deſſen Verheimlichung vielleicht den Unwillen des Herrſchers in ſo hohem Grade erregte. Manche meinen, es habe dies einen ſtrafbaren Liebeshandel der berüchtigten Tochter des Auguſtus, Julia betroffen. Genug, daß der Dichter, wenigſtens nach ſeiner eignen Ausſage, nicht als ruchloſer Verbrecher erſcheint, was man ſonſt wohl aus der harten Züchtigung und aus dem unverſöhnlichen Zorne des Auguſtus, der ſich durch keine Bitten bewegen ließ, die Aechtung aufzuheben, ſchließen könnte. Ovid ſtarb in Tomi, nachdem er 10 Jahre in der Verbannung geſchmachtet hatte, in einem Alter von 60 Jahren, im J. Roms 771, nach Chr. Geb. 17. Noch findet ſich in der Sammlung der ovidiſchen Poeſien ein langes Schmäh- und Fluchgedicht, Ibis überſchrieben, im elegiſchen Versmaße, worin der Dichter in immer neuen Wendungen auf eine widerliche und empörende Art die heftigſten Verwünſchungen und ſeinen unauslöſchlichen, ſelbſt nach dem Tode noch fortdauernden, Haß gegen einen Ungenannten, der ihn ſchwer beleidigt hatte, ausſpricht. Einige andre kleinere Gedichte werden ihm mit Unrecht zugeſchrieben, z. B. de philomela, de pulice. Aber manches Echte iſt auch verloren gegangen, worunter vorzüglich ſein Trauerſpiel Medea zu bemerken iſt. Man hat mehrere gute Ausgaben ſämmtlicher ovidiſchen Werke und einzelner Gedichte. Von jenen iſt eine der beſten die von Nicol. Heinſius, Amſterdam 1661, neu verb. und mit Anmerk. von Burmann, 1727, 4 Voll. 4. Von dieſer Recenſion mit den heinſiuſiſchen Noten und einem ſehr vollſtändigen Wörterverzeichniſſe, beſorgte Fiſcher eine neue Ausgabe (Leipzig 1758 und 1773). Nach der burmann'ſchen Recenſion beſorgte eine Ausgabe der ſämmtlichen Werke Mitſcherlich (Göttingen 1796 bis 1798, 2 Voll. 8.). Von den Metamorphoſen hat Gierig eine brauchbare Ausgabe mit einem ausführlichen lateiniſchen Commentare geliefert (Leipzig 1804 bis 1807) und von den Trauergeſängen und Briefen aus Pontus, ebenfalls mit erläuternden Anmerkungen, Harles (Erlangen 1772) und Oberlin (Straßburg 1778). Von den Metamorphoſen hat Rode (Berlin 1791) eine deutſche Ueberſetzung mit Anmerkungen für junge Leute, Künſtler und Kunſtliebhaber geliefert. Die ſchönſten Stellen eben dieſes Gedichts hat Voß mit gewohnter Kunſtfertigkeit metriſch in's Deutſche übergetragen unter dem Titel: Verwandlungen nach Ovid, von J. H. Voß (Berlin 1798). Auch hat man die Metamorphoſen zum Gebrauch auf Schulen von Meineke mit deutſchen Anmerkungen, und als lateiniſche Chreſtomathie einen Auszug daraus zu eben dieſem Gebrauche von Gierig. S.

Owaihi, die öſtlichſte und größte (216 Q. M.) unter den Sandwichinſeln (ſ. d.), welche Cook 1778 entdeckte, und die 1779 das Grab ihres Entdeckers wurde (ſ. Cook). Sie hat gemäßigte Luft und trefflichen Boden. Ein hoher Berg, Mowna Roah, hat 3 Spitzen und eine Höhe von 2254 Klaftern. Die oberſte Spitze berührt die Schneelinie, iſt aber nicht mit ewigem Schnee bedeckt. 1794 wurde die Inſel, jedoch der bisher beſtandnen Regierungs- und Religionsverfaſſung unbeſchadet, von den Engländern in Beſitz genommen.

Die Einwohner ſind wohlgebildet, fleißig, und mit den Neu-Seeländern und den Bewohnern der Societätsinſeln von Einem Stamme. Man bauet hauptſächlich Zucker. Durch den, von dem König Tamaahmaah (ſtarb 1819) mit England und Nordamerika eingeleiteten Handelsverkehr iſt die Civiliſation auf dieſer Inſel ſehr fortgeſchritten, und europäiſcher Kunſtfleiß, ſelbſt Schiffbau, beſonders durch engliſche Matroſen, die der König in ſeine Dienſte genommen hat, eingeführt worden.

Owen (Joh.), zu Armon in Caermarthenſhire in Wallis geboren, ſtudirte zu Oxford die Rechte, ward aus Armuth 1591 Schullehrer zu Tryleigh und 1594 zu Warwich, und ſtarb 1622 in ſehr ungünſtigen Umſtänden in London. Seine zahlreichen, ehedem vielgeleſenen, lateiniſchen Epigramme zeichnen ſich durch Eigenthümlichkeit, treffenden und beißenden, nur bisweilen in Gezwungenheit und Schmutzigkeiten ausartenden Witz, tiefe Menſchenkenntniß und eine lebendige, höchſt correcte Sprache aus. Sie erſchienen unter andern zu Baſel 1780, 8.; auch lieferte Didot eine Prachtausgabe in 4. Jördens gab 1813 (Leipzig, 8.) Oweni epigrammata selecta mit den vorzüglichſten vorhandnen deutſchen Ueberſetzungen und Nachahmungen verſchiedner Verfaſſer heraus. A—s.

Oxenſtierna (Axel, Graf von), ein berühmter ſchwediſcher Staatsmann, geboren zu Fano in Upland, 1583. Nach dem frühen Tode ſeines Vaters ward er mit Sorgfalt unter den Augen ſeiner Mutter erzogen. Zu Roſtock, Wittenberg und Jena beſchäftigte er ſich beſonders eifrig mit der Theologie, denn ſeine Neigung ſowol, als ſeine Familie hatte ihn dem geiſtlichen Stande beſtimmt, und obgleich er ſich ſpäter den Staatsgeſchäften widmete: ſo blieb ihm doch eine große Liebe zur Theologie und ein lebhafter Eifer für die Ausbreitung der evangeliſchen Lehre. Nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien beſuchte er die meiſten deutſchen Höfe, und als er 1602 mit allen, damals im Auslande ſich befindenden Schweden zurückberufen wurde, um Carl IX. den Eid der Treue zu ſchwören, trat er bald darauf in die Dienſte dieſes Monarchen, der ihn 1606 als Geſandten an den mecklenburgiſchen Hof ſandte. 1608 trat er, als 26jähriger Jüngling, in den Senat, in welchem in ununterbrochner Reihe 13 ſeiner Vorfahren geſeſſen hatten. Das erſte öffentliche Geſchäft, welches er darauf übernahm, war die Beilegung gewiſſer Streitigkeiten zwiſchen dem liefländiſchen Adel und der Stadt Reval, die er glücklich beſeitigte. Er hatte dabei ſeine Talente in einem ſo günſtigen Lichte gezeigt, daß der König, der ſeinen Geiſt durch das Alter geſchwächt fühlte, ihn zum Aufſeher der königlichen Familie machte, und an die Spitze der Regentſchaft ſtellte. Als Guſtav Adolph den Thron beſtieg, ward er zum Kanzler ernannt, und 1613 war er bei den Friedensunterhandlungen zwiſchen Schweden und Dänemark erſter ſchwediſcher Bevollmächtigter. 1614 begleitete er den König nach Deutſchland, und hatte bald darauf die Genugthuung, die Feindſeligkeiten zwiſchen Rußland und Schweden durch den ehrenvollen Frieden von Stolbowa beendigt zu ſehen. Im J. 1622 erwartete er den König in Liefland; ſpäter ward er mit verſchiednen Regimentern nach Preußen geſchickt, und zum Generalgouverneur aller daſelbſt den ſchwediſchen Waffen unterworfnen Diſtricte ernannt. Als die Kaiſerlichen nach Pommern gingen, um ſich zu Herren der Oſtſeeküſten zu machen, unterhandelte Oxenſtierna mit dem Herzog von Pommern, wegen der Beſetzung Stralſunds durch ſchwediſche Truppen ſtatt der däniſchen,

die den Platz in Beſitz hatten, und ging ſodann nach Dänemark, um die Genehmigung des Königs dazu auszuwirken; durch franzöſiſche und engliſche Vermittlung aber gelang es ihm, mit Polen einen ſechsjährigen Waffenſtillſtand abzuſchließen. Als der Krieg in das Herz von Deutſchland verſetzt worden, rief Guſtav Adolph ſeinen Kanzler zu ſich, um ſich ſeiner Einſicht zu bedienen. Er wurde deshalb mit unbeſchränkter Vollmacht in allen Staats- und Militärangelegenheiten am Rheine verſehen, und nahm ſein Hauptquartier in Mainz, während Guſtav Adolph in Baiern und Franken vordrang. Von dort brach er mit den geſammelten Truppen auf, um zu dem Könige zu ſtoßen und ſtand, als dieſer glorreich 1632 bei Lützen ſchlug und fiel, in Ober-Deutſchland. Die Nachricht von des Königs, ſeines Freundes, Tode erſchütterte ihn tief, aber entmuthigte ihn nicht. Er ſammelte zahlreichere Heere, um Schweden und ſeine Bundesgenoſſen zu ſchützen, und beſuchte Dresden und Berlin, um Maßregeln wegen der Fortſetzung des Krieges zu verabreden. Die ſchwediſche Regierung ertheilte ihm jetzt ungemeßne Vollmacht, Alles anzuordnen, was er für des Vaterlandes Wohlfahrt am dienlichſten erachten würde. Dem gemäß trat er mit verſchiednen Fürſten in Unterhandlungen, verſammelte einen Congreß zu Heilbronn, und ward hier als Director des evangeliſchen Bundes anerkannt. Die Eiferſucht, beſonders der Franzoſen, konnte ſeinem Genie keine Hinderniſſe in den Weg legen; er reiſte ſelbſt nach Frankreich und Holland, um beide Mächte zur Theilnahme an der Sache der Evangeliſchen zu gewinnen. Aber mit Schmerzen fand er bei ſeiner Rückkehr nach Sachſen alles in der größten Unordnung, die Bundesgenoſſen ſchwankend, die Soldaten mißvergnügt und der Zucht entwöhnt, faſt alle muthlos durch den unglücklichen Ausgang der nördlinger Schlacht, den Kurfürſten von Sachſen offen der Sache des Feindes beigetreten. Sein an Hülfsquellen reicher Geiſt wußte jedoch auch unter dieſen Umſtänden die Angelegenheiten ſeiner Partei vom Untergange zu retten. Nachdem er ſie geſichert ſah, kehrte er 1636 nach Schweden zurück, von wo er 10 Jahre abweſend geweſen. Er ſehnte ſich nach einem ruhigen Wirkungskreiſe, legte die ihm anvertraute Gewalt nieder und nahm ſeinen Sitz im Senate als Kanzler des Reichs und Einer der fünf Vormünder der Königin. Seine Hauptſorge war jetzt, die Königin mit allem, was auf die Regierungskunſt Beziehung hatte, bekannt zu machen, und ſie in den Grundſätzen einer geſunden Politik zu unterrichten. Da es ihm ſehr am Herzen lag, den Krieg in Deutſchland zu einem glücklichen Ende zu bringen: ſo ſandte er ſeinen Sohn, Johann Oxenſtierna, als ſchwediſchen Bevollmächtigten nach Deutſchland. 1645 wohnte er den Unterhandlungen mit Dänemark zu Bremſebrö bei, und nach ſeiner Rückkehr ertheilte ihm die Königin Chriſtina die Grafenwürde. Zu derſelben Zeit ward er zum Kanzler der Univerſität Upſala erwählt, und verwaltete dieſes Amt mit großem Eifer und zum Gewinne dieſer gelehrten Anſtalt. Als Chriſtina ihren Entſchluß bekannt machte, einen Nachfolger zu ernennen, widerſetzte ſich Oxenſtierna aus allen Kräften; noch dringender widerſprach er ihrem Vorſatze, die Krone niederzulegen, und ſchützte, als er die Königin unerſchütterlich fand, eine Krankheit vor, um an den Verhandlungen über eine Maßregel nicht Antheil nehmen zu dürfen, die er als den Anfänger großer Uebel anſah. Er fand ſeitdem keine Freude mehr au den Staatsgeſchäften, wiewol er fortfuhr, ſeinem Lande gewiſſenhaft und eifrig zu dienen. Zur Vermehrung ſeines Kummers ſah er die Finanzen des Reichs in

großer Zerrüttung, und die Staatsſchuld, trotz der durch die Vergrößerung des Ländergebiets und ſeine weiſen Maßregeln vermehrten Einkünfte, auf mehrere Millionen angewachſen. Ueberdies hatte er mit den Beſchwerden des Alters zu kämpfen, und öftere Krankheitsanfälle mahnten ihn an die Nähe des Todes, der im Auguſt 1654 ſeine Laufbahn endigte. Oxenſtierna darf den berühmteſten Männern zugeſellt werden, die auf der Bühne der Welt eine ausgezeichnete Rolle geſpielt, und ſich durch eine für die Menſchheit wohlthätige Wirkſamkeit verewigt haben. Erziehung und Studium hatten ſeine großen Anlagen entwickelt, und dem Guten, Großen und Edeln zugewendet. Sein politiſcher Scharfblick erregte eben ſo ſehr Achtung als Bewunderung, und die Umſtände, unter welchen er lebte, gaben ihm Gelegenheit, den ganzen Umfang ſeiner Einſicht an den Tag zu legen. Die Regierungsform, die er auf höhern Befehl entwarf, und die 1634 von den ſchwediſchen Ständen angenommen wurde, galt für ein Meiſterwerk der Staatskunſt. Seine Beredtſamkeit war wortkarg, aber kräftig. Er beſaß das ſeltne Talent, die Erfolge einer Maßregel vorherzuſehen, und ſein Betragen darnach einzurichten. Seine Rechtſchaffenheit erwarb ihm Freunde, und nöthigte ſelbſt ſeinen Gegnern Bewunderung und Vertrauen ab. Allen Stürmen und Unfällen widerſtand er mit Feſtigkeit, Klugheit und Hochherzigkeit. Die Ehre und Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes gegen das Ausland aufrecht zu erhalten, und durch Belebung des Handels und Kunſtfleißes, verbunden mit weiſer Oekonomie, die innere Wohlfahrt zu vermehren, waren ſeine großen Beſtrebungen. Von ſeinen Schriften iſt nur ein Theil im Druck erſchienen.

Oxford, die Hauptſtadt von Oxfordſhire in England, auf einer Anhöhe, am Einfluſſe des Cherwell in die Iſis, nachher Themſe genannt, über welche die 500 Fuß lange, ſteinerne Magdalenenbrücke führt, iſt eine mittelmäßige Stadt von 1940 Häuſern, und 13,000 Einwohnern, aber vorzüglich wegen ihrer Univerſität berühmt. Die Hauptſtraße iſt ausnehmend breit und lang, und zu beiden Seiten mit ſchönen Gebäuden beſetzt; im Ganzen iſt jedoch die Bauart altmodiſch. Die Univerſität, die berühmteſte in Großbritannien hat 19 Collegien und 6 ſogenannte Hallen (ſ. **Collegien**) oder große Stiftungs-Gebäude, worin Lehrer und Lernende beiſammen wohnen. Dieſe Collegien ſind meiſtens Paläſte von großem Umfange mit trefflichen Kunſtſammlungen und äußerſt reichen Einkünften. Im J. 1820 wohnten gegen 3000 Studenten in dieſen Collegien. Das größte darunter iſt Chriſt-Church-Collegium, welches vier Höfe hat. Der Bibliothekſaal dieſes Collegiums gehört zu den freundlichſten, die man ſehen kann. All-Souls- (aller Seelen) Collegium und Queens-Collegium ſind die ſchönſten. Außerdem hat die Univerſität noch 13 öffentliche Hörſäle. Zu den übrigen akademiſchen Anſtalten gehört beſonders die Univerſitäts- oder bodleyaniſche Bibliothek in drei Sälen, welche eine der größten Europas iſt, indem ſie 30,000 Manuſcripte und 500,000 gedruckte Bände begreift. Sie iſt in neuern Zeiten durch die 20,000 Bände ſtarke Bibliothek des engliſchen Topographen Gough, welcher ſie der Univerſität vermachte, bereichert worden. In demſelben Gebäude befindet ſich eine Gemäldegallerie, eine Sammlung von antiken Statüen und die arundeliſche Sammlung von Inſchriften. (S. **Marmorchronik**). Eine andre Bibliothek iſt die radcliffeſche in einem ſchönen Gebäude, welches eine Rotunda bildet mit einer 60 Fuß hohen Kuppel. Sie enthält faſt ausſchließlich Bücher aus dem Gebiete

der Arzneikunde und Naturwiſſenſchaft, und iſt bis jetzt nicht bedeutend zu nennen. Merkwürdig ſind ferner das ſheldonſche Theater, welches ſich durch ſeine halbzirkelförmige Fronte von allen übrigen akademiſchen Gebäuden auszeichnet; das aſhmoleſche Muſeum, welches eine Sammlung von Naturalien und Kunſterzeugniſſen enthält; die Univerſität-Druckerei oder das Clarendon-printing-house, ein ſchönes in Form eines Tempels erbautes Gebäude, die Sternwarte und der botaniſche Garten, welcher jedoch dem von Cambridge nachſteht. Zum Parlament ſchicken die Univerſität und die Stadt zuſammen vier Abgeordnete. Außer der Univerſität leben die Einwohner auch vom Korn- und Malzhandel.

Oxydation, Oxydirung, ſoviel als Calcination, Calcinirung (Verkalkung). — Oxyd, Metallkalk.

Oxygen, ſ. Gas und Sauerſtoff.

Oybin, Dorf und Bergfelſen im ſüdlichſten Theile der ſächſiſchen Oberlauſitz, eine Meile ſüdweſtlich von Zittau. Schon als Naturwunder einzig und überdies durch ſchöne Ruinen geſchmückt, iſt er einer der anziehendſten Plätze Deutſchlands. In einem amphiteatraliſch von höhern felſigen Bergen eingeſchloßnen Thale erhebt ſich dieſe Felſenpyramide 203 leipziger Ellen hoch (über die Meeresfläche 1697 Fuß), zuſammengethürmt aus ungeheuern Sandſteinmaſſen, theils zackig, theils abgerundet, und mit Nadelgehölz ſchattirt. Südweſtlich iſt dieſer Rieſenfels durch Treppen in verſchiednen Biegungen zugänglich. Oben genießt man eine zwar nicht ausgebreitete, aber doch treffliche Ausſicht in das romantiſche Thal, und nur auf der zittauer Seite in die Ferne. Die Hauptſache jedoch ſind die maleriſchen und weitläufigen Ruinen eines von 1384 bis in's 16. Jahrh. beſtandnen Cöleſtinerkloſters, des erſten in Deutſchland, und eines 1349 von Carl IV. zerſtörten Raubſchloſſes, wovon aber nur noch wenige Spuren übrig ſind. Herrlich ſind vor allen die Trümmer einer großen Kloſterkirche und ihres Kreuzganges, und daneben ſehr überraſchend ein Gottesacker, wohin die Bewohner des unten liegenden Dörfchens ihre Todten beſtatten. Hinter dieſem, auf einem freien Platze neben ungeheuern Felsmaſſen, finden die zahlreichen Beſucher ein bequemes Obdach. Treu ſind die Abbildungen dieſes romantiſchen Platzes von Laurin zu Dresden, welches zu der topographiſchen und hiſtoriſchen Beſchreibung des Oybins von D. Peſcheck, Zittau 1792 und 1809, gehört.

F.

P.

P, der ſechzehnte Buchſtabe des deutſchen Abc. Er iſt ein Lippenbuchſtabe, der durch Ausſtoßung des Hauchs bei Oeffnung der feſtgeſchloßnen Lippen hervorgebracht wird.

Päan oder Päon (der Heilende), ein Beiname des Apoll, deſſen Bedeutung von den Grammatikern auf verſchiedne Weiſe erklärt wird. Da in den Lobgeſängen auf den Apoll der Ausruf: „Io Päan" häufig vorkam, ſo nannte man ſie vorzüglich Päanen. Solche Päanen wurden bei anſteckenden Krankheiten und bei allen Gelegenheiten geſungen, wo man ſich den Gott geneigt machen wollte. Bald wurde indeſſen das Wort Päan auch von Lobgeſängen auf die Thaten andrer Helden und ausgezeichneter Männer gebraucht. So gab es einen Päan auf die Thaten des Lyſander zu Samos u. dgl. Auch der Schlachtgeſang, den man vor Anfang der Schlacht dem Mars und nach erfochtnem Siege dem Apoll ſang, hieß Päan.

Pädagog hieß bei den Griechen und Römern urſprünglich der Sklave, der die Kinder ſeines Herrn in die Schule führte. Da auch Sklaven und Freigelaſſne ſich gelehrte Bildung erworben hatten: ſo bediente man ſich ihrer oft als Hauslehrer und Erzieher, daher der griechiſche Name Pädagog in der Folge jedem Erzieher beigelegt worden iſt.

Pädagogik, die Wiſſenſchaft und Kunſt der Menſchenerziehung (ſ. Erziehung). Die theoretiſche Pädagogik lehrt die Geſetze der Erziehung und des Unterrichts; die praktiſche Pädagogik leitet zur Anwendung derſelben, und gibt die Methoden an die Hand. Pädagogiſche Regeln und Anſtalten findet man bei jedem Volke, daß ſich zu einiger Bildung erhoben hat, denn ohne eine ſorgfältigere und und planmäßige Erziehung der Jugend iſt überhaupt keine Nationalbildung denkbar. Was die Hebräer, Aegypter, Perſer und Indier in dieſem Fache geleiſtet haben mögen, erhellt mehr aus dem Bildungsſtande dieſer Völker, als aus den ſehr unvollſtändigen hiſtoriſchen Nachrichten von ihrer Erziehungsweiſe. Zum klaren, wiſſenſchaftlich geordneten Bewußtſein kamen die Grundſätze der Pädagogik erſt bei den Griechen und Römern, unter denen Plato, Ariſtoteles, Xenophon, Plutarch und Quinctilian die Lehrer ſpäterer Pädagogen wurden und viel beitrugen, die Keime einer liberalern Erziehung zu entwickeln. Was Carl der Große und die Klöſter des Mittelalters dafür thaten, verfiel wieder mit dieſen Inſtituten ſelbſt, und es bedurfte, ſelbſt nach dem Wiederaufleben der klaſſiſchen Literatur und den Bemühungen der Reformatoren, Jahrhunderte, um die Ideen zu zeitigen und in Umlauf zu bringen, welche den gegenwärtigen Standpunkt der Pädagogik bezeichnen (vergl. d. Art. Menſchenbildung und Methode). Engländer, Franzoſen und Deutſche haben das Meiſte und Beſte für dieſe Wiſſenſchaft gethan, und eine ſyſtematiſche Anordnung verdankt ſie inſonderheit dem Scharfſinne deutſcher

Philoſophen. Ob ſie gleich nicht gerade an eine der neuern philoſophiſchen Schulen gebunden wurde: ſo laſſen ſich doch mit Niemeyer mehrere pädagogiſche Schulen oder Syſteme anführen, die im 18. Jahrh. nach einander und gleichzeitig galten. Hiervon haben die frankiſche Schule (ſ. d. Art. Pietismus) im Anfange bis gegen die Mitte, und die philanthropiſche (ſ. d. Art. Philanthropinismus) von der Mitte bis gegen das Ende dieſes Jahrhunderts ihre vorübergehenden Epochen in Deutſchland gehabt; dagegen die Humaniſten (ſ. d. Art. Human), die der Eifer für die Aufrechterhaltung der klaſſiſchen Literatur und der Wunſch, das Schulweſen der Aufſicht der Geiſtlichkeit zu entziehen, verbunden hält, und die Eklektiker, z. B. Niemeyer ſelbſt, welche dem Grundſatze: „Alles zu prüfen und das Beſte zu behalten,“ folgen, ſich immer unabhängig und im Beſitze einer bedeutenden Wirkſamkeit behauptet haben. Außer dem Bereich dieſer pädagogiſchen Syſteme, auf dem Grunde und Boden einer eignen trefflichen Idee ſteht Peſtalozzi's Unternehmen, dem die praktiſche Pädagogik eine tiefere Begründung und ein neues Leben verdankt. (S. d. Art Peſtalozzi).

Paderborn, ein ehemaliges Bisthum im weſtphäliſchen Kreiſe. Es wird durch rauhe Gebirge, die Egge genannt, in den unter= und oberwaldiſchen Bezirk eingetheilt, und zählte auf 44 Q. M. 97,000 Einw. Der Boden iſt im Ganzen ſehr fruchtbar, beſonders das ſogenannte Sendvelt, zwiſchen der Alme und Diemel. Beträchtlich iſt die Schweine= und Schafzucht. Das Land liefert Eiſen, Steinkohlen, Salz und hat beträchtliche Waldungen. Das Bisthum war eins der erſten, welche Carl der Große ſtiftete; die Stiftskirche wurde 799 von Leo III. ſelbſt eingeweiht. Im J. 1802 kam das Land an Preußen, und 1806 an das Königreich Weſtphalen, fiel aber nach deſſen Auflöſung wieder an Preußen zurück, und bildet jetzt einen Theil des zur Provinz Weſtphalen gehörigen Regierungsbezirks Minden. Die Kreisſtadt Paderborn iſt altmodiſch gebaut, mit engen finſtern Straßen und hat 870 Häuſer mit 5400 Einwohnern. Ihre Hauptnahrungszweige ſind Ackerbau und Viehzucht. Sehenswerth iſt der Dom, in welchem, außer andern Koſtbarkeiten, ſich die goldnen Bildniſſe der zwölf Apoſtel und der ſilberne Sarg des H. Liborins befanden, welche Herzog Chriſtian von Braunſchweig, 1622 wegnahm und aus letzterm die bekannten, jetzt aber ſelten gewordnen Thaler, mit der Umſchrift: Gottes Freund, und der Pfaffen Feind, ſchlagen ließ. Die Pader, ein Flüßchen, an welchem die Stadt liegt, entſpringt unter dem Dome aus 5 Quellen in einer ſolchen Stärke, daß ſie 20 Schritte von ihrem Urſprunge einige Mühlen treibt. Ferner verdient das ehemalige Jeſuitercollegium mit ſeiner Kirche erwähnt zu werden. Außer dem Gymnaſium hatte Paderborn eine Univerſität, welche (1592 von dem Fürſt Biſchofe Theodor von Fürſtenberg geſtiftet und 1623 eingeweiht) nur aus einer theologiſchen und philoſophiſchen Facultät beſtand. Sie ward 1819 aufgehoben, und der Fond zur Verbeſſerung des Gymnaſiums in Paderborn und der theologiſchen Facultät in Münſter verwandt. Unweit Paderborn liegt der teutoburger Wald, wo das Winne= und Römerfeld an Varus Niederlage erinnern.

Padiſhah, Padiſchah, Padſchah, ein Titel, welchen der türkiſche Kaiſer ſich ſelbſt beilegt. Er iſt aus den Worten, Pad, Beſchützer oder Thron, und Schah, König, Fürſt, zuſammengeſetzt. Vormals ertheilten ihn die türkiſchen Kaiſer unter den chriſtlichen

Monarchen nur den Königen von Frankreich, indem ſie die andern nur Kral nannten. Jetzt geben ſie denſelben auch dem öſterreichiſchen und ruſſiſchen Kaiſer.

Padua, (Padova), eine alte, anſehnliche Stadt Italiens, welche durch einen Kanal mit der Brenta in Verbindung geſetzt iſt. Die hieſige Hauptkirche gehört zu den reichſten in Italien. In der Sacriſtei iſt das Bild Petrarca's befindlich, welcher Domherr an derſelben war, und ihr einen Theil ſeiner Bibliothek vermacht hat. Die Kirche der h. Juſtina wird für die einfach-ſchönſte in Oberitalien gehalten. Vor derſelben iſt ein ſchöner öffentlicher Platz, Prato della Valle (die Thalwieſe), das altrömiſche Marsfeld, welcher mit den Bildſäulen berühmter Paduaner verziert iſt und einen angenehmen Spaziergang bildet. Die Franziskanerkirche, Chiesa del Santo, iſt wegen ihrer Koſtbarkeiten und prächtigen Denkmäler ſehenswerth. Vor derſelben ſteht die Bildſäule zu Pferde, welche die Republik Venedig ihrem berühmten Generale, Gattamelata, von Narni errichten ließ. Ueberhaupt zählt man 96 Kirchen und Klöſter. Das biſchöfliche Seminarium, welches durch den verſtorbnen Kardinal Barbarigo erneuert wurde, iſt eine treffliche, für 100 junge Geiſtliche eingerichtete Bildungsanſtalt; es hat zugleich eine berühmte, mit lateiniſchen, griechiſchen, hebräiſchen und morgenländiſchen Schriften verſehene Buchdruckerei, deren Ertrag der Stiftung zu Gute kommt. Die berühmte Univerſität zu Padua wurde vom Kaiſer Friedrich II. geſtiftet; die mediciniſche Facultät iſt die wichtigſte. Die Zahl der Studirenden betrug in ältern Zeiten mehrere Tauſende (wie denn auch die Stadt von den Italienern den Beinamen la Dotta [die Gelehrte] erhalten hat) iſt gegenwärtig aber bedeutend geringer. Außerdem iſt zu Padua eine Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, ſchönen Literatur und Künſte, welche 1779 der Senat von Venedig beſtätigte, und mit einem Fond zu Beſoldungen und Preiſen verſah. Das vornehmſte Univerſitätsgebäude iſt: il Palazzo degli studj, welches mit den Bildniſſen der berühmteſten Profeſſoren ausgeſchmückt iſt. Ueberdies gehören ihr noch 12 zerſtreut liegende Collegia, die Sternwarte auf dem alten Schloſſe, ein botaniſcher Garten, ein anatomiſches Theater ꝛc. Unter den Gebäuden zeichnen ſich noch aus: das Rathhaus, der Palaſt des Podeſta mit der Stadtbibliothek, das Schauſpielhaus ꝛc. Auch zeigt man das vermeintliche Grab des trojaniſchen Helden Antenor. Die Einwohnerzahl beläuft ſich auf 46,000; ſie könnte viel größer ſein, denn ganze Straßen ſind mit Gras bewachſen. Der Handel iſt meiſt in den Händen der Juden, die ein eignes Quartier bewohnen. Man verfertigt Tuch und ſeidne Zeuge. Im Sommer wird die Stadt lebhaft, vorzüglich zur Meſſe im Junius, indem die Reichen aus der Gegend hier zuſammenſtrömen und einige Zeit verweilen. Das Gebiet von Padua (il Padovano) iſt eine der ſchönſten und fruchtbarſten Landſchaften von Europa, mit 300,000 Einw. Stadt und Land gehörten der Republik Venedig, kamen nach der Aufhebung als Entſchädigung an Oeſterreich, wurden 1805 an Napoleon abgetreten, ſind ſeit 1814 wieder unter öſterreichiſcher Herrſchaft, und bilden eine eigne Provinz (40 Q. M. mit 289,000 Einw.) des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs.

Paer (Fernando), ein berühmter italieniſcher Tonſetzer, 1774 zu Parma geboren, ein Schüler des Neapolitaners Ghiretti, auf dem Conſervatorio della Pietà. Zehn Jahr alt gab er zu Venedig ſeine erſte Oper, Circe, welche mit vielem Beifall aufgenommen wurde.

Er beſuchte darauf Padua, Mailand, Florenz, Neapel, Rom, Bologna ꝛc. Der Herzog von Parma, ſein Pathe, ſetzte ihm ein Jahrgeld, aus und erlaubte ihm 1795, wegen der Kriegsunruhen, nach Wien zu gehen, wo er 1798 als Componiſt beim Nationaltheater, ſeine Gattin als erſte Sängerin bei der italieniſchen Oper angeſtellt wurde. Um dieſe Zeit fing ſein Ruhm an, ſich mehr zu verbreiten, wozu beſonders 1799 ſeine Camilla beitrug, die bald auf allen deutſchen Bühnen erſchien. Zu Oſtern 1802 ward er in Dresden auf 3 Jahr als Muſikdirector, und ſeine Gattin als erſte Sängerin engagirt. Napoleon bewog beide nach der Schlacht bei Jena, ihm nach Poſen und Warſchau zu folgen, wo ſie kleine Concerte vor ihm gaben. Nach dem tilſiter Frieden traten ſie ganz in ſeine Dienſte. Paer iſt Mitglied der Akademie der ſchönen Künſte von Neapel, von Bologna uud Venedig und noch gegenwärtig Muſikdirector der Oper zu Paris; ſeine Gattin war 1811 zu Ferrara. Seine Compoſitionen ſind reich an Melodie, geſangvoll und mit Effect inſtrumentirt, aber ohne tiefen innern Zuſammenhang und gründliche Charakteriſtik. Seine beſten Opern ſind: Sargino, Camilla, Griselda, Leonora, Achille, I Fuorusciti (Wegelagerer), Sophonisbe, Dido und Agnese (die neueſte und bekannteſte); außerdem hat er noch componirt: Cinna, il Principe di Tartano, Idomeneo, Numa Pompilio, I Baccanti u. A., nebſt mehreren Romanzen, Canzonen und Duetten mit Klavierbegleitung.

Pagoden heißen die Göttertempel der Hindus und andrer heidniſchen Völker im ſüdlichſten Aſien. Dieſe aus Steinen und Holz erbauten Tempel ſtehen auf einem freien, mit Obelisken, Säulen und andern Werken der Baukunſt verzierten Platze, ſind ſehr groß und hoch, und mit unendlicher Pracht verziert. Sie haben gewöhnlich die Geſtalt eines Kreuzes, deſſen vier Enden von gleicher Länge ſind, und ein hohes, thurmähnliches Dach mit mehreren Abſätzen. Die merkwürdigſten ſind in Benares, Siam, Pegu, vornehmlich aber zu Jaggrenat oder Dſchaggrenat (ſ. d. Art.) in Orixa. Im Innern findet man, außer vielen Koſtbarkeiten, Altäre und Statuen der verehrten Götter. Letztre, welche ebenfalls Pagoden heißen und in einer Pagode oft in großer Anzahl ſtehen, ſind gemeiniglich von gebrannter Erde, unförmlich, ohne allen Ausdruck gebildet und reich vergoldet, entweder nackt oder bekleidet, ſtehend oder mit gekreuzten Beinen ſitzend, und nicht ſelten rieſig groß. Von dieſen Götzenbildern haben dann auch jene kleinen, ungeſtalteten Figuren mit beweglichen Köpfen den Namen, welche man beſonders ehemals, auf Schränke, Kamine ꝛc. zum Spiel und zur Verzierung ſtellte.

Paine (Thomas), eine in der amerikaniſchen und franzöſiſchen Revolution berühmt gewordner Mann. Er war zu Thetford in der Grafſchaft Norfolk in England 1737 geboren. Sein Vater, ein Schnürbruſtmacher, erzog den Sohn zu demſelben Geſchäft, und der junge Paine betrieb es einige Zeit hindurch, wiewol mit großem Widerwillen. In der Folge wurde er Zollbeamter und übernahm noch außerdem die Direction einer Tabaksfabrik. Aber beides reichte für den Unterhalt ſeiner Familie nicht hin; er erlag einer anſehnlichen Schuldenlaſt, wurde 1774 abgeſetzt, und gerieth in drückende Armuth, welche in ihm den Entſchluß erzeugte, nach Amerika zu gehen, wo er bei einem Buchhändler in Philadelphia eine günſtige Aufnahme fand. Hier war es, wo er 1776 ſeine erſte Schrift, unter dem Titel: Common sense (Geſunde Vernunft), herausgab. Dieſes Werk, welches zunächſt die neue Republik der nordamerikaniſchen Freiſtaaten betraf,

machte um ſo mehr Aufſehn, als der Verfaſſer von metaphyſiſchen Sophiſtereien über Staatsverfaſſung ganz frei war, und in der kunſtloſen Sprache des ſchlichten Menſchenverſtandes ſchrieb. Mehrere Auflagen dieſer Schrift erfolgten ſchnell nach einander. Bald darauf wurde Paine vom Congreß zum Secretär bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten erwählt. Waſhington und Franklin ſchenkten ihm ihre Freundſchaft. 1786 unternahm er ſeine erſte Reiſe nach Frankreich, und ging bald darauf nach England. Hier gab er 1791 eine neue Schrift: The rights of men (die Menſchenrechte), heraus, worin er die Grundſätze zu bekämpfen ſuchte, welche Burke in ſeinen Schriften über die franzöſiſche Revolution aufgeſtellt hatte. Dieſe Schrift mußte in England den Haß der Miniſterpartei gegen ihn erregen. Um ſo willkommner war ihm der Ruf des Departements vom Pas de Calais im J. 1792, ſich als Repräſentant deſſelben zum Nationalconvent zu begeben. Obgleich der franzöſiſchen Sprache nicht vollkommen kundig, erfüllte er ſeine Obliegenheiten mit Klugheit und Würde. Da er nicht für des Königs Tod ſtimmte, ſo zog ihm dies das Mißfallen der Bergpartei zu. Marat warf ihm die Grundſätze eines Quäkers vor. Robespierre ließ ihn 1793 als einen Ausländer aus der Liſte der Conventsdeputirten ſtreichen, und noch überdies einkerkern. Erſt im Dec. 1794 ward er, nach einer 14monatlichen Gefangenſchaft, auf Requiſition der nordamerikaniſchen Regierung, freigelaſſen, und trat wieder in den Convent. Als dieſer 1795 aus einander ging, kehrte er in den Privatſtand zurück, und beſchäftigte ſich mit ſtatiſtiſchen Unterſuchungen. 1796 ſchrieb er eine Abhandlung über den Verfall der Finanzen Englands, die damals viel Aufſehn machte. Da er indeß den Einfluß nicht erlangte, welchen er beabſichtigte, ſo kehrte er 1802 nach Amerika zurück, wo er 1809 in Armuth ſtarb.

Pairs, (Pärs) Gleiche, urſprünglich Pares regni, die dem König ebenbürtig waren und unter den Kronvaſallen dem Throne am nächſten ſtanden. In Frankreich und Großbritannien wurde ihre Macht und Zahl nach und nach beſchränkt (ſ. Frankreich), bis die Pärswürde nur gewiſſen Familien und Perſonen ertheilt wurde. In Großbritannien und Irland heißt Pär (Peer) jedes Mitglied des hohen Adels vom Baron aufwärts bis zum Herzog, mit dem Unterſchiede jedoch, daß jeder Pär von England durch ſeine Ernennung das, auf den älteſten Sohn, oder auf einen männlichen Seitenverwandten übergehende Recht erhält, im Hauſe der Lords perſönlich zu erſcheinen, wogegen von den ſchottiſchen und irländiſchen Pärs zu jedem Parlament nur Einige gewählt werden. Die Würde kann auch durch Erbrecht, königliche Ernennung oder Heirath auf Frauen kommen. Es gibt auch in der neuern Geſchichte Englands noch Beiſpiele von ſolchen Ernennungen zu einer hohen Adelswürde. Eine ſolche Adelige nennt man Peereß. Heirathet eine, durch Abkunft oder Ernennung geadelte Frau einen Unadeligen: ſo bleibt ſie immer eine Peereß, hat ſie aber ihre Würde nur durch Heirath erhalten, ſo verliert ſie dieſelbe, wenn ſie ſich ſpäterhin mit einem Unadeligen vermählt. Eine Gräfin oder Baronin kann eben ſo wenig, als ein Pär, wegen Schulden und Vergehungen verhaftet werden, und obgleich eine Peereß, ihres Geſchlechts wegen, nicht Sitz und Stimme im Parlament haben kann: ſo genießt ſie doch das Recht, nur von Pärs gerichtet werden zu können und andre Vorrechte des hohen Adels. Die Pärs ſind, ſie mögen Erzbiſchöfe, Herzöge, Marquis, Grafen, Viscounts oder

Barone ſein, in allen öffentlichen Handlungen, in ihren Stimmen im Parlamente ꝛc. einander gleich. Der König ernennt Pärs nach Gutdünken, und adelige Herkunft iſt keineswegs ein Erfoderniß dazu. Ihre Hauptvorrechte beſtehen darin, daß ſie erbliche, königliche geheime Räthe ſind, nicht verhaftet werden können, außer wegen Hochverraths, keinen Eid abzulegen, ſondern ihre Ausſage bloß mit ihrer Ehre zu bekräftigen brauchen, daß ihre Häuſer von aller Gerichtsbarkeit frei ſind, und ſie allein von Pärs des Reichs gerichtet werden können. Die Zahl im Oberhauſe ſitzenden Pärs beträgt mit Einſchluß der Prinzen des königlichen Hauſes über 300. Unter den Herzögen ſind die von Norfolk (1483) und die von Sommerſet (1546) die älteſten, der jüngſte iſt Wellington (1814). Unter den Marquis ſind die von Wincheſter (1551) die älteſten, ſie führen den Titel: Premier Marquis of England. Unter den Viscounts ſind die von Herford die älteſten (1549). Von den 132 Baronen-Familien ſind die Cliffords Percy und Clinton noch aus dem 13. Jahrh. In Frankreich bildeten ſeit Philipp Auguſt (†. 1223), von den großen unmittelbaren Kronvaſallen, 12 Herren, welche Richter in Staatsſtreitigkeiten waren und den Gerichtshof von Frankreich, der auch der königliche hieß, ausmachten, einen eignen geſchloſſnen Körper. Sie nannten ſich Pärs von Frankreich. Die geiſtlichen Pärs waren der Erzbiſchof von Rheims (als erſter Pär-Primas des Reichs), die Biſchöfe von Langres und Laon, welche Herzoge und Pärs, und die Biſchöfe von Beauvais, Noyon und Chalon an der Marne, welche Grafen und Pärs waren. Die weltlichen waren die Herzoge von Burgund, Normandie und Guienne, und die Grafen von Flandern, Toulouſe und Champagne. Dieſe 12 Pärs ſollten in Lehnsſachen Recht ſprechen, die Streitigkeiten unter den Vaſallen entſcheiden, und bei der königlichen Krönung verſchiedne Aemter verrichten. Nachdem aber die ſechs weltlichen zu der Krone gezogen worden waren: ſo erwählte man bei dergleichen Feierlichkeiten allemal 6 der vornehmſten Herren, welche dieſe Stelle vertraten, und die Könige errichteten neuere Pärſchaften (Pärien), womit ſie die Verdienſte einzelner Familien belohnten. Die Prinzen vom Geblüt und die legitimirten Prinzen waren geborne Pärs, d. h. ſie hatten alle Rechte und Vorzüge der Pärwürde, ſobald ſie das zwanzigſte Jahr erreicht hatten. Die Pärs hatten Sitz und Stimme im Parlamente von Paris und wohnten bei wichtigen öffentlichen Vorfällen den Verſammlungen deſſelben bei. Mit der Revolution verſchwand die Pärwürde, und wurde erſt von Ludewig XVIII. durch die Charte von 1814 wieder hergeſtellt. Die Pärs bilden in Frankreich, wie in England, eine eigne Kammer. Napoleon behielt 1815 dieſe Einrichtung bei, vernichtete jedoch die vom Könige getroffne Wahl der Pärs und ernannte ſolche Männer, durch die er ſich am meiſten zu behaupten hoffte. Ludewig XVIII. ſtellte darauf ſeine Pärskammer wieder her, die jetzt 213 Mitglieder zählt. (S. Frankreich).

Paiſiello (Giovanni), (und nicht Paëſiello) einer der berühmteſten Operncomponiſten, iſt 1741 zu Tarent geboren, woſelbſt ſein Vater Thierarzt war. Bis zum dreizehnten Jahre beſuchte er das dortige Jeſuitercollegium. Man bemerkte bald, daß er einen ſchönen Contraalt und ein treffliches Gehör habe. Ein gewiſſer Chevalier Carducci, ein Liebhaber und Kenner der Tonkunſt, rieth dem Vater, ihn nach Neapel zu ſchicken und dort die Muſik ſtudiren zu laſſen. Endlich willigte der Vater ein, ließ ihn noch 2 bis 3 Monate zu Tarent in den erſten Elementen der Muſik unterrichten, und begleitete ihn

1754 nach Neapel, wo Paiſiello in das Conſervatorio di S. Onofrio trat, an welchem der berühmte Durante Lehrer war. Nach 5 Jahren war er der erſte unter den Zöglingen der Anſtalt, componirte Meſſen, Pſalmen, Motetten, Oratorien und ein komiſches Intermezzo, welches ihm 1763 den Auftrag verſchaffte, eine Oper für das Theater von Bologna zu componiren. Späterhin bereiſte er die Hauptſtädte Italiens und brachte ſeine Opern auf ihre Bühnen. Sein Ruf verbreitete ſich, und ſchon ſtand er mit dem londoner Theater in Unterhandlung, als eine Einladung des ruſſiſchen Hofes 1776 ihn nach Petersburg zog, wo er mehrere Compoſitionen und ein theoretiſches Werk lieferte, wofür er ein anſehnliches Gehalt erhielt. Nach einem neunjährigen Aufenthalte in Rußland, kehrte er über Wien, wo er Caſti's König Theodor für Joſeph II. componirte, nach Neapel zurück, wo er von Ferdinand IV. als Kapellmeiſter mit einem Gehalte von 1200 Ducati angeſtellt wurde. Als ſich 1799 der Hof nach Sicilien flüchtete, ernannte die neue Regierung Paiſiello zum Muſikmeiſter der Nation. Nach der Rückkehr der königlichen Familie ward es ihm zum Verbrechen gemacht, dieſes Amt angenommen zu haben; er ward in's Gefängniß geſetzt, ſein Gehalt eingezogen, und nur die Achtung für ſeine Talente befreite ihn von der Todesſtrafe. Erſt nach 2 Jahren trat er in ſeine vorigen Verhältniſſe zurück. Er hegte immer eine große Liebe für die Franzoſen; dies bewies er unter andern 1797 durch eine Trauercantate auf den Tod des Generals Hoche, welche er zur Preisbewerbung nach Paris ſchickte. 1801 gab ihm Buonaparte, als damaliger Oberconſul, den Auftrag, ein Te Deum zur Friedensfeier in Paris zu componiren, welches 1802 in der Kirche Notre Dame aufgeführt wurde. Um dieſelbe Zeit kam er ſelbſt, mit Bewilligung ſeines Königs, nach Paris, wo er von mehrern, ihm angetragnen Aemtern ſich mit der Stelle eines Directors der Kapelle begnügte, die er aus den vorzüglichſten Künſtlern bildete. Außer mehrern Meſſen, Motetten ꝛc. und der Oper Proſerpina, componirte er hier eine große Meſſe für 2 Chöre, ein Te Deum und einige Gebete zur Kaiſerkrönung. Da aber das Klima von Paris ſeiner Gattin nicht zuſagen wollte, bat er um ſeine Entlaſſung, ging (1804) nach Neapel zurück, und begnügte ſich, Napoleon jährlich zum 15. Aug. eine Kirchenmuſik einzuſchicken. Als Joſeph Buonaparte den Thron von Neapel beſtieg, beſtätigte ihn dieſer in ſeinen Aemtern mit einem Jahrgehalt von 1800 Ducati. Napoleon ertheilte ihm das Kreuz der Ehrenlegion mit einer Penſion von 1000 Franken, und Joſeph den Orden beider Sicilien. Auch ward er zum Mitgliede der königl. Geſellſchaft von Neapel und zum Präſidenten der Direction des königlichen Conſervatoriums ernannt. Dieſelben Aemter und Stellen hat er bis zu Ende der Regierung Joachims bekleidet. Er ſtarb. Unter Paiſiello's zahlreichen Operncompoſitionen werden noch jetzt auf den erſten Theatern Europa's mit Beifall aufgeführt: La Molinara (die ſchöne Müllerin), il Re Teodoro di Venezia, il Barbiere di Seviglia, Nina osia la pazza per amore, la Serva padrona, L'Amor contrastato, L'Innocente fortunata, il Matrimonio inaspettato, I Filosofi imaginari, la Grotta di Trotonio, L'Olimpiade. Seine Kirchenmuſiken ſind weniger bekannt. Die Eigenſchaften, welche Paiſiello charakteriſiren, ſind eine ungemeine Fruchtbarkeit in der Erfindung, eine glückliche Leichtigkeit in Auffindung natürlicher und eigenthümlicher Motive, ein ſeltnes Talent, ſie durch die Hülfsmittel der Melodie ſelbſt zu entwickeln und durch anziehende Einzelheiten zu verſchönern,

Begeiſterung und Beſonnenheit in der Ausführung, Geſchmack, Anmuth und eine ungemeine Lebendigkeit in der Melodie. Alle ſeine Werke zeichnen ſich aus durch Einfachheit, Correctheit, Eleganz; ſeine Begleitungen ſind klar und natürlich. Obgleich Lieblichkeit ſein Hauptzug zu ſein ſcheint, ſo verſteht er doch ſehr gut, den Ton zu wechſeln, und vom Poſſenhaften, Naiven und Kunſtloſen zum Pathetiſchen und Rührenden überzugehen, ohne der Grazie und Zierlichkeit zu entſagen. Wenige Componiſten haben ein ſo allgemeines Intereſſe erweckt, wie Paiſiello. Doch iſt nicht zu leugnen, daß der Beifall ſeiner Werke ſich in der letztern Zeit ſehr vermindert hat, und man jetzt viele ſeiner Compoſitionen zu leer und unbedeutend in der Harmonie findet.

Paladin. So nannte man ehemals jene berühmten irrenden Ritter, die in der Welt umherzogen, einzig um Beweiſe ihrer Tapferkeit und ihrer Galanterie abzulegen. Da es ihnen nämlich öfter an Abenteuern, an Kampfgelegenheit fehlte: ſo zwangen ſie jeden Ritter, den ſie auf ihren Irfahrten trafen, ihre Geliebte als die ſchönſte Perſon auf Erden anzuerkennen, oder, im Weigerungsfalle, ſich auf Leben und Tod mit ihnen zu ſchlagen. Die erſten Abenteurer dieſer Art, deren die alten Ritterromane erwähnen, gehörten zu der Tafelrunde des Königs Artus in England; der berühmteſte unter ihnen war der ſchöne Lancelot vom See. Späterhin glänzten unter den irrenden Rittern Amadis von Gallien, und noch ſpäter die Paladine aus dem Kriegsgefolge Carls des Großen, unter denen wir hier nur ſeinen angeblichen Neffen, den tapfern Roland, nennen wollen. Die Geſchichte dieſer irrenden Ritterſchaft iſt eben ſo ſehr mit Fabeln vermiſcht, als die der griechiſchen Heroen. Die Benennung Paladin hat ihren Urſprung entweder von Palatinus (Pfalzgraf), oder von palus (franz. pal) ein zugeſpitztes Stück Holz, ein hölzerner Spieß, eine Lanze, außer dem Schwerte die gewöhnliche Waffe jener Ritter.

Palafox y Melzi (Don José de) der berühmte Vertheidiger von Saragoſſa, einer der erſten Helden, welche für Spaniens Freiheit gegen Napoleon fochten. Er iſt um das J. 1770 geboren und ſtammt aus einer vornehmen aragoniſchen Familie. Eine ſorgfältige Erziehung, der allgemeine Nationalcharakter und eine ernſte Zeit entwickelten ſeine ſeltnen Anlagen. Als er Ferdinand VII., den er nach Bayonne begleitet hatte, betrogen und gefangen ſah, entfloh er und begab ſich nach Saragoſſa, wo er alle Thätigkeit aufbot, um einen Einfall der Franzoſen in Aragonien zu verhindern. Er erklärte am 31. Mai 1808, daß Napoleon, daß alle Mitglieder ſeiner Familie, daß jeder franzöſiſche General und Offizier für die Sicherheit Ferdinands VII., ſeines Bruders und Oheims, perſönlich verantwortlich ſein ſollten. Unſterblichen Ruhm erwarb er ſich bei den bald darauf von den Franzoſen unternommnen Belagerungen von Saragoſſa, das ſein Heldenmuth das erſtemal rettete, beim zweitenmale aber erſt übergab, als alle Mittel der Vertheidigung erſchöpft waren. (S. Saragoſſa). Der kranke Palafox ward mit Härte behandelt und kehrte erſt nach Abſchluß des Vertrags von Valençay vom 11. Dec. 1813 aus der Kriegsgefangenſchaft zurück. Er überbrachte damals den Cortes in Madrid einen Nachtrags-Artikel zu jenem Vertrage, nach welchem Catalonien von dem Franzoſen geräumt, und die Kriegsgefangnen ausgewechſelt werden ſollten; zugleich ſandte Ferdinand VII. durch ihn den Befehl an die Regentſchaft, den Tractat zu vollziehen, indem er ihr ſeine Rückkehr nach Spanien anmelden ließ. Palafox erklärte

ſich bei der bald darauf erfolgten Auflöſung der Cortes für die unumſchränkte königliche Gewalt. Ferdinand ernannte ihn 1814 zum General-Capitän oder Statthalter von Aragonien, wo er den in Saragoſſa und an andern Orten von der Bürgermiliz erregten anarchiſchen Unordnungen mit Kraft Einhalt that. Den 8. Mai 1815 übergab der König ihm und dem General Giron den Oberbefehl über die Armee von Aragonien, welche nebſt der von Catalonien und von Navarra nach der Rückkehr Napoleons von Elba nach Frankreich vorrücken ſollte.

Palais Royal in Paris. Dieſer Palaſt mit ſeinem Garten, ſeinen Höfen, Gallerien und Arkaden, iſt ſo ziemlich der Mittelpunkt von Paris. Im J. 1663 legte ihn der Kardinal von Richelieu an, und gab ihm die Inſchrift: Palais Cardinal, und die Pariſer ſtritten darüber, ob dies heißen ſolle: der Palaſt aller Paläſte, oder: der Palaſt des Kardinals? Er vermachte ihn Ludwig XIII., und nach deſſen Tode zog Anna von Oeſterreich 1642 nebſt Ludewig XIV. aus dem Louvre hinein. Von jetzt an hieß er: Palais Royal. Ludwig XIV. räumte ihn ſeinem Bruder ein, und ſchenkte ihn zuletzt ſeinem Enkel, dem Herzoge von Chartres. Seitdem blieb er der Familie Orleans, welche ihn bis 1791 bewohnte und auch ſeit 1816 auf's neue bewohnt. Aeltere Franzoſen ſprechen noch mit Entzücken von der großen Kaſtanien-Allee welche früher die eine Längenſeite des Gartens einnahm; von elf Uhr des Morgens an war ſie belebt, auf beiden Seiten ſtanden Stühle, die von Menſchen aus allen Ständen und Ländern nie leer wurden. In der Mitte ſtand ein Baum, — der bekannte Arbre de Cracovie; — unter ſeinem Schatten entſchieden die Politiker über Welthändel; hier war von jeher der freimüthigſte Punkt von Paris. An die Stelle der Bäume kamen jetzt Gallerien von Kaufmannsgewölben, Buchhändler- und Putzläden, Spiel- und Kaffeehäuſern, Theater und andre Anlagen. Dieſer Sammelplatz für Genüſſe aller Art brachte dem Herzog reichen Gewinn. Nur die Spaziergänger rächten ſich für den Verluſt der ſchönen Bäume durch witzige Einfälle. Man nannte den Herzog Egorgeur des ombres. Unglaublich ſchnell wuchs die neue Schöpfung heran. In drei Jahren waren ſchon zwei der großen Flügel fertig, in deren Arkaden ſich die zierlichſten Kaufmannsläden an einander drängten; es wurden auch neue Alleen gepflanzt die aber, vermuthlich wegen des, durch das ſtete Menſchengewühl erregten Staubes nicht haben gedeihen wollen. Auch das Theatre français kam in das Palais Royal, wo es ſich auch noch jetzt befindet. Während der Revolution nannte der Herzog dieſen Palaſt: Palais Egalité. Im J. 1802 erhielt er auch auf kurze Zeit den Namen: Palais du Tribunat. Der Haupteingang des Palais Royal iſt auf der Straße St. Honoré. Der beſchränkte Platz vor demſelben iſt unaufhörlich mit Wagen und Menſchen bedeckt. Das oft gefährliche Drängen und Stoßen erinnern den Reiſenden, daß er ſich dem Vereinigungspunkte einer großen Hauptſtadt nähert, wo Alles vom einfachſten bis zum übermüthigſten und feinſten ſinnlichen Lebensgenuſſe zuſtrömt. Von dem Chateau d'eau aus (ein Gebäude, wo die Waſſerhälter für die Tuillerien und das Palais Royal angelegt ſind) ſieht man die ganze Antlitzſeite jenes Palaſtes vor ſich. Zwei Pavillons mit joniſchen und doriſchen Säulen, deren jeder mit einem Fronton und mit Bildſäulen von Pajou geziert iſt, ſind durch eine Mauer verbunden, die zwiſchen Säulen fortläuft und drei Eingänge in das Palais bildet. Trit man in den erſten Hof, ſo breiten ſich zwei Flügel vor dem Auge aus, eben-

falls mit joniſchen und doriſchen Pilaſtern verziert. Zwiſchen beiden iſt der Vorhof, der aus dem erſten Hofe in den zweiten (la Cour Royale) führt. Mächtige doriſche Säulen erheben ſich auf beiden Seiten, deren Wirkung aber dadurch geſtört wird, daß an und unter denſelben Buden und Läden allerlei Art ſo zuſammengedrängt ſind, daß man zwiſchen dem Säulenwerke kaum hindurch kann. Dieſer Theil des Palaſtes iſt ſeit 1816 wieder die Wohnung des Herzogs von Orleans. Hölzerne Gallerien, die noch nicht ganz ausgebaut ſind, laufen nun queer hin, wo Buchhändler und Brochurenkrämer, Modehändlerinnen und Bandverkäufer ihre Riens und Nippes auslegen. Durch dieſe Galerie de bois trit man erſt in die Feenwelt des von glänzenden Arkaden umgebnen Gartens. Doch dieſer ſelbſt iſt ſchattenlos, ſteif und dürr, der Boden feſtgeſtampfter Kies, die Bäume ſind klein und verdorren ſchnell, von den zurückprallenden Sonnenſtrahlen getroffen; aber wer wird auch reinen Naturgenuß in dieſem Garten ſuchen? Dagegen iſt die Wirkung der Bogenhallen und Pavillons, beſonders Abends in ihrer ſchimmernden Beleuchtung, wahrhaft blendend. Die beiden Seitenflügel laufen in einer Länge von 117 Klaftern und der entgegenſtehende in einer Breite von 50 Klaftern hin. Alle drei ſind gleichförmig hoch. Kannelierte Pilaſter von zuſammengeſetzter Ordnung herrſchen rundherum, und unterſtützen ein Geländer, auf welchem Vaſen ſtehen, die den ganzen Umfang des Gebäudes krönen. Zu ebener Erde läuft eine gewölbte Gallerie rundherum, die von 180 Bogenhallen durchbrochen wird, zwiſchen denen je zwei und zwei ein großer Reverbere hängt. Sie endigen auf beiden Seiten in zwei, von prächtigen Säulen verzierten Vorhöfen, oder Eingangsſälen. Feſtons und Basreliefs zieren die Zwiſchenräume. Ueber den Bogenhallen erhebt ſich das erſte Geſchoß mit hohen palaſtmäßigen Fenſtern, über dieſem das zweite mit niedrigern und über dieſem Manſarden, vor deren Fenſtern das Geländer hinläuft. Es gibt kein natürliches oder erkünſteltes Lebensbedürfniß, keine gröbere oder feinere Begierde, wofür hier nicht Befriedigung ſich darböte. Bei dieſem Buchhändler kann man nach dem älteſten wie nach dem neueſten, nach dem wiſſenſchaftlichſten wie nach dem frivolſten Buche fragen; es iſt hier zu finden. Schwärme von berühmten und unberühmten Schriftſtellern verſammeln ſich bei ihm, und um ſie her wimmelt es von Kritikern und Dilettanten. Das Bijouteriegewölbe daneben, das drei Bogenhallen einnimt, bietet der armen Braut den kleinen Ring und der reichſten Fürſtin die brillantnen Armbänder. Dies funkelnde Gewölbe iſt Abends von mehr als funfzig Wachskerzen erleuchtet, und große Spiegel vermehren das zauberiſche Strahlen- und Farbenſpiel. Elegante Modehändlerinnen walten hier mit ihrem Scepter. Was die phantaſtiſche Laune aus Band und Pettinet, Blumen und Federn zu ſchaffen verſteht, formt ſich hier unter den niedlichen Fingern einer Schar von zierlichen Mädchen, welche raſch arbeiten, während ihre Blicke noch raſcher die Vorübergehenden heranlocken. In dieſem ſtattlichen Gewölbe breiten ſich die glänzendſten ſeidnen Zeuge, die köſtlichſten Merinos aus, in jenem die feinſten Tücher, die weichſten orientaliſchen Shawls, hier die netteſten Waſchwaaren, dort die zarteſten Stickereien. Gewölbe mit Uhren aller Arten wechſeln mit Niederlagen des geſchmackvollſten Porzellans ab; hier ſind Knöpfe von Wedgewood und Diamanten, dort Uhrketten von Gold, Degengefäße von Stahlbrillanten und Silber: Alles im bunteſten Strahlenſpiele; hier duften die lieblichſten Parfums, dort feſſeln den Blick die vollendetſten

Miniaturgemälde, die herrlichſten Kupferſtiche; und eben ſo lockend ſind Bonbons, wie mathematiſche Inſtrumente, Kinderſpielzeug, wie Gewehre in bunter Mannichfaltigkeit neben einander hingereiht; dazwiſchen erblickt man wieder ein weites Gewölbe, das Alles faßt, was man an Bekleidung im erleſenſten Geſchmacke nur wünſchen kann. Chiffonnieren und allen Hausrath, dem üppige Bequemlichkeit, Kunſt und Mode Entſtehung, Pracht und Geſtalt gaben, findet der Kauf- und Schauluſtige hier etwas weiter wieder ausgelegt. Lotteriecollecteurs und Geldwechsler, Petſchaftſtecher und Paſtetenbäcker, Reſtaurateurs und Obſthändlerinnen drängen ſich in jede Reihe. Aufgethürmt ſind die erwählteſten Leckereien aller Meere und Provinzen in der berühmten Boutique au gourmand, während man in dem Café de foi das beſte Eis findet, bei welchem die ausgeſuchteſte Geſellſchaft ſich verſammelt. Aus dem Café des aveugles ertönt die fröhlichſte Muſik von lauter Blinden ausgeführt, während wilder Lärm und freche Ausgelaſſenheit aus den Cafés du caveau und du sauvage erſchallen. Daneben zieht der Café du ventriloque durch die Poſſen ſeines Eigenthümers eben ſo viele Gäſte an, als dort in der Café des mille colonnes durch ſeinen, von allen Seiten zurückgeſpiegelten Glanz. Uebrigens ſind alle Waaren im Palais Royal um die Hälfte theurer, als im übrigen Paris. Das äußere Leben drängt ſich hier ſo mächtig und ſo allgebietend auf; es ſcheint über alles Geiſtige, über das Innere, Reine, Heilige und Natürliche ſo leichtſinnig zu ſpotten, daß der unverdorbne Fremde ſich gewiß aus dieſem bethörenden Luſtlabyrinthe bald wegſehnt. Noch anlockender und verführeriſcher, als die Gallerien, ſind die obern Säle. Hier ſind auch in der erſten Etage in Nro. 13, zwiſchen reichen Magazinen und glänzenden Reſtaurateurſälen, jene verrufnen Spielzimmer, wo an der grünen Tafel Roulette und Rouge et noir die letzten Funken der Vernunft erſticken. In den Manſarden wohnen Künſtler, viele der Familien, deren Gewölbe und Läden in den Bogenhallen ſind, auch einzelne öffentliche Mädchen mit Matronen, jedoch nicht in ſolcher Zahl und noch weniger ſo hoch gebildet, als es oft in Reiſebeſchreibungen dargeſtellt wird. Spaziergänger trifft man zu jeder Tageszeit im Palais Royal, doch ſehr verſchieden nach derſelben an. Früh eilt nur der ernſte Geſchäftsmann, der fleißige Künſtler durch, um noch einmal friſche Luft zu ſchöpfen, ehe er an ſeine Arbeit geht; die eigentlichen Bewohner ſind da noch im tiefen Schlaf. Erſt nach 8 Uhr werden die Gewölbe geöffnet; nach 9 Uhr fangen die Kaffeehäuſer an, ſich zu füllen, die Zeitungsleſer verſammeln und die Gruppen vervielfältigen ſich. Von 12 bis 2 Uhr wird es der Sammelplatz der vornehmſten Welt; rechtliche Frauen erſcheinen und bilden hier die Schule des Geſchmacks und der Mode. Die Bänke reichen nicht zu; hunderte von Strohſtühlen, die unter den Bäumen aufgeſchichtet ſtanden, werden herbeigeſchafft und für 2 Sous vermiethet. Von 2 bis 5 Uhr nimt die wogende Menge ab. Dagegen benutzen die Wärterinnen, Ammen und Mütter mit ihren Kleinen dieſe Pauſe; aber bald ſtrömt Alles, was in die Theater eilt, herbei. Gegen 8 Uhr nehmen die öffentlichen Mädchen die Allee ein, und ſpäter findet man ſolche, für eine kurze Zeit, noch zahlreicher in den Gallerien, welche die Polizei ihnen zu ihren Promenaden angewieſen hat. Die funkelnde Beleuchtung beginnt, und die Stunden bis 11 Uhr werden die rauſchendſten und mannichfaltigſten. Nach 11 Uhr verliert ſich allmälig das Getümmel, und um 12 Uhr iſt alles leer und todtenſtill. Da die Alleen dreimal des Tages beſprengt werden, ſo iſt der Staub nie beſchwerlich. Eine ſehr wohlthuende Abkühlung bewirkt ein, in den

letzten Jahren, in der Mitte des Gartens, angelegter ſchöner Springbrunnen, der in einer aus 24 Oeffnungen hervorgehende Garbe aufſteigt, und ſein bedeutendes Baſſin. Auch trit man aus dem Garten durch eine zweite Gallerie in den Hof, wo gewöhnlich die herrlichſten Blumen und fremden Gewächſe zu haben ſind. Ein andrer Ausgang führt durch eine Freitreppe hinauf in die glänzende Rue Vivienne. So wenig dieſer Ort, wo die Sinnenluſt des Leichtſinns über alles Reine, Stille und Heilige zu ſpotten ſcheint, den unverdorbnen Fremden anziehen und feſſeln wird: ſo belehrend iſt er dennoch für den Unerfahrnen, ergötzlich und unterhaltend für den Schuldloſen, und anziehend für den Beobachter der Menſchen und Sitten; er iſt das reichſte und lebendigſte Gemälde der Frivolität und des Luxus, des Sinnenrauſches und der Verderbtheit der neuern Zeit.

Palamedes, einer der berühmteſten griechiſchen Helden vor Troja. Nach der Sage war er ein Sohn des Nauplius, Königs von Euböa und der Klymene. Nachdem er mit andern griechiſchen Geſandten die Helena von Priamus vergebens zurückgefodert, und den verſtellten Wahnſinn des Ulyſſes, der ſich dadurch von dem Zuge gegen Troja frei zu machen dachte aufgedeckt hatte, ſchloß er ſich dem griechiſchen Heere an. Er behauptete im Kriegsrathe der griechiſchen Helden ein vorzügliches Anſehn. Standhaft ſetzte er ſich den Anmaßungen des Agamemnon entgegen, und nahm ſelbſt eine Zeit lang deſſen Stelle als Oberfeldherr ein. Doch kommt von dieſer Theilnahme des Palamedes im Homer noch nichts vor. Ueber ihn ſind überhaupt die Sagen ſehr verſchieden, vorzüglich aber über ſeinen Tod. Nach der gewöhnlichſten vergrub Ulyſſes einen Schatz im Zelte des Palamedes, und brachte dieſen durch einen untergeſchobnen Brief in den Verdacht eines Einverſtändniſſes mit Priamus, worauf Palamedes als Verräther geſteinigt wurde. Ihm wird die Erfindung des Würfelſpiels und des Schauſpiels, oder doch wenigſtens die Einführung des letztern, wie auch die Erfindung der Rechnung und des Maßes und Gewichts beigelegt. Noch allgemeiner und merkwürdiger iſt die Sage, daß er das alte griechiſche, von Kadmus zuerſt eingeführte Alphabet, welches aus 16 Buchſtaben beſtand, durch vier andre (gewöhnlich nennt man ϑ ξ φ χ) vermehrt habe. Auch werden ihm aſtronomiſche und mediciniſche Kenntniſſe zugeſchrieben. Nach allen Sagen ſpielt er in der älteſten Bildungsgeſchichte der Griechen eine bedeutende Rolle.

Palämon, ſ. Melicertes.

Palankin iſt eine, in Oſtindien ſehr gebräuchliche Art von Tragſeſſeln mit vier Füßen, einem ziemlich hohen Geländer ringsherum und einer gewölbten Decke mit Bambusſtäben, inwendig mit einer Matratze und einigen Kiſſen belegt, überdies noch mit einem Vorhang verſehen, den man, um in dem Palankin zu ſchlafen, herunterlaſſen kann. Er wird von vier Trägern (Kulis) auf den Schultern getragen, denen vier andre zum Abwechſeln beigeſellt ſind. Sie machen eine ganz beſondre Klaſſe der Suders (der letzten indiſchen Kaſte) aus, und haben in jeder Stadt und jedem Dorfe ihren eignen Vorſteher, der mit den Reiſenden den Accord abſchließt. Man reiſt in dergleichen Tragſeſſeln ziemlich ſchnell, bequem und ſicher, denn die Träger beobachten einen gewiſſen Taktſchritt und ſind ehrliche, dienſtfertige Leute.

Paläſtina (Faleſthin), wegen der, den Nachkommen Abrahams gegebnen Verheißung, das gelobte Land genannt, nimt die ſyriſche Küſte am mittelländiſchen Meere von Libanon ſüdwärts bis an die Grenzen Aegyptens ein, und gehörte zu den fruchtbarſten Ländern der

alten Welt. Wein, Salz, wilder Honig, die Balſamſtaude, der Oel-, Palmen-, Feigen- und Granatbaum nebſt zahlreichen Herden von Schaf- und Rindvieh, waren ſeine Erzeugniſſe. Die Abwechſelung der Berge und Ebnen, die gemäßigte Luft, die vielen Bäche, der Frühlings- und Herbſtregen erzeugen ſeine Fruchtbarkeit. Seine jetzige Unfruchtbarkeit entſpringt aus der Trägheit der Einwohner, welche entweder von den Pilgern oder als Räuber leben. Es hieß, nach dem Stammvater ſeiner Bewohner, Kanaan, als Abraham in ſeine ſüdlichen Gegenden einwanderte, und durch den Ankauf eines Begräbnißortes für ſeine Familie das Recht begründete, auf welches geſtützt, die Hebräer es unter Joſua, 1450 vor Chr., eroberten, und nach den Stämmen ihres Volks in zwölf Bundesſtaaten eintheilten. Saul vereinigte dieſe in ein Königreich, und David erweiterte es durch Eroberungen oſt- und ſüdwärts; Phönizien, der nördliche Streif der Weſtküſte, in dem die verdrängten Kananiter ſich behaupteten, blieb jedoch unabhängig von den Hebräern. Die beiden Reiche, Iſrael (nördlich) und Juda (ſüdlich), in welche Paläſtina 975 vor Chr. zerfiel, begriffen zuſammen das Gebiet zwiſchen 52. und 57° der Länge und 31. und 34° der Br. Durch den Fall dieſer Reiche, 754 und 730 vor Chr., wurde Paläſtina eine perſiſche Satrapie, und die politiſche und religiöſe Trennung der unter Cyrus und Darius I. aus der Gefangenſchaft nach Paläſtina zurückkehrenden hebräiſchen Kolonien begründete die Eintheilung, die zu den Zeiten Chriſti unter den Hasmonäern galt. Das Land diesſeits des Jordans (des Hauptſtroms, der vom Libanon ſüdwärts durch den See Genezareth in das Salzmeer fließt), wurde Judäa im weitern Sinne genannt und umfaßte die Provinzen: Judäa, oder das größere ſüdliche Gebiet, worin Jeruſalem, Bethlehem und Jericho am Gebirge Juda, die Häfen Cäſarea und Joppe, jetzt Jaffa, an der Küſte des Mittelmeeres liegen und ein Theil von Idumäa mit einbegriffen war; Samaria, oder das kleinſte mittlere Gebiet, mit den Städten Samaria, ſpäter Sebaſte, und Sichem, jetzt (nach der griechiſchen Benennung Neapolis) Nablus und dem Gebirge Ephraim oder Iſrael, auf dem der Berg Garizim liegt; und Galiläa das nördliche und fruchtbarſte Gebiet, gegen Mittag an das Vorgebirge Karmel und den damit zuſammenhängenden Berg Tabor auf der Grenze von Samaria gelehnt, gegen Abend von Phönizien und nördlich vom Libanon begrenzt, mit den Städten Tiberias, welche nach der Zerſtörung Jeruſalems als Sitz der jüdiſchen Gelehrſamkeit berühmt war, Kapernaum und Bethſaida am See Genezareth, Nain, Nazareth und Kana. Zu dem Lande jenſeit des Jordans gehörten die Provinzen: Peräa, die größte, ſüdliche, mit dem Gebirge Gilead, Gaulonitis, öſtlich vom See Genezareth, Batanea und Trachonitis, die kleinſte im Norden. Die verſchiednen Denkmäler zu Jeruſalem bezeichnen die Epochen der Geſchichte von Paläſtina. Aus der älteſten, abrahamitiſchen, wo dieſe Stadt Salem hieß und von einem Prieſterkönig, Melchiſedek, beherrſcht wurde, aus der ſpätern, wo die Jebuſiter es eroberten, und die Burg Jebus auf dem Berge Zion baueten und wo auch der Name Jeruſalem aufkam, endlich aus den Zeiten der Richter ſind keine Denkmäler mehr vorhanden. Auch die ſogenannten Gräber der Könige im Thale Benhinnon, unweit Jeruſalem, zeugen von dem Einfluſſe des griechiſchen Styls, und ſind unſtreitig aus der Periode der Makkabäer und Hasmonäer. Die Periode nach dem Umſturze des jüdiſchen Staats durch die Römer, wo Jeruſalem unter dem Namen Aelia Capitolina, 132 vor Chr. Geb.,

vom Kaiſer Hadrian wieder aufgebaut und der Hauptort der Präfectur Paläſtina wurde, hat auch nur wenige Spuren in den unförmlichen Trümmern der Burg Antonia und des Theaters zu Jeruſalem zurückgelaſſen. Aus der byzantiniſch-griechiſchen Periode rühren noch einige chriſtliche Klöſter und die von der Mutter Conſtantin des Großen, Helena, erbaute Kirche des heiligen Grabes her, welche zwar unter der Herrſchaft der Sarazenen, die Paläſtina 636 eroberten und es zum Schauplatze ihrer Streitigkeiten machten, und während den Bedrückungen, die über die darin zurückgebliebnen Chriſten in einem Zeitraume von beinahe vier Jahrhunderten ergingen, öftern Zerſtörungen Preis gegeben war, aber doch bis zu den Kreuzzügen in den Händen chriſtlicher Geiſtlichen blieb. Das 1099 von den Kreuzfahrern gegründete chriſtliche Königreich Jeruſalem gab dem heiligen Lande eine neue Blüthe; es umfaßte die Provinzen diesſeits des Jordans, mit Einſchluß von Phönizien und Philiſtäa, und erſtreckte ſich jenſeits bis in die Wüſte Arabiens. Seine Verfaſſung war europäiſch: ein Patriarchat, vier Erzbisthümer, reich begabte Klöſter und geiſtliche Stiftungen, drei Ritterorden, mehrere Grafſchaften und Baronien wurden errichtet, Gerichtshöfe für den Adel und den dritten Stand niedergeſetzt, ein Heer von 12 bis 20,000 Mann unterhalten und die 637 vom Kalifen Omar auf der Stelle des ſalomoniſchen Tempels erbaute Moſchee in eine prächtige Hauptkirche verwandelt. Die, bei mäßigen Auflagen und fruchtbaren Boden zunehmende Bevölkerung und die ſchickliche Lage zum Handel ſchien dieſem Reiche Wohlſtand und lange Dauer zu ſichern. Die Könige Gottfried von Bouillon, der ſchon 1100 ſtarb, die Balduine, Anjou und Luſignan, regierten es mild, doch mit wechſelndem Glück gegen die Sarazenen, denen innere Zwiſte des regierenden Hauſes, und die Verzögerung der Hülfe aus Europa den Weg zur Wiedereroberung bahnten. Saladin nahm 1188 Jeruſalem ein, machte die Hauptkirche wieder zur Moſchee und nur das Gold der ſyriſchen Chriſten erhielt die Kirche des heiligen Grabes. Nach hundertjährigen Bedrängniſſen wurden endlich 1291 die letzten chriſtlichen Herrſcher von den Mamelucken gänzlich aus Paläſtina vertrieben, und der leere Titel des Königreichs Jeruſalem kam durch die Verheirathung der Urenkeltochter Balduins IV., Jolantha, mit Kaiſer Friedrich II. an das deutſche Kaiſerhaus und durch die Anſprüche des Hauſes Anjou an die Krone Sicilien. Seitdem ſchmachtet Paläſtina, verödet und von arabiſchen Räuberhorden durchſtreift, unter der Herrſchaft der Mohammedaner, und gehört jetzt unter das Paſchalik Damask in der türkiſchen Provinz Soriſtan. Jeruſalem, ſechzehn Mal zerſtört, bietet jetzt nur den Anblick des Schattens ſeiner ehemaligen Größe dar. Die Politik der Türken, welche von den jetzt ſeltner kommenden chriſtlichen Pilgern ſtarke Abgaben erheben, hat die während der chriſtlichen Regierung im 12. Jahrh. neubezeichneten Denkmäler der Geſchichte Jeſu nicht ganz untergehen laſſen. Noch 1806 ſah Chateaubriand (Tagebuch einer Reiſe von Paris nach Jeruſalem, überſetzt von Müller und Lindau, Leipzig 1813. 3 Bändchen 8.; und von Eichholz mit Anmerkungen und Kupfern, 1812) in dem ſtark befeſtigten Kloſter zu Bethlehem eine unter römiſch-katholiſche, griechiſche und armeniſche Mönche getheilte Kirche mit einer unterirdiſchen Kapelle, welche den Ort der Geburt Jeſu, ſeine Krippe und das Grab der unſchuldigen Kinder in ſich ſchließt, und durch ſchöne Gemälde ausgezeichnet iſt; in den Umgebungen Jeruſalems das Thal Joſaphat, welches ſich zwiſchen dem Berge Moria und dem Oelberge

von Norden gegen Süden erſtreckt, von dem Bache Kidron durchſchnitten wird, und den Bewohnern Jeruſalems zum Begräbnißorte dient; den Garten des Oelbergs mit der Stätte von Gethſemane, der Kapelle des Grabes der heiligen Jungfrau, der Grotte des bittern Kelches und einer kleinen Moſchee auf dem Flecke der Himmelfahrt; Zion, einen Hügel von ödem, gelblichen Anſehn, worauf das Haus des Kaiphas, jetzt eine armeniſche Kirche, das Haus der Einſetzung des heiligen Abendmahls und der Ausgießung des heiligen Geiſtes, jetzt eine Moſchee mit türkiſchem Spitale, und Davids Palaſt in Ruinen ſtehen; ſüdlich daneben, im Thale Ben-Hinnon, den Blutacker und die Gräber der Könige; innerhalb der Stadt die Schmerzensſtraße (via dolorosa), auf welcher Jeſus den Weg zum Tode ging, eine, 500 Schritte lange Gaſſe vom Hauſe des Pilatus, einer Ruine, bis zur Kirche des heiligen Grabes. Dieſe Kirche, deren Mauern alle Stätten, welche aus der Geſchichte der Kreuzigung, des Begräbniſſes und der Auferſtehung Jeſu bemerkenswerth ſind, umſchließen, hält in der Länge 126 und in der Breite 70 Schritte. Sie iſt kreuzförmig gebauet und bildet drei Dome über einer ungleichen Fläche. Geiſtliche von acht Nationen und chriſtlichen Religionsparteien haben ſich in ihren Beſitz getheilt und verrichten darin ihren Gottesdienſt, jede nach ihrem Ritus: Katholiken, welche Franziskaner-Mönche vom Kloſter St. Salvator zu Jeruſalem ſind, Griechen, Abyſſinier, Kopten, Armenier, Neſtorianer und Jacobiten, Georgier und Maroniten. Die dienſtthuenden Prieſter und Mönche jeder Partei bleiben gewöhnlich zwei Monate lang in der Kirche, bis ſie von andern abgelöſt werden. 200 Lampen brennen Tag und Nacht in den weiten Räumen dieſes Gebäudes. Die Mauern deſſelben, an denen man die Grabmäler Gottfrieds und Balduins I. ſieht, ſcheinen noch ſeit Conſtantin des Großen Zeit zu ſtehen, der innere Ausbau aber rührt von den Kreuzfahrern her. Dieſe Kirche iſt 1808 den 12. Oct. durch Brand beſchädigt worden. Die Kapelle des heiligen Grabes blieb unverſehrt und auch die, mit Blei gedeckte, bei dieſem Brande eingeſtürzte Kuppel hat man jetzt wieder hergeſtellt. Anſichten von Paläſtina hat E. F. K. Roſenmüller nach Ludw. Mayer's Originalzeichnungen, Leipzig 1810, herausgegeben. E.

Paläſtra, ſ. Gymnaſium.

Palaprat (Jean de Bigot) ein beliebter franz. Dichter, ward zu Toulouſe im Jahr 1650 von guter Familie geboren. Der Preis, welchen er einigemal in den bekannten jeux floraux davontrug, reifte beſonders den Entſchluß in ihm, ſich ganz der Dichtkunſt zu weihen. In ſeinem 25. Jahre ward er zum Kapitular und bald nachher zum Chef des Conſiſtoriums ſeiner Vaterſtadt ernannt. Dennoch vermochte dieſe frühe Auszeichnung ihn nicht für immer zu feſſeln. Er verließ Toulouſe und begab ſich nach mehrern andern Reiſen 1686 auch nach Rom, wo die Königin Chriſtine von Schweden ihn kennen und ſchätzen lernte, und ihm das Anerbieten machte, in ihr Gefolge zu treten. Palaprat ſchlug dies aber aus und kehrte nach Frankreich zurück, wo fortan die beiden Herzoge von Vendome ſeine wohlwollenden Beſchützer wurden und auf einem freundſchaftlichen und vertrauten Fuß mit dem, oft dieſer Gunſt ſich überhebenden Dichter umgingen. Durch ſeine Bekanntſchaft mit dem Schauſpieler Raiſin wurde er zuerſt veranlaßt ſein Talent der Bühne zu widmen, und er ſchrieb nun mehrere kleine Stücke (le Concert ridicule, le Ballet extravagant, le secret révélé, la Prude de temps), die damals vielen Beifall fanden, jetzt aber vom

Repertoire verſchwunden ſind. Seinen größten Ruhm verdankt er aber der Verbindung mit ſeinem talentvollern Freunde Brüyes, mit dem er gemeinſchaftlich mehrere dramatiſche Arbeiten herausgab. Dieſe Verbindung, die ſich durch eine eben ſo ſeltne als uneigennützige und unerſchütterliche Einigkeit auszeichnete, löſte ſich auch nicht eher, bis Palaprat ſich genöthigt ſah, ſeinem Beſchützer, dem Herzog von Vendome, zur Armee nach Italien zu folgen, von welcher Zeit an er nichts mehr für das Theater arbeitete, während Brüyes jedoch, der ſich nach Montpellier zurückgezogen hatte, fortfuhr, Schauſpiele zu ſchreiben. Palaprat ſelbſt ſtarb in Paris den 23. Oct. 1721, in einem Alter von 71 Jahren. Le secret révélé, le Sot toujours Sot, le Grondeur, le Muet, le Concert ridicule, ſind von ihm und Brüyes zuſammen verfaßt; Hercule et Omphale, les Sifflets, le Ballet extravagant und la Prude de temps, von ihm allein. Eine Sammlung von den Werken Brüyes und Palaprat's, erſchien in Duodez in 5 Bänden, und neuerlich hat Etienne in einem, auch in's Deutſche überſetzten, allerliebſten Luſtſpiele, die beiden, dichteriſch verbundnen Freunde auftreten laſſen.

Palatinus heißt der vornehmſte ungariſche Reichsbaron oder Magnat, der auf dem Landtage von den Ständen aus vier, vom Könige vorgeſchlagnen Magnaten erwählt wird, um in allen wichtigen Staatsangelegenheiten die Stelle des Königs zu vertreten, und zwiſchen dieſem und dem Volke Vermittler zu ſein. Auch iſt er Präſident in dem hohen ſtatthalterſchaftlichen Rathe, bei der Septemviraltafel (d. h. demjenigen Theile des adelichen Obergerichts oder höchſten Juſtizhofes, der über Appellationen entſcheidet); er hat endlich den höchſten Rang unter allen Ständen, den Erzbiſchof von Gran ausgenommen. Von 1765 an bis zu Joſeph II. Tode (1790) blieb die Stelle unbeſetzt; es wurde, wie dies ſchon zuweilen vorher geſchehen war, ein bloßer Statthalter in dem Herzoge Albert von Sachſen-Teſchen ernannt; Leopold II. machte den Beſchwerden der Nation hierüber durch die Wahl eines neuen Palatins ein Ende. Gegenwärtig bekleidet die Würde der Erzherzog Joſeph Anton, Bruder des Kaiſers Franz, 1776. S. auch den Art. Comes Palatinus.

Palermo, die Hauptſtadt des Königreichs Sicilien und einer, nach ihr benannten Intendenz, an einem kleinen Meerbuſen. Sie iſt groß, ſchön gebaut und wohl befeſtigt. Der Hafen wird durch zwei feſte Schlöſſer beſchützt. Die Zahl der Einwohner, die vor hundert Jahren 200,000 betrug, iſt jetzt auf 140,000 herabgeſunken. Die Stadt beſteht aus vier Haupttheilen; zu den vorzüglichſten Gebäuden gehören: der Palaſt des Vizekönigs, der Palaſt des Erzbiſchofs, das große Hoſpital, das St. Claren-Kloſter, das ehemalige Profeßhaus der Jeſuiten, die erzbiſchöfliche Domkirche, das Rathhaus und mehrere aus Marmor und Alabaſter erbaute prächtige Kirchen und Thore. Die zwei Hauptſtraßen kreuzen ſich in der Mitte der Stadt und bilden daſelbſt ein regelmäßiges Achteck, Piazza Villena, das mit ſehr ſchönen Gebäuden geziert iſt. Sowol das Pflaſter als die nächtliche Beleuchtung ſind vortrefflich. Die Univerſität, Accademia Reale, hat eine beträchtliche Bibliothek. Die Stadt liefert die meiſten ſicilianiſchen Erzeugniſſe: Weizen, Wein, Oel, Südfrüchte, Manna ꝛc. an das Ausland, und verſorgt die Inſel mit Specereien und Manufakturwaaren. Die palermiſche Seide wird in der Umgegend gewonnen und gewöhnlich roh verſendet. Es laufen jährlich gegen 500 fremde Schiffe in den Hafen ein. Palermo iſt von den häufigen Erdbeben

der dortigen Gegend nur einmal, 1. Sept. 1726, bedeutend erſchüttert worden, und erlitt damals großen Schaden. Die Kaiſer Heinrich der VI. und Friedrich II. ſind in der hieſigen Domkirche beigeſetzt. Als man 1781 bei einer vorzunehmenden Ausbeſſerung die porphyrnen Särge an einen andern Ort brachte und öffnete, fand man die Leichname faſt ganz unverſehrt, und auf ihren Kleidern Inſchriften in der heutigen arabiſchen Curſivſchrift. Im Juli 1820 erregte hier eine Faction des Adels, welche Sicilien eine eigne Conſtitution geben wollte, einen blutigen Aufſtand.

Pales, eine der italiſchen Feldgottheiten, die Geberin guter Bergweide und Schützerin der Herden vor Seuchen und Raubthieren. Einigen ſchien ſie männlichen Geſchlechts und ein Sohn des Jupiter. Sie wurde als Hirtengöttin mit einem Stabe, und einem Kranz auf dem Haupte vorgeſtellt, und bald unter Bäumen, bald in eignen Tempeln verehrt. An ihrem Feſte ward zugleich der Gründungstag Roms gefeiert (21. April). Man opferte ihr Milch und Hirſekuchen.

Paleſtrina (Giovanni Pietro Aloiſio da), der berühmteſte Meiſter der alten römiſchen Muſikſchule, war 1529 zu Paleſtrina, dem alten Präneſte, geboren, weshalb die Biographen ihm ſtatt Paleſtrina, auch den Beinamen il Preneſtino geben. Er ſtudirte die Muſik unter einem Meiſter der vor ihm berühmten galliſch-belgiſchen Schule, den Einige Goudimel nennen. Sein Genie erhob ihn bald aus der Dunkelheit und Dürftigkeit zu dem Range eines der erſten Tonſetzer. Gegen die Mitte des 16. Jahrh. war die Muſik in Künſtelei und leeren Schall dergeſtalt ausgeartet, daß ſie, ſtatt Andacht beim Gottesdienſte zu erwecken und zu beleben, dieſelbe auf das ärgerlichſte ſtörte. Mehrmals hatte man vorgeſchlagen, ſie aus der Kirche zu verbannen und nur den allgemeinen Geſang beizubehalten. Papſt Marcellus II., welcher 1555 regierte, war im Begriff dieſen Bann zu vollſtrecken, als Paleſtrina, der die wahre Beſtimmung der kirchlichen Muſik richtiger aufgefaßt hatte, den Papſt um die Erlaubniß bat, eine ſeiner Arbeiten vor ihm aufführen zu dürfen. Der Papſt bewilligte dies Geſuch, und der junge Tonſetzer ließ eine ſechsſtimmige Meſſe aufführen, die durch ihre Würde und einfache Schönheit den Papſt von ſeinem Vorſatze zurückbrachte. Dieſer trug ihm ſogar auf, eine Anzahl ähnlicher Compoſitionen für ſeine Kapelle zu verfertigen. Jene Meſſe iſt noch vorhanden, und unter dem Namen der Missa Papae Marcelli bekannt. Nach Marcellus Tode erhielt Paleſtrina von Paul IV. denſelben Auftrag. 1562 wurde er zum Kapellmeiſter von Santa Maria Maggiore, und 1571 zum Kapellmeiſter von St. Peter ernannt. Sein Styl (alla Palestrina genannt) ſiegte über die flamländiſche Schule, die damals durch ganz Europa in Anſehen ſtand. Er beſtand darin, einen Geſang voll zierlicher und reiner Melodie nach allen Regeln der Kunſt, in der Modulation des Chorals, edel und majeſtätiſch auszuführen. Anmuth und Würde, verbunden mit Gründlichkeit der Modulation, charakteriſiren ihn. Er ſtarb 1594, nachdem er die Kirche mit einer Menge von Meiſterwerken bereichert hatte, und ward mit großer Pracht in der Peterkirche am Fuße des Altars des heiligen Simon und Juda beerdigt, wo man ſein Grabmal mit der Inſchrift ſieht: Joannes Petrus Aloysius Palestrina, Musicae Princeps. Noch jetzt werden die Werke dieſes Patriarchen der Harmonie und Hauptes der alten italieniſchen Schule in Italien häufig aufgeführt, und es iſt nur zu beklagen, daß ſie ſo ſelten und zum Theil Handſchrift geblieben ſind.

Palette oder Pallette iſt ein dünnes, ovales Täfelchen von Holz oder Elfenbein, worauf die Farben geſetzt, und nach dem jedesmaligen Bedürfniſſe ſogleich vom Maler während der Arbeit gemiſcht werden. Man ſagt, „ein Gemälde verrathe die Palette,“ um die Wahl oder Miſchung der Farben zu tadeln, als ob der Künſtler dabei mehr ſeine Palette als die darzuſtellenden Gegenſtände zu Rathe gezogen.

Palindromon, ein Vers oder eine Zeile, welche vorwärts und rückwärts geleſen, denſelben Sinn gibt; ein Krebsvers. Z. B. der bekannte, den man dem Teufel in den Mund legt: Signa te signa, temere me tangis et angis (kreuze dich, kreuze dich nur, du berührſt und quälſt mich vergebens). Man fand vormals an dergleichen künſtlichen Spielen viel Gefallen.

Palingeneſie, die Wiedergeburt. Wir bezeichnen mit dieſem griechiſchen Worte vornehmlich die Uebergänge, die wir im Reiche der Inſekten wahrnehmen und vermöge deren ein Inſekt, z. B. die Raupe, Fliege 2c. in einer völlig veränderten Geſtalt wieder erſcheint.

Palinodie, ein (beſonders poetiſcher) Widerruf deſſen, was man gegen Jemand Schimpfliches oder Falſches geſagt hat. So ſchrieb der alte Dichter Steſichorus eine Palinodie ſeines Schmähgedichts auf die Helena, wofür er mit Blindheit geſtraft worden war, und erklärte alle, in derſelben enthaltnen Beſchuldigungen für unwahr.

Palinurus, der berühmte Steuermann des Aeneas auf ſeiner Fahrt nach Italien, ein Sohn des Jaſius. Bekannt iſt die Dichtung, nach welcher der Gott des Schlafs, unter der Geſtalt des Phorbas, denſelben in dem Augenblicke, wo das Schiff ſich der erwünſchten Küſte nähert, mit täuſchender Gewalt einſchläfert und in das Meer hinabſtürzt. Aeneas ſah den verlornen Gefährten in jenem berühmten Geſichte wieder, in welchem die Schatten der Unterwelt vor ſeinen Augen vorüber gingen, und Palinurus erzählte ihm, wie er ſich zwar aus dem Waſſer gerettet habe, aber an der Küſte des untern Italiens von den Lucanern erſchlagen worden ſei. Als die Lucaner ſpäter von einer Peſt heimgeſucht wurden, errichteten ſie dem Palinurus ein Ehrenbegräbniß, um ſeine Manen zu verſöhnen, und weihten ihm einen heiligen Hain. Das palinuriſche Vorgebirge erhielt von ihm ſeinen Namen.

Paliſaden, Palliſaden, Schanzpfähle, ſind 8 bis 9 Fuß lange, und 6 bis 7 Zoll in's Gevierte habende, oben zugeſpitzte Pfähle, welche zu mehrerer Sicherung der Verſchanzungen (in beiden Befeſtigungsarten), um ſich vor einem Ueberfalle zu ſichern, ferner zur Beſchützung der offnen Zugänge von Forts, Halbmonden, Gräben, bedeckten Wegen, und überhaupt allen leicht zugänglichen Punkten, entweder ſenkrecht oder ſchräg dicht nebeneinander eingeſchlagen werden.

Paliſadiren, mit Schanzpfählen verſehen, verpfählen.

Paliſot de Beauvais (Ambroiſe Marie François Joſeph), geb. zu Arras den 27. Juli 1752, gehört unter die berühmteſten Naturforſcher Frankreichs. In frühern Jahren widmete ſich Paliſot der Rechtswiſſenſchaft und erhielt nach dem Tode ſeines Bruders die, von dieſem früher verwaltete Stelle eines Receveur Général des domaines, in Paris. Da dieſer Poſten aber bereits im Jahr 1777 eingezogen wurde, ſo wandte ſich Paliſot von nun an ganz ſeinem Lieblingsſtudium, der Naturwiſſenſchaft und der Botanik zu, was er um ſo leichter konnte, da er ein ziemlich anſehnliches Vermögen beſaß. Sein erſter Lehrer in dieſem neuen Fache war der Doktor Laſtiboudois,

mit welchem er mehrere, beſonders hinſichtlich der Kryptogamen reiche Ausbeute gebende botaniſche Wanderungen durch Flandern und das nördliche Frankreich machte. Im J. 1781 ward er zum correſpondirenden Mitglied der pariſer Akademie ernannt, der er mehrere gehaltvolle Abhandlungen über Pflanzenkunde einſandte. Da ſein Plan, mit dem Dänen Niebuhr Arabien zu bereiſen, ſcheiterte, ſo hielt er nun um die Erlaubniß an, la Perouſe, auf deſſen Reiſe um die Welt, begleiten zu dürfen; zu ſeinem Glück ward aber auch hieraus nichts, ihm dagegen aber vergönnt, der Expedition zu folgen, welche den Sohn des afrikaniſchen Königs von Owara, der ſich damals in Paris aufhielt, und mit deſſen Vater die franz. Regierung gern Handelsverbindungen anknüpfen und eine Kolonie in ſeinen Gegenden gründen wollte, nach ſeiner Heimath zurückbringen ſollte. So verließ Paliſot 1786 Frankreich und langte nach einer ſehr beſchwerlichen und gefahrvollen Reiſe in Owara an, wo er ſogleich, getrieben von Eifer für die Wiſſenſchaft, das Land unterſuchte, und die wichtigſten naturgeſchichtlichen Entdeckungen machte. Mehrmals in Gefahr von den wilden Bewohnern ermordet oder von anſteckenden Krankheiten hingerafft zu werden, faßte er dennoch den kühnen Plan quer durch ganz Afrika, von Weſten nach Oſten, zu dringen und ſo über Abyſſinien, Aegypten und das Mittelmeer nach Frankreich zurückzukehren, und würde wahrſcheinlich dies Wagſtück auch vollendet haben, hätten ihn nicht die ihn begleitenden Neger und Diener, geſchreckt durch die Gefahren welche die Reiſenden auf allen Seiten bedrohten, gezwungen nach einem tiefen Vordringen in das Innere von Guinea, wieder umzukehren. Genöthigt endlich durch ſeine Geſundheitsumſtände Afrika zu verlaſſen, ſchiffte er ſich mit einem Theil ſeiner Sammlungen nach St. Dom.ngo ein, woſelbſt er nach einer beſchwerlichen Fahrt ankam um zu ſehen, wie dieſe Inſel ein Raub der ſchrecklichſten Unruhen ward. Mit Mühe entging er hier nur den über die Weißen verhangnen Verfolgungen, und rettete ſich, da man ihn im Vaterlande während der Revolution als Emigrirten proſcribirt hatte, in die vereinigten Staaten von Nord-Amerika, wo die Noth ihn anfänglich zwang, ſeinen Unterhalt von ſeinen muſikaliſchen Kenntniſſen zu ziehen, indem er Abends im Orcheſter zu Philadelphia ſpielte. Seine in der neuen franz. Niederlaſſung auf den Küſten von Owara noch zurückgelaſſnen Sachen, Sammlungen u. dgl., gingen bei der Zerſtörung dieſer Kolonie, durch die Engländer, gänzlich verloren. Endlich fand er in Philadelphia an einen Herrn Peal und an dem franz. Geſandten Adet, Beſchützer, und ward von neuem in den Stand geſetzt, ſich ſeinen Studien zu überlaſſen, und die nunmehr von ihm wiederholt unternommnen wiſſenſchaftlichen Reiſen in die Apalachen-Gebirge, am Ohio, in das Innere von Kentucki und in die Länder der Koiks und Cherokis (zweier wilder amerik. Völkerſtämme) brachten die erfreulichſte naturgeſchichtliche Ausbeute. Seine durch den erſten Conſul bewirkte Ausſtreichung von den Liſten der Emigrirten, machte nun den Wunſch in ihm rege in's Vaterland zurückzukehren, wo er bei ſeiner Ankunft aus Dankbarkeit gegen den großen Mann, den Namen „Napoleon Buonaparte" einer ſeltnen, aus Owara mitgebrachten, Pflanzengattung beilegte, die ſeitdem, veränderten Umſtände wegen, von einem andern Naturforſcher, zu Ehren Paliſot's ſelbſt, mit dem Namen Belvisia caerulea genannt worden iſt. Paliſot ſchrieb eine anſehnliche Menge geſchätzter botaniſcher Werke, Abhandlungen und Memoiren (auch einige kleine Theaterſtücke) und ſtarb als Mitglied des Inſtituts und

der philomatiſchen Geſellſchaft zu Paris, ſo wie der philoſophiſchen Societät zu Philadelphia, zu Paris den 21. Jan. 1820. Seine häuslichen Umſtände hatten ſich während ſeiner langen Abweſenheit aus Frankreich und durch die Ereigniſſe der Revolution, ſehr verſchlechtert und er ſah ſich, gleich bei ſeiner Rückkehr genöthigt, ſich von ſeiner zurückgebliebnen Gattin ſcheiden zu laſſen, nach deren Tode er ſich jedoch zum zweitenmale verehlichte. Als Napoleon 1815 von Elba zurückkam, ward Paliſot von ihm zum Titular-Rath der Univerſität von Paris ernannt.

Paliſſot (Charles) de Montenoy. Dieſer bekannte franzöſiſche Dichter und Literator war 1730 zu Nancy geboren. Seine Geiſtesfähigkeiten entwickelten ſich ſchnell. Er trat in die gelehrte Congregation des Oratoriums, blieb hier kurze Zeit, und beſchäftigte ſich unabhängiger mit der Literatur und beſonders mit der Dichtkunſt, die ihn am meiſten anzog. In ſeinem 18. Jahre war er bereits verheirathet und Verfaſſer einer Tragödie, die jedoch nicht aufgeführt wurde. Das Jahr darauf erſchien er mit einem zweiten Trauerſpiele, welches er anfangs Zares, ſpäter Ninus betitelte. Da ihm dieſe Laufbahn wenig Erfolg verſprach, verließ er ſie und wählte das Luſtſpiel, welches ſeinem Talente und ſeiner Gemüthsruhe beſſer zuſagte. Er gab Les Tuteurs, ein froſtiges Stück, dem bald Le Barbier de Bagdad folgte, wozu der Stoff aus Tauſend und einer Nacht entlehnt iſt. Das erſte Aufſehn erregte er durch ſein Luſtſpiel: Le Cercle, worin ein lächerlicher Philoſoph erſcheint, in welchem man J. J. Rouſſeau erkannte, und welches dadurch zu einem lebhaften Federkriege Anlaß gab. Paliſſot's Unwille gegen die ſogenannten Philoſophen, die dieſen Krieg erregt hatten, machte ſich Luft, in den Petites lettres sur de grands philosophes. Die Erbitterung ſtieg und erreichte, als er mit ſeinem Luſtſpiele Les Philosophes auftrat, den höchſten Grad. Dieſes Stück hat von Seiten der Kunſt und Erfindung keinen Werth, aber es iſt mit Eleganz geſchrieben und voll ſatyriſcher Züge; die Perſonen ſind gut gezeichnet, beſonders die gelehrte und philoſophiſche Dame; mehrere Scenen ſind trefflich. Hatte Paliſſot in ſeinen Stücken die Grenzen der Theaterſatyre überſchritten: ſo achteten ſeine Gegner ſelbſt die Schranken der Scham und Ehrbarkeit nicht; die pöbelhafteſten Schmähſchriften erſchienen zur Schande der franzöſiſchen Literatur. Aber Paliſſot räumte das Schlachtfeld nicht, ſo furchtbar auch ſeine Gegner durch Zahl und Leidenſchaft waren; er bot ſelbſt Voltaire Trotz, der ſich mit ungewohnter Mäßigung gegen ihn benahm, wie aus dem Briefwechſel zwiſchen beiden hervorgeht. Paliſſot ſetzte den Krieg gegen die Encyklopädiſten und Philoſophen in ſeiner Dunciade fort, einem Gedichte voll bittrer Satyre, das bei einer guten Verſification und einzelnen unterhaltenden Stellen doch wegen ſeiner Länge ermüdet. Paliſſot's Gegner wurden durch daſſelbe auf's neue unter die Waffen gebracht. Die Luſtſpiele: Le Satirique und Les Courtisans, die er um dieſe Zeit ſchrieb, verdienen nicht weiter erwähnt zu werden; wohl aber ſeine Mémoires pour servir à l'Histoire de la Littérature, Paris 1769, zuletzt 1813, 8., das Wichtigſte ſeiner proſaiſchen Werke. Man findet darin gute Bemerkungen über die dramatiſche Kunſt und die dramatiſchen Schriftſteller, aber das Ganze iſt weder neu, noch gründlich. Erfindung und Ideenreichthum fehlen überhaupt in allen Werken Paliſſot's; aber ſeine Schreibart iſt ſtets rein und geſchmackvoll. Die Revolution hatte ihm den größten Theil ſeines Vermögens geraubt. Er hatte ſeinen ſchönen Landſitz verkau-

ſen müſſen, und lebte ſeitdem auf einem Gütchen zu Pantin, und in dem Palais des Arts, wo er als Vorſteher der mazariniſchen Bibliothek eine Wohnung hatte. Mit ungeſchwächten Geiſteskräften, ſtets lebhaft, geiſtreich, heiter in der Unterhaltung, erreichte er ein hohes Alter, und ſtarb 1814.

Palla, ein langes, über die Füße herabhängendes Gewand der römiſchen Damen, welches ſie über die übrigen Kleider trugen (Mantel). Sie ſchlugen, wenn es lang war, einen Theil deſſelben über die linke Schulter, und hielten ihn unter dem Arme feſt. Bei Leichenbegängniſſen war es ſchwarz. Auch die Tragöden traten in einem ſolchen Gewande auf.

Palladio (Andrea), ein berühmter italieniſcher Baumeiſter, war 1518 zu Vicenza in beſchränkten Umſtänden geboren. Er beſchäftigte ſich anfangs mit Bildhauerei, aber der berühmte Triſſino, der ſeine Neigung zur Mathematik wahrnahm, erklärt ihm Vitruvs Baukunſt, und nahm ihn auf drei Reiſen nach Rom mit ſich. Auf dieſen und zwei andern, die er in der Folge abſichtlich dahin machte, ſtudirte und zeichnete er mit großem Eifer die alten Denkmäler dieſer Stadt. Er ſtarb, von ſeinem Vaterlande ſehr geehrt, 1580 als Baumeiſter der Republik Venedig. Sein Werk über die Alterthümer des vormaligen Roms beweiſt, wie unvollkommen es auch iſt, daß er den Geiſt der Alten wohl ergründet hatte. Auch hat er ein Werk über die Architektur in vier Büchern hinterlaſſen, das von den Kennern geſchätzt und geſucht wird. (Beſte Ausgabe, Vicenza, 1776—1783, 4 Bände in Fol.). Unter mehrern Prachtgebäuden, die nach ſeinen Zeichnungen und unter ſeiner Leitung aufgeführt wurden, iſt das Theater degli Olimpici, womit er ſeine Vaterſtadt Vicenza zierte, der glänzendſte Beweis ſeines großen Talents. Auch dankt ihm Venedig mehrere ſeiner ſchönſten Gebäude. Dahin gehört das Refectorium von St. Giorgio Maggiore und die durch das Ebenmaß aller ihrer Theile und die Einfachheit ihrer Verzierungen mit Recht berühmte Kirche gleiches Namens u. m. a. Zu Meſtre in der treviſaniſchen Mark ſieht man von ihm den prächtigen Pallaſt Barbaro. Udine, Feltre, Padua und die umliegende Gegend haben mehrere Denkmale ſeiner Kunſt aufzuweiſen. Immer ſchwebte ihm die edle und majeſtätiſche Einfalt des Alterthums vor Augen, weshalb auch Algarotti ihn den Rafael unter den Baumeiſtern nennt. Ueberhaupt ſtrebte er die antike Baukunſt in ihrer Reinheit wieder herzuſtellen, behauptete den eigenthümlichen Charakter der verſchiednen Ordnungen, und wußte ſeinen Façaden ein gefälliges Anſehen zu geben. Ganz beſonders verſtand er ſich auf die Pyramidenform. Seine Profile ſind untadelhaft. Man findet an ſeinen Werken manche kleine Incorrectheiten, die aber mehr denen, welche ſie ausführten, als ihm ſelbſt beizumeſſen ſind. Aus einer zu ſtrengen Nachahmung des Antiken kam es vielleicht her, daß er ſtets Fußgeſimſe unter ſeine Säulen ſetzte, Säulen von verſchiedner Höhe auf den gleichen Plan ſtellte, ſeinen Fenſtern und Thüren ſo viele Frontiſpicen gab, u. ſ. f.

Palladium, das hölzerne Bild der Pallas (Minerva), wovon die Sage erzählte, es ſei vom Himmel nach Troas herabgefallen, daſelbſt vom Ilos gefunden, und von ihm in der neu erbauten Stadt in einem eignen Tempel aufgeſtellt worden. Man glaubte, die Stadt ſei unüberwindlich, ſo lange ſie das Bild beſitze. Dieſes Hinderniß wegzuräumen, entwendeten es Ulyſſes und Diomedes, nach Einigen durch nächtliches Einſteigen, nach Andern, da ſie als Geſandte nach

Troja gekommen waren. Die Römer behaupteten, das Bild werde zu Troja im Tempel der Veſta aufbewahrt. Aber man hielt es für ſo heilig, daß auch der Pontifex Maximus es nicht ſehen durfte. Andre Städte rühmten ſich ebenfalls ſeines Beſitzes. Palladium heißt daher jedes ſchützende Heiligthum.

Pallas, ſ. Minerva und Planeten.

Pallas (Peter Simon), kaiſerl. ruſſ. Staatsrath, durch ſeine großen Reiſen, beſonders in dem ruſſiſchen Reiche, und ſeine vielen daſelbſt gemachten Entdeckungen und Erfahrungen berühmt, war 1741 zu Berlin geboren, wo ſein Vater ausübender Arzt war. Er wählte das Studium der Arzneikunde, mit dem Vorſatze, ſich allein den Naturwiſſenſchaften, vorzüglich der Naturgeſchichte zu weihen. Dazu bot Holland damals die größten Sammlungen und die trefflichſten Lehrer dar. Er beſuchte daher Leyden, und gab dort im J. 1760 ſeine Disputationen von den Entorois heraus. Um dieſe Zeit ordnete Volkmann die prächtige Naturalienſammlung des Erbſtatthalters im Haag, wobei er thätige Beihülfe leiſtete, und dadurch ſich bald ſo große Kenntniſſe in der naturhiſtoriſchen Muſeographie erwarb, daß er, nachdem er auch England beſucht hatte, zur Anordnung ähnlicher Sammlungen gebraucht und in den Stand geſetzt wurde, ſeinen Elenchus Zoophytorum (dies für die Zoophyten noch klaſſiſche Werk) und ſeine Miscellanea Zoologica (1760) herauszugeben. Kurz darauf ging er nach Berlin zurück und fing dort an, ſeine ſpäter bis auf 14 Hefte fortgeſetzten Specilegia Zoologica herauszugeben. Die Kaiſerin Catharina ſuchte damals Naturforſcher, die ihr großes Reich bereiſen und unterſuchen ſollten. Pallas erhielt 1768 den Ruf nach Petersburg als Akademiker und Collegienaſſeſſor, und machte ſeine erſte Reiſe in Geſellſchaft von Sokolow und Sujew. Wie reich ſie an Entdeckungen war, weiß Jeder, der die darauf gegründete „Reiſe durch verſchiedne Provinzen des ruſſiſchen Reichs von Pallas," die auf kaiſerliche Koſten zu Petersburg 1771—1776 in 4. erſchien, die Sammlung hiſtoriſcher Nachrichten und die neuen nordiſchen Beiträge kennt. Als 1777 unter dem damaligen Director der petersburger Akademie, Demaſchnew, ein eigner topograpiſcher Ausſchuß zur Ausmeſſung und vollſtändigen Topographie des ruſſiſchen Reichs errichtet wurde, war auch Pallas unter den Mitgliedern, und wurde 1782 zum Collegienrathe ernannt. Die Botanik war unterdeß ſeine Lieblingsneigung geworden, und der raſtloſe Pflanzenforſcher machte jetzt noch mehrere Reiſen in verſchiedne Provinzen des ungeheuern Reichs. Die prächtige Flora Rossica, die zu Anfange des J. 1785 in Petersburg erſchien, deren Fortſetzung aber durch manchen Unſtern unterbrochen wurde, war die erſte Frucht dieſer botaniſchen Wanderungen. Nebenbei blieb kein Theil der Natur- und Menſchenkunde von ihm unbeachtet. Das beweiſen ſeine trefflichen Icones Insectorum und ſeine Beiträge zu dem Gloſſarium aller Sprachen und Mundarten im ruſſiſchen Reiche. 1785 ward er Mitglied der kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg und Ritter des Wladimirordens; 1787 Hiſtoriograph des Admiralitätscollegiums. Da er in Taurien zu leben wünſchte, ſchenkte die Kaiſerin mehrere heimgefallne Güter in dem fruchtbarſten ſüdlichen Theile der Halbinſel, und ſeit 1796 lebte Pallas zu Sympheropol mit einem reichlichen Auskommen. Eine Frucht ſeiner letzten Reiſe, die er mit Geisler aus Leipzig auf eigne Koſten unternahm, waren die in Leipzig 1799 und 1801 „Bemerkungen auf einer Reiſe durch die ſüdlichen Statthalterſchaften des ruſſ. Reichs," (2 Bde. 4.)

wovon der zweite Theil ausſchließlich der Krimm gewidmet iſt, die uns dadurch zum erſten Mal gleichſam ganz aufgeſchloſſen wurde. Der Hauptzweck dieſer Reiſe war: ſeine Sammlungen von Pflanzenzeichnungen zu ergänzen. Was er in den Reiſebemerkungen gab, war ihm nur Nebenſache; gleichwol ſind ſie das einzige Denkmal dieſer Reiſe geblieben; man müßte denn die 14 Hefte der Species astragalorum, die faſt um dieſelbe Zeit zu erſcheinen anfingen, als einen Theil des ausgeführten Vorhabens annehmen. Noch nennen wir von ihm, wegen der darin entwickelten anziehenden Anſichten, die Observations sur la formation des montagnes et les changemens arrivée au globe, particulièrement à l'égard de l'empire Russe. Der Aufenthalt in Taurien war Pallas durch die Geſetzloſigkeit der Tataren verleidet worden. Als daher auch ſeine Gattin geſtorben war, ſo hielt ihn nichts mehr ab, ſelbſt mit großen Aufopferungen, in Geſellſchaft ſeiner Tochter zu ſeinem ältern Bruder, Doctor der Medicin, nach Berlin zu reiſen, wo er nach einem vierzehnmonatlichen Aufenthalte am 8. Sept. 1811 an der Ruhr ſtarb. Einen Theil ſeiner koſtbaren Sammlungen hat er der berliner Univerſität vermacht.

Palliativ (von pallium, Bedeckung, Hülle, Mantel) heißt, was zur Verhüllung, Verbergung eines Gegenſtandes angewendet oder gethan wird; daher ein Palliativ oder Palliativmittel ein Mittel, wodurch ein phyſiſches oder moraliſches Uebel nicht weggeräumt und gehoben, ſondern nur verhüllt und den Augen Andrer entzogen wird. Inſofern ſchon der Begriff dieſes Wortes andeutet, daß das Uebel noch beſteht, im Stillen fortwirkt, und zuletzt die zerſtörenden Folgen deſſelben um ſo verſtärkter hervorbrechen können, je länger ſie nur im Verborgnen ſich anhäuften, inſofern verbindet man auch meiſtens einen Nebenbegriff von Tadel und Vorwurf mit demſelben, indem man ihm, ſtillſchweigend oder laut, das Radicalmittel entgegenſetzt, welches das Uebel an der Wurzel angreift, und dadurch den ſichtbaren Aeußerungen deſſelben die Nahrung benimt, ſo daß ſie allmälig von ſelbſt verſchwinden müſſen. In mediciniſcher Bedeutung bezeichnet das Wort: Palliativmittel, ſolche Arzneimittel, welche beſonders gefährliche, dem Gefühle des Kranken vorzüglich läſtige, oder ihm und den Umſtehenden auffallende Aeußerungen der Krankheit mindern, ohne jedoch auf die ihnen zum Grunde liegenden krankhaften Urſachen heilend zu wirken. Man verwechſelt in dieſer Hinſicht oft die palliative Kurmethode mit der ſogenannten ſymptomatiſchen, welche zwar auch nur auf Beſeitigung der äußern Zufälle der Krankheit geht, allein allen dieſen ohne Unterſchied, ſo wie ſie erſcheinen, gewiſſe, und zwar jedem Symptome beſondre Mittel entgegenſetzt, ohne auf die einzige weſentliche Urſache zu gehen; dahingegen die Palliativmethode nur auf die beſonders läſtigen und gefährlichen Aeußerungen der Krankheit Rückſicht nimt, mithin nur eine Unterart der ſymptomatiſchen iſt. Ungeachtet die Palliativmittel nicht ganz mit Unrecht in einem ungünſtigen Rufe ſtehen, ſo gibt es doch auch Fälle, wo ihre Anwendung erlaubt, ja unentbehrlich iſt. Zuläſſig iſt ſie, wo uns die Kenntniſſe der weſentlichen Urſache der Krankheit abgeht, und der Arzt ſich mit der Bekämpfung der gefährlichſten Zufälle begnügen muß; ferner da, wo wir zwar die weſentliche Urſache der Krankheit erforſcht haben, allein ſie mit den uns bekannten Mitteln vor der Hand nicht heben können. Ohne Tadel iſt ſie ferner, wenn einzelne Zufälle der Krankheit den Kranken ſo beunruhigen, daß er es vom Arzte durchaus verlangt, ſie zu heben, und dieſes, um den Kranken zu beruhigen, und

das Vertrauen zum Arzte zu befeſtigen, ohne weſentlichen Nachtheil geſchehen kann. Unentbehrlich iſt ſie, wenn ſolche Zufälle bedeutender und in ihren Folgen gefährlicher werden, als die Urſache der Krankheit ſelbſt iſt, wenn z. B. heftige Schmerzen die Ruhe und den Schlaf des Kranken gänzlich verſcheuchen, Krämpfe u. dgl. die kritiſche Entſcheidung hindern oder ſtören, Blutandrang nach dem Kopfe einen Schlagfluß droht z. B. Zu rechtfertigen iſt auch ihre Anwendung, wenn bei einem Kranken keine gründliche Heilung mehr zu hoffen iſt, z. B. im letzten Stadium mancher chroniſchen Krankheiten, wo es nur noch Geſchäft des Arztes ſein kann, das Leben des Kranken zu verlängern, in ſo weit es in der Macht der Heilkunſt ſteht, und ſeine Leiden zu mildern. X.

Pallium, Mantel, Oberkleid, hieß beſonders der wollne Mantel, den die römiſchen Kaiſer ſeit dem 4. Jahrh. aus beſondrer Gunſt an Patriarchen und höhere Biſchöfe ihres Reichs zu verſchenken und dieſe als Zeichen ihrer geiſtlichen Gewalt zu tragen pflegten. Im 5. Jahrh. fingen die Patriarchen an, mit kaiſerl. Genehmigung ſelbſt Pallien an die Erzbiſchöfe beim Antritte ihres Amtes zu ſenden, welche die damit Beſchenkten beim Hochamte tragen mußten. Dennoch wurde man gewohnt, die Ertheilung der Pallien an die Erzbiſchöfe für Zeichen der Beſtätigung ihrer Wahl von Seiten der Patriarchen anzuſehen, und die Kirchenverſammlung zu Konſtantinopel machte es 872 zum Geſetz, daß alle Erzbiſchöfe von ihren Patriarchen entweder durch Auflegung der Hände oder durch Zuſendung der Pallien beſtätigt werden mußten. Die Päpſte bemächtigten ſich dieſes Beſtätigungrechts im ganzen Occidente, und foderten von den mit Pallien beehrten Erzbiſchöfen anfangs nur eine ſchriftliche Verpflichtung zum kanoniſchen Gehorſam gegen den päpſtlichen Stuhl, ſeit dem 10. Jahrh. aber auch eine bedeutende Taxe für ihre Kanzlei. Ungeachtet der unmäßigen Erhöhung dieſer Taxe wurde das Pallium als Unterpfand der päpſtlichen Beſtätigung der Erzbiſchöfe für unentbehrlich gehalten und bis auf die neueſten Zeiten jedem Erzbiſchofe und auch einigen mächtigern Biſchöfen beim Antritt ihrer Würde ertheilt. Seit dem 12. Jahrh. beſteht es in einem drei bis vier Finger breiten, weißwollnen Kragen, der über den prieſterlichen Ornat um die Schultern geworfen wird; ein Streifen davon hängt über den Rücken, der andre, etwas längere über die Bruſt herab, und beide ſind mit einem rothen Kranze bezeichnet. Dieſer eben ſo einfache als koſtbare Schmuck (man bezahlte bis 37,000 Gulden dafür) wird durch die Nonnen im Kloſter St. Agnes zu Rom aus der Wolle geweihter Schafe gefertigt, und mit denen, die ihn erhalten, begraben. E.

Palm (Joh. Phil.) Bürger und Buchhändler zu Nürnberg, geb. zu Schondorf 1766, auf Berthier's Befehl erſchoſſen zu Braunau d. 26. Aug. 1806, fiel als ein blutiger Zeuge von Deutſchlands tiefſter Erniedrigung. Er hatte in Erlangen bei ſeinem Oheim, Joh. Jac. Palm, den Buchhandel gelernt, heirathete ſpäterhin die Tochter des Buchhändlers Stein zu Nürnberg, und ward Inhaber der Stein'ſchen Buchhandlung daſelbſt, deren Firma er beibehielt. Im Frühjahre 1806 verſandte dieſe Handlung eine Flugſchrift: „Deutſchland in ſeiner tiefſten Erniedrigung,“ die, im Ganzen gehaltlos, bittre Wahrheiten über Buonaparte's Tyrannei und das Betragen der franzöſiſchen Truppen in Baiern in einer derben Sprache enthielt, an die Stage'ſche Buchhandlung in Augsburg; jedoch, wie Palm bis zum letzten Augenblick ſeines Lebens behauptete, als einen bloßen, ihm unbekannt ge-

bliebnen Speditionsartikel. Von der augsburger Handlung erhielt ſie als Neuigkeit ein Geiſtlicher, bei welchem franzöſiſche Offiziere im Quartiere waren, welche Deutſch verſtanden, und über den Inhalt der Schrift ihren Unwillen äußerten. Sie haben wahrſcheinlich dieſe Schrift als aufrühreriſch der franzöſiſchen Regierung angezeigt. Napoleons auswärtige Polizei, die unter allerhand Verlarvungen in Deutſchland herumſpürte, erfuhr bald, daß die Flugſchrift durch die Stein'ſche Buchhandlung nach Augsburg geſandt worden ſei. Palm verlangte nun ſelbſt bei der nürnbergiſchen Buchhandlungsbehörde eine gerichtliche Unterſuchung; ſie ward aber abgelehnt. Indeß wurden in München, wo ſich der franz. Geſandte Otto befand, die Nachforſchungen fortgeſetzt. Palm war damals in München, wohin ihm ſeine Gattin meldete, daß vier Fremde in ihrem Hauſe nach jener Flugſchrift gefragt, alles durchſucht, und da ſie nichts gefunden, ſich entfernt hätten. Palm beruhigte ſie, und kam nach Nürnberg zurück. Wahrſcheinlich hatte man ihn nicht ſchon in München verhaftet, weil ſein Name nicht mit der Firma ſeiner Buchhandlung zuſammentraf. Er hätte längſt ſich flüchten können, und that es nicht; als er aber hörte, daß der augsburger Buchhändler verhaftet ſei, begab er ſich von Nürnberg, das ungeachtet des Friedens noch von franzöſiſchen Truppen beſetzt war, nach der damals preußiſchen Stadt Erlangen. Nach wenig Tagen jedoch trieb ihn, die Sorge für ſeine Familie nach Nürnberg zurück, wo er ſich indeß nicht öffentlich ſehen ließ. Da erſchien ein armer Knabe im Buchladen, mit einem Zeugniſſe angeſehener Männer, und verlangte Almoſen für eine Soldatenwittwe. Er drang darauf, Palm ſelbſt zu ſprechen. Der argloſe Palm ließ ihn zu ſich kommen und theilte ihm eine Gabe mit. Kaum hatte ſich aber der junge Bettler entfernt, ſo traten zwei franzöſiſche Gensdarmen, die durch dieſen Kungriff Palm überraſchten, in den Buchladen, drangen in Palm's Zimmer und führten ihn mit ſich zum franzöſiſchen General. Er ward über die Flugſchrift befragt, und ſagte aus, was er noch in der Stunde ſeines Todes betheuerte, daß ſie ihm von fremden Buchhandlungen, ohne Benennung, zur weitern Spedition, nach Buchhändler-Gebrauch in verſchloſſnen Packeten zugeſandt worden ſei. Da er nicht entdecken wollte, woher er ſie erhalten, ſo ward er in ein Zimmer geſperrt, und den Tag darauf, wie er ging und ſtand, in einer Chaiſe nach Ansbach zum Marſchall Bernadotte gebracht. Hier ſchlug man ihm das verlangte Gehör ab. Der Adjutant des Marſchalls erklärte, Palms Verhaftung gründe ſich auf einen unmittelbaren Befehl von Paris. Er wurde hierauf nach Braunau (welches die Franzoſen noch nicht an Oeſterreich zurückgegeben hatten) geſchafft, wo er den 22. Auguſt ankam. Das von ſeiner Gattin an den franz. Geſandten in München gerichtete Bittſchreiben, in welchem ſie bewies, daß außer dem nach Augsburg ſpedirten Packete, auch nicht ein Exemplar der Flugſchrift, von der ſteinſchen Handlung verkauft worden ſei, blieb unbeantwortet. Auf eine ähnliche Vorſtellung an den Marſchall Berthier erfolgte der Beſcheid, daß nichts mehr zu thun ſei. Der Prozeß wurde ſo ſehr beeilt, daß das niedergeſetzte außerordentliche Kriegsgericht ſchon am 26. Aug., nachdem Palm in zwei Verhören ſeine Unſchuld dargethan zu haben glaubte, und ſeine Loslaſſung erwartete, das Todesurtheil ausſprach. Für Palm hatte, ungeachtet das Urtheil dies behauptete, kein Vertheidiger geſprochen, da der von ihm erbetne nicht erſchienen war, und das Kriegsgericht ihm einen zu geben nicht für nöthig gefunden hatte. Ein Dolmetſcher leitete die

Verhöre. Palm war bei ſeiner erſten Behauptung ſtandhaft geblieben; auch fand ſich in der ihm zur Laſt gelegten Schrift kein Aufruf zum Aufruhr oder Meuchelmorde. Er glaubte daher, als man am 26. halb 11 Uhr Mittags ſeinen Kerker öffnete, man werde ihm ſeine Freilaſſung ankündigen. Statt deſſen ward ihm das Todesurtheil vorgeleſen, welches noch denſelben Tag um zwei Uhr vollzogen werden ſollte. Vergebens ward der General St. Hilaire von braunauer Frauen und Kindern um Aufſchub angefleht. Der Kaiſer allein, hieß es, könne begnadigen, wenn er zugegen wäre. Dieſer habe das Todesurtheil ausgeſprochen, und die unaufſchiebbare Vollziehung anbefohlen. Indeß haben angeſehne franzöſiſche Offiziere ausdrücklich erklärt, daß nicht Napoleon, ſondern daß Berthier der Urheber dieſes Juſtizmordes geweſen ſei. Palm ſtarb als Märtyrer. Der Britte ſteuerte milde Beiträge für die Familie des Gemordeten; in Petersburg trugen der Kaiſer und die Kaiſerin Mutter zu einer Sammlung bei; einzelne Städte in Deutſchland: Berlin, Leipzig, Dresden, Hamburg und Dorpat thaten daſſelbe. Der Name Palm entflammte den Zorn der deutſchen Krieger zu blutiger Rache. Ein Sohn des Unglücklichen trat 1813 in die Schar der Freiwilligen. K.

Palme (von palma, die flache Hand), in Nieder-Deutſchland ein Längenmaß, um die Dicke der Rundhölzer auf Schiffen darnach zu beſtimmen. In Hamburg hält ſie $42\frac{1}{4}$ Linien pariſer Maß, wenn man den Umfang mißt, oder $12\frac{1}{2}$ ſolcher Linien, wenn man den Durchmeſſer mißt. In Holland und Norwegen hält ſie nur $39\frac{3}{10}$ ſolcher Linien, und drei Palmen machen daſelbſt 10 Zoll 2 Linien däniſchen Maßes. In Italien iſt die Palme (palmo) eine Spanne.

Palmenorden, ſ. Fruchtbringende Geſellſchaft.

Palmſonntag iſt der Sonntag vor Oſtern, an welchem der Einzug Chriſti in Jeruſalem, bei welchem ihm Palmen auf den Weg geſtreut wurden, gefeiert wird; ehedem der Blumenſonntag, auch der blaue Oſtertag. In katholiſchen Ländern führte man an dieſem Sonntage einen hölzernen Eſel mit einem Chriſtusbilde auf einen kleinen Rollwagen in Proceſſion herum, weil Chriſtus auf einem Eſel reitend in Jeruſalem eingezogen war.

Palmyra, eine im Alterthume berühmte Stadt in Syrien, in der Landſchaft Palmyrene, die auf kurze Zeit einen eignen mächtigen Staat bildete. Vorher hieß ſie Thamar oder Thadmor, die Palmenſtadt; der lateiniſche Name iſt nur eine Ueberſetzung davon. Der Urſprung der Stadt fällt in das höchſte Alterthum. Sie war theils als Vormauer des jüdiſchen Landes gegen den Euphrat und herumſtreifende Horden, theils als Stapelplatz für den Handel aus dem öſtlichen und weſtlichen Aſien wichtig, und wurde durch denſelben, beſonders ſeit Trajans Zeiten, der die ganze Provinz unter römiſche Oberherrſchaft brachte, reich und groß. Sie lag in einem nach Süden offnen Thale mitten in der Wüſte, in einem ſchönen Palmenwäldchen. Die prächtigſten Paläſte zierten die Stadt, deren Ruinen nach einer zweimaligen Zerſtörung noch jetzt Bewunderung erregen. Zum erſtenmale wurde ſie, unter der Regierung der berühmten Zenobia, vom Kaiſer Aurelian (275) zerſtört, und nach ihrer Wiederherſtellung zum zweitenmale von den Sarazenen 744. In der Mitte des 18. Jahrh. wurden die Ruinen von den Engländern, Wood und Dawkins, entdeckt und in einem Prachtwerke (The Ruins of Palmyra) beſchrieben. Es befinden ſich unter dieſen Trümmern eine Menge der ſchönſten Pfeiler, Ruinen von Tempeln und Thürmen, alle von Marmor be-

wundernswürdig gearbeitet; viele griechiſche und palmyreniſche Inſchriften, auch eine lateiniſche, erhöhen ihren Werth. Das prächtigſte Denkmal iſt der Sonnentempel, der auch unter allen am beſten erhalten iſt. Jetzt iſt Palmyra, unter dem alten Namen Thadmor, ein armſeliges Dorf in der Wüſte von Syrien, und dürftige Familien haben zwiſchen den prächtigen Ruinen ihre Hütten.

Palnatocke, ein nordiſcher Seeheld, Seekönig oder Seeräuber, wie wir es jetzt nennen, des 10. Jahrh., berühmt durch ſeine, in den Liedern und Traditionen des Volks ſich noch erhaltenden Thaten. Wahrſcheinlich ſtammte Palnatocke von der Inſel Fünen her, und ſein eigentlicher Name ſoll nach der isländiſchen Jomskiringaſaga Palner, der ſeines Vaters aber, Tocke geweſen ſein, woraus nach nordiſchem Gebrauch, die Namen zuſammenzuziehen, Palnertocke oder Palnatocke entſtanden iſt. Durch ſeine Verheirathung mit der Tochter eines gothländiſchen Jarls, ward Palnatocke mächtig zur See, und beſtand viele Fehden mit den kleinen Königen in Dänemark, Norwegen ꝛc. Auch ſtiftete er unter den kühnen Seefahrern ſeiner Zeit, die ſich damals ſämmtlich mit Seeräuberei abgaben, wie in den Tagen des Fauſtrechts der Adel in Deutſchland und andern Ländern, mit Wegelagerern eine Art von Verbindung oder Ritterorden, deſſen Mitglieder nach den Geſetzen ihres Vereins, einander in Noth und Gefahr beiſtanden, ihre räuberiſchen Seezüge zuſammen unternahmen, die Beute in gleiche Theile unter ſich theilten ꝛc. Nach alten Sagen ſoll dieſe Verbindung und ihr Oberhaupt, Palnatocke, ihren Sitz auf der Inſel Wollin zu Jomsburg gehabt haben, welches Einige für das angeblich untergegangne Julin halten. Eben dieſen Sagen nach iſt ein altes Hühnengrab auf der Inſel Fünen der letzte Ruheort der Gebeine Palnatocke's (ſ. hierüber Wedel Simonſon's Abhandlung, im 2. Bande der archäologiſchen Annalen Dänemarks). Saxo-Grammaticus gedenkt zwar eines nordiſchen Seehelden mit Namen Tocco oder Toke, doch von der erwähnten ritterlichen Verbindung zu Jomsburg ſagt er nichts, dagegen aber daß dieſer Tocke dieſelbe That mit dem Apfel gethan haben ſoll, welche die Geſchichte der Schweiz dem Tell zuſchreibt. Das Andenken von Palnatocke den Seekönig, iſt neuerdings von dem genialen Oehlenſchläger ſowol in Dänemark als unten die von ihm ſelbſt befreite Verdeutſchung deſſelben, erneuert worden; nur das Landvolk und die Fiſcher auf Fünen behaupten noch immer, daß der Geiſt des einſt gefürchteten Seeräubers ſich in ſtillen Mondnächten über den Wellen an den Küſten ihrer Inſel blicken laſſe.

Palomino de Velasco (Aciscle Antonio), einer der ausgezeichnetſten Maler Spaniens, ward 1653 zu Bajalance, ohnweit Cordova, geboren. Dem Wunſche ſeiner Angehörigen zufolge ſtudirte er, im letztgenannten Orte, Philoſophie, Jurisprudenz und Theologie, da ihn aber ſeine Neigung mehr zur Kunſt hinzog, ſo ließ er dieſe Wiſſenſchaften bald liegen, und bildete ſich unter Valdes zum Maler aus. 1678 begab er ſich hierauf nach Madrid, wo damals unter Philipp IV. Regierung viele ausgezeichnete Künſtler lebten, und hier war es, wo er durch den berühmten Coëllo dem Könige vorgeſtellt und von dieſem beauftragt wurde, die Frescogemälde in der Hirſchgallerie im Prado zu verfertigen. Palomino malte nun die Geſchichte der Pſyche und führte den königlichen Auftrag zu ſolcher Zufriedenheit ſeines Monarchen aus, daß Philipp ihn mit einem anſehnlichen Gehalte zum Hofmaler ernannte. Sein Ruf ſtieg nun immer mehr und in Valencia, Salamanca, Granada und Cordova, wohin er nach und nach gerufen

wurde, verfertigte er Arbeiten, die ſich des größten Beifalls erfreuten. Ein Sohn von Palomino widmete ſich gleichfalls der Malerkunſt und arbeitete mit ihm häufig zuſammen. Das Einzige, was man Palamino, nicht ganz ohne Unrecht vorwirft, iſt, daß er die Figuren ſelbſt in ſeinen großartigſten Gemälden, wie z. B. in ſeinem Bekenntniß des heil. Petrus (in der Hauptkirche zu Valencia) ſo wie in den Bildern, welche er für die Kathedrale von Cordova verfertigte, oft mit zu großer Treue aus der gemeinen Wirklichkeit entlehnte; dagegen iſt er in der Perſpective, ſo wie im Colorit, wahrhaft ausgezeichnet. Er ſtarb zu Madrid den 13. April 1726, und wurde daſelbſt mit großem Pomp begraben. Noch hat man von ihm auch eine Geſchichte der ſpaniſchen Maler, die in Madrid unter dem Titel: „El Museo pictorico, y Escala optica,“ in 3 Bänden herauskam, von denen die erſten beiden eine Anleitung zur Theorie und Praxis der Malerkunſt, der dritte aber das Leben der berühmteſten ſpaniſchen Künſtler enthält. Eine Ueberſetzung dieſes letzten Bandes kam 1742 in Paris heraus (Histoire abrégée des plus fameux peintres espagnols, par Palomino) und Quilliet benutzte des Spaniers Werk, trotz mancher darin ſich vorfindenden Unrichtigkeit, als Grundlage zu ſeinem 1816 in Paris erſchienenen „Dictionnaire des Peintres espagnols.“

Pan, urſprünglich ein arkadiſcher Feldgott, des Hermes und einer Nymphe, oder der Penelope Sohn, ältlich, krummnaſig, bocksbärtig mit zwei Hörnern, ſpitzen Ohren, einem Ziegenſchwanze und Ziegenfüßen, gewöhnlich eine Syringe (ſ. Syrinx) und einen gekrümmten Hirtenſtab tragend. Den übrigen Griechen ward er erſt ſpäter bekannt. In Athen wurde er erſt ſeit der marathoniſchen Schlacht, worin er angeblich den Athenern beiſtand, göttlich verehrt. Später machte man dieſen Hirtengott zum allwaltenden Naturgotte, zum perſonificirten All (το παν, vergl. Severius zum Virgil, Eclog. II. 31.) und flocht ihn auch in die frühern Mythen, z. B. von den Titanenkämpfen, ein. Er zeichnete ſich aus im Wettgeſange und Syringenſpiele. Die Erfindung der Syringe machte er, als er von dem Rohre, worin die vor ſeiner Lüſternheit fliehende Najade Syrinx von ihren Schweſtern verwandelt worden war, zum Andenken einige Halme abſchnitt und hinein blies, oder nach Andern als der Wind in das Schilfrohr blies. Auf ihr hielt er mit Apollo den Wettſtreit. Einige ſcheinen ihn auch als den Erfinder der Rohrtibie zu verehren. Pan iſt Obwalter der geweideten Thiere, des Wildes, der Uferfiſche, und ſorgt für die Bienen des Landmanns, weshalb ihm Milch und Honig geopfert ward. Nach Italien ſoll ſeinen Dienſt Evander gebracht haben. Man verglich hier den Pan mit dem Faunus und feierte ihm zu Ehren mehrere Feſte, unter denen die Luperkalien die berühmteſten ſind. Von ihm kommt der Ausdruck: paniſcher Schrecken, her. Nach Plutarch waren es die um Chemno wohnenden Pane und Satyrn, welche den Tod des Oſiris zuerſt verkündeten, und dadurch einen ſolchen Schrecken erregten, daß ſeitdem alle plötzliche, grundloſe Schrecken paniſche heißen. Nach Polyän rettete Pan des Bacchus Heer aus einer großen Gefahr durch wildes, vom Wiederhalle der Wälder und Felſen tauſendfach verdoppeltes Geſchrei. Auch ſetzte Pan im Titanenkampfe durch das Blaſen einer Seemuſchel den Feind in Schrecken. Der alte Glaube, daß große Heere zur Nachtzeit leicht ein plötzlicher Schrecken befalle, für deſſen Urheber man einen Gott oder Dämon hielt, der dem Uebermuthe eines großen Beginnens ent-

gegenwirkte, verſchmolz wahrſcheinlich dieſe Art von Schrecken mit einer andern im Hirtenleben häufig vorkommenden, und trug ſie auf die Panen und Faunen als Urheber über, die öfters als wahre Waldteufel Landleute und Holzhauer durch Schrecken tödteten.

Panacea, eine Tochter des Aeſkulap, Göttin der Geneſung; ſie entſtand als ſpäte Allegorie, eine Schöpfung der Dichter und Künſtler. Der Name (πανάκεια) bedeutet eigentlich die Allesheilende, daher bei uns Panacee ſo viel als Univerſalarznei.

Panama (Landenge von), oder Darien, verbindet Süd- und Nord-Amerika mit einander. Sie iſt eine Intendantur des ſpaniſchen Generalcapitanats Guatimala. Obgleich ſie nur 12 Meilen breit iſt, ſo ſcheint es doch weder von der Natur, noch von der Kunſt zu erwarten zu ſein, daß ſie durchbrochen wird, da die ſich hindurchziehenden Cordilleren unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg ſtellen. Sie hat 1640 Q. Meilen. Die feſte Hauptſtadt Panama hat 20,000 Einwohner.

Panard (Charles François), ein franzöſiſcher Dichter, war 1690 zu Courville bei Chartres geboren und wird für den Vater des moraliſchen Vaudeville angeſehen. Marmontel hat ihn den La Fontaine des Vaudeville genannt; er glich dieſem Dichter auch in ſeinem uneigennützigen, einfachen und ſanften Charakter. Die Pfeile ſeines Witzes richtete er gegen das Laſter, nicht gegen den Laſterhaften. Er ſtarb, allgemein geachtet, 1765 an einem Schlagfluſſe. 1763 erſchienen von ihm unter dem Titel: Théâtre et Oeuvres diverses, vier Bändchen, welche fünf Luſtſpiele, dreizehn komiſche Opern und viele kleine Gedichte ꝛc. enthalten. Man findet in allen viel Leichtigkeit, Natur, Innigkeit, Witz, aber auch viele Nachläſſigkeiten, viel Langweiliges und Fehler gegen die Sprache und Dichtkunſt. Panard ſchlief über dem Weine ein; man weckte ihn und verlangte Verſe; mit ſchwerer Zunge ſtammelte er die liebreichſten Couplets, bis ihn der Schlaf auf's neue überwältigte. An den morgenden Tag hat er nie gedacht; man kleidete ihn; ſeine Freunde gaben ihm Speiſe und Trank. Armand Gouffé hat in drei Bändchen Oeuvres choisies de Panard, herausgegeben.

Panathenäen (Panathenäa) hießen die Feſte, welche zu Athen der Schutzgöttin Minerva gefeiert wurden. Erichthonius, der ſie ſtiftete, nannte ſie Athenäen (Einige leiten ſie vom Orpheus ab); als Theſeus aber die Bewohner der zwölf Bezirke in die Stadt rief, um dieſe zu vergrößern, erhielten ſie den Namen der Panathenäen, weil nun das geſammte Volk der Athener daran Theil nahm. Man unterſcheidet die großen und kleinen Panathenäen, von denen erſtere alle fünf Jahre, letztre jedes Jahr gefeiert wurden. Bei beiden gab es dreierlei öffentliche Spiele, die von den zehn Athlotheten geleitet wurden: am erſten Tage Wettrennen mit Fackeln im Ceramicus, am zweiten gymnaſtiſche Uebungen und Luſtgefechte mit Schiffen, am dritten endlich muſiſche (geiſtige) Wettkämpfe, als: Muſik, Declamation, dramatiſche Vorſtellungen. Ein Kranz von Oelzweigen aus der Akademie, und ein Gefäß voll des beſten Oels waren des Siegers Preis. Dann erſt folgten die Opfer und der Opferſchmaus. Die größern Panathenäen unterſchieden ſich von den kleinern nicht nur durch größere Pracht und längere Dauer, ſondern vornehmlich auch durch den feierlichen Aufzug, unter welchem der heilige Peplos (Gewand oder Teppich), von Jungfrauen geweiht und geſtickt mit den Thaten der Götter und Helden, auf die Akropolis in den Tempel der Göttin

gebracht und dieſe damit bekleidet wurde. Das Feſt war ſo heilig, daß man an demſelben Gefangene aus dem Kerker befreiete und verdienſtvollen Männern goldne Kronen zur Belohnung reichte.

Panckoucke, berühmte Buchhändler=Familie in Paris. Der Großvater des jetzt noch lebenden Buchhändlers P. hieß Andreas Joſeph und war 1700 in Lille geb. wo er auch 1753 ſtarb; er begnügte ſich nicht damit, Bücher zu verlegen, ſondern ſchrieb auch welche, und freiſinnigere, als es ſein Beichtvater wollte, der ihm daher nach ſeinem Tode ein ehrliches Begräbniß ſtreitig machte. Von ſeinen Schriften, meiſt Wörterbücher und zu ihrer Zeit ſchätzbar, hat ſich keine bis jetzt erhalten. — Sein Sohn Carl Joſeph, 1736 in Lille geb., ein lebhafter, geiſtreicher Kopf, fühlte ſich in ſeiner Vaterſtadt für die großen Entwürfe, mit denen er ſich herumtrug, zu beengt. Er eilte nach Paris, wo er ſich durch einige kleine Schriften bereits vortheilhaft bekannt gemacht hatte. Hier wurde ſein Haus bald der Vereinigungspunkt der ausgezeichnetſten Köpfe, welche um dieſe Zeit (gegen 1760 und nachher) in Paris lebten. Der Mercure de France kam in ſeine Hände und er wußte dieſe Zeitſchrift ſo zu heben, daß die Zahl der Abonnenten bis auf 15000 ſtieg. Von jetzt an findet man Panck. Namen bei großen Unternehmungen des franz. Buchhandels jener Zeit. Wir nennen von ihm: Büffon's Werke, le grand Vocabulaire françois, die Sammlung von Reiſen von Laharpe, die Encyclopédie méthodique; auch war er derjenige, welcher beim Ausbruch der Revolution die Idee zum Moniteur gab, deſſen Eigenthum und Verlag auch noch gegenwärtig ſeiner Familie gehört, nämlich Madame Agaße, ſeiner Tochter. Süard war P. Schwager, indem Süard P. Schweſter geheirathet. Auch dieſe Verbindung hatte auf P. Geſchäfte vortheilhaften Einfluß. P. ſtarb 1798 in einem Alter von 62 Jahren. — Sein Sohn Charles, der jetzt noch lebende Buchhändler P., gehört ebenfalls unter die erſten pariſer Buchhändler, wie er einer der thätigſten und in ſeinen Unternehmungen einer der glücklichſten iſt. Die wichtigſten der von ihm verlegten Werke ſind das Dictionaire des sciences medicales in 60 Bänden, die in Zeit von 12 Jahren (1810—1822) erſchienen, die Victoires et Conquêtes des armées françoises, ein Werk, das ſchon gegen 30 Bände enthält und noch immer nicht geendet iſt, und insbeſondre die Ausgabe im Wege des Buchhandels von dem großen Werke über Aegypten, das Napoleon auf Koſten des Staats angefangen und Ludewig XVIII. vollenden läßt.

Pancratium (wörtlich überſetzt: der Allkampf), war ein Wettkampf der alten Griechen, bei welchen alle vier Kampfarten (Pentathlon, ſ. Gymnaſium) angewendet wurden; desgleichen ein Wettkampf, bei welchem man kein Mittel unverſucht ließ, den Sieg zu erringen, wo man rang und zugleich mit der Fauſt kämpfte, auch ein Kampf auf Leben und Tod.

Pandamonium, der allgemeine Tempel für Götter und Halbgötter bei den Alten; Verſammlung der Dämonen.

Pandemos, ein häufig vorkommender griechiſcher Beiname der Venus, deſſen Entſtehung verſchieden angegeben wird. Nach Einigen ſtiftete Theſeus in Athen die Verehrung der Venus Pandemos, als er die verſchiednen Stämme oder Flecken (δημοὶ) dieſer Landſchaft zuerſt in ein Ganzes verband. Nach Andern kam dieſer Beiname daher, weil der Tempel der Venus ſich am Markte, dem Verſammlungsplatze des ganzen Volkes (παντος δήμου) befand; nach Andern endlich, weil dieſer Tempel vom Solon von dem Gelde, welches die öf=

fentlichen Mädchen bezahlen mußten, erbaut worden war. Allein dieſe Angaben erſcheinen nichtig, wenn man ſieht, daß Venus unter dieſem Beinamen auch an andern Orten ſchon von den älteſten Zeiten an verehrt wurde. Am merkwürdigſten war das Bild der auf einem Bocke reitenden Venus Pandemos zu Elis, neben dem Bilde der Venus Urania. Hier erſcheint die Venus Pandemos im Gegenſatz der überirdiſchen Liebe als das Symbol der gemeinen Liebe und ſich Allen Preis gebenden Sinnlichkeit; und in dieſer Bedeutung nimt man den Ausdruck Venus Pandemos noch jetzt, wenn man die Sache ſelbſt nicht deutlicher bezeichnen will.

Pandekten, ſind ein Theil des Corpus juris civilis (ſ. d. Art.), und enthalten eine ſyſtematiſch geordnete Sammlung von Ausſprüchen römiſcher Rechtsgelehrten über Rechtsgegenſtände, welcher Kaiſer Juſtinian, auf deſſen Befehl ſie unternommen wurde, im J. 533 geſetzliche Kraft ertheilte, indem er alle, bisher gültig geweſenen Schriften der Rechtsgelehrten, ſo wie frühere Rechtsſammlungen abſchaffte. Sie haben ihren Namen vom Griechiſchen πᾶν (alles) und δέχεσθαι (zuſammenfaſſen), weil ſie das Beſte aus den Schriften der Rechtsgelehrten enthalten ſollten; auch nannte man ſie Digesta von digerere (ordnen), weil das, in jenen Werken Zerſtreute zuſammengefaßt werden ſollte. (Vergl. d. Art. Civilrecht.)

Pandora, die Allbegabte, alſo benannt, weil jeder der Olympier ſie mit einer Gabe beſchenkte. Prometheus, vom Zeus aus dem Himmel geſtoßen, hatte Menſchen gebildet und ſie mit dem heimlich entwendeten Funken belebt. Zornig beſchloß der Vater der Götter, den Frevel zu ſtrafen. Er befahl dem Vulkan, aus Erde ein Weib zu bilden, den Göttinnen gleich an Schönheit und Anmuth, und ihm Sprache und Leben einzuhauchen. Der Gott vollzog den Befehl (nach einer andern Sage war ſie des Prometheus Geſchöpf, und die Götter kamen auf die Erde, ſie zu ſehen und beſchenkten ſie); Minerva aber mußte das Gebilde in kunſtvollen, weiblichen Arbeiten unterrichten, Venus ſie mit Schönheit und Reiz begaben, Merkur ihr die Sucht zu gefallen einflößen, und ſie die ſchmeichelnde und gefällige Sprache lehren. So geſchmückt, führte Minerva ſie in die Verſammlung der Götter, und alle erſtaunten über das Kunſtwerk. Darauf ſchickte Zeus, der ſie mit einer Büchſe oder einem Faſſe beſchenkte, worin aller Jammer und alle Trübſal für die Menſchen eingeſchloſſen war, den Merkur zum Epimetheus, Prometheus Bruder, ihm Pandoren als ein Geſchenk zuzuführen. Prometheus hatte ihn gewarnt, je ein Geſchenk vom Jupiter anzunehmen, aber die Reize des Mädchens bethörten ihn; erſt als es ihn traf, erkannte er das Unglück. Bisher lebten die Menſchen ohne alle Uebel, ohne drückende Arbeit und frei von allen Krankheiten. Aber Pandora brachte das ganze Heer von Uebeln mit, die, als Epimetheus, nach Andern Pandora ſelbſt, aus unbezähmter Neugierde den Deckel des Gefäßes öffnete, welches durch einen Götterſpruch zu öffnen verboten war, ſogleich herausſtrömten und ſich über die Erde verbreiteten. Nur die Hoffnung blieb auf dem Boden der Büchſe zurück, da er oder ſie den Deckel voll Schrecken ſchnell wieder zuſchlug, und ſo iſt denn auch nur die Hoffnung, deren Wunderkraft dem Menſchen ſeine Leiden und Mühen erträglich macht.

Panduren hießen von dem Dorfe Pandur in der niederungarſchen Geſpannſchaft Sol, in deſſen Nähe ſie in den Gebirgen zerſtreut wohnen, die ſerviſchen oder raitziſchen Fußvölker, die ſonſt un-

ter einem eignen Hauptmanne, welcher Harun Paſchah hieß, ſtanden. Sie tragen Mäntel, lange Beinkleider und Mützen, ſind mit einer langen Flinte, einigen Piſtolen im Leibgürtel, einem ungariſchen Säbel und zwei türkiſchen Meſſern bewaffnet. Sie haben namentlich im ſiebenjährigen Kriege unter dem Baron von Trenk ſich furchtbar gemacht. Seit 1750 wurden ſie nach und nach auf regulären Fuß geſetzt; jetzt gehören ſie zu den Granitzern.

Panegyrikus, in der Redekunſt eine Lobrede oder Lobſchrift, deren Zweck die veredelnde Darſtellung oder Schilderung einer Thatſache oder Perſon iſt. Die hiſtoriſche Wahrheit iſt nur inſofern erfoderlich, als der Panegyrikus einen geſchichtlich gegebnen Gegenſtand behandelt. Daher panegyriſch, lobrednerisch, und Panegyriſt Lobredner. Schon in dem freien Griechenlande fand dieſe Art von Reden vielen Beifall und der Panegyrikus des Iſokrates iſt, ungeachtet der zu ſichtbaren Kunſt, die dem Werke das Großartige raubt, ein wahres Meiſterſtück ſorgfältiger Schreibart. In der römiſchen Literatur, wie wir ſie noch beſitzen, iſt der treffliche Panegyrikus des jüngern Plinius auf Trajan der vorzüglichſte, ſowol in Rückſicht des klaſſiſchen Styls, als der redneriſchen Anlage. Die ſpätern römiſchen Panegyriker des 3. und 4. Jahrh. können nur den Geſchichtsforſcher anziehen. — Unter den Neuern haben die Franzoſen eine ähnliche Gattung in ihren Eloges (ſ. d.). Einzelne treffliche Lobreden beſitzen auch die Engländer, die Deutſchen u. ſ. w.

Panier oder Banner hieß im Mittelalter bei der deutſchen Lehnmiliz eine Heeresfahne, welche nur derjenige von Adel, der eine Compagnie gut bewaffneter Vaſallen in den Krieg führen konnte, vom Herzoge bekam. Ein ſolcher hieß Bannerherr (ſ. d. Art.).

Panin (Nikita Iwanowitſch, Graf von), ein berühmter ruſſiſcher Staatsminiſter, geb. 1718. Seine Familie, die aus Lucca in Italien abſtammte, hatte ſich nach Rußland begeben, wo ſein Vater unter Peter I. Generallieutenant war. Er diente anfangs bei der Garde der Kaiſerin Eliſabeth, wurde Kammerherr, ging 1747 als bevollmächtigter Miniſter nach Kopenhagen und zwei Jahre darauf nach Stockholm. Bei ſeiner Rückkunft ward er zum Gouverneur des Großfürſten Paul Petrowitch erſehen, und als Catharina II. 1762 den ruſſiſchen Thron beſtieg, ſtellte ſie ihn an die Spitze des ruſſiſchen Miniſteriums. Die denkwürdigſten Ereigniſſe, an denen er Antheil hatte, ſind der Krieg wider die Türken, welchen die Unruhen von Polen veranlaßten; die Vertauſchung des Herzogthums Holſtein gegen die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt, zum Vortheil der jüngern Linie des Hauſes Holſtein-Gottorp; der vortheilhafte Friede mit der Pforte; die Vermittlung Rußlands beim Frieden von Teſchen; endlich die bewaffnete Neutralität. Alle dieſe Begebenheiten wurden größtentheils durch ſeine Vorſtellungen hervorgebracht und durch ſeine Arbeiten vollendet. Alle Inſtructionen für die Feldherren und auswärtigen Miniſter, ſo wie die ganze Correſpondenz mit den fremden Höfen wurden von ihm ſelbſt entworfen. Er war die Hauptſtütze des preußiſchen Syſtems in dem ruſſiſchen Kabinette; allein ſein Einfluß auf Katharina hatte ſich in den letzten Jahren bedeutend vermindert, ſo wie der ſeines Gegners geſtiegen war. Die Grundſätze, nach welchen er die öffentlichen Angelegenheiten leitete, waren, daß der Staat ſeine Würde, ohne Beeinträchtigung anderer, ſtets behaupten müſſe, und es einem mächtigen Reiche nicht anſtehe, zu Liſt und Verſtellung ſeine Zuflucht zu nehmen, ſondern die offenſte Freimüthig-

keit das Verhalten ſeines Miniſteriums beſeelen müſſe. Er behandelte die Geſchäfte gern mit der Sanftheit und angenehmen Leichtigkeit, welche einen Hauptzug ſeiner tugendhaften Seele ausmachten. Ueberall bewies er groſse Feſtigkeit. Wo es das Wohl des Staats galt, erſchütterten ihn weder Drohungen, noch Verſprechungen. Er rieth nur, wovon er überzeugt war, daß es das Beſte ſei, und widerſprach in dieſem Falle ſelbſt ſeiner Fürſtin. Mit einem richtigen Verſtande verband er eine ſcharfe Urtheilskraft, tiefe Menſchenkenntniß und die Gabe der Ueberredung. Er ſtarb den 11. April 1783.

Panisbrief (von panis, Brot, daher Brotbrief), ein Empfehlungsſchreiben, worin ein deutſcher Kaiſer eine weltliche Perſon, die er belohnen wollte, einem deutſchen Stifte oder Kloſter zur Verſorgung empfahl. Es läßt ſich, nach den beſten deutſchen Publiciſten, z. B. Pütter, nicht behaupten, daß es in Rückſicht aller Stifter und Klöſter in Deutſchland ein kaiſerliches Recht geweſen ſei, ſolche Panisbriefe auszuſenden; auch waren ſie ſeit Jahrhunderten nicht mehr üblich geweſen, als plötzlich eine unter Joſeph II. eine Menge derſelben erſchienen, um Perſonen aus den kaiſerlichen Erblanden in andrer Reichsſtände Ländern mit Penſionen zu begnadigen, was zu einigen, gegen dieſen Mißbrauch gerichteten Beſtimmungen in der Wahlkapitulation ſeines Nachfolgers Anlaß gab.

Pannonien hieß im Alterthume das von den Pannoniern, einem urſprünglich thraziſchen Volke, bewohnte Land, welches zwiſchen den Illyriern und Celten auf dem nördlichen Abhange der öſtlichen Alpen gelegen war. Erſt dem Kaiſer Auguſtus gelang es, in dieſen Gegenden ſich feſtzuſetzen. Er überwältigte die Illyrier, Japoden und Dalmatier, drang in die Gebirge der Pannonier ein und bezwang ſie (10 J. nach Chr. Geb.). Bald nach ihrer Beſiegung ließen ſie ſich in eine gefährliche Verſchwörung gegen die Römer ein, welche jedoch durch Tiberius gedämpft wurde. Nachher ſcheinen ſie unter Begünſtigung der Römer ſich an der Donau niedergelaſſen zu haben; wahrſcheinlich aber erhielt ihr Land erſt unter Claudius die Einrichtung einer römiſchen Provinz. — Pannonien umfaßt auf unſern Karten den öſtlichen Streif von Oeſterreich und Steiermark, ganz Ungarn, welches daher oft vorzugsweiſe Pannonia heißt, ſo weit es auf der Südſeite der Donau liegt, einen Theil von Krain und Kroatien, ganz Slavonien und einen Streif von Bosnien längs der Save. Wahrſcheinlich theilte Hadrian es in: Pannonia superior oder occidentalis (nachher prima) und Pannonia interior oder orientalis (nachher secunda). Seit dem markomanniſchen Kriege ward Ungarn häufig von Barbaren mitgenommen. Ungleich mehr litt es durch die Völkerwanderung. Indeß blieben die Römer im Beſitz, wenn ſie es auch, wie im J. 300 nach Chr. Geb., auf einige Zeit an die Vandalen verloren. Ganz entriſſen wurde ihnen Pannonien von den Hunnen unter Attila. Aber nach dem Tode dieſes Eroberers ging das Hunnenreich wieder in ſeine öſtlichen Grenzen über den Pontus zurück. Im Oſten von Europa brachte dieſe Revolution die wichtigſten Veränderungen hervor. In Pannoniens Gebirgen ließen ſich jene Sarmaten nieder, welche die Vorfahren der heutigen Slavonier ſind. Pannonien aber ſelbſt nahmen, mit Bewilligung der morgenländiſchen Kaiſer, die Oſtgothen in Beſitz. Als dieſe nach Italien zogen, folgten ihnen die Longobarden und dieſen, als ſie nach 42 Jahren ebenfalls nach Italien zogen, die Avaren, eine, aus

Hunnen, Deutſchen und Slaven gemiſchte Völkerſchaft unter einem Nachkommen Attila's, welcher nach und nach bis an die Elbe und Saale vordrang, ſich aber 806 Carl dem Großen unterwarf, und die chriſtliche Religion annahm.

Päon, ſ. Rhythmus.

Panorama, Panoram, Rundgemälde, nennt man das Horizontalbild einer Stadt oder Gegend, die täuſchendſte Art der perſpektiviſchen Darſtellung in Farben und Licht, welche gegen das Ende des letztern Jahrh. in England von Robert Barker erfunden wurde. Man kann das Panorama mit Recht den Triumph der Perſpektive nennen. Von einem Thurme oder Berge aus muß der Künſtler die Gegend ringsherum, ſo weit ſein Auge den fernſten Horizont erreichen kann, mit der größten Genauigkeit aufnehmen; höchſte Wahrheit und Pünktlichkeit, überraſchende Täuſchung ſind die Hauptzwecke ſolcher Darſtellungen, welche aber nur durch die Art, wie dieſe Gemälde aufgeſtellt und beleuchtet werden, ihre Bedeutung und Wirkung erhalten. Iſt nämlich ein Panoramagemälde in allen ſeinen Theilen vollendet, ſo wird es in einem eigends dazu eingerichteten Rundgemälde dergeſtalt zuſammengeſetzt und aufgehängt, daß der Beſchauer in der Mitte, von einer Gallerie umgeben, ſo ſteht, als befände er ſich auf dem Platze, von welchem aus das Gemälde gezeichnet wurde. Das Licht fällt rund herum nur von oben darauf, ohne daß der Beſchauer geblendet wird, und da dieſer nirgends ein Ende des Gemäldes erblickt, ſo glaubt er wirklich in die dargeſtellte Gegend verſetzt zu ſein. In London und Paris gibt es eigne Gebäude, welche ſtets zur Aufſtellung dieſer Gemälde eingerichtet ſind. Robert Fulton, ein Amerikaner, brachte zuerſt ein Panorama nach Frankreich. Man bewunderte dort nach und nach die Darſtellungen von London, von Paris, Toulon, Neapel, Florenz, dem Hafen von Boulogne, Rom, Amſterdam ꝛc. Auch in Deutſchland hat man die Panoramen von Wien, Paris, Toulon, Neapel, Gibraltar, Petersburg, Moskau ꝛc. mit Beifall geſehen. Das Leben und Treiben auf den Straßen kann bei dieſen Gemälden eben ſo täuſchend nachgebildet werden, als die in Duft verſchwimmende Ferne; nichts gibt daher einen deutlichern Begriff von einer Gegend, als ein treues Panorama. K.

Panspfeife, ſ. Syrinx.

Pantalon oder Pantaleon, iſt ein, von Pantaleon Hebenſtreit aus Eisleben, einem (in der Mitte des 18. Jahrh.) als Geiger berühmten Virtuoſen, erfundnes, jetzt in Vergeſſenheit gerathnes, muſikaliſches Inſtrument, in Form eines Cimbals. Es hat neun bis zehn Fuß Länge, auf beiden Seiten Reſonanzböden, wovon der eine mit Draht-, Stahl- und Meſſingſaiten, der andre mit Darmſaiten bezogen iſt, übrigens, wie das Klavier, alle harte und weiche Tonleitern, auch denſelben Umfang in den Octaven, und wird mittelſt zweier mit Tuch überzognen Klöppel geſpielt. — Außer dieſem Inſtrumente nennt man auch Klaviaturinſtrumente Pantalons, bei welchen der Schlag der Hämmer auf die Seiten von oben herab geſchieht, oder bei welchen metallne Hämmer oder in Haken gebogne Drahte an die Seiten angeſchnellt werden, und wobei das flügelartige Corpus ſenkrecht in die Höhe ſteht. — Endlich heißen Pantalons, lange, bis auf die Füße herab gehende Beinkleider, wie der Pantalone in den italiäniſchen Masken ſie trägt (ſ. Masken).

Pantheismus. Die Idee der Gottheit oder des abſolut nothwendigen, vollkommenſten Weſens iſt der ſich entwickelnden Menſchenvernunft überall eigen und nothwendig; denn durch Vernunft erhebt ſich der Menſch über die Erſcheinungen der Dinge bis zu dem Gedanken des letzten Grundes derſelben. Dieſen ſtellt ſich der Menſch, auf den verſchiednen Stufen ſeiner Bildung, bald als einfach und von der Welt verſchieden (Monotheismus), bald als vielfach (Polytheismus), bald als Totalität vor. Dieſe letztre Vorſtellugsweiſe, oder dieſes philoſophiſche Syſtem (wenn dieſe Vorſtellungsweiſe wiſſenſchaftlich aufgeſtellt und entwickelt wird), nennt man im eigentlichen Sinne Pantheismus. Der Pantheismus beſteht alſo darin, daß man das All der Dinge (*το παν*), oder die Welt im weitern Sinne, für Gott hält, und kein von ihr verſchiednes Weſen als Grund derſelben annimt, mithin Gott und Welt ſchlechthin identificirt. Eine ſolche Annahme iſt in der Philoſophie das Ergebniß eines folgerecht durchgeführten Materialismus, d. h. derjenigen Anſicht, welche die Materie als Grundlage alles deſſen, was iſt, betrachtet. Da aber dieſe Anſicht dem innerſten Bewußtſein des Menſchen, welches durch dieſelbe nicht erklärt werden kann, und den heiligſten Intereſſen ſeiner ſittlichen Natur widerſpricht, weil dann nur eine Naturnothwendigkeit herrſcht, und alle Freiheit unmöglich iſt, durch welche der Menſch der Vervollkommnung in's Unendliche fähig wird; weil mithin dieſe Anſicht nothwendig in Fanatismus übergehn muß, welche die reine, dem ſittlichen Selbſtbewußtſein einzig zuſagende Idee der Gottheit, als des allweiſen und heiligen Schöpfers, unmittelbar aufhebt: ſo iſt auch der Pantheismus in dieſem Sinne gleich verwerflich, und dem Atheismus gleich zu ſtellen, der den Schöpfer leugnet. — Zweitens kann man zwar, dem Worte nach, auch diejenige Anſicht Pantheismus nennen, nach welcher angenommen wird, die Gottheit ſei Alles, was wahrhaft iſt, das Weſen aller Dinge beruhe in ihr, und nichts ſei wahrhaft, was nicht in Gott gegründet ſei (man hat auch dies die Lehre von der Immanenz der Dinge in Gott genannt); allein dieſe Anſicht iſt von der vorigen in religiöſer und moraliſcher Hinſicht ſo verſchieden, und läßt ſo mannichfaltige Abweichungen zu, daß man ſogar mit Schelling behaupten kann, jede Vernunftanſicht, wir ſetzen hinzu, jede religiöſe Anſicht müſſe in irgend einem Sinne zu dieſer Lehre hingezogen werden. Denn hauptſächlich kommt es darauf an, was man unter Gott verſteht, und in welcher Beziehung man die Dinge zu ihm ſetzt; — ob nämlich ein Fatum oder eine bildende Naturkraft, durch welche Alles urſächlich bedingt iſt, Gott genannt, und den Dingen, die aus Gott ſtammen, eine göttliche Natur beigelegt wird, d. h. dem Grade oder der Art nach, mit Gott völlig gleich. Denn nur in dieſem Sinne würde die eben beſchriebne Anſicht mit der obigen gleichen Tadel verdienen. Selbſt der Menſch darf ſich nicht eine Göttlichkeit beilegen, welche mit der Natur Gottes zuſammenfällt. Wenn aber Gott als das vollkommenſte Weſen im obigen Sinne, die Welt als das Werk, wodurch er ſich von Ewigkeit offenbart hat, und die freie Natur als dem Menſchen durch ihn verliehen betrachtet wird: ſo iſt dies ſogar der Ausſpruch der chriſtlich-religiöſen Anſicht, durch welche der Unterſchied zwiſchen Gott und Welt nicht aufgehoben wird, ja ſogar die Sittlichkeit eine höhere Weihe erhält. Uebrigens ſchreibt man die obige Anſicht oder den eigentlichen Pantheismus, der aber freilich ebenfalls verſchiedne Abweichungen

zuläßt, unter den neuern Philoſophen gewöhnlich dem Spinoza zu; — daher die Benennungen Spinozismus und Pantheismus oft, aber fälſchlich, gleichbedeutend gebraucht werden. T

Pantheon (aus dem Griechiſchen), war im Alterthum jeder Tempel, welcher allen oder den vorzüglichſten Gottheiten gemeinſchaftlich gewidmet war. Am berühmteſten iſt das alte Pantheon zu Rom, welches Agrippa, der Günſtling Auguſts, in der neunten Region auf dem Marsfelde allen Göttern erbaute. Dieſes Pantheon hat ſich bis jetzt erhalten, und wurde vom Papſte Bonifaz IV. im J. 607 der Jungfrau Maria und allen Märtyrern gewidmet, weshalb es jetzt die Kirche St. Maria ad Martyres genannt wird. Noch häufiger nennt man es die Rotunda, weil es rund gebaut iſt. Die Decke iſt gewölbt, und das Licht fällt von oben durch eine große Oeffnung hinein. Der Porticus ſcheint von einer ſpätern Bauart als der Tempel ſelbſt zu ſein; er enthält 16 Säulen von orientaliſchem Granit, deren jede 15 Fuß im Umfange hat. Das Innere des Tempels war mit den ſchönſten Bildſäulen der Götter geziert, von denen die beſten durch Conſtantius nach Konſtantinopel gebracht wurden. Jetzt befinden ſich noch hier in acht antiken Niſchen eben ſo viel ſchöne Säulen, welche Kaiſer Hadrian ſetzen ließ. Die Höhe des Tempels iſt gleich der Weite, nämlich 137 Fuß. Der Durchmeſſer der Oeffnung in der Kuppel beträgt 27 Fuß. Der Fußboden iſt mit Porphyr belegt. Doch hat dieſes Denkmahl der Kunſt durch die Beraubungen der Barbaren und einiger Kaiſer und Päpſte außerordentlich gelitten. — Außerdem iſt ein kleineres Pantheon zu Rom, welches nach Montfaucon für das Pantheon der Minerva medica gehalten wird. — Noch finden ſich gut erhaltne Ueberreſte eines prächtigen Pantheons, welches Kaiſer Hadrian zu Athen erbauen ließ, und das auf 120 Marmorpfeilern ruhte.

Pantomime, Pantomimik. Die Mimik (ſ. d. Art.) iſt an ihrem angemeſſenſten Platze, wo das innere Leben des Menſchen auf die Gebärde einzuwirken, und dieſe unmittelbar zu erzeugen ſcheint. Aber in der Wirklichkeit erſcheint die Aeußerung und Mittheilung des Innern durch Gebärden natürlich und gewöhnlich mit der Aeußerung durch Sprache verbunden, und ſo leuchtet ein, daß auch Mimik und die Kunſt der Deklamation urſprünglich zuſammengehören, ſo wie ſie denn in ihrer höchſten und umfaſſenden Ausübung vereinigt die Schauſpielkunſt bilden. Durch Trennung beider könnte zwar jede für ſich auf den höchſten von ihr zu erreichenden Grad der Ausbildung gebracht werden, indem der Künſtler bei einem geringern Umfange ſeiner Kunſtmittel, dem Einzelnen größere Aufmerkſamkeit und fleißigere Uebung widmen kann: aber die Betrachtung und der Genuß erfordern auf der andern Seite eine künſtliche Abſtraction, vermöge welcher man davon, daß jene Beide bei vollkommner Aeußerung des menſchlichen Innern natürlich zuſammengehören, hier aber nicht in dieſer Verbindung erſcheinen, abſehen muß. Dieſe Abſtraction wird beſonders dann begünſtigt, wenn der Künſtler die Gebärde oder den mündlichen Vortrag ſo weit ausbildet, daß er durch Anwendung eines dieſer Kunſtmittel das andre ſelbſt zu erſetzen ſcheint; ja dieſe Abſtraction veranlaßt ihn ſelbſt dazu, ſeinem mündlichen Vortrage den möglichſt lebendigen Ausdruck zu ertheilen, und die Gebärde gleichſam zur Sprache zu erheben, ſo wie letztres den Zuſchauer und Hörer wiederum veranlaßt, dem Künſtler durch Ergänzung des ſichtbaren

oder hörbaren Ausdrucks mittelſt der Beide zuſammendenkenden und innerlich verbindenden Einbildungskraft zu Hülfe zu kommen. Was nun jene Trennung ſelbſt anlangt, ſo ſehen wir die Deklamation in derſelben nie ſo weit gehen, als die Mimik. Denn wenn man auch mit Recht behaupten kann, der Deklamator müſſe, als ſolcher, auch im Dunkeln, mithin ohne durch Gebärden, und überhaupt ohne durch ſeine ſichtbare Perſönlichkeit zu wirken, die Kraft ſeiner Kunſt beweiſen und deren Wirkungen vollkommen zeigen können: ſo ſehen wir doch nie einen Deklamator ſich der Gebärden ganz enthalten, wiewol dieſelben bei der Deklamation in verſchiednen Graden untergeordnet ſein müſſen. Der Grund davon liegt darin, daß man ſich eher eine Reihe von Gebärden ohne Sprache denken, als deren lebendigen Ausdruck des Innern, welcher in der Sprache liegt, bei völliger Bewegungsloſigkeit des Körpers ohne Mißfallen ertragen kann. — Wollte man hingegen die Gebärdenkunſt herrſchend machen, und ihr die Sprache durchaus unterordnen: ſo würde dieſes eben ſowol gegen den Geiſt der Kunſt als gegen die Natur der Sprache ſein. Denn letztre in einer Darſtellung durchaus unterordnen, hieße, die Gebärde nur hie und da durch einige Worte begleiten und erklären. Allein die Sprache erfodert, da ſie nicht bloß Ausdruck der Empfindungen, ſondern vorzugsweiſe der Gedanken iſt, einen innigern und fortlaufenden Zuſammenhang, welcher nur dann unterbrochen werden kann, wo aus irgend einem Grunde das Schweigen zur Nothwendigkeit wird, oder doch angemeſſener erſcheint; ja das Einmiſchen einzelner Worte und Sätze in die Gebärdenſprache müßte den Zweck der letztern, als ſelbſtſtändige Kunſt betrachtet, geradezu vernichten, indem es auf das Unvermögen dieſer Kunſt, oder des Künſtlers aufmerkſam machen würde. Daher wählt der Mime im letztern Falle nur einen ſolchen Stoff, der durch die Gebärde vorzugsweiſe ausgedrückt und vollkommen ausgeſprochen werden kann, und heißt, in ſofern er nur durch die Gebärde darſtellt, Pantomime, ſo wie die Darſtellung ſelbſt, die durch den ſelbſtſtändigen Gebrauch der Gebärdenkunſt entſteht, eine Pantomime, oder beſſer eine pantomimiſche Darſtellung und die Kunſt derſelben Pantomimik genannt wird. Eine Darſtellung aber, in welcher Alles (Darzuſtellende) durch Gebärden (ohne Mitwirkung der Sprache) dargeſtellt wird, kann ſich auf die ruhende oder feſtgehaltne Gebärde beſchränken; dann iſt ſie pantomimiſche Stellung, wozu im engern Sinne die Attitüde (ſ. d. Art.) und die ſogenannten lebenden Bilder (ſ. d. Art. Tableaux) gehören; oder ſie bedient ſich des Wechſels der Gebärden in Bewegung und Ruhe. Im letztern Falle wird entweder nur eine einzelne Situation, ein thätiger oder leidender Gemüthszuſtand, oder ein beſtimmter Charakter durch eine Reihe von Gebärden vollſtändig entwickelt (und man kann dieſes eine lyriſch-pantomimiſche Darſtellung nennen, weil hier die Gebärde nur als ſubjectiver Ausdruck des Innern, vorzüglich des Gefühls, erſcheint), oder es wird eine menſchliche Handlung dargeſtellt. Hier heißt die pantomimiſche Darſtellung eine Pantomime im eigentlichen Sinne, oder eine dramatiſch-pantomimiſche Darſtellung. Denn die Mimik wirkt in ihrem höchſten Umfange hier, wo ein Ganzes menſchlicher Aeußerungen unter der Form einer Handlung gezeigt wird, vornehmlich da, wo mehrere Charaktere, durch mehrere Pantomimen vorgeſtellt, in ihrem Zuſammenwirken dieſes Ganze bilden. In dieſem Sinne hat man auch die Pantomime ein Schauſpiel ohne Spra-

che, oder durch ſtumme Sprache, genannt. Aber auch die höchſte innere Vollkommenheit der Mimik wird hier erfodert; denn nur bei großer Deutlichkeit, Beſtimmtheit, Lebendigkeit und Zuſammenhang der Gebärden läßt ſich die darzuſtellende Handlung nach dem Zuſammenhange und der Bedeutung ihrer einzelnen Theile, vom Anfange bis zum Ende, leicht auffaſſen und verſtehen. So wie nun der Stoff der Mimik überhaupt, oder das, was der Mime darſtellen ſoll, etwas Poetiſches und in ſich Vollendetes ſein muß, wenn die Mimik als ſchöne Kunſt (ſ. d. Art. Kunſt) beſtehen ſoll: ſo muß der Stoff der Pantomime noch insbeſondre eine Handlung ſein, welche ſich auf mannichfaltige Weiſe ſichtbar äußert, und ſich zugleich mit Beſtimmtheit und mannichfaltigem Ausdruck als ein ſichtbares Ganze darſtellen läßt. Er kann übrigens aus der Geſchichte und Mythologie entlehnt, oder ein wirklich erdichteter, z. B. ein allegoriſcher ſein; er kann ferner nach der herrſchenden Stimmung, welche die Handlung ausdrückt und bewirkt, ernſt oder ſcherzend, naiv oder ſentimental, und in der Behandlung bald ſtrenger gebunden, bald wunderbar und phantaſtiſch gebildet ſein. Eigentliche Tragödie aber kann die Pantomime eben ſo wenig, als bürgerliches Schauſpiel ſein. Gebärden nämlich können nie den ſtrengen Zuſammenhang haben, welchen die erſtere erfodert, auch ſind ſie mehr der Ausdruck des lebhaften Gefühls, als der Geſinnung und der Gedankenwelt. Und darum iſt auch die Handlung der Pantomimen eines Theils mehr lyriſcher Art (als eine Reihe von Gefühlszuſtänden), andern Theils mehr äußerlich, d. h. für das Auge beſtimmt; dahingegen der Kampf des Gemüths mit einer höhern Nothwendigkeit, welcher doch die Grundlage der Tragödie zu ſein ſcheint, weder äußerlich angeſchaut, noch lediglich durch Gebärden angedeutet werden kann. Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens aber können durch die Pantomime nur ſcherzend aufgefaßt werden, oder ſie werden durch die Gebärde unwillkürlich verſpottet, da ſie, ſo fern ſie conventionell ſind, ohne Sprache ihre Bedeutung und ihren Reiz faſt gänzlich verlieren. Am angemeſſenſten ſind daher der Pantomime bei ernſter und ſcherzhafter Behandlung die allegoriſchen, idylliſchen und phantaſtiſchen Stoffe, weil dieſe ihrer Natur nach eine Handlung von ſichtbarer Bedeutung am meiſten verſtatten. Was das Darſtellungsmittel der Mimik, die Gebärden ſelbſt, betrifft: ſo müſſen dieſe, um zur äſthetiſchen Form erhoben zu werden, nicht nur ſprechend, deutlich, mannichfaltig und in Beziehung auf das Darzuſtellende vollkommen entſprechend, ſondern auch in ihrem Wechſel und ihrer Folge dem Geſetze übereinſtimmender und wohlgefälliger Bewegung angemeſſen ſein. Theils um dieſe rhythmiſche Bewegung zu begleiten, theils um den Ausdruck der Gebärden zu ergänzen und zu verſtärken, und das Ohr, ohne die Selbſtſtändigkeit der Mimik aufzuheben, zugleich mit dem Auge zu beſchäftigen, hat man faſt überall für nöthig gefunden, mit der Pantomime Muſik zu verbinden. Die Muſik muß in dieſem Falle nicht zu ausgeführt, ſondern gedrängt und charakteriſtiſch ſein. — Allein die Eurhythmie der Gebärdenſprache iſt noch nicht ſtrenge rhythmiſche Bewegung des Körpers, welche mittelſt der Füße bewirkt wird. Letztre iſt Tanz, welcher freilich in ſeiner Vollendung nicht ohne wachſende Gebärden zu denken iſt. Wenn durch mimiſchen Tanz eine Handlung dargeſtellt wird, ſo entſteht das Ballet. Das Ballet iſt daher immer pantomimiſch (ohne Sprache), wiewol die rhythmiſche

Bewegung des ganzen Körpers die Anwendung der Gebärden beſchränkt; aber die Pantomime kann auch ohne Tanz ſein, und wird dann im engſten Sinne Pantomime genannt; denn ſie drückt alles durch Gebärden im ſtrengſten Sinne aus. Die Pantomime hat den Zweck, die lebendige Menſchengeſtalt überhaupt in ihrer charakteriſtiſchen Bedeutſamkeit, das Ballet die reizende Bedeutſamkeit und Fülle wechſelnder Körperformen in harmoniſch gemeſſener Bewegung, beide in poetiſcher Mannichfaltigkeit und dramatiſcher Entwicklung zu zeigen. Der Ausdruck: pantomimiſches Ballet, iſt daher entweder ein Wortüberfluß, oder bedeutet ein ſolches Ballet, in welchem ſtreng rhythmiſche Körperbewegung (Tanz) mit der Darſtellung durch Gebärdenſprache ohne dieſelbe abwechſelt. Dieſer Art ſind die meiſten Ballette. Pantomimen im engern Sinne ſind dagegen weit ſeltner, da die poetiſche Erfindungskunſt in dieſem Kreiſe eben ſowol, als das mimiſche Talent, welches beim Tanze mehr zurücktrit, heutzutage ſelten geworden iſt; die Tanzkunſt hingegen ſchon dadurch, daß der Tanz zugleich geſellſchaftliches Vergnügen iſt, zu ihrer Ausbildung mehr Veranlaſſung erhält. Bei den Griechen war jene Trennung der Mimik und Deklamation, auf welcher die Pantomime beruht, unbekannt; zur Darſtellung der Poeſie verbanden ſich Mimik und kunſtreiche Deklamation mit der Muſik. Wol aber findet man bei ihnen, daß eine Perſon einen Charakter durch Gebärden und künſtliche Bewegungen nach der Muſik (dieſes zuſammengenommen nannten die Griechen ορχησις, die Römer saltatio) darſtellte, während eine andre dazu deklamirte. Auch war dies wegen des Umfangs der alten Theater und der Entfernung der Spielenden von den Zuſchauern, und bei der rhythmiſchen Bewegung, welcher die Deklamation und Aktion gemeinſchaftlich folgten, kaum bemerkbar und auffallend. Ferner wurden wol einzelne Situationen und Menſchen, beſonders Auftritte lächerlicher Art, pantomimiſch, z. B. bei Gaſtmählern, dargeſtellt; aber die Pantomime im eigentlichen Sinne war ihnen fremd. — In Italien wurde der Name Pantomime erfunden, und man bezeichnete früher mit demſelben überhaupt einen Künſtler, der Alles durch Gebärden nachahmt, insbeſondre einen Schauſpieler, der nicht zugleich auch ſeine Rolle deklamirt. Einen engern Sinn erhielt dieſes Wort, ſeit man theatraliſche Vorſtellungen durch bloße Gebärdenſprache gab, saltatio pantomimorum. Dieſe Gattung theatraliſcher Vorſtellungen wurde vorzüglich unter den erſten römiſchen Kaiſern ausgebildet, zu einer Zeit, wo mit dem Verſchwinden der Volksfreiheit auch die theatraliſche Poeſie zu verſtummen anfing. Allein der Grund zu derſelben war in Rom ſchon früher durch die Hiſtrionen (ſ. d. Art.) gelegt worden, welche mimiſche Tänze aufführten, obgleich ſpäterhin dieſer Name der Name aller Bühnenſpieler geworden zu ſein ſcheint. Wahrſcheinlich ging die pantomimiſche Kunſt von der pantomimiſchen Darſtellung einzelner Scenen berühmter Schauſpiele aus, auch ſtellte ein Mime mehrere Rollen dar. Erſt ſpäter findet man von Pantomimengeſellſchaften Spuren. Die Pantomimen aber ſcheinen ſich bei ihren Darſtellungen nicht bloß natürlicher, ſondern auch willkürlicher Gebärden bedient zu haben; wenigſtens fand man ſchon früh für nöthig, den Inhalt deſſen, was ſie durch ſtummes Spiel vorſtellen wollten, durch Ausrufen dem Volke bekannt zu machen, wofür man ſich in neuern Zeiten der Komödienzettel bedient hat. Doch ſieht man, aus einem

alten lateiniſchen Epigramm, in welchem geſagt wird, die Pantomimen haben ſo viel Zungen als Glieder des Körpers, wie weit dieſe Kunſt bei den Alten ausgebildet ſein mochte. Von den Pantomimen ſagt man: fabulam saltant (ſie tanzen ein Stück, in der oben angeführten weitern Bedeutung der saltatio), und ihr Spiel wurde von daktyliſchen Flöten begleitet. Mienenſpiel konnte bei dieſen Darſtellungen eben ſo wenig als bei dem Schauſpiele der Alten Statt finden, weil die Pantomimen wie die Schauſpieler ſich der Masken bedienten. Bathyllus (ſ. d. Art.) und Pylades, die zwei größten Nebenbuhler in dieſer Kunſt, von denen der erſtere, der Schützling des Mäcen, im Komiſchen, der andre aber mehr im Tragiſchen ausgezeichnet war, ferner Hylas u. A. machten unter Auguſt Epoche, und gaben oft Veranlaſſungen zu Unruhen unter dem Volke, welches die Partei des einen gegen den andern nahm. Nach einer gewöhnlichen Meinung werden ſie ſelbſt als Erfinder dieſes ſogenannten italieniſchen Tanzes angeſehen. Die Darſtellungen der Pantomimen huldigten aber, beſonders in der folgenden Zeit, immer mehr der Unkeuſchheit und Sittenloſigkeit; ja ſie wurden, ungeachtet ſie bei dem Volke in großer Gunſt ſtanden, doch wegen ihrer Ausſchweifungen oft aus Rom und Italien verbannt. In ihrer Jugend wurden ſie häufig zu Verſchnittnen gemacht, weil man glaubte, daß ſie dadurch eine größere Geſchmeidigkeit des Körpers erhielten. Viele Schriftſteller des Alterthums rechnen aus dieſen Gründen die Erfindung und Ausbildung der Pantomimen, an welchen in der That die Römer einen wahrhaft leidenſchaftlichen Antheil nahmen, unter die Urſachen der Sittenverderbniß im römiſchen Volke und Staate. Die alten theatraliſchen Pantomimen hörten wahrſcheinlich mit dem Verfalle des römiſchen Theaters im 5. und 6. Jahrh. allmälig auf. Bei den Italienern, die wie alle ſüdlichen Völker in ihren Gebärden lebhafter und beredter ſind als die nördlichen, erhielt ſich jedoch dieſe Kunſt immer in Uebung und großer Theilnahme. In den italieniſchen Maskenſpielen blieb eine Spur derſelben. Die Pantomime in dem oben angeführten ſtrengſten Sinne (als Darſtellung einer Handlung durch mehrere Pantomimen mittelſt der bloßen Gebärden, ohne tanzmäßige Bewegung) iſt erſt in neuern Zeiten erfunden worden. Noch häufiger aber ward ſie mit dem höhern Tanze, vorzüglich von Italienern und Franzoſen ausgebildet. Noverre, der zugleich als Vater der neuern franzöſiſchen Tonkunſt berühmt iſt, machte aus Voltaire's Semiramis eine Pantomime. Gegenwärtig ſcheint der Antheil, den man ſonſt an der Pantomime nahm, ganz dem Ballete oder der pantomimiſchen Darſtellung einzelner Situationen nach Gemälden zugewendet zu ſein. Endlich bemerken wir noch, daß bei vielen orientaliſchen Völkern, namentlich den Perſern und Chineſen, die Aufführung pantomimiſcher Scenen mit muſikaliſcher Begleitung zu ihren Hauptluſtbarkeiten gehört. T.

Panzer, (Georg Wolfgang,) einer der erſten und verdienteſten deutſchen Bibliographen, war am 16. Mai 1729 zu Sulzbach geboren, bekleidete zuerſt die Landpredigerſtelle zu Etzelwang, und wurde dann nach Nürnberg berufen, wo er erſt Diaconus, und ſeit 1773 Schaffer (Hauptpaſtor) an der Hauptpfarrkirche zu St. Sebald war. Hatte er ſich ſchon früher ſeine ländliche Stille durch die Anlegung kleiner geſchmackvoller Sammlungen erheitert (namentlich beſchäftigte ihn hier die Anlegung einer intereſſanten Münzſammlung in ſaubern

Zinnabgüſſen, welche er ſelbſt fertigte), ſo mußte die alte ehrwürdige Stadt mit ihren reichen Schätzen der Literatur und Kunſt ſeinem Sammler- und Forſchereifer nothwendig ein neues weites Feld darbieten. Zuerſt beſchäftigte ihn die Geſchichte der Bibelausgaben, welcher wir nicht nur mehrere gediegne Werke (namentlich ſeine Geſchichte der deutſchen Bibelüberſetzung Luthers, 1783) verdanken, ſondern welche ihm zugleich auch die Veranlaſſung zu einer eignen ausgezeichneten Bibelſammlung wurde, die er 1780 an den damaligen Herzog von Würtemberg im Ganzen überließ. Daneben zog ihn das Sammeln nürnbergiſcher Portraits aller Art an, von denen er ein für die nürnbergiſche Familien- und Kunſtgeſchichte ſehr wichtiges Verzeichniß herausgab (1790 und Supplem. von 1801). Endlich kam er auf eine Idee, durch deren ſtandhafte und gelungne Ausführung er der Wohlthäter und zweite Schöpfer eines der wichtigſten Zweige der Bibliographie geworden iſt. Maittaire hat in ſeinen bekannten typographiſchen Annalen die älteſten deutſchen Drucke begreiflicher Weiſe ſo gut wie ganz übergangen. Dies veranlaßte Panzer zu einem beſondern Werke über dieſelben (Annalen der ältern deutſchen Literatur), welches er anfangs bis auf das Jahr 1520 beſchränkte, ſpäter aber bis zum Jahre 1726 fortführte (Nürnb. 1788—1804, 2 Bde. nebſt Supplem. Leipz. 1802, 4.), und welches durch Vollſtändigkeit und ſchärfſte Genauigkeit, außer ſeiner urſprünglichen Beſtimmung zugleich eine der ſchätzbarſten Materialienſammlung zur Geſchichte der deutſchen Literatur geworden iſt. Kaum war dieſes Werk vollendet, als er den weiten Plan einer allgemeinen Regiſtratur aller bekannten Drucke ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt bis zum Jahre 1536 faßte, ein Werk, welches in Verbindung mit dem vorigen unſre Nation mit gerechtem Stolze allen ausländiſchen bibliographiſchen Leiſtungen entgegen ſtellen darf. Die alten Drucke aller Länder und Sprachen ſind (ein großer Theil nach eigner Anſicht) in alphabetiſcher Folge der Druckorte chronologiſch verzeichnet, kurz, aber genau charakteriſirt, und Angaben der Bibliotheken oder der Werke, in denen ſie verwahrt oder beſchrieben werden, beigefügt. Auch ſein Ulrich von Hutten in literariſcher Hinſicht (Nürnb. 1798, 8.) gehört zu den ſchätzbarſten bibliographiſchen Monographien. Außer den zahlreichen Bibliotheken ſeines Wohnorts (von der Stadtbibliothek war er ſelbſt würdiger Aufſeher) unterſtützte ſeine Arbeiten eine eigne, eben ſo koſtbare und an Seltenheiten aller Art reiche, als an Zahl ſtarke Sammlung, deren nach ſeinem Tode erſchienener Auctionskatalog drei ſtarke Bände füllte. Auch in ſeinem Amte machte er ſich durch verſtändige Verbeſſerungen des öffentlichen Gottesdienſtes und durch Einführung der allgemeinen Beichte und eines neuen Geſangbuchs verdient, und zeigte ſich als einen einſichtsvollen und denkenden Mann. Er ſtarb am 9. Juli 1805 in dem rühmlichen Alter von 77 Jahren.

Panzer, ſ. Harniſch.

Paoli (Pascal), der Geſetzgeber und kühne Vertheidiger von Korſika, ſtammte aus einer angeſehenen korſiſchen Familie. Sein Vater, Hyacinth Paoli, ein verdienter General, der, von der genueſiſchen Regierung verfolgt, ſein Vaterland hatte verlaſſen müſſen (1739) und nach Neapel geflüchtet war, ſandte ihn in einem Alter von 29 Jahren 1755 zu den Korſen, welche ihn zum Generalcapitän der ganzen Inſel ernannten. Als ſolcher ſtand er an der Spitze

einer demokratiſchen Regierung, mit königlichem Anſehn; doch verſchmähte er, den Titel eines Königs anzunehmen. — Die Thätigkeit und Kraft, mit welchen er einen durchgreifenden und verſtändigen Plan, den Zuſtand des verwilderten Volks zu verbeſſern, ausführte, waren für Korſika ſehr wohlthätig. Paoli fand Alles in der größten Unordnung, weder Kriegszucht, noch Geld, noch Waffen, und was das Schlimmſte war, Parteien unter ſeinen Landsleuten. Er ordnete daher die Verwaltung, errichtete ein regelmäßiges Heer, und gründete eine Univerſität, um ſeinen Landsleuten den Sinn für geiſtige Bildung zu geben. Er hob die barbariſche Sitte der Blutrache auf, und führte eine geſetzmäßige Rechtspflege ein. Nachdem er im Innern Ruhe, Ordnung und Einigkeit hergeſtellt hatte, trieb er die Genueſer bis in die entfernteſten Winkel der Inſel zurück, wo ihnen nur vier Plätze übrig blieben, ſo daß ſie zu Frankreich ihre Zuflucht zu nehmen ſich genöthigt ſahen. Seit 1764 beſetzten die Franzoſen dieſe Plätze, während Genua den Krieg gegen den übrigen Theil von Korſika fortſetzte. Aber Paoli und ſein Bruder widerſtanden der Macht von Genua, ſo daß der Senat die Inſel endlich 1768 an Frankreich abtrat. Paoli's Einfluß vereitelte alle Geldopfer, durch die jene Republik den Gehorſam der trotzigen Inſulaner erkaufen wollte; aber eben ſo wirkſam ermuthigte er ſeine Korſen zum Widerſtande gegen Frankreichs Waffen. Noch ein Jahr behauptete er ſich gegen den Marquis von Marbois und den Grafen von Vaux, und zog ſich endlich, von Freunden und Feinden geehrt, 1769 nach England zurück, wo man ihn mit großer Achtung behandelte. — Zwanzig Jahre nachher rief ihn die franzöſiſche Revolution in ſein Vaterland zurück, wo er noch immer viel Einfluß beſaß. Als eifriger Republikaner gewann er bald das Vertrauen der Revolutionspartei. Hierauf begab er ſich im April 1790 nach Paris, um der Nationalverſammlung, die Korſika in den Rang der franzöſiſchen Provinzen aufgenommen hatte, zu danken, und ihr den Eid der Treue zu leiſten. Lafayette ſtellte ihn dem Könige vor, der ihn bereits im Februar zum Commandanten von Baſtia ernannt hatte. Nach ſeiner Rückkehr auf die Inſel ward er zum Befehlshaber der Nationalgarden und zum Präſidenten des Departements erwählt. Als ſolcher befolgte er, dem Anſcheine nach, in den Jahren 1791 und 1792 die Grundſätze der Revolution, faßte aber bald, bei der in Frankreich zunehmenden Anarchie, im Stillen den Vorſatz, Korſika zu einem unabhängigen Staate zu erheben, und rief im Mai 1793 eine Conſulta zuſammen, die ihn zum Präſidenten und Generaliſſimus der Korſen ernannte. Der Nationalconvent lud ihn vor ſeine Schranken; da er nicht kam, ward er am 17. Mai für einen Staatsverräther erklärt, welcher Schuld an dem Mißlingen des Unternehmens gegen Sardinien ſei, und unter Englands Schutze ſich zum unumſchränkten Herrn über Korſika habe machen wollen. Bis zu dieſem Zeitpunkte hatte Paoli mit der Familie Buonaparte im beſten Einverſtändniſſe gelebt; jetzt erklärte ſich dieſe entſchieden für die jacobiniſche Partei, und beide Familien waren auf immer getrennt. Nun verband ſich Paoli mit England, und begünſtigte im Febr. 1794 die Landung engliſcher Truppen, welche mit ihm vereinigt die Franzoſen von der Inſel vertrieben. Allein er ſah ſich bald in ſeinen Erwartungen getäuſcht. England betrachtete die Inſel als eine Eroberung, und der ehrgeizige Paoli war mit dem Theile der Macht,

den man ihm gelaſſen, nicht zufrieden; auch verlor er durch ſeine Verbindung mit den Engländern bei einem großen Theile ſeiner Landsleute Vertrauen und Achtung. Hierzu kam ſeine Feindſchaft mit dem engliſchen Vicekönige Eliot, der ihm weniger Einfluß, als er wünſchte, geſtattete. Er hielt es daher für beſſer, ganz auf die Regierung Verzicht zu leiſten, und ging 1796 nach London, in deſſen Nähe er zurückgezogen von einem ihm von der Regierung ausgeſetzten Jahrgehalte von 2000 Pf. St. lebte. Er ſtarb 1807 in einem Alter von 81 Jahren. Napoleons Ruhm ſoll ihn in ſeiner Einſamkeit mit eiferſüchtigem Unmuthe erfüllt haben. — Unſtreitig gehört Paoli zu den unglücklichen Männern, deren größter Schmerz es war, die Entwürfe eines ganzen Lebens vereitelt zu ſehen und mit dem Kummer eines verfehlten Daſeins zu ſterben. Friedrich der Große nannte ihn den erſten Feldherrn, und Boswell hat (in ſeiner hiſtoriſch-geographiſchen Beſchreibung von Korſika) ihn ſehr anziehend geſchildert. K.

Paphos. Auf der Inſel Cypern gab es zwei Städte dieſes Namens: Alt-Paphos, 10 Stadien von der Küſte entfernt, auf einer Anhöhe, und Neu-Paphos, am Ufer des Meeres gelegen. Die erſte Stadt iſt es eigentlich, welche wegen der dort herrſchenden Verehrung der Venus (daher Paphia, Cypria) im Alterthume vorzüglich berühmt war, und wo Venus zuerſt aus dem Meere ans Land geſtiegen ſein ſollte. Hier befand ſich das alte Bild der Venus, welches keine menſchliche Geſtalt, ſondern ein weißer, gewundner, oben ſpitzig zulaufender Stein war, und der älteſte Tempel dieſer Inſel, wo man der Venus unblutige Opfer Weihrauch und Blumenkränze, darbrachte. Sowol jene Geſtalt als andre Nachrichten ſcheinen zu beweiſen, daß hier ehemals die Verehrung der Venus nach altem phöniciſch-ſyriſchen Cultus herrſchte. (S. Lenz, die Göttin von Paphos aus alten Bildwerken. Gotha 1808). — Als Handelsſtadt und Seehafen war dagegen Neu-Paphos berühmt, eine Stadt, welche häufig durch Erdbeben litt, und unter Auguſt beinahe ganz dadurch zerſtört wurde. Hier predigte Paulus dem Proconſul Sergius das Evangelium. Noch jetzt findet man an ihrer Stelle das kleine Städtchen Baffo.

Papier, Papierſtaude, Arten von Papier, Papiermühlen ꝛc. Papier iſt eine aus verſchiednen Pflanzenſtoffen in Geſtalt dünner Blätter bereitete Maſſe, vorzüglich um darauf zu ſchreiben oder zu drucken. Die älteſte bekannte Art, das ägyptiſche Papier, ward aus der ägyptiſchen Papierſtaude, Cyperus Papyrus, bereitet. Dieſes gehört zu den Gräſern, ihr Halm iſt unten von Scheidenblättern umgeben, oben trägt er eine Blüthendolde. Sie wächſt, nach Plinius, am Nil, und bei Syrakus in ſtehenden Gewäſſern. Den auf uns gekommenen Nachrichten zu Folge, löſ'te man vom Halme des Papierſchilfes die Häute in ganz feinen Schichten ab, breitete dieſe auf einer mit Nilwaſſer befeuchteten Tafel aus, und überſtrich ſie mit heißem klebrigen Nilwaſſer. Auf die erſte Lage ward eine zweite gelegt, zuſammengepreßt, an der Sonne getrocknet und mit einem Zahne geglättet. Das Alter der Erfindung iſt ungewiß. In ſpätern Zeiten wandten die Römer vielen Fleiß auf die Bereitung ihres Papiers; ſie hatten ihre Glutinatores (Leimer), Malleatores (Hämmerer, Klopfer) u. ſ. w., und bereiteten mehrere Sorten. Das meiſte Papier ward in Alexandrien gemacht,

welche Stadt ſich dadurch große Reichthümer erwarb. Im 5. Jahrh. ward es durch ſtarke Auflagen ſehr vertheuert. Im 8. Jahrh. fing es an, durch Baumwollenpapier verdrängt zu werden; doch erhielt es ſich in Italien bis zum 11. Jahrh. — Auch die Eingebornen von Mexiko bereiteten noch vor der ſpaniſchen Eroberung ihr Papier auf ähnliche Art. Sie entfernten aus den Blättern der Agave durch Auswäſſern alles Fleiſch, legten die übriggebliebnen Netze auf einander und überzogen ſie mit einem erdigen Teige, der dem Ganzen viel Feſtigkeit und Elaſtizität gab. — Neben dem ägyptiſchen Papiere finden ſich noch Reſte von Baumbaſtpapier aus jenen alten Zeiten, das aber wegen ſeiner Sprödigkeit und Brüchigkeit nicht ſo allgemein geweſen zu ſein ſcheint. Die Araber lernten 704 das Baumwollenpapier in der Bucharei kennen, bereiteten es nachher ſelbſt aus roher Baumwolle, und brachten dieſe Kunſt im 11. Jahrh. nach Spanien. Hier, wo man die Waſſermühlen kannte, entſtanden eigentlich die erſten Papiermühlen, die ſpäter (1300) auch nach Italien, Frankreich und Deutſchland verpflanzt wurden, und ſchon anfingen, baumwollne Lumpen zu verarbeiten. Dieſes baumwollne Papier war unter dem Namen der Charta serica, cuttunea, gossypina, xylina, damascena, auch Parcamena graeca und des Tuchpergaments bekannt. Es unterſcheidet ſich von dem leinenen Papier durch weniger Zuſammenhalt und größre Brüchigkeit. Aber nach dem Anſehn mehrer ſpaniſchen Papierreſte aus dem 12. Jahrh. zu urtheilen, hat man ſchon damals verſucht, der Baumwolle leinene Lumpen beizumengen, was ſpäter wol auch der Weg geweſen iſt, der zur Erfindung des leinenen Papiers führte. Eigentlich leinenes Papier kommt vor 1318 ſchwerlich vor; von dieſem Jahre aber hat das Archiv des Hospitals Kaufbeuern Urkunden auf leinenem Papier aufzuzeigen, ſo wie im dortigen Stadtarchive mehrere von 1324, 1326, 1331 befindlich ſind, und die erſte Bereitung dieſer Papierart wahrſcheinlich nach Deutſchland gehört. Spanien und Italien haben vor 1367 kein leinenes Papier in ihren Archiven und Bibliotheken. Aus China ſtammt übrigens die Erfindung nicht, da die Chineſen noch gegenwärtig ihr Papier aus rohem Hanfe, Bambus oder Maulbeerbaumrinde bereiten. Leinenes Papier wird ſeiner Feſtigkeit und Brauchbarkeit wegen als das vorzüglichſte geſchätzt. Die erſte Sorge der Papiermacher iſt das gehörige Ausleſen der Lumpen (Hadern); denn Leinwand allein gibt gutes Papier. Alle wollnen, baumwollnen, ſeidnen müſſen abgeſondert, und können höchſtens nur zu geringern Sorten als Zuſatz verbraucht werden. Die leinenen ſortirt nachmals der Papiermacher nach ihrer Feinheit, Güte und Farbe, und reinigt ſie von Staub, Holz, Sand, Erde, durch Ausſchütteln, Klopfen, Waſchen in der Waſchmaſchine (einer großen Tonne, in deren Mitte durch einen Kübel ein beweglicher Rechen gedreht wird), auch durch Sieb- und Beutelvorrichtungen. Dieſe gereinigten Lumpen werden auf einem Klotze zerhackt, oder durch eine Maſchine, der Lumpenſchneider genannt, zerriſſen, und ſodann entweder im Geſchirre zerſtampft oder im Holländer (ſ. unten) gemahlen. Das Geſchirr, Stampfmühle, Hammermühle beſteht in mehrern hölzernen oder ſteinernen Trögen, deren Boden mit Eiſenplatten ausgelegt ſind, und in welchen die Lumpen mit ſtets zufließendem reinen Waſſer benetzt und durch Stampfer (Hämmer) grob zermalmt (ausgefaſert) werden. Das ſchmutzige Waſſer läuft durch unterwärts angebrachte Sieblöcher wieder ab; die Stampfen werden

durch eine Welle mit Daumen abwechſelnd auf- und niederbewegt. Nach einigen Stunden ſind die Lumpen zu Halbzeug ausgefaſert; dieſer wird ſodann mittelſt eines viereckigen Rahmens, des Zeugkranzes, auf Haufen zum Abtrocknen gepackt, woſelbſt er mehrere Wochen ſtehen bleibt, und durch freiwillige Erhitzung in Gährung kommt, welche den färbenden Stoff der Leinwand zerſtört und in Eſſigſäure verändert. Der ſo gebeſſerte Halbzeug wird nachmals, am beſten auf dem Holländer oder auch im Geſchirre, in Feinerungströgen, weiter zu Ganzzeug vollkommen zerſtampft. — Dieſer Holländer, eine holländiſche Erfindung, in der Landesſprache Roerback genannt, iſt eine ſchwere eichene Walze, welche durch ein Kammrad geſchwind umgetrieben wird, horizontal liegt und rund herum mit ungefähr 30 metallnen Schienen nach der Länge belegt iſt, die den Halbzeug auf einer unterliegenden, gekerbten kupfernen Platte (die Platte am Kropfe) zu Ganzzeug zerreibt. Die Maſchine liegt in einem verſchloſſenen Bottig, damit durch den ſchnellen Umlauf nichts verſprützt werde. Hineingeleitetes Waſſer ſpült alles ſchräg über den Kropf und läuft nach unten wieder ab. Auf den holländiſchen Mühlen wird Ganz- und Halbzeug damit zermahlen, wodurch der dritte Theil Zeit, viel Raum, den der große Stampftrog einnimt, erſpart, und große Reinlichkeit der Waare erlangt wird. Bisweilen wird der Ganzzeug noch in Schaumtrögen vollends fein gearbeitet. Jetzt wird er in einer hölzernen Butte mit Waſſer angerührt, und durch einen darin befindlichen kupfernen Ofen, Piſtolet, erhitzt, auch durch Bewegung in Gleichförmigkeit erhalten. Aus dieſem Breie ſchöpft der Buttgeſelle oder Schöpfer mit der durch den Rahmen oder Deckel bedeckten Form ſo viel aus, als er nach der vorgeſchriebnen Stärke der eben zu liefernden Papierſorte, für einen Bogen zu bedürfen glaubt, läßt das Waſſer ablaufen, und ordnet durch Rütteln u. ſ. w. den Brei gleichförmig auf der Form. Dieſes iſt ein den Umſtänden nach eng oder weit geflochtnes Drahtgitter in einem hölzernen Rahmen, der etwas größer iſt, als der zu fertigende Bogen, und worauf ein zweiter leerer Rahmen, gerade von der Größe des Bogens, während des Schöpfens aufgedrückt wird. Nach dem Schöpfen nimt der Geſelle den Rahmen weg, und ſchiebt die Form auf einem ſchrägen Brette ſeinem Gehülfen, dem Kautſcher, zu, der den Bogen auf eine Filzplatte ſtürzt, die leere Form zurückgibt, und fortfährt, Papier und Filz in einem Pauſcht aufzuſchichten. Aus den Pauſchten wird durch Preſſen das Waſſer weggeſchafft und dem Bogen Haltbarkeit gegeben. Der Bogen wird vom Filz abgeſondert und nochmals für ſich gepreßt; feines Papier noch mehrere Male (wird ausgetauſcht), worin eben die beſte Zurichtung beſteht. — Darauf folgt das Trocknen, am beſten auf Rohrſtäben, und ohne Luftzug; nach dem Trocknen das Leimen. Dieſes geſchieht durch Eintauchen mehrer Bogen in eine warme Leimbrühe mit Alaunzuſatz, die in einer kupfernen Schüſſel ſich befindet. Das geleimte Papier wird abermals getrocknet, die zuſammenklebenden Bogen abgeſondert, das ſchadhafte weggenommen (ausgeſchält), und das taugliche in Bücher (Schreibpapier zu 24, Druckpapier zu 25 Bogen) gelegt. Dieſen gibt man unter einer großen, breiten Stampfe Dichtigkeit und Glätte, packt ſie in Lagen von 20 Buch (oder Rieß), welche nochmals geſtampft, und zum Verkauf in Ballen oder Riem zu 10 Rieß verpackt werden. Die Engländer können jetzt Papier in fortlaufenden langen Stücken

100 und mehrere Ellen lang verfertigen. — Papier zum Schreiben, Zeichnen, Zuckerpapier, Preßſpäne werden aus Maſſe gemacht, deren Gährung nicht bis zur Fäulniß fortgeſetzt iſt. Sie ſind derb, hart, elaſtiſch. Druckpapier, Kupferſtichpapier, Kartenpapier ſind aus gefaultem Brei bereitet und weicher. Buntes Papier iſt entweder aus farbigen Lumpen oder gefärbtem Ganzzeuge gemacht, oder wird nach dem Trocknen gefärbt, gemalt, gedruckt; dahin gehören: türkiſches (wahrſcheinlich eine deutſche Erfindung) Marmorpapier, Tapeten. Das weiße Papier theilt man nach der Größe in Royalpapier, das größte, Medianpapier, ordinäres Papier und Cavalierpapier, welches das kleinſte und zum Briefſchreiben beſtimmt iſt. — Nach ihrer verſchiednen Beſtimmung theilt man die Papierſorten in Schreib-, Druck-, Papp- und Löſchpapier oder Makulatur. Das Druckpapier iſt ein ungeleimtes, ſtarkgefaultes Papier. Das Löſchpapier ein ungeleimtes, graues. Das Schreibpapier zerfällt in Notenpapier, welches dick iſt; in fein, mittelfein oder ordinär Schreibpapier (das Poſt- oder Briefpapier iſt eine feinere Sorte); ferner Kanzleipapier und Conceptpapier, ein Schreibpapier von geringer Güte. Gold- und Silberpapier iſt auf einer Seite mit Metallblättchen überzogen. Maroquinpapier hat rothe Lederfarbe und eingepreßte Narben. Pro Patria hat ſeinen Namen von dem ſo lautenden Waſſerzeichen. Steinpapier oder Steinpappe, ein durch beigemengte Erde oder Eiſenocher unverbrennliches Papier. Velinpapier, von ſtarker, weißer, ſehr gleichförmiger Maſſe, ſonſt auch ſchweizer, engliſches oder franzöſiſches Papier genannt, unterſcheidet ſich von dem gewöhnlichen Papiere beſonders dadurch, daß es auf einer ganz glatten, nicht mit Drath bezognen Form gemacht wird, daher keine Reifen hat, und dem feinen Schreib- oder Jungfern-Pergament (franzöſ. Velin) ähnlich ſieht. Einige ſchreiben die Erfindung deſſelben dem franzöſiſchen Buchdrucker Didot (1782), Andre dem berühmten Erfinder des Luftballs, Mongolfier, (1785) zu. — Außer den Lumpen ſind noch viele andre Pflanzenſtoffe zur Papierbeitung geſchickt. Dr. Schäffer, Superintendent zu Regensburg, machte 1765 in ſeinen Verſuchen Papiere bekannt, welche aus Pappelwolle, Wespenneſtern, Hobelſpänen, Hölzern, Mooſen, Flechten, Stroh, Diſteln, Rohrſtengeln, Nußbaumblättern bereitet waren. Senger empfiehlt dazu grüne Waſſerfaden, Conferva; Loſchge die Lohe mit wollnen Lumpen zum Packpapier. Die Chineſen nehmen Bambus, Maulbeerbaumrinde, Seide; die Japaneſen von der Papierbaumrinde, Morus papyrifera, was ſie mit Reisleim behandeln. Feinfaſriger Asbeſt gibt unverbrennliches Papier. Eine lange Zeit hindurch waren Frankreich und Genua beinahe ausſchließlich im Beſitz, das übrige Europa mit den beſſern Papierſorten zu verſehen; ſpäterhin gelang es Holland, trotz der ihm im Wege ſtehenden natürlichen Hinderniſſe (Mangel an Lumpen und an gutem Waſſer) ihnen den Rang abzulaufen, den es auch noch jetzt, nur mit der Einſchränkung, behauptet, daß das engliſche Velinpapier zum Zeichnen u. ſ. w. überall vorgezogen wird. Die deutſchen Papiere ſind im Allgemeinen bisher von minderer Schönheit, als die auswärtigen. Aus Papier maché, einer Maſſe von geſtampftem Papiere, werden mancherlei kleine zierliche Geräthe, als Doſen, Käſtchen u. ſ. w. verfertigt. Papier nennen die Kaufleute auch Wechſel. F.

Papiermünze, gewöhnlich, wiewol unrichtig, Papiergeld

genannt, ſind Papierzettel, verſehen mit dem Charakter der Münze, d. h. mit der Eigenſchaft von allgemeinen Tauſch- und Werth-Ausgleichungsmitteln. Papiergeld iſt in Vieler Ohren ein furchtbarer Ton. Wenige haben einen Begriff davon, wie es möglich ſein könne, einem Dinge ohne Tauſchwerth auf eine dauerhafte Weiſe die Kraft wirklicher Genußmittel und namentlich von Gold und Silber zu verſchaffen. Insbeſondre haben die mannichfaltigen Verluſte und Vermögenszerrüttungen, welche die Einführung von Papiermünze in ſo vielen Staaten verurſacht hat, Mißtrauen dagegen erweckt. Allein es war nicht dieſe Gattung von Münze an ſich, welche ſolche traurige Folgen hatte, ſondern nur der Mißbrauch derſelben, und überall, wo ſie mit Weisheit und Vorſicht eingeführt worden, hat ſie die trefflichſten Wirkungen hervorgebracht; thöricht wäre es daher, wollte man durch die Nachtheile, welche der Mißbrauch der Papiermünze verurſacht, ſich abſchrecken laſſen, nach den Vortheilen zu ringen, welche ein weiſer Gebrauch derſelben unwiderſprechlich gewährt. Die wohlthätigen Wirkungen, welche eine gute Papiermünze auf den Nationalwohlſtand äußert, ſind vorzüglich folgende: 1) Hat eine Nation, welche ſich bisher der Metallmünze bei ihrem Verkehr bedient hat, durch eingetretne Umſtände plötzlich einen Theil ihrer Münzvorräthe verloren, und fehlt es ihr an Mitteln, dieſe Lücke ſo ſchnell, als es ihr Vortheil erheiſcht, wieder auszufüllen: ſo kann eine zweckmäßig eingerichtete Papiermünze ſehr vortheilhaft als Stellvertreter der Metallmünze gebraucht, und dadurch eine außerdem unvermeidliche Stockung des Verkehrs abgewendet werden. 2) Iſt das Land hinlänglich mit Metallmünze verſehen, ſo bewirkt die Einführung der Papiermünze, daß ein Theil der hiedurch überflüſſig gewordnen Münze erſterer Art zu neuen gewinnbringenden Geſchäften benutzt werden kann. Nicht unpaſſend vergleicht Adam Smith die in einem Lande umlaufende Metallmünze mit einer Heerſtraße, die alles Gras und Getreide des Landes in Verkehr und zu Markt bringen hilft, ſelbſt aber nicht einen Halm von beiden erzeugt. Die Einführung einer Papiermünze veranſtaltet eine Art von Fuhrwerk durch die Luft, und macht es dem Lande möglich, einen großen Theil ſeiner Heerſtraße in gute Kornfelder und Wieſen zu verwandeln, und auf ſolche Weiſe das jährliche Erzeugniß ſeines Bodens und Fleißes beträchtlich zu vergrößern. 3) Die Koſten, welche die Nation zur Anſchaffung und Unterhaltung der im Lande erforderlichen Münzmaſſe verwenden muß, werden durch die Einführung von Papiermünze vermindert. Dieſe heilſamen Wirkungen vermag indeſſen die Papiermünze der Regel nach nur ſo lange hervorzubringen, als ſie gut bleibt, und mit der Metallmünze, der ſie gleichgeſetzt worden, Curs zu behaupten im Stande iſt; von dem Augenblick an, da ſie von letztrer ſich loszureißen, d. h. unter deren Pari zu ſinken beginnt, wird ſie fehlerhaft, und droht dem Nationalwohlſtande große Gefahr. Die Nachtheile einer ſolchen fehlerhaften Papiermünze ſind vorzüglich folgende: 1) Das Sinken der Papiermünze verurſacht die Preiserhöhung ſämtlicher in den Verkehr kommenden Waaren, die aber nicht bei allen Dingen auf einmal eintrit, ſondern ſich, von den fremden Kaufmannsgütern anfangend, nur nach und nach, in ungleichen Verhältniſſen, auf die verſchiednen verkäuflichen Dinge, und am ſpäteſten auf den Lohn der Arbeiter jeder Art verbreitet, woraus offenbar für die zahlreiche Volksklaſſe ein ſehr bedeutender Schaden erwächſt.

2) Nicht minder leidet die Nation durch die Verwirrungen, welche dadurch in dem Verhältniſſe zwiſchen Schuldner und Gläubiger entſtehen, was nothwendig eine Stockung, wenigſtens eine Erſchwerung, des allgemeinen Verkehrs nach ſich ziehen muß. Der Grundeigenthümer, welcher ſein Grundſtück verpachtet, der Landbauer, welcher für ſeine Erzeugniſſe, der Kaufmann, der für ſeine Waaren einen gewiſſen Preis in Münze feſtgeſetzt hat, derjenige, welcher einen beſtimmten Gehalt in Münze, als Lohn für verrichtete Arbeit oder geleiſtete Dienſte zu beziehen hat, Alle haben auf einen beinahe unabänderlichen Tauſchwerth der Münze gerechnet, und Alle ſehen ſich durch das fortdauernde Schwanken derſelben getäuſcht, ſobald zwiſchen Abſchließung und Vollziehung des Geſchäfts nur einige Zeit verſtrichen iſt. 3) Der Handel wird durch das Sinken der Papiermünze oft unmöglich, weil aller Kredit dadurch zu Grunde geht, und die Zeit jede Berechnung zu Schanden macht. 4) Geſammelte Kapitale, die, verzinslich angelegt, Handel und Gewerbfleiß belebt haben, verſchwinden zum Theil für den Kapitaliſten, welchem dieſelben in einer Papiermünze abgetragen werden, die ſich von der Metallmünze losgeriſſen hat; der Verſchwender entledigt ſich ſo ſeiner Verpflichtung gegen den Gläubiger mittelſt weit geringerer Werthe, als er ſchuldig iſt, und der ſonſt ſo wohlthätige Darlehnvertrag hat nur Unheil zur Folge. Zwei Urſachen ſind es hauptſächlich, welche dahin wirken, daß die Papiermünze von der Metallmünze, neben der ſie in Umlauf geſetzt worden, ſich losreißt, alſo fehlerhaft wird; 1) die Ausgebung einer unverhältnißmäßig großen, den Münzbedarf der Nation im Binnenverkehre überſteigenden, Maſſe von Papiermünze; 2) die Verminderung des Staatskredits. Das öffentliche Zutrauen, welches die Regierung beſitzen muß, um gute Papiermünze in Umlauf ſetzen zu können, iſt gegründet theils auf die Macht, theils auf den guten Willen derſelben, übernommene Verbindlichkeiten gewiſſenhaft zu erfüllen. Es muß daher das Sinken der Nationalkraft, was auch immer die Urſache davon ſein mag, das Sinken des Werthes dieſer Münzgattung zur unmittelbaren Folge haben, jedes Unglück aber, das ein Volk trifft, muß in eben dem Grade auch ſeine Papiermünze herabſetzen, in welchem es die Allmacht ſeiner Nationalkraft und ſeines Nationalworts vermindert. Nur in ruhigen friedlichen Zeiten laſſen ſich von der Einführung einer Papiermünze die obengedachten günſtigen Folgen erwarten, nur dann läßt ſich hoffen, daß dieſelbe nicht von der Metallmünze ſich losreißen werde, denn nur dann erfreut ſich gewöhnlich die Regierung des zu einer ſolchen Maßregel erforderlichen öffentlichen Zutrauens; nicht, wenn der Staat hinſichtlich ſeiner Finanzen in Verlegenheit gerathen, ſondern nur bei gefüllten Staatskaſſen ſollte daher dieſe Maßregel ergriffen werden, und nie ſollte derſelben ein andrer Zweck zum Grunde liegen, als die Beförderung und Belebung des Nationalverkehrs. Artet die Papiermünze in eine Finanzunternehmung aus, ſo ſchadet ſie nicht allein dem Verkehre, ſtatt ihm zu nützen, ſondern der beabſichtigte Zweck, den Staatsfinanzen eine neue ergiebige Quelle zu eröffnen, wird auch in der Regel gänzlich verfehlt. Zwar vermag die Anwendung dieſes Mittels bisweilen dem öffentlichen Schatze eine augenblickliche Hülfe zu gewähren, aber die Zerrüttung, welche derſelbe in der Folge dadurch erleidet, führt gewöhnlich Nachtheile mit ſich, welche mit jenen augenblicklichen Vortheilen in gar keinem Ver-

hältniß ſtehen. Als vorzügliches Mittel zur Einführung und Begründung der Papiermünzen wird gewöhnlich die Anſtalt der Zettelbanken (ſ. d. Art.) benutzt. (Man vergl. auch d. Art. Münze — Idealmünze).

Papin (Denys), geboren zu Blois gegen die Mitte des 17. Jahrh., war ein Schüler von Huygens und Bayle, verließ wegen der Religionsverfolgung als Calviniſt, Frankreich, und ward Profeſſor zu Marburg, wo er ſtarb. Er hat ſich einen Namen erworben durch die Erfindung mehrerer nützlichen Maſchinen, die in den Nouvelles de la république des lettres, par Bayle, 1685 bis 1687 beſchrieben ſind. Die wichtigſten darunter ſind eine Maſchine, um das Waſſer emporzuheben, und ſein Digeſtor oder der nach ihm benannte papiniſche (oder papinianiſche) Topf. Derſelbe iſt ein cylindriſches kupfernes, inwendig verzinntes Gefäß, welches man durch einen Deckel mit um den Rand gelegter Pappe, vermittelſt einer ſtarken eiſernen Schraube, ſehr genau und feſt verſchließen kann, um das Waſſer darin in einem hohen Grade zu erhitzen, ohne daß die dadurch entſtehenden Dämpfe einen Ausgang finden. Durch dieſe Vorrichtung kann man in heißem Waſſer Körper, die bei gewöhnlicher Siedehitze noch gar nicht angegriffen werden, binnen wenigen Minuten, z. B. Knochen, Elfenbein u. ſ. w. zu Gallerte oder Brei zuſammenkochen, und dadurch auch kräftige Brühen bereiten. Dieſe nützliche Maſchine iſt in neuern Zeiten noch verbeſſert worden. Vergl. den Art. Dampfkochung in der neuen Folge dieſes Werks.

Papinianus (Aemilius), der größte römiſche Rechtsgelehrte ſeiner Zeit, ſtammte aus Benevent, in Italien, oder aus Syrien, und war unter Antonius Pius um das J. Chr. 140 geboren. Er widmete ſich dem Studium der griechiſchen und römiſchen Literatur, der Philoſophie und Rechtswiſſenſchaft, und erwarb ſich ſowol durch ſeine gründliche Gelehrſamkeit, als durch ſeine unerſchütterliche Rechtſchaffenheit, hohes Anſehn und mächtigen Einfluß, gelangte zu den erſten Staatsämtern, und war zuletzt Präfectus prätorio. Der Kaiſer Severus empfahl ihm ſterbend ſeine Söhne Caracalla und Geta. Papinian wandte Alles an, zwiſchen beiden Brüdern die Einigkeit zu erhalten. Aber ſeine treugemeinten Vorſtellungen wurden dem Caracalla ſo läſtig, daß dieſer ihn von ſeinem Amte entfernte, wiewol er fortfuhr, ihn äußerlich als einen Freund und Vertrauten zu behandeln. Als Caracalla endlich ſeinen Bruder hatte ermorden laſſen, foderte er Papinian auf, dieſe ſcheußliche That zu rechtfertigen, empfing aber von ihm die ſtrenge Antwort: daß es leichter ſei, einen Brudermord zu begehen, als zu vertheidigen, und daß es ein zweiter Mord ſein würde, das Andenken des Unſchuldigen zu beſchimpfen. Caracalla verbarg ſeinen Ingrimm; als aber bald darauf, wahrſcheinlich auf des Tyrannen Anreizung, die Prätorianer den Kopf des Papinian foderten, gab er ihn ihrer Wuth Preis, und ließ ihn hinrichten, im J. Chr. 212. Dieſer große Rechtsgelehrte hat mehrere Werke geſchrieben, und verſchiedne ausgezeichnete Schüler gebildet. Sein juriſtiſches Anſehen ſtieg ſo hoch, daß Valentinian III. verordnete, daß in Fällen, wo die Meinungen der Richter getheilt wären, Papinian den Ausſchlag geben ſollte. Everardus Otto hatte Alles ausgezeichnet, was von ihm in den Pandekten enthalten iſt, und ſein Leben beſchrieben.

Pappenheim (Gottfried Heinr., Graf von), einer der ausgezeichnetſten kaiſerl. Feldherren im 30jährigen Kriege, war 1594 geboren, und ſtammte aus einem alt reichs-gräfl. Geſchlechte in Schwa-

ben, das ſeit länger als ſechshundert Jahren das Reichs=Erbmarſchall=amt und das Reichs= Forſt= und Jägermeiſteramt im Nordgau bekleidet hat, und noch jetzt in einer katholiſchen und evangeliſchen Linie fortblüht. Sein feuriger, nach Thaten raſtlos dürſtender Geiſt, und ſein flammender Eifer für die katholiſche Religion und den Kaiſer führten ihn auf den Schauplatz des Kriegs. Die prager Schlacht, welcher er als Oberſt beiwohnte, eröffnete ſeine Heldenbahn. Gefährlich verwundet, warf er durch ungeſtümen Muth mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment darnieder, und lag viele Stunden lang, mit andern Todten verwechſelt, unter der Laſt ſeines Pferdes auf der Wahlſtadt, bis ihn die Seinigen bei Plünderung des Schlachtfeldes entdeckten. Mit wenigem Volk überwand er 1626 vierzigtauſend Rebellen in Ober=Oeſterreich, in drei verſchiednen Schlachten, unter abwechſelnden Siegen, durchzog er darauf das nördliche Deutſchland, vereinigte ſich 1630 mit Tilly zur Eroberung Magdeburgs, und übertraf nach Erſtürmung dieſer unglücklichen Stadt ſelbſt den blutdürſtigen Tilly an Grauſamkeit. Er blieb einige Zeit mit dieſem vereinigt, und folgte ihm nach Leipzig, um unter ihm die vereinigten Schweden und Sachſen zu bekämpfen. Das wilde ſtürmiſche Feuer ſeines Muthes, den auch die entſchiedenſte Gefahr nicht ſchreckte, und kaum das Unmögliche bezwang, machte ihn zum furchtbarſten Arm des Feldherrn, aber untüchtig zum Oberhaupte des Heers. Wenn auch, wie Tilly behauptete, die Schlacht durch ſeine ungeſtüme Hitze verloren ging: ſo iſt doch ausgemacht, daß Pappenheim Wunder der Tapferkeit that, und dem einbrechenden Verderben lange entgegenkämpfte. Er ſammelte darauf die Fliehenden, ſo gut er konnte, entſetzte das von Banner belagerte Magdeburg, und focht mit Vortheil gegen die Schweden in Niederſachſen. Er befand ſich eben auf ſeinen Streifzügen in Halle, als Wallenſtein ihn nach Lützen berief, um Theil zu nehmen an der bevorſtehenden entſcheidenden Schlacht. Nur mit der Reiterei konnte Pappenheim das Schlachtfeld erreichen, wo er Wallenſtein hart bedrängt fand. Seine Erſcheinung hob den Muth der Kaiſerlichen, und ſchien den Sieg auf ihre Seite zu neigen. Voll blutiger Begierde, Guſtav Adolph ſelbſt im Kampfe zu begegnen, ſtürzte er ſich in das dichteſte Schlachtgewühl. Zwei Musketenkugeln durchbohrten ſeine Bruſt, und gewaltſam mußten ihn die Seinen aus dem Handgemenge reißen. (S. d. Art. Lützen, Schlacht bei). Als er vernahm, daß auch ſein edler Gegner gefallen ſei, da erheiterte ſich ſein Auge. „Man hinterbringe dem Herzoge von Friedland,“ rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darnieder liege, aber fröhlich dahin ſcheide, da ich weiß, daß dieſer unverſöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tage mit mir gefallen iſt.“ Er verſchied am Tage nach der Schlacht. Der Kaiſer verlor in ihm einen ſeiner treuſten Diener, die Kirche einen ihrer eifrigſten Verfechter.

Pappkunſt, **Papparbeit**, Kunſt, in Pappe zu arbeiten, war gegen das Ende des vorigen Jahrh. noch wenig bekannt, wurde nur von Einzelnen und unvollkommen oder beſchränkt auf wenige Artikel oder Formen ausgeübt, etwa von Mathematikern zur Darſtellung der geometriſchen Körper, oder von Buchbindern zur Fertigung einfacher Futterale und kleiner Etuis und Beſtecke. Im J. 1797 wurde das Papparbeiten (das Pappen) durch Blaſche's Buch: „der Pappenarbeiter oder Anleitung in Pappe zu arbeiten; vorzüglich Erziehern gewidmet, als nützliche Nebenbeſchäftigung für Knaben und Jünglinge, alſo in pädagogiſcher Hinſicht und zugleich als eine ſelbſt=

ſtändige Kunſt in's Publikum eingeführt." Seitdem hat ſich dieſe angenehme Kunſt theils auf praktiſchem Wege, mittelſt fleißiger Ausübung und Vervollkommnung derſelben, theils auf literariſchem durch die Erſcheinung neuer Schriften über dieſen Gegenſtand, welche unten genannt werden ſollen, immer mehr verbreitet, und durch fabrikmäßige Betreibung derſelben ſind ihre Produkte gegenwärtig und ſchon vor Jahren, auch in den Handel eingeführt. Es läßt ſich der Nutzen dieſer Kunſt und deren Verbreitung von verſchiednen Seiten erwägen; 1) von pädagogiſcher Seite. In dieſer Hinſicht kann man unterſcheiden: a) einen negativen oder vorbauenden Nutzen, in ſofern junge Leute in ihren Freiſtunden, durch das Anziehende der Beſchäftigung, gegen die Gefahren der Langweile und des müßigen Umgangs geſchützt werden; b) einen poſitiven Nutzen, inſofern die Beſchäftigung in verſchiedner Hinſicht bildend iſt, was um ſo mehr der Fall ſein kann, als ſie planmäßig (unter aufmunternder, zurechtweiſender Leitung von Seiten der Erzieher) betrieben wird. Bei der großen Mannichfaltigkeit möglicher Formen ihrer Produkte, bei der noch größern Mannichfaltigkeit möglicher Combinationen zuſammengeſetzter Stücke, bei der Wahl unter verſchiednen Methoden und bei der Freiheit in der Wahl hinſichtlich der äußern Verzierung und Verſchönerung der Erzeugniſſe, muß die Ausübung dieſer Kunſt für junge Leute ein großer Reiz zur Uebung ihrer Erfindungskraft ſein. Es wird überdies Gewandtheit im ſichern Gebrauche der Hände — techniſche Geſchicklichkeit — erworben, welche in vielen Fällen willkommne Anwendung findet, zur Selbſthülfe befähigt und von dem Beiſtand Andrer unabhängiger macht. Endlich gibt man mit der Einführung dieſer Kunſt in das häusliche Leben der Familien, den Kindern ein Mittel in die Hände, durch reelle Früchte ihres Fleißes die Tugenden der Dankbarkeit gegen Eltern und Erzieher und des Wohlwollens gegen ihres Gleichen zu üben. 2) Von diätetiſcher Seite. Mechaniſche Nebenbeſchäftigungen, z. B. das Drechſeln, die Beſchäftigung mit leichter Tiſchler- und Metallarbeiten und ſo auch das Pappen, ſind, als ein treffliches Erhaltungsmittel der Geſundheit, als Reiz- und Gegenmittel gegen die Gefahr, durch zu anhaltende Geiſtesſpannung und vieles Sitzen ſich zu ſchaden, beſonders Gelehrten ſehr zu empfehlen und übrigens auch denjenigen Ständen, deren Beruf eine ſitzende Lebensart erfodert. Zu dieſem Behuf empfiehlt ſich die Pappkunſt vor den andern, vorhin genannten mechaniſchen Nebenbeſchäftigungen durch das Compendiöſe ihres Apparats von Werkzeugen, der daher wenig Raum erfodert, ſich überall anbringen und wieder wegnehmen läßt, ſonſt aber auch durch die oben erwähnte Mannichfaltigkeit, welche geeignet iſt, nicht nur die Hände ſondern auch den Geiſt leicht und angenehm zu beſchäftigen. 3) Von induſtriöſer und merkantiliſcher Seite. Es verdient beachtet zu werden, daß in der Ausbildung und Verbreitung dieſer Kunſt ein neuer Erwerbszweig aufgeblüht iſt, welcher eine Menge Menſchen, wenn auch nicht vollſtändig ernährt, doch in ihrem Erwerb unterſtützt. Auch iſt der vortheilhafte Einfluß nicht zu verkennen, den das Emporkommen der Pappkunſt, hinſichtlich der nöthigen Materialien, beſonders, auf die Erweiterung und Vervollkommnung derjenigen Gewerbe haben mußte, welche dieſelben produciren. Dahin gehört z. B. das Pappmachergewerbe (gewöhnlich von Papiermachern nebenbei betrieben, ſonſt aber auch für ſich beſtehend). Die Manufakturen von farbigen, bunten (marmorirten und gedruckten) und gepreßten Papieren aller Art, von Bordüren, Roſetten und Medaillons aus

farbigen, vergoldeten, bronzirten und verſilberten Papieren, von Leim und andern Bindungsmitteln ꝛc. Die Produkte, welche die Pappkunſt zu liefern vermag, laſſen ſich wegen ihrer Mannichfaltigkeit nicht wohl namentlich aufführen; denn ſie kann, im Nothfall, jede Form nachahmen, aber auch in der Aufſtellung neuer Formen oder Muſter mit jeder andern Formkunſt wetteifern. Futterale, Etuis, Doſen, Körbchen von ſehr verſchiedner Façon und Beſtimmung, Käſtchen oder Behältniſſe von den verſchiedenſten Formen und Einrichtungen (nach der Beſchaffenheit ihrer Beſtimmung oder ihres Gebrauchs), Modelle von verſchiednen Erzeugniſſen der Tiſchlerkunſt, z. B. von Schränken, Kommoden, Tiſchen ꝛc., alles jedoch zu irgend einem Gebrauch eingerichtet, Nachahmungen verſchiedner Blecharbeiten, z. B. Vorſetzbretter, Brod- oder Zwiebackkörbchen, Unterſätze zu Lichtputzen, Trinkgläſern, Bouteillen ꝛc., ſind nur einige Beiſpiele aus der Mannichfaltigkeit möglicher Produkte dieſer nützlichen Kunſt, welche auch als hülfreiches Organ für manche Wiſſenſchaften, beſonders die Naturgeſchichte, hinſichtlich des Aufbewahrens der Naturalien, wozu ſie zweckmäßige Behältniſſe liefert, benutzt werden kann. Durch den Einfluß eines gebildeten Geſchmacks, hinſichtlich der Formen und Formatverhältniſſe, auf die Ausübung der Kunſt, durch die Anwendung verſchiedner Hülfs- oder Verſchönerungskünſte, beſonders der Lackir- und Vergoldungskunſt, durch angebrachte Malerei, durch ſchickliche Wahl und Auftrag ſchöner Bordüren ꝛc. vermag man gegenwärtig den Produkten der Pappkunſt viel Eleganz zu geben. In der Anwendnng antiker Formen auf Papparbeiten zeichnen ſich jetzt die Franzoſen und Engländer aus, erſtre auch durch die Fabrikation vorzüglicher Materialien für dieſe Kunſt, namentlich durch ſchöne Papiere und Bordüren aller Art, vor allem durch ein vortreffliches Goldpapier, und die Deutſchen haben in dieſer Hinſicht noch manches von ihnen zu lernen. Wie jede Formkunſt, d. h. jede, die ſich mit der Formung eines Materials oder einiger beſchäftigt, ſich praktiſch auf die Anwendung und Combination der geometriſchen Grundformen (geometriſchen Körper), theoretiſch auf die Formenlehre und Formendarſtellungslehre gründet, ſo auch vorzüglich die Pappkunſt. Soll daher der Unterricht in dieſer für junge Leute recht nützlich und bildend ſein, ſo darf man nicht ermangeln, ihm eine geometriſche Grundlage zu geben und mit dieſer in ſtete Beziehung zu ſetzen. In Beziehung auf das Pappen und eine verwandte Kunſt, das Papierformen, findet man dieſe Maßregel in folgender Schrift beobachtet: „der Papierformer, oder Anleitung, allerlei Gegenſtände der Kunſtwelt aus Papier nachzubilden. Ein Handbuch für Erzieher, zum Behuf einer gehaltvollen Beſchäftigung für ihre Zöglinge von B. H. Blaſche. Mit 10 Kupfertafeln. Schnepfenthal 1819.“ In genauer Beziehung auf das oben erwähnte Werk: der Papparbeiter ꝛc., ſteht folgende kleine Schrift deſſelben Verfaſſers: „Sammlung neuer Muſter von Papparbeiten, dargeſtellt in Abbildungen derſelben und ihrer Netze. Nebſt speciellen Anleitungen, die als Nachträge zum Papparbeiten zu betrachten ſind. Mit 5 Kupfertafeln. Schnepfenthal 1809.“ Schätzbare Beiträge zur Vervollkommnung der Pappkunſt enthält folgendes Buch: G. H. Ziegler's Anleitung zu den Carton-Arbeiten, gr. 8. Winterthur 1813. Als Kinderſchrift dagegen, die bloß eine leichte Unterhaltung bezweckt, ohne Neues zur Föderung der Kunſt gewähren zu wollen, iſt: Kembörffer's kleiner Papparbeiter, oder deutliche Anweiſung in Pappe zu arbeiten, für Kinder, mit Kupfern. 2. Aufl. Pirna 1815“

zu betrachten, welche Schrift jedoch ihrem Verf. das Verdienſt gibt, zur Verbreitung der Sache, als nützlicher Beſchäftigung für Kinder, beigetragen zu haben.

Papſt, Papſtthum, Päpſte. Papſt (aus dem griechiſch. Pappas, Vater) hat ſich der Biſchof von Rom früher genannt, als er das jetzt mit dieſer Würde verbundne Anſehn erhielt. Seit dem Ende des 4. Jahrh. galt er als der erſte unter den fünf Patriarchen oder Oberbiſchöfen der Chriſtenheit; denn der Umſtand, daß Rom die alte Hauptſtadt des Reichs, und nach der Sage auch der letzte Aufenthaltsort des Apoſtels Petrus war, hatte ihm, als vorgeblichem Nachfolger Petri (ſ. d. Art. Petrus) ſchon längſt ein überwiegendes Anſehn, doch noch keine eigentliche Obergewalt über fremde Sprengel gegeben. Dieſes wußte er durch die Reichthümer der römiſchen Kirche, welche in den meiſten andern Sprengeln Güter beſaß, durch ſchiedsrichterliche Ausſprüche in kirchlichen Streitigkeiten und durch weiſe Benutzung günſtiger Gelegenheiten zur Erweiterung ſeines Wirkungskreiſes zu erlangen. Eine Provinzialſynode zu Sardica im J. 344 und ein kaiſerl. Dekret Valentinian's III. vom J. 445 hatten den Biſchof zu Rom zwar als Primas und letzte Inſtanz der Biſchöfe anerkannt; doch ſelbſt im Occident, wo dieſe Beſtimmungen nur gelten konnten, fand ſeine Anmaßung bis in das 8. Jahrh. noch ſtarken Widerſpruch. Um dieſe Zeit trafen aber mehrere Umſtände zuſammen, die ihm den Weg zur allgemeinen Kirchenherrſchaft bahnten. Dazu gehört die Pflanzung neuer Kirchen in Deutſchland, welche, wie früher die britanniſchen, durch ſeine Miſſionärs (ſ. d. Art. Bonifaz) gegründet, ihm gleich anfangs unterworfen wurden; die politiſche Verwirrung und der Wechſel der Regierungen in Italien und Frankreich; die zwiſchen 830 bis 850 wahrſcheinlich von einem mainziſchen Diaconus Benedikt geſchmiedeten Dekretalen des falſchen Iſidor (ſ. d. Art.), deren Zweck, die Rechte und die Ausübung der römiſchen Obergewalt durch untergeſchobne Briefe und Verordnungen der früheſten römiſchen Biſchöfe bis in die erſten Jahrhunderte zurück zu datiren, und dadurch über allen Widerſpruch zu erheben, bei der Unwiſſenheit jener Zeiten wohl erreicht werden konnte; der Zwieſpalt der orientaliſchen und occidentaliſchen Kirchen, der die letzten immer feſter an ihre Wortführer und Geſchäftsträger, die Päpſte, band; die ſchon durch den Ehrgeiz der Patriarchen allenthalben eingeführte ſtrenge Abſtufung des Ranges der geiſtlichen Würden, die von ſelbſt gleichſam pyramidaliſch auf die Annahme eines höchſten Oberhauptes hinauslief, endlich die perſönliche Ueberlegenheit mehrerer Päpſte über ihre Zeitgenoſſen. So hatten ſchon Leo der Große (ſ. d. Art.) im fünften, Gregor der Große, ein eifriger, heiliger und um die Einrichtung des Kirchenweſens höchſt verdienter Mann von großer Kraft, im ſechsten, und Leo III., der Carl den Großen krönte, im 8. Jahrh. dem päpſtlichen Namen ein Anſehn verſchafft, gegen welches die Patriarchen des Orients nicht aufkamen, und die Fürſten wenig vermochten. Die Erzählung von der Päpſtin Johanna, einer in Mainz und Athen gebildeten Engländerin, die ſich durch ihre Gelehrſamkeit und durch Verleugnung ihres Geſchlechts vom Notarius zu Rom bis zum Papſte emporgeſchwungen, aber nach einer 2½ jährigen Regierung durch ihre unvorhergeſehene Niederkunft ihr Geſchlecht öffentlich verrathen habe, iſt nach neuern Geſchichtsforſchern eine Fabel und Satyre. Unwürdige Päpſte gab es im Mittelalter allerdings; allein nach dem glänzenden Siege den Nicolaus I. (der ſich zuerſt förmlich krönen ließ) in der

Eheſcheidungsſache des Königs Lothar von Lothringen (865) über dieſen und die aus päpſtlicher Machtvollkommenheit von ihm abgeſetzten Biſchöfe von Trier und Köln erkämpft, und nach dem Beiſpiele, das Johann VIII. 875 von einer päpſtlichen Verfügung über die Kaiſerkrone, die er an Carl den Kahlen brachte, gegeben hatte, konnte auch die mehr als hundertjährige Verwilderung und Entweihung des heiligen Stuhls, welche unter dem Einfluſſe der gräflich-toscaniſchen Familie zu Rom 904 mit Sergius III. begann, und durch ruchloſe, wollüſtige Günſtlinge und Verwandte der berüchtigten Markgräfinnen Theodora und Marozia, wie Johann XII., der 956 als ein Jüngling von 18 Jahren und Benedikt IX., der 1033 gar als ein zwölfjähriger Knabe zur päpſtlichen Würde gelangte, fortgepflanzt ward, ja ſelbſt das Aergerniß, daß 1045 drei für Geld gemachte Päpſte zugleich in Rom hauſten, dem römiſchen Einfluſſe keinen weſentlichen Eintrag thun. Die Wildheit des Zeitalters bedeckte dieſe Schändlichkeiten, aus deren Dunkel die Regierung Sylveſters II. (ſ. d. Art.) 999 bis 1003, des, von der Welt als Zauberer angeſtaunten, größten Gelehrten ſeiner Zeit, ehrwürdig hervorleuchtete; die mit dem Verfalle der carolingiſchen Dynaſtie in Frankreich und Deutſchland einreißende Verwirrung gab dem Ehrgeize der Päpſte immer größern Spielraum; ja auch ſeine, während jener Zerrüttungen und Parteiungen Roms, ſchwer verletzte Würde und Unabhängigkeit von dem römiſchen Adel und Volke, erhielt der heilige Stuhl durch die Conſtitution wieder, mit welcher Nicolaus II. 1059 die Papſtwahl (ſ. d. Art. Conclave) in die Hände der Kardinäle legte und aller Einmiſchung der Laien entzog. Von jetzt an ſah man eine Reihe echter Kirchenregenten von großem Sinne und heiligem Wandel auf dieſem damals erſten Throne der Chriſtenheit; Gregor VII. (ſ. d. Art.), der an Geiſt und Kraft alle übertraf, und den Plan der Weltherrſchaft mit bewundernswürdiger Folgerichtigkeit durchzuführen begann; Urban II., der, durch den Gegenpapſt Clemens III. unaufhörlich beunruhigt und mehreremal aus Rom vertrieben, dennoch (1088—1099) mit vielſeitigem, gewaltigen Einfluſſe und ſeltnem Nachdrucke regierte; Alexander III., der während ſeiner Regierung (1160—1181) zwei Gegenpäpſte überlebte und den dritten niederwarf, die Königin von England und Schottland zum unbedingten Gehorſam in kirchlichen Sachen brachte, ſich von Kaiſer Friedrich I. die Steigbügel halten ließ, und die Verfaſſung der Papſtwahl feſtbeſtimmte; und Innocenz III., deſſen Regierung (1198—1216) das Papſtthum auf den höchſten Gipfel der Macht und Würde brachte. Was die Päpſte früherer Jahrhunderte kaum gewollt und nur in einzelnen Fällen verſucht hatten, machten dieſe großen, ihren Zeitgenoſſen überlegnen Männer durch dreiſtes Umſichgreifen und beharrliches Fortſchreiten in Einem Geiſte zur Regel. Sie knüpften die Geiſtlichkeit des weſtlichen und mittleren Europa durch die Einführung einer neuen Eidesformel, (ſ. d. Art. Glaubenseid), durch die Nöthigung zum Cölibat, und durch die Anmaßung des Rechts der Beſtätigung geiſtlicher Aemter (ſ. d. Art. Inveſtitur), welche das Lehnsverband der Biſchöfe mit ihren Fürſten trennen ſollte, und unter Innocenz III. in willkürliche Verfügung über kirchliche Würden und Pfründen ausartete, gleich Vaſallen und eignen Beamten mit unauflöslichen Banden an ihren Stuhl; ſie brachten vermittelſt ihrer Legationen und Nuntiaturen (ſ. Legaten und Nuntien) das biſchöfliche Recht der Entſcheidung in kirchlichen und Eheſachen, und das ausſchließende Heiligſprechungsrecht in ihre

Gewalt, und gaben der päpſtlichen Würde dadurch das Gewicht der einzigen Weihebehörde in der Welt, von welcher alle geiſtliche Gewalt und Amtsbefugniß ausgehe. Die geſammte Kirche ſelbſt machten ſie ſich endlich als einzige ausſchreibende Vorſitzer der Concilien und Nationalſynoden, (deren Beſchlüſſe nur durch päpſtliche Beſtätigung gültig werden ſollten), und durch die nach und nach immer kühner hervortretende Behauptung der Infallibilität (Untrüglichkeit), ihrer Ausſprüche völlig unterthan, und ſchufen ſich durch den klugen Gebrauch der Mönchs=, beſonders der Bettelorden, eine geiſtliche Miliz, die, weil dieſen Orden die Inquiſition, das Beicht= und Predigtweſen und der öffentliche Unterricht auf Schulen und Univerſitäten in die Hände fiel, das geſchickteſte Werkzeug ihrer Politik und eine der ſtärkſten Stützen ihrer Macht geworden iſt. Das Gelingen dieſer Fortſchritte zur unumſchränkten geiſtlichen Oberherrſchaft gab ihnen den Muth, auch nach der weltlichen Souveränität zu ſtreben. Doch ſind die weltlichen Hoheitsrechte des Papſtes viel ſpätern Urſprungs, als die römiſchen Hofſchriftſteller behauptet haben. Die Schenkung Conſtantin's des Großen betraf kein Landesgebiet, ſondern nur einzelne Gebäude und Güter in und bei Rom; durch Pipin's Schenkung (ſ. Kirchenſtaat) erhielt der Papſt nur das dominium utile, d. h. die Nutzung der ihm anvertrauten Ländereien, ward aber dadurch gleich Vaſall der fränkiſchen Könige, und dann der deutſchen Kaiſer, welche die landesherrlichen Rechte über das päpſtliche Gebiet ohne Widerſpruch ausübten, und bis in das 12. Jahrh. keine Papſtwahl ohne ihre Beſtätigung gelten ließen. Erſt Innocenz III. ſetzte es durch, daß Rom, die Marken und die mathildiſchen Erbgüter (ſ. Mathilde) ihm als ſouveränem Landesherrn 1198 huldigten, womit auch der letzte Schatten kaiſerlicher Gewalt über Rom und den Papſt verſchwand. Günſtige Gelegenheiten hatten dem päpſtlichen Stuhl ſchon früher mehrere Königreiche zinsbar gemacht. England befand ſich, ſeit es chriſtlich war, Polen und Ungarn ſeit dem 11. Jahrh., die Bulgarei und Aragonien ſeit dem Anfange des 13. Jahrh., das Königreich beider Sicilien, deſſen normänniſche Könige ſchon Lehnsträger des Papſtes wurden, ſeit 1265, wo Clemens IV. es aus Haß gegen die Hohenſtaufen dem Hauſe Anjou gab, in dieſer Abhängigkeit; ja der Orient würde noch unter die römiſche Herrſchaft gekommen ſein, wenn der Erfolg der Kreuzzüge, die ohnehin im Abendlande, manche den Päpſten vortheilhafte Unordnung des bürgerlichen Weſens und Privateigenthums veranlaßt hatten, weniger vorübergehend geweſen wäre. Innocenz III., der überall genannt werden muß, wo von Erweiterung der päpſtlichen Macht die Rede iſt, durfte ungeſtraft Könige, z. B. Johann von England, ab= und einzuſetzen, und alle Welt mit ſeinen Bannſtrahlen bedrohen; Kaiſer Otto IV. nannte ſich von Gottes und des Papſtes Gnaden; die Könige hießen des Papſtes Söhne, und die Furcht vor den ſchrecklichen Folgen des Interdicts, das er als Statthalter Chriſti über ungehorſame Fürſten und ihre Reiche ausſprach, die Uneinigkeit und Empörungsluſt der Barone, die ſchlechtgeordnete Verfaſſung der Staaten und die großen Mängel der Geſetzgebung unterwarfen die Regenten jener Jahrhunderte von ſelbſt der Vormundſchaft eines Herrn, deſſen Hof die Wiege der neuen Staatsklugheit, deſſen Macht und Anſehn durch die Waffen des Geiſtes, unter dem Schutz der öffentlichen Meinung und des Aberglaubens unwiderſtehlich war. Nicht mit Unrecht wurde daher das Papſtthum ſeit jener Zeit eine Univerſalmonarchie genannt, und die Kardinäle als

Räthe die Legaten in den verſchiednen Reichen der Chriſtenheit als Vicekönige, die Erzbiſchöfe und Biſchöfe als Präfekten und Unterpräfekten, die Pfarrer als Polizei- und Rentbeamte, und die geiſtlichen Orden als das ſtehende Heer des römiſchen Oberhirten betrachtet, deſſen Wink über mehr als 300,000 in dieſen Abſtufungen unter die Völker vertheilter, völlig in ſein Intereſſe verwickelter, unbedingt gehorſamer und durch alle Mittel der Religion und des Fanatismus mächtiger Diener gebot. In der That war auch dieſes Prieſterregiment zur Gewöhnung roher Fürſten und Völker an Geſetzlichkeit und chriſtliche Sitten wohlthätig genug, um in einer Zeit, wo Rechte erſt entſtanden, der Rechtsgründe entbehren zu können. Nur die Monarchie, die ſich durch den allmäligen Erwerb der Länder ihrer Vaſallen und Nachbarn zwiſchen den Pyrenäen und Deutſchlnnd unter allen am glücklichſten ausbildete, Frankreich trat zuerſt mit Erfolg gegen den Papſt in die Schranken. An Philipp dem Schönen fand Bonifaz VIII. (ſ. d. Art.), einer der kühnſten und übermüthigſten Päpſte, ſeinen Meiſter, und ſeine Nachfolger blieben während der Dauer ihrer Reſidenz zu Avignon, von 1309 bis 1376 (eine Periode, die man ihre babyloniſche Gefangenſchaft nennt), unter franzöſiſchem Einfluſſe. Offenbar litt die Selbſtſtändigkeit der Päpſte durch den Umſtand, daß ſie nun an eine beſtimmte politiſche Partei gebunden waren, wenn ſie auch die kräftig erworbnen Vorrechte ihres Stuhls noch fortwährend in allen Gegenden der abendländiſchen Chriſtenheit ausübten. Doch tiefer ſank ihr Anſehn, als 1378 neben dem italieniſchen Papſte Urban VI. von den franzöſiſchen Kardinälen ein Graf von Genf unter dem Namen Clemens VII. zum Papſte gewählt wurde, und jeder nicht nur ſeinen eignen Einfluß auf die ſeiner Partei ergebnen Nationen, nämlich der italieniſche über Italien, Deutſchland, England und die nordiſchen Reiche, der franzöſiſche über Frankreich, Spanien, Savoyen, Lothringen und Schottland behauptete, ſondern auch in eben ſo unverſöhnlichen Nachfolgern fortlebte. Der offene Aemterhandel, die ſchändlichen Erpreſſungen und niedrigen Ränke, worin die meiſten dieſer Gegenpäpſte einander überboten, gaben den Vorläufern der Reformation in England und Böhmen (ſ. d. Art. Huß) gerechten Grund zu Beſchwerden und zu den Foderungen einer Kirchenverbeſſerung. Zwar gelang es der Kirchenverſammlung zu Koſtniz, das große Schisma (ſo wurde dieſe Spaltung der Kirche unter zwei Päpſten genannt) durch Abſetzung der beiden Gegenpäpſte zu endigen; aber der 1417 an ihre Stelle gewählte alleinige Papſt Martin V. (ſ. d. Art.) kam in den Beſitz der Rechte und der Macht ſeiner Vorgänger, ohne die Mißbräuche derſelben abzuſtellen, und ſelbſt die nachdrücklichen Reformationsdekrete der Kirchenverſammlung zu Baſel wurden durch die Liſt und Beharrlichkeit des ſich gegen den Willen dieſes Conciliums behauptenden Eugen IV., aus dem Hauſe Urſini, der von 1431—1477 Papſt war, größtentheils unkräftig gemacht. Frankreich gewann er ſchon 1438 durch die pragmatiſche Sanction, welche die Freiheiten der gallicaniſchen Kirche begründete, und durch Unterhandlungen mit ihm und ſeinem Nachfolger (dem als Freund der alten Literatur und Beſchützer der gelehrten Flüchtlinge aus Griechenland verdienten Nicolaus V.) brachte Aeneas Sylvius, als Geſandter Kaiſer Friedrichs III., 1448 das wiener Concordat zu Stande. Warum aber darin den Beſchwerden der deutſchen Nation ſo wenig abgeholfen, und das päpſtliche Intereſſe ſo ſorgfältig wahrgenommen war, merkten die von dem ſchlauen Unterhändler Aeneas Sylvius zur Annahme überredeten deutſchen Für-

ſten erſt, als letztrer Kardinal und 1458 unter dem Namen Pius II. ſelbſt Papſt wurde. In dieſem Concordate erhielt der Papſt die Beſtätigung der Annaten, des Rechts; die Prälaten zu confirmiren und unter vielen andern Vorbehalten auch die Papſtmonate, oder die nicht mehr nach den Erledigungsfällen, ſondern nach den Monaten der Erledigung (deren ſechs in jedem Jahre ihm vorbehalten waren) mit den Stiftern abwechſelnde Verleihung der Pfründen. Durch allmälige Ausdehnung dieſer an ſich ſchon ſehr beträchtlichen Vortheile, die auch andre chriſtliche Reiche unter andern Titeln gewähren mußten, hatten die Päpſte es noch im 15. Jahrh. wieder ſo weit gebracht, daß ihnen die volle Hälfte der geiſtlichen Einkünfte des Occidents unter mancherlei Namen zufloß. Hülfe gegen die Türken war der gewöhnlichſte Vorwand, wozu jedoch nur ſelten Etwas von dieſen ungeheuern Summen angewendet wurde. Denn theils mußte die Gunſt der Parteien in Rom, unter welchen die alten Geſchlechter der Colonna und Urſini ſeit lange her wetteiferten, erkauft werden, theils nahmen die Bedürfniſſe der Verwandten (vergl. d. Art. Nepotismus) ſo viel weg, daß für das allgemeine Beſte der Chriſtenheit eben nichts übrig blieb. In der Sorgfalt für ſeine Familie trieb es wol kein Papſt weiter, als Alexander VI. (ſ. d. Art.) 1492—1503, der, wenn auch oft zu hart beurtheilt, ſich doch nur als Politiker in Achtung zu ſetzen, aber nie in den geiſtlichen Stand zu finden wußte. Sein Nachfolger Julius II., 1503—1513, brauchte nicht weniger, wegen ſeiner politiſchen Händel und des Kriegs mit Frankreich, in welchem er ſein Heer ſelbſt ritterlich anführte, aber trotz ſeiner Kanonen vor Bayard fliehen mußte. Zum Glück für ihn und ſeinen Nachfolger Leo X. (ſ. d. Art.) wurde Maximilian I. durch äußere Umſtände und endlich durch ſeinen Tod gehindert, mit dem Einfalle einer Vereinigung der päpſtlichen und kaiſerlichen Krone auf ſeinem Haupte hervorzutreten. Durch den Umſtand, daß Deutſchland, Frankreich und Spanien mit einander wetteiferten, ihre Anſprüche auf die Lombardei und Neapel geltend zu machen, und ſich daher wechſelſeitig um die Freundſchaft des Papſtes bewarben, hatte deſſen politiſche Bedeutung ſchon gegen das Ende des 15. Jahrh. von neuem zugenommen, und Leo X. war eben mit Frankreich auf gutem Wege, als das nicht mehr zu wehrende Vordringen des Zeitgeiſtes ein Ereigniß herbeiführte, an welchem die anmaßende römiſche Staatskunſt ſcheiterte. Luther, Zwingli und Calvin waren nur die Herolde und Vorfechter einer Oppoſition, die ſchon das ſtille Bekenntniß von Tauſenden, faſt die Hälfte des Occidents förmlich vom Papſte losriß, während ihn auch die Politik Carls V. immer mehr in den Hintergrund ſtellte. Was frühere Jahrhunderte der Unwiſſenheit dem Papſte zugeſtanden hatten, beſtätigte nun zwar die tridentiniſche Kirchenverſammlung, und die Geſellſchaft Jeſu trat als eine Schutzwache um ſeinen Thron, die die Spuren der Reformation in den katholiſch gebliebnen Staaten zu vertilgen, und was in Europa verloren worden war, durch Miſſionen unter den Heiden zu erſetzen ſtrebte. Doch weder dieſe neue Stütze, noch die Staatskunſt ſchlauer Päpſte, wie Clemens VII., Medicis, 1523—1534, den des Kaiſers General, Carl von Bourbon, 1527 in die Engelsburg trieb, und Paul III., Farneſe, 1534—1549, der ſeinem Hauſe Parma und Piacenza erwarb, noch die mönchiſche Kirchlichkeit Paul IV., Caraffa 1555—1559, noch die Mäßigung Pius IV., Medicis, 1559—1566, der ſich bis zur Verwilligung des Kelchs für die huſſitiſchen Böhmen herabließ, oder die Anmaßung und Härte Pius V., 1566—1572, der

durch ſeine, des ſtolzen Dominikaners und wüthenden Ketzerrichters, der er vorher geweſen, vollkommen würdige Nachtmahlsbulle (In coena Domini) Fürſten und Völker empörte, obgleich ſeine rauhe Sittenſtrenge ihm zur Ehre der Heiligſprechung verhalf; ferner die gemeinnützige Thätigkeit Gregor XIII., 1572—1585, welcher der Welt den verbeſſerten (Gregorianiſchen) Kalender gab, oder die Regentengröße und Weisheit Sixtus V., 1585—1590 (ſ. d. Art. Sixtus), das Glück Clemens VIII., Aldobrandini, 1592—1605, der 1597 Ferrara zum Kirchenſtaate ſchlug, noch endlich die Gelehrſamkeit Urbans VIII., Barberini, 1623—1644, der Urbino dazu brachte, und die Bewegung der Erde um die Sonne von Galilei abſchwören ließ, vermochte das alte Anſehn eines Throns wieder herzuſtellen, auf dem in der Regel nicht die Religion, ſondern die Politik des Eigennutzes und der Herrſchſucht, und im 16. Jahrh. auch meiſt die Schwäche und Beſchränktheit regierte. Vergebens erneuerte man zu Rom die Sprache Gregors VII. und Innocenz III.; auch in katholiſchen Staaten wurde der Unterſchied der kirchlichen Angelegenheiten von den politiſchen ſchon deutlich genug begriffen, um die Einſchränkungen des päpſtlichen Einfluſſes auf die erſten in der Ordnung zu finden. Seit der Mitte des 16. Jahrh. wurde kein deutſcher Kaiſer mehr vom Papſte gekrönt; die Fürſten, die ihm ſeine Politik abgelernt hatten, entzogen ſich ſeiner Vormundſchaft; die Nationalkirchen gewannen ihm Freiheiten ab, die er vergebens ſtreitig machte, und der weſtphäliſche Friede, den der heilige Stuhl nie anerkannt hatte, gab einer Duldung, die mit den Grundlehren des Papismus im geraden Widerſpruche ſteht, eine öffentliche, von allen europäiſchen Mächten verbürgte Geltung. Unter ſolchen Umſtänden konnte nicht mehr von Erweiterung der päpſtlichen Macht, ſondern nur von Anſtalten gegen ihren gänzlichen Verfall die Rede ſein, und der Statthalter Chriſti, der, da er anfing ſich den Knecht der Knechte zu nennen, Herr aller Herren ward, mußte ſich nun in die Rolle eines Unterdrückten fügen, der mehr das Mitleid und die Billigkeit, als den Gehorſam anſpricht. Der Janſenismus raubte ihm einen bedeutenden Theil der Niederlande, ſeine Bullen galten außer dem Kirchenſtaate nichts mehr, ohne die Genehmigung der Könige, die Abgaben aus fremden Reichen, gingen immer ſparſamer ein; in Frankreich, und bald auch in Deutſchland wurde er das Ziel des Witzes, und die würdigen Männer, die den heiligen Stuhl im Laufe des 18. Jahrh. zierten, der gelehrte Lambertini, 1740—1758, (ſ. Benedict XIV.) und der aufgeklärte Ganganelli, 1769—1774 (ſ. Clemens XIV.) mußten die Schuld ihrer Vorfahren büßen, und ſich die Achtung, die dieſe ertrotzt hatten, durch Geduld, Nachgiebigkeit und perſönliche Verdienſte zu erhalten ſuchen. Schlimmer noch ging es ihren Nachfolgern Pius VI., 1775—1799 und Pius VII. ſeit 1800. (Vergl. Pius VI. und VII.) Der Erſtre wurde nach bittern Erfahrungen von den Fortſchritten der Aufklärung, gerade als der Tod Joſeph II. ihm neue Hoffnungen gab (ſ. d. Art. Nuntien), Zeuge von der Revolution, welche die franzöſiſche Kirche von ihm losriß und ihn ſeiner Staaten beraubte. Der Andre mußte ſeine perſönliche Freiheit und den Beſitz des verkleinerten Kirchenſtaats durch ein zweideutiges Concordat 1801 mit Buonaparte und durch ſchmähliche Erniedrigungen erkaufen, um 1809 Beides wieder zu verlieren. Nie war die geiſtliche Würde des Papſtes mehr in's Gedränge gekommen, als durch die Folgen dieſes Unglücks, und wie ſchmerzlich Pius die Demüthigung empfindet, einer Verbindung, welche größtentheils

aus Ketzern (England, Preußen, Rußland) beſteht, ſeine Rettung im Frühjahre 1814 verdanken zu müſſen, hat er nicht nur durch die Wiederherſtellung der Inquiſition, der Jeſuiten- und andrer geiſtlichen Orden, ſondern auch durch die Erneuerung von Foderungen, Widerſprüchen und Grundſätzen gezeigt, die den liberalen Ideen und Beſchlüſſen ſeiner Befreier durchaus entgegen ſind. So hat ſich denn vor unſern Augen, durch die Rückſchritte dieſes Papſtes zum Geiſte des 11. und 12. Jahrh. bewährt, was immer die Hauptmaxime des römiſchen Hofes war, „von ſeinen Behauptungen und Ausſprüchen nie das Mindeſte beſtimmt aufzugeben, ſondern damit nur die gelegne Zeit abzuwarten.“ (Aus dem 1809 nach Paris gebrachten päpſtlichen Archiv ergab ſich unter andern auffallenden Dingen die eigenthümliche echt jeſuitiſche Weiſe der Päpſte, öffentlich geſchloſſne Verträge durch eigenhändige geheime Verwahrungen dagegen für abgedrungen und ungültig zu erklären. So verwahrte ſich Alexander VII. d. 18. Febr. 1664 gegen den Vertrag von Piſa vom 12. deſſelben Monats (ſ. Clemens XIII.) d. 3. Sept. 1764, wegen Vertreibung der Jeſuiten aus Frankreich). Doch dieſe ſcheint noch nicht gekommen zu ſein und wird auch ſchwerlich wiederkehren. Die politiſche Rolle eines Schiedsrichters von Europa möchte wol nie wieder den Päpſten zu Theil werden, und in der franzöſiſchen und deutſchen katholiſchen Kirche regen ſich Elemente eines Freiheitgeiſtes und weitverbreitete Wünſche eines ſelbſtſtändigen Nationalkirchenthums, wobei die alten Theorien der päpſtlichen Curie ſchwerlich wieder zur allgemeinen Ausübung kommen dürften. Was die Politik oder kirchliche Frömmigkeit einiger katholiſchen Regenten dem Papſte in den letzten Jahren zugeſtanden hat, iſt im Art. Concordat angegeben. Ueber die weltlichen Beſitzungen (684 Q. M., 2,425,000 Einw., über 7 Mill. Fl. Einkünfte) des Papſtes ſ. d. Art. Kirchenſtaat. So einfach das Privatleben des jetzigen Papſtes iſt, ſo hat er doch für den Glanz des römiſchen Stuhls durch wiederholte Ernennungen von Kardinälen geſorgt, ſo daß in dem Collegium derſelben am Ende des J. 1820 von 70 Stellen nur 17, theils in pectore beſtimmt, theils erledigt waren. Auch die beiden päpſtlichen Verdienſt-Ritter-Orden vom goldnen Sporn und vom heil. Johann vom Lateran ſind wieder vertheilt worden. Der erſte, geſtiftet 1559, wird in der Kanzleiſprache der Orden der Ritter der goldnen Miliz genannt; die Benennung vom goldnen Sporn gibt man ihm nur im gemeinen Leben. Das Ordenszeichen iſt ein goldnes, weißemaillirtes, achtſpitziges Kreuz, an welchem unten ein goldner Sporn hängt; es wird an einem rothen Bande im Knopfloche getragen. Päpſtliche Beamte, Gelehrte, Künſtler oder Perſonen, die ſich ſonſt um den päpſtlichen Stuhl verdient gemacht haben, und katholiſcher Religion ſind, erhalten ihn. Die Decoration des zweiten Ordens iſt ein goldnes, achtſpitziges rothemaillirtes Kreuz, in deſſen Mitte auf der Vorderſeite Johannes der Täufer und die Inſchrift: Ordinis Institutio 1560. Auf der Rückſeite die päpſtliche Tiare mit kreuzweis aufgeſtellten Schlüſſeln und der Inſchrift: Praemium virtuti et pietati. Er wird, wie der erſte, an einem rothen Bande getragen, und auf gleiche Weiſe vertheilt. Zu ſeinen Breven braucht der Papſt zwei Siegel, das eine heißt: der Fiſcherring, und zeigt das Bild des heil. Petrus wie er eine Angelruthe in das Waſſer hält und wird zu den mit rothem Wachs beſiegelten Breven gebraucht. Auf dem andern Siegel ſieht man die Bilder der Apoſtel Peter und Paul mit einem Kreuze auf der einen und einem Bruſtbilde, nebſt dem Na-

men des regierenden Papſtes, auf der andern Seite. Letztres iſt von Blei und wird an die Bullen gehängt.

Parabel. Dieſes Wort (παραβολή) wird bisweilen von einfachen Gleichniſſen, vorzüglich aber von einer fortgeſetzten Reihe derſelben, oder von einer ganzen Rede in Gleichniſſen (Gleichnißrede) gebraucht; daher paraboliſch gleichnißmäßig. Letztre verhält ſich zum einfachen Gleichniſſe, wie die Allegorie zur Metapher, und darf alſo weder mit der Allegorie, noch mit der Parömie (der ſprichwörtlichen Rede), noch mit der Fabel verwechſelt werden, deren Gebiet ſie oft beſtreift. Die Parabel ſetzt, wie das Gleichniß, da ſie eine Idee von allen Seiten umfaſſen und durch fortſchreitende Bilder einer Art verſinnlichen will, einen ruhigen Zuſtand des Gemüths voraus, der uns erlaubt, bei der Betrachtung eines Gegenſtandes zu verweilen. Sie wird alſo im Lehrvortrage, auch in dichteriſchen Darſtellungen dieſer Gattung, herrſchen, weniger im Epos, am wenigſten in der Lyrik und im Drama, wiewol wir eine ſehr vollendete Parabel (in den drei Ringen) in Leſſing's Nathan finden, welcher ſich ſeiner Natur nach zum Didaktiſchen hinneigt. Die trefflichſten Parabeln oder Gleichnißreden finden wir im alten und neuen Teſtamente, da ſie überhaupt bei den Orientalen gewöhnlicher waren. So ſind z. B. Nathan's Bußpredigt an David, die Erzählung Jeſu vom verlornen Sohne, von den Arbeitern im Weinberge, von dem ungetreuen Haushalter, ausgeführte Parabeln. Unter den Deutſchen haben ſich beſonders Herder und Krummacher in dieſer Darſtellungsart ſehr verdient gemacht.

Parabel, in der Mathematik, eine krumme Linie (Curve), welche einen der drei Kegelſchnitte (ſ. d. Art.) begrenzt; nämlich denjenigen, wo eine Ebene eine Seitenlinie des Kegels und folglich auch den Kegel ſelbſt dergeſtalt ſchneidet, daß die Axe des Schnittes mit der entgegengeſetzten Seitenlinie parallel iſt. Der Punkt, wo die erſtgenannte Seitenlinie von der Ebene geſchnitten wird, heißt der Scheitel. Alle Parallellinien, welche innerhalb der Curve ſenkrecht durch die (aus dem Scheitel mitten durch die Fläche der Curve laufende) Axe gezogen werden, heißen Ordinaten, die Hälften, in welche die Axe ſie theilt, Semiordinaten, die Stücke der Axe vom Scheitel an bis zu ihrem Schneidepunkte mit einer gegebnen Ordinate wird die Abſciſſe der letzten genannt, die beiden Seiten der Curve, vom Scheitel an bis auf die Grundfläche des Kegels, heißen ihre Schenkel. Je näher der Schnitt an der Spitze des Kegels geſchieht, deſto ſchmäler und enger wird die Curve, je weiter davon, deſto mehr divergiren ihre Schenkel. Der Abſtand ihres Scheitels von der Spitze des Kegels beſtimmt ihre Krümmung. Es iſt nämlich mathematiſch erweislich, daß überall in der Parabel das Quadrat der Semiordinate dem Rectangulum aus der zu dieſer Semiordinate gehörigen Abſciſſe und aus einer Linie gleich iſt, welche ſich zum Abſtande des Scheitels von der Kegelſpitze verhält, wie das Quadrat vom Durchmeſſer der Grundfläche zum Quadrat der Seitenlinie des Kegels. Dieſe Linie heißt der Parameter. (S. d. Art.) Ihre Größe bleibt für einen gegebnen Abſtand des Scheitels von der Kegelſpitze, und folglich für eine gegebne Parabel, immer die nämliche, während die Semiordinaten und ihre Abſciſſen ſich ſtets verlängern, je weiter die letztgenannten vom Scheitel entfernt ſind. Iſt der Kegel ſo beſchaffen, daß ſeine Seitenlinie und der Durchmeſſer der Grundfläche, mithin auch ihre Quadrate, einander gleich ſind, ſo iſt auch der Parameter dem Abſtande des Scheitels von der Kegelſpitze gleich, mit andern Worten:

dieſer Abſtand iſt ſelbſt der Parameter. Der Punkt in der Axe, wo die Abſciſſe dem Parameter gleich iſt, heißt der Brennpunkt. Er führt dieſen Namen, weil auf ſeiner Haupteigenſchaft die Theorie des paraboliſchen Hohlſpiegels beruht. Nicht minder weſentlich iſt die Theorie der Parabel für die Artillerie. Jeder Schuß, wie überhaupt jeder Wurf eines Körpers, wenn er nicht ſenkrecht niederwärts geht, gibt die Erſcheinung eines Kampfes der werfenden Kraft mit der Schwerkraft des geworfnen Körpers, und die Eigenſchaften der Parabel dienen, aus dem Verhältniß der Größe beider Kräfte den (krummen) Weg des geworfnen Körpers im freien Raume mathematiſch zu berechnen. Denkt man aus dem Raume die Luft hinweg, ſo iſt erweislich, daß dieſer Weg ſtets eine Parabellinie ſein muß, deren Scheitel die größte Höhe (Entfernung von dem Erd-Schwerpunkte) iſt. Iſt die Richtung des Wurfes horizontal (Kernſchuß), ſo liegt der Scheitel im Anfangspunkte des freien Weges, z. B. in der Mündung des Schießrohres, und der Körper durchläuft einen Parabelſchenkel. Das Verhältniß der Schußkraft zur Schwere der Kugel beſtimmt den Parameter dieſer Parabel, mithin ihre Krümmung, und es läßt ſich berechnen, wie tief in jeder gegebnen Entwerfung die Kugel unter der horizontalen Richtungslinie des Geſchützes ſich befinden wird. Gibt man dem Rohre Elevation, d. h. eine Richtung, welche zwiſchen die Horizontal- und Vertikallinie fällt (Bogenſchuß): ſo durchläuft die Kugel ſteigend den einen, und fallend den andern Schenkel der Parabel, und es läßt ſich wiederum mathematiſch berechnen, in welcher Entfernung ſie wieder in die Horizontallinie fallen wird. Umgekehrt, wenn die Entfernung des Gegenſtandes gegeben (geſchätzt) iſt, den ſie treffen ſoll, nämlich ſeine Entfernung ſowol vom Geſchütz, als von der Horizontallinie: ſo läßt ſich aus denſelben datis, aus der Schußkraft und der Schwere der Kugel die Richtung (der Elevationswinkel) beſtimmen, welche dem Rohre gegeben werden muß. Der Widerſtand der Luft, ihre Friction mit der Kugel, ändert zwar einigermaßen dieſen paraboliſchen Lauf; aber die Abweichung iſt bei dem kleinen Gewehr, wegen der Kleinheit der Kugel unbedeutend bis zur Unmerklichkeit, und bei größerm Geſchütz, z. B. bei Bomben, unterliegt ſelbſt dieſe Abweichung einer mathematiſchen Berechnung, weil der Widerſtand der Luft nach Maßgabe der Größe der Kugel und ihres Triebes bis auf einen gewiſſen Grad der Genauigkeit durch Experimente mit andern bewegten Körpern ausgemittelt werden kann. Selbſt die Dichtigkeit der Luft, welche auf ihren Widerſtand Einfluß hat, iſt meßbar, obſchon die Geſchützkunſt in der Praxis bis dahin die Genauigkeit der Berechnung nicht trieb. (Vergl. d. Art. Balliſtik). Für die Schützen mit dem kleinen Gewehr, beſonders mit Büchſen, ergeben ſich aus der obigen Theorie noch einige nützliche Wahrheiten, worüber der Art. Viſir zu vergleichen.

Paraboliſcher Spiegel, ſ. Brennſpiegel.

Paracelſus, (Philippus Aureolus Theophraſtus Paracelſus Bombaſtus de Hohenheim) war, der gewöhnlichen Meinung nach, im J. 1493 zu Einſiedeln im Kanton Schwyz geboren; Haller indeß glaubt, daß er aus Gaiß im Kanton Appenzell gebürtig geweſen, und zu der noch daſelbſt beſtehenden Familie Hochener gehört habe. Sein Vater, welcher die Arzneikunde übte, ſich auch mit der Chemie beſchäftigte, ertheilte ſeinem Sohne den erſten Unterricht in dieſen Wiſſenſchaften, und übergab ihn dann dem Trithemius, Abt von Spanheim, der in dem Rufe großer Gelehrſamkeit in der Chemie ſtand. Para-

celſus vertauſchte nachher dieſen Lehrer mit Sigismund Fugger, einem großen Operateur. Von beiden erfuhr er manches Geheimniß, und wurde in die Alchymie eingeweiht. Er führte darauf ein unſtetes Leben, durchreiſte einen großen Theil von Europa, und ſuchte nicht bloß auf den vorzüglichſten Univerſitäten und bei den gelehrteſten Männern Unterricht, ſondern nahm in Anſehung von Heilmitteln, Kuraren und Arcanis auch von Barbieren, Beſchwörern, alten Weibern und Quackſalbern guten Rath an. Doch erwarb er ſich auf ſeinen Reiſen eine nicht geringe Kenntniß in der Chemie, und wiewol der Hauptzweck, auf den immer hingearbeitet wurde, der Stein der Weiſen und eine Univerſalmedizin waren, ſo entdeckte er doch beiläufig auch manches ſchätzbare Heilmittel. Auf ſeinen Zügen practicirte er als Arzt und Wundarzt, und wohnte in beiden Eigenſchaften mehrern Schlachten und Belagerungen bei. Einige glückliche, mit den gewöhnlichen Uebertreibungen erzählte Kuren machten ſeinen Namen in Deutſchland berühmt, und die Linderung, die er dem berühmten Buchdrucker Froben, der an der Gicht litt, auf einige Zeit durch ſein Laudanum verſchaffte, bewogen den Magiſtrat von Baſel, ihm den dortigen Lehrſtuhl der Medicin mit einem anſehnlichen Gehalte zu übertragen. In den J. 1527 und 1528 gab er täglich Unterricht, oft in barbariſchem Latein, gewöhnlich aber deutſch, wobei er hauptſächlich ſeine eignen dunkeln Werke erläuterte. Oeffentlich verbrannte er die Werke des Galen und Avicenna, die er für die Verderber der Phyſik erklärte, während er dem Hippokrates die ſchuldige Ehrfurcht zu erweiſen ſchien. Nichts gleicht dem lächerlichen Stolze, mit welchem er die Alleinherrſchaft in der Medizin ſich anmaßte. Obgleich er ſich feurige Anhänger erwarb (Paracelſiſten), ſo ſchreckte doch der Barbarismus und Unſinn ſeiner Vorleſungen viel Lernende zurück. Ein Streit mit dem Magiſtrate, wegen einer zu ſeinem Nachtheile gegebnen Entſcheidung, bewog ihn plötzlich Baſel 1528 zu verlaſſen. Darauf lebte er im Elſaß und in andern Ländern Deutſchlands, brachte ſeine meiſte Zeit in Schenken zu, und zechte ganze Nächte in der gemeinſten Geſellſchaft. Doch wußte er durch einige außerordentliche, durch ſeine kräftigen Mittel bewirkte Kuren ſeinen Ruf zu erhalten. Endlich, wiewol er ſich eines Elixirs rühmte, womit er ſein Leben nach Gefallen verlängern könnte, ſtarb er 1541 an einem Fieber in einem Gaſthauſe zu Salzburg, und ward im St. Sebaſtianshoſpital begraben, dem er ſein mäßiges Vermögen vermachte. Die wiſſenſchaftliche Chemie verdankt ihm ſehr wenige, da er ſein Syſtem der drei Elemente von Salz, Schwefel und Queckſilber von Baſilius Valentinus entlehnte, und durchaus ohne Klarheit und Methode war. Einzelne nützliche Erfindungen und Verſuche gehören ihm an, ſo wie überhaupt das Verdienſt, die Chemie mit der Medizin näher verbunden und auf die Unentbehrlichkeit der erſtern für die letztre aufmerkſam gemacht zu haben. Auch ſcheint er manches bisher für ſchädlich gehaltne Mittel dreiſt angewendet zu haben. Darin beſteht für die Heilkunde ſein Hauptverdienſt; denn ſeine gänzliche Unwiſſenheit in der Anatomie und rationalen Phyſiologie erlaubte ihm nicht, auf die Verbeſſerung der Theorie Anſpruch zu machen; außerdem war er nicht nur Alchemiſt, ſondern auch Aſtrolog, Theoſoph, ſo wie der Magie, Geomantie und anderm myſtiſchen Betruge zugethan. Auch ſuchte er die Kabbala zu erläutern und auf die Medizin anzuwenden. Das Opium ſtand in ſeinen Arzneien oben an; aus Antimonium und Merkur bereitete er ſehr heftig wirkende Präparate. Letztern wandte er

mit Erfolg gegen die veneriſchen Uebel an. Bei Lebzeiten hat er wenig drucken laſſen, aber eine große Menge Schriften ſind nach ſeinem Tode unter ſeinem Namen erſchienen, (vollſt. Ausgabe zu Genf 1658 in drei Foliobänden).

Paraclet, ſ. Geiſt (heil.)

Paradies, griechiſch: παράδεισος, ein großer, ſchöner Garten. Die Bibel erwähnt eines zweifachen Paradieſes: eines irdiſchen, in welchem das erſte Menſchenpaar im Stande der Unſchuld ſeit ſeiner Erſchaffung lebte, bis es aus dieſem glücklichen Aufenthalte um ſeines Ungehorſams willen getrieben und in die Welt hinausgeſtoßen wurde (Eden, der Garten Edens, nach der Urkunde in Südaſien auf dem Gebiete des heutigen Perſiens) und eines himmliſchen, welches als der Aufenhalt der Seligen nach dem Tode bezeichnet wird. Die Vorſtellung, daß der Menſch, je nachdem er gerecht oder ungerecht gelebt, einſt nach dem Tode an einen Ort der Freude oder Trauer verſetzt werde, finden wir faſt bei allen Völkern der Erde wieder, aber unter den mannichfaltigſten Abweichungen und Verſchiedenheiten. Je roher und ſinnlicher die Begriffe eines Volks ſind, deſto roher und ſinnlicher ſtellt es ſich den Ort vor, an dem die Seele nach dem Tode des Körpers fortdauern wird, indem es das irdiſche auf das überirdiſche überträgt. In ſeinem Paradieſe iſt nichts vorhanden von dem, was ihm hier Schmerz oder Kummer verurſacht, dagegen wird ihm Alles zu Theil werden, was ihm hier das Köſtlichſte und Wünſchenswertheſte iſt. Der kriegeriſche Germane ſchmauſte in ſeinem Paradieſe (Wallhalla) mit den Helden der Vorzeit, und ſchlürfte köſtliches Bier aus den Schädeln erſchlagner Feinde; der ſinnliche Mohammedaner ſchwelgt unter Wohlgerüchen in den Armen roſiger Mädchen ꝛc. Der geläuterte Chriſtianismus hat alle irdiſchen Vorſtellungen aufgegeben, und findet den paradieſiſchen Zuſtand der Gerechten nach dem Tode darin, daß ſie, je mehr ſie die Tugend liebgewonnen, um ſo fähiger geworden, ſich in immer größerer Vollkommenheit auszuüben.

Paradies (Maria Thereſia), geb. zu Wien 1759. In ihrem 5. Jahre wurde ſie durch einen gichtartigen Schlagfluß ihres Geſichts gänzlich beraubt. Da ſie für die Muſik viel Neigung zeigte, ließ ſie ihr Vater vom 7. Jahre an auf dem Fortepiano und im Geſange unterrichten. Schon nach drei Jahren ſang ſie zu Wien in Pergoleſe's Stabat mater als erſte Sopranſängerin, wobei ſie ſelbſt auf der Orgel accompagnirte. Die dabei anweſende Kaiſerin, Maria Thereſia, ſetzte ihr ſogleich ein Jahrgeld von 200 Gulden aus. Bald brachte es die junge Künſtlerin durch Kozeluch's Unterricht ſo weit, daß ſie gegen ſechzig Klavierconcerte mit der größten Genauigkeit ſpielen lernte. 1784 trat ſie darauf eine muſikaliſche Reiſe an, und erregte in London 1785, Bewunderung und Theilnahme. Beſonders rührend weiß ſie ihr Schickſal in einer Kantate von dem gleichfalls blinden Dichter Pfeffel, in Muſik geſetzt von Kozeluch, vorzutragen. Ihr Gedächtniß iſt bewundernswürdig treu; ihre Compoſitionen, deren Anzahl nicht klein iſt, und welche meiſtentheils für den Geſang ſind, dictirt ſie Note für Note in die Feder. Es ſind Stücke darunter von bedeutendem Umfange. Auch in andern Wiſſenſchaften, z. B. in der Geographie, im Rechnen ꝛc. iſt ſie wohlerfahren. Dabei iſt ſie heiter, unterhaltend, witzig und höchſt anziehend. Noch lebt ſie in Wien als Vorſteherin einer trefflichen muſikaliſchen Bildungsanſtalt.

Paradiesvogel. Dieſer in Neuguinea nnd den benachbarten oſtindiſchen Inſeln einheimiſche Vogel, von dem man jetzt mehrere

Gattungen kennt, zeichnet ſich vor allen andern durch die unnachahmliche Farbenpracht ſeines Gefieders aus. Sonſt erzählte man ſich allerlei Fabeln von ihm, z. B. daß er ohne Beine zur Welt komme und ſein ganzes Leben hindurch in der Luft ſchwebe, daß er bloß vom Thau lebe u. dergl., deren Ungrund man jetzt kennen gelernt hat. Eigenthümlich behandelt und für den Handel zubereitet, wird der Paradiesvogel auch zum weiblichen Kopfputz gebraucht. Der Preis iſt dann gegen funfzig Dukaten.

Paradox, ein griechiſches Wort, womit dasjenige bezeichnet wird, was gegen Meinung und Erwartung (paradoxan) verſtößt oder ausſchlägt, das Unglaubliche, Unvermuthete. Paradoxie, die Sonderbarkeit in Meinungen. Im Gebiete der Wiſſenſchaft oder des Geiſtes nennt man ſo, was gegen die herrſchende, für wahrangenommne Anſicht verſtößt, eine Behauptung oder ein Satz, welcher durch eine ſcharfſinnige, keck und ohne Weiteres hingeſtellte Folgerung aus weggelaſſnen vorhergehenden Sätzen entſteht. Es erhellt von ſelbſt, daß an ſich der Sinn dieſes Worts bloß ein beziehungsweiſe wahrer iſt, und eine Schule die Behauptungen der andern paradox finden kann, weil ſie eben von einander abweichen, daß aber darum noch nicht entſchieden iſt, ob die ſo benannte darum auch verwerflich ſei. In einem Zeitalter, welches rüſtig in der Wiſſenſchaft fortſchreitet, muß darum, und weil der Forſchungstrieb, wie er ſich in den Schulen ausſpricht, auch ſeine üppigen Auswüchſe hat, manches paradox ſcheinen, weil es gegen eine frühere, beſchränktere Anſicht verſtößt, obwol es an ſich in einer geſetzmäßig aufgebauten Anſchauungs- und Begriffsreihe ganz natürlich und nichts weniger als unerwartet, oder ganz falſch iſt.

Paraguay, ein Landſtrich von 40,000 Q. M. in Südamerika, welchen der Paraguay durchſtrömt, der nach ſeiner Vereinigung mit dem Parana (bei Corrientes) und Uraguay den Namen Rio de la Plata erhält. Dieſes Land, das zwiſchen Braſilien, dem äthiopiſchen Ocean, Peru, Patagonien und Tucuman liegt, bildet jetzt größtentheils die Republik Buenos-Ayres (ſ. d.); das vom Plata öſtlich liegende Land aber iſt theils von den Portugieſen beſetzt, wie Monte Video, theils ward es bis 1820 von dem Inſurgenten-Anführer Artigas behauptet. Noch ehe Cortez ſeinen Eroberungszug nach Mexiko ausführte, entdeckte (1516) der Großſteuermann von Caſtilien, Diaz de Solis, die Landſchaften um den Paraguay. Er verlor im Kampfe mit den Wilden das Leben. In der Folge legte zwar (1526) der Spanier Sebaſtian Cabot am Ausfluſſe des Paraguay eine Feſtung an, allein ſowol dieſe Niederlaſſung, als auch das einige Zeit nachher gegründete Buenos-Ayres wurden wegen der beſtändigen Ueberfälle der kriegeriſchen Einwohner wieder verlaſſen. Darauf ſiedelten ſich die Europäer 150 Meilen weiter landeinwärts am Paraguay, zu Aſſumcion, an, denn dort waren die Einwohner weniger kriegeriſch. Doch vierzig Jahre ſpäter (1531) wurde ein Theil der Koloniſten auf Befehl der ſpaniſchen Regierung, um der nähern Verbindung mit dem Mutterlande willen, durch Jouan Ortis de Zarate nach Buenos-Ayres zurückgeführt, und dieſe Anſiedelung erhob ſich bald zu einem bedeutenden Handelsorte, ſo daß die eine der vier großen ſpaniſchen Statthalterſchaften in Amerika nach ihr benannt wurde (vergl. Südamerika). Das eigentliche Paraguay (6840 Q. M. mit 560,000 Einw.), mit der Hauptſtadt la Aſſumcion, wurde 1776, als das Vicekönigreich Rio de la Plata gebildet worden war, dieſem

einverleibt. Früher hatten hier die Jeſuiten eine merkwürdige Niederlaſſung gegründet, die zu ihrer in den J. 1759 bis 1767 erfolgten Verbannung aus Portugal und Spanien die erſte Veranlaſſung wurde. Sie hatten nämlich ſchon im 17. Jahrh. in Paraguay einen fruchtbaren Landſtrich ſich einräumen laſſen, den ſie mit 50 Hirtenfamilien beſetzten, welche ſie zum Ackerbau gewöhnten und in Handwerken unterrichteten. Weil aber die Sittenloſigkeit der neuen Ankömmlinge ihrem Bekehrungswerke ſehr im Wege ſtand: ſo machten ſie der ſpaniſchen Regierung den Antrag, daß ihnen das Miſſionsgeſchäft in Paraguay ausſchließlich (d. h. mit Ausſchluſſe aller Spanier) überlaſſen werden möchte, indem ſie ſich zugleich erboten, die ſpaniſche Sprache dort einheimiſch zu machen, und für jeden Kopf der mannbaren Einwohner jährlich einen Piaſter (1 Thlr. 8 Gr.) an die Krone Spanien zu erlegen, auch auf Erfodern eine Anzahl derſelben zum Dienſte des Königs zu ſtellen. Die Regierung genehmigte dieſen Antrag und machte dadurch die Jeſuiten gleichſam zu Herren jenes Landes, wo ſie um das J. 1667 über 40 Miſſionsbezirke (Doctrinae), meiſtens am Strome Uraguay, mit einer Bevölkerung von mehr als 100,000 Einw. beherrſchten. Kein Spanier wurde in dieſen Bezirken geduldet, vielmehr der Haß der Einwohner gegen die Spanier und Portugieſen genährt. Die Jeſuiten wußten ſich ſogar eine bewaffnete Macht zu verſchaffen, indem ſie die Trennung der Portugieſen von den Spaniern (1640, als Braſilien an Portugal fiel) benutzten, um von der Regierung Waffen zu bekommen, damit ſie den Feind von den Grenzen abhalten könnten. Unter dem Vorwande, ſich gegen die Anfälle der benachbarten wilden Völkerſchaften ſicher zu ſtellen, erbauten ſich auch Feſtungen, und bildeten einen förmlichen Kriegsſtaat, wofür ſie den Aufwand einzig aus den Quellen des Landes beſtreiten wollten, ohne von der ſpaniſchen Regierung je etwas zu verlangen. So hatten ſie allmälig einen theokratiſchen Staat errichtet, der im 18. Jahrh. das eigentliche Paraguay, Tucuman, Rio de la Plata und das Corregimento Tarja umfaßte; der Sitz des dirigirenden Provinzials und ſeiner vier Conſultatoren war Cordova, wo auch eine hohe Schule errichtet worden war. Die Jeſuiten waren im Beſitz des ganzen Handels mit den köſtlichen Landeserzeugniſſen; die Eingebornen konnten weder über ihre Perſonen, noch über ihren Erwerb oder ihr Vermögen frei verfügen, Keiner arbeitete für ſich ſelbſt, ſondern alle gemeinſchaftlich für den Staat, allein ſie wurden dafür auch aus der allgemeinen Staatskaſſe mit allen Bedürfniſſen verſorgt. Durch ihr kluges Benehmen und falſche Darſtellungen von der Lage der Dinge gelang es ihnen, beinahe 150 Jahre lang die ſpaniſche Regierung zu täuſchen, und ſie mit der übernommnen mäßigen Grundſteuer zu befriedigen. Allein der Vertrag zwiſchen Spanien und Portugal von 1752, durch welchen an letztres ſieben Miſſionsbezirke der Jeſuiten abgetreten werden ſollten, gab die Veranlaſſung, den wahren Plan der Jeſuiten zu enthüllen. Als dieſe nämlich, um die Vollziehung des Vertrags zu hindern, durch heimliche Ränke über Grenzberichtigungen zwiſchen den Spaniern und Portugieſen Streitigkeiten zu erregen geſucht, und endlich ſogar die Einwohner angereizt hatten, mit den Waffen in der Hand ſich den zu dem Theilungsgeſchäfte abgeordneten ſpaniſchen und portugieſiſchen Commiſſarien zu widerſetzen, erkannte man in Madrid und Liſſabon, welche gefährliche Macht in den Händen dieſer ſtaatsklugen Bekehrer ſei. Beide Regierungen vereinigten ſich, die Macht derſelben zu brechen; allein ſie bedurften dazu

bedeutender Verſtärkung, da die Jeſuiten ein wohl ausgerüſtetes Heer von 20,000 Mann aufſtellten. Doch dieſes wurde von dem vereinigten ſpaniſch-portugieſiſchen Heere (1756) geſchlagen, und damit der Orden nicht nur aus dem ſchönen Paraguay, ſondern zehn Jahre ſpäter aus der ganzen ſpaniſchen Monarchie und aus Portugal vertrieben. Paraguay iſt ein ebenes Land, das ein geſundes Klima und häufige Gewitter hat; auch iſt es hier und da feucht, weil es aus lauter Wieſen beſteht; daher eignet es ſich bei ſeiner trefflichen Bewäſſerung vorzüglich zur Viehzucht. Heerden von Hornvieh und Pferden bedecken ſeine Ebenen, und manche Meierei zählt mehr als 10,000 Schafe. Zwar liefert es kein Gold und Silber, allein aus ſeinem Handel mit Chili und dem Vertriebe ſeiner einheimiſchen Erzeugniſſe (Tabak, Zukker, Indigo, Seide und Baumwolle, Leder, Wachs, Holz und das geſuchte Paraguaykraut oder vielmehr die Blätter des Baumes Kan, die als Thee verführt werden, und wovon Chili allein jährlich für eine Million Thaler erhält) floſſen ehemals große Schätze nach Europa. Unter den eingebornen 50 verſchiednen Volksſtämmen, die das Land heutigen Tages noch bewohnen, zeichnen ſich die Abiponer, eine berittne Nation, durch ihren ſchönen Wuchs aus. La Aſſumcion, die Hauptſtadt des Landes, am Fluſſe Paraguay, mit 7000 Einwohnern, iſt der Sitz einer Audienza und eines Biſchofs. Charcas und Corrientas ſind kleinere Städte. Außer dem Paraguay (la Plata) wird es noch vom Parana, Piliomayo, Bermejo (Vermejo), Salado und andern Flüſſen durchſtrömt. Seit 1810 wird dieſes Land, unabhängig von Spanien und getrennt durch Buenos-Ayres, von dem Director Francia regiert. (S. in dem Art. Südamerika die Geſch. der Inſurrection im ſpaniſchen Amerika). Das portugieſiſche Paraguay liegt öſtlich vom ſpaniſchen, gehört zu Braſilien, und iſt vom ſpaniſchen Paraguay durch eine Gebirgskette getrennt.

Paralipſis (παράλειψις), bei den Lateinern praeteritio (Ueberſetzung, iſt diejenige Redefigur oder Wendung der Rede, vermöge deren man ſagt, man wolle einen Gegenſtand nicht erwähnen, während man ihn doch eben damit, wenigſtens leicht, berührt, z. B. ich übergehe die Verläumdungen ꝛc., ich ſchweige von den Vergehungen ꝛc. und ſpreche nur ꝛc.

Parallaxe heißt der Winkel, den zwei verſchiedne Geſichtslinien zu einem und demſelben Gegenſtande mit einander bilden. Man denke ſich, daß von den beiden Endpunkten einer geraden Linie aus ein dritter Punkt geſehen werde: ſo bilden die beiden Geſichtslinien zu demſelben mit jener Grundlinie ein Dreieck, deſſen Scheitelwinkel die Parallaxe iſt. Dieſelbe dient vorzüglich in der Aſtronomie zur Berechnung der Entfernung der Himmelskörper. Vergl. d. Art. Aſtronomie.

Parallele. Parallellinien heißen zwei gerade Linien, die in's Unendliche fort verlängert, niemals zuſammenſtoßen, oder die überall gleichen Abſtand von einander haben. Daher heißt Parallele auch die Vergleichung zweier Gegenſtände, namentlich die hiſtoriſche, z. B. verſchiedner Zeiten, oder berühmter Männer. So ſchrieb Plutarch biographiſche Parallelen. Auch heißt parallel, was eine fortgeſetzte Vergleichung verſtattet, oder überhaupt in mehrern Theilen ſich ähnlich iſt; und dies Verhältniß jener Dinge Parallelismus, z. B. bibliſcher Stellen (Parallelſtellen) ꝛc. Parallelogramm iſt eine vierſeitige Figur, deren einander gegenüberſtehende Seiten Parallellinien bilden, und Parallelepipedum eine Figur, welche von ſechs Parallelo-

grammen angeſchloſſen iſt, ſo daß die einander gegenüberſtehenden gleich laufen, = ein länglicher Würfel. Parallelkreiſe, oder auch Breitenkreiſe, ſind an der Erdkugel die dem Aequator gleichlaufenden Kreiſe. Parallelen ſind in der Kriegskunſt die Gräben, welche die nach der Feſtung zuführenden Laufgräben mit einander in Verbindung ſetzen, und ihren Namen daher führen, daß ſie mit dem Umriſſe der Feſtung gewöhnlich gleich laufen. Sie dienen zum Sammelplatze der gegen die Feſtung zu richtenden Kräfte. In der Regel werden bis zum Breſcheſchießen drei Parallelen erfodert, wo die erſte, d. i. entfernteſte von der Feſtung, nach Umſtänden, in einer Entfernung von 600—900 Schritten vom bedeckten Wege der Feſtung, und die letzte, welche die Breſcharbeiten aufnimt, auf dem Glacis ſelbſt angelegt werden. Man nennt Vauban als ihren Erfinder; wenigſtens hat er ſie zuerſt 1673 bei der Belagerung von Maſtricht angewendet.

Paralytiſch, von dem griechiſchen Worte παράλυσις (die Auflöſung, Zerſtörung, Schwächung), heißt in mediziniſcher Bedeutung ſo viel als gelähmt und bezeichnet den Zuſtand des Körpers, da ein Theil deſſelben der Empfindung und wirklichen Bewegung beraubt iſt, Gliederlähmung, Paralyſe überhaupt. Man unterſcheidet den vollkommnen paralytiſchen Zuſtand, da Beides, Gefühl und freiwillige Bewegung, z. B. des Arms, fehlt, und den unvollkommnen, da ein Theil des Körpers nur des Gefühls allein, oder der Bewegung allein beraubt iſt. Inſofern Gefühl und Bewegung von dem Nerven- und Muskelſyſteme abhängen, kann der Sitz des paralytiſchen Zuſtandes nur in dieſen beiden ſein. Da aber das eigenthümliche Geſchäft der Muskeln, nämlich die Bewegung, ſelbſt bloß in dem Einfluſſe des belebenden Nerven gegründet iſt, ſo folgt, daß jeder paralytiſche Zuſtand ſeinen Grund in einer unterdrückten Thätigkeit desjenigen Theils des Nervenſyſteus haben muß (ſ. d. Art. Nerven), welcher das Gefühl und die wirklichen Bewegungen vermittelt, alſo des Gehirns, als des Mittelpunkts des ganzen Nervenſyſtems, der von ihm abgehenden Nervenpaare, der Nerven des verlängerten Marks und des Rückenmarks, der Nervenpartien des Geſichts der Arme und Hände, der untern Extremitäten und der Nerven der, der Willkür unterworfnen Schließmuskel. Betrifft die Unterdrückung der Nerventhätigkeit das Gehirn in ſeinem ganzen Umfange, ſo erfolgt ein allgemeiner paralytiſcher Zuſtand, der auch Apoplexie oder Schlagfluß genannt wird; betrifft ſie nur einen Theil des Gehirns, oder irgend eine der gedachten Nervenpartien, ſo entſteht einſeitige Lähmung des Körpers, theilweiſe Lähmung des Geſichts, des Arms und Beins der einen Seite, Verzerrung des Mundes, Unfähigkeit den Arm oder das Bein zu bewegen, Mangel der Sprache, Lähmung der Schließmuskel, Unfähigkeit den Urin zu halten, 2c. Alles, was die Nerventhätigkeit anhaltend ſtört und aufhebt, kann paralytiſchen Zuſtand hervorbringen. Die häufigſten Urſachen ſind ſolche, die einen Druck auf das Gehirn, Trennung der Nerven, einen Druck auf den Stamm oder mehrere Zweige einer Nervenpartie, oder materielle Zerſtörung deſſelben, Mangel an Ernährung deſſelben bewirken, z. B. Ueberhäufung des Gehirns mit Blut, oder wäſſerigen Feuchtigkeiten, Anſammlung von krankhaften Materien um einen Nervenſtamm, z. B. von Gicht und Rheumatismus, Unterbindung oder Durchſchneidung eines bedeutenden Nerven, Knoten, die ihn drücken, Geſchwüre, die ihn zerſtören, Erſchütterungen, von einem Falle oder Schlage, Verrückung aus der Lage, Quetſchung durch eine Verrenkung, z. B. der Wirbelknochen,

wodurch ſo oft ein paralytiſcher Zuſtand der untern Gliedmaßen und der Blaſe entſteht. H.

Paramaribo, die Hauptſtadt in Surinam (ſ. d. Art.)

Paramythien ſind kleine erzählende Dichtungen, zur Unterhaltung und Belehrung.

Paranymphe. Bei den Griechen eine Art von öffentlichen Beamten, welche den Hochzeitfeierlichkeiten vorſtanden, und inſonderheit das Brautbett unter ihrer Aufſicht hatten; bei den Römern, drei junge Leute, welche die Neuvermählte in das Haus des Bräutigams geleiteten, Brautführer; bei den Hebräern, ein Freund des Bräutigams, der bei den Hochzeitfeierlichkeiten den Vorſitz hatte und die Braut dem Bräutigam zuführte.

Paraphe, Handzug, iſt derjenige Zug, den man bei Unterzeichnung ſeines Namens anzuhängen pflegt, um die Nachahmung zu erſchweren.

Paraphernalgüter, Paraphernalien, Paraphernalvermögen iſt alles dasjenige, was die Frau außer ihrem Heirathsgute beſitzt, ſie mag es nun bei Schließung der Ehe ſchon beſeſſen, oder während der Ehe erworben haben. Außer den vor der Frau eingebrachten ökonomiſchen Gegenſtänden gehört alles zu ihrem Paraphernalvermögen, wenn nicht etwas ausdrücklich für Brautſchatz erklärt iſt, oder wenn nicht die Ehefrau ihrem vorigen Manne ihr ganzes Vermögen zum Brautſchatz gebracht hatte, und dem jetzigen Ehemanne ſtillſchweigend dieſelben Rechte zugeſteht. Dem Ehemanne kommt Nießbrauch des Paraphernalvermögens zu.

Paraphraſe, die Umſchreibung oder erklärende Uebertragung einer Schrift, Stelle oder eines Spruchs ꝛc. wie andre Worte derſelben oder einer andern Sprache. Die Ueberſetzung oder Uebertragung aus einer Sprache in die andre iſt davon zu unterſcheiden. Dieſe ſoll nicht mehr und nicht weniger ausdrücken als das Original. Die Paraphraſe dagegen hat den Zweck, den Text zu erklären, ohne bloßer Commentar zu ſein. Beim Paraphraſiren iſt daher der Ausdruck abſichtlich weitläufiger, als beim Ueberſetzen; der Paraphraſt will nur den Sinn, der Ueberſetzer auch den Styl übertragen.

Paré (Ambroiſe), der Vater der franzöſiſchen Wundarzneikunſt, wurde zu Anfange des 16. Jahrh. zu Laval, im Depart. Mayenne, geboren. Sein Vater gab ihn zu einem Kaplan in die Koſt, der aber für das geringe Jahrgeld, das ihm für den Unterricht des Knaben im Lateiniſchen bezahlt wurde, ſich dadurch entſchädigte, daß er ihm Gartenarbeit und die Wartung ſeines Maulthieres auftrug. Später kam er zu einem Wundarzte in Laval, wo er das Aderlaſſen lernte. Ein Steinſchnitt, der in ſeiner Gegenwart verrichtet wurde, beſtimmte ſeinen Entſchluß, ſich der höhern Wundarzneikunſt zu widmen, und er begab ſich nach Paris, um die Vorleſungen der berühmteſten Lehrer zu hören. Goupil, Lehrer am Collége de France, gebrauchte ihn bei ſeinen Kranken in geringern chirurgiſchen Fällen, und trug viel bei, die Neigung zu ernſtem Studium in ihm zu erwecken. Paré begleitete 1536 René de Mont Jean während des Feldzugs in Italien und erhielt nach ſeiner Rückkehr die chirurgiſche Doctorwürde. Er wurde 1552 zu Heinrichs II. Leibwundarzt ernannt, und diente in gleicher Eigenſchaft Franz II., Karl IX. und Heinrich III. Als Carl V. Metz belagerte, erlaubte ihm der König, auf den Wunſch der ſchwachen Beſatzung, ſich dahin zu begeben, da faſt alle Verwundeten ſtarben, und er rechtfertigte das Vertrauen, das die Belagerten auf

ihn geſetzt hatten. So viel Freunde er am Hofe hatte, ſo bitter haßten ihn die Aerzte, die nicht aufhörten, ihn zu verläumden, und ſeine Kenntniſſe herabzuſetzen. Sie beſchuldigten ihn ſogar, Franz II. vergiftet zu haben; aber Katharina von Medici wies dieſe Anklage unwillig ab, und als er Karl II. von einem gefährlichen Zufalle geheilt hatte, befeſtigte ſich Paré ſo ſehr in der Gunſt des Hofes, daß der König in der Bartholomäusnacht, wo er ſeine proteſtantiſchen Unterthanen, ohne einen einzigen ſchonen zu wollen, ermorden ließ, ihm Zuflucht in ſeinen Zimmern gab. Er ſchlug die Anerbietungen eines fremden Fürſten, der ihn in ſeine Dienſte ziehen wollte, ſtandhaft aus, und als die Spanier ihn zum Gefangnen gemacht hatten, verkleidete er ſich, um dem König das hohe Löſegeld zu erſparen, das ſie wahrſcheinlich gefodert haben würden. Er ſtarb 1590 zu Paris. Man verdankt ihm eine beſſere Behandlung der Schußwunden, worüber er eine Abhandlung ſchrieb. Er verbeſſerte die Operation des Trepanirens, führte die Unterbindung der Arterien wieder ein, operirte Gelenkverhärtungen, und muß in der Geſchichte der meiſten chirurgiſchen Lehren genannt werden. Rimont ſchrieb 1814 eine Lobſchrift auf ihn, die von der ärztlichen Geſellſchaft zu Bordeaux den Preis erhielt.

Parentheſe nennen wir einen in eine Wortperiode, als beiläufige Bemerkung, oder Erläuterung eingeſchobnen Satz, durch welchen die Wortfolge unterbrochen wird; dann die Zeichen (), womit wir einen ſolchen Satz einzuſchließen pflegen.

Parere heißt ein ſchriftlich abgefaßtes Gutachten unparteiiſcher Kaufleute über eine zweifelhafte ſtreitige Handelsſache, worüber ſie, unter Vorlegung des vorſeienden Falles und der Beſchaffenheit der Sache, zu Rathe gezogen und um ihre Meinung von den Parteien gebeten werden.

Parforcejagd, ſ. Jagd.

Parga, ein Seehafen an der Küſte von Albanien, der ſüdlichern Spitze Corfu's gegenüber. Dieſe Stadt, von welcher in den letzten Jahren ſo viel geſprochen und geſchrieben worden iſt, wurde zu den Zeiten des Verfalls des römiſchen Reichs erbaut, und zwar auf einem Felſen, der an drei Seiten vom Meere umgeſpült iſt, und im Rücken ſich an eine ſteile Klippe lehnt, auf deren Spitze ſich eine faſt unbezwingliche Citadelle befindet. Die Stadt ſteht an der Mündung eines Fluſſes (dem Acheron der Alten), iſt mit Wällen umgeben und hat einen zwiefachen Hafen, durch eine kleine Inſel gebildet und durch eine Batterie geſchützt. Die Einwohner beſtehen, oder vielmehr beſtanden, aus albaniſchen Griechen und ihre Anzahl wurde auf 5000 geſchätzt. Die Ausſicht von der Citadelle iſt großartig, die Umgegend iſt fruchtbar, und der zur Stadt gehörige Diſtrikt war von der albaniſchen Grenze durch hohe Berge geſchieden. Parga's wird in der Geſchichte bis zum J. 1401 kaum gedacht, wo es in Bündniß mit Venedig trat; ein Bündniß das vier Jahrh., bis im J. 1797, wo Venedig unterging, fortdauerte. Parga, von Ali Paſcha, dem Tyrannen von Albanien unabhängig, wurde um dieſe Zeit von allen, die Ali's Verfolgungen und Erpreſſungen zu entgehen ſuchten, als eine Freiſtätte betrachtet, dadurch aber auch der Sitz vieler Parteiungen und Ränke, die man gegen ſeine Regierung anzettelte. Es war daher für Ali Paſcha ſehr wichtig, ſich Parga's zu bemächtigen. Im J. 1798 fand er Mittel, Bucintro, Preveſa und die andern befeſtigten Plätze, an der nahgelegnen Küſte, in Beſitz zu nehmen. Parga allein bot ſeinen ſiegreichen Waffen Trotz. Im J. 1811 ſuchte nun Ali ſich

Parga's mit offner Gewalt zu bemächtigen. Die Pargioten ſchlugen den Angriff zurück, wandten ſich aber jetzt an die Engländer, in Corfu, um Unterſtützung, indem ſie hofften der Republik der ioniſchen Inſeln einverleibt zu werden. Die Engländer legten zwar Beſatzung nach Parga, allein ihre Regierung ging nicht in den Vertrag ein, den die Pargioten ihr vorgeſchlagen hatten. Die engl. Regierung verkannte zwar die Wichtigkeit nicht, welche Parga für Corfu hat, allein die Beſorgniß, in fortwährende Streitigkeiten mit den räuberiſchen Albaneſern verwickelt zu werden, führte zu Unterhandlungen mit Ali, in Folge welcher dieſer in Beſitz von Parga geſetzt wurde, jedoch mit der Verbindlichkeit allen Einwohnern, die ſich ihm zu unterwerfen nicht geneigt ſein und eine Auswanderung vorziehen möchten, eine Geldentſchädigung zu geben. Die Uebergabe an Ali hatte 1819 ſtatt, und die Einwohner wendeten ſich faſt alle nach den verſchiednen ioniſchen Inſeln.

Parini (Giuſeppe), einer der berühmteſten italieniſchen Dichter der neuern Zeit, war 1729 in dem mailändiſchen Dorfe Buſiſio, wo ſein Vater ein Gütchen beſaß, geboren, ſtudirte zu Mailand ſchöne Wiſſenſchaften und Philoſophie, und widmete ſich, wider ſeine Neigung, nach dem Willen des Vaters der Theologie. Mit einer ungünſtigen äußern Lage und körperlichen Leiden kämpfend, arbeitete er unabläſſig an ſeiner weitern Ausbildung. Schon früh hatte er ſich in der Dichtkunſt verſucht. Seine Umſtände zu verbeſſern, gab er eine Auswahl ſeiner Jugendverſuche unter dem Namen Ripano Eupilino 1752 heraus. Sie fanden Beifall; die römiſche Akademie der Arcadier ernannte ihn zu ihrem Mitgliede; er nahm als ſolches den Namen Dariolo Elidonio an. Schmeichelhaft dazu aufgefodert, ward er Hofmeiſter in den erlauchten Familien Borromeo und Serbelloni, und dadurch in den Stand geſetzt, ſeiner Lieblingsneigung freier folgen zu können. Seine nächſten literariſchen Arbeiten waren kritiſcher Art. Er ſchrieb unter andern gegen den Dialogo della lingua Toscana von Onofrio Branda, und verwickelte ſich dadurch in eine hitzige Fehde. Einen begonnenen Fiſcherroman ließ er unbeendigt, weil er bald empfand, daß ihm Neuheit und Originalität mangele. Die Sitten der Großen und das Leben in den Paläſten, die er kennen und verachten gelernt hatte, beſchloß er ſatyriſch darzuſtellen, in der Darſtellung aber das Didaktiſche und Dramatiſche mit dem Satyriſchen zu verweben. So ward er in ſeinem „Tage" der Schöpfer einer neuen Gattung. Unter dem Scheine, als wolle er die Vornehmen unterrichten, gab er ihre Sitten und ihr Thun der bitterſten Satyre Preis. 1763 erſchien der „Morgen" und zwei Jahre darauf der „Mittag." Dieſe trefflichen Gedichte erwarben ihm die Gunſt des öſterreichiſchen Miniſters Firmian, der ihn 1769 zum Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften an der palatiniſchen Schule zu Mailand ernannte. Parini las in der Canobiana bis zu ihrer Aufhebung, worauf er Profeſſor der Beredtſamkeit am Gymnaſium der Brera wurde. Von den erſten Jahren ſeiner Lehramtes an verfaßte er den lobenswerthen Curs der ſchönen Wiſſenſchaften, der gedruckt iſt. Später erhielt er noch die Profeſſur der ſchönen Künſte. Er entwarf mehrere Lehrplane und ſchrieb eine Menge Programme. Die Ankunft des Erzherzogs Ferdinand von Oeſterreich, und deſſen Vermählung mit der Prinzeſſin Maria Beatrice von Eſte feierte er mit ſeinem muſikaliſchen Drama, Aſcanio in Alba, das ſich vortheilhaft auszeichnet, und dem noch andre dramatiſche Verſuche, namentlich verſchiedne ſchöne Cantaten folgten. Nicht geringern Erfolg hatten ſeine lyriſchen Gedichte. Inzwiſchen beſchäftigte ihn die

Vollendung ſeines Tages; er entwarf den Abend und die Nacht. Aber allzugroße Aengſtlichkeit und die Unruhen der damaligen Zeit ließen ihn ſeine Arbeit oft unterbrechen. Die Ankunft der Franzoſen erfüllte den freiheitliebenden Parini mit Hoffnungen für das Wohl Italiens; er ward Mitglied der Municipalität in Mailand. Die Rückkehr der Oeſterreicher 1799 machte ſeiner Thätigkeit ein Ende; dazu kam noch, daß er auf beiden Augen erblindete. Zwar gab ihm eine glückliche Operation das Geſicht wieder, aber ein neues Uebel, die Beinwaſſerſucht, befiel ihn und führte 1799 ſeinen Tod herbei. Parini's Werke ſind 1801—1804 in ſechs Octavbänden erſchienen. Sie zeichnen ſich ſämmtlich durch tiefes und zartes Gefühl, klaren Verſtand und Schönheit der Sprache aus. Im reimloſen Verſe iſt Parini muſterhaft.

Paris (auch Alexandros genannt), des Priamus und der Hekuba Sohn, der durch die Entführung der Helene die Urſache von dem trojaniſchen Kriege und dem Untergange ſeines Vaterlandes war. Hekuba träumte während ihrer Schwangerſchaft, daß ſie eine Fackel in ihrem Schooße trüge, welche die ganze Stadt in Flammen ſetzte und zerſtörte, und vernahm von den um Rath gefragten Deutern, daß ſie mit einem Sohne ſchwanger ſei, der noch vor ſeinem dreißigſten Jahre das Vaterland in's Verderben ſtürzen werde. Dies zu verhindern, ließ Priamus den Knaben durch einen Sklaven, Archelaus, auf dem Ida ausſetzen. Dieſer aber fand ihn nach 5 Tagen unverſehrt — eine Bärin hatte ihn geſäugt, — nahm ihn in ſeine Wohnung, gab ihm den Namen Paris, und zog ihn unter den Hirten auf. Als herangewachſener Jüngling zeichnete er ſich durch Verſtand und Tapferkeit aus, und als Minerva, Juno und Venus um den Preis der Schönheit ſtritten, foderten ſie von ihm die Entſcheidung. (S. Eris.) Ihn zu gewinnen, verſprach Juno, ihn zum reichſten und mächtigſten König, Minerva, ihn zum berühmteſten und weiſeſten aller Sterblichen zu machen; Venus aber hatte ihm das höchſte Glück der Liebe und das ſchönſte Weib verſprochen. Paris verlangte, die Göttinnen unverhüllt zu ſehen; dies geſchah, nur Venus behielt ihren Gürtel, und ihr erkannte er den Preis zu. Zwar war ſchon damals Paris mit der Nymphe Oenone vermählt; allein von jetzt an erfüllte nur der Gedanke an das Verſprechen der Venus ſeine Seele. Um dieſe Zeit ward er auf folgende Veranläſſung von ſeinem Vater erkannt. Bei Gelegenheit einer Leichenfeier zu Troja, ließ Priamus einen Stier zum Preiſe für den Sieger einholen, und es traf ſich, daß man dazu des Paris Lieblingsſtier wählte. Dieſer ging ſelbſt nach Troja, kämpfte mit um den Stier und ſiegte. Deiphobos, nach Andern Hektor, zückte erzürnt das Schwert auf ihn; da flüchtete er an den Altar des Zeus, wurde von Kaſſandra entdeckt und von dem Vater anerkannt. Jetzt rüſtete er ein Schiff aus und ſegelte nach Lacedämon, ward gaſtlich im Hauſe des Königs Menelaus aufgenommen, und entführte, da dieſer eben in Kreta war, deſſen Gemahlin Helena, welche zu jener Zeit für die Schönſte ihres Geſchlechts gehalten wurde (ſ. Helena), und einen großen Theil ſeiner Schätze. In dem dadurch bewirkten Kriege entzog ſich Paris dem Kampfe nicht; er focht tapfer, oft ſiegreich, wiewol ihn Liebe und Sinnengenuß mehr als der Ruhm beherrſchten. Gemeinſchaftlich mit dem Apoll erlegte er den Achill (ſ. d.) und ward endlich von den vergifteten Pfeilen des Philoktet getroffen. Als er die Wunde erhalten, gedachte er der treuen Oenone, die einſt zu ihm geſagt, zu ihr ſolle er kommen, wenn er verwundet würde, denn ſie nur könne ihn heilen. Er ließ ſich daher zu ihr auf

den Ida bringen, wo Oenone bei ihrem Vater lebte; aber die Beleidigte verweigerte ihre Hülfe. Man brachte ihn nach Troja zurück, wo er ſtarb. Oenone, ihre Härte bereuend, erſchien zwar zu ſeiner Rettung, aber zu ſpät, und erhing ſich vor Verzweiflung ſelbſt.

Paris, die Hauptſtadt von Frankreich und eine der ſchönſten Städte der Welt. Sie liegt in der Richtung von Nord-Oſt von Frankreich an den Ufern der Seine, in einer ebenen Gegend die wenig Mannichfaltigkeit hat. Die Umgegend von Paris bietet bei weitem nicht die Abwechſelung dar, welche man bei der Annäherung Londons findet. Statt der freundlichen Gärten, der Parks der engl. Großen und der zahlloſen Landhäuſer des Mittelſtandes, welche die Nähe Londons ſo höchſt reizend machen, findet man bei Paris, nach mehrern Seiten hin, große Strecken nicht einmal eingeſchloſſner Kornfelder. Auch iſt das Leben und die Bewegung auf den Heerſtraßen, das Gewühl der ankommnenden und abgehenden Pferde, Wagen und Fuhrwerke aller Art, die Regſamkeit überhaupt nicht ſo lebendig als auf den Landſtraßen in der Nähe der brittiſchen Hauptſtadt, übertrifft dagegen aber immer Alles dieſer Art was man bei den deutſchen Hauptſtädten findet. Die prachtvollſte Annäherung von Paris iſt die von St. Germain her. Von der Brücke von Neuilly an führt eine ſehr breite, an beiden Seiten mit hohen Bäumen beſetzte Kunſtſtraße in gerader Linie zur Stadt, wo die Ausſicht ſich mit dem noch unvollendeten Triumphbogen, arc de l'étoile, ſchließt. Dieſer Triumphbogen ſteht auf einer Höhe, und wenn man von ihr nach der Stadt ſelbſt hin herabſteigt, wird der Anblick immer reizender. Die anderthalb Stunden lange Haupt-Allee von prächtigen hohen Ulmen, an beiden Seiten mit ſchönen Gärten und Häuſern begrenzt, führt auf die eliſäiſchen Felder, bekanntlich einem reizenden Luſtwalde. Man kommt von da auf den prachtvollen Platz Ludwig XV. (in der Revolution, Revolutionsplatz genannt, wo die Guillotine en permanence war, Ludewig XVI. gerichtet wurde u. ſ. w.), man nähert ſich den Tuillerien mit ihrem von Le Notre angelegten prachtvollen Gärten und ihren Statuen, der Seine mit ihren Quays und Brücken, dem National-Denkmal auf dem Vendôme-Platz, (der Sieges-Colonne), dem Palaſt Bourbon wo ſich die Kammer der Deputirten verſammelt; man iſt in Paris und der erſtaunte Fremde weiß nicht, welche Gegenſtände ihn am meiſten anziehen.

I. Geſchichte. Ein galliſch-celtiſcher Volksſtamm, die Pariſier, hatten das alte Lutetia auf einer Moraſtinſel der Seine ſchon vor Chriſti Geburt gebaut (ſeines ſchmutzigen Bodens wegen ſoll ihm dieſer Name: Kothſtadt, gegeben worden ſein); ſie verbrannten es, als die Römer Gallien überzogen. Die Römer bauten Lutetia wieder auf, verſtärkten die Befeſtigungen, bauten eine Waſſerleitung und ein öffentliches Gebäude, die Thermen, von den warmen Bädern ſo genannt. Allein Lutetia blieb klein und unbedeutend, bis Kaiſer Julian hier im J. 360 Winterquartiere nahm und ſich einen Palaſt erbaute. Im 5. Jahrh. wurde es von den Franken genommen und im J. 508 zur Hauptſtadt ihres Königreichs erklärt. Chlodowig nahm den chriſtlichen Glauben an und wohnte in dem vorhin gedachten Palaſt der Thermen, von welchem man noch jetzt in der Straße Laharpe Ruinen findet. Clotilde vollendete den Bau der Kirche St. Geneviève, die Chlodowig angefangen hatte und etwas ſpäter begann Childebert den Bau der Kirche von Notre-Dame; hundert Jahre ſpäter gründete St. Landry das Hôtel-Dieu. Zu Ende des 8. Jahrh. ſtiftete Carl der Große die Schulen, aus welchen ſpäterhin die Univerſität entſtand.

Im J. 845 belagerten die Normänner die Stadt und ſteckten ſie, 10—12 Jahre ſpäter, in Brand. Hugo Capet, ein Sprößling der Grafen von Paris, erſter König der dritten Stammfolge des franz. Throns, beſtieg denſelben im J. 987, und ſeit dieſem Zeitpunkt blieb Paris die Reſidenz der Könige von Frankreich, bis Ludwig XIV., den die Fronde im J. 1649 aus der Hauptſtadt vertrieben hatte, Verſailles erbaute und zum königl. Wohnſitz erhob. Hugo Capet reſidirte im jetzigen Juſtiz-Palaſt. Die Stadt vergrößerte ſich und ward in 4 Quartiere getheilt. Aber damals genügten noch 10 Menſchen zur Erhebung aller Abgaben und unter Ludwig dem Dicken wurden an dem nördlich gelegnen Thore, in der Nähe der jetzigen Straße St. Martin, noch nicht mehr als etwa 12 Francs monatl. eingenommen. 1163 errichtet Biſchof Moriz von Sülly den Dom von Notre-Dame, wie er noch jetzt zu ſehen. In demſelben Jahrhundert bauen die Tempelherren ihren Palaſt auf dem Platze, wo ſich gegenwärtig le marché du temple befindet. 1190 ordnet Philipp Auguſt, der kurz vorher auch Paris hatte pflaſtern laſſen, eine dritte Erweiterung an, und theilt die Stadt in 8 Quartiere. Bis dahin hatte Paris nur 3 Thore gehabt, jetzt erhielt es 15. Im 13. Jahrh. gründet der heil. Ludwig das Hoſpital der quinze vingts für Blinde und eine Menge Klöſter. Das J. 1312 iſt durch die Vernichtung der Tempelherren merkwürdig. 1314 läßt Philipp der Schöne den Großmeiſter Molay und viele Ritter auf dem Platze verbrennen, wo jetzt die place Dauphine iſt. Unter Philipp von Valois zählte Paris 150,000 Einw. Die ſchwarze Peſt, die um die Mitte des 14. Jahrh. Europa verheerte, raffte die Hälfte der Einwohner hin. Um dieſe Zeit fing man an, das Hôtel de ville, auf dem Greve-Platz, zu bauen. Im J. 1367 fand die vierte Vergrößerung von Paris, unter Carl V., ſtatt, und es wurde jetzt in 16 Quartiere getheilt. 20 Jahre ſpäter wurde der Bau der Baſtille begonnen. Bis dahin hatte Paris erſt 2 Brücken: die eine nach Norden, le pont au change; die andre nach Süden, le petit pont. 1378 baute man die dritte, le pont St. Michel, der jetzigen Straße La Harpe gegenüber. Eine vierte Brücke, Pont nôtre Dame, wurde bald nachher gebaut. 1418 wird Paris von einer Hungersnoth, von Peſt und Seuchen heimgeſucht und der Tod rafft in 3 Monaten 100,000 Menſchen hin. Die Engländer bemächtigten ſich 1420 Frankreichs und der Hauptſtadt. Die Jungfrau von Orleans vertreibt ſie im J. 1436. Im J. 1465 denkt man zuerſt an eine, wenn auch noch ſehr unvollkommne Straßenbeleuchtung. Unter Ludwig XI. zählt man in Paris ſchon 300,000 Einw. Die Jeſuiten niſten ſich im J. 1563 ein. Unter Franz I. findet die fünfte Vergrößerung von Paris ſtatt. 1590 belagert Heinrich IV. Paris; 4 Jahre ſpäter geht er zur katholiſchen Kirche über. Die Stadt ergibt ſich nun, und Heinrich hält einen Triumpheinzug. Der Pont neuf war von Heinrich III. im J. 1578 zu bauen angefangen; im J. 1604 wurde ſie von Heinrich IV. vollendet. Im J. 1614 wird die Statüe zu Pferde, von Heinrich IV., (das erſte Denkmal dieſer Art in Frankreich) auf dem Pont neuf errichtet. 1615 wurde der Palaſt Luxemburg, 1629 das Palais Royal (in ſeiner alten Geſtalt) zu bauen, und 1635 der Pflanzengarten anzulegen, angefangen. Ludwig XIV. erweitert die Stadt auf's neue und es geſchieht unter ſeiner langen Regierung auch viel für die Verſchönerung derſelben. 1664 werden die Tuillerien, die Catharina von Medicis, zu bauen angefangen, vollendet. 1665 wird von Perrault die Colonnade des Louvre erbaut und faſt gleichzeitig das Hôtel der Invaliden, die

Sternwarte, das Thor St. Denis. Unter Ludwig XV. wurde unter andern die école militaire und die noch nicht ganz vollendete Kirche St. Geneviève aufgeführt. Im J. 1763 errichtete die Stadt die Statüe Ludwigs XV. auf dem Platze dieſes Namens und eine Menge Prachtgebäude, die errichtet worden, fallen in die Regierung dieſes Königs und ſeines Nachfolgers. Die Revolution unterbrach die Verſchönerung von Paris bis nach dem 18. Brûmaire Napoleon die Zügel der Regierung auffaßte. Eine der größten Aufgaben, die Napoleon ſich ſchien gemacht zu haben, war, die franz. Hauptſtadt mit einer großen Zahl von Baudenkmälern im größten Styl zu ſchmücken und auch dadurch die Bewunderung der ſtaunenden Welt zu erregen. Ihm verdankt Paris in dieſer Hinſicht mehr als irgend einer der vorhergegangnen Regierungen. Es wird ſich im Verfolg dieſes Art. Gelegenheit finden, der wichtigſten derſelben zu gedenken. Zu den für Paris geſchichtlich vorzüglich merkwürdigen Tagen, seit der Revolution bis jetzt, ſind folgende zu zählen:

14. Juli 1789.	Ausbruch der franz. Revolution. Einnahme der Baſtille.
5. u. 6. Oct. 1789.	Zug des pariſer Volks nach Verſailles, um den König nach Paris zu holen, der von dieſem Zeitpunkt an in Paris ſeine Reſidenz behält.
19. Oct. 1789.	Die von Verſailles nach Paris verlegte National-Verſammlung hält ihre erſte Sitzung im erzbiſchöflichen Palaſt und am 5. Nov. in der ſogenannten Reitbahn.
14. Juli 1790.	Föderations-Feſt auf dem Marsfelde. Talleyrand lieſt die Meſſe.
20. Juni 1791.	Flucht des Königs. Er wird zu Varennes angehalten und trifft am 25. Juni wieder in Paris ein.
13. Sept. 1791.	Der König nimt die erſte Conſtitution an und beſchwört ſie.
30. Sept. 1791.	Letzte Sitzung der conſtituirenden Verſammlung.
1. Oct. 1791.	Erſte Sitzung der geſetzgebenden Verſammlung.
20. Juni 1792.	Inſurrection der Vorſtädte. Das Volk bringt in die Tuillerien und zwingt den König die rothe Mütze aufzuſetzen.
10. Auguſt 1792.	Das Volk greift die Tuillerien an und überwältigt ſie. Der König flüchtet in die Nationalverſammlung. Seine Abſetzung und Arreſtation wird decretirt. Er wird in den Tempel gebracht.
2. u. 3. Sept. 1792.	Die Gefangnen werden in den Gefängniſſen ermordet.
20. Sept. 1792.	Schluß der geſetzgebenden Verſammlung. Der Nationalconvent hält ſeine erſte Sitzung.
21. Sept. 1792.	Die Republik wird erklärt.
6. Nov. 1792.	Anfang des Prozeſſes Ludwig XVI.
21. Jan. 1793.	Hinrichtung des Königs.
6. April 1793.	Errichtung des Comité du salut public als höchſter Regierungsgewalt.

31. Mai 1793.	Sieg der Partei des Berges über die Girondiſten.
27. Juni 1793.	Proclamation der zweiten Conſtitution.
16. Oct. 1793.	Hinrichtung der Königin.
10. Nov. 1793.	In der Kirche Notre Dame wird ein ſogenanntes Feſt der Vernunft gefeiert.
8. Juni 1794.	Feſt zu Ehren des höchſten Weſens, von Robespierre angeordnet.
27. Juli 1794.	Sturz und Hinrichtung Robespierre's.
1. April 1795.	Inſurrection des pariſer Volks, das Brod und die Conſtitution von 1793 verlangt. Pichegrû dämpft ſie.
5. April 1795.	Ankündigung des Friedens mit Preußen, in Baſel geſchloſſen.
22. u. 23. Mai 1795.	Neue Inſurrection des Volks. Der Deputirte Feraud wird im Convent ermordet.
12. Juni 1795.	Tod des Sohns von Ludwig XVI.
22. Aug. 1795.	Annahme der dritten Conſtitution.
5. Oct. 1795.	Begebenheiten des 13ten Vendemiaire oder der Inſurrection der pariſer Sectionen gegen den Convent. Buonaparte überwältigt ſie.
1. Nov. 1795.	Inſtallirung des Directoriums; die 3. Conſtitution wird eingeführt. Der Rath der Alten vereinigt ſich im Saal des Convents; der Rath der Fünfhundert im Saale der Reitbahn.
29. Nov. 1795.	Die Tochter Ludwigs XVI. wird gegen Drouet und andre Deputirte ausgewechſelt.
22. Oct. 1796.	Malmesbury vergebens in Paris, um den Frieden zu unterhandeln.
4. Sept. 1797.	Revolution vom 18. Fructidor. Das Directorium ſiegt über die gemäßigte Partei von Carnot, Barthelemy, Pichegrû ꝛc.
19. Mai 1798.	Buonaparte verläßt Paris, um ſich nach Aegypten einzuſchiffen.
18. Juni 1799.	Die Directoren: Merlin, La Reveillère und und Rewbel werden aus dem Directorio verdrängt. Wird genannt die Revolution v. 30. Prairial.
16. Oct. 1799.	Ankunft Napoleons aus Aegypten in Paris.
9. Nov. 1799.	Revolution des 18. Brûmaire. Napoleon erſter Conſul.
2. Juli 1800.	Napoleons Rückkehr nach Paris nach der Schlacht v. Marengo (14. Juni 1799.)
24. Dec. 1800.	Die Höllenmaſchine des 3. Nivoſe.
9. Nov. 1801.	Feier des allgemeinen Friedens in Paris.
2. Aug. 1802.	Napoleon, erſter Conſul auf Lebenszeit.
21. März. 1804.	Der Herzog v. Enghien wird von einer Militär-Commiſſion verurtheilt.
18. Mai 1804.	Napoleon wird Kaiſer.
2. Dec. 1804.	Krönung Napoleons und Joſephinens durch den Papſt.
29. Juli 1807.	Napoleons Rückkehr nach Paris nach dem tilſiter Frieden.

19. Aug. 1807.	Aufhebung des Tribunats.
15. Apr. 1808.	Napoleon reiſt nach Bayonne. Anfang des ſpaniſchen Kriegs.
27. Sept. 1808.	Napoleon reiſt zum Congreß in Erfurt.
9. Apr. 1809.	Napoleon reiſt zur Armee gegen Oeſterreich.
11. Juni 1809.	Napoleon wird vom Papſt excommunicirt.
16. Dec. 1809.	Napoleon trennt ſich von Joſephinen.
2. Apr. 1810.	Vermählung Napoleons mit Marie Louiſe.
9. Mai 1812.	Abreiſe Napoleons zur Armee, die gegen Rußland beſtimmt iſt. (25. Juni 1812. Uebergang über den Niemen. 14. Sept. 1812. Einzug in Moskau. 28. Nov. 1812. Rückzug über die Bereſina).
3. Dec. 1812.	Das 29. Büllетin erſcheint im Moniteur.
20. Dec. 1812.	Napoleons Ankunft in Paris.
15. Apr. 1813.	— Abreiſe zur Armee n. Deutſchland.
9. Nov. 1813.	— Rückkehr nach Paris.
31. März. 1814.	Beſetzung v. Paris durch die Alliirten.
11. Apr. 1814.	Napoleons Thronentſagung.
12. Apr. 1814.	Ankunft des Grafen Artois in Paris.
3. Mai 1814.	Feierlicher Einzug Ludwig XVIII. in Paris. Erſte Reſtauration.
1. März 1815.	Napoleons Landung bei Cannes.
20. März 1815.	Abreiſe des Königs. Einzug Napoleons. (16. Juni 1815. Bataille von Ligny. 18. Juni 1815. Schlacht v. Waterloo).
22. Juni 1815.	Zweite Thronbeſteigung Napoleons.
8. Juli 1815.	Zweiter feierlicher Einzug Ludwig XVIII. Zweite Reſtauration.
13. Febr. 1820.	Ermordung des Herzogs von Berri.
31. Mai—7. Juni 1820.	Unruhen in Paris wegen des Wahlgeſetzes. Der junge Lallemant wird in denſelben erſchoſſen.

II. **Umfang und Form der Stadt; Straßen.** Von einer bedeutenden Höhe in einer Centrallage (wie z. B. von den Thürmen der Notre Dame oder der Kuppel des Pantheons) herab geſehen, hat Paris mit den Vorſtädten faſt eine Cirkel-Form, und da keine Kohlen zur Heitzung und Feuerung gebraucht werden, ſo erſcheinen die Spitzen und Kuppeln ſeiner Kirchen und öffentlichen Gebäude in vollem Licht, und man bemerkt ſelbſt bei den entfernt liegenden Lage und Umgebungen ſehr genau. Paris iſt, um Contrebande zu verhüten, ſeit 1785 mit einer Mauer umgeben. Dieſe Mauer hat einen Umfang von beinahe 4 deutſche Meilen. Die ſchlechteſt gebauten Straßen von Paris ſind die öſtlich gelegnen, die Vorſtadt St. Antoine, das Quartier au Marais genannt und die Cité. Von der Cité wurden im Verfolg der Jahrhunderte die Straßen nordwärts nach dem Tempel und ſüdwärts nach dem Pantheon geführt, aber ohne ihnen angemeßne Breite und Eleganz zu geben, bis in ſpätern Zeiten die Richtung der Straßen ſüdwärts nach der Vorſtadt St. Germain, und nordwärts nach den Tuillerien genommen wurde. Im Ganzen ſind die meiſten Straßen von Paris enge und ſchmutzig. Der Schmutz und die Unreinlichkeit derſelben wird beſonders dadurch befördert, daß das Regenwaſſer in einer Rinne in der Mitte der Straßen abfließt und nicht an beiden

Seiten. Nur wenige der neuern Straßen ſind auf leztre Weiſe gepflaſtert. Trottoirs findet man ebenfalls nur in dieſen. Als eigentlich ſchöne Straßen ſind zu nennen: Rue de Rivoli, Rue de Castiglione, Rue de la Paix, aber ihre Länge iſt noch unbedeutend. Es rühren ſolche aus Napoleons Zeiten her und werden ſchon deshalb unter der königl. Regierung vernachläßigt. Obgleich die Vorſtädte noch ihre Bezeichnung: Vorſtädte, beibehalten, ſo ſind ſie doch mit der Stadt völlig genau verbunden und machen mit derſelben ein Ganzes aus. Alle Straßen ſind mit in der Mitte derſelben hängenden Reverberen erleuchtet. Die Häuſer ſind in jeder Straße beſonders numerirt.

III. Die Boulevards; die öffentlichen Plätze. Die Boulevards ſind breite Straßen, die an beiden Seiten mit Bäumen beſetzt ſind, jedoch ſo, daß zwiſchen den Bäumen und den Häuſern noch ein breiter Weg iſt, der bloß von Fußgängern benutzt wird; ſie nehmen den Raum ein, der in frühern Zeiten, wo der Umfang der Stadt weit geringer war, zur Vertheidigung derſelben aus Gräben und Wällen beſtand. Dieſe Boulevards, die ſich in viele Abſchnitte theilen und verſchiedne Namen haben, gehören zu den reizendſten Partien von Paris und gewähren zugleich ſehr angenehme Spaziergänge. Ihre Länge iſt auf einer Bogenform bedeutend und ſehr viele Straßen der innern und äußern Stadt laufen auf ſie aus. Die mittlere Hauptſtraße der Boulevards, iſt ſtets mit Wagen und Fuhrwerk aller Art, mit Reitern und Fußgängern gefüllt und dies Gewühl gewährt zumal dem daran noch nicht gewöhnten Auge vielfaches Intereſſe. Nicht minder anziehend ſind die zahlreichen Kaufmannsgewölbe, die auf das geſchmackvollſte aufgeputzt ſind, die verſchiednen Theater, öffentlichen Hôtels, Reſtaurationen und Kaffeehäuſer mit ihren, im Sommer durch Leinwand-Marquiſen vor der Sonne geſchützten Beſuchern, welche bei guter Witterung vor denſelben auf Stühlen gruppirt ſind, und gegen Abend die zahlloſen Spaziergänger beiderlei Geſchlechts, die auf gewiſſen Punkten der Boulevards ſich häufig auf Stühlen niederlaſſen und Stundenlang an dem Auf- und Abwogen der Menſchenmenge ihr Vergnügen finden. Dies geſchieht vorzüglich in der Nähe des Kaffeehauſes Tortoni. Man nennt dieſen Punkt auch wol Coblençe oder Gand zur Erinnerung an die beiden Emigrationen nach dieſen Städten, für die Geſellſchaft, die ſich hier verſammelt und luſtwandelt. Zu den ſchönſten öffentlichen Plätzen iſt vor allen der Vendome-Platz (ein Octogon) mit dem Nationaldenkmal zu zählen, zur Erinnerung an den Feldzug von 1809, der ſogenannten Colonne (ſ. Nro. 6). Denn iſt aber der Place du Caroussel zu nennen, der die Tuillerien vom Louvre trennt und nach Süden hin die große Gemälde-Gallerie zur Seite hat. Es war Napoleons Plan, an der entgegengeſetzten Seite eine gleiche Gallerie bauen zu laſſen, und der Anfang dazu iſt auch gemacht. Wäre dieſe Gallerie vollendet, und alſo der Louvre mit den Tuillerien völlig verbunden, ſo würde der Carouſſel-Platz gewiß der ſchönſte in Europa ſein. Jetzt iſt er noch ſehr durch einige enge Straßen und einzelne und zum Theil ganz iſolirt ſtehende Häuſer, ſehr verunſtaltet. Ein eiſernes Gitter und der Triumphbogen, auf welchem zu Napoleons Zeiten die 4 venetianiſchen Pferde und der Siegeswagen vom brandenburger Thor ſtanden, trennt den Platz vor den Tuillerien, auf welchem die Muſterungen der Truppen pflegen gehalten zu werden, von dem eigentlichen Carrouſſel-Platz. Der Platz Ludwigs XV., während der Revolution Place de la Revolution, und dann Place de la Concorde genannt, zwiſchen dem Garten der Tuillerien und der eliſäiſchen

Felder gehört ebenfalls zu den ſchönſten öffentlichen Plätzen von Paris. Außerdem nennen wir noch den Place des Victoires mit der neu errichteten Statue Ludwig XIV., den Place royale, Place de Grève vor dem Hôtel de ville, Place Dauphine, Place du Chatelet.

IV. Das Palais Royal. Dieſem haben wir in dieſem Bande einen eignen Artikel gewidmet.

V. Die Seine, die Quays, die Brücken, die öffentlichen Gebäude, die Kirchen und Hoſpitäler. Die von Oſt nach Weſten fließende Seine durchſchneidet Paris faſt in der Mitte. Mit der Themſe verglichen, ſteht ihr Anblick dieſer ſehr nach, da ſie nicht über die Hälfte ſo breit iſt als dieſe und der Seine die Belebung der Schifffahrt abgeht, welche die Themſe ſo reizend macht. Indeſſen iſt der Eindruck, den die Seine gewährt, immer ſehr angenehm, beſonders im Quartier der Tuillerien. An der einen Seite des Fluſſes, ſieht man hier die Gallerie des Louvre, die Tuillerien und den Garten derſelben; auf der entgegengeſetzten Seite vom Palais Bourbon, bis zum Pont neuf, eine Reihe ſchön gebauter öffentlicher= und Privatgebände, die ſich um ſo vortheilhafter ausnehmen, da der ſehr gut gepflaſterte Raum bis zum Fluß eine bedeutende Breite hat.— Die ältern pariſer Brücken waren an ſolchen Punkten angelegt, wo ſich Inſeln befanden und der Fluß dadurch getheilt war. Selbſt der Pont neuf der im 17. Jahrh. gebaut wurde, ruht in ſeinem Mittelpunkt noch auf einer Inſelſpitze. Dieſe Brücke hat 12 Bogen und iſt 1020 Fuß lang. Der Pont royal von 5 Bogen nächſt den Tuillerien, unter Ludwig XIV. gebaut; der Pont de Louis XVI. ebenfalls von 5 Bogen, wurde 1790 vollendet. Tiefer den Fluß herab und dem Marsfelde gegenüber, liegt der berühmte Pont de Jena, die Blücher in einem Anfall von Vandalism, bei der zweiten Beſitznahme von Paris 1815, wollte ſprengen laſſen und höher hinauf, dem Pflanzengarten gegenüber, der Pont d'Austerlitz, eine ſchöne eiſerne Brücke. Endlich iſt noch der Pont des arts, dem Louvre gegenüber, zu nennen, eine zierliche eiſerne, jedoch nur für Fußgänger beſtimmte, Brücke. Die letzten drei Brücken ſind unter Napoleon gebaut.— Nicht minder ſind unter Napoleon, die Quays und die regelmäßigen Einfaſſungen des Fluſſes mit Quaderſteinen, faſt um das Doppelte verlängert worden.— Von den öffentlichen Gebäuden verdienen vor allen der Louvre und die Tuillerien Beachtung. Wir widmen ihnen deshalb auch eigne Artikel. Der Palaſt Luxemburg, in der Vorſtadt St. Germain, iſt mit ſeinen Gärten zu den ſchönſten Gebäuden von Paris zu zählen. Das Directorium ſchleuderte von hier ſeine Blitze; dann wurde er dem Senat eingeräumt und jetzt hält die Pärskammer hier ihre Sitzungen. Die große Treppe wird als ein Meiſterſtück bewundert. Die Gemälde=Gallerie des Luxemburg, iſt den Werken neuerer Maler und Bildhauer gewidmet, und man findet hier die auserleſenſten Gemälde von David, Girodet, Gerard, Lefevre, Drouais, Vernet u. A. Die bedeutendſten übrigen öffentlichen Prachtgebäude begnügen wir uns bloß namentlich aufzuführen: der Palaſt Bourbon, an der linken Seite der Seine, dient jetzt zu den Sitzungen der Deputirtenkammer; die Garde meubles, ein prachtvolles Gebäude auf dem Platz Ludwig XV., iſt für die Aufbewahrung der Kronjuwelen und koſtbarer Geräthe aller Art beſtimmt; das Hôtel der Invaliden nimt in jeder Rückſicht die Aufmerkſamkeit des Fremden in Anſpruch. Nicht minder thun dies: die Militärſchule, der Palaſt der Ehrenlegion, die Münze, das Hôtel de Ville, der Juſtizpalaſt, die Kornhalle und die neuerbaute, aber

noch nicht ganz fertige, Börſe. Von Kirchen ſind: Notre Dame, St. Geneviève, St. Sulpice, St. Eustache und St. Roch zu nennen. Die Hoſpitäler ſind in Paris zahlreich und in neuerer Zeit gut beſorgt. Die Gemälde, welche Mercier und Andre zu ihrer Zeit vom Hôtel Dieu machten, haben alle Aehnlichkeit verloren. Es gibt 11 Hoſpitäler. Eine genaue Beſchreibung derſelben findet man in D. Casper's Charakteriſtik der franz. Medizin. Leipzig, Brockhaus 1822, Preis 3 Thlr. Von den Hoſpitälern verſchieden, ſind die ſogenannten hospices oder Anſtalten, wo alte, ſchwächliche, verrückte Perſonen aufgenommen und verpflegt werden. Die Salpetrière iſt für unheilbare Wahnſinnige beſtimmt; Bicètre als eine Art von Straf- und Verbeſſerungshaus zu betrachten. Ueber die Kirchhöfe ſehe man den Art. Lachaiſe. Wir erwähnen hier auch noch des Taubſtummeninſtituts und der Anſtalt für Blinde, verweiſen deshalb aber auf die Art. Sicard und Hauy, ſo wie Blindeninſtitute in der neuen Folge dieſes Werks.

VI. Monumente, Bibliotheken, öffentliche literariſche- und wiſſenſchaftliche Anſtalten. Das ſchönſte und herrlichſte öffentliche Denkmal, das Paris darbietet, iſt die Colonne auf dem Platz Vendome, zur Erinnerung an die Siege des Feldzugs von 1809. Die Form der Säule iſt eine Nachahmung der trajaniſchen in Rom. Sie iſt von Bronze, wozu die von den Oeſterreichern und Ruſſen in dieſem Feldzuge eroberten Kanonen, das Material geliefert haben. Der Diameter der Säule iſt 12, ihre Höhe 133 Fuß. Die Koſten derſelben haben an 2 Mill. Francs betragen. Sie iſt vom Fuß bis zur Spitze mit Bas-reliefs geziert, die ſich ſpiralförmig um die Säule winden und immer einzelne meiſterhaft entworfne Gruppen, (Scenen aus dem Feldzuge von 1809) bilden. Auf der Spitze iſt eine Gallerie und Kuppel. Unter dieſer ſtand bis zum Jahr 1814 Napoleons Bruſtbild. Nach dem Einmarſch der Alliirten wurde es herabgenommen, das herrliche Denkmal ſelbſt, von den Oeſterreichern und Ruſſen, aber unverletzt erhalten. Dieſem Denkmal folgt der Triumphbogen auf dem Carouſſel-Platze; derſelbe iſt jedoch von weit geringerm Kunſtwerth, als die Vendome-Säule. Er wurde nach dem Kriege von 1806 errichtet und iſt 45 Fuß hoch. Auf der Spitze ſtanden die Siegeswagen von dem brandenburger Thor in Berlin und die 4 in Venedig eroberten Pferde aus Bronze. Als die Preußen 1814 in Paris einrückten, war eine ihrer erſten Sorgen, den ihnen entführten Siegeswagen von der Spitze des Triumphbogens wegzunehmen, und alle Bas-reliefs, welche ſich auf die für ſie unglückliche Feldzüge von 1806 und 1807 bezogen, zu zerſtören. 1815 wurden auch die venetianiſchen Pferde von den Oeſterreichern zurückgefodert und nach Venedig zurückgebracht. Der Triumphbogen de l'Etoile, an der Barriere von Neuilly, wurde ebenfalls 1806 begonnen, iſt aber unvollendet geblieben. Das Thor von St. Denys, ein Triumphbogen von Ludwig XIV. errichtet, wird wegen ſeiner harmoniſchen Verhältniſſe und ſeiner Ausführung bewundert. Auf dem Pont neuf iſt eine neue Statue Heinrichs IV. zu Pferde, von Bronze errichtet. Auf dem Place des Victoires, die von Ludwig XIV., ebenfalls zu Pferde und von Bronze. — Oeffentliche Springbrunnen zählt man gegen 80. Zu den ſchönſten gehören die auf den Place Dauphine, den Namen von Deſaix führend, der auf dem Markt des innocens, auf dem Boulevard Bondi, auf dem Platz der Baſtille (in der Form eines coloſſalen Elephanten) und im Palais Royal. — An Bibliotheken iſt

Paris ſehr reich und der Zugang zu allen völlig frei. Die königl. Bibliothek, in der Straße Richelieu, iſt eine der erſten in Europa und reich an literariſchen Schätzen und den ſeltenſten Manuſcripten. Auch befindet ſich in derſelben eine reiche Sammlung von Münzen und Medaillen. Die Bibliothek des Nationalinſtituts iſt klein aber erleſen. Noch ſind die Bibliothèque Mazarine, die de l'Arsenal, die der école des mines, der cour de cassation anzuführen. Auch die Kammer der Deputirten und die Kammer der Pärs, ſind mit anſehnlichen Büchersammlungen ausgeſtattet. Ueber das *Muſeum der Künſte im Louvre*, ſ. d. Art. Das Muſeum für Naturgeſchichte, das reichſte ſeiner Art in Europa, iſt in den Gebäuden des Pflanzengartens aufgeſtellt. Die Ausdehnung dieſer Sammlung, die Seltenheit und der Reichthum vieler der hier aufgeſtellten trefflich erhaltnen Naturerzeugniſſe, und die geſchickte Anordnung und Aufſtellung des Ganzen verdienen das größte Lob. Nicht minder verdient der Pflanzengarten ſelbſt und die in demſelben befindliche Menagerie die größte Aufmerkſamkeit und Beachtung des Fremden. Das Muſeum der franz. Monumente, das Le Noir ſeine Entſtehung verdankte, war beſtimmt, die Kunſtdenkmäler aus der franz. Geſchichte, welche ſich in Klöſtern, Kirchen und öffentlichen Gebäuden befanden, vor der revolutionären Wuth zu bewahren und befanden ſich ſolche hier ſehr ſinnig nach den Zeitaltern geordnet (und dadurch auch die Fortſchritte der Künſte bezeichnend) und aufgeſtellt. Nach der Reſtauration Ludwigs XVIII., haben aber viele der alten hiſtoriſchen Familien Frankreichs die ihnen eigenthümlich zugehörenden Denkmale (meiſt auf Familien-Verhältniſſe Bezug habend) zurückgenommen und dies Muſeum hat daher an Intereſſe viel verloren. Das Conſervatorium der Künſte und Gewerbe iſt für jeden Techniker höchſt belehrend und darf von Keinem unbeachtet bleiben.

VII. *Literatur, literariſche und wiſſenſchaftliche Anſtalten*. Paris iſt eben ſo ſehr in der Literatur die Hauptſtadt von Frankreich, als in der Regierung. An der Spitze der öffentlichen franz. literariſchen Anſtalten, iſt vor allen das Nationalinſtitut zu ſtellen. Wir widmen demſelben einen eignen Artikel (ſ. *Nationalinſtitut*). Das Bureau des longitudes, beſteht aus den ausgezeichnetſten Aſtronomen und Geometern. Außerdem enthält Paris viele gelehrte Geſellſchaften, die ſich mit der Kultur einzelner Wiſſenſchaften beſchäftigen, z. B. mit Medizin, Chirurgie, Landwirthſchaft, den ſchönen Künſten, der Induſtrie ꝛc. Die pariſer Univerſität iſt eine ſehr alte Anſtalt und obgleich durch die Revolution aufgehoben, iſt ſie bereits unter Napoleon wieder hergeſtellt worden. Sie iſt in 5 Fakultäten vertheilt: in die theologiſche, die für Rechtswiſſenſchaften, in die mediziniſche, in die philologiſche und endlich in die für die Naturwiſſenſchaften. Die Vorleſungen ſind unentgeltlich; die Zahl der Studenten beträgt an 4000. Paris enthält außerdem vier große Lyceen oder Gymnaſien, Colléges genannt. Es ſind die Ludwigs XIV., Heinrich IV., das Collége Bourbon und das Carl des Großen. Noch iſt hier das Collége royal de France anzuführen, mit Profeſſoren für Mathematik, Aſtronomie, Chemie, Geſchichte, Geſetzgebung, orientaliſche Sprachen ꝛc., alles nach einem großen Maßſtabe und einer deutſchen Univerſität an Bedeutung ähnlich. Die Spezial-Schule für Medizin und Chirurgie iſt auch eine wohl dotirte und begünſtigte Anſtalt. Im Pflanzengarten und bei dem Muſeum der Naturgeſchichte, werden, von dazu angeſtellten Profeſſoren,

in 13 verſchiednen Courſen, Vorleſungen über Zoologie, Mineralogie, Geologie, Botanik ꝛc., gehalten. Dieſer iſt noch die Spezialſchule für die ſchönen Künſte beizuzählen. Die Normalſchule iſt beſtimmt, Lehrer für die Secondärſchulen im ganzen Reiche zu bilden. Die Militärſchule iſt zur Erziehung von 500 jungen Leuten beſtimmt, deren Väter im Dienſte für's Vaterland geſtorben ſind. Die vortreffliche polytechniſche Schule, eine Lieblings-Schöpfung Napoleons, iſt der Bildung von Ingenieurs, Architekten ꝛc., gewidmet. Auch die Veterinärſchule, zu Alfort, iſt hieher zu zählen. Privatvereine, die ſich zu literariſchen Zwecken gebildet, gibt es vielerlei Art und in verſchiednen Abſtufungen und von verſchiednen politiſchen Farben. So iſt die Societé des bonnes lettres der reinen Monarchie zugewendet, das Athenée de Paris den conſtitutionellen und den liberalen Ideen. Daß es für Journal- und Zeitungslectüre zahlloſe Privatanſtalten gebe, läßt ſich denken. Eine der bedeutendſten, beſonders für engliſche Zeitungen und engliſche Journaliſtik, iſt die von Galignani. Für die deutſche Zeitungslectüre und Journaliſtik, befindet ſich aber keine gut beſorgte Anſtalt dieſer Art.

VIII. Handel und Gewerbe. Die pariſer Manufakturen beſtehen vorzüglich aus Luxus-Artikeln, haben in dieſen aber einen hohen Grad von Vollkommenheit und Wohlfeilheit erreicht, ſo daß ihr Abſatz nach allen Theilen von Europa und nach den andern Welttheilen ſehr bedeutend iſt. Zu den wichtigſten Zweigen der pariſer Manufakturen, ſind vor allen Dingen die Juwelir-, Gold- und Silberarbeiten zu zählen, da ſich ſolche durch Geſchmack, zierliche Arbeit und niedrige Preiſe auszeichnen. Uhren und Bronzearbeiten gehören ebenfalls zu den ſtärkſten Ausfuhrartikeln und zu ſolchen, in welchen Niemand, beſonders in den letztern nicht, mit den pariſer Fabrikanten wetteifern kann. Porzellan iſt ein dritter Fabrikationszweig, worin es die pariſer Fabriken allen andern, durch die ſchönſten Formen, die geſchmackvollſten Verzierungen, Malereien und die niedrigſten Preiſe zuvorthun. Außerdem werden feine Blechwaaren (als Lampen), lakirte Artikel, künſtliche Blumen, mathematiſche Inſtrumente, feine Glas- und Kriſtallartikel (wie Kronleuchter), plattirte- und Lederwaaren (wie Pferdegeſchirre), die zierlichſten Tiſchlerarbeiten, auf das vortrefflichſte verfertigt. Fußteppiche (von den Gobelins an, die man nur in den Gemächern fürſtlicher Perſonen, als Geſchenke der franz. Regierung, findet, bis zu den gemeinſten herab, deren ſich der Handwerker in ſeinem Feſtgemache bedient), werden in großer Menge verfertigt. Es gibt zahlreiche Kattundruckereien, unter denen ſich die zu Jouy von Oberkampf vor allen andern auszeichnen, welche die engliſchen an Haltbarkeit der Farben, und an Geſchmack in den Muſtern, weit übertreffen. Einer der Hauptartikel des pariſer Handels dieſer Art, beſteht in allem was zum Frauenputz gehört. Seit einem Jahrhundert und länger hat Paris darin der Welt Geſetze gegeben und wenn auch in neuerer Zeit London ihm darin den Zepter ſchien entreißen zu wollen, ſo hat ſich doch bald alles wieder den Vorſchriften unterworfen, welche darin zu jeder Jahreszeit, von der Hauptſtadt an der Seine ausgehen, und ſich bald über ganz Europa verbreiten. Ein wichtiger Induſtrie-Zweig andrer Art, ſind der Buchhandel und die Buchdruckereien. Was den Verlagshandel mit Werken der ältern und neuern franz. Literatur betrifft, ſo iſt dieſer für ganz Frankreich, ſowol was die Fabrikation, als was den Vertrieb im Großen anbetrifft, bloß auf Paris beſchränkt, das auch allein den Handel mit dem Aus-

lande wahrnimmt. Die Buchdruckereien ſind in Paris ebenfalls von der höchſten Wichtigkeit, und es wird jetzt, ſelbſt London nicht ausgenommen, nirgends ſchöner gedruckt, als in den Officinen Didot's, Crapelet's und andrer pariſer Druckerherren.

9. Oeffentliche Beluſtigungen. Sitten. Beide dieſe Gegenſtände gleichen in Paris weſentlich denen in den andern europäiſchen Hauptſtädten. Der jetzige Redacteur dieſes Art. ſtimmt aber dem Bearbeiter deſſelben in den frühern Auflagen dieſes Werks keineswegs bei, wenn dieſer die franz. Hauptſtadt im Ganzen als den „Tummelplatz der wildeſten Frivolität" und der „übermüthigſten Ausgelaſſenheit" darzuſtellen ſuchte. Daß unter einer Volksmenge von beinahe 750,000 Menſchen, unter welchen ſich 40 bis 50,000 Fremde befinden, die ſich zu ihrem Vergnügen in Paris aufhalten, ſich viele ſehr Verderbte befinden müſſen, die auf die Sitten ſehr nachtheilig zurückwirken werden, ſpricht eben ſo für ſich ſelbſt, als daß es ſehr unbillig wäre, die Sitten von Paris nach den Promenaden der Freudenmädchen des Palais royal in den von der Polizei dazu eingeräumten wenigen Abendſtunden beurtheilen zu wollen. Die Pariſer ſelbſt werden in ſolchen groben Netzen auch weniger gefangen, als die zahlreichen Fremden, welche dieſe Art des Vergnügens häufig mehr zu ſuchen als zu fliehen pflegen. In den höchſten Ständen gleicht oder ähnelt ſich die Geſellſchaft in ganz Europa: große Abgeſchliffenheit der Form, ſtrenge Beachtung des Schicklichen, kluge und geſchickte Verhüllung alles deſſen, was man begehen will, die Convenienz aber als nicht zuläſſig und unerlaubt erklärt; dies ſind ihre Geſetze. In den wohlhabenden mittlern Ständen herrſchen in Paris, wie in ganz Frankreich, in der Mehrzahl der Familien ſtrenge und edle Sitten, ja viel ſtrengere, als bei uns. Man erlaubt ſich in Deutſchland viel, das in Frankreich von der öffentlichen Meinung gar nicht geduldet wird. Auch in den untern Ständen und in der dienenden Klaſſe findet man keineswegs eine ſolche Verwilderung, als oft angenommen wird, und die Ausſchweifungen der Revolution uns wol haben glauben machen. Heitrer, leichter Sinn, Witz, ausgebildeter geſunder Menſchenverſtand, Klugheit und Anſtelligkeit charakteriſiren im Allgemeinen den Franzoſen; den Pariſer insbeſondre, vorzüglich in den höhern und mittlern Ständen, eine größre Feinheit, größre Grazie in der Erſcheinung und im geſellſchaftlichen Verkehr, und mehr literariſche und künſtleriſche Bildung. Hat übrigens die Revolution uns in Paris große Greuelthaten vor Augen geführt, ſo hat ſie hier auch große Tugenden entwickelt. Im Ganzen wird wol von Niemand geleugnet werden, daß der Charakter des franz. Volks durch die Revolution vermittelſt der neuen, beſſern und größern Intereſſen, die ſie in die Geſellſchaft geführt, ſich gehoben und veredelt hat, und die, dem Weſen der Franzoſen früher eigne Kleinlichkeit in einer ernſten und großartigen Zeit einem ernſtern Sinne gewichen iſt. Man frage darüber die Geſchichte, und beobachte ſelbſt mit Unbefangenheit. — Wir erwähnen zum Schluſſe dieſes Abſatzes noch der größern Theilnahme der pariſer Frauen an allem geſchäftlichen Lebensverkehr, als es in Deutſchland der Fall iſt. Auch möchten wir den unſrigen die Fähigkeit, ſich in dieſen Lebens= und Geſchäfts=Verkehr ſo zu finden, als jene es verſtehen, wol abſprechen. Dagegen wälzt man freilich die mütterlichen Sorgen leichter von ſich ab, indem die Mehrzahl der pariſer Mütter ihre Kinder bald nach der Geburt zur Erziehung

auf's Land ſchickt, wo ſie freilich körperlich beſſer gebeihen ſollen, als im elterlichen Hauſe, wo nicht ſelten mehr auf Verziehung, als auf Erziehung hingewirkt wird.

10. Literatur über Paris. Der über Paris geſchriebnen Bücher gibt es ſo viele, daß ſich über dieſe Literatur wieder ein eignes Buch ſchreiben ließe. Zu den beſten franz. gehört: Dulaure's Histoire de Paris; deſſen Description de Paris; Mercier's Tableau de Paris (ſehr geiſtreich und voller Witz, aber veraltet); Jouy's Moeurs de Paris (unter den Titeln: l'Hermite de la Chaussée d'Antin; le franc parleur u. ſ. w., ein Werk, das ſeines romantiſchen und humoriſtiſchen Anſtrichs unerachtet, in einzelnen Zügen ein getreues Bild der pariſer Sitten darbietet, und höchſt anziehend iſt); Landon's Description de Paris und zahlreiche andre Schriften dieſer Art, wohin namentlich die jährlich unter immer neuen Formen wiederkehrenden Itineraires, Wegweiſer, Panorama's u. ſ. w. gehören. Von deutſchen Schriften über Paris führen wir an: Friedrich Schulz über Paris und die Pariſer. Erſter Band (iſt leider unvollendet geblieben); Reichardt's Briefe aus Paris, 2 Bände; Kotzebue's Erinnerungen aus Paris, 3 Bde.; des Domherrn Meyer's Fragmente aus Paris; deſſen ſpätere Briefe aus der Hauptſtadt Frankreichs. Ein gründliches deutſches Werk über die Geſchichte von Paris, ſeine ſtatiſtiſchen Verhältniſſe und ſeinen geſellſchaftlichen, und moraliſchen Zuſtand, bliebe noch zu ſchreiben. Die Aufgabe iſt aber ſchwer. —t—

Paris; Einnahme im J. 1814. Die Einnahme von Paris am 31. März 1814 war der Enderfolg des Feldzugsplans der Verbündeten und der Kriegsereigniſſe ſeit der Schlacht am 9. und 10. März, und nach der Auflöſung des Congreſſes zu Chatillon (vergl. dieſen Art., welcher zugleich den Ueberblick des zweiten Theils dieſes Feldzugs, von der Schlacht bei Brienne an, enthält) bis zu der Schlacht vor Paris am 30. März 1814. — Nach dem Verluſte der Schlacht bei Laon ließ Napoleon die Marſchälle Mortier und Marmont bei Soiſſons ſtehen, um die ſchleſiſche Armee unter Blücher an der Aisne zu beobachten, während er ſich mit ſeinem etwa 20,000 Mann ſtarken Heer in vier Abtheilungen gegen die Aube wandte, um die von Sens bis Sezanne auf einer Linie von dreißig Stunden zerſtreut ſtehenden Heerhaufen von Schwarzenberg's Armee zu überfallen und einzeln zu ſchlagen. In dieſer Abſicht zog er eiligſt an der Spitze der erſten Abtheilung über Rheims, das er, nach einem glücklichen Gefechte am 13, in welchem der Anführer der ruſſiſchen und preußiſchen Truppen, Graf von St. Prieſt, tödtlich verwundet worden war, am 14. mit Capitulation nahm, nach Chalons, wo ſich Macdonald mit ihm vereinigte; dann ging er bei Epernai über die Marne, und führte hierauf ſein Heer am 19. März bei Plancy über die Aube, um den rechten Flügel der Hauptarmee anzugreifen, die Stellung Schwarzenberg's an der Aube zu durchbrechen, deſſen übrige Heerhaufen an der Seine abzuſchneiden, und dadurch die Hauptarmee zur Räumung der Champagne zu nöthigen. Hätte er ſtatt dieſes Angriffsplans ſich auf die Vertheidigung des Landes zwiſchen der Seine und Marne beſchränkt, nnd wäre er über Provins nach der Yonne gezogen: ſo würde er daſelbſt alle ſeine Streitkräfte haben vereinigen können. Denn während Napoleon ſich gegen Blücher gewendet, und dieſen nach Soiſſons hingetrieben hatte, war die Hauptarmee unter Schwarzenberg ſogleich wieder vorwärts gegangen. Der Feldmarſchall hatte nämlich durch

den Sturm bei Bar ſur Aube gegen Oudinot, am 27. Febr., den Uebergang über die Aube erzwungen, Troyes aber, das nur 11 Stunden von Bar ſur Aube entfernt iſt, erſt am 4. März beſetzt. Am 15. endlich hatte auch Macdonald, von den Würtembergern und Giulay gedrängt, über Nogent und Bray auf das rechte Seineufer zurückweichen müſſen. Zu gleicher Zeit ließ Schwarzenberg Sens beſetzen; er ſtand jetzt näher an Paris, als Blücher. Um jedoch Napoleon von ſeiner Hauptſtadt zu entfernen, drang er nicht weiter vor, ſondern zog mit ſeiner ganzen Macht an die Seine, von wo er entweder Napoleon am rechten Ufer angreifen, oder Blüchern beiſtehen konnte. Als er nun am 14. Abends die Nachricht von Blücher's Siege bei Laon erhalten hatte: ſo ließ er zwar am 15. den Feind in den Wäldern am rechten Seineufer angreifen, wandte ſich aber ſchnell die Aube aufwärts, weil ihm Tettenborn's Reiter meldeten, daß die feindliche Hauptmacht von Rheims her an die Marne vorrücke. Er vereinigte daher jetzt ſeine Truppen bei Troyes, und zog ſie, als Napoleon am 19 auch über die Aube gegangen war, zwiſchen dem linken Ufer dieſes Fluſſes und dem rechten Ufer der Seine zuſammen. So geſchah es, daß er mit 90,000 Mann am 20. März bei Arcis ſur Aube auf Napoleon ſtieß. Schwarzenberg griff an; der Kampf dauerte von Mittag bis um Mitternacht, und die Verbündeten behaupteten den Wahlplatz. Napoleon wagte nicht, am 21. die Schlacht wieder anzunehmen, ſondern beſchloß jetzt, ſich auf die Verbindungslinie des Hauptheeres zu werfen, um die Alliirten an ihren innern Seiten aufzurollen und ſie durch Ueberflügelung zum Rückzuge zu zwingen. Er hätte dann die Beſatzungen der Feſtungen in Lothringen und Elſaß mit ſich vereinigt, und durch den überall ſeit dem 6ten März ſchon aufgebotnen Landſturm das feindliche Heer in die allergefährlichſte Lage gebracht. In dieſer Abſicht trat er am 21. Mittags, im Angeſicht des Feindes, den Marſch in dem Rücken des Feindes über Vitry an. Als aber der entſchloſſene Commandant dieſes Platzes, der von 5000 Preußen und Ruſſen mit 40 Kanonen beſetzt war, der Oberſt von Schwichow, die Uebergabe verweigerte, ging er bei Frignicourt über die Marne, und zog nach St. Dizier; ſeine Nachhut unter Oudinot und Sebaſtiani, welche, von dem andringenden Feinde überwältigt, Arcis am 21. Abends nach einem mörderiſchen Kampfe räumen mußte, folgte ihm nicht ohne Verluſt in der Nacht vom 22. zum 23, und erreichte am 24. Doulevent, wo ſich der Landſturm von Lothringen und Hochburgund mit ihr vereinigte, während Napoleon ſelbſt, deſſen Heer jetzt 60,000 Mann zählte, nach Chaumont zog, und auf ſeinem Marſch die Zufuhr und die Eilboten der Verbündeten auffing. Aber ſchon hatte Schwarzenberg die Abſicht des franzöſiſchen Kaiſers errathen, und in dem Hauptquartiere zu Pougy, wo ſich Alexander und Friedrich Wilhelm befanden, den Plan gemacht, ſich Vitry zu nähern, um Blüchern die Hand zu reichen, und ſodann, mit ihm vereinigt, ehe noch Napoleon zurückkommen könne, auf Paris zu marſchiren. Ein vom General Tettenborn aufgefangner Brief des franzöſiſchen Kaiſers an ſeine Gemahlin, der den Plan deſſelben ganz enthüllte, befeſtigte den Oberfeldherrn noch mehr in ſeinem Entſchluſſe. Ungeachtet nun das Hauptheer auf ſeiner Verbindungslinie mit dem Oberrheine bereits umgangen war: ſo wurde dennoch, weil die am 19. durch die Armee des Prinzen von Heſſen-Homburg bewirkte Einnahme von Lyon den Rücken der Hauptarmee, gegen die Schweiz hin

ſicherte, Schwarzenberg's Entwurf, deſſen Ausführung gewiſſermaßen ſchon begonnen hatte, in dem Kriegsrathe der alliirten Monarch n am 23. genehmigt. Schwarzenberg bewies nämlich, daß Napoleons eben ſo kühner als kluger Marſch (ähnlich ſeinem Marſche von Trient nach Baſſano im J. 1796) unter den gegenwärtigen Umſtänden ein politiſcher Fehler ſei, den man benutzen müſſe, da, allen Nachrichten zufolge, in Paris eine mächtige Partei gegen Napoleon ſich gebildet habe, die den Plan der Alliirten begünſtigen werde. Ueberdies hätten 200,000 Mann ein ſolches Manövre, von 60,000 M. ausgeführt, nicht zu fürchten. Doch begab ſich der Kaiſer Franz von Bar für Aube rückwärts über Chatillon nach Dijon, um der Südarmee näher zu ſein. Unterdeſſen war auch die ſchleſiſche Armee unter Blücher am 23. über Rheims an die Marne herangezogen, und Schwarzenberg entwarf nunmehr, auf den Höhen von Sommepuis, am 24. um 10 Uhr Morgens, die Alles entſcheidenden Anordnungen zu dem Marſch gegen Frankreichs Hauptſtadt, worauf Blücher von Chalons über Montmirail in Gewaltmärſchen nach Meaux eilte, Schwarzenberg aber von Vitry über Sezanne dieſelbe Richtung nahm. Winzingerode ward mit 8000 Pferden und 46 Kanonen, unter Czernitſcheff und Tettenborn, dem Kaiſer nachgeſendet, damit dieſer glaube, die ganze Armee verfolge ihn Zu ſpät ſah ſich Napoleon in ſeiner Erwartung, daß die Verbündeten ihm nachziehen und im Lande des Aufſtandes und des Mangels ihren Untergang finden würden, völlig getäuſcht; er ſelbſt war jetzt von ſeiner Hauptſtadt und von ſeinen Ergänzungstruppen, ſo wie von den zwiſchen der Seine und Marne ſtehenden Heerhaufen abgeſchnitten. Denn die Heertheile von Marmont nnd Mortier, welche ungefähr 28,000 Mann ſtark, am 22. bei Chateau-Thierry über die Marne gegangen waren, und jetzt, um zu Napoleon zu ſtoßen, von Fere Champenoiſe her nach Vitry marſchirten, trafen am 25. auf die Vorhut der Hauptarmee. Von allen Seiten plötzlich angegriffen, wurden ſie völlig geſchlagen, und zogen ſich in Unordnung nach Paris zurück, wo ſie durch die Truppen des Generals Compans verſtärkt, die Höhen von Belleville und Montmartre beſetzten. Zwei Diviſionen, Pactod und Amey, die 6000 Mann ſtark, über Montmirail von Vertus nach Vatry einen Zug mit Kriegsbedarf zu Napoleon führten, wurden an demſelben 25. März von Blücher nach Fere Champenoiſe hingeworfen, umringt, und als ſie ſich durchſchlagen wollten, nach der tapferſten Gegenwehr, theils vernichtet, theils gefangen. (S. d. Oberſtlieut. Wieland Bericht in den Ueberlieferungen, Mai 1822). Die Franzoſen verloren in der Schlacht bei Fere Champenoiſe 5000 Mann an Todten, 10,000 an Gefangnen, 60 Kanonen u. ſ. w Nun zogen die Verbündeten über Leichen und Heertrümmer hin, durch einzelne kleine Gefechte nicht aufgehalten, gegen Paris. Blücher, deſſen Vorhut bei dem Dorfe Claye am 28. ein ziemlich heftiges Gefecht mit dem General Compans beſtanden hatte, erreichte Meaux noch an demſelben Tage; am folgenden hatten die Monarchen und Schwarzenberg ihr Hauptquartier zu Clichy und Blücher zu Villepinte. An demſelben 29 März verließ die Kaiſerin-Regentin, mit ihrem Sohne, Paris, und begab ſich nach Tours. König Joſeph aber foderte, als Generallieutenant des Kaiſers und als Oberbefehlshaber der Nationalgarde, die Pariſer zur nachdrücklichſten Vertheidigung auf, indem der Kaiſer zum Entſatze heraneile. Auch waren auf Na-

poleons Anordnung die Zugänge von Paris beſetzt worden. Fürſt Schwarzenberg dagegen ließ einen Aufruf ausſtreuen, daß Paris ſelbſt zum Frieden von Europa die Hand bieten möchte. Allein die Waffen ſollten entſcheiden. Dreißigtauſend Mann unter Mortier, Marmont und Compans, mit 150 Kanonen, hielten die verſchanzten Höhen vor Paris, in einem Halbkreiſe von Charenton und Nogent an der Marne bis Neuilly an der Seine, beſetzt; gegen ſie zogen nach und nach 120,000 Mann heran. Die Baiern unter Wrede und der Heertheil von Sacken, waren als Nachhut bei Meaux und Trilport ſtehen geblieben, um den Rücken der vereinigten Heere zu decken. Am 30. mit Anbruch des Tages begann der letzte Kampf. Die Franzoſen verſuchten den Ruſſen die Dörfer Pantin und Romainville wieder zu entreißen; aber nach einem hartnäckigen Kampfe gelang es der Hauptarmee, die Höhen von Belleville zu nehmen, und Barclay de Tolly ſchlug das feindliche Mitteltreffen unter dem General Compans bei dem Dorfe Lavillette, das zuletzt Prinz Wilhelm von Preußen und Woronzow mit Sturm nahmen, während die Würtemberger und Guilay über Neuilly an der Marne und Nogent für Marne gegen Vincenne vordrangen, wo die Abtheilung des Gen. Maj. Prinz von Hohenlohe die Brücke von Charenton erſtürmte, in deren ſtandhaften Vertheidigung 150 Zöglinge der Veterinärſchule von Alfort den Tod für das Vaterland ſtarben. Gleichzeitig war die ſchleſiſche Armee (Kleiſt, York und Langeron) unter Blücher über St. Denis heran gezogen; ſie nahm ſofort an dem Kampfe Theil, und Gen. Lieut. Langeron erſtürmte Nachmittags um 3 Uhr den Montmartre. Unterdeſſen hatte aber bereits der von Schwarzenberg bei Belleville an die Barrieren von Paris zurückgedrängte Marmont einen Waffenſtillſtand vorgeſchlagen (Napoleon machte ihm deshalb den Vorwurf, daß er Paris und Frankreich verrathen habe), der um 3 Uhr zu Stande kam. Hierauf begaben ſich um 6 Uhr Abends die Grafen Neſſelrode, Orloff und Paar nach Paris, wo die Bedingungen der Uebergabe am 31. des Morgens um 2 Uhr abgeſchloſſen wurden. Die Corps von Marmont und Mortier ſollten um 7 Uhr aus Paris abziehen, die Feindſeligkeiten aber vor 9 Uhr nicht erneuert werden; die Stadt wurde der Großmuth der Monarchen empfohlen. So fiel Paris, das ſeit 1420, wo Heinrich V., König von England, ſeinen Schwiegervater, den König von Frankreich, Karl VI., dahin zurückführte, keine fremden Truppen in ſeinen Mauern geſehen hatte, zum erſten Mal in Feindes Hand. Am 31. März um 11 Uhr hielten der Kaiſer Alexander und der König von Preußen, an der Spitze von 36,000 Mann, unter dem Freudengeſchrei der Menge, ihren Einzug in Paris. Zugleich vernahmen ſie den Ruf: Es leben die Bourbons! Hierauf erließ der Kaiſer Alexander an demſelben Tage, Nachmittags um 3 Uhr, eine Erklärung, daß die verbündeten Souveräne mit Napoleon nicht unterhandeln, daß ſie Frankreichs alte Grenzen unverſehrt erhalten und die Conſtitution, welche die franzöſiſche Nation ſich ſelbſt geben würde, anerkennen wollten. — Das ſiegreiche Heer beobachtete in Paris die ſtrengſte Mannszucht. Der Einwohner Ruhe und Sicherheit wurde durch nichts geſtört, obgleich die eingerückten Truppen erſt in der Nacht zum 1. April Brod und Verpflegung erhielten. Dieſer Sieg bei Paris hatte den Verbündeten 9000 Mann an Todten, darunter 187 Offiziere, gekoſtet; die Franzoſen verloren 4000 Mann, ohne die Gefangnen, und 109 Kanonen. — Unterdeſſen

war Napoleon von Doulevent am 26. plötzlich nach St. Dizier zurückgegangen, um dem verbündeten Heere, von dem er ſich verfolgt glaubte, eine Schlacht zu liefern. Da ſtieß Oudinot am 26. auf Winzingerode's Vorhut unter Tettenborn, und warf dieſen auf Vitry, jenen auf Bar le Dûc zurück. Am 27. ſchloß Napoleon Vitry ein; hier erfuhr er die Niederlage von Marmont und Mortier, und den Marſch der Verbündeten nach Paris, konnte aber das letztere nicht glauben, ſondern hielt Winzingerode's Heerhaufen für ein Seitencorps. General Amey hatte ihm nämlich keine Nachricht von dem Marſche der Verbündeten gegeben, oder geben können, und Napoleons Generalſtab war damals nicht aus thätigen und ſorgfältigen Männern zuſammengeſetzt. Statt alſo auf dem kürzeſten Wege über Sezanne den Verbündeten nachzueilen, kehrte er über St. Dizier nach Vaſſy zurück, und war am 29. über Doulevent hinaus, bis Doulancourt für l'Aube marſchirt, als er endlich Nachricht aus Paris erhielt. Sogleich ſandte er den General Dejean in die Hauptſtadt mit dem Befehle, Paris nicht durch eine hartnäckige Vertheidigung in Gefahr zu ſetzen. Doch kaum hatte er in einem doppelten Marſche über Bar für Aube Troyes erreicht: ſo ſchickte er von hier den Befehl nach Paris, ſich bis auf das Aeußerſte zu vertheidigen. Raſch zog er nun am 30. mit ſeinem Heere, das auf 70,000 Mann angewachſen war, auf dem linken Seitenufer über Sens nach Fontainebleau. Am 31. erreichte er ſelbſt la Cour de France und Juviſſy, vier Stunden von Paris, ging aber, als er die Uebergabe der Hauptſtadt erfuhr, wieder nach Fontainebleau zurück, wo er am 1. April ſein letztes Bülletin erließ, nach welchem er den Krieg fortzuſetzen entſchloſſen war, indem die aus Paris abgezognen Corps von Marmont und Mortier in der Stellung bei Eſſonne ihm die Hand reichten. Allein die Einnahme von Paris hatte Frankreichs Willen und Streitkraft gelähmt. Schon am 2. April ſprach der Senat Napoleons Abſetzung aus. Darauf unterwarf ſich Marmont mit ſeinem Corps am 4. den Beſchlüſſen der proviſoriſchen Regierung. Endlich unterzeichnete Napoleon am 11. ſeinen Abdankungs-Vertrag, worauf der allgemeine Waffenſtillſtand vom 23., der die gegenſeitige Räumung der Feſtungen und Frankreichs betraf, die Rückkehr Ludwigs XVIII. am 3. Mai, und den pariſer Frieden am 30 May 1814 zur Folge hatte. Was würde dagegen geſchehen ſein, wenn Paris ſich zweimal vier und zwanzig Stunden länger vertheidigt hätte? Man hat den Kriegsplan der Verbündeten und noch mehr den Gang des Feldzugs ſelbſt vielfach getadelt. Doch läßt ſich der ſtrategiſche Entwurf des ganzen Feldzugs von 1814, und die Wahl der zur Erreichung des Hauptzwecks angewandten Mittel nur dann richtig beurtheilen, wenn man die geheimen, darauf mit einwirkenden Triebfedern kennt, und hiedurch auf denjenigen Standpunkt geſtellt iſt, auf welchem ſich der Oberfeldherr bei der ſtufenfolgen Entwickelung der Begebenheiten befand. Auf der andern Seite iſt ſo viel gewiß, daß Napoleon, obgleich auch in ſeinem Feldzugsplane Manches durch die außerordentliche Lage, in welcher er handeln mußte, nicht ganz befriedigend erklärt werden kann, ſein Talent als Feldherr, und ſeine Kunſt, ſich angriffsweiſe zu vertheidigen, ſo lange er mit ſeinem kleinen Heere die Centralſtellung feſthielt, und gegen die doppelten Heerſäulen des Feindes eine innere Linie bildete wodurch er Vortheile über die ſechsfache Ueberzahl errang, indem er ihn mit ſeinen Kerntruppen bald hier,

bald dort überfiel, nie ſo glänzend und ſo glorreich bewährt hat, als in dem Feldzuge von 1814. (Vgl. die Beiträge zu der Geſchichte des Feldzugs in Frankreich in d. J. 1814 ff. [unter dem Kronpr. von Würtemberg] von d. Offizieren d. köngl. Würtemb. Gen. Q. Stabs. Stuttg. 3 Hefte mit Planen; Prokeſch's Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarſch. Schwarzenberg. Wien 1823, und Koch: Mém. p. serv. à l'hist. de la Camp. de 1814. Par. 1819. 2 vol.) K.

Paris; Einnahme von, im J. 1815. Durch eine Kette von Mißgriffen der Bourbons, und die große Anhänglichkeit der Truppen an ihren vormaligen Führer ward das ſtaunenswerthe Ereigniß möglich, daß der kaum vor Jahresfriſt vertriebne Buonaparte, ohne auf nennenswerthen Widerſtand zu ſtoßen, wie im Triumphzuge von Cannes nach Paris marſchirte, und den Thron von Frankreich zum zweitenmale beſtieg. Nach der Schlacht von Belle-Alliance war dem Marſchall Davouſt der Oberbefehl über das etwa 60,000 Mann ſtarke Heer übertragen worden, welches zur Vertheidigung von Paris vorhanden war. Die Stadt war an der nördlichen und öſtlichen Seite ſchwer anzugreifen, da nicht allein der Montmartre und die Höhen von Belleville, ſondern auch die in der Ebene davor liegenden Dörfer durch Verſchanzungen, mit vieler Artillerie beſetzt, geſichert waren, und der Erfolg eines Sturms auf dieſe große verſchanzte Stellung zweifelhaft, ein ungeheurer Menſchenverluſt aber gewiß blieb. Die preußiſche Armee traf am 29. Jun. vor dieſen Linien ein; am 30. hatten die beiden Feldmarſchälle (Blücher und Wellington) eine Unterredung zu Goneſſe, in welcher beſchloſſen ward, daß die engliſche Armee vor den Linien ſtehen bleiben, die preußiſche unterhalb der Stadt über die Seine gehen und ſie von Verſailles her angreifen ſollte. Dadurch ward jene ganze Befeſtigung unnütz, indem entweder Paris an ſeiner ſchwächſten Seite angegriffen, oder durch Abſchneidung aller Lebensbedürfniſſe, die es aus der Normandie zieht, zur Uebergabe gezwungen ward. Dieſem Beſchluß gemäß marſchirte am Abend des 30. das 1. und 3. preußiſche Corps rechts ab nach St. Germain, das 4te blieb bis zur Ankunft der Engländer in der bisherigen Stellung; am 2ten Jul. ging das 3. Corps über Verſailles nach Pleſſis Piquet, das 1. über Vaucreſſon und Sevres nach Meudon; das 4. als Reſerve nach Verſailles. Der Feind war bei Sevres und Pleſſis Piquet bis nach Vaugirard und Montrouge zurückgeworfen und Iſſy beſetzt. — In einem, zu Paris gehaltnen Kriegsrathe waren faſt alle Anführer darin einſtimmig, daß die Stadt nicht länger zu halten ſei. Um indeß das Letzte zu verſuchen, drang am Morgen des 3. Vandamme noch mit 10,000 Mann vor, und begann den Angriff auf Iſſy; er ward nach einem mehrſtündigen blutigen Gefecht zurückgeworfen, und die Uebergabe der Stadt nun ſogleich beſchloſſen. — In St. Cloud kam noch an dieſem Tage die Capitulation zu Stande, nach welcher das franzöſiſche Heer Paris binnen drei Tagen räumen, binnen acht Tagen hinter der Loire ſein, den 5. Jul. der Montmartre, den 6. alle Barrieren übergeben werden ſollten. Am 7. Jul. zog das 1. preuß. Corps durch die Barriere der Militärſchule, ein Theil des engl. Heeres durch die von St. Denys ein; am folgenden Tage langte Ludwig XVIII. wieder in ſeiner Hauptſtadt, am 10. der Kaiſer von Rußland und König von Preußen dort an; die vom Oſten herandringenden Heere trafen bald nachher ebenfalls ein, und ſo ſo ſah denn das gedemüthigte Frankreich zum zweitenmale ein euro-

päiſches Heer ſiegreich in ſeiner Hauptſtadt verſammelt. Vieles, was der erſte pariſer Friede unberückſichtigt gelaſſen hatte, ward nun beachtet; die früher geraubten Kunſtwerke wurden nun zu großem Verdruß des eiteln Volkes zurückgenommen, und in dem am 20. November geſchloſſenen Frieden Stipulationen feſtgeſtellt, welche die Ruhe von Europa für längere Zeit zu ſichern ſcheinen. M. B.

Pariſer Theater. Zu den erſten und vorzüglichſten Annehmlichkeiten der Hauptſtadt Frankreichs ſind die Theater zu zählen. Dadurch, daß ihrer eine bedeutende Zahl und in der verſchiedenſten Art da ſind, findet Jeder ſeine Rechnung bei dem einen oder andern, inſofern theatraliſche Beluſtigung für ihn nur irgend einen Reiz hat. Alle Fremden daher, die Paris beſuchen, bringen einen großen Theil ihrer Zeit in den Theatern zu, und ſie bleiben meiſt eine ihrer angenehmſten Zurückerinnerungen, wenn eine genaue Kenntniß der Sprache ihnen den Genuß aller Feinheiten derſelben möglich macht, und ſie ſich einmal an die Eigenthümlichkeiten der franz. Theater-Diction gewöhnt haben. Wir widmen ihnen daher auch dieſen beſondern Artikel.

Die Geſchichte der franz. Schauſpielkunſt iſt in dem Art. Franzöſiſches Theater im 3. Bande behandelt worden. Von ihrem Charakter wollen wir hier nur im Allgemeinen anführen, daß er im höhern Luſtſpiel, im lyriſchen Luſtſpiel (der ſogenannten komiſchen Oper) und in den leichtern Intriguestücken wol unnachahmlich iſt, daß aber auch die höhere Tragödie, ungeachtet ihres oft unnatürlichen Pathos und der ſteifen, abgezirkelten Förmlichkeit des mimiſchen und recitirenden Darſtellungsſtyls des Franzoſen, viele weſentliche und nachahmungswerthe Vorzüge vor unſrer deutſchen Bühne hat. Der Ausländer wird auch bald den beſſern Geſchmack der Pariſer in Allem, was zum Bühnenweſen gehört, wahrnehmen. Mit der Einfachheit und Würde, die bei der Darſtellung eines franz. Trauerſpiels und der höhern franz. Comödie unerläßliche Bedingungen ſind, würde in Deutſchland kein Publikum lange zufrieden ſein. Der Pariſer iſt es in ſeinem erſten Theater ſtets, in welchem er (die ſparſamen Neuigkeiten im gleichen Styl abgerechnet) nichts anders ſieht, als die ewig wiederkehrenden Darſtellungen der Meiſterwerke ihrer klaſſiſchen Dichter, wenn nur die Schauſpieler in der Darſtellung ſelbſt ihm genügen. Aber hier iſt ſein Urtheil ſtrenge und ſeine Critik ſcharf. Das Andenken an die großen Talente, welche die franz. Bühne von jeher beſaß, hat ſich beim Publikum erhalten; die Art ihrer Darſtellung iſt ihm durch Tradition überliefert, und es vergehen mehrere Generationen, ehe bei jüngern ſich erſt bildenden Künſtlern das Vergleichen mit ihren Vorgängern gänzlich aufhört. In keiner andern Hauptſtadt wird man auch wol ſo viel regelmäßige und tägliche Beſucher der Theater finden, als in Paris, und der Geſchmack des pariſer Publikums hat dadurch auch eine Sicherheit und einen ſo feinen und richtigen Takt erhalten, daß jeder dramatiſche Dichter ſich ſeinem Urtheile zu unterwerfen und ein zweimal mißfallendes Stück für immer von den Repertoires zu verſchwinden pflegt. Die Kunſtſtücke und Zudringlichkeiten, womit unſere deutſchen dramatiſchen Dichter ſich und ihre Werke oft geltend zu machen ſuchen, (mit Selbſtrecenſionen, erfundnen Berichten über Aufführungen, mit ewigen Vor- und Nachreden u. dgl.) ſind in Paris unbekannt, und würden ohne alle Wirkung bleiben. Falſcher und trügeriſcher Anlockungs-

mittel durch pomphafte Ankündigungen des Inhalts der Stücke oder ihres Spektakels bedient ſich keines der pariſer Theater. Selbſt in der Einfachheit ihrer Schauſpielzettel liegt etwas Großartiges; ſie enthalten nämlich außer der Angabe der Stücke nichts als die Namen der Schauſpieler ohne Angabe der Rollen, welche ſie darſtellen. Unnützes Gepränge findet ſich auf keiner guten franz. Bühne. Der Inhalt und der dramatiſche Werth kann allein das Glück eines Stücks machen. Der ausgebildete Geſchmack des Publikums ſichert den Dichtern und den Bühnenvorſtehern den Erfolg, wenn das dramatiſche Gedicht ſelbſt Beifall verdient. Noch wollen wir hier einer Seite der franz. Bühne erwähnen, die große Beachtung verdient, und bei der ſowol das deutſche als auch das engliſche Theater ſehr zurückſtehen müſſen: die höhere, ſittliche Tendenz und der Takt des Publikums, der alles Gemeine, Rohe, Niedrige augenblicklich bemerkt und auf das ſtrengſte rügt. Von Kotzebue's Stücken würden nur einzelne auf die franz. Bühne gebracht werden können; eben ſo wenig Stücke wie Müllner's Schuld, Albaneſerin u. dergl. In den pariſer Theatern iſt noch die große Anſtändigkeit zu rühmen, welche in Beziehung auf das weibliche Geſchlecht und im Betragen gegen daſſelbe beachtet zu werden pflegt. Auch dürfen die öffentlichen Mädchen ihre Netze nicht zu offen auslegen, wenn ſie ſich nicht der polizeilichen Ahndung ausſetzen wollen. Wir erwähnen noch der großen Aufmerkſamkeit, welche man in allen Theatern der franz. Hauptſtadt findet. Der gemeine Lärm, den man in engliſchen und deutſchen Theatern ſo häufig findet, iſt hier nicht bekannt, und in ausgezeichneten Stücken entgeht den Zuhörern kein Laut. Für die äußere Ordnung beim Ein- und Ausgang iſt die Polizei ſehr thätig, und was den erſtern betrifft, ſo hat ſich ſtillſchweigend eine Sitte gebildet, die allem Gedränge vorbeugt. Jeder Neuzukommende, der in's Theater will, ſtellt ſich nämlich a la queue der ſchon zu gleichem Zweck Verſammelten, d. h. einer ſtellt ſich hinter den andern, und es dürfte Niemanden gerathen ſein, die ſo gebildeten Reihen, deren es oft mehrere gibt, die neben einander ſtehen, verlaſſen zu wollen. Beim Ausgange iſt für die Wagen die ſtrengſte Ordnung eingeführt. Es darf nach keinem gerufen werden, bis der Eigenthümer an der Thür zum Einſteigen bereit ſteht. Das Innere der pariſer Theater iſt nicht ſo reich aufgeputzt, als z. B. in den engliſchen; auch iſt die Erleuchtung nicht ſo glänzend, als in dieſen. In der Eintheilung der Logen haben die franz. Architekten großes Geſchick, und man befindet ſich in ihnen bequemer und ſieht beſſer, als in den meiſten Logen der deutſchen Theater. Dagegen ſind Parterre und Parket dem Fremden weniger zuſagend, als in Deutſchland, wo man ſich in den meiſten Theatern im Voraus wohlgelegne und bequeme Sperrſitze verſchaffen kann. Dies iſt jedoch neuerlich auch in einigen pariſer Theatern nachgeahmt worden. Wo dies noch nicht der Fall iſt, hat der einzelne Fremde große Noth, bei beliebten Stücken für ſich einen erträglichen Platz zu finden. Die erſten und beliebteſten Künſtler werden bei ihrem Erſcheinen auf der Bühne gemeiniglich durch ein lebhaftes Händeklatſchen bewillkommt. Die Sitte verbietet ihnen, dafür zu danken. Wird aber zu Ende einer Scene geklatſcht, ſo pflegt dafür von ihnen dem Publikum gedankt zu werden. Werden neue Stücke mit Beifall aufgenommen, ſo wird der Dichter oder der Verfaſſer verlangt, indem man ſich überzeugt

hält, daß er anweſend iſt. Er wird nun auf die Bühne geführt, erhält allgemeines Zujauchzen, das er mit Beſcheidenheit annimt, und ſich zurückzieht. — Die Zahl der pariſer Theater iſt einem öftern Wechſel unterworfen. In der Revolution war die Zahl derſelben einmal bis gegen dreißig geſtiegen. Später wurde ſie auf acht herabgeſetzt. Gegenwärtig (1823) zählt man ihrer 14, die der Ehre der täglichen Anzeige im Courrier des Spectacles, dem Miroir, mit Angabe der Schauſpieler, die in den angegebnen Stücken auftreten, theilhaftig werden. Die wichtigern pariſer Theater erhalten von der Regierung bedeutende Unterſtützungen. Die von der zweiten Klaſſe, vom Vaudeville an gerechnet, aber nicht. Dieſe ſind meiſtentheils auf Aktien unternommen, und dem Glück und Unglück ſehr ausgeſetzt. Die Beſoldungen der erſten Schauſpieler (der Pfeiler der einzelnen Bühnen) ſind ſehr bedeutend, und ſteigen, wie bei Talma, nebſt dem Ertrage ihrer Kunſtreiſen in die Provinzen, zuweilen auf 100,000 Fr. und mehr. Wir gehen jetzt zu den einzelnen Theatern über, wobei wir der Rangordnung folgen, die in den öffentlichen Blättern beobachtet wird, und die ſelbſt von der Regierung anerkannt iſt.

1. Die große Oper (oder Académie royale de Musique). Dieſes Theater bietet einen ſchneidenden Contraſt dar, mit dem, was wir vorhin von der Einfachheit der Darſtellungen der franz. Bühne geſagt haben. Bei dieſer iſt vielmehr durch die reichſten Decorationen, durch ein zauberiſches Ballet, durch die glänzendſten Coſtümes, die überraſchendſten Maſchinerien und ein an 200 Muſiker ſtarkes Orcheſter alles aufgeboten, um die Sinne zu entzücken. Die Kunſtgattungen, welche hier dargeſtellt werden, ſind die heroiſche franz. Oper mit eingewebten Ballets; die kleinere franz. opera seria und beſondre pantomimiſche Ballets. Die Art des ernſten und großen franz. Geſanges wird dem an italiän. und deutſche Muſik gewöhnten Ohr nie wohlthun, beſonders wo er, wie hier, auf einen ſo großen Raum berechnet, ſo oft zur Uebertreibung wird. Die rhythmiſche Declamation und die Chöre wirken indeß immer ergreifend. Auf dieſer Bühne ſind die Opern von Gluck und Sacchini heimiſch, und man wird ſie auf keiner andern europäiſchen Bühne ſo vollendet vorgetragen und in die Scene geſetzt finden. Die in die großen Opern verwebten Tänze und die großen pantomimiſchen Ballets, die ſtets noch nach einer Oper gegeben werden, weshalb das Schauſpiel auch gemeiniglich bis nach Mitternacht dauert, übertreffen an Vollendung, Reichthum und Schönheit alles Aehnliche, in den letzten Jahren die große italiäniſche Oper in London allein ausgenommen. Jedoch werden die Ballette der großen pariſer Oper als der Typus der höchſten Vollkommenheit des theatraliſchen Tanzes betrachtet, und welche große Tanzkünſtler ſich auch auf andern Bühnen in den europäiſchen Hauptſtädten befinden, ſo haben ſie doch in der Regel ſämmtlich hier ihre Bildung erhalten. Auf keiner europäiſchen Bühne wird man aber, wenn man auch einzelne ausgezeichnete Tänzer und Tänzerinnen erworben hat, ein ſolches Ganzes in den Ballets finden, als in der pariſer großen Oper. — Das ſchöne Opernhaus in der Straße Richelieu ſteht jetzt verlaſſen, und wird abgetragen, weil der Herzog von Berry beim Herausgehen aus demſelben am 19. Febr. 1820 ermordet wurde. Seit dieſem Zeitpunkt iſt nicht weiter in demſelben geſpielt worden, und die Darſtellungen mußten, bis ein neues proviſoriſches Opernhaus auf der Chauſſée

d'Antin gebaut war, in dem nicht großen Schauſpielhauſe in der Straße Favart gegeben werden. — Von den in den Annalen dieſes Theaters berühmt gewordnen Sang- und Tanzkünſtlern nennen wir hier die Damen Guimard, St. Huberty, Arnauld, Armand, Branchu, Mad. Gardel, und die Herren Lais, Lainez, Veſtris, Gardel, Milon und Düport. Durch die zahlreichen franz. Memoiren und literariſchen Correſpondenzen (wie die von Grimm und Laharpe) wird man mit den jedesmaligen Coryphäen dieſer Bühne ſtets genauer bekannt, da ſie häufig nicht bloß hier Rollen zu ſpielen pflegen. Gegenwärtig (1823) ſind die erſten Künſtler in der Oper: die Herren Nourrit, Derivis, Dabadie, Bonel, Prevoſt, und die Damen Graſſari, Dabadie, Sainville, und im Tanz die Damen Bigottini, Hulin, Anatole, Albert, Marinette, Fanny Bias, Elie, Noblet, und die Herren Paul, Albert, Noblet, Milon, Montjoie, Capelle, Coulon, Goſſelin und viele andre. Die Preiſe der Plätze ſind nach deutſchem Maßſtab hoch: Balcon 10 Fr.; erſte und zweite Loge 7 Fr. 10 S.; Parterre 4 Fr.

2. Théâtre français, (auch wol premier Théâtre Français genannt) in der Straße Richelieu, und mit dem Palais royal zuſammenhängend. Der erſte Urſprung dieſes Theaters fällt in das Jahr 1518, wo es im Hôtel Bourgogne errichtet wurde. Molière verband ſich 1650 damit. Von 1689 an wurde es in die Straße Fossés St. Germain, 1770 in die Tuillerien, 1782 ins Odeon, und als dies 1799 abbrannte, in das jetzige Gebäude verlegt, deſſen Erbauer der Architekt Louis war. Das Haus bildet inwendig eine Art von Circus. Die Galerie wird von 26 doriſchen Säulen getragen, die in einem ununterbrochnen Halbkreiſe um das Parterre gehen. Zwiſchen dieſen ſind die Logen. Dies Theater wurde in den Jahren 1787—89 erbaut. Im letzten J. (1822) ſind unter der Direction von Percier und Fontaine mit dem Innern große Veränderung vorgenommen. Der größere Theil der Säulen, der der Ausſicht auf die Bühne ſehr hinderlich war, hat Ruthen von Gußeiſen Platz gemacht; es ſind viele andre Vertheilungen des Raums vorgenommen worden, und das ganze Innere hat an Schönheit und Bequemlichkeit dadurch ſehr gewonnen. Rund um das Gebäude geht eine bedeckte Galerie, in der ſich eine Menge von kleinen Buchhändlern und Quincaillerie-krämern befinden. — Das Repertoire dieſer Bühne beſteht lediglich aus den als klaſſich anerkannten dramatiſchen Meiſterwerken der ältern und neuern franzöſiſchen dramatiſchen Literatur, ſowol in der Tragödie, als in der höhern Komödie. Eben ſo theilen ſich die Schauſpieler in dieſe zwei Hauptgattungen, und nur ſelten wird es ein jugendliches Talent wagen, ſich in beiden zugleich zu verſuchen. Hier ſieht man alſo die unſterblichen Meiſterwerke des Corneille, Racine, Voltaire, Crébillon, Molière darſtellen, und zwar wie die Tradition dieſe Darſtellungen im eigentlichen Charakter der franz. Bühne erheiſcht. Durch die Darſtellung der franz. Tragödie wird ſich der Ausländer, beſonders der Deutſche, zuerſt ſehr zurückgeſtoßen fühlen, bis er ſich einmal an ſie gewöhnt hat, wo er dann zur Würdigung ihrer wahren Vorzüge fähig ſein wird, aber um ſo mehr wird ihn die höhere Komödie, wie ſie auf dieſem Theater heimiſch iſt, anziehen. Hier verbindet ſich die höchſte Wahrheit mit dem feinſten Weltton und der größten Einfachheit. Es ſind die täuſchendſten Naturgemälde der vergangnen oder der jetzigen Zeiten, wenn es dem Dichter ſelbſt gelungen war, die Züge derſelben nur einigermaßen richtig

aufzufaſſen, denn unter dem Spiele der Künſtler dieſer Bühne ſcheint ſich jedes Gemälde zu veredeln und einen höhern Charakter der Kunſtbildung anzunehmen. Von den Schauſpielern der frühern Zeiten nennen wir einige, deren Ruhm ſich bis jetzt als klaſſiſch erhalten hat: Baron, Brizard, Lekain, Clairval, Molé, Larive, Fleury, Aufresne, Dufresne, Grandmenil, Grandval, Monvel, St. Phal, Preville, St. Prix, Vanhove; und von Frauen: Lecouvreur, Gauſſin, Dümesnil, Clairon, Devienne, Contat, Raucourt. Gegenwärtig iſt das tragiſche Fach insbeſondre in den Händen von Talma, Lafont, und der Damen Düchesnois und Paradol, und das komiſche in denen von Damas, Faure, Granville, Michelot, Baptiſte, Michot und Armand, ſo wie der Damen Mars (eine der erſten Schauſpielerinnen, die je die franz. Bühne betraten) Bourgoin, Leverd, Hervey, Düpuis und Mante.

3. Die komiſche franzöſiſche Oper, auch die Comédie lyrique und im gemeinen Leben von der Straße, wo es ſich befindet, Théâtre Jeydeau genannt. Ohnſtreitig iſt dies eines der anmuthigſten pariſer Schauſpiele, und wenn auch der noch größre Reiz, den daſſelbe zu Anfange dieſes Jahrhunderts durch einige ausgezeichnete Künſtler, die ſich entweder jetzt zurückgezogen haben, oder die damals in der erſten Blüte ihrer Talente waren (Ellevion, Martin, Gavaudan, Mad. St. Aubin, Mad. Gavaudan u. A.) beſaß, ſo iſt ihm doch genug geblieben und wieder neu geworden, um hier die heiterſten Abende zubringen zu können. Die auf dieſer Bühne einheimiſchen Gattung iſt auch in Deutſchland ſo beliebt geworden, daß die Repertoires der deutſchen Bühnen für die komiſche Oper faſt aus nichts, als aus Ueberſetzungen der Stücke beſtehen, welche für dieſes Theater geſchrieben und componirt ſind. Joconde, la folie, Aſchenbrödel, ein Haus iſt zu verkaufen, l'opera comique, Adolph und Clara, Rothkäppchen, und früher die gretryſchen Compoſitionen, wie Zemire und Azor, u. ſ. w. gehören dahin. Die vorzüglichſten Componiſten, welche für daſſelbe geſchrieben haben, ſind Nicolo, Mehul, Berton, Gretry, Dalayrac, Monſigny, Boyeldieu, Blangini, Solié, Dezedes u. A. — Von den Dichtern der beliebteſten Stücke dieſer Bühne nennen wir vor allen Etienne und Hofmann, außerdem Bouilly, Nanteuil, Sedaine, Düval, Dupaty, Scribe und mehrere. Zu den beliebteſten darſtellenden Künſtlern dieſer Bühne ſind gegenwärtig zu zählen: vor allen andern Martin, der erſte Sänger in ſeiner Gattung und in ſeinem von ihm geſchaffnen Fache feiner Bedienten in den Sitten unſrer Zeit unnachahmlich; dann Chenard, Jüliet, Ponchard, Hüet, Darancourt, Caſtel und die Damen Boulanger, Ponchard, Paul, Pradher, Rigaud und A.

4. Odeon, oder second Théâtre français, in der Vorſtadt St. Germain, neben dem Luxemburg. Daſſelbe wurde 1791 nach den Zeichnungen von Peyre und Wailly gebaut, und man nannte es damals Théâtre français, da die erſte Schauſpielergeſellſchaft, welcher dieſe Bezeichnung gegeben wird, hier ihre Vorſtellungen gab. Am 20. März 1799 brannte es ab; man baute es wieder aus, und jetzt wurde es einer zweiten Schauſpielergeſellſchaft eingeräumt, die mit dem erſten franzöſiſchen Theater in Wetteifer treten ſollte. Von dieſer Zeit an nennt man es Théâtre de l'Odéon. Im J. 1818 und wieder am 20. März wurde es zum zweiten Mal eingeäſchert, aber am 1. Oct. 1819 bereits wieder eröffnet. Sowol die äußre Architektur, als die

innere Einrichtung dieſes Odeon-Theaters iſt ſehr reich und geſchmackvoll, und letztre dabei ausgezeichnet bequem. Die Gattung der hier dargeſtellten Stücke iſt der des premier Théâtre français völlig gleich und beide Bühnen wetteifern mit einander. Das ältre Repertoire der franz. dram. Klaſſiker kann von beiden Theatern gegeben werden; von den lebenden dramat. Dichtern hat aber jede Bühne ihr beſondres Repertoire. Madem. Georges iſt die vorzüglichſte Stütze dieſes Theaters. Als Medea, Semiramis, Phädra, Merope, Agrippine, als Salome in der neuen Tragödie: die Maccabäer, von Soumet, verdient dieſe Künſtlerin die größte Bewunderung. Außerdem ſind im tragiſchen Fach Joanny, Lafargue und David, und in der Comödie Faure und die jüngere George zu bemerken. So nützlich das Daſein dieſes zweiten Théâtre franc. gehalten wird, um das Haupttheater anzufeuern, dem Uebermuth ſeiner Künſtler ein Gegengewicht und den dramat. Dichtern größern Spielraum zu geben: ſo erhält es ſich doch nur mit Mühe und durch die bedeutenden Zuſchüſſe, welche die Regierung gibt.

5. Italiäniſche Oper. Dieſes Theater iſt der Sammelplatz der erſten pariſer Geſellſchaft, der vornehmen Welt. Die innere Einrichtung iſt eben ſo bequem als geſchmackvoll. Das Orcheſter dieſes Theaters wird für das vollkommenſte in ſeiner Art gehalten, und da die Regierung dieſe italiäniſche Oper als eine Schule und als Vorbild des guten Geſangs beſonders begünſtigt und die Direction ſehr wachſam iſt, um die Schauſpielergeſellſchaft ſtets vollſtändig und gut zu erhalten: ſo verdient das Ital. Theater mit Recht die Vorliebe aller Muſik-Liebhaber. In den letzten Jahren waren es vorzüglich Mad. Fodor und Galli, welche das Publikum eben ſo ſehr durch ihren Geſang, als durch ihr Spiel entzückten. Beide haben aber Paris mit Neapel vertauſcht. Die vorzüglichſten Künſtler dieſer Bühne ſind gegenwärtig Garcia, Graciani, Pellegrini, Levaſſeur, Bordogui, Zuchelli und die Damen Naldi, Paſta, Cinti. Dieſen fünf größern Theatern folgen drei kleinere, die ſo ziemlich zu einerlei Gattung gehören und als Volkstheater zu betrachten ſind. Ihre Rangordnung iſt

6. Théâtre du Vaudeville. In der Straße Chartres. 7. Gymnase dramatique, und 8. Théâtre des Variétés, beide auf den Boulevards. In dieſen Theatern, welche auch den Fremden am meiſten zuzuſagen pflegen, zeigt ſich insbeſondre die unerſchöpfliche Fröhlichkeit der Franzoſen, ihr leichter Witz und ihr Talent, der geringſten Kleinigkeit Stoff zum Lachen und zu einem Bonmot oder Calembourg abzugewinnen, in ihrem ganzen Glanze. Die Zeichnung der zahlloſen kleinen Stücke, welche hier gegeben werden, iſt mit wenig kecken Strichen hingeworfen; hier gibt es keine verwickelte Intrigue, keine prachtvollen Decorationen; es wird den Sinnen eben ſo wenig geſchmeichelt, als an Herz, Gemüth und Phantaſie gedacht; nur für den Witz ſind ſie geſchrieben; ſie ſcheinen geſchaffen, um den angebornen Takt der Nation, der jede Lächerlichkeit ſogleich fühlt, noch zu ſchärfen; die Geißel des Spottes iſt hier ſtets geſchwungen, aber mehr aus Lachſucht, als aus Bosheit. Die kleinen Lieder, die darein gewebt ſind, und als echte Volkslieder auf allen Straßen tönen, haben einen ganz eignen piquanten Nationalcharakter; ſie beweiſen, daß die Tonſprache nicht bloß Gefühle, ſondern auch witzige Einfälle auszuſprechen vermag. Raſch und kurz begleiten hier die Klänge die Worte; ein ſolches Vaudevilleliedchen unterbricht das muntre Ge-

ſpräch gar nicht, es erhöht nur deſſen Lebhaftigkeit. Oft beluſtigt es, in dieſem höhern Vaudeville Gegenſtände perſonificirt zu ſehen, die ſich die Phantaſie ſonſt wol ſchwerlich geſtalten würde. Es fällt ſelten etwas Bedeutendes auf den andern, ſelbſt den größten Theatern, vor, was hier nicht parodirt würde. Arlequin beluſtigt oft auch auf dieſen Bühnen. Das beſuchteſte dieſer drei Theater iſt das Gymnaſe, deſſen Einnahmen ſelbſt die des erſten Théâtre français übertreffen. Das Vaudeville iſt dagegen gegenwärtig ſehr in Verfall gerathen. Die Variétés, haben an Potier, Brünet, Lepeintre für ihre Fächer unübertreffliche Künſtler. Im Vaudeville, iſt Philippe ſehr beliebt. Beim Gymnaſe vor allen Perlet, Gonthier, die kleine Leontine Fay. Die Zahl der Dichter, welche für dieſe drei Theater arbeiten, iſt ſehr groß. Zu den beliebteſten und unerſchöpflichſten iſt gegenwärtig insbeſondre M. Scribe (vielleicht Pſeudonyme) zu rechnen.

9. Théâtre de la Porte St. Martin. 10. Théâtre de la Gaieté. 11. Ambigu comique, ſämmtlich auf den Boulevards gelegen. Alle drei geben vorzüglich Melodram, Pantomime und Ballet. Die beiden letztern ſind mehr für die niedern Stände berechnet. Das erſtere behandelt ſeine Aufgaben mit Anſtand, und man ſieht hier öfter die ſchönſten Decorationen, Prachtaufzüge, glänzende Pantomimen, wohlgeordnete Ballets u. ſ. w.. Ritter- Räuber- Geiſter- und Zaubermährchen hauſen hier, je grauſenvoller, je beliebter. Viele junge Talente bilden ſich hier, die dann zu den größern Theatern übergehen. Von dem Théâtre de la Porte St. Martin führen wir noch an, daß dies 1781 vom Architekten Louis in 75 Tagen gebaut ward, was man, wenn man dies ſchöne, ja prachtvolle Gebäude ſieht, kaum glaublich findet. Der Zweck des eiligen Baues war die Unterbringung der großen Oper, da das alte Opernhaus in Feuer aufgegangen war. Als Nr. 12 führen wir das am 10. Nov. 1821 eröffnete Panorama dramatique auf. Die Stücke, die hier gegeben werden, dürfen nur zwei ſpielende und redende Perſonen haben. Die Aufgabe ſoll von den Dichtern und den Schauſpielern glücklich gelöſt werden, und dies kleine, freundliche Theater wird viel beſucht. 13. Cirque olympique des H. Franconi. In dieſem im J. 1817 eröffneten Circus ſpielen die Pferde die Hauptrolle. Die Schönheit der innern Einrichtung verdient Bewunderung. Die Bereiterkünſte, in denen die Familie Franconi vom Großvater bis zum Enkel ſo ausgezeichnet geſchickt iſt, gehen ſtets dem angekündigten Schauſpiele voran. Dies beſteht dann in der Ausführung irgend einer hiſtoriſchen oder phantaſtiſchen Aufgabe, aus Pantomimen, in denen Aufzüge, Gruppirungen, Tänze und Manövres zu Pferde vorkommen, die mit großem Koſtenaufwand und ſeltner Kunſt und Geſchick ausgeführt werden. Macbeth, Blaubart, Cain, Atala, der raſende Roland, ein Convoy von ſpaniſchen Guerilla's überfallen, ſind einzelne ſolcher Pantomimen, an denen ſich der ſchauluſtige Pariſer und der neugierige Fremde nicht ſatt ſehen können. Als 14. und letztes Schauſpiel figuriren noch die Soirées de Mr. Comte, im Durchgang der Panorama's, oder auch Théâtre de Magie genannt. Hier findet man Geiſterbeſchwörung, phyſikaliſche Kunſtſtücke, Bauchrednerkünſte u. dergl. —k—

Park im Allgemeinen iſt eine große, mit Mauern oder Paliſſaden umſchloßne Erdfläche, um etwas innerhalb dieſes Raums aufzubewahren, z. B. im Feldlager die nöthigen militäriſchen Geräth-

ſchaften; daher Artillerie-Park. An fürſtlichen Schlöſſern und Paläſten nennt man einen Park eine große, baumbepflanzte, mit Allee und Wald abwechſelnde, umſchloßne, und zum Hegen des Wildes beſtimmte Erdfläche. Die alten Römer hatten ſolche Parks an ihren Villen, um das Vergnügen der Jagd deſto ungeſtörter genießen zu können. Anfangs als ſie nur noch Haſen hegten, waren dieſe Parks (leporaria) klein, erhielten aber nachmals, da auch größres Wild gehegt ward, einen bedeutenden Umfang. Am berühmteſten waren der Park des Pompejus und der des Hortenſius. In neuern Zeiten ſind vornämlich die Parks der Engländer berühmt. „Die Regierungsverfaſſung," ſagt ein ungenannter Schriftſteller ſehr richtig, „hat wol den erſten Grund zu den engliſchen Parks und ihren Anlagen gegeben, und zwar dadurch: es wird nach einem ausdrücklichen Geſetze kein Wildpret im Freien geduldet, weil dadurch dem Nachbar Schaden geſchehen kann; wer alſo Wildpret haben will, muß es einſperren; reiche Particuliers nahmen einen Theil ihres Waldes und ihrer Felder dazu, befriedigten beide, und hielten darin das ihnen nöthige Wildpret. Da dieſes meiſtens in der Nähe ihrer Landhäuſer war, die Engländer aber mit einem großen Vermögen auch größtentheils einen richtigen Geſchmack verbinden: ſo gab dieſer Wildgarten oder Park ihnen Gelegenheit, Anlagen mancherlei Art in demſelben zu machen, und ihrem Geſchmacke und ihrer Einbildungskraft freien Lauf zu laſſen." Da nun die neuere Gartenkunſt ſich ebenfalls aus England her über Europa verbreitet hat, ſo iſt es gekommen, daß man häufig Park und Gartenlandſchaft oder Luſtwald, Luſtanlage, engliſche Garten mit einander für gleichbedeutend nahm, und unter Park ſich ein ſehr großes Stück Feld dachte, das zum ausgedehntern Genuſſe durch einfache Kunſt verſchönert wurde. Gilpin, der dem urſprünglichen Begriffe eines Parks treu geblieben iſt, hat zugleich gezeigt, wie die Gartenlandſchaft mit ihm zu vereinigen ſei. „Der Park," ſagt er, „iſt eine außerhalb Englands wenig bekannte Art von Landſchaft, und einer der herrlichſten Zubehöre eines anſehnlichen Landhauſes. Nichts theilt einem Gebäude ſo viel Würde mit, als eine ſolche anziehende Länderei, und nichts hilft die Wichtigkeit deſſelben ſtärker bezeichnen." Billig aber muß der Park mit der Größe und Würde des Gebäudes im Verhältniß ſtehen und Nettigkeit und Zierlichkeit mit ihm theilen. Der Park iſt entweder durch Kunſt angepflanzt, oder wenn er natürlicher Wald war, durch Kunſt vervollkommnet, und da erwarten wir eine Schönheit und einen Contraſt in ſeinen Baumgruppen, wonach wir uns in den wilden Naturſcenen umſonſt umſehen. Wir erwarten, daß ſeine Grasebenen mit ihren Zubehören in Größe, Geſtalt und Vertheilung angenehm mit einander contraſtiren, und daraus mannichfaltige Kunſtſcenen entſtehen. Wir erwarten, wenn man einzelne Bäume ſtehen gelaſſen, daß es die ſchönſten, zierlichſten und wagerechteſten ihrer Art ſein werden; daß kein Tändelwerk das Auge beleidige, und alles rauhe, üppig wachſende Unterholz bis auf die Stellen abgetrieben ſei, wo es eine Scene zu verdichten oder zuſammenzuhängen, oder eine Begrenzung zu verſtecken nothwendig iſt. Koſten erfodernde Auszierungen werden in einer Parkſcene nicht verlangt. Tempel, chineſiſche Brücken und alle mühſeligen Werke der Kunſt erwecken unharmoniſche Vorſtellungen. Iſt wo eine Brücke nöthig, ſo ſei ſie niedlich und ſchlicht; oder eine Wildhütte, oder eine Förſterwohnung, ſo ſei ihre Bauart ſo einfach als ihre Beſtim-

mung. Nichts verrathe Prahlerei oder Prunk. Eine Auszierung wären wir geneigt zu erlauben: ein ſchönes Thor nämlich zum Eingange in den Park; dieſes aber müßte an Reichthum, Zierlichkeit und Bauart mit dem Hauptgebäude übereinſtimmen. Daſſelbe Verhältniß hat auch ein durch den Park hinlaufender Fuhrweg. Er ſei breiter oder ſchmäler, je nachdem es das Hauptgebäude iſt, auf das er zuführt. Er winde ſich, aber ſchweife nie ohne zureichenden Grund umher. Auf jeder Seite des Zuganges und auf den Fuhrwegen, ſo wie den beſuchteſten Spaziergängen, müſſen alle Begrenzungen dem Auge entzogen ſein; die Anſicht einer Umpfählung mag zwar in einzelnen Fällen maleriſch ſein, allein in der Regel mißfällt ſie. Läuft ein natürlicher Fluß durch den Park, oder liegt eine wahre Ruine darin, ſo mag man wol den glücklichen Fall auf's Beſte benutzen; die künſtlich geſchaffnen hingegen ſind gewöhnlich von ſehr ſchlechter Wirkung. Auch mit dem künſtlichen See ſieht es mißlich aus; Großheit läßt ſich ſelten hervorbringen. Dammhirſche ſind die natürlichſten Bewohner des Parks, und allerdings ſehr ſchön: allein Rindvieh- und Schafherden ſind auch ſchön, und nützlicher. Außer den Parks gibt es in England noch kleinere Anlagen zu Privatgebäuden oder in Städten, welche man Plesaure ground, Luſtthal, nennt, zum Beweiſe, daß nicht jede engliſche Anlage auch ein Park ſei. Ob nun aber das, was man in Deutſchland öfters einen Park genannt hat, auch ein ſolcher ſei, das beurtheile Jeglicher ſelbſt. dd.

Park (Mungo), ein Wundarzt aus Schottland, der durch ſeine Reiſen in Afrika allgemein bekannt iſt. Er war eben von einer Reiſe nach Indien zurückgekehrt, als die unter dem Namen: African Association, zur Erforſchung des Innern von Afrika, ſeit 1768 zu London errichtete Geſellſchaft die Nachricht von dem durch Verſchmachtung oder Meuchelmord herbeigeführten Tode des Majors Houghton erhielt, welcher auf ihre Koſten eine Reiſe nach Afrika unternommen hatte. Park erbot ſich zu einer gleichen Unternehmung, erhielt die Genehmigung ſeines Antrags, und brach am 22. Mai 1795 nach der engliſchen Factorei Piſania am Gambia auf, wo er ſich einige Monate zu ſeiner Reiſe vorbereitete und die Mandingoſprache erlernte. Von Weſten nach Oſten durchſtreifte er die Königreiche Mulli, Bondu, Kadſchaga, Kaſſon, Kaarta und Ludumar. In letzterm gerieth er im Anfange des Märzes 1796 nahe bei der Gegend, wo ſein Vorgänger Houghton ſeinen Tod gefunden hatte, in die Gefangenſchaft des mauriſchen Königs Ali, wo er der roheſten Behandlung und den offenbarſten Lebensgefahren ſo Preis gegeben war, daß er den verzweiflungsvollen Entſchluß faßte, auf gut Glück des Zwecks ſeiner Reiſe eingedenk, landeinwärts zu fliehen. Das Wageſtück gelang ihm ſo glücklich, daß er in der dritten Woche ſeiner Flucht, am 20. Jul. 1796, das große Ziel ſeiner Reiſe, den Niger, erblickte, deſſen Lauf er ſo lange verfolgte, bis er ſich unüberſteiglicher Hinderniſſe wegen zur Rückreiſe entſchließen mußte. Den Weg weſtwärts längs des Niger nehmend, kam er im Semtember im Königreiche Manding zu Kamilia an, wo er Krankheit und Sicherheit wegen ſieben Monate verweilen mußte. Ein Sklavenhändler, mit dem er einen Accord ſchloß, brachte ihn von da am 10. Juni 1797 nach der engliſchen Factorei am Gambia, wo er vor 18 Monaten abgereiſt war, zurück; am 15. ging er über Antigua nach London ab, und traf daſelbſt am 25. Dec. nach einer Abweſenheit von 2 Jahren und 7 Monaten

glücklich wieder ein. Die in ungeſchmückter Darſtellung, mit ſtrenger Wahrheitsliebe abgefaßte, äußerſt anziehende Beſchreibung ſeiner Reiſe erſchien engliſch, London 1798. 4.; deutſch mit (ſehr entbehrlichen) Anmerkungen des Ueberſ. Hamb. 1799. 8. (oder der See- und Landreiſen, 12. Th.), Berlin 1799. 8.; Erfurt 1807. 8. Er trat im Anfange des J. 1805 eine neue Reiſe nach Afrika an. Seine letzten Nachrichten im J. 1811 waren von Sanſanding am Niger. Von hier reiſte er nach dem Königreiche Haouſſa, wo er durch Unterlaſſung eines Geſchenks den König beleidigte, der ihn in einem engen Paſſe an einem Fluſſe, welchen er herabſchiffte, um die Mündung des Nigers zu finden, von Bewaffneten angreifen ließ. Von den Steinen und Pfeilen der Schwarzen verfolgt, ſuchte er, als alle ſeine Gefährten bis auf Einen getödtet waren, ſich durch Schwimmen zu retten, und ertrank. Die anziehenden Nachrichten von dieſer zweiten Reiſe wurden 1815 nebſt einer Lebensgeſchichte des unglücklichen Reiſenden herausgegeben. A—s.

Parlament (Engliſches), ſ. Großbritannien.

Parlamente oder Parlemente, hießen ehedem die höchſten Gerichtshöfe in Frankreich. Ihre Verfaſſung in ältern Zeiten war von der in neuern Zeiten ganz verſchieden. Gewöhnlich hatte ſonſt der König an dem Orte, wo er Hoflager hielt, ein Gefolge von Richtern, die aus ſeinen Vaſallen gewählt waren, bei ſich; um die Streitigkeiten der übrigen Vaſallen und Unterthanen zu entſcheiden. Erſt um 1307 nahm dieſer wandernde Gerichtshof, Parlament genannt, zu Paris ſeinen Sitz, und behauptete, als in der Folge in mehrern Städten des Reichs dergleichen angelegt wurden, unter allen übrigen die vornehmſte Stelle. Etwas früher hatte man ſchon angefangen, nichtadelige Beiſitzer in das Parlament aufzunehmen, weil die Adeligen größtentheils zu unwiſſend waren, um das richterliche Amt auszuüben. In der Folge wurde Jeder als adelig angeſehen, der eine Stelle im Parlamente erhielt, wenn er auch bürgerlicher Abkunft war. Im ganzen Reiche waren vierzehn Parlamente. Das zu Paris beſtand aus 196 wirklichen Beiſitzern und ſehr vielen außerordentlichen; über 500 Advokaten prakticirten dabei. Aber die Parlamente blieben nicht lange bloße Gerichtshöfe. Da nämlich die Nationalverſammlungen in Frankreich ſelten, und gewöhnlich ohne Wirkung für das gemeine Beſte waren: ſo gewöhnte ſich das Volk frühzeitig daran, die Parlamente als ſeinen Schutz und als ein heilſames Gegenmittel gegen die königliche Macht zu betrachten. Auch finden ſich ſchon in der ältern franzöſiſchen Geſchichte häufige Beiſpiele von Widerſtand, welchen die Parlamente den Königen leiſteten. Es ward Gewohnheit, daß ſie jedes neu vorgeſchlagne Edict oder Geſetz in ihre Protokolle eintrugen, und daß es nicht eher Kraft hatte, als bis dieſes geſchehen war. So oft ihnen daher ein Geſetz deſpotiſch oder für einzelne Klaſſen von Bürgern nachtheilig ſchien: ſo durften ſie nur das Einregiſtriren verweigern, und es mußte zurückgenommen werden. Bisweilen halfen ſich wol die Könige durch Strenge, und hoben die ungehorſamen Parlamente auf; allein ſie gewannen nicht viel dabei, weil ſie ſolche gewöhnlich bald wieder zurückrufen mußten, um das aufgebrachte Volk zu beruhigen. Selbſt ein Deſpot, wie Ludewig XI., konnte nicht Alles durchſetzen. Einſt verweigerte ihm das Parlament ſeine Zuſtimmung zu einigen neuen Edicten; der König ließ die Eintragung bei Todesſtrafe anbefehlen: allein das ganze Parlament ging zu ihm, alle Mitglieder erklärten, daß ſie lieber ſterben, als hierin

ſeinen Willen befolgen wollten, und er ließ darauf die Edicte in Gegenwart des Parlaments zerreißen. In ſpätern Zeiten, da es Sitte ward, die Stellen bei dem Parlamente zu kaufen, hatte der Hof nicht mehr ſo heftige Widerſprüche zu befürchten. Ludwig XIV. beſtand während ſeiner langen Regierung keinen bedeutenden Kampf mit den Parlamenten. Erſt unter dem Herzoge Regenten gewannen ſie wieder einigen Einfluß, der unter Ludewig XV. noch größer ward. Der Staatskanzler Maupeou ſah mit Verdruß die zunehmende Macht dieſer Gerichtshöfe, und wagte daher 1771, alle Parlamente im Reiche aufzuheben und durch neue zu erſetzen, welche ganz vom Könige abhängig waren. Das Volk murrte; allein der Schritt war geſchehen, und der Hof hatte damals noch Macht genug, die genommne Maßregel geltend zu machen. Ludwig XVI. rief nach dem Antritte ſeiner Regierung (1774 und 1775) die alten Parlamente zurück, ohne zu ahnen, wie gefährlich ſie ſeinem Anſehn in der Folge werden würden. Die Parlamente waren jetzt nur darauf bedacht, ſich in ihrem Anſehn immer mehr zu befeſtigen; ſie wurden daher immer kühner, und nahmen eine immer härtere Sprache gegen den Hof an. Zwar wagte es der Miniſter Brienne, ſie am 8. Mai 1788 abermals zu vernichten; aber die Gährungen im Volke wurden im ganzen Reiche ſo bedenklich, daß ſich der Hof gezwungen ſah, ſie ſchon im September zurückzuberufen. Das Volk frohlockte über dieſen Sieg, und Paris feierte den Tag der erſten Sitzung des daſigen Parlaments als ein allgemeines Feſt. Die Freude ſtieg noch höher, als ſich das Parlament für die Zuſammenberufung der Stände erklärte; ein Schritt, der jedoch bald ſeinen eignen gänzlichen Untergang herbeiführte. Es wünſchte bei dem Reichstage eine eigne Abtheilung auszumachen, wie ſolches auf dem letzten Reichstage im J. 1614 der Fall geweſen war, und ſich nicht unter die übrigen Klaſſen der Stände zu miſchen. Allein dieſer Plan ging nicht durch. Zwar wurden einige Mitglieder des Parlaments ihres ausgezeichneten Patriotismus wegen zu Abgeordneten erwählt, z. B. Despremenil; aber das ganze Corps erhielt keine beſondern Vorzüge. Man fing an, es wieder für das zu halten, was es urſprünglich geweſen war: für den oberſten Gerichtshof des Reichs. Aber auch in dieſer Form ward es ganz überflüſſig; denn die neue Eintheilung des Landes, die Einführung der Departementalverwaltungen, die Aufhebung des Feudalſyſtems und des Adels machten eine neue Juſtizpflege nothwendig. Dazu kam, daß die öffentliche Meinung ſich gegen den Kaſtengeiſt der Parlamente erklärte. Mehr auf ihr Anſehn als auf das Wohl des Volks bedacht, hatten ſie ſelbſt die Rechtspflege oft parteiiſch verwaltet, und die Prozeſſe muthwillig verzögert, um ſich dabei zu bereichern. Die Nationalverſammlung hob daher 1790 die Parlamente im ganzen Reiche auf.

Parlementär heißt im Kriege der Abgeordnete, der zur mündlichen Unterhandlung über einen Gegenſtand, oder zur Mittheilung einer Nachricht von der einen kriegführenden Partei an die andre abgeſchickt wird, ſei es nun bei einer belagerten Stadt oder im offnen Felde. Gewöhnlich wird der Parlementär, ſobald er ſich beim erſten feindlichen Poſten als ſolchen angegeben, unter Bedeckung an den Ort ſeiner Beſtimmung und ſo wieder zurückgeleitet; zuweilen macht aber die Vorſicht beſondre Maßregeln (z. B. Verbinden der Augen) nothwendig; in andern Fällen werden gar keine Parlementäre zugelaſſen. Zur See führt das Parlementärſchiff, das zu jenem Behuf abgeſendet wird, eine eigne Flagge (Parlementärflagge).

Parma, ein Herzogthum im obern Italien, das gegen Norden und Weſten an das Mailändiſche, gegen Oſten an das Modeneſiſche und gegen Süden an die Apenninen grenzt, die es vom ehemaligen genueſiſchen Gebiete und von Toscana trennen. Es beſteht aus den Herzogthümern Parma, Piacenza und Guaſtalla (106 Q. M., 380,000 Menſchen). Das Land iſt gut angebaut und ſehr fruchtbar. Es liefert viele und gute Seide, Getreide, Wein (Vino santo), Oel, Hanf, und hat treffliche Schafzucht. Der Kunſtfleiß der Einwohner beſchränkt ſich faſt nur auf Bearbeitung der Seide. Die Hauptſtadt Parma, am Flüßchen gleiches Namens, iſt befeſtigt, und hat über 30,000 Einwohner. Die Straßen ſind meiſtens ſchön und die Häuſer von guter Bauart. In den Kirchen ſieht man mehrere Meiſterwerke von Correggio, Lanfranco und Mazzuoli (genannt il Parmegiano), die hier geboren ſind. Die Domkirche beſitzt das berühmte, jetzt aber ſchadhafte Stück des Correggio von der Himmelfahrt Mariä in Fresco; und in der Kirche des heiligen Grabes bewunderte man die Madonna della Scudella deſſelben Meiſters, welche nach Paris wanderte. Die Kirche der Madonna della Steccata iſt wegen der Grabmäler des farneſiſchen Hauſes, und das Kapuzinerkloſter wegen der Malereien ſehenswerth. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehört der herzogl. Palaſt mit ſeiner Gemälde- und Kunſtſammlung, woraus jedoch die koſtbarſten Stücke ſchon 1734 nach Neapel gebracht worden, eine treffliche Bibliothek, die 1765 geſtifteten Akademien der ſchönen Wiſſenſchaften, der Malerei und der Künſte, die Univerſität, das 1618 erbaute berühmte Opernhaus (das größte in Europa), welches 14,000 Zuſchauer faßt, das kleinere Theater, die 1761 neuangelegte Promenade zwiſchen der Stadt und Citadelle, der Palazzo Giardino, ein mit der Stadt verbundnes herzogl. Luſtſchloß mit ſeinen Malereien und Gärten, das ehemalige weitläufige Benediktinerkloſter, die Karthauſe u. ſ. w. Die bodoniſche Buchdruckerei, mit Schriften von mehr als 200 Sprachen, gehört zu den erſten in Europa. Parma nebſt Piacenza gehörten unter den Römern zum ciſalpiniſchen Gallien, riſſen ſich in der Folge von der Oberherrſchaft der deutſchen Könige los, und gehörten zum Bunde der lombardiſchen Städte, litten aber ſpäter ſehr durch die innern Streitigkeiten. Die Häuſer Eſte und Visconti beſaßen Parma einige Zeit. Ludwig XII. eroberte beide Städte. Nach der Auflöſung der Ligue von Cambray (1508) eroberte ſie Papſt Julius II. 1514. Eigenmächtig erhob Papſt Paul III. (aus dem Hauſe Farneſe) Parma nebſt Piacenza zum Herzogthume (1543) und belehnte damit ſeinen natürlichen Sohn Peter Aloyſius Farneſe, deſſen Nachkommen ſich zum Theil als Krieger (z. B. Alexander, im Kriege in den Niederlanden) bekannt gemacht haben. Als 1731 der Mannsſtamm des Hauſes Farneſe erloſch, erhielt Don Carlos, Sohn Königs Philipps V. von Spanien und der Eliſabeth Farneſe, die Herzogthümer Parma und Piacenza, die ihm ſchon früher durch verſchiedne Verträge zugeſichert worden waren, und als dieſer Prinz durch den Frieden zu Wien (1735) das Königreich beider Sicilien erhielt, wurden Parma und Piacenza dem Kaiſer als Entſchädigung überlaſſen. Durch den aachner Frieden (1748) überließ Oeſterreich Parma, Piacenza und Guaſtalla an den ſpaniſchen Infanten Don Philipp, mit der Bedingung des Rückfalls an Oeſterreich, im Fall der Mannsſtamm dieſes Infanten erlöſchen, oder einer ſeiner Nachkommen den ſicilianiſchen oder ſpaniſchen Thron beſteigen ſollte. Auf Philipp folgte 1765 deſſen Sohn Ferdinand, der 1796 mit Frankreich Frieden

ſchloß, und ſich durch Spaniens Allianz mit Frankreich im Beſitze ſeiner Länder behauptete. Dem Erbprinzen wurde ſogar im J. 1801 das Königreich Hetrurien ertheilt. Als aber 1802 der Herzog Ferdinand ſtarb, nahm Frankreich, zufolge einer mit Spanien abgeſchloſſnen Uebereinkunft, und ohne Oeſterreichs Anſprüche zu beachten, von Parma, Piacenza und Guaſtalla Beſitz, die jedoch erſt 1805 förmlich mit dem großen Kaiſerreiche vereinigt wurden. Durch den pariſer Frieden (1814) und die Akte des wiener Congreſſes (1815) wurden die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guaſtalla der bisherigen Kaiſerin von Frankreich, Erzherzogin Maria Louiſe von Oeſterreich als völlig ſouveränes Eigenthum überlaſſen. Dieſer Verfügung widerſprach jedoch der ſpaniſche Hof, verlangte jene Herzogthümer für die ehemalige Königin von Hetrurien, Maria Louiſe, deren verſtorbner Gemahl, 1801 ſeine Rechte an Parma ꝛc. nur gegen den ihm zugeſtandnen Beſitz von Hetrurien aufgegeben hatte, und verweigerte deswegen ſeinen Beitritt zur wiener Congreßacte. Durch einen beſondern zu Paris d. 10. Jun. 1817 abgeſchloſſnen Vertrag wurde daher feſtgeſetzt, daß Parma nebſt Zubehör, mit Ausnahme des am linken Po-Ufer liegenden Theils, der mit dem Beſatzungsrechte in der Feſtung Piacenza dem Hauſe Oeſterreich bleibt, nach dem Tode der jetzigen Regentin, an die verwittwete Königin von Hetrurien, jetzige Herzogin von Lucca, und ihre männliche Nachkommen in gerader Linie, nach deren Erlöſchen aber an Oeſterreich und Sardinien fallen ſolle. Wenn nach dem Tode der Kaiſerin-Erzherzogin Parma an die Herzogin von Lucca fällt: ſo wird Lucca dem Großherzog von Toscana zu Theil, der dagegen ſeine in Böhmen liegenden Güter, die jährlich 175,000 Rthlr. einbringen, dem Sohne der erſtern, Herzoge von Reichſtadt, abtrit. Der Verſuch des ſpaniſchen Hofes, die Erzherzogin Maria Louiſe ſchon jetzt zur Abtretung von Parma an die Königin von Hetrurien gegen eine Entſchädigung in Gelde zu bewegen, iſt ohne Erfolg geblieben. Die Herzogin regiert ihre Länder ganz uneingeſchränkt. Die Landesangelegenheiten werden durch den Staatsrath und zwei Departements (des Innern und der Finanzen), deren jedem ein Präſident vorgeſetzt iſt, verwaltet. Die Einkünfte ſchätzt man auf 3½ Mill. Franken. Die gewöhnliche Reſidenz der Herzogin iſt Parma, im Sommer das Luſtſchloß Colorno. Der Hofſtaat iſt wenig glänzend. Parma hat auch einen Ritterorden, den Conſtantin-Orden, den die griechiſchen Kaiſer aus der Familie der Komnenen (1190) geſtiftet haben. Einer ihrer letzten Abkömmlinge überließ das Großmeiſterthum des Ordens (1699) an den Herzog von Parma. Er beſteht aus vier Klaſſen. Der König von Neapel behauptet auch Großmeiſter dieſes Ordens zu ſein, weil Parma 1731 an ſeine Familie gefallen war.

Parmegiano (Il), od. Parmegianino, ſ. Mazzola.

Parnaſſus. Parnaß, ein jetzt Liakura genanntes Gebirge in der griechiſchen Landſchaft Phocis, (jetzt Rumeli) an deſſen Fuße die Stadt Delphi mit der kaſtaliſchen Quelle lag. Es war dem Apollo und den Muſen heilig. Den Namen leitet man bald von Parnaſſus, einem Sohne Neptuns, bald von Deukalions Kaſten (Larnace) ab, in welchem dieſer bei der großen Waſſerfluth hier landete, daher es auch anfänglich Larnaſſus geheißen habe. Es hat zwei Spitzen, von denen die ſüdliche Hyampea, die nordweſtliche Tithorea hieß. Der höchſte Gipfel hieß Lykoreus.

Parnell (Thomas), ein engliſcher Dichter, war 1679 zu Du-

blin geboren, widmete ſich der Theologie, ward 1705 Archidiaconus von Clogher, und um dieſelbe Zeit verheirathete er ſich. Seitdem beſuchte er häufig England, wo er ſeiner geſelligen Eigenſchaften wegen, angenehme Tage verlebte. Seine erſten Verbindungen waren mit den damals mächtigen Whigs; die gelehrteſten Männer unter ihnen, als Addiſon, Congreve und Steele, wurden ſeine Freunde. Gegen das Ende der Regierung der Königin Anna aber, als die Tories ſiegten, verließ Parnell (wahrſcheinlich von Swift dazu vermocht), ſeine alten Freunde, und trat in genaue Verbindung mit Pope, Gay und Arbuthnot, welche der Gegenpartei mit Eifer anhingen. Seine glänzenden Ausſichten auf hohe geiſtliche Würden und Aemter wurden durch die Miniſterialveränderung beim Tode der Königin Anna zerſtört. Auf Swift's Empfehlungen an den Erzbiſchof King erhielt er indeß eine Pfründe und die einträgliche Pfarre von Finglaß. Sein häusliches Glück vernichtete 1712 der Tod ſeiner würdigen Gattin. Nie konnte er dieſen Verluſt verſchmerzen; er ſuchte Troſt in unmäßigem Genuſſe des Weins, und verkürzte dadurch ſein eignes Leben. Mißvergnügen und Unruhe verfolgten ihn bis an den Tod, der ihn 1717 in ſeinem 38. Jahre hinraffte. Parnell hat Mehreres in Proſa und in Verſen geſchrieben. Er iſt der Verfaſſer des Lebens Homer's vor Pope's Iliade, das jedoch im Style viele Verbeſſerungen von Letzterm erhielt, und einer Lebensgeſchichte des Zoilus, welche eine Satyre gegen Theobald und Dennis ſein ſoll; auch lieferte er Einiges in den Spectator und Guardian. Alle dieſe Werke verrathen Gelehrſamkeit und Phantaſie. Gegenwärtig wird er nur noch als Dichter gekannt und geſchätzt. Nach ſeinem Tode gab Pope eine Auswahl ſeiner Gedichte heraus, welche ſeitdem mehrmals gedruckt worden ſind. Sie gehören zwar nicht zu dem Vollendetſten, wol aber zu dem Leichteſten und Gefälligſten der engliſchen Poeſie. Mehrere ſind glückliche Ueberſetzungen oder Nachahmungen. 1757 erſchien noch ein Band ſeiner nachgelaſſnen Werke, der jedoch ſeinem Rufe eher Nachtheil als Vortheil gebracht hat.

Parny, (Chevalier Evariſt von), franzöſiſcher Dichter mit dem ſchmeichelhaften Zunamen des franzöſiſchen Tibulls, war 1742 auf der Inſel Bourbon geboren. Er kam 1753 nach Frankreich, ſtudirte in Paris und Rennes, war eine Zeitlang religiöſer Schwärmer, wollte Trappiſt werden, trat aber endlich in die Armee. Seine Liebe zu einem jungen Frauenzimmer, das uns nur unter dem Namen Eleonore bekannt iſt, machte ihn zum elegiſchen Dichter. Franzöſiſche Kunſtrichter ſetzen Parny in der Elegie über alle andre Dichter ihrer Literatur, die ſich dieſer Gattung gewidmet haben. Grazie und Zartheit des Gedankens, tiefe Wahrheit der Empfindungen, der Reichthum einer bald heitern, bald wollüſtigen, bald ſchwärmeriſchen Einbildungskraft, endlich eine Verſification, deren Harmonie, Weichheit und Leichtigkeit das Ohr bezaubert, dieſes waren die Eigenſchaften, die man in ſeinen Elegien fand und die ihm den Rang verſchafften, mit unter die klaſſiſchen Dichter der Franzoſen gerechnet zu werden. Außer den Elegien beſitzt man von Parny noch: la guerre des Dieux, le Portefeuille volé, und les roses-croix. In dem erſten Gedicht, das die chriſtlichen Mythen und Sagen mit den Waffen des Lächerlichen zu bekämpfen ſucht, ſcheint Parny die pucelle d'Orleans von Voltaire haben nachahmen zu wollen. Dies iſt jedoch nicht gelungen obgleich einige ſinnreiche Erfindungen, hübſche Gemälde und eine große Zahl glücklicher Verſe darin nicht zu verkennen ſind. In dem Porte-

feuille volé zeichnen ſich „les deguisemens de Venus“ als anmuthige Fabel und durch einige Schilderungen aus, in denen man die volle Friſchheit ſeiner Elegien wieder findet. Das Directorium hatte Parny, wegen der Frivolität ſeiner Werke, aus dem Inſtitut bei deſſen erſter Bildung ausgeſchloſſen. Im J. 1808 wurde er aber in daſſelbe gewählt und vom Kaiſer beſtätigt. Er ſtarb am 7. Dec. 1814.

Parodie (wörtlich Nebengeſang). Mit dieſem Namen belegten die Griechen ſcherzhafte Gedichte, auch wol nur einzelne Theile, wozu ganze Stellen oder einzelne Ausdrücke ernſthafter Gedichte entlehnt oder nachgeahmt wurden. Athenäus hat uns ein ſolches Gedicht von Matron aufbehalten, und nennt den Hipponax, Ariſtoteles aber den Hegemon von Thaſos als den Erfinder. Ariſtophanes iſt voll ſolcher Parodien. Wir verſtehen unter Parodie ein Werk, in welchem ein ernſtes poetiſches Werk mit Veränderungen ſeines Gegenſtandes in ein andres ſelbſtſtändiges, entweder ernſtes oder komiſches Gedicht umgebildet wird. Gewöhnlicher iſt der letztre Fall; daher Parodie, gleichbedeutend mit Traveſtirung im engern Sinne, das einem ernſten Gedichte nachgebildete und entſprechende komiſche bedeutet. In einem noch engern Sinne und von der Traveſtirung unterſchieden, findet Parodie nur da Statt, wo (wie im Froſch- und Mäuſekriege) nur die Hauptbegriffe und Figuren verändert, die Nebenbegriffe und die ganze Form der Behandlung aber beibehalten werden. Sie wirkt durch den Contraſt zwiſchen dem Gemeinen des Gegenſtandes und dem edeln erhabnen Tone. Auch braucht die Parodie nicht ein vorhandnes, ernſthaftes Werk in allen einzelnen Theilen ſklaviſch nachzubilden, ſondern kann auf jeden gewählten Gegenſtand den Ton und Geiſt eines ernſten Gedichts ſcherzend anwenden. Ja in einem höhern Sinne iſt das Luſtſpiel Parodie der Tragödie überhaupt. Das Parodiren (ſcherzhaft nachbilden) kann, wenn es mit Witz und Laune geſchieht, angenehm unterhalten, und zugleich gewiſſen erhabnen Ausſchweifungen und Uebertreibungen entgegenwirken. Bei den Franzoſen haben dieſe Parodien den meiſten Beifall gefunden. Auch wir beſitzen manche gelungne Parodie als den Herodes vor Bethlehem u. a. Vergl. *Traveſtirung*.

Parole heißt in der Kriegsſprache das Loſungs- oder Erkennungswort, welches in einem oder ein paar Wörtern beſteht, woran die zu einem und demſelben Heere gehörigen Krieger ſich erkennen. Der commandirende General, Commandant einer Feſtung, gibt täglich ein ſolches Wort aus. Hierzu kommt im Felde noch das ſogenannte Feldgeſchrei, und oft auch die Loſung; wer ſich durch Angebung derſelben nicht legitimiren kann, wird feindlich behandelt.

Paros, türkiſch Bara, eine bekannte Inſel des griechiſchen *Archipelagus* (ſ. d. Art.). Sie war im Alterthume reich und mächtig, hatte fruchtbare Gefilde, zahlreiche Viehheerden und zwei vortreffliche Häfen. Nach der Beſiegung des Xerxes wurde Paros, das ſich in dieſem Kriege zwar nicht, wie früher, mit den Perſern verbunden, aber doch ein zweideutiges Betragen beobachtet hatte, von Themiſtokles erobert, und blieb den Athenern unterworfen. Nach Alexander kam es unter den ägyptiſchen König Ptolomäus; bald aber gelangten die Athener wieder zum Beſitz, und erhielten ſich darin bis auf Mithridates; dann kam die Inſel unter die Botmäßigkeit der Römer. Berühmt war Paros wegen ſeines herrlichen Marmors, beſonders in den Steinbrüchen des Berges Marpeſſa (ſ. *Marmorchronik*). Durch einen Kanal wird ſie von der Inſel Antiparos

getrennt. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf kaum 2000. Der Hauptort Parichia, eigentlich nur ein Dorf, ſteht wahrſcheinlich auf den Ruinen des alten Paros. Das Schloß und die Kirche der heiligen Jungfrau ſind aus den Ueberreſten alter prächtiger Gebäude aufgeführt. Das Innere der Inſel iſt bergig und mit Denkmälern des Alterthums angefüllt. Das Haupterzeugniß iſt Baumwolle; auch bringt die Inſel etwas Korn und Wein hervor. Der beſte Ankerplatz für die Kriegsſchiffe iſt Nauſſa; daher war ſie Station, für die ruſſiſche Flotte, im Seekriege mit den Türken, nach der Schlacht bei Tſcheſme.

Paroxysmus, der Zuſtand der am höchſten geſtiegnen Verſtärkung eines Fieberanfalls, daher auch jede periodiſch wiederkehrende heftige Verſchlimmerung einer Krankheit, von dem Griechiſchen παροξυνειν (ſcharf, heftig machen, anreizen). Es laſſen ſich nämlich bei dem ganzen Verlaufe des Fiebers die drei Stadien, der Zuname, der Höhe und der Abnahme, unterſcheiden (ſ. **Fieber**); jedes Fieber im Ganzen beſteht aber wieder aus einzelnen Fieberanfällen, welche zuſammengenommen den ganzen Umlauf des Fiebers bilden. Bei dem Wechſelfieber (febr. intermittens) ſind die einzelnen Fieberanfälle am deutlichſten von einander getrennt, indem ein beinahe ganz fieberfreier Zeitraum von 6 bis 24—48 Stunden dazwiſchen liegt. Bei dem nachlaſſenden Fieber (febr. remittens) iſt der Trennungszuſtand zwiſchen den einzelnen Fieberanfällen ſchon weniger deutlich, indem er ſich bloß durch einen merklichen Nachlaß der vom Fieber abhängigen Zufälle offenbart, während die meiſten, beſonders die weſentlichen Zufälle, ununterbrochen fortdauern. Im Verlauf dieſer einzelnen Fieberanfälle nun läßt ſich eben ſo, wie im Ganzen, ein Zeitraum der Zuname, der höchſten Stärke und der Abnahme der Zufälle wahrnehmen, und dieſe Periode der Höhe, wo die Zufälle an Menge und Heftigkeit den höchſten Gipfel erreicht haben, wird ſchon in der hippokratiſchen Schule Paroxysmus, ſonſt auch accessio, exacerbatio, genannt. Doch iſt es nicht ſelten, daß man auch andre heftige Zufälle, beſonders wenn ſie mit gewaltſamen Aeußerungen, mit Krämpfen und Verzuckungen oder Wahnſinn und Raſen, verbunden ſind, und periodiſch wiederkehren, den Paroxysmus nennt. Der Paroxysmus in Fiebern iſt entweder regelmäßig, d. h. zu beſtimmten Zeiten zurückkehrend, wie z. B. in den gemeinen Wechſelfiebern, oder unregelmäßig, zu unbeſtimmten und in ungleichen Zeiträumen wiederholend, wie in manchen unordentlichen Wechſelfiebern, in vielen anhaltenden Fiebern, in Nervenfiebern und andern. In den meiſten Fiebern fällt die Zeit des Paroxysmus auf den Abend oder in die Nacht, daher die Kranken in dieſer Zeit ſich allemal ſchlimmer befinden, als Vormittags, wo gemeiniglich der Nachlaß des Fiebers eintrit. Selbſt dann, wenn das Fieber dem Anſcheine nach gänzlich verſchwunden iſt, bemerkt der Kranke oft noch Abends oder in der Nacht etwas gelind Fieberhaftes, gleichſam einen Wiederſchein des vorübergezognen Ungewitters. H.

Parrhaſius, ein berühmter griechiſcher Maler, gebürtig aus Ephe[illegible]s. Sein Vater Euenor war ebenfalls Maler, und blühte um das J. 420 vor Chr. Geb. Der Sohn war ein Zeitgenoſſe und Nebenbuhler des Zeuxis. Nach Plinius brachte Parrhaſius zuerſt Ebenmaß in die Malerei, lebhaften Ausdruck und Anmuth in die Geſichtsbildung und Gebärde, und übertraf alle Maler im Umriß. Es werden mehreren ſeiner Gemälde von den Alten angeführt. Sein hoher Ruf machte ihn ungemein ſtolz und anmaßend. Wie Athenäus verſi-

chert, ging er in Purpur gekleidet, mit einem goldnen Kranze auf dem Kopfe, und nach Plinius leitete er ſeine Ankunft von Apollo ab, der den Beinamen Parrhaſius führt. Er wetteiferte mit dem Thimanthes aus Samos in einem Gemälde, das den Ajax, wie er mit dem Ulyſſes um die Waffen Achills kämpft, vorſtellte. Als ſeinem Gegner der Preis zuerkannt wurde, ſagte er ſpöttiſch: es ſei ihm um den Helden leid, daß er abermals von einem Nichtswürdigen überwunden worden.

Parſen, ſ. Gebern.

Parthenon, ſ. Athen.

Parthenope ſ. Neapel.

Parther. Unter Parthien im weiteſten Sinne verſtand man im Alterthume, das ehemalige parthiſche Reich zwiſchen dem Euphrat, Oxus, dem kaſpiſchen und dem indiſchen Meere. Im engſten Sinne iſt Parthien (Parthiene) das kleine Land, wo die ſo berühmten Parther wohnten, umgrenzt von Hyrkanien, Aria, Karmanien und Medien, und rings umher von Gebirgen eingeſchloſſen, das man in dem heutigen nordweſtlichen Theile von Choraſan, wo jetzt Kurti und Thus liegen, zu ſuchen hat. In einem mittlern Sinne bedeutet Parthien auch die nördlichen Provinzen Perſiens, das geſegnete Hyrkanien (jetzt Maſenderan, Dſcherdſchan und Karkan), das kleine Parthiene ſelbſt, durch Pferdezucht berühmt, Aria (einen Theil von Choraſan), Margiana (jetzt Forg und Maruſchak in Oſtchoraſam), Baktriana (oder den ſüdlichen Theil der Bucharei), die Länder um den Paropamiſus (die Gegend um Kandahar), Drangiana (Sejeſtan), Arachoſia und Sogdiana (den nördlichen Theil der großen Bucharei). Die Parther (Flüchtlinge), waren in den früheſten Zeiten als Wilde bekannt, und ſtammten von den Scythen. Vielweiberei war unter ihnen herrſchend. Sie fochten nur zur Pferde, waren als Bogenſchützen berühmt und beſonders im Fliehen furchtbar. Sie kamen unter die Herrſchaft der Perſer, Macedonier und Syrer. Unter dieſen blieben ſie bis auf Antiochus II. Damals griff Arſace (Aſchak) zu den Waffen, vertrieb die Syrer, und verbreitete ſeine Siege über die benachbarten Länder. Noch mehr thaten dies ſeine Nachfolger. So entſtand jenes wichtige parthiſche Reich, beherrſcht von den Arſaciden (Aſchkaniern oder Aſchakern) ſeit dem J. 156 vor Chr. Geb. Hauptſtadt des Reichs war Kteſiphon, an der öſtlichen Seite des Tigris von Vardanos erbaut. Sie kriegten mit den Römern mit abwechſelndem Glücke, nie aber konnten die Römer ihnen dauernde Vortheile abgewinnen. Craſſus blieb gegen ſie (53 vor Chr. Geb.) in einer großen Niederlage. Trajan hatte zwar einen Theil von Parthien erobert, aber dieſe Eroberung wurde theils von ihm ſelbſt, theils von Hadrian wieder aufgegeben. Im J. 214 nach Chr. Geb. erregte Artaxerxes, ein Perſer, Sohn des Saſſan, einen Aufſtand, ſtürzte die Arſaciden vom Throne und unterwarf 229 ganz Mittel-Aſien ſich und dem ſaſſanidiſchen Hauſe. (S. Perſien).

Particip, Mittelwort, iſt in der Sprache derjenige Theil eines Zeitworts, welcher an ſich die Natur eines Eigenſchaftsworts hat, doch mit dem Unterſchiede, daß er zugleich die Zeitverhältniſſe angibt, und übrigens zu Bildung zuſammengeſetzter Zeitformen gebraucht wird. Von dieſem Schweben, dieſem Sichaneignen von dem Zeit- und von dem Eigenſchaftsworte führt es ſeinen Namen; denn es participirt, hat Theil an ihnen. Der Gebrauch deſſelben im Deutſchen iſt zum Theil durch einen gewiſſen Geſchmacksdünkel mehr be-

ſchränkt worden, als der Geiſt der Sprache fodert, und frühere oder ältere Muſter beſtätigen dürften. Doch hat die Sprache durch ihre Geſetzgeber, die Philoſophen und Dichter, alſo auch tüchtige ſprachkundige und geſchmackvolle Ueberſetzer ſich hierin Manches wieder zugeeignet, was man noch vor einiger Zeit unzuläſſig achtete. Dahin gehört z. B. die Participalconſtruction, welche in der lateiniſchen Sprache durch die ſogenannten abſoluten Ablative bewirkt wird: quo facto, dies gethan. Und es iſt nicht zu leugnen, daß, namentlich in dieſem Falle, an Kraft und Kürze gewonnen wird, wenn durch Auflöſung des Satzes mittelſt einer Partikel und der beſtimmten Zeitform nur Weitſchweiſigkeit entſteht. Was übrigens durch gehörigen Gebrauch der Participien für den Periodenbau der Sprache gewonnen werden könne, zeigen manche wiſſenſchaftliche Schriften; dahingegen eine ſeichte Popularität die Entgliederung und Auflöſung deſſelben in kleine, zerſtückte Sätzchen begünſtigt hat. Daß jedoch hier mit Umſicht verfahren werden müſſe, verſteht ſich von ſelbſt. Denn eine Vergleichung der Sprachen zeigt wol, daß die eine hierin freier iſt als die andre. So hat ſelbſt die Tochter der lateiniſchen Sprache, die italieniſche, in dieſer Sphäre nicht Alles, was die Mutter hat, ob ſie gleich im Einzelnen Manches herübergenommen was dahin gehört, wie das Wort futuro ſelbſt, welches in der Form doch ein Particip iſt, das aber nicht, wie im Lateiniſchen, von allen Zeitwörtern gebildet werden kann. Das Italieniſche hat hierin wieder mehr Beweglichkeit als das Deutſche. Wa.

Partikel (particula). Partikeln heißen in der Sprachlehre ſolche Redetheile (ſ. d. Art.), welche keiner Umbiegung fähig ſind, weder declinirt noch conjugirt werden können, als die Präpoſition, das Adverbium, die Conjunction. Man nennt ſie Partikeln, weil ſie in der Regel, dem äußern Umfange nach, die kleinſten Redetheile ſind, indem die meiſten von ihnen aus Stammlautern oder unverändert gebliebnen Stammwörtern beſtehen. Da aber das äußere Merkmal des größern oder geringern Umfangs eines Wortes, als etwas bloß Zufälliges und in den verſchiednen Sprachen Verſchiednes, keinen Eintheilungsgrund der Sprachformen geben kann, und das Merkmal der Kleinheit keineswegs allen inflexibeln Redetheilen, dagegen vielen Wörtern der übrigen Klaſſen zukommt: ſo haben neuere Sprachlehrer dieſen grammatiſchen Kunſtnamen ganz aufgegeben, und die Redetheile in Hinſicht der Veränderung, deren ſie fähig oder nicht fähig ſind, in biegſame und unbiegſame (flexible und inflexible) eingetheilt.

Partiſan, Parteigänger, der Anführer einer Truppe, die zum kleinen Kriege (zu Streifzügen rc.) beſtimmt iſt. (S. Freicorps). — Partiſane, eine Art von Spieß, welcher unter dem Stecheiſen noch eine Barte oder ein kleines Beil hatte. Sie iſt jetzt nur noch an einigen Höfen bei den Trabanten als Zierwaffe gewöhnlich.

Partitur nennt man in der Muſik die ſchriftliche Ueberſicht aller zu einem vielſtimmigen Tonſtücke gehörigen Stimmen (der muſikaliſchen Partien). Die Partitur iſt zuerſt das Werk des Tonſetzers, wodurch derſelbe das, im Geiſte ſchon Entworfne, oder ſich während des Schreibens ausbildende Tonganze äußerlich feſthält, indem er zugleich den Antheil jeder Sing- und Inſtrumentalpartie an demſelben verzeichnet. Hauptſächlich geſchieht dies dadurch, daß die einzelnen Partien auf beſondern Linienſyſtemen Takt für Takt unter einander geſchrieben werden; ſo daß man, was in jedem Takte von irgend ei-

ner Sing = oder Inſtrumentalpartie zu leiſten iſt, vollkommen überſehen kann. Das Entwerfen der Partitur hängt mit dem Componiren unmittelbar zuſammen. Die Anordnung der Partien in derſelben muß, obwol im Uebrigen viele Verſchiedenheit darin Statt finden kann, und jeder Tonſetzer die ihm bequemſte Methode befolgt, im Allgemeinen doch dem Zwecke entſprechen, d. h. eine leichte Ueberſicht des vielſtimmigen Ganzen gewähren. Gewöhnlich geſchieht dies, indem man die Sopraninſtrumente über die Mittelſtimmen und Baßinſtrumente, und die Singſtimmen unter die Inſtrumentalpartien der Violinpartie zunächſt ſtellt, ferner den obligatern und bedeutendern Partien die mittlern Syſteme in der Partitur einräumt. Nach der Vielſtimmigkeit des Tonſtücks faßt die Partitur mehr oder weniger Notenſyſteme. Aus ihr werden dann, wenn das Tonſtück von dem dazu gehörigen Perſonale ausgeführt werden ſoll, die einzelnen Partien beſonders ausgeſchrieben. Nach ihr wird ferner überhaupt ein großes Tonſtück vervielfältigt; das Copiren nach den einzelnen ausgeſchriebnen Partien iſt größern Fehlern unterworfen, da hingegen bei der Anſicht der zuſammengeſtellten Stimmen der Fehler leichter zu entdecken iſt. Nach ihr pflegt daher auch die Aufführung des Tonſtücks angeordnet zu werden; ja nach ihr kann endlich das Tonſtück ſelbſt, namentlich in Hinſicht ſeiner harmoniſchen Verhältniſſe, gründlicher beurtheilt werden, da hingegen dem Ohre Manches entgeht, und bei der Ausführung ſchnell vorüberfliegt. Des Directors Sache iſt es daher, eine Partitur leſen zu können, um darnach, vorzüglich in muſikaliſchen Proben, die Ausführung des Ganzen und Einzelnen zu leiten, damit die Ausführung möglichſt fehlerfrei ſei. Dazu gehört aber Kenntniß der Harmonie, Kenntniß der Singſtimmen und Inſtrumente, Kenntniß der Zeitmaße, die vorzüglich nach der vorgeſchriebnen Bezeichnung, mehr aber noch durch den Geiſt des Ganzen und nach dem, den einzelnen Partien gegebnen Antheil zu beſtimmen ſind, endlich, was überall nothwendig iſt, eine große Uebung und Erfahrung. Letztre ſind in einem noch höhern Grade nothwendig, um eine Partitur auf auf dem Klavier oder Pianoforte zu ſpielen, was vorzüglich in den erſtern Proben großer Stücke nothwendig iſt, bei welchen einzelne Partien für ſich eingeübt werden, oder auch zur genauern Beurtheilung des Tonſatzes, oder endlich zum Vergnügen geſchieht. Für den erſtern Zweck wird zwar auch häufig die Violine angewendet; allein es wird vorzüglich bei ſtark beſetzten Tonſtücken, welche eine mannichfaltige und ſchwere Harmonie haben, dann oft der Fall eintreten, daß beim nachmaligen Hinzutreten der Inſtrumente und einer reichen Harmonie der Sänger oder Spieler ſich kaum zu orientiren weiß, und ein andres Tonſtück, als das eingeübte, zu hören glaubt. Nach dem Klavierauszuge diejenigen Partien einüben, welche nicht darin enthalten ſind, oder gar nach ihm die Aufführung dirigiren, wird der Muſikdirector nur höchſtens dann, wenn ihm das Tonſtück im Ganzen und Einzelnen vollkommen bekannt iſt. Von dem Virtuoſen erwartet man, daß er das Tonſtück auf dem Inſtrumente ſo vortrage, oder die einzuſtudirenden Partien ſo begleite, als ob er eben einen vollkommnen Klavierauszug liefere, wobei freilich der Zweck des Nachhelfens und Einſtudirens mannichfaltige Ausnahmen nothwendig macht. Der Partiturſpieler muß die größte und leichteſte Ueberſicht, Gewandtheit und Geiſtesgegenwart beſitzen, um das Weſentliche eines Tonſtücks auf ſeinem Inſtrumente hören zu laſſen, und unter ſeine zwei Hände geſchickt zu vertheilen, wozu außer den obigen Erfodernissen auch noch

eine ſehr bedeutende Fertigkeit im Klavierſpiel und eine ungemeine Kenntniß des Generalbaſſes gehört. Wie viel eine Partitur von Mozart, Cherubini, Beethoven u. ſ. w. in dieſer Hinſicht erfodere, bedarf nicht entwickelt zu werden. T.

Parzen (griechiſch Mören), die unerbittlichen Schweſtern, deren Geſchäft iſt, den Lebensfaden der Menſchen zu ſpinnen. Namen und Zahl derſelben kommen bei Homer nicht vor. Der Name Klotho (die Spinnerin) war anfangs wahrſcheinlich allgemein. Als ihre Zahl aber drei wurde, und die Dichtkunſt für ſie beſtimmte Namen erfand, wurde Klotho beſondrer Name, neben Atropos und Lacheſis, aber ohne ein beſondres Geſchäft anzudeuten. Dieſes lag auch nicht in den Namen der zwei andern; denn Atropos drückt das unveränderliche Schickſal, Lacheſis das Loos oder den Zufall aus, mithin bezeichnen alle drei das Schickſal von verſchiednen Seiten. Bei Homer und Heſiod erſcheinen ſie als Göttinnen des menſchlichen Schickſals und einzelner Geſchicke, ohne Todesverhängniß. Bei den Lyrikern treten ſie in den weitern Kreis der Ereigniſſe überhaupt, und ſind überall gegenwärtig, wo etwas zu vertheilen iſt (a partiendo, dem griechiſchen μειρειν). In der engſten Bedeutung ſind ſie die todbringenden Schickſalsgöttinnen, die Göttinnen des Todes, als allgemeinen und endlichen Verhängniſſes. Als Göttinnen des Todes gehören ſie der Unterwelt an, und ſind Töchter des Erebus und der Nacht; als Schickſalsgöttinnen ſind ſie Dienerinnen des Zeus und demſelben von der Themis geboren. Die erſte Abſtammung iſt gewiß die ſpätere. Als Töchter des Zeus haben ſie Theil an den Beſtimmungen des Schickſals, und werden von ihm abgeſendet, ſeine Befehle zu vollziehen. Sie ſpinnen dem Menſchen ſeine künftigen Schickſale in einem Faden zu, wiſſen alſo die Zukunft und prophezeien ſie; ſie ſingen die Schickſale der Sterblichen, indem ſie zugleich ihre Spindeln in Bewegung ſetzen, und ſind unwandelbar. Man legte dann auch jeder ihr beſtimmtes Geſchäft bei. Die eine ſchrieb, die andre ſprach, die dritte ſpann die Faden ab, oder Atropos war die vergangne, Lacheſis die künftige, Klotho die gegenwärtige Zeit, und ſo deuten ſie Anfang, Mitte oder Dauer und Ende des Lebens. Abgebildet werden ſie, wie Lacheſis die Spindel, Klotho den Rocken und Atropos die Scheere hält, mit welcher ſie den Faden durchſchneidet.

Pascal (Blaiſe), geb. zu Clermont in Auvergne 1623, ein frommer Chriſt und einer der geiſtreichſten Aſceten. Schon in den Kinderjahren verrieth er eine ungemeine Geiſteskraft. Er war einziger Sohn des Präſidenten der Steuerkammer, der ihn, da er, drei Jahr alt, ſeine Mutter verlor, außerordentlich liebte und ſelbſt unterrichtete, auch 1631 ſeine Stelle verkaufte, und nach Paris zog, um ſich ausſchließlich mit ſeinen Kindern, beſonders aber mit unſerm Blaiſe, zu beſchäftigen. Entſchiedne große Anlage zeigte dieſer zur Geometrie, obgleich ihm ſein Vater den Unterricht in der Mathematik, worin er ſelbſt bedeutende Kenntniſſe hatte, verſagte, mit dem Bedeuten, erſt müſſe er Griechiſch und Latein gelernt haben. Kaum hatte der Knabe ihm auf die Frage: was denn Mathematik ſei? die Antwort entlockt, ſie zeige, wie man richtige Figuren zu entwerfen und ihre Verhältniſſe zu einander zu beſtimmen habe: ſo dachte er in ſeinen Erholungsſtunden darüber nach, zeichnete mit Kohle Kreiſe und Dreiecke auf den Fußboden, und ſuchte ihre Verhältniſſe, definirte ſie ſich ſelbſt, fand Axiome und endlich Beweiſe, ſo daß er bis zu dem 32. Satze des Euklides vorrückte. Der Vater überraſchte ihn dabei unbemerkt,

befragte ihn ſtaunend und eilte, vor Freude weinend, zu ſeinem liebſten Freunde, ihm das Wunder mitzutheilen. Dieſer rieth, ihm den Euklides zu geben, den er auch ohne weitere Beihülfe verſtand. Von nun an wohnte er den Sitzungen mehrer Freunde der Mathematik bei, die ſich bei ſeinem Vater verſammelten, und entdeckte nicht ſelten, was kein Andrer ſah. So ſchrieb er ſchon im 16. Jahre eine ausgezeichnete ſcharfſinnige Abhandlung über die Kegelſchnitte, doch ließ er ſie, unbekümmert um Ruhm, trotz aller Auffoderungen, nicht drucken. Unterdeſſen ſtudirte er auch Sprachen, Logik, Phyſik und andre philoſophiſche Wiſſenſchaften ſo angeſtrengt, daß bereits im 18. Jahre ſeine Geſundheit unheilbar zerſtört war. Dennoch erfand er im Jahre darauf die bekannte Rechenmaſchine, deren Mechanismus den Arbeitern begreiflich zu machen, ihm viel Mühe koſtete, zumal da er faſt keinen Tag ſchmerzenfrei war; auch machte er bis in ſein 23. Jahr mehrere Entdeckungen über die torricelliſche Leere. Noch war er nicht 24 Jahr alt, als er durch einige erbauliche Schriften plötzlich erleuchtet, und ihm mit ſiegender Gewißheit klar wurde, daß ein Chriſt nur Gott, und außer ihm nichts lieben müſſe. Sogleich warf er alle profane Wiſſenſchaften bei Seite, und wurzelte nur tiefer in dem, ihm ohnedies eignen kindlichen Glauben. Pascal's Frömmigkeit wirkte belebend und anziehend auf ſeine ganze Familie. Der Vater ward des Sohnes Schüler, und die eine Schweſter, ein geiſtreiches Mädchen, ward Nonne im Kloſter Port-Royal zu Paris. Pascal war indeß unaufhörlich krank, übte und ſtärkte aber dabei ſeine Geduld nur um ſo mehr. Auf Verlangen der Aerzte ging er in Geſellſchaft; aber ſeine Schweſter, die Nonne, brachte ihn bald, wie früher er ſie ſelbſt, ſo weit, daß er allen weltlichen Umgang aufgab, und ſich alles Ueberflüſſigen, ſelbſt auf Koſten ſeiner Geſundheit, entſchlug. So lebte er gleichmäßig von ſeinem dreißigſten Jahre an bis an das Ende. Er bezog, nachdem er eine Zeitlang in einem Kloſter gelebt hatte, ein Landgut, entſagte dort allen Vergnügungen, bettete ſich ſelbſt, aß in der Küche und ließ nur in dem ſich bedienen, was er nicht ſelbſt verrichten konnte. Dabei betete und las er in der heiligen Schrift, die er auf dieſe Art ganz auswendig lernte, und in den Auslegern. Indeß nahm ſeine Krankheit immer zu, und er ſtarb 1662, im 39. Jahre ſeines Alters. Ein ſolcher Charakter unter einer ſo leichtſinnigen und ſinnlichen Nation mußte allerlei Mißdeutungen unterworfen ſein. Pascal war gewiß ein kräftiger Geiſt. Er hatte ein Werk über die chriſtliche Religion im Sinne, das ihre Herrlichkeit eben ſowol aus der Natur des Menſchen, als hiſtoriſch erörtern ſollte. Nur ſeine Liebe zur Gründlichkeit, die Klarheit und Reife, wozu es allmälig in ſeinem Geiſte gediehen, und ſeine ſchmerzhafte vieljährige Krankheit hinderten die ſchriftliche Vollendung. Aus den Bruchſtücken aber, die uns unter dem Titel: Pensées sur la religion etc. (Amsterd. 1667), von ihm in den letzten vier Jahren niedergeſchrieben, von ſeinen Freunden geſammelt, vorliegen, läßt ſich der tiefe Meiſter wol errathen. Noch gehört hieher ſein oft gedrucktes berühmtes Werk: Les Provinciales, ou Lettres écrites par Louis de Montalte à un Provincial de ses amis etc, die ſchärfſte Satyre auf die laxe Moral der Jeſuiten, deren Anſehn dadurch mächtiger erſchüttert wurde, als durch die heftigſten Angriffe ihrer erklärten Gegner. Dieſe Briefe werden zugleich als Muſter des didaktiſchen Briefſtyls in der franzöſiſchen Literatur geſchätzt. Seine Oeuvres erſchienen Haag 1779, 5. Voll. 8. Wa.

Paſcha, ein vornehmer Beamter in der Türkei, welcher Statthalter einer Provinz und zugleich Befehlshaber der darin befindlichen Kriegsvölker iſt. Den vornehmſten werden drei, den kleinern zwei Roßſchweife vorgetragen. Die Gewalt eines Paſcha iſt ſehr groß. Zwar wird er vom Großherrn nach Willkür ein- und abgeſetzt, iſt verpflichtet an den Kriegen deſſelben auf erhaltnen Befehl Theil zu nehmen und die Einkünfte der Provinz bis zu einem gewiſſen Betrage abzuliefern, aber die ganze innere Verwaltung hängt von ihm ab, und zu Bedrückungen aller Art hat er um ſo freiere Gewalt, als bei dem jetzigen Verfalle des Reichs der Großherr lieber nachſieht, als durch ſtrenge Maßregeln zu Aufruhr und Empörungen Anlaß gibt.

Paſchalik, die Provinz, Statthalterſchaft eines Paſcha.

Paſigraphie, eine allgemeine (d. i. allen Nationen der Erde verſtändliche, oder leicht begreifliche) Zeichen- oder Schriftſprache, iſt bis jetzt noch eine ungelöſte Aufgabe. Der große Leibnitz ſoll zuerſt die Idee einer ſolchen Kunſt, ſich allgemein verſtändlich zu machen, gefaßt haben; gewiß iſt, daß er ſich ernſtlich damit beſchäftigte. Ihm folgten darin der Engländer Wilkins (1668), die Deutſchen Chr. Gl. Berger (Plan zu einer überaus reichen, unterrichtenden und allgemeinen Rede- und Schriftſprache für alle Nationen. Berl. 1779, 8.) Hofrath Wolke (Erklärung, wie die Paſigraphie möglich und ausüblich ſei, Deſſau und Leipz. 1797, 8.). Der berühmte Taubſtummenlehrer Sicard (1798), Näther (1805) und Ab. Bürja (Paſilalie, Berl. 1808) machten gleichfalls Verſuche bekannt. Auch ſetzte die Akademie der Wiſſenſchaften zu Kopenhagen noch 1811 der beſten Erläuterung dieſer Idee und Angabe ihrer Ausführung einen Preis aus. In Frankreich rühmte ſich noch vor Kurzem ein Herr de Maimieux als den wirklichen Erfinder einer ſolchen Kunſt. Die Idee einer Paſigraphie und allgemeinen Sprachlehre, ſagt Joh. Jacob Wagner in ſeiner Philoſophie der Erziehungskunſt, gründet ſich darauf, daß das Weſen aller Sprachen in ihrer innern Organiſation beſteht, für welche ein allgemeiner Ausdruck möglich ſein muß. Dieſe innere Organiſation der Sprache kann nämlich bloß Ausdruck der Wechſelverhältniſſe der Vorſtellungen ſein, welche Verhältniſſe wieder nur Ausdruck der realen Verhältniſſe der Objecte ſelbſt ſind. Läßt ſich nun für dieſe realen Verhältniſſe eine allgemeine Darſtellung finden, ſo iſt eine allgemeine Sprachlehre gegeben, und läßt ſich dieſe, in einer allgemeinen Charakteriſtik ausgedrückt, bis zum Einzelnen herabführen, ſo hat man eine Paſigraphie. Doch könnte eine wirkliche Paſigraphie nur dann entworfen werden, wenn wir ein vollſtändiges Syſtem von Begriffen hätten, in welchem jedem Begriffe ſein Werth genau durch ſeine Stelle geſichert wäre. Ueber dieſe Idee vergl. J. Sev. Vater's Paſigraphie und Antipaſigraphie, oder über die neueſten Erfindungen einer allgemeinen Schriftſprache für alle Völker ꝛc. Weißenfels 1795, 8.; J. Im. Niethammer, über Paſigraphie und Ideographie (Nürnb. 1808), und And. Riem, über Schriftſprache und Paſigraphie (Mannh. 1809. 1. St. 1.) Eine allgemeine Sprache durch Laute (Paſilalie), welche man mit der Paſigraphie zugleich verſucht hat, iſt ebenfalls noch nicht gefunden worden. — v.

Paſiphaë, die Tochter des Helios und der Perſeïs, und die Gemahlin des Minos, Königs von Kreta, dem ſie den Deukalion, Glaukus, Ariadne und Phädra geboren haben ſoll. Verblendet von Neptun, (der den Minos dafür beſtrafen wollte, daß er den von dem Gott erflehten und empfangnen Stier nicht geopfert), oder, wie An-

dre ſagen, von der Venus (die dem ganzen Geſchlechte des Helios wegen der an ihr und Mars begangnen Verrätherei Rache geſchworen hatte), entbrannte ſie in unnatürlicher Liebe zu jenem Stier, ward in des ſinnreichen Dädalus hölzernen Kuh ihres Wunſches gewährt und gebar den ſtierhauptigen Minotaurus (ſ. d.)

Pasquill (Schmäh-, Schand- oder Läſterſchrift, Libell), iſt eine anonym oder pſeudonym bekannt gemachte Schrift, durch welche Jemand eines Verbrechens beſchuldigt wird. Doch wird auch oft ſchon jeder ſchriftliche Aufſatz ein Pasquill genannt, wodurch man Jemand unmoraliſcher, oder bloß lächerlicher Handlungen beſchuldigt, um dadurch ſeinen guten Namen zu verletzen. Gewöhnlich verſteht man unter Pasquill eine anonyme Schmähung; doch behaupten Einige, daß die Namenloſigkeit keineswegs ein weſentliches Erfoderniß deſſelben ſei. Bei den Römern wurden Pasquillanten nach dem Geſetze der zwölf Tafeln, mit Schlägen, mit Ehrloſigkeit, oder mit dem Tode, beſtraft; bei uns ermäßigt der Richter die Strafe nach Beſchaffenheit der Umſtände. Schmähungen durch Gemälde, Kupferſtiche und andre bildliche Darſtellungen werden auf ähnliche Weiſe behandelt. Das Wort) Pasquill verdankt ſeinen Namen einem witzigen Schuhflicker, Namens Pasquino, der vor mehr als 300 Jahren in Rom lebte, und ſich durch ſeine witzigen Einfälle und beißenden Spöttereien ſo bekannt machte, daß ſeine Werkſtatt täglich von Menſchen beſucht wurde, welche an denſelben Vergnügen fanden. Kurz nach ſeinem Tode ward nicht weit von ſeiner Werkſtatt eine ſchön gearbeitete, aber ſehr verſtümmelte Bildſäule eines alten Fechters ausgegraben, und in der Nähe in einem Winkel des urſiniſchen Palaſtes aufgeſtellt. Das Volk gab ihr einſtimmig den Namen Pasquino, und ſeitdem wurden Zettel daran geheftet, welche Satyren und witzige Einfälle über die Begebenheiten des Tages enthielten, die man dem gleichſam wieder auferſtandnen Schuſter Pasquino in den Mund legte. Dieſer Statue gegenüber ſtand eine andre, Marforio genannt, welches ſoviel als Martis forum heißen ſoll, wo ſie ehedem geſtanden hat. An dieſe Bildſäule wurden gemeiniglich des Nachts Fragen angeheftet, welche Pasquino beantwortete. Es mag hier nur ein Beiſpiel ſtehen. Papſt Sixtus V. hatte auf verſchiedne Lebensmittel Auflagen gelegt. An einem Sonntage erblickte man den Pasquino mit einem naſſen Hemde, um es an der Sonne zu trocknen. Marforio fragte, warum er, ſein Hemd zu trocknen, nicht bis morgen warte. Worauf Pasquino zur Antwort gab: Ich darf keine Zeit verlieren, denn morgen könnte ich vielleicht die Sonnenſtrahlen bezahlen müſſen. Die ſehr beſchädigten beiden Statuen liegen jetzt in einem Hofe des Campidoglio und das muntre Volk der Römer entbehrt dadurch die Publicität manches fröhlichen Volksſcherzes, der freilich bisweilen die Päpſte, die Kirchenfürſten und deren Beamte verwundete.

Pasquino, ſ. d. vorigen Art.

Paſſagen, auch Rouladen, nennt man in der neuern Muſik (und zwar vorzüglich im Geſange) eine Reihe melodiſcher Töne, wodurch die Melodie verziert, und mittelſt der ſogenannten Diminution oder Verkleinerung eine Hauptnote in mehrere verwandelt wird. Dieſe aus allerlei Figuren zuſammengeſetzten Läufe müſſen ſo beſchaffen ſein, daß alle Töne leicht und in einem Zuſammenhange vorgetragen werden können, weßhalb ſie auch beim Geſange nur auf eine Sylbe fallen. Sie ſind entweder vom Tonſetzer ſelbſt vorgeſchrieben, oder werden vom Sänger oder Spieler da angebracht, wo jener nur die

Hauptnoten angegeben hat. Sie müſſen mit Einſicht und Geſchmack gebraucht werden, um nicht die Harmonie zu ſtören oder in leere Künſteleien auszuarten.

Paſſagini, ſ. Katharer.

Paſſah oder Paſchah (im Hebr. Verſchonung, Vorübergang) iſt das jüdiſche Oſtern oder das religiöſe Feſt, welches die Iſraeliten zum Andenken an die Verſchonung ihres Volks bei der Plage des Würgengels in Aegypten und an den Auszug aus dieſem Lande, im erſten Vollmonde des Frühlings vom 14. bis zum 21. des Monats Niſan feiern. Zu dieſer achttägigen Feier verſammelten ſich alljährlich ſo lange die Iſraeliten noch im Beſitz von Paläſtina waren, die Glieder der Nation bei der Stiftshütte, und ſeit Salomons Zeiten bei dem Tempel zu Jeruſalem. Während derſelben durfte nur ungeſäuertes Brot gegeſſen werden, weil bei dem eiligen Auszuge aus Aegypten der Teig ungeſäuert hatte mitgenommen werden müſſen, daher das Paſſah auch das Feſt der ungeſäuerten Brote heißt. Jeder Hausvater verzehrte mit ſeiner Familie am erſten Abend ein vom Prieſter geſchlachtetes Lamm, welches ganz und ohne Zerbrechung der Knochen aufgetragen und genoſſen ward. Dankgebete und Erzählungen aus der Geſchichte des Auszugs gaben dieſem Mahle, dem ſich die Stiftung des chriſtlichen Abendmahls anreiht, ſeine religiöſe Bedeutung. Dazu wurden auch Opfer an Erſtlingen der Heerden und Früchte im Tempel dargebracht. Das Paſſah war das größte unter den jüdiſchen Feſten, und beförderte durch jene Nationalverſammlung vorzüglich Vaterlandsliebe, Gemeinſinn und Verkehr. Jetzt wird es von den Juden jedes Ortes durch den Genuß ungeſäuerter Brote und mit lauten Gebeten begangen E.

Paſſarowitzer Friede, ſ. Friedensſchlüſſe.

Paſſatwinde ſ. Wind.

Paſſau, die Stadt iſt jetzt die Hauptſtadt des baieriſchen Unterdonaukreiſes, und der Sitz des Generalcommiſſariats. Sie hat eine romantiſche Lage und beſteht aus der Stadt und den zwei Vorſtädten, der Innſtadt und der Ilzſtadt, zuſammen über 800 Häuſer mit 9000 Einw. Die eigentliche Stadt liegt auf einer von der Donau und dem Inn gebildeten Halbinſel. Die Innſtadt am rechten Ufer des Inns, iſt durch eine hölzerne Brücke mit der eigentlichen Stadt Paſſau verbunden. Jenſeits der Donau, am linken Ufer der Ilz, welche hier ſich gleichfalls mit der Donau vereinigt, liegt die Ilzſtadt. Auf dem, in dem Winkel zwiſchen der Donau und dem rechten Ufer der Ilz liegenden 400 Fuß hohen Berge ragt die Feſtung Oberhaus hervor, deren Werke in neuern Zeiten mit acht Forts vermehrt worden ſind, und welche mit dem tiefer liegenden Schloſſe Niederhaus verbunden iſt. Die eigentliche Stadt iſt ziemlich gut, die Vorſtädte hingegen ſind ſchlecht gebaut. Unter den Gebäuden zeichnen ſich aus: das ehemalige fürſtliche Reſidenzſchloß, die von Quaderſteinen aufgeführte prächtige Domkirche auf dem Domplatze, dem ſchönſten Platz der Stadt, und das ehemalige Jeſuitencollegium, jetzt das Gymnaſium. Außer einer Tabaksfabrik und bedeutenden Bierbrauereien findet man hier wenig Gewerbfleiß. Wichtiger iſt der Handel und die Schifffahrt auf der Donau. In der Nähe liegen die Luſtſchlöſſer Freudenheim und Löwenhof. Hiſtoriſch merkwürdig iſt Paſſau wegen des hier den 22. Aug. 1552 geſchloſſnen paſſauer Vertrags, der das erſte deutſche Reichsgrundgeſetz war, welches den Proteſtanten, nach langen Kriegen die Ausübung ihrer Religion und bürgerlichen

Rechte ſicherte. (S. die Art. Religionsfriede, Friedensſchlüſſe, Carl V.) Paſſauer Kunſt nannte man ſonſt die vorgebliche Kunſt, ſich hieb= und ſchußfeſt zu machen, von einem Nachrichter in Paſſau, der 1611 durch Vertheilung gewiſſer bezauberter Zettel ein muthloſes Heer, das bei Paſſau ſtand und in Böhmen eindringen ſollte, durch dieſe Kunſt ermuthigt haben ſoll.

Paſſion nennt man beſonders das letzte verdienſtliche Leiden Chriſti, ſo wie die Geſchichte dieſes Leidens und was zum Andenken deſſelben in der chriſtlichen Kirche geſchieht, wie die Feier der Faſten oder Paſſionszeit, ſieben Wochen lang vor Oſtern, worin über Paſſionstexte (einzelne Abſchnitte der Leidensgeſchichte) Paſſionspredigten gehalten werden, und die dramatiſche Vorſtellung dieſer Geſchichte, an der die moderne Schauſpielkunſt im Mittelalter ihre erſten Verſuche machte. E.

Paſſiv, ſ. Activ.

Paſſivhandel, ſ. Activhandel.

Paßwan Oglu, ſ. Widdin.

Paſte. Paſten nennt man Abdrücke geſchnittner Steine der Alten (Gemmen im weitern Sinne), Münzen und Medaillen, vorzüglich in Glas (Plinius, XXXVII., 26,) oder glasartiger mineraliſcher Erde (terra sigillata), Siegelwachs, dann auch Abgüſſe derſelben in Schwefel, Gyps und gypsartigen Maſſen. In der neuern Zeit ſind die von Lippert (ſ. d. Art.), und von den Engländern Wedgwood, Bentley und Taſſie vorzüglich beliebt. Die wedgwoodſchen ſind in einer ſchwarzen baſaltähnlichen Maſſe, Lippert's Paſten in einer Maſſe von ſchöner weißer Erde gebildet. Dem, bei der dresdner Antikengallerie angeſtellten, geſchickten Aufwärter Rabenſtein gelang es, durch Unterſtützung eines Kunſtfreundes, ſich reine Formen von der ganzen Sammlung zu machen, und die lippertſchen Paſten in gleicher Güte, zum Theil noch zarter und feiner, nachzubilden. Sein Werk iſt um die Hälfte wohlfeiler als die lippertſche Sammlung. Dieſe koſtet 90 Dukaten; die Rabenſteiniſche nur 50. Rabenſtein, der nun geſtorben, hatte auch für Liebhaber der alten Geſchichte mehrere hundert Bildniſſe berühmter Griechen und Römer in rothen Schwefelabdrücken gearbeitet.

Paſtell, Paſtellmalerei. Paſtelle oder Paſtellſtifte ſind trockne, in kleine Stifte geformte kreideartige Farben. Es wird nämlich zuerſt die mineraliſche Farbe gerieben, dann wird aus ihr durch Vermiſchung mit Honigwaſſer, Gummi, Bleiweiß ꝛc. ein Teig gemacht, deſſen genauere Beſtandtheile im Einzelnen ſich nach der Farbe richten, welche man hervorbringen will. Aus dieſem Teige werden die Paſtelle geformt; daher der Name, von dem Franzöſiſchen pâte alt paste. Dieſe Stifte vertreten gewiſſermaßen die Stelle des Pinſels, und die Paſtellmalerei, iſt alſo diejenige Art zu malen, bei welcher man ſich trockner, aus verſchiednen Farbenteigen gebildeter Stifte bedient. Man wiſcht mit dem Finger oder mit einem Wiſcher die Striche, welche man mit dem Stifte macht, und bringt mithin die Tinten, Halbſchatten u. ſ. w. dadurch hervor, daß man die Farbe an dem Orte, wo ſie bleiben ſoll, vertreibt und verwiſcht. Nur die hellſten Lichter werden nicht verrieben. Nach Fiorillo verſtanden die ältern Schriftſteller wahrſcheinlich unter dem Namen Paſtellmalerei mehrere Gattungen der Zeichenkunſt, wozu man ſich der rothen, ſchwarzen und weißen Kreide bediente. Der gewöhnlichſte Stoff, auf welchem man mit Paſtellen malt, iſt bloßes, oder auf Leinwand ge-

zogneſ, am beſten grauröthliches und rauhes Papier, oder Pergament. Es iſt dieſe Art zu malen ſehr einladend und bequem. Die Paſtellgemälde haben eine Anmuth und Friſche, welche das Auge beſticht; wegen des Wollichten, welches dieſe Malerei hervorbringt, iſt ſie geſchickter als eine andre, die Zeugſtoffe, ſo wie das Markichte und Natürliche der Fleiſchfarben auszudrücken; weshalb auch dieſe Art der Malerei ſich beſonders für das Porträt ſchickt, und zu Bildniſſen vorzüglich angewendet worden iſt. Was ſie den Liebhabern noch mehr empfiehlt, iſt, daß man die Arbeit nach Gefallen verlaſſen, wieder vornehmen, nachhelfen, das Mißfällige mit Semmelkrume auslöſchen und in beliebiger Zeit vollenden kann, da das Unterbrechen nicht, wie bei andern Arten der Malerei, auf ihre Farben und ihre Miſchung Einfluß hat. Weil aber die Farben nur wie zarter Staub auf der Fläche liegen, ſo ſind Paſtellgemälde auch die vergänglichſten und zerſtörbarſten. Sie müſſen daher vor Einwirkung der Luft und aller Feuchtigkeit, ſo wie vor Staub und Erſchütterung möglichſt verwahrt werden. Man hat der ſchädlichen Einwirkung äußerer Einflüſſe durch mancherlei Erfindungen entgegenwirken wollen. Unter den Franzoſen, die überhaupt große Vorliebe für die Paſtellmalerei beſitzen, haben ſich Mehrere ſolcher Erfindungen gerühmt, allein keine hat bis jetzt dem Uebel vollkommen abgeholfen. Eine andre Erfindung von Loriot, die Paſtellfarben mehr auf der Fläche zu befeſtigen, ließ die königl. Akademie 1780 bekannt machen. Die eigentliche Paſtellmalerei leitet ihren Urſprung aus dem 16. Jahrh. her. Auch Leonardo da Vinci ſoll ſich ihrer oft bedient haben, um Apoſtel- und Chriſtusköpfe auf Papier zu bringen. Montfaucon führt zwei Paſtellgemälde (Porträts aus der königl. franz. Familie darſtellend) auf goldnem Grunde an, welche aus dem 15. Jahrh. ſtammen ſollen. Fiorillo nennt Joſeph Vivien (geb. 1657, ſtarb 1735), einen Schüler des Charles le Brun, als einen der erſten, welche ſich der Paſtellfarben bedienten, und in dieſer Gattnng die ganze Familie des damaligen Dauphin in natürlicher Größe abbildete, wodurch er ſich einen bedeutenden Namen, und die Gunſt des Königs, ſo wie der Kurfürſten von Baiern und Köln erwarb. Nachher hat die franz. Schule mehrere große Meiſter in der Paſtellmalerei gehabt, z. B. den obengenannten la Tour. Unter den Italienern, welche in Paſtell vorzüglich geſchätzt werden, iſt Cariera Roſalba (aus Venedig, 1672 geb., ſtarb 1737) unter den Engländern Ruſſel und unter den Deutſchen Raph. Mengs. Eine Sammlung der Gemälde der Italienerin, ſo wie des Genfers Liotard, (geb. 1702) und den ſchönen Amor von Mengs vielleicht das Gelungenſte in dieſe Fache, findet man in der königl. Gemäldegallerie zu Dresden. Eine Anleitung zur Paſtellmalerei enthält Günther's practiſche Anweiſung zur Paſtellmalerei. Neue Aufl., Nürnb. 1792, 4.

Paſticcio ital., franz. pastiche, heißt in der Kunſtſprache ein Gemälde, welches in der Manier irgend eines großen Künſtlers gemacht und für deſſen Arbeit ausgegeben wird. Der italieniſche Name bedeutet eigentlich eine Paſtete, etwas Zuſammengeſtoppeltes (nicht Originelles), ein Miſchmaſch. Einer der größten Verfertiger ſolcher Paſticcj war David Teniers der jüngere, deſſen Arbeiten oft erfahrne Kenner täuſchten.

Paſtorale, 1. ein ländliches Tonſtück, welches Geſang und Charakter der Hirten ausdrückt, mithin einen idylliſchen Charakter hat; auch ein Tanzſtück in dieſem Charakter. 2. **Schäferſpiel** (ſ. d. Art.).

Paſtorale. Mit dieſem, aus dem Lateiniſchen entlehnten Worte (collegium pastorale) bezeichnete man ſonſt den Theil der theologiſchen Wiſſenſchaft, welcher die eigentliche Amtsführung des Geiſtlichen, die Anwendung der, für ſeinen Beruf unentbehrlichen Kenntniſſe betrifft, oder den eigentlich praktiſchen Theil der Theologie, auch Predigerwiſſenſchaft genannt. Es wird dabei die ſogenannte theoretiſche Theologie mit ihren Hauptzweigen, der Auslegungskunſt, Kirchengeſchichte, Glaubenslehre und Sittenlehre, vorausgeſetzt, und nur die Anwendung derſelben, aus dem Geſichtspunkte der Beſtimmung des Predigtamts, und nach den durch die Erfahrung bewährten Grundſätzen, für alle Theile der geiſtlichen Amtsführung gelehrt. Dies iſt der weiteſte Begriff von Paſtorale, der auch eigentlich mehr ausſagt und umfaſſen ſoll, als Predigerwiſſenſchaft, weil das Amt des Geiſtlichen (des Paſtors, Hirten der Gemeinde) ſich nicht allein auf's Predigen beſchränken darf. Man gebraucht dafür auch die Ausdrücke: Paſtoraltheologie, Paſtoralwiſſenſchaft, Paſtoralweisheit oder Paſtoralklugheit. Die Paſtoralklugheit (prudentia pastoralis) hat indeſſen unter dieſem Namen häufig nur gewiſſe Klugheitsregeln für die wichtigſten Theile der geiſtlichen Amtsführung mitgetheilt, die an ſich richtig und durch die Erfahrung bewährt ſind, aber nicht den ganzen engverbundnen Kreis des geſammten geiſtlichen Berufs aus einem höhern Standpunkt umfaſſen. (S. auch d. folg. Art.). Nach der höchſten Anſicht deſſen, was der chriſtliche Geiſtliche in ſeinem ganzen heiligen Beruf ſein ſoll, zerfällt das Paſtorale in eben ſo viele Haupttheile, als es Zweige der geiſtlichen Amtsführung, Haupttheile des Berufs, gibt. Es umfaßt demnach, in Beziehung auf das Lehramt: 1. die Homiletik, die geiſtliche Beredtſamkeit, in zuſammenhängenden Lehrvorträgen (ſ. Homilie); 2. die Katechetik (ſ. d. Art.), die Unterrichtskunſt in Geſprächsform; 3. in Beziehung auf das eigentlich prieſterliche Amt, die Liturgik im weiteſten Umfange (ſ. Liturgie), die Verwaltung der Sakramente, den Dienſt am Altare und vor der Gemeinde; 4. in Beziehung auf das von jenen unzertrennliche Gemeindevorſteher- und Gemeindewächter-, Berather-Tröſteramt, die Geſchäfte und Pflichten im Beichtſtuhle, bei Betrübten, Angefochtnen, am Krankenbette, in Eheſachen, ſo weit dieſe der Entſcheidung des einzelnen Geiſtlichen zuſtehen, bei Eidesleiſtungen, bei Verbrechern und bei Allem, was zur Aufrechthaltung der Kirchenzucht und Gemeindeordnung gehört, ſo daß auch die Haupttheile des ſogenannten kanoniſchen oder Kirchenrechts (ſ. Kanoniſches Recht) dazu gerechnet werden müſſen. Die beiden letztern Beziehungen begreift die Paſtoraltheologie im engern Sinne. (Vergl. den folgenden Art.) Es iſt demnach das Paſtorale ein ſehr wichtiger Theil des theologiſchen Studiums. In der römiſchen Kirche wird auch wol die authentiſche Zuſammenſtellung der ſämmtlichen bei Verwaltung der Sakramente und den prieſterlichen Geſchäften angenommnen Feiergebräuche das Paſtorale genannt. Es iſt ziemlich daſſelbe, was unter dem Titel: Rituale Romanum bekannter iſt, nur daß dieſes eine beſondre päpſtliche Reviſion und Beſtätigung erhalten hat, das Paſtorale aber nicht, welches deshalb auch in verſchiednen Kirchen mit einiger unbedeutenden Verſchiedenheit ſich findet. Aber noch jetzt iſt es ein unentbehrliches Handbuch des katholiſchen Geiſtlichen, da die Ausübung der Rituale hier die ſtrengſte Form hat. So iſt dem katholiſchen Geiſtlichen ſein Paſtorale ein geſchriebnes Geſetz für ſein Prieſteramt,

dem proteſtantiſchen das ſeinige ein überzeugender und erweckender Rathgeber für alle Theile ſeiner Amtsführung. Ke.

Paſtoraltheologie. Die Paſtoraltheologie im engern Sinne gibt die allgemeinen Vorſchriften zu einer, dem geltenden kirchlichen Ritual und den religiöſen Bedürfniſſen der Gemeinde angemeſſnen Leitung des öffentlichen Gottesdienſtes (Liturgik), zu einer würdigen Verwaltung der Sakramente und andrer geiſtlichen Amtshandlungen, zu einer, dem Geiſte des Chriſtenthums entſprechenden Seelſorge, oder Belehrung und Aufmunterung der einzelnen Gemeindeglieder, zur Heiligung ihres Herzens und Lebens, welche beſonders durch die zurechtweiſende und tröſtende Zuſprache im Beichtſtuhle und am Krankenbette ausgeübt wird; und verbreitet ſich endlich auch über die Regeln des Betragens, welche der Geiſtliche in den Rechtsverhältniſſen ſeines Amtes zu beobachten hat. Man iſt gewohnt, den Inbegriff dieſer Regeln unter dem Namen der Paſtoralklugheit aufzuführen, welche die nach Maßgabe des eingeführten Kirchenrechts, der Conſiſtorialverordnungen und geſetzlich gewordnen Obſervanzen dem Geiſtlichen beſonders zukommenden Rechte und Verbindlichkeiten und die Grundſätze eines weiſen Verhaltens in der bürgerlichen Stellung, die ſein Amt ihm gibt, abhandelt. E.

Päſtum, von den Griechen Poſidonia genannt, eine griechiſche Stadt in Lucanien (im untern Italien), öſtlich vom Fluſſe Silarus unter dem Berge Alburnus, iſt bei den Dichtern berühmt wegen der ſchönen Roſen, die hier jährlich zweimal, im Frühling und im Herbſte blühten, und in dieſer feuchten, warmen Gegend vorzüglich zu gedeihen ſchienen. Die Stadt war eine, wahrſcheinlich um das Jahr 510 v. Chr. geſtiftete Kolonie von Sybaris und gehörte alſo zum Stamme der Achäer. Daher hatte ſie mit der Mutterſtadt vorzüglich die Verehrung des Neptun gemein. Aus den Münzen und noch vorhandnen Ruinen kann man den vorzüglichen Wohlſtand der Stadt erkennen. Seit 1755 hat man herrliche Ruinen von ihr aufgegraben. Jetzt liegt an ihrer Stelle Peſto, in der neapolitaniſchen Provinz Principato citra, und der Meerbuſen, an welchem die Stadt liegt, ſonſt Sinus Paestanus, heißt jetzt Golfo di Salerno.

Patagonien, oder Magellansland, die ſüdlichſte (36—54° ſüdl. Br.) Landſchaft in Südamerika, zwiſchen Chili, Buenos Ayres, dem atlantiſchen und ſtillen Meere und der magellaniſchen Meerenge (22,350 Q. M. mit 110,000 Einw.) Der ſüdliche Theil wird von Wilden bewohnt. Das Land hat, ungeachtet mehrer Vulkane, Steppen und Moräſte, bei rauher, feuchter Witterung, Ueberfluß an Weiden und Hornvieh, welches letztre, wenigſtens in den nördlichen Strichen, wild herumläuft, und wovon jährlich viele tauſend Stücke bloß der Häute und des Unſchlitts, zuweilen auch der Jungen wegen, erlegt werden. Das Fleiſch wird von den wilden Hunden und andern Thieren verzehrt. Wilde und zahme Pferde finden ſich in großer Menge; auch gibt es in allen Gegenden des Landes Vicunnas oder peruaniſche Schafe. Die Einwohner dieſes Landes, die Patagonier, ſind, wenn auch keine Rieſen, wofür ſie von ältern Reiſenden ausgegeben wurden, doch gewöhnlich über 6 Fuß groß, ſtark, kupferfarbig, haben langes ſchwarzes Haar, kleiden ſich in Felle und ſind treffliche Reiter. An den Küſten treiben Franzoſen und Amerikaner Seeelephanten-Fiſcherei.

Patent iſt ein landesherrlicher offner (von litterae patentes) Brief oder Befehl, z. B. die öffentliche Bekanntmachung der Beſitz-

nahme eines neuerworbnen Landes: Beſitzergreifungspatent; beſonders auch ein ſolcher, welcher als Urkunde einer Dienſtbeförderung ausgefertigt iſt (z. B. Offizierpatent), oder wodurch dem Inhaber gewiſſe Vorrechte, in England beſonders der Alleinhandel mit neuerfundnen oder verbeſſerten Waaren bewilligt wird, die daher Patentwaaren heißen, weshalb auch das vorgeſetzte „Patent" eine gewiſſe Vorzüglichkeit der Waare anzeigen ſoll, welche ſie freilich nicht immer hat. Endlich verſteht man in denjenigen deutſchen Staaten, wo nach franzöſiſchem Vorgange, in neuern Zeiten, mit Aufhebung der Gilden und Zünfte, eine allgemeine Gewerbſteuer eingeführt worden, unter Patent (Gewerbſchein) den Erlaubnißſchein, den Jeder, der ein Gewerbe treiben will. von der Obrigkeit gegen Bezahlung der vorſchriftmäßigen Steuer (Patent= oder Gewerbſteuer) einlöſen muß. Manifeſt und Patent, in gewiſſer Hinſicht gleichbbedeutend, unterſcheiden ſich inſofern von einander, das erſteres eine an auswärtige Mächte, letztres eine an die Landesbewohner gerichtete landesherrliche Bekanntmachung iſt.

Patera, eine Opferſchale oder kleine Schüſſel, worin die Römer bei ihren Mahlen und Opfern den Göttern den Opferwein darbrachten, und das Blut der geopferten Thiere auffingen. Auch war ſie ein Kennzeichen der Gottheit und ihrer Verehrung; man ſieht ſie auf Altären und in den Händen der opfernden Prieſter. Eine kleinere Art, Patella, gab den kleinern Hausgöttern den Namen Patellarii.

Paternoſter iſt 1. der lateiniſche Ausdruck für Vaterunſer oder das Gebet des Herrn; 2. jede zehnte größere Kugel, in dem unter den Katholiken als Andachtsmittel angewendeten Roſenkranze, wobei das Vaterunſer gebetet wird, dagegen man die kleinern dazwiſchen gereihten Kugeln nur mit Herſagen des Ave Maria durch die Finger gehen läßt; 3. der ganze Roſenkranz ſelbſt. In der Waſſerkunſt heißt die Maſchine, welche vermittelſt mehrer, an eine Kette oder an ein Seil gereihter lederner, mit Haaren ausgeſtopfter und durch Röhren aufwärts laufender Kugeln das Waſſer oder die Sohle aus der Tiefe hebt, Paternoſterwerk. Es ſollen die Holländer den Gebrauch deſſelben von den Chineſen erlernt haben. E.

Pathogenie, die Lehre von der Entſtehung der Krankheiten, aus den griechiſchen Wörtern παϑος, das Leiden, und γίνομαι, ich entſtehe, werde geboren, zuſammengeſetzt. Sie iſt ein Theil der Pathologie überhaupt (ſ. d. Art.) und folgt unmittelbar auf die Phyſiologie. So wie dieſe den Bau und die Einrichtung des menſchlichen Körpers im geſunden Zuſtande entwickelt, ſo zeigt nun die Pathogenie, wie die Geſetze der dem Organismus einwohnenden Naturkraft auf mannichfaltige Weiſe modificirt, die Verrichtungen der einzelnen Theile, und ihre harmoniſchen Beziehungen auf andre geſtört, die Stoffe ſelbſt, aus denen der organiſche Körper beſteht, verändert werden können, und wie durch alle ſolche Abweichungen der Zweck des Organismus verfehlt, das Leben deſſelben bedroht wird, und ſeine Endſchaft erreichen muß. Da die Lehre von der Entſtehung der Krankheiten unmittelbar aus der Phyſiologie folgt, und dieſe nach den verſchiednen Anſichten der Aerzte in den nach einander folgenden Epochen der Arzneikunde ſehr verſchieden waren, (ſ. die Art. Arzneikunde, Medicin, Brown, Erregungstheorie, Humoralpathologie, Hoffmann u. A.): ſo war es eine natürliche Folge, daß auch die Pathogenie an dieſem Wechſel der Theorien Theil nahm, und eben ſo verſchiedne Anſichten in derſelben herrſchten. Doch läßt ſich mit Zuverläſſigkeit behaupten, daß alle philoſophiſchen und

die Natur beobachtenden Aerzte alter und neuer Zeit die hauptſächlichen Erſcheinungen des organiſchen Lebens richtig auffaßten, die Geſetze deſſelben ableiteten, und ſie, nur nach Verſchiedenheit der herrſchenden Vorſtellungen, in ein verſchiednes Gewand gehüllt, darſtellten; daß ferner die Nachfolger, das Wahre, was in den Syſtemen der Vorgänger lag, benutzend, allmälig immer richtigere und hellere Ideen in der Phyſiologie, und von da in der Pathogenie in Umlauf brachten. Das Weitere über dieſen Gegenſtand ſ. in dem Art. Pathologie. H.

Pathognomik, (aus den griechiſchen Wörtern *παθος*, die Gemüthsbewegung, auch das Leiden, die Krankheit, und *γνομικη*, die Kunſt, etwas deutlich zu erkennen oder erkennbar darzuſtellen). Man verſteht darunter 1) einen Theil der Phyſiognomik, nämlich die Kunſt, die Gemüthsbewegungen aus den Veränderungen des Körpers, beſonders der Geſichtszüge, zu erkennen; 2) die Lehre von den Zeichen und der richtigen Beurtheilung der Krankheiten. Letztre beſtehen theils in Krankheiten des Körpers, bei welchen, obgleich ihr Sitz eigentlich im Innern des Organismus iſt, doch verſchiedne äußerliche, weſentliche und jedesmal ſichtbare Zeichen erſcheinen, welche in Veränderung der Form und Geſtaltung, der Farbe des Körpers, der Lage und Haltung, der Geſichtszüge u. ſ. w. beſtehen, und bei verſchiednen Krankheiten jederzeit als charakteriſtiſch erſcheinen, indem ſie von gewiſſen Umſtänden herrühren, welche mit der Krankheit weſentlich verbunden ſind. So iſt z. B. bei einem Kinde, welches an völlig ausgebildeter häutiger Bräune leidet, die Lage des Körpers mit rückwärts gebogner Bruſt, hinterwärts lehnendem Kopfe, offen gehaltnem Mund, vorgetriebnem Kehlkopfe, rothem Geſichte, vorſtehenden Augen ſo charakteriſtiſch, daß jeder geübte Arzt beim erſten Blicke die Krankheit, welche Urſache davon iſt, erkennen wird. So offenbart eine gelblichblaſſe Geſichtsfarbe, mit gelblich gefärbten matten Augen, hagerem Geſichte, tiefen Einſchnitten der Wangen jederzeit ein tief liegendes verborgnes Leiden der Leber. So hat ſchon Hippokrates die äußern Züge bei dem Zuſtande des gänzlichen Sinkens aller Lebenskräfte in einem Gemälde mit wenigen Zügen, aber ſo treffend bezeichnet, daß noch jetzt das Geſicht eines Kranken mit zugeſpitzter Naſe, hohlen Augen, zuſammengefallnen Schläfen, kalten und in ſich gezognen Ohren, harter, geſpannter und trockner Haut der Stirne, grünlich blaſſer, ſchwärzlicher, bleifarbiger Geſichtsfarbe, facies Hippocratica, das hippokratiſche Geſicht genannt wird (ſ. deſſen Prognost c. II.). Auch Gemüthskrankheiten führen gewiſſe äußere Kennzeichen mit ſich, die charakteriſtiſch ſind. So hat z. B. der Wahnſinn, nach ſeinen verſchiednen Arten, als Narrheit das Unbeſtimmte, beſtändig Wechſelnde in den Geſichtszügen; die Melancholie das Stilltraurige, den ſtarren Blick; die Tollheit die Spannung aller Geſichtszüge, das rollende Auge u. ſ. w. Aber auch die Erregungen des geſunden Gemüths, durch Leidenſchaften und Affecte, zeichnen ſich auf dem Geſichte des Menſchen durch eigne Haltung, Bewegung, Lage und Veränderung der Augen, der Geſichtsmuskeln, und der Farbe ſehr deutlich, ſo daß hierauf Darſtellung dieſer verſchiednen Gemüthsveränderungen beruht. Sogar iſt der Zuſammenhang dieſer äußerlichen Veränderungen der Geſichtsmuskeln und der Augen mit den innern Vorgängen ſo genau und weſentlich, daß ſelbſt die willkürliche Darſtellung derſelben durch Nachahmung (ſ. Mimik) einen ſchwachen Nachhall des Gemüthszuſtandes, den ſie nachahmt, ſowol

in dem Darſtellenden ſelbſt, als auch in dem Zuſchauer, erregt. So haben Haß und Liebe, Furcht und Hoffnung, Freude und Trauer, Zorn und Zufriedenheit, Habſucht, Neid u. ſ. w. ihre Nerven, auf welche ſie beſtimmt wirken, und durch deren Erregung wieder beſtimmte Muskeln des Geſichts der Augen, ja zuweilen ſelbſt Muskeln des übrigen Körpers in Bewegung geſetzt werden, und wodurch die Züge des Geſichts, die Haltung des Körpers, die Lage der Augenlieder, des Augapfels, ſelbſt das mehrere oder wenigere Feuer und der Glanz der Augen beſtimmt ſo oder anders verändert wird. Und hierauf beruht die Pathognomik in der erſtern angeführten Beziehung. Pathognomiſche Zeichen ſind alſo Erſcheinungen an dem Kranken, und Empfindungen deſſelben, welche mit der Krankheit weſentlich und immer verbunden ſind, ſo daß ſie mit ihr erſcheinen, zunehmen, und wenn die Krankheit abnimt, auch mit ihr abnehmen und verſchwinden. Solche Zeichen ſind z. B. bei Lungenentzündung das Fieber, das beſchwerliche Athemholen, der ſtechende Schmerz in der Seite, der Huſten. H.

Pathologie, oder Noſologie im weitern Sinne, in der Arzneikunſt die Lehre von den Krankheiten (ſonſt auch die Lehre von den Gemüthsbewegungen und insbeſondre von den krankhaften Gemüthszuſtänden). Sie beſteht aus mehreren Unterabtheilungen. Die erſte, Pathogenie, zeigt zuvörderſt, in wiefern im Organismus und in der Einrichtung deſſelben die Möglichkeit zu krankhaften Abweichungen gegründet iſt; die zweite, allgemeine Pathologie, betrachtet die in der wirklichen Erſcheinung vorkommenden krankhaften Abweichungen des organiſchen Lebens im Allgemeinen; die dritte, ſpecielle Pathogenie und Pathologie, weiſet die allgemeinen Abweichungen an den beſondern Syſtemen und einzelnen Organen des Körpers nach; die vierte, Noſologie, zählt die einzelnen Krankheiten ſelbſt auf, theilt ſie in gewiſſen Klaſſen und Ordnungen; die fünfte, Aetiologie, beſchäftigt ſich mit der Unterſuchung der Urſachen der Krankheiten. Wenn die Pathogenie entwickeln will, in wiefern ſchon in der Einrichtung des menſchlichen Organismus die Möglichkeit zu verſchiednen krankhaften Abweichungen gegründet iſt: ſo muß ſie die Verhältniſſe des Menſchen, 1) als eines der Erde angehörigen Naturgeſchöpfs, 2) als eines der Geiſterwelt angehörigen pſychiſchen Weſens, 3) die Verbindung beider und 4) die Verhältniſſe des Menſchen zu der Außenwelt betrachten. Die innere urſprüngliche thätige Naturkraft, die ſich in der Bildung des menſchlichen Organismus von ſeiner Entſtehung an, und den Perioden des Wachsthums und der Ausbildung deſſelben entwickelt und in der ſichtbaren Erſcheinung ihren Kreis durchläuft, offenbart ſich im menſchlichen Organismus in drei Regionen oder Syſtemen (ſ. Phyſiologie und Organismus): der Reproduction, der Irritabilität, und der Senſibilität. Jedem dieſer Syſteme iſt ein beſtimmter Antheil der Naturkraft zugetheilt, bei deſſen regelmäßiger Thätigkeit Geſundheit beſteht. Man hat nun folgende Geſetze der Naturkraft im Organismus durch die Beobachtung gefunden. Die Vertheilung der Naturkraft iſt verſchieden, nachdem die Organe es ſind, in welchen ſie ihre Aeußerungen offenbart. Sie iſt anders im Reproductions-, anders im irritabeln, anders im ſenſibeln Syſteme. Eben ſo verſchieden erſcheinen die Aeußerungen der Thätigkeit der Naturkraft in den verſchiednen einzelnen Gebilden; im Magen und den Verdauungsorganen, verſchieden in den Lungen, dem Herzen und den Arterien. Dieſe normale Vertheilung der Na-

turkraft kann ungleich werden, die Thätigkeit kann in dem einen Syſteme ſtärker, in dem andern ſchwächer werden, als die Norm, d. h. die ungetrübte Idee des Organismus geſtattet. Die Energie der Thätigkeit kann alſo in der Region des reproducirenden, oder des irritabeln, oder des ſenſibeln Syſtems zu ſtark, oder zu ſchwach ſein, ſie kann ferner in einem einzelnen, dieſen Syſtemen angehörigen Gebiete zu ſtark oder zu ſchwach werden, wodurch eine Störung des harmoniſchen Verhältniſſes der Verrichtungen zu einander entſtehen muß. Die Urſachen hiervon liegen in urſprünglicher und angeborner Bildung und Anlage, oder in dem der freien Willkür unterworfnen Gebrauche verſchiedner Organe, oder in der Veränderung des Organs ſelbſt, ſeiner materiellen Beſchaffenheit, oder in der Einwirkung der Außendinge. Die Thätigkeit der Naturkraft iſt ungleich, indem die Einwirkungen der äußern Natur ſowol, als innere Stoffe und Vorgänge die Thätigkeit der Naturkraft verſtärken und aufregen oder herabſetzen können. Dieſe erregenden Potenzen ſind als Reize für die Naturkraft anzuſehen, welche entweder im Allgemeinen, oder in beſondern Syſtemen und Organen ihre Thätigkeit erregen; ſie ſind in Rückſicht ihrer Natur verſchieden, als: mechaniſche, durch Berührung wirkende, oder chemiſche, vermöge ihrer Beſtandtheile die Organiſation und die Stoffe verändernde, oder organiſch-vitale, indem ſie als gleiche Naturqualitäten die im Organismus verſchiedentlich modificirte Naturkraft aufſuchen und ſich mit ihr vereinigen. Dieſe Einflüſſe ſind in Rückſicht ihrer Wirkungen entweder aufregend, indem ſie die Thätigkeit der Naturkraft verſtärken, oder deprimirend, indem ſie auf die Naturkraft feindlich einwirken, und ihre Thätigkeit unterdrücken, oder ſie ſind ſpecifiſch, indem ſie dieſe Thätigkeit in beſondern Organen verändern. Die Harmonie der Verrichtungen der körperlichen Organe kann alſo durch dieſe Einflüſſe auf mannichfaltige Weiſe geſtört werden, indem einige Functionen gegen das harmoniſche Verhältniß zu ſehr erhöht, zu ſehr herabgeſetzt, oder in ihrer Norm verändert werden. Die Thätigkeit der Naturkraft im Organismus ſelbſt folgt beſtimmten Geſetzen. Die Erregung ihrer Thätigkeit von den Einflüſſen iſt verſchieden nach ihrem Stande ſelbſt. Auf alte Menſchen z. B. wirkt Manches nicht, was junge ſehr erregt. Entgegengeſetzte Einflüſſe wirken auch entgegengeſetzt auf die Naturkraft, und die ſtärkere hebt die ſchwächere auf. Eine Function im Organismus iſt für andre ein Gegenſatz und beſchränkend, für andre erregend. Daher rühren wieder gewiſſe Erſcheinungen von Mitleidenheit und Gegenſatz im Körper, welche verſtärkt, und zur krankhaften Abweichung werden können, indem Theile und Organe in Conſens kommen, welche der Norm nach von einander abgeſondert ſein ſollen. Die verſchiednen Modificationen der Thätigkeit der Naturkraft im Organismus ſind in Rückſicht der Zeit an gewiſſe Perioden gebunden, ſo daß ein Wechſel von ſtärkerer und ſchwächerer Thätigkeit Statt findet. Dies iſt der Fall theils in Rückſicht auf den ganzen Cyclus des Lebens, indem in gewiſſen Lebensaltern beſtimmte Organe ruhen, in andern dagegen in voller Thätigkeit ſind, und eben ſo umgekehrt; theils in Rückſicht des Jahresumlaufs, theils in Rückſicht des Tagesumlaufs, welche den Wechſel mit Wachen und Schlaf begründet. Anhaltende Störung dieſer Wechſelverhältniſſe, Anreizungen der Naturkraft in denjenigen Organen, welche die Periode ihrer Ruhe durchlaufen, oder Verhinderung der Functionen andrer, welche in der Periode ihrer Thätigkeit ſtehen, verurſachen ein Mißverhältniß im ganzen Organismus, und eine Zer-

rüttung der Harmonie ſeiner Functionen. So wie die Naturkraft in ſteter fortſchreitender, entwickelnder und neuſchaffender Thätigkeit iſt: ſo geht die materielle Veränderung des Organismus ununterbrochen parallel mit jener fort, in ſteter Bildung und Auflöſung, in ſtetem Wechſel des Stoffes, in Aufnahme neuer und Ausſonderung alter Stoffe, in Verbindung der neuen und Trennung der verbundnen. Daher die Abſonderung und Ausſonderung des Körpers in ununterbrochner Continuität im Organismus vor ſich gehen müſſen. Jede abnorme Veränderung in der Thätigkeit der Naturkraft muß demnach eine Störung in der organiſchen und materiellen Beſchaffenheit des Organismus zur Folge haben, ſie beſtehe nun in beſchleunigter oder zurückgehaltner Bildung oder Auflöſung, in vermehrter oder verminderter Ab- und Ausſonderung gewiſſer Stoffe, in regelwidrigen Verbindungen oder Trennungen, und daher rührenden Veränderungen der Beſtandtheile des Organismus ſelbſt, und Bildung fremdartiger Stoffe. In der allgemeinen Pathologie wird die Wirklichkeit der vorkommenden mannichfaltigen Abweichungen von der Norm des Organismus gezeigt. Die Naturkraft zeigt ſich demnach in ihrer Thätigkeit zu ſtark, oder zu ſchwach, oder ungleich vertheilt, ſo daß ein Syſtem vor dem andern in abnormer Thätigkeit begriffen iſt. Damit in Uebereinſtimmung entſtehen Fehler der materiellen Stoffe des Organismus, fehlerhafte Anhäufungen, oder Mangel derſelben; Fehler des organiſchen Baues, der organiſchen Faſer ſelbſt, indem ein zu großer oder zu geringer Zuſammenhang der feinſten organiſchen Faſer (Cohäſion derſelben) Statt findet, ſo auch in der Beſchaffenheit der einzelnen Beſtandtheile und Gebilde des Organismus, ſowol der flüſſigen als feſten Theile. Letztre ſind theils Gefäße, (Organe, welche zur Aufnahme und Fortbewegung gewiſſer Flüſſigkeiten beſtimmt ſind), welche in Anſehung zu großer Erweiterung oder Verengerung ihrer Höhlung oder Mündungen fehlerhaft ſein können; oder andre Gebilde, welche in Hinſicht ihrer Form, Bildung und Größe fehlerhaft ſind, als Geſchwülſte, oder Zehrung; in Anſehung der Verbindung: Bruch, Verwundung, Verwachſung; irreguläre Lage, Verrenkung, Vorfall gewiſſer Theile, Austretung von Eingeweide, als Brüchen, u. ſ. w. Die Flüſſigkeiten im Organismus, z. B. das Blut, der Magenſaft, die Galle, der Schleim ꝛc., zeigen ihre fehlerhafte Beſchaffenheit, durch zu große oder zu geringe Dichtigkeit, durch Veränderung ihrer innern Qualität, Abweichung des Verhältniſſes ihrer einfachen Beſtandtheile, Beimiſchung fremdartiger Theile, wodurch ſie den ſie leitenden Gefäßen entfremdet werden durch Veränderung des Verhältniſſes zu dieſen, in Anſehung der Menge, welche zu groß oder zu gering ſein kann, oder des Orts, (durch Austreten aus den Gefäßen in Theile, wohin ſie nicht gehören) oder der Bewegung, welche zu ſtark, zu ſchwach oder unregelmäßig, nach manchen Organen zu heftig, zu häufig, nach andern zu gering ſein kann. Die hier nur im Allgemeinen angegebnen Abweichungen werden nun an den einzelnen Theilen und Organen des Körpers ſelbſt aufgeſucht, und hieraus entſteht die ſpecielle Pathologie, aus welcher wir, um einen deutlichen Begriff von ihrer Bearbeitung zu geben, die Fehler des Herzens ausheben wollen. Mechaniſche und organiſche Fehler des Herzens ſind: 1) widernatürliche Erweiterung, wodurch der Umlauf des Blutes geſtört wird und zuletzt Berſtung des Herzens erfolgen kann; 2) widernatürlicher Ueberzug der Oberfläche, z. B. mit Fett oder Faſern, nach Entzündung; 3) Waſſerblaſen von Blaſenwürmern, Hydatiden; 4) Verknöcherung, beſonders kommt dies bei den das Herz ſelbſt ernähren-

den Arterien, und den Klappen des Herzens vor; 5) Wunde oder Geſchwür des Herzens, allemal tödtlich; 6) Polyp im Herzen, von krankhaft vermehrter Gerinnbarkeit der Lymphe im Blute; 7) Mißbildung des Herzens; 8) verkehrte Lage desſelben; 9) örtliche Erweiterungen, Anevrismen desſelben; 10) Verwachſung der Mündung der Lungenpulsader, woher die ſogenannte blaue Krankheit. Fehler des Herzbeutels: 1) Anhäufung von wäſſeriger Feuchtigkeit, Herzbeutelwaſſerſucht, woher Aſthma, unordentlicher Blutumlauf, Erſtickung folgen; 2) Hydatiden; 3) Verwachſung mit dem Herzen; 4) zottiger Ueberzug an den innern Wänden. Die Noſologie ordnet nun die einzelnen Krankheiten in gewiſſe Klaſſen und Ordnungen. Man ſtellt deren vier Hauptklaſſen auf: 1) Krankheiten des irritabeln Syſtems: Pyrexien, darunter gehören alle Fieber, Entzündungen, Exantheme, Blutflüſſe; 2) Krankheiten des ſenſibeln Syſtems, Fehler der Empfindung und Bewegung: Schlagfluß und Lähmung, Ohnmachten, Krämpfe, Wahnſinn. 3) Fehler des reproductiven Syſtems: Cachexien, Verzehrungen, Geſchwülſte, Waſſeranhäufungen u. ſ. w., Ausſchläge, veneriſche Seuche, Skorbut u. ſ. w.; 4) örtliche Krankheiten der Sinneswerkzeuge, Fehler der einzelnen Bewegungsorgane, Unterdrückung von Ausleerungen, örtliche Geſchwülſte, z. B. Anevrismen, Drüſengeſchwülſte, Beulen u. ſ. w.; Verrückungen der Theile aus ihrer Stelle, Brüche, Vorfälle u. ſ. w.; Trennungen, Wunden u. ſ. w. In Rückſicht der phyſiſchen Exiſtenz des Menſchen muß der Organismuß in Wechſelwirkung betrachtet werden, theils mit der ihn umgebenden äußern Natur, theils auch mit dem pſychiſchen Weſen, welches als unſer Ich in unſerm Bewußtſein lebt. Dieſe Wechſelwirkung kann aber auch als Urſache einer krankhaften Abweichung erſcheinen, indem der auf den Organismus, oder einen Theil desſelben wirkende Einfluß eine Störung des normalen Verhältniſſes der Naturkraft und daher eine Zerrüttung der Harmonie der Functionen veranlaßt. Auch die innern Verhältniſſe des Organismus, ſeine periodiſchen Entwickelungen, und die von der Willkühr abhängenden Einwirkungen, ſowol von außen, als die willkürlichen Kraftäußerungen des ſenſibeln Syſtems können als krankmachende Urſachen wirken. Dieſes entwickelt die Aetiologie, von deren Anſichten wir nur kürzlich noch eine Probe darlegen wollen. Die vorzüglichen Einflüſſe der Außenwelt ſind die Luft, die Nahrungsmittel, die unwillkürlichen und willkürlichen Einwirkungen mittelſt der Sinnesreize, der Geiſtesthätigkeiten und Gemüthsaffecte. So kann alſo die Luft Krankheit erregend wirken, in Beziehung auf ihre Temperatur. Zu heiß vermehrt ſie die innere Wärme, dehnt die Säfte zu ſehr aus, regt die Naturkraft zu ſehr auf, vermehrt übermäßig die Ausdünſtung. Ihre Nachwirkung iſt Erſchlaffung, Schwächung, Austrocknung des Körpers. Sie erregt beſonders das Gallenſyſtem, vermehrt die Abſonderung der Galle zum Uebermaße. Zu kalte Luft vermindert die Thätigkeitsäußerung der Naturkraft, vermehrt die Cohäſion der organiſchen Faſer bis zur Rigidität, verengert die Gefäße der Oberfläche, und drängt das Blut nach den innern Theilen, wirkt beſonders auf die Lungen, auf die Naſen- und Mundhöhle, unterdrückt die Function der Haut, macht dagegen die innern Schleim und andre Feuchtigkeit abſondernden Häute zu ſtärkern Abſonderungen geneigt, löſcht endlich in höherm Grade die Naturkraft gänzlich aus. Zu feuchte Luft ſchwächt den Ton der Faſer, verhindert die Hautausdünſtung, bewirkt Ueberfluß an wäßrigen Feuchtigkeiten im Körper, veranlaßt ein Sinken der Naturkraft, be-

ſonders in der Region der Irritabilität und Reproduction, bewirkt daher Neigung zu Krankheiten von Schwäche, zu Faulfiebern; ſie leitet die Elektricität zu ſehr aus dem Körper, enthält auch mehr fremdartige Theile, beſonders die Sumpfluft,. Zu trockne Luft vermehrt die Spannung der Faſer, begünſtigt die Anſammlung der Elektricität im Körper, verſtärkt die Ausdünſtung und trocknet den Körper aus. In Rückſicht der Elaſticität der Luft kann der Druck derſelben auf den Körper zu ſtark ſein, daher Urſache von innern Anhäufungen des Blutes, von Schlagfluß u. ſ. w. werden; oder zu ſchwach, wodurch wieder das Gleichgewicht des Blutes gegen die Blutgefäße aufgehoben wird. In Rückſicht der Beſtandtheile der Luft kann ſie zu rein ſein, d. h. zu viel Sauerſtoffgas enthalten, wodurch das irritable Syſtem eine nachtheilige Vorherrſchaft über die andern erhält, und Fieber und Entzündungen entſtehen können; oder ſie hat zu wenig Antheil davon, wodurch die Naturkraft beſonders und zunächſt in dem irritabeln Syſtem zu ſehr herabgeſetzt wird, das Blut an Vitalität verliert, und allgemeine Schwäche eintrit; oder es ſind fremdartige ſchädliche Stoffe beigemiſcht, Ausdünſtungen, Anſteckungsſtoffe ꝛc. Jede zu ſchnelle Abwechſelung der Luft, beſonders in Anſehung der Elaſticität und Temperatur, kann Veranlaſſung zu Krankheiten geben; auch die Weltgegend, aus welcher die Luftſtrömung erfolgt, führt gewiſſe Dispoſition zu Krankheiten mit ſich. Eben ſo bedingen die Jahreszeiten und die Beſchaffenheit des Klima's allezeit beſtimmte Anlagen zu Krankheiten. Die Nahrungsmittel können theils durch zu große oder zu geringe Quantität, theils durch ſchädliche Beſchaffenheit Urſache von Krankheiten werden. H.

Pathos, ein urſprünglich griechiſches Wort, welches überhaupt das Leiden, oder Angeſprochenwerden von etwas bezeichnet, beſonders das, was drückt und Leiden (Unglück) macht, und die heftige Gemüthsbewegung, den Affect, bezeichnet. Pathetiſch iſt daher was eine ſtarke Gemüthsbewegung (mit Würde und Ernſt) ausdrückt. In der Kunſt wird Pathos dem Ethos (Charakter) ſchon von den alten Kunſtrichtern gegenübergeſtellt, und beide als nothwendig darzuſtellende mit Recht angeſehen. Denn Charakter iſt das einem Menſchen zugetheilte Maß der Eigenthümlichkeit, inwiefern es in das Allgemeine der Idee aufgenommen und dadurch ſittlich organiſirt iſt; Pathos das Angeſprochenwerden von den Gegenſtänden; jener gleichſam das Ethiſche, dieſes das Phyſiſche oder Organiſche, beide aber nicht trennbar. Werden beide getrennt, und wird die Darſtellung des Pathos als Hauptaufgabe und Vorwurf der Kunſt angeſehen: ſo entſteht ein beſchränktes Angeſprochenwerden von einer einzelnen, der zur Erzeugung eines Kunſtwerks oder Kunſtgenuſſes nothwendig in Wechſelwirkung ſtehenden Kräfte, beſonders des Gefühls. Da nun jedes Kunſtwerk aus dem Geſammtſpiel der Geiſteskräfte hervorgehen und ſich an die geſammte Gemüthskraft wenden ſoll: ſo muß ein ſolches Haften auf einer Einzelheit der klaren Anſchaulichkeit und Gegenſtändlichkeit, welche die Kunſt als Darſtellung der Idee fodert, nothwendig Eintrag thun, und wird daher, wo es als Abſicht zu Tage kommt, wie bei manchen Dichtern unſrer Zeit, welche ſich dadurch des Beifalls der Menge bemächtigen, verwerflich, und ein falſches Pathos genannt. Das Hervorheben eines Einzelnen, ſei es auch die zärtlichſte Rührung, gibt noch keinen Gegenſtand, und beruht auf dem Gefühle der Trennung von einem Ganzen, mithin auf einem Schmerze, der zu erregen gar leicht, aber von der wahrhaft kunſtgemäßen Rührung, d. i. der unerwarteten Harmonie ſcheinbar widerſtreitender Kräfte, ſehr ver-

ſchieden iſt. Gefühl iſt nur Anſatz und Ausgangspunkt geiſtiger Vereigenthümlichung, und gibt alſo nur gleichſam Eine Farbe der Idee an; dieſe aber, die Idee, fodert völlige Durchbildung und Ausgleichung, ja Einbildung aller Momente des Seins und Erkennens in das Eine. Wa.

Patkul (Joh. Reinhold oder Reginald von), ein in der Geſchichte durch ſein öffentliches Leben und ſein tragiſches Ende berühmter Mann. Er war von Herkunft ein Liefländer und ſoll 1660 zu Stockholm im Gefängniſſe, wo ſeine Mutter ſeinem Vater (welchem Schuld gegeben ward, im vorhergegangnen polniſchen Kriege die Stadt Wollmar „leichtfertiger Weiſe“ an die Polen verrathen zu haben) Geſellſchaft leiſtete, geboren worden ſein. Als Carl XI. von Schweden den Adel von Liefland in ſeinen Rechten ſehr beſchränkt hatte, und dieſer dringende Vorſtellungen dagegen machte, wurde vom Könige endlich eine Deputation der liefländiſchen Ritterſchaft 1689 nach Stockholm berufen, um die ſtreitigen Punkte beizulegen. Bei dieſer Deputation befand ſich auch Patkul, der damals ſchwediſcher Kapitän, und ein junger, feuriger und kenntnißreicher Mann war. Mit Wärme und patriotiſchem Eifer ſprach er, ſelbſt als er ſich von ſeinen Mitdeputirten endlich verlaſſen ſah, für Lieflands Gerechtſame; ja es gelang ihm ſogar, das Intereſſe des Königs dafür zu erregen, und ſo kam er 1691 mit großen Hoffnungen zurück. Doch wurde in der Hauptſache dadurch nichts geändert. Als liefländiſcher Deputirter bei dem ſchwediſchen Generalgouverneur in Riga (1692) wagte er die Beſchwerden ſeines Vaterlandes in einem neuen Schreiben an den König ſehr kräftig darzuſtellen, an deſſen Schluſſe er ſeinem feurigen Unwillen die Bemerkung nicht hatte verſagen können: „daß Liefland vordem faſt beſſer gethan haben würde, ſich einem Kriege mit Polen oder Rußland auszuſetzen, als einer Krone ſich zu unterwerfen, die ihm zum ſchweren Joche werden wolle!“ Von dieſem Augenblick an begann die Verwickelung ſeines Schickſals. Die Regierung von Stockholm foderte (1693) alle Landräthe von Liefland, den Landmarſchall und beſonders Patkul, zum Verhör über ihr bisheriges Verfahren, nach Stockholm. Man erfuhr aber zugleich, daß dieſe Perſonen, namentlich Patkul, als Rebellen beſtraft werden ſollten. Dieſer hatte ſich ſchon vorher, wegen eines unangenehmen Handels mit ſeinem Oberſtlieutnant nach Kurland geflüchtet, erhielt aber 1694 ſichres Geleit, und ging darauf nach Stockholm. Doch ſchon im October d. J. zog er ſich nach Erwahlin in Kurland zurück, und wurde, ungeachtet eines ſehr demüthigen Schreibens an den König, wegen ſeiner thätigen Mitwirkung bei der liefländiſchen Angelegenheit, wegen ſeines Streits mit dem Oberſtlieutnant und wegen ſeiner Flucht in's Ausland, verurtheilt, infam erklärt zu werden, dann die rechte Hand und den Kopf zu verlieren; ſeine Güter ſollten eingezogen und ſeine Schriften durch den Scharfrichter verbrannt werden.“ Da er ſich jetzt auch in Kurland nicht ſicher glaubte, ſo begab er ſich in's ſchweizeriſche Waatland, wo er unter dem Namen Fiſchering ganz den Wiſſenſchaften, beſonders der Philoſophie und Politik, lebte. Endlich ging er nach Frankreich, und ward durch Vermittlung des kurſächſiſchen Generallieutnants Flemming 1698 geheimer Rath in ſächſiſchen Dienſten, nachdem er bei Carls XI. funfzehnjährigem Nachfolger, Carl XII., vergebens Begnadigung nachgeſucht hatte. Der Kurfürſt von Sachſen und König von Polen, Friedrich August II., hatte damals den Plan, in Verbindung mit Dänemark und Rußland, Schweden

zu bekriegen und Liefland wieder mit Polen zu vereinigen. Patkul, von Vaterlandsliebe und Rachgefühl beſeelt, bot die Hände zur Ausführung jenes Plans. Er ging 1702 nach Petersburg, und das Bündniß mit Rußland ward geſchloſſen; weniger glückte es ihm in Liefland, wo man zu furchtſam war. Als man in Stockholm ſeine Schritte, und welchen Antheil er an des Königs von Polen Manifeſt gegen Schweden hatte, erfuhr, ſo war ſein Urtheil vom ſchwediſchen Hofe unwiderruflich geſprochen. Seine Vertheidigungsſchrift gegen dieſen ward in Stockholm von Henkers Hand öffentlich verbrannt. Er rächte ſich, indem er den Czar Peter vermochte, eine in Stockholm erſchienene Widerlegung des Manifeſts in Moskau (1702) auf dem Markte gleichfalls verbrennen zu laſſen. Dies konnte ihm Carl XII. nie vergeben. Damals war er ſchon in ruſſiſche Dienſte getreten, und nachdem er als ruſſiſcher General-Kriegscommiſſär zu verſchiednen diplomatiſchen Geſchäften gebraucht worden war, begleitete er den König von Polen als czariſcher Geſandter. 1704 war er als ſolcher in Dresden. Dort gefiel es ihm nicht, und er erhielt auf ſeine Bitte den Oberbefehl über die für Auguſt beſtimmten ruſſiſchen Hülfstruppen, mit der Würde eines Generallieutnants. Er eroberte Warſchau durch Capitulation, mußte ſich aber von Poſen zurückziehen. Jetzt begannen Friedens-Unterhandlungen zwiſchen Auguſt und Carl XII. Patkul's Bemühen (1705), den berliner Hof gegen Schweden zu gewinnen, ſcheiterte; durch eine neue Schrift „Echo“ ſchärfte er nur den Haß der ſchwediſchen Regierung gegen ſeine Perſon. Er hatte ſich ſo eben mit der reichen Witwe des däniſchen Geſandten am ſächſiſchen Hofe, Cay von Rumohr, verlobt. König Auguſt hatte ſein Bündniß mit Czar Peter durch eine perſönliche Zuſammenkunft nur noch feſter geknüpft, als Patkul einige Tage nach dieſer Unterredung (Dec. 1705) mit 18 ſeiner Vertrauten unerwartet verhaftet und für ſeine Perſon auf die Feſtung Sonnenſtein, dann nach Königsſtein gebracht wurde. Die Urſachen, welche der ſächſiſch-polniſche Hof hiervon angab, waren: 1) Patkul habe mit dem öſterreichiſchen Geſandten unterhandelt, 4000 Mann ruſſiſche, bisher in ſächſiſchen Dienſten geſtandne Truppen in öſterreichiſche zu bringen; 2) er habe beim Czar Peter vorgegeben, der kaiſerl. Hof wolle Stanislaus Lesczinski anerkennen; 3) er habe den Czar und Auguſt entzweien wollen; 4) er habe hinter dem Rücken des Königs von Polen ſich ſchändlich über ihn ausgedrückt; und 5) mit Schweden correſpondirt, und zum Preiſe ſeiner Begnadigung ſich anheiſchig gemacht, zwiſchen Schweden und Rußland Frieden zu ſtiften. Patkul ſelbſt ſchrieb ſeine Verhaftung lediglich der gereizten Empfindlichkeit des Königs von Polen und ſeiner Miniſter zu. Letztrer ward kurz darauf zum Frieden von Altranſtädt (24. Sept. 1706) genöthigt, deſſen elfter Artikel die Auslieferung Patkul's bedung. Dieſe geſchah, obgleich König Auguſt Patkul's Entrinnung wünſchte und heimlich angeordnet hatte, die aber, wie man ſagt, durch die Habſucht des Befehlshabers der Feſtung, der zu lange über das Löſegeld unterhandelt, vereitelt ward. Die Schweden nahmen ihn ihn bei ihrem Abzuge aus Sachſen mit ſich, und ſollen ihn auf dieſem Zuge auf eine Kanone gebunden haben. Noch auf dem Marſche (beim Kloſter Caſimir, acht Meilen von Polen) ward er durch ein Kriegsgericht als Landesverräther zum Tode verurtheilt und am 10. Oct. 1707 auf die fürchterlichſte Weiſe von unten hinauf lebendig gerädert, dann dem Halbtodten der Kopf abgeſchlagen, der Körper in vier Thei-

le gehauen, und auf's Rad gelegt. Erſt 1713, als König Auguſt wieder zum Beſitze der Krone gelangt war, wurden ſeine Gebeine geſammelt und in einem Käſtchen nach Warſchau gebracht. Zwar hatte Peter ſeinen Geſandten vom ſchwediſchen Hofe reclamirt, doch ohne Erfolg. Gewiß bleibt Patkul's Ende ein unauslöſchlicher Flecken in Carls XII. Geſchichte. I.

Paton, ſ. engl. Kunſt.

Patriarchen (griechiſch), Altväter, auch Erzväter, heißen die Familienhäupter des Urgeſchlechts vor der Sündfluth und die drei Stammväter des iſraelitiſchen Volks: Abraham, Iſaac und Jacob. Der Ausdruck patriarchaliſch erinnert daher an das Zeitalter jener Urväter des Menſchengeſchlechts, an die Unſchuld und Einfachheit ihrer Sitten, an die Würde und das Anſehn ihres Alters und an die Milde ihrer hausväterlichen Familienregierung, deren Gegenbild die poetiſche Anſicht unſerer neuern Verhältniſſe nur noch in dem Leben und Wirken würdiger Landgeiſtlichen findet. Jene Benennung wurde dann ein Ehrentitel der Oberhäupter oder Präſidenten des Sanhedrins, unter denen ſich die nach der Zerſtörung Jeruſalems in Syrien und Perſien geduldeten Juden vereinigten. Das jüdiſche Patriarchat zu Tiberias in Galiläa beſtand für die weſtlich wohnenden Juden bis 415, das zu Babylon für die öſtlichen in der Zerſtreuung bis 1038. Von dieſen mit großer Macht bekleideten Würden der jüdiſchen Kirche ging der Patriarchentitel in die chriſtliche über, wo ſich ſeit dem Anfange des 5. Jahrh. die Biſchöfe zu Rom, Konſtantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jeruſalem Patriarchen nannten, und das Recht der Weihe und Beaufſichtigung der Erzbiſchöfe und Biſchöfe ihrer Sprengel ausübten. Während das römiſche Patriarchat zu einem Oberprieſterthum über den ganzen Occident heranwuchs, behielten die vier Häupter der orientaliſchen Kirche dieſen Titel bei, verloren aber durch die Eroberungen der Sarazenen den größten Theil ihres Einfluſſes. Die beſondern Kirchen der Armenier, Abyſſinier, Jacobiten und Maroniten gehorchen eignen Patriarchen. Ueber die griechiſchen Chriſten im türkiſchen Reiche behauptet der Patriarch von Konſtantinopel das Primat, er führt den Titel ökumeniſch (allgemein), hat den Rang eines Paſcha von drei Roßſchweifen, und wird vom Sultan eingeſetzt. Ein noch größeres Anſehn hatte das im 16. Jahrh. entſtandne Patriarchat über die ruſſiſche Kirche zu Moskau, welches Peter der Große eben darum wieder abſchaffte und in eine heilige Synode verwandelte. In der katholiſchen Kirche führen die Erzbiſchöfe von Liſſabon, Venedig und Aquileja den Patriarchentitel, doch ſind die letztern beiden nicht über andre Erzbiſchöfe geſetzt, dagegen der erſtere die Rechte eines Primas von Portugal hat.

Patrimonial= oder Erbgerichtsbarkeit iſt diejenige Gerichtsbarkeit, welche die Beſitzer beſonders adeliger Güter über ihre Unterthanen ausüben. Sie hat ihren Namen daher, weil ſie als ein zum Erbvermögen oder Erbgut (patrimonium) gehöriges Recht betrachtet wird, und iſt von der adminiſtratoriſchen darin unterſchieden, daß dieſe von Amtswegen, im Namen des Regenten, jene hingegen aus eigner, auf dem Eigenthume haftenden Befugniß ausgeübt wird. Wir finden die Patrimonialgerichtsbarkeit, welche den Römern ganz unbekannt war, in der Verfaſſung aller Völker deutſchen Urſprungs. Da unſere Vorfahren in jenen ſtürmiſchen und rohen Zeiten, wo die Selbſthülfe erlaubt und ſogar nothwendig war, ihre Gerechtſame ſo

weit als möglich auszudehnen ſuchten, und die Regierungen zu ohnmächtig waren, dieſer Erweiterungsſucht Grenzen zu ſetzen: ſo maßten ſich auch die Gutsherren eine Gewalt an, welche die Grenzen des Eigenthums= und Obereigenthumsrechts über ihre Unterthanen überſchritt, und dadurch eine beſondre Erbgerichtsbarkeit begründete. Dieſe hat daher mehr ihren Urſprung in einer Anmaßung landesherrlicher Rechte, als in der ſtillſchweigenden oder ausdrücklichen Einwilligung der Regenten, obgleich man nicht in Abrede ſein kann, daß ſie bisweilen, beſonders in ſpätern Zeiten, durch ausdrückliche Privilegien, Belehnung, Kauf ꝛc. mag erworben worden ſein. Da der Regent allein jede Gerichtsbarkeit verleiht, und der Unterthan, der ſie ausüben will, das Recht dazu von ihm erhalten haben muß: ſo folgt, daß ſich die Patrimonialgerichtsbarkeit auf die ausdrückliche oder ſtillſchweigende Erlaubniß des Landesherrn gründet, und auch in zweifelhaften Fällen auf die niedere Gerichtsbarkeit einſchränkt, weil die peinliche in allen Zeiten für ein ſo wichtiges Hoheitsrecht galt, daß ſie ſelten einer Privatperſon ertheilt wurde. Sie iſt in jedem Betracht der oberſtrichterlichen Gewalt und höchſten Aufſicht des Staats untergeordnet, welche grobe Mißbräuche mit ihrer Aufhebung beſtrafen kann. Da bei ihrer Ausübung nach den Landesgeſetzen, und beſonders nach den Untergerichtsordnungen verfahren und geſprochen werden muß: ſo pflegen die Gutsbeſitzer, die ſelten der Rechte kundig ſind, ſie durch eigne von ihnen ernannte Rechtsgelehrte verwalten zu laſſen, welche Gerichtshalter, Gerichtsverwalter, Juſtitiarien, Gerichtsdirectoren ꝛc. genannt werden. Dieſe müſſen aber vorher in den meiſten Ländern über ihre Rechtskenntniſſe geprüft, vom Landesherrn beſtätigt und auf die Rechtspflege beeidigt werden, wodurch ſie den Charakter öffentlicher Beamten bekommen. Sie können daher nicht eigenmächtig vom Gutsherrn entlaſſen, ſondern wegen verübter Vergehungen nur durch Urtheil und Recht ihres Amtes entſetzt werden. Uebrigens muß der Gutsbeſitzer für alle, ſowol erlaubte als unerlaubte, Handlungen ſeines Gerichtshalters haften. In neuern Zeiten iſt die Frage über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der Patrimonialgerichtsbarkeit mehr als jemals zur Sprache gekommen; allein es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß ſie, da ſie zu vielen Mißbräuchen Anlaß gibt, und die Einheit in der Juſtizverwaltung des ganzen Staats hindert, es beſſer wäre, ſolche eingehen zu laſſen. Dies wird aber wegen des den Standesherren eingeräumten Inſtanzenzugs für lange große Schwierigkeiten finden; indeß kann der Landesherr durch die beſſere Organiſation dieſer Gerichtsbarkeit ſolche unſchädlicher machen, und es dürften dann viele Gutsherren denen ſie Koſten macht, ſolcher freiwillig entſagen. Mr.

Patrimonium Petri, Peters Erbtheil, heißt ein Theil des Kirchenſtaats, oder diejenige päpſtliche Provinz, welche Kaiſer Conſtantin im 4. Jahrh. dem Papſte geſchenkt haben ſoll, die aber eigentlich zu Anfange des 12. Jahrh. durch eine Schenkung der Gräfin Mathilde von Thuscien an die Päpſte kam. Vergl. d. Art. Conſtantin, Mathilde und Papſt.

Patriot. Dies fremde Wort für einen Begriff, der durchaus auf etwas Heimathliches hinweiſet, hat ſich aus dem Latein des Mittelalters bei uns eingeſchlichen. Nach demſelben hieß Patriota nur ein Landeseingeborner, im Gegenſatze gegen den Peregrinus, den Fremdling, d. i. der kein Bürgerrecht im Lande hat. Aber wie dies

Bürgerrecht, es ſei durch Geburt oder Verdienſt gewonnen, nicht bloß Gerechtſame gibt, ſondern auch in die Gemeinſchaft, welche dieſelben ertheilt und ſchützt, ſo unauflöslich knüpft, daß jedes Glied ſich nur als einen Theil des Ganzen betrachten, und das Eigne, Beſondre, dem Allgemeinen unterordnen muß: ſo liegt in dem Worte Patriot allerdings auch der ſchöne Begriff eines Mannes, der dem Lande, in dem er das Bürgerrecht hat, auch völlig und treulich ergeben iſt. Der ganze Begriff des Patrioten iſt eigentlich, wie ſchon in dem römiſchen civis, ſo in dem deutſchen Bürger enthalten, ja bei unſern Vätern galt das hohe Wort: Mann gleichbedeutend für das entbehrliche, fremde Patriot. Gerade in den Zeiten, da in unſerm Vaterlande ſich die größten vaterländiſchen Tugenden offenbarten, hat man nichts von Patrioten vernommen, und es wäre wol der fremde Laut, das fremde Zeichen für den Mann von rechter Vaterlandstreue verſchmäht worden. Es haftet dem Worte auch wirklich ein Makel an, indem es in den Stürmen gefährlicher Volksbewegungen ſo häufig gemißbraucht worden iſt, daß man es gewiſſermaßen für gleichbedeutend mit Volksverführer halten könnte. Doch gilt es noch immer auch in der edelſten Bedeutung von dem, der das allgemeine Wohl dem eignen vorzieht, dem kein Opfer für das Vaterland zu groß iſt, deſſen Liebe für die Heimath ſich durch Wort und That bewährt, der in den Zeiten der Noth, wie des Glücks, ſich zu ſeinen Mitbürgern hält, und allem Fremden das gewaltſam oder liſtig eindringen will, treu bis zum Tode widerſtrebt. Dieſe heilige Bedeutung von jedem Nebenbegriffe, der an das Wort Patriot ſich anſchließt, zu trennen, und das fremde zu verbannen, hat man für daſſelbe das deutſche Wort Vaterlandsfreund empfohlen, das ſinnvoll und richtig gebildet iſt, aber doch einige Schwerfälligkeit und Unbequemlichkeit hat, zumal ſich keine andre Form dadurch bilden läßt, wie von Patriot patriotiſch (vaterländiſch geſinnt). Ke.

Patriotismus bezeichnet die wirkſame Geſinnung des Patrioten, und iſt aus dieſem Worte gebildet. (S. d. vor. Art.) Vaterlandsliebe, Bürgertugend, iſt der eigentliche Sinn, für den wir keines Fremdlings bedürfen, obgleich nach dem Sprachgebrauche mit Patriotismus ſich weniger, als mit Patriot, eine ſchlimme Nebenbedeutung verbindet. Es iſt die innigſte Gemeinſchaft mit dem Lande und Volke, in dem man das Bürgerrecht hat, eine Gemeinſchaft, die ſich in der treuſten Anhänglichkeit an dieſes Land und Volk, in ſeiner völligen Hingebung ausdrückt, mit der man die Angelegenheit des Ganzen zur eignen Angelegenheit macht, und ſein Perſönliches allezeit dem Allgemeinen unterordnet. Da wacht der Bürger für das Gemeinwohl wie für das Wohl ſeines Hauſes, ſeiner Familie; da erregt die Gefahr, die jenem droht, eben ſo ſehr, wie die, die ſeinen perſönlichen Wohlſtand gefährdet, ſeine Aufmerkſamkeit, ſeine Kraft. Da erhebt er ſich nicht minder entſchloſſen und begeiſtert gegen den Feind, der die vaterländiſche Grenze überſchreitet und die Volksehre kränkt, wie gegen den Räuber, der in ſein Haus eindringt, den häuslichen Heerd entweiht; da ſieht er nicht minder ſorgſam auf Alles, was des Ganzen Ruhm, Wohlſtand und Glück fördern kann, wie auf das, was ſeines Hauſes Ehre und Glück begünſtige; da ſcheut er ſo wenig irgend eine Mühe Beſchwerde oder Aufopferung, die dem Vaterlande erſprießlich ſein kann, wie er kein Bedenken trägt, für die Liebſten im Leben Alles hinzugeben. Es mag aber ſcheinen, und iſt auch wol geſagt worden, daß dieſe Geſinnung, dieſe herzinnige Theilnahme an

dem Ganzen nur in Freiſtaaten, weil hier der freie Bürger in der engſten Gemeinſchaft mit dem Vaterlande lebt, und an allen Angelegenheiten deſſelben freien lebendigen Antheil hat und nimt, zu finden ſei; nicht in Monarchien, wo ſo Vieles hinzuwirken ſcheint, den Bürger von jeder Theilnahme auszuſchließen, ihn nur zum Werkzeuge des Ganzen, die Angelegenheiten des Staats aber nur znm Eigenthum und Wirkungskreis einiger wenigen, dazu faſt ausſchließlich Berufnen zu machen, die mehr Stellvertreter der Macht, als des Volkswillens und der Volkskraft ſein mögen. In der That rühmt man beſonders den Patriotismus der Freiſtaaten Griechenlands und Roms, und bemerkt, wie beſonders in letzterm auch jener Patriotismus erſtorben ſei, da die Alleinherrſchaft der Cäſaren die Bürger vom Forum in ihre Häuſer zurückdrängte, und die freien Vaterlandsvertheidiger zu Lohnſoldaten machte. Man zeichnet ihn daher auch an denen aus, die gegen Alleinherrſchaft ſich ſträubten, und ihr Vaterland in einen Freiſtaat umzuwandeln bemüht waren, z. B. Brutus. Aber Patriotismus mag wol da beſtehen, wo das Volk ſeinem eingebornen Fürſten, als Sachwalter der Gerechtigkeit, Bewahrer der Volksehre und Volksſelbſtſtändigkeit, als das von Gott verordnete Haupt des Gemeinweſens, das, weil es das Haupt iſt, ſo wenig von den Gliedern getrennt werden, als dieſelben mißbrauchen darf, treu ergeben iſt. Er mag namentlich in Deutſchland wol beſtehen, wo eigentliche Deſpotie ſich nie feſt begründet hat, die große Idee der Volksvertretung ſich nie ganz verloren, und auch in den entartetſten landſtändiſchen Verhältniſſen ſich noch erhalten hat. Und es iſt kein Verhältniß, keine Verfaſſung, die von ihm entbände, die Bürgertugend völlig vernichtete. Unter welcher Verfaſſung du leben magſt, im Glück und Unglück des Vaterlandes, hat daſſelbe heilige Anſprüche an deine Theilnahme, deinen Eifer, deine Treue, und dein Werth als Menſch ſteigt mit deinem Werthe als Bürger. Wol mag es dem Deutſchen, der, zu ſeinem Ruhme, gewohnt iſt, Vaterland und Fürſt unzertrennlich zu denken, ſchwer ſein, dann beide zu trennen, wenn der Fürſt ihm und den Genoſſen nicht gerecht iſt. Aber auch dann muß das Vaterland uns heilig, unverletzlich ſein, dafern wir des Patriotismus uns freuen wollen. Es hat eine Zeit gegeben, wo uns die Bedeutung des Patriotismus faſt verloren war, der Kosmopolitismus, als ein viel Höheres, nicht in der That, aber im Wort ſich geltend machen wollte, wo man in böſer Mißdeutung das in ſeinem geheiligten Sinne ſo ſchöne Wort: allgemeine Menſchenliebe vorſchob, die Vaterlandsliebe zu verdrängen. Iſt Patriotismus Liebe, Liebe aber ein leuchtendes und wärmendes Feuer: ſo wirkt ſie zwar, wie dieſes, in engern und weitern Kreiſen, aber in den engern am ſtärkſten. Wer mit ſeiner Liebesflamme die ganze Welt erleuchten und erwärmen will, möchte leicht die Nächſten, mit denen die Vorſehung ihn verband, erſtarren und in Finſterniß laſſen. Auch die heilige allgemeine Menſchenliebe hat ihre Kreiſe; ſie leuchtet und wärmt als eine ſtarke, aber beſcheidne Flamme Allen, die ihr nahen, darum aber den Landesgenoſſen zunächſt, weil dieſe ihr die Nächſten ſind, und ſie erſt dieſen gerecht ſein muß, ehe ſie den Entfernten gütig ſein kann.

Patriſtik (theologia patristica), heißt derjenige Zweig der hiſtoriſchen Theologie, der das Leben, die Schriften und Lehren der Kirchenväter zum Gegenſtande eines beſondern Studiums macht, und als der zwar mühſame, aber belohnende Weg zu den Hülfsquellen der Geſchichte der chriſtlichen Lehre und Verfaſſung in den erſten

ſechs Jahrhunderten ganz die Aufmerkſamkeit verdient, die man ihm neuerdings wieder zu widmen anfängt. Vergl. den Art. Kirchenväter. E.

Patrize, der von dem Formſchneider in Stahl geſchnittne Stempel, mit welchem durch Einſchlagen in eine weichere Maſſe die Matrize (ſ. d. Art.) verfertigt wird. Die Patrize enthält das Darzuſtellende der Buchſtaben des Alphabets verkehrt.

Patrizier hießen in dem alten Rom gewiſſe durch Abkunft, Ehre und Vermögen ausgezeichnete Familien, aus welchen die Senatoren gewählt wurden. Romulus theilte angeblich, nach dem Beiſpiele der Athenienſer, die römiſchen Bürger in zwei Klaſſen: Patrizier und Plebejer. Jene wurden urſprünglich patres (Väter) genannt, weil man ſie als Väter des Volks betrachtete, und aus dieſem Worte entſtand der Titel „Patrizier.“ Romulus bildete aus ihnen einen Senat von 100 Perſonen, welche die höchſten Würden in der Regierung und im Kriege bekleideten, und dem Gottesdienſte bis zum Jahre 495 nach Roms Gründung vorſtanden. Die Mitglieder dieſes erhabnen Collegiums wurden Senatoren, von senectus (Alter), genannt, weil man nur ſolche wählte, welche in Rückſicht ihres Alters, das nicht unter 25 Jahren ſein durfte, und ihrer Erfahrung und Geſchicklichkeit, bei der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten das allgemeine Zutrauen des Volks genoſſen. In der Folge wurde ihre Zahl mit hundert neuen Mitgliedern vermehrt, da man die Sabiner dazu nahm. Am Ende der Republik war ſie auf mehr als 1000 geſtiegen, welche der Kaiſer Auguſtus wieder auf 600 herabſetzte. Man unterſchied die patres majorum gentium (Patrizier der ältern Familien), welche von den von Romulus gewählten Senatoren abſtammten, und die patres minorum gentium (Patrizier der jüngern Familien), welche Tarquin der ältre hinzugefügt hatte. Ob man gleich den Patriziern ihr politiſches Uebergewicht über die Plebejer durch das ihnen über dieſe ertheilte Schutzrecht (jus patronatus) ſichern wollte: ſo gingen doch ihre Vorrechte verloren, als der Bürgerſtand, vom Jahre Roms 261 an, eine völlige politiſche Gleichheit mit den Patriziern erzwang (ſ. Rom), und zu obrigkeitlichen Aemtern, welche dieſe bisher ausſchließend verwaltet hatten, zugelaſſen, auch die Heirathen unter beiden Ständen nach dem J. 308 erlaubt wurden. Es blieb ihnen nunmehr kein andrer Vorzug übrig, als ihre Abſtammung aus den erſten und älteſten Familien. Seit der Zeit entſtand eine Art von Dienſtadel (nobilitas), welchen derjenige erhielt, der durch die Bekleidung der drei höchſten Ehrenſtellen (Conſulat, Prätur und curuliſche Aedilität) erworben ward, und der vermittelſt des Rechts, die aus Wachs boſſirten Bruſtbilder ſeiner Vorfahren im Vorhauſe aufſtellen zu laſſen (jus imaginum), auf die Nachkommen überging. Die Abkunft aus patriziſchem Geſchlechte war dazu nicht erfoderlich, ſie erhöhte aber den Rang des Adels, beſonders wenn ſie mit Verdienſten begleitet war. Der Verfall der Republik, die bürgerlichen Kriege, und die Einführung des Kaiſerthums ſchwächten das Anſehn der Patrizier immer mehr, und Roms Eroberung von den Gothen, wodurch viele Patrizier ihr Leben verloren, in Gefangenſchaft geriethen, oder nach Konſtantinopel flüchteten, bewirkte, daß aller Unterſchied zwiſchen Patriziern und Plebejern aufgehoben wurde. Als der Sitz der Regierung nach Konſtantinopel

war verlegt worden, erfand Konſtantin der Große, um die alten römiſchen Patrizier wieder herzuſtellen, ein neues Patriziat, das bloß ein perſönlicher Ehrentitel war, und nur durch hohe Geburt und ausgezeichnete Verdienſte erlangt werden konnte. Unter den Carolingern und den folgenden Kaiſern bezeichnete das Patriziat nicht bloß eine hohe Würde, ſondern es war auch die Oberherrſchaft über Rom und deſſen Gebiet, ſo wie der Schutz des päpſtlichen Stuhls damit verknüpft. Karl der Große nahm den Titel eines römiſchen Patriziers an, ehe er ſich zum Kaiſer ausrufen ließ, und Heinrich IV. ſetzte den Papſt Gregor VII. als ſolcher ab. — In neuern Zeiten wurden gewiſſe adelige Familien in den Reichsſtädten Patrizier genannt, weil ſie auf gewiſſe obrigkeitliche Aemter vorzugsweiſe berechtigt waren. Die Patrizier entſtanden im 12. und 13. Jahrh., wo der Flor der Städte und die Furcht vor Räubereien mehrere Adelige bewog, ſich in Städten niederzulaſſen. Mr.

Patroklus, der berühmte Freund des Achilles, war der Sohn des Argonauten Menötius und der Sthenele oder Philomela. Ohne Vorſatz tödtete er zu Opus beim Würfelſpiel des Amphidamas Sohn, Klyſonymus. Sein Vater entzog ihn der Rache durch die Flucht, und brachte den Knaben zum Peleus, der ihn freundlich aufnahm, und als ſeines Sohnes Genoſſen erzog. Er folgte dem Achilles vor Troja, und blieb thatenlos wie er, als dieſer zürnend keinen Antheil am Kampfe nahm. Aber zuletzt drängte die Noth zu hart, und Achylles willigte ein, daß Patroclus, in ſeine Rüſtung gekleidet, auszog. Der Kampf, den er beginnt, iſt glänzend. Aber nachdem Apoll ihn betäubt und wehrlos gemacht hat, erliegt er dem Hektor. Die Griechen retten den Leichnam, beſtatten ihn mit vieler Pracht, und ſtellen feierliche Leichenſpiele an, worauf Achill beſchließt, den Freund zu rächen, und ihm in den Tod zu folgen.

Patron iſt im Allgemeinen ein Beſchützer, Schutzherr, und wird oft gleichbedeutend mit Gönner gebraucht. Das lateiniſche Wort bezeichnete in der römiſchen Republik einen Patrizier, in ſo fern derſelbe einen oder mehrere Bürger aus dem Plebejerſtande unter ſeinen unmittelbaren Schutz genommen hatte, um dieſe, ſeine Clienten genannt, mit ſeinem Anſehn und Einfluß zu vertreten und zu unterſtützen (ſ. d. Art. Patrizier und Clienten); auch bezeichnete jus patronatus das Recht des Herrn über ſeine freigelaſſenen Sklaven. Als Rom ſeine Weltherrſchaft ſchon begründet, und viele fremde Völker unterjocht hatte, waren vornehme Römer auch wol die Patronen ganzer Städte, ja ganzer Provinzen, und es erbte ſogar dieſe Patronſchaft in den patriziſchen Familien fort. So waren die Claudier die Patrone der Lacedämonier; die Marceller die der Sicilianer. Dieſe Einrichtung war um ſo wohlthätiger, als ſie den entferntern Städten und Provinzen mitten in der Hauptſtadt die treueſten und eifrigſten Anwalte und Beſchützer ohne große Aufopferung ſicherte. Doch nannten die Römer auch jeden, der, ohne in jenem Verhältniſſe eines Patrons zu ſeinem Clienten zu ſtehen, als Sachwalter irgend eine Rechtsſache vor Gericht führte, Patronus (patronus causarum), öfters gleichbedeutend mit Advocatus, zuweilen auch von dieſem, der oft nur Rathgeber und Sprecher vor Gericht war, verſchieden. Im Mittelalter und noch jetzt wird in der römiſchen Kirche der Schutzheilige einer Kirche, eines Kloſters, auch

wol einer Stadt oder Provinz, ja ſelbſt der Heilige, dem der Einzelne ſich beſonders empfiehlt, Patron genannt. Allgemeiner bezeichnet man jetzt damit den Beſitzer oder Verweſer eines Grundſtücks, zu dem eine Kirche gehört, über welche jener gewiſſe herkömmliche und anerkannte Rechte, das jus patronatus, übt, — einen Patronatsherrn, Kirchenpatron. — Patronat aber (patronatus), das ſich im klaſſiſchen Latein nicht findet, und zuerſt im Mittelalter gebraucht wird, bezeichnet eben ſowol das Recht des Kirchenpatrons, als die Pfründe, über welche dieſem das Recht zuſteht. Es iſt eine Art Lehnsverhältniß, in welchem die Kirche mit ihrem Patron ſteht, wie auch die gleichbedeutenden Ausdrücke: Kirchenlehn, Pfarrlehn, bezeugen, wofür man auch Kirchenſatz, Pfarrſatz, Pfarrrecht, auch wol Pfarrverleihung ſagt, und unrichtig die Collatur. Der Patron iſt zunächſt nur Schutzherr der Kirche, und das Patronat das Schutzrecht, welches in den frühern, frömmern Zeiten für beſonders ehrenvoll und verdienſtlich angeſehn ward. Es erſtreckt ſich aber das Patronatsrecht ſowol auf die Beſetzung der Pfarrſtelle und der dieſer untergeordneten Schulſtellen, als auch auf die Mitverwaltung des Kirchenvermögens, und hat einen ähnlichen Grund wie andre Lehnsgerechtigkeiten. In den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche nämlich, wo Reiche und Mächtige Ruhm und Segen davon erwarteten, wenn ſie Kirchen oder Kapellen gründeten, oft auch dieſelben reich ausſtatteten mit liegenden Gründen, oder gewiſſen Zinsgerechtigkeiten und baarem Vermögen, behielten ſie ſich, für ſich und ihre Familien, einen Antheil an der Verwaltung des Kirchenvermögens und der beſondern Angelegenheiten der Kirche vor. Die Kirche, oder die Geiſtlichkeit, geſtand den Stiftern neuer, oder den Erneuerern verfallener und verwüſteter Kirchen jenes Recht, weil es an ſich billig ſchien, willig zu, um auch Andre zu ähnlichem Kirchenbau und andern Begünſtigungen der Kirchen zu ermuntern. Zwar durfte der Patron eine von ihm begründete oder begabte Kirche, wenn dieſelbe einmal für ihre heilige Beſtimmung von dem Biſchofe geweiht war, nie zu einem andern Zweck beſtimmen, auch die ihr ertheilte Schenkung oder das von ihm bewilligte Kirchenvermögen nie rechtlich zurückfodern; aber eine Theilnahme an der Verwaltung, und ſelbſt eine Oberaufſicht über das Kirchengut ward dem Patron und ſeinen Nachkommen bewilligt, doch ohne Gefährde der höhern biſchöflichen Rechte. Für den Fall, daß der Patron nach Vollendung ſeiner Kirche verarmte, ward der Kirche die Obliegenheit zuerkannt, ihn aus ihrem Vermögen zu ernähren, und auch ſeine Familie und Nachkommen ſollten gleiche Anſprüche an das Kirchenvermögen haben, doch ohne Gefährde für das Beſtehen deſſelben. Dagegen blieb der Patronatsfamilie, ſo lange ſie dem Patronate nicht ſelbſt entſagte, auch die Verpflichtung, für Ausbeſſerung und Wiederherſtellung der Kirche mit zu ſorgen, ſelbſt für den Fall, daß die Kirche verarmt ſei. Schon früh ward auch für nöthig befunden, dem Rechte des Patrons über das Kirchenvermögen geſetzliche Grenzen zu ſetzen, die Größe deß Aufwandes zu beſtimmen, den er eigenmächtig aus demſelben machen durfte, und die Kirche ſelbſt, und die geſetzliche geiſtliche Gewalt gegen Angriffe zu bewahren. Dies war um ſo wichtiger, als manche Patronen nicht aus der frömmſten Abſicht, ſondern aus Eigennutz Kirchen erbauten, indem ſie ſich einen bedeutenden Theil der reichen Schenkungen und Vermächtniſſe, die

neuen Kirchen zufielen, anzueignen gedachten, wie denn auch die in der frühern Kirche gewöhnlichen Oblationen (ſ. d. Art. Oblaten) manchen Eigennützigen locken möchten, ſich einen erblichen Antheil daran zu verſchaffen. Bald geſellte ſich zu dieſem Rechte des Patrons auch das weitre, daß er ſelbſt bei Beſetzung der geiſtlichen Aemter an der von ihm gegründeten oder ausgeſtatten Kirche für ſich und ſeine Erben eine entſcheidende Stimme haben ſollte, doch keineswegs ein eigentliches Collaturrecht; denn das Recht, Geiſtliche zu wählen und zu berufen, ſtand nur der ganzen Gemeinde oder dem dieſe vertretenden Aelteſtenrathe (Presbytercollegium) oder dem Biſchof zu, und ward nie einem Privatmanne unbedingt eingeräumt. Dieſer Theil des Patronatrechts erweiterte ſich beſonders im Mittelalter, wo die mächtigen Großen und adeligen Grundbeſitzer, wie die Fürſten, die Begünſtigung erhielten, ſich eigne Kapellgeiſtliche (Kapellane) zu wählen und zu beſolden, obwol nicht ohne Genehmigung des Biſchofs, der auch die Oberaufſicht über die Kapellane erhielt. Wie die Kapellen immer mehr in Dorfkirchen ſich erweiterten, ſchien das Wahlrecht auch an dieſen dem Gutsherrn zuzuſtehen, und ſelbſt Parochialſtellen, die urſprünglich nur der Biſchof zu beſetzen hatte, gingen bisweilen, wenn der Gutsherr etwa die Wiederherſtellung der Kirche oder die Beſoldung des Parochen (für deſſen Unterhalt ſonſt die Domkirche zu ſorgen hatte) übernahm, in das Verhältniß jener Dorfkirchen, die aus Hofkapellen entſtanden waren, über, dergeſtalt, daß ein großer Theil der adeligen Grundbeſitzer ein weit ausgedehntes Patronatsrecht über ihre Gutskirchen erhielt. Zu keiner Zeit aber hat die katholiſche Kirche den Patronatsherren ein eigentliches Beſetzungsrecht zugeſtanden, und die Verordnungen proteſtantiſcher Conſiſtorien bezeugen, daß auch die evangeliſche Kirche ein ſolches Recht nicht anerkennt. Das Weſentliche des Patronatrechts iſt das Präſentationsrecht, nach dem der Patron für eine erledigte geiſtliche Stelle der geiſtlichen Behörde einen Kandidaten vorſtellen darf, und das Berufungsrecht, das er aber nicht eher auszuüben befugt iſt, bis die Genehmigung und Beſtätigung des vorgeſtellten Kandidaten von Seiten der höhern Behörde erfolgt iſt. In dieſem Sinne iſt er denn Collator, und hat als ſolcher ein um ſo weniger beſchränktes Recht, als ſeiner Entſcheidung für den Kandidaten nichts entgegenſteht, wenn die geiſtliche Behörde die Würdigkeit deſſelben nicht bezweifelt. In dieſem Sinne redet man auch von einer Patronatspfarre, und ſetzt ſie den landesherrlichen (oder Conſiſtorialpfarren) entgegen. Daſſelbe Recht, was dem einzelnen Patronatsherrn zuſteht, fällt übrigens auch den Magiſtraten und andern Gemeinſchaften, die ein Patronatsrecht haben, anheim. Es iſt Regel, daß jeder Patron den von ihm beliebten Kandidaten binnen einer, in den verſchiednen proteſtantiſchen Ländern geſetzlich beſtimmten Friſt (in der Regel binnen ſechs Monaten) dem Superintendenten des Sprengels anzeigt, welcher dann wegen der Prüfung, Ordination und Confirmation das Nöthige einleitet. Außer dieſen Haupttheilen des Patronatrechts ſichert es auch dem Patrone einige andre Auszeichnungen und Vorrechte. So muß er namentlich in das Kirchengebet eingeſchloſſen werden, darf in der Kirche ſeine beſondre Kapelle (vordem auch ſein Erbbegräbniß) haben, bei ſeinem und ſeiner nächſten Blutsverwandten Tode wird eine Zeitlang mit allen Glocken geläu-

tet, und beim Gottesdienſte ſchweigt Muſik und Orgel. Es iſt das Patronatsrecht in der Regel an den Grundbeſitz gebunden, und ſteht den Familien nur zu, ſo lange ſie die Beſitzer ſind. Bei allzulang verzögerter Ausübung des Rechts, beſonders der Präſentation eines Kandidaten für die erledigte Stelle, oder wenn die Güter des Patrons mit dem Sequeſter belegt ſind, oder wenn das Recht unter Mehrern ſtreitig iſt, trit für die Perſon des Patrons, doch nicht für den künftigen Erben, dafern dieſer die Unbill abſtellt, eine Suſpenſion ein, und die geiſtliche Behörde übt indeß das Recht. Aber völlig verloren geht daſſelbe, wenn der Patron der Beſtechung, der Verkaufung des Amts, d. i. der Simonie, überführt worden; wenn er die Kirche, auf die ſein Recht gegründet iſt, verfallen läßt, und nicht wieder herſtellt, wenn er zur Einziehung der Stelle einſtimmt; oder, wenn der Grundbeſitz und das darauf haftende Recht an einen Andern übergeht. Uebrigens iſt das Patronatsrecht eben ſo wie jedes Lehnsrecht begründet; und wie die Grundherren in frühern unruhigen Zeiten die Güter der Kirche geſchützt haben: ſo kann ihnen, wenn ſie das Recht ſelbſt nicht mißbrauchen, die Ausübung deſſelben bis zur geſetzlichen Aufhebung nicht verweigert werden. Ke.

Pätus ſ. Arria.

Pau, eine wolgebaute Stadt in Bearn in Frankreich, ſeit 1816 mit dem Titel einer guten Stadt, hat ein feſtes Schloß und liegt am Gave de Pau, über welchen eine hohe Brücke von ſieben Bogen führt, davon man eine ſchöne Ausſicht genießt; Hauptſtadt im Depart. des Baſſes Pyrénées. Sie zählt 1600 Häuſ. und 9000 Einw. und hat Manufakturen von Leinwand, Schnupftüchern und Hüten. Auch werden hier gute Schinken geräuchert, bayonner Schinken vom Platze der Ausfuhre genannt. Sonſt reſidirten hier die Könige von Nieder-Navarra. Heinrich IV. ward hier geboren; auch der jetzige König von Schweden. 1721 wurde hier eine Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften geſtiftet. Die Gegend hat guten Weinbau (Jurançonwein).

Pauke (tympanum), im Alterthume jeder mit einer Haut beſpannte hohle Körper oder Reif. Jetzt verſteht man darunter nu die urſprünglich kriegeriſche Keſſelpauke, die aus einem kupfernen Keſſel beſteht, über welchen an einem eiſernen Reif eine gegerbte Haut ausgeſpannt iſt, die vermittelſt eiſerner Schrauben höher und tiefer geſtimmt werden kann, und mit einem hölzernen Klöppel (gewöhnlich mit Flanell überzogen) geſchlagen wird. Die Pauke iſt eigentlich beſtimmt, die Grundſtimme zu einem Trompetenchore zu machen. Um nun die beiden Haupttöne der Tonart, aus welcher geblaſen wird, nämlich die Tonica und Dominante, zu erhalten, bedient man ſich zweier Pauken von verſchiedner Größe, von welchen die kleinere in den Hauptton, die größre aber in die tiefre Octave der Dominante geſtimmt wird. Der Pauker pflegt die vorgeſchriebnen Noten nicht einfach, ſondern mit gewiſſen Schlagmanieren anzugeben, als da ſind: die einfache, die doppelte oder geriſſene, die getragne Zunge, die ganze Doppelzunge, die Doppelkreuzſchläge, der Wirbel, der Doppelwirbel Jetzt bedient man ſich der Pauke in jedem Orcheſter, und bei andern vielſtimmigen Muſiken.

Paul Veroneſe, ſ. Caliari.

Paul (Vincent de), der Stifter der Prieſter von der Miſſion,

war 1576 in dem Dorfe Povi in Frankreich geboren, ſtudirte zu Toulouſe, erhielt nach vielen wunderbaren Schickſalen eine Pfarre zu Clichy, und ſtiftete mit Hülfe einer reichen und frommen Frau eine Miſſionscongregation, deren Glieder zunächſt beſtimmt waren, den Armen das Evangelium zu predigen, und vornämlich 8 Monate des Jahrs als Seelſorger, Friedensſtifter, Krankenpfleger und ſonſt auf alle Weiſe als Beförderer der Sittlichkeit unter dem Landvolke zuzubringen. Daneben ſollten ſie auch in Gemeinſchaft ſich ſelbſt zu einem muſterhaften und erbaulichen Betragen erwecken, und endlich die, welche ſich anſchickten, Landprieſter zu werden, mit ihren Kenntniſſen und Erfahrungen zu dem künftigen Berufe unterſtützen. Ihr Hauptſitz war das Stift St. Lazarus zu Paris, wovon ſie auch den Namen Lazariſten (ſ. d. Art.) empfingen. Erſt nach dem Tode des Stifters (1660) haben ſie ſich weiter ausgebreitet, und eine ſehr vielſeitige Geſchäftigkeit gezeigt. Vincent de Paul wurde nach ſeinem Tode unter die Heiligen aufgenommen.

Paul I., Kaiſer von Rußland, geb. d. 1. Oct. 1754. Sein Vater, damals Großfürſt, nachher Kaiſer Peter III., wollte, aus Abneigung gegen ſeine Gemahlin Catharina, dieſes Sohnes Geburt nicht für rechtmäßig erkennen, und deßhalb den Prinzen Iwan, den Schweſterenkel der Kaiſerin Anna, der ſchon von dieſer zum Thronfolger beſtimmt worden, auch nach ihrem Tode (1740), kaum 2 Monat alt, auf den Thron gelangt, aber am 6. Dec. 1741, durch die Prinzeſſin Eliſabeth, Tochter Peter des Großen, verdrängt und in's Gefängniß geſtoßen worden war, zu ſeinem Nachfolger ernennen. Als aber Peter bald nachher Reich und Leben verlor, und Catharina II. den Scepter Rußlands führte, da ward ihr damals neun Jahr alter Sohn, Paul, nach Iwans unglücklichem Ende, der einzige Erbe des Reichs, und Catharina wendete alles an, um die ſchwankende Geſundheit deſſelben zu befeſtigen, den ſie als eine Stütze ihres Throns betrachtete, weil die Ruſſen an ihm mit großer Liebe hingen. Graf Panin, ihr erſter Miniſter, ein ihr völlig ergebner Mann, ward Oberhofmeiſter, und Apinus Lehrer des Prinzen. Das Loos ſeines unglücklichen Vaters, verbunden mit dem Drucke, unter dem die Kaiſerin ihn hielt, gaben dem ſonſt offnen Charakter Pauls bald eine gewiſſe Härte und Verſchloſſenheit, zumal da ſeiner Mutter Herrſchereiferſucht ihn bei heranreifenden Jahren mit Auflaurern umgab. Doch hielt ihn dieſe Strenge nicht ab, in Catharinen ſtets die Mutter zu ehren, und nur ſelten äußerte der lebhafte Prinz die in ſeiner Bruſt verſchloſſenen Geſinnungen. 1773 war der Großfürſt mit der Prinzeſſin Wilhelmine von Heſſen-Darmſtadt vermählt, die bei ihrem Uebertritt zur griechiſchen Kirche die Namen Natalia Alexiewna erhielt. Im folgenden Jahre begleitete Paul ſeine Mutter nach Moskau, bei welcher Gelegenheit Andreas Raſumowski dem Großfürſten Winke zur ſchnellen Erreichung des Throns gab, die dieſer edelmüthig verwarf. Raſumowki's Plan blieb jedoch der Kaiſerin nicht verborgen, und ſie ſuchte die Freundſchaft ihres Sohnes zu dem jungen Manne durch Eiferſucht zu untergraben. Doch wucherte dies Unkraut in Pauls Seele nicht; auch ſtarb ſeine Gemahlin kurz darauf im Wochenbette; ein Unfall, der ihn tief betrübte. Um ihren Sohn jetzt wieder aufs baldigſte zu vermählen, knüpfte Catharina mit dem würtembergiſchen Hofe Unterhandlungen an. Auf

Friedrichs II. Einladung reiſte Paul 1776 nach Berlin. Hier traf er die ihm beſtimmte Gattin, welche ihm auch ſo wohl gefiel, daß er ſich ſogleich mit ihr verlobte. Nach einer Reihe von Feſten, die Friedrich ihm gab, kehrte er nach Petersburg zurück, wohin bald drauf Dorothea Auguſta Sophie von Würtemberg folgte, die nun die Namen Marie Fedorowna annahm, und am 18. Oct. 1776 mit ihm verbunden wurde. Aus dieſer Ehe entſprangen die Großfürſten Alexander, Conſtantin, Nicolaus und Michael, und die Großfürſtinnen Maria (Erbgroßherzogin von Weimar), Helena (Erbprinzeſſ. zu Meklenb. Schwerin, geſt. 1803), Catharina (Königin von Würtemberg, geſt. 1819) und Anna (Kronprinzeſſin der Niederlande). Das häusliche Glück, das der Prinz genoß, verbunden mit der Ausſicht zu einer Reiſe durch Europa, tröſtete ihn über den Druck, unter welchem die Kaiſerin ihn von allen Regierungsgeſchäften ausſchloß, und der ſo weit ging, daß er, als Großadmiral der ruſſiſchen Seemacht, nicht einmal die Flotte in Cronſtadt beſuchen durfte. 1780 trat Paul mit ſeiner Gemahlin die gewünſchte Reiſe durch Polen, Deutſchland, Italien, Frankreich und Holland an. Nach zwölf Monaten kehrten Beide zu ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsort Gatſchina zurück. Hier lebte Paul in gezwungner Unthätigkeit, da ſeine Mutter ihm weder erlaubte, dem Feldzuge gegen die Türken beizuwohnen, noch ſonſt um Staatsangelegenheiten ſich zu bekümmern. Zwar machte er auf kurze Zeit den Krieg in Finnland gegen Guſtav III. mit, kehrte aber bald mißmuthig in ſeine Einſamkeit zurück, da er ſah, wie auch hier ihm aller freie Wille genommen war. Die unterdeß ausgebrochne Revolution in Frankreich fing an das petersburger Kabinet zu beſchäftigen, um ſo mehr, da eine Menge franzöſiſcher Flüchtlinge ſich nach Rußland wandte. Paul war für die Sache der gegen Frankreich verbündeten Fürſten. Catharina, obgleich den revolutionären Grundſätzen abhold, glaubte jedoch nich übel zu thun, wenn ſie die beiden, ihr in Europa allein gefährlichen Mächte, Oeſterreich und Preußen, in dieſem Kampfe ſich etwas entkräften ließ. Als ſie ſpäterhin thätigern Antheil an jenen Händeln nehmen wollte, überraſchte ſie der Tod d. 17. Nov. 1796. Pauls erſte Herrſcherhandlungen waren Werke des Wohlthuns, vollbracht im Gefühle der Freude, ſich endlich frei zu ſehen. Raſch wurden Unordnungen im Heer und in der Flotte abgeſtellt, die Catharina überſehen hatte. Gegen das an ihm geübte Beiſpiel ließ er ſeinen Sohn Alexander an den Geſchäften Theil nehmen, und die Leiche ſeines unglücklichen Vaters, Peters III., zugleich mit Catharinens Leiche feierlich in die Gruft der Kaiſer beiſetzen. Darauf ſtellte er das alte Reichsgeſetz wieder her, dem zufolge das weibliche Geſchlecht von der Thronfolge in Rußland ausgeſchloſſen war, und beſtimmte dieſe, durch einen zu Moskau während ſeiner Krönung (16. April 1797) erlaſſenen Ukas, nach dem Rechte der Erſtgeburt. Friedliebend endigte er den Krieg mit den Perſern, und ließ, laut ſein Mißfallen äußernd über das Verfahren ſeiner Mutter gegen Polen, die in ruſſiſcher Haft befindlichen Polen los; Kosciusko nahm jedoch die ihm angebotne Penſion nicht an. Indeß hatte der Druck, den Paul 42 Jahre lang erlitten, fortwährend den traurigſten Einfluß auf ſein Leben, und die mancherlei Mißgriffe, die er ſich zu Schulden kommen ließ, entſprangen größtentheils aus dieſer Quelle. Seine Verfügun-

gen über die Einfuhr ausländiſcher Bücher in ſein Reich, ſo wie über den Eintritt fremder Reiſender, und überhaupt ſeine gegen den Geiſt der Zeit anſtrebenden Anordnungen beweiſen mehr als zu ſehr das durch mannichfache Kränkungen gereizte und verfinſterte Gemüth des Fürſten. Ein gleiches leuchtete aus ſeinem Betragen, als er der Verbindung gegen Frankreich beitrat. Sein über 100,000 Mann ſtarkes Heer das zum Theil in Italien und der Schweiz unter Suwarow und Korſakow, zum Theil in Holland gegen Frankreich focht, errang zwar manche Siege; da es aber durch die Niederlage bei Zürich faſt auf die Hälfte zuſammengeſchmolzen war, zog er es zurück. Paul hatte nämlich gegen den deutſchen Kaiſer, noch mehr aber gegen England und Pitt Mißtrauen gefaßt, Buonaparte aber, ſolches ſchlau benutzend, dem Stolze des ruſſiſchen Herrſchers zu ſchmeicheln gewußt, und die gefangnen Ruſſen neu bekleidet und bewaffnet ohne Auslöſung nach Rußland zurückgeſchickt. Paul trennte ſich von der Coalition, und Dumouriez Unterhandlungen blieben ohne Erfolg, indem der Miniſter Roſtopſchin ihm entgegen arbeitete. Ludwig XVIII., ſo wie alle Emigrirte, mußten das ruſſiſche Gebiet verlaſſen, und der dem unglücklichen Bourbon bisher ausgezahlte Jahrgehalt ward aufgehoben. Zu den merkwürdigen Zügen in Pauls Charakter gehört, bevor die eben erwähnte Sinnesänderung bei ihm eintrat, ſein Benehmen gegen Spanien und die Malteſer. Dem erſten Reiche erklärte er auf eine Art den Krieg, als ſei es dem ruſſiſchen Scepter eben ſo unterworfen, wie die Fürſten des Kaukaſus. Doch hatte dies nur die Wegnahme einiger Handelsſchiffe zur Folge. Mit den Malteſern verfuhr er dagegen ganz entgegengeſetzt. In ihnen, als einer ritterlichen Verbindung des Adels, ſah er eine gewaltige Stütze der Thronen, und erſtreckte ſeinen Schutz über ſie ſo weit, daß er ſich, als der Freiherr von Hompeſch ſeine Würde niederlegte, nicht ohne Widerſpruch des Papſtes und mehrerer Mächte, zum Großmeiſter des Ordens erklären ließ (16. Dec. 1798). In dieſer Eigenſchaft brachte er ein Werk zu Stande, das mit Recht Erſtaunen erregte, einen Friedensvertrag zwiſchen der Pforte und dem Ritterorden von Malta, wodurch die Türken ſich gegen ihre alten Freunde, die Franzoſen, mit ihren Stamm- und Glaubensfeinden, den Ruſſen und Malteſern, verbanden. Im J. 1800 erreichte ſein Unwille gegen England den höchſten Grad. Schon am 16. Aug. hatte er eine Einladung an Preußen, Schweden und Dänemark erlaſſen, die bewaffnete Neutralität von 1780 gegen Englands Anmaßungen im Seehandel wieder herzuſtellen. Als nun England die den 5. Sept. wieder eroberte Inſel Malta an Paul, als den Großmeiſter des Ordens, auszuliefern ſich weigerte, legte Paul ein Embargo auf alle engliſchen Schiffe in ruſſiſchen Häfen (d. 8. Nov.) und brachte jenen Neutralitätsvertrag im Dec. mit Schweden, im Jan. 1801 mit Dänemark und den 3. April mit Preußen zu Stande. Dieſer raſche Wechſel in dem auswärtigen politiſchen Syſteme Rußlands fand aber im Reiche ſelbſt großen Tadel. Noch weniger erwarb ſich Paul die Liebe ſeiner Unterthanen durch ſeine innere Verwaltung. Zwar ſchien auch hier oft in den willkürlichſten Handlungen ſein Eifer für Gerechtigkeit ſeltſam durch; allein derſelbe ward durch die ſeinem Charakter eingedrückte reizbare Heftigkeit ſo gänzlich mißleitet, daß die meiſten ſeiner Unterthanen in ihm nur einen Tyrannen ſahen, welchen Namen Paul

keineswegs verdiente, der unter andern Einflüſſen gewiß ein guter Regent geworden wäre. Die Strenge, die er anwenden zu müſſen glaubte, um die zu Thronveränderungen ſo geneigten Großen ſeines Reichs im Zaum zu halten, nahm in dem Verhältniſſe zu, als er auf Schwierigkeiten in der Ausführung ſeiner Plane ſtieß. Es bildete ſich daher unter den Großen eine Verſchwörung. Man reizte Paul abſichtlich gegen ſeine Söhne, und dieſe machte man glauben, daß der Vater ſie in eine Feſtung ſperren wolle. Es ſei daher ihrer Selbſterhaltung wegen nothwendig, den bis zum Wahnſinn gemüths-kranken Kaiſer zu verhaften. Nach langem Widerſtande und unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er alle Rechte und Gewalt an ſeinen Vater wieder abtreten würde, ſobald dieſem Gott Geſundheit und Vernunft wieder geſchenkt hätte, ſoll ſich Alexander an Pauls Stelle die Regierung übernehmen zu wollen entſchloſſen haben. Unter den 21 Verſchwornen waren die bedeutendſten Plato Subow, Catharinens letzter Günſtling, Valerius Subow, Nicolaus Subow, die Generale Bennigſen, Uwarof und Pahlen. Von dieſen blieb der Sage nach Valerius Subow d. 23. März 1801 Abends bei dem Kaiſer. Die übrigen, Plato Subow an der Spitze, kamen durch eine verborgne Treppe, Nachts 11 Uhr, in das Vorzimmer des Kaiſers, im Palaſt St. Michael. Der wachhabende Huſar rief Verrath, ward aber ſogleich niedergehauen; Paul, durch das Getümmel erweckt, lief an die Thüre, durch welche die Verſchwornen eindrangen, und fragte, den Degen in der Hand, den Prinzen Subow, was er wolle? Dieſer antwortete ihm: Paul Petrowitſch ſei ein Verrückter, und unfähig der Regierung. Darauf drang Paul mit dem Degen auf den Prinzen ein, allein Nic. Subow lähmte ihm durch einen Schlag den Arm; nun ward Paul heftig ringend zu Boden geworfen und mit einer Schärpe erwürgt. Als die Großfürſten dies erfuhren, war ihr Schmerz grenzenlos. Alexander verwarf anfangs eine Krone, die man ſeinem Vater ſo grauſam entriſſen hatte. Endlich unterwarf er ſich der durch Pauls wahnſinnigen Widerſtand ſelbſt herbeigeführten Nothwendigkeit. (Vergl. die Notice sur la mort de Paul I. Europäiſche Annalen 1817, 7. Bredow's Chronik d. 19. Jahrh. Bd. I. und Carr's Northern Summer ꝛc. London 1805). Was den unglücklichen Monarchen in ſein Verderben ſtürzte, war der vorherrſchende Zug ſeines Charakters, der Jähzorn, wodurch er nicht nur ſeinen Untergebnen, ſondern auch oft ſeiner eignen Familie fürchterlich ward. In andern Augenblicken war er mild, wohlwollend, menſchenfreundlich, ſuchte begangnes Unrecht gern zu vergüten, und war ein zärtlicher Vater und Gatte, welches letztre ihn aber nicht abhielt, ſeine Neigung auch andern Frauenzimmern zu ſchenken, wie das Beiſpiel der Madame Chevalier zeigt. Die von ihm (vielleicht in ſatyriſcher Abſicht) erlaſſene Ausfoderung an alle Monarchen Europa's diente nicht wenig dazu, die über ihn einmal umlaufenden Meinungen zu beſtätigen. Maſſon hat in ſeinen geheimen Memoiren über Rußland das Leben und die Handlungen Pauls gallſüchtig entſtellt. Nach Georgel war Paul mäßig bei der Tafel und in ſeinen Vergnügungen, einfach in ſeiner Kleidung; er beſaß, ohne eben Wiſſenſchaften und Künſte ſehr zu lieben, viele Kenntniſſe; er wußte einzelne Menſchen richtig zu beurtheilen, und zeichnete ſich in vertrauten Geſellſchaften durch eine angenehme Unterhaltung und hinreißende Liebenswürdigkeit aus. Auch in ſeinen

Briefen ſind Geiſt, Scharfſinn und ein edler Ausdruck zu bemerken. Eben ſo urtheilen über Paul, Kotzebue und die Frau von Schröder (Hofdame der Prinzeſſin von Würtemberg). K.

Paula (Franz von), ſ. Franz von Paula.

Paulicianer. Unter dem Schutze der Bergketten des Kaukaſus und Taurus, die in Armenien zuſammenſtoßen, gab es noch Ueberreſte der Manichäer (ſ. d. Art.) und Gnoſtiker, die ſich ſeit dem 8. Jahrh. nach einem Parteihaupte, Paulus, Paulicianer nannten, um den gefährlichen Verdacht des Manichäismus von ſich abzuwenden. Als Bilderſtürmer (ſ. d. Art.) wurden ſie von den griechiſchen Kaiſern, je nachdem dieſe dem Bilderdienſte, den die manichäiſche Denkart ganz verwarf, bald ungünſtig, bald günſtig waren, geduldet oder verfolgt. Doch mußten ſie, da ihre manichäiſche Ketzerei entdeckt wurde, im 9. Jahrh. harte Bedrückungen leiden, unter denen Viele umkamen, Andre in das Gebiet der Mohammedaner flüchteten, welchen ſie in den Kriegen gegen die Griechen beiſtanden. Die im 10. Jahrh. verſuchte Bekehrung wieder eingewanderter paulicianiſcher Gemeinen, die der griechiſche Kaiſer Johannes Zimisces nach Thrazien verſetzte, gelang eben ſo wenig, als jene gewaltſame Unterdrückung; und da die Kreuzzüge Wege in das mittlere Europa öffneten, drangen zerſtreute Haufen dieſer Sekte theils zu Lande in die Bulgarei, theils zur See nach Italien und Spanien vor. Unter mancherlei vielfach gedeuteten Namen erſchienen ihre Abkömmlinge und Geiſtesverwandten nun in den europäiſchen Ländern. Ganz unzweifelhaft iſt der paulicianiſche Urſprung der Lehre jener, den alten Meſſalianern (ſ. d. Art.) ähnlichen, Betbrüder, die man wegen ihres unaufhörlich wiederholten Ausrufs: Bog milui (bulgariſch: Gott erbarme dich) Bogomilen nannte, und im 15. Jahrh. zu Konſtantinopel mit dem Feuertode beſtrafte. Ueber die Lehre der Paulicianer vergl. d. Art. Manichäer. E.

Pauliner oder Paulaner, ſ. Minimen.

Paulskirche, ſ. London.

Paulus, der berühmteſte und verdienteſte unter den Apoſteln. Geboren von jüdiſchen Eltern, welche zu Tarſus in Cilicien wohnten, und das römiſche Bürgerrecht auf ihn vererbten, ward er früh zu einer gelehrten Bildung hingeleitet, und zu Jeruſalem, wohin er als Jüngling ging, durch den Unterricht Gamaliel's, eines der berühmteſten Rabbinen im Zeitalter Jeſu, in das Studium der jüdiſchen Schriftauslegung und Sage eingeweiht; auch erwarb er ſich, wie ſeine Briefe verrathen, eine genaue Bekanntſchaft mit den griechiſchen Dichtern und Philoſophen, und trieb daneben, nach der Sitte der jüdiſchen Lehrer, ein Handwerk, wahrſcheinlich Zeltſchneiderei und Tapezierarbeit, wodurch er ſich in der Folge auf ſeinen Reiſen Unterhalt verſchaffte. Ausgezeichnet zum Lehramte vorbereitet, trat er zuerſt, wenige Jahre nach dem Tode Jeſu, als Anhänger der phariſäiſchen Sekte und Verfolger der neu entſtandnen Chriſtengemeinde, zu deren Unterdrückung der hohe Rath ihn in und außer Jeruſalem gebrauchte, öffentlich auf. Die Apoſtelgeſchichte hat mehrere Züge der Heftigkeit ſeines Eifers in dieſem traurigen Geſchäft aufbewahrt, das er unſtreitig mit voller Ueberzeugung und aus Anhänglichkeit an das alte Geſetz betrieb. Eben war er mit Vollmachten des hohen Raths zur Verhaftung der Chriſten auf dem Wege nach Da-

maſk, als er durch eine außerordentliche Erſcheinung (Apoſtelgeſch. Cap. 9. und Cap. 22.) Veranlaſſung erhielt, das Chriſtenthum anders anzuſehen, und ſich durch den Unterricht chriſtlicher Lehrer eine überzeugende Erkenntniß von der Vortrefflichkeit dieſer Religion zu verſchaffen. Dieſe plötzliche, augenſcheinlich von Gott veranſtaltete Bekehrung bezeichnete er durch Abänderung ſeines Namens Saul in Paul, und widmete ſich nun dem Berufe zum Apoſtel, den er in jener wunderbaren Erſcheinung erkannt hatte, mit einer Begeiſterung, welche die größten Schwierigkeiten überwand. Arabien, Syrien, Klein-Aſien, Griechenland und die Inſeln des mittelländiſchen Meers wurden nun die Schauplätze ſeiner unermüdeten Thätigkeit für die Ausbreitung des Chriſtenthums. Wo er auf ſeinen Reiſen hinkam, war er bemüht, Chriſtengemeinden zu ſtiften, und die vorhandnen in ihrem Glauben zu befeſtigen. Um die Gemeinden zu Antiochien, Epheſus und Jeruſalem machte er ſich durch Lehren, Anordnen der Gebräuche und Almoſenſammeln für die ärmern Mitglieder verdient. Die Gemeinden zu Philippi in Macedonien, zu Corinth, Galata und Theſſalonich verehrten ihn als ihren Stifter, und die im Kanon des N. T. enthaltnen Sendſchreiben, die er an dieſe und andre Gemeinden in den angeſehenſten Städten Griechenlands, Klein-Aſiens und nach Rom ſchrieb, zeigen, in welchem Verhältniſſe väterlicher Macht und Sorgfalt er mit ihnen ſtand. Dadurch, daß er auch Heiden, ohne ſie zur Beobachtung des jüdiſchen Geſetzes zu nöthigen, in die Chriſtenheit aufnahm, gab er ſeinem Wirkungskreiſe und dem Fortgange des Chriſtenthums einen Umfang, zu dem die beſchränktere Anſicht der übrigen Apoſtel, die anfangs nur Juden taufen wollten, es nie hätte kommen laſſen. Aber eben darum ward er ein Gegenſtand des Haſſes der Juden, die ihn als einen Abtrünnigen verfolgten, und zu Jeruſalem war alles zu ſeinem Untergange bereit, als er nach einer mehr als zwanzigjährigen Wirkſamkeit für die Verbreitung der Lehre Jeſu um das J. 60 mit den von ihm geſammelten Unterſtützungsgeldern für die gedrückten paläſtinenſiſchen Chriſten, muthig, wie Jeſus ſelbſt bei ſeiner letzten Reiſe nach Jeruſalem, ſich gerade nach dieſer Stadt begab. Hier ward er bald nach ſeiner Ankunft verhaftet, und als Staatsgefangner nach Cäſarea gebracht, wo ihn die römiſchen Statthalter Felix und Feſtus zwei Jahre lang gefangen hielten, und die Unerſchrockenheit und Geiſtesgegenwart, mit der er ſein Unternehmen rechtfertigte, nicht weniger bewundern mußten, als früher der Areopag und die Weiſen zu Athen (wo Dionyſius, der Areopagit, ſein Anhänger ward), die Kraft und Gediegenheit ſeines geiſtvollen Vortrags. Weil er als römiſcher Bürger wegen der widerrechtlichen Gefangenſchaft an den Kaiſer appellirt hatte, ſchickte man ihn endlich nach Rom. Nach einer langen ſtürmiſchen Seefahrt und einem bei Malta ausgeſtandnen Schiffbruche kam er im Frühjahr 62 in dieſe Hauptſtadt der Welt. Hier ward er mit Achtung, jedoch als Staatsgefangner behandelt, und gewann mehrere, auch vornehme Römer für das Chriſtenthum. Daß er im J. 64 wieder auf freien Fuß kam, iſt erwieſen; was aber von ſeinen weitern Reiſen nach Spanien, England, Macedonien, Griechenland und Vorder-Aſien erzählt wird, nur Vermuthung. Im J. 66 kam Paulus nach Rom zurück, gerieth auf's neue in Gefangenſchaft, und ſtarb den Märtyrertod. Das Leben keines Apoſtels iſt ſo reich an merkwürdigen

Auftritten, rühmlichen Thaten, harten Beſchwerden und außerordentlichen, traurigen Schickſalen, als die Geſchichte dieſes großen Mannes, dem auch die Gegner der Religion, für die er lebte und ſtarb, ſeltne Geiſtesgaben, gründliche und ausgebreitete Kenntniſſe, tiefes Eindringen in das Weſen der Religion, Fülle und Schärfe der Ideen und eine Lehrgeſchicklichkeit, die mit ſyſtematiſcher Anordnung der Materien, Faßlichkeit, Anmuth und Wärme verband, nicht abſprechen konnten. Und welchem Leſer des neuen Teſtaments ſollte die unbeſcholtne Tugend, die Seelengröße, die echte Frömmigkeit und Glaubenskraft, die aus allen ſeinen Worten und Thaten hervorleuchtete, unbekannt ſein? Seine Sendſchreiben, die er alle in griechiſcher Sprache abfaßte, ſind Denkmäler eines wahrhaft göttlichen Sinnes, der die Andächtigen erbaut, die Lehrbegierigen unterrichtet, die Unglücklichen tröſtet, und den Weiſen aller Zeit Ehrfurcht und Bewunderung abnöthigen wird. E.

Pauſanias, ein berühmter lacedämoniſcher Feldherr, des Kleombrotus Sohn und des Leonidas Neffe. Er wurde zum Vormund ſeines unmündigen Vetters Pliſtarchus (des Sohns des Leonidas) ernannt, und ſtand als ſolcher, während der Abweſenheit des andern Königs, an der Spitze der Regierung. Als Mardonius mit einem großen Perſerheere in Griechenland einfiel, zog ihm Pauſanias als Oberbefehlshaber des griechiſchen Bundesheers entgegen, täuſchte den Feind durch einen verſtellten Rückzug, und ſchlug ihn bei Platäa (479 vor Chr.) auf's Haupt. Darauf zog er vor Theben, das an der Sache Griechenlands zum Verräther geworden war, erzwang die Auslieferung der Häupter der perſiſchen Partei, und ließ ſie hinrichten. Aber dieſe Erfolge hatten ſeinen edlen Geiſt mit Stolz und Anmaßung erfüllt, und die lobenswerthe Mäßigung, die man während des Feldzugs gegen Mardonius an ihm bewundert hatte, war in Uebermuth und hochfahrenden Ungeſtüm übergegangen. So ſchrieb er ſich allein den Sieg bei Platäa zu, und ſchenkte dem delphiſchen Apoll einen goldnen Dreifuß mit einer Inſchrift, die nur ſeiner, als des Siegers bei dieſem Orte, erwähnte. Sein Uebermuth ſtieg, als er mit der vereinigten Flotte Griechenlands neue Fortſchritte machte, und die griechiſchen Städte, nach langem Kampfe auch Cypern, und endlich ſelbſt Byzanz, den Schlüſſel Kleinaſiens, von den Perſern befreite. Während Ariſtides und Cimon, die unter ihm befehligten, durch ihre Leutſeligkeit aller Herzen gewannen, mißhandelte er die Bundesgenoſſen, und betrachtete die Spartaner als das herrſchende Volk unter den Griechen. Endlich trat er ſogar mit Xerxes in geheime Unterhandlungen, in der verrätheriſchen Abſicht, ſich zum Herrn von Griechenland zu machen, gab dem Xerxes mehrere zu Byzanz gefangen genommne vornehme Perſer unentgeldlich zurück, entſagte ſelbſt äußerlich den ſpartaniſchen Sitten, indem er mit perſiſchem Aufwande lebte und ſich perſiſch kleidete, und brachte es endlich dahin, daß die Unzufriedenheit aller griechiſchen Bundesgenoſſen ſich laut und thätig äußerte. Dies bewog die Spartaner, ihn zurückzurufen. Kaum aber war er, in Rückſicht auf ſeinen Rang und ſeine frühern Verdienſte von jeder Anklage losgeſprochen worden, als er ſich, unter dem Vorwande, dem Feldzuge beizuwohnen, wieder nach Byzanz begab. Von den Athenienſern genöthigt, die Stadt zu verlaſſen, ging er nach Koloná in Troas, und trat in neue Unterhand-

lungen mit Griechenlands Feinden. Er wurde abermals zurückberufen und gefangen geſetzt, trotz aller Anklagen aber gegen das Verſprechen, ſich auf Erfodern jedesmal zu ſtellen, in Freiheit geſetzt. Sogleich trat er mit dem Perſerkönig wieder in Unterhandlung. Er hatte zu ſeiner Sicherheit mit Artabazus verabredet, daß dieſer den jedesmaligen Ueberbringer eines Briefs von ihm umbringen laſſen ſollte. Ein gewiſſer Argilius, der zu einer gleichen Sendung beſtimmt war, ſchöpfte Verdacht, öffnete den ihm anvertrauten Brief, fand ſeinen Argwohn beſtätigt, und machte den Ephoren Anzeige davon. Um ſich einen vollen Beweis zu verſchaffen, befahlen ſie ihm, in den Tempel des Neptun nach Tänarus zu flüchten, als fürchte er für ſein Leben. Sobald Pauſanias davon hörte, eilte er zu ihm. Es entſpann ſich ein Geſpräch zwiſchen Beiden, das den verborgnen Ephoren des Pauſanias ganze Schuld verhüllte. Sie kehrten mit dem Entſchluſſe nach Sparta zurück, ihn nach der Strenge der Geſetze zu beſtrafen. Pauſanias, der auf dem Wege erfuhr, welches Schickſal ihm bevorſtehe, nahm jetzt ſelbſt zu den Füßen der Minerva Chalciökos ſeine Zuflucht. Aber ſeine Hoffnung, ſich hier zu retten, täuſchte ihn. Seine eigne Mutter trug den erſten Stein herbei, um die Thür des Tempels zu verſchließen; dieſem Beiſpiele folgte das Volk, und ſo mußte der Eingeſchloſſene vor Hunger verſchmachten. Man begrub ihn vor dem Tempel, und verſöhnte die Göttin durch zwei bronzene Bildſäulen.

Pauſanias, ein griechiſcher topographiſcher Schriftſteller, der unter Hadrian und den Antoninen blühte. Wenn er derſelbe Redner oder Grammatiker iſt, deſſen Philoſtratus unter dieſem Namen erwähnt, ſo war er aus Cäſarea in Kappadozien gebürtig (um 170), und ſtudirte unter den berühmten Herodes Atticus. Er lehrte zu Athen und Rom, in welcher letztern Stadt er ſtarb. Seine Beſchreibung Griechenlands, eine Art von Reiſebeſchreibung, in 10 Büchern, iſt eine ſchätzbare Sammlung von Nachrichten für den Alterthumsforſcher, in welcher der Verfaſſer alles, was er merkwürdig fand, verzeichnete und beſchrieb: als Tempel, Theater, Grabmäler, Statuen, Gemälde, Denkmäler aller Art u. ſ. w. Seine Schreibart iſt im Ganzen nachläſſig und gemein; auch iſt das Werk voll fabelhafter Erzählungen, die mit den beſchriebnen Gegenſtänden in Beziehung ſtehen; dies hat Scaliger verleitet, ihn mit der zu harten Bezeichnung: Graeculorum omnium mendacissimus, zu belegen. Wo Pauſanias als Augenzeuge ſpricht, iſt er vollkommen glaubwürdig. Seine Beſchreibungen von Syrien und Phönicien beſitzen wir nicht mehr. — Ausgaben ſind von Kuhn, Leipzig 1696, Fol.; Facius, Leipzig 1794—1797. 4. Voll. die neuſte und beſte aber von Sibelis angefangen, Leipzig 1822. 8. und deutſch von Goldhagen, 2te Auflage. Berlin 1798, 2 Bände, 8.

Pauſe, aus dem Griechiſchen, bedeutet die Ruhe, den Stillſtand, vorzüglich in der Muſik und Declamation, das Schweigen der Stimmen (ſind es alle — Generalpauſe) an gewiſſen Stellen eines Tonſtücks oder einer Rede; auch das Zeichen, welches dieſen Stillſtand und ſeine Dauer in der Muſik anzeigt. Die Pauſen von der kleinſten Dauer nennt man Soſpiren, weil ſie nur des Athmens oder Kraftſchöpfens wegen da ſind.

Pauſilipp, ein Berg bei Neapel, merkwürdig wegen einer

der größten und ſehenswertheſten Grotten (la Grotta di Pauſilippo). Durch den Fels geht nämlich von Neapel nach Puzzuolo ein 80—90 Fuß hoher, 24—30 Fuß breiter und ungefähr 1000 Schritte langer gepflaſterter Weg in gerader Linie gehauen. In der tiefen Nacht des hohen und weiten, dennoch aber den Sonnenſtrahlen unzugänglichen, Gewölbes dieſer Bergkluft herrſcht ein beſtändiges Leben und Wandeln einer der volkreichſten Landſtraßen. Der ſtarke Wiederhall an der Wölbung verdoppelt das betäubende Gepraſſel der Durchfahrt. (S. Darſtell. aus Italien v. Domherrn Meyer, 1792). Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Höhle, von welcher man zu Strabo's Zeiten viel Fabeln erzählte, ſchon vor den Zeiten der Römer, anfangs nur als ein Steinbruch, angehauen und in der Folge durch den ganzen Berg getrieben wurde. Alphons I. (regiert 1442—1458) ließ ſie erweitern, und nachher wurden ſie breiter und höher gemacht, gepflaſtert und mit Luftlöchern verſehen. Der ganze Fels iſt überaus feſt und nie durch ein Erdbeben erſchüttert worden. In der Mitte der Höhle ſteht eine Kapelle für die Jungfrau Maria; über der Grotte ſind Reſte einer Waſſerleitung, und des ſogenannten Grabmals Virgils.

Pauw (Cornelius de), Kanonikus zu Xanten im Kleveſchen, war 1739 zu Amſterdam geboren, und ſtarb 1799. Er war ein Oheim des Anarchaſis Clootz. Wie dieſer, hatte er eine große Neigung für ſonderbare Meinungen, aber beſaß dabei unendlich mehr Scharfſinn und Gelehrſamkeit. Sehr bekannt iſt er durch ſeine: Recherches philosophiques sur les Grecs, und sur les Américains, les Egyptiens et les Chinois, welche 1795 zu Paris (zuſammen 7 Bde.) herausgekommen ſind. Pauw ſtellte eine Menge von Behauptungen auf, aber er beweiſet wenig. Man ſieht, daß er ein Vergnügen daran findet, allen Geſchichtſchreibern zu widerſprechen, und die Völker, von denen er ſpricht, herabzuſetzen. Man kann ihm viel Kenntniß, Verſtand, Philoſophie, unerwartete Verknüpfungen nicht abſprechen, aber eben ſo wenig iſt ſein Hang zum Seltſamen zu verkennen. Indeß lieſt man ihn mit Vergnügen, weil ſein Styl, bei einiger Rauhheit, doch ſehr bündig, kräftig und beredt iſt, und man bei ihm vieles findet, was man anderwärts vergebens ſuchen würde. Friedrich der Große hielt, wahrſcheinlich wegen ſeiner philoſophiſchen Grundſätze, viel auf ihn. Die Geiſtlichen feindeten ihn zwar eben deßhalb an, aber er gebot ihnen Achtung durch ſeine Tugenden.

Pavia (Ticinum), eine alte anſehnliche Stadt im Mailändiſchen, am Teſſino, über den eine Brücke die Stadt mit der Vorſtadt verbindet. Man ſchätzt die Einwohnerzahl auf 22,000. Das ſardiniſche Gebiet geht bis an die Thore der Vorſtadt auf der Inſel des Teſſino, ſo daß ſelbſt die Garten- und Feldfrüchte dem Grenzzoll unterworfen ſind. Unter den Gebäuden verdienen ausgezeichnet zu werden: die Paläſte Mezzabarba, Belliſomi und Botta und die neu erbaute Hauptkirche, wo die Lanze Rolands gezeigt wird. Die Univerſität ſoll Carl der Große geſtiftet haben; Carl IV. verbeſſerte ſie, und 1770 iſt ſie auf Vermittlung ihres Directors, des Grafen von Firmian, zweckmäßiger verbeſſert, und den 11. Nov. 1817 von neuem mit ihren 13 Collegien feierlich wieder eingerichtet worden. Das phyſikaliſche Muſeum, der botaniſche Garten, das anatomiſche Theater und die Bibliothek ſind noch jetzt ausgezeichnet, obgleich ſie durch die Franzoſen manchen Verluſt erlitten haben. 1802 wurde den bei-

den Univerſitäten zu Pavia und Bologna die jährliche Summe von 666,000 Lire ausgeſetzt. Die Citadelle iſt nach alter Art erbaut. Pavia war ehemals die Reſidenz der Könige der Longobarden. Im Park von Certoſa wurde 774 der letzte Longobardenkönig Deſiderius von Carl dem Großen, und 1525 König Franz I. von Frankreich vom Kaiſer Carl V. gefangen. Zum Andenken an die letztre Begebenheit ſtand in dem berühmten Karthäuſerkloſter (Certoſa), das viele Merkwürdigkeiten enthält, eine Säule, die aber 1795 von den Franzoſen weggenommen wurde. Auch Otto der Große ließ ſich hier 951 zum Könige von Italien krönen.

Pays de Vaud, das Waadtland, die Waadt, eine ſchweizeriſche Landſchaft, welche ſüdlich an den Genferſee, weſtlich an Frankreich, nördlich an Neufchatel und Freiburg und öſtlich an Freiburg und Bern grenzt, durch die ſchweizer Revolution ein eigner Kanton wurde, und 1798 auf 45 QM. 145,000 Einwohner zählte. Die Einkünfte betrugen 700,000 Franken, und das Contingent 1482 Mann. Sie gehörte früher den Herzögen von Savoyen, wurde dieſen 1536 vom Kanton Bern entriſſen, und als untergebnes Land behandelt. Da nun weder der zahlreiche Adel, noch ſonſt ein Einwohner, zu Ehrenämtern kommen konnte, und die berner Landvögte mancher Bedrückungen beſchuldigt wurden: ſo entſtanden öftre Unruhen, die während der franzöſiſchen Revolution zum Vorwande eines Angriffs gegen Bern im J. 1798, und bald gegen die ganze Schweiz genommen wurden. Das Land iſt mit niedrigen Gebirgen durchzogen, im Ganzen reizend, gut gebaut und fruchtbar an Getreide, welches jedoch nicht hinreicht, Tabak und Schlachtvieh. Der Kanton beſitzt das einzige Salzwerk in der Schweiz, welches jährlich aber nur 20,000 Centner liefert. Der Hauptreichthum des Landes iſt der Obſt- und Weinbau. Der Ryffwein und der Vin de la Côte ſind berühmt. Die Manufakturen von Uhren, Bijouterien, Seidenzeugen ꝛc. blühen, außer zu Lauſanne, zu Vevay und in einigen andern Städten am See. Die Einwohner ſind Reformirte, die Landesſprache die franzöſiſche. Durch die Anordnungen von 1803 beruht die geſetzgebende Macht in dem großen Rathe von 180 Mitgliedern, welcher ſeine Sitzungen jedesmal im Mai zu Lauſanne hält. Neun Mitglieder deſſelben bilden die Regierung, welche für die Vollziehung der Geſetze ſorgt, auch in der Zwiſchenzeit Verfügungen trifft, worüber ſie aber dem großen Rathe Rechenſchaft ablegen muß. Die Juſtiz verwalten Friedensrichter, in zweiter Inſtanz die Juſtiztribunale jedes Diſtricts und in höchſter Inſtanz das Appellationsgericht zu Lauſanne.

Pazzi. Dieſe florentiniſche Familie, welche zu den vornehmſten und reichſten Geſchlechtern jenes Staats gehörte, iſt vorzüglich durch ihre Verſchwörung vom J. 1478, deren Opfer ſie wurde, in der italieniſchen Geſchichte berühmt geworden. Nicht bloß Eiferſucht auf die Gewalt des mediceiſchen Hauſes, ſondern auch Eiferſucht der Liebe entflammte den Urheber jener Verſchwörung, Franz Pazzi, zur Wuth gegen ſeinen Nebenbuhler, Julian von Medici, welcher ſich heimlich mit Camilla Cafarelli vermählt hatte. Franz Pazzi, rachſüchtig, ſtolz, kühn und verwegen, wollte ſich für dieſe Beleidigung und für ſo manche Zurückſetzung ſeines Geſchlechts, durch die Vertilgung der Mediceer rächen. Bernhard Bandini, ebenfalls

von den Medici's gekränkt, und von gleichen Gefühlen beſeelt, war ſein erſter Vertrauter, und da ſie wußten, wie wenig die ſteigende Macht des Hauſes Medici dem Papſte Sixtus IV. gefiel, theilten ſie deſſen Sohne, Pazzi's Freunde, Hieronymus Riario, ihren Plan, die Brüder Lorenz und Julian von Medici zu ermorden, und eine andre Regierungsverfaſſung einzuführen, mit, und ſuchten durch ihn den Papſt für ſich zu gewinnen. Wirklich verſprach ihnen der leztre Unterſtützung, und der Erzbiſchof von Piſa, Franz Salviati, Feind der Florentiner und des Lorenz von Medici, verband ſich gleichfalls mit ihnen. Erſt ſpäterhin trat Jacob Pazzi, ein Oheim von Franz, und ein ordnungsliebender, verſtändiger Mann, auf Zureden des päpſtlichen Generals, Joh. Bapt. Monteſecco, der Verſchwörung bei. Während einer Krankheit des Carl Manfredi, Grafen von Faenza, zogen die Verſchwornen, ohne den Verdacht der Medici zu erregen, eine Menge Truppen zuſammen, wodurch ſie ihre Partei verſtärkten. Als Sixtus IV. ſeinen Neffen, den jungen Kardinal Raphael Sanſoni nach Florenz ſendete, beſchloſſen ſie, die beiden Medici bei den demſelben zu Ehren angeſtellten Feſten umzubringen. Zwei Gelegenheiten dieſer Art ſchlugen fehl, weil Julian dabei nicht mit erſchien, und nun beſtimmte man den 26. April 1478, an dem in der Hauptkirche Santa Reparata großer Gottesdienſt gehalten werden ſollte, zur Vollziehung des Mordes. Das zweite Ertönen des Glöckchens, wenn der Prieſter die Hoſtie ergreifen würde, ſollte das Zeichen ſein, aber Monteſecco weigerte ſich, als die Zeit herannahte, den heiligen Ort zu entweihen. Jezt übertrug man dies Geſchäft dem Anton von Volterra und Stephan, einem Prieſter, zwei feigen Menſchen. Schon waren Lorenz und eine Menge Volks in der Kirche verſammelt, aber noch fehlte Julian, da begaben ſich Franz Pazzi und Bandini zu ihm, überhäuften ihn mit Liebkoſen, und beredeten ihn, dem Hochamte des Kardinals beizuwohnen. Auf dem Wege dahin unterhielten ſie ihn auf das freundſchaftlichſte, und Franz Pazzi umarmte ihn mehrmals, um ſich zu überzeugen, daß er nicht gepanzert ſei. In der Kirche nahmen ſie ihn in die Mitte; Anton von Volterra und Stephan ſtellten ſich Lorenz zur Seite. Als nun das Glöckchen zum zweitenmale ertönte, durchbohrte Franz Pazzi den Julian mit ſolcher Wuth, daß er ſich ſelbſt am Schenkel verwundete. Bandini ermordete Julians Freund, Nori. Anton und Stephan griffen den Lorenz an, ſtießen fehl, und verwundeten ihn nur leicht am Halſe. Er rettete ſich in die Sacriſtei. Franz und Bandini, die ihm dahin folgen wollten, wurden zurück geſtoßen. In dem Gedränge verloren viele Menſchen das Leben. Der Kardinal konnte von den Geiſtlichen nur mit Mühe gegen die Wuth des Volks geſchützt werden. Bandini entfloh. Franz ſuchte vergebens das Volk aufzuwiegeln, und mußte ſich, von dem Blutverluſt erſchöpft, nach Hauſe begeben. Salviati und Jacob Poggio hatten ſich unterdeſſen an der Spitze von ungefähr 100 Peruginern nach dem Palaſte begeben, um denſelben zu beſetzen; allein der Gonfaloniere Cäſar Petrucci ahnete Verrath, rief ſchnell die Wache herbei und beſezte den obern Stock. Durch einen Zufall waren die Peruginer in dem Verſammlungsſaale, deſſen Thüre von innen nicht geöffnet werden konnte, eingeſperrt, und die Florentiner bemächtigten ſich mit leichter Mühe des Erzbiſchofs und mehrerer Verſchwornen, die theils

niedergehauen, theils an die Fenſter aufgeknüpft, und dann hinab auf die Straße geſtürzt wurden. Das wüthende Volk holte Franz Pazzi aus ſeiner Wohnung, ſchleppte ihn nackend durch die Gaſſen, und hing ihn nebſt ſiebenzig Andern gleichfalls an den Fenſtern des Palaſtes auf. Jacob Pazzi, der durch die Straßen ritt, und das Volk zu den Waffen und zur Freiheit rief, rettete ſich, da auch er aus dem Palaſte der Signoria mit Steinen geworfen wurde, und keinen Anhang fand, durch die Flucht, ward aber in den Apenninen von einem Bauer erkannt, nach Florenz ausgeliefert und nebſt Renatus Pazzi gehangen. Das Volk holte ſeinen Leichnam nachher aus ſeiner Familiengruft, und warf ihn auf den Anger. Noch einmal ward er ſtill beerdigt, und noch einmal ſcharrte der Pöbel ihn aus, und warf ihn in den Arno. Bandini hatte ſich nach Konſtantinopel geflüchtet, wurde vom Sultan Bajazet ausgeliefert, und nebſt Anton von Volterra und Stephan, die ſich in ein Kloſter begeben hatten, hingerichtet. Napoleon Franceſi und Wilhelm Pazzi, der unſchuldig und ein Schwager Lorenzo's war, entgingen der Rache des Volks. Der letztre wurde aber, ungeachtet der Bitten ſeiner Gemahlin Bianca, auf Zeitlebens auf ſeine Villa verbannt. Den erſtern ſah man nicht mehr. Die übrigen Pazzi wurden ſämmtlich in die Gefängniſſe von Volterra für immer eingeſperrt. Monteſecco ward enthauptet, und den Kardinal ſandte Lorenz mit vielen Entſchuldigungen nach Rom zurück. So endigte mit dem gänzlichen Untergang ihrer Theilnehmer eine Verſchwörung, die aus Ehrſucht, Neid, Rache und Eiferſucht unternommen, das Verderben der Mediceer herbeiführen ſollte, aber im Gegentheil nur dazu diente, die Macht und das Anſehn derſelben zu vergrößern.

Peculat iſt überhaupt die Entwendung fremder, nicht im Eigenthum einer Privatperſon befindlichen Sache. Es iſt darunter begriffen: 1) das Peculat im engern Sinne, oder die Entwendung einer Sache, die im Eigenthume des Staats iſt, wobei man unterſcheidet, ob die Sache dem Entwender zur Aufbewahrung übergeben worden (z. B. Kaſſendiebſtahl) oder nicht; 2) Kirchenraub (crimen sacrilegii), die Entwendung einer kirchlichen Sache oder einer res secularis an einem heiligen Orte, oder Diebſtahl an geweihten Sachen oder Orten. Dabei iſt zu bemerken, daß die ſtrengen Strafen der Carolina (die ſogenannte peinliche Halsgerichtsordnung Kaiſer Carls V.) in Hinſicht auf das Sacrilegium ſeit dem weſtphäliſchen Frieden auf Proteſtanten nicht anwendbar ſind, indem dieſe nur die äußere Heiligkeit der Sache annehmen.

Peculium (Sondergut, Eigengut), das Vermögen, welches der römiſche Sklav, abgeſondert von dem Vermögen des Herrn, erworben hatte und beſaß. In ſpätern Zeiten verſtand man auch das Vermögen darunter, das ein Sohn als Soldat (pec. castrense), oder ſonſt, entweder vom Vater her (pec. profectitium) oder anderwärts (adventitium), durch Glück oder Verdienſt erworben und erſpart hatte.

Pedal heißt die Klaviatur einiger Saiteninſtrumente, beſonders der Orgel, welche getreten wird, Fußtaſten. (Vergl. **Orgel**). Schon längſt bediente man ſich des Pedals, als Saiteninſtruments, um es unter einem Klaviere zur Privatübung zu benutzen; ſeit Kurzem hat man auch angefangen, es zur Verſtärkung des Tons mit dem Pianoforte zu verbinden. Doch heißen hier Pedal auch die mit den Füßen getretnen Züge oder Veränderungen.

Pedalharfe, ſ. **Harfe**.

Pedant iſt der, welcher ſteif an einer gewiſſen beſchränkten Form, Regel oder Anſicht hängt, und mithin der Freiheit des Geiſtes im Beurtheilen und Handeln keinen Einfluß geſtatten will. Pedanterie oder Pedantismus iſt daher das ängſtliche Hangen an gegebnen Formen oder Anſichten. Der, ſagt Kant, deſſen Verfahren mit dem, was er gelernt hat, den Zwang der Schule (alſo Mangel der Freiheit im Selbſtdenken) verräth, iſt der Pedant, er mag übrigens Gelehrter oder Soldat, oder gar Hofmann ſein. Dies und die Erfahrung, daß in dem Kreiſe der Gelehrten die Pedanterie am häufigſten anzutreffen iſt, und namentlich unter Schulmännern und Sprachforſchern, am leichteſten einheimiſch wird, ſcheint uns der Grund zu ſein, warum man jenen Ausdruck im Deutſchen durch Schulfuchs überſetzt, und unter einem Pedanten vorzugsweiſe einen gelehrten Pedanten zu verſtehen pflegt. Der angeführte Denker ſagt ſehr ſchonend von dem letztern, er ſei noch der erträglichſte Pedant, weil man doch etwas von ihm lernen könne, dahingegen die Peinlichkeit in Formalien (Pedanterie) bei jenen (d. i. bei Hofleuten und Soldaten) nicht allein nutzlos, ſondern auch wegen des Stolzes, der dem Pedanten unvermeidlich anhängt, obenein lächerlich werde, da es der Stolz eines Ignoranten ſei. Gelehrter Pedant iſt aber nicht nur der, welcher den Gegenſtand ſeines Willens nur nach der ſtrengen Regel betreibt (Formaliſt) ſondern auch derjenige, der überhaupt alles nach den beſchränkten Anſichten ſeines Fachs betrachtet, und zu formen ſucht, auf andre Gegenſtände und Wiſſenſchaften von dem Standpunkte der ſeinigen vornehm und ſtolz herabſieht, oder in blinder, ſelbſt gutmüthiger Eingenommenheit für die Gegenſtände ſeines Wiſſens, die freie unbefangne Würdigung andrer verloren hat, ſo wie endlich auch derjenige, der ſeine Schulgelehrſamkeit auskramt, wo ſie nicht hingehört, beſonders in dem geſellſchaftlichen Leben, und da, wo es nicht dem Wiſſen, ſondern der eigentlichen Darſtellung gilt. Einſeitigkeit bis zum Kleinlichen und zur Geſchmackloſigkeit, Aengſtlichkeit bis zum Mechanismus, ſteife Bedächtigkeit im Handeln bis zur lächerlichen Unbeholfenheit in ſchwierigen und überraſchenden Fällen, Stolz, Eitelkeit und feſtgewurzelte Vorurtheile gegen alles Fremdartige ſind die gewöhnlichen Züge des Pedanten; dagegen Liberalität der Denkungsart, geſundes, vielſeitiges Urtheil, Witz und Geſchmack, Freiheit im Handeln und praktiſcher Takt ihm fremd ſind. T.

Pedell. Dieſen Namen führen die Boten bei den Univerſitätsgerichten, wahrſcheinlich, weil ſie dem Rector oder Prorector einer Univerſität, als ſolchem, auf dem Fuße folgen (von pes), ihm bei akademiſchen Feierlichkeiten das Zepter vortragen, und einer derſelben immer bei ihm den Dienſt in akademiſchen Verrichtungen hat. Sie beſorgen die Vorladungen der Univerſitätsverwandten vor das akademiſche Gericht, ſind bei den Verhaftungen derſelben gegenwärtig, ſchlagen die Bekanntmachungen an das ſchwarze Bret ꝛc. Auch bei den höhern Regierungs- und Verwaltungsbehörden in manchen Ländern gibt es Unterbediente, welche Pedelle genannt werden, welche gewöhnlich die Aufwartung bei den Sitzungen haben, während die eigentlichen Boten zum Verſchicken gebraucht werden.

Pegaſus, das beflügelte Roß der Alten, welches Meduſa gebar, nachdem Neptun (in Roßgeſtalt) auf einer blumigen Flur ſich mit ihr vermiſcht hatte. Heſiodus erzählt, als Perſeus die ſchwangere Meduſa enthauptet habe, ſeien aus ihr hervorgeſprungen Chry-

faor (ein Rieſe) und das Roß Pegaſus (Andre ſagen, es ſei aus ihrem Blute entſproſſen), ſo genannt von den Quellen (πηγαι, Quellroß) des Ozeans, an welchem es geboren war. Gleich nach der Geburt laſſen einige Dichter den Pegaſus von der Erde zu dem Sitze der Unſterblichen aufſteigen, wo er Donner und Blitz des Zeus trägt. Auf ihm reitend erlegte Bellerophon, nach Pindar, die Chimära und bekriegte glücklich die Solymer und Amazonen. Bei den ſpätern iſt die Fabel des Pegaſus noch ausgeſchmückter. Er ward nach Korinth an die Quellen der Pyrene verſetzt, wo er wild umherſchwärmte, und von Bellerophon erſt mit Hülfe eines goldnen Zügels gebändigt wurde, den dieſem Pallas im Schlafe verliehen hatte. Nachdem er den Bellerophon, der ſich mit ihm zu dem Sitze der Götter emporſchwingen wollte, vom Zeus durch eine Bremſe verfolgt, hinuntergeſchleudert, flog er allein zum Olympus auf, und diente dem Zeus ſo lange als Donnerroß (nach Euripides), bis dieſer ihn der bittenden Eos oder Hemera ſchenkte. Wir finden den Pegaſus auch in die Mythe von den Muſen verwebt. Durch ſeinen Hufſchlag öffnete er auf dem Gipfel des Helikon den Muſenquell, der nach ihm Hippokrene, d. i. Roßborn genannt wurde, und er ward Muſenroß, Dichterroß, daher den Pegaſus ſatteln oder reiten: dichten.

Pegnitzorden, alſo benannt von der Pegnitz, einem Fluß im Baireutiſchen, der durch Nürnberg fließt. Er heißt auch die pegnitzer Hirtengeſellſchaft, oder der gekrönte Blumenorden, wurde von Georg Philipp Harsdörffer und Joh. Klai 1644 zu Nürnberg, zur Beförderung der Reinheit der deutſchen Sprache, vorzüglich in der „Reimkunſt,“ geſtiftet und anfangs wie ein Seminarium betrachtet, aus welchem der Palmorden ſeine Mitglieder wählen konnte. Aber bald vergaßen beide Geſellſchaften den Zweck ihrer Stiftung, und ließen ſich vom Geiſte der Zeit, namentlich von Philipp von Zeſen und ſeinen Anhängern, zu ſüßelnden Tändeleien verleiten, bis endlich ihre ganze Beſchäftigung in leere Spielereien mit Sinnbildern, Deviſen und Schäferweſen ausartete. Erſt bei der Feier ihrer hundertjährigen Stiftung verſuchte man, der Geſellſchaft eine ernſtere Richtung zu geben, aber jetzt war es der alternden unmöglich, ihren zahlreichen jüngern Mitſchweſtern thätig nachzueifern, und die Kenntniß deſſen, was ſie ferner etwa geleiſtet hat, erſtreckt ſich nicht über die Grenzen ihres Orts hinaus. 1794 feierte ſie ihr 150jähriges Jubiläum, und beſteht noch, ſcheint aber immer mehr zu ſinken. Die Zuſammenkünfte wurden anfangs an einem angenehmen Orte an der Pegnitz gehalten; in der Folge aber räumte der Rath zu Nürnberg der Geſellſchaft ein Stück Wald, eine Meile von Nürnberg bei Kraftshof, ein, welcher nach damaliger Art ſehr kunſtreich angelegt, und von einem darin befindlichen Irrgarten der Irrhain genannt wurde. Doch wurden wegen ſeiner Entfernung von der Stadt die Verſammlungen zuletzt nicht mehr in demſelben, ſondern in Nürnberg ſelbſt gehalten. Jedes Mitglied bekommt einen Ordensnamen und ein Sinnbild; das Sinnbild des Ordens ſelbſt iſt eine Paſſionsblume. Fleißige Nachrichten von den äußern Schickſalen der Geſellſchaft finden ſich in Amarantes (Herdegen) hiſtoriſcher Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang, Nürnberg 1744. 8. A—s.

Pegu, bis 1757 ein eignes Königreich auf der indiſchen Halbinſel jenſeits des Ganges, zwiſchen Ava, Martaban, dem Meere und Arrakan; ſeitdem eine Provinz des birmaniſchen Kaiſerreichs, welches aus der Vereinigung der vormaligen Königreiche Ava, Pegu,

Arrakan, Caſſay und Martaban entſtanden iſt. Das Land iſt meiſtens eine fruchtbare Ebene mit einem ſehr warmen Klima. Das Pflanzenreich bringt Reiß, Zuckerrohr, Kardamomen, Indigo, Baumwolle, Betel und faſt alle tropiſchen Gewächſe in Menge hervor. Ein großer Reichthum des Landes beſteht in dem Tiekholze, welches in unerſchöpflichen Waldungen das ganze Tiefland von Pegu bis zu den Grenzgebirgen Arrakans bedeckt. Vor allem iſt es wichtig zum Schiffbau. Der Baum iſt ziemlich hoch, immer grün und hat ein Holz, das ſo hart als Eichenholz iſt. Bombay, Madras und Kalkutta erhalten ihr Schiffszimmerholz aus Pegu, und die peguaniſchen Schiffszimmerleute gehören zu den geſchickteſten dieſer Meere. Man hat ferner: Pferde, Ochſen, Schafe; die Wälder ſind voll Elephanten, Büffel und Tiger. Federvieh und Wildpret, beſonders wilde Schweine, gibt es in Ueberfluß. Auch iſt Pegu reich an Rubinen, Topaſen, Sapphiren und Amethyſten. Die Peguaner ſind wohl gewachſen, und unterſcheiden ſich von ihren Oberherren, den Birmanen, durch ihre bläſſere Geſichtsfarbe und ihren Haarſchnitt. Sie ſchneiden nämlich das Haar vorn rund, und ſcheeren es hinten von den Ohren bis zum Scheitel in einem halben Kreiſe weg. Sie ſind Verehrer des Buddha, der hier Gaudma heißt. Die Prieſter haben in ihrer Kleidung, Lehre, Lebensregel, die größte Uebereinſtimmung mit den Lama's der Chineſen und Tibetaner, ſind aber ſehr verſchieden von den Braminenprieſtern. Pegu, die Hauptſtadt, wurde von Alombra, dem Stifter des birmaniſchen Reichs, nach der Eroberung 1757 faſt gänzlich zerſtört. Das an deſſen Stelle erbaute Neu-Pegu, am Pegu, (17° 40' N. Br.) nimt ohngefähr die Hälfte des Raumes des alten ein. Die gegenwärtigen Einwohner, etwa 7000, ſind nur Prieſter und Arme. Die Straßen ſind breit und mit Ziegeln von den Ruinen der alten Stadt gepflaſtert. Nur die kaiſerlichen Gebäude und die Klöſter ſind von Steinen erbaut; das Volk darf kein gemauertes Haus haben, weil man beſorgt, es könne ſolches bei einer Empörung zur Feſtung machen. Das merkwürdigſte in Pegu iſt der Tempel des Gaudma oder der Schomadu, ein Denkmal alter Baukunſt, das bei der Zerſtörung der Stadt verſchont wurde. Dieſes bewundernswürdige Gebäude ſteht auf zwei viereckigen Terraſſen, eine über der andern. Die untere iſt zehn Fuß über der Erde erhaben, die obere iſt zwanzig Fuß hoch, mithin dreißig Fuß über der Erde. Jede Seite der untern war 1391 Fuß lang, der obern 684 Fuß. Die Mauern, welche die Terraſſen umgeben, ſind verfallen, und die Ebene der untern mit Schutt bedeckt. Man erſteigt die Terraſſen auf ſteinernen Stufen; auf beiden Seiten ſtehen Wohnungen der Prieſter, fünf Fuß über der Erde. Der Schomadu ſelbſt iſt eine maſſive Pyramide von Backſteinen und Mörtel, ohne Höhlung oder Oeffnung irgend einer Art; unten achteckig und nach oben zu gewunden; jede Seite der Baſis iſt 162 Fuß lang. Dieſe große Breite nimt ſchnell ab. Ein ſechs Fuß hoher Rand umgibt die Baſis der Pyramide, und auf dieſem ſtehen 57 kleine Thürmchen rund um den Tempel herum; alle ſind maſſiv, 27 Fuß hoch, und 40 Fuß unten im Umkreiſe. Dicht darüber ſteht ein zweiter Rand, welcher 53 ähnliche Kegel enthält. Eine Menge Zierrathen umgeben das Gebäude. Das Ganze krönt ein Ti oder durchbrochner eiſerner Aufſatz, über welchem ein vergoldeter Wetterhahn befeſtigt iſt. Der Ti hat 56 Fuß im Umfange und iſt mit ſtarken Ketten an der Spitze befeſtigt; unten hängen viele Glöckchen herab, die beim Winde ein beſtändiges Geklingel verurſachen. Der ganze Ti

iſt vergoldet. Die Höhe des Tempels von der Grundfläche an iſt 261 Fuß und von der obern Terraſſe 331 Fuß. In jedem Winkel der obern Terraſſe ſteht ein 67 Fuß hoher Tempel, welcher im Kleinen dem großen Schomadutempel ähnlich iſt. Das Alter des Schomadu wird auf 2300 Jahre angegeben.

Pehlvi, ſ. Perſiſche Sprache.

Peipusſee, liegt zwiſchen den ruſſiſchen Statthalterſchaften, Liefland, Eſthland, Pſkow und St. Petersburg, wenigſtens hat er eine Länge von 12 und eine Breite von 8 deutſchen Meilen. Er iſt fiſchreich und tief, hängt oberwärts zuſammen mit dem See von Pleskow durch eine Seeenge und mit dem Wirzſee durch den Fluß Eno; unterwärts verbindet das moraſtige Bett der Narowa, den See mit dem pernauer Meerbuſen. Die Comptoriſten zu Nowogrod und die lübecker Handelsherren, kannten dieſen alten Waſſerweg in den glänzenden Tagen der Hanſe ſehr gut. Seitdem nahm der Haupthandel der Ruſſen nach der Oſtſee und dem weißen Meer, eine veränderte Richtung durch die Zerſtörung der Handels- und republikaniſchen Freiheit Nowogrod's, und die alte Waſſerſtraße ging immer mehr ein, weil Verſtopfungen und Erhöhung des Bettes der Flüſſe entſtanden, deren ſich in allem 90 in dies weitverbreitete Waſſerbecken ſtürzen. Jetzt hat der Kaiſer Alexander die Anlegung des ſogenannten Alexanderkanals beſchloſſen, der mit einem Koſtenanſchlag von 6 Mill. Rubel den Peipusſee und ſeine Zuwäſſerungen mit dem pernauiſchen Meerbuſen in Schifffahrtsverbindung bringt. Er wird in einigen Jahren vollendet ſein. Wie alle große und kleine ruſſiſche Kanäle, im Innern des Reichs, wird dieſer Kanal, der keiner Felſenſprengung bedarf und überall genug Waſſer erhalten kann, zugleich für die Landwirthſchaft, Ab- und Zuwäſſerungen der Ebenen, welche er durchſchneidet begünſtigen und am Anlauf der Schleuſen die Anlegung großer Mühlen für Land- oder Fabrikbedürfniſſe anbieten. Dorpat, wird nun durch ſeine Lage am Alexanderkanal, zu einer Handelsſtadt in dieſem bisher noch ſehr unbevölkerten Theile des Kaiſerreichs ſich künftig eignen. Ein ſteinerner Kaufhof mit 200,000 Rubel Koſten erbauet, wurde ſchon jetzt unentbehrlich befunden. So blüht alles rieſenmäßig im größten Staat der Erde auf. Wir erinnern dabei, daß den erſten Schwung zur trefflichen innern Waſſerverbindung des Reichs, der Graf Münnich, durch Anlegung des Ladogakanals, unter dem Kaiſer Peter dem Großen gab. Jener Ausländer war in ſeinem Vaterlande Oldenburg als ein geſchickter Deichgräber im Waſſerbau bekannt. Dies veranlaßte dem Kaiſer Peter den Großen ihn in ſeine Dienſte zu nehmen, die er als Generalfeldmarſchall beſchloß. Er ſtarb erſt unter Catharina der Zweiten, und würde noch mehr Großes und Gutes für Rußland gewirkt haben, wenn die Hofintrigue dieſen Mann nicht 20 Jahre lang in Sibirien als Staatsgefangnen gefeſſelt hätte. Erſt der Kaiſer Peter III. rief ihn aus Sibirien zurück, der dem Monarchen bei der Revolution, die ſeine Gemahlin auf den Thron hob, noch weiſe Rathſchläge gab, die ihn wahrſcheinlich gerettet haben würden, wenn der Kaiſer ſolche zu befolgen, augenblickliche Entſchloſſenheit genug gehabt hätte. Der oldenburgiſche Prinz Georg, erſter Gemahl der Grosfürſtin Catharina Paulowna, empfahl als Generaldirector aller Waſſerbauten des Reichs das Bedürfniß vermehrter Strom- und Meerverbindung des Innern zu befriedigen. Dieſer Kanal war eine der Leiblingsideen des Prinzen Georg.

Peking (39° 54′ nördl. Br.), die Hauptſtadt des chineſiſchen Reichs, in der Provinz Pe-tſcheli, liegt 28 Meilen von der großen Mauer in einer großen fruchtbaren Ebene. Der Name bedeutet eigentlich die nördliche Reſidenz (Pe: Norden, King: Reſidenz), wie Nanking die ſüdliche. Die hohen Mauern, welche die Stadt umgeben und mit Baſteien und hohen Thürmen verſehen ſind, ragen ſo über alle Häuſer hinaus, daß man dieſe von weitem nicht ſieht. Die Stadt bildet ein längliches Viereck und beſteht aus zwei Haupttheilen, welche die chineſiſche und die tatariſche Stadt genannt werden. Die letztre wird von den Mantſchu bewohnt, und enthält den kaiſerlichen Reſidenzpalaſt. Peking übertrifft um ein Drittel den Umfang von London, und ſoll nach Macartney, über 2 Mill. Einw. haben; dagegen andre Reiſende die Zahl der Einwohner, wahrſcheinlich richtiger, nur auf 700,000 ſchätzen. Man findet hier 33 Tempel, mehrere öffentliche Altäre, als den Altar des Himmels und der Erde (auf jenem opfert der Regent im Sommer, auf dieſem im Winter), den Altar des höchſten Königs, an dem die Chineſen das Neujahr feiern, Altar des ewigen Lebens, der Sonne, des Mondes, des Ackerbaues, vier katholiſche Kirchen, verſchiedne Klöſter, zwei ruſſiſch-griechiſche Kirchen, vier Moſcheen, ein Findlingshaus, ſechs Begräbnißplätze der vorigen Chane und 26 Tribunäle und Gerichtshöfe. Die Straßen ſind über hundert Fuß breit, oft eine Stunde lang und nicht durchgehends gepflaſtert, werden aber ſtatt deſſen in der trocknen Jahreszeit täglich mit Waſſer beſprengt, um den Staub zu löſchen. Die Breite der Straßen und das Volksgewühl geben der Stadt ein eignes freundliches Anſehn, welches aber dadurch gemindert wird, daß man von den ohnehin niedrigern Häuſern nichts als die Hinterſeite ſieht. Die Kramläden der Kaufleute, die nach der Gaſſe hinausgehen, beleben dafür die Anſicht. Statt der Kutſchen ſieht man eine große Menge Sänften, worin ſich die Damen tragen laſſen. Nicht das ganze Innere der Stadt iſt mit Häuſern bebaut, ſondern man findet auch freies, zum Theil mit Erdfrüchten beſtelltes Feld, beſonders in der chineſiſchen Stadt. Das merkwürdigſte Gebäude von Peking iſt der kaiſerliche Palaſt, deſſen Pracht mehr in der Menge von Gebäuden, Höfen und Gärten als in einer ſchönen Bauart beſteht. Die Ringmauern des Palaſtes umgeben nicht nur die Wohnung des Monarchen, ſondern eine eigne kleine Stadt, welche von den Hofbeamten, Offizieren und einer zahlreichen Menge von Künſtlern, die ſämmtlich im Dienſte des Kaiſers ſtehen, bewohnt werden. Der Palaſt ſoll 2 Stunden im Umfange haben und das Innere reich verziert ſein. Die Gärten gewähren, nach den einſtimmigen Ausſagen aller Reiſenden, einen zauberiſchen Anblick. Man findet darin künſtliche Berge, die durch kleine mit Kanälen bewäſſerte Thäler getrennt ſind. Dieſe Wäſſer vereinigen ſich in Seen und großen Teichen, auf welchen prächtige Barken ſchwimmen, und deren Ufer mit einer Reihe von Gebäuden beſetzt ſind. An den Ufern der Kanäle erheben ſich Felſen in romantiſch ſchönen Gruppen, welche die rohe wilde Natur täuſchend nachahmen. Auf den Gipfeln der Berge werfen hohe Bäume ihren Schatten auf liebliche, einſame Luſthäuſer und Kiosks. Das Ganze gleicht einem Feenaufenthalte. An wiſſenſchaftlichen Anſtalten hat Peking eine aſtronomiſche und mediziniſche Geſellſchaft, eine Akademie der Wiſſenſchaften, die Expedition einer Hofzeitung, eine Sternwarte; auch iſt jetzt eine Kuhpockenimpfungsanſtalt daſelbſt. Die Polizei dieſer gro-

ßen Stadt iſt ſehr gut, und man hört ſelten von Mord oder andern Verbrechen. Die Polizeiſoldaten (20,000) führen lange Peitſchen, wodurch ſie das Volk im Zaum halten.

Pelagianismus iſt diejenige theologiſche Denkart, welche die völlige Verderbniß der menſchlichen Natur durch die Folgen der Sünde Adams (Erbſünde) leugnet, und die natürlichen Anlagen und Kräfte des Menſchen für zulänglich zur Ausübung der chriſtlichen Tugend erklärt. Sie ſchließt den Glauben an einen göttlichen Beiſtand zur Beſſerung nicht aus, macht aber die Wirkſamkeit dieſes Beiſtandes von der eignen Thätigkeit des Menſchen inſofern abhängig, daß er nur bei denen etwas ausrichte, die von ſelbſt zum Beſſern ſtreben. Dieſe Denkart entſtand durch die Behauptungen des Pelagius, eines brittiſchen Mönchs, der ſich im Anfange des 5. Jahrh. mit großem Ruhme der Wiſſenſchaft und Unbeſcholtenheit des Wandels zu Rom aufhielt, und da er bei einem Einfalle der Gothen 409 mit ſeinem Freunde Cöleſtius nach Sicilien und dann nach Afrika flüchtete, von Auguſtinus (ſ. d. Art.) verketzert, und auf mehrern afrikaniſchen Synoden verurtheilt wurde. Pelagius wandte ſich daher nach Jeruſalem, und beſchloß daſelbſt ohne weitere Anfechtung 420 ſein Leben in einem Alter von 90 Jahren. Die philoſophiſche Gründlichkeit und edle Freimüthigkeit ſeiner Schriften und ſeine perſönliche, in einer Zeit des allgemeinen Sittenverderbniſſes bewunderte Tugend verſchaffte ſeiner an und für ſich ſchon durch ihre Vernunftmäßigkeit empfohlnen Meinung viele helldenkende Anhänger, und ohne jemals eine eigne ketzeriſche Kirche gebildet zu haben, nehmen die Pelagianer, deren Anſicht auf der Kirchenverſammlung zu Epheſus 431 förmlich verdammt wurde, und die den orthodoxen Lehrſatz von der gänzlichen Untüchtigkeit des Menſchen zum Guten nur etwas mildernden Semipelagianer (geſtiftet durch Joh. Caſſianus zu Marſeille, † 435) eine bedeutende Stelle in der Kirchengeſchichte ein. Ueber die verſchiednen Geſtalten und Namen, unter denen ſich der Streit des auguſtiniſchen Rigorismus mit pelagianiſchen Synkretismus in der chriſtlichen Kirche erneuert hat, vergl. d. Art. Gnade.

Pelagius, ſ. d. vorherg. Art.

Pelasger, der älteſte Völkerſtamm in Griechenland, der zuerſt im Peloponnes wohnte, wohin er wahrſcheinlich von der kleinaſiatiſchen Küſte aus über die einzelnen Inſeln nach Thrazien und Theſſalien gedrängt worden war. Sie lebten als nomadiſche Horden in keiner politiſchen Verbindung, verehrten einen rohen Stein als Bild der Gottheit, und waren als Barbaren in dem ſpätern Griechenlande in verhaßtem Andenken (ſ. Griechenland). Da die ſumpfige bergige Halbinſel ſie vor Anfällen andrer Horden ſicherte: ſo vermehrten ſie ſich ſchnell, und gegen den korinthiſchen Buſen zu ſetzten ſich zwei Stämme feſt, die ſich früher als die übrigen von dem rohen wilden Zuſtande entfernten. Hier bildeten ſich nun die Reiche Argos und Sicyon, wo Inachus und Phoroneus herrſchten. In Arkadien bildete hierauf des Letztern Enkel Pelasgus einen Nomadenſtaat, woher die Sage entſtand, daß nach ihm jene arkadiſchen Nomaden Pelasger genannt worden, welcher Name mit der Zeit allen Urſtämmen des älteſten Griechenlands gegeben wurde. Von dieſem arkadiſch-pelasgiſchen Staate gingen verſchiedne Kolonien aus, unter andern vorzüglich nach Nordtheſſalien, wo ſie drei Staaten gründeten, die nach ihren drei Anführern, dem Achäus, Phthius und Pelas-

gus die Namen Achaja, Phthiotis und Pelasgiotis erhielten; ferner in das nachherige Böotien und Attika, ſo wie nach Epirus und Italien. Sie verloren ſich durch Auswanderungen nach und nach aus Griechenland, oder vermiſchten ſich mit andern Stämmen. Uebrigens bleibt, ſelbſt nach den neueſten Unterſuchungen der gelehrteſten Alterthumsforſcher, manches in der Geſchichte dieſes Volkes dunkel, und es ſcheint, man muß den Namen Pelasger in mehr als einer Bedeutung nehmen.

Peleus, des Aeakus, Königs von Aegina, und der Endeïs Sohn, floh, weil er, obſchon abſichtlos, an ſeines Halbbruders Phokus Ermordung Theil genommen hatte (ſ. Aeakus), ſammt dem Telamon nach Phthia zum Eurytion (des Aktor's Sohn), der ihn ſühnte, ihm ſeine Tochter Antigone zur Gemahlin, und den dritten Theil ſeines Reichs zum Antheil gab. Bald darauf ging Peleus mit Eurythion nach Kalydon, um der Jagd des verderblichen Ebers beizuwohnen. Hier war er ſo unglücklich, durch einen auf das Ungeheuer geſchleuderten Wurfſpieß ſeinen Schwiegervater zu tödten. Er floh nach Jolkos zum Akaſtus, der ihn von dieſer That reinigte. Akaſtus Gemahlin, Aſtydamia, entbrannte für ihn, und rächte ſich, da Peleus ihre Neigung nicht erwiderte, dadurch, daß ſie ihm ihre eigne Begierde andichtete, und ihn bei ſeiner Gattin und ihrem Gemahle deshalb verleumdete. Antigone erhing ſich aus Verzweiflung über dieſe Nachricht; Akaſtus aber, um nicht das Gaſtrecht zu verletzen, ſtellte auf dem Berge Pelion eine Jagd an, wo Peleus den Tod der Rache finden ſollte. Als er ihn hier ſo ermüdet hatte, daß er einſchlummerte, ließ ihm Akaſtus ſein Schwert verſtecken und ihn binden, um ihn den wilden Thieren Preis zu geben. Aber Jupiter ließ durch Pluto ſeine Bande löſen, und als er erwachte, brachte Chiron, ſeiner Mutter Vater, ihm ſein Schwert zurück. Mit Jaſon, den Dioskuren und einer Schaar muthiger Krieger überfiel er dann rächend Jolkos, trieb den Akaſtus in die Flucht und tödtete die Königin. So ward er Herr eines Theils von Theſſalien. Die Götter lohnten ſeine Keuſchheit dadurch, daß ſie ihm auf Themis Rath, die Nymphe Thetis zur Gemahlin gaben, deren Umarmung er nur durch Chiron's Hülfe erlangte. Die Hochzeit ward auf dem Pelion gefeiert, und durch die Gegenwart aller Götter, die dem Brautpaare reiche Geſchenke brachten, verherrlicht. Neptun ſchenkte dem Peleus die unſterblichen Roſſe, Chiron den gewaltigen Speer, welchen nachher Achilles mit vor Troja nahm. Viele alte Dichter beſangen dieſe Vermählungsfeier, von deren Geſängen nur ein Nachhall in Catull's Epithalamium übrig iſt. Ein ſpäterer Dichter knüpfte ſchon an dieſe Vermählungsfeier das Schickſal von Troja (ſ. Eris). Peleus, der als Jüngling auch dem Argonautenzuge beigewohnt hatte, herrſchte nun zu Phthia über die Myrmidonen. Homer nennt ihnen einen weiſen, mächtigen und beredten Mann. Von allen ſeinen mit Thetis erzeugten Kindern erreichte nur Achilles das mannbare Alter, den er in Gemeinſchaft mit dem zu ihm geflüchteten Patroklus erzog, und ungern nach Troja ziehen ſah. Thetis verließ ihn, und kummervoll überlebte er ſeinen geliebten Sohn. Nach ſeinem Tode wurde er nebſt Chiron von den Bewohnern der Stadt Pella in Macedonien göttlich verehrt, und Pindar macht ihn zu einem Richter in der Unterwelt.

Pelew- oder ſpan. Palaos-Inſeln, eine Gruppe von Eilanden in Auſtralien zwiſchen den caroliniſchen und maniliſchen Inſeln

(147—153° öſtl. L., 5—9° nördl. Br.) Alle ſind lang und ſchmal, und nicht ſehr erhaben über die Meeresfläche. Die wichtigſte heißt Kurara und die Hauptſtadt derſelben Pelew; nach Hockin aber heißt die Inſel Ericklithu und die Hauptſtadt Kurura. Die ſpaniſchen Anſiedler auf den Philippinen, welche dieſe Inſeln auf ihren Fahrten nach Amerika in der Ferne ſehen mochten, nannten ſie Palosinſeln, weil die Palmen, welche auf ihnen in Menge wachſen, von ferne wie Maſten (ſpaniſch Palos) ausſehen. Aber erſt ſeit dem Auguſt 1783, wo auf dem Korallenriff an der weſtlichen Seite dieſer Inſeln das engliſch-oſtindiſche Compagnieſchiff Antilope, Kapitän Wilſon, ſcheiterte, wurden ſie den Europäern genauer bekannt. Gaſtfrei wurden die Britten von dem Könige der Inſel, Abba Thulle, der ihnen die Inſel Orulong ſchenkte, und deſſen Volke aufgenommen, und kehrten, von dem Prinzen Libu, zweitem Sohne des Königs, begleitet, auf einem neuerbauten Schiffe nach England zurück. Alle Inſeln welche die Engländer ſahen, waren reichlich mit Bäumen aller Art bedeckt, fruchtbar und gut angebaut. Das Innere iſt hie und da gebirgig, aber die Thäler ſind ausgedehnt und ſehr anmuthig. Einen Fluß entdeckte man nirgends, kleine Quellen und Küſtenbäche aber ſehr häufig. Vorzüglich gedeihen Kokospalmen, Betelnüſſe und der wilde Brotfruchtbaum. Yams werden mit beſondrer Sorgfalt angebaut und liefern ein vorzügliches Hülfsmittel zum Unterhalte. Auch wachſen Piſang, Bananen, weniger häufig Orangen und Limonien. Zuckerrohr gedeiht hie und da, Bambusrohr im Ueberfluß. Getreidearten aber wurden bei der Ankunft der Engländer nirgends gefunden. Außer Ratten und einigen magern Katzen gab es keine vierfüßige Thiere. Von Vögeln fand man das gemeine Huhn häufig wild in den Wäldern. Die Einwohner ſuchten zwar die Eier deſſelben auf, lernten aber erſt von den Engländern, daß das Fleiſch dieſer Thiere eine vortreffliche Nahrung gebe. Auch gab es wilde Tauben, eine Lieblingsſpeiſe, die aber nur Perſonen von gewiſſem Range erlaubt war. Die Gewäſſer waren reich an größern und kleinern Fiſcharten. Häufig iſt der Bachkrebs, die Schildkröte, welche man kocht und als Lieblingsgericht verzehrt, verſchiedne Arten von Auſtern und Muſcheln, beſonders die Chama-Muſcheln, welche die Inſulaner oft durch Taucher fangen. Der König von Kurara herrſchte mit unumſchränkter Gewalt, und war mit den unabhängigen Beherrſchern der übrigen Inſeln in fortdauerndem Kampfe. Er hält bei allen wichtigen Angelegenheiten Rath mit den Rupacks, welche eine Art von nicht erblichem Adel zu bilden ſcheinen. Einer begleitet den König immer, und wird ſtets von ihm zuerſt um ſeinen Rath gefragt. Er ging nie in den Krieg, und hatte nur eine Frau, während die übrigen Rupacks zwei hatten. Der Rang unter den Rupacks wird auch durch einen Orden beſtimmt, deſſen Zeichen ein um den Arm getragner Knochenring iſt, welche Auszeichnung auch Wilſon kurz vor ſeiner Abreiſe vom Könige erhielt. Der nächſte nach dem Könige iſt ſein älteſter Bruder; er iſt Thronerbe und Anführer der bewaffneten Macht. Täglich hält der König eine öffentliche Sitzung, um Streitigkeiten zu ſchlichten und Geſuche anzuhören. Er iſt der allgemeine Grundherr; jeder Einwohner beſaß ein Stück Land zu ſeinem Unterhalte, aber nur ſo lange, als er es anbauete; wählte er einen andern Wohnplatz: ſo fiel es an den König zurück, der es dann an einen andern verlieh. Die Bewohner der Pelew-Inſeln ſind ein ſtarker, kräftiger Menſchenſchlag von mittler Größe und dunkler Kupferfarbe. Ihr Haar iſt lang,

beſonders bei den Weibern, welche vorn und hinten kleine, ungefähr 11 Zoll lange, Schürzen tragen, die von den Faſern der Kokusnuß-ſchale gemacht und gelb gefärbt ſind. Die Männer und Weiber ſind tättowirt. Die Männer haben ein Ohr, die Weiber beide durchbohrt; jene tragen Kügelchen, letztre ein Blatt oder ein Ohrgehänge von Schildkrötenſchale darin. Auch die Naſenwand iſt durchbohrt. Im Schwimmen ſind beide Geſchlechter ſehr geſchickt, und die Männer ſind gewandte Taucher. Die Lebensweiſe dieſer Inſulaner war ſehr einfach. Ihre Fiſche eſſen ſie theils geröſtet, theils in Salzwaſſer gekocht, theils roh, oder mit Limonien- oder Pomeranzenſaft begoſſen. Salz haben ſie nicht, noch ſonſt eine andre Würze. Ihr gewöhnliches Getränk iſt Kokosſaft, ſelten Waſſer. Ihre Häuſer waren ungefähr drei Fuß über den Boden erhaben, um ſie gegen Feuchtigkeit zu ſichern. Auf eine Unterlage von großen Steinen waren die Balken gelegt, welche das Dach von Bambusrohr und Palmblättern trugen, womit auch die Zwiſchenräume ausgefüllt waren. Im Innern war keine Abtheilung, in der Mitte ein kleiner Feuerheerd, wo man zum Abkochen der Yams, zur Abhaltung des Thaus bei Nacht und um die Muskitofliegen zu verjagen, Feuer anzündet. Die Oeffnungen des Hauſes, die zugleich als Thüren und Fenſter dienen, ſind gleich über dem Boden und mit Laden und Bambusgeflecht verſehen, um den Regen abzuhalten. Die öffentlichen Gebäude, zum Theil äußerlich mit künſtlichem Schnitzwerke geziert, waren gegen 80 Fuß lang; hier wurden theils öffentliche Angelegenheiten ausgemacht, theils Feſte gegeben. Zu den unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſen gehört ein aus Piſangblättern geflochtnes Körbchen, worin Betel, ein Kamm und ein Meſſer getragen wird. Die Kämme ſind aus dem Holze des Pomeranzenbaums, die gewöhnlichen Meſſer aus Muſchelſchalen, oder aus Bambusrohr, die beſten aus der Schale der Perlauſter gemacht. Netze, Leinen und ähnliche Fiſchergeräthe werden von dem faſerigen Ueberzuge der Kokusnüſſe bereitet; die Matten aber, worauf man ſchläft, beſtehen aus Piſangblättern. Letztre dienen ihnen auch ſtatt Schüſſeln, die Schale einer Kokusnuß iſt ihr Trinkgeſchirr. Sie verfertigen auch irdne Gefäße von bräunlicher Farbe, worin ſie Fiſche und Yams kochen. Aus den Schildkrötenſchalen machen ſie Löffel, Ohrgehänge und Armbänder, Beile aus den härteſten Theilen der Chamamuſchel. Ihre Hauptwaffe iſt der gegen 12 Fuß lange Speer aus Bambusrohr mit einer Spitze aus ſehr hartem Holze. Auch wiſſen ſie ſich des Wurfſpießes mit vieler Geſchicklichkeit zu bedienen. Ihre größten Kanots können 25 bis 30 Menſchen faſſen, und haben dreieckige Segel von Matten. Die Pelew-Inſulaner ſind in einem hohen Grade fleißig, geſchickt und gelehrig. Sie ſtehen mit dem Tage auf und baden ſich, Männer und Weiber an beſondern Orten. Die Männer arbeiten dann in ihren Pflanzungen, oder fällen Holz, bauen Häuſer und Kanots, und verfertigen Geräthſchaften, Waffen und dergleichen; die geſchickten Arbeiter, z. B. Baumeiſter, Bearbeiter der Schildkrötenſchale, Töpfer u. ſ. w. werden ſehr geachtet. Jeder gewann durch das Tagewerk ſich ſeinen Unterhalt, und ſelbſt die Vornehmen gaben das Beiſpiel fleißiger Thätigkeit. Die Weiber mußten in den Yampflanzungen arbeiten, und das Unkraut auf den gepflaſterten Straßen ausjäten. Sie verfertigen Matten, Körbchen, beſorgen das Haus und verrichten das Geſchäft des Tättowirens. Sie waren freundlich, aber vermieden im Allgemeinen den Verkehr mit den Engländern, und waren empfindlich, wenn in dem

Betragen gegen ſie das Zartgefühl verletzt wurde. Vielweiberei iſt erlaubt, doch hat gewöhnlich der Mann nur zwei Weiber, da jede Frau ein Haus haben muß. Der König hatte fünf, die aber auch nicht zuſammen leben. Die ſchwangern Weiber werden mit beſondrer Sorgfalt behandelt. Die Engländer bemerkten bei dieſen Inſulanern nichts, was einer religiöſen Feierlichkeit geglichen hätte, aber manchen Aberglauben, z. B. Vorbedeutungen und Zeichendeuterei. Die Einwohner von Kurura zeigten ſowol unter ſich, als gegen die Fremden, welche an ihre Küſten verſchlagen waren, die freundlichſte Gemüthsart und die uneigennützigſte Theilnahme. Sie achteten das Eigenthum im Verkehre unter einander, und was ſie zu kleinen Diebereien gegen die Engländer reizte, war mehr kindiſche Neugier. Als die Engländer über das Tödten der Kriegsgefangnen ihren Unwillen bezeigten, ſuchten ſie dies mit der Selbſterhaltung zu entſchuldigen. Einige Jahre nach Wilſon's Rückkehr nach England beſchloß die oſtindiſche Geſellſchaft, Schiffe auszurüſten, um dem guten Abba Thulle die Nachricht von dem Tode ſeines Sohnes, der fünf Monate nach ſeiner Ankunft in London an den Blattern ſtarb, und wegen ſeiner Lernbegierde und ſeines edeln Herzens allgemein bedauert wurde, zu melden, und ihm ihren Dank für die freundliche Aufnahme der Schiffbrüchigen zu bringen. Im Aug. 1790 ſegelten deshalb zwei Schiffe vom Bombay ab, und kamen glücklich auf den Pelew-Inſeln an, wo ſie der König von Karura und ſein ganzes Volk mit herzlicher Freude empfing. Die Engländer landeten in dem bequemen Hafen der Inſel Amollika, wo Ueberfluß an ſüßem Waſſer war, und wo ſie das Fort Abercrombie baueten. Sie brachten dem Könige einige Kühe und Stiere, Schafe und Widder, Schweine, Gänſe, Enten, Hühner, Turteltauben, Sämereien und Getreidekörner, Gewehre und mancherlei nützliche Werkzeuge. Als 1798 ein andres engliſches Schiff die Pelew-Inſeln beſuchte, hatte ſich das zahme Vieh ungemein vermehrt; Getreide und andre neuangebaute Pflanzen gediehen üppig. Vergl. Georg Keate (Account of the Pelew-Islands, deutſch von Georg Forſter, Hamburg 1789) und John Pearcote Hockin (a Supplement to the account of the Pelew-Islands, London 1803, 4; deutſch von Ehrmann, Weimar 1805).

Pelias, Sohn des Neptun, König von Iolkos in Theſſalien, das er dem rechtmäßigen Beherrſcher, ſeinem Bruder Aeſon, entriß. Er wußte auch den Sohn deſſelben, Jaſon (ſ. d. Art.), der darauf Anſprüche machte, zu entfernen; kam aber bei deſſen Rückkehr auf eine traurige Weiſe um, indem, nach einer Sage, ſeine eignen Töchter auf den hinterliſtigen Rath der Medea (ſ. d. Art.), die ihn durch ihre Zaubermittel zu verjüngen verſprach, ihn tödteten und den zerſtückten Leichnam in einem Keſſel kochten. Nach Andern tödtete ihn Medea ſelbſt. Sein Sohn und Nachfolger Akaſtos feierte dem Todten zu Ehren prächtige Spiele oder Wettkämpfe, wobei mehrere von den berühmteſten Argonauten den Preis davon trugen.

Pelides, der Pelide, wird Achilles, als Sohn des Peleus (ſ. d. Art.) genannt.

Pelion, jetzt Sagari, ein hohes und berühmtes theſſaliſches Gebirge, das eine Menge Heilkräuter erzeugt. Auf einem von ſeinen Gipfeln ſtand ein Tempel des Zeus, und nahe dabei zeigte man die Grotte des berühmten Centauren Chiron, der hier vor Alters gewohnt haben ſollte. In dem Kampfe der Titanen gegen die Götter

thürmten jene, wie die Dichter erzählen, den Oſſa auf den Pelion, um ſo die Wohnungen der letztern zu erklimmen.

Peliſſon-Fontanier (Paul), ein berühmter franzöſiſcher Rechtsgelehrter und königl. Hiſtoriograph, geb. zu Beziers 1624, verlor ſeinen Vater früh, und wurde von ſeiner Mutter in der proteſtantiſchen Kirche erzogen. Er ſtudirte zu Caſtres, Montauban und Toulouſe, und lernte die Literatur der ältern und neuern Sprachen kennen. Seine erſte Arbeit war eine Uebertragung des erſten Buchs der Inſtitutionen, welche 1645 im Druck erſchien. Bald darauf betrat er zu Caſtres die gerichtliche Laufbahn. Mehrere zu Paris herausgegebne Werke machten ihn vortheilhaft bekannt, und als er ſich 1652 daſelbſt niederließ, nahm ihn die franzöſiſche Akademie, deren Geſchichte er geſchrieben hatte, zu ihrem Mitgliede auf. Peliſſon kaufte ſich die Stelle eines königl. Sekretärs, und Fouquet wählte ihn zu ſeinem erſten Commis. 1660 ward er mit dem Patente als Staatsrath belohnt. Als Vertrauter Fouquet's mußte er aber auch deſſen Unglück theilen, und ſaß mit ihm zugleich vier Jahre (ſeit 1661) in der Baſtille. Hier verfaßte er für ſeinen Wohlthäter drei Denkſchriften, welche wahre Meiſterſtücke von Vertheidigungen ſind, und rettete ihn endlich auf eine eben ſo kluge als kühne Weiſe. Es kam nämlich darauf an, ihm Nachricht zu geben, daß gewiſſe Papiere, welche gefährliche Geheimniſſe enthielten, verbrannt ſeien. Peliſſon ſtellte ſich, als wolle er dem Gerichte wichtige Anzeigen machen, und veranlaßte durch ſeine Ausſagen eine Confrontation mit Fouquet. Als er hier dieſelben Angaben wiederholte, und Fouquet betroffen ſchwieg, verſetzte er: „Sie würden ſich für überführt bekennen, wenn ſie nicht wüßten, daß Ihre Papiere verbrannt wären.“ Aus dieſen Worten errieth Fouquet Peliſſon's Abſicht, und ließ ſich kein Geſtändniß entreißen. Peliſſon's Freunden gelang es endlich, ſeine Befreiung zu bewirken, und er feierte ſie jährlich durch die Loskaufung andrer Gefangnen. Der König entſchädigte ihn für dieſe Gefangenſchaft durch Penſionen und Aemter, und trug ihm auf, ſeine Geſchichte zu ſchreiben. 1670 trat Peliſſon zur katholiſchen Kirche über, wurde bald darauf Subdiakonus und erhielt die Abtei Gimont und die reiche Priorie Saint-Orens; 1671 hielt er ſeinen berühmten Panegyricus auf Ludwig XIV., bei Gelegenheit der Aufnahme des Erzbiſchofs von Paris in die Akademie. Noch in demſelben Jahre wurde er Maître des requêtes. In Verbindung mit zwei andern Akademikern ſetzte er alle zwei Jahre einen Preis von 300 Franken für den aus, der eine von den Thaten des Königs am beſten preiſen würde. Im J. 1672 folgte er dem Könige in's Feld. Zwar bewog die Monteſpan, die durch ihn einen Prozeß verloren hatte, den König, die Beſchreibung ſeiner Geſchichte Boileau und Racine zu übertragen, aber Peliſſon erhielt dennoch Befehl ſein Werk fortzuſetzen. Für ſeinen Eifer zur Bekehrung der Calviniſten wurde er mit neuen geiſtlichen Würden belohnt, und beſchäftigte ſich mit einer Widerlegung ihrer Meinungen vom Abendmahle, als er 1693 ſtarb. Seine Werke empfehlen ſich durch eine leichte, gebildete, nur ſelten vernachläſſigte Schreibart.

Pelopidas, des Hippokles Sohn, ein berühmter thebaniſcher Feldherr, Freund und Zeitgenoſſe des Epaminondas, der bis 364 vor Chr. lebte. Ihm gebührt der Ruhm, ſein Vaterland von einer tyranniſchen Partei und dem Joche der Lacedämonier befreit zu haben. Als er mit mehrern Patrioten aus Theben vertrieben worden war, hatte er ſich nach Athen gewendet. Von heißer Freiheitsliebe beſeelt,

begab er ſich von hier aus mit wenigen Verſchwornen heimlich nach Theben, ermordete die eben bei einem feſtlichen Gelage verſammelten Tyrannen, und gab das Zeichen zur Vertreibung der Lacedämonier, die ſich mitten im Frieden des feſten Schloſſes zu Theben bemächtigt hatten. Als Theben darauf wieder ſich erhob, diente er unter Epaminondas mit ausgezeichneter Tapferkeit, und trug viel zu dem großen Siege über die Lacedämonier bei Leuktra bei. Nachher war er Oberbefehlshaber in drei verſchiednen Feldzügen gegen den Tyrannen zu Pherä in Theſſalien, Alexander, welchen er perſönlich haßte, weil er einſt widerrechtlicher Weiſe von ihm in's Gefängniß geſetzt worden war, fand aber in dem letzten derſelben ſeinen Tod, als er, den Tyrannen zu weit verfolgend, von den Feinden umringt worden war.

Peloponneſiſcher Krieg, einer der berühmteſten und hartnäckigſten in der alten Geſchichte. Er dauerte 27 Jahre. Die außerordentliche Größe der Athener, die ſie zur Unterdrückung ihrer Bundesgenoſſen reizte, gab die erſte Veranlaſſung zu demſelben. Ein Zwiſt zwiſchen Korinth und Korcyra, worin Athen dem letztern Hülfe leiſtete, ließ bald das Feuer, welches ſchon lange unter der Aſche geglimmt hatte, ausbrechen, als bei einer zweiten Gelegenheit Athen ſich neue Gewaltthätigkeiten gegen Korinth erlaubte. Letztres ließ Sparta, auf welches die übrigen Griechen ſchon längſt hoffnungsvoll hingeſehen hatten, durch Geſandte zum Kriege gegen das übermüthige Athen auffodern. Die Spartaner, auf die Macht der Athener eiferſüchtig, rüſteten ſich zum Kriege, obgleich ihre Macht gegen jene noch bei weitem zu ſchwach war, und ſie zum Scheine Friedensvorſchläge thaten, die aber, weil ſie zu übertrieben und erniedrigend für die Athener waren, nicht erfüllt wurden. Der verderblichſte aller Kriege in Griechenland brach nun aus (431 vor Chr.). Alle Völker des Peloponnes, außer den Argivern und Achäern, ſtanden auf der Seite der Spartaner: dagegen die griechiſchen Städte auf den aſiatiſchen Küſten, in Thrazien und am Helleſpont u. m. es mit den Athenienſern hielten, die allerdings das Uebergewicht auf ihrer Seite hatten; denn obgleich die Spartaner eine größere Landmacht aufzubringen im Stande waren, ſo fehlte es ihnen dagegen an Feſtungen, Geld und Flotten. Von ihrem Könige Archidamus geführt, brachen 60,000 Spartaner in Attika verwüſtend ein; Perikles (ſ. d. Art.), an der Spitze der Athener, that daſſelbe mit einer Flotte in dem Gebiete der Spartaner. Auf dieſe Weiſe wüthete der Krieg mehrere Jahre fort, bis nach und nach die Athenienſer den Kürzern zogen. Eine Peſt, welche ſelbſt den Perikles hinraffte, geſellte ſich dazu, und ſo fand man ſich endlich nach 10 Jahren zum Frieden bewogen, welcher jedoch nicht lange dauerte. Die Athener begannen auf Alcibiades Rath eine Unternehmung gegen Syrakus, und da dieſe unglücklich ausfiel, und die Spartaner, durch Geſandte bewogen, ja ſelbſt auf Zureden des unterdeſſen aus Athen verbannten und nach Sparta geflüchteten Alcibiades, den Syrakuſern Hülfstruppen ſendeten: ſo brach der Krieg wieder aus, und bald ſah ſich Athen zu Waſſer und zu Lande überwunden. Der größte Theil der Inſeln, die Städte am Helleſpont und in Jonien gingen zu den Spartanern über; ja ſie ſchloſſen ſogar mit den Perſern ein Bündniß gegen Athen, welches nun den härteſten Kampf zu beſtehen hatte. Muthig und ſtandhaft rüſtete es ſich dazu, und obgleich dem Untergange nahe, wurde es doch dies Mal durch Alcibiades gerettet, der wieder aus Sparta heimlich entwichen war, und den perſiſchen Satrapen Tiſſaphernes von Sparta's Bündniſſe abwendig gemacht, ſich

ſelbſt aber wieder ſo viel Freunde in Athen erworben hatte, daß er zurückberufen und zum Feldherrn ernannt wurde. Er erfocht bald glänzende Siege über die Peloponneſer, eroberte die Städte am Helleſpont wieder, und die Athener, dadurch übermüthig gemacht, verwarfen nun abermals die Friedensanträge. Lyſander, einer der erfahrenſten und verſchlagenſten Feldherren, war es endlich, der für Sparta den Ausſchlag gab, die Athenienſer mit aller Macht angriff, und zuletzt Athen, vor welches er mit einer Flotte von 180 Schiffen rückte, demüthigte und ſtürzte. So endigte der merkwürdigſte Krieg, den die Griechen jemals geführt haben, der ſich über das ganze alte Griechenland erſtreckte, in welchem ſo viele edle Geſchlechter vertilgt, ſo viele Städte und Länder verwüſtet, aber auch das ganze griechiſche Volk ſo geſchwächt wurde, daß bald nachher allgemeine Knechtſchaft oder Abhängigkeit als Folge eintrat. Thucydides und Xenophon ſind die vorzüglichſten Geſchichtſchreiber dieſes Kriegs.

Peloponneſus, ſ. Griechenland.

Pelops, des lydiſchen Königs Tantalus Sohn. Ein Mährchen, das Pindar als Gotteslăſterung verwirft, erzählt, daß einſt Tantalus in ſeiner Hauptſtadt Sipylus die Götter bewirthete, und ihnen, um ihre Allwiſſenheit zu prüfen, die zerſtückten Glieder ſeines geſchlachteten Sohns Pelops vorſetzte. Zeus bemerkte den Betrug, und gebot, ſie wieder in den Keſſel zu werfen, aus welchem ſodann Klotho den Knaben neubelebt hervorzog, und die eine Schulter, welche Demeter verzehrt hatte, mit einer elfenbeinern erſetzte. Nach Pindar entführte Poſeidon bei jenem Gaſtmahle den ſchönen Knaben Pelops in die Wohnung des Zeus. Als Tantalus ſich der Gemeinſchaft der Götter unwerth gemacht hatte, ward auch Pelops zu den Menſchen zurückgeſandt. Er wanderte aus Lydien nach Griechenland, war unter den Bewerbern der ſchönen Hippodamia (ſ. d.) und gewann die Braut ſammt dem Reiche. Nach ihm wurde die Halbinſel Peloponneſus genannt. Unter ſeinen Söhnen ſind Atreus und Thyeſtes die bekannteſten; nach ſeinem Tode genoß er göttliche Verehrung; im Haine zu Olympia ward ihm ein eigner Tempel erbaut.

Penaten, theils Haus-, theils öffentliche Götter der Römer. Als Hausgötter waren ſie den Laren gleich (ſ. d. Art.), mit denen ſie oft verwechſelt werden. Aber nicht nur jedes Haus, ſondern auch jede Stadt hatte ihre Penaten, und dies waren die öffentlichen. Die berühmteſten derſelben waren zu Rom die Schutzgötter des römiſchen Reichs, die ſammt der Veſta und ihrem ewigen Feuer Aeneas nach Italien gebracht hatte. Nach Varro und Macrobius waren es rohe Bilderchen von Holz oder Stein mit Spießen, vor welchen die ausziehenden Feldherren und die Conſuln, Prätoren und Dictatoren bei Niederlegung ihres Amtes opferten.

Pendel, Pendul (pendulum), heißt jeder an einem Faden, Drahte, Stabe oder dergl. ſo befeſtigte ſchwere Körper, daß er ſich um einen unbeweglichen Punkt (Aufhängungspunkt), von welchem er herabhängt, frei bewegen kann. Dieſer Punkt muß mit dem Schwerpunkte des Pendels in derſelben vertikalen Linie liegen, wenn das Pendel ruhen ſoll. Bringt man es in eine ſeitwärts geneigte Lage, ſo daß ſein Schwerpunkt nun nicht mehr mit dem Aufhängungspunkte in einerlei vertikalen Linie ſich befindet, und überläßt es alsdann ſich ſelbſt: ſo bewegt es ſich in einem Kreisbogen auch ohne den geringſten Stoß nach der vertikalen Richtung zu. Hat es dieſe letztre erreicht: ſo beſitzt es eine Geſchwindigkeit, welche ein Körper erhalten haben

würde, wenn er von der Stelle an, von welcher das Pendel herabfiel, frei auf die Horizontallinie, die unter dem unterſten Punkte des Kreisbogens gezogen werden kann, herabgefallen wäre. Es muß daher nothwendig auf der andern Seite der Vertikallinie gleichfalls in einem Kreisbogen ſich ſo hoch bewegen, als es vorher gefallen war. Iſt es um ſo viel geſtiegen: ſo befindet es ſich in gleichen Umſtänden, wie vorher, da es in eine ſeitwärts geneigte Lage gebracht wurde, muß den ganzen Kreisbogen von beiden Seiten der Vertikallinie wieder zurückfallen, und ſich ſo beſtändig auf beiden Seiten hin und her bewegen. Dieſe Bewegung heißt die Schwingung oder Vibration des Pendels. Stellt man ſich den ſchweren Körper am Hebel, z. B. die Bleikugel, als einen einzigen ſchweren Punkt, den Faden oder Drath aber, woran der Körper hängt, als eine bloße Linie vor, ſo iſt dieſes ein einfaches oder mathematiſches Pendel; das wirkliche Pendel mit Faden, Draht oder Stange, und einem Gewichte, oder überhaupt einem ſchweren Körper daran, heißt ein zuſammengeſetztes oder phyſiſches Pendel. Die ausführliche Lehre vom Pendel läßt ſich ohne Mathematik und bildliche Darſtellung nicht deutlich machen; daher bemerken wir nur Folgendes: Ein auf obige Weiſe in Schwingung geſetztes Pendel würde nie aufhören, ſich in den erwähnten Kreisbogen zu beiden Seiten der Vertikallinie hin und her zu bewegen, wenn nicht zwei Umſtände daſſelbe nach und nach zur Ruhe brächten. Dieſe ſind die unvermeidliche Reibung des Fadens und der Widerſtand der Luft. Nie laſſen ſich beide gänzlich wegſchaffen, wol aber durch ſorgfältige Arbeit und durch linſenförmige Geſtalt des Gewichts ſehr vermindern. Die Zeiten der Schwingungen eines Pendels hängen von drei Umſtänden ab: nämlich 1) von der Größe des Elongations- oder Ausweichungswinkels, welches der Winkel iſt, unter welchem der ſchwere Körper des Pendels ſich von der Vertikallinie entfernt; 2) von der Länge des Pendels und 3) von der beſchleunigenden Kraft der Schwere. Sind alle dieſe Umſtände an zwei Pendeln vollkommen gleich, ſo verrichten ſie gleichviel Schwingungen in gleicher Zeit. Iſt aber auch nur ein Umſtand bei beiden verſchieden, ſo fallen auch die Schwingungen beider ungleichzeitig aus. So ſchwingt bei übriger Gleichheit das kürzere Pendel geſchwinder als das längere. Hier findet das Geſetz Statt, daß ſich die Längen der Pendel wie die Quadrate der Schwingungszeiten, mithin die Schwingungszeiten wie die Quadratwurzeln aus den Längen der Pendel verhalten. Demnach wird ein Pendel, welches vier Mal ſo lang iſt als ein andres, zweimal langſamer ſchwingen, oder das vier Mal kürzere Pendel wird zwei Schwingungen machen, während das größere nur eine vollbringt. Ein Sekundenpendel muß in unſern Gegenden 3 Fuß 2 Zoll rheinländiſch Maß haben. Darnach läßt ſich leicht die Länge eines Pendels von jeder beliebigen Schwingungszeit beſtimmen. Merkwürdig iſt es, daß das Pendel nicht an allen Orten auf der Erde ſeine Schwingungen in gleicher Zeit vollendet. Hierauf bezieht ſich der oben angeführte dritte Umſtand, von welchem die Zeit der Schwingung abhängt. Die Schwerkraft, oder, was einerlei iſt, die Anziehungskraft der Erde wirkt nämlich nicht überall gleich ſtark auf das Pendel, und dieſes ſchlägt daher an gewiſſen Orten der Erde langſamer als an andern. Der Grund hiervon liegt theils in der Centrifugalkraft, die von der Umdrehung der Erde um die Axe herrührt, theils in der wirklichen Verminderung der Schwere. Dieſe Verminderung iſt um deſto merklicher, je näher der Ort, wo das Pendel beobachtet wird, dem Ae-

quator liegt; gegen die Pole hin nimt ſie dagegen immer ab. (Vergl. *Erde und Geſtalt der Erde*). Wäre die Erde ein vollkommnes Sphäroid: ſo müßten die Meridiane vollkommne Ellipſen ſein, und dann ließe ſich aus der Länge des Sekundenpendels ſogleich auf die Länge der Grade in verſchiednen Breiten ſchließen; allein durch wirkliche Meſſungen hat ſich gezeigt, daß die Meridiane einige Unregelmäßigkeiten enthalten, woraus man mit Grund ſchließt, daß die Erde überhaupt keine ganz regelmäßige Figur, ſondern ein Ball ſei, der ſich hie und da mehr oder weniger von der Kugelform entfernt. Man darf daher aus den Pendelſchwingungen eigentlich nur auf die Größe der Schwere, aber nicht auf die Geſtalt der Erde ſchließen. Außer der Reibung des Fadens und dem Widerſtande der Luft gibt es noch andre Umſtände, welche eine Ungleichheit im Gange des Pendels hervorbringen. Dies ſind die Abwechſelungen zwiſchen Wärme und Kälte. Da alle Körper durch die Wärme ausgedehnt werden, ſo muß dies auch bei dem Pendel der Fall ſein. Die Stange wird bei höherer Temperatur merklich verlängert, in der Kälte hingegen verkürzt; daher geht das Pendel im Sommer langſamer als im Winter, und die gewöhnlichen Pendeluhren eilen im Winter täglich um eine halbe Minute vor, wenn ſie nicht in geheizten Zimmern ſtehen, und ſelbſt in dieſen bemerkt man, wenn ſie Nachts beträchtlich erkalten, einen unregelmäßigen Gang. Die roſtförmigen Pendel, welche aus mehrern parallel mit einander verbundnen Stäben von verſchiednen Metallen beſtehen, weichen in ihrem Gange den Störungen am meiſten aus, und haben daher vielen Beifall erhalten. Auf alle dieſe Umſtände muß ſorgfältig Rückſicht genommen werden, wenn Pendelbeobachtungen genau ausfallen ſollen. Das Pendel gewährt ein treffliches Mittel, den Gang der Uhren gleichförmig zu machen. Huygens, der die ſchon von Galilei bearbeitete Lehre vom Pendel ſehr erweiterte, benutzte es zuerſt zu dieſem Zwecke, und wurde dadurch der Erfinder der Pendeluhren (1656). (Vergl. den Art. *Uhr*).

Penelope, die als Muſter der Treue und Häuslichkeit geprieſene Gattin des Ulyſſes. Sie war die Tochter des Ikarius und der Nymphe Pariböa, und Mutter des Telemachus. Als ihr nach Troja ausgezogner, und nach der Eroberung der Stadt herumirrender Gemahl für todt gehalten wurde, bewarben ſich viele (nach Homer 108) Freier um ſie; aber ſie, die eben ſo klug und ſittig als ſchön war, wußte ſie alle in leerer Hoffnung hinzuhalten.

Dieſen Betrug mit Andern erſpähte ſie ſchlaues Geiſtes.
Siehe, ſie ſtellt' in der Kammer und wirkt' ein großes Gewebe,
Fein und übermäßig, und ſprach in unſrer Verſammlung:
Jünglinge, werbend um mich, weil ſtarb der edle Odyſſeus,
Wartet den Hochzeittag zu beſchleunigen, bis ich den Mantel
Fertig gewirkt (damit nicht umſonſt das Garn mir verderbe),
Für den Held Laertes ein Leichengewand, wenn dereinſt ihn
Schrecklich erreicht die Stunde des langhinſtreckenden Todes;
Daß nicht irgend im Volk der Achäerinnen eine mich tadle,
Läg' uneingekleidet der Mann von ſo großer Beſitzung.
Jene ſprach's, uns aber gewann ſie die muthigen Herzen.
Jetzo ſaß ſie des Tages und wirkt' ihr großes Gewebe;
Trennt' es ſodann in der Nacht bei angezündeten Fackeln.
So drei Jahr' entging ſie durch Liſt und betrog die Achäer.
Doch wie das vierte der Jahr' ankam in der Horen Begleitung,

Und mit dem wechſelnden Monde ſich viel der Tage vollendet;
Jetzo erzählt' es eine der Dienenden, welche ſie wahrnahm,
Und wir fanden ſie ſelbſt, ihr ſchönes Geweb' auftrennend.
Alſo vollendete ſie's, zwar ungern, aber genöthigt.

Endlich befreite ſie Ulyſſes (ſ. d. Art.) von dem Ungeſtüme dieſer Freier, als er mit ſeinem Sohne zurückkehrte.

Penn (William), geb. zu London 1644, war der Sohn des berühmten engliſchen Admirals gleiches Namens, der durch heldenmüthige Thaten und treuen Eifer für ſein Vaterland großes Anſehn errungen, und ſich ſelbſt unter dem Kampfe der Parteien, die zu ſeiner Zeit England verwirrten, die allgemeine Achtung erhalten hatte. Der jüngere Penn, von dem wir reden, erhielt eine Erziehung, die ihn für eine große öffentliche Laufbahn in ſeinem Vaterlande vorbereiten ſollte, beſuchte die Univerſität Oxford, und kehrte als ein vielverſprechender Jüngling in ſeine Familie zurück, die in ihm den einzigen Erben ihres ruhmbekränzten Namens und eines unermeßlichen Vermögens ſah. Um ſeiner Hinneigung zu frommer Schwärmerei, und zu einem ſtillen anſpruchsloſen Leben zu begegnen, ſchickte ihn ſein Vater nach Paris, damit er dort, fern von Umgebungen, die jenen Hang nährten, im Gewühle eines prächtigen Hofes und einer üppigen Hauptſtadt, Sinn für die ſogenannte große Welt gewönne. Wirklich überließ er ſich einige Zeit der Gewalt der neuen, reizenden Eindrücke, doch ſo, daß adelige Sitte und ein unbefleckter Wandel ihn fortdauernd auszeichneten. Nach der Rückkehr in ſein Vaterland aber erwachte in aller Stärke ſeine fromme Begeiſterung wieder, die durch die Predigt des bekannten Quäkers Thomas Loe ſchon in erſter Jugend ſeinem Leben die beſtimmende Richtung gegeben hatte, und in der Erinnerung an eine außerordentliche göttliche Eingebung, die er ſchon als Knabe empfangen zu haben glaubte, unverſiegbare Nahrung fand. Von geheimnißvollen, dunkeln Gefühlen und unklaren Vorſtellungen erfüllt, reiſte der Jüngling nach Irland, wo er bei einer Quäkergemeinde einkehrte, begierig, ihre Lehre und Verfaſſung näher kennen zu lernen. Schnell und für immer war er dieſer Gemeine gewonnen, ja als eine ihrer Verſammlungen von den Dienern der weltlichen Obrigkeit überfallen, und er mit den übrigen in's Gefängniß gebracht ward, befeſtigte ſelbſt dieſes Ereigniß ſeinen Entſchluß. Es war im J. 1666, im 22. ſeines Alters, als er auf dieſe Weiſe, allen weltlichen Anſprüchen entſagend, mit der Partei des Georg Fox (ſ. Fox) ſich innigſt verband. Als er nun, aus dem Gefängniſſe entlaſſen und heimgekehrt, ganz nach Sitte der Quäker lebte, bemächtigten ſich Unwille und Zorn ſeines Vaters. Der fromme Sohn aber hielt ſich ungeſcheut zu den verachteten Quäkern, und bewahrte den Grundſatz, daß man Gott mehr gehorchen müſſe als den Menſchen, ſo feſt, daß er, ſo herzlich er auch ſeinen Aeltern zugethan war, doch lieber ihren Zorn ertrug; und als der Vater, nach allen vergeblichen Bemühungen, ihn auf einen andern Weg zu bringen, ihn endlich ſogar aus dem Hauſe verſtieß, ja ihn zu enterben drohte, ſich lieber dieſer Härte unterwarf, als den Pfad verließ, den er für den rechten und ihm vom Himmel angewieſenen anſah. Leichter noch duldete er den Spott ſeiner Jugendgenoſſen, ja des Pöbels, Drohungen und Strafen, durch die man ihn erſchüttern wollte, und ſtellte treue Anhänglichkeit an ſeine Gemeine, und ein unbeflecktes Leben allen Verfolgungen entgegen. So große Standhaftigkeit beſiegte endlich ſelbſt die Härte ſeines Vaters, der ihn wieder aufnahm, und, je mehr er des Sohnes Geſinnung ehren

lernte, und endlich für deſſen Anſichten gewonnen ward, ihm reichlich alles erlittne Unrecht zu vergelten ſuchte. Unterdeſſen hatte William unter den Quäkern ſelbſt die ausgezeichnetſte Achtung, ein grenzenloſes Vertrauen und folgenreichen Einfluß gewonnen. Schon früh trat er als begeiſterter Lehrer unter ihnen auf, und ſie konnten es nicht bergen, wie ein Mann von ſolchem Geiſte und ſo vorzüglicher Bildung das, was Fox und Andre begonnen, auf eine Weiſe, die allgemeine Theilnahme erwerben mußte, fortführen und die kleine verfolgte und gedrückte Heerde weiter ausbreiten und vertheidigen werde. Denn ſo wenig ſie auch ſonſt auf weltliche Gelehrſamkeit einen Werth legten: ſo mußten ſie dieſelbe doch an einem Manne achten, der dieſelbe nur zum Schutze ihrer, mit der Welt, namentlich mit den Gelehrten, Geiſtlichen und weltlichen Richtern überall zuſammenſtoßenden Ueberzeugung verwenden wollte. Von Schwärmerei ſelbſt nicht ganz frei, mäßigte er doch die foxiſchen, zum Theil höchſt trübſinnigen Schwärmereien und milderte ihre Strenge. Dann beſaß er den Geiſt chriſtlicher Duldung, und war bemüht, dieſelbe, unter den Quäkern zu begründen. Er legte überhaupt auf Unterſcheidungslehren wenig Gewicht; nur das chriſtliche Leben hielt er für das lebendige Chriſtenthum und alles Wiſſen für viel geringer, als das Thun. Solche Grundſätze, die er mit hinreißender Beredtſamkeit predigte, machten ihn wohl geſchickt, die Gemeine weit auszubreiten, und er wußte die Grundideen derſelben von dem innern Lichte und der Belebung des Chriſtus in uns damit in Einklang zu bringen. Sein Vater billigte noch ſterbend ſein frommes Streben, und hinterließ ihm ein unermeßliches Vermögen, der beſten Anwendung deſſelben verſichert. Auch hatte er noch vor ſeinem Ende den geliebten Sohn der Gnade und dem Schutze des Königs empfohlen, und ſtarb mit der Hoffnung, daß, was er im Krieg und Frieden für das Vaterland gethan, den friedlichen und frommen Planen des Sohnes zur Begünſtigung dienen werde. Wirklich nahmen der König und der muthmaßliche Thronerbe ſich ſeiner an, und erwieſen ihm viel Gunſt und Achtung, konnten aber nicht verhindern, daß er mehrmals in's Gefängniß geworfen ward, weil das engliſche Parlament für nöthig hielt, der Befeſtigung und weitern Ausbreitung einer Sekte, die ſich mit allen Staatsverhältniſſen zu entzweien und die innere Ruhe zu gefährden ſchien, kräftig entgegenzuwirken. Doch beugte ihn Gefangenſchaft ſo wenig als Hohn und Spott; in der Stille ſeines Kerkers verfolgte er den Gedanken, ſeine Gemeine über den ganzen Erdboden zu verbreiten und in ihr endlich die einige chriſtliche Kirche herzuſtellen. Mehrere Schriften, die zu dem Beſten gehören, was aus der Quäkerſekte hervorgegangen, verfaßte er im Gefängniſſe. Als er wieder frei geworden, wußte er ſein Vermögen für das, was ihm des Lebens höchſte Angelegenheit war, zweckmäßig zu verwenden. Er gründete neue Gemeinen, vertheilte eine Menge von Erbauungsſchriften, geläuterter und klarer abgefaßt, als Fox und ſeine Genoſſen ſie mitgetheilt hatten; ſeinen Einfluß bei Hofe verwendete er, der Gemeine manche Begünſtigung und Nachſicht gegen ihre Eigenheiten zu verſchaffen, und die Könige Carl II. und Jacob II. waren ihm ſo geneigt, daß er endlich für jene die Befreiung von den Eidesleiſtungen erhielt, die ihren religiöſen Grundſätzen entgegen ſind. Doch konnte er eine freie Religionsübung noch nicht für ſie gewinnen, und wurde ſelbſt Veranlaſſung, daß die engliſche Kirche gegen ihn und ſeine Sekte zu heftigem Eifer entflammt ward. Denn in ſeinen Schriften focht er die kirchliche Dreieinigkeits=

und Genugthuungslehre, aus dem von ihm gewählten Standpunkte, mehr beredt als gründlich an, und zog dadurch ſich harte Gefangenſchaft, ſeinen Anhängern lange Verfolgungen zu, wobei manche Grauſamkeiten gegen die Wehrloſen ausgeübt wurden. Von allen Seiten erhoben ſich alle proteſtantiſchen Parteien gegen ihn, und beſchuldigten ihn des heimlichen Papismus, den man ſelbſt in ſeiner Predigt von der allgemeinen Duldung finden wollte. Er aber war unerſchöpflich an Vertrauen zu ſeiner frommen Angelegenheit, und unermüdlich im Wohlthun. Als der ſichtbare Mittelpunkt aller Quäker, ward er täglich und ſtündlich von ihnen heimgeſucht; ſeinen Rath, ſeinen Troſt, ſeine Hülfe nahmen Alle in Anſpruch; ſein Haus ward nie leer von Hülfeſuchenden, und bei der größten Bereitwilligkeit, Aller Bedürfniſſe zu befriedigen, bei einem Vermögen, was zu fürſtlichem Wohlthun hinreichend ſchien, mußte er ſich doch endlich überzeugen, daß er ſeiner thätigen Theilnahme eine Grenze ſetzen müſſe, um nicht ſeine häuslichen Angelegenheiten gänzlich zu verwirren. Aber auch dann that er unglaublich viel, und Hunderte verdankten ihm Unterſtützung und Erhaltung. Größer noch ward ſein Wirkungskreis ſeit 1681, da er, für eine von ſeinem Vater ihm hinterlaſſne anſehnliche Schuldfoderung an die Regierung, von letztrer auf ſein Anſuchen, einen großen Landſtrich am Delaware, in Nordamerika, mit völligem Eigenthumsrechte, doch unter Hoheit der Krone Englands, erhielt. Den noch wilden und größtentheils unbebauten Boden des Landes hoffte er durch fleißigen Anbau bald zur höchſten Ergiebigkeit zu bringen, und ſo war ſeine erſte Sorge, neue Anbauer aus Europa, mit allem Nöthigen reichlich verſehen, dahin zu ſenden, und dort ein kleines, glückliches Volk zu vereinigen, in deſſen Verfaſſung ſich die Anſichten und Hoffnungen, die er vom menſchlichen Verein gefaßt, erfüllen ſollten. Denn unverkennbar war gleich anfangs eine fromme und menſchenfreundliche Abſicht, kein Handelsunternehmen, dabei vorwaltend. Vielleicht gedachte er dabei auch, den Quäkern, deren ſchon vorher viele nach Amerika ausgewandert waren, eine Freiſtätte zu gründen, wenn Haß und Verfolgung ſie endlich aus England verdrängen wollten. Doch ſollte ſein Land, das bald darauf nach ihm Penſylvanien genannt ward, keineswegs bloß Quäker aufnehmen; vielmehr lud er, ohne Rückſicht auf ein beſtimmtes kirchliches Bekenntniß, Alle ein, die mit fleißiger Hand den vielverſprechenden Boden bebauen und ſich den Anordnungen unterwerfen wollten, die er dort einzuführen für nöthig erachtete. Da ſollte der Geiſt der Duldung, dem er ſelbſt huldigte, allenthalben kund werden, und aus allen Völkern und Religionsparteien ein Brudervolk ſich ſammeln, das Bild und Spiegel ſei für das ganze Chriſtenvolk, und der feſte Kern, an den die ganze, große Chriſtengemeine ſich anſchlöſſe. Der Name, welcher der Hauptſtadt des Landes gegeben ward, Philadelphia, wies auf die Bruderliebe hin, die alle Genoſſen dieſes kleinen Chriſtenreichs, und, nach ſeiner Hoffnung, endlich den großen Bund aller Gemeinen, erfüllen, und ein neues glückliches Zeitalter auf Erden gründen ſollte. Daß dieſer Plan, für welchen er mit freudiger Begeiſterung wirkte, nicht ſo ganz eitel war, bewies der Erfolg. Die zahlreichen Anbauer, die in Penſylvanien einwanderten, wuchſen ſchnell zu einem glücklichen Volke zuſammen, die verſchiedenartigſten Menſchen vereinigten ſich hier; ſelbſt auf die Quäker ging der Geiſt einer größern Freiheit über, da ſie von manchem Eigenſinn und frömmelnden Grillen abließen, und, obwol noch immer von den übrigen Bewohnern ſich unterſcheidend, den bürgerlichen

Verhältniſſen weniger als in Europa widerſtrebten. Philadelphia, das aus einem kleinen Flecken ſich ſchnell zu einer bedeutenden Stadt erhob, ſchien die unbeſtreitbarſte Beſtätigung der Grundſätze Penn's. Im J. 1681 hatte er den Beſitz des Landes erhalten und viele Anſiedler hingeſendet. 1682 reiſte er ſelbſt in die neue Pflanzung, traf dort die zweckmäßigſten Anſtalten, und ordnete die Verfaſſung. Hier ſtellte er als Grundſatz auf, daß jeder, der einen allmächtigen Gott bekenne, und ſich verpflichtet erkläre, unter geſetzlicher Obrigkeit gerecht und ruhig zu leben, und keinen andern wegen religiöſer Meinungen zu kränken oder in Anſpruch zu nehmen, ein Bürger dieſes Staats werden könne. Nachdem er die Angelegenheiten des Landes geordnet, kehrte er nach England zurück, wo er bemüht war, den Quäkern allgemeine Duldung und Religionsfreiheit zu erringen, und ſeine Zeit zwiſchen der Sorge für ſeine Gemeine und ſeine Penſylvanier theilte. Doch begünſtigte das Parlament ihn nicht ſo bald. Jacob II. gewährte ihm endlich, was er ſo lange und unermüdlich geſucht, für ſeine Gemeine freie Religionsübung. Der Regierung Wilhelms III. war es vorbehalten, auch den Quäkern die Freiheit der Sicherheit feſter zu begründen, welche die allgemeine Duldungsakte von 1689 ihnen, wie allen Nichtconformiſten einräumte. Späterhin gerieth Penn in Unterſuchung, weil ein Brief des vertriebnen Königs Jacob II. an ihn aufgefunden wurde, der ihn an die erzeigten Wohlthaten mahnte, und zur Vergeltung derſelben auffoderte. Da er ohnehin der Feinde viele hatte, ſo war die Gefahr, für einen Verräther an der beſtehenden Regierung erklärt zu werden, um ſo größer. Er aber erſchien, vertheidigte ſich unerſchrocken vor Gericht, bekannte frei, wie er den unglücklichen König geliebt habe, und noch liebe, aber auf keine Weiſe an geheimen Verſuchen gegen das neue Königshaus Theil genommen. Man konnte ihn zwar nicht ſtrafbar finden; doch ward er in langwierige Verdrießlichkeiten verwickelt, und begab ſich, dieſen ausweichend, 1699 noch einmal nach Amerika, wo er mehrere Jahre verweilte, und die Vollendung ſeines Plans für das immer herrlicher aufblühende Land förderte. Als er nach einigen Jahren in England wieder eintraf, lebte er ſtill und zurückgezogen in ſeinem Hauſe zu London, ſah wenige Menſchen, und beſchäftigte ſich faſt nur mit häuslichen Angelegenheiten, frommen Betrachtungen und der Abfaſſung einiger quäkeriſchen Schriften. Darauf verehelichte er ſich zum zweitenmal, und trat dann wieder mehr in's öffentliche Leben ein. Treu in ſeiner Sorge für die Ausbreitung der Quäkergemeinde reiſte er auch nach Holland und Deutſchland, und predigte in der Pfalz, wo ſchon vor ihm der bekannte Quäker Wilhelm Ames gelehrt hatte. Doch war hier ſein Wirken vergebens, wiewol die Pfalzgräfin Eliſabeth, Aebtiſſin zu Herford, ihn begünſtigte. Bis in's Greiſenalter blieb ihm die fromme Begeiſterung für ſeinen frommen Zweck, und ohne Reue durfte er auf ſein langes verdienſtvolles Leben zurückblicken, das er 1713 beſchloß. Seine neueſte Lebensbeſchreibung iſt von Th. Clarkſon. (Memoirs of the private and public life etc. London 1812. 2 Vols.) Ke.

Pennalismus nennt man die Ungezogenheiten und Albernheiten, die ſich ehedem die ältern Studenten gegen ihre jüngern erſt angekommnen Brüder (die man Pennale, ſpäterhin Füchſe nannte) erlaubten. Dieſe mußten ihnen im erſten Jahre aufwarten, und dafür noch obenein allerlei Schimpf dulden. In den Jahren 1661 und 1663 ſuchte man in Deutſchland durch Reichs- und Landesgeſetze dieſem Un-

fuge zu ſteuern. Deſſen ungeachtet erhielten ſich noch lange Spuren davon. Der Urſprung dieſer Mißbräuche ſchrieb ſich wahrſcheinlich von den Stiftern her, wo jeder neue Kanonikus eine gewiſſe Summe erlegen mußte, wofür nachher ein Schmaus angeſtellt wurde; auf ähnliche Weiſe nachher die Füchſe, wenn ſie in den eigentlichen Burſchenſtand übergehen ſollten.

Pennant (Thomas), geb. 1726 zu Downing in der engliſchen Grafſchaft Flintſhire, geſt. 1798, ſtudirte zu Oxford, machte in verſchiednen Zeiten große Reiſen im In- und Auslande, beſchäftigte ſich mit wiſſenſchaftlichen Forſchungen in der Naturgeſchichte, beſonders in der Zoologie, die er durch Entdeckung und Beſchreibung mancher unbekannten Thiere erweiterte, ferner mit der Geſchichte, Verfaſſung und den Rechten ſeines Vaterlandes, deſſen naturhiſtoriſche und topographiſche Kenntniß er durch ſeine Reiſen erweiterte. Auch wurde Schottland durch ihn erſt genauer bekannt. Als Friedensrichter behauptete er den Ruf der Gerechtigkeit und vertheidigte in mehrern Schriften die Rechte der Armen. Seine vornehmſten Schriften ſind: Indian Zoology 1769. fol. (deutſch von Forſter); British Zoology, 4 Vol. (deutſch von Murr); Arctic Zoology, 2 Vol. und ein Supplement (deutſch von Hoffmann); Synopsis of quadrupeds; History of quadrupeds 2 Vol.; Genera of birds; Tour in Wales; Tour in Scotland and voyage to the Hebrides etc.

Penſion, Erziehungsanſtalt, ſ. Inſtitut.

Penſionär heißt: 1) ein Koſtgänger, Zögling einer Erziehungsanſtalt oder Penſion; 2) einer, der vom Staate einen Gnadengehalt (Penſion) bekommt. Groß-Penſionär war der Premierminiſter der Staaten von der Provinz Holland, welcher von dieſen General-Advokat der Provinz genannt wurde. Er hatte keine entſcheidende Stimme in der Staatenverſammlung, ſondern nur den Vortrag deſſen, was zur Berathſchlagung gezogen werden ſollte. Er ſammelte die Stimmen, faßte die Beſchlüſſe ab, eröffnete die an die Staaten eingegangnen Schreiben, verhandelte mit den fremden Geſandten und Miniſtern, trug Sorge für die Einkünfte und für die Erhaltung der Rechte und Gerechtigkeiten, ſo wie für Alles, was die Wohlfahrt der Provinz anging. Er wohnte dem Collegio der deputirten Räthe bei, welche die Souveränetät in Abweſenheit der Staaten vorſtellten, und war immerwährender Deputirter an die Generalſtaaten der vereinigten Niederlande. Der Einfluß dieſer erſten Magiſtratsperſon war in Holland, und dadurch in den ganzen Niederlanden wichtig. Sein Amt währte eigentlich nur fünf Jahre, nach deren Verlauf jedoch in den meiſten Fällen die einmal getroffne Wahl auf neue fünf Jahre beſtätigt wurde. Die Revolution hat dieſer Stelle ein Ende gemacht. Im J. 1805 gab Napoleon der Republik einen Staatspenſionär, als Director, ſ. d. Art. Schimmelpennink.

Penſylvanien, einer der wichtigſten nordamerikaniſchen Freiſtaaten, grenzt gegen Norden an New-York und den Erieſee, gegen Süden an Delaware, Maryland und Virginien, gegen Oſten an New-York und New-Yerſey und gegen Weſten an Ohio und Virginien. William Penn (ſ. d. Art.), von welchem es den Namen bekommen hat, erhielt es für ſeine Schuldfoderung an den brittiſchen Staat, begab ſich 1681 mit 2000 Koloniſten, meiſtens Quäkern, die von der engliſchen Geiſtlichkeit gedrückt wurden, dahin, und bewog 1682 die Eingebornen, ihm das Stück Land, welches er wünſchte, käuflich zu überlaſſen. Er führte eine vollkommne Denk- und Religionsfreiheit

ein, wodurch die Menſchenzahl ſchnell zunahm. Man zählte in dieſem Staate, welcher 2140 Q. M. groß iſt, über 1 Mill. Einwohner; nur ohngefähr der ſechste Theil deſſelben iſt angebaut. Das Land wird von vielen Flüſſen bewäſſert, darunter die bekannteſten der Delaware mit dem Schuylkill, der Susquehannah mit dem Juniata und der Alleghany und Monongahela ſind, welche beide letztern nach ihrem Zuſammenfluſſe bei der penſylvaniſchen Stadt Pittsburgh den Namen Ohio erhalten. In Hinſicht der natürlichen Beſchaffenheit des Bodens läßt ſich dies Land in drei Theile theilen: in den Gebirgsſtrich, in dem die blauen, endloſen und alleghanyſchen Berge ſich in verſchiednen Richtungen hindurchziehen; in den oſtwärts von den Gebirgen und in den weſtwärts von denſelben befindlichen Strich, in welchen beiden letztern der Boden fruchtbar und vortrefflich iſt. Die Gebirge machen faſt den dritten Theil des Landes aus; erreichen aber nirgends die Schneelinie, und ſind faſt durchaus bewaldet. Sie ſind noch lange nicht genug mineralogiſch unterſucht. In dieſen Gebirgen iſt das Klima heiter und beſtändig, der Winter kalt. Der oſtwärts von den Gebirgen liegende Theil des Landes zeichnet ſich durch plötzliche Abwechſelungen des Wetters und durch die äußerſt hohen, aber nur ſehr kurze Zeit anhaltenden Grade der Hitze und Kälte aus. Die Abwechſelung von Hitze und Kälte iſt in jeder Jahreszeit ſo ſchnell, daß nicht ſelten in einem Tage Gewitter und Schnee auf einander folgen; daher das gelbe Fieber und andre Krankheiten häufig ſind. Ganz anders iſt das Klima auf der Weſtſeite der Gebirge; dort iſt es weder ſo heiß noch ſo kalt, noch die Abwechſelung ſo häufig und ſo ſchnell, und das Klima überhaupt milder. Die Erzeugniſſe ſind: Vieh aller Art, Getreide, Küchengewächſe, Flachs, Hanf, Holz, Eiſen, Steinkohlen, Marmor, Quaderſteine, Kalk und etwas Kupfer und Blei. Das Eiſen, woran dieſes Land einen großen Ueberfluß hat, iſt von beſondrer Güte, leicht flüſſig und ungemein zähe, und wird weniger vom Roſte und Schneewaſſer angegriffen, als das europäiſche, daher auch beim Schiffbau dem letztern vorgezogen. Die Erze liegen ſo leicht und in loſem Geſtein, daß ſie mit wenig Mühe und Koſten gefördert werden können. Ein Drittel der Einwohner machen die urſprünglichen Engländer und unter ihnen die Quäker den zahlreichſten Theil der Angeſehenern aus. Ein andres Drittel iſt deutſchen Urſprungs (1816 an ½ Mill.) aus Schwaben, Elſaß, Franken, Weſtphalen und den Rheinländern. Das Hauptgeſchäft der Deutſchen iſt der Ackerbau, den ſie mit Fleiß und Sparſamkeit treiben; ſie behalten ihre deutſchen Einrichtungen, Sitten und Lebensweiſe bei, und pflanzen ſie auf ihre Nachkommen fort. Sie halten ſich gern zuſammen, ſonderlich die von einer Confeſſion, ſind nicht ſehr geſellig, aber dienſtfertig und gegen Reiſende gaſtfrei und ehrlich. Die Erziehung und die Kultur des Geiſtes vernachläſſigen ſie; nicht alle können deutſch leſen, wenige ſchreiben und rechnen. Das dritte Drittel bilden Schweden, Niederländer und beſonders Irländer, dazu Neger (gegen 800). Gewerke und Handel dieſes Landes ſteigen immer mehr; beſonders verfertigt man wollne und leinene Zeuge, Papier, Glas, Porzellan, Fayence und Seife. Auch fehlt es nicht an Anſtalten zur Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften. Von den penſylvaniſchen Stapelwaaren iſt Weizen und Weizenmehl die vornehmſte. Der hieſige Weizen wird für den beſten in Nordamerika gehalten. Auch ſind noch Leinſamen, Stabholz, das ſehr geſchätzt wird, gepöckeltes Rind- und Schweinefleiſch, Eiſen in Stangen, doch auch vieles, ſonderlich zu Gußwaaren verarbei-

tetes Eiſen und ſeit Kurzem Schießpulver Gegenſtände der Ausfuhr. Der Handel erſtreckt ſich bis China, Petersburg und in das mittelländiſche Meer; wird aber nicht bloß mit eignen, ſondern auch mit vielen Erzeugniſſen der übrigen Staaten und Weſtindiens getrieben. Der Handel hat hauptſächlich in Philadelphia (ſ. d. Art.), der Hauptſtadt der Provinz ſeinen Sitz, und wird durch die daſelbſt befindlichen vier Banken und elf Aſſecuranzgeſellſchaften befördert. Unter den übrigen Orten ſind beſonders wegen ihres Gewerbfleißes bemerkenswerth: Germantown, Lancaſter, Ephrata oder Dunkerstown, der Sitz der Dunkers, einer Separatiſtengemeine, und Bethlehem, der Hauptort der vereinigten mähriſchen Brüder in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten. Was die Staatsverfaſſung Penſylvaniens betrifft, ſo beruht die geſetzgebende Gewalt auf der Generalverſammlung, die aus dem Senate und dem Hauſe der Repräſentanten beſteht, die ein Ober- und Unterhaus bilden. Die höchſte vollziehende Gewalt hat der auf drei Jahre gewählte Gouverneur, der nicht unter 30 Jahre alt ſein darf.

Pentaglotte, ſ. Pentapla.

Pentameter, Fünfmaß, ein Vers, der aus fünf Füßen zuſammengeſetzt iſt. Dieſe Füße ſind zwei Spondäen, die auch in Daktylen aufgelöſt ſein können, zwei Daktylen und ein Spondäus, welcher letztre ſo getrennt iſt, daß ſeine erſte Sylbe auf die zwei erſten Füße folgt, ſeine zweite aber den Vers ſchließt, wofür auch eine kurze Sylbe ſtehen kann. Demnach iſt Folgendes das Schema des Pentameters:

$$\overset{\smile\smile}{-\;-} \,|\, \overset{\smile\smile}{-\;-} \,|\, -\;-\smile\smile \,|\, -\smile\smile \,|\, \overset{\smile}{-}$$

Die alten Grammatiker, welche auf dieſe Weiſe den Pentameter zu einem fünffüßigen Verſe machen, können dafür keinen andern Grund anführen, als daß es keinen einſylbigen Fuß gebe; denn für das Ohr und ſeinem Weſen nach iſt der Pentameter, wie der Hexameter, ein ſechstheiliger Vers, der in der dritten und ſechsten Stelle eine lange oder in der letztern auch eine kurze Sylbe hat, bei welcher man eben ſo lange verweilt, als bei zwei langen Sylben. Dieſes zweifache Verweilen gibt dem Verſe etwas Sanftes und Liebliches, wodurch er ſich merklich von dem majeſtätiſchen Hexameter unterſcheidet. Ovid ſagt daher, daß Amor ihn für ſeine Tändeleien geſchaffen habe, indem er dem Hexameter zwei Sylben geraubt. Allein gebraucht würde der Pentameter eintönig und ermüdend ſein; er kommt daher nie anders als wechſelnd mit dem Hexameter vor, und zwar ſo, daß dieſer ihm vorangeht. Das ſo aus Hexametern und Pentametern zuſammengeſetzte Versmaß nannten die Alten das elegiſche, und jede zwei Verſe ein Diſtichon (ſ. Elegie und Diſtichon). Bekannt iſt Schiller's Diſtichon auf den Hexameter und Pentameter. M.

Pentapla, Pentaglotte, eine Bibel in fünf Sprachen.

Pentathlon, ſ. Gymnaſium.

Pentateuch, ſ. Hebräiſche Sprache und Moſes.

Pentheſilea, ſ. Amazonen.

Pentheus, Enkel des Kadmos und als König von Theben deſſen Nachfolger. Durch ſeine Widerſetzlichkeit gegen die Einführung des Bacchusdienſtes zog er ſich das traurige Schickſal zu, von den Bacchantinnen, worunter ſeine eigne Mutter und ſeine Schweſter waren, im tollen Wahnſinne getödtet und zerriſſen zu werden.

Pera, eine Vorſtadt von Konſtantinopel, auf der Nordſeite des Hafens, welche mit der Vorſtadt Galata zuſammenhängt und von vornehmen Griechen, Armeniern, Juden, Türken und von abendländiſchen Chriſten bewohnt wird. Hier wohnen auch die fremden Geſandten und faſt alle fremde Kaufleute, mit Ausnahme der Franzoſen, die meiſtens in Galata ihren Aufenthalt haben. Die Katholiken haben hier fünf Kirchen und einen Erzbiſchof, wie auch einige Klöſter. Auch befinden ſich hier ein deutſches und ein franzöſiſches Seminarium für junge Leute aus Deutſchland und Frankreich zur Beſetzung der Dragomanſtellen und eine türkiſche Schule für junge, dem Serail beſtimmte, Leute. Im J. 1810 verlor dieſe Vorſtadt durch Brand an 2500 Häuſer. Hier herrſcht europäiſche Lebensart, und die Kleidung der Einwohner iſt ein Gemiſch von griechiſcher und franzöſiſcher Mode; daher heißt Pera bei den Türken das Schweinequartier.

Perdikkas. Dieſen Namen führten mehrere Könige von Macedonien; der berühmteſte, obgleich nicht wirklicher König, war der Feldherr Alexanders, ein vornehmer Macedonier, der ihn auf ſeinen Zügen nach Aſien begleitete und in vorzüglichem Anſehn ſtand, auch Alexanders Vertrauen vor allen andern hatte. Ihm übergab dieſer ſterbend ſeinen Siegelring, das Symbol der königlichen Gewalt, und ſcheint ihn dadurch zu ſeinem Nachfolger haben beſtimmen zu wollen. Auch beſaß er wol Ehrgeiz genug um dieſe Würde zu wünſchen; dennoch bewirkten die Gegner und Nebenbuhler, daß er bloß zu einem der Vormünder des Thronerben gewählt wurde. Uebrigens wußte er es doch dahin zu bringen, daß er den nächſten Platz nach dem Könige behauptete; als er aber höher ſtrebte, und eben im Begriff war, ſeine mächtigen Nebenbuhler niederzukämpfen, entſtanden Meutereien in ſeinem eignen Heere, die zum Theil ſein Uebermuth erzeugt hatte, und führten ſeinen gewaltſamen Untergang herbei. Er wurde im dritten Jahre, nachdem er zum Vormund ernannt worden war, in Aegypten von ſeinen Kriegern ermordet.

Peregrinus Proteus, ein berüchtigter Schwärmer, der in der erſten Hälfte des 2. Jahrh. nach Chr. lebte, und aus Paros in Pontus gebürtig war. Nach vielen Ausſchweifungen mußte er endlich, weil man ihm die Erdroſſelung ſeines Vaters Schuld gab, flüchtig werden. Er ging darauf nach Paläſtina, nahm das Chriſtenthum an, und erwarb ſich durch ſeinen ſchwärmeriſchen Eifer, der ihn auch in's Gefängniß brachte, den Namen eines Märtyrers. Von allen Seiten erhielt er Unterſtützung und Theilnahme, bis endlich der Präfekt von Syrien ihn wieder in Freiheit ſetzte. Nun begann er auf's neue ſeine Wanderungen, ward wegen ſeiner Verworfenheit von der Gemeinſchaft der Chriſten ausgeſchloſſen, und verſank in die niedrigſten Ausſchweifungen. Allgemein verabſcheut, wollte er wenigſtens durch eine außerordentliche Handlung enden. Demnach machte er in ganz Griechenland bekannt, daß er ſich bei den olympiſchen Spielen freiwillig verbrennen werde; ein Entſchluß, den er auch wirklich im J. 168 nach Chr. Geb. vor einer ungeheuern Menſchenmenge ausführte. Für uns hat dieſer cyniſche und chriſtliche Schwärmer durch Wieland's Roman ein erneutes Intereſſe erhalten.

Pergament iſt ein gegerbtes, mit Kalk gebeiztes und auf beſondre Weiſe zubereitetes Hammel-, Kalb-, Ziegen-, Eſel- oder Schweinsfell, welches ſeinen Namen von der Stadt Pergamus erhielt. Schon im hohen Alterthume ſchrieb man auf rohe, und nachher auch auf ſolche Thierhäute, die auf beiden Seiten gegerbt waren. In der

Folge wurden die Felle durch Schaben und Reiben mit Kalk zu Blättern bereitet. Die fehlerhaften Häute, welche zum Schreiben mit der Feder nicht taugen, werden mit Kalk überzogen, geglättet, und zu ſogenannten Schreibtafeln zerſchnitten. Schon zu David's Zeiten hatten die Iſraeliten aufgerollte Bücher von Thierhäuten, und Herodot erzählt, daß die Ionier in den älteſten Zeiten auf ungegerbte Hammel- oder Ziegenfelle ſchrieben, von denen bloß die Haare abgeſchabt waren. Ptolemäus Philadelphus konnte die Feinheit des Pergaments nicht genug bewundern, auf welches die Abſchrift der Bibel geſchrieben war, die ihm der Hoheprieſter Eleazar zuſchickte. Dies Alles beweiſt, daß das Pergament nicht in Pergamus erfunden, ſondern daſelbſt nur verbeſſert und in ſo großer Menge verfertigt wurde, daß es den vorzüglichſten Handelszweig dieſer Stadt ausmachte. Anfangs war das Pergament gelb; in Rom lernte man es weiß machen; nachher gab man ihm auch die violette oder Purpurfarbe auf beiden Seiten. Jetzt weiß man dem Pergamente alle Farben zu geben, und auch ein gefärbtes durchſichtiges Pergament zu bereiten.

Pergoleſi (Giovanni Battiſta), ein berühmter italieniſcher Tonſetzer, war 1704 in dem Städtchen Caſoria in der Nähe von Neapel geboren, und trat 1717 in das nachmals aufgehobne Conſervatorium dei poveri di Gesù Cristo zu Neapel, dem damals Gaetano Greco vorſtand. Dieſer große Meiſter hatte für ſeinen Zögling eine beſondre Sorgfalt und weihte ihn früh in alle Geheimniſſe ſeiner Kunſt ein. In einem Alter von vierzehn Jahren hatte ſich Pergoleſi ſchon durch verſchiedne Compoſitionen ausgezeichnet, worin die Melodie den Künſteleien des Contrapunkts aufgeopfert war; kaum aber war er aus dem Conſervatorio getreten, als er durch das Studium der Geſangwerke Vinci's und Haſſe's ſeine Manier völlig änderte, und eine neue Laufbahn betrat. Seine erſten Verſuche gefielen jedoch nur wenig. In ſeiner erſten Oper fanden nur einige Arietten Beifall. Der Fürſt von Stigliano, erſter Stallmeiſter des Königs, urtheilte beſſer von den Talenten Pergoleſi's, nahm ihn unter ſeinen Schutz und verſchaffte ihm von 1730 bis 1734 für das Teatro nuovo Beſchäftigung. In dieſer Zeit ſetzte er auch die Serva Padrona für das Theater von San Bartolomeo. Aber ſein Genie fand keine Befriedigung darin, gewöhnliche Gegenſtände zu behandeln; mit Eifer ergriff er daher die Gelegenheit, ſich zu Rom durch eine wichtigere Compoſition bekannt zu machen und ſchrieb 1735 die Olimpiade für das Theater Tordinone. Doch fiel dieſe Oper, welche zugleich mit Duni's Nerone erſchien, ungerechter Weiſe durch, während letztre, nach des Verfaſſers eignem offnen Geſtändniſſe von weit geringerm Werthe, allgemein gefiel. Pergoleſi kehrte darauf nach Neapel zurück, componirte das Dixit und Laudate, welche wir von ihm beſitzen, und wurde durch den vollſtändigſten Beifall für jene frühern falſchen Urtheile entſchädigt. Indeß nahm ſeine Geſundheit ab, und ſeine Freunde bewogen ihn, nach Torre del Greco, am Fuße des Veſuv, zu ziehen, wo, wie man glaubt, Bruſtkranke, wenn Heilung möglich iſt, leicht und ſchnell geneſen. Hier componirte Pergoleſi ſein berühmtes Stabat, die Cantate Orfeo und das Salve Regina, ſein letztes Werk. Er ſtarb 1737, als eben ſein Ruf anfing, ſich über Europa zu verbreiten. Die Theater wie die Kirchen ertönten von ſeinen Werken; in Rom gab man ſeine Olimpiade auf's neue mit größter Pracht, und je gleichgültiger man anfangs dagegen geweſen, deſto mehr bewunderte man jetzt ihre Schönheiten. Nach dem allgemeinen Urtheil der Italiener hat ihn im muſi-

kaliſchen Ausdruck niemand übertroffen; Einige nennen ihn den Dominichino in der Muſik, aber ſie werfen ihm die Wiederholungen, einen abgebrochnen Styl, und daß er zuweilen den Geſang der Wirkung der Begleitung aufgeopfert habe, vor. Außerdem ſcheint ihnen ſeine ganze Art etwas ſchwermüthig und melancholiſch, welches vielleicht von ſeiner Körperſchwäche herrührt.

Perikles, einer der berühmteſten Staatsmänner Griechenlands, in deſſen Zeitalter um das Jahr 444 vor Chr. die Blüthezeit der griechiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt fiel, war zu Athen geboren, und der Sohn des durch den Sieg bei Mykale über die Perſer bekannten Feldherrn Xanthippus. Er empfing eine Erziehung, wie ſie unter den vornehmen Athenienſern gewöhnlich war. Damon, Anaxagoras und Zeno von Elea waren ſeine Lehrer. Durch ſeine Familienverhältniſſe mit den Ariſtokraten verbunden, hielt er ſich, theils wegen der Eiferſucht, womit der große Haufe dieſe Partei betrachtete, theils weil der erſte Platz unter den Ariſtokraten bereits von Cimon eingenommen war, anfänglich von den Angelegenheiten des Staats zurück, und bewarb ſich nur um die Gunſt der Volkspartei. Cimon zeigte ſich glänzend und geſellig; er dagegen vermied alle Gaſtmähler und öffentlichen Vergnügungen, lebte eingezogen für ſich, erſchien nie anders öffentlich, als im Prytaneum und in der Volksverſammlung, und benahm ſich allenthalben mit Ernſt und Würde. Da er nicht Mitglied des Areopagus war, ſo bemühte er ſich, deſſen Anſehn zu ſchwächen, und trieb ſeinen Freund Ephialtes an, das Volk eiferſüchtig auf dieſes Gericht zu machen, und ein Dekret zu bewirken, welches die meiſten Streitigkeiten, andern Gerichtshöfen zur Unterſuchung und Entſcheidung übertrug. Seine Beredtſamkeit war ſo erhaben und mächtig, daß man von ihm ſagte, er donnere und blitze in ſeinen Reden, und ihn den Olympier nannte. Mit großer Sorgfalt vermied er alles, was dem Volke mißfallen konnte. Die Geduld, mit welcher er Beleidigungen zu ertragen wußte, war ſeinem Emporſteigen günſtig. Als ein Beiſpiel dieſer Herrſchaft über ſeine Gefühle erzählt man, daß, als ihn einſt Abends ein gemeiner Bürger mit Schmähungen aus der Volksverſammlung bis vor ſein Haus begleitet, er einem Diener befohlen habe, eine Fackel anzuzünden, und dem Mann nach Hauſe zu leuchten. Nachdem die Volkspartei die Anklage des Cimon bewirkt hatte, wurde Perikles zu einem der Richter ernannt. Er betrug ſich indeß hierin mit vieler Mäßigung, und ſprach von ſeinem großen Mitbürger mit der ſchuldigen Achtung. Die Verbannung ſeines Nebenbuhlers eröffnete ſeinen ehrgeizigen Planen endlich ein freies Feld. Da Cimon das Volk geſpeiſt und gekleidet hatte, ſo ſetzte Perikles es durch, daß die Bedürftigen aus dem öffentlichen Schatze unterſtützt wurden. In dem Kriege, welcher 458 vor Chr. Geb. zwiſchen den Athenienſern und Lacedämoniern ausbrach, gab ſich Perikles in der unglücklichen Schlacht bei Tanagra den größten perſönlichen Gefahren Preis, und fiel bald darauf glücklich mit einer Flotte und einem kleinen Heere in den Peloponnes ein. Um dem Volke zu ſchmeicheln, das die Rückkehr des Cimon wünſchte, bewirkte er ſelbſt einne Volksbeſchluß, wodurch derſelbe zurückberufen wurde; insgeheim aber ſoll er mittelſt ſeiner Schweſter eine Uebereinkunft mit Cimon getroffen haben, welcher zufolge der Oberbefehl des Heers dieſem, die Leitung der Staatsangelegenheiten aber ihm ſelbſt überlaſſen ſein ſollte. Durch Cimon's Tod aber wurde er gleichſam Herr von Athen; denn wiewol die ariſtokratiſche Partei ihm den Thucydides, des Meleſias

Sohn, einen Verwandten des Cimon, entgegenſtellte, ſo war ihm dieſer doch zu wenig gewachſen. „Wenn ich ihn auch zu Boden werfe,“ ſagte daher dieſer einſt von Perikles, „ſo ſagt er doch, daß er nie darniedergelegen, und überredet ſelbſt die Zuſchauer, daß ſie ihm glauben.“ Von jetzt an beherrſchte Perikles den Staat, ohne Herr zu heißen, und ſeine vornehmſte Sorge war, die Aufmerkſamkeit des Volks entweder durch Ausſendung neuer Kolonien oder durch kriegeriſche Unternehmungen zu beſchäftigen. Durch die großen öffentlichen Werke, die er errichten ließ, ſchmeichelte er der Eitelkeit der Athenienſer, deren Stadt er verſchönerte, und beſchäftigte zugleich eine Menge von Arbeitern und Künſtlern. Um die Koſten dieſer großen Unternehmungen beſtreiten zu können, ließ er den öffentlichen Schatz Griechenlands von Delos nach Athen bringen, und wußte dieſe Treuloſigkeit durch die Erklärung zu rechtfertigen, daß, da dieſes Geld zur Vertheidigung gegen die Barbaren erhoben worden, durch die Anſtrengungen der Athenienſer aber dieſer Zweck erreicht wäre, die Verbündeten auch kein weiteres Recht hätten, nach der Verwendung dieſes Geldes zu fragen. Seine perſönliche Rechtſchaffenheit in allen Geldangelegenheiten war über jeden Argwohn erhaben, wovon ein merkwürdiges Beiſpiel angeführt wird. Während einer Unternehmung gegen Euböa fielen die Lacedämonier als Bundesgenoſſen der Megarenſer in Attika ein. Perikles wußte dieſen Angriff durch Beſtechung des Vormundes des ſpartaniſchen Königs abzuwenden. Als er nachher Rechnung ablegte, ſetzte er die Summe von zehn Talenten zu einer geheimen, aber nützlichen Ausgabe an, und die Athenienſer begnügten ſich damit, ohne weitere Auskunft zu verlangen. Nach ununterbrochen fortgeſetzten Feindſeligkeiten gegen Euböa machte er ſich endlich zum Herrn dieſer wichtigen Inſel (447 vor Chr.); bald darauf ſchloß er einen Waffenſtillſtand mit den Spartanern auf dreißig Jahre. Die Macht des großen Haufens zu beſchränken, die er bisher nur erweitert hatte, ſetzte er die Erneuerung eines alten Geſetzes durch, nach welchem nur der Sohn eines Bürgers und einer Bürgerin von Athen, für einen athenienſiſchen Bürger gelten ſollte, und ließ dem gemäß 5000 Menſchen, die bisher frei geweſen waren, als Sklaven verkaufen. Dieſe Handlung, die zugleich Perikles großen Einfluß beweiſt, hatte ohne Zweifel den Beifall der Mehrzahl, unter den Bürgern, deren Anſehn durch dieſe Verminderung ihrer Zahl ſtieg. Den Waffenſtillſtand mit den Spartanern benutzte Perikles, um die Samier zu bekriegen (440 v. Chr.), welche ſich gegen die übermüthige Macht Athens ſträubten. Zu dieſem Kriege ſoll er zum Theil durch die Aſpaſia bewogen worden ſein (ſ. Aſpaſia). Die Unternehmung gegen Samos, auf welcher ſie den Perikles begleitete, endigte mit der Unterwerfung der Inſel, und der Wiederherſtellung der demokratiſchen Regierung auf ihr. Die Samier empörten ſich bald darauf von neuem, und vertrieben die athenienſiſche Beſatzung, wurden aber durch eine Niederlage zur See und durch die Eroberung ihrer Stadt und Auslieferung ihrer Schiffe von Perikles wieder zur Unterwerfung gezwungen. Bei ſeiner Rückkehr hielt er zu Athen jene berühmte Trauerrede zum Andenken der Gebliebnen, welche ſeine Zuhörer ſo ſehr begeiſterte, daß ſich die Frauen um ihn drängten und ſein Haupt mit Kränzen ſchmückten. Als endlich Thucydides in dem Kampfe der Parteien zur Verbannung verurtheilt worden, wurde das Anſehn des Perikles noch überwiegender, bis endlich die Eiferſucht der Athenienſer erwachte, als die Hoffnungen verſchwanden, die ihnen die Ereigniſſe vor Aus-

bruch des peloponneſiſchen Krieges eröffnet hatten. Einige ſeiner Freunde wurden verfolgt: Anaxagoras, ſein verehrter Lehrer, wurde der Irreligion beſchuldigt; Aſpaſia wurde öffentlich wegen ihres Verhältniſſes zu Perikles angeklagt. Er ſelbſt führte ihre Sache, und fühlte ſich davon ſo ergriffen, daß er ohne Rückſicht auf ſeine Würde Thränen vergoß. Er bewirkte ihre Losſprechung; den Anaxagoras aber entzog er dadurch den Angriffen ſeiner Feinde, daß er ihn unter ſeiner eignen Begleitung aus Attika führte. Als die Spartaner, welche ſich der kleinern griechiſchen Staaten annahmen, ihre Foderungen, den dieſen zugefügten Schaden zu erſetzen, unter Androhung eines Krieges auf den Weigerungsfall, nach Athen gelangen ließen, überredete Perikles die Athenienſer, die Bedingungen zu verwerfen, und wurde dadurch der Urheber des langen und verderblichen peloponneſiſchen Krieges, von welchem wir in einem eignen Artikel geſprochen haben. Einige behaupten, er habe dadurch ſeine Landsleute von außen beſchäftigen und ihre Blicke von ſeiner Verwaltung und Herrſchaft abziehen wollen, um ſo mehr, da ſeine Feinde ſich täglich vermehrten; auch habe ſeine Geliebte Aſpaſia einen großen Haß gegen Sparta gehegt. Wahrſcheinlicher jedoch iſt es, daß Perikles, durch ſeine ſtolzen Begriffe von der Hoheit und Würde der athenienſiſchen Republik irre geleitet, darauf drang, nichts zu bewilligen, beſonders da ſein eignes Anſehn dadurch zu Grunde gerichtet worden wäre. Als der Krieg im J. 431 begann, war Perikles der Meinung, daß die Athenienſer die Vertheidigung ihrer Ländereien aufgeben, und ihre ganze Aufmerkſamkeit auf die Befeſtigung der Stadt und Ausrüſtung der Flotte wenden ſollten. Dem gemäß ließ er, als ihm der Oberbefehl übertragen worden, trotz des Murrens der Athenienſer, das überlegne Heer der Spartaner und ihrer Bundesgenoſſen ohne Widerſtand bis Acharnä in Attika vorrücken, ſchickte aber zu derſelben Zeit eine furchtbare Flotte nach den Küſten des Peloponneſus, nach Lokris und Aegina, welche die in Attika begangnen Plünderungen gedoppelt rächte. Nachdem aber die Peloponneſier ſich zurückgezogen hatten, machte er ſelbſt einen Einfall in das Gebiet der Megarenſer, welche die Haupturſache des Krieges waren. Am Schluſſe dieſes Feldzuges hielt er mit hinreißender Beredtſamkeit auf die im Dienſte des Vaterlands Gebliebnen eine Rede. Im nächſten Jahre brach die denkwürdige Peſt in Athen aus, die ſo ſchreckliche Verheerungen anrichtete, daß Perikles ſeines ganzen Muthes bedurfte, ſich ſelbſt und ſeine Landsleute aufrecht zu erhalten. Um ihre Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen, machte er eine große Rüſtung und ſegelte damit nach Epidaurus; aber die Sterblichkeit unter ſeinen Truppen hinderte ihn, etwas Wichtiges auszuführen. Perikles kehrte mit einer geringen Mannſchaft zurück, und vermochte nicht den entmuthigten Athenienſern Vertrauen einzuflößen. Er verlor den Oberbefehl, und mußte, ohne daß ihm ein beſondres Verbrechen wäre zur Laſt gelegt worden, eine anſehnliche Geldſtrafe erlegen. Bald jedoch rief ihn mit gleichem Leichtſinne das Volk wieder an die Spitze der Geſchäfte zurück, und ertheilte ihm eine größere Gewalt, als er je zuvor beſeſſen. Jetzt aber, wo die Sorgen für den Staat ihn ſo vielfach beſchäftigten, trafen ihn auch häusliche Sorgen, welche ſeinen Geiſt niederbeugten. Sein älteſter Sohn Xanthippus, der in Zwieſpalt mit ihm gelebt hatte, ſtarb an der Peſt; dieſelbe Todesart raffte ſeine Schweſter und viele ſeiner nächſten Verwandten und Freunde weg; zuletzt ſtarb auch Paralus, ſein einziger ihm noch übriger Sohn von ſeiner erſten Gattin. Dieſer Unfall

zwang ihm Thränen ab. Ihn zu tröſten, widerriefen die Athenienſer ſein eignes Geſetz gegen die halbbürtigen Kinder, und ſo trug er ſeinen mit der Aſpaſia gezeugten Sohn in die Bürgerliſte ein. Aber ſeine Kraft war gebrochen. Er verfiel in eine ſchleichende Krankheit, die ſeinen Körper und ſeinen Geiſt aufzehrte. Er ſtarb vor Chr. Geb. 429, im dritten Jahre des peloponneſiſchen Krieges. Als er im Sterben lag, und kein Zeichen des Lebens mehr an ihm erſchien, gedachten ſeine das Lager umringenden Freunde unter Wehklagen ſeiner großen Thaten; er aber raffte ſich plötzlich auf und ſagte ihnen: „In dieſen Dingen ſind mir Andre gleich, aber zu beſonderm Ruhme rechne ich mir's an, daß nie ein Athenienſer durch mich in Trauer verſetzt worden.“ Athen verlor in ihm ſeinen ausgezeichnetſten Bürger, dem, wenn auch ſtrenge Tugend, doch Seelengröße nicht abzuſprechen iſt. Seine Erziehung hatte ſeinen Geiſt aufgehellt, und über die Vorurtheile ſeines Zeitalters erhoben. Seinem Vaterlande das Uebergewicht über alle griechiſchen Staaten zu verſchaffen, war ſein Beſtreben, und wirklich behauptete Athen, ſo lange er es beherrſchte, nicht bloß in geiſtiger, ſondern auch in politiſcher Rückſicht den erſten Rang. Ihm verdankte Athen ſeine ſchönſten Zierden: das Parthenon, das Odeum, die Vorhalle der Burg, die großen Mauern, zahlreiche Statuen und andre Kunſtwerke, von deren Vollkommenheit die vorhandnen Ueberreſte uns einen Begriff geben. Die Blüthe der griechiſchen Kunſt, das Zeitalter des Phidias (ſ. d. Art.), fiel mit Perikles Zeit zuſammen. So iſt mit Perikles Namen der Begriff der ſchönſten Periode für Athens Kunſt, Wiſſenſchaft und Macht verbunden, und trifft ihn der Vorwurf, daß er Athen an den Abgrund geführt, von welchem es herabſtürzen mußte: ſo gebührt ihm auch das Lob, hauptſächlich dazu beigetragen zu haben, daß es in geiſtiger Hinſicht für immer die Königin aller Staaten des Alterthums blieb.

Perikopen (griechiſch) heißen die bibliſchen Stellen, welche bei dem öffentlichen Gottesdienſte zu Vorleſungen vor dem Altare und als Texte zu den Predigten gebraucht werden. Die Auswahl derſelben ſcheint in den erſten Jahrhunderten der Willkür der Geiſtlichen überlaſſen geweſen zu ſein, im 4. Jahrh. wurde ſie auf die kanoniſchen Schriften des alten und neuen Teſtaments beſchränkt, und im ſechsten von Papſt Gregor dem Großen durch ein eignes Lectionarium beſtimmt, welches Carl der Große bei dem in ſeinem Reiche eingeführten Homiliarium zum Grunde legte. Ihm verdanken wir daher die auf alle Sonn- und Feſttage im Kirchenjahre vorgeſchriebnen Evangelien und Epiſteln, welche Luther beibehielt. Dieſer ſagt ſelbſt, nur die Unwiſſenheit der Geiſtlichen ſeiner Zeit habe ihn dazu vermocht, weil es gerade über dieſe Texte die meiſten Poſtillen gab. Die reformirte Kirche hingegen ließ ihren Predigern ſogleich die Freiheit, ſich ihre Texte bei öffentlichen Vorträgen auszuwählen; und auch in der lutheriſchen hat man neuerdings die Mängel jener alten Perikopen wol ſtark genug empfunden, um, wie ſchon gegen Ende des 18. Jahrh. in Dänemark, Würtemberg, Baden und einigen kleinern deutſchen Staaten, und auf Reinhard's Antrieb für die Jahre 1810 und 1811 auch im Königreich Sachſen geſchehen iſt, neu gewählte Reihefolgen bibliſcher Abſchnitte oder Texte liturgiſch vorzuſchreiben. Ueberdies ſind in Sachſen beim Wiedereintrit der alten Perikopen 1812 einige unzweckmäßige weggelaſſen und in der neuen ſächſiſchen Agende fruchtbarere Texte an ihre Stelle geſetzt worden. Inwiefern der dem geiſtvollen und in der Bibelauslegung geübten Prediger allerdings läſtige Peri-

kopenzwang, oder die kirchliche Vorſchrift über beſtimmte Texte zu predigen, überhaupt abzuſchaffen ſei, läßt ſich ſchwer entſcheiden. Noch gibt es Prediger genug, die dieſe, dem Geiſte des Proteſtantismus allerdings angemeſſne Maßregel in Verlegenheit ſetzen oder zu Mißgriffen verleiden könnte, und unter allen zur Bewerkſtelligung derſelben geſchehenen Vorſchlägen ſcheint die Einrichtung, daß jeder Prediger jährlich oder halbjährlich von ihm ſelbſt gewählte Texte den Ephorien und Conſiſtorien zur Prüfung einreiche, und dann über die genehmigten, oder an der Stelle der verworfnen eingeſchalteten predige, den vorwaltenden Bedenklichkeiten noch am beſten zu begegnen. In der katholiſchen Kirche gelten die alten Perikopen als Beſtandtheile der Liturgie am Altare noch unverändert, jedoch hängt die mehrere oder mindere Freiheit in der Wahl der Predigten von den Biſchöfen und ihren Vikarien ab. E.

Perillus, ſ. Phalaris.

Periode bedeutet einen Zeitkreis und den von demſelben eingeſchloſſenen Zeitraum, daher wird ein größerer Zeitraum in mehrere Zeitabſchnitte getheilt, welche ebenfalls Perioden heißen. So braucht das Wort der Aſtronom und Chronolog; jener um das Wiederkehren einer und derſelben kreisförmigen Bewegung auszudrücken; dieſer um einen Cyklus von mehrern Jahren zu bezeichnen (ſ. Cyklus). Der Aſtronom verſteht daher unter dem periodiſchen Monate eine Zeit von 27 Tagen 7 Stunden 43′ 11″, nach welcher der Mond, indem er täglich etwa um 13 Grad am Himmel von Abend gegen Morgen fortrückt, wieder bei denſelben Fixſternen ankommt. In der Chronologie konnten richtige Zeitkreiſe erſt dann gefunden werden, als die Aſtronomie die wahre Bewegung der Weltkörper erkannt hatte. Daher iſt die Chronologie der alten Völker ſehr verworren. Die berühmteſten Perioden der Griechen waren: die 19jährige Mondsperiode des Meton von 6940 Tagen, nach welcher ſie ſeit 432 vor Chr. ihre aſtronomiſchen Kalender verfertigten; verbeſſert durch die im J. 330 aufgeſtellte Periode des Kalippus, oder die Epoche des Alexander, welche 4 mal 19 oder 76 Jahre weniger einen Tag zuſammenfaßte; die noch vollkommnere hipparchiſche Periode von 304 Jahren, welche das tropiſche Sonnenjahr nur um 6 Min. 16 Sek. zu lang angab. Die römiſche Zinsperiode, oder die Indictionscykel iſt eine Periode von 16 Jahren, deren Urſprung nicht genau bekannt iſt. (S. Römer Zinszahl). Die von Joſeph Scaliger erdachte, ſogenannte julianiſche Periode, ein Zeitkreis von 7980 julianiſchen Jahren, ſollte die verſchiednen Berechnungen des Jahres der Geburt Chriſti ſeit Erſchaffung der Welt mit einander vergleichen. Sie iſt nämlich ein Product der Zahlen 29, 19 und 15 der Sonnen-, Monds- und Indictionscykel. Nach 28 mal 19, oder 532 Jahren kehren die Neumonde und Vollmonde in derſelben Ordnung auf denſelben Monats- und Wochentag des julianiſchen Kalenders zurück; und ſo erneuern ſich zugleich die drei chronologiſchen Cykel, der 28jährige Sonnencykel, der 19jährige Mondscykel und der 15jährige Indictionscykel. Dieſe Periode heißt auch die große Oſterperiode oder die victoriniſche, dionyſiſche, auch diokletianiſche. Das Jahr der Geburt Chriſti in der julianiſchen Periode iſt 4714. Sie wird nicht mehr gebraucht, da man jetzt nach Jahren vor und nach Chriſti Geburt zählt. In der Geſchichte bezeichnen Perioden Zeitabſchnitte, welche nach Begebenheiten, die einem Zeitalter eine eigenthümliche Geſtalt gaben, beſtimmt werden. Die Univerſalgeſchichte kann ſynchroniſtiſch nur nach verſtändig abge-

grenzten Perioden, deren jede das richtig componirte Gemälde eines Zeitalters, oder die Darſtellung des Charakteriſtiſchen eines gewiſſen Zeitraums ſein ſoll, vorgetragen werden. Die Alten erzählten die allgemeine Geſchichte ethnographiſch, dann chronologiſch und annaliſtiſch. Nach Jahrhunderten, und mit Abſchnitten in jedem Jahrhunderte, ordneten den Stoff der Weltgeſchichte Leonh. Offerhaus in ſeinem ſchätzbaren Compendium Historiae universalis. (c. Schröckhii, L. 1778. II. 8.), Boſſuet, in ſeinem Discours sur l'histoire universelle u. A. m. Allein die hiſtoriſche Kunſt gibt derjenigen Methode den Vorzug, welche die allgemeine Geſchichte ſowol als die Specialgeſchichte nach Perioden, oder nach Zeiträumen, die durch wichtige folgenreiche Begebenheiten geſchieden werden, vorträgt. Dieſer Methode ſind gefolgt: Voltaire in ſeinem Essai sur l'histoire générale, Millot, Condillac, Gatterer, Schlözer und überhaupt die vorzüglichſten neuern Hiſtoriker. Die Kunſt beſteht in der richtigen Feſtſtellung der Perioden nach univerſalhiſtoriſchen Blicken, und in der Anordnung des Stoffes nach dem Charakter jedes Zeitraumes. Bei der Abgrenzung der Perioden der Univerſalgeſchichte müſſen diejenigen Zeitpunkte, auf welche gleichzeitig in mehrern Theilen der Erde Begebenheiten fallen, die einen neuen Zuſtand der Dinge herbeiführten, vorzugsweiſe als Scheidepunkte ausgehoben werden. Unter den Begebenheiten aber verdienen die den Vorzug, welche aus der Größe guter Menſchen hervorgegangen ſind. Denn große Männer ſind die Leitſterne der Völker und Menſchheit. Jahrhunderte erfreuen ſich ihres Glanzes, und zahlreiche Geſchlechter folgen den durch ſie beleuchteten Bahnen. Der Geſichtspunkt der Cultur und der bürgerlichen Freiheit aber, in wiefern beide durch Religionsſtifter und Geſetzgeber vorbereitet, aus dem Ackerbau und dem Eigenthume, aus der Kunſt und Wiſſenſchaft, aus dem Handel und dem Nationalſinn der Völker erblühen, iſt univerſalhiſtoriſch wichtiger, als der Geſichtspunkt der Macht. Es gibt noch keine Univerſalgeſchichte, deren Periodenbau biographiſch angelegt wäre. Bredow hatte den Plan dazu gefaßt. Doch hat jeder gute Hiſtoriker in ſeiner Compoſition ſich bald mehr, bald weniger zur biographiſchen Geſtaltung ſeines Kunſtwerks hingeneigt. Die gewöhnliche Periodenfolge in der Univerſalgeſchichte beruht auf der Abtheilung in die alte, mittlere und neuere Geſchichte. Nicht die Geburt Chriſti an ſich, ſondern der Urſprung der aus den Trümmern des römiſchen Reichs und aus der Völkerwanderung hervorgegangnen europäiſchen Völker und Staaten trennt die alte und neue Geſchichte. In letztrer ſcheidet die mittlere Zeit von der neuern die Entdeckung des Seewegs nach beiden Indien und der auf den wiſſenſchaftlichen Aufſchwung der Geiſter gefolgte reifere Zuſtand des europäiſchen Geſammtlebens. Columbus und Cook ſetzten Europa in den Mittelpunkt der Welt; dies bezeichnet den Umfang und den Inhalt der neuern Geſchichte. Folgende Abgrenzung der einzelnen Perioden, deren Grundlage die jedem Zeitalter durch große Männer gegebne eigenthümliche Geſtaltung iſt, ſtehe hier ſtatt andrer, die aus den Geſchichtswerken bekannt genug ſind. Die Urzeit, oder die Geſchichte der Erde vor den Fluthen, iſt ein leeres Blatt in der Geſchichte; doch iſt die Erde ſelbſt eine Hieroglyphe, welche die Phyſiker deuten und mit den moſaiſchen Urkunden zu vereinigen ſuchen. Die erſte Periode beginnt daher ſeit den Fluthen, und umfaßt die mythiſch-hiſtoriſchen Zeiten bis auf Moſes und Kadmos, 1500 vor Chr. In der zweiten Periode, die 1000 Jahr umſpannt, dämmert aus Sa-

gen der Heldenzeit das Licht der Geſchichte auf. Mittel-Aſien erleuchtet Zoroaſter; über Europa geht das homeriſche Geſtirn auf, und Solon's Geſetzgebung erhebt die Griechen zur Bildung und Freiheit. Mit dem J. 500 hebt die dritte an, oder das erſte Zeitalter der Europäer. Entſcheidend für die Selbſtſtändigkeit unſers Welttheils war der Brand von Sardes im J. 500, und entſcheidend für das Staatenſchickſal überhaupt die Dictatur in Rom, welche um dieſelbe Zeit entſtand. Perikles und Sokrates geben ihrem Namen Zeitalter, welches das Jahr 300 von der vierten Periode ſcheidet. Denn im J. 301 brach Alexanders Univerſalmonarchie an einem Tage bei Ipſus in drei Welttheilen zuſammen, und in Rom ſtellte das ogulniſche Geſetz die bürgerliche Freiheit feſt. Die Menſchheit aber, zu deren Gemeingut in Europa Sokrates die Idee des Wahren, Guten und Schönen erhob, durchwanderte eine lichte Bahn von den Schulen des Pythagoras in Groß-Griechenland (500) an, bis zur Gründung der ſtoiſchen Schule um 300. So ward Europa das Herz der Weltgeſchichte. In der vierten Periode (300 vor bis 14 n. Chr.) trat Rom auf Italiens, Karthago's und Griechenlands Nacken, und beherrſchte die Welt. Cäſar lebte. Doch erſt nach Auguſtus Tode (im J. 14 n. Chr. Geb.), unmittelbar nach Vollendung der römiſchen Weltherrſchaft kam an die Stelle der Freiheit die Tyrannei eines Einzigen. Aber mit Tiber, der die Menſchheit ſchändete, erſchien zugleich ihr Erlöſer, Jeſus Chriſtus. So beginnt die fünfte Periode: von 14 bis 756 nach Chr. Geb. In dieſer Zeit erſchütterte Roms Größe und Roms Fall die bekannte Erde. Die Antonine und die Attila's, welche Gegenſätze! Mohammed, die größte Erſcheinung des Orients! Aber erſt Pipin der Kleine entſchied Roms Untergang, als Stadt der Cäſarn. Ihr Schatten weilte nur noch an dem Bosphorus; Rom ward nun die Stadt der Kirche. Eine neue Univerſalmonarchie begann: die der Meinung; zugleich vollendete der Orient eine dreifache Weltherrſchaft: die der Waffen, der Meinung und des Wiſſens im Kalifate der Abaſſiden. Darum eröffnen Pipin, der Papſt und Harun der Gerechte die ſechste Periode von 756 bis 1096. Carl der Große erſchüttert und ordnet Europa. Wunderbar leuchtet in der Dunkelheit des ſcholaſtiſchen Mittelalters die geiſtige Bildung der Araber; doch bleibt der Orient vom Occident geſchieden. Aber mit der ſiebenten Periode, dem Zeitalter der Kreuzzüge, 1096 bis 1315, wird Alles anders. Dort, im Sitze der Kalifen, bricht Rohheit herein mit dem Waffendespotismus der Seldſchucken, welchen der Mongole und der osmaniſche Türke nach Europa zu tragen ſich erkühnen. Hier entfaltet ſich die zarte Blume des Ritterthums und der romantiſchen Poeſie. Zugleich blüht der Handel in Italien und Deutſchland auf, und mit ihm die Freiheit der Städte, und der Gebirge Helvetiens. Aber die Staatskunſt der Päpſte ſiegt über die weltliche Macht, bis dieſe am Ende der Periode ſich auf's neue zu erheben trachtet, unterſtützt durch das römiſche Recht. Dadurch ward das achte Zeitalter, das der Mediceer, vorbereitet. In dieſer Periode, von 1315 bis 1519, entzündet ſich der Muth des europäiſchen Weltgeiſtes an dem Lichte der Kunſt und Wiſſenſchaft. Er waltet auf dem Weltmeere, doch trüben den Glanz dieſer Jahrhunderte die wilden Triumphe der Osmanen und die argliſtige Politik einzelner Fürſten; jenen fällt zum Opfer Griechenland, dieſer Italien. Nun entbrennt in der neunten Periode, von 1519 bis 1648, der Kampf des Rechts mit der Gewalt, des Göttlichen mit dem Menſchlichen. Die Freiheit des Glaubens ringt mit dem Jeſuitismus, und

das Staatsrecht der Völker mit der Willkür und den Leidenſchaften der Könige. In dieſem Kampfe wird Deutſchlands Nationalkraft gebrochen. Seitdem drücken auf Europa, das ohne Kern und Mittelpunkt die feſte Haltung des Gleichgewichts verloren, die Laſt ſtehender Heere und Frankreichs Staatskunſt. Darauf herrſchen in Europa, während der zehnten Periode, von 1648 bis 1740, franzöſiſche Sprache, Sitten und Waffen. Gegen dieſe Herrſchaft trit Großbritannien in die Schranken, und in Rußland erwacht, geweckt durch europäiſche Lichtfunken, der Geiſt des ſlaviſchen Volksthums. Doch Deutſchland ſtellt ſich auf's neue, ermuthigt durch Friedrich und Joſeph, und durch geiſtigen Aufſchwung, ſelbſtſtändig zwiſchen den Weſten und Norden. Dies iſt das elfte Zeitalter, von 1740 bis 1790. Der Weſten altert, der Norden übt unter Catharina übermüthig ſeine Jugendkraft, und dem eiteln, ſtolzen, überreifen Europa trit kühn und beſonnen gegenüber das freie Amerika. Da wankt im zwölften Zeitalter die alte Ordnung der Dinge in Europa. Frankreich verwildert. An das Steuerruder ſtellt ſich der Britte; der Spanier ermannt ſich; endlich hemmen nordiſche Kraft und deutſches Gemüth, und mächtiger als beide die Allgewalt der Idee, das galliſche Unweſen, und ein neues Zeitalter dämmert vor unſern Augen. Der wiener Congreß ordnet zwar noch die Verhältniſſe der Staaten nach den Berechnungen der alten Macht- und Convenienzpolitik; aber der heilige Bund und die in Aachen 1818 verſammelten Monarchen ſtellen — in ihren Noten — das Völkerrecht der Vernunft und des Chriſtenthums als den oberſten leitenden Grundſatz der europäiſchen Staatskunſt feierlich auf, während die proteſtantiſchen und andre ruhigen Völker einzig von den ihnen hier verſprochnen, dort gegebnen zeitgemäßen Staatsgrundformen die Bürgſchaft einer beſſern Zukunft erwarten. In dieſer Periodenfolge ſtehen als Heroen und Bildner oder Zerſtörer ihrer Zeit, in den Vorderreihen der Handelnden, zwölf verſchiedne Gruppen. 1) Noah, Abraham, Moſes, Cekrops, Kadmus; 2) Zoroaſter, Homer, Lykurg, Solon, Pythagoras, Confucius, Cyrus, Brutus; 3) Leonidas, Miltiades, Themiſtokles, Cimon, Epaminondas, Herodot, Perikles, Sokrates, Sophokles, Timoleon, Alexander, Camill, die Decier; 4) Philopömen, Hannibal, Cato, die Scipionen, Polybius, Mithridates, Pompejus, Cäſar, Cicero, Livius Agrippa, Hermann, Johannes, Auguſtus; 5) die Apoſtel, Trajan, die Antonine, Plutarch, Tacitus, Conſtantin, Theodos, Arius, Athanaſius, Theodorich, Mohammed, Carl Martell, Bonifaz, Pipin; 6) Carl der Franke, Harun, Alfred, Heinrich I., Kanut, Robert Guiscard, Wilhelm der Eroberer, Wladimir, Gregor VII.; 7) Gottfried von Bouillon, Bernhard von Clairvaux, Heinrich Dandolo, Ludwig IX., Hermann von Salza, Innocenz III., Friedrich I., II., Saladin, Dſchingis-Chan, Rudolph von Habsburg, Philipp der Schöne, Osman, Stauffacher, Fürſt, Melchthal, Wolfram von Eſchenbach, Dante; 8) Cosmus und Laurentius die Mediceer, Beſſarion, Leo X., Timur, Ismael Schah, Babur, Mohammed II., Iwan Waſiljewitſch, Heinrich der Seefahrer, Gama, Albuquerque, Colombo, Maghellan, Cortez, Ferdinand der Katholiſche, Ximenez, Wiclef, Huß, Petrarca, Laurentius Valla, Guttenberg, Reuchlin, Machiavelli, Maximilian I., Michel Angelo, Rafael, Correggio, Dürer; 9) Carl V., Franz I., Soliman, Moriz von Sachſen, Guſtav Waſa, — Luther, Zwingli, Calvin, Melanchthon, Erasmus, Copernicus, Arioſt, Taſſo, Ign. Loyola, — Heinrich IV., Eliſabeth, Wilhelm von Oranien, Guſtav Adolph, Ri-

chelieu, — Camoens, Baco, Shakſpeare, Keppler, Hugo Groot, Corneille, Galilei, Opiz; 10) Cromwell, Friedrich Wilhelm der große Kurfürſt, Ludwig XIV., Colbert, Wilhelm III., Peter I., Eugen von Savoyen, Walpole, — Aureng Zeb, Nadir Shah, — Guericke, Huygens, Racine, Molière, Milton, Newton, Leibniz, Fenelon, Penn; 11) Friedrich II., Maria Thereſia, Joſeph II., Waſhington, Franklin, Catharina II., Chatam, Pombal, Kauniz, — Hyder Aly, — Cook, Niebuhr, Voltaire, Rouſſeau, Montesquieu, Buffon, Winckelmann, Leſſing, Lavoiſier, Herſchel, Klopſtock; 12) Mirabeau, Sieyes, Carnot, Touſſaint, Moreau, Napoleon, — Pitt, Nelſon, Wellington, Wilberforce, — Alexander I., Franz II., Friedrich Wilhelm III., Luiſe, — von Stein, Arndt, Blücher, Hardenberg, Erzherzog Carl, Kant, Forſter, Gibbon, Johann von Müller, Herder, Schiller, Wieland, Göthe, Fichte, Schelling, Jacobi, Alexander von Humboldt, Olbers, Heeren, Salzmann, Peſtalozzi, Campe, Mozart, Haydn, u. A. m., — Muſtapha Bairaktar, Kien Long Tamaahmah. — K.

Periode (griech. περιοδος, lat. periodus), in der Lehre vom Styl, eine Reihe in ſich zuſammenhängender und zu einem ſchönen Ganzen verbundner Sätze. Die Erklärung des Ariſtoteles, nach welcher ſie eine in ſich ſelbſt beginnende und endende Rede wäre, iſt augenſcheinlich zu weit, indem dann ſchon jeder einfache Satz eine Periode bilden würde, was nicht nur mit der Stammbedeutung des Worts (es bedeutet urſprünglich einen Umweg) ſondern auch mit den genauern Erklärungen andrer alten Rhetoren, wie des Cicero und Quintilian, im Widerſpruche ſteht. Dieſen zufolge entſteht eine Periode durch Erweiterung zuſammengeſetzter und ausgebildeter Sätze, indem man die zur Erläuterung oder nähern Beſtimmung erfoderlichen Neben- und Zwiſchenſätze beifügt, doch ſo, daß ſich alle zu einem ſchön gegliederten Ganzen an einander reihen und verketten. Die allgemeinen logiſchen Verhältniſſe der Sätze kehren auch in den Perioden wieder, und wie jene bald eine Vergleichung, bald ein Verhältniß von Urſache und Wirkung, Bedingung und Bedingtes, bald einen Gegenſatz u. ſ. w. bezeichnen, ſo auch dieſe. Alle aber müſſen ſich durch grammatiſche und logiſche Richtigkeit dem Verſtande, ſo wie durch einen gefälligen Rhythmus dem Schönheitsſinn empfehlen. Je ſchwieriger es nun für ſich ſchon iſt, eine größere Anzahl in einander gereihter Vorſtellungen mit einem Male zu überſehen, und je häufiger die oft ſo verwickelte Ineinanderbildung der Glieder einer Periode Zweideutigkeiten und Dunkelheiten veranlaſſen kann, um ſo ſorgfältiger hat man ſich beim Bau derſelben der Klarheit zu befleißigen, welche das erſte Erfoderniß jeder ſtyliſtiſchen Darſtellung iſt. Zu dem Ende muß zuvörderſt alles ausgeſchieden bleiben, was in keiner innern und nothwendigen Verbindung mit dem Hauptgedanken ſteht. Denn alles, was als fremdartiger Theil ſich eindrängt und ſo die Einheit verletzt, zerſtreut die Aufmerkſamkeit und erſchwert dadurch das Verſtändniß. Zuviel Gleichartiges hingegen, auf einen Punkt zuſammengedrängt, ermüdet das Gedächtniß. Es iſt daher ferner nöthig, daß die Periode in Hinſicht ihrer Länge ſich innerhalb gewiſſer Grenzen halte. Genaue Grenzlinien laſſen ſich jedoch hier nicht ziehen. Die Regel, die Cicero gibt, daß eine Periode nicht die Länge von vier Hexametern überſchreiten dürfe, genügt eben ſo wenig, als die andre, daß ſie gerade nur ſo lang ſein dürfe, um ohne Erſchöpfung der Stimme in einem Athen geſprochen werden zu können. Denn iſt ſie nur ſonſt richtig gebaut, ſo gewährt ſie der Stimme Ruhepunkte genug; und

enthält ſie nur gleichartige Vorſtellungen, ſo wird es dem geübten Leſer nicht ſchwer werden, zu folgen und ſich beim Anfange des Nachſatzes die Ideenreihe des Vorderſatzes lebhaft zu vergegenwärtigen. Ein kurzer, gedrängter Ausdruck gehört unſtreitig zu den Vorzügen einer ſchönen Schreibart überhaupt, und auch die Periode ſoll alles Müßige von ſich entfernt halten; aber die Sparſamkeit darf nicht in Kargheit ausarten, und Wortgeiz iſt eben ſo verwerflich, als Wortſchwendung. Nur zu oft iſt was man Präciſion des Ausdrucks nennt, Künſtelei, nicht ſelten der Eigenthümlichkeit fremder Sprachen nachgebildet. Es mag gut ſein, und mit dem Geiſte unſerer fügſamen Sprache ſich wol vertragen, durch Aufnahme dieſer oder jener fremden Eigenthümlichkeit unſerer Proſa aufzuhelfen, und ſo derſelben zu geben, was ihr an Kunſt und Würde noch abgeht; aber es darf dabei die eigne Selbſtſtändigkeit nicht verloren gehen, noch, wie oft geſchieht, die Deutlichkeit und Leichtigkeit der Darſtellung darüber vernachläſſiget werden. Uebrigens laſſen ſich noch folgende Regeln für den Periodenbau aufſtellen: 1) die Hauptvorſtellung muß ſo geſtellt ſein, daß ſie vor den übrigen hervortrete, während die Nebenvorſtellungen ſich nach Maßgabe ihrer größern oder geringern Wichtigkeit ihr anreihen; 2) zwiſchen dem Vorder- und Nachſatze muß ein gewiſſes Ebenmaß Statt finden; 3) die untergeordneten Sätze, deren einer immer zur nähern Beſtimmung des unmittelbar vorhergehenden dient, dürfen nicht unnöthig gehäuft ſein; 4) in der Anordnung der einzelnen Vorſtellungen muß eine gewiſſe Stufenfolge, ein Fortſchreiten von dem Unbeſtimmtern zu dem Beſtimmtern, von dem Schwächern zu dem Stärkern, von dem Unwichtigern zu dem Wichtigern, Statt finden, ſo daß das Stärkſte und Bedeutungsvollſte bis zum Schluſſe geſpart wird. Aber nicht genug, daß die Periode durch zweckmäßige Verbindung einzelner Vorſtellungen dem Verſtande zuſagt, ſie ſoll auch dem Ohr gefallen. Die Glieder derſelben müſſen daher nach muſikaliſchen Geſetzen an einander gereiht werden, ſo daß ſie in ihrer Verbindung einen angenehmen Eindruck auf das Gehör hervorbringen. Zuvörderſt müſſen demnach alle ſolche Wörter vermieden werden, die das Ohr auf irgend eine Weiſe beleidigen (Geſetz der Euphonie). Selbſt- und Mitlauter müſſen mit Berückſichtigung des Wohllauts gewählt und ſorgfältig gemiſcht ſein, und ſo auch ganze Wörter, mit gleicher Sorgfalt ausgewählt, zu einem wohlklingenden Ganzen ſich verbinden. Wo aber die Wahl nicht frei ſteht, da werde wenigſtens dem härtern, mißfälligern Worte ein ſanfteres, gefälligeres beigeſellt. Vor allem aber werde durch verſtändige Miſchung der Längen und Kürzen ein gewiſſes Ebenmaß erzeugt, das, gleichweit entfernt von Regelloſigkeit und ſtets wiederkehrenden versartigen Gleichmaß, zwiſchen beiden die Mitte hält (Geſetz der Eurhythmie). Der Rhythmus oder Numerus iſt für die Proſa das, was für die Poeſie Versmaß iſt (ſ. Proſa). Es laſſen ſich für denſelben nur wenig allgemeine Regeln aufſtellen, deren Anwendung auf beſondre Fälle dem geſunden Gehöre und richtigen Gefühle eines Jeden überlaſſen bleiben muß. Was oben von der Ebenmäßigkeit (Symmetrie) der einzelnen Sätze einer Periode geſagt worden iſt, gilt auch mit Rückſicht auf den Numerus. Ein allzu kurzer Nachſatz nach mehrern und langen Vorderſätzen beleidigt das Ohr eben ſo, wie ein Vorderſatz, dem unverhältnißmäßig lange Nachſätze ſich anſchließen. Der Anfang einer Periode ſoll die Aufmerkſamkeit für ſich gewinnen; darum ſind für denſelben ſolche Wörter zu empfehlen, die durch eine oder mehrere vor-

anſtehende Längen das Ohr füllen und zum Verweilen zwingen, wie der erſte Päon (—◡◡◡), der Jonicus a majore (——◡◡), der dritte Epitrit (——◡—) und einige andre. Der Schluß ſoll einen feſten Ruhepunkt gewähren, und das Ohr durch einen vollen Klang befriedigen. Folgende Füße eignen ſich daher für ihn vorzüglich: der vierte Päon (◡◡◡—), der das umgekehrte Verhältniß des erſten Päons darſtellt, der Amphibrach (◡—◡), der Antibacchius (——◡), der Dactylus-Jambus (—◡◡◡—), der Ditrochäus (—◡—◡), dieſer am beſten in einem Worte, und der Dactylus-Trochäus (—◡◡—◡), welcher jedoch ſeines hexametriſchen Falles wegen mit Vorſicht zu gebrauchen iſt. Eine nach obigen Regeln gebildete Periode heißt abgerundet; ihr ſteht die eckige, ſchleppende entgegen. Bei keinem Volke iſt der Periodenbau in ſolcher Vollendung ausgebildet worden, als bei den Griechen, was ſie theils ihrem natürlichen Schönheitsſinne, theils der häufigern Veranlaſſung, öffentlich zu reden, theils und vorzüglich dem Geiſte ihrer an Participien (ſ. d. Art.) und wohltönenden Endungen und Wörtern ſo reichen Sprache zu danken hatten. Die Römer folgten ihnen nach und beſaßen in Cicero keinen nachzuahmenden Periodenbildner, da er zu ſehr gewohnt iſt, die Ideen in langen Perioden einzuſchachteln.

Perioden (in den Lebenserſcheinungen). Wo Leben ſich äußert, da erblickt man eine immerwährende Veränderung der Erſcheinungen, welche zwar dem Grundweſen nach immer von einer innern Thätigkeit abhängen, von denen aber manche mehr, andre weniger von äußern Einwirkungen veranlaßt werden. Haben nun die äußern Umſtände, welche auf den Organismus wirken, eine Regelmäßigkeit in ihrer Aufeinanderfolge: ſo wird man etwas Aehnliches auch in den Wirkungen im Organismus beobachten. Außerdem müſſen aber die Veränderungen, welche von der Lebensthätigkeit ſelbſt unmittelbar ausgehen, nach beſtimmten Geſetzen erfolgen, welche es bewirken, daß die Erſcheinungen innerhalb gewiſſer Zeit, Friſten auftreten, verſchwinden und wiederkehren. Erſcheinungen aber, von welchen man dies beobachtet, werden periodiſche genannt und der Zeitraum, innerhalb deſſen ſie auftreten, heißt Periode. Wenn wir in der äußern Natur ſolche periodiſche Erſcheinungen im Wechſel von Tag und Nacht, im Mondswechſel, in dem Wechſel der Jahreszeiten deutlich wahrnehmen, und wenn wir zu vermuthen berechtigt ſind, daß auch in größern Kreiſen einzelne Perioden ſich äußern: ſo wird man, weil die organiſchen Körper dem Erd- und Weltganzen untergeordnet ſind, folgern müſſen, daß entſprechende periodiſche Veränderungen auch in den einzelnen Organismen vor ſich gehen. Die Erfahrung aber zeigt, daß dem Wechſel von Tag und Nacht, der des Wachens und des Schlafens entſpricht, in Krankheiten ſcheinen die Abendexacerbationen und die Wechſelfieberanfälle auf demſelben Geſetze zu beruhen. Von dem Einfluſſe des Mondes leitet man gewöhnlich die Ebbe und Fluth des Meeres ab, etwas Aehnliches beobachtet man auch in den Säften des thieriſchen und vorzüglich des menſchlichen Organismus, um den es ſich hier vorzüglich handelt; die periodiſchen Veränderungen des Pulſes und die periodiſch zu manchen Tageszeiten vermehrten oder verminderten Abſonderungen und Ausleerungen, deuten auf eine wahre Ebbe und Fluth in den thieriſchen Säften. Ferner ſehen wir die mehrſten akuten Krankheiten in den Perioden der Mondesphaſen verlaufen und ſich an kritiſchen Tagen (dem ſiebenten, vierzehnten u. ſ. w.) entſcheiden, endlich korreſpondirt die weibliche Periode (Katamenien) dem Umlaufe

des Mondes, auf eine merkwürdige Weiſe. Auch pflegen viele Krankheiten in gewiſſen Mondsphaſen vorzüglich heftigere und häufigere Anfälle zu machen. An den Einfluß des Wechſels der Jahreszeiten dürfen wir bloß erinnern, da er ſich deutlich genug bald in größerer bald in geringerer Lebensthätigkeit und vorzüglich in den epidemiſchen Conſtitutionen zeigt, welche von den einzelnen Jahreszeiten abhängen. Der Einfluß der größern Kreiſe und Perioden, der ſich über mehrere Jahre hinausdehnt, entzieht ſich dem Blicke des Beobachters freilich oft und leicht, indeſſen beruht auf demſelben die ſtationäre Krankheitsconſtitution, welche ſich oft viele Jahre erhält, wenigſtens zum Theil; auch mögen manche Erſcheinungen, welche der Geſchichte angehören und immer wiederkehren hierher gehören. Von der Lebensthätigkeit des eignen Organismus aber hängen die an die verſchiednen Lebensalter gebundnen Veränderungen ab, welche bekannt ſind. (S. Lebensalter). Dieſe Verhältniſſe aber müſſen natürlich auch auf die oben erwähnten, von äußern periodiſchen Erſcheinungen abhängenden, Veränderungen des Organismus einen großen Einfluß haben, und man ſieht daher von ſelbſt, wie die mannichfaltigen periodiſchen Erſcheinungen des Organismus ſowol im geſunden, als auch im kranken Zuſtande, theils von äußern Umſtänden, theils von den Geſetzen des Lebens ſelbſt abhängen; auf beide Umſtände muß man Rückſicht nehmen, wenn man irgend eine periodiſche Erſcheinung gehörig würdigen und erklären will. Periodiſche Krankheiten ſind ſolche, welche innerhalb eines gewiſſen Zeitraums regelmäßige Anfälle oder auch nur Verſchlimmerungen haben. Es findet ſich dieſe Eigenſchaft ſehr häufig und bei den verſchiedenſten Uebeln; ja es gibt kaum eine Krankheit, in welcher man ſie bei manchen Individuen beobachtet hatte. Im Gegentheil aber wird man auch keine Krankheit finden, welche immer periodiſch verliefe und man muß daher die Periodicität der Krankheiten immer als eine zufällige Eigenſchaft anſehen, welche von den im vorhergehenden Artikel angedeuteten Umſtänden abhängt.

Peripatetiſche Philoſophie. Dieſen Namen erhielt die Philoſophie des Ariſtoteles von der Sitte deſſelben, ſie im Auf- und Abgehen (περιπατειν) vorzutragen. Die Philoſophie iſt dem Ariſtoteles (ſ. d. Art.) Wiſſenslehre. Das unmittelbare Wiſſen, aus welchem durch Demonſtration das Mittelbare erkannt wird, beruht auf Erfahrung. Nach ihm geht, als vorbereitende Wiſſenſchaft, die Logik als Organon aller Wiſſenſchaft der Form nach voraus. Dieſe hat es entweder mit dem Scheine zu thun und heißt dann Dialektik, oder mit der Wahrheit und heißt dann Analytik. In ſeiner Phyſik ſtellte er ſich den beiden damals herrſchenden Syſtemen, dem Emanationsſyſteme, welches die Dinge aus dem göttlichen Weſen hervorgehen ließ, und dem atomiſtiſchen, welches ſie aus dem Zuſammentreffen der mit Gott gleich ewigen Atome erklärte, entgegen, indem er eine Ewigkeit der Welt annahm. Nach ihm iſt der Himmel von vollkommnerer und göttlicherer Art, als die übrigen Körper. Im Mittelpunkte deſſelben befindet ſich die Erde, rund und unbeweglich. Die Sterne, gleich dem Himmel, Weſen von höherer Art, aber von gröberm Stoffe, bewegen ſich, jedoch nicht durch eigne Kraft, ſondern getrieben durch den erſten beweglichen Körper. Jede Veränderung ſetzt voraus Subſtrat (die Materie), Form und Beraubung, und findet Statt in Hinſicht des Subjects, der Quantität, Qualität und des Orts. Es gibt drei Arten von Subſtanzen: beweglich-vergängliche, wie die Thiere; beweglich-ewige, wie der Himmel, und unbeweglich-ewige.

Dieſe letztern, an ſich unbeweglich und vergänglich, ſind die Quelle und der Urſprung aller Bewegung. Unter ihnen muß es ein erſtes, ſich immer gleiches Weſen geben, das da wirkt ohne zu ſeinem Wirken eines andern Weſens zu bedürfen. Alles, was iſt, kommt von ihm, es iſt die vollkommenſte Intelligenz — Gott. Die unmittelbare Wirkſamkeit dieſes erſten, in der Beſchauung ſeiner ſelbſt unendlich glücklichen Bewegers erſtreckt ſich nur auf den Himmel; die übrigen untergeordneten Sphären werden von andern körperloſen und ewigen Subſtanzen bewegt, die der Volksglaube als Götter verehrt, und, wider ihre Natur, mit Körpern umkleidet. Die Seele iſt Princip des Lebens und von dem Körper unzertrennlich. Was die ethiſchen Grundſätze des Ariſtoteles anbetrifft, ſo iſt er oft, zum Theil durch Schuld ſeiner eignen ausgearteten Schule mißverſtanden und für einen Anhänger des Luſtprincips gehalten worden; ihm gilt aber als das Höchſte die Glückſeligkeit, welche aus tugendhaften Handlungen entſpringt. Tugend iſt ihm die zur Vollendung gediehene naturgemäße Handlung. Naturgemäß heißt ihm aber die Handlung, inſofern ſie, gleichweit entfernt von dem Zuviel und von dem Zuwenig, die Mitte zwiſchen zwei fehlerhaften Aeußerſten hält. So iſt Tapferkeit nach ihm die erſte aller Tugenden, ein Mittleres zwiſchen Feigheit und Verwegenheit. Die menſchlichen Handlungen müſſen unabhängig ſein von äußern Beſtimmungsgründen, wenn ſie den Namen ſittlicher Handlungen verdienen ſollen; im entgegengeſetzten Falle ſind ſie nur Erſcheinungen, deren Geſetze für die Phyſik gehören, eben darum auch völlig gleichgültig für den praktiſchen Philoſophen. Selbſtthätigkeit iſt die Bedingung aller Sittlichkeit, folglich auch das Vermögen zu handeln oder nicht zu handeln, ſo oder anders zu handeln. Die Schule des Ariſtoteles (peripatetiſche Schule) erhielt ſich zu Athen ununterbrochen bis zur Zeit des Auguſtus. Unter denen, die aus ihr hervorgingen, verdienen vorzüglich Theophraſt, der Verfaſſer mehrerer naturgeſchichtlichen Werke, Strato von Lampſakus, deſſen Anſichten wir nur zum Theil aus Bruchſtücken kennen, die Cicero und Plutarch uns aufbewahrt haben, Dikäarch, von dem gleichfalls nur abgeriſſne Sätze auf uns gekommen ſind, und Demetrius Phalereus (ſ. d. A.) genannt zu werden. Keine der philoſophiſchen Schulen des Alterthums hat ihren Einfluß ſo lange behauptet, als dieſe. Bis auf die neuern Zeiten herab dienten ihre Grundſätze bei philoſophiſchen Unterſuchungen zur Richtſchnur, und noch jetzt gibt es Länder, die in Ariſtoteles einen untrüglichen Meiſter der Weisheit verehren. Mancherlei ſind die Urſachen, die dazu beitrugen, den griechiſchen Denker in dieſem Anſehn Jahrhunderte zu erhalten. Die Araber waren zwar nicht die erſten, die ihn in die neu-europäiſche Welt einführten, wol aber begründeten ſie ſein Anſehn feſter. Der Scharfſinn und die tiefe Gründlichkeit, die in ſeinen Schriften herrſchen, aber auch ſein entſcheidender, in witzigen Spitzfindigkeiten ſich gefallender Ton, ſo wie die beſtimmtere, von ihm zuerſt in das Gebiet der Philoſophie eingeführte Kunſtſprache ſagten ihnen mehr zu, als Platon's philoſophiſche Zweifel und allegorienreiche Bilderſprache. Aber ſchon vor ihnen finden wir ihn ſeit den arianiſchen Streitigkeiten in der chriſtlichen Kirche benutzt, und je mehr die Ketzereien platoniſirender Kirchenlehrer Platon's Einfluß ſchmälerten, um ſo mehr ſtieg das Anſehen des Ariſtoteles, zu deſſen Befeſtigung die Commentarien des Boethius zu ſeiner Ueberſetzung der ariſtoteliſchen Werke das Ihrige beitrugen. (S. Scholaſtiker, ſcholaſtiſche Philoſophie).

Peripetie, unerwartete Veränderung, welche ſich in dem glücklichen oder unglücklichen Zuſtande der Hauptperſonen eines epiſchen oder dramatiſchen Gedichts, eines Romans u. ſ. f. ereignet, und ihn in den entgegengeſetzten verwandelt: z. B. im Oberon der Sturm, welcher während der pflichtwidrigen Umarmung der Liebenden hereinbricht, und ſpäter ihre Rettung vom Feuertod durch die Macht des Elfenkönigs; in Schiller's Jungfrau von Orleans das plötzliche Erwachen des Mitleids mit Lionel, und deſſen Folgen. Ariſtoteles führt Kap. XI. nach Hermann, als Beiſpiel die Scene im Oedip an, wo die Nachricht, welche den König von Furcht befreien und erfreuen ſoll, durch die Entdeckung ſeiner Herkunft das Gegentheil bewirkt. Hier geht die Peripetie aus der **Agnition** hervor (ſ. d. Art.). Dies gehört aber nicht nothwendig zu ihrem Weſen, ſie kann auch ohne Agnition (ohne Verwandlung der Unkenntniß in Kenntniß des Standes der Herkunft u. ſ. f.) Statt finden. Ihre Hauptwirkung iſt Ueberraſchung, nämlich Rückwirkung der Ueberraſchung des Handelnden auf den Zuſchauer. Die Stärke dieſer Wirkung auf die Menge verführt inſonderheit die Theaterdichter oft zu einem Gebrauch der Peripetie, welcher höhern, dichteriſchen Zwecken widerſtreitet. Vor allen beruhen die ſogenannten Rettungsſtücke auf einem undichteriſchen Gebrauch der Peripetie aus Unglück in Glück. Statt einer anziehenden Verwickelung der Begebenheiten und Angelegenheiten häuft der Poet Gefahr und Unglück auf die Häupter ſeiner Hauptperſonen ohne irgend einen andern Zweck, als den, uns mit ihrer Errettung zu überraſchen.

Periſtyl, peristylium, ein Säulengang, der einen Hofraum oder Platz ringsum einſchließt; auch eine Säulenhalle.

Perkinismus, die Anwendung einer eignen Heilmethode, welche in dem kunſtgemäßen Streichen der leidenden Theile mit metallnen Nadeln beſteht, und von einem Arzte, Namens Perkins, erfunden wurde. Dieſer, in Nordamerika lebend, machte 1786 in einer Schrift ſeine Methode nebſt einer Menge von Zeugniſſen, die heilſame Anwendung derſelben betreffend, bekannt. Das Mittel beſteht in zwei Nadeln, welche oben abgerundet ſind, etwa einen Viertelzoll im Durchmeſſer halten, nach unten ſpitz zugehen und ungefähr vier Zoll lang ſind. Die eine dieſer Nadeln iſt von Meſſing, die andre von weißem, nicht magnetiſchem Eiſen. Die Art der Anwendung iſt folgende: man ſtreicht mit der Spitze dieſer Nadeln von dem leidenden Theile nach andern mehr muskulöſen Theilen in kürzerm oder längerm Abſtande; zuweilen ſoll der Schmerz leicht vertrieben werden, wenn man von dem ſchmerzhaften Theile nach den Extremitäten zu ſtreicht. Bisweilen muß dieſes Streichen bis zu dem Punkte fortgeſetzt werden, wo man etwas Röthe und einen geringen Grad von Entzündung bemerkt. Die Zufälle, wogegen das Mittel am meiſten wirkſam geweſen iſt, waren Schmerzen im Kopfe, im Geſichte, in den Zähnen, in der Bruſt, in den Seiten, in dem Magen, auf dem Rükken; ferner im Schnupfen, bei Brandſchäden und Entzündung, auch bei Beſchädigungen vom Blitze. Eine däniſche Dame, die in Amerika Perkins Nadeln mit Nutzen hatte anwenden ſehen, und 1788 nach Dänemark zurückkehrte, brachte die Schrift und die Inſtrumente deſſelben nach Kopenhagen. Der Diviſionschirurgus Herhold ſtellte hier zuerſt Verſuche damit an; bald folgten andre Aerzte nach, und es wurden in kurzer Zeit in Kopenhagen ſehr viele ſolcher Nadeln nachgemacht. Eine Nachricht Herhold's in dem arnemanniſchen Magazin

(1. B. 4. St.) und eine von ihm und D. Rafn 1788 herausgeg., von Tode in das Deutſche überſ. Schrift machten dieſe Methode, die Verſuche und ihren Erfolg auch in Deutſchland allgemein bekannt. Das Ergebniß einer Menge angeſtellter Verſuche war folgendes: Das Mittel wurde angewendet bei fixen und fliegenden, gichtiſchen und rheumatiſchen Schmerzen in äußern Theilen, z. B. dem Knie, der Hüfte, den Schultern und Achſeln, den Armen, bei einem ſchmerzhaften Gliedſchwamm, bei Steifigkeiten des Knies, bei chroniſchen Schmerzen, nach vorher erlittner Gewaltthätigkeit am Kopfe, bei einer ſchmerzhaften Geſchwulſt am Trochanter, bei Entzündung des Augenliedes, Kopfſchmerzen, Zahnſchmerzen und vielen andern dergleichen Zufällen. Gewöhnlich wurden die Kranken mit Nadeln von Meſſing und Eiſen geſtrichen, doch wurden auch welche von andern Metallen verſucht. Es wurden gewöhnlich 400 Striche von dem leidenden Theile an unterwärts gemacht, hundert mit der meſſingnen, eben ſo viel mit der eiſernen, und zweihundert mit beiden zugleich. Der Erfolg davon war im Ganzen genommen ſehr verſchieden. Manche Verſuche gelangen ſehr gut, andre nicht. Gewöhnlich wurde unter dem Streichen ein vermehrter Schmerz in dem leidenden Theile bis an die Stelle hin, wo man mit den Strichen aufhörte, empfunden. Leichtre und flüchtige Schmerzen wurden öfters durch eine einzige Anwendung der Nadeln vertrieben; bei andern mußte der Verſuch wiederholt angeſtellt werden, ehe Linderung erfolgte. Gemeiniglich wurde, wenn der Schmerz wich, da, wo das Streichen aufgehört hatte, etwas Schmerz empfunden. Andern half das Mittel gar nichts, oder bewirkte ſogar Vermehrung der Schmerzen. Nach gehobnen Schmerzen blieb oft eine beſondre Empfindlichkeit des Theils zurück. In mehrern Fällen kehrten auch die Schmerzen zurück. Am meiſten wurde bei flüchtigen Gicht- und rheumatiſchen Schmerzen, bei dem periodiſchen und bei dem halbſeitigen Kopfweh dadurch ausgerichtet. Gegen Zahnſchmerzen half das Mittel gewöhnlich nur kurze Zeit. Bei Geſunden bemerkte man folgende Wirkungen von den Nadeln: wenn man die Spitzen derſelben nahe an die Zunge brachte, doch ohne ſie zu berühren, ſo wurde ein ſaurer oder metalliſcher Geſchmack verſpürt. Reizbare Perſonen empfanden ein Kriebeln oder Stechen, wenn man die Spitze der Nadeln gegen verſchiedne Stellen des Geſichts hielt, ohne jedoch die Haut ſelbſt zu berühren. Ueber die Erklärung der Wirkſamkeit des Perkinismus herrſchen verſchiedne Meinungen. Einige erklärten ſie durch mechaniſchen Reiz. Daß die auf einzelne Punkte der gefühlvollen Haut eingeſchränkte Wirkung einen ungleich ſtärkern Einfluß auf das Nervenſyſtem haben müſſe, als Mittel gleicher Art, die in derſelben Zeit auf eine größere Oberfläche wirken, beweiſt der Eindruck des Tropfbades u. a. m. Einigermaßen kann alſo auch hier die Wirkung der mechaniſchen Berührung und die dadurch erregte Empfindung auf die Nerven der Haut in Rechnung kommen. Andre ſchrieben ſie einer Leitung der Elektricität zu, welcher Meinung jedoch der Umſtand ſchon widerſpricht, daß man auch Verſuche mit Nadeln von Holz und Elfenbein machte, die wenigſtens nicht ganz unwirkſam waren. Die Erklärungsart durch den Galvanismus iſt nur wahrſcheinlich, da die Wirkung der Nadeln erfolgt, ohne daß die Nadeln ſelbſt mit einander in Berührung kommen. Ohne Zweifel erfolgt die Wirkung dieſer Methode durch Aufregung und Vertheilung des thieriſch-magnetiſchen Fluidums, und ſie iſt wahrſcheinlich bloß eine beſondre Anwendung des thieriſchen Magnetismus, wobei die

Nadel nur als Leiter der magnetiſchen Kraft in der Hand desjenigen wirkt, der ſie auf den Körper des Kranken anwendet. So ſehr dieſes Mittel eine Zeit lang, beſonders in Nordamerika, England, Dänemark und einem Theil von Norddeutſchland Aufſehn machte: ſo iſt es jetzt doch ziemlich wieder in Vergeſſenheit gekommen, weil die Ergebniſſe den großen Erwartungen nicht entſprachen, die man ſich davon machte. Auch möchte die hülfreiche Wirkung, die man ſich allenfalls davon verſprechen könnte, durch die viel kraftvollere Anwendung des thieriſchen Magnetismus nach der jetzigen Methode bei weitem übertroffen, und alſo dieſes Mittel überhaupt entbehrlich gemacht werden. H.

Perlen und Perlenfiſcherei. Die Perlen ſind ein Erzeugniß der Perlenmuttermuſchel, welche in den oſt- und weſtindiſchen Gewäſſern und in andern Meeresgegenden der wärmern Erdſtriche lebt. Man findet ſie in einigen Gegenden an den Felſen in der Meerestiefe in großer Menge beiſammen. Solche Orte heißen Perlenbänke, wovon ſich die berühmteſten bei der Inſel Ceylon, auf der Küſte von Japan und im perſiſchen Meerbuſen, bei der Inſel Bahreim oder Bahrem befinden. Auch an den Küſten von Java, Sumatra und an andern Orten wird dieſe Muſchel gefunden. Die ſchönſten und koſtbarſten Perlen aber ſind die orientaliſchen. Ueber die eigentliche Natur der Perlen iſt man ungewiß. Einige halten ſie für unbefruchtete Eier der Muſcheln, Andre für durch Krankheit verurſachte Auswüchſe oder Verhärtungen, welche dadurch entſtehen, daß das in der Muſchel lebende Thier die Oeffnungen, welche es durch das Einbohren gewiſſer Würmer erhalten hat, wieder auszufüllen und zu verſtoßen ſucht; noch Andre für verhärteten Schalenſaft, woraus die Muſchel jährlich ihr Gehäuſe vergrößert. Das Geſchäft, die Perlenmuttermuſchel aus der Tiefe heraufzuholen, iſt eins der ſchwerſten und gefahrvollſten, welches Menſchen je übernommen haben. Es wird durch Taucher betrieben, welche von Jugend auf dazu gewöhnt werden. Sie fahren mit einem Boote nach der Perlenbank, und laſſen ſich daſelbſt an einem Seile, das um den Leib geſchlungen iſt, nackt in die Tiefe hinab. Gewöhnlich müſſen ſie 8 bis 12 Klafter tief gehen, ehe ſie die Muſcheln antreffen; an die Füße bindet man ihnen einen 20 bis 30 Pfund ſchweren Stein, der ſie deſto ſchneller in die Tiefe zieht. Naſenlöcher und Ohren ſind ihnen mit Baumwolle verſtopft; am Arme iſt ein in Oel getauchter Schwamm befeſtigt, den der Taucher bisweilen an den Mund hält, um Athem zu holen, ohne zugleich Waſſer einzuſchluchen. Außerdem nimt jeder Taucher ein Meſſer mit, um Muſcheln vom Felſen loszumachen, imgleichen ein Körbchen oder einen Netzbeutel, um ſie einzuſammeln. Wenn letztrer angefüllt iſt, oder der Taucher unter dem Waſſer nicht länger ausdauern kann, ſo bindet er ſchnell den Stein von den Füßen los, ſchüttelt das Seil und wird nun eilends heraufgezogen. Wird damit geſäumt, ſo iſt er verloren. Außerdem aber drohen ihm noch andre Gefahren. Nicht ſelten verliert er ſein Leben durch einen gefräßigen Haifiſch, der ihn entweder ganz verſchlingt oder ſchrecklich verſtümmelt; ſeine Geſundheit aber leidet bei dieſem beſchwerlichen Geſchäft unaufhörlich. Andre Taucher bedienen ſich der Taucherglocke (ſ. d. Art.), die ſie eine Zeit lang mit Luft zum Einathmen verſorgt, ſo daß ſie mit Hülfe derſelben ziemlich lange unter dem Waſſer verweilen können. Die auf dieſe Weiſe gefiſchten Perlenmuſcheln ſchlägt man in Fäſſer und läßt ſie faulen, wobei ſich die meiſten ſchon von ſelbſt öffnen. Nicht in allen Muſcheln finden ſich Perlen; diejenigen aber, welche Perlen haben, enthalten deren ge-

wöhnlich 8 bis 12. Sind ſie getrocknet, ſo ſchlägt man ſie durch neun verſchiedne Siebe von engern und weitern Zwiſchenräumen, ſortirt ſie und bringt ſie in den Handel. Die Schönheit der Perlen ſetzt man in ihre Größe, vollkommen runde Form, feine Politur und ihren hell durchſichtigen Glanz; und dies beſtimmt auch ihren Preis. Die größten erreichen die Größe einer kleinen Wallnuß, ſind aber äußerſt ſelten. Die ſogenannten Kirſchperlen, welche von der Größe einer Kirſche ſind, werden häufiger gefunden, ſind aber auch noch ſehr theuer. Außerdem unterſcheidet man runde, birnförmige, zwiebelförmige, Baroqueperlen oder übelgeformte. Die größten heißen Zahlperlen, die kleinern heißen Lothperlen, die kleinſten Staubperlen. In Europa werden die Perlen von weißem Waſſer am meiſten geſucht; die Indianer und Araber ziehen die von gelbem Waſſer vor. Einige haben eine Bleifarbe, andre fallen in's Schwarze, noch andre ſind ganz ſchwarz. Im voigtländiſchen Kreiſe des Königr. Sachſen werden im Fluſſe Elſter, von deſſen Urſprunge an bis zum Städtchen Elſterberg, in einem Striche von mehrern Meilen, ſo wie in den in die Elſter gehenden Bächen und Mühlgräben, Perlen von verſchiedner Güte gefunden. Die hier ſeit 1621 eingerichtete Perlenfiſcherei wird für landesherrliche Rechnung von verpflichteten Perlenſuchern betrieben, und die gefundnen Perlen werden nach Dresden geliefert. Der Ertrag hängt von verſchiednen zufälligen Umſtänden ab. Bisweilen hat man eine bedeutende Anzahl guter Perlen gefunden, unter denen mehrere den orientaliſchen an Schönheit nicht nachſtehen. Auch in Böhmen werden im Fluſſe Watawa im prachiner Kreiſe, und in dem Moldauſtrome von Krumau an bis Frauenberg im budweiſer Kreiſe, Perlen, bisweilen von vorzüglicher Schönheit, und die von Nichtkennern für orientaliſche bezahlt werden, gefunden. Die Perlenfiſcherei wird hier für Rechnung der Grundeigenthümer betrieben. Schon im Alterthume waren die Perlen ein Gegenſtand des Putzes und des Luxus. Die größte Perle (ungefähr ½ Million Thaler an Werth) ſoll Kleopatra bei einem Gaſtmahl in Weineſſig aufgelöſt und auf die Geſundheit des Antonius getrunken haben. Eine andre, la peregrina genannt, wurde dem Könige Philipp II. von Spanien überreicht. Sie war oval und hatte die Größe eines Taubeneies. Sie wurde gegen 80,000 Dukaten geſchätzt. Als Medizin, wozu man ſie wol ſonſt anwendete, wirken ſie nicht mehr als jede andre Kalkerde. Linné hat die Entdekkung gemacht, wie man Perlen mittelſt der gemeinen Flußmuſchel künſtlich erzeugen könne, und ſie als ein Geheimniß im ſchwediſchen Archiv niedergelegt; indeß muß dieſes Verfahren keine großen Vortheile gewähren, da es nicht angewendet wird. Von der Perlmuſchel benutzt man auch die Schalen, welche die Perlmutter liefern, zu mannichfaltigen Kunſtſachen.

Permeſſus, ein den Muſen geheiligter, auf dem Berge Helikon, in Böotien entſpringender, und ihn rund umfließender Strom. Eine ſeiner Quellen hieß Aganippe.

Peron (François), Correſpondent des franz. Inſtituts, Mitglied der mediziniſchen, der philomatiſchen Geſellſchaft, und mehrerer andern, wurde geboren zu Cerilly, im Depart. des Allier, 1775. Sein Vater ſtarb früh, und hinterließ kein Vermögen. In dem Collegium zu Cerilly, ſtudirte der junge Peron vorzüglich die Klaſſiker, und man rieth ihm, den geiſtlichen Stand zu wählen. 1792 aber, begeiſtert von Vaterlands= und Freiheitsliebe, ging er nach Moulins und trat in die Schaar des Allier, die zur Rheinarmee und zwar nach

Landau kam. Nach der Belagerung dieſer Stadt ward er in der Schlacht bei Kaiſerslautern von den Preußen gefangen, und über Weſel nach Magdeburg geführt. Die Gefangenſchaft war ſeiner Bildung nützlich. Sein Geld wurde ihm nicht abgenommen; er kaufte ſich Bücher, gewann mehrere Leute, die ihm liehen, und ſo las er vorzüglich Geſchichte und Reiſen. Ende 1794 ward er ausgewechſelt, und erhielt den Abſchied, weil ſein rechtes Auge durch eine Wunde unbrauchbar geworden war. 20 Jahr alt kam er wieder nach Hauſe, ward, auf ſein Anſuchen, als Zögling in die mediziniſche Schule zu Paris aufgenommen, ſtudirte drei Jahre Medizin, Zoologie und vergleichende Anatomie am Muſeum, und graduirte. Eine unglückliche Liebe beſtimmte ihn, eine Anſtellung bei der Entdeckungsreiſe nach dem Südmeere unter Baudin zu ſuchen, was ihm mit Hülfe Juſſieu's und Lacépèdes, doch ſchwer gelang, weil alle Gelehrten-Stellen ſchon vergeben waren. Er wurde als Zoolog mitgeſchickt, und erhielt Anweiſungen zu ſeinen Arbeiten von Lacépède, Cuvier und Degerando. Am 19. Oct. 1800 ſegelte man auf drei Schiffen von Havre de Grace ab. Er ſchloß ſich auf der Reiſe an Louis Freycinet, Henry Freycinet, Ranſonnet und Mantbazin, Seeoffiziere, an Boulanger, Geographen, Leſchenault, Botaniker, Bernier, Aſtronomen und Depuch, Mineralogen, vorzüglich aber an Leſueur, der ſein Mitarbeiter und Freund wurde. Bernier und Depuch ſtarben auf der Reiſe. Sogleich fing er meteorologiſche Beobachtungen an, die er auf der ganzen Reiſe von 6 zu 6 Stunden anſtellte. Bald darauf entdeckte er, daß das Meerwaſſer je tiefer je kälter ſei. Gegen den Aequator ſahen ſie bei finſtrer Nacht Feuerbrände im Meere. Es waren die gallertartigen Thiere, welche Peron nachher als Pyroſoma beſchrieb. Von nun an vereinigten ſich Peron und Leſueur, dieſer zu zeichnen, jener zu beſchreiben. Nach 5 Monaten kam man nach Isle de France (Mauritius), wo mehrere Naturforſcher wegen Baudin's unartiger Behandlung zurückblieben. Dann ſegelte man nach der Weſtſpitze von Neuholland, und nach der Inſel Timor, wo Peron ſeine Hauptentdeckung über die Weichthiere und Pflanzenthiere (eigentlich Meduſen) zu machen Gelegenheit hatte, und wobei er ſich unſäglichen Beſchwerden und Gefahren im Meere ausſetzte. Faſt alle ſeine Kameraden wurden krank; er erhielt ſich, wie die Einwohner, durch den Gebrauch des Betels. Von Timor ging es gerade nach dem Südkap von Diemensland. Man unterſuchte die Oſtküſte, ging in die Baß-Enge, und folgte der Südküſte von Neuholland. Bei der Ankunft im Hafen Jackſon war alles krank, und nicht mehr als noch 4 Menſchen waren im Stande, Dienſte zu thun (Alles durch die Nachläſſigkeit und Rohheit Baudin's). Peron machte ſich mit dem Zuſtande der Kolonie bekannt. Darauf unterſuchte man die Inſel beim weſtlichen Eingang der Baß-Enge und folgte den Küſten von Neuholland, um in den Buſen Carpentaria zu kommen. Ueberall drohte Gefahr in ſo unbekannten Meeren. Peron war immer voran, er ſtieg wiederholt an's Land, wagte ſich unter die treuloſen, unmenſchlichen und meineidigen Wilden, ſammelte eine zahlloſe Menge Thiere aus allen Klaſſen, beobachtete ihre Lebensart, und ſuchte auszumitteln, welche auf dieſen unfruchtbaren Inſeln und Küſten Reiſenden zur Nahrung dienen, welche zum Handel, und welche Hausthiere werden könnten. Da zwei Naturforſcher zurückgeblieben, und zwei geſtorben waren, ſo war er der Einzige, welcher alles für die Naturgeſchichte that, und es iſt bekannt, daß noch keine Seereiſe ſo viel geliefert hat, als dieſe. Als Baudin ſo

weit ging, daß er ihnen den Branntwein zum Einſetzen der Thiere verweigerte, ſparte er ſich ſeine Trinkportionen ab, und mehrere Gefährten mit ihm. Als er auf die Inſel King mit Bailly, Leſueur, Leſchenau und Guichenault abgeſtiegen war, trieb ein Windſtoß das Schiff auf 14 Tage aus dem Geſicht. Sie arbeiteten aber fort, als wenn ihnen nichts bevorſtände, und obgleich ohne Obdach, unter beſtändigem Regen und in fürchterlichem Winde, ſammelte er doch 180 Weich= und Pflanzenthiere, und beobachtete die rieſenhaften Robben (Phoça proboscidea). Auf Timor zurückgekommen, jagte er mit Leſueur allein ein Krokodill, von dem jetzt das Skelet zu Paris iſt. Auf dem Rückwege verweilte man auf Isle de France 5 Monate, wo er die Fiſche und Weichthiere ſtudirte, und noch viele neue entdeckte. Endlich, nach einer Abweſenheit von 3½ Jahren landete man zu l'Orient am 7. April 1804, und Peron kam nach Paris, wo er einige Monate zubrachte, um die Sammlungen zu ordnen, den Katalog zu verfertigen, und Alles in's Muſeum zu ſchaffen. Darauf ging er zu ſeiner Familie, um ſich von den Mühſeligkeiten der Reiſe zu erholen, von der er ſiech zurückgekommen war. Nach Paris zurückgekehrt, erhielt er den Auftrag, den Reiſebericht und die Beſchreibung der naturhiſtoriſchen Gegenſtände mit ſeinem Freunde Leſueur zu liefern. L. Freycinet bekam den nautiſchen Theil zur Bearbeitung. Indeſſen war im Namen des Inſtituts, der Bericht über das Mitgebrachte abgeſtattet. Es fanden ſich darunter über 100,000 Thiere, unter denen 2500 neue Species und mehrere neue Genera, ſo daß Peron und Leſueur allein mehr Thiere kennen gelehrt haben, als alle Naturforſcher der letztern Zeiten zuſammen. Der 1. Theil der Reiſe erſchien 1807 in 4., mit prächtigen Kupfern. Von nun an war Peron's Ruhm entſchieden. Der 2. Theil war 1811 zur Hälfte gedruckt, als Peron ſtarb. Er ließ noch einzelne Abhandlungen, vorzüglich in den Annales du Muséum d'histoire naturelle drucken, oder las ſie ſonſt in gelehrten Geſellſchaften vor. So über Pyroſoma, über die Temperatur des Meers, die Geſchlechtsſchürze der Hottentottinnen, die verſteinerten Zoophiten auf Timor, die Ruhr in heißen Ländern und den Gebrauch des Betels, die Erhaltung der Geſundheit zu Schiffe, die Stärke der Wilden, verglichen mit der der Europäer, die Wohnörter der Robben, Naturgeſchichte der Meduſen (leider unvollendet). Auch arbeitete er an einer Vergleichung der verſchiednen Menſchenarten, wozu er noch drei Reiſen vor hatte, nach dem Norden, nach Indien und nach Amerika. Die Naturgeſchichte der Völkerſtämme auf Timor, mit Kupfern, iſt herrlich; es fehlte aber an Unterſtützung. Es liegen eine Menge Beſchreibungen von Vögeln, Säugthieren, Amphibien und Fiſchen, vorzüglich von wirbelloſen Thieren da, zu welchen letztern Leſueur über tauſend Zeichnungen nach dem Leben gemacht hat. Die Thiere ſind in Branntwein. Im Band VII. der Mém. de la Soc. d'émulation médicale iſt eine Auseinanderſetzung der einzelnen Abhandlungen Peron's. Seine Bruſtkrankheit wurde ſchlimmer. Er ging mit Leſueur nach Nizza, wo ſie ihre Zeit wieder mit naturhiſtoriſchen Unterſuchungen hinbrachten. Aber er kehrte nur kränker zurück. Als alle Hoffnung ſchwand, wollte er in ſeiner Vaterſtadt ſterben, wo ihm die Mutter kurz voran gegangen war. Seine Schweſtern und ſein Freund Leſueur pflegten ihn im Viehſtall. Er ſtarb 1810. Der 2. Theil der Fiſche, den Peron noch bis S. 231 beſorgt hatte, erſchien 1816, von L. Freycinet herausgegeben. Die Engländer beklagen ſich, daß die Franzoſen viele Entdeckungen für die ihri-

gen erklärt haben, die Flinders vor ihnen gemacht hat, daß ſie dieſen auf Isle de France gefangen gehalten, und dadurch ſeinen Tod befördert haben, obſchon die Franzoſen in Neuholland von den Engländern alle Unterſtützung empfangen hatten, was Peron ſelbſt nicht genug loben konnte.

Perouſe, ſ. Laperouſe (J. Fr., Graf de).

Perpendikel iſt jede gerade Linie, an welcher ein Gewicht hängt, das vermöge ſeiner Schwere nach dem Mittelpunkte der Erde ſich zuneigt, Senkſchnur (ſ. Pendel), oder jede auf einer geraden Linie oder einer Ebene ſenkrecht (perpendikulär) ſtehende Linie, Perpendikulärlinie. Auch hört man bisweilen das Uhrpendel oder die ſogenannte Unruhe ein Perpendikel nennen.

Perpetuum mobile, ein Ding, das ſich immerfort und zwar von ſelbſt bewegt. Da für uns kein Ding, das ſich vom Anfange her immerwährend für ſich bewegt habe, erkennbar (wiewol vorſtellbar) iſt: ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß, wenn man die Frage aufwirft: „ob es möglich ſei, durch Mechanik eine ſich immerfort von ſelbſt bewegende Maſchine zu verfertigen," bloß von der Fortbewegung derſelben die Rede ſein könne. Lange Zeit ſich ohne Nachhülfe fortbewegende Kunſtwerke haben wir; aber immerwährend fortwirkende dürfte ſchon der nöthige Anfang derſelben unmöglich machen. Eine der vorzüglichſten Maſchinen dieſer Art befindet ſich in dem coxiſchen Muſeum zu London. Es iſt eine, von Joh. Ferguſon 1774 erfundne, mit einem Barometer verſehne Uhr, deren Räder durch das Steigen und Fallen des Queckſilbers bewegt und im Gange erhalten werden.

Perrault. Unter vier Brüdern gleiches Namens, welche unter Ludwigs XIV. Regierung in Paris lebten, ſind vorzüglich bekannt geworden Claude Perrault (geb. 1613, †. 1688), ein geſchickter Arzt, Naturforſcher und Architekt, nach deſſen Zeichnungen auch die berühmte Façade des Louvre und das Obſervatorium zu Paris gebaut iſt; noch mehr aber Charles Perrault (geb. 1633, geſt. 1723), der ein Mann von vielen Talenten und Kenntniſſen, aber ohne Geſchmack war. Seine Verſe haben ihre Zeit nicht überlebt. Colbert war ſein Gönner und gebrauchte ihn, nebſt ſeinem Bruder, zur Gründung der franzöſiſchen Kunſtakademie, deren thätiges Mitglied und Bibliothekar er wurde. Sein Gedicht: le Siècle de Louis le Grand, welches er in der Akademie 1687 vorlas, erweckte den kritiſchen Streit über den Werth der Alten und Neuern. Er trat darauf mit ſeiner, in einen langen Dialog gekleideten Parallèle des anciens et des modernes (Paris 1688—1696, 4 Vols. 8.) hervor, in welcher er anmaßende Behauptung ausführte: die Neuern (worunter er vorzugsweiſe die Franzoſen verſteht) hätten die Kunſt und Wiſſenſchaft, die bei den Alten ſich noch in einem der Kindheit nähern Zuſtande befunden, zur höchſten Vollkommenheit gebracht, und dieſelben in ihren Werken weit übertroffen; eine Anſicht, in welcher er an Boileau einen kräftigen Gegner, und ſpäterhin an Fontenelle und Hudart de la Motte eifrige Anhänger fand. Nachher ſchrieb er les Hommes illustres de France, qui ont paru etc. pendant un siècle etc. (Paris 1696—1700, 2 Vols. Fol., mit Bildniſſen, nachher 12.). Die Herausgabe der Contes de ma mère l'Oye (1697. Paris 8.), für deren Verfaſſer er ſelbſt gehalten wird, hat ihm den Namen des Erfinders der franzöſiſchen Feenmährchen (ſ. d. Art.) vielleicht mit Unrecht verſchafft. Indeſſen ſind die Erzählungen auch in vielen Ueberſetzungen mit großem Beifall geleſen worden. — v.

Perron (Anquetil du), ſ. Anquetil.

Perſephone, ſ. Proſerpina.

Perſepolis. In einer Gegend nördlich von der perſiſchen Hauptſtadt Schiras, findet man die Trümmer vieler alten Bauwerke, aus ſehr verſchiednen Zeitaltern. Es ſind darunter die einzigen Ueberreſte der altperſiſchen Baukunſt, aus der blühendſten Zeit des mächtigen Volks. Andre Trümmer von Bauwerken mit Inſchriften, ſind aus der Zeit des neuperſiſchen Reichs, das im 3. Jahrh. der chriſtlichen Zeitrechnung, aus dem frühern parthiſchen Reiche (ſ. d. Art. Parther) entſtand. Dieſe ſpätern Ueberreſte liegen ungefähr eine Meile von den Trümmern des eigentlichen Perſepolis, und beſtehen theils in Bildwerken, theils in Inſchriften in der alten Pehlvi-Sprache, die in den Felſen gehauen ſind; ſie werden von den Arabern Nakſchi Ruſtam, das Bild Ruſtam's, genannt, weil man ſie auf die Thaten dieſes altperſiſchen Helden bezog, da ſie doch, nach de Sacy's befriedigender Deutung, auf die Könige aus dem neuperſiſchen Stamm (Saſſaniden, ſ. d. Art. Perſien) ſich beziehen. Viele arabiſche, neu-perſiſche und andre Inſchriften endlich wurden in dem Zeitalter nach Mohammed hier eingegraben. Die alt-perſiſchen Denkmäler unterſcheiden ſich auffallend von allen übrigen Trümmern. Dazu gehören: die Ueberreſte des eigentlichen Palaſtes von Perſepolis, von den Arabern Tſchilminar, oder die 40 (d. i. viele) Säulen genannt, mit zwei nicht weit davon befindlichen Grabmälern; dann 4 nach Nordoſten bei Nakſchi Ruſtam liegende ähnliche Grabmäler, die Gräber der Könige genannt, nebſt den Trümmern einiger alten Bauwerke, und endlich zwiſchen Tſchilminar und Nakſchi Ruſtam viele einzelne Ueberreſte von Säulen und unvollendeten Grabmälern. Sämmtliche Ueberreſte ſind in Chardin's Reiſe durch Perſien und in Niebuhr's Reiſe nach Arabien abgebildet. Das Hauptdenkmal iſt Tſchilminar, offenbar die Ueberreſte eines großen und herrlichen Gebäudes, welches, auf der hintern Seite von einem in Geſtalt eines halben Mondes ſich öffnenden Felſengebirge eingeſchloſſen, aus drei über einander ſich erhebenden Abſätzen beſteht, und ganz aus dem ſchönſten grauen Marmor gebaut iſt, deſſen ungeheure Blöcke mit bewundernswürdiger Kunſt ohne Kalk und Mörtel zuſammengefügt ſind. Von den untern führen zu den höhern Abſätzen Marmortreppen, die ſo breit und bequem ſind, daß zehn Reiter neben einander hinauf reiten könnten. Am Eingange des Porticus, wohin die Treppe zum erſten Abſatz führt, ſind an den noch übrigen Pilaſtern fabelhafte Thiere eingehauen, gleichſam als Wächter des Thores. Eine ähnliche Treppe führt zum zweiten Abſatze, zu einem Säulengange, wovon man noch mehrere, gegen 50 Fuß hohe Säulen ſieht, die ſo dick ſind, daß deren eine kaum von drei Männern umſpannt werden kann. Durch dieſen Säulengang kommt man zu mehrern einzeln ſtehenden Gebäuden, wovon das größte noch auf demſelben Abſatze ſteht, die übrigen aber ſtehen weiter zurück und bilden den höhern dritten Abſatz. Dieſe Gebäude enthalten eine Menge von Zimmern verſchiedner Größe und ſcheinen eigentliche Wohnungen zu ſein, in deren Innern man eine Menge von bildlichen Darſtellungen findet. Darunter iſt beſonders eine merkwürdig, aus vielen menſchlichen Geſtalten beſtehend, die einen feierlichen Aufzug vorzuſtellen ſcheinen und ſich durch Trachten und Beizeichen mannichfaltig unterſcheiden. Aehnliche Darſtellungen ſieht man in den hintern Gebäuden, wo theils Vornehme mit ihren Begleitern und Ehrenzeichen, theils Gefechte wilder und fabelhafter Thiere mit einander, oder mit

Menſchen abgebildet ſind. In der Felſenwand, aus deren Oeffnung das Gebäude hervor ſpringt, ſieht man zwei große Grabmäler. In anſehnlicher Höhe von der Erde iſt in den Felſen ſelbſt eine Façade eingehauen, hinter welcher ſich eine viereckige Kammer befindet, worin man nur durch einen, mit Gewalt geöffneten Zugang kommen kann, da man zeither den alten Eingang noch nicht gefunden hat. Unten iſt der Felſen ſenkrecht weggehauen, um das Denkmal ganz unzugänglich zu machen. Eben ſo ſind die erwähnten Grabmäler zu Nakſchi Ruſtam eingerichtet. Die Ergebniſſe der neuſten Unterſuchungen, die man durch Vergleichung der Nachrichten der Alten gewonnen hat, (ſ. Heerens Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmſten Völker der alten Welt [3. Aufl. Th. I. Abth. 1.] wo zugleich die Denkmäler ſelbſt umſtändlich beſchrieben werden) beſtehen in Folgendem. Die Denkmäler von Perſepolis ſind echt perſiſchen Urſprungs, die Grabmäler aber die Begräbniſſe perſiſcher Könige, und gehören zu den Gebäuden Tſchilminar, mit welchen ſie durch unterirdiſche Anlagen in Verbindung ſtehen. Obgleich aber die Gebäude aus dem perſiſchen Alterthum ſind, ſo iſt es doch wahrſcheinlich, daß die Perſer ſie nicht ſelber erbaut haben, ſondern ſie durch Andre haben anlegen laſſen, und der echt aſiatiſche Charakter derſelben begründet die Vermuthung, daß ſie nach der Baukunſt der Meder, welchen die Perſer überhaupt ihre Kultur verdankten, unter der Leitung der Prieſterkaſte aufgeführt worden ſind. Die Anlagen von Perſepolis, welche die Alten den erſten perſiſchen Herrſchern, Cyrus und Cambyſes, oder auch dem Darius und Xerxes zuſchreiben, ſind wahrſcheinlich nicht von gleichem Alter und nicht nach gleichem Plane erbaut, was beſonders von den Gebäuden auf dem dritten Abſatze des Säulenpalaſtes gilt, ſondern von mehrern perſiſchen Königen gegründet worden. Perſepolis war weder zum Tempel, deren die Perſer als Anhänger der magiſchen Religion (ſ. Magie) überhaupt nicht hatten, noch zum eigentlichen Wohnſitz der Könige beſtimmt, und wenn es auch, wie die meiſten Hauptſtädte Aſiens, aus dem Hoflager der erſten Eroberer entſtand: ſo hörte es doch bald auf, der erſte Wohnſitz derſelben zu ſein, aber die Ideen von Vaterland, Herrſchaft und Religion, welche ſich daran knüpften, machten es zum Todtenwohnſitz der Könige, zum Heiligthum des Volks. Es war durch ſeine Einrichtung und ſeine Kunſtwerke ein Sinnbild des Reichs und ſeiner Wohlfahrt unter einer, nach den Anſichten des Morgenlandes vollkommnen Herrſchaft, wo alle Stände des Reichs, der König, die Großen und das Volk, ihre Pflichten und ihre Vorzüge in bildlichen Darſtellungen vor Augen hatten; es war, wie die Alten es nannten, das Haupt des Reichs. Die überall und in verſchiednen Stellungen vorkommende Geſtalt des Königs, die ſowol durch ihre Beizeichen als ihre hervorragende Größe ſich auszeichnet, zeigt deutlich, daß dieſe Gebäude für den König beſtimmt waren, und da die Lebensweiſe der perſiſchen Könige nach ſtrengen Vorſchriften geordnet war, ſo läßt ſich wol annehmen, daß dieſe Denkmäler einſt eine vollſtändige Darſtellung des Privatlebens der Könige nach den Vorſchriften der Magier enthielten, welche dem König zeigte, wie er als Diener des Ormuzd (ſ. d. Art. Ahriman) zu dieſer oder jener heiligen Verrichtung ging. Gleich nach dem Antritt ihrer Regierung verfügten ſich die perſiſchen Könige nach Perſepolis, um ſich mit dem Gewande des Cyrus bekleiden zu laſſen, und zu gewiſſen Zeiten beſuchten ſie dieſen Ort, um auf den Gipfeln der Berge feierliche Opfer zu bringen. Nach ſeinem Tode wurden

hier die Kleider, Geräthſchaften und ſelbſt der Schatz des Königs aufbewahrt, da das Grabmal des Königs als eine vollſtändige mit allen Bedürfniſſen verſehne Wohnung angeſehen ward, weshalb nicht nur zahlreiche Wachen den Palaſt beſchützen, ſondern auch die angeſehenſten Hofbedienten bei dem Grabe bleiben, ja vielleicht ſelbſt die Frauen des Verſtorbnen dahin wandern mußten. Aus allem dieſen erklärt ſich, wie Alexander nach der Beſiegung des Darius durch die Zerſtörung des Palaſtes ſeine Rache befriedigen konnte. Die Baukunſt zeigt ſich in dieſen Denkmälern, hinſichtlich des Mechaniſchen, in hoher Vollendung und keine Gegend der Erde, Aegypten vielleicht ausgenommen, hat ſolches Mauerwerk aufzuzeigen, als die Trümmer von Perſepolis; der Charakter dieſer Baukunſt iſt jedoch dem ägyptiſchen durchaus entgegengeſetzt. Eben ſo viel mechaniſcher Fleiß und ängſtliche Vollendung zeigt ſich in den verzierenden Bildwerken. Die Inſchriften auf dieſen Denkmälern ſind nach den neuern gelungnen Erklärungsverſuchen in einer dreifachen Sprache, welche man unter dem allgemeinen Namen Keilſchrift (ſ. d. Art.) begreift, und auch in dreierlei Sprachen verfaßt. Die älteſte Schrift, ohne Zweifel Buchſtabenſchrift, iſt nach der übereinſtimmenden Meinung aller Erklärer in der Zendſprache, der heiligen Sprache der Magier, die Schriftzeichen der zweiten Art ſcheinen der Pehlvi-Sprache zu gehören, und die dritten ſind vielleicht aſſyriſch oder babyloniſch. Grotefend und Lichtenſtein haben ſich um die Erklärung dieſer Schriftzeichen beſonders verdient gemacht.

Perſeus, Sohn der Danaë und des Zeus (vergl. Danaë). Polydektes, König von Seriphos, einer Inſel des Archipelagus, der ihn mit ſeiner Mutter aufgenommen, wünſchte bald, den jungen, nach Abenteuern verlangenden Helden von ſich zu entfernen. Er gab vor, um des Oenomaus Tochter zu werben, und begehrte von ſeinen verſammelten Freunden einen Beitrag an Pferden zum Brautſchatz. Perſeus verſprach, wenn es verlangt würde, ſelbſt das Haupt der Gorgo (Meduſa) zu liefern, und Polydektes nahm ihn beim Worte. Jenſeit des Ozeans, hart an der Grenze der Nacht, wohnte das furchtbare, ſchlangenhaarige, mit Schlangen gegürtete Geſchlecht der Gorgonen, von denen nur Eine, Meduſa, ſterblich war. Von Merkur und Minerva geleitet, begab ſich Perſeus zuerſt zu den drei Gräen, an die weſtlichen Küſten des Ozeans, welche gemeinſchaftlich nur Ein Auge und Einen Zahn hatten, bemächtigte ſich der letztern, und verſprach die Zurückgabe nur unter der Bedingung, daß ſie ihn zu den Nymphen brächten, in deren Verwahrung die Geräthſchaften waren, deren er zu ſeinem Unternehmen bedurfte, die geflügelten Sohlen, der Beutel und des Aides unſichtbar machender Helm. Sie gingen die Bedingung ein, erhielten Zahn und Auge wieder, und Perſens von den Nymphen was er begehrte. Nach Andern rüſteten ihn Merkur und Vulkan aus. Von erſterm und Minerva begleitet, gelangte er zu den Gorgonen, die er ſchlafend fand. Er ſtellte ſich abwärts gekehrt vor die Schrecklichen, deren Anblick in Stein verwandelte, ſah in den ehernen Schild, erblickte durch dieſen das Haupt der Meduſa, und hieb es ihr ab, worauf aus ihrem Blute Pegaſus und Chryſaor hervorſprangen. Darauf ſteckte er das Haupt ſchnell in den Beutel und rettete ſich vor den verfolgenden Schweſtern durch des Aides Helm. Auf des Merkurs Flügelſohlen ſchwebte er jetzt, Abenteuer ſuchend, über die Länder hin. Er kam zum Könige Atlas, dem das Orakel verkündigt hatte, er werde die goldnen Aepfel ſeines Gartens durch einen Sohn

des Zeus verlieren; und als ihm dieſer deshalb die Rechte der Gaſtfreundſchaft verſagte, verwandelte er ihn durch die verſteinernde Kraft des Meduſenhauptes in einen himmeltragenden Felſen. Wie er darauf die Andromeda befreite, iſt im Art. Andromeda zu finden. Mit ihr zeugte er den Perſes, welchen er bei ſeinem Großvater Cepheus zurückließ, als er mit Andromeda nach Seriphos zurückkehrte. Hier fand er ſeine Mutter an dem Altare der Minerva, wohin ſie ſich, mit ſeinem Pflegevater Diktys, wegen des Polydektes Gewaltthätigkeit geflüchtet hatte. Er verſteinerte dieſen nebſt ſeinen Helfern, und nachdem er hierauf den Diktys zum König von Seriphos eingeſetzt, gab er die Flügelſohlen, den Beutel und Helm dem Hermes zurück, das Haupt der Gorgo aber der Athene, die es in die Mitte des Schildes ſetzte, oder (nach Andern) an ihrem Bruſtharniſch befeſtigte. Dann ging er mit Danaë und Andromeda nach Argos, den Akriſius, ſeinen Großvater, zu beſuchen. Dieſer war, um dem Orakel (ſ. Danaë) auszuweichen, nach Theſſalien geflohen, konnte jedoch ſeinem Schickſale nicht entfliehen, denn Perſeus folgte ihm dahin, und tödtete ihn durch einen unglücklichen Wurf mit dem von ihm erfundnen Diskus. Das ihm zugefallne Erbreich Argos ſcheute er ſich, dieſes Umſtandes wegen, in Beſitz zu nehmen, und vertauſchte es daher gegen des Megapenthes Herrſchaft Tirynthus. Hier erbaute er Mycenä. Andromeda aber gebar ihm außer Perſes noch den Alcäus, Sthenelus, Heleus, Neſtor, Elektryon und eine Tochter Gorgophone. Perſeus wurde nach ſeinem Tode als Heros verehrt und unter die Geſtirne verſetzt.

Perſien (Geographie u. Geſchichte von). Perſien, ein Land in Aſien, nach Olivier von 59,400 Q. M. mit 39 (22) Mill. Einw., zerfällt ſeit den neueſten politiſchen Veränderungen in drei Staaten: das eigentliche Perſien (Weſtperſien) oder Iran, Kabuliſtan oder Afghaniſtan, und Beluchiſtan oder das Land der Beluchen. Die neueſten Nachrichten über die beiden letztern Staaten verdanken wir den Britten, welche an den Hof von Kabul 1808 eine Geſandtſchaft und nach Beluchiſtan 1810 zwei Offiziere ſchickten. Jene Reiſe hat Elphinſtone, dieſe Pottinger beſchrieben; beide gehörten mit zu den Reiſenden. Ueber Beluchiſtan ſ. d. beſ. Art. Weſtperſien oder der Staat Iran (61° 30′—79° L. und 26°—41° N. B. = 22,000 Q. M.) gehört zu Weſtaſien, und grenzt an den perſiſchen Meerbuſen, die aſiatiſche Türkei, das ruſſiſche Reich, das kaspiſche Meer, Kabuliſtan und Beluchiſtan. Perſien iſt in der Mitte eine Hochebene mit vielen Sandwüſten. Beſonders ſind die nördlichen Provinzen, wo der hohe Ararat ſich erhebt, und die weſtlichen Gegenden gebirgig. Vom Tigris öſtlich läuft, beinahe parallel mit demſelben, ein Granitgebirge, bei den Alten Zagros genannt, und mit demſelben erſtreckt ſich gleichfalls parallel das Gebirge Orontes, heut zu Tage Elwind, welches ſich in zwei Aeſte theilt, wovon der eine ſich auf der Weſtſeite des kaspiſchen Meeres mit dem Alburs oder den kaspiſchen Bergen verbindet, welche eine Fortſetzung des Taurus ſind. Die am kaspiſchen Meere gelegnen Gegenden ſind niedriger als die Küſten am Ozean, werden aber von Gebirgen in Form eines Halbzirkels eingefaßt, welche Fortſetzungen des Taurus und Kaukaſus ſind, und einen viel ſteilern Abhang gegen das Meer hin, als auf der Landſeite haben. Im ſüdlichſten Theile von Perſien oder Iran erhebt ſich der Boden weniger ſchnell, als im nördlichen und weſtlichen Theile. Längs des perſiſchen Meerbuſens zieht ſich ein ſchmaler Streif niedrigen Landes hin, der im

Sommer wegen der übermäßigen Hitze gar nicht bewohnbar iſt. Je weiter man ſich von dem Meere entfernt, deſto näher kommt man den Gebirgen und deſto kühler wird die Luft. Die am höchſten gelegnen nördlichen und weſtlichen Gegenden haben ein gemäßigtes, im Winter ſogar kaltes Klima. Es iſt auffallend, daß ein ſo weit ausgedehntes Land nicht einen einzigen Hauptfluß, ſelbſt keinen bedeutenden Küſten= oder Nebenfluß hat, ob es gleich viele hohe Berge zählt. Man findet nur wenig Bäche und geringe Steppenflüßchen, die entweder ſich im Sande verlieren, oder durch die Bewäſſerungskanäle verſchlungen werden. Dagegen findet man mehrere Seen, wohin der Eriwan und der Bachtegan gehören. Alles Waſſer führt hier Salz mit ſich; alle Seen ſind ſalzig; wo das Waſſer im Winter ſtehen bleibt, da wird der Boden ſalzig. Weite Ebenen dehnen ſich über dieſes Land aus, die gewöhnlich im Winter unter Waſſer ſtehen, und deren nackter Salzboden im Sommer glühend wird. Die Gebirge ſind gänzlich von Bäumen entblößt, die Hügel ſind dürre, trocken, und auch die Ebenen nur da angebaut, wo man ſie bewäſſern kann. Aus Mangel an Bewäſſerung iſt nur ein kleiner Theil angebaut, und der Ueberreſt iſt entweder ganz kahl, oder bringt im Sommer nur ſaftige, wenig ausdünſtende Pflanzen hervor. Aber obgleich der größte Theil des Landes an Dürre und Trockenheit leidet, ſo fehlt es doch auch nicht an fruchtbaren Strichen, deren Boden ſehr ergibig iſt. Iran hat daher eine Menge der herrlichſten Produkte, als: ſchöne, ſehr geſchätzte Pferde, lebhafte Eſel, Dromedare, Rindvieh, meiſtens fettſchwänzige Schafe, Seide, Getreide, Reis, vortreffliche Hülſenfrüchte, Melonen, Seſam, Safran, Krapp, Hanf, Flachs, Tabak, Mohn, Süßholz, Zukkerrohr, köſtlichen Wein, Baumwolle, Manna=Eſchen, Adragant, Senesſtauden, Galbanum, Aſſa fötida, Rhabarber, allerlei europäiſche Baumfrüchte, edle Südfrüchte, Dattelpalmen, Kaſſien, Maſtixbäume, Galläpfel; von Mineralien beſonders viel Kupfer, auch Eiſen, Stahl und Blei, viel Salpeter, Schwefel, Salz ꝛc. Die Einwohner, deren Zahl ſehr verſchieden angegeben wird, weil die Reiſenden ſie nach bloßen unſichern Muthmaßungen (Gardanne z. B. auf 20 Mill. ſchätzen), ſind theils Tadſchicks (anſäßige Perſer), die aus einer Vermiſchung von Parſen, Arabern ꝛc. entſtanden ſind, Parſen und Armenier, theils Nomaden, wohin beſonders die Kurden gehören. Dieſe Tadſchicks (Neuperſer) ſind ein achtungswerthes Volk, ſtehen in Rückſicht der Bildung über den Osmanen und hegen eine große Liebe für Künſte, Wiſſenſchaften und Kunſtgewerbe, ob ſie gleich noch nicht den Grad von Kultur der gebildeten europäiſchen Völker erreicht haben. Sie bekennen ſich zur mohammedaniſchen Religion und zwar zu der Sekte des Ali oder der Schiiten. Auch duldet man Chriſten, Juden und Parſen oder Feueranbeter. In der Färberei haben ſie es weit gebracht; auch zeichnen ſie ſich in der Verfertigung von Seiden= und Wollenwaaren, Gold= und Silberſtoffen aus. Sie verfertigen Schagrin und Saffian, bearbeiten das Gold und Silber mit vieler Geſchicklichkeit, und liefern eine große Menge von Kupferwaaren und gute Säbelklingen. Den Ackerbau treiben ſie mit vorzüglicher Anwendung der künſtlichen Bewäſſerung. Der nicht unbedeutende Handel iſt größtentheils Landhandel durch Karavanen, die nach Indien, der Türkei und Arabien gehen. Ueber das kaspiſche Meer treiben ſie Handel mit Rußland. Der Seehandel am perſiſchen Meerbuſen iſt ſehr herabgeſunken, und wird durch fremde Schiffe getrieben. Künſte und Wiſſenſchaften werden allgemein geachtet. Die Staatsverfaſſung

iſt despotiſch, und an der Spitze des Reichs ſteht ein unumſchränkt gebietender Schah (jetzt Feth Ali). Die Provinzen werden von Khans verwaltet. Die nomadiſchen Völkerſtämme genießen unter ihren Stammoberhäuptern eine Art von Unabhängigkeit, und bilden die Hauptſtärke der nicht unbeträchtlichen Kriegesmacht, welche auf 100,000 Mann geſchätzt wird und hauptſächlich aus Kavallerie beſteht. Die Perſer haben auch Artillerie; beſonders hat ſich um die Bildung der letztern, ſo wie überhaupt des Militärs der verſtorbne Thronerbe Abas-Mirza verdient gemacht, der die Truppen durch europäiſche Offiziere nach europäiſcher Kriegskunſt zu bilden ſuchte. Dieſer Thronerbe war mit der Geſchichte und den Sitten Europa's bekannt, kannte die Taktik, Mathematik und die engliſche Sprache, und verſprach für Perſien einſt das zu werden, was Peter der Große für Rußland war. Eine Seemacht fehlt den Perſern gänzlich, woran beſonders der Mangel an Schiffsbauholz Schuld iſt. Die vormalige Hauptſtadt Perſiens, Iſpahan, ſonſt eine der anſehnlichſten Städte Aſiens, iſt jetzt faſt nur eine ungeheure Maſſe von Ruinen. Die jetzige Hauptſtadt des perſiſchen Reichs iſt Teheran, wo der Shah reſidirt. Tauris war die Reſidenz des oben angeführten Thronerben Abas Mirza. Kabuliſtan, (24°—37° N. B. und 76°—94° L. = 29,000 Q. M.) der zweite größtentheils aus Provinzen Perſiens und einigen Theilen Hindoſtans gebildete Staat (ſonſt in den Geographien unter dem Namen Oſtperſien angeführt) grenzt an Hindoſtan und, wenn man die Provinz Sind dazu rechnet, an den indiſchen Ozean, Beluchiſtan, Iran und die Bucharei. Es wird im Norden von einer Kette von Bergen begrenzt, die mit ewigem Schnee bedeckt iſt. Dieſe Kette fängt nahe am Burramputer an, und läuft faſt nordweſtlich bis nach Kaſchemir; bis dahin heißt ſie bei den Eingebornen der benachbarten Länder Himalleh (woraus wol Imaus entſtanden iſt), welches nach den jetzigen Entdeckungen der Engländer das höchſte Gebirge der Welt iſt, und wozu der Dholagir gehört, welcher den Chimboraſſo noch um 6 bis 7000 Fuß an Höhe übertrifft. Von Kaſchemir iſt ihre Richtung bis zu der Spitze von Hindu-Kuſh faſt nördlich von Kabuliſtan, und heißt auch, ſo wie die höchſte Spitze, Hindu-Kuſh. Nördlicher noch als dieſe Gebirgsketten iſt der Mus-Dagh, eine Gebirgskette, die im Norden vom öſtlichen Ende des Himallehgebirges anzufangen und mit dieſem Gebirge bis zum 67° parallel zu laufen ſcheint. Auf der Weſtſeite verbindet eine Gebirgskette den Mus-Dagh mit dem Hindu-Kuſh, welche auf den Charten Belur-Dagh genannt wird, und die Grenze zwiſchen dem unabhängigen und chineſiſchen Turkeſtan macht. Der Rücken des Hindu-Kuſh iſt mit beſtändigem Schnee bedeckt. Die Seiten ſind mit Wäldern verſehen, und weiter unten wachſen alle Bäume und Früchte Europa's wild. Die Wälder auf den Bergen ſind voll wilder Thiere, als: Tiger, Leoparden, Wölfe, Bären, Hyänen ꝛc. Von der höchſten Spitze des Hindu-Kuſh nimt die Höhe ab, und bald verliert ſich dieſe Kette in eine Reihe von Bergen, die ſich in der Länge von Kabul bis nach Herat erſtrecken und Parapamiſus heißen. Von den Hindu-Kuſh läuft ſüdlich die Bergkette Salomons, mit welcher die Salzkette in Verbindung ſteht, wo man Salz ſo klar als Kryſtall und von ſolcher Härte erhält, daß man Schüſſeln daraus macht. Die höchſte Spitze der Salomonskette iſt in der Gegend von Piſhauer, der Suffaid-Koh, auch weißer Berg, weil er mit ewigem Schnee bedeckt iſt. Den größten Theil von Kabuliſtan nehmen alſo Gebirge ein. Doch findet man auch zwiſchen dieſen

Gebirgen ſchöne Thäler, worunter ſich vorzüglich das Thal von Kaſchemir durch ſeine Naturſchönheiten auszeichnet. Der Boden iſt im Ganzen ſehr fruchtbar. Das Klima iſt verſchieden. Die niedrigen Gegenden ſind heiß, die mittlern gemäßigt und die hohen kalt. Die Hitze kommt der in Hindoſtan nicht gleich, noch die Kälte der in England. Kabuliſtan hat wenig große Ströme. Der Indus gehört dahin, der immer ſchiffbar iſt, und deſſen Quelle man noch nicht kennt. Er nimt hier die beträchtlichen Flüſſe Kama und Kabul auf, und nachdem ſich die vereinigten Flüſſe des Pendſhab mit demſelben vermiſcht haben, ergießt er ſich in den indiſchen Ozean. In dem weſtlichen Theile des Landes fehlt es ganz an großen Strömen; die etwas beträchtlichern Flüſſe, der Hirmend und der Farrahrud, fallen in den See von Siſtan, und von dem Herat wird der größere Theil ſeiner Waſſermaſſe in der Nähe der Stadt Herat zum Anbau verwendet. Die Erzeugniſſe Kabuliſtans ſind mannichfaltig, und beſtehen in zahlreichen Pferden, worunter beſonders die von Herat ſchön ſind, Eſeln, Mauleſeln, Kameelen, Dromedaren, Büffeln, Rindvieh, Schafen mit Fettſchwänzen, Gazellen, Bienen, Seidenwürmern, Reis, Mais, Weizen, Melonen, vielerlei Arten von Obſt und edlen Südfrüchten, beſonders Piſtazien und Mandeln, Seſam, Senf, Aſſa foetida, Zuckerrohr, Ingwer, Färberröthe, Tabak, Baumwolle, Gold in Körnern, Silber, Blei, Eiſen, Schwefel, Salz, Salpeter. Die Einwohner, elf bis zwölf Millionen, ſind Afghanen, das herrſchende Volk und in viele Stämme unter eignen Oberhäuptern getheilt, Tadſchiks, Kiſilbaſchen, Tataren und Hindus. Die herrſchende Religion iſt die mohammedaniſche von der Sekte der Sunniten; die Tadſchiks hingegen ſind heftige Schiiten. Von den Hindus ſind viele ihrer väterlichen Religion getreu geblieben. Die Afghanen leben meiſtens als Nomaden; Künſte und Wiſſenſchaften finden am meiſten bei den Tadſchiks Eingang. Man treibt Ackerbau und verfertigt Teppiche, ſchöne Shawls (in Kaſchemir, ſ. d. Art.), Zitz und Muſſeline. Der Handel wird durch Karavanen, und vorzüglich mit Hindoſtan, Iran und Turkeſtan getrieben. Man führt aus: Pferde, Shawls, Tabak, Mandeln, Piſtazien, Obſt, Trauben, Granatäpfel, Teppiche, Zitz und Muſſeline. Die Regierungsform iſt monarchiſch, aber bei den Afghanen ſelbſt findet eine Art von Lehnsverpflichtung Statt, da die verſchiednen Häupter der Stämme in ihren Bezirken eine gewiſſe Oberherrſchaft ausüben. Das Ganze ſteht unter einem gemeinſchaftlichen Beherrſcher, Shah oder Khan von Kabul genannt, deſſen Einkünfte ungefähr 27 Mill. Gulden betragen. Seine Reſidenz iſt die Stadt Kabul. Andre wichtige Städte ſind Herat, Kandahar, Piſhauer und Kaſchemir; letztres die größte Stadt im ganzen Lande.

Die Geſchichte Perſiens trit erſt mit Cyrus aus dem Dunkel der Vorzeit heraus; früher iſt ſie angewiß und fabelhaft. Als die erſte wird von den Morgenländern angeführt die Dynaſtie der Mahabaden; auf ſie folgte die Dynaſtie der Piſhdadier (gleichzeitig mit unſerm aſſyriſchen Reiche). Den Piſhdadiern folgten die Kajaniden, 718 Jahre. In die ungewiſſe Zeit vor Cyrus gehört Guſtaſp, der mediſche Kiaxares oder deſſen Zeitgenoſſe, unter welchem Zerduſht (Zoroaſter) lebte. Mit Cyrus, 559 bis 529 vor Chr. Geb. (ſ. d. Art.), begannen die Zeiten des Glanzes in Weſten. Er vereinigte Perſer und Meder unter ſeinem Zepter, wodurch ſie herrſchendes Volk in Aſien wurden; beſiegte den Kröſus, eroberte Babylon und unterwarf ganz Kleinaſien. Ihm folgte ſein Sohn Kambyſes (529—522), der Tyrus, Cypern und

Aegypten bezwang. Nach dieſem herrſchte kurze Zeit ein Magier, der ſich für des Kambyſes Bruder Smerdis ausgab. Nach dem Sturze deſſelben erhielt Darius Hyſtaſpis (ſ. d. Art.) durch's Loos oder ſeiner Gefährten Wahl die Krone (521—487). Er unterwarf das aufrühreriſche Babylon, Thrazien, Macedonien (512) und einen kleinen Theil von Indien. Sein Plan, die Scythen jenſeits des Iſters zu bezwingen, ſcheiterte. Die griechiſchen Kolonien in Kleinaſien, welche das perſiſche Joch abzuſchütteln verſuchten (501), bezwang er zwar, ſein Rachekrieg gegen die europäiſchen Griechen aber ſchlug unglücklich für ihn aus. Aegypten war in Aufſtand gegen ihn. Sein Sohn Xerxes (487—467) bezwang Aegypten auf's neue, ſcheiterte aber bei Marathon und Salamis mit ſeinem Angriffe auf Griechenlang, und mußte einen verderblichen Vertheidigungskrieg gegen die Griechen fortſetzen. Unter Artaxerxes Longimanus (bis 425) zeigten ſich die erſten Spuren des Verfalls. Das empörte Aegypten wurde zuerſt nach hartem Kampfe bezwungen. Der griechiſche Krieg endigte 449 mit dem nachtheiligen cimoniſchen Frieden. Megabyzus erregte eine gefährliche Empörung. Mutter und Gemahlin beherrſchen den ſchwachen König. Die nächſten Regierungswechſel erfolgen ſchnell und gewaltſam. Xerxes II., der einzige ächte Sohn, wurde nach 45 Tagen von ſeinem unächten Bruder Sogdian, und dieſer nach ſechs Monaten von einem andern unächten Bruder Ochus getödtet, welcher letztre unter dem Namen Darius II. bis 404, unter dem Einfluſſe ſeiner Gemahlin Paryſatis, regierte und mit mehrern Empörungen der Statthalter zu kämpfen hatte, wodurch das Reich immer mehr verfiel. In Aegypten mußten die Perſer eigne Könige anerkennen. Nur die innern Unruhen Griechenlands, in welche ſie ſich geſchickt einmiſchten, retteten ſie noch zur Zeit von einem allgemeinen Angriffe der Griechen und vom Untergange. Artaxerxes II. Memnon oder Mnemon (bis 361) ſtand gänzlich unter dem Einfluſſe ſeiner Mutter Paryſatis. Sein Bruder Cyrus, von 10,000 Griechen unter Xenophon unterſtützt, ſuchte ihm den Thron zu rauben (400); aber Artaxerxes ſchlug und tödtete ihn. Die innern Unruhen nöthigten die Spartaner, ihre Vortheile in Kleinaſien aufzugeben, und den nachtheiligen antalcidiſchen Frieden (387) einzugehen. Artaxerxes III. Ochus (bis 338), Memnon's Sohn, befeſtigte ſeinen Thron durch Hinrichtung ſeiner zahlreichen Brüder. Er unterwarf Aegypten auf's neue (350); aber Bagoas, ſein Verſchnittner, vergiftete ihn ſeiner Grauſamkeit wegen, brachte nach und nach auch ſeine ſämmtlichen Söhne um, und gab die Krone an Darius Kodomannus, einen Prinzen von königlichem Geblüt, welcher, von Alexander bekriegt, nach drei großen Niederlagen am Granikus, Iſſus und Gaugamela durch Beſſus, Statthalter von Baktrien, das Leben verlor (330), worauf Alexander ſich der ganzen perſiſchen Monarchie bemächtigte (329). Als nach Alexander's Tode (323) das macedoniſche Reich zerfiel, herrſchten über Perſien die Seleuciden (ſ. d. Art. Seleukus) bis 246. Ihnen folgten die Arſaciden, welche das Reich der Parther gründeten, das bis 229 nach Chriſtus beſtand. Damals bemächtigte ſich Ardſhir Babekan (Artaxerxes) der Herrſchaft über Mittelaſien, und vererbte ſie auf ſeine Nachkommen, die Saſſaniden, welche 407 Jahre herrſchten. Ardſhir, Saſſan's Sohn, regierte ſelbſt von 218 bis 241. Die Kriege, welche er mit den Römern führte, dauerten unter ſeinem Nachfolger Shapur (Sapores I. bis 271) mit Gordian und Valerian fort (welchen letztern das Kriegsunglück zu ſchmählichen Mißhandlungen

in Shapur's Hände gab) und endigten erſt durch den Frieden des Königs Narſes mit Diokletian (303). Als Shapur II. der Große (309—380) zur Volljährigkeit gelangt war, gewann das Reich wieder Kraft. Er ſtrafte die Araber für ihre Streifereien und nahm den König von Jemen gefangen. Darauf foderte er, wie einſt Ardſhir, vom Kaiſer von Konſtantinopel alles Land bis zum Strymon zurück. Conſtantin der Große, Conſtantinus II. und Julian widerſtanden ihm zwar, aber Jovian erkaufte den Frieden durch Abtretung der fünf ſtreitigen Provinzen und der Feſtung Niſibis. Shapur machte darauf auch in der Tartarei und Indien Eroberungen. Ohne entſcheidende Ereigniſſe, wechſelten nach Shapur's Tode Krieg und Frieden. Unter Artaxerxes II. (bis 383), Shapur III. (bis 388) und Vararanes IV. (bis 399) blühte das Reich. Araber, Hunnen und Türken traten nach einander für und gegen Perſien auf den Kampfplatz. Jezdejerd I. (bis 420), ein Freund der Chriſten, eroberte auch (412) Armenien. Im J. 420 kam Vararanes V. mit Hülfe der Araber auf den Thron. Er kriegte ſiegreich gegen Theodoſius II., ſchlug die in ſein Gebiet eingefallnen Hunnen mit großem Verluſte zurück, und eroberte das Königreich Jemen. Ihm folgte Vararanes VI. (bis 457) und Hormisdas III. Im J. 457 gelangte Firuz (Pheroſes) durch Hülfe der Hunnen zum Throne, bekriegte ſie aber nachher und verlor 483 gegen ſie Schlacht und Leben. Valens oder Balaſh (488—491) verlor ſogar einen Theil ſeines Reichs an ſie, und mußte ihnen zwei Jahre Tribut bezahlen. Bald aber gewannen die Saſſaniden wieder Größe und Macht. Kobad (bis 531) überwand die Hunnen, und ob er gleich durch ihren Beiſtand 498 den verlornen Thron wieder erhielt: ſo führte er doch in der Folge, wie mit Athanaſius, ſo auch wieder mit den Hunnen, Indiern und Juſtinian I. glücklich Krieg. Sein jüngſter Sohn und Nachfolger. Kosru Anuſhirwan (531—579) zeichnete ſich aus durch ungemeine Weisheit und Tapferkeit. Unter ihm erſtreckte ſich das perſiſche Reich vom Mittelmeere bis zum Indus, vom Jaxartes bis Arabien und die Grenze Aegyptens. Glücklich kriegte er mit den Indiern und Türken, mit Juſtin und Tiber und mit den Arabern, die er vom Drucke vieler kleinen Tyrannen befreite. Die Empörungen ſeines Bruders und ſeines Sohnes unterdrückte er. Die Lazier in Kolchis, der griechiſchen Bedrückung müde, unterwarfen ſich ihm; da er ſie aber in das innere Perſien verpflanzen wollte, kehrten ſie unter die Herrſchaft des Juſtinian zurück, deſſen Waffen jetzt ſiegreich waren. Anuſhirwan ſtarb vor Gram während der Friedensunterhandlungen. Der Krieg dauerte fort unter Hormuz (Hormisdas IV., 579—591), bis auf Kosru II. (bis 628), unter welchem die perſiſche Macht den höchſten Gipfel erreichte. In glücklichen Kriegen dehnte er ſeine Eroberungen auf der einen Seite bis Chalcedon (616), auf der andern über Aegypten bis nach Lybien und Aethiopien, und endlich bis nach Jemen aus. Plötzlich aber endete ſein Glück durch Kaiſer Heraklius ſiegreiche Waffen. Er verlor alle ſeine Eroberungen; ſein eigner Sohn Sirhes nahm ihn gefangen und ermordete ihn (628). Perſien ging nun in beſtändigen innern Unruhen ſeinem Untergange entgegen. Sirhes oder Kabad Shirujeh ward noch in demſelben Jahre wieder ermordet. Ihm folgte ſein ſiebenjähriger Sohn Ardſhir (Artaxerxes) III., den 629 ſein Feldherr Sarbas (Sheheriar) ermordete. Dieſer ward, noch ehe er ſich des Throns bemächtigte, von den perſiſchen Großen geſtürzt, bis nach mehrern Umwälzungen, die ſo ſchnell auf einander folgten, daß die Geſchichtſchreiber

die Namen verwirrt haben, der ſechzehnjährige Jezdejerd III., ein Enkel Kosru's, 632 den Thron beſtieg. Ihn beſtürmte 636 der Kalif Omar. Perſien ward ein Raub der Araber und Türken. Jezdejerd verlor 651 das Leben. Von der Eroberung Perſiens durch die Kalifen beginnt die Geſchichte des neuperſiſchen Reichs. Die Herrſchaft der Araber (ſ. Kalif) dauerte 585 Jahre, von 636—1220. Da theils die Statthalter der Araber ſich unabhängig machten, theils perſiſche und türkiſche Fürſten einzelne Provinzen an ſich riſſen, ſo blieb Perſien getrennt. Unter den herrſchenden Dynaſtien ſind zu bemerken, im nördlichen und nordöſtlichen Perſien: 1) das türkiſche Haus der Thaheriden in Choraſan von 820 bis 872; 2) die perſiſche Dynaſtie der Soffariden, welche jene ſtürzte, und über Choraſan und Fars bis 902 herrſchte; 3) die Samaniden, welche ſich 874 unter Ahmed in der von Choraſan abhängigen Provinz Mavaralnar erhoben und bis 999 erhielten. Ahmed's Sohn, Ismael, ſtürzte die Soffariden und gelangte zu Macht und Anſehn. Unter ſeinen Nachfolgern entſtanden 4) die Gasnaviden, als 977 Sebektechin, ein türkiſcher Sklav und Statthalter der Samaniden zu Gasni und Choraſan, ſich zu Gasni unabhängig machte. Sein Sohn Mahmud maßte ſich 999 auch Choraſan und 1012 Fars an und endigte ſo die Herrſchaft der Samaniden. In der Folge entriß er den Bujiden Irak Adſchemi (1017) und breitete ſich auch in Indien aus. Aber ſein Sohn Maſud verlor Irak Adſchemi und Choraſan (1037—1044) durch die Seldſchucken, und, durch innere Unruhen entkräftet, wurden (1182) die Gasnaviden unter Malik-ſhah eine Beute der Guriden; 5) die Sultane von Gur wurden 1150 durch Alaeddin Hoſain mächtig, ſanken aber nach einigen großen Regierungen theils durch die Fürſten Chowaresmiens, theils durch innere Uneinigkeit; 6) die chowaresmiſchen Shahs, von 1097 bis 1230, durch Aziz, Statthalter der Seldſchucken in Chowaresme, wo er ſich unabhängig machte, gegründet. Tagaſh (1192) zerſtörte das Reich der Seldſchucken und nahm den Guriden Choraſan. Sein Sohn Mohammed eroberte Mavaralnar, bezwang die Guriden und Gasni, und brachte den größten Theil Perſiens an ſich. Plötzlich aber verlor er alles (1220) durch den Großchan der Mongolen, Dſchingischan, und ſein heldenmüthiger Sohn, Gelaleddin Mankbern, kam, nachdem er noch zehn Jahre die äußerſten Anſtrengungen gemacht hatte, 1230 in einer einſamen Hütte auf dem kurdiſchen Gebirge um. Im weſtlichen und nordöſtlichen Perſien herrſchten: 7) Mardawig, ein perſiſcher Krieger, der 928 zu Dilem eine fürſtliche Macht erhob, die ſich bald ſelbſt über Iſpahan verbreitete, bald aber von den Bujiden verſchlungen wurde; 8) die Bujiden, die Söhne Buja's, eines armen Fiſchers, der ſein Geſchlecht von den Saſſaniden herleitete, erlangten durch Tapferkeit und Klugheit die Herrſchaft über den größten Theil von Perſien und 945 ſelbſt über Bagdad. Sie zeichneten ſich meiſtens durch Tugenden und Liebe für wiſſenſchaftliche Bildung aus, und behaupteten ſich bis 1056, wo Malek Rahjm ſich genöthigt ſah, den Seldſchucken zu weichen; 9) die Seldſchucken, eine angeblich türkiſche Dynaſtie, von den Chineſen aus Turkeſtan vertrieben, wurden mit den Gasnaviden zuerſt in Choraſan mächtig. Togrulbeg Mahmud, tapfer und klug, verdrängte hier Sultan Mahmud's Sohn, den Gasnaviden (1037), verbreitete ſich über Mavaralnar, Aberbidſhan, Armenien, Fars, Irak Adſhemi und Irak Arabi, wo er der Gewalt der Bujiden zu Bagdad ein Ende machte (1055) und von den Kalifen an ihre Stelle zum Emir el Omrah eingeſetzt wurde. Seine Nachfolger

zeichneten ſich zum Theil durch große Thätigkeit und Humanität aus; der mächtigſte derſelben, Malekſhah, eroberte noch Georgien, Syrien und Natolien (Rum). Nach und nach aber ſank das Reich, indem es ſich in verſchiednen Veränderungen in vier Reiche auflöſte, die theils durch die chowaresmiſchen Shahs (1162 und 1195), theils durch die Atabeken von Aleppo (1139), theils durch die Mongolen (1194) zerſtört wurden. Durch Dſchingischan wurden die Tataren und Mongolen in Perſien herrſchend. Ihre Macht beſtand von 1220 bis 1405. Die Provinzen Perſiens, welche durch Dſchingischan an die Mongolen gekommen, erhielt von dieſem Eroberer deſſen jüngſter Sohn Tauli (1229), und nach dieſem deſſen Sohn Hulaku, beide anfangs als Statthalter der mongoliſchen Chans Kajuk und Mangu. Hulaku vermehrte dieſe Länder mit Syrien, Natolien und Irak Arabi. Er, oder erſt ſein Nachkomme, machte ſich von der Oberherrſchaft des Großchans unabhängig, und bildete eine beſondre Dynaſtie der Mongolen in jenen Ländern, welche bis auf Abuſaid beſtand, der 1335 ohne Erben ſtarb. Seine Nachfolger, ebenfalls aus Dſchingischan's Familie, führten nur den Titel des Chans von Perſien; das Reich war kraftlos und getheilt. Da erſchien 1387 an der Spitze der neuen Mongolenhorde Timurlenk (Tamerlan), und bemeiſterte ſich Perſiens, die Welt von Hindoſtan bis Smyrna mit Schrecken erfülleud. Aber mit dem Tode dieſes großen Eroberers erloſch 1405 die Macht der Mongolen in Perſien, und die Turkomanen machten ſich zu Oberherren auf hundert Jahre. Dieſe nomadiſchen Stämme, welche ſeit 200 Jahren Perſien geplündert hatten, eroberten unter Kara Juſſuf und deſſen Nachfolgern den größten Theil Perſiens von den Timuriden, unterlagen nachher andern turkomaniſchen Stämmen unter Uſong Haſſan (1468), und vereinigten ſich mit ihnen. Beide aber wichen 1505 dem Ismael Sophi, der ſich der Schwärmerei als Werkzeugs der Politik zu bedienen wußte, und deſſen Dynaſtie von 1505 bis 1722 herrſchte. Ismael Sophi, deſſen Ahnherr, Sheikh Sophi, von Ali abſtammen wollte, nahm den Turkomanen vom ſogenannten weißen Schöps Aderbidſchan (1505—1508), und einen Theil von Armenien, erſchlug ihre beiden Fürſten, und gründete auf den Untergang ihres Reichs, nach der Eroberung von Shirwan, Diarbekr, Georgien, Turkeſtan und Mavaralnar, ein Reich, das Aderbidſchan, Diarbekr, Irak, Fars und Kerman umfaßte. Er nahm den Namen eines Shahs an, und führte die Sekte Ali in den eroberten Ländern ein. Seine Nachfolger, Tamasp (1523—1575), Ismael II. (1576—1577), Mohammed (1577—1586), Hamzeh (1586), Ismael III. (1587), führten blutige und unglückliche Kriege mit den Türken und Usbeken. Aber der große Shah Abbas (1587—1629) ſtellte durch ſeine Eroberungen das Reich wieder her. Er nahm den Türken Armenien, Irak Arabi, Meſopotamien, die Städte Tauris, Bagdad und Baſſora, den Usbeken Choraſan, den Portugieſen Ormus und den Mongolen Kandahar, und demüthigte Georgien, das ſich der Zinsbarkeit entzogen hatte. Er führte die unumſchränkte Herrſchaft in Perſien ein, verſetzte ſeine Reſidenz nach Iſpahan und verordnete die Wallfahrt nach Medſhed, um die nach Mekka unter den Perſern abzuſchaffen. Die folgenden Regenten, Shah Sefi (1629—1642) und Abbas II. (1642—1666), führten neue Kriege mit den Türken und Indiern, mit jenen wegen Bagdad, das verloren ging, mit dieſen wegen Kandahar, welches 1660 wieder erobert wurde. Unter Shah Soliman aber (1666—1694) verſank das Reich in Kraftloſigkeit, und verfiel gänzlich unter deſſen Sohne Huſſein. Die

Afghanen in Kandahar fielen 1709 unter Mirweis ab, und deſſen Sohn, Mir Mahmud, bemächtigte ſich 1722 des ganzen Reichs. Wilde Anarchie folgte. Der wahnſinnig gewordne Mahmud wurde 1725 von Aſharf geſtürzt, dieſer aber von Thamasp Kuli Chan beſiegt, welcher unter Mitwirkung der Ruſſen und Türken Huſſein's Sohn, Thamasp, auf den Thron ſetzte (1729). Als dieſer aber Georgien und Armenien an die Türken abtrat, ſetzte ihn Kuli Chan ab, und erhob deſſen minderjährigen Sohn, Abbas III. (1732) auf den Thron. Die den Ruſſen und Türken abgetretnen Provinzen gewann er durch Schlachten und Vergleich wieder, und beſtieg, als Abbas III. ſchon 1736 ſtarb, unter dem Namen Shah Nadir ſelbſt den Thron. Er erhob Perſien durch Waffenglück und ſtrenge Regierung zu ſeinem vorigen Anſehn, eroberte Baharein (1735) und Balkha (1736) vom Chan von Bochara, Kandahar (1738), fiel darauf (1739) in Hindoſtan ein, und nöthigte den Groß-Mogul Mohammed, ihm einige Provinzen am Indus und ſeine meiſten Schätze zu überlaſſen. Aber 1747 ward Nadir von den Anführern ſeiner Leibwache ermordet, und ſein Tod ſtürzte das Reich in neue Zerrüttungen. Vier verſchiedne Reiche bildeten ſich: 1) Chorasan und Sedſheſtan; 2) Kandahar oder die öſtlichen Provinzen; 3) Fars oder die weſtlichen Provinzen, und 4) Georgien. Letztres behielt meiſt ſeine eignen Fürſten, die ſich endlich Rußland unterwarfen; in Kandahar und dem Oſten gründete Ahmed Abdallah das Reich der Afghanen. Er ſiegte bei Pannipat und gebot mit Allgewalt in Indien. Seine Reſidenz war Kabul. Ihm folgte 1753 Timur und dieſem Zeman. In den beiden andern Reichen aber gelang es, nach langen und blutigen Kämpfen zwiſchen Verwandten und Statthaltern, dem Kurden Kerim Chan, der unter Nadir gedient hatte, und von niedriger Herkunft war, die Ruhe herzuſtellen und ſeine Macht zu befeſtigen. Seine Weisheit, Gerechtigkeit und Kriegserfahrung erwarben ihm die Liebe ſeiner Unterthanen und die Achtung ſeiner Nachbarn. Er ſelbſt nannte ſich nie Chan, ſondern nur Vekil (Regent). Er ließ ſich 1755 zu Shiras nieder, machte dieſe Stadt zu ſeiner Reſidenz und ſtarb 1779 (ein Wunder!) eines natürlichen Todes. Neue Verwirrungen traten nach ſeinem Tode ein. Seine Brüder wollten ſich mit Uebergehung ſeiner Söhne des Throns bemächtigen. Ein Prinz von Geblüt, Ali Murat, blieb 1784 im Beſitz deſſelben; nur in Mazenderan hatte ſich ein Verſchnittner, Aga Mohammed, ein Mann von altem Geſchlecht und nicht gemeinen Eigenſchaften, unabhängig gemacht. Ali Murat, der gegen ihn zog, ſtarb an einem Sturz mit dem Pferde, und hinterließ das Zepter ſeinem Sohne Jafar. Dieſer wurde von Aga Mohammed bei Yezde-Kaſt geſchlagen und flüchtete nach Shiras. Hier kam er 1792 in einem Aufſtande um, als Aga Mohammed die Stadt angriff. Vergebens ſuchte Jafar's Sohn, Luthf-Ali, in mehrern verzweifelten Gefechten das Glück für ſich zu gewinnen. Aga Mohammed blieb Sieger und ernannte zu ſeinem Nachfolger Babachan, ſeinen Neffen, welcher ſeit 1796 unter dem Namen Feth-Ali-Shah zu Teheran herrſcht, um den Ruſſen näher zu ſein, welche ihm in Georgien und in den angrenzenden Provinzen die Spitze boten. An dieſe verlor Perſien in dem letzten Frieden (1812) ganz Dagheſtan, die Chanſchaften von Kuba, Shirwan, Baku, Salian, Taliſhah, Karaachb und Gandſha mit Entſagung aller Anſprüche auf Shularegi, Kharthli, Kachethi, Imerithi, Guria, Mingrelien und Abchaſien, und mußte die ruſſiſche Kriegsflagge auf dem kaspiſchen Meere geſtatten (ſ. Rußland). Feth-Ali-

Schah ſcheint den Namen eines guten Regenten zu verdienen. Die neueſte Geſchichte von Perſien iſt Malcolm's History of Persia, Vol. II. Lond.

Perſiſche Sprache und Literatur. Unter den Sprachen, welche in den perſiſchen Provinzen üblich waren, die vormals das mediſche Reich bildeten, waren das Zend und das Pehlvi die bedeutendſten, jenes im Norden, dieſes im Süden von Medien. Der Name Zend ſelbſt iſt pehlviſch, und bedeutet lebendig. In der Zendſprache ſchrieb Zoroaſter ſeine Religionsbücher, welche Anquetil du Perron, ſo weit ſie noch vorhanden ſind, uns näher bekannt gemacht hat, unter dem Namen Zend aveſta, d. h. das lebendige Wort. (W. Jones hörte von einem gelehrten Anhänger der zoroaſterſchen Lehre, daß Zend der Name der Schriftzüge ihrer Religionsbücher, Aveſta hingegen der Name der Sprache ſei). Schon vor Anfang unſrer Zeitrechnung ſcheint ſie gewaltſam verdrängt worden und erloſchen zu ſein, und gegenwärtig gibt es, ſelbſt unter den Gebern, die ſich noch jetzt zur Lehre Zoroaſter's bekennen, ſehr wenige, die ihrer kundig ſind. Das Zend ſoll ſowol im grammatiſchen Bau als in ſeinen Wurzelwörtern große Aehnlichkeit mit dem Sanſkrit und mit der deutſchen Sprache haben. Das Pehlvi, welches ungefähr gleichzeitig mit dem Zend in Niedermedien oder Parthien (in der Landesſprache Pehlo oder Pehluwan) geſprochen wurde, gelangte zu einer großen Ausbildung, und ward unter den parthiſchen Königen Schrift- und höhere Geſellſchaftsſprache, mußte aber dem Parſi weichen, als der Sitz des Reichs in die ſüdlichen Provinzen verlegt wurde, und die Saſſaniden es ſogar verboten. Nach unbeſtimmten Nachrichten ſoll es indeß noch jetzt von einem nomadiſchen Volke in Shirwan (den Puddar) geſprochen werden. Unter den Gebern ſind auch nur Wenige, die es verſtehen. Die Schriften Zoroaſter's wurden früh in das Pehlvi überſetzt; außerdem ſind noch verſchiedne theologiſche und hiſtoriſche Schriften darin vorhanden, von denen vor kurzem Ouſeley mehrere nach Europa gebracht hat. Das Pehlvi iſt verwandt mit dem Chaldäiſchen. Unter den Saſſaniden endlich wurde die ſanfte, reiche und bildſame Sprache der Provinz Fars oder Farſiſtan, das Parſi, herrſchende Sprache in Perſien, aus welchem ſich das Neuperſiſche und aus beiden die rauhe kurdiſche Mundart bildeten. Das Parſi oder die unvermiſchte Sprache von Fars verräth einen gemeinſchaftlichen Urſprung mit dem Sanſkrit, ohne daß wir, mit Schlegel, das Sanſkrit zur Mutter des Parſi, noch, mit Frank, das Parſi zur Mutter des Sankrit machen wollen, wiewol die letztre Meinung durch die größere Einfachheit des Parſi beſſer begründet zu ſein ſcheint als die erſtere. Ziemlich rein finden wir das Parſi noch im Ferduſi und einigen andern Schriftſtellern aus dem erſten Jahrhunderte des Mohammedismus, jedoch nicht ganz unvermiſcht mit Arabiſchem. Dieſe Einmiſchung des Arabiſchen in das Parſi erfolgte ſeit der Eroberung Perſiens durch die Araber, als die mohammedaniſche Religion in Perſien herrſchend, und die arabiſche Sprache die eigentlich gelehrte Sprache der Perſer wurde. Die Aufnahme nicht nur einzelner Wörter, ſondern auch ganzer Phraſen geſchah theils aus Bedürfniß, da im Parſi für viele neue Begriffe das Wort fehlte, theils aber auch um ſich zum Unterſchiede von dem gemeinen Haufen gebildeter und zierlicher auszudrücken. So entſtand das Neuperſiſche. Die arabiſchen Wörter aus welchen es gemiſcht iſt, ſind theils unverändert geblieben, theils nach perſiſcher Weiſe verändert und gebeugt worden. Die Aehnlichkeit des Perſiſchen mit dem Germaniſchen iſt zwar nicht ſo groß, daß der Deutſche, wie Leibnitz

ſagt, ganze perſiſche Verſe ſogleich verſtehen könne, aber ſie iſt unleugbar vorhanden. Sie beweiſt, ohne uns zu gewagten und, da ſie unerweislich ſind, unnützen Hypotheſen zu berechtigen, daß der gleichfalls aus Aſien ſtammende Germane mit dem alten Bewohner Perſiens aus Einer Quelle ſchöpfte. Ein Gleiches gilt von dem Celten, Slaven, Thrazier, von deren Sprache wir ebenfalls Spuren im Perſiſchen vorfinden. Im grammatiſchen Bau iſt das Perſiſche an Einfachheit ganz der engliſchen Sprache ähnlich, in der Fähigkeit, Wörter zuſammenzuſetzen, der deutſchen. Wir übergehen die Mundarten der perſiſchen Sprache, und führen nur an, daß die ausgebildetſte derſelben, welche die Hof- und Gelehrtenſprache geworden, Deri (Hofſprache, von Dar, Pforte), die gemeine Volksſprache aber Valaat heißt. Die Schrift der Perſer iſt die arabiſche, mit Hinzufügung von vier Buchſtaben mit drei Punkten, welche die Araber nicht haben. Am häufigſten ſind ihre Bücher in dem hängenden und gezognen Schriftzuge geſchrieben, welcher Tálik heißt. Die perſiſche Literatur, in deren Beſitz bis zur Einführung des Islam die Magier waren, hat in ihren alten Mundarten, dem Zend und Pehlvi, außer den ſchon oben erwähnten Werken und den zum Theil unverſtändlichen perſepolitaniſchen Inſchriften nichts mehr aufzuweiſen. Was der Vernichtung zur Zeit Alexander's entgangen war, wurde unter den Kalifen vertilgt, und nur wenige Trümmer erhielten ſich unter den geflüchteten Parſen oder Gebern. Die perſiſche Bildung ſank in den erſten Zeiten der arabiſchen Herrſchaft; bis in's 10. Jahrh. findet ſich keine Spur einer Literatur; erſt unter den Abaſſiden blühten die Wiſſenſchaften auch in Perſien wieder auf, und ſchon war die arabiſche Literatur im Sinken, als die perſiſche ſich, von den Bujiden und Seldſchucken begünſtigt, erhob. Unter den Fürſten, welche Gelehrte und Dichter durch perſönliche Gunſt und Belohnungen aufmunterten, verdienen genannt zu werden der Bujide Azad Eddaulet in der Mitte des 10. Jahrh., die gaznavidiſchen Sultane, Mahmud Sebektechin und Keder Ben Ibrahim, und der ſeldſchuckiſche Sultan Malekſhah mit ſeinem Vezir Nazam el Maluk und Keder Chan Chakan. Dieſe Blüthe der Literatur dauerte bis in's 13. Jahrh. auf Dſchingischan. Timur im 14. und die Türken im 15. Jahrh. brachten ſie immer mehr in Verfall, und im 16. erloſch ſie faſt ganz. Die Bedrückungen und Unruhen welchen Perſien ſeitdem unaufhörlich ausgeſetzt geweſen, haben das Wiederaufblühen der wiſſenſchaftlichen Bildung nicht erlaubt. Aber aus jenen frühern Zeiten beſitzen die Perſer zahlreiche und koſtbare Schätze der Literatur, beſonders in der Poeſie, Geſchichte, Geographie ꝛc. Unſere Ueberſicht derſelben kann nur ſehr unvollkommen ſein, und wir müſſen uns großen Theils auf das beſchränken, was von den Europäern bearbeitet worden iſt. Der glänzendſte Theil der perſiſchen Literatur iſt die Poeſie. Hier nennen wir zuerſt Rudegi, den Vater der neuen perſiſchen Poeſie, welcher Bidpais Fabeln poetiſch überſetzte, und den epiſchen Dichter Ferduſi (ſ. d.) aus Thus, den Verfaſſer des Shahnameh, zu Anfang des 11. Jahrh.; ferner ſeine Zeitgenoſſen, die berühmten Lyriker Anſari (der erſte Dichterkönig) und Ahmed Eſſedi aus Thus. Weiter ſind als Lyriker ausgezeichnet: Anweri oder Enweri aus Bednah in Choraſan, geſtorben 1200, unübertroffen in der Kaſide, nur dem Hafiz weichend in der Ode (Gaſel) zwei ſeiner Gedichte ſtehen in den Asiatic Miscellanies, eins in den Fundgruben; Chakani, ſein Zeitgenoſſe und Nebenbuhler; Chodſcha Hafiz Schemseddin Mohammed, am bekannteſten unter

dem Namen: Hafiz (ſ. d.); Shahi, wahrſcheinlich ein Schüler des weiter unten vorkommenden Dſchami, Hateſi, Emir Chosru, Senai, Shefali und viele andre Verfaſſer ganzer Divane, die in Hammer's Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens aufgeführt ſind. Auch zählt die perſiſche Poeſie unter ihren Lyrikern den türkiſchen Kaiſer Selim I., den unglücklichen Shah Allum (ſ. Franklin's Life of Shah Allum), und den Shah Feth Ali. Als Lyriker, Myſtiker und moraliſcher Dichter iſt vor allen andern ſowol im Morgenlande als auch bei uns berühmt Scheich Sadi (ſ. d.). Auch Ferideddin Attar, ein Zeitgenoſſe Sadi's, ſchrieb eine ſehr geſchätzte Sammlung von Sittenſprüchen unter dem Titel Pendnameh, und mehrere andre Dichterwerke. Für das vollkommenſte Muſter myſtiſcher Schreibart gilt Dſchelaleddin Rumi, aus Balkh in Choraſan, der eine eigne Sekte ſtiftete, und als frommer Soſi 1272 ſtarb. Sein großes Werk, Kilat el Metnavi (Sammlung von Diſtichen), iſt ſo ſchwer zu verſtehen, daß eigne Wörterbücher dafür verfaßt worden ſind. Einer der fruchtbarſten und zugleich angenehmſten Dichter Perſiens iſt Abdalrahman oder Abdurrahman ebn Achmed, bekannter unter ſeinem Beinamen Molla Dſhami, den er von ſeinem Geburtsorte Dſham in Choraſan erhalten hatte. Er lebte von 1414 bis 1492, und hat gegen vierzig Werke hinterlaſſen. Wir nennen von demſelben den Divan, aus dem einzelne Gedichte hin und wieder gedruckt ſind, das Behariſtan (Frühlingsgarten), woraus mehrere Fabeln und kurze Nachrichten von einigen perſiſchen Dichtern in der zu Wien erſchienenen Anthol. persic. mitgetheilt worden; die beiden erotiſchen Epen Juſſuf we Zuleikha und Medſynun we Leila, deren erſteres wir nur aus Bruchſtücken in den Asiatic Misc., letztres aber durch die Ueberſezzung Chezy's (Paris 1807, 2 Bde., die von Hartmann in's Deutſche übertragen worden iſt), näher kennen, (die Liebe des Juſſuf und der Zuleikha, ſo wie des Medſhnun und der Leila iſt von unzählbaren perſiſchen und türkiſchen Dichtern beſungen worden. Am häufigſten davon kommt vor, und iſt in Oſtindien gedruckt worden das Gedicht Medſhnun und Leila von Hateſi, einem geſchätzten perſiſchen Dichter.), und zwei kleine grammatiſche Werke, von denen das eine, ein Commentar zu der arabiſchen Grammatik Kaſiah, zu Konſtantinopel, das andre unter dem Titel Niſab Tedjnis alloghat, in Gladwin's Perſian Moonſhee und 1811 abgeſondert zu London erſchienen iſt. Von den andern Werken könnten wir nur die Titel angeben. Unter die Dichter vom erſten Range gehört endlich noch Nizami oder Niſami, zu Ende des 16. Jahrh., deſſen Werke aus fünf großen Gedichten beſtehen, worunter drei epiſche ſind, Chosru und Shirin, Leila und Medſhnun und die Geſchichte Alexander's (Iskander-nameh). Einige aus ſeinem Buche des Glücks gezogne Fabeln und Erzählungen ſind im Original und in Ueberſetzungen erſchienen. Wollten wir noch bei der Anführung bloßer Namen verweilen, ſo könnten wir noch Chosru aus Dehli, Abul-atha aus Kirman, und Nani, von denen jeder fünf große Gedichte geſchrieben; ferner Mir Ali aus Shirwan, Achmed aus Kirwan und Emir Soleimann, jeder als Verfaſſer eines Iskandernameh berühmt, und außerdem viele Andre nennen. Statt deſſen aber verweiſen wir lieber auf das treffliche Werk Hammer's. Die Quellen zur Kenntniß der perſiſchen Dichter ſind, außer dem Behariſtan des Dſhami, und dem allgemeinen Werke Hadſhi Chalfa's, ihre Lebensbeſchreibungen des Perſers Dauletſhah, fortgeſetzt von Sam Mirza, unter dem Titel: Teskiretelchoara, woraus ſich einige Aus-

züge von S. de Sacy in den Notices et extraits des Manuscrits etc. finden, und das Ateſhkede (Feuertempel) von Hadſhi Lotfali Beg, mit dem Beinamen Azir. Nicht minder groß iſt die Menge in Proſa geſchriebner Fabeln, Mährchen und Erzählungen. Dahin gehört das Anwar Soheili, eine perſiſche Ueberſetzung der Fabeln der Bidpai, das Bahar Danuſh von Einajut Dollah (überſetzt von J. Scott unter dem Titel: Garden of knowledge, 1799 3 Bde.) das Tootinameh oder Erzählungen eines Papageien (perſiſch und engliſch von Hadeley), die von Ouſeley überſetzten Tales of Bakhtyar and the ten Veziers ꝛc. Andre dergleichen Werke ſind von Scott für ſeine Tales, anecdotes and lettres, transl. from the Arabic au Persian, 1800 von Langlès für ſeine Contes, Sentences et Fables, tirées d'auteurs arabes et persans, 1788, und manche ähnliche Sammlungen benutzt worden. Für Geſchichte, Geographie und Statiſtik beſitzen die Perſer große und wichtige Werke. Eine allgemeine Geſchichte von Adam bis auf ſeine Zeit ſchrieb Abu Said (oder Abdallah Ben Abulkaſin Beidavi) um 1276, unter dem Titel: Hiſtoriſche Perlenſchnur. Den achten Theil dieſes Werks, der die chineſiſche Geſchichte enthält, hat Andr. Müller perſiſch und lateiniſch herausgegeben. Turan Shah, der 1377 zu Hormuz ſtarb, ſchrieb ein Shah Nameh, welches ausgezogen iſt in Pedro Texeira Relaciones del origen, descendencia y succesion de los reyes de Persia y de Hormuz, Amb. 1610. Mirchond oder Mohammed Ebn Emir Chowand Shah, welcher 1741 blühte, ſchrieb ein großes Geſchichtswerk unter dem Titel: Hortus puritatis in historia Prophetarum, Regum et Chalifarum, von dem, außer dem Bruchſtück in Wilken's Grammatica persica, vier Abſchnitte mitgetheilt worden: von Jeniſch, in der Historia Regum Persarum, Viennae, perſiſch und lateiniſch; von S. de Sacy in ſeinen Mémoires sur diverses antiquités de la Perse, die Geſchichte der Saſſaniden, bloß franzöſiſch; von Wilken die Historia Samanidarum, Götting. 4. perſiſch und lateiniſch; und von Jourdain die Geſchichte der Dynaſtie der Jsmaeliten in ſeiner Notice de l'histoire universelle de Mirkoud etc. Paris 1814, perſiſch und franzöſiſch. An Mirchond ſchließt ſich deſſen Sohn Chondemir oder Gayyetheddin Ben Hamadeddin, mit ſeinem Compendium historiae universalis Mahomedanae, welches noch Handſchrift geblieben. Ein Gleiches gilt von dem wichtigen Tarich el Tabari, der, außer einer türkiſchen nur noch in der perſiſchen Ueberſetzung des Balami vorhandnen, urſprünglich arabiſch geſchriebnen Geſchichte der Völker und Könige von Mohammed Ebn Dſhaffar Mahomed Ben Dſherir. Dagegen kennen wir das Lebtharik (Medulla historiae) des Al Emir Yahia Ebn Abdollatif al Kazwini (geſtorben 1351) aus der lateiniſchen Ueberſetzung von Gaulmin und Galland. Von Mohammed Kaſim Feriſhta beſitzen wir zwei wichtige Werke, wovon das eine Alex. Dow unter dem Titel: History of Hindostan, Lond. 1768, 3 Bde. 4., das andre J. Scott unter dem Titel: History of Dekkan, 1794, 2 Bde. 4. in engliſchen Ueberſetzungen bekannt gemacht haben. Ebenfalls ſehr belehrend für die Geſchichte und Geographie Hindoſtan's iſt das Tuzuki-Dſhihan-Guir, von dem Kaiſer Dſhihan-Guir verfaßt, aus welchem Gladwin in den Asiatic Misc. Auszüge geliefert hat; vor allen aber das Akbar-nameh von dem Vezir Abul Fazl (ermordet 1604), dem eleganteſten Schriftſteller Hindoſtan's, der es auf Befehl des Kaiſers Akbar ſchrieb. Die beiden erſten Theile dieſes Werks enthalten eine Geſchichte Akbar's und ſeiner Vorfahren, der dritte Theil aber, Ajin

Akbari betitelt, eine geographiſche, ſtatiſtiſche, phyſiſche und hiſtoriſche Beſchreibung Hindoſtan's, der mancherlei andre Nachrichten beigefügt ſind. Von dieſem dritten Theile haben Gladwin (unter dem Titel: Ayeen Akbery or Institutes of emperor Akbar) und Langlès (in den Recherches asiatiques) Auszüge gegeben. Abul Fazl hat auch die dem Wiſhnu Sarma beigelegten Fabeln aus dem Sanſkrit in's Perſiſche überſetzt. Von den Jahrbüchern des Aſem aus Kufa hat Ouſeley einige Bruchſtücke in ſeinen Orient. Collections mitgetheilt, die auf das Ganze begierig machen. Wir verdanken demſelben Gelehrten ein Epitome of the ancient history of Persia, extracted and translated from Jehan Ara, a persian Mspt. Lond. 1709. 8. Noch unbearbeitet iſt die perſiſche Reichsgeſchichte von Alomri nach alten hiſtoriſchen Quellen verfaßt. Viele Werke ſind vorhanden über kürzere Zeitabſchnitte, einzelne Dynaſtien und einzelne Fürſten. Das Tarich ali Moſaffer enthält eine Geſchichte der ſieben Regenten aus der Familie Moſaffer. Shah Babur hinterließ für die Kenntniß von Hindoſtan ſehr wichtige Commentarien, welche Abdul Rahim in's Perſiſche überſetzt hat. Abul-Rizak ſchrieb ein Leben des Shah Rokh und ſeiner Nachfolger, ferner die Geſchichte ſeiner Geſandtſchaften nach China und Hindoſtan, welche letztre Langlès in ſeiner Collection portative de voyages etc. überſetzt geliefert hat. Mevana Abdallah Ibn Faziellah, mit dem Beinamen al Waſi, ſchrieb im 13. und 14. Jahrh. eine Geſchichte Dſchingiſchan's und ſeiner Nachfolger bis 1336. Sherifoddin oder Molla Sherifoddin Ali Yezdi (ſt. 1446) ſchrieb eine fabelhafte Biographie Timur's; franz. von Petit de la Croix, Paris 1724, deſſen Sohn auch eine Histoire du Grand Genghizchan aus perſiſchen Quellen lieferte. Eine Geſchichte Nadir Shahs von Mirſa Mohammed Mahadi Chan aus Maſenderan überſetzte W. Jones in's Franzöſiſche, eine andre Geſchichte deſſelben von Abdul Keraw aus Kaſhmir, unter dem Titel: Beyoni Uaki (nothwendige Erläuterung), überſetzte Gladwin, Kalkutta, 1788; Langlès aber hat dieſes Verfaſſers Wallfahrt nach Mekka in ſeiner Collection im Auszuge geliefert. Endlich lieferte auch Jac. Fraſer eine History of Nadir-Shah. Hier mögen ſich die Tuzukati Timur anſchließen, welche Davy überſetzt und White herausgegeben hat unter dem Titel: Institutes political and military, written originally in the Mogul language by the great Timur, transl. into Persian by Abn Talib Alhusseini and thence into English, Oxford, 1783, 4. Von den geographiſchen Werken in perſiſcher Sprache hat Ouſeley ein Bruchſtück aus den Heft Kleimat (die ſieben Klima's) in ſeinen Orient. Coll. und einen Auszug aus der perſiſchen Ueberſetzung der arabiſch geſchriebnen Geographie Ibn Haukals bekannt gemacht. Ueber die Chronologie hat Gravius ein wichtiges perſiſches Werk herausgegeben, unter dem Titel: Epochae celebriores etc. Lond. 1650. Von den perſiſchen Aerzten iſt noch keiner bearbeitet worden; um ſie indeß nicht ganz zu übergehen, nennen wir nur das koſtbare Werk des Abulmanſur Mowafin Ben Ali, welches ſich zu Wien befindet. Auch die Geometrie und Aſtronomie ſtudirten die Perſer mit Eifer. Naſereddin aus Thus bearbeitete und Maimon Naſhid commentirte den Euklides. Omar Chejan berechnete unter Malekſhah (1072) das Sonnenjahr auf 365 Tage, 5 St., 48 Min., 48 Sec., und unter den aſtronomiſchen Tafeln, welche Perſer zu Verfaſſern haben, ſind die auf Hulaku Ilekan's Befehl von Naſereddin angefertigten, und nach ihm benannten, jedoch erſt fünf Jahre nach Ilekan's Tode (1269) beendigten, und die in der erſten Hälfte des 15.

Jahrh. unter Ulug-Beigh's thätiger Theilnahme von einer großen Anzahl von Aſtronomen verfertigten, welche Joh. Grävius und Th. Hyde herausgegeben haben, die vorzüglichſten. Hulaku Ilekan ſtiftete 1259 zu Maragha eine aſtronomiſche Akademie, und ließ eine Sternwarte bauen, über welche der genannte Naſereddin die Aufſicht erhielt. Ulugh Beigh ließ eine ähnliche zu Samarkand errichten. Ein perſiſcher Kalender, unter dem Titel: Ruznameh nauruz, iſt ebenfalls gedruckt erſchienen, Fol. Noch müſſen hier genannt werden: Beck's Ephemerides Persarum per totum annum, Vind. 1695, fol. und Welſch Tabulae aequinoctiales, Aug. Vind. 1676, 4. Die Werke über Mohammed, die mohammedaniſche Religion, die Legenden der Heiligen ꝛc. ſind unzählig, aber für uns von geringerm Intereſſe. Dagegen iſt von Wichtigkeit, nur leider zu wenig verſtändlich und daher ungenießbar, der perſiſche Auszug aus den Veda's, betitelt: Oupnek'hat, den Aquetil du Perron lateiniſch herausgegeben hat, 2 Bde. 4., 1804. Die fünf Bücher Moſes finden ſich perſiſch, von einem Juden in Thus überſetzt, in Walton's Polyglotte; von den Evangelien iſt eine doppelte Ueberſetzung vorhanden, eine in derſelben Polyglotte, die andre von Whelok herausgegeben, London 1657, Fol. Ihre Wichtigkeit hat kürzlich Roſenmüller gezeigt. Ihre eigne Sprache haben die Perſer mit großem Fleiße bearbeitet; das beweiſt die Menge der vorhandnen grammatiſchen und lexikographiſchen Werke. Nur für Anfänger iſt das kleine perſiſch-türkiſche Wörterbuch des Shahidi; berühmter iſt das von Ardeſhir, ferner das von Caſtellus bei dem ſeinigen zum Grunde gelegte Näemet allah (Deliciae Dei); aber die beiden berühmteſten ſind das Ferhangi Dſhihanguir, und das Ferhangi Schuuri. Letztres wurde 1742, ein andres von Seid Ahmed 1804 zu Konſtantinopel gedruckt. Dieſe Ueberſicht wird hinreichen, die Wichtigkeit der perſiſchen Sprache und ihres Studiums darzuthun, da ſie (für den Orient, beſonders Indien, das, was für uns die franzöſiſche) nicht nur einen großen Reichthum an eignen Werken, ſondern auch an Ueberſetzungen aus dem Arabiſchen, den verſchiednen indiſchen und andern Sprachen beſitzt, deren Originale theils verloren, theils für uns unzugänglich ſind. Mit Hülfsmitteln zu ihrer Erlernung ſind wir jetzt reichlich verſehen. Wir nennen nur die wichtigſten. Die Grammatiken von Jones und Richardſon (der ältern zu geſchweigen) ſind jetzt übertroffen durch Gladwin's Persian Moonshee, beſonders aber durch Lumsden's Persian Grammar (2 B. Fol.). In Deutſchland hat die beſte Grammatik Wilken geliefert. Von Wörterbüchern ſind die vollſtändigſten Meninski Lexicon arabico-persico-turcicum (2te Ausgabe, 4 Bde. Fol.); Richardson's Dictionary persian, arabic and english etc. a new edition, with numerous additions and improvements by Ch. Wilkins, London 1806, 2 Bde., 4. und Barretto's Persian and Arabic Dictionary, 2 Vols. 8. Einen Auszug aus Richardſon hat Hopkin 1810 in einem Octavbande geliefert. Ueber Einzelnes findet man gute Belehrung in Jones Commentarien, in Ouſeley's Oriental Collections und Persian Miscellanies, in Gladwin's Dissertation on the rhetoric, prosody and rhyme of the Persians, in den Fundgruben des Orients, in den reichhaltigen Werken J. v. Hammer's ꝛc. M.

Perſius. Aulus Perſius Flaccus, ein römiſcher Satyriker im Jahre Chriſti 34 zu Volterra (Volaterrä) in Etrurien geboren. Andre geben Ligurien als ſeine Heimath an. Seine Familie hatte ritterlichen Rang, und dem gemäß war auch ſeine Erziehung, die er zu

Rom vollendete. Mit mehrern der ausgezeichnetſten Perſonen damaliger Zeit in vertrautem Umgange, war er geliebt wegen ſeiner Beſcheidenheit und Annehmlichkeit. Schon in dem frühen Alter von 28 Jahren ſtarb er. Der Stoiker Cornutus, einer ſeiner Lehrer, machte von ihm ſechs Satyren bekannt, welche eine Gemälde der herrſchenden Sitten ſeiner Zeit im Gegenſatze mit dem Ideale des ſtoiſchen Weiſen und altrömiſcher Sitte enthalten. Sie ſind ſämmtlich ausgezeichnet durch Ernſt und Strenge, Kraft und Gedrungenheit. Ihre große Dunkelheit entſpringt theils aus für uns unverſtändlichen Anſpielungen, theils aus der abgeriſſnen Schreibart und übertriebnen Kürze. Gewöhnlich ſind die Satyren des Perſius dem Juvenal angehängt. Vorzüglich haben ihn Caſaubonus (Leiden 1695), Reiz (Leipzig 1789. 8.), König (Göttingen, 1803), und Meiſter herausgegeben oder commentirt; in's Deutſche überſetzt haben ihn Fülleborn (Züllichau, 1793), Schindler (Leipzig, 1803), Naſſer (Kiel, 1807), Paſſow (Leipzig, 1809) und Joh. Fr. Wagner (Leipzig 1811).

Perſonenrecht. Das Wort Perſon bezeichnet überhaupt ein Weſen, welches ſich durch Vorſtellungen und Gründe zu Handlungen beſtimmen kann, oder welchem Willkür zukommt, der Sache entgegengeſetzt, daher insbeſondre der Menſch, und im juridiſchen Sinne der Menſch, als rechtsfähiges oder Rechte beſitzendes Weſen, beſonders in der bürgerlichen Geſellſchaft gedacht wird. Der Menſch iſt nämlich ein Vernunftweſen, deſſen Charakter abſolute (d. h. von allen äußern Beſtimmungen unabhängige) Selbſtſtändigkeit iſt, und als ſolches, zur äußern Freiheit beſtimmt, nach welcher er ſeine Kräfte zur Erreichung ſeiner Zwecke in der Sinnenwelt gebrauchen kann. Da aber auch andre mit ihm zur Geſellſchaft verbundne Menſchen zur Foderung der äußern Freiheit berechtigt ſind, ſo entſpringt daraus für ihn die Verbindlichkeit, die freie Handlungsweiſe derſelben, inſoweit ſie dadurch ſeine Rechte nicht verletzen, anzuerkennen. Das Recht, vermöge deſſen jedes unabhängige Individuum des Staats ſelbſtſtändig handelt, und ſich nach vernünftigen Zwecken beſtimmen kann, ohne den freien Wirkungskreis Andrer zu beſchränken, heißt das Recht der Perſönlichkeit, welches die Grundlage aller übrigen Rechte und Verbindlichkeiten des Menſchen iſt. Inſofern nun dieſe bloß in perſönlichen Eigenſchaften und Verhältniſſen ihren Grund haben, werden ſie Perſonenrechte, und der Begriff der Geſetze, durch welche dieſe Rechte und Verbindlichkeiten beſtimmt ſind, das Perſonenrecht (jus personarum) genannt, und ſind mit den perſönlichen Rechten nicht zu verwechſeln, welche, im Gegenſatze des binglichen Rechts, bloß gegen eine beſtimmte Perſon in Beziehung auf Erfüllung von Verbindlichkeiten verfolgt werden können. Die auf die perſönlichen Eigenſchaften und Verhältniſſe des Menſchen ſich gründenden Rechte und Verbindlichkeiten entſpringen 1) aus ſeinen natürlichen Eigenſchaften, 2) aus ſeinen Familien- und 3) aus ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen. Das Perſonenrecht hat daher die Rechte und Verbindlichkeiten zum Gegenſtande, welche der Geſetzgeber mit dem Leben oder Daſein überhaupt, mit der Geburt, ob ſie ehelich oder unehelich, mit dem Geſchlecht, mit dem Alter, ob es mündig oder unmündig, mit der Verwandtſchaft, ob ſie durch's Blut, oder Geſchlechtsverbindung entſtanden, und mit dem bürgerlichen Stande, ob er frei oder nicht frei, adelig oder unadelig ſei, verknüpft hat. Hieher gehören die Lehren vom natürlichen und bürgerlichen Tode, von der Legitimation, von der Tutel und Curatel, von der Ehe, der väterlichen Gewalt, der

Leibeigenſchaft, dem Bürgerrecht und ähnliche. Das Perſonenrecht eines Volks beruht alſo auf ſeinen Sitten und Gebräuchen. Mr.

Perſonification (Perſonificirung), wird in der Poetik und Rhetorik die Darſtellung eines lebloſen Gegenſtandes als Perſon genannt. Dies geſchieht, indem man jenen Gegenſtänden Eigenſchaften der Perſonen beilegt, und mithin ſie wirken und ſprechen läßt, wie Perſonen, oder ſie behandelt und ſchildert wie Perſonen. Im erſten Falle iſt die Perſonification eine ausgeführte poetiſche Schilderung, und kann z. B. dramatiſch ſein; im letztern Falle iſt ſie eine poetiſche oder rhetoriſche Figur, und heißt auch Proſopopöie. Nun könnte man ſchon diejenigen Figuren Perſonificationen nennen, in welchen man durch ein einziges Beiwort dem Gegenſtande die Eigenſchaften lebendiger Weſen beilegt, z. B. die wiedererwachende Natur, der zürnende Sturm, mithin die Metonymie, Metapher ꝛc.; aber im vorzüglichſten Sinne findet Perſonification Statt, wenn der Gegenſtand ſelbſt gleich einer ſelbſtſtändigen Perſon angeredet, geſchildert oder redend vorgeſtellt wird. Hieher gehört daher auch die Sermonication, die Darſtellungsart, vermöge welcher lebloſe Gegenſtände oder höhere Geiſter redend eingeführt werden; oft auch die Viſion und die Allegorie. Der Grund dieſer rhetoriſchen und poetiſchen Figur liegt in dem Wohlgefallen des Geiſtes an dem Lebendigen und Anſchaulichen; denn dadurch, daß Dinge als Perſonen dargeſtellt werden, werden ſie unſrer Einbildungskraft und unſerm Gefühle menſchlich nah gebracht.

Perſpektiv, ſ. Fernrohr.

Perſpektive nennt man die Wiſſenſchaft oder Kunſt, Gegenſtände in der Natur abzubilden oder zu zeichnen, wie ſie aus einem gegebnen Standpunkte nach ihrer Geſtalt und Farbe geſehen werden. In ſofern man nun vermittelſt Lichtſtrahlen ſieht, welche in geraden Linien von den Gegenſtänden nach unſerm Auge dringen, beruht die Perſpektive auf der Optik. Inwiefern aber das Zeichnen der Form des Gegenſtandes eine Anordnung der Linien und Winkel nach geometriſchen Grundſätzen erfodert, kann die Perſpektive zur Geometrie gerechnet werden, wie es Käſtner in ſeinen mathematiſchen Anfangsgründen (1. Abtheil. 1. Theil, S. 591) gethan hat. Der Theil der Perſpektive, der die Geſtalt der Gegenſtände betrifft, unterſcheidet ſich indeß weſentlich von dem, welcher die Haltung der Farbentöne lehrt. Es gibt daher eine mathematiſche oder Linear- und eine Farben- oder Luftperſpektive. Beide ſind den Malern, Baukünſtlern, Bildhauern u. a. m. von der größten Wichtigkeit. Ohne eine richtige Kenntniß derſelben kann ein Gemälde nie Wahrheit und Leben erhalten, ja es wird bei Vernachläſſigung oder Verſtoßen gegen dieſe Wiſſenſchaft oftmals ein widriger Eindruck hervorgebracht. Sie allein lehrt die Kunſt, Verkürzungen mit Genauigkeit und Richtigkeit darſtellen, und ſelbſt bei den einfachſten Lagen bedarf man ihrer. So lange daher die Perſpektive unbekannt und ungeregelt war, mußte die Kunſt in der Kindheit bleiben. In der neuern Zeit wurde dieſe Wiſſenſchaft am meiſten vervollkommnet; doch beweiſen die Malereien von Herkulanum, daß die altgriechiſchen Maler wenigſtens ſo viel davon wußten, als für die praktiſche Anwendung nöthig war. Auch wird zur Beurtheilung eines Bildes Kenntniß der Perſpektive erfodert. Um einen Begriff von der Natur der Linearperſpektive und von perſpektiviſchen Zeichnungen zu erlangen, denke man ſich in einiger Entfernung von dem Auge einen Gegenſtand auf den Erdboden hingeſtellt. Zwiſchen ihm und dem Auge befinde ſich eine dünne, durchſich-

tige, ſenkrecht ſtehende Ebene, z. B. eine Glastafel. Es werden Strahlen von allen Punkten des Gegenſtandes nach dem Auge bringen, bei ihrem Wege durch die Glastafel aber in derſelben Punkte abſchneiden, die ein treues, täuſchendes Bild des Gegenſtandes beſtimmen, welches man die perſpektiviſche Abbildung oder Projection nennt. Hat der Zeichner die Natur auf dieſe Weiſe vor ſich, kann er ſich auf ſein Augenmaß verlaſſen, ſo darf er nur den ſchicklichen Standpunkt zur Beſchauung auswählen, damit er deutlich und bequem, ohne das Auge zu verrücken, ſeinen darzuſtellenden Raum mit allen Gegenſtänden überſehen könne. Hier würde die Perſpektive durch das Augenmaß, und mittelſt gewiſſer praktiſcher Hülfsmittel leicht gefunden werden können. Wenn aber die Phantaſie Bilder ſchaffen, oder einzelne Naturgegenſtände ſchöner und glücklicher zuſammenſtellen will, um ihre Wirkung zu erhöhen, und man kein Original in der Natur vor ſich hat: ſo muß eine Anordnung der Theile, eine Beſtimmung der Umriſſe nach mathematiſchen Geſetzen der Perſpektive nothwendig vorausgehen, wenn das Ganze jene Wirkung hervorbringen ſoll, die die Natur auf unſere Sinne und auf unſer Gemüth macht. Die Linearperſpektive beſteht alſo hauptſächlich in der Auflöſung der Frage: wie jeder Punkt in der Natur in die perſpektiviſche Proportion zu bringen ſei, und iſt mithin die mathematiſche Wiſſenſchaft, welche uns lehrt, wie ſich die Linien, welche die Gegenſtände beſchreiben, dem Auge des Sehenden nach dem Punkte, auf welchem das Auge ruht und nach der Entfernung der Gegenſtände darſtellen. Dieſe Wiſſenſchaft ſetzt uns in den Stand, alles Uebrige, Bäume, Häuſer, Paläſte, Säulengänge, ganze Landſchaften ſo zu zeichnen, wie ſie in der Glastafel erſcheinen würden, wenn ſie in der Natur zu ſehen wären. Es gibt mehrere ſehr gute Anweiſungen hierzu. Für Anfänger hat Valenciennes praktiſche Anleitung zur Linear- und Luftperſpektive, aus dem Franzöſiſchen von Meynier mit 36 Kupfern, 1803, Hof bei Grau, entſchiedne Vorzüge in Hinſicht der Deutlichkeit und Anſchaulichkeit. Da es ohne Figuren nicht möglich iſt, die Perſpektive faßlich darzuſtellen, ſo ſtehe hier nur eine kurze Erklärung der nöthigſten Vorbegriffe, um ohne mathematiſche Conſtructionen, Beweiſe und Berechnungen den Nichtkenner mit den Kunſtausdrücken bekannt zu machen. Auf einer Ebene, die man Grund- oder Bodenfläche nennen kann, ſtellen wir uns einen Gegenſtand, z. B. einen Würfel von beträchtlicher Größe, vor. Je nachdem wir unſern Standpunkt nehmen, wird er uns größer oder kleiner, bald von oben, bald von unten, bald von der Seite geſehen, erſcheinen. Wir werden bemerken, daß von dem Raume, den ſeine Grundfläche einnimt, ein beſondrer Riß, Grundriß (ichnographiſcher Riß) zu fertigen ſei, der ſich von der aufrechtſtehenden Seite oder dem Profile (orthographiſcher Riß) unterſcheidet. Wir werden uns überzeugen, daß wir den Gegenſtand davon am deutlichſten und bequemſten mit unverrücktem Auge überſehen können, wenn wir dreimal ſo weit von ihm entfernt ſind, als ſeine Größe beträgt. Was nun bei einem Gegenſtande Statt findet, bezieht ſich auf alle, z. B. auch auf die in einer Landſchaft befindlichen Theile, und lehrt uns für jeden Standpunkt das verhältnißmäßige Geſichtsfeld wählen, und nicht mehr Gegenſtände in eine Zeichnung aufnehmen, als dieſem Raume wirklich entſprechen. Hinter eine Fenſterſcheibe geſtellt, kann man ſogleich Verſuche hierüber machen, und die jedesmalige Pyramide bemerken, die die Geſichtsſtrahlen machen, wenn man durch einen Rahmen nach der Gegend hinblickt. Stände nun zwiſchen dem Wür-

fel und unſerm Auge, welches etwa 6 Fuß, die gewöhnliche Höhe eines Menſchen, vom Boden angenommen wird, eine viereckige Glastafel ſenkrecht auf einer Linie, die man die Fundamentallinie nennt: ſo heißt in dieſem Falle die Weite des Auges von der Tafel die Diſtanz, und die Entfernung vom Boden die Höhe des Auges. Nehmen wir ferner durch den Punkt, wo die Diſtanz auf die Tafel trifft, und den wir Augen- oder Hauptpunkt nennen, eine Horizontallinie auf der Tafel und eine Vertikallinie an, ſo theilen dieſe die Tafel in eine rechte und linke, obere und untere Seite, und der Augenpunkt, der ihr Durchſchnittspunkt iſt, liegt in der Mitte der Tafel. Alle Gegenſtände, die nun rechts oder links der Vertikallinie ſtehen, werden wir von der rechten oder linken, alle die, welche über oder unter der Horizontallinie liegen, von oben oder von unten herauf ſehen. Geſetzt nun, der Würfel wäre von durchſichtiger Materie, wir könnten alſo ſeine Grundfläche ſehen, ſo finden wir, daß von unſerm Fußpunkte nach den vier Ecken dieſer Grundfläche Linien gedacht werden können, welche die Fundamentallinie unter der Tafel in vier Punkten ſchneiden. Würden nun wieder von dieſen Durchſchnittspunkten Perpendikularlinien auf der Tafel gezogen, ſo ſchneiden ſie die vier Strahlen, welche aus den Ecken der Grundfläche nach dem Auge gehen und beſtimmen ſofort das Bild der Grundfläche auf der Tafel. Mit den Seiten und übrigen den Würfel begrenzenden Flächen findet ein Aehnliches Statt. Dieſe Bemerkung führt von ſelbſt auf die Conſtruction, durch welche man die Grund- und Profilriſſe der Gegenſtände in die Projection bringt, und auf den Unterſchied, welcher zwiſchen dem geometriſchen Grundriſſe und dem perſpektiviſchen Statt findet. Da nun der geometriſche Grundriß zum perſpektiviſchen wird, wenn man ihn, anſtatt dicht hinter der Tafel an's Glas zu legen, wieder auf die Erde flach auflegt, und nun anſieht: ſo begreift man leicht, wie die regelmäßigſten Figuren, z. B. Quadrate, Zirkel, in der Proportion zu Trapezien und zu Ellipſen werden, und warum der geometriſche Grundriß nöthig iſt, um den perſpektiviſchen auszumitteln. Wenn man recht aufmerkſam den vorhin erwähnten Würfel hinter der Glastafel beobachtet, ſo wird man ferner finden, daß er, je weiter von der Tafel geſtellt, um ſo kleiner ſich abbilden muß; denn die Strahlen, die er nach dem Auge ſendet, werden dann immer kleinere Winkel bilden, und ſo umgekehrt. So bekommen auch alle Linien des Würfels, die mit der Tafel parallel ſind, in der Projection eine gleiche Lage, und alle Flächen, die mit der Tafel parallel ſind, ebenfalls; ſie behalten alſo eine dem Originale ähnliche Geſtalt; theilt man ſie, ſo ſtehen ſelbſt die Theile in der Abbildung in Verhältniß. Wenn aber Linien nicht parallel mit der Tafel ſind, ſo werden ſich ihre Abbildungen, wenn man ſie verlängert, in irgend einem Punkte vereinigen, und zwar im Augenpunkte, wenn ſie parallel unter ſich ſind, horizontal, gegen die Tafel über ſenkrecht ſtehen. Alle Figuren, welche in der Horizontalebene oder in der Vertikalebene des Beobachters (das ſind die Ebnen, die man ſich durch das Auge und die Horizontal- oder Vertikallinie gelegt denken kann) liegen, erſcheinen in der Projection als eine Horizontale oder Vertikale; ſo wie Linien, deren Verlängerung durch das Auge geht, nur als Punkte erſcheinen. Die Linien endlich, welche weder parallel mit der Grundlinie, noch mit der Horizontale ſind, ſehen wir entweder anſteigen oder abfallen, je nachdem ſie niedriger oder höher liegen als das Auge ꝛc. Dieſe und ähnliche Bemerkungen machen die verſchiednen Arten der Conſtructio-

nen erklärbar, durch welche man die Projection hervorbringt, ſie führen aber auch auf die Spur, den richtigen Geſichtspunkt zur Betrachtung eines Gemäldes und zur Beurtheilung deſſelben aufzufinden. Wir haben geſehen, daß in dieſer gewöhnlichen Perſpektive das Auge in einer beſtimmten Entfernung angenommen wird. Natürlicher Weiſe erhalten da alle Linien und Winkel in der Abſicht ihres Maßes große Veränderungen. Nun kommt aber bei gewiſſen Zeichnungen, z. B. bei militäriſchen Bauriſſen u. dergl., mehr auf das Maß als auf die täuſchende Wirkung an. In dieſem Falle wird das Auge in einer unendlich weiten Entfernung vom Gegenſtande angenommen. Dadurch laufen alle vom Gegenſtande nach dem Auge dringenden Strahlen unter ſich parallel. Stellt man nun eine Glastafel durch ihren Weg, ſo ergibt ſich darin ein rein mathematiſch ähnliches Bild, wo nämlich alle Winkel gleich und alle Seiten proportionirt ſind. Man nennt dieſen Zweig der mathematiſchen Perſpektive die Militär= oder Cavalierperſpektive. Auch für die Geographie iſt die Stellung des Auges in einer Entfernung von der Erdkugel bei der ſogenannten orthographiſchen Projection derſelben angenommen worden. Man erhält dadurch ein verjüngtes perſpektiviſches Bild von großen Ländern und Meeren, hauptſächlich aber von der Halbkugel der Erde ſelbſt. Eben ſo wichtig als die Linearperſpektive iſt dem Maler, beſonders für die Haltung eines Gemäldes, die Luftperſpektive, obſchon ſie nicht auf ſo demonſtrirten Grundſätzen ruht, wie jene. Sie lehrt den Grad des Lichts beurtheilen, welchen die Gegenſtände, nach dem Verhältniſſe ihrer Entfernung gegen den Sehenden, zurückwerfen, und zeigt, wie dieſe Gegenſtände ſich im Farbentone abſtufen, nach dem Verhältniſſe der Zwiſchenluft, die ſie vom Auge des Beſchauers ſondert. Wenn wir in eine weite Ferne hinausblicken, ſo ſehen wir nur die allernächſten Gegenſtände in ihrer wahren Farbe und ungeſchwächten Beleuchtung. An den entferntern miſchen ſich, nach dem Verhältniſſe der zunehmenden Entfernung, Licht und Farbe mehr und mehr mit der Farbe der von Dünſten erfüllten Luft, die wie ein unendlich zarter Duft alle Gegenſtände umfließt, bis dieſe endlich am fernſten Horizont ganz in den bläulichen Luftton verdämmern, ſo daß wir nur noch ihre Hauptformen wahrnehmen, indem ihre Farbe mit der Luftfarbe verſchmilzt. Das Verhältniß dieſer Abſtufung richtet ſich nach der größern oder geringern Reinheit der Luft. Je mehr dieſe mit Dünſten geſchwängert iſt, deſto ſtärker, je reiner ſie iſt, deſto ſanfter und unmerklicher ſind die Abſtufungen der Haltung, in welcher die Gegenſtände erſcheinen. Bei der Luftperſpektive ſchwächen ſich die Dinten, wie bei der Linearperſpektive die fliehenden Linien ſich verkürzen. Beſonders erhalten die beleuchteten Theile des Gegenſtandes gebrochnere, ſchwebendere Farbentöne; der beſchatteten Seite kommt oft der Wiederſchein oder Reflex zur Hülfe. Iſt der Grad der Dichtigkeit der Luft gegeben, ſo laſſen ſich auch die Grade dieſer Abſtufungen beſtimmen, denn ſie erfolgen nach eben den Geſetzen, wie die Abſtufung der Größe in der Linienperſpective aus einem gegebnen Abſtandspunkte. Da aber die Grade in der Luftperſpektive ſich zwar berechnen, doch nicht ſo mathematiſch genau angeben laſſen, wie in der Linienperſpektive: ſo muß der Künſtler den Maßſtab dafür im Auge haben, und erlangt ihn durch aufmerkſames Beobachten dieſer Wirkung in der Natur. Durch die richtige Haltung und Wirkung der Luftperſpektive in einem Gemälde wird zweierlei bewirkt: erſtens, daß jeder Gegenſtand, nach Maßgabe ſeiner Entfernung vom Auge, in Farbe und Be=

leuchtung den Grad von Deutlichkeit erhält, der ihm auf ſeiner Stelle gebührt; zweitens, daß die verſchiednen Lokaltöne ſich in in einen Hauptton vereinigen, welcher nichts anders iſt, als die allgemeine Farbe der Luft und des ſie durchſtrömenden Lichts, welche ſich zwiſchen dem Auge und dem Gegenſtande befindet. Die Lokaltöne der Gegenſtände werden durch die Farbe des allgemeinen Tons der Luft mehr oder weniger gebrochen, nachdem dieſer ſelbſt mehr oder weniger gefärbt iſt. Die Farbe der Luft ändert ſich aber nach dem Stande des Sonnenlichts und nach der Beſchaffenheit der im Luftraume aufgelöſt ſchwebenden Dünſte. Der Maler wählt für ſeinen Hauptton die Farbe, welche der Hauptempfindung und dem Charakter, welcher in jenem Gemälde herrſchen ſoll, am gemäßeſten iſt. Aber was für einen Hauptton er auch wählen mag, ſo muß die Haltung doch immer nach denſelben Geſetzen erfolgen, und dieſelbe optiſche Wirkung, nämlich den Schein des verhältnißmäßigen Hervortretens und Zurückweichens der Gegenſtände, und die harmoniſche Verſchmelzung aller Töne in einen Hauptton bewirken. Eine richtige Haltung iſt zur Wahrheit und Schönheit eines Gemäldes gleich unentbehrlich. Sie gibt ihm den täuſchenden Schein der Wirklichkeit und die reizende Harmonie der Natur. Bei der Landſchaftsmalerei iſt die Luftperſpektive beſonders nothwendig. Die altdeutſche und die altitalieniſche Schule bis auf Pietro Perugino entbehrten ſie faſt ganz.

Perth, die Hauptſtadt von Perthſhire in Mittelſchottland, in einer höchſt reizenden Gegend, wo man in einiger Entfernung die Grampiangebirge ſich erheben ſieht, liegt am ſchiffbaren Tay, welcher mitten in der Stadt von Fahrzeugen wimmelt, und über welchen eine ſchöne, 600 Fuß lange, auf zehn Bogen ruhende ſteinerne Brücke führt, von der man eine vortreffliche Ausſicht hat. Die Stadt eine der ſchönſten und, dem Range nach, die zweite in Schottland, hat 1800 Häuſer mit 20,000 Einw., und beſteht aus der ältern und neuern Stadt, wovon die letztre gegen Weſten liegt. Es ſind hier eine Akademie für mathematiſche und philoſophiſche Wiſſenſchaften, eine antiquariſche Geſellſchaft, zwei Bibliotheken und eine Handlungsſchule. Beträchtlich ſind die Leinwand= und Baumwollenfabriken und Twiſtſpinnereien. Ferner unterhält man Bleichen, Lederfabriken, verfertigt viel Schuſterarbeiten zur Ausfuhr, und treibt einen anſehnlichen Handel. Nicht unwichtig iſt die Lachsfiſcherei im Tay. Man berechnet den Werth der jährl. Ausfuhr davon auf 14,000 Pf. St. Eine Meile von Perth liegt am Tay der alte Sitz der ſchottiſchen Könige, Scone, mit den Trümmern der Schlöſſer Macbeth's und Malcolms. Der alte Palaſt iſt nicht mehr vorhanden; an ſeiner Stelle ſteht eine alte Burg, der Sitz der Grafen von Mansfield.

Pertinenzien, in juriſtiſchem Sinne, Zubehör, Nebenſachen, heißt in Beziehung auf die Hauptſache (res principalis) alles das, durch deſſen Entziehung die Hauptſache in ihrem Weſen unverändert bleibt. Man unterſcheidet vier Arten von Pertinenzien: 1) wenn ein gewiſſes Recht oder eine gewiſſe Eigenſchaft auf einer körperlichen Sache haftet; 2) wenn Bäume, Geſträuche und andre Gewächſe auf einem Grundſtücke Wurzel geſchlagen haben, oder wenn eine bewegliche Sache einer unbeweglichen ſo feſt einverleibt iſt, daß ſie ſich von ihr, ohne Schaden des Ganzen, nicht wohl trennen läßt; 3) Sachen, welche zum beſtändigen Gebrauch bei einer andern angeſchafft werden; 4) Sachen, welche die Geſetze ausdrücklich, aus gewiſſen Gründen,

für Pertinenzien andrer Sachen erklären, als die Nebengebäude eines Hauptgebäudes und dergleichen.

Perturbationen, die Störungen des Planetenlaufs, ſind die Abweichungen der Himmelskörper von ihrem regelmäßigen elliptiſchen Laufe, welche durch ihre wechſelſeitige Schwerkraft (Gravitation) gegen einander hervorgebracht werden. Erſt das von Newton entdeckte Geſetz der allgemeinen Schwere verbreitete auch hierüber ein vollkommnes Licht. Dem zufolge iſt alle Materie gegen einander, mithin der Planet nicht allein gegen die Sonne, ſondern auch gegen die übrigen Planeten, der Mond nicht nur gegen die Erde, ſondern ganz vorzüglich auch gegen die Sonne, ja auch gegen Venus und Jupiter ſchwer. Nun wird bei den Planeten der regelmäßige Lauf in der elliptiſchen Bahn, nach den kepleriſchen Geſetzen bloß durch Gravitation gegen die Sonne, beim Monde bloß durch Schwere gegen die Erde bewirkt; natürlich müſſen alſo Abweichungen von dieſen Geſetzen entſtehen, wenn noch andre Kräfte mitwirken. So hat man den Schlüſſel zu dieſem Räthſel und zugleich die phyſiſche Urſache deſſelben. Newton erklärte und beſtimmte einen Theil dieſer Abweichungen, z. B. den Rückgang der Knoten, das Vorrücken der Nachtgleichen, das Schwanken der Erdachſe. Vieles aber, wozu ſehr feine, damals noch unentdeckte Kunſtgriffe der Infiniteſimalrechnung nöthig ſind, mußte er unbeſtimmt laſſen. Später beſchäftigten ſich Clairaut, d'Alembert und Euler mit dieſem Gegenſtande; aber auch ihre Auflöſungen ſind nur als Annäherungen anwendbar. Erſt Laplace fand die Formel, die allgemein gültig iſt und die genaueſten Reſultate gibt; die Berechnungen ſind indeß noch nicht für alle Planeten ausgeführt.

Peru und Chili, zwei einſt ſpaniſche Provinzen in Südamerika. Die erſte Nachricht von dem goldreichen Peru hatte Balboa (ſ. d. Art.) erhalten und ſeinen Landsleuten gegeben. Im J. 1525 erſchien Franz Pizarro (ſ. d. Art.) mit 112 Mann auf der Küſte von Peru, und drang nach mehrern mißlungnen Verſuchen und nachdem er ſich verſtärkt hatte, über Tumbez bis Caramalca vor, von wo aus er den Inka zu einer Unterredung einladen ließ, in welche dieſer endlich willigte. Bei dieſer Zuſammenkunft trat ein Dominikaner auf, trug den Inka die chriſtlichen Glaubenslehren vor, und ſchloß mit der Erklärung, daß der Papſt dem Könige von Caſtilien mit allen Ländern der neuen Welt ein Geſchenk gemacht habe. Der Inka blieb ungläubig, wofür er mit ſeiner Freiheit und 400 unſchuldige Peruaner mit dem Leben büßen mußten. Zwar kauften ihn ſeine Unterthanen mit unermeßlichen Summen los, bald aber ließ ihm Pizarro den Prozeß machen und ihn zum Feuer verdammen. Da der Unglückliche in der Todesangſt das Chriſtenthum annahm, ward er aus Gnade erdroſſelt. Pizarro nahm darauf von Cuſco und den unermeßlichen Schätzen dieſer Stadt Beſitz. Die Gräuelthaten, welche die Spanier verübten, kamen endlich zur Kenntniß Carls V., der ſogleich ein eignes Geſetzbuch fur die amerikaniſchen Reiche verfaſſen, einen königlichen Audienzhof in Lima einrichten ließ, und Blaſco Nunnez Vela zu deſſen Vorſitzer, und, mit dem Titel eines Unterkönigs, zum Statthalter von Peru (1543) ernannte. Nunnez aber unterlag den keinem Geſetz gehorchenden Spaniern und Gonzalez Pizarro machte Lima zum Schauplatz ſeiner blutdürſtigen Grauſamkeit, bis er von Pedro de la Gaſca, einem Geiſtlichen, überwunden und auf dem Blutgerüſte beſtraft wurde. Gaſca ordnete das Reich, und gab die Regierung in die Hände des Audienzhofs. Doch war ſo lange die Ruhe in Peru

von keinem Beſtande, als die erſten Generationen des Mord- und Raubgeſindels, das ſich daſelbſt angeſiedelt hatte, fortdauerten. Der Haß der in den traurigſten Zuſtand herabgeſunknen Peruaner aber äußerte ſich gegen die Spanier von Zeit zu Zeit, und noch im vorigen Jahrhundert in Aufſtänden, die jedoch bald unterdrückt wurden. In den neueſten Zeiten, da in den ſpaniſchen Beſitzungen Südamerikas allenthalben die Inſurrection gegen das Mutterland ausgebrochen iſt, entſtanden auch in Peru Unruhen, und der ſüdöſtliche Theil deſſelben, die Provinz Potoſi, welche nach der neuern Eintheilung zu dem Vicekönigreiche Rio de la Plata geſchlagen worden war, entzog ſich gänzlich der ſpaniſchen Herrſchaft. (S. d. Art. Südamerikaniſche Revol. im IX. Bde. und in der neuen Folge d. W.). Das ehemalige Vicekönigreich Peru begreift jetzt, nachdem der nördliche Theil zu dem Vicekönigreiche Neu-Granada, und die ſüdöſtlichen Theile zu dem Vicekönigreiche Rio de la Plata gekommen ſind, ein langes, in mehreren Gegenden ſchmales Küſtenland, welches gegen 44,000 Q. M. groß iſt, und gegen Norden an Neu-Granada, gegen Oſten an Braſilien, gegen Süden an Rio de la Plata und Chili, und gegen Weſten an die Südſee grenzt. Außer mehrern Küſtenflüſſen, die in die Südſee fließen, ſind der Maranhon oder Amazonenfluß, welcher hier ſeinen Urſprung nimt, der Ukayali, ein Nebenfluß des Maranhon, und der Bogota zu bemerken. Nach der natürlichen Beſchaffenheit kann man das Land in zwei verſchiedne Theile theilen, nämlich in das niedrige Küſtenland, welches eine Ebene bildet, mit einem heißen Klima, und wo den gänzlichen Mangel an Regen bloß die aus dem Meere aufſteigenden Dünſte und der Thau etwas erſetzen und in den gebirgigen Theil, wo ſich Bergreihen (Sierras) in einer Entfernung von 15 Meilen von der Küſte hinziehen nnd allmälig zu den Andes emporſteigen, deren niedrige Abſätze ſie ſind. Hier ſind 8 bis 10,000 Fuß ſich erhebende Hochebenen und zwiſchen den Andes unzählige Thäler. In dem Küſtenſtriche ſind nur die Gegenden fruchtbar, welchen es nicht an Bewäſſerung fehlt, und welche an Bächen und Flüſſen liegen. Fürchterliche Erdbeben richten hier zuweilen große Verwüſtungen an. Auf den Sierras iſt das Klima zwar rauher, aber auch geſunder. Die Erzeugniſſe ſind: europäiſche Hausthiere, Lama's, Vicugnas, Quanacos, Fiſche, Perlenmuſcheln, Purpurſchnekken, Cochenille, Seidenwürmer; Getreide, Wein, Tabak, Zucker, Kaffee, Kakao, Vanille, Baumwolle, Chinarinde, peruaniſcher Balſam, Indigo, Ingwer, Zimmt, Bananas ꝛc. Vorzüglich reich iſt Peru an Gold und Silber. Humboldt berechnet den jährlichen Werth des Gewinnes dieſer edeln Metalle auf mehr als ſechs Millionen Piaſter. Auch hat man Platina, Kupfer, Zinn, Blei, Queckſilber, Edelſteine, Stein- und Seeſalz, Alaun, Salpeter, Steinkohlen, Schwefel ꝛc. Die Einwohner (1,400,000) ſind theils Spanier und Kreolen, theils Meſtizen und Mulatten, theils Eingeborne oder Indianer, wovon ein Theil die katholiſche Religion angenommen hat, und unter dem Joche der Spanier ſchmachtet, ein andrer Theil in den Gebirgen unabhängig von der ſpaniſchen Herrſchaft lebt. Die unterwürfigen Indianer werden als Unmündige angeſehen, und können zu keiner Art von Staatsbedienungen gelangen. Dieſe werden bloß von Spaniern eingenommen, und zu den einträglichſten gelangt nicht einmal ein Kreole, geſchweige ein Meſtize. Ackerbau und Viehzucht werden äußerſt nachläſſig betrieben. Die Gewerbe beſchränken ſich auf einige Tuch-, Baumwollen-, Leder- und Goldfabriken in den Städten. Der Han-

del iſt ziemlich lebhaft, theils zur See mit den übrigen ſpaniſchen amerikaniſchen Beſitzungen, theils zu Lande mit Rio de la Plata. Der Vicekönig, welcher alle drei Jahre abgelöſt wird, reſidirt in der Hauptſtadt Lima (ſ. d. Art.). Das Generalkapitanat Chili (oder Chile) enthält 10,440 Q. M. und grenzt im Norden an Peru, im Nordoſten an la Plata, im Oſten und Süden an Patagonien und im Weſten an den großen Ozean. Es iſt ein ſchmales von den Cordilleras begrenztes Küſtenland, zwar von mehrern Zügen der Anden durchſchnitten, aber voll reizender und fruchtbarer Thäler und Ebenen. Das Klima iſt gemäßigt. Die europäiſchen Getreidearten gedeihen eben ſowol, als die Gewächſe der wärmern Zone. Die Gebirge liefern verſchiedne Metalle und Mineralien. Man rechnet jährlich 10,000 Mark Gold und 30,000 Mark Silber. Die Einwohnerzahl ſchätzt man auf 750,000, unter denen der kriegeriſche Stamm der Araukaner noch in völliger Unabhängigkeit lebt. An der Spitze der Regierung ſtand ein Generalkapitän; die Audienz hatte abwechſelnd zu St. Jago und Conception ihren Sitz. Jetzt iſt Chili eine Republik. (Vergl. Südamerika).

Perücken, vom Spaniſchen Peluca, Haarhaube. Der Gebrauch fremder Haare findet ſich ſchon im Alterthum. So erwähnt unleugbar Xenophon, daß Aſtyages (um die 50. Olympiade) eine Perücke getragen habe, die dick und voller Haare war. Später trugen mehrere römiſche Kaiſer Perücken. Des Commodus Perücke war, wie Lampridius berichtet, mit wohlriechenden Farben beſtrichen und mit Goldſtaub gepudert. Nach dieſer Zeit findet ſich von Perücken keine Spur bis in's 16. Jahrh., wo Herzog Johann zu Sachſen 1518 an ſeinen Amtmann, Arnold von Falkenſtein in Koburg, ſchrieb: „er ſolle ein hübſch gemachtes Haar in Nürnberg beſtellen, doch in Geheim, alſo daß nicht bemerkt werde, daß es uns ſolle, und je dermaßen, daß es grauß und geel ſei, und alſo zugericht, daß man es bequem auf ein Haupt ſetzen könne." Später wurde Frankreich das eigentliche Vaterland von Perücken, von wo aus ſie ſich über die meiſten Länder Europa's verbreiteten. Schon Heinrich III. (von 1575—1589) ließ, da er ſeine Haare durch eine galante Krankheit verloren hatte, die damals gebräuchlichen Deckelhauben mit fremden Haaren beſetzen. Aber unter Ludwig XIII. (von 1610—1643), wurde der Gebrauch der Perücken allgemeiner. Selbſt Perſonen, die ihrer nicht nicht bedurften, trugen ſie, der Mode wegen. Ihre Geſtalt veränderte von der hundertlockigen Allongenperücke bis zur einfachen Zopfperücke, worüber man ſich aus Nicolai's gelehrter Schrift über die Perücken zur Genüge belehren kann. Die neuere Zeit hat dieſen unnatürlichen Putz abgeſchafft, und wem die Perücke Bedürfniß iſt, der bemüht ſich wenigſtens, die Natur möglichſt treu nachzuahmen.

Peruaniſche, oder Peruvianiſche Rinde, ſ. Chinarinde.

Peruaniſcher oder Peruvianiſcher Balſam, ſ. Balſam.

Perugino (Pietro Vanucci, mit dem Beinamen il), der erſte Stifter der nachmaligen römiſchen Malerſchulen, war 1446 zu Citta della Pieve geboren, erhielt zu Perugia das Bürgerrecht (daher ſein Beiname) und zeichnete ſich früh durch ſeine Werke aus. Wahrſcheinlich waren Bonſigli und Pietro della Franceſca ſeine Lehrer. Seine Gemälde (urtheilt Fiorillo) haben viel Grazie; beſonders gelingen ihm weibliche und jugendliche Vorſtellungen; ſeine Wendungen ſind

edel und ſein Colorit lieblich. Eine gewiſſe Härte und Trockenheit der Formen, und Armuth in den Gewändern ſind Mängel ſeiner Zeit, wovon er ſich noch nicht losmachen konnte. An Erfindung iſt er nicht reich. Seine Freſcogemälde ſind weicher und haben mehr Haltung als ſeine übrigen Werke, wie ſeine ſchönen Arbeiten zu Perugia, Rom, Bologna und Florenz beweiſen. Unter ſeinen zahlreichen Schülern, die ihn zum Theil treu nachahmten, iſt der berühmteſte der große Raphael.

Pervigilien hießen die Feſte, welche von den Alten gewiſſen Göttern, beſonders der Ceres, Venus und dem Apoll zu Ehren Nachts gefeiert wurden.

Peſcheräh, ſ. Feuerland.

Peſt (Peſtilenz), eine äußerſt bösartige, ſchnell tödtende, und ſich weit verbreitende Krankheit, welche in einem fieberhaften Zuſtande beſteht, der mit höchſter Schwäche und Zerrüttung der Lebenskraft und gewiſſen örtlichen Zufällen, nämlich Beulen, Brandgeſchwüren, Brandblattern und Flecken, verbunden iſt. Die letztern Zufälle ſind in dieſer Verbindung die charakteriſtiſchen Zeichen der Peſt, da die übrigen auch andern Krankheiten zukommen, welche zwar äußerſt bösartig, auch allgemein herrſchend ſein können, allein doch nicht Peſt, ſondern allenfalls nur peſtartig genannt zu werden verdienen. Inſofern aber jene Krankheit aus Aſien und Afrika abſtammt, und ſich von da nach Europa herübergezogen hat, auch jetzt noch im Orient einheimiſch iſt, nennt man ſie, zum Unterſchiede von andern peſtartigen Krankheiten auch die orientaliſche (levantiſche) Peſt. Der Verlauf dieſer Krankheit ſtimmt im Ganzen genommen mit folgendem Bilde überein. Im Anfange überfällt den Kranken meiſtens eine große Niedergeſchlagenheit des Gemüths, äußerſte Mattigkeit des Körpers, gelinder Froſt mit darauf folgender Hitze die in ein innerliches unausſtehliches Feuer übergeht, Schwere des Kopfes; dazu kommen: Betäubung, ſtarre, glanzloſe oder wild glänzende Augen, bleiches, bleifarbiges Geſicht, häufige Angſt, Unruhe, Entkräftung, tödtliche Schwäche, Irreſein. Bei Manchen ſtellt ſich Ekel und Erbrechen ein. Der Durſt iſt unauslöſchlich, die Zunge dunkelroth oder weißlich belegt, die Sprache undeutlich. Im weitern Verlaufe der Krankheit wird das Geſicht oft lebhaftroth, das Athemholen ſchnell und ängſtlich; zuweilen ſtellt ſich gallichtes, grünes oder blutiges und ſchwarzes Erbrechen, auch ähnlicher Durchfall ein. Das Irrereden geht zuweilen in Raſerei über. Der Urin iſt zuweilen trübe, ſchwarz, weißlich oder blutig. Auch entſtehen Blutflüſſe. Wo die Krankheit nicht ſchnell den Tod herbeiführt, zeigen ſich bald anfangs ſchmerzhafte Beulen in den Weichen und unterhalb derſelben, bisweilen auch in den Ohrendrüſen, unter den Kinnladen, unter den Achſeln, am Halſe; auch Karbunkeln, kleine weiße, ſchwarzgelbe, ſchwarze, brandige Blätterchen über den ganzen Körper. Der Schreck, die Angſt, die Hoffnungsloſigkeit und Verzweiflung, welche ſich gleich beim erſten Eintritte der Peſt der Kranken bemächtigen, vermehren das Gefährliche derſelben. Die Allermeiſten, welche die Krankheit im hohen Grade überfällt, ſterben an derſelben. Bei Vielen trit der Tod ſchon den erſten Tag, oft ſchon in einigen Stunden nach dem Ausbruche derſelben ein; bei Andern verzögert er ſich bis zum zweiten oder dritten Tage. Bei ſolchen Kranken, an welchen die Beulen und Karbunkeln ſogleich und in größerer Anzahl zum Vorſchein kommen, ſich erheben, und in Eiterung verſetzen, iſt mehr Hoffnung zur Geneſung, als bei denen,

wo dies nicht geſchieht. Die Beulen und Karbunkeln gehen in Eiterung über oder verhärten ſich auch zuweilen, werden geheilt oder ausgeſchnitten. Ueber den Urſprung der Peſt und die Urſachen ihrer Verbreitung ſind die Meinungen, nach dem tiefern oder höhern Stande der Heilwiſſenſchaft und Bildung, verſchieden geweſen. In den älteſten Zeiten, wo man große und ſchreckliche Wirkungen, deren Urſachen nicht zu ergründen waren, Geiſtern und Dämonen zuſchrieb, hielt man auch die Entſtehung der Peſt für das Werk derſelben. Späterhin glaubte man, in gewiſſen Veränderungen der Luft, in giftigen Dünſten, die ſich aus der Luft herabſenkten, in ganzen Wolken von unendlich kleinen Inſekten, welche durch das Athemholen, durch Speiſen oder durch die Einſaugung der Haut in den Körper kämen und das Blut verdürben, ihre Urſache zu finden. Die Aerzte ſuchten nach dem Zuſchnitte ihrer Lehrmeinungen die Urſache bald im Uebermaße ſulphuriſcher Theile im Blute, bald in Gerinnung oder Auflöſung deſſelben, u. ſ. w. Auch über das Daſein eines anſteckenden Stoffes waren die Stimmen lange Zeit getheilt; Viele hielten die Peſt für anſteckend, Andre für nicht anſteckend. Gegenwärtig glaubt man, auf überwiegende Erfahrung geſtützt, allgemein an ein Contagium, welches die Krankheit verbreiten kann. Die Peſt iſt eine beſondre, von allen andern unterſchiedne Krankheit, und kann nur in den Gegenden, wo ſie eigentlich zu Hauſe iſt, ſich von ſelbſt erzeugen. Hitze, ungeſunde Luft, ſchlechte Nahrungsmittel und Unreinlichkeit begünſtigen ihre Erzeugung und Fortpflanzung. Das Weſen derſelben ſcheint in einer Verminderung der Lebenskraft zu beſtehen, welche ſo plötzlich und allgemein erfolgen kann, daß die Beſtandtheile des Körpers, vorzüglich die Blutmaſſe, von ihrer Normalbeſchaffenheit gänzlich abweichen, und als verdorben (zu feſt oder zu flüſſig) erſcheinen, und das Leben zerſtört wird, oft ehe noch die Kraft des Nervenſyſtems eine Gegenwirkung zu Stande bringen kann. Wo der Fortgang der Krankheit nicht ſo raſch iſt, entſtehen Fieberbewegungen und örtliche Entzündungen, welche den Ueberreſt der ſchon herabgeſetzten Lebenskraft bald erſchöpfen. Man hat bei Leichenöffnungen der Peſtkranken ſowol im Gehirn, als in der Bruſt- und Bauchhöhle Anſammlungen von geronnenen oder zerſetzten, flüſſigen, ſchwarzen Blute, Entzündungen ganzer Flächen der Häute, und brandartige entzündete Flecken in großer Menge gefunden, welche darauf hinweiſen. Die Beulen geben ſchlechtes, fauliges Eiter und erſtrecken ſich tief nach innen; die Karbunkeln ſind Brandbeulen, welche ſchon den Anfang des Todes vorſtellen und abgeſtorbne Theile enthalten, auch meiſtens tief nach innen ſich fortpflanzen. Wo die Natur noch hinlängliche Kraft beſitzt, da entſtehen die Entzündungen häufiger auf der Haut, als innerlich, die Bubonen werden bald in Eiterung verſetzt, auch die Brandbeulen geben, wenn ſie ausgeſchnitten werden, beſſeres Eiter und ſondern ſich ab; das Fieber löſt ſich durch heftigen Schweiß; die Wiederherſtellung gelingt nur mit ganzer Kraftanſtrengung der Natur, durch welche die Menſchen erſchöpft, lange Zeit Gerippen ähnlich umherſchleichen. Hat ſich die Krankheit ausgebildet, ſo wird ſie anſteckend. Daher die fürchterlichen Verheerungen, welche ſie von jeher, ſowol in Aſien, als in Europa angerichtet hat. Ohne Zweifel haben Peſtſeuchen ſich als natürliche Folgen des Beiſammenſeins großer Menſchenmaſſen, vorzüglich unter den wärmern Himmelsſtrichen, ſchon in den älteſten Zeiten eingefunden. Zu den bekannteſten gehörte die von Thucydides meiſterhaft geſchilderte Peſt, welche im dritten Jahre des pe-

loponneſiſchen Krieges (450 vor Chr. Geb.) in dem von den Spartanern belagerten Athen wüthete. Ein großer Theil der Bewohner von Attika hatte ſich in die Stadt geflüchtet; Furcht, Schrecken, Mangel an Lebensmitteln, Verderbniß derſelben, und Verunreinigung der Luft durch die unzählige Menſchenmenge erregten und verbreiteten die Seuche bald in der ungeheuern Stadt. Am ſiebenten oder neunten Tage erfolgte gemeiniglich der Tod. Die Peſt in dem belagerten Jeruſalem, 72 nach Chr. Geb., hat Joſephus geſchildert. In Rom herrſchte die Peſt 77 unter Veſpaſian, unter Mark Aurel 170, wo ſie faſt ganz Europa und Aſien durchzog, unter Commodus 189, und vorzüglich unter Gallienus 262, wo in Rom in einem Tage allein an 5000 Menſchen geſtorben ſein ſollen. Seit dieſen Zeiten zog die Peſt immer in Italien, Griechenland, Aſien und Afrika herum, und brach vorzüglich in volkreichen Städten aus, z. B. in Konſtantinopel unter Juſtinian 544, wo an 1000 Todtengräber zur Beerdigung der Todten nicht zugereicht haben ſollen. Dieſe fürchterliche Peſt ſetzte ihre Verwüſtungen 50 Jahre mit nur kurzen Unterbrechungen fort. Die deutſchen Kriegsheere wurden in Italien von ihr ergriffen, und brachten ſie 555 ꝛc. nach Deutſchland, wo ſie ſeit dieſer Zeit an verſchiednen Orten ausbrach, z. B. im J. 565 beſonders in Trier, 583, 590, wo ſie auch in Rom wüthete. Im 7. Jahrh. war ſie in Sachſen. 823 war ſie in ganz Deutſchland, und 875—877 beſonders in Sachſen und Meißen äußerſt verheerend. Eben ſo 964. Im 11. Jahrh. brach ſie wenigſtens ſechs Mal in Deutſchland, meiſt nach oder mit Hungersnoth ſo heftig aus, daß man glaubte, die Gottheit wolle das ganze Menſchengeſchlecht vertilgen. Weil man ſie übernatürlichen Einflüſſen zuſchrieb (zuweilen hatte man auch die Juden in Verdacht, als wenn ſie durch Vergiftung der Brunnen ꝛc. ſie verurſacht hätten), ſo dachte man noch immer nicht an kräftige Vorkehrungen zu ihrer Unterdrückung. Im 12. Jahrh. hielt ſie wol über 25 Jahre in Deutſchland an; im 13. brachten die von den Kreuzzügen zurückkehrenden Soldaten ſie nach Europa und Deutſchland. Im 14. durchwanderte ſie mehrere Striche Deutſchlands. So wüthete ſie 1317 in Lübeck, wo gegen 90,000 Menſchen ſtarben, 1349 in Straßburg, 1357 in Köln, 1358 in Leipzig, 1363 in Dresden ꝛc. Im 15. Jahrh. raffte ſie z. B. 1406 in Sachſen, beſonders in Meißen, 1420 in Augsburg, 1429 wieder in Leipzig u. a. viele Menſchen weg; in der zweiten Hälfte dieſes Jahrhunderts wüthete ſie in ganz Europa, z. B. in Paris, 1450 in Dresden, 1451 in Köln, in Mecklenburg, beſonders in Roſtock ꝛc.; 1463 in Thüringen und 1472 beinahe in ganz Sachſen, und ſpäter in den Niederlanden, und war durch ſchreckliche Zufälle ausgezeichnet. Die Geſchichtſchreiber der damaligen Zeit ſtellen uns die grauſendſten Gemälde menſchlicher Noth und Härte auf. Im 16. Jahrh. herrſchte die Peſt wieder in ganz Deutſchland, 1504 in Sachſen, beſonders in Leipzig, wo ſie auch 1519 wieder aufloderte, 1533 in Nürnberg, 1535 in Augsburg, 1540 in Dresden, 1541 in Wien, 1547 in Ulm, Lübeck ꝛc., 1598 in Freiburg. Zugleich verbreitete ſich eine ſchon im 15. Jahrh. aus England nach Deutſchland gebrachte peſtartige Krankheit, der engliſche Schweiß durch die Seeſtädte in das Innere von Deutſchland, die Niederlande, Frankreich und Italien. Ungeachtet ſchon mehrere Anſtalten getroffen, z. B. Peſthäuſer errichtet wurden, ſo herrſchte die Peſt doch noch das 17. Jahrh. hindurch in Deutſchland, namentlich in Sachſen, vorzüglich in Leipzig von 1607 mehrere Jahre, abermals 1624, 1630 und 1632; in Dresden 1632 und 1633; 1637

in Meißen; 1644 in Leipzig; 1666 und mehrere Jahre in den Rheingegenden, 1680 abermals in Sachſen, namentlich in Leipzig. Da in den Gegenden des Orients, in Griechenland, der ganzen europäiſchen und aſiatiſchen Türkei die Peſt nie ganz aufhört, ſo kam ſie durch den Handel im mittelländiſchen Meere unaufhörlich nach Italien, Frankreich und Deutſchland, ſo wie durch Ungarn, Polen, Siebenbürgen. Die Grenzcordons und die Quarantänen (ſ. d. Art.) in den Seeſtädten wurden anfangs nicht ſo ſtreng beobachtet; ſo wurde noch 1720 durch ein levantiſches Schiff die Peſt in Marſeille und in der ganzen Provence verbreitet. 1795 und 1796 hatte ſie ſich über die türkiſchen Grenzländer und weiter ausgedehnt; ihr wurde aber bald durch Aerzte, wie Schraud und Hildenbrand, und thätige Vorkehrungen der Regierungen Einhalt gethan. (S. des erſtern Geſchichte der Peſt in Sirmien). Zuletzt brach ſie 1816 in der neapolitaniſchen Stadt Nola aus. Die älteſten Völker glaubten durch Opfer, die Chriſten durch Prozeſſionen und Gebete die Peſt zu entfernen. Die alten Aerzte verſuchten mancherlei Methoden; aus dieſer Zeit ſchreiben ſich viele ſchweißtreibende Mittel her. Durch die Forſchungen und die Aufopferung vieler würdigen Aerzte iſt man jetzt der Natur und Heilart dieſer Krankheit näher gekommen, als ehemals, wo Mangel an Muth eben ſo hinderlich war, als Mangel an Kenntniſſen. Vorbauungsmittel zur Verhinderung der Anſteckung, und wenn dieſe geſchehen iſt, möglichſt baldige Ausſchaffung des Giftes aus dem Körper, Verminderung der innerlichen Entzündungen, Aufrechthaltung der Kraft des arteriellen Blutſyſtems, Bekräftigung des Nervenſyſtems, Beförderung der Eiterung, zeitige Ablöſung der Brandbeulen, ſind die Hauptzüge der Behandlung. Zum Schluſſe erwähnen wir noch eines Mittels, welches als Vorbauungs- und Heilmittel neuerer Zeit zuerſt von dem zu Alexandrien angeſtellten engliſchen Agenten und Generalconſul, Georg Baldwin empfohlen wurde. Dieſer hatte während ſeines vieljährigen Aufenthalts im ottomanniſchen Reiche Gelegenheit genug, über die Peſt Beobachtungen anzuſtellen, und brachte unter andern in Erfahrung, daß unter einer Million Menſchen, die in Ober- und Unterägypten an der Peſt geſtorben waren, nicht ein einziger Oelträger ſich befunden hatte. Hieraus ſchloß er, daß Baumöl ein Verwahrungsmittel gegen die Peſt ſei, und ermunterte zunächſt den Pater Ludwig von Pavia, Pfarrer und Oberaufſeher des Peſtſpitals zu Smyrna, Verſuche mit dieſem Mittel anzuſtellen, deren Erfolg ſeine Erwartung übertraf. Er theilte dieſe Entdeckung ſofort dem Grafen Leopold von Berchtold bei deſſen Anweſenheit in Alexandrien im November 1795 mündlich mit, welcher ſie bei ſeiner Zurückkunft 1797 nebſt dem Bericht des Paters Ludwig durch den Druck bekannt machte. Die Anwendung dieſes Mittels iſt folgende: ſogleich den erſten Tag, an dem man Peſtzeichen an einer Perſon wahrnimt, wird der ganze Körper derſelben, die Augen ausgenommen, mit lauwarmem Baumöl ſtark und ſchnell eingerieben. Während deſſen werden Fenſter und Thüren des Zimmers ſorgfältig verſchloſſen, und mit Wachholderbeeren und Zucker ſtark ausgeräuchert. Nach Beendigung der Einreibung wird der Kranke wieder in das Bette gebracht. Gewöhnlich folgt hierauf ein ſtarker Schweiß, welcher durch Hollunderthee befördert wird. Die Einreibung wird ein oder auch zwei Mal jeden Tag ſo lange fortgeſetzt, bis heftige Schweiße erfolgen. Sind Peſtbeulen vorhanden, ſo müſſen ſie öfters mit Oel eingerieben werden, bis ſie durch erweichende Umſchläge zur Eiterung gebracht wer-

den können. Dieſe Einreibungen ſollen auch ein ſichres Vorbauungsmittel gegen die Peſt ſein. Außer Smyrna iſt die vortreffliche Wirkung dieſes Mittels in verſchiednen Gegenden Aegyptens, in Konſtantinopel und der Wallachei erprobt worden, daher der Gebrauch deſſelben in den türkiſchen und angrenzenden ruſſiſchen und öſterreichiſchen Beſitzungen immer allgemeiner wird. H.

Peſtalozzi (Joh. Heinr.), als Freund der Menſchheit und als Erzieher, durch Geſinnung, Wort und That, einer der edelſten Männer unſrer Zeit, geb. d. 12. Jan. 1745 zu Zürich, wo ſein Vater Arzt war; nach deſſen frühem Tode ihn fromme Verwandte auf altväterliche, einfache Weiſe erzogen. Innige Religioſität, ſtarkes Rechtsgefühl, Mitleid gegen die Armen, und zärtliche Liebe zu kleinen Kindern deuteten ſchon in dem Jünglinge auf den Beruf, den er als Mann wählen werde. Für ſeinen Geiſt hatten Sprachen den meiſten Reiz; Neigung und Verhältniſſe entſchieden ihn für das Studium der Theologie, das er jedoch nachher, da ein Verſuch zu predigen ihm fehlgeſchlagen war, mit der Jurisprudenz vertauſchte. Einige von ihm in den Druck gegebne Aufſätze über Berufsbildung und ſpartaniſche Geſetzgebung, und die Ueberſetzung einiger Reden des Demoſthenes waren Proben ſeines Fleißes und ſeiner Talente. Doch ſollte die Gelehrſamkeit ihm nicht der Weg zum Ruhme werden. Rouſſeau's Emil hatte ihm die Unnatur des gelehrten Standes und der ganzen europäiſchen Bildung fühlbar gemacht, als eine ſchwere Krankheit, die er ſich durch das Uebermaß des Studirens zugezogen, ihn bewog, ſogleich nach ſeiner Geneſung den größten Theil ſeiner, beim Studium des Rechts und der vaterländiſchen Geſchichte mühſam aufgeſetzten Auszüge und Sammlungen zu verbrennen, allem Umgange mit Büchern zu entſagen, und ein Landmann zu werden. Bei einem Oekonomen zu Kirchberg bei Bern erwarb er ſich die nöthige techniſche Kenntniß, und kaufte ſich dann von ſeinem väterlichen Erbtheile ein wenig bebautes Stück Land bei Bern, unweit Lenzburg, baute ein Wohnhaus, und fing nun auf dieſem Gütchen, das er Neuhof nannte, in einem Alter von 22 Jahren zu wirthſchaften an. Seine Verheirathung mit Anna Schultheß, einer Kaufmannstochter aus Zürich, brachte ihn in Verbindung mit einer Kattunfabrik, an deren Geſchäften er thätigen Antheil nahm. In dieſem ländlichen Verhältniſſe lernte er das ſittliche Elend des Volks aus eigner Anſchauung kennen, und voll Erbarmen und Muth zu helfen, begann er 1775 ſeine pädagogiſche Wirkſamkeit mit der Aufnahme verlaßner Bettelkinder in ſein Haus. Bald ſah er ſich von mehr als 50 ſolcher Knaben umgeben, denen er Vater, Lehrer und Verſorger ward. Er beſtrit dies große Unternehmen ganz aus eignen Mitteln; ſein erhabner Zweck, die hülfloſen Kleinen zu Menſchen zu bilden, fand kaum irgendwo Anerkennung, und ob er gleich in Feldbau, Hauswirthſchaft und Fabrikarbeit, die er mit ihnen neben dem eigentlichen Unterrichte als Mittel zu dieſem Zwecke betrieb, richtigen Ueberblick und große Anſichten hatte, fehlte ihm doch der Takt und die Anſtelligkeit für die Kleinigkeiten, die, was den äußern Gewinn betrifft, in dieſen Fächern von ſo bedeutender Wichtigkeit ſind. Seine Gutmüthigkeit wurde verſpottet, ſein Vertrauen auf die Redlichkeit der Menſchen gemißbraucht, der Aufwand ſeines Haushalts kam begreiflicher Weiſe in Mißverhältniß mit ſeinem Erwerbe, nach und nach ſetzte der edle Mann bei der einfachſten Lebensweiſe den größten Theil ſeines Vermögens zu, und gerieth in Armuth. Das Hohngelächter der Weltklugen, die in

ſeinem Streben nichts als Schwärmerei und Thorheit ſahen, machte ihn jedoch keinen Augenblick irre, und mitten unter dieſem Ringen mit Schmach von außen und Noth im Hauſe kamen die merkwürdigen Erfahrungen über die Quellen des Elends in den niedern Ständen, die fruchtbaren Ideen und Vorſchläge zur Rettung dieſer vernachläſſigten Menſchenklaſſe zur Reife, welche er in ſeinem originellen Volksromane: Lienhardt und Gertrud (zuerſt 1781 in 4 Bänden) mit einer Kraft und Innigkeit, wie keiner vor und nach ihm, dargelegt hat. Die Beſchreibung der Schule Glülſi's zu Bannal in dieſem Buche enthält viele charakteriſtiſche Züge von Peſtalozzi's damaligem Leben und Wirken zu Neuhof. Zur Erläuterung dieſes wenig verſtandnen Volksbuchs ſchrieb er bald darauf 1782 Chriſtoph und Elſe, außerdem Abendſtunden eines Einſiedlers in Iſelin's Ephemeriden, worin er die erſte Darſtelluug von ſeiner Methode gibt, ein Schweizerblatt für das Volk 1782 und 1783, eine Abhandlung über Geſetzgebung und Kindermord und die gedankenreichen Nachforſchungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menſchengeſchlechts 1797. Dieſes letztre Werk kam in einer Zeit zu Stande, wo Peſtalozzi's Gemüth durch Kränkungen und Unfälle aller Art in hohem Grade verbittert und faſt mit der Menſchheit zerfallen war. Das Ausbleiben aller Unterſtützung von Seiten der Regierungen nöthigte ihn endlich, ein Unternehmen aufzugeben, das offenbar die Kräfte des Einzelnen überſtieg, und nur Sache des Staats ſein konnte. Das Bewußtſein, mehr denn hundert elende Kinder gerettet und zu brauchbaren Menſchen gebildet zu haben, begleitete ihn, als er Neuhof verließ, und mit Unterſtützung des neuen ſchweizeriſchen Directoriums 1798 ein Erziehungshaus für Bettelkinder zu Stanz anlegte. Beinahe 80 Kindern aus der Hefe des Volks wurde er hier allein Lehrer, Vater und Diener. Doch noch vor Ablauf des Jahrs zerſtörten der Krieg und die Ränke einer ihm ungünſtigen Partei auch dieſe ſchnell aufblühende Anſtalt, und mit Undank belohnt, ging Peſtalozzi nach Burgdorf, um Schulmeiſter zu werden. Eine Sammelſchule war hier bald eingerichtet, Penſionärs traten hinzu und machten die Annahme gleichgeſinnter Mitarbeiter möglich. Eine Schrift über die Anwendung ſeiner Methode durch die Mütter, die Peſtalozzi 1801 herausgab, „wie Gertrud ihre Kinder lehrt," und die 1803 und 1804 zuerſt erſchienenen Elementarbücher, das Buch der Mütter und die Anſchauungslehre der Zahlenverhältniſſe, fanden ſchon an vielen Orten empfängliche und zur Anwendung geneigte Leſer. Neue Unannehmlichkeiten zog ſich Peſtalozzi jedoch in dieſer Zeit durch ſeine lebhafte Theilnahme an den politiſchen Händeln der Schweizer zu. Er war ein entſchiedner Demokrat und Mann des Volks, das ihn auch 1802 als ſeinen Anwalt zum erſten Conſul nach Paris ſendete; und in ſeinen 1802 zu Bern erſchienenen Anſichten über die Gegenſtände, auf welche die Geſetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat, brachte er Rügen und Vorſchläge zur Sprache, die bei der damaligen Gährung der Gemüther beſonders die Vornehmern wider ihn einnehmen mußten. Aber ob er gleich eben darum mit ſeiner Erziehungsanſtalt ſich ſelbſt überlaſſen blieb, gelangte ſie doch durch den Geiſt der Liebe und Ordnung, mit dem er ſie beſeelte, durch den Beitrit thätiger und geſchickter Lehrer, die ganz in die Idee ſeiner Methode eingingen, und durch die Uneigennützigkeit ſeiner Foderungen an die Aeltern der ihm anvertrauten Zöglinge zu ſchnellem Gedeihen und Anſehn. Aus Urſachen, die nicht öffentlich bekannt geworden ſind,

zog Peſtalozzi mit ſeiner Erziehungsanſtalt im Anfange des J. 1804 von Burgdorf nach München=Buchſee, wo er mit Fellenberg in nähere Verbindung trat, und noch in demſelben Jahre von da nach Yverdün, wo er das ihm von der Regierung eingeräumte Schloß mit ſeinen Lehrern und Zöglingen noch jetzt bewohnt. Ueber den jetzigen Zuſtand dieſes Inſtituts vergl. d. Art. Yverdün. Peſtalozzi's Methode iſt ſeit dem Anfange des 19. Jahrh. ein Gegenſtand lebhafter pädagogiſcher Verhandlungen und Streitigkeiten geworden, deren Grund theils in dem Mangel an logiſcher Beſtimmtheit und ſyſtematiſcher Ordnung in ſeinen eignen Darſtellungen derſelben, theils in den überſpannten Lobpreiſungen ſeiner Bewunderer, theils in der Empfindlichkeit einiger Pädagogen, die die Zuverſichtlichkeit ſeines Tones und die Geringſchätzung, womit er und ſeine Vertheidiger von dem bisherigen Zuſtande der Pädagogik ſprachen, beleidigen mußte, zu ſuchen iſt. Was Peſtalozzi ſich hierbei zu Schulden kommen ließ, war die natürliche Wirkung ſeiner faſt gänzlichen Unbekanntſchaft mit der neuen Literatur und ſeiner von dem gewöhnlichen Charakter der Gelehrten ganz abweichenden Individualität. Er iſt ein Gefühlsmenſch, der den Reichthum ſeiner Ideen im Gedränge des Lebens und Wirkens inſtinktmäßig aus ſich ſelbſt geſchöpft und beſſer in's Werk geſetzt hat, als er ſie auszuſprechen wußte. An Genialität, an Gediegenheit und Tiefe der Einſicht, an Kraft und Fülle des Geiſtes kommt er den größten Genien aller Zeiten gleich, und in der Liebe zum Volke, in der Aufopferung ſeines ganzen Weſens für das wahre Wohl der Menſchen, im kindlichen Sinne, der ihn auch im hohen Alter nicht verlaſſen hat, in der Begeiſterung und ausharrenden Kraft des Wirkens ſtand er neben der Selbſtſucht und der moraliſchen Erſchlaffung der Zeitgenoſſen ſeines öffentlichen Auftretens faſt einzig da. Originell und in ihrer gegenwärtigen Begründung ihm ganz eigen iſt die Idee ſeiner Methode (vergl. d. Art. Methode), allen Unterricht auf ſinnliche und geiſtige Anſchauung zu bauen (vergl. d. Art. Anſchauungslehre) und die Bildung des Kindes zum Menſchen durch eine ſelbſtthätige, lückenlos fortſchreitende Uebung ſeiner Geſammtkraft an den naturgemäß auf einander folgenden Unterrichtsgegenſtänden zu bewerkſtelligen. Nicht das Einlernen der Fertigkeiten im Rechnen, Leſen, Schreiben, Zeichnen, Singen u. ſ. w., ſondern die Uebung der Kraft des Kindes an dieſen Gegenſtänden iſt nach Peſtalozzi's Idee der Zweck des Elementarunterrichts, deſſen Weſen er daher mehr in der Form als im Stoffe findet. Rein menſchlich und herzerhebend ſind die Grundſätze und Anſichten, von denen er bei der neueſten und verſtändlichſten Schilderung ſeiner Methode in einer vor der Geſellſchaft ſchweizeriſcher Erziehungsfreunde zu Lenzburg gehaltnen Rede ausgeht (abgedruckt in Peſtalozzi's Wochenſchrift für Menſchenbildung, 3ter und 4ter Band, 1810 und 1812). Dieſe Rede, Niederers, ſeines geiſtvollen Mitarbeiters, Erwiederung auf den Bericht über die peſtalozziſche Erziehungsanſtalt zu Yverdün an die Tagſatzung, welchen die zur Prüfung ernannten Commiſſarien nach einer fünftägigen flüchtigen Beobachtung zweideutig und ſchielend 1810 abgefaßt hatten, Gruner's Briefe aus Burgdorf 1806 und Johannſen's Kritik der peſtalozziſchen Methode 1804, muß man leſen, um ihn und ſein Werk genauer kennen zu lernen. Noch ſieht er es nicht für vollendet an, aber was er ſchon vollbracht hat, verdiente die Aufmerkſamkeit und Anwendung, durch die Spanien, Frankreich, Preußen, mehrere kleinere deutſche Staaten und die Reichsſtädte Bremen und Frankfurt

ihn geehrt und die Aufmunterung, welche die von ſeinen Gehülfen errichteten Inſtitute in Neapel, Petersburg und Nord-Amerika gefunden haben. Glückliche Erfolge haben dieſe weitere Verbreitung der peſtalozziſchen Methode, wo ſie richtig aufgefaßt und im Geiſte ihres Stifters ausgeübt wurde, gekrönt und die Nachwelt wird nicht vergeſſen, was das jetzt lebende Geſchlecht dieſem ſeltnen Manne verdankt. Seine perſönliche Darſtellung iſt ſchlicht, wie ſein Innres. Bei einer nicht großen, vom Alter ſchon gedrückten Figur, ſtets in nachläſſiger, ſchwarzer Kleidung, kündigt ſein gerades, derbes und rückſichtsloſes Betragen, ſeine faſt bäuriſche, züricher Mundart den freien, einfachen Schweizer an, der über ſeine Idee alles Andre in der Welt vergeſſen hat. Aus der leichten Röthe auf den gedrungnen Zügen ſeines faltenreichen Geſichts, aus der Lebhaftigkeit und Tiefe ſeiner freundlichen Augen leuchtet ſein innres Feuer und ſeine Gutherzigkeit hervor. Jetzt ſieht man in ihm leider nur noch den Schatten von dem, was er war. Die Unternehmung einer neuen Ausgabe ſeiner Werke, deren Ertrag er zum Fonds einer 1818 von ihm geſtifteten Armenſchule beſtimmt hat, ſcheint der letzte Aufſchwung ſeiner Kraft geweſen zu ſein, und die Schwäche des Alters ihn der Leitung eines ihm an Gemüth wenig ähnlichen Jüngers Preis gegeben zu haben. Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Anſtalt, vergl. Hermes St. XVII. E.

Peſth, (Pestum, Pestinum), die ſchönſte, größte und volksreichſte Stadt Ungarns, liegt unter 36° 45′ 15″ O. L. und 47° 19′ 25″ N. B., 215 F. über der Meeresfläche (mithin 255 F. tiefer als Wien) am linken Ufer der Donau, Oſten gegenüber auf einer ſandigen Fläche von 2,481,600 Q. Kl. Gehalt oder etwa 3 St. Umfang, in Form eines unregelmäßigen Polygons, deſſen an den Fluß gelehnte Linie eine Stunde mißt. Der Urſprung der Stadt iſt unbekannt, (Peſth bedeutet im Altungariſchen ſoviel als „Oſten“ und weiſt auf Kalkbrennereien hin) doch hatten die Römer ſchon in dieſer Gegend eine Kolonie (Transacincum) und unter Geyſa I. wird zuerſt des Peſther Zolls gedacht. Im J. 1241 als die Mongolen den zweiten großen Einfall in Ungarn machten und ſolches nach Bela's IV. (er ſammelte ſein Heer zu Peſth) Niederlage am Sajo überſchwemmten, war Peſth eine anſehnliche von deutſchen Einwohnern beſetzte Stadt und wurde ein Raub jener Weltſtürmer, doch erhob es ſich bald nach deren Abzug und theilte allen Jammer, welcher nach Erlöſchung des arpadiſchen Mannsſtamms (1307) das Reich durch die ausländiſchen Kronpretendenten, durch die Streifzüge der Huſſiten und ſpäter durch das Kreuzheer des Dóſa traf. Indeß gewann es an Flor durch die immittelſt gegen über ſich erhebende nachmalige Reſidenz Ofen, (ſie wurde unter Bela IV. als Mons novus Pesthiensis errichtet und bekam daher ihren deutſchen Namen, welchen ſie denn der benachbarten und ſpäter mit ihr vereinigte ältern Stadt Buda oder Etzelburg mittheilte). Durch die Erſtarkung des ganzen Reichs unter den großen Königen Carl I. Ludwig I. und Matthias Corvinus, und beſonders durch die häufigen Reichsverſammlungen, welche auf der nahen großen Ebene des Rákos gehalten wurden und oft Heerlager von 80—100,000 M. herbeigezogen. Nach der Niederlage bei Mohács (1526) ſank die Stadt unter dem 160jährigen Joche der Türken und verderblichen Theil habend an den vielen Belagerungen Ofens, zum ſchmutzigen Schutthaufen herab, bis ſie mit dieſer Feſtung 1686 wieder zur chriſtlichen Freiheit und bald durch neue Anſiedler (meiſtens Deutſche und

Raizen), durch ihre vortreffliche merkantile Lage, durch das Commerz der Türkenkriege, durch Reſtauration ihres Privilegiums eine k. Frei= und Tavernikalſtadt ꝛc. ſo empor kam, daß ſie ſchon 1723—24 der Sitz der höchſten Juſtizbehörden des Reichs wurde. Ihr Flor nahm zu unter Carl VI. welcher daſelbſt 1727 die prächtige Invalidenkaſerne erbaute; mehr noch unter Maria Thereſia, welche hier 1751 große Heerſchau hielt, und nach Aufhebung der Jeſuiten die Univerſität von Tyrnau 1780 nach Ofen verlegte; am mehrſten aber unter Joſeph II., deſſen Falkenauge Peſth für den Centralpunkt Ungarns erkannte (er pflegte es alljährlich mehrmals zu beſuchen) und auch für ſolches die Bahn zu freier Anſiedlung durch ſein Toleranzedikt brach. Er verlegte 1784 die Univerſität von Ofen nach Peſth, baute da das Generalſeminarium, das große Lagerſpital, das ungeheure Neu=Gebäude und eröffnete der Stadt durch den letzten Türkenkrieg eine ſo reiche Nahrungsquelle, daß ſie 1790 ſchon gegen 2500 Häuſer zählte. Der von Joſeph gegebne Impuls des Wachsthums dauerte (wie ſo manche wohlthätige Folge ſeiner verkannten Thatkraft) nach ſeinem Tode fort und 1810 waren 2900, jetzt über 4000 Häuſer, welche noch jährlich auf 50—60 zunehmen. Dermalen wohnen da, mit Einſchluß des gegen 10,000 M. betragenden Militärs, über 60,000 Menſchen (worunter gegen 5000 Lutheraner, 1500 Reformirte, 1200 Griechen und Raizen, an 6000 Juden, die übrigen Katholiken), welche mit den häufigen Fremden jährlich an 60,000 Kl. Brennholz, über 200,000 Ctr. Mehl, über 250,000 E. Wein, über 18,000 Stück Rindvieh und wöchentlich 250 Kälber und eben ſoviel Schweine conſumiren. Man rechnet 133 Geiſtl. und gegen 3000 Adlichen. Die Stadt noch 1754 ohne Vorſtädte und mit Moräſten und Sandebenen umgeben, zerfällt jetzt in 5 Haupttheile: 1. die innere Stadt (159 Joch à 1200 Q. Kl.), gegen 700 meiſtens ſolide Häuſer, 51 enge und winklige Gaſſen und unanſehnliche Plätze, über 12,000 Einw.; 2. die Leopold= oder neue Stadt, 249 Joch, an 400 meiſt neue und ſchöne Häuſer, 30 Gaſſen und der ſchöne neue Marktplatz 100 Kl. breit und 93 Kl. lang, gegen 6000 Einw.; 3. die Thereſienſtadt, 692¾ Joch, 33 Gaſſen an 1200 Häuſer, über 16,000 Einw.; 4. die Joſephſtadt, 72¼ Joch, 52 Gaſſen, über 1200 Häuſer, an 11,000 Einw.; 5. die Franzſtadt, 346 Joch, 17 Gaſſen, über 500 Häuſer, über 4000 Einw., welche 4 Auſſenſtädte, regelmäßige und breite Straßen und Verbindungsgaſſen haben und durch ihre weitſchichtige, häufig auf's Erdgeſchoß beſchränkte Bauart und durch die immitten liegenden großen Hofräume und Gärten an die Jugend der ſich in freie Ebene ausdehnender Stadt und an die Nähe des Orients erinnern. Thore, Ringmauern und Wall der alten Stadt ſind im Verfolg der Vergrößerung und Verſchönerung weggeriſſen und reſp. überbaut, planirt und die innere Stadt mit der Leopoldſtadt zuſammengefloſſen, die drei andern Auſſenſtädte aber davon durch die ſehr breite Landſtraße getrennt, über welche queerdurch vier große Heerwege in alle diesſeits der Donau liegenden Theile des Reichs führen, als: die waizner Straße in die Berg=Comitate nach Schemnitz, Kremnitz ꝛc.; die hatvaner Straße nach Oberungarn, Tokai, Kaſchau ꝛc. und der polniſchen Grenze, die üllöer Straße nach Szolnok, Debreczyn und Siebenbürgen; die ſorokſarer Straße nach Thereſiopol, Szegedin ꝛc. in's Banat und Slavonien Auf das rechte Donauufer führt eine Schiffbrücke von 46 Pontons, 240 Kl. lang, 4 Kl. 4 F. breit und verbindet von Anfang März bis Anfang Decembers (im Winter wird die Verbindung durch Kähne oder durch die Eis=

decke des Stroms unterhalten) Peſth mit Ofen. Die Wichtigkeit der Paſſage erhellt daraus, daß der Brückenzoll (NB. alle Adelige des Reichs und alle Bürger beider Städte ſind für Perſon und Geſchirr zollfrei) für 52,500 fl. w. W. excl. der dem Pachter zur Laſt fallenden 40—50,000 fl. w. W. betragenden Erhaltungs- und Einrichtungskoſten, für Rechnung beider Städte verpachtet iſt, und die Erbauung einer ſteinernen Brücke kann nicht ausbleiben. (In ganz Ungarn gibt es außerdem noch über die Donau eine Schiffbrücke von Neuſaz nach Peterwardein). Kirchen, keine von ſonderlicher Bauart, noch imposant, (was auch die Jugend der Stadt bekundet) ſind 15 vorhanden, nämlich: 11 Katholiſche, 2 Griechiſche, 1 Lutheriſche und 1 Reformirte (dieſe im Aufbau begriffen); ferner: 1 Serviten-, 1 Franziskaner-, 1 Piariſtenkloſter und 1 der engliſchen Fräulein, 2 große und 5 kleine Synagogen. Hauptgebäude ſind: in der innern Stadt, die große Kaſerne von Carl VI. aus deutſchen Reichshülfsgeldern gegen die Türken, aus Zuſchüſſen ungar. Biſchöfe und aus den Redemtionsgeldern der Cumenier und Jazyger, 1727 erbaut, 370 Kl. Umfang, 4 Stockwerke hoch, mit einer Front von 47 Fenſtern, 4 geräumigen Höfen und 1 Kirche. Es wohnen die Invaliden, mit ihren Familien gegen 3000, welche jährlich innerhalb der Kaſerne 6000 Eimer Wein und überhaupt in der Stadt über $2\frac{1}{2}$ Million fl. w. W. verzehren, und 1 Bataillon der Garniſon darinn. In der Leopoldſtadt, das Joſephiniſche oder Neugebäude, aus 4 Quarrées beſtehend, welche einen Platz umſchließen, der um 180 Q. Kl. größer iſt als der oberwähnte neue Marktplatz. Kaiſer Joſeph hinterließ den Bau unvollendet und die Beſtimmung als Räthſel; jetzt dient das Gebäude zur Kaſerne für das 5. Artillerieregiment, 2300 M., und als Haupt-Geſchütz und Munitionsdepot für ganz Ungarn. Ferner: das neue Theater, deſſen Bau 1808 nach dem Plan des k. k. Hofbaumeiſters Amon zu Wien, durch die Verſchönerungs-Commiſſion, begann und obgleich nur halb vollen t, (nämlich Bühne und Zubehör) über 600,000 fl. w. W. koſtete und keinem der wiener Schauſpielhäuſer an grendioſer Anlage etwas nachgibt. Es faßt bequem 3000 Zuſchauer. Die gegen 40 Schauſpieler, über 100 Statiſten und Choriſten, Muſiker ꝛc. zählende Geſellſchaft, ſpielt in Peſth alltäglich und verſieht zugleich das kleinere Theater in Ofen. Die Theater werden für Rechnung beider Städte (Peſth à $\frac{4}{5}$, Ofen à $\frac{1}{5}$) an Cavaliere für 9—12,000 fl. w. W. verpachtet, iſt ſeit Oſtern 1820 von einer Geſellſchaft Actionnäre unentgeltlich übernommen worden, welche trotz eines aufgeopferten Fonds von mehr als 100,000 fl. w. W., doch nicht vermögen, es über den Charakter der Mittelmäßigkeit zu erheben und dem auf allen ſceniſchen Unternehmungen laſtenden Fluche unſrer Zeit zu entziehen; doch iſt die Verſchönerungs-Commiſſion im Begriff, die unvollendete Hälfte des Gebäudes, gegen die Donau zu, aufzuführen und namentlich die ſchöne Säulenreihe herzuſtellen, welche bereits in deutſchen Almanachen figurirt hat. Außerdem hat die Leopoldſtadt noch die ſchönſten und größten Privatgebäude, zumal am Donauufer und am neuen Marktplatz, in ihr beſonders offenbart ſich die jährliche Verſchönerung und Vergrößerung der Stadt, wo hingegen in den 3 andern Auſſenſtädten die ältern und neuern Bauten den Mittelſtand halten und vorhandne Lücken ergänzen. Die Univerſität, eine der reich fundirteſten der Welt (ſie hatte im J. 1818, 339,139 fl. w. W. Einnahme und 149,643 fl. Ausgabe), hat 43 beſetzte Lehrſtühle und 7 Adjuncten, 6 Theologiſche, 5 Juridiſche, 11 Mediciniſche, 12 Philoſophiſche und über 1000 Auditoren, meiſtens Inländer,

doch auch Griechen, Polen und Italiener. Mit ihr verbundne Inſtitute ſind: die Bibliothek (über 60,000 Nummern, täglich Vor- und Nachmittags zugänglich); das Naturalien-, Münz- und Phyſikaliſche-Kabinet, mit einem chemiſchen Laboratorium; das anatomiſch-pathologiſche Kabinet (ausgezeichnet durch eine Sammlung von Wachspräparaten); der botaniſche Garten, 3260 Q. Kl., mit mehr als 10,000 Gewächſen; die Sternwarte auf dem Blocksberge bei Ofen; die Thierarzneiſchule; das dreifache Univerſitätsſpital, mit einem Klinicum verbunden. Leider getrennt von der Univerſität iſt: das Nationalmuſeum, begründet durch die reiche Schenkung des verſtorbnen Grafen von Szécſényi, welcher ſeine große Bibliothek und ein vollſtändiges ungariſches Münzkabinet dazu hergab und durch Antrag auf dem Landtage 1808, die reichsſtändiſche Fundation und einen anfänglich großen Eifer zur Beförderung in allen Theilen des Reichs veranlaßte. Das in der Idee echt nationale Inſtitut, welches bereits 1818 durch einen Tom. Acta literaria in's literäriſche Leben getreten, hat ein eignes anſehnliches Haus und Garten auf der Landſtraße, zum Chef den Erzherzog Palatin Joſeph, 1 Director, 3 Cuſtoden, 2 Adjuncten und bewahrt in ſeinen auf Landeskunde und heimiſche Produkten zunächſt bezweckten Sammlungen, ſchätzbare römiſche im Lande gefundne Alterthümer und ein vollſtändiges Naturalienkabinet (worinnen ein im ſaroſer Comitat gefallner Meteorſtein von 132 Pfd. und die aus dem Bette der Theiß gegrabnen Thierknochen ſich auszeichnen. Das Gymnaſium der Piariſten, von 1 Director und 6 Profeſſoren verſehen, zählt über 800 Schüler, die ſtädtiſche Normalſchule, ebenfalls im Piariſtenkloſter, über 400, die andern 8 katholiſchen Pfarrſchulen über 1600. Noch exiſtiren 2 griechiſche Trivialſchulen, 1 reformirte dergl. und 1 lutheriſche Schule mit 6 Lehrern (dabei eine beſondre Mädchenſchule) und mit 160 Scholaren, deren obere Klaſſen zum Range eines Gymnaſiums vorzuſchreiten beginnen. Die katholiſche Mädchenſchule der engliſchen Fräulein hat über 400 Zöglinge und 40 Penſionarien, und auf die andern privat-weiblichen Erziehungsinſtitute, kann man über 200 rechnen. Landesſtellen, welche ihren Sitz haben, ſind: die Septemviral-Tafel, das höchſte und letzte Appellationsgericht, deſſen urſprünglich 7, jetzt 20 Glieder, worunter 4 Geiſtliche, 7 Magnaten und 9 Adelige, unter Vorſitz des Reichspalatins oder des Judex Curiae, nach angehörter Relation von der königl. Tafel in letzter Inſtanz entſcheiden, alſo wahre Urthelsſprecher ſind und, inſofern ſie bei ihren Sentenzen Macht haben, vorkommende Lücken der Geſetzgebung zu ergänzen, eine permanente Geſetzcommiſſion bilden. Ferner: die königl. Tafel, theils erſte Inſtanz, theils Appellationsgericht von 22 Beiſitzern, worunter 2 Geiſtliche, 2 Magnaten und 8 referirende Räthe, unter Vorſitz des königl. Perſonals d. h. Personalis Praesentiae Regiae in Judiciis locum tenens. Die Septemviraltafel hält alljährlich 3, die königl. Tafel 4 fixirte Seſſionen oder Termine (wie etwa in Sachſen die Hofgerichte) von mehr wöchentlicher Dauer, in welchen ſie ihre Urthel fällen, publiciren und andre eigentliche judicielle Acte verrichten. Beide Behörden vermehren ſowol durch ihr aus den angeſehenſten Männern des Reichs beſtehendes Hauptperſonal, als durch ihr Kanzleiweſen und noch mehr durch die ihnen adjurirten jungen Juriſten, ſie heißen Juraten, vereinigen die Qualität verpflichteter Notarien und Auscultanten, und bilden eine durch Esprit de Corps verbundnes und ſeiner Jugend fröhliches Seminar der Themis von 3—400 Köpfen, desgleichen durch die bei ihnen beſchäftigten Landesadvokaten und Fiskale (über 200 an der

Zahl), am mehrſten aber durch die perſönliche Anweſenheit der Pro=zeßparteien, beſonders des viel und gern prozeſſirenden ungariſchen Adels aus allen Theilen des Reichs, das geſchäftliche Leben und die Nahrung der Stadt. Gleichen Effekt bewährt auch die, hier ihren Sitz habende Comitatsbehörde der reichsgeſetzlich vereinten peſther, pöliſer und ſolther Geſpannſchaft (welche 190 Q. M. und an 400,000 Einw., mithin über ⅓ des Königreichs Sachſen und noch einmal ſo viel, als das Großherzogthum Weimar beſeſſen), nicht ſowohl durch ihr ſtarkes amtlich beſchäftigtes Perſonal, als durch die monatliche und durch die General = Congregation der Stände der ganzen Geſpannſchaft. Jurisdiction und Adminiſtration in allen Theilen der Stadt handhabt der Stadt = Magiſtrat aus 1 Bürgermeiſter, 1 Stadtrichter und 12 Räthen (unter dieſen 1 Stadthauptmann), beſtehend und hat um und neben ſich einen äußern Rath von 106 ſogenannten Wahlbürgern, welche das Intereſſe der Commune (3484 Bürger) wahren und alle drei Jahre neue Magiſtratsbeamte wählen oder die alten beſtätigen, welche Reſtauration auch beim Comitate Statt findet, und wie in ganz Ungarn, auch hier ein Palladium conſtitutioneller Freiheit und ein ſicherer Wall gegen Bureaukratie iſt. Landesſtellen von Bedeutung ſind noch hier: das Directoriat der königl. Rechts=Angelegenheiten unter Direction des Kronfiscals, das Provinzial = Commiſſariat; königl. Behörden ſind das Hofkammer = Transports = Commiſſariat und königl. Salz = Inſpektorat, das Haupt = Salz = Transportamt, das Dreiſtigſt = Amt, das Tabaks = Apalto, das Poſtamt ꝛc. und leider ein Verſetzamt und 9 Lotto = Collecturen. Eine eigne Behörde iſt die Verſchönerungs = Commiſſion, originirend noch von Kaiſer Joſeph II., aber erſt ſeit 1804 durch Heimfall eines anſehnlichen Privatvermögens an das ſtädtiſche Aerarium beſſer fundirt, nachher durch mächtige Fonds verſtärkt und überhaupt durch den jetzigen Reichspalatin (Erzh. Joſeph) organiſirt und in nützliches Leben gerufen. Sie bewährt ihre, im Namen ausgeſprochne Tendenz durch Oberaufſicht über Privatbauten und durch öffentliche, theils halb, theils ganz vollendete Bauten, z. B. das Theater, das Kai an der Donau, Anlegung des Stadtwäldchens ꝛc. und ſteht unter Leitung des Palatins. Militär=Anſtalten nächſt dem, was die, über 9000 Mann ſtarke Garniſon erfodert, zu deren Bequartierung auſſer den königl. Kaſernen, die Stadt über 60,000 fl. W. W. jährlich aufwenden muß, ſind das Schiffsamts = Commando, das Militärfuhrweſen, ein Transport=Sammelhaus, das große Lagerſpital ꝛc. Die Bürgermiliz, vom letzten Türkenkriege ſich herſchreibend und im Verfolg der Zeit in eine Landwehranſtalt übergegangen, zählt 3 Bataill. Infanterie und 1 Schwadron Reiterei (zuſammen über 2500 M.) und leidet, wie andre dergl. Waffen, am Roſte des Friedens. Das durch fromme Privatſtiftung entſtandne Bürgerſpital zu St. Rochus verpflegt jährlich 7 bis 800 Kranke; Griechen und Juden haben ihre eignen Spitäler und der peſther Frauenverein für Wohlthätigkeit (Anno 1817 von der verſtorbnen Erzherz. Hermine geſtiftet und bis jetzt mit Segen von edlen Frauen fortgeführt) hat eine beſondre Kuranſtalt für arme Staarblinde errichtet. Da es der großen Stadt leider an öffentlichen Armenverpflegungs = und Arbeits = Anſtalten fehlt: ſo tritt der genannte Privatverein möglichſt in's Mittel, hilft, wo und ſo viel er kann und hat nebſt mehrern Arbeitsſtuben und 1 Armenküche für 90 bis 100 Perſonen, auch eine Armenſchule in Gang gebracht. Der **Handel der Stadt**: iſt ſo groß und lebhaft, daß ſie unter den Do=

nauſtädten nur von Wien, ſonſt in der öſterreichiſchen Monarchie von keiner Stadt übertroffen wird. Vier Jahrmärkte, eigentlich Meſſen, im März, Juni, Auguſt und November, durch die Tage Joſephi, Medardi, Johanni Enthauptung und Leopo di bedingt, welche jedesmal 14 Tage, 1 Woche für den Groß- und Produktenhandel, 1 Woche für den Detail-Verkehr dauern, ziehen dann oft gegen 20,000 Fremde und Inländer mit Waarenvorräthen von 16 bis 17 Mil. fl. W. W. Werth herbei und geben im Durchſchnitt jedesmal einen Verkehr von 8 bis 10 Mill. fl. w. W. Wiener Großhändler und Fabrikanten von daher und den andern öſterreich. Erblanden, Griechen, Juden, Türken, mit Einheimiſchen und Inländern machen hier bedeutende Geſchäfte in Fabrik- und Kolonialwaaren, wie in Landesprodukten, namentlich Getreide, Wein, Vieh, Wolle, Taback, Honig, Wachs, Häute, Knoppern, Bauholz ꝛc. Die Zufuhr auf der Donau iſt ſtark und bequem (bisweilen kommen zu einem Markt allein 50 bis 60,000 Eimer Wein, zu Waſſer und alljährlich rechnet man die Zahl der anlandenden Fahrzeuge (alle ohne Segel) gegen 8000; und zu Lande zählt man während eines Markts 14 bis 15000 Wagen, ja oft zu einem lebhaften Wochenmarkt über 1000. Am lebendigſten war der Verkehr von 1805 bis 1811, wo die Continentalſperre den Kolonialwaarenhandel von Theſſalonich und Brody aus durch Ungarn leitete; doch ſeit dem leidet der Handel an den heilloſen Folgen der Scala von 1811, durch die drückenden Ausfuhrzölle und durch den redundirenden Verfall alles Commerzes auf dem Continente. Dennoch iſt die Stadt, wie das ganze Reich, im ſtillen, ökonomiſchen und merkantilen Wachsthum und hat ſeit 24 Jahren, jährlich um 1000, an Volksmenge zugenommen. Sie hat (nach dem peſther Addreßbuch von 1822) 23 Großhändler und ein Gremium von mehr, als 100 Kaufleuten, benebſt 43 jüdiſchen Großhändlern und 35 jüdiſchen Produktenhändlern, während dem noch viele begüterte Bürger und Handwerker mit Fabrikaten und Produkten anſehnlichen Handel treiben. 36 Gaſthöfe, 24 Kaffeeſieder, gegen 800 cataſtrirte Weinſchenkhäuſer bezeichnen die Richtung des Hauptconſumo; 3 Buchdruckereien und 7 Buchhandlungen genügen dem literariſchen Bedarf und 37 Aerzte, 29 Wundärzte, 9 Apotheken und 51 Hebammen dem medeciniſchen. Das veränderliche und windige Klima iſt wegen der nahen ofener Gebirge und des Donauſtroms doch ſehr geſund. Jährlich über 2100 Geborne und 1800 Todte (worunter im Durchſchnitt 10 Selbſtmörder) mithin der 33ſte ſtirbt. Merkantiliſcher, beamtlicher und literariſcher Handel und Wandel machen die Stadt zur reichſten, liberalſten und civiliſirteſten Ungarns, erheben ſie über das nahe Ofen und das dem Weltverkehr doch nähere Preßburg und ſtellen ſie mit den andern Städten des Reichs auſſer allen Vergleich; ob ſie gleich wie das ganze Land der Magyaren vielfältig in's Orientaliſche ſchillert. Die aus einheimiſchen und eingewanderten Deutſchen, aus Ungarn und Slowaken, Griechen, Raizen und Türken beſtehenden Einwohner ſind weit weniger als andern Orts im Reiche durch Religion und Nationaleigenheiten zerklüftet und die ſo mannifaltigen Sitten und Sprachen walten in friedlicher Miſchung neben und durch einander, doch herrſcht im Mittelſtand die deutſche und im amtlichen und literariſchen Verkehr die lateiniſche Sprache vor. Es wird viel und (bei der Menge der Eheloſen und jüngern Leute) locker gelebt und obgleich in Ungarn am theuerſten doch gegen andre ungariſche Städte wohlfeil. Nur Miethe und Luxusartikel ſind theuer; die Gelegenheiten zu öf-

fentlichen Zerſtreuungen ſind ſelten und ſelbſt die wenigen Vergnügungsorte des Publikums nicht frequent. Dahin gehören nächſt einigen unbedeutenden öffentlichen Gärten innerhalb der Stadt das Stadtwäldchen einen vom verſtorbnen Primas und Kardinal Bathyany angelegte und ſeit 1809 durch die Verſchönerungskommiſſion aus Moor und Sand hervorgehobene und wachſende Anlage auf einem Terrain von 334 Joch eine Viertelſtunde von der Thereſienſtadt, wohin doppelte Alleen zwiſchen gleichzeitig neu-angelegten aus den Sandebenen wunderſam emporgrünende Wein- und Obſtgärten führen. (Der Peſth umgebende Sand iſt eine Oberſchicht von Torf- und Moorgrund und quelligen Kies- und Thonlagern und daher zu allem Anbau tauglich). Die Margarethen-Inſel immitten der Waſſerſtadt Ofens und dem nördlichen Ende Peſths gelegen, durch ihren jetzigen Eigenthümer den Palatin Erzh. Joſeph zu einem reizenden Garten umgeſchaffen (ehedem größer und als Luſtort der alten Könige berühmt, nachher durch Waſſerfluthen und Türken zerſtört) iſt nur dem gebildeten Publikum zugänglich; aber allen offen iſt der Baron v. Orczy'ſche Garten, eine Viertelſtunde ſüdöſtlich von der Stadt gelegen und im engliſchen Geſchmack angelegt. In der Stadt fehlt es ganz an öffentlichen Promenaden und Landluſt muß ſtundenweit und nomadiſch im ofener Gebürge geſucht werden. Zu dem 22,634,000 Q. Kl. haltenden Stadtgebiete gehören noch zwei Donauinſeln, als die Stadtinſel und das Badhäuſel (alſo benannt von warmen Quellen), und dieſen gegenüber ein Hauſenfang. Ferner: der Steinbruch, doppelt wichtig, als ein ſeit 1724 cultivirtes Weingebirg, welches jährlich 20—30,000 Eimer ſehr guten und durch Farbe und Geſchmack den Rhein- und Frankenweinen ſich nähernden Wein, liefert und als unerſchöpfliche Fundgrube eines vortrefflichen Sandſteins, welcher der jungen Stadt in ihrem Wachsthum zu ſtatten kommt und durch die in ihm ſichtbare Konchylien den ehemaligen Meeresgrund bekundet. Dort iſt auch die durch die ehemaligen Reichstage berühmte Ebene Rákos. Unweit des Stadtwäldchens befindet ſich das ſeit einigen Jahren vom Dr. Rumbach errichtete Eiſenbad, wozu eiſenhaltiger Torfmoor das Waſſer hergibt, durch Effekt bewährt und gut hergeſtellt. In der Stadt hat man ſeit Kurzem eine wohleingerichtete Badeanſtalt mit Donauwaſſer. Schließlich ſei bemerkt, daß im lebhaften Verkehr der Stadt, geſchickte Handwerker, faſt aller Art, ihre Rechnung finden, was die Einwanderung und Einbürgerung vieler Ausländer, namentlich Deutſcher, zur Folge hat; doch nicht bloß für techniſche Kultur, ſondern überhaupt für alle Civiliſation iſt Peſth die öſtlichſte Werkſtatt von Bedeutung und reift mit dem ganzen Reiche einem Zeitpunkte entgegen, wo dieſe gottgeſeegneten Länder einſt die ihnen gebührende Rolle ſpielen werden. Die neueſte Monographie von Peſth hat geliefert, F. Schams, Peſth 1821, bei Hartleben 8. vollſtändig und gut ausgeſtattet.

Petarde, ein Sprenggeſchütz, das heißt, ein metallnes Geſchütz in Form einer Glocke, welches mit Pulver gefüllt und an Thore, Mauern, Brücken gehängt wird, um ſie mittelſt derſelben zu ſprengen; daher petardiren, das Sprenggeſchütz anwenden, und Petardier, ein Feuerwerker. Unter chineſiſchen Petarden verſteht man ein Feuerwerk, welches im Zimmer abgebrannt werden kann.

Petechien (auch Peteſchen, Flecken, lateiniſch petechiae, lenticulae, Linſen, der Aehnlichkeit wegen genannt), ſind kleine rothe Flecken auf der Haut des Menſchen. Sie gehören eigentlich zu den

Exanthemen oder fieberhaften Hautausſchlägen, ſtellen ſich in verſchiedner Größe ein, als bloße Punkte bis zu der Größe von kleinen Linſen, erſcheinen meiſtens in unzähliger Menge, machen aber keine Erhabenheit, ſondern ſind ganz flach, entweder hellroth, oder mißfarbig, dunkel, bräunlich und blau. Das Fieber, bei welchem die Petechien erſcheinen, gehört in die Klaſſe des Nervenfiebers, und zwar in die Unterart deſſelben, wo das Nervenſyſtem der Haut der urſprünglich ergriffne Theil iſt, und die Krankheit meiſtens von einem anſteckenden Stoffe herrührt, auch in vielen Fällen denſelben wieder erzeugt, daher die epidemiſch herrſchenden Nervenfieber meiſtens ſolche Petechialfieber, oder ſogenannte Fleckfieber ſind. Dieſe Petechialfieber können in ſehr verſchiednem Grade und Charakter vorkommen. Als Fieber beginnen ſie alle gewöhnlich mit Froſt, auf welchen Hitze folgt; als Nervenfieber haben ſie das Beſondre, daß das Gemeingefühl gleich anfangs ſehr ergriffen iſt, ein ausgezeichnetes Gefühl von Müdigkeit der Glieder ſich bemerklich macht, und daß ſchon bei dem erſten Anfalle ſonderbare und beſonders lebhafte Träume die Ueberſpannung der Phantaſie, baldiges Delirium, und überhaupt den angegriffnen Zuſtand des Nervenſyſtems andeuten. Um deßwillen iſt auch jedes Petechialfieber mit bedenklichen Zufällen begleitet, und allezeit für beſonders gefährlich gehalten worden. Die Meinungen über die Flecke ſind meiſtens ſehr verſchieden geweſen. Die ältern Aerzte haben ſie von einer beſondern Schärfe im Blute, oder vielmehr im Blutwaſſer, angeſehen, welche von ſalzig-ſchwefligen und ſchleimigen, der Verderbniß unterworfnen Stoffen im Körper herrührten, die aus demſelben ausgeſchafft werden ſollten, anſtatt deſſen aber ſich dem Blute beigemiſcht hätten. Andre haben ſie für die Folge einer im Körper ſelbſt erzeugten und auf die Haut abgeſetzten Schärfe angeſehen, haben ſie daher für die Krankheit heilſam entſcheidend gehalten, und durch hitzige ſchweißtreibende Mittel hervorzubringen geſucht. Späterhin ſetzten manche Aerzte dieſe Fieber überhaupt ohne Unterſchied in die Klaſſe der Krankheiten von Schwäche, unter die faulichten, oder unter die aſtheniſchen Fieber, und hielten die Flecken für ein zufällig erſcheinendes Zeichen, wovon die Veranlaſſung größere Schwächung durch Aderlaß, oder Erregung des Blutes durch hitzige Mittel, Verunreinigung des Blutes durch eingeſchloſſne Luft, zurückgehaltne Darmreinigungen, oder vielleicht auch durch epidemiſche Beſchaffenheit der Luft, ſei, und ſie beſtänden demnach in einer bloß paſſiven Ausſchwitzung des Blutes unter der Oberhaut. Es iſt jedoch wahrſcheinlicher, daß die Flecken von einem aktiven und zwar entzündlichen Zuſtand in der Haut entſtehen, namentlich in dem Gewebe der Haargefäße, welches das Nervenſyſtem der Haut umgibt, und daß hier überhaupt der Herd der Krankheit zu ſuchen ſei, von wo aus das ganze Gefäß- und Nervenſyſtem geſtört und angegriffen wird. Der Charakter dieſes Petechialfiebers iſt entweder echt entzündlich, oder putrid (faulicht); im erſten Falle ſind die Flecken hellroth, im andern aber mißfarbig, blau, zuweilen ſchwarz. Beide können von Anſteckung entſtehen; das Letztre entwickelt ſich aber unter günſtigen Umſtänden von ſelbſt und erzeugt jedesmal einen anſteckenden Stoff. Weil bei Heeren, in Lazarethen und Hoſpitälern vorzüglich viele Urſachen zur Erzeugung dieſes Fiebers mit putridem Charakter vereint wirken, und dieſes daher gewöhnlich entſteht: ſo benennt man es auch bloß mit dem Namen Hoſpitalfieber (ſ. d. A.). Das Petechialfieber iſt nicht immer von gleicher Gefahr. Die Zufälle ſind zwar jedesmal be-

denklich, weil das wichtigſte Syſtem, das Nervenſyſtem, urſprünglich ergriffen und daher ſehr geſtört iſt; allein deſſen ungeachtet hat das echt entzündliche, von Anſteckung entſtandne, wenn es nur richtig behandelt wird, nicht mehr Gefahr bei ſich, als jedes andre einfache entzündliche Fieber. Dagegen iſt das von ſelbſt entſtandne und das, welches den putriden Charakter angenommen hat, von weit größerer Gefahr, weil die Kräfte ſchon im Sinken ſind, die Beſchaffenheit des Blutes ſchon fehlerhaft iſt, und daher zur Unterhaltung der Nervenkraft nicht nur untauglich wird, ſondern auch durch Abſetzung ſchädlicher Stoffe noch mehr Zerrüttung hervorbringt. Die Dauer des Petechialfiebers iſt meiſtens 21 Tage. Die Petechien erſcheinen zuweilen bald, zuweilen erſt nach den erſten acht Tagen, und verſchwinden allmälig wieder, indem ſie immer bläſſer werden. Eine ähnliche Erſcheinung hat man den Petechien zur Seite geſetzt, welche jedoch einen ſehr verſchiednen Grund hat. Dies iſt die Blutfleckenkrankheit. Hier erſcheinen gleichfalls auf der Haut des ganzen Körpers eine große Menge ſolcher platten, meiſtens runden, dunkelrothen und blauen Flecken, von der Größe kleiner Linſen. Damit iſt gewöhnlich viel Abgang von ſchwarzem flüſſigen Blute aus dem Munde, oder mit dem Stuhlgange verbunden, übrigens aber kein Fieber und kein bedeutendes Uebelbefinden; die Flecken erſcheinen ſchnell, ſtehen aber lange; die Krankheit kommt häufiger bei Kindern vor, iſt aber weder epidemiſch, noch anſteckend. Man hat ſie zuweilen chroniſche Petechien genannt, und für den nämlichen Zuſtand, nur mit Mangel des Fiebers gehalten, allein wol mit Unrecht, da ſie mit jenen nichts gemein haben, als die geringe Aehnlichkeit der äußern Erſcheinung der Flecken. H.

Peter I. Alexiewitzſch, der Große, Zaar und Kaiſer von Rußland, geb. zu Moskau am 30. Mai alten Styls (11. Juni n. St.) 1672, war das erſte Kind des Zaaren Alexei Michailowitſch von ſeiner zweiten Gemahlin, Natalia Kirilowna, Tochter des Bojaren Nariſchkin. Mit einer blühenden, kräftigen Geſundheit, einem richtigen Verſtande und einer ſchnellen Faſſungskraft begabt, zog er ſchon als Kind aller Aufmerkſamkeit auf ſich, und Zaar Alexei wollte ihn daher mit Uebergehung ſeiner zwei ältern Söhne, des körperlich kranken Feodor und des geiſtesſchwachen, auch faſt blinden Iwan, zum Zaar ernennen. Doch die geiſtvolle und herrſchſüchtige Zaarewna Sophia, Alexeis Tochter aus ſeiner erſten Ehe, wußte jede Verfügung zu Gunſten ihres Halbbruders zu verhindern. Als aber Alexeis Nachfolger, Feodor III. (1676—1682), ſeinen noch unmündigen Halbbruder, mit Vorbeigehung Iwan's, wirklich zum Thronfolger ernannt hatte: ſo wurde Peter, nach Feodor's Tode von der allgemeinen Verſammlung der weltlichen und geiſtlichen Reichsbeamten zum Zaar ausgerufen, und ſelbſt das Corps der Strelitzen ſchwor ihm den Eid der Treue. Zwar wußte Sophia die letztern durch das Vorgeben, daß Iwan von Peter umgebracht umgebracht und ſelbſt ihre Auflöſung beſchloſſen ſei, zum Aufruhr zu reizen, und die aufgebrachte Rotte ermordete viele Unſchuldige, die zu dem Geſchlechte der Nariſchkin gehörten; als aber Iwan ſich endlich zeigte, riefen die Strelitzen: „Du biſt unſer Zaar!“ — „Ich will es,“ antwortete der Zitternde, „nur vergönnt, daß mein geliebter Bruder Peter mit mir regiere!“ Peter ward alſo mit Iwan zugleich gekrönt (26. Juni 1682), und Sophia mußte ſich damit begnügen, nur mittelbar zu herrſchen. Noch einmal empörten ſich die Strelitzen; Peter flüchtete ſich mit ſeiner Mutter

zu dem Altare im Kloſter Troizkoi; dies hielt die Wuth der Mörder auf. Unterdeſſen war die zaariſche Reiterei herbeigeeilt, die Aufrührer wurden überwältigt und dreißig von ihnen enthauptet. Allein Sophia griff, ſpielend mit der Schwäche Iwan's und Peter's Jugend, in ihren Anmaßungen immer weiter um ſich, ſo daß man endlich unter den Ukaſen ihren Namen neben denen der beiden Czare, und ihr Bild, mit Krone, Zepter und der Ueberſchrift: „Beherrſcherin von Groß- und Klein-Rußland,“ auf der Rückſeite der Münzen ſah. Den ſchwachſinnigen Iwan machten die Reize ſeiner ihm von Sophien gegebnen Gemahlin für alles blind, was um ihn her vorging; Peter hingegen entwickelte im Stillen ſeinen männlichen kriegeriſchen Geiſt. Er hatte nämlich in den Dörfern Preobraſchenskoi und Semenowski zwei Compagnien Krieger aus Jünglingen von ſeinem Alter gebildet, unter denen er ſelbſt den Dienſt eines Gemeinen verrichtete. Ihr Hauptmann war ein junger Mann, der in der Folge an Peters Entſchlüſſen und Thaten einen großen Antheil hatte — der Genfer Lefort, (ſ. Fort, Franz Jacob le). Sophia betrachtete das Soldatenſpiel als recht geeignet, den verhaßten Halbbruder von Staatsgeſchäften abzulenken, und hörte mit heimlichem Vergnügen von den Ausſchweifungen, welchen Peter mit ſeinen Lieblingen ſich oft überließ. Doch ſie irrte; der feurige, gebildete Lefort war der glücklichſte Lehrer des wißbegierigen Zaars, in welchem ſchon durch den frühern Unterricht des wackern Nikitia Moisnewitſch Sotow (eines verſuchten Diplomatikers) und Franz Timmermann's (eines deutſchen Mathematikers), ſo wie durch ſeiner edeln Mutter Sittenlehren, ein guter Grund zur wahren Bildung ſeines Geiſtes und Charakters gelegt worden war. Sophia ſelbſt bemerkte bald Peters höhere Anlagen, als er das erſte Mal (im Anfange 1688) mit Würde in dem geheimen Rathe erſchien. Darauf verband ihn ſeine Vermählung mit der reizenden Eudoxia Federowna Lapuchin (1689), das Werk ſeiner klugen Mutter, noch näher mit dem Volke, indem ſie ihn zugleich von den bisherigen Orgien abzog. Endlich überzeugte ſich Sophia von Peters Herrſcherkraft, als ihr Liebling, der von ihr und Iwan mit Ehren überhäufte Oberfeldherr, Gholizün, nach ſeiner Rückkehr aus einem unglücklichen Feldzuge gegen die Pforte, vor Peters Thür abgewieſen wurde. Wenige Monate darauf verlangte ſie bei einem gottesdienſtlichen Umgange, dem die Zaare ſelbſt gewöhnlich beiwohnten, als Regentin zugegen zu ſein. Peter widerſetzte ſich vergebens, und da ihm einige getreue Strelitzen verrathen hatten, daß Sophia ihn, ſeine Gemahlin, Mutter und Schweſter umbringen laſſen wolle: ſo begab er ſich mit den Seinigen in das feſte Kloſter Troitzkoi. Hier rief er zu ſeinem Schutze den General Gordon (einen Schotten) nebſt den Truppen herbei. Sogleich begaben ſich Gordon und alle ausländiſche Offiziere nach Troitzkoi, wo Peter einſtweilen von ſeinen Spielcompagnien bewacht war. Bald ſah der muthige Zaar Tauſende zum Schutze ſeiner Perſon herzueilen. Nun verſuchte Sophia ſich mit ihm auszuſöhnen, und wollte zuletzt in Perſon nach Troitzkoi eilen; doch auf dem Wege erfuhr ſie Peters Willen, ſie nicht zu ſehen, und daß ſie ſeine Gnade nur mit der Auslieferung des Befehlshabers der Strelitzen, Tſcheglowskoy, erkaufen könne. Selbſt Iwan ließ ſie ermahnen, dem Bruder ſich zu unterwerfen. Sie weigerte ſich daher nicht länger, den Schleier zu nehmen. Peter hielt hierauf in Moskau ſeinen feierlichen Einzug, und umarmte vor allem Volke Iwan, der den Titel Zaar behielt, die eigentliche Gewalt aber gern in der kräf-

tigern Hand des Bruders ließ. Die Bildung eines ſtehenden Heers nach europäiſcher Taktik war jetzt Peters erſtes Ziel. Lefort und Gordon wurden die Lehrmeiſter des neuen Heers, in welches ein großer Theil der, nach Aufhebung des Edikts von Nantes, nach Rußland geflüchteten Hugenotten aufgenommen wurde. Bald ſah ſich Peter von 20,000 Mann geübter Truppen umgeben, wovon die beiden zu Garderegimentern erhobnen preobraſchenskiſchen und ſemenowiſchen Compagnien den Kern bildeten. Zugleich beſchäftigte ihn die Errichtung einer Seemacht. Zwar hatte ſein Vater Alexei, um auf dem kaspiſchen Meere mit Perſien Handel zu treiben, durch holländiſche Zimmerleute ein Schiff (der Adler) bauen laſſen, das auch wirklich von Degenow an der Wolga ausgelaufen und in Aſtrachan angekommen war, allein es war von den doniſchen Koſacken verbrannt worden, und von der zerſtreuten Mannſchaft kamen nur zwei Holländer, unter welchen der Conſtabel Karſten Brand war, nach Moskau zurück. Dieſer ward jetzt Peters erſter Schiffsbaumeiſter, und im J. 1693 fuhr letztrer auf ſeinem eignen Schiffe, St. Peter nach Archangel, das ſchon ein bedeutender Handelsort war, um dort Tuch für ſein Heer zu erhandeln; ja er ſegelte ſogar bis Ponoj auf der lappländiſchen Küſte. 1694 lief er ſchon mit mehrern ruſſiſchen Schiffen in Archangel ein, und ernannte den Fürſten Romanodowski zum Admiral der künftigen Flotte. Als das Wichtigſte zur Bildung ſeines Volks erkannte er den Handel; daher warf er ſeine Blicke nach der Oſtſee und dem ſchwarzen Meere; hier waren die Mündungen der großen Ströme ſeines Reichs. Mit der Pforte ohnehin im Kriege, wandte er ſich zuerſt nach dem Ausfluſſe des Don; dort wollte er Aſow erobern, um ſich einen Stapelplatz am ſchwarzen Meere zu verſchaffen. Im Juli 1695 begann er den Angriff zu Lande, ſah ſich aber genöthigt, den Sturm auf die ſtarke Feſtung in eine Blokade zu verwandeln. Unterdeſſen eilte er nach Moskau zurück, umarmte ſeinen ſterbenden Bruder Iwan, und verſchaffte ſeinem Volke, das durch eine ſchlechte Ernte Noth litt, Getreidezufuhr auf ruſſiſchen Schiffen aus Riga und Danzig. Zu gleicher Zeit ließ er aus Oeſterreich, Brandenburg und Holland gute Ingenieurs und Artilleriſten kommen, und brachte größere Einheit in die Kriegsmacht, zu deren Oberbefehlshaber er den Bojaren Alexei Semenowitſch zum Schein ernannte, deren Seele aber Gordon, Lefort und Golowin blieben. Der neu angelegte Schiffswerft zu Woroneſch am Don lieferte ihm ſchon 1696 eine Flotte von 23 Galeeren, 2 Galeaſſen und 4 Brandern, mit welcher er die türkiſche Flotte im Angeſichte von Aſow ſchlug. Nun ließ er die Feſtung, die von jeder Hülfe zur See her abgeſchnitten war, mit aller Kraft belagern; und nach zwei Monaten, (29. Juli) zogen die Ruſſen in Aſow ein. Um dieſen Schlüſſel zum ſchwarzen Meere zu behaupten, ordnete er den Bau von 55 Kriegsſchiffen an. Zugleich übertrug er dem Ingenieur Oberſt Brokel, einem Deutſchen, die Herſtellung eines Kanals zur Vereinigung der Wolga mit dem Don, und ſendete eine Anzahl junger Edelleute nach Italien und Holland, um den Schiffsbau, und nach Deutſchland, um die Kriegszucht zu erlernen. Nachdem er mit vielem perſönlichen Muthe (2. Febr. 1697) eine Verſchwörung der Strelitzen und mehrerer Großen gegen ſein Leben unterdrückt hatte, machte er ſelbſt eine Reiſe in das Ausland, übergab indeſſen dem Fürſten Romadanowski und drei Bojaren die Regierung, und trat, nachdem er zur Sicherung der innern Ruhe die Strelitzen im Lande vertheilt hatte, nicht als Zaar, ſondern als

Mitglied einer Geſandtſchaft, welche nach alt-ruſſiſcher Sitte die auswärtigen Höfe beſuchen ſollte, unter dem Titel eines Großcommandeurs, die merkwürdige Reiſe an (April 1697). Durch Eſthland, Liefland (damals beide ſchwediſch), Brandenburg, Hannover und Weſtphalen begab er ſich nach Amſterdam, wo er unerkannt als holländiſcher Schiffszimmermann zu arbeiten anfing. „Ich bin hier (ſchrieb er an den Patriarchen Adrian zu Moskau), um dem Worte Gottes an unſern Vater Adam zu folgen: im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen! Freilich brauche ich nicht aus Noth zu arbeiten, aber ich arbeite, um das Seeweſen recht zu erlernen, mit den erlangten Kenntniſſen zurückzukehren, und dann die Feinde des Namens Jeſu zu beſiegen, und die Chriſten zu befreien!“ Von Amſterdam begab er ſich nach dem Dorfe Saardam, wo er in vaterländiſcher Tracht unter dem Namen Peter Michaeloff in die Liſte der Werkleute ſich eintragen ließ. Hier bewohnte er ſieben Wochen lang ein Häuschen, bereitete ſich ſelbſt ſein Lager und ſeine Speiſen, führte den Briefwechſel mit ſeinen Miniſtern, und arbeitete zugleich mit ſeinem Zimmermannsbeile an Maſt und Kiel. Dann ging er wieder nach Amſterdam und ließ ein Kriegsſchiff von 60 Kanonen unter ſeiner Aufſicht bauen, das er nach Archangel ſchickte. Nichts entging ſeiner Aufmerkſamkeit; Alles ließ er ſich erklären und in Vielem, ſelbſt in chirurgiſchen Operationen, übte er ſich ſelbſt. Die Bitte der holländiſchen Juden um Aufnahme in ſeinem Lande wies er aus Gründen zurück. Seine Liebe für das Seeweſen vermochte ihn, der Einladung des Königs Wilhelm III. nach London zu folgen. In engliſcher Schiffertracht wohnte er am königlichen Schiffbauhofe und äußerte oft, wenn er nicht Zaar von Rußland wäre, möchte er wol engliſcher Admiral ſein. Ueber 500 Perſonen (Offiziere, Ingenieurs, Kanoniere, Wundärzte und andre Künſtler) nahm er in ſeine Dienſte. Bewundert von Allen, die ihn kennen gelernt hatten, und mit dem Doctordiplom der Univerſität Oxford, ging er nach einem dreimonatlichen Aufenthalte, durch Holland über Dresden nach Wien. Als er aber im Begriff war, Italien zu beſuchen, erhielt er die Nachricht von einer neuen Empörung der Strelitzen. Er eilte daher durch Polen (wo er mit König Auguſt II. von Polen wichtige Verabredungen nahm) nach Moskau zurück (4. Sept. 1698), und hielt, da der Aufruhr durch Gordon ſchon geſtillt war, ein furchtbares Gericht. Jeder Tag des Octobers ſah das Blut der Schuldigen fließen, und da der größte Verdacht der Anſtiftung auf ſeine Schweſter Sophia fiel, ſo ließ er vor ihrem Kloſter 28 Galgen aufrichten und 130 Verſchworne daran henken, unter denen 3, die eine Bittſchrift an Sophia entworfen hatten, vor den Fenſtern ihrer Zelle, mit der Bittſchrift in den Händen, aufgehenkt wurden. Die Begnadigten (500) wurden verbannt; das Heer der Strelitzen aber aufgehoben, und der letzte Reſt derſelben in Aſtrachan 1705 vollends abgeſchafft. Perſönliche Abneigung vermochte ihn vielleicht, auch ſeine Gemahlin Eudoxia, die ſeine Liebeshändel nicht ertragen wollte, der Theilnahme an jener Empörung zu beſchuldigen; er verbannte ſie nach Susdal in ein Kloſter, wo ſie unter dem Namen Helena den Schleier nehmen mußte. Zur Belohnung ſeiner Getreuen aber ſtiftete er (30. Aug. 1698 den Andreasorden, und Golowin erhielt ihn zuerſt. Der Tod ſeines Lefort und Gordon's verſenkte ihn in tiefen Schmerz; nun ward Menſchikow, durch Geiſt und Thätigkeit aus dem Staube emporgehoben, ſein Liebling. Das Corps der Strelitzen erſetzte er durch 27 neue Infanterie- und 2

Dragonerregimenter (zuſammen 32,029 Mann), die binnen 3 Monaten geübt und marſchfertig waren. Nur Verdienſt und Dienſtalter wurden bei Beſetzung der Offizierſtellen berückſichtigt. Mit ausdauernder Thätigkeit widmete Peter ſich zugleich den innern Angelegenheiten ſeines Reichs, deſſen neue Schöpfung allmälig aus ſeinem Geiſte hervortrat. Die Erhebung der öffentlichen Abgaben wurde vereinfacht, die deutſche Kleidung eingeführt, womit zugleich die Bärte verſchwanden, die zahlreichen Gefolge (Gholops) der Bojaren wurden vermindert, das Reiſen in's Ausland ward gewiſſermaßen Bedingung ſeiner Gunſt, Buchdruckereien wurden angelegt, nützliche Schriften eingeführt, in allen bedeutenden Städten des Reichs Schulen angelegt und neue kirchliche Einrichtungen durchgeſetzt. So ließ er z. B., als im J. 1700 der Patriarch Adrian zu Moskau ſtarb, dieſe Würde, die faſt der päpſtlichen gleich war, unbeſetzt. Der im Frieden von Carlowitz zwiſchen der Pforte und Oeſterreich verabredete zweijährige Waffenſtillſtand zwiſchen Rußland und der Pforte ward (1700) auf 30 Jahre verlängert, aber zugleich an Schweden der Krieg erklärt. Patkul (ſ. d. Art.) hatte nämlich die mit dem Könige Auguſt von Polen getroffnen Verabredungen zur Reife gebracht, und alle Freundſchaftsbezeigungen des jungen Carl's XII. von Schweden konnten Peter von ſeinem Plane nicht ablenken. Seit Anfang des Jahrhunderts (hieß es in Peters Manifeſt) habe Schweden ſeine Nachbarn beraubt, und ſelbſt dem ruſſiſchen Reiche die Provinzen Ingermannland und Karelien entriſſen; es ſei daher die höchſte Zeit, die zu ſehr wachſende Macht Schwedens zu brechen, daß ſie den Nachbarn nicht weiter gefährlich werde. Hierauf ward Ingermannland von den Ruſſen beſetzt, und Narwa angegriffen. Da flog Schwedens junger, königlicher Held (vergl. Carl XII.) herbei; und 38,000 Ruſſen wurden von 8000 Schweden bei Narwa, 30. Nov. 1700, geſchlagen. Dieſer Unfall erſchütterte Peters große Seele nicht. „Ich weiß es wohl,“ ſagte er, „die Schweden werden uns noch manchmal ſchlagen; aber wir lernen! Die Zeit wird kommen, wo wir ſie wieder ſchlagen werden. Dieſe Schlacht ſoll, denk' ich, die Ruſſen aus ihrer Trägheit reißen und ſie zwingen, zu lernen, was ſie nicht wiſſen!“ Raſch wurden neue Truppen gebildet, Geſchütz angeſchafft, und viele kühne Fremde verſammelten ſich um den Zaar. Der Sieg der Ruſſen vom 1. Jan. 1702 am Embachſtrome über die Schweden ward die erſte Grundlage ihrer künftigen Triumphe. Nöteburg (von Peter in Schlüſſelburg umgetauft) wurde genommen und Marienburg, unter deſſen nach Rußland geſchleppten Einwohnern ſich das Waiſenmädchen Catharina befand (ſ. d. Art.). Nach gehaltnem Triumpheinzuge in Moskau und kurzem Aufenthalte in Woroneſch eilte Peter wieder auf den Kampfplatz an der Oſtſee, wo Menſchikow einſtweilen die neuen Werfte an dem Einfluß der Olonza in den Ladogaſee durch Befeſtigungen geſichert hatte. Zu dieſem Zwecke wurde Nyenſchanz, eine Feſtung an der Newamündung, von Peter am 1. Mai erobert. Vier Tage darauf nahm er, der als Bombardierkapitän diente, mit 30 kleinen Fahrzeugen zwei ſchwediſche Kriegsſchiffe an der Mündung der Newa; der Admiral, Golowin, hing ihm dafür den Andreasorden um. Da man Nyenſchanz zu fern von der See und nicht ſicher genug fand, ſo beſchloß Peter, auf der Inſel Ljuſt-Eland eine neue Feſtung zur Behauptung der Newamündung anzulegen. Hier ließ er ſich ein kleines hölzernes Haus nach holländiſcher Einrichtung bauen, und leitete von da aus ſein neues Werk. Am 27. Mai 1703 wurde der

Grund zu der Feſtung gelegt, welche der Zaar St. Petersburg nannte. Unter der Aufſicht des italieniſchen Baumeiſters, Oberſten Andrei-Treſin, begann der Bau; und bald ſah man .0,000 Menſchen aus allen Theilen des Reichs daran beſchäftigt. Während des Feſtungsbaues beſchloß er auch die Anlage einer Stadt, als Hauptſtapelort zur Verbindung Rußlands mit dem übrigen Europa. Nach vier Monaten ſtand die Feſtung St. Petersburg da, und Peter ernannte den Oberſten Rönne zum erſten Commandanten. Allmälig erhob ſich auch die Stadt. Viele von den Herbeigekommnen ſiedelten ſich, den langen Heimweg ſcheuend, dort an, wo ſie ihrem Zaar ohnehin willkommner waren, während ſie die Häuſer der Reichen aufbauen halfen, und viele durch den Krieg verjagte Schweden, Finnen und Liefländer eilten nach der dargebotnen Freiſtätte, wo ſie neuen Boden für ſich zum Eigenthume fanden, ſo daß zwei Jahre ſpäter (1705) außer Waſſili-Oſtrow, wo die erſten Privathäuſer gebaut wurden, auch die St. petersburgiſche Inſel und die Admiralitätsſeite angebaut waren, (vergl. St. Petersburg). Auf dieſe Weiſe erhielt Peter bald Künſtler, Handwerker aller Arten und Matroſen. Im November 1703 führte er ſelbſt das erſte Schiff bis in die Mitte der neuen Stadt; der Schiffer und die Mannſchaft wurden kaiſerlich belohnt, und den beiden erſten Schiffen, welche nach ihm einlaufen würden, ebenfalls Belohnungen ausgeſetzt. In der Nähe ſtieg zum Schutze Petersburgs, unter Menſchikow's Leitung, die Feſtung Kronſlot aus der See empor. Mehr als 8000 Pferde kamen bei den Schwierigkeiten um, welche mit Herbeiſchaffung der Baumaterialien verknüpft waren, und eben ſo viele Menſchen verloren ihr Leben; doch ſchon im März des folgenden Jahrs donnerten die Kanonen von den Wällen von Kronſlot. Indeß wendeten Oeſterreich, Holland und England Alles an, um Peters Bündniß mit Auguſt von Polen zu zernichten. Carl ließ ſeinen großen Gegner im Herzen von Liefland ſtehen, und zog nach Sachſen, um Peters Bundesgenoſſen zur Thronentſagung zu zwingen. Dagegen verſchaffte Peter durch die Umprägung der Kopeken in Rubel (die bis dahin nur eine eingebildete Münze waren) ſeinen Finanzen einen neuen Zuſchuß, und begann ſeine neuen Operationen mit der Vernichtung einer ſchwediſchen Flotille von 13 Fahrzeugen auf dem Peipusſee, welche ſo vollkommen gelang, daß der ſchwediſche Viceadmiral Löſchert mit dem letzten dieſer Schiffe voll Verzweiflung ſich und alle Mannſchaft in die Luft ſprengte. General Schlippenbach wurde bei Reval geſchlagen, und die Feſtungen Dorpat, Narwa und Iwangorod wurden erobert (4. Mai bis 20. Aug. 1704). Auch wurde ein ſchwediſcher Angriff auf St. Petersburg vereitelt; aber die Ruſſen wurden dagegen bei Gemauerthofen in Kurland und bei Frauſtadt geſchlagen, wofür ſie ſich jedoch durch den Sieg bei Kaliſch rächten. Da erhielt Peter die Nachricht vom Abſchluſſe des altranſtädter Friedens (24. Sept. 1706) und zog ſich, weil er nicht für gut fand, den mit 43,000 Mann heranziehenden Carl in Polen abzuwarten, mit ſeiner alles im Rücken liegende Land verheerenden Armee zurück. Im geheimen Bunde mit dem Koſackenhettmann Mazeppa, rückte Carl ihm nach bis in die Nähe von Smolensk; von dort wendete er ſich aber nach der Ukraine, um die Koſacken für ſich zu gewinnen und den General Löwenhaupt zu erwarten, der jedoch, von Peter bei Liesna geſchlagen, ſeinem Könige nur wenige Trümmer ſeines Heeres zuführen konnte. Jetzt vereinigte ſich Mazeppa öffentlich mit Carl, und eben war dieſer mit der Belagerung der feſten Stadt Pul-

tawa beſchäftigt, als Peter mit 70,000 Mann zum Entſatz herbeieilte, und unter den Mauern von Pultawa das ſchwediſche Heer in der Schlacht vom 8. Juli 1709 vernichtete. Der nun zum Generallieutnant bei der Landarmee und zum Contre=Admiral auf der Flotte beförderte Zaar ſchrieb vom Schlachtfelde aus dem Admiral Apraxin in St. Petersburg: „Unſern Feind hat Phaeton's Schickſal getroffen, und feſt gelegt iſt endlich der Grundſtein unſerer Newaſtadt!“ Die Rückkehr Königs Auguſt von Polen in dieſes Land, und ein neues Bündniß mit demſelben, welchem Dänemark und Preußen ſich anſchloſſen, ſo wie die Belagerung des feſten Riga waren die Folgen jener entſcheidenden Schlacht. Nun eilte Peter nach ſeiner geliebten Newaſtadt, wo er die Verbindung des Ladogaſees mit der Wolga anordnete und mit Frankreich, Italien und den Hanſeſtädten Handelsverträge ſchloß. Nachdem er hierauf ſeinen Triumph in Moskau gefeiert, einen Zwiſt mit England geſchlichtet, und die Armee (welche aus 33 Regimentern Fußvolk, 24 Regimentern Reiterei und 58,000 Mann Beſatzungstruppen beſtehen ſollte) neu organiſirt hatte, begann er den Feldzug in Liefland und Karelien. Elbingen, Wiburg, Riga, Dünamünde, Pernau, Kexholm, Reval wurden 1710 erobert, und mit dieſen Plätzen ganz Liefland und Karelien. Als nun auch nach und nach ſteinerne Paläſte ſich in Petersburg erhoben, da beſchloß er hier die künftige Reſidenz aufzuſchlagen, und feierte daſelbſt (4. Nov. 1710) die Vermählung ſeiner Nichte Anna (Iwan's zweiter Tochter) mit dem Herzog Friedrich Wilhelm von Kurland. Unterdeſſen hatten ihm die Türken, auf ihres Schützlings, Carl's XII., Andringen, den Krieg erklärt. Sofort errichtete Peter zur Leitung der Reichsgeſchäfte den dirigirenden Senat, und nachdem er, um die Geiſtlichkeit und das Volk für ſich zu gewinnen, den Biſthümern und Klöſtern die früher eingezognen Güter größtentheils zurückgegeben hatte, zog er mit ſeinem Heere durch die mit ihm verbündete Moldau, und befand ſich endlich am Pruth, dem Lager des Großvezirs Mehemet gegenüber. Hier litt ſein Heer an den nothwendigſten Bedürfniſſen drückenden Mangel. Größer noch wurde die Noth, als der mit ihm verbündete Fürſt der Wallachei abfiel, und die verſprochne Zufuhr von Lebensmitteln verſagte. Deſſen ungeachtet ging Peter über den Fluß dem Feinde entgegen; doch deſſen Uebermacht und die ihn umgebenden Schwärme der Tataren nöthigten ihn zum Rückzuge. Ein heftiger Angriff der Türken ward zwar abgeſchlagen, allein ſein vom Hunger erſchöpftes Heer war von einem zahlreichen Feinde eingeſchloſſen. Peter ſah im letzten Kampfe nur Gefangenſchaft oder Tod vor ſich. Aus dieſer Noth rettete ihn ſeine neue Gemahlin Catharina (1707 ſchon heimlich mit ihm getraut und am 6. März 1711 zur rechtmäßigen Gemahlin erklärt), welche, unterſtützt von dem Feldmarſchall Scheremetew, dem Großvezier Friedensvorſchläge that. Eine große Summe Geldes und Juwelen nebſt Verheißungen mehrerer Schätze (dies alles ohne Peters Vorwiſſen), ſollen Scheremetev's Brief an den Großvezier begleitet haben. Dagegen ſchrieb Peter, am glücklichen Erfolge dieſer Sendung eben ſo, wie an dem der Schlacht, verzweifelnd, an den dirigirenden Senat nach Moskau: „Sollte meine Perſon in die Gewalt des Feindes fallen, ſo ſollt ihr mich nicht mehr für den Zaar, euern Herrn, erkennen und nichts von dem erfüllen, was aus meiner Gefangenſchaft etwa von mir, und wäre es ſogar mein eigenhändiger Befehl, an euch gelangen möchte. Würde ich aber umkommen, ſo ſollt ihr den Würdigſten unter euch

zu meinem Nachfolger erwählen!“ Doch am 23. Juli 1711 kam der huſher Friede, ungeachtet des Widerſpruchs des Grafen Poniatowski, der Carls XII. Stelle vertrat, zu Stande, in welchem Peter gegen die Aufopferung Aſow's u. ſ. w. (vergl. Rußland und Osmaniſche Pforte) ſeine, des Heers und des Reichs Rettung erkaufte. (Es iſt ſchwer alle Motive anzugeben, welche den Grosvezier zur Bewilligung des Friedens beſtimmten. „Wer ſoll,“ fragte er z. B. den ſchwediſchen Abgeordneten, der den Friedensabſchluß auf alle Weiſe zu hintertreiben ſuchte, mit großer Feinheit: „Wer ſoll dann das Moskowiter-Land regieren, wenn ich den Zaar gefangen nehme?“) Der Fürſt der Moldau, Kantemir, deſſen Auslieferung Peter für jeden Preis verweigert hatte, folgte dem Zaar, in deſſen Penſion er 12 Jahre ſpäter ſtarb. So verlor Peter die kaum errungne Herrſchaft am ſchwarzen Meere wieder. Er wandte daher ſeine Thätigkeit ganz auf die Fortſetzung des Kriegs gegen die Schweden in Pommern. Zur Herſtellung ſeiner Geſundheit ging er noch im Herbſte 1711 in das Carlsbad, und feierte auf der Rückkehr in Torgau bei der Königin von Polen die Vermählung ſeines einzigen Sohnes Alexei mit der Prinzeſſin von Braunſchweig-Wolfenbüttel, bei welcher Gelegenheit er Leibnitz, der, um ihn zu ſehen, ſich dort befand, das Verſprechen gab, in ſeinem Reiche Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel anſtellen zu laſſen (vergl. Leibnitz). Nachdem er ſich mit dem Kronprinzen von Preußen und den däniſchen Miniſtern über den weitern Feldzug beredet hatte, ging er nach Moskau zurück, wo er (19. Febr. 1712) ſeine öffentliche Vermählung mit Catharina vollzog. Die Verlegung des dirigirenden Senats nach Petersburg geſchah zwei Monate ſpäter. Darauf ging er im Juni 1712 mit ſeiner Gemahlin abermals nach Carlsbad, und nach dreiwöchentlichem Gebrauche dieſer Heilquelle zum Heere nach Holſtein, wo der ſchwediſche General Steenbock glücklich gegen die Dänen focht. Als er dieſen in Tönningen eingeſperrt hatte, begab er ſich nach Petersburg, um dort die Eroberung des ſchwediſchen Finnlands einzuleiten, welcher Plan im J. 1713 auch ſo glücklich ausgeführt wurde, daß die Ruſſen bis über Abo nach Tawaſthus vordrangen, während die Schweden in Tönningen ſich hatten ergeben müſſen. Nur die von Preußen vorgeſchlagne und von Menſchikow eingegangne Neutraliſirung Pommerns ſtörte ſeine Plane, wofür aber auch der Liebling ſo bitter büßen mußte, daß kaum der Zaarin Fürſprache ihn noch vom gänzlichen Falle rettete. Mit immer größerm Eifer ſuchte Peter die ruſſiſche Seemacht in Aufnahme bringen; doch mußte er ſich gefallen laſſen, daß das Admiralitätscollegium ihm ſeinen Wunſch nach Beförderung zum Viceadmiral verſagte: „denn er habe zur See ſich noch nicht ſo ausgezeichnet, daß man ihn ältern Offizieren vorziehen könne.“ Er rüſtete ſich alſo, um die Auszeichnung bald zu verdienen, und als er den Seeſieg bei Twermünde errungen, und durch die darauf erfolgte Einnahme der Feſtung Nyſlot die Eroberung von Finnland vollendet hatte: da begrüßte ihn bei ſeinem Triumpheinzuge in St. Petersburg der Vicezaar, Romadonowski, der ſitzend auf dem Throne den Sieger empfing, mit dem Ausrufe: „Heil dem Viceadmiral!“ Bei dieſem frohen Anlaß ſtiftete er ſeiner Catharina zu Ehren, an ihrem Namenstage (25. Nov. 1714) den Orden der heiligen Catharina „zum Andenken der Gegenwart Catharinens bei der Schlacht mit den Türken am Pruth, wo ſie bei den gefährlichſten Umſtänden nicht als ein Weib, ſondern mit männlicher Unerſchrockenheit ſich erwieſen habe.“

Doch richtete er auch ſeinen Blick auf den innern Zuſtand ſeines Reichs. Aufmerkſam gemacht auf die Bedrückungen und Ungerechtigkeiten der Großen gegen die niedern Stände, ſetzte er eine Commiſſion zur Unterſuchung aller Beſchwerden nieder; eine Menge Staatsbeamten vom erſten bis zum dritten Range mußten nach Sibirien wandern, und eine ſcharfe Verordnung gegen künftige Bedrückungen beendigte die Unterſuchung. Nur die Aufhebung der Leibeigenſchaft ſchien ihm noch nicht rathſam. Der durch den Krieg herbeigeführten Verödung Ingermannlands half er dadurch ab, daß er eine Menge wohlhabender Bauern aus dem Innern Rußlands dorthin verpflanzen ließ. Mit Klugheit behandelte er die Religionsfehde zwiſchen den Roskolnick's (Altgläubigen) und den Rechtgläubigen, mußte jedoch einen Roskolnick mit dem Tode beſtrafen laſſen, der ſich durch die verſuchte Ermordung des Zaar's die Märtyrerkrone hatte verdienen wollen. Solche Vorfälle vermehrten ſeine Abneigung gegen Moskau und befeſtigten den Entſchluß in ihm, Petersburg zur erſten Stadt des Reichs zu machen. Dahin zweckten alle ſeine Handelsverordnungen und die harten Befehle ab, die er zur Vergrößerung und Verſchönerung der neuen Hauptſtadt gab. Mitten unter dieſen Entwürfen erhielt er die Nachricht, daß Carl XII. zurückgekommen und in Stralſund ſei. Allein da dieſer eigenſinnige Fürſt die Neutralität Pommerns verwarf, und England wie Holland beleidigte, ſo bereitete er dadurch ſelbſt dem Zaar neue und leichte Triumphe. Stralſund ward von den Preußen und Dänen, ohne Peter's Hülfe, erobert (23. Dec. 1715); doch hätte der Zaar ſich in der erſten Aufwallung des Zorns faſt auf Carl's Seite geneigt, als man ſeinen Truppen die Mitbeſetzung der Feſtung verweigert, und ſie ſogar mit Gewalt zurückgedrängt hatte. Indeß verabredete er, noch ehe er zur Befeſtigung ſeiner Geſundheit nach Pyrmont reiſte, wo er auch Leibnitz wieder ſah, mit dem Könige von Dänemark eine Landung auf Schonen, zu deren Ausführung er nachher nach Kopenhagen ging. Vier Flotten, eine ruſſiſche, däniſche, engliſche und holländiſche hatten ſich, 80 Segel ſtark, vereinigt, theils um die Landung auf Schonen zu decken, theils um der ſchwediſchen Flotte, die in der Oſtſee kreuzte, die Spitze zu bieten. Einmüthig wurde dem Zaar der Oberbefehl über dieſe vier Flotten übertragen, und er geleitete hundert im Sunde liegende Kauffartheiſchiffe vor der ſchwediſchen Flotte vorüber. Doch die Landung auf Schonen unterblieb auf den Rath der ruſſiſchen Generale, und weil der König von Dänemark deshalb mißtrauiſch wurde: ſo verließ Peter Dänemark und beſetzte Mecklenburg, das er gern eingetauſcht hätte. Wegen dieſer und andrer Plane unternahm er gegen das Ende des J. 1716 eine politiſche Reiſe nach Holland und Frankreich. In Amſterdam zogen ihn außer dem See- und Handlungsweſen jetzt auch alle andre Gegenſtände des Wiſſens und der Kunſt an. Seine Gemahlin, die ihn nach ihrer Entbindung in Amſterdam beſuchte (Febr. 1717), blieb im Haag zurück, als Peter zu Anfang Aprils über Brabant ſich nach Paris begab. In dieſer unermeßlichen Stadt beſuchte er alle Kunſtwerkſtätten, Kunſtſammlungen, Anſtalten für das Kriegsweſen, für die Erziehung, höhere Bildung und Induſtrie ꝛc. Mit Beweiſen von Achtung und Bewunderung überhäuft, verließ er Paris, nachdem er 1717 einen Freundſchafts- und Handelsvertrag mit Frankreich für ſich und Preußen abgeſchloſſen hatte, wiewol ſein eigentlicher Zweck, Frankreich von England zu trennen, und ſeine Abſicht auf Mecklenburg nicht erreicht wurde. Nach vier Monaten kam er (21.

Oct. 1717) nach Petersburg zurück. Hier hielt er ein hartes Strafgericht, als neue Beſchwerden über Unterſchleife und Bedrückungen ihm vorgelegt wurden. Den Gouverneur von Archangel, Fürſt Wolkonsky, ließ er erſchießen und viele Anklagen gegen Andre durch Kriegsgerichte unterſuchen. Hierauf ging er nach Moskau, um ſeinen einzigen 1695 gebornen Sohn Alexei zu richten. Dieſer unglückliche Prinz wurde durch das Gutachten der hohen Reichsbeamten zum Tode verurtheilt. Die Eröffnung des von dem harten Czar beſtätigten Urtheils überlebte der Prinz nur 24 Stunden; er ſoll an den Folgen des heftigen Schreckens darüber geſtorben ſein (7. Juli 1718); Büſching hat (in ſeinem Magazin für Hiſt. und Geogr. Bd. IX.) zuerſt die Nachricht mitgetheilt, daß der Gen. Adam Weide auf Peters I. Befehl dem Prinzen den Kopf mit einem Beile abgehauen habe. Bei ſeinem prachtvollen Leichenbegängniſſe zerfloß Peter in Thränen; aber viele in Alexeis Schuld verwickelte Perſonen wurden grauſam hingerichtet, und eine Denkmünze ſagte dem Volke, daß auf ſolche Weiſe die Majeſtät des Thrones gerettet ſei. (Man ſehe über Alexei einen beſondern Artikel in der neuen Folge des Werks: Band XI. und XII. 1. Liefer.). Mit gleicher Strenge verfuhr Peter wider die Großen, die ſein Volk bedrückten, und verſchonte ſelbſt ſeine Lieblinge Menſchikow und Apraxin nicht. Durch Regierungscollegien und eine Geſetzcommiſſion ſuchte er eine feſtere Juſtiz zu begründen. Zur Grundlage des neuen Geſetzbuches beſtimmte er ſeines Vaters Alexei Codex, die Uloſchenie. Noch wurde ein Commerzcollegium errichtet, und der Handelsſtand überhaupt ſehr ausgezeichnet. Die Verſchönerung Petersburgs, die Anlegung eines Naturalienkabinets, die Aufmunterung der bildenden Künſte und die Veredlung des geſellſchaftlichen Tons, zugleich Beluſtigungen für den Hof und das Volk, durch öffentliche Spiele, Maskeraden ꝛc. (worunter ſeine Papſtwahl, um den römiſchen Oberhirten lächerlich zu machen, ſich auszeichnete) gehörten zu ſeinen Erholungen. Schon ſeit dem Mai 1717 fanden zwiſchen ruſſiſchen und ſchwediſchen Bevollmächtigten Friedensannäherungen Statt (beſonders da man ruſſiſcher Seits nicht abgeneigt ſchien, Carl XII. in ſeinen Abſichten auf Norwegen zu unterſtützen), als dieſer, der ſchon den Angriff gegen Norwegen begonnen hatte, vor Friedrichshall ſeinen Tod fand. „Ach, Carl, mein Bruder, wie jammerſt du mich“ rief Peter, als er hiervon die Nachricht erhielt. Als hierauf Schweden, durch England und innern Parteienhaß irre geleitet, die Unterhandlungen verzögerte und neue Rüſtungen begann, ſo ließ Peter ſeine Truppen faſt auf allen Punkten der ſchwediſchen Küſte landen und einen Verwüſtungskrieg führen, der unvergeßlich in den Jahrbüchern Schwedens bleiben wird. Auf der Königin Ulrike Eleonore Bitten und Verſprechungen (vielleicht auch durch die Erſcheinung der engliſchen Flotte bewogen) zog Peter nach dieſer fürchtlichen Rache ſeine Flotte zurück; aber unterdeſſen hatte die Eiferſucht über Rußlands anwachſende Macht Polen, Preußen und Dänemark mit Schweden verſöhnt. Doch Peter bot allen die Stirn. Er behauptete ſeine Würde gegen Oeſterreich, mit welchem er in Zwiſt gerathen war. Die Jeſuiten vertrieb er aus ſeinem Reiche, weil ſie ſich in Händel miſchten, die ſie nichts angingen. Zugleich rüſtete er ſich gegen England; alle engliſche Kaufleute in Rußland wurden 1719 mit der Drohung, ihre Waaren (gegen 50 Millionen an Werth) zu confisciren, verhaftet. Doch das Härteſte ſollte Peter in dieſer Zeit ſelbſt erfahren. Es ſtarben nämlich ſein Waffengefährte, der Feldmarſchall Sche-

remetew und (25. April a. St.) ſein Thronerbe, Peter Petrowitſch, den Catharina ihm (8. Nov. 1717) geboren hatte. Drei Tage und drei Nächte war der Czar nach dem Tode ſeines Sohns einſam, ohne Speiſe und Trank geblieben; man fing an für ſein Leben zu fürchten. Aber er ermannte ſich, und eine ſeiner nächſten Regierungshandlungen war die Errichtung der heiligſten dirigirenden Synode, womit er die Hierarchie gänzlich zu Boden ſtürzte (1721). Vergl. Griechiſche Kirche. Schweden, deſſen König, Friedrich von Heſſen, unter Frankreichs Vermittelung neue Anträge gemacht hatte, während er mit Hülfe einer engliſchen Flotte auf Finnland einen Angriff beſchloß, ward aufs neue (1720) verheert; doch unterhandelte Peter, indem er ſich zu rüſten fortfuhr, und den Bau des Hafens von Royerwick anordnete. Endlich bewirkte ein dritter Verheerungszug an der ſchwediſchen Küſte (1721), welchen Peter trotz der engliſchen Flotte von 23 Linienſchiffen vollführte, den Abſchluß des nyſtädter Friedens (30. Aug. a. St. 1721), worin Liefland, Eſthland, Ingermannland, Wiburgslehn und Kexholmslehn an Rußland abgetreten wurden; der Herzog von Holſtein aber, welchem er zur Wiedererlangung Schleswigs zu verhelfen ſein Wort gegeben, wurde ein Opfer der Politik. So war der nordiſche Kampf nach 21 Kriegsjahren, ohne Peters Hülfsquellen zu erſchöpfen, geendet und Rußlands Macht für immer gegründet. Peter feierte den Frieden durch Gebete, Feſte, durch eine allgemeine Amneſtie, von welcher nur Mörder und nicht zu beſſernde Straßenräuber ausgenommen wurden, und Erlaß aller Foderungen der Krone bis zum J. 1717. Darauf baten ihn der Senat und die heilige Synode im Namen des Volks, „den Titel eines Vaters des Vaterlandes, Kaiſers aller Reußen und den Beinamen des Großen,„ anzunehmen. Nach vielen Einwendungen des Zaars wurde am Tage des großen Friedenfeſtes (22. Oct. 1721) die neue Kaiſerwürde ausgerufen, welche Preußen, Holland und Schweden ſogleich, die übrigen Mächte erſt ſpäter anerkannten. Bei der in Moskau am 28. Jan. 1722 wiederholten Friedensfeier erklärte er ſeine zwölfjährige, dem Herzog von Holſtein verlobte Tochter Eliſabeth für volljährig. Damit aber ſeine große Schöpfung nicht unter ſchwachen oder unfähigen Regenten wieder zerfiele, gab er (5. Febr. 1722) das Geſetz wegen der Thronfolge: „daß es dem Herrſcher Rußlands frei ſtehen ſolle, zur Thronfolge zu rufen, wen er wolle, auch die Ernennung wieder zu ändern, ſobald er den ſchon beſtimmten Thronfolger für untüchtig erkenne.“ Auf dieſes Geſetz ließ er ſeine Unterthanen feierlich vereiden. Eine darauf folgende Prüfung des Adels, ſeines Urſprungs und ſeiner Würdigkeit, hatte großen Einfluß auf die neue Einrichtung der Gerichte, nach welcher künftig kein wirklicher Senator in den verſchiednen Gerichtshöfen und kein Gerichtspräſident im Senate ſitzen konnte. Zum Controleur ſeiner Geſchäftsführung erhielt der Senat einen Generalprocurator, neben welchem noch ein Oberprocurator angeſtellt wurde. Hiermit verband Peter eine neue Rangordnung. Darauf unternahm er den längſt beſchloſſnen Zug nach Perſien (15. Mai 1722), um den Handel der Ruſſen auf dem kaſpiſchen Meere zu ſichern. Bereits in den J. 1715, 1716 und 1719 hatte er dieſes Meer und ſeine Küſten von erfahrnen Seeoffizieren unterſuchen und die nöthigen Fahrzeuge bereit halten laſſen. In dem erſten Jahre des Kriegs nahm er aber bloß Derbent, und ließ die Feſtung Swiätoi-Kreſt (zum heiligen Kreuze) und mehrere befeſtigte Dörfer anlegen, welche mit den doniſchen Koſackenfamilien bevölkert wurden. Die innern Unruhen in

Perſien bewogen den Schach nachzugeben, und im Vertrage vom 12. Sept. 1723 (welchem auch die Pforte d. 8. Juli 1724 ſich anſchloß) die Städte Derbent und Baku mit ihren Bezirken und die Provinzen Ghilan, Mazanderan und Aſtarabad an Rußland abzutreten. Doch mußte Peter ſeinen großen Plan, in Georgien das Chriſtenthum zu erneuern und an der Mündung des Fluſſes Kur eine Handelsſtadt anzulegen, von wo der Handel bis nach Aſtrachan fortgeſetzt werden ſollte, wenigſtens vor der Hand aufgeben. Nach ſeiner Rückkehr aus dem Felde (ſchon am 26. Dec. 1722) ward er zu neuen Unterſuchungen gegen untreue Staatsbeamte veranlaßt. Der Vizekanzler Schafſirow, einer ſeiner Lieblinge, wurde zum Tode verurtheilt, doch auf dem Schaffot mit Verbannung begnadigt; Menſchikow mußte 200,000 Rubel in den Fiscus zahlen, verlor viele Einkünfte, und mußte ſelbſt an ſeinem Leibe den ſtrafenden Arm ſeines Herrn empfinden, wozu ſich Peter ſeiner Dubina (eines Handſtocks aus dickem ſpaniſchen Rohr) bediente; viele Andre wurden durch Degradation, Geld = oder Leibesſtrafe gezüchtigt. Hierauf führte Peter noch einmal (12. Juli 1724) ſeine Flotte gegen Schweden, um ſeiner Verwendung für den Herzog von Holſtein bei Schweden und Dänemark gehörigen Nachdruck zu geben; und als dieſer einen Jahrgehalt von 25,000 Thalern und die Verſicherung der Thronfolge im Erledigungsfalle erhalten, ſegelte Peter nach Kronſtadt zurück. Hier feierte er durch ein glänzendes Feſt die Schöpfung ſeiner Flotte, welche jetzt aus 41 Kriegsſchiffen beſtand und mit 2106 Kanonen und 14,960 Matroſen beſetzt war. Die Verhütung der Ueberſchwemmungen, welche Petersburg im Herbſte oft erleiden mußte, die Fortſetzung des Ladoga = Kanals, die Errichtung einer Akademie der Wiſſenſchaften (1. Febr. 1725), an welcher Leibnitzens Rathſchläge ſo großen Antheil hatten, hiernächſt die fortgeſetzte ſtrengſte Unterſuchung und Beſtrafung entdeckter Staatsverbrechen, die Beförderung der Arbeiten der Geſetzcommiſſion, die Stiftung des Alexander=Newskyordens, die Verbeſſerung des Mönchsweſens, die Verbannung der Kapuziner aus Rußland, und ein neuer Handelsvertrag mit Schweden, beſchäftigten den großen Monarchen in den letzten Jahren ſeines glorreichen Lebens. Während derſelben verlobte er auch ſeine geliebte Tochter Anna dem Herzoge von Holſtein (24. Nov. 1724), nachdem er früher ſchon (18. Mai) aus Achtung und Dankbarkeit ſeiner Gemahlin Catharina die Krone aufs Haupt geſetzt hatte, vielleicht in der Abſicht, daß dieſe vereint mit Anna nach ſeinem Tode Rußland beherrſchen ſollte. Auch ließ er dem hinterbliebnen Sohne des unglücklichen Alexei eine Erziehung geben, wie ſie einem künftigen Kaiſer Rußlands gebührte. Aber ſchon längſt fühlte er mit den Schmerzen, die ſeit 1723 ein örtliches Uebel (Strangurie) ihm verurſachte, die Abnahme ſeiner Kräfte; daher ſein Trübſinn, der ſich oft in ſtarken Ausbrüchen des Unmuths äußerte. Einem ſolchen Ausbruche iſt wol zum Theil ſeine letzte Strafhandlung, die Hinrichtung des Mons, erſten Kammerherrn und Lieblings der Kaiſerin Catharina, zuzuſchreiben, als deren Urſache er entdeckte Dienſtvergehen, Beſtechungen ꝛc. angab. Im Spätherbſte 1724 war er im Begriff, ſich nach Syſterbeck zur Beſichtigung der daſelbſt angelegten Eiſenhämmer und Gewehrfabrik zu begeben, als er in der Abenddämmerung bei Lachta ein Boot, mit Soldaten und Matroſen beſetzt, auf einer Untiefe ſtranden ſah. Als eine geſendete Schaluppe das Boot nicht zu löſen vermochte, ließ er ſich ſelbſt hinbringen, und da ſein Fahrzeug nicht ganz hinankommen konnte, ſprang er, ſeines

Uebels nicht gedenkend, in das Waſſer, wadete bis an das geſtrandete Boot und half es löſen. „Die Arbeiter meines Münnich“ (am Ladoga-Kanal), ſagte er zur Kaiſerin, „haben mich geheilt; ich hoffe es noch zu erleben, daß ich mich mit ihm zu Petersburg einſchiffe, und zu Moskau in Golowkins Garten ans Land trete.“ Um dies zu befördern, mußten unaufhörlich 25,000 Mann arbeiten. Aber die Erkältung, die er ſich bei Lachta zugezogen hatte, machte ſeinen Zuſtand bald gefährlich. Auf alte Weiſe feierte er noch das Neujahr 1725, ließ einen neuen Afterpapſt wählen und verordnete die Wegreißung überflüſſiger Kapellen und Wegſchaffung der Bilder. Dies war ſeine letzte Verfügung. Eine chirurgiſche Operation blieb ohne Erfolg. Der Schmerz raubte ihm oft die Beſinnung. In hellen Augenblicken tröſtete ihn der geiſtliche Zuſpruch des Erzbiſchofs Theophanes von Pleskow. In einem ſolchen Augenblicke gewährte er auf Catharinens Bitten auch Menſchikow volle Verzeihung. Er wollte ſeine geliebte Tochter Anna ſprechen; ſie kam, aber der Kaiſer war ſchon ſprachlos. Der große Mann verſchied (8. Febr. 1725) in den Armen ſeiner Gemahlin, die ihn ſeit drei Nächten nicht verlaſſen hatte. Sie warf ſich neben die entſeelte Hülle nieder und betete: „Herr! öffne dein Paradies und nimm dieſe ſchöne Seele zu dir!“ Peter hatte 53 Jahre gelebt, und hätte noch 40 Jahre, nach dem Urtheile ſeiner Aerzte leben können, wenn er ſein Uebel nicht ſo lange verſchwiegen hätte. „Wenn ein Monarch den Namen des Großen verdient,“ ſagt Herder, ſo iſt's Peter Alexiewitſch. Er war Selbſteinrichter und Haushalter ſeines Reichs, ein allenthalben umherwirkender Genius, der hier anordnete, ſchuf und lenkte, dort anregte, lohnte und ſtrafte, überall aus unermüdlichem Triebe Er ſelbſt, nie durch ihn ein Andrer. Dieſer Trieb, dieſe Geniuskraft zeigte ſich in ſeiner kleinſten und größten Unternehmung, verbunden mit Klugheit, Entſchloſſenheit und auch im wilden Zorne mit einer bald rückkehrenden Billigkeit und Menſchengüte.“ Am Säcularfeſte der Thronbeſteigung Peters ward ſein Denkmal von Falconet, Peter zu Pferde einen Granitfels hinaufſprengend, mit ausgeſtreckter Rechte, und mit der Inſchrift: Petro Primo Catharina Secunda MDCCLXXXII,“ aufgedeckt. S. v. Halem's Leben Peters des Großen. K.

Peter II., Kaiſer von Rußland, Peter des Großen Enkel und Sohn des unglücklichen Alexei (ſ. d. Art. in der neuen Folge des Werks B. XI. Lief. 1.) beſtieg, kraft eines Teſtaments von Catharina I. welches beſonders durch Menſchikow veranlaßt worden war, der unter dem jungen und ſchwachen Fürſten ſeinen Einfluß geſicherter glaubte, als wenn der Zepter an Catharinens Tochter, die Herzogin Anna von Holſtein überging, 17. Mai 1727, im 13. Jahre ſeines Alters den Thron. In demſelben Teſtamente hatte Menſchikow auch die Anordnung mit einzuſchalten gewußt, daß Peter des Fürſten jüngſte Tochter Maria zur Gemahlin nehmen ſollte, und die Hoffnungen des ehrgeizigen Mannes gingen ſo weit, auch für ſeinen Sohn die Schweſter des Kaiſers, Natalie, zur Gemahlin zu begehren. Dieſe vielfachen und allzugroßen Anmaßungen mißfielen aber dem jungen Herrſcher, der an der Familie der Dolgoruckys, den Feinden Menſchikows, getreuliche Helfer zu dem Sturz des allmächtigen Verweſers fand. Menſchikow wurde mit den Seinen nach Sibirien verbannt und Peter ſtand eben im Begriff einer Prinzeſſin aus dem Hauſe der Dolgorucky die Hand zu reichen, als er den 29. Jan. 1730 noch nicht 16 Jahr alt, an den Blattern ſtarb, worauf Anna Iwanowna, Herzogin von Hol-

ſtein den Thron beſtieg, Menſchikow zurückgerufen und die Dolgo=ruckys dagegen in die Verbannung geſchickt wurden. (Vergl. die Art. Anna Iwanowna, Menſchikow und Dolgorucki).

Peter III. (Fedrowitſch), Kaiſer von Rußland. Da ſchon mit Peter II. der romanowſche Mannsſtamm ausgeſtorben war, ernannte die Kaiſerin Eliſabeth, Tochter Peters I. mit Catharina I. kraft der Thronfolge=Ordnung ihres Vaters, deſſen Enkel, den Herzog Carl Peter Ulrich von Holſtein=Gottorp, entſproſſen aus der Ehe ihrer Schweſter Anna Petrowna mit dem Herzoge Carl Friedrich von Hol=ſtein, zum Großfürſten und Thronfolger von Rußland (18. Nov. 1742), und vermählte ihn, 1. Sept. 1745, mit der Prinzeſſin Sophie Auguſte von Anhalt=Zerbſt, die bei ihrem Uebergange zur griechiſchen Kirche (9. Juli 1744), die Namen Catharina Alexiewna angenommen hatte. Als Eliſabeth (5. Jan. 1762) ſtarb, beſtieg er unter dem Na=men Peter III. den Thron. Sein erſter Schritt als Kaiſer, war gänzliche Ausſöhnung mit Friedrich II. von Preußen, den Eliſabeth, im Bunde mit Oeſterreich und Frankreich, bisher mit vielem Nach=druck bekriegt hatte; denn er bewunderte den großen König und war wirklich ſein Freund. Er ſchloß daher mit Preußen ein Friedens=bündniß, indem er das eroberte Königreich Preußen zurückgab und ſein Heer zu Friedrichs Heere ſtoßen ließ. Auch rief er die unter Eli=ſabeth verbannten Miniſter Leſtocq und Münnich, ſo wie den Herzog von Kurland, Biron, aus Sibirien zurück. Zugleich ſchaffte er die Angeberei des ſogenannten Wortrufens ab, oder die furchtbare Aech=tung eines Jeden, der nüchtern oder trunken gegen die griechiſche Kir=che, den Monarchen oder den Staat etwas geſprochen. Hierauf be=ſchloß er eine langgenährte Lieblingsidee auszuführen, nämlich den von ſeinem Vater (1713) verlornen Antheil an Schleswig der Krone Dänemark wieder abzunehmen, und ſo manche ſeinem Hauſe zuge=fügte Beleidigung zu rächen. Schon war deshalb das in Pommern befindliche ruſſiſche Heer ins Mecklenburgiſche vorgerückt, und ſchon wollte Peter in Perſon ſich an die Spitze ſeiner Truppen ſtellen, als plötzlich eine längſt vorbereitete Verſchwörung ausbrach, die ihm nach einer neunmonatlichen Regierung Thron und Leben koſtete. Er hatte nämlich durch ſeine Vorliebe für die Holſteiner, durch ſeine Verſuche, die preußiſche Kriegszucht bei den Ruſſen einzuführen, durch ſeine Verordnungen wider die Bärte der Geiſtlichen und die Bilder, endlich durch Beſchränkungen der Großen, alle Stände des Reichs wider ſich aufgereizt. Die Revolution brach in der Nacht vom 8. auf den 9. Juli 1762 aus (ſ. d. Art. Catharina II.); noch in derſelben Nacht ward Peter des Throns verluſtig erklärt, und Catharina von den Garden, der Geiſtlichkeit und den Großen zur Kaiſerin ausgerufen. Peter befand ſich, während dies in Petersburg vorging, zu Oranien=baum. Als die Nachricht von der Revolution dorthin gelangte, rieth ihm ſein getreuer Münnich, an der Spitze der ihm treu gebliebnen Regimenter nach Petersburg zu ziehen, und ſich der Empörer zu be=mächtigen. Zitternd und unentſchloſſen zog Peter dieſem mannhaften Schritte die Unterwerfung vor. Am folgenden Tage (10. Juli) ent=ſagte er feierlich der Krone, doch rettete er damit ſein Leben nicht, denn Catharina's Umgebung wünſchte des abgeſetzten Kaiſers Tod, um ihrer eignen Sicherheit willen. Dieſer erfolgte, wie man ſagt, auf eine gewaltthätige Weiſe, am 14. Juli 1762.

Petersburg (St.), iſt nebſt Stockholm die nördlichſte Reſi=

denz in Europa, in dem Gouvernement gleiches Namens, das ehemalige Ingermannland, und kann mit Recht die Königin aller Reſidenzen genannt werden; denn ſie wetteifert unſtreitig mit den ſchönſten und prächtigſten Städten der Welt. Ihr Anblick in der Ferne erregt ſchon die größten Erwartungen, die aber, je tiefer man in die Stadt eindringt, noch mehr übertroffen werden; denn man wandert von einer regelmäßigen breiten Straße in die andre, ſieht ſich dabei von den prächtigſten Paläſten, Kirchen und vergoldeten Thürmen und andern maſſiven, zum Theil von koloſſaler Größe aufgeführten Gebäuden umgeben, ſo daß das umherirrende Auge anfangs nicht weiß, wo es ruhen ſoll, indem es überall nur große Meiſterwerke der Baukunſt zu bewundern findet. Dieſe Bewunderung geht für einen Fremden in Erſtaunen über, hat er das zufällige Glück an einem heitern Frühlings- oder Sommermorgen aus dem kaiſerl. Sommergarten an die daſelbſt majeſtätiſch vorbeiſtrömende Newa zu treten. Da öffnet ſich ſeinen Blicken auf einmal eine ganz neue Welt. Er glaubt nicht mehr in einer von Menſchenhänden gebauten Stadt zu ſein, ſondern daß irgend ein Zauberer ihn plötzlich in eine Feenſtadt verſetzt habe, worin ſich Wunder auf Wunder häufen. Denn alle Gegenſtände in der Nähe und Ferne vereinigen ſich hier auf das ſeltſamſte, den in Betrachtungen verſunknen Zuſchauer in ſeinen Zauberideen zu beſtärken, worunter der Anblick der mancherlei Schiffe und Gondeln auf der Newa, die wenigſtens ½ Viertelſtunde breit iſt, die darübergehenden Schiffsbrücken, die an ihren beiden Ufern nahe und fern liegenden prachtvollſten Paläſte, von Gold glänzenden Kirchen und Thürme, Inſeln und Gärten ihm faſt die Augen verblenden. Zur Bequemlichkeit der Fußgänger iſt jede Seite der Newa mit einem herrlichen breiten eine Stunde weit gehenden Kay verſehen. Dies im Allgemeinen, und nun zu dem Einzelnen. Petersburg iſt nach Moskwa zugleich die zweite Hauptſtadt des ruſſiſchen Reichs und liegt einige Meilen von dem Ausfluſſe der Newa in die Oſtſee. Keine Stadt hat ſich vielleicht ſchneller zu einer ſolchen Größe und Pracht erhoben als dieſe. Der Czar Peter der Große legte 1703 den Grund zu dieſer Stadt, indem er zuerſt auf einer Inſel der Newa eine Feſtung anlegte, um ſich einigermaßen gegen die angrenzenden feindlich geſinnten Schweden zu ſichern. Um dieſen Bau ſelbſt zu leiten, ließ ſich Peter gegenüber ein kleines einfaches hölzernes Haus bauen, das noch jetzt daſteht und zu deſſen längerer Erhaltung man es mit einem ſteinernen Gebäude umgeben hat. Darauf folgten bald andre öffentliche und Privatgebäude, zu deren Theilnahme der kluge Czar den da herumwohnenden Adel und die in Moskwa, Nowogorod und andern Städten reiche Kaufmannſchaft zu gewinnen wußte, ſo daß in kurzer Zeit daraus eine anſehnliche Stadt entſtand, die nun unter dem fortſtrebenden eifrigen Bemühen der folgenden Regenten und Regentinnen, beſonders unter Catharina II. und dem Kaiſer Alexander I. zu einer faſt unnachahmlichen Vollkommenheit gediehen iſt. Die umliegende Gegend dieſer Stadt iſt flach und eben, und ihr Boden hie und da moraſtig. Sie iſt überall offen, ohne Mauern und nur hie und da mit einem Graben umgeben, enthält bei einem Umfange von faſt 4 Meilen gegen 10,000 Häuſer, worunter in den Vorſtädten ſich auch viele hölzerne befinden und zählt ungefähr 280,000 Einwohner, unter welchen ſich jedoch gewiß der 5te bis 6te Theil Ausländer annehmen läßt; von welchen bei weitem der größte Theil Deutſche ſind, indem man ſicherlich ihre ſämmtliche Anzahl von 40,000 nicht zu hoch ſchätzt; auch iſt keine Nation mit der Ruſſiſchen durch

Heirathen und andre Verbindungen mehr verſchmolzen als die Deutſche. Es wird ebenfalls keine andre Nation zu Staats- und Kriegsdienſten mehr befördert und zugelaſſen, als eben dieſelbe. Nach den Deutſchen behaupten die Engländer, Franzoſen, Italiener, Schweden aber die Mehrzahl. Außerdem findet man hier Menſchen aus allen Ländern und Welttheilen, nur mit Ausſchluß der Juden, die nicht geduldet werden. Die Newa, welche dieſe herrliche Kaiſerſtadt von Oſten nach Weſten durchſtrömt, trennt ſie in zwei Theile, von welchem der ſüdliche, oder die Landſeite beträchtlich größer und volkreicher iſt. Die Nordſeite iſt von einem Arm der Newa in zwei Theile zerſchnitten, welcher mitten in der Stadt ſich von dem Hauptſtrom ſcheidet und ſeinen Lauf nach Nord-West nimt. Die Haupteintheilung der Stadt iſt folgende: 1) die Admiralitätsſeite; 2) der Stückhof; 3) die moskow'ſche Seite; 4) die Jämskoy; 5) die waſilioſtrowſche; 6) die petersburgiſche; und 7) die wiburgiſche Seite, nach der Stadt Wiburg in Finnland alſo benannt. Dieſe Hauptabtheilungen zerfallen wieder in viele Unterabtheilungen oder Diſtrikte, von denen ein jeder in's beſondre unter einem polizeilichen Gerichtshofe ſteht, deſſen oberſter Richter gewöhnlich ein aus dem Militär getretner Major iſt (denn die ganze Polizei hat eine militäriſche Verfaſſung), der freilich oft mit den Landesgeſetzen unbekannt, ſich aus den vielen ſich durchkreuzenden Ukaſen nicht anders als durch einen willkürlichen Machtſpruch herauszuhelfen weiß, welchem noch bisweilen, wenn eine oder die andre Partei Unzufriedenheit blicken läßt, durch einen derben Fauſtſchlag oder Fußtrit zu mehrerer Bekräftigung das Siegel aufgedrückt wird. Aber dieſe kleinen Polizeianſtalten vereinigen ſich im Mittelpunkte der Stadt, wo die erſte Polizeiinſtanz iſt, an deren Spitze jedesmal ein General mit dem Titel: Excellenz ſteht. — Die Admiralitätsſeite enthält unſtreitig den ſchönſten Theil der Stadt; ihr zur Rechten breitet ſich ebenfalls längſt der Newa der ungeheuere kaiſerliche Winterpalaſt aus, deſſen Zimmer rings um mit Statüen und mythologiſchen Figuren geziert ſind, und an welchen Catharina II. einen kleinern Palaſt, Eremitage genannt, angefügt hat. Dieſes Gebäude enthält Kunſtwerke der ſeltenſten Art, vorzüglich eine Menge der ſchönſten Originalgemälde von großen Meiſtern, die größtentheils von der kunſtliebenden Catharina angeſchafft wurden. Ferner befindet ſich in der Eremitage ein Garten, worin, wie auf der Inſel der Göttin Kalypſo, ein ewiger Frühling herrſcht. Verfolgt man ſeinen Weg einige hundert Schritte weiter durch die prachtvolle Straße, große Million genannt, ſo ſtößt man auf das Marmorpalais von koloſſaler Größe, das auf einer Grundlage von Granit erbaut iſt, und von Catharina ihrem Liebling dem Grafen Orlow geſchenkt wurde, der ſich deſſen aber nur kurze Zeit erfreute. Von der andern Seite der Admiralität, die von der Landſeite mit einem Graben und Wall umgeben iſt, der zum öffentlichen Spaziergang dient und von den ſchönſten Linden beſchattet wird, befinden ſich viele der prächtigſten Gebäude. Hier fällt beſonders die ganz von Marmor erbaute Iſaakskirche in die Augen, das Wunder aller Kirchen, an Größe ſowol als an äußerer und innerer Pracht; der Hereintretende in die Kirche wird von einem heiligen Schauer ergriffen. Unfern davon erblickt man mit Erſtaunen den erſt neuerlich mit ungeheuern Koſten aufgeführten Palaſt des Fürſten Labanow, ein Rieſenwerk, ſelbſt für Petersburg. Weiter hin, nahe an der Newa, prangt auf einem ſehr geräumigen Platze die berühmte

von Falconet gegoſſne Statüe Peters des Großen, die einen impoſanten Anblick gewährt; die ungeheure Felſenmaſſe, die der Statüe zum Fußgeſtelle dient, die allein die Höhe eines kleinen Hauſes hat, iſt mit einem großen Koſtenaufwand, 30 Werſt weit aus Finnland, herbeigeſchafft worden. Auf einer Seite des Felſens ſteht mit goldnen Buchſtaben: Catharina Secunda und auf der andern Petro primo 1782. Außerdem gibt es noch eine unzählige Menge ſehr merkwürdiger Gebäude und Anſtalten, von denen wir wegen des beſchränkten Raums nur die allermerkwürdigſten herausheben wollen, als: die Akademie der Wiſſenſchaften, worinnen ſich eine ſehr anſehnliche Bibliothek der ſeltenſten Werke, ferner: ein ſehr vollſtändiges Naturalienkabinet und eine Sternwarte, an deren Spitze der berühmte Schubert ſteht, ſich befinden. Unfern von hier zieht die erſt ſeit 1816 vollendete neue Börſe die Aufmerkſamkeit des Fremden auf ſich; ein eben ſo maſſives als prachtvolles Gebäude, das mit einer Colonade von 44 Säulen umgeben iſt. Weiter unten ſieht man das Landkadettencorps, die älteſte und größte militäriſche Anſtalt, die ehemals den geiſtreichen Schriftſteller, General Klinger, zum Chef hatte und deſſen Hauptgebäude, in welchem gegen 4000 Menſchen wohnen, allein ½ Stunde im Umfange hat. Noch weiter hin ſtößt man auf die Akademie der ſchönen Künſte, von außerordentlicher Größe, und welche außer 3—400 Zöglingen, die auf Koſten der Krone unterhalten und unterrichtet werden, alles in ſich faßt, was zu einem ſolchen Inſtitut gehört. Ferner ſind noch merkwürdig: das See- Berg- und Ingenieurkadettenkorps, die alle 3 den Zwecken, wonach ſie benannt ſind, wohl entſprechen. Alle dieſe bisher angeführten und blos der Jugend gewidmeten Erziehungsinſtitute werden auf kaiſerl. Koſten unterhalten und liegen auf Waſſelei-Oſtrow (Baſils Inſel), wohin man von der Landſeite Petersburgs auf einer ſehr bequemen über die Newa gelegten Schiffsbrücke gelangt. Außerdem gibt es noch in andern Theilen der Stadt ſehr viel ähnliche Inſtitute, unter welchen das große kaiſerliche Gymnaſium vorzüglich verdient erwähnt zu werden. Ferner gibt es noch eine beträchtliche Zahl wohlthätiger Anſtalten andrer Art, als: Hoſpitäler für's Militär und Privatperſonen, das ſchöne Irrenhaus an der apuchowſchen Brücke, das Blinden- und Taubſtummeninſtitut, verſchiedne mediziniſche und chirurgiſche Anſtalten, und endlich noch das große Findelhaus, in deſſen Mauern gegen 5000 Kinder geſäugt, ernährt und erzogen werden, und wo jede Gebährende, ſie ſei verehlicht oder nicht, frei mit der beſten Pflege ihre Wochen halten, und dann ihr Kind mit ſich fortnehmen oder zur Erziehung zurücklaſſen kann, ohne daß ſie um ihren Namen und Stand gefragt wird, wenn ſie dieſe nicht ſelbſt zu erkennen gibt. Mit dieſer Anſtalt iſt noch das große Leihhaus (Lombard) verbunden, worin auch auf unbewegliche Güter dargeliehen wird. Man kann leicht ſelbſt ermeſſen, welche ungeheure Summen alle dieſe Anſtalten dem Kaiſer koſten. Eben ſo viel als der großmüthige Monarch für die männliche Jugend thut, verdankt deſſen edeldenkender Mutter, der Kaiſerin Maria Feodorowna, die weibliche, indem ſie, wie bekannt iſt, den größten Theil ihrer Einkünfte auf verſchiedne von ihr errichtete Fräuleininſtitute und auf Pflege vieler Kranken in den Hoſpitälern verwendet. Außerdem gibt es noch auf verſchiednen Punkten der Stadt eine Menge Privatinſtitute, die von gelehrten Deutſchen oder Franzoſen unterhalten werden. Unter allen dieſen Anſtalten ragt aber die deutſche Petriſchule, die mit der proteſtantiſchen Kirche gleiches Namens verbunden iſt, hervor, die

wegen ihrer vortrefflichen Einrichtung allen übrigen zum Muſter dienen kann. Sie enthält die geſchickteſten Lehrer mit einem Director. Als ſolcher hat ſich zuletzt beſonders der Kollegienrath Weiſe, ein vielſeitiger Gelehrter, ausgezeichnet. Nicht nur deutſche Eltern, ſondern auch ruſſiſche, ſchicken ihre Kinder dahin oder geben ſie den Lehrern in Penſion. Dieſe Schule iſt nicht kaiſerlich; denn ſie hat ihren eignen Fond, iſt aber von dem Kaiſer durch eine beſondre Ukaſe unter kaiſerlichen Schutz genommen worden; es werden darin nicht nur männliche ſondern auch weibliche Zöglinge unterrichtet; auch iſt es bekannt, daß ſie dem Staate die beſten und geſchickteſten Menſchen zugezogen hat, und darum ſteht ſie in großem Rufe. In allen dieſen Lehranſtalten werden hauptſächlich nicht nur in der Reſidenz, ſondern auch in allen Gymnaſien des ruſſiſchen Reichs, die neuern Sprachen berückſichtigt, als: ruſſiſch, deutſch, franzöſiſch, auch hie und da engliſch und für die 3 erſten Sprachen ſind überall auf allen öffentlichen Schulen Lehrer angeſtellt, die ſie auf einen ausdrücklichen kaiſerlichen Befehl lehren müſſen. Auch griechiſch und lateiniſch werden öffentlich gelehrt, allein dieſe Sprachen finden wenig geiſtigen Boden; hingegen zeigt der junge Ruſſe zu jenen, und noch mehr zum Tanzen, zur Muſik und Malerei deſto mehr Natur und Fertigkeit. — Unter den Paläſten verdienen noch auf andern Punkten der Stadt Erwähnung: der prachtvolle, vom Kaiſer Paul erbaute, an den großen herrlichen Sommergarten anſtoßende, michailowſche Palaſt, deſſen Bau 4 Millionen Rubel gekoſtet hat. Faſt am Ende der Stadt dehnt ſich der tauriſche Palaſt mit ſeinen wunderſchönen Gärten aus, der von Potemkin erbaut und bewohnt, und während ſeiner Abweſenheit von Catharina vergrößert und verſchönert wurde. Außerdem gibt es in Petersburg noch unzählig viel andre ebenfalls ſchöne Paläſte, die von reichen Fürſten, Grafen und andern Herrn bewohnt werden. Alle dieſe Paläſte, wie auch die meiſten Häuſer, ſind, ſtatt der Ziegeln, mit dünnen ſchwarz oder grün lakirten eiſernen Platten gedacht. Die einige Meilen von der Stadt entfernten Luſtſchlöſſer oder Sommerreſidenzen verdienen ebenfalls Jedermanns Bewunderung, theils wegen der Kunſt, als auch wegen der Schönheiten der Natur, von welcher ſie umgeben ſind. Czarskoe-Selo (Kaiſershof) Catharinens ehemaliger Lieblingsaufenthalt, fand vor 40 Jahren der Prinz Heinrich von Preußen bei einem Beſuche, den er dieſer Monarchin ablegte, ſo ſchön und herrlich, daß er auf ihre Frage: wie ihm dies Luſtſchloß gefallen habe, ganz lakoniſch antwortete: es hat nur einen Fehler; und welchen? — daß es kein Futteral hat. Vor einigen Jahren wurde dieſes herrliche Schloß mit dem darin errichteten Lyceum ein Raub der Flamme. Von einer andern Seite, einige Meilen von der Stadt, liegt Pawlowsky mit ſeinen ſchönen Gärten und herrlich angebauten Umgebungen, welches der gewöhnliche Sommeraufenthalt der verwittweten Kaiſerin iſt. Der Weg nach dem Luſtſchloſſe Peterhof, das an der See dem Hafen Kronſtadt gegenüber liegt, iſt gleich nach dem Austritte aus der Stadt einer der reizendſten, indem er ſich einige Werſt lang durch kleine Luſtwälder und Gärten mit den herrlichſten Anlagen und Waſſerpartien hindurch zieht, die außerdem mit den ſchönſten Luſthäuſern und Tempeln aller Art ausgeſchmückt ſind, ſo daß man an einem ſchönen Morgen wähnt, ſich in dem idealiſirten Elyſium zu befinden. Dieſes ſchöne auf einer beträchtlichen Höhe gelegne Luſtſchloß enthält mit ſeinen Umgebungen alles, was man bewunderns-würdig nennen kann, worunter jedoch die ſtarken und waſſerreichen

hohen Springbrunnen am meiſten imponiren. Die Gärten, Luſthaine und die ſchönſten Alleen an der See ſind ſo weitläufig, daß man ſich füglich darin verlieren kann. Das in Rußland ſo ſehr gefeierte Peter-Pauls-Feſt, wird jedes Jahr hier den 29. Juni mit großem Pomp und Ergötzlichkeiten aller Art begangen, die nach dem tilſiter Frieden 1807 ihren höchſten Punkt erreichten, wo dieſe Feierlichkeiten dem franzöſiſchen Geſandten, General Savary, zu Ehren auf die koſtſpieligſte Weiſe verherrlicht wurden. Eine wundervolle Illumination und ein großes, theils auf der See, theils auf dem Lande abgebranntes Feuerwerk beſchloſſen dies merkwürdige Feſt, wovon die halbe Stadt Zeuge geweſen war. Kamennoy-Oſtrow (Steininſel) iſt der gewöhnliche Sommerſitz Alexanders. Außerdem liegen noch andre Luſtſchlöſſer und Landhäuſer in der umliegenden Gegend von Petersburg, die reichen Familien zugehören und der Stadt zur wahren Zierde gereichen. Wenn man in den kleinſten Städten Rußlands oft 9—10 Kirchen und bisweilen noch mehrere findet, ſo wird man ſich nicht wundern, wenn man deren in Petersburg faſt gegen 100 mit noch weit mehrern Thürmen zählt, welche zur Verſchönerung der Stadt außerordentlich viel beitragen. Es herrſcht darunter eine große Mannichfaltigkeit hinſichtlich der Größe, Form und Schönheit; allein alle verſchwinden gegen die oben erwähnte Iſaakskirche, und gegen die im großen Proſpekt gelegne erſt vor Kurzem neu aufgeführte kaſan'ſche Kirche, mit einem ſchönen hohen Thurm, nach der heiligen Mutter Gottes von Kaſan alſo benannt. Ob ſie gleich nicht von Marmor erbaut iſt, ſo ſtreitet ſie doch in Hinſicht des Koloſſalen und Wundervollen mit ihr um den Vorzug. Das Schiff und die Kuppel der Kirche werden von 56 Granitſäulen mit Capitälern von Bronze getragen; der Fußboden iſt von ganz verſchiedenartigen Marmor; die Stufen zum Chor ſind von Porphyr und mit einer ſilbernen Gallerie umgeben; unter den vielen ſchönen darin befindlichen Gemälden der Heiligen flößt beſonders das der Mutter Gottes, heiliges Erſtaunen ein. Der Raum geſtattet nicht noch andre prächtige Kirchen und Thürme und ihrer vielen Glocken zu erwähnen. Unter den Thürmen ragen jedoch der Feſtungsthurm jenſeits und der Admiralitätsthurm dieſſeits der Newa wegen ihrer ausgezeichneten Höhe und Schönheit bedeutend hervor. Beide ſind pyramidalförmig gebaut, deren größere Hälfte mit Platten des feinſten Goldes belegt ſind, ſo daß das Auge, bei den darauffallenden Sonnenſtrahlen, ihren Glanz nicht lange ertragen kann; ſie gewähren beide die ſchönſte Anſicht, wenn man ſich mitten auf der Newa befindet; der faſt überall ſichtbare Admiralitätsthurm, von welchen viele ſchnurgerade Hauptſtraßen tief in die Stadt und aus der Stadt herauslaufen, dient noch außerdem den Unbekannten zum Wegweiſer. In allen dieſen Kirchen wird fleißiger Gottesdienſt gehalten, der ſich mehrentheils nur auf Meſſeleſen beſchränkt, die in den Hauptkirchen mit außerordentlichen Ceremonien ausgeführt werden; hingegen ſind die Predigten deſto ſeltner. Orgeln und andre Muſik findet man in keiner ruſſiſchen Kirche, aber deſto mehr wird der ſentimentale Andächtige durch ein vollſtändiges Sängerchor angezogen. Hier findet keine Rangordnung Statt; der Fürſt ſteht neben dem Bauer, der General unter Soldaten, wo ein jeder, ohne Rückſicht auf die Umſtehenden, ſo oft er will, das Kreuz über ſich ſchlägt und auf die Kniee fällt, indem er den Boden oft mit der Stirne berührt, wobei er gleich dem Zöllner, ſein Hospodin pomiluy (Gott ſei mir gnädig) wol einige hundertmal hermurmelt.

Sitze findet man in keiner Kirche; alles ſteht unter einander herum, kömmt und geht, wenn's beliebt. Unter den Kirchen fremder Nationen, zeichnet ſich beſonders die katholiſche Kirche aus, in welcher abwechſelnd deutſcher, franzöſiſcher und polniſcher Gottesdienſt gehalten wird; ſie iſt ganz nach dem Muſter der Peterskirche in Rom erbaut. Die deutſchen Proteſtanten haben außer der oben erwähnten Petrikirche, noch 3 große Kirchen, mit welchen allen deutſche Schulen verbunden ſind; eine davon, die Catharinenkirche genannt, liegt auf Waſſily-Oſtrow, welcher der wegen ſeines Schickſals bekannt gewordne Conſiſtorialrath Buße über 20 Jahre lang als Prediger mit vielem Ruhme vorgeſtanden. So haben ebenfalls die Schweden, Holländer, Armenier ꝛc. ihre eignen Kirchen; denn die Toleranz iſt hier allgemein und beſchämt hierdurch manchen andern Staat. Unter den Klöſtern verdienen beſonders einer Erwähnung: 1) das ganz am Ende der Stadt gelegne Alexander-Newsky-Kloſter, welches in einem ſilbernen Grabmal die Gebeine des heiligen Alexanders enthält, der als damaliger Regent und Großfürſt mit Aufopferung ſeiner ſelbſt einen bedeutenden Sieg über die Schweden erfocht, und deswegen von der dankbaren Nation unter die Heiligen verſetzt wurde; auch iſt dieſes Kloſter der Aufenthalt des Metropoliten; 2) das ſogenannte Smolnekloſter an einem andern Ende der Stadt, deswegen berühmt und bekannt, weil die wohlthätige Kaiſerin Mutter ein großes Fräuleininſtitut darin angelegt hat und unterhält. Wir erwähnen nun noch kürzlich einiger andern öffentlichen Gebäude; als des Koſtinnoy Dwor, das heißt, der ganze weite Platz, worauf die Gebäude ſtehen, die den Markt formiren, wo alles Erdenkliche eben ſo zu kaufen iſt, als im Palais-Royal zu Paris; nur nicht ſo prächtig zur Schau gelegt als da. Die Eleganz und der nächtliche Glanz von Lampen und Lichtern fehlt hier nämlich gänzlich. Das 2 Stockwerk hohe mit Magazinen und Läden verſehne Hauptgebäude hat wenigſtens ½ Stunde in Umfang und gleicht mit ſeinen Nebengebäuden einer kleinen Stadt. Ferner iſt noch merkwürdig die große Stückgießerei auf dem Stückhofe, wo Kanonen von allen Kalibern gegoſſen werden. Ebendaſelbſt ſieht man in einem kleinen niedrigen Hauſe durch ein Gitter die Schlacht bei Pultawa in Moſaikarbeit, ein ſeltnes Kunſtwerk. Vierzehn Werſt von der Stadt liegt an der Newa eine große kaiſerliche Porzellanfabrik, wo das feinſte Porzellan gemacht wird, das dem franzöſiſchen nichts nachgibt, aber viel theurer iſt als dieſes. Ob nun gleich in und außer der Stadt noch eine große Menge andrer Fabriken aller Art gefunden werden, ſo will doch das Fabrikweſen daſelbſt keinen feſten Fuß faſſen. Die beſten Fabriken im ganzen Reiche, die alle an verſchiedne Unternehmer verpachtet ſind, ſind die Branntweinsfabriken, denn ſie geben der Krone 100 Millionen Rubel jährlichen Pacht. — Zu den öffentlichen Merkwürdigkeiten gehören noch das große Senatsgebäude, das der heiligen Synode, die Reichsbank, einige Buchdruckereien, der Oſtrog oder Zuchthaus, dem es nie an Bewohnern fehlt, der arme Sünderplatz, wo die Knute gegeben wird. Ferner die Schiffswerfte, wo ſogar Dreidecker von 80 Kanonen von Stapel gelaſſen werden. An ihrer Seite längs der Newa herunter zieht ſich der Galeerenhof, eine der ſchönſten Straßen, die blos von Engländern bewohnt wird; auch befindet ſich daſelbſt ihre Kirche. An ruſſiſchen, franzöſiſchen und deutſchen Buchhandlungen und Privatdruckereien iſt hier eben ſo wenig Mangel als anderwärts, wo in einigen die neueſten ausländiſchen Journale und Zeitungen immer zu finden ſind; auch iſt die Cenſur in

Abſicht philoſophiſcher und politiſcher Schriften weit nachgiebiger, als in gewiſſen deutſchen Staaten; nur hinſichtlich der Religionsverhältniſſe iſt ſie ſehr ſtrenge. Der Handel in's Ausland iſt wegen der Schifffahrt von der größten Wichtigkeit; denn aus allen Ländern Europa's wie auch aus Amerika kommen Schiffe an und gehen dahin ab; ſieht man z. B. im Sommer Apfelſinenſchaalen auf den Straßen umher zerſtreut liegen, ſo iſt das ein Zeichen, daß Schiffsladungen aus Portugal, dieſe und andre Früchte ähnlicher Art, die alsdann ſpottwohlfeil ſind, gebracht haben. Den Handel in's Innere hingegen, nach Sibirien und China hat die moskowiſche Kaufmannſchaft faſt ausſchließend allein. In beiden Städten gibt es viele Millionäre unter den ruſſiſchen und deutſchen Kaufleuten. Die Theuerung der Wohnungen, der Lebensmittel beſonders des Fleiſches, da erſt aus der ſo ſehr entfernten Ukraine die Ochſen dahin getrieben werden, iſt hier freilich größer, und muß es ſein, weil der größte Theil dieſer Artikel, worunter auch viel Obſt und Melonen, aus den mittlern und ſüdlichen entfernten Gegenden herbeigeſchafft werden müſſen. Fiſche hingegen, von denen im Winter auf dem Fiſchmarkte ganze Berge erfrorner aufgehäuft werden, ſind ſehr wohlfeil. Man trinkt auch außer den franzöſiſchen Weinen, griechiſche und moldauiſche. Die unfern von der Stadt wohnenden deutſchen Koloniſten verſorgen ihre Bewohner mit einer delikaten Tiſchbutter. Für Vergnügungen aller Art, die durch die Liebe zur Geſelligkeit und durch freiwillige Ausübung der Gaſtfreiheit ſehr befördert werden, iſt in Petersburg reichlich geſorgt; dazu bieten eine willige Hand: 1) das große prächtige Opernhaus, worin ruſſiſche, deutſche und franzöſiſche Vorſtellungen abwechſeln; auch gibt es noch andre Theater. 2) Die verſchiednen Clubs, als: der muſikaliſche Club, wo durch die vollſtändigſten und herrlichſten Conzerte die ganze Sentimentalität des Zuhörers in Anſpruch genommen wird; denn die Muſik wird unter allen ſchönen Künſten hier vorzüglich geſchätzt; der Tanzclub; der große Bürgerclub, wozu mehr als 1000 Mitglieder gezählt werden; der amerikaniſche und engliſche Club und noch andre Clubs, die alle von der vortrefflichſten Einrichtung ſind und ihren Zwecken vollkommen entſprechen. Alles geſellt ſich hier weit leichter, auch in Privatgeſellſchaften, als irgend anders wo. 3) Im Winter die Schlitten- und im Sommer die Waſſerfahrten auf der Newa nach den verſchiednen Inſeln und Gärten, aus welchen man oft, im Vorbeifahren, durch die ſchöne Hornmuſik überraſcht wird, die in der Ferne einer gedämpften Orgel gleicht. Da viele Straßen mit Kanälen, die ebenfalls ſchöne Kayen zu ihrer Seite haben. durchzogen ſind, unter welchen die Fontenka, der berühmteſte und ſo breit und waſſerreich iſt, daß er beladne Barken und kleine Schiffe trägt, ſo können diejenigen, die an einem ſolchen Kanale wohnen, die Waſſerfahrten von ihrem Hauſe ſelbſt antreten. 4) Gibt es für diejenigen, die keinen Theil an den Clubs haben, große Kaffee- und Speiſehäuſer mit Billards, auch Orgeln, Geſang und der von braunen Zigeunerinnen nicht unintereſſant aufgeführte Zigeunertanz, der blos pantominiſch und wol geeignet iſt längſt ſchlummernde Leidenſchaften wieder in's Blut zurückzutreiben. Das Straßengetümmel hat hier eine ganz andre Geſtalt als in andern großen Städten. Die prächtigen und glänzenden mit der größten Schnelligkeit dahinrollenden Equipagen mit ihren bärtigen Kutſchern und 12 jährigen Knaben von Vorreitern, die unaufhörlich ihr „Padi" (aus dem Wege) vor ſich her kreiſchen, das immerwährende Ausrufen von

Obſt und andern Waaren, das Gewimmel des gemeinen zum Theil berauſchten Haufens, die ſich bisweilen Demonſtrationen mit Fauſtſchlägen macht, ziehen die Aufmerkſamkeit des Fremden auf ſich. Das Klima iſt freilich im Winter nicht ſehr behaglich, da in der Regel die gewöhnliche Kälte bei 18, 20 bis 22 Grad ſtehen bleibt; jedoch geſchieht das nur gewöhnlich von der Mitte des Dec. bis zu Ende Jan. Nicht alle Winter ſteigt die Kälte zu 26—28, noch ſeltner zu 30 Grad. Die Schlittenfahrt dauert gewöhnlich alle Winter 5 Monate; aber dabei werden doch auch manche Winter in ihrer Mitte mit einem 14tägigen Thau- und Regenwetter unterbrochen. Die ſchönſte Sommerzeit, die hier unter dem 60ſten Grade eben ſo warm und angenehm iſt als in Sachſen, dauert in der Regel 3 Monate. Noch iſt zu bemerken daß die übertriebne Zahl an Kirchen-, Kron- und Ritterfeſten, an welchen nicht gearbeitet wird, der Nation faſt die Hälfte des Jahrs rauben. Wer nun von dieſer merkwürdigen Stadt noch genauere Nachricht zu haben wünſcht, dem ſei Storch's Gemälde empfohlen.

Petersgroſchen oder Peterspfennig wurde eine Abgabe genannt, die England vom achten Jahrhundert an bis auf Heinrich VIII. (geſt. 1547) an den Papſt entrichtete. Der angelſächſiſche König Ina ſoll ſie 725 dem Papſte zuerſt in der Abſicht zugeſtanden haben, daß davon eine Pflanzſchule engliſcher Geiſtlicher zu Rom und die daſelbſt befindlichen Grabmäler Petri und Pauli unterhalten würden. Sie wurde durch Einſammlung eines Penny von jedem Hauſe alljährlich am Peterstage aufgebracht und überſtieg im 13. Jahrh. das Geldeinkommen der Könige von England um ein Bedeutendes. E.

Petion (Alexandre), ſ. Hayti.

Petion (Jerome) de Villeneuve, geb. zu Chartres im J. 1759, war daſelbſt Advokat, und wurde von ſeiner Vaterſtadt 1789 zum Abgeordneten des dritten Standes bei der Nationalverſammlung gewählt. Gut gebildet, in blühender Jugendkraft, einnehmend und freundlich, dabei geachtet als ein rechtlicher Mann und ausgezeichnet durch das Talent der Beredtſamkeit, erlangte er bald einen gewiſſen Ruf. Dies und ſein unternehmender Charakter, der ſich aber in Gefahren nicht bewährte, zog ihn tief in den Strom der Revolution. Bei Gelegenheit der königlichen Sitzung am 23. Juni 1789 erklärte er ſich gegen den vom Könige verſuchten Machtgebrauch. Hierauf gab er ſich der Partei Orleans hin, und ward Mitglied des erſten Sicherheitsausſchuſſes. Sein republikaniſcher Eifer ward immer ſtürmiſcher Er beſtritt die Meinungen der Gegner mit einer Art von Wuth, und blieb öfters, wenn er ſich des Rednerſtuhls bemächtigt hatte, einer der Letzten im Saale. 1791 ſchloß er ſich Condorcet, Guadet und Briſſot an, und ſtimmte für des letztern Syſtem einer Republik ſo eifrig, daß er ſelbſt eine Sendung nach England übernahm, um mit einigen brittiſchen Revolutionsmännern zu überlegen, wie man in beiden Ländern gewiſſe Plane am beſten ausführen könnte. Als Präſidenten des pariſer Criminalgerichts ernannte ihn die Nationalverſammlung zu einem der drei Commiſſäre, welche den entflohnen König von Varennes zurückführen mußten (23. Juni 1791), wobei er ſich gegen den unglücklichen Monarchen nicht mit der Achtung und Schonung betrug, welche Barnave und Latour-Maubourg, die beiden andern Commiſſäre, beobachteten. Darauf ward er (14. Nov.) an Bailly's Stelle zum Maire von Paris gewählt. Der Poſten war ſo gefahrvoll als wichtig. Petion verwaltete ihn aber durchaus pflichtwidrig, indem er die aufrühriſchen Bewegungen des jacobiniſchen Pöbels eher be-

günſtigte, als unterdrückte. Er ſelbſt gehörte damals zu den heftigen Jacobinern. Ja, ſeine Anſchlagszettel ſollen den Aufſtand der Vorſtädte St. Antoine und St. Marceau am 20. Juni 1792 veranlaßt haben. Das Volk ſtürmte gegen die Tuilerien, mit dem Geſchrei: Fort mit dem Veto! Petion, der dem Aufruhr als Maire Einhalt thun mußte, war ſelbſt gegen das Veto. Die Unterredung, welche der König deshalb mit ihm hatte, ließ er drucken, um das Volk zu reizen. Die Departementsverwaltung von Paris entſetzte ihn daher den 6. Juli auf kurze Zeit ſeines Amts. Aber die Nationalverſammlung hob dieſen vom Könige genehmigten Beſchluß ſchon den 13. Juli wieder auf, nachdem Petion vor den Schranken in einer langen Rede ſich nicht ſowol vertheidigt, als eine Menge Schmähungen gegen den Hof und deſſen Anhänger ausgeſtoßen hatte. Den Tag darauf war das Bundesfeſt. Der König war mit ſeiner Familie zugegen und wurde beſchimpft; aber auf den Hüten des Volks las man mit Kreide geſchrieben: Es lebe Petion! Am folgenden 3. Aug. erſchien er vor der Nationalverſammlung, und verlangte im Namen der Sectionen von Paris die Entthronung des Königs; doch widerſprachen einige Sectionen dieſem Geſuche. Jetzt wirkte er in'sgeheim. Als der Aufſtand am 9. und 10. Aug. den Thron umſtürzte, hatte er die Vorſicht gebraucht, ſich im Palaſte, wohin er vom Könige berufen worden war, einzufinden, und ſich nachher in ſeinem eignen Hauſe von Aufrührern, die unter ſeinem Befehle ſtanden, bewachen zu laſſen. Gleichwol erklärte er im November durch die Journale, daß er, als ein geheimer Oberer, nicht wenig dazu beigetragen habe, den 10. Aug. herbeizuführen. Als der Convent zuſammentrat, war Petion der erſte Präſident deſſelben. Nach Mercier's Behauptung waren einige Mitglieder anfangs der Meinung, Petion zum Dictator vorzuſchlagen. Doch hatte er keinen Antheil an den Mordſcenen im September. Er mißbilligte ſie vielmehr, that aber, wozu ihn ſein Amt verpflichtete, keinen wirkſamen Schritt, um ſie aufzuhalten. Hierauf dekretirte er, als Präſident des Convents, 21. Sept. 1792 die Aufhebung des Königthums, und bildete, 11. Oct., mit Briſſot, Danton, Barrere, Sieyes, Thomas Payne, Vergniaud und Genſonné den Ausſchuß, welcher die Verfaſſungsform der Republik entwerfen ſollte; auch ward er, 18. Oct., wieder zum Maire von Paris gewählt. Mit leidenſchaftlicher Erbitterung ſprach er jetzt faſt täglich auf der Tribune gegen den König, deſſen Prozeß er dadurch beſchleunigte. Aber zugleich trat er gegen Robespierre öffentlich auf. Er ließ den 10. Nov. eine Rede und einen Brief erſcheinen, der viel Geſchichtliches über das J. 1792, insbeſondre über Robespierre, Marat, Briſſot, und ihn ſelbſt enthält. Im Jan. 1793 ſtimmte er für den Tod Ludwigs XVI., jedoch zugleich für deſſen Recht an das Volk zu appelliren, was ihm in der Folge zum Verbrechen gemacht wurde. Darauf arbeitete er ſehr thätig in dem am 26. März 1793 errichteten allgemeinen Vertheidigungsausſchuß, zu deſſen Mitgliedern auch Sieyes, Cambracerès und Robespierre gehörten. Hier ward ſein Kampf mit Robespierre, vorzüglich ſeit dem 10. April, ein Kampf auf Tod und Leben. Er wollte die entſcheidende Stimme im Ausſchuß führen und das Schreckensſyſtem mildern. Aber Robespierre und Danton ſiegten. Sie benutzten die Erklärungen des Generals Miaczinsky, der Petion als Mitwiſſer von Dumouriez's Planen angab, um eine Unterſuchungscommiſſion gegen ihn niederzuſetzen. Man dekretirte hierauf ſeine Anklage den 2. Juni, und den 28. Juli 1793

ward Petion, vor Kurzem noch der Abgott des pariſer Volks, nebſt Buzot, Lanjuinais und vierzehn Andern, die, wie er, der Aufſicht der Gendarmen ſich entzogen hatten, für einen Landesverräther erklärt. Der Convent ſprach aber erſt den 3. Oct. gegen ihn und 52 Deputirte den Haftbefehl aus. Er irrte auf ſeiner Flucht lange in der Bretagne und an den Ufern der Gironde herum. Endlich fand man ihn und Buzot im Juli 1794 Hungers geſtorben oder ermordet, halb von Thieren aufgefreſſen, in den Ebenen des Departements der Gironde bei St. Emilion. Engliſche Schriftſteller nennen ihn den talentvollen, den tugendhaften, den unbeſtechlichen Petion. Verſchieden urtheilen über ihn Mercier, Mad. Roland, Frau v. Genlis und Bertrand de Moleville. Unſtreitig war er ein von Leidenſchaft und Stolz verblendeter Republikaner, dem ſein Einfluß auf's Volk den eiteln Wahn einflößte, die Revolution in ihrem Gange aufzuhalten, und die Republik auf einem von Verbrechen und Leidenſchaften durchwühlten Boden ohne Religion und Sitten befeſtigen zu können.

Petitorienklage, auch Petitorium, iſt eine gerichtliche Klage, durch welche man in den Beſitz eines Eigenthums geſetzt zu werden verlangt. Sie iſt der Poſſeſſorienklage (Possessorium) entgegengeſetzt, wo man verlangt, in dem bisherigen Beſitze einer Sache erhalten zu werden.

Petrarca (Francesco), ein ruhmwürdiger italieniſcher Dichter und Gelehrter, die Zierde des 14. Jahrh., war von verbannten florentiniſchen Aeltern zu Arezzo in Toscana 1304, den 4. Juli geboren, und erwuchs zu Anciſa in Val d'Arno, Piſa, Carpentras und Avignon, welches damals die päpſtliche Reſidenz war. Er ſtudirte die Rechte zu Montpellier 1318, und zu Bologna 1322, doch nur ſeinem Vater zu gefallen; denn er glaubte, die juriſtiſche Praxis mit ſeiner Gewiſſenhaftigkeit nicht vereinigen zu können. Vielmehr liebte er das Studium der alten Klaſſiker, obwol ihm ſein Vater manchen in's Feuer warf. 1326 kehrte er nach Avignon zurück, und trat in den geiſtlichen Stand, da er nach dem Tode ſeiner Aeltern nicht mehr gebunden war. Sein Genie, ſein Fleiß, ſeine Gelehrſamkeit und Beredtſamkeit verſchafften ihm bald einen Namen. Durch einige Pfründen, die er bekam, nicht ſehr gebunden, folgte er ſeinem Genius, der ihn zu einem freien, den Wiſſenſchaften gewidmeten Leben antrieb. Sein Aufenthalt war abwechſelnd zu Avignon, Carpi, Parma, Selvapiana, Mantua, Mailand, Padua, Verona, Venedig, Rom, Vaucluſe und Linterno, einem Landgute bei Mailand. Außerdem machte er auch viele Reiſen. 1333 bereiſte er als Jüngling die Rheingegenden, und beſuchte mehrere franzöſiſche, flandriſche und deutſche Städte. Wir leſen ſeine anziehenden Reiſeberichte, z. B. über Köln, in ſeinen freundſchaftlichen Briefen (Epistolae familiares). Dann iſt er auch Spanien umfahren und hat England geſehn, worüber ſich jedoch keine weitern Nachrichten finden. Seine ſpätern Reiſen waren Geſchäftsreiſen und Botſchaften in Staatsgeſchäften, nach Neapel, Venedig, Avignon, (in Begleitung des bekannten Cola di Rienzi), Paris und Prag. So konnte es ihm an Freunden und Gönnern in und außer Italien nicht fehlen. Geiſtliche und weltliche Große, die ihn kannten, ſchätzten ihn ungemein, und überhäuften ihn mit Beweiſen ihres Wohlwollens; beſonders auch der deutſche Kaiſer Carl IV., der ihm den Titel eines Pfalzgrafen verlieh, und Briefe mit ihm wechſelte. An ihn ſchrieb Petrarca Briefe voll patriotiſcher Wünſche und oft mit ſchonungsloſer Freimüthigkeit; denn er liebte

ſein Vaterland glühend. Da er frei von bindenden Aemtern blieb, ſo konnte er ſich deſto ausgebreitetere Verdienſte um die Wiſſenſchaften erwerben. Er machte durch ſeine Schriften ſeine eigne Gelehrſamkeit gemeinnützig, und eröffnete andern die Quellen derſelben, die Schriften der Klaſſiker. So zog er Cicero's Briefe an ſeine Freunde aus dem Staube, legte mit großem Sammlerfleiße eine Manuſcriptenſammlung an, und beförderte mit Boccaccio das Studium der griechiſchen Sprache in Italien, die er ſelbſt erſt ſpäter und nur unvollkommen erlernte. Darum gebührt ihm unter den Wiederherſtellern der alten Literatur eine der erſten Stellen. Die alten Philoſophen, Hiſtoriker und Dichter, ſo viel er deren kannte, hatte er mit Beſiegung unendlicher Schwierigkeiten, die aus dem damaligen Mangel an Hülfsmitteln entſprangen, ſtudirt; und er beſaß beſſere philoſophiſche Einſichten, ausgebreitetere Geſchichtskenntniſſe und einen feinern Geſchmack, als alle ſeine Zeitgenoſſen. Beſonders zog ihn die praktiſche Philoſophie an. Auch ſuchte er in ſeinen Schriften Lebensweisheit zu verbreiten, die er in einer ſehr lebendigen Schreibart, in Dialogen, abfaßte. Hieher gehört z. B. die Schrift: De remediis utriusque fortunae, worin er von dem, was in glücklichen Lagen gefahrvoll, und was in traurigen tröſtlich iſt, ſehr lehrreich und anziehend ſpricht. Nicht minder erforſchte er die alte Geſchichte, deren Quellen tief vergraben lagen. Vorzüglich aufmerkſam war er auf die alten römiſchen Denkmäler, für deren Erhaltung er kräftig ſprach; deshalb begann er auch eine Sammlung von Kaiſermünzen. Seine hiſtoriſchen Schriften zeigen von großer Beleſenheit. Auch ſchrieb er eine Anleitung zu einer Reiſe in's gelobte Land. Zwar trägt ſein Latein, in welchem er dieſe Werke ſchrieb, die Spuren ſeiner Zeit; aber welcher Billige wollte ihm dies nicht verzeihen? Nicht minder als Philoſophie und Hiſtorie, liebte er Poeſie. Talent und Studium bildeten ihn zum Dichter. Zu Vorbildern hatte er die Alten und Neuern: Virgil und die Provenzaldichter. (Dante ſcheint er nicht nach ſeinem ganzen Werthe gewürdigt zu haben.) So ward er, ſelbſt reich an Phantaſie und gern in der Einſamkeit ſchwärmend, Dichter. Seine lateiniſchen Gedichte ſind zwar nicht muſterhaft, wie die der Alten, aber für ſeine Zeit vortrefflich und erregten großes Aufſehn. Es ſind Eklogen, poetiſche Briefe und ein Heldengedicht, Afrika, das ſeinen Lieblingshelden Scipio feiert. Zwar ward es nicht vollendet; doch brachte es ihm den poetiſchen Lorbeerkranz, den er zu Rom auf dem Kapitol am erſten Oſtertage 1341 unter großen Feierlichkeiten empfing. Mit Unrecht zog er es allen ſeinen übrigen Gedichten vor. Doch ehrte ihn ſeine ganze Nation mit Begeiſterung. Sein Ruf durchdrang Italien und die benachbarten Länder, und ihn prieſen die folgenden Jahrhunderte. Indeß dankte er dieſe allgemeine Schätzung vorzüglich ſeinen ſchönen italieniſchen Gedichten (beſonders von 1327 —1354), durch die er ſeine Vorgänger, die Troubadours, bei weitem übertraf. Und was ihn bewog, in ſeiner Mutterſprache zu dichten, war ein ſchönes Weib, Laura (ſ. d. Art.). Der feurige Jüngling Petrarca war eben von der Univerſität Bologna nach Avignon zurückgekommen. An einem frühen Morgen der Charwoche 1327 ging er, ſeiner Gewohnheit nach, in die Kirche der heiligen Clara, zu beten. Da erſchien auch voll jugendlicher Anmuth und Würde, in gleicher Abſicht, Donna Laura. Ihr herrliches idealiſches Weſen entzückte ihn. Sein ganzes Weſen war ergriffen von der glühendſten Liebe, welche um ſo mehr zunahm, da er in der Folge nicht allein an Laura's

Geſtalt hing, ſondern auch von ihrem Geiſte gefeſſelt ward. Laura war auch ihm gewogen, weil ſie ſeinen Werth, ſeine Treue und ſeine Huldigungen zu ſchätzen wußte. Aber nie vergab ſie ihrer Würde und Keuſchheit etwas. Sie hielt ihn ſtets in ſeinen Schranken; nur dann, wenn Mitleid mit ſeiner Sehnſucht ſie ergriff, konnte ſie ihm ein freundliches Lächeln oder ein holdes Wort nicht verſagen. Oft wollte er ſich zwar mit Gewalt losreißen, weil er wohl einſah, wie ſehr dieſe Schwärmerei ſeine geiſtige Thätigkeit hindre. Aber er fühlte auch, wie dieſe Leidenſchaft ihn befeuert habe, immer höher zu ſtreben, um ihre Huld zu verdienen, und ihn von andern Verirrungen abgehalten habe, wie ſie ihn himmliſcher geſinnt mache (ſ. die Canzone: Gentil mia Donna). Er begab ſich auf Reiſen und in's Gewühl der Welt, aber vergeblich; denn nie verließ ihn das Bild der Geliebten (ſ. Carm. lat. I. 7 und die meiſterhafte Canzone: Di pensier in pensier). Er verſuchte ſeine Glut in der Einſamkeit zu kühlen, aber da ward ſeine Sehnſuchtsflamme größer, und ſtrömte aus in Thränen und Seufzern, welche die Haine und Hügel des Thals Vaucluſe oder Valchiuſa, wo er ſich größtentheils aufhielt, wiederhallten (ſ. Epist. 116. und die Sonette und Canzonen). Hier in Vaucluſe, unweit Avignon (in welcher Stadt Laura wohnte), kämpfte er mit ſeiner Leidenſchaft, zugleich ernſtlich ſtudirend. So liebte er in der Phantaſie zu leben und in der Einſamkeit zu ſchwärmen. Der tiefſte Schmerz ergriff ihn, als er in Verona, wo er eben war (8. April 1348), die Nachricht von Laura's Tode erhielt. Aber auch nach ihrem Tode hörte er nicht auf ſie zu feiern. Nur im Alter äußerte er, daß er ſeiner Jugendſchwärmerei ſich ſchäme, und daß er jene Gedichte, die freilich Gleichgeſinnten gefielen, nicht geſchrieben haben möchte. Doch tadelte er nicht ſowol ſeine Liebe, als ihre zu große Heftigkeit. Die meiſte eigne Auskunft über ſeine Schwärmerei finden wir gerade in den Schriften von ihm, die am wenigſten bekannt ſind, in ſeinen lateiniſchen Briefen, in ſeinem Aufſatze, den er: mein Geheimniß, oder von der Geringſchätzung des Irdiſchen, überſchrieben hat (ein pſychologiſches Meiſterſtück, dialogiſch), und in ſeinem Gedichte: Triumph des Todes. In jenen entſchuldigt er ſeine Leidenſchaft mit der himmliſchen Vortrefflichkeit der Laura, der Reinheit ſeiner Liebe und den Wirkungen derſelben zur Veredlung ſeines Gemüths. In dieſem dichtet er, wie ihm die ſchon verewigte Laura erſcheint, und ihm zu ſeinem Entzücken freundlich die Hand reicht, wie ſie endlich geſteht: mein Herz war nie von dir geſchieden; und wie ſie durch Zurückhaltung ſeine Flamme gemäßigt, um Beider Ehre zu retten, aber auch durch freundliches Anſchauen ſeinen Schmerz gelindert habe (vergl. auch das Sonett: Dolci durezze e placide ripulse). Wir freuen uns nach einem halben Jahrtauſend dieſer Liebe; denn ſie war die Quelle jener bewunderten Sonette, Canzonen und Seſtinen, in welchen er Freuden und Leiden, Bewunderung und Sehnſucht und alle zarte Gedanken und Regungen einer poetiſchen, glühenden Liebe in den ſüßeſten Klängen einer reinen, anmuthigen und wohllautenden Sprache, und in den zarteſten Formen der Poeſie verewigt hat. Er iſt der Meiſter aller erotiſchen Dichter. Zwar könnte man an mehrern ſeiner Gedichte Einförmigkeit und manche Spuren ſeines Zeitalters, froſtige Gedanken mit Anſpielungen, falſchen Witz, geſchmackwidrige Wortſpiele und ſonderbare Beiwörter tadeln. Aber der größere Theil derſelben wird immer zu den vollendeten Meiſterwerken der lyriſchen Poeſie gerechnet werden. In Ueberſetzungen kann man freilich die Reize des liebenswürdigen Dichters

niemals ganz kennen lernen; doch beſitzen wir einzelne Gedichte von Gries und A. W. Schlegel und die ſämmtlichen von K. Förſter in zum Theil gelungnen Ueberſetzungen. Die Originale (die viele ſchwer verſtändliche Stellen enthalten, aber auch ungemein viele Erklärer gefunden haben, z. B. Geſualdo, Caſtelvetro, Velutello, Taſſoni u. A.) ſind über 200 Mal herausgegeben worden. Seine lateiniſchen Werke ſind gedruckt zu Baſel 1496 und 1581 und oft einzeln. Wie in der Liebe, ſo war Petrarca auch in der Freundſchaft unwandelbar. Dies bezeugen uns die Sammlungen von Briefen, die wir ihr verdanken, und die auch in hiſtoriſcher Hinſicht ſehr leſenswerth ſind. Machen gefühlvolle Liebe und treue Freundſchaft uns den großen Mann als Menſchen werth, ſo muß die Kenntniß ſeiner Religioſität dieſe Achtung noch vermehren. Er war ein frommer Mann, ein Freund der heiligen Schriften (deren Werth er jedoch erſt im reifern Alter recht erkannte) und der öffentlichen Gottesverehrung; ein Mann von gewiſſenhaftem Wandel. Man erſieht dies z. B. aus ſeinem Teſtamente. Auch ehrte ſein Herz, was ſein Zeitalter für heilig hielt. Darum faſtete er gewiſſenhaft, vermachte einen Theil ſeines Vermögens den Kirchen, verehrte die Heiligen, inſonderheit die heilige Jungfrau (auf die er eine ſchöne Canzone voll Demuth und Andacht dichtete) und die Reliquien. Rechnen wir zu jenen Zügen ſeines Geiſtes noch die Dankbarkeit gegen ſeine Lehrer, ſeine Anhänglichkeit an ſeine Gönner, und ſeine Gefälligkeit gegen Jeden, dem er dienen konnte: ſo werden wir uns die hohe Achtung, die er genoß, erklären können, zumal, wenn wir bedenken, daß auch ſein Aeußeres ihn empfahl. Er war wohlgebildet, ſehr gewandt in ſeiner Jugend, auch höchſt elegant in ſeiner Kleidung (ſ. var. epist. IX.) und ſpielte die Laute. Bewundern müſſen wir den großen Mann, der mit ſo vielumfaſſenden Talenten, ſo viel Fleiß und Gemeinnützigkeit verband; zumal wenn wir bedenken, wie groß für jenes Zeitalter das Verdienſt ſeiner literariſchen Arbeiten iſt, und wie groß ſeine Thätigkeit geweſen ſein muß, da er bei ſo vielem Leſen, ſo vielen Reiſen und anderm Zeitverluſte ſo viel geſchrieben hat. Er ſtarb 1374, vermuthlich in der Nacht zum 18. Juli, auf dem Dorfe Arqua bei Padua, wo er zuletzt wohnte. Man fand ihn früh entſchlafen in ſeiner Bibliothek, mit dem Kopfe auf ein Buch geſtützt. Sein Leichnam wurde mit einer vornehmen Begleitung zu Arqua feierlich beigeſetzt, obwol er alle Feierlichkeiten verbeten hatte. Seine koſtbare Bücherſammlung hatte er der Republik Venedig vermacht. Es iſt aber nichts davon mehr vorhanden. Die Quellen ſeiner Lebensbeſchreibung ſind meiſt ſeine eignen Schriften: ſeine Briefe, ſein ſogenanntes Geheimniß, und ſeine eigenthümliche Zuſchrift an die Nachwelt über ſein Leben und ſeinen Charakter. Von ſeinen Biographen ſind die vorzüglichſten der Abbé de Sade (ein Nachkomme der angebeteten Laura), Tiraboſchi, Baldelli, Wismayr und einige Andre. F.

Petrefakten, ſ. Organiſche Ueberreſte.

Petrobruſianer, ſ. Sekten.

Petronius. Dieſer wegen ſeiner Schlüpfrigkeit berüchtigte römiſche Schriftſteller, mit ſeinem vollen Namen Titus Petronius Arbiter, ein geborner Marſeiller, lebte zu Nero's Zeit und an deſſen Hofe. Einige Zeit lang war er der Begünſtigte des Kaiſers, und ſoll von ihm als Anordner (arbiter) ſeiner üppigen Feſte und Luſtbarkeiten gebraucht worden ſein. Allein auch er, wie viele Andre, fiel zuletzt als ein Opfer der argwöhniſchen Grauſamkeit des Tyrannen,

auf deſſen Befehl er ſich ſelbſt den Tod geben mußte. Wer die ausſchweifenden Sitten und die Verderbtheit der damaligen Römer kennen lernen will, der kann dies durch die Bruchſtücke einer Schrift, Satyrikon (nämlich libri) betitelt, worin er in Proſa und Verſen jene Schändlichkeiten ſchildert, und welche für die Sittengeſchichte allerdings Werth hat. Andre vermuthen aus mehrern Anſpielungen einen andern Verfaſſer, der unter Commodus (185) einige Zeit lang in Neapel lebte. Die beſte kritiſche Ausgabe hat Peter Burmann geliefert, Leiden 1741, 2 Vol. 4.; eine neuere Anton, nach der burmann'ſchen Recenſion, Leipzig 1782, 8. Die angeblich in der neuern Zeit aufgefundnen Supplemente hält man für unecht. S.

Petrus, der Apoſtel, hieß eigentlich Simon und war ein galiläiſcher Fiſcher aus Bethſaida. Durch ſeinen Bruder Andreas, den Jeſus gleich beim Antritte ſeines Lehramts unter ſeine Jünger aufgenommen hatte, wurde Simon mit dieſem göttlichen Lehrer bekannt. Merkwürdig iſt der ſchnelle Entſchluß, der ihn bewog, Jeſu, auf deſſen Wort er eben den reichſten Fiſchzug gethan hatte, mit Zurücklaſſung aller ſeiner Habe auf der Stelle zu folgen. Seitdem erſchien er immer im Gefolge und als einer der innigſten Vertrauten Jeſu, der ihn wegen der Feſtigkeit ſeines Glaubens Kephas (griechiſch Petros, Fels) nannte, und durch beſondre Zuneigung auszeichnete, ohne, wie die Papiſten behaupteten, ihm eine Obergewalt über die Apoſtel zu verleihen, welche auch Petrus ſelbſt ſich niemals anmaßte. Vielmehr gab ihm Jeſus in ihrer Gegenwart Erinnerungen wegen der Fehler und Uebereilungen, zu denen ſein heftiges Temperament ihn hinriß, und noch in der letzten Schreckensnacht vor der Kreuzigung traf ihn der ſtrafende Blick des Herrn, den er in das Haus des Hohenprieſters von fern begleitet, und daſelbſt aus Furcht verleugnet hatte. Die Reue über dieſen Fehltritt läuterte und befeſtigte ſein an ſich edles und von Liebe zu Jeſu glühendes Herz; ſein Eifer und ſeine Geiſtesgaben machten ihn in wichtigen Angelegenheiten zum Wortführer ſeiner Mitapoſtel. Dies war der Fall am Pfingfeſte nach der Himmelfahrt Jeſu, wo er den Muth hatte, das Evangelium zuerſt öffentlich zu verkündigen, und durch ſeine kraftvolle Rede mehrere Tauſende gewann; ferner bei den Rechtfertigungen vor dem hohen Rathe. Ueberhaupt hatte ſein Wort und Gutachten bei der Chriſtengemeinde großes Gewicht, und auf ſein Vorhalten faßten die Apoſtel und Aelteſten auf der erſten Synode zu Jeruſalem den Beſchluß, daß das moſaiſche Geſetz für Chriſten aus dem Heidenthume entbehrlich ſei. Wahrſcheinlich durchreiſte Petrus mehrere Gegenden des mittlern und weſtlichen Aſiens als Lehrer des Chriſtenthums; daß er aber auch nach Rom gekommen, und dort im J. 67 gekreuzigt worden ſei, berichtet nur die in der römiſchen Kirche geltende Sage, auf welche der Papſt ſeine Würde als Nachfolger dieſes Apoſtels gründet. Die im Kanon des neuen Teſtaments enthaltnen zwei Lehrſchreiben Petri ſind in griechiſcher Sprache abgefaßt, und an chriſtliche Gemeinden in Klein-Aſien gerichtet. In Schreibart und Darſtellung der Lehre tragen ſie ganz den Charakter ſeines feurigen, von Gedanken zu Gedanken eilenden, im Ausdrucke wenig ſorgfältigen, aber kräftigen und phantaſiereichen Geiſtes. E.

Petrus Lombardus, ſ. Lombardus.

Peutinger (Conr.), ein berühmter Gelehrter, war 1465 zu Augsburg geboren, ſtudirte auf den vorzüglichſten Univerſitäten Italiens, und kehrte als Doctor beider Rechte in ſeine Vaterſtadt zurück,

wo ihm 1493 das Syndicat übertragen wurde. Als Abgeordneter von Augsburg wohnte er den häufigen Reichstagen bei, die unter Maximilian gehalten wurden, begab ſich nach dem Tode dieſes Kaiſers, 1519, nach Brügge, um Carl V. zu bewillkommnen, und war ſeiner Vaterſtadt ſehr nützlich; wie er ihr denn unter andern das Recht auswirkte, Münzen zu prägen. Er ſtarb 1547, geiſtig und körperlich entkräftet. Seine anſehnliche Bibliothek blieb eine Zeit lang bei ſeiner Familie, und kam endlich an die Jeſuiten von Augsburg. Vorzüglich hat ſich ſein Andenken erhalten durch die nach ihm benannte Karte. Dieſe von unbekannter Hand unter Theodoſius dem Großen gezeichnete Karte gibt die Militärſtraßen durch den größten Theil des weſtrömiſchen Reichs an. Conrad Celtes hatte ſie in einem Kloſter Deutſchlands aufgefunden und Peutinger übergeben, der ſie herauszugeben gedachte. Nach ſeinem Tode aber verſchwand ſie auf viele Jahre; endlich machte Marx Welſer 1591 zu Venedig Bruchſtücke derſelben bekannt, unter dem Titel: Fragmenta tabulae antiquae ex Peutingerorum bibliotheca. Erſt im 18. Jahrh. entdeckte man ſie ganz unter Peutinger's Handſchriften, und nun gab ſie 1753 Franz Chriſtoph von Scheyb mit Anmerkungen und Erläuterungen zu Wien ſchön gedruckt in Folio heraus, wo die Handſchrift gegenwärtig in der kaiſerl. Bibliothek iſt. Aus den Schriftzügen und Figuren ſieht man, daß ſie nicht das Original iſt, ſondern in das 14. Jahrh. gehört. Peutinger ſelbſt hat mehrere ſchätzbare Werke, z. B. über alte Inſchriften, über den Verfall des römiſchen Reichs ꝛc., herausgegeben, die zum Theil mehrmals gedruckt worden ſind.

Peyrouſe (la), ſ. Laperouſe.

Pfahlbauer, ein ſchutzverwandter Bauer, der bloß als innerhalb der Gerichtspfähle des Dorfes wohnhaft angeſehen wird. Pfahlbürger, in alten Zeiten diejenigen, welche, um ſich dem Gehorſam ihres rechtmäßigen Grundherrn zu entziehen, ſich in den Schutz irgend einer mächtigen Reichs- oder Freiſtadt begaben, und das Bürgerrecht daſelbſt annahmen, obgleich ſie deshalb ihren Wohnort nicht veränderten. Da hieraus viele Streitigkeiten und Fehden entſtanden, ſo kamen theils die Städte ſelbſt unter einander überein, dergleichen nicht mehr zu ihren Bürgern aufzunehmen, theils wurde dieſes auch durch die goldne Bulle und andre Reichsgeſetze verboten. Woher die Benennung rühre, iſt zweifelhaft. Die wahrſcheinlichſte Meinung iſt, daß, weil ſolche Bürger nicht wirklich in den Städten wohnten, deren Bürgerrecht ſie erlangt hatten, ſie als Vorſtädter, die hinter den Pfählen der Städte wohnen, angeſehen wurden; daher man ſie oft auch für bloße Hinterſaſſen gehalten hat. Pfahlgericht, auch Zaungericht heißt in manchen Orten diejenige Gerichtsbarkeit, welche bloß auf den Bezirk oder den Hof eines gewiſſen Orts, oder auch auf gewiſſe Perſonen eingeſchränkt iſt. Pfahlhecke (Pfahlgraben, Teufelsmauer) heißt die ehemals von den Römern in Deutſchland aufgerichtete Landwehr, welche aus tief eingegrabnen Pfählen und dazwiſchen geflochtnem Buſchwerke und Hecken beſtand. Zur Sicherheit gegen die Deutſchen hatte zuerſt Kaiſer Hadrian dergleichen Vorkehrungen treffen laſſen; aber Kaiſer Probus ließ noch eine Mauer mit Thürmen an dieſer Pfahlhecke aufführen, die ihres ungeheuern Umfangs, ihrer Höhe und Dicke wegen, Teufelsmauer genannt wurde. Sie fängt auf der Höhe unterhalb Frankfurt an, zieht ſich über die nürnberger Straße nach Ingolſtadt ꝛc., und reicht bis an den Neckar.

Pfalz (von palatium, Palaſt) nannte man die Schlöſſer der

deutſchen Kaiſer oder Könige, in welchen ſie, bevor ſie eine feſte Reſidenz hatten, ſich abwechſelnd aufhielten, ferner auch das damit verbundne Gebiet; und weil in dieſen königlichen Schlöſſern, beſonders in Abweſenheit des Kaiſers, von fürſtlichen oder gräflichen Perſonen (Pfalzgrafen) Gericht gehalten wurde, auch ein königlicher oder kaiſerlicher Gerichtshof. Nach der Gründung der bleibenden Reichsgerichte hörten die letztern auf, und nur einige beſchränkte Rechte blieben mit dem Titel der Pfalzgrafen (ſ. d.) zurück.

Pfalzen. Dieſen Namen führten vormals zwei von einander getrennte Provinzen Deutſchlands, wovon man die eine die Oberpfalz, die andre die Unterpfalz oder die Pfalzgrafſchaft am oder bei Rhein nannte. Die Oberpfalz war von Baireuth, Böhmen, Neuburg, Baiern und dem nürnbergiſchen Gebiete begrenzt und enthielt 130 Q. M. Amberg war die Hauptſtadt und der Sitz der Regierung. Bis 1620 gehörten die Ober- und Unterpfalz zuſammen; nachdem aber in dem genannten Jahre der unglückliche Kurfürſt Friedrich V., nach der Schlacht bei Prag in die Acht erklärt worden, kam die Oberpfalz an Baiern, und verblieb demſelben auch im weſtphäliſchen Frieden, jedoch mit der Bedingung, daß ſie nach Abgang der männlichen baierſchen Kurlinie an Pfalz heimfallen ſolle. Jetzt gehört ein Theil der Oberpfalz zum Regen- der andre zum Mainkreiſe des Königreichs Baiern. Die Unterpfalz oder Pfalz am Rheine (75 Q. M. mit 305,000 Einw.) lag auf beiden Seiten des Rheins und war begrenzt von Mainz, Katzenellenbogen, Würtemberg, Baden, dem Elſaß, Lothringen und Trier, gehörte, nebſt verſchiednen andern Fürſtenthümern und Grafſchaften, dem Kurfürſt von der Pfalz und iſt trotz der wiederholten Mißhandlungen und Verwüſtungen, denen ſie zu verſchiednen Zeiten ausgeſetzt war, eins der fruchtbarſten und einträglichſten Länder Deutſchlands. Folgendes iſt ein kurzer Abriß der Landesgeſchichte. Die Pfalzgrafen am Rheine hatten ſchon im 11. Jahrh. die Pfalzgrafſchaft und die damit verbundnen Länder erblich erhalten, und gehörten zu den vornehmſten Reichsfürſten. Nachdem Pfalzgraf Herrmann II. ohne Erben verſtorben war, gab Kaiſer Friedrich I. die zur Rheinpfalz gehörigen Länder 1156 ſeinem Bruder Conrad. Heinrich von Braunſchweig, älteſter Sohn Heinrichs des Löwen, vermählte ſich mit deſſen Tochter, Agnes, und bekam vom Kaiſer Heinrich VI. die Anwartſchaft auf die Länder ſeines Schwiegervaters, nach deſſen Tode er auch zum Beſitz gelangte. Weil er es aber mit ſeinem Bruder, dem Kaiſer Otto IV. gegen Kaiſer Friedrich II. hielt, ſo erklärte ihn dieſer 1215 in die Acht, und belehnte mit der Pfalz den Herzog Ludwig von Baiern, welcher jedoch zum völligen Beſitze derſelben nicht gelangen konnte. Sein Sohn Otto heirathete des geächteten Pfalzgrafen Tochter, Agnes, und auf dieſe Weiſe kam die ganze Pfalz an das baierſche Haus. Otto's Söhne, Ludwig der Strenge und Heinrich, regierten anfangs gemeinſchaftlich. Im J. 1256 aber theilten ſie ſich ſo, daß Ludwig die Rheinpfalz und Oberbaiern, Heinrich aber Niederbaiern bekam. Jener hinterließ zwei Prinzen, Rudolph und Ludwig, von denen erſterer die Kurwürde und die Pfalz erhielt. Der letztere erhielt Oberbaiern, wurde Kaiſer und erbte hernach auch Niederbaiern. Weil ſein Bruder Rudolph es mit ſeinem Gegner, Friedrich dem Schönen, Herzog von Oeſterreich, hielt, verjagte er ihn von Land und Leuten, verglich ſich aber nachher mit deſſen Söhnen, und ließ ihnen die pfälziſchen Lande nebſt einem Stücke von Baiern, welches nachher die Oberpfalz genannt worden iſt. Ru-

dolphs drei Söhne, Adolph, Rudolph II. und Rupert I. folgten einander; letzterm folgte Rupert II., Adolphs Sohn. Rupert III., ſein Sohn und Nachfolger, wurde im J. 1400 Kaiſer, und hinterließ vier Prinzen, welche ſich in die väterlichen Lande alſo theilten, daß der älteſte, Ludwig, mit dem Beinamen der Bärtige, die Kur- und Rheinpfalz, Johann die Oberpfalz, Stephan Zweibrücken und Simmern, und Otto Mosbach erhielt. Die zweite und vierte Linie ſtarben bald wieder aus. Auch Ludwigs des Bärtigen Nachkommenſchaft ſtarb 1559 mit Otto Heinrich aus, welcher ſich zur evangeliſchen Religion bekannt und die treffliche Bibliothek zu Heidelberg angelegt hatte. Seine Lande und die Kur fielen an Friedrich III. von der ſimmerſchen Linie, welcher die reformirte Religion annahm. Ihm folgten Ludwig VI., Friedrich IV. und Friedrich V., welcher ſich 1619 verleiten ließ, die von den unruhigen Böhmen ihm angebotne Krone anzunehmen, und darüber ſeine Lande und die Kurwürde verlor, welche vom Kaiſer Ferdinand II. ſeinem Vetter, dem Herzoge Maximilian von Baiern, übertragen wurde. Sein Sohn, Carl Ludwig, bekam zwar durch den weſtphäliſchen Frieden die Unterpfalz wieder; auch gab man ihm eine neue, die achte Kurſtelle, nebſt dem Erzſchatzmeiſteramte; die Oberpfalz aber, der Rang, den ehemals Pfalz im kurfürſtlichen Collegio gehabt, und das Erztruchſeſſenamt blieben bei Baiern. Doch wurde feſtgeſetzt, daß wenn der baierſche Mannsſtamm verlöſchen würde, Pfalz wieder in den Beſitz dieſes Landes und dieſer Rechte kommen ſollte. Sein Sohn Carl beſchloß 1685 die ſimmer'ſche Linie. Die Kur und die dazu gehörigen Lande fielen nun an ſeinen Vetter, den Pfalzgrafen von Neuburg, Philipp Wilhelm. Das neuburg'ſche Haus ſtammt von des obgedachten Stephans, Pfalzgrafen in Simmern zweitem Sohne, Ludwig dem Schwarzen, Pfalzgrafen in Zweibrücken, ab, deſſen Sohn Alexander zwei Prinzen hatte, Ludwig und Rupert. Der Letztre iſt der Stammvater der veldenz'ſchen Linie. Des ältern Ludwigs Sohn, Wolfgang, iſt der Stammvater aller, ſeit Erlöſchung der veldenz'ſchen Linie, 1694, lebenden Pfalzgrafen. Von ſeinen drei Söhnen, Philipp Ludwig, Johann und Carl, ſtiftete der jüngſte die birkenfeld'ſche Linie, der mittlere die neuzweibrück'ſche, der älteſte aber hatte zwei Prinzen, Wolfgang Wilhelm und Auguſt. Der älteſte wurde der Stammvater des neuburg'ſchen, der andre des ſulzbach'ſchen Hauſes; der dritte Sohn, Johann Friedrich, der zu Hilpoltſtein ſeinen Sitz bekam, überlebte alle ſeine Kinder. Auf Philipp Wilhelm, welcher den letzten Kurfürſten ſimmer'ſcher Linie, Carl, obgleich mit großem Widerſpruche des Hauſes Veldenz, beerbte, folgte ſein Sohn, Johann Wilhelm, welcher nach Ableben des letzten Pfalzgrafen von Veldenz, Leopold Ludwig, 1694 deſſen Land bekam; auch im ſpaniſchen Erbfolgekriege, da der Kurfürſt Maximilian Emanuel von Baiern geächtet war, 1706 die Oberpfalz und die alten Kurrechte des pfälziſchen Hauſes wieder erhielt. Allein dies dauerte nur bis 1714, wo durch den zwiſchen Carl VI. und Ludwig XIV. geſchloſſnen Frieden der Kurfürſt von Baiern alles, was er verloren hatte, wieder erlangte. Als Kurfürſt Johann Wilhelm 1716 ohne Nachkommen ſtarb, folgte ihm ſein Bruder Carl Philipp, welcher 1742 auch ohne männliche Erben ſtarb, worauf die Kur an die ſulzbach'ſche Linie kam, indem auf Carl Philipp Theodor, welcher als Pfalzgraf zu Sulzbach ſeinem Vater Johann Chriſtian Joſeph 1733 gefolgt war, und ſchon 1728 von ſeiner Mutter das Marquiſat Bergen op Zoom geerbt hatte,

nun alle kurpfälziſchen wie auch die jülich'ſchen und berg'ſchen Lande übergingen. Als zu Ende des J. 1777 der baierſche Mannsſtamm mit Kurfürſt Maximilian III. ſich endigte, ſo wurden auch die baierſchen Lande mit den pfälziſchen vereinigt, bis auf einen Theil, der an Oeſterreich kam. Kurpfalz trat, wie im weſtphäliſchen Frieden beſtimmt worden, wieder in ſeine alte Kurſtelle, die fünfte im kurfürſtlichen Collegio, und in ſein altes Erztruchſeſſenamt, wofür es das Erzſchatzmeiſteramt an Kurbraunſchweig abtrat. Nach Carl Theodors unbeerbtem Tode folgte 1799 der Herzog von Zweibrücken, Maximilian Joſeph. Allein der lüneviller Frieden von 1801 zog eine neue Epoche für die Rheinpfalz herbei. Maximilian Joſeph mußte ſie zu Gunſten andrer Fürſten abtreten. Bis zu gedachtem Frieden beſtand die Pfalz aus 19 Oberämtern und den drei Hauptſtädten Mannheim, Heidelberg und Frankenthal. Von dieſen wurden die auf der linken Seite des Rheins liegenden an Frankreich abgetreten; auf der rechten Seite dieſes Fluſſes erhielt das Großherzogthum Baden die Oberämter Bretten, Heidelberg und Ladenburg nebſt Mannheim; Heſſen-Darmſtadt die Oberämter Lindenfels, Otzburg und Umſtatt; der Fürſt von Leiningen-Dachsburg die Oberämter Boxberg und Mosbach, dann Naſſau das Amt Kaub. Die pariſer Frieden 1814 und 1815 brachten auch die jenſeits des Rheins gelegnen pfälziſchen Lande an Deutſchland wieder zurück, davon Baiern den größten Theil und das Uebrige Heſſen-Darmſtadt und Preußen erhielten. Der badenſche Antheil an der Pfalz, wozu auch die mediatiſirten leiningeniſch-pfälziſchen Oberämter gehören, ſind dem Neckar-, Main- und Tauberkreiſe zugewieſen; der darmſtädtiſche Theil der Pfalz bildet Beſtandtheile der Provinz Starkenburg und der neuen Rheinprovinz; der baierſche Antheil gehört zum Rheinkreiſe des Königreichs Baiern und der preußiſche Antheil iſt zu der Provinz Niederrhein geſchlagen. Die fernere Geſchichte ſ. man unter d. A. **Baiern**.

Pfalzgraf, ſ. **Comes palatinus** und **Pfalz**.

Pfand heißt jede Sache, auf welche ein Gläubiger von ſeinem Schuldner zur Sicherheit ſeiner rechtsgültigen Foderung ein dingliches Recht erhält; und Pfandrecht iſt ein Realrecht, welches der Gläubiger an der Sache ſeines Schuldners zur Sicherheit ſeiner Foderung unter der Bedingung erhält, ſie nach Abtragung der Schuld wieder zurückzugeben, oder ſie zur Tilgung derſelben zu gebrauchen, kann, wenn jene nicht auf die vorgeſchriebne Art getilgt wird. Wird der Pfandberechtigte in den Beſitz der verpfändeten Sache geſetzt, ſo nennt man ſie, wenn ſie beweglich iſt, Pfand im engern Sinne des Worts, oder Fauſtpfand; wird ſie ihm aber nicht übergeben, Hypothek. In der Regel können alle Sachen und Güter, bewegliche und unbewegliche, erworbne und noch zu erwerbende, körperliche und unkörperliche (z. B. Eigenthums- und andre Arten von Rechten) zum Unterpfande dienen, wenn ſie nur dem Verpfänder eigenthümlich zugehören, Sicherheit wegen einer Foderung gewähren, der Veräußerung fähig ſind, und auf eine rechtsgültige Weiſe verpfändet werden können. Aber Gegenſtände, die geſetzlich dem Verkehr entzogen ſind, ſich im Prozeſſe befinden, und ſolche, deren Verkauf durch das Geſetz oder ein Teſtament unterſagt iſt, desgleichen fremde Sachen, z. B. das zur Mitgabe erhaltne Grundſtück der Frau ꝛc., dürfen nicht verpfändet werden. Doch kann die Verpfändung fremder Sachen Gültigkeit erhalten, wenn ſie mit Wiſſen und Willen des Eigenthümers geſchah, oder ſeine Genehmigung hinzukam, wenn der Verpfänder in

der Folge durch Erbgangsrecht oder auf andre Art Eigenthümer derſelben wurde ꝛc. Da der Pfandgeber ſein Eigenthum an der verpfändeten Sache mit allen Zubehörungen und Nutzungen behält: ſo muß er alle Laſten, Abgaben und Unglücksfälle allein tragen, und hat das Recht, ein allgemeines Pfand, jedoch ohne Nachtheil des Pfandrechts, und nur in den durch das Geſetz erlaubten Fällen, zu verkaufen oder ſonſt zu veräußern. Das Pfandrecht bekommt in Hinſicht auf ſeinen Entſtehungsgrund, Umfang, ſeine Wirkung und Glaubwürdigkeit verſchiedne Namen. Erſtreckt es ſich auf das ſämmtliche Vermögen des Schuldners, wobei ſogar das zukünftige eingeſchloſſen wird: ſo heißt es eine Generalhypothek; iſt es aber auf ausdrücklich beſtimmte und bekannte Theile deſſelben eingeſchränkt, eine Specialhypothek. Im erſtern Falle kann ſich der Gläubiger an alle Theile des Vermögens halten, im letztern aber nur an die einzeln verpfändete Sache. Doch hat in manchen Ländern, z. B. in Sachſen, die Verpfändung des ſämmtlichen Vermögens ohne namentliche Angabe gewiſſer Sachen, auf welchen das Pfandrecht haften ſoll, und ohne richterliche Beſtätigung, keine rechtliche Wirkung. Das Pfandrecht heißt ein freiwilliges, wenn es vom Schuldner durch eine rechtsgültige Willenserklärung, z. B. durch einen Vertrag, Teſtament, Codicill, ertheilt wird, und ein nothwendiges, wenn die Ertheilung durch eine geſetzliche Verfügung, oder von der Obrigkeit ohne Zuthun des Schuldners erfolgt. Ein unter öffentlicher Autorität, d. h. vor dem Richter oder einem Notariùs und zwei männlichen Zeugen, beſtelltes und mit einer öffentlichen Urkunde (Pfandbrief) beglaubigtes Pfandrecht iſt ein öffentliches (gerichtliches); ein Pfandrecht, dem die öffentliche Beglaubigung fehlt, ein Privatpfandrecht (außergerichtliches), welches aber ſtets dem öffentlichen nachſteht. Zu dem nothwendigen gehört das geſetzliche oder ſtillſchweigende, welches durch unmittelbare Vorſchrift der Geſetze, unter gewiſſen Vorausſetzungen, dem Gläubiger an den Gütern des Schuldners ertheilt wird, ohne daß er ſich daſſelbe ausdrücklich ausbedungen hat. Es iſt in der Regel eine Generalhypothek. Ein allgemeines geſetzliches Pfandrecht hat z. B. der landesherrliche Fiscus auf das Vermögen derjenigen, welche zur Erhebung oder Verwaltung der Staatseinkünfte beſtellt worden ſind, auch wenn ſie Caution geleiſtet haben, als: Caſſirer, Rentmeiſter, Verwalter, Kriegszahlmeiſter ꝛc., und die mit ihm Verträge abgeſchloſſen haben, und dadurch deſſen Schuldner geworden ſind, ſo wie auch an den Gütern der Unterthanen wegen rückſtändiger Abgaben. Ein geſetzliches Pfandrecht hat ferner die Ehefrau auf das Vermögen ihres Mannes wegen des Brautſchatzes und des übrigen, ſeiner Verwaltung überlaſſnen Eingebrachten; Unmündige, Minderjährige, Wahnſinnige und alle, welchen Vormünder oder Curatoren beſtellt werden, auf das Vermögen derſelben; Kinder auf das ihres Vaters zur Sicherheit ihres von der Mutter, oder auf andre Art erworbnen Vermögens; Gemeinen, Kirchen, Schulen, Univerſitäten und milde Stiftungen auf das Vermögen ihrer Vorſteher und Schuldner ꝛc. Ein ſpecielles geſetzliches Pfandrecht haben z. B. Pupillen und Minderjährige an die von ihrem Gelde erkauften Sachen. Doch erſtreckt ſich das geſetzliche Pfandrecht in der Regel nur auf das Allodialvermögen der Schuldner. Wenn die Verpfändung in Rückſicht ihrer Form gültig ſein ſoll, ſo müſſen die verpfändeten beweglichen Sachen, und ſind es Schuldfoderungen, die Obligationen dem Pfandgläubiger zum Beſitze übergeben werden. Was aber die Verpfändung unbeweglicher Güter betrifft,

ſo iſt die Uebergabe deſelben keineswegs erfoderlich, wenn ſie nur von dem Richter, unter deſſen Gerichtsbarkeit ſie liegen, beſtätigt wird, und ſind es Lehngüter, der Lehnsherr ſeine Einwilligung dazu gegeben hat. Die Wirkungen des Pfandrechts beſtehen darin, daß der Gläubiger das Recht hat, die verpfändete Sache mit allem Zubehör ſo lange zu beſitzen, bis er wegen ſeiner Foderung befriedigt iſt, und, wenn dieſe Befriedigung nach einer dazu feſtgeſetzten Friſt nicht erfolgt, ſie nach Befinden der Umſtände gerichtlich oder außergerichtlich, und, ſind es mehrere Pfandſtücke, nach eigner Wahl zu verkaufen, und ſich nicht nur wegen des dargeliehnen Kapitals, ſondern auch wegen der Zinſen und Unkoſten von dem daraus gelöſten Gelde bezahlt zu machen. Um gegen künftige Anſprüche geſichert zu ſein, iſt das beſte Mittel, ſie öffentlich verſteigern zu laſſen. Es darf aber die Verkaufung, da das Pfandrecht, wie die meiſten dinglichen Rechte, untheilbar iſt, nicht theilweiſe und unter dem Werthe geſchehen, und beſteht das Pfand in mehrern Stücken, ſo dürfen nur ſo viele, als zur Befriedigung des Gläubigers hinreichen, verkauft werden. Findet ſich ein Ueberſchuß über die Schuldſumme, ſo muß er ihn herausgeben; beträgt das Verkaufsgeld weniger, ſo kann er ſich wegen des Reſtes an den Schuldner oder Bürgen halten. Wenn ſich aber zur verpfändeten Sache kein Käufer findet, kann er ſie an Zahlungs Statt annehmen, oder ſich, im Fall er ſie nicht beſitzt, durch Anſtellung der hypothekariſchen Klage in den Beſitz derſelben ſetzen laſſen. Der Gläubiger hat auch gewiſſe Verbindlichkeiten in Rückſicht der verpfändeten Sache; denn er muß ſie ſorgfältig, wie ſein Eigenthum, aufbewahren, nach Abtragung der Schuld mit allen gezognen Nutzungen zurückgeben, und den mit Vorſatz oder Nachläſſigkeit verurſachten Schaden erſetzen. Hat er ſeine Verbindlichkeiten nicht erfüllt, ſo kann der Schuldner die Pfandklage gegen ihn anſtellen. Da das Pfandrecht nur ein ſubſidiariſches Recht auf eine Sache zur Sicherheit einer Foderung gibt, ſo wird es aufgehoben: 1) wenn dieſe Foderung durch Zahlung, Ausgleichung, freiwillige Begebung des Pfandrechts, und durch ausdrückliche oder ſtillſchweigende Erlaſſung der Schuld, z. B. durch Zurückgabe des Pfandes, getilgt wird, in welchen Fällen der Schuldner ſein voriges Recht an der Sache wieder erlangt; 2) wenn der Gläubiger aus einer in den Geſetzen gebilligten Urſache das Pfand veräußert hat; 3) wenn die zum Pfande dienende Sache zu Grunde geht, oder eine ſolche Veränderung erleidet, daß ſie nicht wieder in ihre vorige Form gebracht werden kann; 4) wenn das Grundſtück wegen Schulden verſteigert wird, da in dieſem Falle der Gläubiger aus der Verkaufsſumme ſeine Befriedigung erhält; 5) wenn die Zeit verfloſſen iſt, auf welche das Pfandrecht dauern ſollte; wohin auch gehört, wenn ſich der Gläubiger ſeines Rechts bis zur Verjährungszeit nicht bedient hat, die nach den Umſtänden verſchieden iſt; 6) wenn derjenige, welcher das Pfand gegeben hat, nur ein widerrufliches Eigenthum an demſelben hatte; trit daher die Zeit des Widerrufs ein, ſo geht das Eigenthum des Pfandſtellers, und mithin auch das Pfandrecht des Gläubigers verloren. Da die Schuld die Hauptſache iſt, ſo kann ſie fortdauern, wenn auch das Pfandrecht wegfällt, aber nicht umgekehrt. Bei der Einräumung des Pfandrechts werden bisweilen dem Gläubiger durch einen Nebenvertrag die Nutzungen des Pfandſtücks anſtatt der Zinſen, die er von dem dargeliehnen Kapital zu fodern hat, überlaſſen (antichretiſcher Vertrag); oder die Betheiligten treffen die Uebereinkunft, daß der Gläubiger, im Fall

die Schuld nicht zur beſtimmten Zeit getilgt wurde, das Pfand für ſeine Foderung eigenthümlich behalten, und der Schuldner das Wiedereinlöſungsrecht verlieren ſolle (commiſſoriſcher Vertrag). Bei Entſtehung eines Concurſes werden die hypothekariſchen Gläubiger nach Bezahlung derjenigen, welche in die erſte Klaſſe kommen, vor allen andern, die kein dingliches Recht haben, befriedigt. Beim Zuſammentreffen mehrerer Pfandrechte an derſelben Sache erhält das der Zeit nach frühere den Vorzug; doch gehen ſolche, deren Alter aus einer öffentlichen und beglaubigten Urkunde bewieſen wird, den Privathypotheken vor. Es gibt aber beſondrc, von den Geſetzen privilegirte Hypotheken, die den unprivilegirten, obgleich frühern, vorgehen. Dergleichen Pfandrecht haben, außer den oben angeführten Fällen des geſetzlichen Pfandrechts; diejenigen, welche ſchon vorher, ehe der Schuldner Eigenthümer der Sache wurde, ein Pfandrecht an derſelben hatten; diejenigen, welche zur Erkaufung einer Sache Geld vorſchoſſen, und ſich daran ein Pfandrecht vorbehielten; die zur Erhaltung einer verpfändeten Sache Geld borgten, und deshalb an derſelben ein Pfandrecht erhielten u. ſ. w. Uebrigens war dieſes, von den Römern entlehnte Recht denſelben in den älteſten Zeiten bekannt, da ſchon die Geſetze der 12 Tafeln dunkel davon reden. Das Hypothekenweſen, einer der wichtigſten Gegenſtände der Civilgeſetzgebung, hat vorzüglich in den preußiſchen Staaten durch das allgemeine Landrecht eine treffliche Einrichtung erhalten. Bemerkenswerth iſt das in mehrern preußiſchen Provinzen eingeführte Syſtem der in Circulation geſetzten Pfandbriefe, wodurch der Kredit der Grundbeſitzer eine überaus feſte Stütze erhalten hat. Nach demſelben haften die Rittergutsbeſitzer, Alle ſämmtlich für Einen, für ihre hypothekariſchen Schulden. (Vergl. die Art. Kreditſyſtem des Adels, Hypothekariſche Kreditinſtitute und Hypothekenweſen). M.

Pfandhaus, ſ. Leihhaus.

Pfändung iſt die eigenmächtige Ergreifung fremder Sachen, in der Abſicht, ſich dadurch ſein Eigenthum, ſeinen Beſitzſtand und andre Gerechtſame, die man verlieren könnte, zu erhalten, oder einen ſchnellen und ſichern Erſatz des auf irgend eine Art uns zugefügten Schadens zu verſchaffen. Obgleich die Selbſthülfe durch Errichtung des Landfriedens und Reichskammergerichts im J. 1495 verboten wurde, ſo haben ſie doch die Geſetze in einigen Fällen verſtattet, wenn ſie anders hier nicht als eine Art von Ahndung oder Strafe anzuſehen iſt. Es iſt nämlich erlaubt, die Sachen derjenigen zu pfänden, welche uns in unſerm Beſitze, und in den auf ihrem Grund und Boden uns zuſtehenden Gerechtſamen ſtören, unſer Eigenthum auf irgend eine Art beſchädigen und berauben, oder eine gegen uns angefangne Verjährung unterbrechen wollen. Man darf aber auch des Andern Vieh pfänden, welches unſerm Grundſtücke, oder den darauf befindlichen Früchten Schaden zugefügt hat. Eben ſo findet dieſe Selbſthülfe gegen Fuhrleute Statt, welche den Zoll umfahren, um ſich der zu entrichtenden Abgabe zu entziehen. Doch muß die Pfändung auf friſcher That, und zwar auf dem beſchädigten Grundſtücke des Eigenthümers, ohne Verfolgung auf fremdes Gebiet, mit Vermeidung aller Gewaltthätigkeit, uno ohne Beſchädigung der zu pfändenden Sache vollzogen werden; auch darf man nur ſo viel an Werth pfänden, als der verurſachte Schaden ungefähr beträgt. Die Pfändung findet nicht Statt, wenn die Sache ſchon ſtreitig und vor Gericht anhängig iſt; auch iſt es verboten, ſich dieſes Rechts gegen Po=

ſten und Staffeten, wenn ſie uns Schaden zugefügt haben, zu bedienen; man muß ſie gehörigen Orts verklagen. Der Pfänder hat das Recht, die Sache, deren er ſich bemächtigt hat, in Verwahrung zu nehmen, muß aber die geſchehne Pfändung dem Eigenthümer derſelben mit Beſtimmung der Größe des Schadenerſatzes unverzüglich anzeigen, und kann ſich durch eine Privatvergütung mit ihm abfinden. Weigert ſich dieſer den Schaden zu erſetzen, ſo iſt jener verbunden, dem ordentlichen Richter, unter deſſen Gerichtsbarkeit die Pfändung vorgefallen iſt, von dem Vorgange Anzeige zu machen, und, wenn es beſondre Statuten verlangen, die gepfändete Sache zu übergeben, worauf ſie derſelbe verkauft, und nach Abzug des für den verurſachten Schaden zu bezahlenden taxirten Pfandſchillings, der Gerichtsgebühren, und der auf die Sache verwendeten Unterhaltungskoſten, das Uebrige dem Eigenthümer zuſtellt. Im Fall das Pfand zu dieſen Zahlungen nicht hinreicht, muß der Gepfändete das Fehlende aus ſeinen Mitteln nachzahlen. Wenn man bloß die Erhaltung des Beſitzes durch die Pfändung beabſichtigt: ſo bedarf es keiner Anzeige derſelben; und führt der Gepfändete keine Klage, ſo iſt es erlaubt, die Sache zu verkaufen oder auch zu behalten. Eine Gegenpfändung oder Schutzpfändung, wenn man ſich des Eigenthums des Pfänders bemächtigt, um ihn zu vermögen, das Verpfändete wieder herauszugeben, iſt bei Vorausſetzung einer an ſich gerechten Pfändung eine unerlaubte Selbſthülfe. Mr.

Pfeffel (Gottlieb Conr.), als deutſcher Fabel- und Epigrammendichter berühmt, geb. zu Kolmar im Elſaß 1736, wurde nach dem frühzeitigen Tode ſeines Vaters von ſeiner Mutter erzogen, und beſuchte bis 1750 das evangeliſche Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt. Damals nahm ihn ein Anverwandter, der nachherige Kirchenrath und Superintendent Sander in Künderingen, zu ſich, um ihn für die Akademie vorzubereiten. In ſeinem 15. Jahre ging Pfeffel nach Halle, um daſelbſt die Rechte zu ſtudiren. Die veränderte Luft und Lebensordnung hatten jedoch einen ſo nachtheiligen Einfluß auf ſeine von Natur ſchwachen Augen, daß er nach einer langwierigen Augenkrankheit Halle verließ und zu ſeinem Bruder nach Dresden ging. Hier ſchienen ſeine Augen ſich zu beſſern; als er aber 1754 in ſein Vaterland zurückgekehrt war, kamen neue Rückfälle, welche 1757 mit dem gänzlichen Verluſte ſeines Geſichts endigten. Ueber ein halbes Jahrhundert lebte der edle Mann in Blindheit und trug ſein hartes Loos mit weiſer Gelaſſenheit. Eine glückliche Ehe, die er 1759 ſchloß, und ſeine angeborne Heiterkeit und Geiſtesthätigkeit hielten ihn in dieſer traurigen Lage nicht nur aufrecht, ſondern gaben ihm auch Muth und Kraft, ſich einen ausgezeichneten Wirkungskreis zu ſchaffen. Schon in früher Jugend hatte er ſich in der Poeſie verſucht; jetzt kehrte er in den Stunden der Einſamkeit zu ihr zurück. Da mehrere ſeiner Gedichte ohne ſein Wiſſen 1759 in der ſtraßburger Wochenſchrift, der Sammler, abgedruckt worden, ſo entſchloß er ſich 1760, eine Ausgabe ſeiner Gedichte zu beſorgen. So unvollkommen auch dieſe Jugendverſuche waren, ſo erregten ſie doch damals Aufmerkſamkeit, und Pfeffel fand ſich aufgemuntert, auf der betretnen Laufbahn weiter zu gehen. 1773 errichtete er mit Genehmigung des Königs von Frankreich, unter dem Namen einer Kriegsſchule, ein akademiſches Erziehungshaus für die proteſtantiſche Jugend in Kolmar. Dieſer Anſtalt, die viele treffliche Zöglinge bildete, widmete er nebſt dem Hofrath Lerſe ſeine ganze Kraft, bis die Revolution in Frank-

reich ihr ein Ende machte. Seitdem verwendete er ſeine Muße zu literariſchen Beſchäftigungen. 1803 ward er Präſident des neuerrichteten evangeliſchen Conſiſtoriums in Kolmar, und ſtarb, nachdem er noch den 9. Theil ſeiner poetiſchen Verſuche herausgegeben hatte, am 1. Mai 1809. Zu den Auszeichnungen, die ihm zu Theil wurden, gehört, daß er ſchon 1763 heſſendarmſtädtiſcher Hofrath, 1777 Mitglied der helvetiſchen Geſellſchaft, 1782 Bürger von Biel, 1783 Mitglied des großen Raths dieſer Stadt, und 1788 Ehrenmitglied der Akademie der Künſte zu Berlin wurde. Im Allgemeinen zeichnen ſich ſeine Poeſien durch wahre Empfindung, naiven Witz, heitre Laune, echte Lebensweisheit und leichte Verſification aus. Am glücklichſten war er in der Fabel, Erzählung und in dem Sinngedichte; ſeine dramatiſchen Werke, größtentheils nach franzöſiſchen Muſtern bearbeitet, ſind meiſt vergeſſen, trefflich aber dagegen ſeine proſaiſchen Verſuche. Als Menſch war er durch ſein wohlwollendes Herz, ſeinen biedern Charakter, ſeine tief gefühlte Religioſität, und ſeinen Gleichmuth bei allen Wechſeln des Schickſals höchſt achtungswerth.

Pfeffersbad, im Bezirk Sargans, Kant. St. Gallen, in der Schweiz, der eine Stunde entfernten Benediktiner-Abtei Pfeffers gehörig, liegt tief, zwiſchen Felſen eingeſchloſſen. Das Badehaus gleicht einem langen Kloſtergebäude, aus welchem, nebſt einer für die Katholiken beſtimmten Kapelle, der ganze Kurort beſteht. Es iſt ſo in den Schlund hineingebaut, daß es mit der toſenden Tamina denſelben ganz ausfüllt, und jeder Schritt, den man außer dem Hauſe thun will, führt bergan. Die Felſen ſind 6—700 Fuß hoch, nackt bis zum Gipfel, auf dem ſich nur einige ſpärliche Buchen und Fichten wiegen. Das Waſſer ward 1240 entdeckt und iſt ſeitdem ſtark beſucht worden. Die Quellen ſind warm, haben 99 Grad Fahrenheit und ſind alkaliſch-erdig. Das Waſſer iſt hell und klar, hat weder Geruch noch Geſchmack, und läßt ſich viele Jahre aufbewahren. Man verſchickt es auch in Flaſchen. Man fängt beim Baden mit 1 Stunde an und ſetzt täglich 1 Stunde hinzu, bis man zuletzt 11—12 Stunden im Waſſer ſitzen bleibt, wodurch ein Ausſchlag hervorgetrieben wird, der dann von ſelbſt wieder heilt. Die Spaziergänge ſind ſehr einförmig, kaum über 20—30 Schritt in die Länge, wie z. B. die Kanzel, das Weltende ꝛc. und überall von Felſen ummauert. (Vergl. die umſtändliche Nachricht in Moſch's Taſchenbuch für Brunnen- und Badereiſende).

Pfeifergericht hieß die alte Feierlichkeit, mit welcher die Städte Worms, Nürnberg und Bamberg zu Frankfurt am Main jährlich, und zwar in der Herbſtmeſſe, die Beſtätigung ihrer Zoll- und andrer Freiheiten holen mußten. Unter Begleitung der beſten nürnberger Kunſtpfeifer (daher der Name) erſchienen die Abgeordneten jener Städte nach einander vor ſitzendem Gerichte, und übergaben dem Schultheiße des heiligen römiſchen Reichs und Stadtgerichts einen weißen hölzernen Becher, ein Pfund Pfeffer, einen weißen Biberhut, zwei weiße Handſchuhe und ein weißes Stäbchen, und foderten dabei ihre Zollfreiheit ab. (S. Göthe: Aus meinem Leben, B. I. S. 39 ff.)

Pferd. Dieſes edle und nützliche Thier wurde ſchon früh von dem Menſchen gezähmt und in ein Hausthier umgeſchaffen. Wilde Pferde finden ſich nach Pennant um den Aralſee, am Tanfluſſe, im ſüdlichen Sibirien, in den großen mongoliſchen Wüſten und in der Kalkas-Mongolei, nordweſtlich von China. Sie ſind kleiner als die

zahmen, mauſefahl, dickbehaart, beſonders im Winter, haben einen größern Kopf und eine merklich gebogne Stirn. Sie leben in Heerden bei einander, und ſcheuen den Menſchen ungemein. Sie ſtellen daher allemal Wächter aus, auf deren Gewieher ſie mit unglaublicher Schnelligkeit die Flucht nehmen. Dennoch wiſſen die Kalmücken ihnen beizukommen. Außerdem mag es auch in Ceylon und im Innern von Afrika wilde Pferde geben. Zu unterſcheiden von dieſen ſind die verwilderten, welche man in menſchenleeren Ländern in Menge findet, z. B. am Don, in der Ukraine, in Südamerika ꝛc. Durch die Pflege des Menſchen hat das urſprünglich eſelähnliche, mauſefahle und langhaarige Pferd der Wüſte ſich zu einem der ſchönſten und edelſten Thiere ausgebildet. Das von Natur einem gemäßigten Erdſtriche angehörige Pferd iſt jetzt faſt über den ganzen Erdboden verbreitet, und kommt ſowol unter der Linie, als innerhalb der Wendekreiſe fort; aber Klima, Boden und Nahrung zeigen den ſichtbarſten Einfluß. Man theilt hiernach die Pferde in gewiſſe Hauptracen. Vor allen verdient den Vorzug die arabiſche Race; die Beſchaffenheit des Landes und die Sorgfalt der Menſchen verſchaffen ihr den erſten Rang. Das arabiſche Pferd iſt mittler Statur, mehr mager als fett, leicht, geſchmeidig, ſtolz, feurig und dauerhaft. Die Araber führen über ihre ſchönſten Pferde eigne Stammregiſter. Nächſt den arabiſchen werden die berberiſchen Pferde (aus den afrikaniſchen Küſtenländern am mittelländiſchen Meere) am meiſten geachtet. Sie zeichnen ſich durch den kleinen, wohlgebildeten Kopf, durch den langen, aber ſchön gebognen Hals, durch die dünne Mähne und den ſchlanken Körper aus, und ſind von mittler Größe. Auf dieſe folgen die ſpaniſchen Pferde. Sie haben einen großen Kopf, etwas lange Ohren, breite Bruſt, rundes Kreuz, einen ſtolzen und kühnen Gang, und ſind mehrentheils ſchwarz und an der Stirn weiß. Hiernächſt folgt die engliſche Race, die in neuern Zeiten durch arabiſche und berberiſche Hengſte ſehr veredelt worden iſt. Das engliſche Pferd iſt von mittler Größe, hat einen kleinen Kopf, kleine ſteife Ohren, einen langgeſtreckten Leib, dünne Beine, und iſt von ſehr verſchiednen Farben. Durch Sicherheit und Schnelligkeit iſt es vor andern ausgezeichnet. Die engliſchen Renner übertreffen die berberiſchen um das Doppelte. (S. Engliſche Pferde). Nach den engliſchen Pferden pflegt man die neapolitaniſchen und venetianiſchen zu ſetzen. Die erſtern zeichnen ſich beſonders durch ſtarken vollkommnen Wuchs, durch einen großen und dicken Kopf und durch ſtolzen Anſtand aus, weshalb ſie ſich gut zu Parade= und Kutſchpferden eignen. Dabei aber ſind ſie unbändig, ungelehrig und boshaft. Von den übrigen europäiſchen Pferden ſind inſonderheit die aus der Ukraine, die Polacken, die däniſchen, holſtein'ſchen, friesländiſchen und mecklenburg'ſchen merkwürdig; doch ſtehen ſie den angeführten Racen nach. In Hinſicht des Gebrauchs theilt man die Pferde in Reit=, Kutſch= und Arbeitspferde ein. Zu erſtern nimt man die vorzüglichſten; bei den letztern ſind Geſundheit und Stärke die Haupteigenſchaften. Beſondre Berückſichtigung erfodert das Alter eines Pferdes, welches man am ſicherſten aus der Beſchaffenheit der Zähne erkennt; doch reicht dieſes Mittel nicht über das zehnte Jahr hinaus. Brauchbar bleibt das Pferd ungefähr bis zu ſeinem zwanzigſten Jahre, wobei jedoch auf die Behandlungsart viel ankommt. Sein natürliches Alter iſt auf das Doppelte anzuſchlagen. (Vergl. d. Art. Engliſche Pferde).

Pfingſten, das auf den funfzigſten Tag nach Oſtern fallende, und daher bewegliche Feſt der Ausgießung des heiligen Geiſtes über

die Jünger Jeſu, welches zu den hohen chriſtlichen Feſten gehört. Der Name Pfingſten iſt aus dem griechiſchen Worte Pentecoſte, der Funfzigſte entſtanden. Die ſchon im 3. Jahrh. aufgekommne Feier dieſes Feſtes wurde 305 auf der Kirchenverſammlung zu Elvira in Spanien feſtgeſetzt.

Pfinzing (Melchior), ſ. Theurdank.

Pflanzen. Wir bezeichnen mit dem Namen Pflanzen alle Gewächſe, von dem höchſten Baum bis zum geringſten Schimmel, und nennen den Inbegriff derſelben das Pflanzenreich, die Wiſſenſchaft aber, welche ſich mit dem Pflanzenreiche beſchäftigt, Botanik (ſ. d. Art.). Gewöhnlich definirt man die Pflanzen als organiſirte Körper ohne willkürliche Bewegung. Sie beſtehen, wie alle organiſirten Körper, aus feſten und flüſſigen Theilen. Zu jenen rechnet man das Zellgewebe, die verſchiednen Gefäße, die Fibern und das Mark; zu dieſen die im Pflanzenkörper befindlichen Flüſſigkeiten und die Luft. Von den Fibern, dem Mark und Zellgewebe iſt in eignen Artikeln die Rede. Die Gefäße ſind Saft= oder Luftgefäße. Die Luftgefäße enthalten Luft, die Saftgefäße aber die Flüſſigkeiten, durch deren Bearbeitung das Wachsthum der Pflanzen bewirkt wird. Ihre Beſtimmung iſt verſchieden. Einige führen den aufgenommnen, und auf eine gewiſſe Art bearbeiteten Saft den äußern Theilen zu, und werden zuführende; andre ſchaffen unnütze Säfte aus dem Pflanzenkörper heraus, und werden abführende Gefäße genannt. Die zuführenden Gefäße ſind entweder Spiral= oder Nahrungsgefäße; die abführenden ſind theils die Markgefäße, theils die Waſſergefäße der Oberhaut. Außerdem gibt es noch gewiſſe Nebengefäße, wahrſcheinlich von ähnlicher Beſtimmung. Die zuführenden Gefäße liegen bald dicht unter der Haut, bald etwas tiefer unter dem Zellgewebe, und laufen zuweilen in das Mark. Die abführenden hingegen laufen faſt nur innerhalb des Zellgewebes und des Marks fort, und nehmen ihren Ausgang an der Oberhaut. Die flüſſigen Beſtandtheile der Pflanzen ſind diejenigen, welche ſich in den genannten Gefäßen bewegen. Sie ſind doppelter Art: tropfbarflüſſige und elaſtiſchflüſſige. Die tropfbaren Flüſſigkeiten ſcheinen bei den Pflanzen die Stelle des Blutes zu vertreten, und in ihren Verrichtungen mit demſelben verglichen werden zu können. Sie ſind wahrſcheinlich, wie das Blut der Thiere, mit organiſchen Theilen geſchwängert, woraus ſich die feſten Theile bilden. In phyſiologiſcher Hinſicht findet ſich zwiſchen Pflanzen und Thieren große Aehnlichkeit. Zuſammenziehende Kraft, Reizbarkeit, Bildungskraft, Reproductions= und andre Kräfte haben die Pflanzen mit den Thieren gemein, nur in einem geringern Grade. Dieſe Lebenskraft erhält in den Pflanzen eben ſowol, wie in den thieriſchen Körpern, bei allen Abwechſelungen und Veränderungen, denen ſie unterworfen ſind, die eigenthümliche Form des Individuums, und ſie iſt es, durch welche die chemiſche Verwandtſchaft der Grundſtoffe, woraus die organiſirten Körper beſtehen, bei dieſen anders als bei den unorganiſchen modificirt wird. Hört ſie auf, ſo ſtirbt der organiſche Körper, und ſeine Beſtandtheile unterwerfen ſich ungehindert den allgemeinen Verwandtſchaftsgeſetzen der lebloſen Natur. Ob man den Pflanzen auch Empfindung zuſchreiben dürfe, iſt zweifelhaft; denn bis jetzt haben wir noch keine Nerven bei ihnen entdeckt, und die Erſcheinungen an gewiſſen Pflanzen, welche Empfindung zu verrathen ſcheinen, laſſen ſich vielleicht auf bloße Reizbarkeit zurückführen. Auch Bewegung, als Folge der Lebenskraft, iſt den Pflanzen nicht abzuſprechen.

Mehrere äußern unter gewiſſen Umſtänden eine Bewegung einzelner Theile, die der thieriſchen Bewegung ähnelt. Die Bewegung der Säfte in den Pflanzen kannte man lange, bevor man die Urſache davon einſah. Malpighi ſcheint geglaubt zu haben, daß der Grund davon in einer Bewegung der Gefäße liege. Hales ſuchte ihn in der Wärme der äußern Luft; ſpätere Naturforſcher nahmen mechaniſche Gründe an, indem ſie die Pflanzengefäße als Haarröhrchen betrachteten. Allein die Unſtatthaftigkeit dieſer Erklärungsarten iſt leicht zu entdecken, und es ſcheint richtiger zu ſein, die Reizbarkeit der Gefäße als die Urſache des Steigens ihres Saftes anzunehmen. Dieſe Meinung wird dadurch beſtätigt, daß der Saft zu ſteigen aufhört, wenn man durch ſtarke elektriſche Schläge die Reizbarkeit der Gefäße abgeſtumpft hat. Worin aber dieſe Reizbarkeit beſtehe, und was ſie verurſache, iſt bis jetzt noch nicht dargethan worden; nur ihr Daſein kennt man, und hat durch Verſuche gefunden, daß ſie ſich durch gewiſſe künſtliche Mittel eben ſowol erhöhen als ſchwächen, ja ganz aufheben läßt. Außerdem ſcheint auch die Wärme auf die Bewegung der Säfte Einfluß zu haben; denn warum bewegt die Reizbarkeit die Pflanzenſäfte im Winter nicht? Erſt bei einem gewiſſen Wärmegrade ſteigen die Säfte und beginnt das Wachsthum; kalte Tage aber bringen ſogleich einen Stillſtand oder eine Hemmung hervor. Die Sommerhitze ſchwächt, wie es ſcheint, allmälig jene Reizbarkeit, und ſtumpft ſie ſo ab, daß die Säfte ſich nach und nach immer langſamer bewegen, und im Herbſte ſtill zu ſtehen anfangen. Mit der Reizbarkeit der Pflanzen hängt der Schlaf derſelben und ihr Drehen nach dem Lichte genau zuſammen. Erſterer ſcheint zu erfolgen, wenn ſie anhaltend und heftig in Thätigkeit geweſen. Man bemerkt ihn beſonders an den Blumenkronen, aber auch an den Blättern, nur in verſchiednen Graden. Die Neigung der Pflanzen, ſich nach dem Lichte zu drehen, wird bei ſolchen leicht ſichtbar, die das Licht nur von einer Seite haben, indem alle Stengel, Zweige, Blätter und Blüthen ſich nach dieſer Seite hinwenden. Ein andrer wichtiger Gegenſtand in der Phyſiologie der Pflanzen iſt das Athmen derſelben. Es beſteht in einem Einſaugen und Aushauchen, welches man beſonders an den Blättern wahrnimt. Legt man ein friſches Blatt in ein Glas mit Brunnenwaſſer, und ſetzt es den Sonnenſtrahlen aus, ſo erſcheint es bald mit Luftbläschen bedeckt, die allmälig nach der Oberfläche aufſteigen und dort zerplatzen. Fängt man ſie auf, ſo zeigt ſich, daß ſie aus Sauerſtoffgas beſtehen. Nur unter Mitwirkung des Sonnenlichts zeigt ſich dieſe Erſcheinung; bloße Wärme reicht nicht dazu hin. Die über das Athmen der Pflanzen angeſtellten Verſuche haben zu ſehr verſchiednen Meinungen geführt. Ingenhouß glaubt, daß die Pflanzen nur im Sonnenlichte Sauerſtoff, des Nachts hingegen Stickgas und kohlengeſäuertes Gas aushauchen. Nach Senebier geben geſunde Pflanzen und ihre Blätter bei Nacht gar keine Luft von ſich; daſſelbe fand Spallanzani. Ackermann dagegen behauptet, daß die Pflanzen eben ſo gut, wie die Thiere, den Grundſtoff der Lebensluft (Sauerſtoff) einſaugen, und Kohlenſäure von ſich geben müſſen. Aber nicht allein luftförmige Stoffe hauchen die Pflanzen aus, ſondern es ſteigen auch aus ihnen Feuchtigkeiten in Dünſten auf, deren Maſſe im Ganzen ſehr beträchtlich iſt. Man gibt an, daß ein Baum von mittlerer Größe täglich 30 Pfund Feuchtigkeiten ausdünſtet. Wir gehen jetzt auf den Geruch, Geſchmack und die Farbe der Pflanzen über. Was den Geruch der Pflanzen betrifft, ſo zeigen die neuern Fortſchritte der

Chemie, daß die Grundlage deſſelben nicht, (wie man von einer ſo flüchtigen, ausdehnbaren, faſt unwägbaren, völlig unſichtbaren und nur auf die Geruchsnerven wirkenden Subſtanz hätte glauben ſollen) gasartig ſei, und daher auch nicht zu den nähern Beſtandtheilen der Pflanzen gerechnet werden dürfe. Fourcroy zeigte das Nichtdaſein eines eignen Riechſtoffs. Riechbarkeit iſt den Körpern eben ſo weſentlich wie die Schwere, ſie richtet ſich aber nach der Flüchtigkeit; daher die flüchtigſten Körper am ſtärkſten riechen. Der Geſchmack der Pflanzen ſcheint auf dem Verhältniſſe der Grundſtoffe und auf dem Grade der Wärme zu beruhen, dem eine Pflanze ausgeſetzt iſt, wobei jedoch auch das Sonnenlicht bedeutend mitwirkt. Von der Farbe der Pflanzen gilt daſſelbe, was von ihrem Geruche geſagt worden. Schon Ariſtoteles bemerkte, daß die Pflanzen durch das Sonnenlicht gefärbt würden. Ray, Bonnet, Senebier und Andre ſtellten mehrere Verſuche in dieſer Hinſicht an. Senebier fand, daß grüne Blätter, die man mit der ganzen Pflanze an einen dunkeln Ort ſtellte, erſt auf der Oberfläche gelb und dann weiß wurden, dagegen junge im Dunkeln erzogne Pflanzen, die er nach und nach an's Licht brachte, aus dem Weißen in's Gelbe übergingen, immer dunkelgelber wurden und dann nach und nach grüne Punkte zeigten, welche ſich vermehrten und ſo ausbreiteten, daß nach einiger Zeit die vorher weißen Theile eine völlig grüne Farbe annahmen. An den im Dunkeln erzognen Blüthen iſt die Veränderung in der Farbe nur gering. Daß die Wärme dabei keinen Einfluß hat, hat Bonnet durch Verſuche gezeigt; aber nach van Mons und Vaſalli wirken Lampen= und Mondlicht auf gleiche Weiſe. Die Urſache dieſer merkwürdigen Erſcheinung iſt jetzt bekannt. Man weiß, daß die überſaure Kochſalzſäure die Farbe der Pflanzen verändert. Der Sauerſtoff verbindet ſich mit der Subſtanz der Pflanzen, und die überſaure Kochſalzſäure verändert ſich in Salzſäure. Hiedurch wird die grüne Farbe zerſtört, und die Pflanze zeigt ſich bald gelb, bald weiß. Die Pflanzen werden durch den Sauerſtoff, den ſie einathmen, heller; dunkler aber, wenn ſie ihn verlieren. Das verſchiedne Verhältniß des Sauerſtoffs zu ihren übrigen Beſtandtheilen gibt die verſchiednen Abſtufungen und Schattirungen. Die Sättigung mit Sauerſtoff gibt die gelbe und weiße Farbe. Wird aber eine mit Sauerſtoff geſättigte Pflanze dem Sonnenlichte ausgeſetzt, ſo verbindet ſich der Lichtſtoff mit dem Sauerſtoffe; dieſer entweicht und die Pflanze erhält ihre grüne Farbe wieder. Uebrigens ſcheint der Farbeſtoff im Zellgewebe ſeinen Sitz zu haben; die Oberhaut hingegen iſt ohne Farbe. Ob zu dieſen Eigenſchaften noch die Wärme komme, iſt zweifelhaft. Wir gehen, ohne bei den Gründen dafür und dawider zu verweilen, auf die eigentlich chemiſche Analyſe der Pflanzen über. Alle vegetabiliſchen Subſtanzen haben drei urſprüngliche Grundſtoffe: Waſſerſtoff, Kohlenſtoff und Sauerſtoff. Ihr verſchiednes Verhältniß begründet die Verſchiedenheit der vegetabiliſchen Subſtanzen unter einander. Von dieſen aus den drei genannten Grundſtoffen zuſammengeſetzten Subſtanzen hat die Chemie bis jetzt folgende von einander unterſchieden: 1) den Extractivſtoff oder ausziehbaren Theil; 2) den Schleim oder Gummi; 3) den Zuckerſtoff; 4) das weſentliche Salz oder die Säure; 5) das fette oder fixe Oel; 6) das flüchtige oder weſentliche Oel; 7) den Kampher; 8) das Harz; 9) den Balſam; 10) das Gummiharz; 11) das elaſtiſche Gummi oder Harz; 12) die Stärke oder das Stärkenmehl; 13) den Gluten oder Kleber; 14) das Holz oder den fibröſen Theil; 15) den Gerbeſtoff

oder Tannin. Mehrere dieſer Subſtanzen ſind der Umbildung in einander fähig. So geht der unſchmackhafte Schleim in Zucker oder Säure über. Dieſe Umwandlungen geſchehen durch Feuer, Waſſer, Luft, Säuern, Alkalien, welche mehr oder weniger das Gleichgewicht der Grundſtoffe ändern. Auf dieſe Art wechſeln die nähern Beſtandtheile der Vegetabilien ohne Unterlaß ihren Geſchmack, ihre Farbe, Conſiſtenz und Geruch mittelſt unaufhörlicher Veränderungen in dem Gleichgewichte und Verhältniſſe ihrer Grundſtoffe. Die Bildung der verſchiednen Subſtanzen in den Gewächſen iſt alſo die Folge wahrer chemiſcher Operationen, welche man vom Keimen bis zur Reife der Frucht verfolgen kann. Zu beſtimmen, wie die genannten urſprünglichen Grundſtoffe durch Licht und Wärme abſorbirt und unter einander durch den vegetabiliſchen Organismus ſo verbunden werden, daß ſie die verſchiednen Materien erzeugen, aus welchen die Pflanzen zuſammengeſetzt ſind, und welche ſich bei ihrer letztern Analyſe wieder in jene Grundſtoffe auflöſen: das iſt das Problem der Vegetation, deſſen Löſung den Mittelpunkt ausmacht, in welchem die Unterſuchungen der Chemiker zuſammentreffen müſſen. Die Art und Weiſe, wie die Pflanzen wachſen, d. h. wie die ſie nährenden Theile in das Weſen der Pflanzen übergehen, wird ſo angegeben: das Waſſer und der Kohlenſtoff löſen ſich in ihre Beſtandtheile auf, gehen neue Verbindungen ein, und bilden ſo die feſten Theile der Pflanzen. Der Waſſerſtoff verläßt daher den Sauerſtoff, um ſich mit dem Kohlenſtoffe zu verbinden, woraus Oel, Harz und dergleichen entſtehen. Zugleich entwickelt ſich der Sauerſtoff aus dem Waſſer und der Kohlenſäure, und geht in Verbindung mit dem Licht- und Wärmeſtoffe als Sauerſtoffgas weg. Durch dieſe Stoffe geſchieht nun auch die Vermehrung der Pflanzenfibern oder das eigentliche Wachsthum ſelbſt, obgleich wir die Art und Weiſe nicht völlig einſehen. Von der Befruchtung und damit verbundnen Fortpflanzung der Gewächſe, ſo wie von den Befruchtungswerkzeugen, iſt ſchon unter dem Artikel Befruchtung das Allgemeine geſagt worden. Bei den mehrſten Pflanzen ſind beide Geſchlechter in Einer Blume vereinigt, bei wenigen ſind ſie getrennt. Jene nennt man, wiewol etwas uneigentlich, Zwitterblumen, dieſe männliche oder weibliche. Die beiden letztern ſtehen entweder auf Einem oder auf zwei verſchiednen Stämmen. Bei den ſogenannten Zwitterblüthen geht die Befruchtung am leichteſten von Statten; auch da, wo Ein Stamm männliche und weibliche Blüthen trägt, hat ſie keine ſonderliche Schwierigkeit; da aber, wo beiderlei Blüthen völlig getrennt ſind, und der eine Stamm nur männliche, der andre nur weibliche Blüthen trägt, erfolgt ſie nur, wenn beide Geſchlechter nahe genug ſtehen, daß der Samenſtaub der männlichen Blüthen den weiblichen vom Winde oder durch Inſekten zugeführt werden kann. Außerdem fällt der Fruchtkeim entweder ab, oder er bildet ſich zwar zu einer Frucht, die aber des Keimens nicht fähig iſt. Auf den Zeugungstheilen der Gewächſe beruht die von Linné gemachte Eintheilung derſelben oder das Sexualſyſtem, das ungeachtet ſeiner Mängel unter allen je entworfnen Pflanzenſyſtemen doch die deutlichſte Ueberſicht gewährt, und unter den künſtlichen, zur ſchnellen Auffindung eines Pflanzennamens dienlichen Syſtemen den Vorzug verdient. Linné theilte alle Gewächſe in 24 Klaſſen. Die 23 erſten Klaſſen begreifen die Pflanzen mit ſichtbaren Blüthen, die Phanerogamen. Davon ſind die 13 erſten nach der Zahl der Staubgefäße oder männlichen Befruchtungswerkzeuge, benannt und heißen: 1) Monandria mit 1

Staubgefäße; 2) Diandria mit 2; 3) Triandria mit 3; 4) Tetrandria mit 4; 5) Pentandria mit 5; 6) Hexandria mit 6; 7) Heptandria mit 7; 8) Octandria mit 8; 9) Enneandria mit 9; 10) Decandria mit 10; 11) Dodecandria mit 12 bis 19: 12) Isocandria mit 20; 13) Polyandria mit mehr als zwanzig Staubgefäßen. In allen dieſen dreizehn Klaſſen werden die Ordnungen (Unterabtheilungen) nach der Zahl der weiblichen Geſchlechtstheile, d. h. der Staubwege beſtimmt, z. B. Monogynia, mit einem Staubwege; Digynia, mit zwei Staubwegen; Trigynia, Tetragynia u. ſ. w. Die 14. und 15. Klaſſe werden nicht bloß nach der Zahl, ſondern mehr nach der verſchiednen Lage der Staubfäden beſtimmt. Sie heißen: 14) Didynamia, zweimächtige, in deren Blüthen allemal vier Staubgefäße ſind, deren zwei längere (gleichſam mächtigere) Staubfäden haben; 15) Tetradynamia, viermächtige, in deren Blüthen allemal ſechs Staubgefäße befindlich, deren vier mit längern Staubfäden verſehen ſind. Jede dieſer beiden Klaſſen enthält nur zwei Ordnungen, welche in der 14. danach beſtimmt werden, ob der Samen in der Samenkapſel offen da liegt (Gymnospermia), oder ob er bedeckt iſt (Angiospermia); in der 15. aber nach der Form der Samenbehältniſſe, welche entweder Schötchen (Siliculosa) oder Schoten (Siliquosa) ſind. Bei der 16., 17. und 18. Klaſſe liegen die Staubgefäße der Zahl der Haufen nach, in welchen ſie vereinigt ſind, zum Grunde; 16) Monadelphia, einbrüdrige, wenn die Staubgefäße in einem Haufen; 17) Diadelphia, zweibrüdrige, wenn ſie in zwei Haufen beiſammen ſtehen; 18) Polyadelphia, vielbrüdrige. Die Ordnungen werden in dieſen Klaſſen nach der Zahl der einzelnen Staubgefäße beſtimmt: monandria, diandria, triandria u. ſ. w. 19) Syngenesia, zuſammengewachſene. Faſt alle hieher gehörigen Blumen ſind aus einer Menge Blümchen auf einem gemeinſchaftlichen Blumenboden zuſammengeſetzt. Dieſe Klaſſe hat ſechs Ordnungen: a. Polygamia aequalis, wenn die zuſammengeſetzte Blume aus lauter Zwitterblümchen beſteht; Polygamia superflua, wenn in einer zuſammengeſetzten Blume ſowol fruchtbare weibliche als Zwitterblüthen ſind; c. Polygamia frustranea, wenn in einer zuſammengeſetzten Blume ſich zwar Zwitter- und weibliche Blümchen beiſammen finden, erſtere aber nur fruchtbar und ſamenbringend ſind; d. Polygamia necessaria, wo der umgekehrte Fall Statt findet, indem die Zwitterblümchen keine wahren Narben haben, und folglich die weiblichen Blümchen allein, nachdem ſie durch die Staubbeutel in den Zwitterblümchen befruchtet worden, Samen tragen; e. Polygamia segregata, wenn die Blümchen, woraus die zuſammengeſetzte Blume beſteht, von einander durch beſondre Kelche abgeſondert ſind; f. Monogamia, einehige, die keine zuſammengeſetzte, ſondern einfache Blumen haben, in welchen die Staubbeutel verwachſen ſind. 20) Gynandria, weibermännige oder eiferſüchtige, in deren Blüthen die männlichen und weiblichen Befruchtungswerkzeuge in einander verwachſen ſind. Die Ordnungen werden nach der Zahl der Staubgefäße beſtimmt: Monandria, Diandria ꝛc.; 21) Monoecia, einhäuſige, wo die Geſchlechter getrennt, doch auf einem Stamme befindlich ſind. Die Ordnungen werden nicht nur nach der Zahl der Staubgefäße beſtimmt, ſondern es gibt auch Monadelphia, Syngenesia und Gynandria, unter den einhäuſigen. Bei letztern iſt ein unvollkommner Stempel in den männlichen Blüthen vorhanden, worauf die Staubgefäße ſtehen; 22) Dioecia, zweihäuſige oder Gewächſe mit ganz getrennten Geſchlechtern, d. h. bei denen auf einem Stamme

bloß männliche, auf einem andern bloß weibliche Blüthen ſind. Die Ordnungen ſind wie bei der 21. Klaſſe; 23) Polygamia, Gewächſe mit vermengten Geſchlechtern, d. h. es ſind Zwitterblumen nicht nur mit weiblichen oder männlichen, ſondern auch mit beiden zugleich bei einer Pflanzengattung verbunden. Die drei Ordnungen dieſer Klaſſe heißen: Monoecia, Dioecia und Trioecia, je nachdem die Vermengung auf einem, zwei oder drei Stämmen Statt findet; 24) Cryptogamia. In dieſe Klaſſe ſetzte Linné alle Gewächſe, bei denen er keine Befruchtungswerkzeuge fand, die zum Theil ſpäter entdeckt worden ſind, die aber auch da, wo man ſie nicht kennt, gewiß nicht fehlen. Sie enthält vier Ordnungen, nämlich: Farnkräuter, Mooſe, Flechten und Schwämme. Die Palmen, deren Geſchlechtstheile Linné nicht zu beſtimmen vermochte, und die er deshalb in einem Anhange beſchrieb, ſind jetzt in die Klaſſen, wohin ſie gehören, vertheilt worden. Neuere Botaniker haben die 24 Klaſſen Linné's auf 20 gebracht. Gegen dieſe, auf die Geſchlechtsverſchiedenheit der Pflanzen gegründete Eintheilung, das ſogenannte Sexualſyſtem, haben neuerlich Schelver (Kritik der Lehre von den Geſchlechtern der Pflanzen, Heidelb. 1812 und Fortſetzung der Kritik Carlsruhe 1814) und beſonders Henſchel (Ueber die Sexualität der Pflanzen, Breslau 1820) Angriffe gemacht, die Aufſehen erregt haben. Sie gehen von dem Grundſatze aus, da das Thier vor der Pflanze im Ganzen, wie in den Theilen den Vorzug der Individualität voraus haben, aus welcher als Gipfel und Schlußſtein die thieriſche Erzeugung hervortreten, hingegen bei der Pflanze Gleichartigkeit des Ganzen, wie der Theile, mit dem Daſein eines Geſchlechts unverträglich ſei: ſo müſſe man die dafür beigebrachten Erfahrungsbeweiſe einer neuen Prüfung unterwerfen. Henſchel hat dies unternommen; allein ſeinen Beobachtungen iſt von Treviranus (die Lehre vom Geſchlechte der Pflanzen, Bremen 1822) größtentheils widerſprochen worden. Dagegen hat K. Sprengel Henſchel's Anſichten ſeine volle Zuſtimmung gegeben. Dieſem künſtlichen Syſteme ſteht das natürliche gegenüber, das ſich auf die Anweſenheit oder Abweſenheit der Hauptorgane gründet, weil ſich die Pflanzen hauptſächlich dadurch unterſcheiden. Einem ſolchen Syſtem iſt auch Oken (Naturgeſchichte für Schulen, Leipzig 1821) gefolgt, der die Pflanzen in 4 großen Hauptklaſſen theilt: Markpflanzen, Stockpflanzen, Blüthenpflanzen, Fruchtpflanzen. Allerdings gewährt nur ein ſolches natürliches Syſtem die Einſicht in die große und ſchöne Ordnung des Pflanzenreichs. (Vergl. auch d. Art. **Botanik** in der neuen Folge d. W.). Wir ſchließen dieſen Artikel mit einer kurzen Erwähnung der Pflanzenkrankheiten. Dieſe entſtehen entweder aus vermehrter oder verminderter Lebenskraft. Zu erſtern gehört die Saftfülle, die für eine Schönheit geltende Gefülltheit der Blumen (indem die Staubfäden ſich in Blätter verwandeln) und die Entzündung; zu letztern die Auszehrung, der Roſt, der Brand und der Keimtod.

Pflanzen = Anatomie. Die genauere Kenntniß von dem Bau der Pflanzen verdanken wir dem Fleiße deutſcher und einiger franzöſiſchen Naturforſcher. Unter den Deutſchen werden Sprengel's, Kieſer's, Moldenhawer's, Link's und Treviranus Schriften am meiſten gerühmt. Von den Franzoſen können wir, ungeachtet mancher durch ihn verbreiteten Irrthümer, Mirbel als den fleißigſten Pflanzen-Anatomen nennen. Richard hat den innern Bau der Samen mit großer Genauigkeit unterſucht. Wir begnügen uns hier mit einer gedrängten Ueberſicht des Baues der Gewächſe. I. Allgemeiner Bau der Ge-

wächſe. Die erſte Urform, welche bei der erſten Entſtehung auch des niedrigſten Gewächſes hervortrit, iſt die Kugel- oder Blaſenform, welche wir ſchon in dem Bildungsſafte, der aus dem Baſte der Bäume ausſchwitzt, vorgebildet finden. Treten dieſe Blaſen zuſammen, ſo machen ſie ein Gewebe von Zellen, welches allgemein im ganzen Gewächsreich verbreitet iſt. Die Wände dieſer Zellen ſind völlig undurchbohrt, ſo daß eine Zelle mit der andern keine Gemeinſchaft hat; aber die darin enthaltnen Säfte ſchwitzen eben ſo organiſch durch, wie dies beim thieriſchen Körper der Fall iſt. Wo die an einander tretenden Bläschen ſich nicht überall berühren, da laſſen ſie Zwiſchengänge, welche, beſonders beim Nadelholze ſaftführend ſind. Doch fehlen dieſe Zwiſchenräume dem Zellgewebe ſehr häufig; denn die Bläschen, die das letztere bilden, werden ſo gleichmäßig wechſelsweiſe angezogen, daß vollkommen vier-, fünf- oder ſechseckige Räume entſtehen. Das Zellgewebe, die allgemeine Niederlage der Säfte, dient gewiß nicht zum Aufſteigen der Nahrungsflüſſigkeit, ſondern zur Aufbewahrung und Verarbeitung der Säfte. Daher findet man in ihm auch Behälter der eigenthümlichen öligen und harzigen Säfte. Dieſe, bisweilen den übrigen Zellen gleich, nur ſtärker angeſchwollen, ſind oft eigne Kanäle oder vielmehr ähnliche Zwiſchenräume der Zellen, wie wir ſie in der Rinde des Nadelholzes, im Schöllkraut und in allen milchgebenden Pflanzen finden. Das Zellgewebe ſteht in vollkommnern Pflanzen mit der Luft in einer merkwürdigen Gemeinſchaft. Von den Farrenkräutern aufwärts wird es nach der Oberfläche zu unregelmäßiger und voller Lücken, die, mit Luft erfüllt, durch eigens organiſirte Oeffnungen mit der Atmoſphäre in Verbindung ſtehen. Dieſe Spaltöffnungen trifft man meiſtentheils da, wo eine grüne Oberfläche die Pflanzen bedeckt, am häufigſten jedoch auf der untern Fläche der Blätter. Sie ſind mehr oder weniger oval, gewöhnlich von einem drüſigen Ringe umgeben, und haben unter ſich bisweilen Fältchen, die ſie offen erhalten. Wir ſchreiben ihnen die Beſtimmung zu, einzuſaugen und auszuhauchen, aber bloß Luftſtoffe, nicht tropfbare Flüſſigkeiten. Die zweite Urform iſt die geradlinige, Faſer- oder eigentlich Röhrenform. Starke Vergrößerungen zeigen uns die Faſern als wirkliche Röhren mit Säften erfüllt, aber nicht fortlaufend, ſondern hie und da ſich zuſpitzend und blind endigend, z. B. im Baſte der Bäume, auch im Splint und in den Nerven und Rippen der Blätter. Ihre Uranfänge erſcheinen ſchon im ſchleimigen Bildungsſafte, wo ſie, den Nadeln oder Spießchen gleich, ſich in Bündeln gleichſam kryſtalliſiren. Dieſe Röhren haben die zarteſten Häute und den kleinſten Durchmeſſer unter allen Urformen; dennoch ſind ſie außerordentlich dehnbar und zähe. Sie ſind es, die man als Flachs ſpinnt, die man aus Hanf, Neſſeln, aus dem Papiermaulbeerbaum ꝛc. verarbeitet. Ihre Hauptbeſtimmung ſcheint die Führung der aufſteigenden Säfte zu ſein. Die dritte Urform nennen wir die Schraubenform, weil ſie urſprünglich aus ſchraubenförmig gewundnen Faſern beſteht, welche die Wände cylindriſcher Kanäle ausmachen. Dieſe Form kommt von den Farrenkräutern aufwärts bei vollkommnern Pflanzen, von den Saftröhren umgeben, in Bündeln oder einzeln vor. Im Stamm der gewöhnlichen Bäume macht ſie größtentheils den Splint und das Holz aus. Bei den Palmen, den Gräſern ꝛc. ſtehen die Schraubenbündel zerſtreut im Zellgewebe. Die Schraubengänge gehen durch alle Theile. Durch den Blattſtiel dringen ſie mit den Saftröhren in die Blattnerven, durch den Blüthenſtiel in die Co-

rollenblätter, in die Staubfäden, in den Fruchtknoten, in die Piſtille, und durch den Keimgang ſelbſt bis in die Samen. So lange ſie urſprünglich ſind, haben ſie keine andre Wand, als die von jenen gewundnen Faſern gebildet wird. Aber man findet ſie nicht immer in jener urſprünglichen Form. Sie erſcheinen oft als Ringgefäße, oft als Treppengänge, oft als punktirte Kanäle. Endlich gibt es Uebergänge von dieſer zur Zellform, beſonders in Nadelhölzern. Hier erſcheinen geſtreckte Zellen mit regelmäßigen geränderten Löchern durchbohrt, ja im Taxus ſogar Zellen mit ſchraubenförmig gewundnen Fächern, welche wahrſcheinlich die Stelle der hier nicht vorhandnen Schraubengänge vertreten. Das Geſchäft dieſer dritten Urform ſcheint die Bildung und Fortführung der Luftarten, der Dünſte und der Luftſtoffe zu ſein, die ſich aus den Säften der Pflanzen entwikkeln. II. Beſondrer Bau der einzelnen Pflanzentheile. Wir fangen mit der Wurzel an. Die Oberfläche der zarteſten Würzelchen zeigt ſich mit ſehr feinen Härchen umgeben, und die Spitzen ſind mit einem ſchwammigen Mützchen bedeckt, wodurch, wie durch jene Härchen, die Einſaugung der Erdfeuchtigkeit erfolgt. Uebrigens durchzieht der Länge nach die Mitte der Wurzel ein Bündel von Saftröhren und Schraubengängen, ohne daß eine Markhöhle da wäre. Der Stamm beſteht bei allen Pflanzen, die mit zwei Samenlappen aufgehen, aus concentriſchen Schichten, deren äußerſte die Rinde, die zweite der Baſt, die dritte der Splint und die vierte das Holz iſt, welches in jüngern Trieben das Mark einſchließt. Durch den Stamm ſetzen außerdem ſtrahlenförmig die Rindengallen ſich bis in das Mark fort, und bilden die ſogenannten Spiegelfaſern oder das Quergefüge des Holzes. Ungeachtet alſo der Baſt hauptſächlich aus Saftröhren, Splint und Holz, aus dieſen und Schraubengängen beſteht, ſo gehört doch die Zellform auch zur Zuſammenſetzung dieſer drei Schichten. Das Wachsthum des Holzes erfolgt von innen nach außen, ſo daß die dem Mittelpunkt zunächſt ſtehenden Schichten die älteſten ſind. Zwar findet man in dieſen, ſo lange noch Mark da iſt, urſprüngliche Schraubengänge, ja ſogar eine grüne Schicht der letztern pflegt das Mark zu umgeben. Allein das iſt das Weſen der urſprünglichen Schraubengänge, daß ſie ſich nicht, oder erſt ſehr ſpät verändern. Was den Bau der Blätter betrifft, ſo iſt dieſer ganz einfach damit erklärt, wenn wir ſagen, daß die Theile des Stammes hier neben einander in einer ebnen Fläche liegen, die dort in einander eingewickelt waren. Die Saftröhren und Schraubengänge treten in den Nerven und Adern des Blattes immer mehr aus einander. Das zwiſchen ihnen liegende Zellgewebe drängt ſich nach der obern Fläche zu dichter zuſammen, und iſt hier gewöhnlich von einem firnißartigen Ueberzuge bedeckt. Nach der untern wird es lockerer, und bekommt jene Luftlücken, denen die Spaltöffnungen den Zutrit der Luftſtoffe gewähren. Bei den Blumen iſt der Kelch meiſtens von gleichem Bau mit den Blättern, die Corolle hingegen beſteht aus dem zarteſten Zellgewebe, deſſen innere Fläche ſich in den feinſten Wärzchen oder Hügelchen erhebt. Die Schraubengänge ziehen ſich einzeln und von einem ſehr geringen Durchmeſſer durch den untern Theil der Corollenblätter, und von Spaltöffnungen iſt keine Spur zu entdecken. Daß die Staubfäden einen ähnlichen Bau haben, iſt ſchon vorher bemerkt; aber die Antheren weichen in Rückſicht ihrer Einrichtung von allen übrigen Theilen ab. Ganz zellig, enthalten ſie vom Anfang an eine Menge eigenthümlich gebildeter Körper, die man Pollen nennt, und die in der

Familie derſelben Geſtalten darſtellen. Die Oberfläche der weiblichen Narbe iſt mit den zarteſten Härchen beſetzt, welche, ohne ſichtbare Oeffnung, dennoch auf gleiche organiſche Weiſe die befruchtende Maſſe aufnehmen, als die Wurzelhärchen die Erdfeuchtigkeit. Der Fruchtknoten endlich enthält vor der Befruchtung bloße Bläschen mit Bildungsſaft angefüllt. Nach geſchehner Befruchtung zeigt ſich zuerſt das künftige Pflänzchen, einem Pünktchen gleich, welches in jenem Safte ſchwimmt, den man nun Keimflüſſigkeit nennt. Von der letztern ernährt, ſchwillt das Pflänzchen entweder ſtärker an, entwickelt ſich mit ſeinen Theilen, und beſonders werden die Samenlappen, oder die Kotyledonen ſichtbar; oder, wenn die Keimflüſſigkeit nicht verbraucht wird, ſo gerinnt ſie zum Eiweißkörper, und das Pflänzchen bleibt bei den ſogenannten Monokotyledonen unentwickelt.

Pflanzenbutter nennt man in den Apotheken diejenigen, aus verſchiednen Samenkörnern durch eine einfache Preſſung gewonnnen Oele, welche ihrer dicken und ſchmierigen Beſchaffenheit halber, mehr der Butter als dem gemeinen Oele gleichen. Dahin gehören beſonders die Kakaobutter und der Muskatbalſam.

Pflanzenthiere oder Zoophyten, ſ. Thier.

Pflicht, Pflichten. Von der Pflicht des Menſchen reden wir, und Pflicht erkennen wir nur da, wo die ſinnliche und beſchränkte Natur des Einzelnen etwas andres fodert, als die Vernunft, die im Geiſte der Menſchheit ſpricht, und das Geſetz der Menſchheit in ſich enthält. Darum ſchreiben wir auch den Thieren keine Pflichten zu, denn ſie ſind der äußern Nothwendigkeit in der Befriedigung ihrer ſinnlichen Triebe und Begierden unterworfen. Ein Weſen dagegen, welches nicht bloß ein ſinnliches iſt, ſondern die Fähigkeit hat, ſeine Natur und die umgebende Welt zu erkennen, trägt darin ſeine Würde, ſich ſelbſt und ſeine Handlungen nach einem freierkannten Geſetze zu beſtimmen (Autonomie). Dieſes Geſetz geht daher nicht, wie das Geſetz der äußern Natur, auf ein Müſſen, dem nicht auszuweichen iſt, ſondern auf ein Sollen, auf eine innere Nothwendigkeit, welche nur dem Vernünftigen, als ſolchem, einleuchtet, auf Handlungen, welche unterlaſſen oder gethan werden können, und die wir inſofern willkürlich nennen. Was die Vernunft als Geiſt der Menſchheit fodert, iſt das Gute; in dem Auflehnen der willkürlichen Triebe und Neigungen aber, gegen die Vernunft, beruht der Same alles Böſen. Nun iſt aber der Menſch nur da ſeiner eigenthümlichen Natur getreu, wo die Triebe und Begierden durch Vernunft beherrſcht werden, und er wird erſt dadurch wahrhaft ſittlich frei, und immer unabhängiger von dem Aeußern. Jene innere oder ſittliche Nothwendigkeit daher, das Vernunftmäßige zu thun, denn auch das Thun und Laſſen ſelbſt, wozu das freie Vernunftweſen und eine innere Nothwendigkeit treibt, nennen wir Pflicht. Alle Pflicht beruht alſo darauf, daß das Vernunftweſen ſich innerlich widerſprechen würde, wenn es ſich als ſich ſelbſtbeſtimmendes Vernunftweſen, und die Vernunft als ſeine Würde erkennte, und doch in dem Einwirken auf die umgebende Welt dieſe Würde dadurch verleugnete, daß es einem andern Geſetze huldigte, und ſich den Antrieben der ſinnlichen Natur überließe. Je mehr aber die Tugend oder die Vernunftmäßigkeit menſchlicher Handlungen ſich der Vollkommenheit nähert; je mehr alſo die Vernunft die Triebe der ſinnlichen Natur ſich unterworfen hat; deſto geringer wird der Streit zwiſchen Pflicht und Neigung. Daher iſt ebenfalls auch bei dem höchſten Grade ſittlicher Vollkommenheit, welchen Menſchen erreichen, von Pflicht und Geſetz nicht die Rede. Denn das Gute wird

hier zu einem freien Triebe der ſittlichen Natur erhoben, die ſich nicht nöthigt, das Vernunftwidrige zu vermeiden; und das Vernunftmäßige gilt nicht als eine Foderung, ſondern als das, was ihre edelſte Neigung befriedigt. Hieraus wird auch klar, daß der Menſch im ſtrengen Sinne die Pflicht nicht üben ſoll, um der Pflicht willen, wie ſich viele ausgedrückt haben, ſondern vielmehr um der höhern Vollkommenheit willen, welche der im Streite mit ſeinen Neigungen begriffne Menſch durch Pflichtübung erlangt, und welche in der Uebereinſtimmung des Menſchen mit der Idee der Menſchheit, ſomit auch in der höchſten Uebereinſtimmung des Menſchen mit ſich ſelbſt beſteht. Der beharrliche Zuſtand der Pflichtübung oder der Herrſchaft der Vernunft über die Sinnlichkeit iſt Tugend; und der Wille, der die Pflicht will, iſt ein guter Wille. Die Pflichten, d. h. die Handlungen, zu welchen wir uns innerlich (d. i. durch Vernunft) genöthigt fühlen, laſſen ſich mannichfaltig eintheilen. Die gewöhnlichſte Eintheilung iſt die in Tugendpflichten und Rechtspflichten (nach Andern: innere, oder Gewiſſenspflichten, und äußere oder Zwangspflichten). Sieht man nämlich bei den Handlungen der Menſchen auf das äußere Verhältniß derſelben zu einander: ſo gibt es Handlungen, in deren Hinſicht Jeder nur von ſich ſelbſt abhängt, bei denen nur ſein Gewiſſen befragt und auf ſeine Geſinnung geſehen wird, und Verbindlichkeiten, deren Erfüllung von Andern, auch mit äußerm Zwange, gefodert werden kann, weil einige Handlungen Bedingungen des naturgemäßen Lebens des Menſchen in geſelligen Verhältniſſen ſind, andre entgegengeſetzte dieſelben aufheben. Erſteres ſind die Tugendpflichten, von denen die Tugendlehre oder Pflichtlehre im engern Sinne; letzteres die Rechtspflichten (ſ. d. A.) oder Verbindlichkeiten, von welchen vorzugsweiſe die Rechtslehre oder das Naturrecht handeln. Sonſt theilt man die Pflichten ein: in unbedingte, welche keine Einſchränkung geſtatten, und bedingte, welche eine ſolche zulaſſen. Da aber das Sittengeſetz unbedingt gebietet, ſo kann es in dieſem Sinne keine bedingten Pflichten geben. Eine alte Eintheilung derſelben war die in vollkommne und unvollkommne; aber die Bedeutung dieſer Worte wird verſchieden genommen. Gewöhnlich nannte man vollkommne ſolche, bei denen der äußere Zwang zu ihrer Erfüllung hinzutreten kann. Ferner nennt man die Pflichten allgemeine, die für alle Menſchen, und beſondre, die nur für beſtimmte Verhältniſſe gelten. Die ſehr gewöhnliche Eintheilung endlich, welche auf der Verſchiedenheit der Gegenſtände des Handelns beruht, nämlich in Pflichten gegen ſich ſelbſt, gegen andre Menſchen, und gegen Gott iſt neuerlich ſehr beſtritten worden. Vornehmlich dürfte dabei bemerkt werden, daß dieſe Eintheilung die Pflichten gegen die Natur, z. B. gegen die Thiere ausſchließt. T.

Pflichttheil. Im Allgemeinen kann Jeder, dem Vererbung durch Teſtamente erlaubt iſt, zu ſeinem Erben wählen, wen er will. Doch hat man faſt in allen Geſetzgebungen auf nahe Verwandte Rückſicht genommen, und durch ihr Verhältniß zu dem Erblaſſer das Recht deſſelben zum Wohle der Familien beſchränkt. Das römiſche Recht, welches die Richtſchnur aller neuern Rechte geworden iſt, verordnet, daß der Erblaſſer einen beſtimmten Theil ſeines Vermögens gewiſſen Perſonen nothwendig hinterlaſſen muß, und daß auch ohne ſeine Erklärung dieſer Theil an ſie fallen ſoll. Dieſer Theil wird der Pflichttheil (die legitima, nämlich portio hereditatis) genant, weil man es mit Recht für eine Pflicht hält, zunächſt für ſeine Anverwandten zu ſorgen. Die nächſten Anverwandten, welche mithin den Pflichttheil fodern können, und daher auch nothwendige Erben, zuweilen auch

Notherben heißen, ſind nach dem römiſchen Rechte: 1) alle Deſcendenten (oder Verwandte niederſteigender Linie), ohne Unterſchied des Grades und Geſchlechtes, auch noch ungeboren. Jedoch hat der Grad der Deſcendenten inſofern Einfluß, daß man nur diejenigen Deſcendenten zur Foderung des Pflichttheils zuläßt, die den Erblaſſer auch ohne Teſtament beerben können, und dem Grade nach die nächſten ſind. In Ermanglung dieſer 2) die Aſcendenten (oder Verwandte aufſteigender Linie), ohne Unterſchied, ob ſie von väterlicher oder mütterlicher Seite, mittelbar oder unmittelbar ſind. Nur iſt auch hier wieder die Vererbungsart ohne Teſtament der Maßſtab. 3) Die Geſchwiſter des Teſtators, welche aber hier den letztern nachſtehen, und nur dann auf den Pflichttheil Anſpruch machen können, wenn ihnen eine ehrloſe Perſon im Teſtamente vorgezogen worden iſt, und wenn ſie vollbürtig ſind, oder wenigſtens mit dem Teſtator Einen Vater haben. Dieſer Pflichttheil beſteht, nach römiſchem Rechte, wenn vier oder weniger die ihn fodern können, vorhanden ſind, im dritten Theile, ſind mehr als vier vorhanden, in der Hälfte deſſen, was ohne Teſtament auf jeden dieſer Verwandten kommen würde (Inteſtatportion). Sind die, welche den Pflichttheil zu fodern haben, zugleich auch die allgemeinen nächſten Inteſtaterben (dieſes iſt der Fall bei Deſcendenten): ſo kommt es auf eins heraus, ob man den Pflichttheil als Theil der Inteſtatportion oder des ganzen Vermögens betrachtet. Wenn Kinder und Enkel erben, ſo treten letztere in die Stelle ihrer Aeltern; ſo daß diejenigen, welche von demſelben Sohne oder derſelben Tochter abſtammen, zuſammen nur für eine Perſon gerechnet werden. Wenn lauter Enkel und keine Kinder vorhanden ſind, ſo kommt es darauf an, ob ſie von einem oder von verſchiednen Stämmen herrühren; im erſtern Falle wird ihr Antheil nach Köpfen beſtimmt, im zweiten Falle werden ſie allemal nur als Stellvertreter ihres eignen Aſcendenten behandelt, und dann entſcheidet die Zahl der Aſcendenten über die Größe des Pflichttheils. Bei Ausmittelung des Pflichttheils iſt ferner auf den Vermögenszuſtand zur Zeit des Todes des Teſtators zu ſehen. Auch muß vom ganzen Vermögen der Betrag der Schulden abgezogen werden. Der Pflichttheil darf ferner durch nichts beſchwert oder vermindert werden, und jede Beſchwerung wird als nichtig angeſehen. Zu den Beſchwerungen wird es auch gerechnet, wenn ein Teſtator einen Zweck, oder eine Bedingung feſtſetzt, zu und unter welchen der Pflichttheil gegeben werden ſoll. Der Pflichttheil fällt endlich weg, wenn Perſonen rechtmäßiger Weiſe, d. h. unter den im Geſetze vorgeſchriebnen Bedingungen und gültigen Urſachen, enterbt oder übergangen werden. Denn iſt keine rechtmäßige Urſache vorhanden, ſo kann auch das Teſtament von denen, die den Pflichttheil zu fodern haben, umgeſtoßen werden. In Hinſicht dieſer Urſachen, ſo wie in Rückſicht der Größe des Pflichttheils, finden in den beſondern Geſetzgebungen viele Abweichungen von dieſen allgemeinen Beſtimmungen Statt.

Pflug, das vornehmſte Ackerwerkzeug, womit der Erdboden aufgeriſſen und umgewendet wird. Man unterſcheidet den gemeinen, und den künſtlichen oder verbeſſerten Pflug, deren Beſchreibung wir jedoch hier übergehen. Durch das Pflügen wird der Acker zur Aufnahme der Saat geſchickt gemacht. Es geſchieht zur Winterſaat, wo möglich, viermal, zur Sommerſaat nur zweimal.

Pforr (Joh. Georg), ein berühmter Thiermaler, war 1745 zu Upſen in Niederſachſen geboren, und trat als Zögling in die heſſiſche

Bergbauakademie zu Reichelsdorf. Schon als Knabe zeichnete er ohne weitere Anleitung Pferde, und erregte dadurch ſo viele Aufmerkſamkeit, daß er von dem Miniſter v. Weitz als Maler in der Porzellanfabrik zu Caſſel angeſtellt wurde. Dieſe Art Arbeit gefiel ihm jedoch ſo wenig, daß er nach einigen Jahren zu ſeinen Aeltern zurückkehrte. Als aber 1777 die Malerakademie zu Caſſel eröffnet wurde, wanderte er, ein 32jähriger Mann, wieder als Schüler dahin, erhielt bei der Ausſtellung 1778 den erſten Preis, und wurde bei der folgenden als Mitglied aufgenommen. In dem dortigen Gallerieinſpector Tiſchbein hatte er einen Freund, und in deſſen Schweſter eine Geliebte gefunden, welcher er 1784 die Hand bot. Er ließ ſich häuslich zu Frankfurt am Main nieder, wo er in allgemeiner Achtung lebte, und 1798 an einer Bruſtkrankheit ſtarb, die er ſich früher als Bergmann zugezogen hatte. Pforr war ein Mann der Natur und Wahrheit, menſchenfreundlich, dienſtfertig, höchſt gefühlvoll und unverbrüchlich rechtſchaffen. Seine Bilder tragen das Gepräge ſeines Charakters: Wahrheit und ſchöne Natur. Er iſt der deutſche Wouwermanns, und unübertroffen in der Darſtellung des Pferdes. Seine Bilder, die er nur leicht untermalte, und dann gleich ausführte, ſind in warmer, lieblicher Färbung und mit einem kräftigen Pinſel gemalt. Er gab die Gegenſtände, wie er ſie ſah, nicht wie er ſie von andern Meiſtern behandelt fand. Mit äußerſtem Fleiß und höchſter Reinlichkeit vollendete er ſeine Handzeichnungen, führte dieſe gern in bunten Tuſchen aus, und beſaß die Kunſt, ſolche Blätter mit einem angenehmen Colorit zu überhauchen. In der Ausführung ging er bis in die kleinſten Einzelheiten, wobei aber Weichheit und Wärme nicht vergeſſen wurden. Von ihm ſind die meiſterhaften Blätter zu Hünersdorf's Anleitung, Campagnepferde abzurichten. Zu einem Hefte der vorzüglichſten Pferderacen hatte er bei ſeinem Tode elf Platten vollendet. Außerdem gibt es noch einzelne Blätter von ihm.

Pfortader, der Stamm einer Vene, welcher aus mehrern zurückführenden Adern im Unterleibe gebildet wird, dann in die Leber geht, ſich in derſelben wieder in Aeſte und Zweige vertheilt und das Material zur Gallebereitung liefert. Pfortaderſyſtem, alle Venen welche ſich in den Stamm der Pfortader vereinigen; die vorzüglichſten ſind die Gekrösvenen, die Milzvene, Nierenvenen und Magenvenen. Dieſes Aderſyſtem hat einen wichtigen Einfluß auf die Geſundheit des Menſchen, indem alles Blut von den Eingeweiden des Unterleibes in den Stamm der Pfortader, und aus derſelben in die Leber überſtrömt. Dieſe bereitet die Galle daraus, und das übrigbleibende Blut ſammelt ſich wieder in Zweige, Aeſte und einen Stamm, welcher ſich mit der untern Hohlader vereinigt. Der Rückfluß des Blutes aus dem Unterleibe hängt alſo von der Thätigkeit der Leber ab. Verrichtet dieſe ihr Amt zu langſam und zu ſchwach, ſo wird auch das Pfortaderblut langſamer verbraucht, die Entleerung dieſer Adern geht weniger vor ſich, und das Blut häuft ſich in den zum Pfortaderſyſtem gehörigen Adern ſo an, daß ſich dieſe übermäßig ausdehnen, Knoten bilden und endlich das Blut austrit, woher die ſogenannte Hämorrhoidalkrankheit ihren Urſprung hat.

Pforte (Hohe), ſ. Osmaniſches Reich.

Pforzheim, die wichtigſte Fabrikſtadt im Großherzogthum Baden, im Murg- und Pfinzkreiſe, am Eingange des Schwarzwaldes, an der Vereinigung der Flüſſe Nagold und Würm mit der ſchiffbaren Enz, in einem Thale, hat drei Vorſtädte, 25 Straßen, ein al-

tes Schloß, 650 Häuſer und 5600 Einw. Es ſind hier ein adeliges Fräuleinſtift, ein Hoſpital, ein Irren- und Siechhaus, ein Waiſen- und Zuchthaus und ein Pädagogium; 21 Bijouteriefabriken, deren Goldwaaren nicht unter 14 Karat halten dürfen, wozu eine eigne fürſtliche Controlle aufgeſtellt iſt. Man kann den Werth der verkauften Waaren jährlich auf 600,000 Gulden anſchlagen. An tauſend Menſchen finden darin ihren Unterhalt. Ferner ſind hier eine Tuchfabrik, welche beſonders feine Tücher und Kaſimir verfertigt; eine bedeutende Leinwandbleiche; ein Eiſenhammerwerk, das jährlich 5000 Centner Stab- und Zaineiſen liefert; eine Uhrenfabrik, eine chemiſche Fabrik, ein Kupferhammerwerk, eine Saffiangerberei und eine türkiſche Garnfärberei. Der ſehr wichtige Holzhandel geht mittelſt des Neckars und Rheins bis nach Holland. Der Oel-, Frucht-, Wein- und Viehhandel ſind gleichfalls nicht unbeträchtlich, wozu beſonders die Lage der Stadt an der Heerſtraße von Frankreich in das ſüdliche Deutſchland günſtig iſt. Pforzheim iſt auch der Geburtsort Reuchlin's, welcher hier 1455 geboren wurde. Muth, und eine beſondre Anhänglichkeit an ihren Fürſten zeichnete ſtets die Bewohner dieſer Stadt aus, und ſie legten davon einen Beweis ab, wie man ihn in der Geſchichte nicht größer findet. Unter Anführung ihres Bürgermeiſters Deimling folgten nämlich 400 Bürger ihrem tapfern Markgrafen, Georg Friedrich, als Leibwache in das Treffen bei Wimpfen, das derſelbe d. 6. Mai 1622 mit 20,000 Mann gegen die große Uebermacht der Kaiſerlichen unter Tilly lieferte. Schon hatte der Muth über die Mehrzahl geſiegt, als die Pulverwagen der Tapfern zerſprangen und Zerſtörung unter ſie brachten. Flucht war das einzige Rettungsmittel, und Georg Friedrich entſchloß ſich dazu auf dringendes Bitten der Seinigen; aber dieſe Rettung ward nur dadurch möglich, daß jene 400 Treuen ſich für die Uebrigen aufopferten, indem ſie das feindliche Heer ſo lange aufhielten, bis die Ihrigen entronnen waren, und ſie ſelbſt den Tod fanden.

Pfropfen (Impfen) heißt in der Gärtnerei, das abgeſchnittne Reis eines Baumes dem Stamme eines andern ſo einfügen, daß es mit demſelben zuſammenwächſt. Es gibt dabei ein doppeltes Verfahren. Entweder ſpaltet man den Stamm, dem man das Pfropfreis einſetzen will, in der Mitte mit einem Meſſer, und ſteckt das gehörig zugeſchnittne Pfropfreis ſo ein, daß Rinde auf Rinde paßt, oder man löſt auf der einen Seite des Stammes die Rinde etwas ab, und ſteckt das Pfropfreis dahinter ein. Die Pfropfreiſer, denen man drei bis fünf Augen laſſen kann, werden im November, oder, bevor die Knospen anſchwellen, im Frühling abgeſchnitten; im erſten Fall muß man ſie im Keller aufbewahren, damit ſie nicht trocknen, aber auch ſie vor dem Schimmel in Acht nehmen. Man wählt zum Pfropfen allemal vorjährige, glatte, gerade und geſunde Zweige von lebhaftem Wuchſe. Es geſchieht gewöhnlich von der Mitte des Märzes bis in die Mitte des Aprils, wobei jedoch die Witterung ſowol als die Art der Bäume zu berückſichtigen ſind. Die zu pfropfenden Stämme können 1 bis 2 Zoll im Durchmeſſer haben; ob man ſie höher oder tiefer pfropft, iſt gleichgültig, doch ſoll es ſichrer ſein, die Stämme einige Zoll über der Erde abzuſchneiden. Den Spalt macht man nicht in der Mitte; denn das Mark des Stammes darf nicht verletzt werden. Die Rinde auf beiden Seiten des Spaltes muß glatt durchſchnitten und nicht gefaſert ſein, weil dies das Verwachſen hindert; die äußere Rinde des Keils aber am Pfropfreis genau mit der Rinde

des Stammes zu beiden Seiten des Spaltes anſchließen, außerdem kann es nicht wachſen. Iſt der Stamm einigermaßen ſtark, ſo hält er das Pfropfreis von ſelbſt feſt, und man braucht den Spalt nur mit Baumwachs oder einer andern guten Baumſalbe die nicht aufſpringt, zu bedecken, damit keine Luft eindringe. Das Pfropfreis ſchießt noch in demſelben Jahre anſehnlich. Bei ſchwachen Stämmen genügt ein Pfropfreis, bei ſtarken kann man zwei bis vier einſetzen. Ueber das Copuliren, eine eigne Art des Pfropfens, ſ. d. Art.

Pfund, ein Gewicht, deſſen Schwere nicht überall und in allen Fällen gleich iſt. Das gewöhnliche Pfund (Kramerpfund) hält meiſtens 16 Unzen oder 32 Loth. Ein Pfund Fleiſchergewicht iſt ſchwerer. So haben auch die Tuchmacher ſchwerere Pfunde. Im Apothekergewicht hält das Pfund nur 12 Unzen oder 24 Loth, und ehemals war bei dem Gold= und Silbergewicht ein Pfund nur 8 Unzen oder 16 Loth, eine Mark; daher man an einigen Orten Mark und Pfund noch jetzt gleichbedeutend braucht. Das ſchwere Pfund, wonach die Frachten zu Lande und Waſſer, in dieſem Falle beſonders Schiffspfund, berechnet werden, hält ungefähr 3 Centner. In Celle hält ein ſchweres Pfund (oder ein Pfund ſchwer) 320, in Hannover 336, in Bremen 306, in Osnabrück und Hildesheim 300 und an andern Orten nur 280 gewöhnliche Pfund. Außerdem gebraucht man das Wort Pfund, um eine gewiſſe beſtimmte Anzahl von allerlei Dingen zu beſtimmen und zu berechnen, wo häufig auf das Gewicht gar keine Rückſicht genommen wird, ſo z. B. von einer gewiſſen Menge gemünzten Goldes und Silbers, da eine gewiſſe Anzahl Münzen ein beſtimmtes Gewicht haben müſſen und da man die Münzſorten, beſonders die kleinern, ehemals häufig zu wägen pflegte. Ein Pfund Schillinge, Pfennige, Heller, ſo viel Schillinge ꝛc. als auf ein Pfund oder eine Mark, das heißt 16 Loth, gehen. Da die Schwere der Schillinge ꝛc. nicht immer gleich war, ſo ging auch nicht immer eine gleiche Anzahl Schillinge ꝛc. auf ein Pfund. Gewöhnlich rechnet man 20 Schillinge, jeden zu 12 Pfennigen, alſo 240 Pfennige auf ein Pfund. In dieſer Bedeutung iſt das Pfund noch in mehrern Ländern eine eingebildete Rechnungsmünze. Ein Pfund Flämiſch (in Holland, Flandern und in den niederſächſiſchen Seeſtädten) hält in Hamburg 20 Schillinge flämiſch oder 120 Schillinge Lübiſch, d. h. $2\frac{1}{2}$ Thaler. Im Würtembergiſchen iſt ein Pfund 20 Schillinge oder 120 Pfennige. Ein Pfund ſchwarzer Münze, wonach in Baiern die Grundzinſen und gerichtlichen Geldſtrafen berechnet werden, hält 41 Schillinge oder $6\frac{6}{7}$ Gulden weißer Münze. Ein Pfund Pfennige eben dieſer ſchwarzen Münze hat 8 Schillinge, 32 Groſchen oder $1\frac{1}{7}$ Gulden weißer Münze. In Bern gilt ein Pfund $7\frac{1}{2}$ Batzen, in Unterwalden 5 Batzen. Die Bank zu Berlin rechnet nach Bankpfunden (Pfund Banco), jedes zu 30 Groſchen. Die franzöſiſchen Pfunde, Livres, halten ungefähr 6 Groſchen; die italieniſchen Pfunde, Lire, ſind nach den Orten und Ländern verſchieden; die engliſchen Pfunde, Pfund Sterling, ſind die ſchwerſten, und gelten, je nachdem der Cours iſt, 6 Thaler, und darüber. In weiterer Bedeutung iſt Pfund auch eine Menge von 240 Stücken; an einigen Orten auch ein Flächenmaß, z. B. im Oeſterreichiſchen.

Pfyfer (Ludwig), geb. zu Luzern, 1715, trat früh in franzöſiſche Kriegsdienſte, ward 1738 Hauptmann und Ritter des St. Ludwig=Ordens, wohnte den Feldzügen von 1734 bis 1747 rühmlich bei, und ward 1748 Maréchal de Camp (Generalmajor). Seine Vater=

ſtadt ernannte ihn zum Mitgliede des großen und 1752 zum Mitgliede des innern Raths. 1763 ward er Generallieutenant und Chef eines Regiments, legte zwar 1768 das Commando deſſelben nieder, blieb jedoch in franzöſiſchen Dienſten und ſtarb 1802. In der Künſtlerwelt hat er ſich ein bleibendes Andenken erworben als Erfinder der in erhabner Arbeit in Wachs modellirten topographiſchen Abbildung eines Theils der innern Schweiz. Ihre geometriſche Genauigkeit in allen Geſtalten der Felſen und Berge, die Treue in den geringſten Fußſteigen und Hütten, und die außerordentliche Wahrheit in der Nachbildung der Natur verdienen Bewunderung. Reiſende die von Luzern aus, wo dieſes Kunſterzeugniß noch jetzt geſehen werden kann, die Alpengebirge und das Innere der Schweiz bereiſen wollen, können zuvor an dieſem Werke jeden Fußpfad, jede Naturmerkwürdigkeit, die ſie zu beobachten haben, kennen lernen, und ſchon der flüchtige Anblick gewährt einen großen Genuß.

Phädon, ein Schüler des Sokrates, und der Stifter der eliſchen Philoſophenſchule. Seinen Namen führt auch der Dialog des Platon, welcher Sokrates letzte Unterhaltungen mit ſeinen Schülern im Gefängniſſe, beſonders über die Unſterblichkeit der Seele, enthält. Denſelben Titel hat Mendelsſohn ſeinem Geſpräche über denſelben Gegenſtand gegeben.

Phädra, Tochter des kretenſiſchen Königs Minos und der Paſiphaë, Schweſter der Ariadne und Gemahlin des Theſeus. Als ſie einſt zufällig ihren Stiefſohn, Hippolytos, den ſie noch nicht geſehen und den ſie nicht als Theſeus Sohn erkannte, fand, verliebte ſie ſich heftig in den ſchönen Jüngling. Dieſer erwiederte ihre Leidenſchaft nicht, weshalb ſie den Geliebten, aus Rache, eines frevelhaften Angriffs auf ihre Ehre bei ihrem Gatten beſchuldigte. Dieſer ſprach über ſeinen Sohn den Fluch aus, und Poſeidon ließ denſelben durch einen baldigen gewaltſamen Tod des Hippolytos in Erfüllung gehen. Als Hippolytos Tod in Athen bekannt wurde, bekannte Phädra ihre Schuld und erhängte ſich. Nach Andern ward ſie vom Theſeus ermordet. Zwei der berühmteſten tragiſchen Dichter der Alten, Sophokles und Euripides, wählten die Phädra als die Hauptperſon verloren gegangner Tragödien. Daſſelbe hat Racine gethan, deſſen Phädra Schiller überſetzt hat. S.

Phädrus, ein lateiniſcher Fabeldichter, gebürtig aus Thrazien. Wahrſcheinlich wurde er in einem zarten Alter als Sklav nach Rom gebracht. Hier kam er in die Dienſte des Kaiſers Auguſtus, der ihn freiließ. Von ſeinem Leben iſt nichts weiter bekannt, als daß er unter der Regierung des Tiberius durch die Ungerechtigkeit und Tyrannei Sejan's, ſehr litt, wahrſcheinlich in mäßigen Umſtänden lebte und in hohem Alter ſtarb. Er verfaßte fünf Bücher Fabeln, in jambiſchen Verſen, die ſich durch Reinheit und Zierlichkeit des Ausdrucks, ſo wie durch Einfachheit und treffende lehrreiche Gedanken vortheilhaft auszeichnen. Den Stoff entlehnte er zum Theil aus Aeſop, miſchte jedoch auch eigne Geſchichten und Erzählungen ein. Das Werk des Phädrus wird im Alterthume nirgends erwähnt, und Seneca ſagt ſogar, die Römer beſäßen keine äſopiſchen Fabeln. Den Neuern blieben ſie bis 1595 unbekannt. Damals entdeckte Franz Pithou eine Abſchrift in der Bibliothek von St. Remi zu Rheims, und ſchickte ſie ſeinem Bruder Peter, welcher ſie bekannt machte. Die ſchätzbarſten Ausgaben ſind von Burmann, Amſt. 1698, 8. (oder 1745) und Leiden 1727, 4; die vollſtändigſte von Schwabe, Braunſchw. 1806.

Chriſt erregte zuerſt Zweifel gegen die Echtheit der phädriſchen Fabeln. Mehrere neuere Philologen halten ſie für untergeſchoben, und aus ſpäterer Zeit. Gewiſſer iſt dies in Hinſicht der unter Phädrus Namen von Janelli und Caſſito herausgegebnen, aber ſchon dem gelehrten Burmann aus Perotti's Handſchrift durch Dorville bekannten 32 neuern Fabeln, welche ſeit 1812 mehrmals abgedruckt worden ſind.

Phaëton, ein Sohn des Helios (Phöbus) und der Klymene, und Bruder der Heliaden. Auf Antrieb ſeiner Mutter, und um einigen Zweiflern zu beweiſen, daß Helios wirklich ſein Vater ſei, bat er dieſen, ihm einen Wunſch zu gewähren. Unvorſichtigerweiſe gab Phöbus das Verſprechen unbedingt, und ſchwor beim Styx, ſein Wort auf keinen Fall zurück zu nehmen. Phaeton verlangte nun, auf einen Tag, an ſeines Vaters Stelle, den Sonnenwagen zu beſteigen, und ließ ſich, aller Gegenvorſtellungen ungeachtet, nicht davon abbringen. Kaum aber hatte er den Platz eingenommen und die Zügel ergriffen, als die Sonnenroſſe, den ſchwachen Lenker verachtend, von der Bahn abſchweiften und alles entzündeten. Die Aethiopier zur Linken wurden von der nahen Sonne geſchwärzt, und als der Wagen auch zur Rechten über die Erde hinausfuhr, ſchmetterte Zeus den unbeſonnenen Führer mit ſeinem Donner in den Eridanus. Dort fanden ihn ſeine Schweſtern entſeelt, und betrauerten ihn. Auch der Sonnengott ſelbſt führte den Namen Phaeton (der Leuchtende). In der neuern Zeit gab man dieſen Namen gewiſſen hohen, offnen leichten Wagen.

Phalänen, Nachtſchmetterlinge, Nachtvögel, ſ. Schmetterlinge.

Phalanx, bei den Griechen ein Truppencorps, das mit langen Spießen bewaffnet und in ein Viereck geſtellt durch die Heftigkeit ſeines Angriffs gewöhnlich in der Schlacht den Ausſchlag gab. Es beſtand anfangs aus 4000 Mann, wurde aber nachher verdoppelt und vervierfacht. Die Verdoppelung geſchah zuerſt durch Philipp von Macedonien, daher man den Doppelphalanx auch den macedoniſchen nennt. Gewöhnlich ſtanden die Phalangiten 16 Mann hoch; die hintern Reihen, welche mit ihren Spießen den Feind nicht mehr erreichen konnten, legten dieſelben auf die Schultern ihrer Vordermänner und bildeten dadurch eine Mauer gegen die fliegenden Geſchoſſe der Gegner. Immer iſt der Phalanx in der alten Kriegsgeſchichte wegen ſeiner Unüberwindlichkeit berühmt geweſen.

Phalaris. Dieſer durch ſeine Grauſamkeit berüchtigte Fürſt war aus Aſtypalea auf Kreta gebürtig, wurde von dort verbannt, kam nach Sicilien, wußte ſich hier um das J. 571 vor Chr. der Herrſchaft von Agrigent zu bemächtigen, und ſuchte durch Härte und Strenge die erworbne Gewalt zu behaupten. Das unerhörteſte Beiſpiel ſeiner Grauſamkeit war die Strafe des ehernen Stiers, welchen der Athenienſer Perillus verfertigt hatte. In den hohlen Leib des Stiers wurde der zu Beſtrafende eingeſchloſſen und durch untergelegtes Feuer langſam gebraten. Das Angſtgeſchrei des Unglücklichen ahmte durch einen künſtlichen Mechanismus das Gebrüll des Stiers nach. Phalaris ſoll durch eine Art tyranniſcher Gerechtigkeit den Erfinder dieſes Stiers zuerſt darin haben hinrichten laſſen. Nach einer ungefähr ſechzehnjährigen Regierung kam er in einem Volksaufſtande um. Die unter dem Namen des Phalaris vorhandnen Briefe ſind unecht, wie

Bentley gegen Boyle unleugbar bewieſen hat. Die neueſte Ausgabe derſelben iſt von Valkenaer, Gröningen 1777, 4.

Phanerogamen, ſ. Pflanzen.

Phänomen (Erſcheinung) nennen wir jedes Ereigniß, welches wir mittelſt unſrer Sinne in der uns umgebenden Körperwelt wahrnehmen, beſonders eine Luft- und Lichterſcheinung. Alle Phänomene ſind ein Gegenſtand der Naturlehre, welche ſie zu erklären ſucht. Dazu iſt erfoderlich, daß ſie ſorgfältig beobachtet, von Täuſchungen unterſchieden und mit andern Erſcheinungen verglichen werden. Erſt dann wird es möglich, Folgerungen daraus herzuleiten, die auf die Urſachen der Phänomene und durch dieſe auf die allgemeinen Geſetze führen, nach welchen die Natur wirkt. Wo dies nicht möglich iſt, ſucht man ſich durch Vermuthungen zu helfen.

Phantaſie, Phantaſtiſch. Sonſt pflegte man in der Seelenlehre die Ausdrücke Phantaſie und Einbildungskraft faſt gleichbedeutend zu gebrauchen, wie man ſie im gemeinen Leben noch täglich verwechſelt. Mit den Fortſchritten der Pſychologie in der neuern Zeit hat man angefangen, die verſchiednen Geſtalten oder Beziehungen, in welchen die Einbildungskraft erſcheint, genauer zu unterſcheiden (ſ. d. Art. Einbildungskraft) und nennt die Einbildungskraft, inſofern ſie das Gegebne, Gegenwärtige oder Abweſende vorſtellt, Einbildungskraft (imaginatio) im engern Sinne; inſofern ſie namentlich das Abweſende vorſtellt, reproductive (nachbildende) Einbildungskraft. Die productive (hervorbringende, ſchöpferiſche) Einbildungskraft aber nennen wir Phantaſie. Das Schaffen in der Phantaſie iſt jedoch kein urſprüngliches in dem Sinne, als ob die Phantaſie einen in der Natur gar nicht vorhandnen Stoff vorſtellen, oder in ihren Bildungen die ſinnlichen Grundformen der Natur und der Grundverhältniſſe des Lebens überſpringen und verändern könnte. Es hängt daher die Phantaſie auch von der Wirkſamkeit des äußern und innern Sinnes ab; denn immer ſtellt ſie das Sichtbare, Hörbare ꝛc., und die Veränderungen des innern Lebens vor. Der geborne Blinde kann mithin durch ſeine Phantaſie nicht farbige Geſtalten, der geborne Taube keine Tonbildungen hervorbringen. Ja, bilden wir uns eine Phantaſiewelt ſo ſchön und mannichfaltig aus, wie ſie immer in der Wirklichkeit gefunden werden mag: ſo wird das Sinnliche an ihr ſich doch auf Farben, Töne, das Geiſtige auf die innern Veränderungen unſrer Seele und unſre Verhältniſſe zur Welt beziehen. Sehr richtig ſagt daher Kant in ſeiner Anthropologie: „wir können uns für ein vernünftiges Weſen keine andre Geſtalt als ſchicklich denken, als die Geſtalt eines Menſchen. Daher macht der Bildhauer oder Maler, wenn er einen Engel oder Gott darſtellen will, jederzeit einen Menſchen. Jede andre Figur ſcheint ihm Theile zu enthalten, die ſich ſeiner Idee nach mit dem Bau eines vernünftigen Weſens nicht vereinigen laſſen (als Flügel, Krallen, Hufe ꝛc.); die Größe dagegen kann er dichten, wie er will. Eben ſo bleiben wir auch bei dem allgemeinen Typus unſerer Pflanzen- und Thierwelt ſtehen, wenn wir die ſelbſt geſchaffne Welt der Dichtung beleben und bevölkern wollen.“ Die Stoffe und Grundformen der körperlichen und geiſtigen Natur werden mithin der Phantaſie von der Natur gegeben; von ihr wird die Phantaſie in ihrem Wirken angeregt. Aber nur die nachbildende Einbildungskraft hält ſich näher an die Erfahrung; die Phantaſie erhebt ſich über die Erfahrung. Sie äußert ſich nämlich: 1) als Combinationsvermögen, indem ſie gegebne Formen, mehr oder weniger

willkürlich, oder originell, zu neuen Bildern, denen kein Erfahrungsgegenſtand durchaus gleicht, verbindet. Unwillkürlich nämlich wirkt ſie, wo man dem Gedanken mehr leidend überlaſſen iſt, und die Vorſtellungen ſich nach dem Naturgeſetz der Vergeſellſchaftung gleichſam von ſelbſt zuſammenfinden, beſonders wenn die erregte Nerventhätigkeit auch ohne Anregung der Sinnesorgane Bewegungen in der Seele hervorbringt. Der Traum (wo jedoch die Einbildungskraft ſich oft auch reproductiv äußert), und der durch geiſtige Getränke bewirkte Rauſch, das ſogenannte Phantaſiren der Fieberkranken, die Träumerei des Wachenden, welcher der Phantaſie ſich ſo unumſchränkt überläßt, daß er nur ſeinen Einbildungen nachhängt, und ſie auf wirkliche Erfahrungen überträgt, ſind ſolche Zuſtände (ſ. Phantasmen). In den letztern Fällen wird jedoch nicht alle Willkür und alles Selbſtbewußtſein aufgehoben, wie bei den Geiſteskrankheiten höherer Grade, oder im ſtarken Rauſche, bei welchem eine unumſchränkte Herrſchaft der Einbildungskraft und Verwechſelung der eingebildeten mit der wirklichen Welt eintrit. Mit Willkür und Bewußtſein äußert ſich die Phantaſie, wenn ſie entweder zu einem beſtimmten Zwecke Vorſtellungen zu neuen Bildungen verbindet (wie bei der Erfindung ſolcher Gegenſtände, welche den ſogenannten nützlichen Künſten angehören, z. B. gewiſſer Maſchinen), oder ohne einen ſolchen Zweck zu haben, ſich gleichſam den Eingebungen eines höhern Geiſtes überläßt, und nach dieſen ein anſchauliches Ganze bildet. Dort wird ſie noch durch den Verſtand (das Vermögen der Zwecke) beherrſcht; hier wirkt ſie herrſchend in dem Chore der Geiſteskräfte, und wird in vorzüglicher Beziehung auf Poeſie das Dichtungsvermögen genannt. Sie iſt aber auch 2) das Vermögen der Grundanſchauungen (des Raumes und der Zeit, der Geſtalt, Dauer, des Grades, der Zahl ꝛc.), welche Vorſtellungen uns nicht durch Erfahrung gegeben werden; daher ſie auch reine Anſchauungen heißen, und die Einbildungskraft, inſofern ſie Quelle derſelben iſt, tranſcendental genannt wird. Ohne dieſe Anſchauungen wären die Combinationen der Phantaſie unmöglich, daher ſie im vorzüglichen Sinne productiv iſt. Wir bleiben jedoch bei der Phantaſie, die dieſen Namen vorzugsweiſe führt, noch einen Augenblick ſtehen, um ihr Wirken genauer kennen zu lernen. Die Phantaſie ſchließt ſich noch an die gegebnen Gegenſtände näher an, wenn ſie dieſelben in der Vorſtellung vergrößert, verkleinert oder wiederholt vorſtellt. Hieraus erklärt ſich wol der Hang vieler Menſchen von großer Einbildungskraft zu übertriebnen Lügen, welche oft unwillkürlich ſind; eben ſo, wie die Phantaſie durch Neigungen und Abneigungen (z. B. Neid) angeregt, auch abſichtlich oder unabſichtlich gewiſſe Gegenſtände verkleinert. Mehr entfernt ſich die Phantaſie von den Sinnesanſchauungen, wenn ſie die Gegenſtände ſelbſt, oder ihre Theile in andrer Ordnung zuſammenſtellt, oder wenn ſie Theile verſchiedner Gegenſtände in ein Bild faßt, und ihre Eigenſchaften und Verhältniſſe vertauſcht. Dieſes Wirken wird a) bloß durch die Geſetze der Gedankenaſſociation beſtimmt (durch das Geſetz der Zeitfolge und Gleichzeitigkeit, Aehnlichkeit und Verwandtſchaft der Vorſtellungen, ſo wie deren Beziehungen auf das individuelle Subject), und ſo wirkt die Phantaſie meiſtens im Traume des Schlafenden, wie des Wachenden. Die Seele ſpielt mit den durch die Sinnenwelt veranlaßten Anſchauungen, unbekümmert um deren Gegenſtände — daher nennt man eben das Wirken der Phantaſie ein Spiel mit Bildern; — aber je lebhafter die Phantaſie ihre Bilder entwirft und je mehr das

Bewußtſein der wirklichen Welt und ſeiner ſelbſt mangelt, wie im eigentlichen Traume und bei dem in ſeine Gedanken ganz vertieften Menſchen, deſto leichter vertreten ſie die Stelle der wirklichen Gegenſtände, und man glaubt, das Eingebildete auch äußerlich zu ſchauen. Im Traume iſt jeder dieſer Täuſchung unterworfen, weil dieſer Zuſtand die Vergleichung der angeſchauten Bilder mit den Gegenſtänden nicht zuläßt; wer aber ohne Rauſch im Wachen alſo träumt, daß er die Bilder ſeiner Seele für wirkliche Dinge hält und dieſe nach ſeinen Einbildungen behandelt, zeigt dadurch eine den Verſtand überwiegende Phantaſie, und wird darum Phantaſt genannt. Der wahre Dichter iſt dies nicht, denn er behält bei allem Glauben an die poetiſche Wirklichkeit ſeiner Phantaſieerzeugniſſe immer das Bewußtſein ihrer Verſchiedenheit von den wirklichen Gegenſtänden. Indeſſen ſetzt dieſes ſchon einen hohen Grad überwiegender Phantaſie voraus, und man pflegt im täglichen Leben gewöhnlich ſchon den einen Phantaſten zu nennen, der ſeine Einbildungen in die wirklichen Gegenſtände hineinträgt, daß heißt, ſie im Geiſte vergrößert, ausſchmückt, in beliebige Verhältniſſe ſtellt, und nach dieſen eingebildeten Vorſtellungen handelt. So iſt mancher Menſch, oft nur in Beziehung einiger ihn auf irgend eine Weiſe anziehender Gegenſtände, Phantaſt (oder phantaſtiſch), und der Dichter hat in ſeinem äußern Leben größtentheils eine Neigung dazu, es zu ſein. Eins jedoch unterſcheidet hauptſächlich den Dichter, als ſolchen, von den Träumenden, Phantaſten und Geiſtesverrückten: nämlich die ideale Bedeutſamkeit, Klarheit, Einheit und Originalität ſeiner Bildungen, welche b) nicht aus dem bloßen Geſetze der Gedankenaſſociation zu erklären iſt. Der in reicher Anſchauung gebildete Geiſt iſt es, welcher, ergriffen von der Idee, die er in ſich gefunden, dieſe ſelbſtthätig zum Principe oder Mittelpunkte ſeiner Bildungen macht, welchem ſich das Einzelne leicht und organiſch anſchließt. Wie kommt es aber, daß man einige Kunſtwerke, vorzüglich Dichtungen, dennoch phantaſtiſch nennt? Im Allgemeinen heißt phantaſtiſch überhaupt, was der Phantaſie angehört, eine vorherrſchende Phantaſie beurkundet, einer Phantaſiewelt angemeſſner iſt, als der Wirklichkeit, z. B. eine phantaſtiſche Kleidung, welche in die gewöhnliche Welt nicht paſſen will. Aber iſt dies der Sinn, wenn man von phantaſtiſchen Dichtungen, Erzählungen ꝛc. redet? Spielt nicht jede Poeſie im Reiche der Phantaſie, und iſt vermittelſt ihrer hervorgebracht? Allerdings. Allein die Phantaſie ſticht in Stoff und Behandlung mehr oder weniger hervor; daher hört man ſo oft von einem phantaſtiſchen Stoffe, oder einer phantaſtiſchen Behandlung reden, und nennt ein ſolches Erzeugniß ſelbſt vorzugsweiſe phantaſtiſch. Das Antike z. B. iſt weniger phantiſtiſch als das Romantiſche; ja zum Begriffe des Romantiſchen gehört das Merkmal des Phantaſtiſchen weſentlich; Dante's, Arioſto's und Taſſo's Gedichte ſind es im hohen Grade. Ferner die Poeſien einer Nation (z. B. der ſpaniſchen) ſind es mehr als die einer andern (z. B. der engliſchen) weil in einigen Nationen die Phantaſie glühender und daher vorherrſchend iſt. Gewiſſe Dichtungsarten und Kunſtwerke ſind ihrem Weſen nach phantaſtiſch, z. B. das Mährchen, die Arabeske. Ja es gibt Dichtungen und Tonſtücke, welche man wegen des freien ungebundnen Ganges, den in ihnen die Phantaſie nimt, ſelbſt Phantaſien nennt (z. B. Jean Paul's Phantaſie in der Neujahrsnacht); denn das umfaſſende Reich der Kunſt geſtattet jeder Kraft, die von dem poetiſchen Geiſte ausgeht, ihre freie Aeußerung und ihr Gebiet,

auch die Laune des Genius darf ſich in ihr, aber nur als Laune des Genius, zeigen, welche ſelbſt in dem freieſten und kühnſten Schwunge das Geſetz der Schwere und der Form ungezwungen und aus eignem Triebe beobachtet. Ein ſolches Werk hat daher vorzüglich die Eigenſchaft, daß es tief in die Individualität des Künſtlers blicken läßt, und ein ſinnreicher Kritiker ſagt von der muſikaliſchen Phantaſie: „wenn die Phantaſie der eigentliche Culminationspunkt des aus ſich ſchaffenden Genius iſt, der hier ſein eignes Seelengemälde zeichnet, und die Form der Kunſt zum bloßen Reflexionsſpiegel ſeines Innern macht, aus dem die Fülle in Klarheit hervortrit: ſo muß dem Kunſtfreunde ein ſolches Werk um ſo ſchätzbarer ſein, je reiner ſich in ihm der Genius des Schöpfers ſelbſt, und ohne fremde Beihülfe, ohne Zwang irgend einer aufgegebnen Form darſtellen kann. Die Phantaſie iſt der Monolog des Künſtlers, indem er das Eigne, Selbſtempfundne rein ausſpricht, während er ſich zu den gegebnen Formen, zum Oratorium, zur Oper ꝛc. nur dialogiſirend verhalten, das heißt, nur das geben kann, wozu ihm die gegebnen Formen veranlaſſen. Wenn er begrenzt durch aufgeſtellte Kunſtformen, nur immer nach dieſen zu ſprechen, ſich auf dieſe Art mit Fremdem zu vermiſchen, und Fremdes in ſeine Schöpfung aufzunehmen mehr oder minder genöthigt wird: ſo ſind im Gegentheil in der freien Phantaſie alle Feſſeln zerbrochen, und der Genius des Künſtlers iſt in ſein Urrecht — älter als die Formen — wieder eingeſetzt, als Schöpfer, als Herrſcher im Reiche der Klänge. Benutzte jeder Künſtler dieſen Wink, oder richtiger, gewöhnte ſich der Genius der meiſten Künſtler minder an die Formen, und verſtände ſich auf ſeine eigne Geiſtesemancipation im Reiche der Freiheit: ſo würde jede Phantaſie, vorausgeſetzt, der Künſtler ſei wirklich der Selbſtſchaffenden und nicht der Nachahmenden Einer, eine wahre Selbſtſchilderung, und der hellſte Blick in ſein ſchaffendes Innere ſein, aus dem man ſein Walten und Wirken beſchauen, ſich gleichſam in ſeine Gedankenwerkſtätte ſchleichen könnte. So wirkt nun die Phantaſie mit ihrer zauberiſchen Macht eben ſowol in dem regelloſen Traume, als in den kunſtreichen Labyrinthen des Genius, ſie ſchmückt und verſchönert das Leben des Geiſtesgeſunden durch Kunſt und hohe Ideale, ſo wie ſie es zu einer Quelle mannichfachen Elends für den Geiſteskranken macht, indem ſie überſpannte Wünſche und unerreichbare Foderungen an das Leben erweckt. Sie erhebt in den Himmel, ſie erniedrigt in den Abgrund des Laſters, wo ſie der niedern Sinnlichkeit dient; ſie iſt die Brücke von der Erde zum Himmel, der farbige Regenbogen, auf welchem die Götter in das Leben der Menſchen ſchreiten, und ſchön ſingt Arndt (in ſeinen Gedichten S. 86) von ihr:

> Vom Himmel komm' ich,
> Zur Erde flieg' ich,
> Bringe der Erde die Sterne,
> Dem Himmel die Blumen;
> Bin die Gemeinſchaft
> Des hohen Olympus
> Und des grünen Gefilds ꝛc.

Es iſt zu bewundern, daß wir die Phantaſie nicht in der Reihe mythiſcher Geſtalten der Griechen und Römer antreffen; denn der Phantaſus iſt nach Ovids Verwandlungen nur ein Sohn des Somnus oder des Schlafgottes, und zwar nur derjenige, welcher lebloſe Dinge zeigt

oder darſtellt. Wie weit dieſe Vorſtellung von der aufgeſtellten Idee der Phantaſie entfernt ſei, wird Jeder leicht einſehen. T.

Phantasmagorie, die Kunſt Scheinbilder, z. B. menſchliche Geſtalten, durch täuſchende Mittel, z. B. Hohlſpiegel, erſcheinen zu laſſen.

Phantasmen, Erſcheinungen (aus dem Griechiſchen von phaino, ich erſcheine), ſind Bilder, welche der Seele ohne einen äußern Gegenſtand, bloß durch die Einbildung, ſo lebhaft vorgeſtellt werden, daß ſie dieſelben außer ſich zu ſehen glaubt. Die Seele erhält die Vorſtellung von der Außenwelt mittelſt der äußern Sinne, als demjenigen Theile des Nervenſyſtems, welcher der Außenwelt zugekehrt iſt, um die Eindrücke der äußern Gegenſtände aufzunehmen. Die Seele kann aber auch Vorſtellungen erhalten, die zunächſt von keinem äußern Gegenſtande herrühren, indem ſie entweder eigenmächtig ſchon gehabte Vorſtellungen wieder zurückruft, und ſie zu Bildern vereinigt, oder indem durch erregte Nerventhätigkeit im Gehirne Thätigkeiten und Bewegungen entſtehen, welche gewiſſe Vorſtellungen und Bilder in der Seele erregen. Dies iſt die Einbildungskraft der Seele, das Vermögen der innern Bildung, von Vorſtellungen, daher Einbildung. So wie nämlich die Anſchauungen von den äußern Sinnen abhängig ſind, ſo iſt die Einbildung an gewiſſe Geſetze der innern Thätigkeit des Gehirns gebunden, und je nachdem dieſe (willkürlich von der Seele, oder unwillkürlich durch Erregung der Nerventhätigkeit) aufgeregt werden, entſtehen innere Bilder ohne äußern Gegenſtand. Hiervon rührt auch die Reihefolge der Bilder her, indem nach gewiſſen Geſetzen eine Hirnthätigkeit die andre, und demnach ein Bild immer ein verwandtes hervorruft, welches die Geſetze der Ideenverbindung beſtimmen. Bei geſundem Zuſtande des Körpers und regelmäßiger Thätigkeit des Geiſtes erlangen nun zwar die Bilder der Phantaſie nie den Grad von Stärke und Deutlichkeit, daß die Seele ſie mit wirklichen Anſchauungen verwechſeln könnte; allein durch krankhaften Zuſtand des Körpers, oder durch ungeregelte Thätigkeit des Geiſtes können auch im wachenden Zuſtande Bilder der Phantaſie ſo lebhaft werden, daß ſie die Stärke der Anſchauungen erlangen, und einen wirklichen Gegenſtand vorzuſtellen ſcheinen; ſo daß die durch das Bewußtſein ſchwer, oder, wenn dieſes geſtört iſt, gar nicht von jenen unterſchieden werden. Dieſes ſind alsdann die Phantasmen oder Erſcheinungen. Sie ſind theils willkürlich erregt, theils erfolgen ſie unwillkürlich. Die Seele kann durch ungeregelte Thätigkeit, durch Hinwendung aller Kraft auf die Einbildung, dieſe ſo ſehr erhöhen, daß ſie einen Gegenſtand wirklich außer ſich zu ſehen glaubt, der doch nicht da iſt. Auch Leidenſchaften, Affekten, angeſtrengte Thätigkeit der Seele, können ſie in einen ſolchen angeſtrengten Zuſtand verſetzen. So hat man Beiſpiele, daß nach einem ſehr unruhvollen Tage ein überſpannter Menſch Abends nach dem Schlafengehn das Geſicht eines Menſchen auf ſeinem Kopfkiſſen neben ſich liegen ſah, das zuweilen Aehnlichkeit mit einem Bekannten, zuweilen auch nicht hatte, das er mit vollem Bewußtſein und deutlich ſah, und welches nur allmälig immer bläſſer ward und endlich verſchwand. Man hat die glaubwürdige Erzählung von einem alten Anatomen, welcher, nachdem er ſich den ganzen Tag mit anhaltender Anſtrengung bis in die Nacht mit dem Seciren eines todten Körpers beſchäftigt hatte, eine wirkliche Geſtalt auf ſeinem Stuhle ſitzen ſah. Perſonen, welche an einen abweſenden Freund und Geliebten mit großer Sehnſucht und Anſtren=

gung ihrer Phantaſie dachten, ſahen dieſen plötzlich in wirklicher Geſtalt vor ſich. Haller erzählt in ſeiner Phyſiologie, daß Cardanus im wachenden Zuſtande Alles geſehen habe, was er zu ſehen wünſchte, doch wären die Bilder vor ſeinen Augen auf- und niedergeſtiegen. Jemand, der unter den Ruinen eines alten Kloſters herumging, und mit großem Eifer einmal eine Nonne zu ſehen wünſchte, ſah auf einmal eine in vollem Ornate vor ſich ſtehen (Reil über die Fieber). Durch öftere Gewohnheit entſteht bei manchen Perſonen eine Fertigkeit, ſolche Phantasmen willkürlich hervorzurufen; auch geräth die Phantaſie zuweilen in eine krankhaft erhöhte Stimmung, daß ſie öfters, auch ohne willkürlich erregt zu ſein, erſcheinen; ſo daß ſolche Perſonen geneigt werden, ſie für wirklich beſtehend, für Erſcheinungen Abweſender, Geſtorbner, für Geiſter oder für wirkliche, ſchon geſchehne oder noch zukünftige Begebenheiten, wenigſtens für Anzeigen derſelben zu halten. So hielt Taſſo, in den letzten Jahren ſeines Lebens, eine Geſtalt, die ihm öfters erſchienen, für einen Geiſt. Einer ſeiner Freunde, der Ritter Manſo, ſuchte ihn zu überreden, daß dieſe Erſcheinung eine Täuſchung ſeiner Phantaſie ſei; allein Taſſo bat ihn, einer ſolcher Zuſammenkunft beizuwohnen, um ſich von der Wahrheit zu überzeugen. Manſo kam, und mitten in der Unterredung heftete Taſſo auf einmal ſeinen Blick auf ein Fenſter, blieb unbeweglich, und nannte den vermeinten Geiſt bei ſeinem Namen. Hier iſt der freundſchaftliche Geiſt, ſagte er zu Manſo, der ſich mit mir unterhalten will; gib Acht, und überzeuge dich, daß Alles Wahrheit ſei, was ich geſagt habe. Manſo ſah und hörte nichts, Taſſo aber ſprach mit großem Ernſte zu dem Geiſte, legte ihm Fragen vor, und antwortete ihm. Endlich nahm der Geiſt Abſchied und endigte dadurch die Unterredung (Reil's Fieberlehre, 4r Band). Es können aber auch bloß von körperlichen Urſachen, ohne Ueberſpannung des Gemüths und der Phantaſie, ſolche Phantasmen entſtehen, wobei der Menſch ſeine völlige Beſonnenheit und das Bewußtſein hat, daß die Bilder nicht wirklich ſind. So erzählt Bonnet (analytiſche Verſuche über die Seelenkräfte, Bremen 1770) von ſeinem Großvater, einem Manne von übrigens vollkommner Geſundheit, Aufrichtigkeit und guter Beurtheilungskraft, daß er mitten im Wachen, ohne den geringſten äußern Eindruck zu haben, von Zeit zu Zeit Figuren von Manns- und Frauensperſonen, von Vögeln, Wagen, Gebäuden u. a. m. vor ſich geſehen habe. Er habe dieſe Figuren ſehr deutlich verſchiedne Bewegungen machen, ſich nähern, entfernen, größer und kleiner werden, verſchwinden und wieder erſcheinen ſehen. Er habe auch recht gut gewußt, daß dieſe Geſtalten keine äußere Gegenſtände ſeien. Aehnliche Beobachtungen machte Nicolai an ſich ſelbſt. Er war ſchon etwas kränklich, durch mancherlei unangenehme Begegniſſe mißmuthig geſtimmt, und hatte noch dazu einen gewohnten Aderlaß und das Anſetzen von Blutigeln übergangen. Als ihn im Febr. 1791 mehrere Vorfälle in unangenehme Gemüthsbewegung verſetzt hatten, ſtand plötzlich die Geſtalt eines Verſtorbnen vor ihm. Noch denſelben Tag erſchienen verſchiedne andre wandelnde Geſtalten. In den folgenden Tagen ſah er die Geſtalt des Verſtorbnen nicht mehr; hingegen kamen viele andre größtentheils unbekannte Perſonen zum Vorſchein. Die bekannten waren meiſtens lebende, aber entfernt wohnende Perſonen. Dieſe Erſcheinungen kamen ohne ſeinen Willen, und er war durch die größte Anſtrengung nicht im Stande, das Bild dieſer oder jener Perſon mit Willkür hervorzubringen. Sie erſchienen bei Tage

und bei Nacht, in fremden Häuſern weniger, auf der offnen Straße ſelten. Zuweilen verſchwanden ſie durch das Verſchließen der Augen, und waren in der nämlichen Geſtalt da, wenn er die Augen wieder öffnete. Meiſtens waren es menſchliche Geſtalten beiderlei Geſchlechts, die zuweilen Geſchäfte mit einander zu haben ſchienen, meiſtens aber ohne Verkehr durch einander gingen. Sie erſchienen in Lebensgröße, mit verſchiednen Färbungen der unbedeckten Theile, in Kleidern von allerlei Farben, die jedoch bläſſer als an wirklichen Perſonen waren. Mit der Zeit kamen die Erſcheinungen häufiger und öfter. Nach vier Wochen fingen ſie auch an zu reden, theils unter ſich, theils redeten ſie den Kranken an. Am 20. April wurden ihm Blutigel angelegt. Das Zimmer wimmelte von menſchlichen Geſtalten aller Art, die ſich unter einander drängten. Dies dauerte ununterbrochen fort bis gegen Abend, da die Geſtalten anfingen, ſich langſamer zu bewegen. Kurz darauf begannen ihre Farben allmälig bläſſer zu werden, ohne daß die beſtimmte Figur der Geſtalten wäre verändert worden. Späterhin waren ſie alle ganz weiß und bewegten ſich wenig; allmälig wurden auch die Umriſſe der Geſtalten unbeſtimmter, und ſie zerfloſſen endlich gleichſam in der Luft. Von einigen waren eine Zeit lang noch einzelne Stücke zu ſehen, die nach und nach auch vergingen. Eine Täuſchung des Gehörſinns begegnete auch Mendelsſohn, da er im J. 1772 durch anhaltende Geiſtesanſtrengungen in eine Nervenkrankheit verfiel, in welcher er das laute Reden nicht vertragen konnte. War ihm dies am Tage doch vorgekommen, ſo fiel er am Abend in einen unvollkommnen kataleptiſchen Zuſtand, indem eine laute und kräftige Stimme ihm die einzelnen mit einem hohen Accent ausgeſprochnen oder ſonſt laut geredeten Worte und Sylben, die er am Tage gehört hatte, ſo heftig wieder zurief, daß ihm davon die Ohren gellten. Bei Kranken, deren Bewußtſein geſtört oder ganz unterdrückt iſt, in Fiebern, oder in manchen Arten des Wahnſinns, kommen ebenfalls Phantasmen vor, welche alsdann Delirien, Fieberphantaſien heißen, und wegen ihrer Lebhaftigkeit von den Kranken für wirklich gehalten werden. Vergl. d. Art. Irreſein. H.

Phantaſtiſch, ſ. Phantaſie.

Phantaſus, ein Sohn des Schlafs, der in Träumen nur lebloſe Dinge darſtellte. S. Morpheus.

Phaon, ſ. Sappho.

Phariſäer nannten ſich die Glieder einer Sekte oder theologiſchen Schule unter den Juden, die zur Zeit der Makkabäer entſtanden zu ſein ſcheint, und neben den Geſetzbüchern Moſis noch eine Menge für mündliche Sagen von Moſes her ausgegebner Lehren und Satzungen mit den Gloſſen ſpätrer Ausleger (nach dem Exil) als Erkenntnißquelle der jüdiſchen Religion betrachteten, und mit nicht geringerer Pünktlichkeit als das moſaiſche Geſetz ſelbſt beobachten zu müſſen glaubten. Von den Sadducäern unterſchieden ſie ſich durch den Eifer für dieſe Sagen und durch den Glauben an die Auferſtehung der Todten. Der Kleinigkeitsgeiſt ihrer Religionsanſicht und ihr Ehrgeiz machte ſie zu Heuchlern, die bei einer ſchlaffen Moral das höchſte Weſen durch äußere Werkheiligkeit und mönchiſche Büßungen zu gewinnen meinten, und ſich durch das Anſehn vorzüglicher Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit, das ſie ſich mit vielem Gepränge gaben, in der Gunſt des Volks zu befeſtigen wußten. Sie zählten die bedeutendſten Geſetzlehrer (Schriftgelehrten) und Staatsmänner in Judäa zu ihren Gliedern, und da Perſonen aus allen Ständen, ja ſelbſt Wei-

der, zu ihrer einem Ordensverbande ähnlichen Verbindung Zutrit erhielten: ſo gewannen ſie einen politiſchen Einfluß, der unter den Makkabäern und Hasmonäern mehrere Male über das Schickſal des jüdiſchen Staats entſchied, und den Ueberreſt von Macht, den die Römer dem hohen Rathe zu Jeſu Zeiten ließen, in ihre Hände brachte. Der phariſäiſche Lehrbegriff hat in dem neuern Judenthume die Oberhand behauptet und den Talmud geheiligt. Der Ausdruck Phariſäer wird aber nur noch bildlich von Scheinheiligen gebraucht, deren Charakter an die im neuen Teſtamente auftretenden Phariſäer erinnert. E.

Pharmaceutik, ſ. Apothekerkunſt.

Pharmacie iſt die Kenntniß der Arzneimittel, ihrer Bereitung und Miſchung. Pharmakologie, Lehre von den Arzneimitteln und ihrer Zubereitung. Bei den Griechen hieß pharmakon ſowol Arznei, als Gift; ein Beweis, daß ſie jedes Arzneimittel, zu ſtark oder falſch angewendet, für eben ſo ſchädlich als Gift hielten, oder daß ihre Mittel meiſtens aus derjenigen Klaſſe waren, welche ihrer heftigen Wirkung wegen unter die Gifte gerechnet wurden. In der That waren die Mittel, welche ſie eigentlich unter die Arzneimittel rechneten, meiſtens heftig wirkende, vor denen ſie ſelbſt eine gewiſſe Scheu hatten. So lange als möglich ſuchten ſie mit diätetiſchen Vorſchriften und Mitteln auszulangen; nur chroniſchen und hartnäckigen Krankheiten ſetzten ſie jene pharmaca entgegen. (Vergl. d. Art. Apothekerkunſt). Die Pharmacie iſt eigentlich nur ein Theil der Apothekerkunſt, und beſchäftigt ſich bloß mit der Kenntniß der einfachen Naturerzeugniſſe, inſofern ſie durch beſondre Bearbeitung zu Arzneimitteln geſchickt gemacht werden ſollen, und mit der Chemie nur inſofern, als verſchiedne chemiſche Operationen zu dieſer Bearbeitung nöthig ſind. Pharmakopöe (welches eigentlich die Bereitung der Arzneien, Arzneibereitungskunſt bedeutet) nennt man vorzüglich eine Vorſchrift zur Zubereitung und Verfertigung der einfachen und zuſammengeſetzten Arzneimittel. Man hat deren zu allen Zeiten und in allen Ländern verſchiedne gehabt, je nachdem der Stand der Bildung und Aufklärung in der Arzneikunſt und denjenigen Wiſſenſchaften war, aus denen die Pharmacie zuſammengeſetzt iſt. Noch jetzt hat jedes einzelne Land, und in Deutſchland beinahe jeder einzelne Theil deſſelben eine andre Pharmakopöe, ja in manchen kleinern Ländern iſt nicht einmal eine Pharmakopöe geſetzlich beſtimmt, nach welcher alle Apotheker des Landes arbeiten müſſen. Hieraus entſtehen bedeutende Nachtheile. Ein Apotheker arbeitet willkürlich nach dieſer, ein Andrer nach einer andern Vorſchrift. Der Eine hat eine alte, der Andre eine neue Pharmakopöe. Da nun viele zuſammengeſetzte oder künſtlich zubereitete Mittel in den Apotheken vorräthig gehalten werden, die nach verſchiednen Pharmakopöen auch verſchieden bearbeitet werden: ſo können die Aerzte niemals wiſſen, von welchem Gehalte und welcher Stärke die Mittel ſind, die ſie verordnen. H.

Pharſalus, ſ. d. Art. Cäſar und Pompejus. — Pharſalia, ſ. Lucanus.

Pharus, Pharos (Leuchtthurm), iſt ein an den Seeküſten oder bei einem Hafen aufgeführter hoher Thurm, auf deſſen oberm und offnem Theile des Nachts ein Feuer unterhalten wird, oder eine große Laterne aufgehängt iſt, worin ein ſtarkes Licht von Fackeln oder dergleichen angezündet wird, damit die Schiffe in der Ferne ihren Lauf darnach richten können. (Vergl. die Art. Baake und Fanal). Der Name rührt von der Inſel Pharos vor Alexandrien her, welche den

Hafen dieſer Stadt deckte. Auf dem öſtlichen Vorgebirge dieſer Inſel ließ Ptolemäus Philadelphus (ungefähr 300 vor Chr.) durch den Knidier Soſtratus einen Leuchtthurm aus weißem Marmor aufbauen, welcher aus acht gewölbten Stockwerken beſtand, und nahe an 600 Fuß hoch war. Auf dem Gipfel deſſelben wurde des Nachts ein Feuer unterhalten, deſſen Schein man 300 Stadien weit wahrnehmen konnte. Auch war er ſelbſt am Tage wegen der blendenden Weiße des Marmors weit ſichtbar, und wurde wegen ſeiner großen Pracht zu den ſieben Wunderwerken der Welt gezählt.

Phaſen heißen die veränderlichen Geſtalten, welche die Planeten von ihrer verſchiednen Beleuchtung durch die Sonne annehmen, ſo daß ſie uns bald rund, bald oval, bald ſichelförmig, bald wie ein dunkler Fleck erſcheinen. Ueber die Mondphaſen ſehe man den eignen Artikel.

Phelloplaſtik (von dem griechiſchen φελλος, Kork), heißt die von einem römiſchen Künſtler, in den Jahren von 1780—1790 erfundne Kunſt, aus geſchnittnem Kork die Werke der Architektur in verkleinerten Nachbildungen darzuſtellen. Die Arbeiten deſſelben kamen auch nach Deutſchland (Gotha, Caſſel, Leipzig, Darmſtadt ꝛc.) und gaben Herrn Mey (ſ. d. Art.) Veranlaſſung, ſich gleichfalls in dieſer ungemein anmuthigen Kunſt zu verſuchen, der dieſelbe zu noch höherer Vollkommenheit gebracht, und auch auf Werke der gothiſchen Baukunſt ausgedehnt hat. Die Korkmodelle haben vor den Nachbildungen in Holz, Thon, Stein oder Pappe den Vortheil der größern Wohlfeilheit, weil ihre Bearbeitung mit geringern Schwierigkeiten verbunden iſt, und weil das Korkholz von Natur die Farbe der von der Zeit gebräunten Baudenkmäler hat, welche aus dem Alterthume auf uns gekommen ſind, welche Farbe den andern Modellmaterialien erſt durch Kunſt gegeben werden muß.

Phidias aus Athen, der große Meiſter in der Plaſtik, der in Griechenlands glücklicher Zeit die hohen Ideale einer Pallas-Minerva und eines Jupiter zu Olympia verkörperte. Phidias bildete, nach Böttiger, drei Pallasſtatuen, welche ſich alle zu Pauſanias Zeit noch auf der Burg von Athen befanden. Die eine koloſſale Bildſäule der Pallas goß er in Bronze aus dem Zehnten der marathoniſchen Beute für den Tempel der Polias (der Stadtbeſchützerin), und ſie war als ſchirmende Vorſtreiterin gebildet. Auf ihrem Schilde hatte Mys, nach Parrhaſius Zeichnungen, den Centaurenſtreit in Relief gearbeitet. Neben der Statue ſtand die uralte Burgbewohnerin, die Nachteule. Von dieſer Statue wird erzählt, daß die Seeleute, wenn ſie um das Vorgebirge Sunium herumſchifften, noch ihren Helmbuſch und die Spitze ihrer Lanze ſchauten. Die zweite berühmteſte bildete er aus Elfenbein und Gold, ſie wurde die Statue des Parthenon, oder Parthenos (die Jungfrau) genannt, und maß mit der Baſis ungefähr 39 pariſer Fuß. Er nahm ſtatt Marmor das glänzendere und zartere Elfenbein dazu, und legte der Statue ein aus Gold getriebnes oder gegoſſnes Gewand ſo kunſtreich an, daß es auch an- und ausgezogen, ganz abgenommen, und dem jedesmaligen Tempelſchatzmeiſter zugewogen werden konnte. Es wog 44 Talente. Unter Demetrius Poliorcetes wurde es geraubt. Die Augen waren von Marmor eingeſetzt, und nach der damals noch herrſchenden alten Sitte wahrſcheinlich bemalt. Sie trug den Schuppenpanzer (die Aegis) umgürtet, den Speer in die Höhe, den Schild herabhaltend. Auf ihrer rechten Hand ſtand die zur Göttin gekehrte Victoria, gleichfalls von Elfen-

bein mit goldnem Gewande 4 Cubitos hoch. Die einzelnen Theile der Statue, ſo wie die Baſis, waren noch durch Reliefs künſtlich ausgearbeitet. (So z. B. hatte Phidias ſich ſelbſt und den Perikles auf dem Schilde angebracht). Die ausführliche Beſchreibung, aus welcher wir hier das Nöthigſte entlehnt haben, leſe man in Böttiger's Andeutungen über die Archäologie, S. 86. u. ff. Die dritte kleinere, in Bronze gearbeitet, welche wegen ihrer zarten Proportionen vorzugsweiſe die ſchöne genannt wurde, wurde von den Lemniern gekauft, und auf die Burg von Athen geſchenkt. Der olympiſche Jupiter des Phidias ſtellte die ruhige Majeſtät des Himmelskönigs höchſt vollendet dar, und wurde daher ſonſt zu den Wundern der alten Welt gerechnet. Jupiter war hier ſitzend, auf einem Throne, den goldnen Olivenkranz auf dem Haupte, in koloſſaler Größe vorgeſtellt; der Oberleib war nackt, die Hüften bedeckte ein weiter Mantel, der in reichen Falten bis auf die Füße herabfloß, die auf dem Fußſchemel des kunſtreich verzierten Thrones ruhten. Die nackten Theile des Bildes waren von Elfenbein, die Bekleidung von getriebnem Golde mit einer Nachahmung von Stickerei durch Farben, wobei des Künſtlers Bruder, Panänus, ihm geholfen haben ſoll. Auf der rechten, vorwärts gekrümmten Hand ſtand die dem Gotte zugekehrte Siegesgöttin, die, auch aus Elfenbein und Gold, eine Binde emporhielt, womit ſie den Oelkranz umwinden zu wollen ſchien. In der linken hielt der Gott das aus allen Metallen kunſtreich zuſammengelöthete vielfarbige Zepter, auf welchem der Adler ruhte. Der Ausdruck der Macht, Weisheit und Güte waren in ſeinem Haupte vereinigt, und er ſaß als der Gott, der den Vorſitz über die Hellanodiken führt, und den Siegern in den feierlichen Spielen zu Olympia den Siegerkranz und die Palme darreicht, thronend in ruhiger Würde da; das Ideal des griechiſchen Anthropomorphismus. Cicero erzählt (de Oratore, II.), wie der Künſtler durch eine Stelle des Homer zur Entwerfung ſeines Ideals angeregt worden ſei, und nach ihm Wieland (über die Ideale). Höchſt ergreifend war der Anblick des Gottes, und noch mehr wurde der Ausdruck dadurch verſtärkt, daß die Statue mit einem großen Teppich verhangen war, welcher erſt dann weggezogen wurde, wenn der Gott ſichtbar werden ſollte. Pracht und Größe warfen ſtaunend den Beſchauer zu Boden. (Vergl. Völkels, Siebenkees und Tölke's Schriften über den Tempel des Jupiter zu Olympia). Neuere haben dem Künſtler wegen der vielen Verzierungen ſeiner Werke Ueberladung vorgeworfen, namentlich in Beziehung auf die Pallas- und Jupitersſtatue. Glücklich und einſichtsvoll ſcheint ihn Böttiger dagegen zu vertheidigen, wenn er ſagt: Phidias ging bei allen ſeinen koloſſalen Schöpfungen von dem Grundſatze aus, daß, was aus gehöriger Ferne geſehen, durch gewaltige Maſſe und erhabne Umriſſe imponire, dennoch auch bei der ſorgfältigern Beſchauung in fortſchreitender Annäherung (denn jedes Relief hatte verſchiedne Maßſtäbe und Augenpunkte) durch die kunſtreichſte Ausführung anziehen, und zu immer neuer Bewunderung fortreißen müſſe. So war der Künſtler bis in's Kleinſte groß, ja er ſetzte wetteifernd mit der Natur ſeinen Stolz darein, auch eine Cikade und Biene in Erz in höchſter Vollkommenheit zu bilden, und jede ſeiner Statuen war eine Welt von Kunſt. Daher ſetzt auch Böttiger des Phidias eigenthümlichſten Charakter darein, mit der zarteſten Ausführung im Einzelnen die größte Erhabenheit des Koloſſalen zu paaren, und auf verſchiedne Annäherungspunkte noch immer ein Relief oder eine Verzierung in

Bereitſchaft zu haben, — wie dieß vorzüglich beim olympiſchen Jupiter mit den mannichfaltigen Verzierungen durch Reliefs und Malerei (welche letztre ebenfalls Panänus beſorgt hatte) der Fall war. — Auch der Statue der Nemeſis zu Rhamnus, welche man fälſchlich Phidias Lieblinge, Argorakritus, zuſchrieb, wird eine hohe Würde beigelegt. Er fertigte ſie aus einem pariſchen Marmorblocke, welchen die Perſer zum Denkmal ihrer Siege beſtimmt hatten. Von Phidias an rechnet man gewöhnlich den hohen oder erhabnen Styl, und die neuern Alterthumskenner behaupten, nach ihm habe die griechiſche Kunſt wieder zu ſinken angefangen. (S. d. Art. **Bildner der Alten**). Phidias war aber nicht allein Bildhauer, ſondern auch Architekt. Perikles erhob Athen zur herrlichſten und kunſtreichſten Stadt in Griechenland; während ſeiner 20jährigen Leitung erhielt Athen köſtlichere Tempel, Säulengänge und Kunſtwerke, als Rom in ſieben Jahrhunderten, obgleich Weltherrſcherin, ſich verſchaffen konnte. Alles regte ſich wetteifernd die Stadt der Pallas zu verſchönern. Die ausgeſuchteſten Stoffe und zu dieſen die fertigſten Arbeiter waren in Menge vorhanden. Die Aufſicht und Anordnung bei dieſen Werken erhielt Phidias, und die Bildwerke, welche dieſelben (z. B. das Parthenon) verzierten, wurden theils von ihm ſelbſt, theils im Geiſte und nach den Ideen des großen Meiſters gearbeitet. So ſehr Phidias von den kunſtſinnigen Athenern, für deren Ruhm er gearbeitet hatte, unter Perikles verehrt wurde (er blühte um die 84ſte Olympiade, ungefähr 444 J. vor Chr. Geb.), ſo ſehr mußte er die Launen ſeiner Mitbürger erfahren, als ſeines Gönners Anſehn ſank. Er ſtarb im Kerker; über die nähere Urſache dieſes Todes herrſcht Dunkel.

Philadelphia, die Hauptſtadt in Penſylvanien, die größte in den vereinigten Staaten, bis 1801 der Sitz des Congreſſes, liegt in der niedrigen Gabel des Delaware und Schuylkill, ungefähr 30 Meilen vom atlantiſchen Ozean. Man hält deßhalb und wegen der oft plötzlichen Abwechſelung ſtrenger Kälte und Hitze die Luft um Philadelphia für ungeſund, und das gelbe Fieber brach hier ſchon mehrmals aus, jedoch nur in dieſen niedrig belegnen Gaſſen. Die Stadt iſt gerade und breit gebaut, und liegt in einer angenehmen und ſehr angebauten Gegend, hat 15,000 Häuſer und über 120,000 Einw., worunter 20,000 Deutſche und eben ſo viel Franzoſen. Der berühmte Wilhelm Penn, ein Quäker, ging 1683 aus England in dieſen Welttheil, kaufte auf eine rechtmäßige Art von den Wilden ein großes Stück Land, und legte darauf den Grund zu dieſer Stadt. Die Marktplätze und Hauptſtraßen darin ſind ſehr geräumig und breit; die breiteſte darunter mißt 113 Fuß. Der größte Theil der Stadt iſt gut gepflaſtert, und hat bequeme Seitengänge. Die Rhede iſt vortrefflich, und daher der Handel ſehr wichtig. Jährlich laufen über 1800 Schiffe aus und ein, und die Ausfuhr beträgt an Werth über 13 Millionen Dollars. Nur Neu-York und Boſton übertreffen in der Tonnenzahl der ein- und auslaufenden Schiffe Philadelphia; und Baltimore kommt ihm am nächſten. Außer mehrern wichtigen Fabriken, vorzüglich Zuckerraffinerien, Strumpfwirkereien, auch Schiffswerften, in denen man dauerhafte Schiffe bauet, beſitzt Philadelphia auch viele Schulen, wovon die mediziniſche 1780 zu einer Univerſität erhoben wurde; dann mehrere wohlthätige Geſellſchaften, eine öffentliche Bibliothek von 100,000 Bänden, über 150 Buchdruckerpreſſen, einen bedeutenden Buchhandel, vier Wechſelbänke, die 1791 errichtete Staatsbank, die penſylvaniſche Bank, 11 Aſſecuranz-Compagnien, ein Han-

delscollegium, die Münze des Freiſtaats und andre Anſtalten mehr. Auch hat ſich daſelbſt eine deutſche Geſellſchaft gebildet. Philadelphia iſt der Hauptſitz der Quäker, welche hier beſondre Vorrechte erhalten und mehrere Anſtalten der Menſchenliebe gegründet haben, z. B. ein Hoſpital, ein Arbeitshaus, das mehr als 6000 Arme ernährt und beſchäftigt. Auch ſind die von ihnen eingerichteten Gefängniſſe muſterhaft. Merkwürdig ſind noch außer der Menge öffentlicher Gebäude, 59 Kirchen und Bethäuſer von vielerlei Religionsſekten, unter welchen jedoch die Presbyterianer und Engliſch-Biſchöflichen, nach ihnen aber die Methodiſten und Katholiken die Mehrzahl ausmachen; einige darunter haben auch gute Orgeln und elegante Glockenthürme. Außer den Schweden und mähriſchen Brüdern, haben die Juden auch eine Synagoge. Nicht zu übergehen ſind noch folgende gelehrte und wohlthätige Anſtalten, die hier ſehr zahlreich ſind, und von den Einwohnern ſehr in Ehren gehalten werden. Die allgemeine philadelphiſche Bibliothek wurde 1742 von dem berühmten Doktor Franklin angelegt, deren Bänderzahl jetzt bis auf 22,000 herangewachſen iſt. Das Gebäude davor, auf deſſen Fronte die Statue des Dr. Franklin von weißem Marmor ſteht, iſt eins der geſchmackvollſten der Stadt; außerdem enthält es noch ein Muſeum und einen philoſophiſchen Apparat, deſſen Geſellſchaft ebenfalls eine Bibliothek von 4000 Bänden beſitzt. Die Societät zur Beförderung des Ackerbaues wurde 1785 geſtiftet, hat ein ſchönes Mineralienkabinet und eine beträchtliche Sammlung von Ackerbaugeräthen. Das Athenaeum wurde 1815 gegründet, hat eine Bibliothek von 2000 Bänden, ein Mineralien- und Metallkabinet, und auf ihren Tiſchen findet man immer alle Zeitungen der Freiſtaaten, wie auch eine zahlreiche Sammlung von europäiſchen und amerikaniſchen Magazinen. Die naturhiſtoriſche Akademie beſteht ſeit 1812, hat eine Bibliothek von 2000 Bänden und eine ſchöne Sammlung über Naturgeſchichte. Das älteſte Seminarium rührt noch von Penn her, mit der Benennung „der Freunde öffentliche Schulen" wozu ihrer viele gehören, die von den Intereſſen beträchtlicher Kapitalien, die dieſer Societät gehören, unterhalten werden. Die Sternwarte iſt dieſer Anſtalt einverleibt, und beſitzt ebenfalls einen großen Apparat. Das öffentliche Krankenhaus, welches aus vielen Gebäuden beſteht, iſt eins der wohlthätigſten Einrichtungen dieſer Art. Die Zahl der darin ſich befindlichen Kranken dreht ſich gewöhnlich um 200, worunter 80—90 Mondſüchtige; dazu gehört noch ein ſchätzbares anatomiſches Muſeum und eine Bibliothek von 4500 Bänden. Für das berühmte Gemälde von Weſt, wo Chriſtus die Kranken heilt, iſt ſeit 1817 ein eignes ſchönes Haus erbaut worden. Endlich iſt noch zu bemerken die ſchon erwähnte Univerſität, deren Einrichtung ganz in's Große geht. Ihre Verwaltung iſt einer Geſellſchaft von 24 gelehrten und wackern Männern anvertraut, die allein die Macht haben, die Profeſſoren für alle Zweige der Wiſſenſchaften anzuſtellen. Die mediziniſche Fakultät zählt allein 7 Profeſſoren für ihre verſchiednen Eintheilungen. Mit dieſer Univerſität ſind noch viele andre nützliche und wohlthätige Anſtalten verbunden, als: die Akademie der Künſte, Freiſchulen für arme Kinder ꝛc. Ueberhaupt iſt die Tendenz der Regierung der Freiſtaaten, für die Menſchheit wohlthätig und nützlich zu wirken. Die zur Abſchaffung der Negerſklaven vereinigte Geſellſchaft ſetzt ihre Bemühungen fort. Obgleich dieſe Stadt unter dem 40ſten Grade folglich mit Madrid und Neapel in derſelben Breite liegt, ſo iſt dennoch die Winterkälte daſelbſt em-

pfindlicher und anhaltender als hier, auch wechſelt Kälte und Hitze daſelbſt ſchneller ab. (S. Penn und Penſylvanien).

Philanthropinismus wird das pädagogiſche Syſtem genannt, welches Baſedow und ſeine Freunde aus den freiſinnigen Erziehungsregeln Locke's und Rouſſeau's in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. anzubauen, und mit den ſchon von Amos Comenius empfohlnen didaktiſchen Mitteln in Anwendung zu bringen ſuchten. Baſedow fand den Hauptgrund der körperlichen und geiſtigen Entartung ſeiner Zeitgenoſſen in der zweckwidrigen Erziehung der Jugend. Die Unnatur und Verkrüppelung in der häuslichen Kinderzucht, der Wortkram, die Gedächtnißqual und Ruthentyrannei in den Schulen waren die Dämonen, gegen die er, Wolke, Iſelin, Campe, Trapp und Salzmann mit den Waffen des geſunden Menſchenverſtandes, und mit der Begeiſterung und Zuverſicht pädagogiſcher Reformatoren zu Felde zogen, und dadurch eine neue Epoche in der Erziehungskunſt begründeten, unter deren Einfluſſe ein großer Theil der jetzt lebenden Deutſchen aufgewachſen iſt. Die Grundſätze dieſer Männer, die ſich am liebſten Philanthropen (Menſchenfreunde) nennen ließen, ſind folgende. Die Natur muß trotz des Widerſpruches der conventionellen Unſitte die Regel, und Philanthropie (Menſchenliebe) der Zweck aller Erziehung ſein. Darum laß die Kraft des Kindes, das von Natur gut iſt, ſich frei entwickeln und an Gegenſtänden der ſinnlichen Anſchauung (Naturkunde, Technologie) ſich üben, bis es reich genug an Vorſtellungen iſt, um die Symbolik der Worte (klaſſiſche Autoren, Religionslehren) zu verſtehen, und leite ſeine Erziehung ſo, daß es zum körperlich und geiſtig geſunden, im Gebrauche ſeiner Kräfte gewandten, wo möglich in allen Zweigen des Wiſſens orientirten, nüchternen, für die Welt brauchbaren, lebensfrohen und wohlwollenden Menſchen heranreife. Um der Menſchheit auf dieſem Wege zu helfen, hatte Baſedow (ſ. d. Art.) die Errichtung einer Pflanz- und Muſterſchule für Lehrer, welche ſein Evangelium in allen Ländern verbreiten und nach ſeinen Grundſätzen Weltbürger erziehen ſollten, entworfen, und ſie unter dem Titel Philanthropin als eine Werkſtätte der Menſchenfreundſchaft angekündigt; die von empfänglichen Zeitgenoſſen dazu geſammelten Gelder reichten aber nur zur Stiftung einer Erziehungsanſtalt hin, die 1774 unter dem wohlthätigen Schutze des Herzogs von Deſſau, Philanthropin genannt wurde. Nach dem Vorbilde dieſer Muſteranſtalt, welche ihre Zöglinge körperlich ſtärkte aber geiſtig zerſtreute, und ſich wegen Mangels an Ausdauer ihres Stifters, und wegen des ſchnellen Wechſels ihrer Vorſteher 1793 ſchon wieder auflöſte, entſtanden mehrere Philanthropine (ſ. d. Art. Inſtitut), von denen nur die ſalzmann'ſche Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal das 19. Jahrh. erlebt, und ſich bis jetzt erhalten hat. Daß das Unternehmen der Philanthropen nicht größere Fortſchritte machte, iſt weniger dem heftigen Widerſpruche der Humaniſten, die ſich als Angeklagte behandelt ſahen (ſ. d. Art. Human), als den Schwächen der philanthropiſchen Grundſätze und Methoden ſelbſt, ſo wie dem Mißverhältniſſe, in welchem ihre pomphaften Ankündigungen mit ihren geringen Früchten ſtanden, zuzuſchreiben. Denn wie ſehr auch das Zeitalter Friedrichs II., von dem die praktiſche, ja faſt nur ökonomiſch-merkantiliſche Richtung der Weltleute, und die (unter dem Namen der berliniſchen oder nicolaiſchen, bekannte) Verſtandeskultur und Aufklärung ausging, ſich in dem Drange der Philanthropen nach Natürlichkeit, Nüchternheit und frohem Gebrauche des irdiſchen Le-

bens gefallen mochte; ſo wurden doch die erfahrnen Pädagogen und ernſthaften Freunde der Wiſſenſchaft bald darüber einig, daß Philanthropinismus, welcher der Jugend Alles leicht und angenehm machen wollte, ſeichte Vielwiſſerei und zerſtreuende Tändelei befördern, und bei einiger Conſequenz zur Gemeinheit im Denken und Handeln führen könne. Ausgezeichnete Gelehrte haben die Philanthropine auch in der That nicht gezogen, im Studium des klaſſiſchen Alterthums und beſonders im Sprachunterrichte ſind ſie weit hinter den Schulen des alten Styls zurückgeblieben, und die Menge jetzt lebender Beamten, Geſchäftsleute, Lehrer, Hausväter und Mütter, die aus der philanthropiniſtiſchen Familien- und Inſtitutserziehung hervorgingen, würden bei ſchärferer Prüfung ihres geiſtigen und ſittlichen Gehaltes wol eher gegen, als für den Philanthropinismus beweiſen. Allein ungeachtet dieſer Verirrungen, die der Philantropinismus durch die weit verbreiteten Schriften ſeiner Tonangeber (z. B. Baſedow's Elementarwerk, Campe's Fragmente über Aufklärung und das Reviſionswerk, Trapp's Pädagogik, Salzmann's menſchliches Elend und Himmel auf Erden und die Unzahl von Kinder- und Volksbüchern, in denen die ernſten Wiſſenſchaften wol nicht gemeinnützlich dargeſtellt wurden, und durch ſeine, als Hofmeiſter und Schullehrer allenthalben reformirenden Apoſtel in den drei letzten Jahrzehenden des 18. Jahrh., wo er in der Mode war, und außer den Gelehrtenſchulen ziemlich frei ſchalten durfte, veranlaßt und genährt hat, iſt ihm doch auch manches Rühmliche nachzuſagen. Hieher gehört der Sonnenſtrahl der Erbarmung und Hülfe, welchen er in die Nacht der Barbarei der Landſchulen warf (vergl. die Art. Landſchulen und Rochow), die Einführung beſſerer Lehr- und Leſebücher in dem Volksunterrichte, und vor Allem ſeine raſtloſe Sorgfalt für das in hohem Grade vernachläſſigte leibliche Wohl der Jugend, ferner das Verdienſt durch Wiedererweckung der Gymnaſtik (welche Gutsmuths in Schnepfenthal und Vieth in Deſſau betrieben) der Jugend das zweckmäßigſte Mittel der Kraftübung verſchafft, die Kinderſtuben, durch ſeine durchdringenden Strafreden gegen tauſend Mißbräuche der früheſten Erziehung, aus Marterkammern in heitere Wohnſitze der Geſundheit, Freude und Liebe verwandelt, die Kleidung der Kinder gelüftet und natürlicher eingerichtet, den heimlichen Sünden der Jugend gewehrt, das weibliche Geſchlecht von der Schnürbruſt, und die Köpfe der Kleinen und Großen von dem Perücken, Zopf- und Pudertand befreit zu haben. Ihm verdankt die jetzige Generation eine Körperkraft, Abhärtung, Gewandtheit und Munterkeit, die in den letzten Jahren manchen Jüngling und Mann aus der Studir- und Arbeitsſtube in die Reihen der Helden führte; und tauſend Vorurtheile, die das Leben verfinſterten, die Geſchäfte erſchwerten und die Geſelligkeit in ſteife Formen einzwängten, ſind durch ihn verſchwunden. Daher wird die erkenntliche Nachwelt, wenn die übeln Folgen ſeiner Mißgriffe längſt verſchwunden ſein werden, doch immer noch eingeſtehen, daß er es gut mit der Menſchheit gemeint, und ihr wichtige Dienſte geleiſtet hat. E.

Philemon und Baucis, ein wegen ſeiner noch im hohen Alter treuen Liebe im griechiſchen Alterthume berühmt gewordnes Ehepaar. Die Mythe erzählt von ihnen Folgendes. Als einſt Jupiter und Merkur in Menſchengeſtalt Phrygien durchwanderten, wollte Niemand die Fremdlinge beherbergen; bloß jene ſchon betagten Ehegatten nahmen ſie gaſtfreundlich auf, wuſchen ihnen die Füße, ſetzten ihnen ein ländliches Mahl vor und beherbergten ſie. Hierauf nah-

men die reiſenden Götter ihre Wirthe mit auf einen benachbarten Berg, und als dieſelben hinter ſich blickten, ſahen ſie ihr Dorf überſchwemmt, ihre Hütte aber in einen prächtigen Tempel verwandelt. Auch erlaubte ihnen Jupiter, jede Bitte zu thun; allein die beſcheidnen und zufriednen Eheleute baten bloß um die Begünſtigung, als Diener ſeines Tempels einſt zu gleicher Zeit zu ſterben. So wurden ſie auch endlich, in einem hohen Alter, als ſie einſt vor des Tempels Thüre ſaßen, Philemon in eine Eiche, ſeine Gattin Baucis in eine Linde verwandelt. Sie bemerkten allmälig ihre Verwandlung und nahmen, ſo lange ſie ſich ſehen und ſprechen konnten, den zärtlichſten Abſchied von einander. Lange ſtanden ſie noch als heilig gehaltne Bäume vor jenem Tempel.

Philidor (André Danican), geb. zu Dreux 1726, vor der Revolution Penſionär des Königs von Frankreich, und des italieniſchen Theaters zu Paris, iſt als einer der größten Schachſpieler und zugleich als Componiſt berühmt. Als Kapellknabe hatte er den Kapellmeiſter Campra zum Lehrer, und ließ ſchon im elften Jahre ſeine erſte Motette vor dem Hofe aufführen. Seine in der Muſik gemachten Fortſchritte, und noch mehr ſeine Geſchicklichkeit im Schachſpielen, bewogen ihn 1745 eine Reiſe nach Holland, England, auch durch einen Theil von Deutſchland zu machen. In Berlin ſpielte er 1750 drei Spiele Schach zugleich gegen drei Meiſter mit verbundnen Augen, und gewann ſie in kurzer Zeit. Seit ſeiner Zurückkunft nach Frankreich (1754) widmete er ſich ganz der Muſik; anfangs mit wenig Glücke. Nach und nach aber erhielten ſeine Operncompoſitionen größern Beifall, und einige derſelben, z. B. der Hufſchmid, der Soldat als Zauberer, Tom Jones ꝛc., wurden auch auf deutſchen Theatern mit Beifall gehört. Seine Arien arbeitete er in einer freien Manier, nicht nach dem gewöhnlichen italieniſchen Leiſten. Reichthum an Einfällen und eine angenehme Melodie zeichnen ſeine Compoſitionen aus, dagegen man oft das Allzuſpielende in ſeinen Gemälden tadelt. Als Schachſpieler hat er einen entſchiednen Ruf; er reiſte jährlich nach London auf Koſten des dortigen Schachclubs, deſſen Mitglied er 30 Jahre lang war, und wählte es endlich zu ſeinem beſtändigen Aufenthalte. Er ſtarb daſelbſt den 31. Aug. 1795. Bis an das Ende ſeines Lebens behielt er ſein außerordentliches Gedächtniß. Noch zwei Monate vor ſeinem Tode ſpielte er mit verbundnen Augen zwei Partien Schach zugleich, und gewann ſie beide.

Philipp, König von Macedonien, Vater Alexanders des Großen, lebte in der Mitte des 4. Jahrh. vor Chr. Er war in ſeinen jüngern Jahren als Geiſſel nach Theben gekommen, und hatte das Glück, in dem Hauſe des berühmten Epaminondas eine vorzügliche Bildung zu erhalten. In einem Alter von 22 Jahren (361 vor Chr. Geb.) beſtieg er den macedoniſchen Thron, den er in ſeiner Grundfeſte erſchüttert, und von zahlreichen Feinden umgeben fand. Seinem Genie gelang es bald, denſelben zu befeſtigen, und zu einem noch nie erlangten Anſehn zu erheben, indem er ſich von einem Theile ſeiner Feinde durch einige Aufopferungen, von dem andern durch Gewalt der Waffen befreite. Bald bekriegte er ſelbſt ruhige Völkerſchaften, und ſuchte, nachdem er in Theſſalien und Thrazien bedeutende Fortſchritte gemacht hatte, allmälig ſeine Herrſchaft über ganz Griechenland auszubreiten. Hierzu gab es nie einen günſtigern Zeitpunkt als jetzt, wo die einzelnen griechiſchen Staaten, anſtatt ſich gegen einen ſo furchtbaren Nachbar zu vereinigen, unter einander uneins waren.

Philipps Liſt verſtand es trefflich, dieſe Uneinigkeit zu vermehren. Als er daher von den Thebanern gegen die Phocenſer, welche den Schatz des delphiſchen Tempels geplündert hatten, zu Hülfe gerufen wurde, ſäumte er nicht, dieſe ſchöne Gelegenheit zur Befriedigung ſeiner Herrſchſucht zu ergreifen. Die Unterjochung der Phocenſer war bald vollendet; aber das treuloſe Betragen Philipps gegen ſeine Bundesgenoſſen öffnete den Griechen die Augen. Mehrere Staaten vereinigten ſich mit den Athenienſern, feſt entſchloſſen ſich den ehrgeizigen Abſichten des macedoniſchen Königs zu widerſetzen; andre hingegen erniedrigten ſich zur ſchimpflichſten Schmeichelei gegen den ſchlauen Eroberer. Noch verzögerte eine gefährliche Wunde, die er bei der Rückkehr von ſeinem Zuge gegen die Scythen empfangen hatte, den Schlag, welcher die Freiheit Griechenlands vernichten ſollte, bis endlich der große Sieg bei Chäronea (338 vor Chr. Geb.) das Schickſal derſelben entſchied. Philipp verſammelte die Abgeſandten der griechiſchen Staaten zu Korinth, und dictirte nach Willkür den Frieden, der ihnen die Freiheit raubte. Doch als er eben im Begriffe war, ſich zum Oberbefehlshaber gegen die Perſer erwählen zu laſſen, ward er in ſeinem 47ſten Jahre von Pauſanias, einem jungen Macedonier, der von den Perſern beſtochen war, ermordet. Dieſer Fürſt, der Schöpfer des unüberwindlichen macedoniſchen Phalanx (ſ. d.), verband mit den größten Feldherrntalenten die Unerſchrockenheit des tapferſten Soldaten in ſeinem Heere. Aber freilich waren Ehrgeiz und Herrſchſucht die Grundzüge ſeines Charakters, die ihn oft zu den ungerechteſten Handlungen verleiteten.

Philipp II., König von Spanien, Sohn Kaiſer Carls V. und Iſabellens von Portugal, der Kluge von ſpaniſchen Schriftſtellern, der Dämon des Südens von ſeinen Zeitgenoſſen genannt, war 1527 zu Valladolid geboren. Von Natur kalt, ernſt und zurückhaltend, dabei ſcharfſinnig und regſam, ward er in Spanien von eifrigen Geiſtlichen ſorgfältig, aber bigott erzogen. Sein Vater vermählte ihn im 16ten Jahre mit Maria, Tochter des Königs von Portugal, und überließ ihm, als er nach Deutſchland ging, die Verwaltung Spaniens, indem er ihm den Herzog von Alba zum Rathgeber beiordnete. Im J. 1547 berief ihn Carl zu ſich. Auf dieſer Reiſe zeigte ſich Philipp mit großer Würde, und machte auf die Perſonen, die ihm vorgeſtellt wurden, einen günſtigen Eindruck. Er traf den Kaiſer zu Brüſſel. Die niederländiſchen Stände nahmen ihn mit außerordentlichen Freudensbezeugungen auf. Allein Philipp zeigte eine Härte des Gemüths und eine ausſchließliche Anhänglichkeit an ſeine ſpaniſchen Umgebungen, wodurch er bei ſeinen niederländiſchen Unterthanen einen dauernden Widerwillen erregte. Sein Vater wünſchte, ihm 1550 auf dem Reichstage zu Regensburg die kaiſerliche Thronfolge zu verſchaffen. Doch Philipps kaltes und ſtolzes Benehmen war den Deutſchen ſo zuwider, daß ſchon ſein Erſcheinen als ein Hinderniß betrachtet, und er nach Spanien zurückgeſandt wurde. Als Maria von England den Thron beſtiegen hatte, ſuchte der ſtaatskluge Carl, ſie zur Gemahlin für ſeinen Sohn, welcher Wittwer geworden war, zu erhalten, und Philipp, obgleich elf Jahre jünger als Maria, der es auch an allen perſönlichen Reizen fehlte, willigte ſogleich ein; doch traf das Parlament ſolche Maßregeln, daß Philipp an der Ausübung der höchſten Gewalt in England keinen Antheil erhielt. Die Heirath wurde 1554 feierlich vollzogen. Um den Mangel einnehmender Sitten zu erſetzen, befliß ſich Philipp einer außerordentlichen Freigebigkeit

gegen den engliſchen Adel. Marias Neigung für die Wiederherſtellung der katholiſchen Religion entſprach völlig ſeiner eignen Gemüthsart; er hatte aber Einſicht genug, zu begreifen, daß ſeine Gemahlin durch ihre übereilte Gewaltſamkeit ſich und ihre Religion gleich verhaßt machen würde, daher empfahl er gemäßigtere und mildere Maßregeln, was ihm die Gunſt des Volks zuwandte. Allein dennoch weigerte ſich das Parlament, dem Kaiſer gegen Frankreich Hülfe zu leiſten und Philipp als Gemahl der Königin krönen zu laſſen. Da er in England alſo wenig Vergnügen fand, und ihm die zudringliche Zärtlichkeit ſeiner Gemahlin läſtig war, begab er ſich nach Flandern, von woher er nur ſelten auf Marias ſehnſuchtsvolle Briefe antwortete. Im J. 1555 entſagte Carl V. der Regierung, und Philipp beſtieg den damals erſten Thron in Europa. Geübte Truppen, berühmte Feldherren, geſchickte Staatsmänner, 30 Millionen Dukaten jährliche Einkünfte, reiche Kolonien und gewerbfleißige Provinzen hatten Spaniens Macht um das Doppelte erhöht. Philipp empfing in Gegenwart der Generalſtaaten von ſeinem Vater auf das Feierlichſte die Oberherrſchaft der Niederlande. Wenige Wochen nachher übernahm er auch die Regierung von Spanien. Carl begab ſich in ein ſpaniſches Kloſter, wo er, wie man ſagt, noch durch die Vernachläſſigung ſeines Sohnes bei der unregelmäßigen Auszahlung des mäßigen Jahrgeldes, welches er ſich vorbehalten hatte, leiden mußte. Philipps erſte Regenten-Handlung war die Abſchließung eines Waffenſtillſtandes mit Frankreich 1556. Indeſſen wurden die Franzoſen durch den Papſt Paul IV. verleitet, dieſen Waffenſtillſtand noch in demſelben Jahre zu brechen. Da nun Paul erklärte, Philipp habe das Königreich Neapel, ein Lehn des heiligen Stuhls, verwirkt, ſo ſah ſich dieſer genöthigt, ſeinen Feldherrn, den Herzog von Alba, gegen das Oberhaupt der Kirche zu ſenden, welcher den Papſt zu einem Waffenſtillſtand nöthigte. Philipp ging hierauf nach England, und bewog ſeine Gemahlin Maria durch die Drohung, nie wieder einen Fuß in ihr Königreich zu ſetzen, daß ſie den Krieg gegen Frankreich erklärte. Ein bedeutendes Corps engliſcher Truppen ſtieß zu dem Heere unter dem Herzog Philibert von Savoyen und dem Grafen von Egmont, welches St. Quentin in der Picardie belagerte. Die Franzoſen, welche unter Montmorency herbeieilten, wurden (10. Aug. 1557) gänzlich geſchlagen. Philipp hatte während der Schlacht (Heldenmuth war ihm nicht eigen) gebetet. Nach der Schlacht kam er zum Heere. Er zeigte diesmal eine ungewöhnliche Freude, und äußerte ſie durch das Gelübde, zu Ehren des heiligen Laurentius (an deſſen Tage die Schlacht geliefert worden war) eine Kirche, ein Kloſter und einen Palaſt zu bauen. Das Escurial iſt das jenem Siege errichtete Denkmal. Uebrigens wußte Philipp keinen großen Vortheil davon zu ziehen. Statt auf Paris loszugehen, begnügte er ſich mit der Wegnahme von St. Quentin, Ham und Chatelet. Ja, aus abergläubiſcher Furchtſamkeit ſchloß er mit dem Papſte einen Frieden, der für Spanien demüthigender war, als für den Beſiegten. Auf der andern Seite eroberten die Franzoſen Calais. Der Schmerz darüber beſchleunigte Maria's Tod, 1558. Sogleich bewarb ſich Philipp um die Hand ihrer Nachfolgerin Eliſabeth, deren Beſchützer er geweſen war, als ihr Leben durch die eiferſüchtige Bigotterie ihrer Schweſter gefährdet wurde. Sie war indeſſen mit Philipps Gemüthsart und der Abneigung der engliſchen Nation gegen ihn zu gut bekannt, um auf ſeine Anträge zu hören. Endlich machte 1559 der Friede von

Cateau-Cambreſis dem langen Kampfe der ſpaniſchen und franzöſiſchen Monarchie unter ſolchen Bedingungen ein Ende, die im Ganzen für Spanien vortheilhaft waren. Ein Friedensartikel betraf die Vermählung Philipps mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Frankreich, welche früher ſeinem Sohne Don Carlos beſtimmt geweſen war. Im Laufe dieſes Jahres kehrte Philipp nach Spanien zurück, und ließ ſeine natürliche Schweſter Margaretha, Herzogin von Parma, als Statthalterin in den Niederlanden. Seine Ankunft feierte die ſpaniſche Inquiſition mit einem Auto da Fe, und ſein ehrerbietiges Betragen bei der Verbrennung ſeiner Unterthanen wird von den Geſchichtſchreibern der Nation ſehr geprieſen. Bald darauf nahmen die Unruhen in den Niederlanden ihren Anfang. Die Fortſchritte der Reformation in jenen Ländern hatten ſchon Carl V. beunruhigt; vergebens hatte er ſie durch Strenge beſchränken wollen, und ſich endlich veranlaßt geſehen, ein nachſichtigeres Syſtem anzunehmen. Allein Philipp, ohne Zuneigung gegen dieſen Theil ſeiner Unterthanen, und eben ſo herrſchſüchtig als abergläubiſch, war entſchloſſen, mit Gewalt die Einheit des Glaubens und des Gehorſams in Kirche und Staat, gegen allen Widerſpruch und jedes Vorrecht der Provinzen zu behaupten. Daher ſtiftete er dort zur Unterdrückung der Ketzerei einen Gerichtshof der Inquiſition, nach dem Muſter des ſpaniſchen, und hielt zur Unterdrückung des Widerſtandes ein Heer ausländiſcher Truppen. Die oberſte Gewalt war nur dem Namen nach in die Hände der Herzogin von Parma gelegt, und wurde in der That von dem Kardinal Granvella, einem in politiſcher und religiöſer Rückſicht gleich eigenwilligen Manne, ausgeübt. Nachdem Philipp die Beſchwerden des höhern Adels über deſſen Betragen lange unbeachtet gelaſſen, fand er es endlich doch rathſam, ihn zurückzurufen. Seine Nachfolger Viglius und Barlaimont waren indeß nicht gemäßigter, und Philipp ſchlug es ſchlechterdings ab, die Strenge der Inquiſition zu mildern, indem er behauptete: „es ſei beſſer, ohne Unterthanen, als Beherrſcher von Ketzern zu ſein.“ Der Widerſtand unter Leitung des Prinzen von Oranien und der Grafen von Egmont und Horn ward aber ſo heftig, daß er doch auf einige Zeit nachgab. Unterdeſſen machte er mit Catharina von Medicis und ihrem Sohne Carl IX. von Frankreich einen Plan zur völligen Ausrottung der Proteſtanten. Als dieſer Entwurf gereift war, begann die Verfolgung mit einer ſo unerträglichen Strenge, daß ſich (1565) Perſonen aller Stände, Katholiken ſowol als Proteſtanten, zur Aufhebung des Inquiſitionsgerichts verbanden. Als der König auf ihre Bitten nicht achtete, entſtanden Unruhen unter dem Volke, zu deren Unterdrückung militäriſche Gewalt herbeigerufen ward. Endlich (1567) erſchien der blutdürſtige Herzog von Alba (ſ. d. Art.) mit einem großen Heere alter Truppen, um die Strafentwürfe des ſpaniſchen Hofes zu vollziehen. Sofort ward ein Blutrath errichtet, der die Grafen Egmont und Horn (1568) nebſt einer Menge andrer Perſonen niedrigen Standes zum Tode verurtheilte. Wilhelm von Oranien (ſ. d. Art.) rettete ſich durch die Flucht. Noch mehr erbitterte ein neues Steuerſyſtem alle niederländiſchen Provinzen. Philipp blieb bei allem Unglück, das ſeine Politik verurſachte, kalt und unbiegſam, und ein tragiſcher Vorfall in ſeiner eignen Familie vermehrte noch die Düſterheit ſeines Charakters. Don Carlos (ſ. d. Art.), ſein älteſter Sohn aus der erſten Ehe, machte ſich des Hochverraths verdächtig, und ſtarb 1568 im Gefängniſſe. Zwei Monate nachher ſtarb auch die ſchwangere Köni-

gin, die ſchöne tugendhafte Eliſabeth. Zu gleicher Zeit hatten ſich die Mauren in Granada empört, weil man ihre Kinder mit Gewalt zu Chriſten machen wollte. Als 1570 dieſer Aufruhr geſtillt war, vermählte ſich Philipp zum vierten Male, und zwar mit der Erzherzogin Anna von Oeſterreich. Im folgenden Jahre erkämpfte ſeine Flotte, nebſt den Bundesgenoſſen, unter Don Juan von Oeſterreich, Philipps natürlichem Bruder, einen großen Sieg über die Türken bei Lepanto. In den Niederlanden aber hatten die Grauſamkeiten Alba's einen ſolchen Widerſtand aufgeregt, daß jener Feldherr nichts mehr ausrichten konnte, und deßhalb zurückberufen ward. Sein Nachfolger Requeſens ſtarb. Nun erhielt Don Juan von Oeſterreich die Regierung, mit der Vollmacht, einige Bewilligungen, mit Ausſchluß der Gewiſſensfreiheit, zuzugeſtehen. Allein die Angelegenheiten wurden immer verwickelter; die Stände verbündeten ſich zu Utrecht, 23. Jan. 1579, gegen die ſpaniſche Herrſchaft, und beſchloſſen, einen fremden Fürſten an ihre Spitze zu ſtellen. Don Juan, der nur wenig ausrichten konnte, ſtarb 1578. Ihm folgte der Prinz Aleſſandro Farneſe von Parma. Dieſer berühmte Feldherr war ſo glücklich, die belgiſchen Niederlande wieder unter ſpaniſche Hoheit zurückzubringen. Damals ward der Thron von Portugal durch den Tod des Königs Sebaſtian erledigt, und Philipp, der von mütterlicher Seite Anſprüche darauf machte, rüſtete ſich, ſein Recht mit Gewalt zu verfolgen. Ob nun gleich der Herzog von Alba ſich Philipps Unwillen zugezogen hatte, ſo war doch das Vertrauen des Königs zu ſeinen Fähigkeiten ſo groß, daß er ihm, ohne ihn zu begnadigen, und ohne ihn vor ſich zu laſſen, den Oberbefehl des gegen Portugal beſtimmten Heers übertrug. Alba vertrieb hierauf den Don Antonio, der zum Könige ausgerufen war, und Philipp kam im April 1581 ſelbſt in dieſes Reich, wo ihm die Stände huldigten. Er blieb hier über ein Jahr, ohne großes Vergnügen über ſeine Erwerbung, da er, von ſeinen neuen Unterthanen mit zahlloſen Bitten beſtürmt, denſelben nicht genügen konnte, und dennoch ihre Gunſt zu gewinnen wünſchte. Bald darauf befreite ihn die Ermordung des Prinzen Wilhelm von Oranien 1584 von einem geſchwornen Feinde, und gab zu unanſtändigen Freudensbezeugungen am ſpaniſchen Hofe Veranlaſſung; allein Wilhelms Sohn, Moritz, war ein noch furchtbarerer Gegner. Unterdeſſen hatten ſchon längſt Beſchwerden zwiſchen dem ſpaniſchen und engliſchen Hofe obgewaltet. Jeder hatte in den Beſitzungen des Andern Unruhen angefacht, und beide betrachteten ſich als entſchiedne Feinde. Als endlich Eliſabeth durch die den vereinten Staaten der Niederlande bevorſtehende Gefahr ihre Krone und die proteſtantiſche Religion bedroht ſah, ging ſie mit ihnen ein offnes Bündniß ein. Zugleich ſandte ſie Sir Francis Drake mit einer Flotte aus, um die ſpaniſchen Beſitzungen in Amerika anzugreifen. Dagegen rächte ſich Philipp nicht nur durch Anzettelung eines Aufruhrs in Irland, mit welchem Lande er vom Papſte belehnt war, ſondern beſchloß auch, England ſelbſt zu erobern, oder wenigſtens Eliſabeth zu entthronen und das Papſtthum wieder herzuſtellen. Zu dieſem Zwecke rüſtete er eine mächtige Flotte aus, um ein Heer erfahrner Truppen, das ſich mit einem Heere des Herzogs von Parma in den Niederlanden, 30,000 Mann ſtark, vereinigen ſollte, überzuſchiffen. Dieſe Armada, welche Philipp die unüberwindliche nannte, lief am 29ſten Mai 1588 aus dem Hafen von Liſſabon aus. Sie beſtand aus 150 großen Kriegsſchiffen, die mit 20,000 Soldaten, 7000 Matroſen, einem Großinquiſitor, 150 Do-

minikanern und 3000 Kanonen beſetzt waren. Die Holländer ſchloſſen jedoch mit 44 Schiffen das Heer des Herzogs von Parma zu Nieuport ein, während die unüberwindliche Flotte unter dem Befehl des Herzogs von Medina Sidonia auf der Höhe von Dünkirchen, in der Nacht vom 7. auf den 8. Auguſt von den Engländern mit Brandern angegriffen und zerſtreuet, die getrennten Abtheilungen aber darauf in fünf einzelnen Gefechten geſchlagen wurden. Schon wollte der Herzog nach Spanien zurückkehren, als ein ſchrecklicher Sturm ſeine Flotte theils zerſtreute, theils vernichtete; ungefähr 60 Schiffe und 6000 Menſchen kamen nach Spanien zurück. Als er vor Philipp erſchien, dankte ihm dieſer, daß er an dem Vaterlande nicht verzweifelt ſei. „Des Herrn Wille geſchehe," ſetzte er kalt hinzu. „Ich hatte meine Flotte geſandt, England zu bekämpfen, aber nicht die Elemente." Für die ſpaniſche Monarchie war dieſer Unfall ein Todesſtoß. Daſſelbe Syſtem, bürgerliche Unruhen bei ſeinen Nachbarn anzuſtiften, verbunden mit dem Eifer für die katholiſche Religion, verleitete Philipp, der berüchtigten Ligue gegen Heinrich IV. in Frankreich beizuſtehen. Er ſandte dem Herzoge von Mayenne, dem Anführer der Ligue, ein Truppencorps zu Hülfe, und befahl dem Herzoge von Parma, nach Paris zu marſchiren, wo Mayenne von Heinrich IV. eingeſchloſſen war. Vergebens ſtellte der Herzog von Parma dem Könige vor, daß dadurch ſeine Angelegenheiten in den Niederlanden leiden würden. Philipp beſtand hartnäckig auf ſeinem Willen, indem er, wie man behauptet, die Abſicht hatte, ſeine Lieblingstochter Clara Eugenia (deren Mutter Eliſabeth war) auf Frankreichs Thron zu erheben. Zweimal zog der Herzog von Parma nach Frankreich, um Heinrichs IV. Thronbeſteigung zu hindern. Er ſtarb an den Folgen der Beſchwerlichkeiten ſeiner Feldzüge. Selbſt nach Heinrichs Uebertritt zur katholiſchen Kirche fuhr Philipp in ſeinen Feindſeligkeiten fort, und wandte ſeinen Einfluß in Rom dazu an, die Losſprechung des Königs von Frankreich vom Banne zu verzögern. Dieſes Verfahren hatte eine Kriegserklärung Heinrichs IV. zur Folge. Der Krieg ward mit wechſelndem Glücke geführt. Zu gleicher Zeit dauerte auch der mit England fort, und außer mehrern Verluſten in den amerikaniſchen Kolonien, erlitt Spanien einen harten Unfall durch die von Lord Howard und dem Grafen von Eſſex bewerkſtelligte Einnahme von Cadix, und durch Zerſtörung der in dieſem Hafen befindlichen Schiffe. Unterdeſſen hatte in den Niederlanden Prinz Moriz von Oranien die Oberhand gewonnen und die Unabhängigkeit der ſieben vereinigten Provinzen erklärt. Philipp ernannte jetzt 1596 den Kardinal und Erbherzog Albrecht zum Statthalter in Belgien, mit der Abſicht, ihm dieſes Land als Brautſchatz der Infantin Clara Eugenia zu übergeben, und dadurch den langen blutigen Zwiſt mit ſeinen Unterthanen beizulegen. Denn wiederholte Unfälle und Kränklichkeit hatten Philipps Muth gebeugt, und er dachte ernſthaft daran, die Ruhe in ſeinem Königreiche wieder herzuſtellen. Alſo ward im J. 1597 der Friede zu Vervins mit Frankreich geſchloſſen, durch welchen eine Anzahl genommner Städte dieſem Reiche zurückgegeben wurden. Philipp lebte nur bis zum nächſten Jahre. Er litt an einer unmerklich um ſich greifenden Krankheit, denn Gicht, Waſſerſucht und ein auszehrendes Fieber marterten ihn zwei Jahre hindurch. Indeſſen behielt er bis zum letzten Augenblicke ſeine Beſin=

nung und Thätigkeit. Er ließ ſich von Madrid nach dem Escurial bringen; hier ward ſeine Krankheit doppelt ſchmerzhaft. Geſchwüre an der Bruſt und an den Knien, Folgen früherer Ausſchweifungen, marterten ihn Tag und Nacht. Aus ihrem giftigen Eiter entſtanden Schaaren von Läuſen, die man durch nichts tilgen konnte. So lag er länger als funfzig Tage auf dem Rücken, blieb aber unerſchütterlich gelaſſen und ſtarkmüthig. Bis zum letzten Augenblicke verrichtete er mit größter Pünktlichkeit die Gebräuche ſeiner Kirche, und ermahnte ſeinen Sohn Philipp und ſeine Tochter Iſabella (Clara Eugenia) zum Eifer im katholiſchen Glauben. Er ſtarb den 13ten Sept. 1598. Philipp war von mittler Größe und gut gewachſen; ſeine Stirn war breit, ſeine Augen blau, der Blick ernſt und kalt und jede Miene unveränderlich. Durch ſtolze Pracht, Freigebigkeit, raſtloſe angeſtrengte Thätigkeit und rechtliche Führung des Regiments, ſo lange es nicht ſeinen Willen galt, machte er Eindruck auf die Gemüther; allein vor ihm floh die Freude, und das Element ſeines Daſeins war Schrecken. Und doch zitterte er, deſſen durchdringender Blick alle Theile ſeines großen Reichs in Furcht ſetzte, vor ſeinem Großinquiſitor! Sein grenzenloſer Ehrgeiz, Starrſinn und finſtrer Aberglaube machten ſeine Regierung zu einer Periode des Kriegs und Haſſes, und erſchöpften die ungeheuern Hülfsquellen ſeines Reichs, ohne daß er eine ſeiner großen Abſichten erreichte. Sein Geiſtesdeſpotismus bewirkte einen Stillſtand und ein Erſchlaffen aller geiſtigen Thätigkeit, das bald zu einem verderblichen Rückſchreiten werden mußte. Und in der That ſchreibt ſich der Verfall Spaniens von ſeiner Regierung her. Vergl. Watson's History of the reign of Philipp II. Lond. 1777. 2 Voll. 4.

Philipp II. Auguſt, König von Frankreich, geb. 1165, beſtieg den Thron nach ſeines Vaters, Ludwigs VII., Tode, 1180, und ergriff, ungeachtet er noch unter der Vormundſchaft des Grafen von Flandern ſtand, die Zügel der Regierung mit vieler Kraft. Zuerſt verbannte er die Poſſenreißer und Komödianten von ſeinem Hofe. Um aber die Vertreibung der Juden aus dem Königreiche, die durch ihre Induſtrie und ihre Kunſtgriffe im Beſitze großer Reichthümer waren, zu beſchönigen, wurden ſie verſchiedner Gräuelthaten beſchuldigt; man zog ihre Güter ein und erklärte ihre Foderungen für nichtig. Nachher aber fand es der König rathſam, ſie zurückzurufen und ihrem Wucher Grenzen zu ſetzen. Die Räubereien der Großen unterdrückte Philipp durch zweckmäßige Verordnungen und Waffengewalt. Die Uneinigkeiten zwiſchen der Königin Mutter und dem Grafen von Flandern (deſſen Nichte Iſabelle der König heirathete), und die Jugend Philipp Auguſts ließen den König von England, Heinrich II., von einer Einmiſchung in die Angelegenheiten Frankreichs viele Vortheile hoffen; aber an Philipps Thätigkeit ſcheiterten dieſe Plane. Nach dem Tode der Gräfin von Flandern verband er die Grafſchaft Vermandois mit dem Reiche, trotz des Widerſpruchs des Grafen. Als der Papſt wegen der Einnahme von Jeruſalem durch Saladin 1187 einen Kreuzzug anordnete, ſo nahmen die Könige von Frankreich und England das Kreuz. Allein ihr Streit brach auf's neue aus. Der päpſtliche Legat bedrohte deßwegen den König von Frankreich mit dem Interdicte; doch Philipp geſtand dem Papſte das Recht nicht zu, ſich in die Händel zwiſchen ihm und ſeinen Vaſallen zu miſchen. Er nöthigte hierauf den König von England zu einem

Vergleich, und verband ſich mit Heinrichs II. Nachfolger, Richard I., zu einem gemeinſchaftlichen Zuge nach dem gelobten Lande. Philipp ſchiffte ſich 1190 mit ſeinen Truppen in Genua ein, und traf mit Richard in Sicilien zuſammen. Aber ſchon hier geriethen beide in neue Streitigkeiten, nach deren Beilegung Philipp zur Belagerung von Acre ſchrit (ſ. Kreuzzüge). Als Eiferſucht die beiden Könige auf's neue entzweit hatte, kehrte Philipp 1191 nach Europa zurück, ließ jedoch zu Richards Unterſtützung ein Truppencorps in Paläſtina. Bald nach ſeiner Rückkehr vermählte er ſich zum zweiten Male, mit Ingelburga, der Schweſter des Königs von Dänemark, gegen die er aber ſeit der Brautnacht einen ſolchen Widerwillen faßte, daß er ſich von ihr trennte. Unterdeſſen war Richard auf ſeiner Rückreiſe vom Herzog Leopold von Oeſterreich gefangen genommen worden. Philipp benutzte dieſes Ereigniß und trat mit Johann, Richards Bruder, in ein Bündniß, welcher dafür, daß er in ſeinen Uſurpationsplanen von Seiten Frankreichs begünſtigt wurde, ſich dem Verſuche Philipps, einen Theil der Normandie zu erobern, nicht widerſetzte. Dieſes Unternehmen war durchaus dem feierlichen Eide zuwider, den ſich beide Könige geſchworen hatten, während der Dauer des heiligen Kriegs einander nicht zu beunruhigen. Philipp war eben mit Ausführung ſeines Plans beſchäftigt, als Richard, befreit aus der Gefangenſchaft, mit einem Heere in Frankreich erſchien. Der Krieg wurde auf beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt und bis zu Richards Tode 1199 fortgeſetzt. Während deſſelben hatte ſich die Königin Ingelburga in ein Kloſter begeben, Philipp aber unter dem Vorwande einer entfernten Verwandtſchaft eine Scheidung von ſeinen Biſchöfen erlangt, und ſich mit Agnes, der Tochter des Herzogs von Meran, vermählt. Auf des Königs von Dänemark Beſchwerden erklärte Papſt Cöleſtin dieſe Ehe für nichtig, und da Philipp ſich nicht fügen wollte, that ihn Cöleſtins Nachfolger, Innocenz III., in den Bann. Der König gab daher nach, verſtieß ſeine neue Gemahlin, und erlaubte Ingelburga, als ſeine Gemahlin mit dem königlichen Titel auf einem fern gelegnen Schloſſe zu leben. In den letzten Jahren ſeiner Regierung lebte er mit ihr in Eintracht. Philipp entzweite ſich jetzt mit ſeinem frühern Bundesgenoſſen, dem Könige von England, Johann, und fiel in die Normandie ein. Zwar wurde der Streit beigelegt, indem man zwiſchen Philipps Sohn, Ludwig, und Johanns Nichte, Blanca von Caſtilien, eine Heirath vorſchlug; bald aber zog ſich Johann durch die Ermordung Arthurs von Bretagne, ſeines Neffen (1202), einen ſolchen Haß zu, daß Philipp ihn als ſeinen Vaſallen vor die Pärskammer lud, und da jener nicht erſchien, ihn aller ſeiner Länder in Frankreich für verluſtig erklärte. Alſo gelang es ihm, bei Johanns Unthätigkeit, die ganze Normandie, nach einer 300jährigen Trennung, mit ſeiner Krone wieder zu vereinigen. Auch unterwarf er Touraine, Anjou und Maine, ſo daß von allen Beſitzungen in Frankreich den Engländern allein Guyenne blieb. Hierauf nahm Philipp an dem Kreuzzuge gegen die Albigenſer Theil, um bei der Schwäche ſeiner Vaſallen ſein Anſehn auszudehnen. 1213 rüſtete er ſich, um England zu erobern. Innocenz hatte nämlich bei ſeinen Streitigkeiten mit Johann, wegen des Erzbisthums von Canterbury, den engliſchen Thron für erledigt erklärt, und Philipp die Beſitznahme deſſelben angetragen; allein Johann verſöhnte ſich mit dem Papſte, indem er

ſich demſelben als ſeinem Lehnsherrn unterwarf; der Papſt ſchickte daher an Philipp den Befehl, von ſeinen Abſichten auf ein Königreich abzuſtehen, das dem heiligen Stuhl angehöre. Philipp achtete jedoch nicht darauf. Nun verband ſich Johann 1214 mit dem Kaiſer Otto IV. gegen Frankreich, und die engliſche Flotte erfocht den vollſtändigſten Sieg; ſie nahm 300 Schiffe, verſenkte 100 und nöthigte die Franzoſen, deren mehr als 1000 zu verbrennen. Dagegen ſiegte Philipp zu Lande 1214 bei Bovines in Flandern über das weit ſtärkere verbündete Heer; dennoch ſchloß er einen Waffenſtillſtand. Als in der Zwiſchenzeit die Engländer ſelbſt ihren König verließen und eine Partei den franzöſiſchen Prinzen Ludwig herbeirief, mißbilligte Philipp zwar dem Anſcheine nach dieſes Anerbieten, unterſtützte jedoch ſeinen Sohn insgeheim mit einem Heere und einer Flotte. Dennoch mußte die Unternehmung aufgegeben werden. Nach Ablauf des Waffenſtillſtandes fingen die Feindſeligkeiten mit England auf's neue an, wurden aber durch einen abermaligen Waffenſtillſtand beendigt. Bald darauf ſtarb Philipp im J. 1223, nachdem er 43 Jahre regiert hatte, in einem 59jährigen Alter. Mit Recht wird er für einen der ausgezeichnetſten Fürſten unter den erſten Capetingern gehalten. Er war groß als Feldherr und Regent, vermehrte das Gebiet von Frankreich und erhob zuerſt die königliche Gewalt, weßhalb er auch den Beinamen der Eroberer erhielt. Er vervollkommnete das Militärſyſtem, begünſtigte die Wiſſenſchaften, legte nützliche Gebäude, Landſtraßen, Befeſtigungen an, und verwandte die großen Summen, die er durch Sparſamkeit erübrigte, zum Nutzen des Landes. Unter ihm bildeten die zwölf Pärs von Frankreich einen beſondern Stand; auch kamen die Appellationen von den Gerichten der Vaſallen an den König auf. In ſeinem Betragen war er gefällig und einnehmend, nicht ohne Billigkeit und Edelmuth, aber deſto ungewiſſenhafter in ſeiner Politik.

Philipp der Kühne, **Philipp der Gütige**, ſ. **Burgunder**.

Philipp V., **Philipp VI.** von Frankreich, ſ. **Frankreich**.

Philipp III., **Philipp IV.**, **Philipp V.** von Spanien, ſ. **Spanien**.

Philippi, eine der vornehmſten Städte Macedoniens, von Philipp wegen der daſelbſt befindlichen Goldbergwerke erbaut, jetzt ein Dorf, Feliba. Hier wurde die berühmte Schlacht geliefert, in welcher Antonius und Octavius die Republikaner unter Caſſius und Brutus beſiegten. Der Wahlplatz heißt jetzt la Cavalla; darüber ſtehen die Ruinen der Stadt. Paulus errichtete hier eine Chriſtengemeinde, und ſchrieb an dieſelbe den bekannten Brief an die Philipper.

Philippiken, orationes philippicae, die Reden des Demoſthenes gegen Philipp von Macedonien (ſ. **Demoſthenes**). Nach ihnen nennt man noch jetzt eine heftige donnernde Rede eine Philippica.

Philippinen. Die **philippiniſchen** oder **maniliſchen** (auch luzoniſchen) Inſeln (5—19° n. Br. und 135—145° ö. L.) ſind von dem großen Ozeane und vom chineſiſchen Meere umgeben. Der Flächeninhalt der größern (Mindanao dazugerechnet) beträgt 6500 Q. M. Sie ſind voller Gebirge, zwiſchen welchen ſich reiche

und fruchtbare Thäler ausbreiten; unter den Bergen werfen 10 Feuer aus, worunter beſonders der Mayon auf Luzon am meiſten wüthet. Schrecklich war der Ausbruch eines Vulkans in der Provinz Camarines auf Luzon den 1. Febr. 1814, wodurch 5 volkreiche Städte gänzlich zerſtört wurden und 1200 Menſchen umkamen. Die Anzahl der zu dieſer Gruppe gehörigen Inſeln wird bald auf 1200, bald auf 1500 angegeben. Sie haben 3 Mill. Einw., von denen 1,911,000 unter Spaniens Schutz leben. Die größte derſelben iſt Luzon. Von den übrigen bemerken wir Mindanao und Paragoa (von welchen beiden die Spanier nur einen kleinen Theil beſitzen), ferner Samar, Leyte, Mindoro, Buglaſo, Panay und Zebu. Die größern Inſeln ſind im Innern noch ſehr unbekannt. An Seen und Flüſſen fehlt es nicht, welche dem Boden eine außerordentliche Fruchtbarkeit geben. Die große Feuchtigkeit auf den Inſeln mäßigt die Hitze und erzeugt eine faſt beiſpielloſe Fruchtbarkeit, aber ſie wird auch Urſache häufiger Krankheiten. Ohne dieſen Nachtheil des Klima's würden dieſe Inſeln der reizendſte Aufenthalt der Welt ſein. Reiß, Kakao, Kokos, der beſte Zucker, Pfeffer, Ingwer, wilde Muskatennüſſe, treffliche Orangen, Datteln, Paradiesfeigen, Ananas und eine große Menge andrer wohlſchmeckenden Früchte, mit denen die Bäume prangen, geben den Einwohnern eine angenehme und hinlängliche Nahrung. Wild wachſen hier Hanfbäume, die trefflichſte Baumwolle, Indigo, Färbehölzer, Sandelholz, Kampeſchenholzbäume, Kaſſienbäume, Tamarinden, Aloeholz, der Kampherbaum, Areka, Betel, vortrefflicher Tabak, Ebenholz, Eiſenholz. Man hat eine Menge eßbarer Vögel, Rindvieh, Büffel, Schweine, Hirſche, Ziegen, Pferde, unzählige Arten von Affen. In den Wäldern erzeugen zahlloſe Schwärme von Bienen ſo viel Honig und Wachs, daß letztres hier gemeiner als Talg iſt. Das Meer enthält einen großen Reichthum von Fiſchen und Schalthieren; auch erzeugt es Ambra und Perlen. Ohne Zweifel ſind die Gebirge reich an Metallen; denn man findet Gold in den Flüſſen, und Eiſen zu Tage liegen, aber die Trägheit der Spanier vernachläſſigt den Bergbau. In den älteſten Zeiten waren die Philippinen den Chineſen unterthan, die ſie verließen. Vor 1521 beſetzten die Malaien Mindanao und wohnten daſelbſt unter arabiſchen Fürſten, welche auch Sultane von Salangan hießen; dieſe errichteten auch zu Suluh eine beſondre Herrſchaft. Die Spanier entdeckten die Inſeln 1521 durch Magelhaens und landeten zuerſt auf Zebu, wurden aber zurückgetrieben, landeten 1564 auf's neue, eroberten Zebu, Manilla (1575), Suluh, Mindanao und (1589) Masbate. In der Folge dehnten ſie dieſe Eroberungen noch mehr aus, verloren ſie aber auch zum Theil wieder. 1571 fingen ſie an, auf der Südoſtſeite der Inſel Manilla oder Luçon die Stadt Manilla zu erbauen, welche mit den Vorſtädten, unter denen die von 10,000 Chineſen bewohnte Vorſtadt Pariana zu bemerken iſt, 88,000 Einwohner zählt. Darunter ſind 3000 Spanier, welche die Regierung und den beſten Theil des Handels in Händen haben; die Handwerker und Künſtler ſind Chineſen; den Feldbau beſorgen vornehmlich die Eingebornen. Außer dem ſpaniſchen Statthalter hat zu Manilla ein Erzbiſchof ſeinen Sitz, unter welchem die drei Biſchöfe zu Neu-Segovia, Caceres und Jeſusſtadt ſtehen. Die Stadt iſt ſchön, aber wegen der häufigen Erdbeben meiſt nur aus Holz erbauet, ſtark befeſtigt und hat einen guten Hafen. Von hier aus werden die Erzeugniſſe und Waaren

Aſiens nach dem ſpaniſchen Amerika gebracht. Jährlich ſegelte im Julius eine Galione von Manillo nach Acapulco in Meriko, woſelbſt ſie die Gewürze, Neſſeltücher, gemalte Leinwand, Seidenzeuge und Goldarbeiten Aſiens gegen europäiſche Waaren, amerikaniſche Cochenille und baares Geld verhandelt. Der größre Theil dieſer Ladung gehörte chineſiſchen, armeniſchen, holländiſchen, franzöſiſchen und engliſchen Kaufleuten, die unter malaiiſcher Flagge handeln; denn von fremden Nationen dürfen nur Malaien, Armenier und die Portugieſen aus Goa nach Manilla handeln. Jetzt handelt eine Geſellſchaft von Kaufleuten auch unmittelbar von den Manillen nach Spanien. Die Ureinwohner unterſcheiden ſich nach zwei ſehr verſchiednen Raçen. Die eine beſteht aus malaiiſchen, die andre aus negerartigen Stämmen. Die Neger, von den Eingebornen Actas, von den Spaniern Negrito's del Monte genannt, bewohnen die innern, unzugänglichen, unbekannten Gegenden. Sie gleichen vollkommen den Bewohnern der Küſten von Guinea in Afrika, nur daß ſie kleiner an Geſtalt ſind. Offenbar ſind ſie ein Volk mit den Papuas auf Neu-Guinea und mehrern Inſeln des großen Ozeans. Sie leben ohne geſellſchaftliche Ordnung einzeln in den Schluchten der Gebirge, und vermeiden den Umgang mit den Malaien. Sie ſcheinen die Ureinwohner der Philippinen zu ſein. Die malaiiſchen Stämme waren bereits an den Küſten verbreitet, als die Spanier die Inſeln entdeckten. Sie hatten eine gewiſſe Stufe der Bildung erreicht, lebten in einer bürgerlichen Verfaſſung, die, wie bei allen malaiiſchen Stämmen, eine Aehnlichkeit mit dem Lehnsweſen der Europäer hatte, waren Seefahrer und kannten die Erfindung der Schrift. Die Spanier bemühten ſich, auf dieſen Inſeln das Chriſtenthum einzuführen, und wirklich hat ein Theil der Bewohner die katholiſche Religion angenommen. Außer den negerartigen und malaiiſchen Stämmen finden ſich auch noch hier Spanier, Meſtizen, Creolen und Chineſen. 1762 eroberten die Engländer Manilla und nahmen die nach Acapulco beſtimmte Galione; im Frieden aber kamen die Inſeln an Spanien zurück. In den letztern Zeiten haben ſich die Engländer auf Bonwut niedergelaſſen. In Spanien beſteht ſeit 1785 eine eigne maniliſche Handelsgeſellſchaft.

Philiſter, oder **Philiſtäer**, ein wahrſcheinlich ägyptiſcher Volksſtamm, von welchem Paläſtina, vorher Kanaan, den Namen erhielt, und welcher in den ſüdweſtlichen Ebenen deſſelben an der Seeküſte wohnte. Sie waren ſtets im Kampfe mit den Iſraeliten, und unterjochten ſie nach Joſua's Tode auf einige Zeit. — In der Studentenſprache heißt Philiſter ein gemeiner Spießbürger oder ſpießbürgerlich geſinnter Menſch.

Philo, ein gelehrter jüdiſcher Schriftſteller im erſten Jahrh. nach Chr., unter der Regierung des Kaiſers Caligula. Er war zu Alexandria geboren, erhielt daſelbſt Erziehung und Unterricht, und zeichnete ſich bald durch ſeine Fortſchritte in der Beredtſamkeit, Philoſophie und Kenntniß der heiligen Schriften aus. Mit den Schriften Plato's, deſſen Philoſophie damals in Alexandria im höchſten Anſehen ſtand, machte er ſich auf das Innigſte vertraut, und eignete ſich ſeine Lehre ſo vollkommen an, daß man allgemein zu ſagen pflegte, Philo platoniſire. Seit der Zeit der Ptolemäer hatten die Juden den Gebrauch der Allegorien von ihren ägyptiſchen Nachbarn entlehnt; damit waren platoniſche und pythagoräiſche

Lehrſätze, als verborgner und ſymboliſcher Sinn ihres eignen Geſetzes, zu ihnen gekommen. So konnten ſie, ohne den Schein zu haben, als verdankten ſie heidniſchen Philoſophen etwas, einen willkürlichen Gebrauch von ihren Syſtemen machen. Dieſe Syſteme wurden ebenfalls durch mancherlei orientaliſche Philoſopheme, beſonders in Rückſicht auf die göttliche Natur, verfälſcht. Philo ſtudirte dieſe in Alexandria wohl aufgenommne Philoſophie mit Eifer, und miſchte, entweder weil er die jüdiſche Lehre nicht genau kannte, oder weil er den buchſtäblichen Sinn des moſaiſchen Geſetzes zu unſchmackhaft fand, platoniſche Sätze in die heiligen Lehren, und ſchrieb ſie Moſes zu. Wahrſcheinlich folgte er darin dem Beiſpiele der Eſſener und Therapeuten, von denen er ſtets mit großer Achtung ſpricht, wiewol er ihre Lebensweiſe nicht annahm. Dabei vervollkommnete er ſich in der Beredtſamkeit, und erwarb ſich Kenntniſſe der öffentlichen Angelegenheiten, und ſein Ruf darin war ſo groß, daß er von ſeinen Landsleuten im J. 42 an der Spitze einer Geſandtſchaft nach Rom geſchickt wurde, um die Juden gegen Apions und Andrer verleumderiſche Beſchuldigungen zu vertheidigen. Caligula ließ die Geſandtſchaft nicht vor ſich, und Philo war ſogar in nicht geringer Lebensgefahr. Er faßte daher eine von großer Gelehrſamkeit und Geſchicklichkeit zeugende Rechtfertigung der Juden ſchriftlich ab, welche nach Caligula's Tode im Senate vorgeleſen wurde. Ungewiß und unglaubwürdig ſind die Angaben, daß Philo unter Claudius nochmals nach Rom gekommen, dort des Apoſtels Petrus Freund geworden und den chriſtlichen Glauben angenommen, dieſem aber, gewiſſer Kränkungen wegen, nachher wieder entſagt habe. Die auf uns gekommnen Schriften Philo's ſind mehrmals, zuletzt und am vollſtändigſten von Mangey, London 1742, 2 Foliobände, nach ihm von Pfeiffer, Erlangen 1785 u. ff., 5 Octavbände, herausgegeben worden. Sie beweiſen, daß Philo ein Mann von großer Gelehrſamkeit und vielem Fleiße war, der die griechiſche Philoſophie und Literatur genau kannte, und ſind ſehr wichtig für den, der den damaligen Zuſtand der Philoſophie in Alexandrien kennen lernen will. — Außerdem kennen wir noch mehrere Schriftſteller gleiches Namens. Dahin gehört Philo aus Biblos, ein Grammatiker, der unter Nero bis Hadrian lebte, und Sanchoniathon's phöniziſche Geſchichte in Griechiſche überſetzte, wovon wir noch einige Bruchſtücke beſitzen; ferner Philo von Byzanz, der im zweiten und dritten Jahrhunderte lebte, und als der Verfaſſer eines Werks über die Kriegsmaſchinen, über die ſieben Wunderwerke der Welt u. ſ. w. genannt wird.

Philoktet, des Pöas und der Demonaſſa Sohn, berühmt als Bogenſchütze. Er führte die Einwohner von Methone, Thaumacia, Meliböa und Olizon nach Troja. Bei einem Opfer auf der Inſel Chryſa aber ward er von einer tempelhütenden Schlange, welcher er ſich nahte, in den Fuß gebiſſen. Zwar ſetzte er die Reiſe dennoch fort, aber die Wunde ward immer bösartiger, und wegen ihres übeln Geruchs allen ſo unleidlich, daß man ihn, auf Ulyſſes Rath, nach Lemnos zurückbrachte, wo er neun Jahre lang in hülfloſer Einſamkeit mühſelig ſein Leben friſtete. Indeß konnte, nach der Weiſſagung des Helenus, Troja nicht erobert werden ohne die Pfeile des Herkules, welche dieſer dem Philoktet für die Anzündung des Scheiterhaufens, auf dem er ſich verbrannte, geſchenkt hatte;

daher ſah man ſich endlich genöthigt, zu ihm zurückzukehren. Ulyſſes und Neoptolemus (nach Andern Diomedes oder Pyrrhus) übernahmen die Sendung, und dem Letztern, der ihm auch Geneſung verhieß, gelang es, nach langer Weigerung, den gekränkten Helden zur Rückkehr nach Troja zu bewegen. Wirklich heilte Machaon (nach Andern Aeſculap, oder Podalirus) ſeine Wunde; eine Menge Trojaner, darunter auch Paris, wurden durch Philoktet's Pfeile getödtet und bald darauf die Stadt erobert. Nachher finden wir ihn in einem Kampfe mit den Urbewohnern getödtet wurde. Die tragiſche Geſchichte des Philoktet hat Sophokles in ſeinem nach dem Helden benannten und noch vorhandnen Trauerſpiele dramatiſch bearbeitet.

Philologie, I. Geſchichtlicher Urſprung und Entwicklung derſelben. Dieſes griechiſche Wort, ähnlich der Benennung Philoſophie gebildet, bedeutet urſprünglich das Streben nach Bildung oder Liebe derſelben, und die allgemeine, äſthetiſche und philoſophiſche Bildung ſelbſt (φιλολογος daher, wer nach dieſer Bildung ſtrebt oder ſie beſitzt) insbeſondre aber, inſofern ſich dieſes Streben auf Sprache und Literatur gründet, Sprachbildung und Studium der Literatur. Philolog hieß daher ein Literaturfreund, Literator, ein Mann von gelehrter Bildung. So wiſſen wir durch Sueton, daß Eratoſthenes (270—290 vor Chr. Geb.) zuerſt ſo genannt wird, der als Aſtronom und Geograph berühmt, und zugleich Vorſteher der alexandriniſchen Bibliothek war; nach ihm führen mehrere durch vielſeitige Gelehrſamkeit ausgezeichnete Männer dieſen Namen. Weil nun die gelehrte Bildung in objectiver Hinſicht eine Literatur, in ſubjectiver eine Sprachkenntniß erfodert; ſo iſt es begreiflich, warum erſt nach Erſchöpfung der geiſtigen Zeugungskraft in Griechenland, als Nachahmung und Betrachtung der Denkmale dieſes Geiſtes eintrat, die eigentliche Buch- und Schulgelehrſamkeit ſich bildete, ferner warum dieſe vorzüglich von der Grammatik ausging, deren, ſo wie der Lexicographie, Kritik und Hermeneutik Urſprung hier zu ſuchen iſt (ſ. Alexandriniſches Zeitalter), und warum die Philologie ſpäter ſogar auf jene beſchränkt wurde. Früher wurde der Sinn und Geiſt des Alterthums, ſpäter nur der Buchſtabe verehrt. Die Philologie der frühern Alexandriner, welche zuerſt dieſen Namen einführten, war eine Art Polymathie und Polyhiſtorie, und umfaßte Alterthumskunde im weitern Sinne, namentlich die Mythologie, ferner Grammatik, Hermeneutik, die grammatiſche und äſthetiſche Kritik, Rhetorik, Metrik und andre Wiſſenſchaften. Sie waren die Mittelsperſonen, durch welche uns namentlich die wichtigſten Denkmale der griechiſchen Literatur aufbehalten und zugänglich gemacht worden ſind, indem ſie den Bau und Wortvorrath der griechiſchen Sprache, die Aechtheit einzelner Werke und Stellen der griechiſchen Literatur ſorgfältig zu unterſuchen begannen, größre Sammlungen und Auszüge griechiſcher Schriften veranſtalteten, die mannichfaltigſten Kenntniſſe, welche zum Verſtändniſſe des Alterthums nothwendig waren, aufhäuften und mittheilten, und Manches, was uns heute ein unauflösliches Räthſel bleiben würde, durch Erläuterungen, Commentare und Compilationen aller Art über jene Schriften, der Nachwelt aufklärten. Vorbereitungen zu dieſer Philologie findet Creuzer (in ſeiner geiſtreichen und gelehrten Schrift über das akademiſche Studium des Alterthums

u. ſ. w., Heidelberg 1807, 8,) ſchon in dem Zeitalter der Piſiſtratiden, deren Verdienſte um die Sammlung der homeriſchen Gedichte bekannt ſind, in der Anlegung von Büchersammlungen ſeit Piſiſtratus, in dem Forſchungsgeiſte der Sophiſten, und Ariſtoteles vielſeitiger Gelehrſamkeit und literariſcher Bildung; aber Alexandria nennt er mit Recht den erſten Mittelpunkt des gelehrten Lebens und Wirkens (ſeit 332 vor Chr.), den Sammelplatz der Literaturſchätze, und den Vereinigungspunkt derer, die ſie brauchten. Auch in Kleinaſien, wo ſich Pergamus auszeichnete, deſſen Könige, namentlich Attalus II., (ſtarb 153 vor Chr. Geb.) Liebhaber der Literatur und Gönner der Gelehrten waren, im eigentlichen Griechenlande, vorzüglich in Athen und Rhodus und in Großgriechenland, beſonders zu Syrakus, bildeten ſich Literatoren und Philologen in jenem engern Sinne. Scholiaſten und Lexikographen finden ſich unter den Griechen noch bis in's 15. Jahrh., ſo wie ſich nie im oſtrömiſchen Reiche das Anſehn der griechiſchen Literatur ganz verlor. Mit der gelehrten Bearbeitung der Sprache wurden die Römer durch den Griechen Krates von Mallus bekannt (169 vor Chr.) Das philologiſche oder grammatiſche Studium umfaßte, nach Cicero's Erklärung, auch die Behandlung der griechiſchen Dichter, Kenntniß der Geſchichte, Worterklärung und die richtige Ausſprache. Doch nicht bloß die griechiſche, ſondern auch die römiſche Sprache und das römiſche Alterthum wurden durch M. Terentius Varro, einen berühmten Polyhiſtor und Polygraphen (116 bis 27 vor Chr.), M. Verrius Flaccus (unter Auguſt), Aſinius Pollio und Andre ein Gegenſtand gelehrter Unterſuchungen, und die Grundſätze der griechiſchen Grammatik wurden auf die lateiniſche angewendet. Lucius Plotius lehrte lateiniſche Grammatik zu Cicero's Zeit. M. Fab. Quinctilian und Aul. Gellius waren im umfaſſendern Sinne Philologen. Die anſehnlichſten Bibliotheken wurden als Beute nach Rom geführt. Die römiſche Literatur ſtrebte der griechiſchen nach. Erklärer der römiſchen Schriftſteller (wie Aſconius Pedianus über Cicero's Reden, Aelius Donatus über Terenz u. A.) traten dann (ſeit 50 nach Chr.) auf, von denen viele Vorleſungen über die römiſchen Klaſſiker hielten. Donatus (354 nach Chr.) und Priſcianus (524 nach Chr.) wurden die Hauptlehrer der lateiniſchen Grammatik. Wie das Chriſtenthum das Heidenthum verdrängte, ſo wurde auch das Studium des griechiſchen und römiſchen Alterthums und ſeiner Literatur vorzüglich durch die frühern chriſtlichen Lehrer unterdrückt, welche Alles, was mit dem Heidenthume in Verbindung ſtand, für verderblich und ſchädlich hielten, und dadurch zum Verfalle der Wiſſenſchaften ungemein beitrugen. Hierzu kam das Eindringen der noch rohen Germanier in die Länder des römiſchen Reichs, durch welche viele literariſche Anſtalten und Denkmale, namentlich die von den Kaiſern zur Erziehung und Bildung der höhern Stände geſtifteten Schulen (in welchen die zu dem encyklopädiſchen Unterrichte ſeit den Alexandrinern gerechneten Kenntniſſe gelehrt worden waren) zu Grunde gingen. Allein die Geiſtlichkeit bedurfte zur Vorbereitung für ihre Aemter nothwendig der gelehrten Bildung, namentlich der Kenntniß der alten Sprachen. Dies brachte die Kultur der weltlichen Wiſſenſchaften in die Hände der Geiſtlichkeit, welche dieſelben auch bis zu einer beſſern und günſtigern Zeit aufbewahrte, und mit den Abteien, Stiftern und Klöſtern Schulen verband, in denen die ſogenannte Encyklopädie, die in den ſieben freien Künſten (ſ. d. Art.

Kunſt) beſtand, gelehrt wurde. Zu dieſem Unterrichte bediente man ſich hauptſächlich der Lehrbücher des Martianus Capella (461 nach Chr. Geb.) und des Caſſiodorus (ſtarb 563), die ebenfalls ſchon in den kaiſerl. Schulen im Gebrauche geweſen waren. Doch findet man erſt im 6. Jahrh. ſolche geiſtliche Schulen, in welchen die Reſte gelehrter Bildung ſich flüchteten, zuerſt in Frankreich, ſpäter in Irland, Schottland, England. Freilich wurde jener Unterricht zunächſt auf die Zwecke der Theologie beſchränkt. Die lateiniſche Sprache nahm daher auch, beſonders da ſie faſt nur geſchrieben wurde, ein neues Colorit an, in welchem der Mangel an klaſſiſcher Bildung, ſo wie der Einfluß kirchlicher und religiöſer Vorſtellungen und das Aufſtreben der neuern europäiſchen Sprachen ſich zeigte. So erzeugte ſich das Mönchslatein. Sehr vortheilhaft für die gelehrte Bildung ward die Stiftung des Benediktinerordens durch Benedikt von Nurſia (ſtarb 544), in deſſen Regel befohlen wird, in jedem Kloſter dieſes Ordens Unterricht zu ertheilen, Bücher abzuſchreiben und Büchersammlungen anzulegen. Die Schulanſtalten, welche Karl der Große und ſeine gelehrten Freunde ſtifteten, führten auf das Studium der lateiniſchen Sprache zurück. Aber erſt ſeit dem 10. Jahrh. wurde durch häufigeres Leſen und Abſchreiben der alten Klaſſiker Geſchmack, gelehrte Bildung und eine reinere Latinität herbeigeführt. Hierin beſteht beſonders das Verdienſt der Congregation von Clugny, und ſpäterhin des Ordens der Ciſterzienſer und Karthäuſer (ſeit dem 12. Jahrh.) — Die arabiſche Literatur und Sprache gewann ſeit dem 7. Jahrh. viel Verbreitung und Anſehn. Durch die Araber wurde auch die Philologie erhalten und befördert, namentlich aber die griechiſche Literatur wieder aufgefriſcht. Ihre eigne Sprache erhielt ſchon ſeit dem 7. Jahrh. eine gelehrte Behandlung. Im 11. und 12. Jahrh. thaten ſich viele große Männer durch tieferes Studium der klaſſiſchen Literatur hervor, namentlich in Italien (wo ſeit dem 12. Jahrh. mehrere Univerſitäten geſtiftet wurden), in Frankreich und England. Hieher gehört Lanfranc aus Pavia und deſſen Schüler Anſelm aus Aoſta; der gelehrte Gerbert (Papſt Sylveſter II., ſtarb 1003), Biſchof Abbo von Fleury (ſtarb 1004) und Bruno von Köln (ſtarb 1101). Die gelehrte Theologie führte zur Philoſophie, dieſe auf Plato und Ariſtoteles zurück. Männer, wie Abälard (ſtarb 1142), Bernhard von Clairvaux, Johann von Salisbury, Roger Bacon und Andre verſtanden griechiſch, und ſchrieben ein beſſeres Latein. Aber ſie hatten mit der unwiſſenden und intoleranten Geiſtlichkeit einen harten Kampf zu kämpfen, nach welchem (im 13. Jahrh.) das Studium der römiſchen Klaſſiker und die beſſere Latinität wiederum faſt ganz verſchwanden. Im 13. und 14. Jahrh. finden wir einige Anſtalten, durch welche die hauptſächlich zum Laufe des Bekehrungsgeſchäfts nothwendige Kenntniß der orientaliſchen Sprachen, namentlich der hebräiſchen und arabiſchen, unterſtützt wurde; auch beförderte der Umgang der Chriſten mit den Mohammedanern im Orient und Occident während der Kreuzzüge dieſe Kenntniß; aber die gelehrte Behandlung dieſer Sprache blieb noch weit zurück. Seit der Mitte des 14. Jahrh. aber erwachte wieder der Genius des klaſſiſchen Alterthums, zuerſt in Italien, von wo aus ein gründlicheres Studium und eine geſchmackvollere Erklärung der klaſſiſchen Sprachen und ihrer Literatur ſich faſt über alle Theile Europa's verbreitete. Italien wurde der erſte Sammelplatz wahrer Philologen.

Zwei ſeiner größten Nationalſchriftſteller, Petrarca und Boccaccio, voll Feuer für die Werke des klaſſiſchen Alterthums, wirkten kräftig zur Verbreitung der römiſchen und griechiſchen Literatur. Beſonders waren es Cicero und Virgil, welche des Erſtern Aufmerkſamkeit auf ſich zogen; doch bewog er Boccaccio, von flüchtig gewordnen Griechen die Sprache des Homer und Plato zu lernen, was ihm ſelbſt bei ſeinem Alter nicht mehr gelingen wollte. Boccaccio brachte es in ſeiner Vaterſtadt Florenz dahin, daß Johann von Ravenna, ein Zögling Petrarca's, für die römiſche, und für die griechiſche Literatur zuerſt Leontius Pilatus, darauf Manuel Chryſoloras (1397) als Lehrer angeſtellt wurden. Durch Letztern, ſo wie durch Agyropylus und immer mehrere ausgewanderte Griechen, die ſich, als der Fall des oſtrömiſchen Reichs ſie vertrieb, dem blühenden Italien zuwendeten, wurde in Schriften und mündlichen Vorträgen eine gründlichere griechiſche Sprachlehre in Umlauf gebracht, und dadurch ein tieferes Verſtändniß der griechiſchen Literatur eröffnet. In allen größern Städten Italiens, ſelbſt in denen, welche keine Univerſität hatten, eröffneten Lehrer der alten Literatur ihre Hörſäle. Ihr Enthuſiasmus, ſagt Eichhorn, theilte ſich ihren Zuhörern mit, und durch dieſe wurde es (von 1400 — 1450) Ton der Republiken und fürſtlichen Häuſer in Italien, die klaſſiſche Literatur in Schutz zu nehmen, und durch das Studium derſelben einen reinen Geſchmack wieder herzuſtellen. Ja dieſes Studium wurde zur Nationalangelegenheit erhoben. Der lebhafteſte Eifer für dieſelbe herrſchte im 15. Jahrh. unter allen Ständen Italiens, und gründete überall philologiſche Vereine. Auch wurden ſeit Petrarca und Boccaccio, welche ſelbſt Werke der griechiſchen und römiſchen Literatur ſammelten und durch Abſchriften verbreiteten, viele Privat- und öffentliche Bibliotheken angelegt, und die literariſchen Klöſterſchätze gemeinnütziger gemacht. In Florenz ſtiftete Cosmus von Medicis (1429) die platoniſche Akademie; ſein Enkel Lorenz ſammelte die reichſten Schätze der Literatur und Kunſt, und zog die größten Gelehrten in jene Muſenſtadt; eben ſo war Nicolaus V. für Rom thätig, in Mailand ein Visconti, in Verona ein della Scala, in Sicilien König Robert; in Venedig bildete Aldus Manutius einen für klaſſiſche Literatur enthuſiaſtiſch wirkſamen Kreis, und die eingeführte Buchdruckerkunſt wirkte hier vorzüglich im Dienſte der klaſſiſchen Literatur. Schnell vervielfältigten ſich jetzt die Werke der klaſſiſchen Autoren; Sammlungen und Commentare erſchienen, und die Philologie hatte durch jene Erfindung ihre eigentliche gelehrte Geſtalt angenommen; denn das gemeinſame Zuſammenwirken der Sprachkenner wurde durch ſie erſt möglich gemacht, oder wenigſtens erleichtert, und die Muſterwerke des Geiſtes, ſo wie die Unterſuchungen über dieſelben, waren dem Zufalle weniger ausgeſetzt, als bei der mangelhaften ſchriftlichen Verbreitung. Die ſchönſte Frucht dieſer Kultur offenbarte ſich aber darin, daß das Leſen der Klaſſiker des Alterthums und die Kenntniß der alten Sprachen nicht mehr allein dem Zwecke der Kirche und Theologie diente, ſondern die Bildung des Geiſtes überhaupt zum Zwecke hatte. Glückliche Nachbildungen der Alten, und eine reinere römiſche Schreibart, worauf man vielleicht nur zu hohen Werth legte, bezeugen, wie ſehr man dieſen Zweck erreichte. Wir nennen noch als ausgezeichnete Philologen dieſer Periode einen Leonardo Bruni (geb. 1370, ſtarb 1444), Poggius Bracciolini (geb. 1380, ſtarb 1459),

Lorenzo Valla (1407—1457), Nic. Perottus, Franc. Philelphus, Pompon. Lätus, Marſilius Ficinus (geb. 1433, ſt. 1499) und Angelo Poliziano (1454 — 1492). Von Italien aus wurde das erwachte Studium der klaſſiſchen Literatur zunächſt nach Frankreich verbreitet. Wir finden im 15. Jahrh. Griechen und Italiener als Lehrer der Philologie in Paris, und viele Ueberſetzungen der römiſchen Klaſſiker in's Franzöſiſche. — In England verbreitete ſich eine gründlichere Philologie erſt ſeit dem Ende des 15. Jahrh. durch einige in Italien gebildete Gelehrte. — In Deutſchland wurde dieſelbe hauptſächlich von den Niederlanden aus verbreitet, und durch eine wohlthätige Reform des Schulunterrichts in Nieder-Deutſchland vorbereitet. Die erſten Philologen des ſpät berühmten Deutſchlands bildeten ſich in Italien aus, z. B. Rud. Agricola (1442 — 1485), C. Celtes (1459—1508) und Joh. Reuchlin (1454—1521): erſtrer ein Schüler des Thomas von Kempten; der zweite vorzüglich durch die Stiftung gelehrter Geſellſchaften in Deutſchland, letztrer durch die Wiedererweckung der hebräiſchen Philologie berühmt. Das im 16. Jahrh. in dem gebildeten Europa überall verbreitete philologiſche Studium zeigte den günſtigſten Einfluß nicht nur auf allgemeine Kultur, ſo wie auf Philoſophie, ſondern auch auf alle ſpeziellen und poſitiven Wiſſenſchaften. Ohne dieſen Einfluß würde auch die kirchliche Reform, welche Luther und ſeine Freunde unternahmen, nicht zu Stande gekommen ſein. Und eben dieſer Einfluß war es wieder, welcher den Einfluß für Philologie und das Anſehn der klaſſiſchen Literatur unterſtützte und erhielt. Ja dieſes Studium ward die Grundlage der neuen europäiſchen Bildung. In dieſem Jahrh. finden wir noch einen der erſten Humaniſten (denn Humaniora wurden ſeit dem Mittelalter die Wiſſenſchaften, die in das klaſſiſche Alterthum einführen, und Humaniſten ihre Prieſter, wenn auch nicht mit Recht, ausſchließend genannt), der insbeſondre auf Deutſchland den größten Einfluß äußerte, und das Studium der griechiſchen Literatur vorzüglich förderte, Deſiderius Erasmus (1467—1536, ſ. d. Art.) in voller Thätigkeit. Seit Ende des 16. Jahrh. aber, wo in Italien das Studium der alten Literatur wieder vermindert ward (in den neuern Zeiten wurde dort dieſelbe faſt ausſchließlich in Beziehung auf Kunſtgeſchichte und Alterthümer bearbeitet), war Holland die Schule der größten Philologen, die ſich namentlich um die Etymologie der alten Sprachen, um die Grammatik, niedre Kritik und grammatiſche Erklärung großes Verdienſt erwarben, und ſpäterhin die Philologie vorzüglich auf das Studium der Jurisprudenz anwandten. Hier nennen wir den weltberühmten Hugo de Groot (Grotius) (1583—1645), der als Exeget Muſter war, und die Philologie mit Theologie enger verband; ferner einen Juſtus Lipſius, Adr. Jonghe (Junius), Gruter, Dan. und Nic. Heinſius, die Gronove, Burmanne, einen Perizonius, Lamb. Bos, Siegebert Havercamp, Drakenborch, Oudendorp, Hemſterhuis, Weſſeling, Lennep, Hoogeven, Valkenaer, Ruhnken, Wyttenbach und Andre. Auch die orientaliſche Philologie wurde hier emporgebracht, z. B. durch die berühmten Orientaliſten Erpen (1584—1624), Leusden, Hadr. Reland, den in dieſer Wiſſenſchaft Epoche machenden Albert Schultens (1686—1750) u. A. Die Verdienſte der Engländer um die klaſſiſche Philologie, beſonders ſeit dem 17. Jahrh., bezeugen die Namen eines Th. Creech, Barnes, Joh. Hudſon, Baxter, Clarke,

Thom. Gattacker, Thom. Gale, Joh. Taylor, Rich. Daves, Wakefield, Robert Wood, Zach, Pearce, Middleton, Potter, Heath, Warton, Musgrave, Thyrwhitt, Joh. Toup, des genialen Kritikers Rich. Bentley und Rich. Porſon. Aber auch die orientaliſche Philologie, wie die Namen eines Selden, Lightfoot, Walton, Sam. Clarke, Pearſon, Caſtell, Lowth, Kennicot, beweiſen, und die empiriſche Sprachkunde überhaupt, namentlich das Studium der neuern Sprachen, wurde von den überall verbreiteten Engländern zu einem bisher unerreichten Gipfel erhoben, auf welchem es noch gegenwärtig ſteht, während das Studinm der klaſſiſchen Philologie etwas geſunken iſt. In Frankreich fand die Philologie, beſonders vom Anfange des 16. bis zum 17. Jahrh. viele Gönner und Freunde; hier wurde ſie bald auf Theologie und Jurisprudenz angewendet, ſeltner ſelbſtſtändig bearbeitet. Beiſpiele ſind Wilh. Budé oder Budäus (1467 — 1540) und nach ihm Jac. Cujacius, Briſſonius, ſpäter Dionyſ. Gothofredus (ſt. 1622) u. A. Zu den um die klaſſiſche Philologie verdienteſten Franzoſen aber gehören ein Lambin, Muretus, die gelehrten Buchdrucker Rob. und Henr. Stephanus (Etienne), die großen Polyhiſtoren Jul. Cäſ. Scaliger (della Scala eigentlich aus Verona), deſſen Sohn, Joſeph Juſtus Scaliger, welcher mit bewundernswürdiger Beleſenheit und philologiſcher Kenntniß ausgezeichneten Scharfſinn verband, ferner Hadr. Turnebus (Tournebeuf), Claudius Salmaſius (Claude de Saumaiſe), Iſaac Caſaubonus, Vigerius (Vigier), du Freſne, Faber (le Fevre), der Archäolog Montfaucon u. A. Auch wirkte das Studium der klaſſiſchen Literatur bei den Franzoſen ſehr auf ihre Nationalliteratur, in welcher ſie (z. B. in der Tragödie) die Alten nachzuahmen ſtrebten, ohne ihren Nationalcharakter verleugnen zu können. In neuern Zeiten ſind die philologiſchen Studien ſehr vernachläſſigt worden, und nur einige bedeutende Namen, wie Villoiſon, la Rochette, Boiſſonade anzuführen. Dagegen iſt es eine mit der Eitelkeit dieſer Nation zuſammenhängende Erſcheinung, wenn wir bei ihnen auch Gegner der alten Literatur (z. B. Perrault, Hardouin, de la Motte) auftreten ſehen. Im 17. Jahrh. fand die orientaliſche Philologie bei den Franzoſen Freunde, Bochart, d'Herbelot, le Jay, la Croze, Houbigant u. A.; beſonders aber die zu unſrer Zeit berühmten Silveſtre de Sacy und Louis Matthieu Langlès. Die Kenntniß neuerer Sprachen iſt den Franzoſen bei der großen Ausbreitung der ihrigen, und der damit begründeten Nationaleitelkeit weniger Bedürfniß geweſen. Spanier und Portugieſen haben nur wenige ausgezeichnete Philologen zu nennen. Um ſo größer dagegen iſt die Zahl der Deutſchen, die mit Gründlichkeit und Vielſeitigkeit das Gebiet gelehrter Sprachkunde und Alterthumswiſſenſchaft ausgemeſſen haben. Wir nennen aus dem 16. Jahrh. nur noch einen Joach. Camerarius, den Verbreiter der griechiſchen Literatur, den Lexikographen Baſ. Faber, und den gelehrten Forſcher des Alterthums, Joh. Georg Grävius (Gräve); aus dem 17. Jahrh., in welchem die Philologie weniger begünſtigt wurde, den gelehrten Caſp. Barth, Joh. Freinsheim, Weller, Chph. Cellar; aus dem 18ten einen Ludolph Küſter, Franz Budäus, J. A. Fabricius, Lange, Friſch, Hederich; darauf, ſeit der Mitte dieſes Jahrh., Joh. Matth. Gesner, Urheber einer gründlichen und geſchmackvollern philologiſchen Schule, mit welcher die Blüthe der ſelbſtſtändigen Philologie unter den Deutſchen be-

ginnt, die durch die geiſtreichen Anſichten eines Winkelmann, Leſſing und Herder über das Alterthum und deſſen neu entdeckte Schätze in Italien zu einer Höhe getrieben wurde, die gegenwärtig ihren Gipfel erreicht zu haben ſcheint; ferner ſeine Nachfolger Erneſti, Reiske, Heuſinger, Duker, Weſſeling, Trendelenburg, Fiſcher, Reiz, Brunck, und die im 19. Jahrh, größtentheils noch lebenden Philologen Heyne, Wolf, Beck, Schneider, Harles, Matthiä, Buttmann, Schütz, Schweighäuſer, Herrmann, Heindorf, Schäfer, Jac. Böckh, Creuzer, Schleiermacher, Becker, Voß und viele Andre. Die orientaliſche Philologie, namentlich die hebräiſche Literatur und Sprache, wurde im 16. Jahrh. von Buxdorf, im 17ten von Glaß, Pfeifer, im 18ten und 19ten von Danz, Cocceji, Michaelis, Dathe, Hezel, Schnurrer, Tychſen, Eichhorn, Paulus, v. Hammer, Vater, Geſenius und mehrern Andern gründlich bearbeitet. Der Einfluß dieſes philologiſchen Fleißes zeigt ſich beſonders deutlich in der Theologie; denn wir finden die größten Exegeten unter den Deutſchen ſeit dem Zeitalter der Reformation. Melanchthon, Beza leuchteten vor. Ihnen folgten im 17. Jahrh. Jablonski, Herrmann von der Hardt, Reineccius, Simon; im 18. Jahrh. Semler, Erneſti, Morus, Koppe, Ilgen, Griesbach, Matthäi, Storr, Nöſſelt, Knapp, Paulus, die Roſenmüller, de Wette u. ſ. w. Die Jurisprudenz wurde durch Philologie aus allen Quellen entwickelt und als gelehrte Wiſſenſchaft ausgebildet, welchen Charakter ſie noch jetzt bei den Deutſchen trägt. Die Geſchichtsforſchung und Erdbeſchreibung wurde durch ſie auf die mannichfaltigſte Weiſe befördert und erweitert, und kein Fach der Wiſſenſchaften und Künſte blieb ohne ihre Unterſtützung, ſo wie man umgekehrt das Studium der klaſſiſchen Literatur durch antiquariſche und archäologiſche Kenntniß förderte (man denke an Heyne, Böttiger, Beckmann, Voß). Wir fügen dieſem kurzen Abriſſe der Geſchichte der Philologie die geordnete Ueberſicht des oben genannten trefflichen Creuzer bei, welche von dem Wiederaufleben der klaſſiſchen Literatur im 14. und 15. Jahrh. ausgeht. Zwar, ſagt dieſer, gab es keine Zeit, wo eine beſtimmte Richtung Aller nach Einer Seite hin ſichtbar wäre, jedoch laſſen ſich verſchiedne Perioden unterſcheiden, nach dem in jeder herrſchenden Grundtriebe des philologiſchen Strebens. Und da zeigt ſich zuerſt der noch unbeſtimmte Trieb der Nachahmung. Die ideale Ganzheit und Schönheit des klaſſiſchen Alterthums erſchien dem geraden und natürlichen Sinne, und ward getreulich aufgefaßt von unbefangnen, edeln Gemüthern. Beides, die Erzeugniſſe alter bildender Kunſt, wie die der Rede, verehrte man mit einer und derſelben Andacht, wie denn überhaupt in der Geſinnung und Stimmung die Humaniſten dieſer Zeit von den bildenden Künſtlern ſich noch nicht ſo ſehr trennten, als oftmals nachher geſchah. Beide, gleich begeiſtert durch den Anblick jener großen Productionen, ſuchten das Gleiche hervorzubringen, und in allen Elementen des Lebens und Wiſſens regte ſich der unbeſtimmte, unſchuldige Trieb der Reproduction. Aber eben jene Bewußtloſigkeit der Nachahmung geſtattete noch keine geſetzmäßige Unterſcheidung mancher zufälligen Form, worunter das Antike erſcheint, von dem Nothwendigen und Bleibenden ſeines Weſens. Dieſe Periode kann demnach die des Sinnes heißen. Exempel in dieſer Rückſicht ſind hier Poggius, Angelus Politianus und Marſilius Ficinus; Letztrer als Wiederherſteller alter Philoſophie. Es folgt die Periode

des Realismus, bei vorherrſchendem Princip der Polyhiſtorie. Sie ward veranlaßt durch die gegründete Ueberzeugung von der Nothwendigkeit umfaſſender, realer Gelehrtheit bei jedem Verſuche, Werke des Alterthums gründlich herzuſtellen und zu erklären. Sie ward Verirrung, als der Stoff die Form zu überwältigen begann, als die Sorge des materiellen Anhäufens die organiſche Einheit verdrängte, als es Triumph des Philologen ward, im reichen Vorrathe des Wiſſens zu ſchwelgen, als der dienende Geiſt ſich ſelbſtgefällig in dem Spiegel ſeiner Gelehrſamkeit beſchaute. Repräſentanten für dieſe Periode, und mehr oder weniger ihrer Verirrung hingegeben, ſind die Scaliger, Claude Saumaiſe, Gerh. und Johannes Voſſius, Caſp. Barth u. A. Was dieſe großen Polyhiſtoren gewirkt hatten, ward erſt recht einleuchtend, aber auch erſt recht brauchbar durch die kritiſchen Bemühungen der folgenden Periode, die wir die des Verſtandes nennen können. Das jetzt herrſchende Princip einer heilſam ſondernden und ſichtenden Kritik trat ins Mittel, und ſchied den ungeheuern, durch die Allbeleſenheit jener Männer gewonnenen Stoff. (Daher auch die encyklopädiſtiſchen Beſtrebungen in der Philologie.) Es prüfte ſchärfer den formalen Werth der Werke des Alterthums, unterſchied genauer das Unächte von dem Aechten. Eine tiefre Sprachkunde, und ein ſteter Blick auf den Context gab größre Sicherheit in Kritik und Auslegung. Formelle Ordnung der materiellen Kenntniß, Feinheit der Wahl, Schärfe des Denkens, Richtigkeit des Geſchmacks waren jetzt mehr noch, als die Maſſe des Wiſſens, Foderungen an den Philologen. In dieſer Richtung der Wiſſenſchaft zeichnen ſich aus der kühne und geniale Rich. Bentley, der gründliche und beſonnene Tib. Hemſterhuis, und mit dem beſten Erfolge gingen auf dieſem Wege fort David Ruhnken, der die Schnelligkeit des Erfindens mit der Ruhe des Begründens glücklich vereinigte, der umfaſſende und produktive Kritiker Ludw. Caſp. Valkenaer, und unter den jetzt Lebenden mehrere Philologen auch unſers deutſchen Vaterlandes (z. B. der um die tiefre Begründung der griechiſchen Sprachlehre und Metrik ſo verdiente, ſcharfſinnige Philolog und Kritiker G. Herrmann). Die fortdauernde Herrſchaft des kritiſchen Princips zeigt allenthalben ſeine gedeihlichen Folgen, wiewol nun wieder in dem Beſtreben der Einzelnen manche Verſchiedenheit der Richtung ſichtbar wird, z. B. in der Conjecturialkritik ſo raſche Sinn eines Reiske und Brunck einerſeits (der in einigen Schulen in Frechheit ausartet) und die ſteifſinnige Anhänglichkeit an's Urkundliche in Joh. Fr. Fiſcher. Eine Periode der herrſchenden Vernunft würde diejenige heißen können, in welcher der Realismus und Idealismus (oder vielmehr Materialismus und Formalismus) der Philologie, geläutert durch Kritik und verbunden mit hoher Würdigkeit und Geſinnung, als der bleibende Charakter aller ihrer Pflege erſchiene. In unſrer Zeit iſt dieſe Periode durch Wolf, Schleiermacher, Voß und Creuzer ſelbſt eingeleitet worden. Mit der hier mitgetheilten Ueberſicht ſtimmt auch eine andre ziemlich überein, welche Aſt in ſeinem Grundriſſe der Philologie (Landshut 1808, 8.) mittheilt. Er unterſcheidet nämlich in der neuern Behandlung der Philologie drei Perioden: 1) die der ächten (lebendigen) Philologie, wo man das Alterthum in ſeinem geſammten Leben auffaßte und vorzüglich durch die Muſterwerke der klaſſiſchen Schriftſteller ſich im Geiſte des Alterthums zu bilden ſuchte. Sie umfaßt

das 14., 15. und 16. Jahrh.: 2) die des materialiſtiſchen Studiums der alten Welt, vom Anfange des 17. Jahrh.; 3) die des formellen Studiums, im 18. Jahrh. Aber dieſer Schriftſteller iſt ungerecht, wenn er die Fortſchritte der Philologie am Ende des 18ten und im gegenwärtigen erſten Viertel des 19ten Jahrh. durch den Namen des formellen Studiums zu charakteriſiren gedenkt. Wir haben mit Abſicht einen Abriß der Geſchichte der Philologie vorausgeſchickt, weil die Idee der Philologie ſich ganz allmälig, und erſt in unſerm wiſſenſchaftlichen Zeitalter zu einem umfaſſendern und beſtimmtern Begriffe entwickelt und ausgebildet hat. II. Genauerer Begriff der Philologie. Es iſt bemerkt worden, daß die Sprachen der Griechen und Römer zuerſt eine gelehrte Ausbildung und Bearbeitung erhielten; damit hängt zuſammen, daß bei ihnen zuerſt von einer Literatur im eigentlichen Sinne, als einem organiſchen Ganzen von Schriften, in welchem ſich die allſeitige Bildung eines Volks auf wahrhaft menſchliche Weiſe offenbart, die Rede ſein kann, und dies iſt der Grund, warum ſelbſt ſpäterhin, als auch die orientaliſchen und alle neuern Sprachen grammatiſche Behandlung empfangen hatten, und man, die Etymologie des Worts beachtend, die Sprachwiſſenſchaften überhaupt, oder die Linguiſtik philologiſche Wiſſenſchaften oder Philologie nannte, und daher ebenfalls von orientaliſcher Philologie ſprach, dennoch das Studium und die Wiſſenſchaft der griechiſchen und römiſchen Literatur vorzugsweiſe Philologie nannte, ſo wie das griechiſche und römiſche Alterthum im vorzüglichen Sinne das Alterthum. Man geht aber vielleicht zu weit, und entfernt ſich zu ſehr von dem Ausdrucke, wenn man die Philologie geradezu als Alterthumswiſſenſchaft bezeichnet, wie Wolf in ſeiner meiſterhaften Darſtellung der Alterthumswiſſenſchaft (Muſeum der Alterthumswiſſenſchaft, herausgegeben von Fr. Aug. Wolf und Philipp Buttmann, 1. B. 1. St. Berl. 1807) thut, welcher jedoch zugleich bemerkt, daß die Alterthumswiſſenſchaft zu denjenigen Theilen unſers Wiſſens gehöre, welche in ihren reichen Materialien, verſchiednen Behandlungsarten, und welchſenden Namen, ſchwankende Gränzen und unbeſtimmten Umfang verrathen. Denn man verwechſelt hierbei das Weſentliche der Philologie mit dem, was nur mit derſelben in genauer Verbindung ſteht, oder als Hülfswiſſenſchaft zum Verſtändniſſe der alten Literatur und der Klaſſiker dient. Die gelehrte Kenntniß der Sprachen und Literatur des klaſſiſchen Alterthums iſt ein Theil der Alterthumswiſſenſchaft, aber auch zugleich der Schlüſſel und das Organ derſelben. Jene Sprachen nämlich ſind ſelbſt eine Art von Denkmälern, die auf's ſorgfältigſte durchforſcht werden müſſen, um an ihnen die organiſch fortgehende Bildung eines von Natur wohl ausgeſtatteten Volks wahrzunehmen. Die alte Literatur aber, als das in Schriften ausgeſprochne Leben jener Völker, macht den geiſtigſten und anziehendſten Theil des Alterthums aus, mithin auch die Philologie den wichtigſten Theil der Alterthumswiſſenſchaft. Sie iſt aber ein Schlüſſel und Organ derſelben, inſofern die gelehrte Kenntniß jener Sprachen, welche einen Haupttheil der Philologie ausmacht, in dieſes Leben einführt, und auch die Werke der Kunſt des Alterthums zum nähern Verſtändniſſe bringt, ſo wie umgekehrt die Wiſſenſchaft der Kunſtdenkmäler des Alterthums, und die Kenntniß der Ueberreſte alter Kunſt (die Archäologie im eigentlichen Sinne) das Verſtändniß der klaſſiſchen Literatur vielfach beför-

dert. Es findet alſo unter den Theilen der Alterthumswiſſenſchaft eine durchgehende Wechſelwirkung Statt. Die Philologie (als gelehrte Kenntniß der Sprache und Literatur des Alterthums) umfaßt aber: 1) die Grammatik dieſer Sprachen, in welcher, zufolge Wolf's idealiſcher Schilderung, zuerſt, nach einer philoſophiſchen Erklärung der allgemeinen Grundſätze der Sprache aus den Geſetzen des Denkens, die Theorie der griechiſchen und lateiniſchen Sprache nach dem von Zeit zu Zeit veränderten Sprachgebrauche abgehandelt wird. Dieſe Unterſuchungen alſo ſind von der einen Seite philoſophiſcher, von der andern hiſtoriſcher Art. So wird aus der Grammatik eine Geſchichte der Sprache und ſie ſelbſt eine ſichere Grundlegung der Auslegungskunſt und Kritik. 2) Hermeneutik (Auslegungskunſt und Wiſſenſchaft), die Kunſt, die Gedanken eines Schriftſtellers im Einzelnen und Ganzen mit nothwendiger Einſicht aufzufinden und darzulegen, wozu die Geſetze der grammatiſchen, rhetoriſchen und hiſtoriſchen Auslegung anleiten. Was aber nicht durch Anleitung gewonnen werden kann, und nur aus dem Genie des Auslegungskünſtlers hervorgeht, iſt die Gewandtheit des Geiſtes, in die Eigenthümlichkeit der Sprache, Denkart, Redegattung und in die Individualität ſeines Autors einzudringen, und nicht nur mit ihm übereinſtimmend zu denken, ſondern auch beurtheilend über ihn zu denken, welches Wolf das Verſtehen in höherer Bedeutung nennt. Dies ſetzt aber 3) die philologiſche Kritik und Verbeſſerungskunſt voraus, mit welcher eine mannichfaltige gelehrte Kritik (welche die Wahrheit des Geſchriebnen zu beurtheilen hat) und bei Schriften, die auf Schönheit des Vortrags Anſpruch machen, die rhetoriſche oder äſthetiſche (die den äſthetiſchen Werth beſtimmt) zu verbinden iſt. Die philologiſche Kritik erforſcht das Alter, die Echtheit und Authentie der ſchriftlichen Werke, und beurtheilt ihre originale Richtigkeit, oder bald zufälligen, bald vorſetzlichen Verderbniſſe. Da ſie ſich entweder auf handſchriftliche Urkunden ſtützt, oder aus innern Beweggründen etwas aufklärt: ſo entſteht daraus eine niedere oder beurkundende, und eine höhere oder errathende Kritik. Die aus beiden Gattungen zuſammengeſetzte Kritik leitet den Forſchenden oftmals zu einer Wahrheit, die nicht minder überzeugend iſt, als deren andre Wiſſenſchaften ſich rühmen. 4) Grundſätze der proſaiſchen und metriſchen Compoſition oder Theorie der Schreibart und der Metrik. Die Fertigkeit des Philologen, in den alten Sprachen, wenigſtens in der lateiniſchen, zu ſchreiben, iſt nicht bloß eine ſubſidiariſche, ſondern zugleich ein Mittel, wodurch hermeneutiſche und kritiſche Gewandtheit erlangt wird, und das uns mit der charakteriſtiſchen Denkweiſe der Alten am innigſten vertraut macht. Denn nur der Schreibende bemächtigt ſich der fremden Sprache ganz; auch iſt Wolf der Meinung, daß man nicht nur von Gegenſtänden, welche die Alten behandelt, ſondern auch über neuere lateiniſch ſchreiben könne. „Verſtände," ſagt er, „ſich Jedermann darauf, mit ſeinem Gefühle das zu unterſcheiden, was in einer Sprache allgemeine Analogie iſt, und was Zeitgeſchmack oder perſönliche Eigenheit gewiſſer Schriftſteller war: ſo möchte es ihm wohl gelingen, auch über manche moderne Gegenſtände für einen von unſern Sitten unterrichteten Römer mehr als deutlich zu ſchreiben, vielleicht gar aus den verſchiedenſten Schriften eines längern Zeitraums ſich einen Vortrag zu bilden, der zugleich antik und von eigenthümlicher Neuheit wäre, wie es dem heutigen Bildner gelingen kann, die Ideale der antiken Kunſt, nach ihren urſprünglichen Muſtern, oft in derſelben Steinart mit neuem Geiſte

darzuſtellen.“ Als Wiſſenſchaft der alten Literatur gehört zur Philologie ferner die Geſchichte und Literatur der Griechen und Römer, welche ſich aus der Völkergeſchichte herausheben muß. Dieſe betrifft ſowol die wiſſenſchaftliche und poetiſche Ausbildung überhaupt, als insbeſondre die Schriftſteller und ihre Werke, und zwar die vorhandne Literatur nach ihrem ganzen Umfange. Hierzu müſſen noch mehrere Bruchſtücke vieler verlornen Schriftſteller geſammelt werden. Doch ſind durch die Auswahl der beſten griechiſchen Schriftſteller, welche alexandriniſche und pergameniſche Philologen machten, vornemlich auserkohrne Meiſterwerke auf die Nachwelt gekommen. Den Vorrath der vollſtändigen und in Bruchſtücken erhaltnen Schriften der Griechen und Römer, mit Ausſchluß der nicht hieher gehörenden Kirchenväter, berechnet Wolf auf 1600, wovon die Geſammtzahl der lateiniſchen wenig über ein Viertel beträgt, und worunter viele Hauptſchriften ſind, welche der alten Bildung und nachher der unſrigen die beſtimmteſten Richtungen gegeben haben. Alle dieſe beſchriebnen Wiſſenſchaften und Kenntniſſe nun bilden die Philologie, die mithin keine einzelne Wiſſenſchaft, im ſtrengen Sinne des Worts, ſondern ein Inbegriff mehrerer Wiſſenſchaften und Kenntniſſe iſt, durch welche das klaſſiſche Alterthum in ſeinen ſchriftlichen Geiſteswerken lebendig aufgefaßt und erkannt werden ſoll. Da ſich nun in dieſen Werken der Geiſt des Alterthums am reinſten abſpiegelt: ſo haben die neuern Bearbeiter dieſer Wiſſenſchaft und die, welche (wie Wolf, Aſt, Creuzer) ihre Schilderung entworfen haben, die Philologie ſelbſt überhaupt das Studium oder die Wiſſenſchaft des klaſſiſchen Alterthums, in einem geſammten wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen, öffentlichen und bürgerlichen Leben genannt. Hülfswiſſenſchaften der Philologie werden aus obigem Grunde, nämlich wegen Wechſelwirkung aller Theile der Alterthumswiſſenſchaft, alle übrigen Theile der letztern ſein, mithin a) alte Erdkunde, welche Wolf in mythiſche Geographie (auch Uranographie) und hiſtoriſche Geographie nebſt Chorographie und Topographie eintheilt; b) die allgemeine Geſchichte der Völkerſchaften des Alterthums ſelbſt, nebſt Chronologie und hiſtoriſcher Kritik als deren Hülfsmitteln; c) die ſich hier anſchließenden griechiſchen und römiſchen Antiquitäten (ſ. d. Art.), oder Geſchichte der einzelnen Zuſtände, Verfaſſung und Sitten der vornehmſten Völker Griechenlands und der Römer; d) Mythologie oder religiöſe Sagenkunde der Griechen und Römer; e) Geſchichte der Philoſophie und der übrigen Wiſſenſchaften der Griechen und Römer; f) Geſchichte der Kunſt des Alterthums und der einzelnen Künſte insbeſondre, mit Einſchluß der Poeſie; g) Archäologie oder Wiſſenſchaft der noch vorhandnen Kunſtwerke und Denkmäler der Alten, wozu auch die Epigraphik oder Inſchriftenkunde beider Völker und die Numismatik oder Münzkunde in Beziehung auf dieſelben gehört; h) Geſchichte der Alterthumswiſſenſchaft; und endlich i) Aeſthetik (insbeſondre Poetik) und philoſophiſche Kritik zur Würdigung der alten Schriftſteller. Allein nicht durch den Umfang der Wiſſenſchaften, welche die Philologie unter ſich enthält, ſondern durch die Verbindung derſelben zu einem nothwendigen und wahrhaft menſchlichen Zwecke, und durch dieſen Zweck ſelbſt wird der Begriff der Philologie und deren Würde erſt vollſtändig beſtimmt. Der Zweck der Philologie geht aber in dem Zwecke der Alterthumswiſſenſchaft überhaupt auf. Dieſe iſt, nach Wolf, der Inbegriff der Kenntniſſe und Nachrichten, die uns mit den Handlungen und Schickſalen, mit dem politiſchen, gelehrten und häuslichen Zu=

ſtande der Griechen und Römer, mit ihrer Bildung, ihren Sprachen, Künſten und Wiſſenſchaften, Sitten, Religionen, Nationalcharakteren und Denkmalen ſo bekannt machen, daß wir geſchickt werden, die von ihnen auf uns gekommnen Werke gründlich zu verſtehen, und mit Einſicht in ihren Inhalt und Geiſt, mit Vergegenwärtigung des alterthümlichen Lebens und Vergleichung des ſpätern und des heutigen zu genießen. Niedere und untergeordnete Zwecke ſind daher, äußere Vortheile zu erlangen, oder durch alte Sprachkenntniß den Titel des Gelehrten zu erwerben, welches man oft durch die Phraſe ausdrückt: „ein guter Grieche oder Lateiner werden," gewiſſe andre Wiſſenſchaften in Beziehung auf Stoff und Form dadurch zu erweitern und zu verbeſſern, welchen Nutzen die Philologie insbeſondre der Theologie und Jurisprudenz leiſtet. Ein höherer Zweck findet Statt, wenn das Studium der alten Sprachen und Schriften, welche als die ſchönſten Denkmale des Geiſtes auch auf unſre Bildung einwirken, für ſich ſelbſt betrachtet wird. Uebungen des Denkens, ſagt Wolf ſehr ſchön, an Sprachen, die das Höchſte und Tiefſte, was im Menſchen liegt, zuſammenfaſſen, vornehmlich fremden Sprachen, eröffnen das Feld aller abſtracten Unterſuchungen, und reizen zum Nachdenken über die Intellectualität. Die zweckmäßige Behandlung der ſchriftlichen Werke des Alterthums wirkt als Vorbereitung zu kräftiger Ausbildung. Alle Seelenkräfte werden durch die Erklärung und Berichtigung der Werke des Alterthums beſchäftigt und wiſſenſchaftlich und künſtleriſch angeſtrengt. Und welche Fülle wichtiger Lehren und Erfahrungen eröffnet nicht dieſes Studium, indem es unter allen Theilen der Alterthumswiſſenſchaft vorzugsweiſe die Kenntniß der alterthümlichen Menſchheit in einer organiſch entwickelten bedeutungsvollen Nationalbildung verſchafft? Dieſe Kenntniß iſt um ſo wichtiger, weil nur im alten Griechenlande ſich findet, was wir anderswo faſt überall vergeblich ſuchen, Völker und Staaten, die in ihrer Natur die meiſten ſolcher Eigenſchaften beſaßen, welche die Grundlage eines zu echter Menſchlichkeit vollendeten Charakters ausmachen; Völker von ſo allgemeiner Reizbarkeit und Empfänglichkeit, daß nichts von ihnen unverſucht gelaſſen wurde, wozu ſie auf dem natürlichen Wege ihrer Ausbildung irgend eine Anregung fanden, und die dieſen Weg unabhängiger von der Einwirkung der andersgeſinnten Barbaren und weit länger fortſetzten, als es in nachfolgenden Zeiten und unter veränderten Umſtänden möglich geweſen wäre; die über den beengten und beengenden Sorgen des Staatsbürgers den Menſchen ſo wenig vergaßen, daß die bürgerlichen Einrichtungen ſelbſt zum Nachtheile Vieler, und unter ſehr allgemeinen Aufopferungen, die freie Entwickelung menſchlicher Kräfte überhaupt bezweckten; die endlich mit einem außerordentlich zarten Gefühle für das Edle und Anmuthige in den Künſten allmälig einen ſo großen Umfang und ſo viel Tiefe in wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen entwickelten, daß ſie unter ihren Ueberreſten neben dem lebendigen Abdrucke jener ſeltnen Eigenſchaft zugleich die erſten bewundernswürdigſten Meiſter von idealen Spekulationen aufgeſtellt haben. Dieſes alſo iſt der höchſte Zweck humaniſtiſcher Studien; die Beförderung letztrer durch bloß untergeordnete Zwecke dagegen, ſo wie vornehmlich das endloſe Beſtreben, in allem Geſchichtlichen des Alterthums, ſo wie in den Sprachen, Einzelnes als Einzelnes zuſammenzutragen, ohne ſich feſter allgemeiner Grundſätze zu bemächtigen, ohne von dem Geiſte, der alles Einzelne zu einem harmoniſchen Ganzen bildet, nur eine Ahnung zu faſſen, iſt der gründ=

lichen Bearbeitung derſelben höchſt nachtheilig. Letztres bildet nur Buchſtabengelehrſamkeit. Aber, ſagt Aſt in ſeinem trefflichen Grundriſſe der Philologie, nicht um der todten Gelehrſamkeit und des mechaniſchen Wiſſens willen, noch wegen der Sprachkenntniſſe ſtudirt der Philolog die Werke der klaſſiſchen Schriftſteller, ſondern um eine wahre und lebendige Anſchauung und Kenntniß des klaſſiſchen Alterthums zu erlangen, welches uns in ſo Vielem Muſter bleiben wird. Der Philolog ſoll nicht bloß Sprachmeiſter oder Antiquar ſein, ſondern auch Philoſoph und Aeſthetiker; er ſoll ja den ihm gegebnen Buchſtaben nicht bloß in ſeine Beſtandtheile zerlegen können, ſondern auch den Geiſt erforſchen, welcher den Buchſtaben bildete, um die höhere Bedeutung des Buchſtaben zu ergründen, und die Form zu würdigen, in welcher der Buchſtabe zur Offenbarung des Geiſtes ſich dargeſtellt hat. Ohne dieſes höhere wiſſenſchaftliche Leben iſt die Philologie entweder bloßer Formalismus, oder bloßer Materialismus; jenes als einſeitiges Sprachſtudium betrachtet, dieſes als bloße antiquariſche Gelehrſamkeit. Die Form vom Inhalte oder Stoffe getrennt iſt ein leeres, gehalt- und bedeutungsloſes Weſen, der Stoff aber ohne Form ein regelloſes, chaotiſches Unding. Das bloße Sprachſtudium, welches die Sprache nicht als Organ des Geiſtes erkennt und deutet, ſondern ſie in ihrer atomiſtiſchen Einzelnheit als ein nicht höher Beziehbares betrachtet und behandelt, iſt daher eben ſo, wie die einſeitige antiquariſche Gelehrſamkeit, nichtig und gehaltlos. Erſt beide in ihrer Verbindung zu einem Zwecke erzeugen ein Weſenhaftes, gleichwie nur die Harmonie des Stoffes und der Form ein Ding zu bilden fähig iſt. Was iſt aber das Letzte und Höchſte, das den Stoff und die Form zur lebendigen Einheit verbindet, über beiden ſchwebend, beide beherrſchend? Der Geiſt, das ewige Bildungsprincip des Lebens. Auf dieſes letzte und höchſte Princip der Wiſſenſchaft, auf ihren Geiſt und ihre Idee muß alſo, wer die Wiſſenſchaft nicht handwerksmäßig und bloß techniſch, wie eine Profeſſion, ſondern wiſſenſchaftlich treiben will, die Fülle des Stoffes, als die materielle Seite der Wiſſenſchaft, zugleich mit ihren mannichfaltigen Formen der Darſtellung und Behandlung beziehen. Philologie, fügen wir mit Creuzer hinzu, verdient alsdann dieſen Namen, wenn in ihr der Fleiß der Forſchung, die Fülle des Wiſſens, die Schärfe und Conſequenz des kritiſchen Urtheils nur dem Vorſatze dienen, das Bild einer göttlichen Menſchheit in allen Beziehungen des Thuns und Denkens, im Leben, im wiſſenſchaftlichen Streben, in Schrift und Rede nach allen Kräften wieder herzuſtellen und der Betrachtung aller Zeiten zur Belehrung, Stärkung und Aufrichtung vorzuhalten. So wichtig nun der Einfluß der wahren Philologie auf eine höhere Bildung iſt, in ſofern Sprache und Literatur des klaſſiſchen Alterthums, ſo wie dieſes ſelbſt, nicht bloß hiſtoriſch gefaßt, ſondern zugleich, um mit Creuzer zu reden, als exemplariſch angeſehen wird, indem die Schriften der Alten, in Form und Inhalt, in Gedanken und Vortrag Muſter alles Denkens und aller Rede ſein können und eben deßwegen klaſſiſch heißen, ſo große Anſprüche daher auch die Philologie in dem Kreiſe der höhern Erziehung und des gelehrten Unterrichts auf höhern Schulen machen darf: ſo werden doch auch oft die Anſprüche der Philologie übertrieben, und die Ueberſchätzung des Alterthums und ſeiner Werke zeigt uns einen befangnen Sinn und einſeitig beſchränkten Geſchmack. Ja dieſer Pedantismus iſt unter den Philologen von Profeſſion bis auf unſre Zeit ſo einheimiſch geweſen, daß man den Titel eines Philologen und

eines Pedanten ziemlich gleichbedeutend gebraucht hat. Ein Grund des letztern liegt freilich hauptſächlich in der geiſtloſen Abſonderung der alten Sprachkenntniß von dem Kreiſe und Zwecke der Alterthumswiſſenſchaft; ein andrer, aber nicht minder verbreiteter in dem falſchen Begriffe von Klaſſicität, in der beengten Richtung auf das Alterthümliche, und in der daher entſpringenden Ueberſchätzung deſſelben, verbunden mit Herabſetzung der neuern Bildung und Literatur. Viele verſtehen unter dem Klaſſiſchen nur die Correctheit und Klarheit des Styles, welche ſie freilich in einer todten, d. h., nicht mehr fortſchreitenden Sprache, deren Regeln ſie nach den Schriftſtellern ſelbſt, die ſie klaſſiſch nennen, geformt und von ihnen abſtrahirt haben, leichter als in einer noch lebenden antreffen müſſen. Auch ſind uns die Alten nicht Muſter in jeder Beziehung, die wir blind und unfrei nachahmen müßten; denn herrſchte auch bei ihren Darſtellungen die Neigung zur äußern Schönheit, oder zur vollkommnen Geſtaltung: ſo blüht doch jedem Lande und Volke ſeine eigenthümliche Schönheit. Wir werden daher unſre Bildung nur dadurch erhöhen und vollenden, wenn wir den Geiſt des Alterthums, nicht bloß den Buchſtaben, mit Freiheit auffaſſen, und die klaſſiſche Bildung als eine edle Form der Menſchheit zu würdigen wiſſen. Eine ſolche erhöhte und vollendete Bildung zeigen diejenigen auch wirklich, welche durch das klaſſiſche Alterthum, wie der bildende Künſtler durch die Herrlichkeit der ſichtbaren Natur, zu ſelbſtthätigem Bilden und Hervorbringen angeregt werden; ſie haben, um mit Creuzer zu reden, durch das Studium des Alterthums einen Ton empfangen, der durch das ganze Leben geht, da hingegen dem eigentlichen Gelehrten ohne dieſe Bildung immer etwas fehlt, was er, um ſeine Wiſſenſchaft zu vollenden, empfindlich vermiſſen wird. Aber man geht zu weit, wenn man behaupten wollte, daß ohne philologiſche Studien überhaupt keine edle Bildung möglich wäre, welche Behauptung durch die Bildung edler Frauen eben ſowol, als durch die philoſophiſche, poetiſche und geſellige Bildung derer widerlegt wird, gegen welche der gewöhnliche Philolog, wo es auf Selbſtthätigkeit, Geiſt und Leben ankommt, die ja das endliche Ziel aller Bildung ſind, oft im großen Nachtheile ſteht. Nur der, ſagt Wolf, verdient Tadel, welcher das Einzelne über ſeinen Werth erhebt, in Hinſicht auf Literatur, Kunſt oder Geſchichte. Auch die Ueberreſte der alten Literatur ſind nicht von gleichem Gehalte. Sie fodern und leiden eine zwiefache Anſicht und Behandlung: als Denkmäler und Zeugniſſe vergangner Zuſtände, in welcher Rückſicht auch die unbedeutendſten Stücke einen geſchichtlichen Werth haben, und als äſthetiſch-ſchöne Werke; und es würde den Umfang des Studiums nachtheilig verengen, wenn man nur das Klaſſiſche und Schöne ausheben wollte, welche Denkart mehr ſelbſtſüchtig und vornehm, als wahr und liberal iſt. Die unduldſamſten und engbrüſtigſten der Philologen ſind daher diejenigen, die ſich aus der klaſſiſchen Literatur einen Lieblingsautor ausſuchen, auf deſſen Behandlung ſie ſich beſchränken, oder nach welchem ſie alles Antike und Moderne meſſen (z. B. den Cicero, wegen ſeines eleganten Lateins, der oft geſchwätzigen Weitſchweifigkeit nicht zu gedenken; den Horaz, wegen der ſogenannten Lebensphiloſophie, oder um einige Weidſprüche deſſelben gelegentlich in Stammbücher zu ſchreiben). Daher auch Wolf richtig bemerkt: „der Geſichtspunkt von Seiten der Klaſſicität einzelner Schriftſteller und Werke ihrer Gattung darf bei dem Alterthumskenner viel weniger vorwalten, als der rein hiſtoriſche, der die Erſcheinungen in ihrer organi-

ſchen Entwickelung aufnimt, wodurch man allein ſich vor Vergleichungen der ungelehrten Liebhaberei und andern ſchiefen Urtheilen ſichert.“ Dem philologiſchen Pedantismus ſteht gegenwärtig die Oberflächlichkeit der ſogenannten Schöngeiſter (was man ſonſt ſo nannte, bezeichnet unſre Anſicht ſehr gut) entgegen, welche entweder durch Ueberſetzungen, die nach Wolf's Ausdruck nur halbe Bekanntſchaften machen, den Geiſt des Alterthums ergreifen zu können glauben, oder die neueſte Literatur unbedingt und keck über die alte erheben; ferner die Unwiſſenheit derer, welche als Gelehrte beſondrer Facultätswiſſenſchaften ſich der philologiſchen Studien entſchlagen zu können glauben. Wir erinnern aber an das, was früher über die Vortheile des Schreibens, Sprechens und Behandelns der klaſſiſchen Sprachen geſagt worden iſt, und fragen einen Jeden, ob nicht eben die gründlichſten Gelehrten aller Facultäten durch philologiſche Studien gebildet, und von dem Geiſte des Alterthums ergriffen waren? Weil jedoch Viele aus den Alten nichts mehr zu lernen finden, ſo haben ſie auch vergeſſen, wie viel ſich aus ihnen (in Rückſicht ihrer wiſſenſchaftlichen Methoden, der idealen Richtung, welche unſer Geiſt aus dem Studium der Alten bei richtiger Leitung annehmen kann ꝛc.) noch lernen ließe. Indeſſen wird trotz ihrer Verachtung der philologiſchen Studien, ſo lange Männern von tiefer Einſicht und hoher Bildung die Leitung gelehrter Schulen und des akademiſchen Unterrichts unterworfen iſt, und die gelehrte Kultur nicht in ihrer Wurzel erſtickt werden ſoll, die Philologie ſtets den erſten Gegenſtand der gelehrten Erziehung ausmachen.

Philomele, Tochter Pandions, Königs von Athen, welche in eine Nachtigall verwandelt wurde. Nach der gemeinen Sage heirathete Prokne, Schweſter der Philomele, den thraziſchen Fürſten Tereus. Als ihr Sohn Itys heranwuchs, reiſte Tereus nach Athen. Prokne bewog ihn, ihre Schweſter Philomele mitzubringen. Auf dem Wege entehrte er ſie, und ſchnitt ihr, damit es geheim bliebe, die Zunge aus. Philomele aber that es der Schweſter durch ein Gewebe kund; worauf beide aus Rache den Itys ſchlachteten, und dem Vater auftiſchten. Indem dieſer, die Ueberbleibſel erkennend, ſie verfolgte, riefen ſie die Götter um Erbarmen an, und alle wurden verwandelt. Prokne entfloh als Nachtigall in die Wälder, über Itys wehklagend, Philomele als häusliche Schwalbe mit abgeſtoßnem Gezirp, wegen der verſtümmelten Zunge, winſelte Tereu; und Tereus rief noch als Wiedehopf ein ſuchendes Pu (oder Wo). Die Nachtigall ward mit beſtändiger, die Schwalbe mit halber Schlafloſigkeit geſtraft. Eine ſpätere Verwechſelung machte die Philomele zur Nachtigall, und die Prokne zur Schwalbe.

Philopömen, der letzte große Feldherr der Griechen, geb. zu Megalopolis in Arkadien im J. 253 vor Chr. Nach dem frühzeitigen Tode ſeines Vaters erzog ihn mit Sorgfalt Kaſſander, ein edler Mantinäer. Zwei akademiſche Philoſophen wurden ſeine Lehrer, und flößten ihm die hohen Grundſätze der Ehre und Vaterlandsliebe ein. Aber nicht die Stille der Studien, ſondern die Thätigkeit des Lebens zog ihn an; kriegeriſcher Ruhm war ſeine Leidenſchaft, und alle ſeine Jugendübungen waren ſchon dahin gerichtet. Kaum konnte er die Waffen tragen, als er ſich muthig zu denen von ſeinen Landsleuten geſellte, welche Einfälle in das ſpartaniſche Gebiet machten. Er war dreißig Jahre alt, als Kleomenes, König von Sparta, Megalopolis bei Nacht überfiel. Philopömen, der vergeblich ihn wieder zu ver-

treiben geſucht hatte, deckte den Rückzug der Einwohner nach Meſſene mit der äußerſten Lebensgefahr. Als Antigonus, König von Macedonien, den Achäern gegen Kleomenes zu Hülfe kam, ſtieß Philopömen mit der Reiterei ſeines Vaterlandes zu ihm, und that ſich rühmlich hervor in der Schlacht von Sellaſia, in welcher die Spartaner gänzlich geſchlagen wurden. Antigonus trug ihm ſeine Dienſte an; aber Philopömen trat nur auf einige Jahre als Freiwilliger in jene treffliche Kriegsſchule, um an einem innern Kriege auf Kreta Theil zu nehmen. Mit hohem Ruhme kehrte er zurück, und erhielt von den Achäern den Befehl über die Reiterei, welche unter ſeiner Führung durch ganz Griechenland furchtbar ward. In einer Schlacht mit den Aetoliern und Eleaten erlegte er mit eigner Hand den Anführer der eleatiſchen Reiterei, und gewann dadurch den Sieg. Dies Alles war jedoch nur das Vorſpiel der großen Erfolge, die er als Oberfeldherr des achäiſchen Bundes, wozu er im J. 210 vor Chr. ernannt wurde, erringen ſollte. Nachdem er das Kriegsweſen der Achäer umgeſchaffen, führte er ſie in's Feld gegen Machanidas, Tyrannen von Sparta, der mit einem furchtbaren Heere gegen Achaja ausgezogen war. Bei Mantinea trafen die Heere auf einander. Nach einem harten Kampfe tödtete Philopömen in perſönlichem Gefechte den Machanidas und gewann einen vollſtändigen Sieg. Dieſe That verewigten die Achäer durch eine eherne Statue in dem delphiſchen Tempel. Als die Achäer dem Nabis, einem ſpätern Tyrannen von Sparta, den Krieg erklärt hatten, und dieſer Gythium belagerte, wollte Philopömen ihn zur See angreifen, mußte aber ſeine Kühnheit mit einer Niederlage bezahlen. Er rächte ſich durch einen Ueberfall des feindlichen Lagers, zog ſodann gegen Sparta, ſtieß auf die Truppen des Nabis und brachte ihnen einen großen Verluſt bei. Bald nachher wurde Nabis ermordet, Sparta von den Aetoliern eingenommen und geplündert. Die Einwohner hatten eben zu den Waffen gegriffen, als Philopömen mit einer geringen Macht dazu kam. Er benutzte den Vortheil des Augenblicks, die Lacedämonier zur Vereinigung mit dem achäiſchen Bunde zu bewegen. Dieſes höchſt glorreiche Ereigniß fand im J. 191 vor Chr. Statt. Das Volk wollte dem Wiederherſteller der Ruhe ſeine Dankbarkeit durch ein Geſchenk von 120 Talenten beweiſen, welche aus dem Vermögen des Nabis gelöſt worden waren; aber Philopömen's Uneigennützigkeit ſchlug es aus. Die Eintracht war indeß von kurzer Dauer. Mißvergnügte reizten den Unwillen der Spartaner gegen die ehemals von den Tyrannen verbannten, unter dem Schutze der Achäer aber zurückgekehrten Bürger. Man behandelte ſie feindlich, hob das Bündniß mit den Achäern auf, und bat die Römer um Beiſtand. Philopömen kündigte als Feldherr der Achäer Sparta den Krieg an. Der römiſche Conſul Fulvius ſuchte umſonſt den Frieden zu vermitteln; die von beiden Theilen nach Rom geſchickten Geſandten kamen mit unbeſtimmten Antworten zurück. Philopömen ging indeß auf Sparta los, und foderte die Auslieferung der Unruheſtifter. Wirklich begaben ſich dieſe in Begleitung der vornehmſten Spartaner in's achäiſche Lager; aber als hier die Klagen unterſucht werden ſollten, kam es unvermuthet zwiſchen den Spartanern und Verbannten zu einem Handgemenge, an welchem auch bald die Achäer Theil nahmen. Dreiundſiebenzig Lacedämonier wurden dabei zu Gefangnen gemacht, und von Philopömen nach einer kurzen, offenbar parteiiſchen Unterſuchung hingerichtet. Dadurch geſchreckt, übergaben die Spartaner die Stadt, welche Philopömen mit derſelben

Strenge behandelte, als wäre ſie mit Sturm genommen worden. Er befahl, ihre Mauern niederzureißen, ihre Miethvölker zu entlaſſen, die Vertriebnen wieder aufzunehmen, die von den Tyrannen in Freiheit geſetzten Sklaven zu verjagen, und ſtatt der Geſetze Lykurg's die Geſetze Achaja's anzunehmen. Die Römer, an welche ſich die Lacedämonier wandten, erklärten dieſe Bedingungen zwar für unbillig und grauſam, fügten jedoch hinzu, daß ſie kein Recht hätten, ſie umzuſtoßen. Als aber bald nachher der römiſche Senat das mächtige Achaja demüthigen wollte, ſchickte er eine Geſandtſchaft an die Achäer, um ſie zur Milderung der Bedingungen zu bewegen; Philopömen bewirkte zwar die Zurückweiſung des Geſuchs, dennoch wußte das mächtige Rom es endlich dahin zu bringen, daß die Verſammlung Sparta als unabhängigen Staat wieder in den Bund aufnahm. Kaum war dieſe Angelegenheit geordnet, als Meſſene ſich gegen den Bund empörte. Philopömen, obgleich von Alter und Krankheit gebeugt, zog gegen die Aufrührer, ſchlug ſie anfangs zurück, ſah ſich aber bald mit ſolcher Ueberlegenheit angegriffen, daß er nicht länger wiederſtehen konnte. Von den Seinigen getrennt, und von ſeinem Pferde abgeworfen, fiel er, gefährlich am Kopfe verwundet, den Feinden in die Hände. Er wurde gebunden nach Meſſene gebracht, wo ſein Anblick die meiſten Einwohner, die unter ihm gefochten und denen er wohlgethan hatte, zu Thränen rührte. Dieſen Eindruck zu vernichten, ließ ihn die Obrigkeit in einen unterirdiſchen Kerker bringen, und ihm am folgenden Morgen den Giftbecher reichen. Als er vernommen, daß ſeine Truppen ſich gerettet hätten, leerte er ihn freudig mit den Worten: „Das iſt mir genug, ich ſterbe zufrieden!“ So ſtarb einer der größten Helden und Feldherrn Griechenlands, den die Alten dem Hannibal und Scipio an die Seite ſetzten. Er lebte und ſtarb ſeinem Vaterlande. Seinen Tod rächte der neue achäiſche Feldherr Lykortas. Philopömen's Aſche wurde feierlich in ſeiner Vaterſtadt Megalopolis beſtattet. Die meiſten Städte Griechenlands errichteten dem Helden Bildſäulen mit Inſchriften, und Megalopolis brachte an ſeinem Grabe jährlich ein Opfer.

Philoſophie. I. Begriff und Zweck derſelben. So verſchieden auch, am meiſten unter den Philoſophen ſelbſt, der Begriff der Philoſophie beſtimmt zu werden pflegt, indem die Philoſophie etwas iſt, was durch das Philoſophiren hervorgebracht werden ſoll, das Philoſophiren aber in einem ſelbſtthätigen Denken beſteht, wodurch die Menſchen ſo ſehr von einander abweichen, daß ſie in die entgegengeſetzteſten Anſichten und Meinungen aus einander gehen: ſo laſſen ſich doch alle vernünftigen Anſichten über die Philoſophie dahin vereinigen, daß ſie eine Wiſſenſchaft iſt, welche nicht nur die höchſten und wichtigſten Gegenſtände hat (Gott, Welt, Menſch und deren wahres Verhältniß überhaupt), ſondern auch die höchſte für Menſchen erreichbare Erkenntniß dieſer Gegenſtände bezweckt. In erſterer Hinſicht nannte ſie ſchon Cicero eine Wiſſenſchaft des Göttlichen und Menſchlichen; viele Neuere nannten ſie bald Wiſſenſchaft von den Grundwahrheiten der menſchlichen Erkenntniß, bald Wiſſenſchaft von dem Weſen der Dinge, Andre Wiſſenſchaft der Ideen, inſofern man glaubt, durch dieſe das Weſen der Dinge zu erkennen, und weil ſich alle Ideen in der Idee des Abſoluten ſchließen und von ihr auslaufen, die Wiſſenſchaft des Abſoluten (wie in der ſchelling'ſchen Schule). In letztrer Hinſicht, bei welcher man mehr auf die Thätigkeit, durch welche dieſe erhabenſten Gegenſtände erkannt werden mögen, und auf

dieſe Möglichkeit ſelbſt reflectirt: Vernunftwiſſenſchaft; nach Kant: Vernunftwiſſenſchaft aus Begriffen; nach Fichte: Wiſſenſchaftslehre, oder Wiſſenſchaft des Wiſſens; nach Andern: Wiſſenſchaft von der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes in ſeiner geſammten Thätigkeit. Philoſophiren heißt daher: über die höchſten Gegenſtände der menſchlichen Erkenntniß vernünftig nachdenken, und die gefundnen Vernunftideen in Begriffen klar und zuſammenhängend darſtellen. Letztres fodert der Begriff der Wiſſenſchaft, die ihrer Form nach nur durch Syſtem vollendet wird. Es ſind aber, wenn hier von höchſten Gegenſtänden die Rede iſt, keineswegs alle einzelne, in der Erfahrung gegebne oder erſt hervorzubringende Dinge gemeint, welche dieſem oder jenem Menſchen die höchſten ſcheinen, ſondern das, was unbedingt, als das alles Wiſſen und Sein (die Welt) bedingende Weſen von der Menſchenvernunft erkannt wird, oder mit Glauben vorausgeſetzt werden muß. Hierdurch unterſcheidet ſich die Philoſophie eben ſowol von den empiriſchen Wiſſenſchaften, welche es mit gewiſſen Erfahrungsgegenſtänden, als von der Mathematik, welche es mit den Grundformen der Erfahrungswelt, oder des Anſchaulichen, zu thun hat, ja auch von der Logik, welche letztrer verwandt, von den Grundformen des Denkbaren, oder der Bearbeitung des Gedankenſtoffes in Begriffen handelt, und von vielen nur als Vorbereitungswiſſenſchaft der eigentlichen Philoſophie angeſehen wird, in welcher dieſe Geſetze der Gedankenverbindung als Mittel der Darſtellung und Mittheilung der Ideen ſchon in ihrer Anwendung erſcheinen. Philoſophie iſt inſofern keine Wiſſenſchaft aus Begriffen, ſondern Wiſſenſchaft der in Begriffen ſyſtematiſch entwickelten Ideen, Vernunftwiſſenſchaft durch oder mittelſt der Begriffe, und Philoſophiren iſt ſonach Ideen in Begriffen (discurſiv) entwickeln. Sie wird ferner als höchſte Wiſſenſchaft, welche jeder andern Wiſſenſchaft ihre Principien gibt, (indem das Höchſte jeder beſondern Wiſſenſchaft durch das Höchſte, welches die Philoſophie erkennt, und durch den Zuſammenhang, welchen der Philoſoph durch das Abſolute unter den Gegenſtänden der Welt erblickt, bedingt, und kein einzelner beſondrer Gegenſtand ihre Aufgabe iſt) ja auch inſofern, als ſie die Geſetze aller wiſſenſchaftlichen Form in ihrem Urſprunge faßt und aufſtellt, Wiſſenſchaft ſchlechthin, oder Wiſſenſchaft aller Wiſſenſchaften genannt, und kein Bedürfniß als das rein humane, durch ſelbſtthätige Erkenntniß Wahrheit zu finden, iſt ihr wahrer Quell. Darum iſt ſie auch Vorbild jeder andern Wiſſenſchaft, und wir nennen oft im weitern Sinne philoſophiſch (philoſophiſche Betrachtung, Behandlung) das, was ſich über die Erfahrung erhebt, und durch Ideen beſtimmt wird. Und eben darum wird auch das philoſophiſche Studium dem Studium der beſondern Wiſſenſchaften vorausgeſchickt. Die große Aufgabe aber, welche in jenem Begriffe liegt, und an deren Verwirklichung die ganze philoſophirende Menſchheit arbeitet, iſt der Grund des beſcheidnen Namens, welchen jene Wiſſenſchaft, und diejenigen, welche ſie bearbeiten, in Griechenland erlangt haben, indem nämlich das Wort Philoſophie ſeiner Grundbedeutung nach, die Liebe oder das Streben zur Weisheit bedeutet, und ſomit der Philoſoph derjenige iſt, der die Wahrheit liebt und die Weisheit ſucht; kein Allwiſſender, aber auch kein ſolcher, der ſich weniger beſcheiden, als egoiſtiſch oder ideenſcheu auf die oft ſo ſehr gerühmte Selbſterkenntniß beſchränkt, und der Philoſophie die überſinnliche Welt abſchneidet. Das Mittelalter nannte dieſe Wiſſenſchaft Weltweisheit (sapientia secularis), im Ge-

genſatze der Theologie, oder der Offenbarung ſelbſt, d. h. der chriſtlichen Religion, deren unmittelbarer Urſprung der Gottheit beigelegt wurde. Der jene Weisheit Suchende nun ſtrebt, jene höchſten Gegenſtände in Verbindung zu erkennen, um dadurch zugleich von ſeiner eignen Beſtimmung überzeugt zu werden; er ſucht alſo vornehmlich das Abſolute in ſeiner Offenbarung, das Verhältniß des Abſoluten zum Endlichen, des Unbedingten zu dem Bedingten, und umgekehrt der endlichen Dinge zu dem letzten Grunde alles Seins; ferner das Verhältniß des Geiſtes zur Natur, der Freiheit zur Nothwendigkeit, und des Subjectiven zum Objectiven zu erforſchen und zu erklären. Dieſes ſind die Gegenſätze, welche die Philoſophie von jeher in einem Höhern aufzuheben und zu erklären verſucht hat. Die nach dem Talente und der verſchiednen Ausbildung der Philoſophirenden verſchiednen Löſungen bilden die verſchiednen philoſophiſchen Anſichten und Syſteme, deren Folge und Zuſammenhang die Geſchichte der Philoſophie zeigt. In dieſen Verſuchen, die Idee der Philoſophie zu verwirklichen, ſo wie überhaupt durch die Beſchäftigung mit Philoſophie bildet ſich zugleich der erkennende Geiſt des Menſchen zur höchſten ihm erreichbaren Vollendung aus, und nimt eine Richtnng auf das Ueberſinnliche, die ſeinem ganzen Leben eine höhere Geſtalt geben muß. Freilich findet dieß nur Statt bei demjenigen Philoſophen, der mit Wahrheitsliebe, Geiſt und hohem Eifer nach einem ſich ſelbſt begreifenden und begründenden d. i. dem philoſophiſchen Wiſſen, auf dem durch die Vernunft ſelbſt angedeuteten Wege ſtrebt; denn die lebendige, mit Ernſt und Eifer für das Höchſte erworbne Erkenntniß kann nicht ohne Einfluß auf das Leben des Menſchen und deſſen Geſinnung ſein. Die Weisheit, als die höchſte Frucht der Philoſophie, iſt daher auch nicht auf das Wiſſen beſchränkt; ſie umfaßt Wiſſen und Handeln, in ihr ſehen wir das Handeln durch das höhere Wiſſen beſtimmt und feſt begründet, und das Wiſſen in das Handeln übergehen. Wo dies nicht iſt, da iſt die Philoſophie nur Formalismus und Schulweisheit, die in dem Syſteme, der Form der Wiſſenſchaft, das Weſen ſucht, und, an dieſe gefeſſelt, die Freiheit verliert. Aber alle Philoſophie zerfällt ohne Syſtem, und die Freiheit des Denkenden kann ſich leicht in ungebundne Willkür, und wo ſie dem Gefühle allein huldigt, in Myſticismus verlieren. Dem Beſtreben, die Philoſophie als Wiſſenſchaft im Syſteme aufzuſtellen, ſtellt ſich immer das polemiſirende Streben entgegen, die Feſſeln des Syſtems zu vernichten, welches, wenn es aus dem Triebe entſpringt, ſich das Feld der Forſchung offen zu erhalten, der wahre Skepticismus iſt (ſ. die Art. Dogmatismus, Skepticismus und Kritik). II. Eintheitheilung der Philoſophie. Die Philoſophie im weitern Sinne theilt man in reinphiloſophiſche Wiſſenſchaften (die Philoſophie im engern und eigentlichen Sinne), und in die angewandte Philoſophie. Jene iſt Entwickelung der reinen Vernunfterkenntniſſe (der Ideen) durch Begriffe; dieſe wendet ſie und die gefundnen Geſetze des Geiſtes auf Gegenſtände, die in der Erfahrung gegeben ſind, an. (Zu den letztern gehört z. B. die Erfahrungsſeelenlehre, die Pädagogik, Politik rc., wovon die beſondern Artikel.) Die Philoſophie im eigentlichen Sinne wurde von den Alten gewöhnlich in Logik und Dialektik (als Lehre von der Möglichkeit, Form und Methode der Philoſophie), Phyſik (ſpäterhin Metaphyſik), die Wiſſenſchaft von den letzten Gründen alles Seins, und Ethik, die Wiſſenſchaft von der moraliſchen Natur und Beſtimmung des Menſchen, eingetheilt. In den neuer Zeiten iſt

die Eintheilung der Philoſophie in theoretiſche und praktiſche die allgemeinſte geweſen. Die theoretiſche oder ſpeculative Philoſophie, ſo wurde der Begriff ehemals beſtimmt, ſolle die höchſten Wahrheiten über Gott und die Welt, Natur und Geiſt überhaupt vortragen; die praktiſche die Anwendung lehren. Man ſah aber bald, wie wenig der letztre Begriff den unter der praktiſchen Philoſophie verſtandnen Wiſſenſchaften angemeſſen ſei, und beſtimmte die praktiſche Philoſophie als die Wiſſenſchaft von dem Handeln oder von der moraliſchen Natur des Menſchen insbeſondre. Einige nennen daher die theoretiſche Philoſophie die erklärende Philoſophie, inſofern ſie das zum Gegenſtande hat, was ohne unſer Zuthun iſt, und was wir durch das Erkennen finden; die praktiſche die befehlende oder rathende, inſofern ſie Vorſchriften ertheilt für das, was durch Freiheit bewirkt werden ſoll. Die ſpäter entſtandne Aeſthetik (ſ. d. Art.) hat man bald zu der theoretiſchen, bald zu der praktiſchen Philoſophie gerechnet. Wo die Philoſophie ſich bloß auf die Erkenntniß der menſchlichen Geiſtesthätigkeit beſchränkt, da iſt die theoretiſche Philoſophie Wiſſenſchaft von den Geſetzen des Vorſtellens und Erkennens, welche man die theoretiſche Thätigkeit nennt (die Aeſthetik hat man dann als Geſchmackslehre, oder vielmehr als Wiſſenſchaft der Regeln der Beurtheilung des Schönen hieher gezogen); die praktiſche Wiſſenſchaft von den Geſetzen des Handelns, oder von dem geſetzlichen Handeln. Dieſe Anſicht aber verliert ſich oft in Formalismus, indem man die Gegenſtände der Erkenntniß leicht aus den Augen verliert, wo über die Geſetze derſelben nachgedacht wird. Wenigſtens iſt die Wiſſenſchaft über die Geſetze und Kritereien der Erkenntniß, richtig vorgeſtellt, das, was Kant als Kritik wollte, mehr Propädeutik oder Einleitung in die theoretiſche Philoſophie, als dieſe ſelbſt. Diejenigen nun, welche letztre auf die zuletzt angegebne Weiſe beſtimmen, rechnen die Logik und Metaphyſik zur theoretiſchen, die Moral oder Sittenlehre und das Naturrecht oder die philoſophiſche Rechtslehre, (wovon Staats- und Völkerrecht, ſo wie die Politik nur angewandte Wiſſenſchaften ſind) zur praktiſchen Philoſophie. (Von dieſen Wiſſenſchaften ſiehe die beſondern Artikel). Endlich kann man auch die Philoſophie nach der Dreizahl der höchſten Ideen der Humanität, den Ideen des Wahren, Guten und Schönen, in theoretiſche, praktiſche und äſthetiſche Philoſophie eintheilen. Eine wiſſenſchaftliche Ueberſicht der philoſophiſchen Wiſſenſchaften in ihrem innern Zuſammenhange ſtellt die Encyklopädie der Philoſophie auf. Die neueſten Lehrbücher derſelben ſind von Pölitz (Leipzig 1813) und Gottl. Ernſt Schulze (Gött. 1814 N. A. 1817). III. Geſchichte der Philoſophie iſt die pragmatiſche Erzählung von den wichtigſten Verſuchen, die Idee der Philoſophie zu verwirklichen, oder, nach Tennemann, die pragmatiſche Darſtellung der allmälig fortſchreitenden Bildung der Philoſophie als Wiſſenſchaft. Sie hat nicht nur als einer der wichtigſten Theile der Bildungsgeſchichte des Menſchen, ſondern auch insbeſondre in Hinſicht ihres Einfluſſes auf die Ausbildung und Leitung des philoſophiſchen Talents großen Werth. Letztres darum, weil durch ſie die wichtigſten Aufgaben der Philoſophie, nach ihrer wahren Bedeutung, ſo wie nach ihrem Umfange und Zuſammenhange hervortreten, die wichtigſten Begriffe der Philoſophie und die Vorausſetzungen der philoſophiſchen Syſteme von mehrern Seiten beleuchtet erſcheinen, und weil die Ueberſicht der Bahnen und Irrwege, welche der philoſophirende Geiſt durchlaufen, das Ziel, ſo wie den Weg dazu, warnend andeutet. Gewöhn-

lich theilt man die Geſchichte der Philoſophie in die alte, mittlere und neuere. Die erſtere Periode beginnt mit den Griechen. Denn obſchon die Anlage zum Philoſophiren an kein beſondres Volk gebunden, ſondern eine urſprünglich menſchliche iſt, weßhalb auch jedes Volk, deſſen religiöſe Anſchauung in Nachdenken, deſſen Gefühl in Zweifel übergeht, wodurch der Forſchungsgeiſt erweckt wird, ſich Philoſopheme bildet: ſo wurde doch die Philoſophie als Wiſſenſchaft zuerſt bei den Griechen mit Bewußtſein beſtrebt, und eigenthümlich ausgebildet. Die Philoſopheme der Morgenländer aber können in einer ſolchen Geſchichte nur als Einleitung, und weil ſich viele morgenländiſche Philoſopheme in die griechiſche Philoſophie verpflanzten, mit Rückſicht auf dieſen Zuſammenhang angeführt werden. Tennemann charakteriſirt die erſte Periode (die der griechiſchen und römiſchen Philoſophie) als die Periode des freien Strebens der Vernunft nach Erkenntniß der letzten Gründe der Natur und Freiheit aus Principien. Sie bildet ein in ſich vollendetes Ganze, welches die Keime aller ſpätern Philoſophien gewiſſermaßen in ſich trägt. Der griechiſche Geiſt erhob ſich durch Poeſie zur Philoſophie. Die Theogonien, Kosmogonien und Gnomen leiteten die Philoſophie ein, und knüpften ſie an die Religion an. In dem erſten Abſchnitte dieſer Periode, gleichſam dem Jugendalter der Philoſophie, in welchem das Nachdenken noch unſyſtematiſch und von der Poeſie noch wenig getrennt war, ſuchte ſie die Frage über den Urſprung der Natur, und den Grundſtoff der Welt, a) in der ioniſchen Schule, die mit Thales (610 vor Chr.) beginnt, durch Nachdenken über die Natur, dann b) durch die Formen der Anſchauung, wie Pythagoras und ſeine Schule (die italiſche), ferner c) durch dialektiſche Entgegenſetzung von Verſtand und Erfahrung, in der eleatiſchen Schule, und d) durch Vereinigung beider in der atomiſtiſchen zu löſen. Der Sophiſtik, welche die ſittliche Ueberzeugung zu zerſtören drohte, ſtellte ſich e) Sokrates (um 422) entgegen, und leitete das Intereſſe der Unterſuchung zunächſt auf die ſittliche Natur und Beſtimmung des Menſchen, worin ihm viele ſeiner Schüler folgten. Die Philoſophie erhielt dadurch eine neue Richtung, welche erſt durch ſeine Schüler, beſonders Plato und Ariſtoteles, in ſyſtematiſcher Geſtalt ſichtbar wurde. Der zweite Abſchnitt dieſer Periode beginnt a) mit Plato (ſeine Schule die akademiſche) und b) Ariſtoteles (ſeine Schule, die peripatetiſche) charakteriſirt ſich durch ein ſyſtematiſches Streben, alle Gegenſtände der Philoſophie zu umfaſſen. Plato legte den Grund zu einer ſyſtematiſchen Philoſophie, Ariſtoteles bildete das Syſtem einer Philoſophie aus, jener folgte mehr der lebendigen Vernunftanſchauung, dieſer dem verſtändigen Nachdenken. Neben die akademiſche und peripatetiſche Schule ſtellten ſich c) die ſtoiſche (von Zeno geſtiftet), und d) die epikuriſche im Gegenſatze auf. Alle dieſe Syſteme bekämpfte die (von Pyrrho geſtiftete) ſkeptiſche Schule. Die übrigen ſokratiſchen Schulen, e) die cyrenaiſche, megariſche, cyniſche, eliſche und eretriſche, folgten der einſeitigen praktiſchen Richtung ihres Meiſters mit mehr oder minder Abweichungen und Eigenthümlichkeit. Wir ſehen hier (ſagt Schulze von dieſem Abſchnitte) den philoſophiſchen Geiſt mit männlicher Bedachtſamkeit die Löſung der philoſophiſchen Aufgaben und die philoſophiſche Ergründung aller für die Menſchheit wichtigen Angelegenheiten unternehmen. Daher hatten auch in dieſem Abſchnitte die Nachforſchungen nach der Realität der menſchlichen Erkenntniß eine ſo große Wichtigkeit. In dem dritten Abſchnitte endlich zeigt ſich der philoſophirende Geiſt, wie er, mit den Schwächen des Alters behaf-

tet, nur noch in der Erinnerung ehemaliger Thaten lebt, vom langen Kampfe ermüdet, auf Vereinigung der ſtreitenden Parteien ſinnt (bei den Eklektikern), oder ſich zuletzt, dem Skepticismus zu entgehen, in die Arme des Myſticismus wirft (bei den Alexandrinern und Neuplatonikern, deren Anführer Ammonius Saccas 193 vor Chr. war). Die Römer aber verbreiteten und pflegten nur die empfangne Philoſophie. (Vergl. über dieſe Periode den Artikel Griechiſche Literatur, und die Artikel über einzelne Philoſophen). 2) Die Geſchichte der Philoſophie des Mittelalters (800—1500 nach Chr.), oder der Scholaſtik, zeigt das Streben der Vernunft nach philoſophiſcher Erkenntniß, unter dem Einfluſſe eines über die Vernunft erhabnen, durch die chriſtliche Offenbarung gegebnen Princips, oder im Dienſte der Kirche. Von ihr ſ. d. Art. Scholaſtiſche Philoſophie. Die Araber, deren literariſche Blüthe in das Mittelalter fällt, verbreiteten nur griechiſche Philoſophie und einzelne religiöſe Philoſopheme. 3) Die dritte Periode, welche vom 15. Jahrh. beginnt, charakteriſirt Tennemann durch ein freieres, ſelbſtſtändiges, immer tiefer eindringendes Forſchen nach den Gründen, und Streben nach ſyſtematiſcher Einheit der Erkenntniſſe. Man bekämpfte zuerſt die Scholaſtik durch Erinnerung an die alte griechiſche Philoſophie in ihrer urſprünglichen Reinheit; nach dieſem Kampfe, in welchem man die angemaßte Auctorität beſiegte, traten neue Anſichten auf, welche ſich ſyſtematiſch zu begründen ſtrebten. Einige bauten auf die Erfahrung, wie Baco und Locke. Ihnen entgegengeſetzt, ſuchte Descartes, mit welchem Einige die neuere Philoſophie anfangen, ſie auf ihrem eigenthümlichen Boden durch dialektiſches Raiſonnement zu begründen; indem er vom Zweifel zum Dogmatismus überging, und das ſubjective Bewußtſein und Denken als die Grundlage der Philoſophie aufſtellte, wodurch die idealiſtiſche Richtung der neuern Philoſophie begründet wurde. Spinoza und Leibniz verfolgten auf entgegengeſetzten Seiten, jener materialiſtiſch, dieſer idealiſtiſch, den betretnen Weg des Nachdenkens. Der Geiſt des letztern erloſch in dem Formalismus der wolf'ſchen Schule, und in einer eklektiſchen Popularphiloſophie. Die hume'ſche Skeptik bahnte der kant'ſchen Kritik des Erkenntnißvermögens den Weg. Durch beide wurde der Schein der gemeinen Erkenntniß aufgedeckt. Mit dieſer Kritik aber beginnt man den dritten Abſchnitt der neuern Philoſophie, weil Kant vornehmlich in Deutſchland, wo ſeit Ende des 18. Jahrh. die Philoſophie blühte, durch ſeine Kritik eine große Umwälzung bewirkte. (S. d. Art. Kant und Kritik). Unbefriedigt durch die Kritik traten bald nach ihrem Erſcheinen die neuern Syſteme der Wiſſenſchaftslehre von Fichte und der Idealitätslehre oder der Philoſophie des Abſoluten von Schelling auf. Gegen ſie kämpfte vorzüglich die Myſtik Jacobi's und ſeiner Schüler. Die Aufgabe mehrerer neuerer Bearbeiter der Philoſophie iſt, durch weiter fortgeſetzte Kritik die Wiſſenſchaft mit Religion und Leben inniger zu verbinden (ſ. d. Art. Deutſche Philoſophie), die einzelnen Theile der Philoſophie mit Klarheit und Tiefe auszubilden, und in einen organiſchen Zuſammenhang zu bringen. T.

Philtrum, ſ. Liebestränke.

Phiole, ein gläſernes Gefäß mit langem engen Halſe und Mundloch, aber weitem runden Bauche, das von den Chemikern zu verſchiednen Verrichtungen, beſonders zur Digeſtion und Solution gebraucht wird. Man nennt es auch Scheideflaſche. In der Befeſtigungskunſt gibt es eine Gattung Sturmtöpfe oder Sturmphiolen,

welches Gefäße mit Handgranaten oder mit andern feuerfangenden Sachen ſind, die bei Beſtürmungen und dergleichen gebraucht werden.

Phlegethon, bei den Alten einer von den Flüſſen der Unterwelt, welcher Feuerſtröme fortwälzte, und glühende Felſenſtücke forttrieb. An ſeinen Ufern wuchs weder Baum noch Pflanze.

Phlegma (aus dem Griechiſchen), überhaupt wäſſerige Feuchtigkeit, beſonders im Geblüte; daher bekanntlich eins von den vier Haupttemperamenten, welches durch Kälte, Gelaſſenheit und Neigung zur Ruhe charakteriſirt wird, phlegmatiſches Temperament oder Phlegma heißt. (S. Temperament). In der Chemie heißt Phlegma die wäſſerige Feuchtigkeit ohne Geruch und Geſchmack, welche durch Kunſt aus den Körpern gezogen wird, und dem geiſtigen Weſen derſelben entgegengeſetzt iſt.

Phlogiſton, ſ. Brennſtoff und Chemie.

Phöbus (rein, hell), ein Beiname Apolls, und als dieſer mit dem Sonnengotte vermiſcht wurde, des Helios.

Phocion, ein athenienſiſcher Feldherr, und einer der tugendhafteſten Charaktere des Alterthums, war von niedrer Abkunft, empfing aber eine gute Erziehung, und ſog unter Plato und andern Philoſophen jene erhabnen Grundſätze ein, die ſein ganzes Leben leiteten. Ernſt und ſtreng in ſeinem Aeußern, war er von Geſinnung ſanft und wohlwollend. Seine Beredtſamkeit zeichnete ſich durch Klarheit und Kürze aus, und ſeine Meinung äußerte er in den Volksverſammlungen frei und rückſichtslos. Zuerſt diente er unter Chabrias, einem Feldherrn von Verdienſt, aber heftig und ungleich von Charakter, gewann ſeine Achtung, und mäßigte ſeinen Ungeſtüm. Er trug zu dem Siege zur See bei Naxos (377 vor Chr.) bei, und trieb nachher mit vieler Klugheit die Steuern von den Inſeln ein. In dem Kriege mit Philipp von Macedonien ſandten die Athenienſer Phocion mit einiger Mannſchaft nach Euböa, in der Hoffnung, daß die Euböer ſich ihm ſämmtlich anſchließen würden. Durch Philipps Beſtechungen aber ward dies verhindert und Phocion genöthigt, ſeine Truppen auf einer Anhöhe in Sicherheit zu bringen. Der Feind ſchloß ihn ein, und machte ſich zum Sturme bereit. Plutarch machte gegen den Befehl einen Ausfall, und wurde zurückgeſchlagen. In einem Augenblicke der Verwirrung aber brach Phocion los und gewann einen vollſtändigen Sieg. Vor der Schlacht hatte er Allen, die nicht Luſt zu fechten hatten, freigeſtellt, ſich zu entfernen, nach dem Siege gab er die Gefangnen los, um ſie der Wuth des athenienſiſchen Volks zu entziehen. So hatte er gleich einſichtsvoll, tapfer und menſchlich gehandelt. Den Plutarch, der ſich zum Tyrannen gemacht hatte, vertrieb er aus Eretria und verließ die Inſel, nachdem er ſich vor künftigen Angriffen der Macedonier geſichert hatte. Als einige Zeit nachher die Athenienſer beſchloſſen hatten, den von Philipp bedrohten Städten des Hellespont Hülfe zu leiſten, dieſe aber ſich weigerten, den Chares, wegen ſeines räuberiſchen Charakters, mit der Flotte zuzulaſſen, wurde Phocion mit einer neuen Seemacht abgeſchickt. Die Einwohner von Byzanz nahmen ihn auf, und er rettete nicht nur ihre Stadt, ſondern nöthigte endlich Philipp, ſich von dem Hellespont ganz zurückzuziehen. Ungeachtet dieſer glücklichen Erfolge rieth Phocion immer zum Frieden. Seine Rechtſchaffenheit, Uneigennützigkeit und Vaterlandsliebe waren ſo allgemein anerkannt, daß er fünfundvierzig Mal zum Anführer ernannt wurde, ohne je darum angehalten zu haben. Er führte ſtets die einfachſte Lebensweiſe, und beſtellte mit eigner Hand ſein kleines Landgut. Als die Einwohner

von Megara ſich mit den Athenienſern zu verbinden wünſchten, unterſtützte Phocion eifrig dieſe Maßregel, begab ſich mit vielen Freiwilligen dahin und ſtellte die Mauern der Stadt her. Aber bald darauf erſchien Philipp in Phocis, um Attika anzugreifen. Phocion rieth vergebens zum friedlichen Vergleiche; die Schlacht bei Chäronäa bewies die Richtigkeit ſeines Urtheils. Eben ſo wenig achteten die Athenienſer ſeines Raths, an der von Philipp berufnen Verſammlung der griechiſchen Staaten nicht eher Antheil zu nehmen, als bis ſie die Abſicht des Königs wüßten. Die Athenienſer fanden ſich dadurch genöthigt, Philipp eine Anzahl von Reitern und Schiffen zu ſtellen. Als ſie damit zögerten, drang Phocion darauf, ſich der Nothwendigkeit der Umſtände mit Geduld zu unterwerfen. Der Tod Philipps wurde zu Athen von Demoſthenes und deſſen Anhängern mit Jubel vernommen, aber Phocion erinnerte ſie daran, daß die Sieger bei Chäronäa nur um Einen Mann vermindert worden ſeien. In demſelben Sinne widerrieth er, ſich neuen Zufällen Preis zu geben, und verwarf ein Bündniß gegen den jungen Alexander. Der Erfolg rechtfertigte dieſe Meinung. Als nach der Zerſtörung von Theben Alexander von Athen die Auslieferung der ſo heftig gegen ihn ſprechenden Redner foderte, übernahm Phocion den Auftrag, durch Fürſprache des Königs Zorn zu beſänftigen, mit dem erwünſchteſten Erfolge. Alexander hatte ihn ſehr lieb gewonnen, und überſchickte ihm ein Geſchenk von hundert Talenten, welches er genügſam mit den Seinen ausſchlug. Die Abgeordneten fanden ihn mit Waſſertragen beſchäftigt, während ſeine Gattin Brot buck. Um indeß Alexanders Gunſt nicht von ſich zu weiſen, bat er um die Freilaſſung einiger ſeiner verhafteten Freunde. Nach Alexanders Tode faßten die Athenienſer abermals den Plan, Griechenland von dem macedoniſchen Joche zu befreien. Phocion, unerſchütterlich in ſeinen Anſichten, mißbilligte ihre Maßregeln, übernahm jedoch, als er ſie nicht abwenden konnte, ſelbſt die Führung eines Heers. Ungeachtet der anfänglichen Vortheile der Athenienſer, gewann Antipater bald die Oberhand und bedrohte Athen, aus welchem die Redner, welche den Krieg gerathen, eiligſt entflohen. In dieſer dringenden Gefahr wurde Phocion an Antipater, welcher ſein Lager in dem Gebiete von Theben hatte, abgeſandt, und erlangte, freilich unter harten Bedingungen, die Zuſage, daß man einen Vertrag ſchließen wolle, ohne Attika zu betreten. Demoſthenes und Hyperides ſollten ausgeliefert, eine ariſtokratiſche Regierung eingeführt und eine macedoniſche Beſatzung in Munychia gelegt werden. Lange ſträubte ſich Phocion gegen die letzte Bedingung, aber Antipater war unbeweglich. Unter dieſen ſchwierigen Umſtänden ging das Beſtreben Phocion's, der neben andern ausgezeichneten Männern an die Spitze der Regierung trat, hauptſächlich dahin, den ſchwerlaſtenden Druck zu mildern, und ſein ganzes Anſehn bei den Macedoniern zum Vortheile ſeines unglücklichen Vaterlandes anzuwenden. Gleichwol beſchuldigte man ihn in der Folge, gegen das Beſte Athens gehandelt und es an die Feinde verrathen zu haben. Unruhen und Anklagen erfolgten, welche Phocion zur Flucht nöthigten. Er begab ſich zu Polyſperchon, welcher in Phocis ſtand. Hier erſchien bald darauf eine Geſandtſchaft der Athenienſer, welche Phocion's und der andern Flüchtlinge Auslieferung begehrte. Polyſperchon bewilligte dies Geſuch, und ſo wurden die Angeklagten als Gefangne nach Athen geführt, wo man zugleich einen Brief im Namen des Königs ablas, der ſie der Verrätherei für ſchuldig erkannte und den Athenienſern zur Beſtrafung übergab. Das Gericht wurde vor der Volksverſammlung ge-

halten, und verurtheilte Phocion, nebſt mehrern ſeiner Freunde, ohne ihre Vertheidigung zu hören, zum Giftbecher. Phocion's Ruhe und Gelaſſenheit blieb unerſchüttert. „Sage meinem Sohne,“ antwortete er einem Freunde, der ihn fragte, ob er ihm Aufträge zu geben habe, „daß er das von den Athenienſern mir angethane Unrecht vergeſſen ſolle.“ Schon hatten die meiſten den Trank getrunken, als man bemerkte, daß er nicht zureiche. Der Henker aber weigerte ſich, unentgeltlich mehr herbeizuſchaffen. Phocion bat einen Freund, ihn zu bezahlen, und ſagte ſcherzend: „So kann man in Athen nicht einmal umſonſt ſterben.“ Sein Leichnam wurde unbeerdigt über die Grenze geworfen; Freunde aber ließen ihn nach Eleuſis bringen, und dort im Hauſe einer Megarenſerin verbrennen. Als bald nachher die Athenienſer ihr Unrecht einſahen, errichteten ſie Phocion Ehrenſäulen, begruben ſeine Gebeine auf öffentliche Koſten und beſtraften ſeine Ankläger. Nicht leicht hat ein Mann in ſeinem öffentlichen und Privatleben den Beinamen des Guten mit größerm Rechte verdient als er. Sein Patriotismus hätte ſich in günſtigern Zeiten vielleicht glänzender zeigen können, nicht ſeine Tugend und Uneigennützigkeit, welche in den ſchwierigſten Umſtänden die Prüfung beſtand.

Phocis, eine griechiſche Landſchaft, welche gegen Norden an Theſſalien, gegen Oſten an Lokris und Böotien, gegen Süden an die Bai von Korinth und gegen Weſten an Doris und die ozoliſchen Lokrer grenzte. Die Hauptflüſſe waren der Cephiſſus und Pliſtos, das Hauptgebirge der Parnaß. Phocis war das Vaterland der Hellenen. Parnaſſus, des Poſeidon Sohn, erbaute noch vor der deukalioniſchen Fluth, Delphi und gab dem Gebirge ſeinen Namen. Als die genannte Fluth Delphi verheert hatte, erbauten die geretteten Einwohner auf dem Parnaß die Stadt Lykorea, wo jetzt Deukalion regierte. Die Nachkommen deſſelben verbreiteten ſich gegen Norden, und verdrängten die dort wohnenden Pelasger. Jetzt kam der Name Hellenen auf. Mehrere kleine Königreiche entſtanden. Unter andern brachte ein Sohn des Aegeus, Phokus, eine ägînetiſche Kolonie hieher, und von ihm erhielt das ganze Land den Namen Phocis. Später wurde die Verfaſſung wahrſcheinlich demokratiſch. Die Phocenſer waren ein fleißiges Volk und lebten vornehmlich vom Ackerbau. Sie waren wegen ihrer Tapferkeit berühmt. Dieſe bewieſen ſie in den Kriegen gegen die Theſſalier, ferner in dem perſiſchen und peloponneſiſchen Kriege, an welchem letztern ſie als Bundesgenoſſen der Spartaner Theil nahmen. Sie wurden die Urſache des für Griechenland ſo verderblichen heiligen Kriegs, und theilten 338 v. Chr. nach der Schlacht bei Chäronea das allgemeine Schickſal der Griechen. (Vergl. Griechenland).

Phönix, ein ägyptiſcher Wundervogel, an Größe dem Adler gleich, mit theils goldnem, theils rothem Gefieder, von dem man erzählte, daß er nur alle 500 Jahre, beim Tode ſeines Vaters, aus Arabien nach Aegypten komme, ſeinen Vater, in ein Ei von Myrrhen gehüllt, in den Tempel der Sonne bringe und daſelbſt begrabe. Nach Andern bereitet er ſich ſelbſt, wenn ſein Tod herannaht, ein Neſt von Myrrhen und köſtlichem Kraut, und verbrennt ſich in demſelben, geht aber alsbald verjüngt aus ſeiner Aſche wieder hervor.

Phönizien, welches oft als ein Theil von Syrien betrachtet wird, war ein ſchmales Küſtenland am Mittelmeere, von Aradus am Eleutherus an bis Tyrus am Leontes; doch mögen auch noch ſüdlicher im Gebiete von Paläſtina einige Küſtenſtädte dazu gehört haben,

weshalb Ptolemäus die Südgrenze bis zum Chorſeus ausdehnte. Dieſes nicht viel über 200 Q. M. große Ländchen war ſandig und von den holztragenden Gebirgsketten des Libanon und Anti-Libanon durchſchnitten, hatte in ſeiner blühendſten Zeit eine Menge wichtiger und berühmter Städte, bildete aber nie einen einzigen Staat. Die älteſte hieß Sidon (jetzt Saëd), berühmt wegen ihrer künſtlichen Arbeiten, beſonders in Glas. Eine Tochter derſelben war Tyrus, am berühmteſten durch ihre Purpurfärbereien. Dieſe Stadt bekam den Namen Alt-Tyrus, als auf einer davor gelegnen Inſel das ſpäter bekannte Tyrus entſtand, das Alexander bei ſeiner Belagerung zur Halbinſel machte. Byblus war durch den Adonisdienſt berühmt (jetzt Dſchibili oder Esbile); Ako, in ſpätern Zeiten Ptolemais, nachher Acre; Berytus, ſpäterhin durch eine Rechtsſchule berühmt. Dieſe und andre Städte waren anfangs als Kolonien von der Mutterſtadt abhängig, wurden ſpäter unabhängig, und bildeten in ihrer blühendſten Zeit (von 1000 bis 600 vor Chr.) einen Städtebund, an deſſen Spitze jedoch Tyrus ſtand. Das Urvolk der Phönizier lebte wahrſcheinlich anfangs nomadiſch am arabiſchen und perſiſchen Meerbuſen, begab ſich ſodann nach Paläſtina, und zog von dort, ſchon lange vor der Ankunft der Iſraeliten, gewiß von einer mächtigern Horde gedrängt, in ſeine nachherigen Wohnſitze, deren Küſtenlage und Holzreichthum auf Fiſchfang und Schiffbau führte. Durch Zufälle begünſtigt, wurden nach und nach die Phönizier ein ſeefahrendes Volk, das bald auf Raub, bald auf Handel ausſchiffte. Daß dies ſchon ſehr früh geſchehen ſei, darauf leiten die vorhandnen dunkeln Nachrichten. Sidon heißt bei Moſes der erſtgeborne Sohn Kanaans. Die ſchon um 1500 unter Agenor nach Klein-Aſien, Kreta, Libyen und Griechenland ausgewanderten Kolonien verbreiteten mancherlei Kenntniſſe; Kadmus wenigſtens, des erſtern Sohn, brachte Ideen von bürgerlicher Verfaſſung und Buchſtabenſchrift nach Hellas. Bei der Niederlaſſung der Juden in Paläſtina (um 1440), mit denen ſie das Bedürfniß der Erzeugniſſe Paläſtina's vorzüglich verband, heißt Sidon die große Stadt; bei Homer iſt es vor allen Städten der Erde berühmt wegen ſeiner künſtlichen Arbeiten. Schon im 12. Jahrh. vor Chr. legten ſie Kolonien in Afrika an; Utica ward um 1170 geſtiftet, und um Salomon's Zeit war die Fahrt nach Tarſchiſch, der Südweſtküſte Spaniens, ſchon ganz gewöhnlich, wodurch wir zugleich einen Begriff von der Ausdehnung des phöniziſchen Handels und Verkehrs erhalten. Mehrere ſichere, nahe gelegne Häfen mußten daher den Sidoniern ſehr willkommen ſein. Deswegen bauten ſie, bei einem durch die Natur gebildeten Hafen, einige Häuſer, und auf einem nahen Felſen eine Burg, Zor. Nach und nach ſiedelten ſich hier mehrere an, und glauben wir mit Joſephus und Trogus Pompejus, daß Tyrus um 1184 geſtiftet ſei: ſo muß man annehmen, es ſei um dieſe Zeit eine große Kolonie dahin gekommen, welche die Feſte erſt zur Stadt erhoben habe. In Kurzem aber wuchs die kleine Stadt ſo bedeutend, daß ſie ſeit dem J. 1000 bis ungefähr 600 vor Chriſto das Haupt des phöniziſchen Städtebundes wurde, wie es bisher Sidon geweſen. Zu Angriffskriegen fehlte die Macht, zu Vertheidigungskriegen die Nothwendigkeit; man ſuchte ſich durch friedliche Bevölkerung unbewohnter Gegenden, ſo wie durch Bündniſſe zu ſichern. Erſt bei Annäherung der aſiatiſchen Eroberer, welche die

Reichthümer Phöniziens reizten, hören wir von Kriegen der Tyrier, und dieſe führten ſie mit Miethstruppen. Um das J. 1000 ſchloß Hiram, des Abibal Sohn, mit David und Salomo Freundſchafts- und Handelsbündniſſe. Itobal, um das J. 900 König von Tyrus und Sidon, war Vater der Jeſabel. Er erbaute mehrere Städte in Phönice, und bevölkerte Auza in Afrika. Seinem Sohne Badozor folgte Mutgo (Mutgenus, Muttinus), der Vater des Pygmalion und Barka, der Dido und Anna. Dido gerieth (888) mit Pygmalion in Streit, wanderte mit Barka und Anna aus, und gründete Karthago. (S. Karthago und Dido). Die nahe Inſel Cypern mußte damals ſchon den Tyriern unterworfen ſein, denn Pygmalion erbaute hier Karpaſia. In der nächſten Zeit muß Tyrus ſeine Herrſchaft über die Städte Phöniziens behauptet und vielleicht gemißbraucht haben; denn unter Anführung des Eluläus fielen (um 700) die Kittäer auf Cypern ab, und riefen die Aſſyrer zu Hülfe. Doch unterwarf ſich Eluläus wieder und Salmanaſſar ſchloß Frieden. Gleich darauf empörten ſich Sidon und viele andre Städte der Tyrier, unterwarfen ſich dem Salmanaſſar, und gaben ihm ihre Schiffe. Aber zwölf tyriſche Schiffe zerſtreuten die ſechzig feindlichen, und nach fünf Jahren mußten die Aſſyrer die Belagerung von Tyrus aufheben. So erhielt ſich Tyrus noch an hundert Jahre, den Iſraeliten überlegen. Indeß ſcheint Sidon ſich wieder erhoben zu haben und von Tyrus unabhängig geweſen zu ſein. Verderblich war ihnen das Bündniß mit Zedekias gegen Nebukadnezar. Dieſer zerſtörte Sidon und eroberte Tyrus nach dreizehnjähriger Belagerung, das ſeitdem ſeine ehemalige Größe nie wieder erreichte. Die meiſten Einwohner hatten ſich mit ihren Schätzen nach der Inſelſtadt Tyrus geflüchtet, welche jetzt die Hauptſtadt des Welthandels wurde. Auf Itobal, der bei dieſer Belagerung blieb, folgte Baal, wahrſcheinlich als babyloniſcher Vaſall. Nach deſſen Tode regierten ſieben Jahre lang vom Volk erwählte Suffeten. Dann traten wieder Könige von Tyrus unter babyloniſcher Hoheit auf. Zu Cyrus Zeit kam Tyrus (555) und wahrſcheinlich ganz Phönizien unter perſiſche Herrſchaft. Die Könige von Tyrus und Sidon, Mapen und Tetramneſtus, werden als des Xerxes erfahrenſte Seemänner in der Schlacht von Salamis genannt (um 481 vor Chr.). Sidon war um dieſe Zeit die reichſte Stadt Phöniziens, und ſtand an der Spitze der Empörung gegen Artaxerxes Memnon und Artaxerxes Ochus. Tennes, König von Sidon, ſchlug (361), unterſtützt von Griechen und Mentor, das perſiſche Heer. Ochus aber erſchien ſelbſt mit einer furchtbaren Macht, und als durch Tennes Verrätherei ihm die ſtark befeſtigte Stadt (350 v. Chr.) in die Hände fiel, verbrannten die Sidonier in Verzweiflung ſich ſelbſt und alle ihre Güter. Andre Sidonier, welche damals abweſend waren, bauten bei ihrer Heimkehr die Stadt wieder auf. Dem Alexander, welcher (333) nach der Schlacht bei Iſſus nach Phönizien kam, unterwarf ſich Sidon ohne Belagerung, und empfing von ihm ſtatt des Strato den Abdolonymus aus königlichem Geſchlechte, damals aber Gartenarbeiter, zum König; Tyrus wurde erſt nach ſiebenmonatlicher Belagerung, da die Hülfe der Karthaginenſer ausblieb, durch Verrätherei eingenommen und verbrannt, und die Einwohner theils getödtet, theils als Sklaven verkauft. Zwar baute Alexander die Stadt wieder auf; ſie erlangte aber ihr voriges Anſehn nie wieder, und kam unter die Herrſchaft der Seleu-

ciden, wie Sidon unter die Macedonier, bis 65 vor Chr. die Römer davon Beſitz nahmen. Seitdem theilte Phönizien das Schickſal Syriens. Den Kreuzfahrern war (1099 nach Chr.) Tyrus ein wichtiger Waffenplatz. Der Sultan von Aegypten, der es 1223 einnahm, wurde von den Franken bald wieder vertrieben; ſo auch die Tataren 1263, die es unter Hulaku mit dem Reſte von Syrien an ſich geriſſen hatten. Zum letzten Male wurde das Land 1292 von dem ägyptiſchen Sultan bezwungen. Seitdem hatte es mit dem Hauptlande gleiches Schickſal. Wichtiger als in ihren innern Begebenheiten ſind uns die Phönizier durch ihren Handel, ihre Schiffahrten und ihren Gewerbfleiß. Durch die Unfruchtbarkeit des Bodens gezwungen, vertrauten ſie ſich anfangs als Seeräuber dem Meere. Nach und nach dehnten ſie ihre Fahrten bis zu weit entlegnen Küſten und Inſeln aus. Die Erzeugniſſe des einen Landes vertauſchten ſie mit Vortheil in dem andern; überdies erfanden ſie die Bereitung der Wolle, des Glaſes, die Purpurfärberei, und verfertigten allerlei kunſtreiche Arbeit. Ihrer Lage nach mußten die Phönizier beſonders auf dem mittelländiſchen Meere handeln. Cypern war ihr nächſter Landungsplatz. Von da kamen ſie nach Griechenland und den griechiſchen Inſeln; Rhodus und Kreta wurden von ihnen bevölkert. Als aber die Griechen ſelbſt ein ſeefahrendes und mächtiges Volk wurden, wendete ſich der phöniziſche Handel nach der nordafrikaniſchen Küſte. Hier, wie auf Sicilien und Sardinien, legten ſie Kolonien an, mit deren Hülfe ſie bis in's Innere von Afrika handelten, und mit denen ſie immer in gutem Vernehmen blieben. Aber am wichtigſten war ihr Handel nach Spanien. Hier fanden ſie Gold, Silber, auch Eiſen, Zinn und Blei; die eingemachten Südfrüchte waren ein berühmter Handelszweig. Unter den auf Tarteſſus angelegten Kolonien ward am berühmteſten die Hafenſtadt Gades (Cadix), das Ziel der Fahrten im Mittelmeer und der Anfangspunkt der weitern Fahrten im atlantiſchen Ozean. Die Phönizier ſchifften nördlich nach den Kaſſiteriden, Zinninſeln (den ſorlingiſchen und britanniſchen Inſelreihen) und in dem nördlichen, ſchon ſumpfenden Ozean bis zur Mündung des Rhenus. Auch an der Weſtküſte von Libyen ſollen ſie Inſeln, Madera, Insulae fortunatae (die kanariſchen) beſucht und bevölkert haben. Unbedeutender und von kurzer Dauer war ihr Seehandel auf dem arabiſchen Meerbuſen nach Ophir und auf dem perſiſchen, vielleicht bis Ceylon. Ihre Umſchiffung Afrika's iſt ungewiß. Sie handelten auch mit den ihnen durch Karavanen aus dem Innern von Aſien und Afrika zugeführten Waaren. Lange war ihr Handel Tauſchhandel; denn die erſten Münzen ſollen die Numidier, nicht die Phönizier geprägt haben. Erfinder oder doch Befördrer und Vervollkommner des Schiffbaues waren ſie gewiß. Sie hatten Ruder und Segel, und folgten bei Nacht der Leitung der Geſtirne. Außerdem wird ihnen die Erfindung der Buchſtabenſchrift und der Rechenkunſt zugeſchrieben, wie man überhaupt mehr aſtronomiſche und mechaniſche Kenntniſſe bei ihnen vermuthen muß, als von denen wir leſen. Dagegen ſcheint ihnen Dichtkunſt und höhere geiſtige Bildung fremd geblieben zu ſein. Von ihren eignen Schriften iſt uns nichts aufbehalten. Ihre Sprache gehört zu den ſemitiſchen Sprachen und zwar zu dem kananitiſchen Stamme, und ihre Erklärung iſt ſehr dunkel. Ihre Religion war Vielgötterei mit Bilderdienſt und Menſchenopfern. Ihr höchſter Landesgott wird von den Griechen Kronos, von den

34*

Hebräern Baal oder Beel genannt, auch Adonis (Herr), deſſen Dienſt auch nach Griechenland und Aegypten (Oſiris) überging; ihre höchſte weibliche Gottheit Baaltis (Iſis) oder Aſtarte, Aſtaroth, nach den Griechen auch der Name der Aphrodite. In Tyrus wurde auch Melkarth (Herkules) als örtliche Gottheit verehrt, und ſein Dienſt von da nach allen Orten hin verbreitet. Außerdem verehrten ſie die Kabiren, und hatten ihre eigenthümlichen Myſterien. Der Charakter dieſes Handelsvolks war übrigens im Alterthume nicht im beſten Rufe.

Phorcus, oder Phorcys, Sohn des Pontus und der Gäa, oder, nach Andern, Neptuns und der Nymphe Theſea, Vater wunderbarer Meergeſtalten, z. B. der Gräen, Gorgonen und des heſperiſchen Drachen, nach Einigen auch der Scylla und der Thooſa, welche Ungeheuer er mit ſeiner Schweſter Ceto zeugte.

Phosphor (Lichtträger). Man bezeichnet mit dieſem Namen Körper, welche im Dunkeln ein ſanftes, weißes oder farbiges Licht entwickeln, ohne dadurch eine Temperaturerhöhung zu erregen oder in Flamme auszubrechen. Nur der durch Leuchten Phosphorſäure bildende Phosphor, der ſich ſchon bei mittler Temperatur entflammt, macht hievon eine Ausnahme. Die hieher gehörigen Körper laſſen ſich unter folgende Klaſſen bringen: 1) Körper, welche in Folge einer Oxidation Phosphore wurden. Dieſe Gattung macht eigentlich nur der Phosphor aus, welcher ſich als Phosphorſäure im ganzen Thier- und Pflanzenreiche und in einigen Mineralien findet, ſeit 1669 durch Brandt bekannt iſt, bei niedriger Temperatur leuchtet und ſich dabei in phosphoriſche Säure verwandelt. Da ſich derſelbe aber durch Reibung, und ſelbſt in mittlerer Temperatur entflammt: ſo könnten hieher mit gleichem Rechte alle Verbrennungsakte, beſonders die dem Stahle entlockten Funken, der Pyrophor, die Selbſtentzündungen, die Oxydation des Schwefels, das ſiedende Oel und einige Dämpfe u. ſ. w. gerechnet werden. Wahrſcheinlich gehört hieher das Leuchten faulender organiſcher Körper, z. B. der Meerfiſche, der Auſtern, des Kalbfleiſches, wobei ſich Pyrophor und Schwefel entwickeln, welche verbrennen. Auf dieſe Weiſe entſtehen wahrſcheinlich die Irrwiſche. Vielleicht gehört auch das faulende Holz zum Theil hieher. 2) Körper, welche ſowol das Sonnenlicht, als auch das terreſtriſche Feuer einſaugen, und es im Dunkeln ſichtbar wieder ausſtrömen. Hieher gehören verſchiedne Erd- und Steinarten und einige organiſche Körper, als das friſche Tannenholz, auch einige thieriſche Stoffe. 3) Körper, welche in Folge einer elektriſchen Entladung oder aus nicht hinlänglich bekannten Urſachen Licht entwickeln. Hieher gehören die zahlreichen phosphoreſcirenden Inſekten, das Johanniswürmchen, der Feuerwurm, der Laternenträger u. ſ. w.; ferner die Augen der zum Katzengeſchlecht gehörigen Thiere, das Fell derſelben, wenn es geſtrichen wird, u. ſ. w. Vielleicht gehört auch die Phosphoreſcenz einiger Blumen hieher.

Phosphorus, ſ. Lucifer.

Photius, Patriarch von Konſtantinopel im 9. Jahrh., und Urheber der Trennung der griechiſchen und römiſchen Kirche. Er verband mit einer vornehmen Geburt und großem Reichthum den Ruf des gelehrteſten und gebildetſten Mannes ſeiner Zeit, und ſtieg daher ſchnell zu den höchſten Würden. Als er Hauptmann der Garden war, wurde er an den Kalifen von Bagdad geſchickt. Nachher ward er, unter Kaiſer Michael III. Staatsſekretär. Als

ſolcher trat er in vertraute Freundſchaft mit dem Cäſar Bardas, Michaels Oheim, welcher, nachdem er die Verbannung des Patriarchen Ignatius bewirkt hatte, den Kaiſer bewog, Photius, der noch ein Laie war, zu dieſer Würde zu erheben. In dem Zeitraume von ſechs Tagen ging er durch die ganze für prieſterliche Orden erfoderliche Stufenfolge hindurch, und am Tage der Salbung (858) ward er vom Biſchof Gregor von Syrakus, den der römiſche Biſchof kürzlich entſetzt hatte, zum Patriarchen geweiht. Um eine vollkommne Beſtätigung ſeiner Würde zu erlangen, ſchickte Photius Geſandte an den Papſt Nicolaus I., und ließ ihn erſuchen, durch ſeine Legaten zur Wiederherſtellung der Einigkeit in der Kirche mitzuwirken. Dem gemäß wohnten zwei päpſtliche Legaten der 861 zu Konſtantinopel gehaltnen Kirchenverſammlung bei, in welcher die Abſetzung des Ignatius beſtätigt wurde. Auf die Vorſtellungen von Ignatius Freunden aber verwarf der Papſt, dem das durch dieſe Appellationen an den römiſchen Sitz zugeſtandne Uebergewicht ſchmeichelte, die Beſchlüſſe ſeiner Legaten, und ſprach in einem 862 zu Rom gehaltnen Concilium die Abſetzung des Photius zugleich mit der Wiedereinſetzung des Ignatius aus. Um ſich zu rächen, hielt jener eine Kirchenverſammlung zu Konſtantinopel, welche den Papſt abſetzte und excommunicirte, und zugleich die römiſche Kirche der Ketzerei heftig beſchuldigte. Als aber im J. 867 der Kaiſer Michael von Baſilius ermordet worden, und dieſer den Thron beſtiegen hatte, ward Ignatius wieder eingeſetzt, und Photius in ein Kloſter verwieſen. Im J. 869 beſtätigte ein Concilium dieſe Verfügung und ſprach die Abſetzung und das Anathema gegen Photius aus. Als aber bei den folgenden Streitigkeiten, wegen der Gerichtsbarkeit über die neubekehrten Bulgaren, Ignatius, der die Rechte ſeines Sitzes aufrecht erhielt, mit dem römiſchen Hofe zerfiel, kehrte Photius, dieſen Umſtand benutzend, nach Konſtantinopel zurück, wußte ſich in die Gunſt des Kaiſers zu ſetzen, und nahm, durch den Tod des Ignatius begünſtigt, im J. 878 ſeine Würde mit kraftvoller Hand zurück. Papſt Johannes VIII. gab ſeine Genehmigung, und ein im J. 879 im Beiſein päpſtlicher Legaten gehaltnes Concilium beſtätigte dieſe Ernennung. Der Papſt hatte gehofft, Bulgarien werde jetzt ohne Widerſpruch dem römiſchen Sitz überlaſſen werden; da er ſich hierin getäuſcht ſah, widerrief er die Handlungen ſeiner Legaten und beſtätigte den früher gegen Photius ausgeſprochnen Bann. Ein Gleiches that Johannes Nachfolger, und als Baſil's Sohn, Leo, 886 den Thron beſtiegen hatte, ward Photius auf's neue abgeſetzt und nach Armenien in ein Kloſter verbannt, wo er 891 ſtarb. Hätten ſich jetzt die Päpſte mit mehr Mäßigung benommen, ſo würde die Streitigkeit beider Kirchen durch Photius Tod beendigt geweſen ſein. Da ſie aber darauf beſtanden, die von jenem ordinirten Prieſter und Biſchöfe nicht anzuerkennen, ſo ſtieg die Erbitterung immer höher, und die einmal begonnene Spaltung ward bleibend. Wenn auch Photius in ſeinem öffentlichen Betragen Tadel verdient, ſo hat ihm doch die Gelehrſamkeit viel zu verdanken. Sein Werk, Myriobiblon (Rothomagi, 1643, Fol.), das er während ſeiner Geſandtſchaft nach Bagdad, wahrſcheinlich zum Theil aus dem Gedächtniſſe, verfaßte, verbreitet ſich über 280 Schriftſteller im Fache der Geſchichte, Rhetorik, Grammatik, Philoſophie, Theologie u. ſ. w., von denen uns viele außerdem ganz verloren ſein würden. Die Behand-

lung iſt ohne Ordnung und ſehr ungleich. Einige ſind regelmäßig abgekürzt, andre bloß ausgeſchrieben. Sein Nomokanon, eine Sammlung von Kanons, kanoniſchen Briefen und kaiſerlichen Geſetzen über kirchliche Gegenſtände, iſt von großer Wichtigkeit. Auch ſein Lexikon iſt ſchätzbar (zuerſt herausgegeben von Hermann, Leipz. 1808). Außerdem beſitzen wir von ihm Briefe, zwei Homilien und verſchiedne andre zum Theil noch ungedruckte Werke.

Photometer, Lichtmeſſer, ein Werkzeug, die Stärke des Lichts leuchtender Körper zu beſtimmen. Schon Huygens verſuchte ein ſolches, aber weder er noch Bouguer kamen damit zu Stande. Erſt dem Grafen Rumford iſt es gelungen, eine Vorkehrung dieſer Art zu erfinden, die genaue und richtige Beſtimmungen liefert. Dadurch iſt eine eigne Wiſſenſchaft begründet, die Photometrie, welche einen Zweig der optiſchen Wiſſenſchaften ausmacht. Sie lehrt die Stärke und die Wirkungen des Lichts durch Vergleichung beſtimmen und meſſen.

Phraſeologie, derjenige Theil der Sprachlehre, welcher von den Redensarten (Phraſen) einer Sprache handelt. Wie eine jede Sprache einen eigenthümlichen Geiſt, eine eigenthümliche Wortfügung u. ſ. w. hat, ſo hat ſie auch Redensarten, d. h. Arten des Ausdrucks, die ihr allein angehören, und aus einer allgemeinen Kenntniß der Sprache nicht erkannt werden. Dieſe lehrt die Phraſeologie kennen. Wir finden ſie theils mit unſern gewöhnlichen Wörterbüchern verbunden, theils in beſondern phraſeologiſchen Wörterbüchern enthalten.

Phrygien. Den Namen Phrygier ſcheinen die älteſten Bewohner Kleinaſiens geführt zu haben; denn nicht bloß die Trojaner, ſondern auch die Myſier und Lydier werden Phrygier genannt. Das Gebiet von Troas hieß ſpäterhin Kleinphrygien. Im perſiſchen Zeitalter war Phrygien, als die mittelſte, von allen übrigen Provinzen Kleinaſiens umgrenzt und auch da noch die größte unter ihnen. Später war es eingetheilt in Groß- und Klein-Phrygien und Phrygia epiktetos (das hinzuerworbne), der nordweſtliche Theil des eigentlichen Phrygiens um den Hermus und Doryläum am Bathys. Die vorzüglichſten Städte Phrygiens waren Aramea, Laodicea und Koloſſa. Die Bewohner des von Natur fruchtbaren und reichen Landes wurden früh gebildet; Ackerbau und Viehzucht blühte bei ihnen. Die Geſchichte Phrygiens iſt ganz mythiſch; unter dem Namen Midas und Gordius werden mehrere Könige genannt, unter denen der mit Eſelsohren begabte Midas der bekannteſte iſt. Mit Adraſtus ſtarb um 560 vor Chr. die königliche Familie aus, und Phrygien wurde eine Provinz des lydiſchen Reichs; mit dieſem kam es an Perſien, machte hier eine eigne Satrapie aus und kam zuletzt mit Lydien unter die römiſche Herrſchaft. In der Muſik der Alten war die phrygiſche Tonart von heftigem kriegeriſchem Charakter. Jetzt verſteht man darunter mehr eine weiche, klagende Tonart. (Vergl. Ton, Tonart.)

Phryne, eine der berühmteſten Hetären Griechenlands, aus Theſpiä in Böotien gebürtig. Arm kam ſie nach Athen, wo ſie anfangs mit Kapern handelte; dann aber, als ihre Reize ſich entfalteten, dieſe zu einem bequemern und einträglichern Erwerbe benutzte. Sie ward die Freundin eines Praxiteles und Hyperides, von denen jener ihre Schönheit durch ſeine Kunſt verewigte (ſ. Praxiteles),

dieſer durch die Enthüllung ihrer Reize den grauen Richtern der Heliäa, vor denen der verſchmähte Euthias ſie des Atheismus angeklagt hatte, ein günſtiges Urtheil abgewann. Dieſe Begebenheit war entſcheidend für ihren Ruhm; ſie verhüllte ihre Schönheit, und verlieh ihre Gunſtbezeigungen fortan nur um einen hohen Preis, und wenn ſie einſt zu Eleuſis vor den Augen des ganzen Volks entkleidet in das Meer ſtieg, ſo geſchah dieß vielleicht nur, um den Eindruck ihrer Reize zu erneuern. (Vergl. Anadyomene.) Phryne, nach Andern jedoch die gleichberühmte Lais, hatte gewettet, den wegen ſeiner Enthaltſamkeit und Strenge berühmten Philoſophen Xenokrates zu beſiegen; aber alle ihre Bemühungen blieben fruchtlos, und ſie kehrte mit der Aeußerung von ihm zurück, ſie komme nicht von einem Manne, ſondern von einer Bildſäule. Selbſt im Alter fehlte es ihr nicht an Anbetern, da man eine Ehre darein ſetzte, ſich ihrer Gunſt rühmen zu können.

Phryxus, ſ. Argonauten, Athamas und Helle.

Phthiotis, ſ. Theſſalien.

Phthiſis, ſ. Schwindſucht.

Phyſik, ſ. Naturlehre.

Phyſikotheologie wurde ſonſt durch natürliche Theologie überſetzt, und der geoffenbarten gegenübergeſtellt. Nun iſt zwar die Theologie an ſich weder eine natürliche, von der Natur ſelbſt angeborne, noch eine geoffenbarte, oder auf übernatürliche Weiſe im Menſchen gewirkte, ſondern durch Glauben, Forſchen, Studium, Fleiß und Eifer zu erwerben; es beziehen ſich aber jene Ausdrücke mehr auf den Inhalt der Theologie ſelbſt, und auf die Grundſätze, nach welchen man denſelben ableiten und behandeln zu müſſen glaubt, und gründen ſich auf die Ausdrücke: natürliche und geoffenbarte Religion. Wie nun der Menſch, in dem nur menſchliches, geiſtiges Leben entwickelt iſt, durch ſein innerſtes Bewußtſein, durch ſein Gefühl und ſeine Vernunft auch zum Bewußtſein Gottes, zu religiöſen Empfindungen und zur Erkenntniß ewiger Wahrheiten unleugbar gelangen kann; wie es in dieſer Hinſicht allerdings eine Religion gibt, die man eine natürliche nennen mag, weil ſie in den natürlichen Anlagen und Vermögen des Menſchen ſich entwickelt, ohne eine übernatürliche Unterſtützung zu erhalten: ſo kann es auch eine Theologie geben, welche natürliche oder Phyſikotheologie genannt wird, inwiefern ſie weſentlich die Erforſchung, Begründung, Entwickelung und übereinſtimmende Anordnung jener religiöſen Wahrheiten beabſichtigt. So haben auch wol fromme und gelehrte Chriſten ſie gedacht und behandelt, ohne dabei den Glauben an die Nothwendigkeit und Wirklichkeit der Offenbarung aufzugeben, und die Phyſikotheologie als Gegenſatz der geoffenbarten Theologie aufſtellen zu wollen. Denn es war demüthigen und beſcheidnen Forſchern einleuchtend genug, wie der Menſch bei den herrlichſten, von Gott ihm verliehnen Kräften, und der Fähigkeit, die erhabenſten Anſchauungen von Gott, als dem Urquell und Erhalter aller Dinge, zu erlangen, doch aus eigner Kraft nie zu einer Religion gelangen konnte, die alle Anſprüche ſeines Geiſtes und Herzens vollkommen befriedigte, und unter allen Lebensverhältniſſen mit einem Troſt und Muth, einer Zuverſicht und Freudigkeit, wie keine der mannichfachen Philoſophien je gewährt hat, erfüllte. Das Bedürfniß einer außerordentlichen Erleuchtung und Leitung der Menſchheit, das Bedürfniß

einer Offenbarung, und die geſchichtlich und im Glauben gegründete Gewißheit derſelben, konnte demnach durch eine echte Phyſikotheologie keineswegs wankend gemacht oder umgeſtoßen werden, und dieſe demnach auch nicht über die Theologie des Chriſtenthums ſich erheben wollen, ſo wenig als die eine mit der andern je wahrhaft in Widerſtreit kommen kann, außer wenn man einem Widerſtreite des Menſchlichen gegen das Göttliche Raum gibt. Doch hat in jenen Zeiten, da ein ſogenannter Naturalismus ſich übermüthig der Offenbarung des Chriſtenthums gegenüberſtellte, und dem Indifferentismus den Weg bahnte, die Phyſikotheologie ſich ſelbſt als einen Gegenſatz gegen die chriſtliche Theologie geltend machen wollen, und ſo eine böſe Nebenbedeutung gewonnen. Es wird dann jene Theologie damit bezeichnet, die, ohne jene unverkennbare, ſeit Jahrhunderten fortdauernde, Einwirkung der Offenbarung auf alle menſchliche Erkenntniß und unſre früheſte Bildung zu berückſichtigen, ſich aller Offenbarung überhebt, und mit der Ueberzeugung, der Menſch könne und müſſe Alles, was von Gott und göttlichen Dingen zu erkennen nothwendig und nützlich iſt, auch ohne das göttliche Licht aus eigner Kraft und Vernunft ſich aneignen, alle Lehren und Erkenntniſſe derſelben für Früchte der eignen Kraft und Vernunft ausgibt; dahingegen jedes Geheimniß, was die Offenbarung zwar als ſichere und beglaubigte, aber keineswegs mit menſchlicher Kurzſichtigkeit völlig zu durchſchauende Wahrheit enthüllt, völlig verwirft. Gleichwol bleibt dieſer natürlichen Theologie die Natur ſelber ein großes Geheimniß, während ſie das Werden und Erhalten derſelben vollkommen erklären zu können glaubt, und der Menſch ſelber, das Verhältniß ſeines eignen geiſtigen und körperlichen Lebens zu einander, bleibt ihr in vielem ein Räthſel, während ſie die genügendſten Aufſchlüſſe über Gott und göttliche Dinge, und des Menſchen höchſte Bedürfniſſe, mittheilen zu können ſich eitel überredet. In einem beſchränktern und gewöhnlichern Sinne bezeichnet die Phyſikotheologie diejenige Religionswiſſenſchaft, welche von der Welt zum höchſten Weſen, als dem Urſprung aller natürlichen Ordnung und Vollkommenheit, aufſteigen will, oder den Verſuch der Vernunft, aus den Zwecken und der weiſen Einrichtung der Natur auf die oberſte Urſache der Natur und ihre Eigenſchaften, von der Schöpfung auf den Schöpfer zu ſchließen. Daher der phyſikotheologiſche Beweis derjenige, der hieraus geführt wird.

Phyſiognomie, Phyſiognomik. Phyſiognomie nennt man das Anſehn eines Menſchen, oder ſein ganzes Aeußere (beſonders das Geſicht), inſofern es eine natürliche und bleibende Beſchaffenheit (φύσις) des Geiſtes ausdrückt, und Phyſiognomik die Kunſt, in dem Anſehn des Menſchen, beſonders aus dem Geſicht und aus gewiſſen gleichförmigen Aeußerungen deſſelben eine bleibende Geiſtesbeſchaffenheit zu erkennen. Daß das Innere ſich in dem Aeußern, nach Naturgeſetzen, unter welchen beide mit einander verbunden ſind, ausdrücke, iſt kein Zweifel. In dem ganzen Reiche der Natur, das unſern Blicken eröffnet iſt, findet Wechſelwirkung zwiſchen dem Innern und Aeußern, zwiſchen Geiſt und Materie Statt, und das Band zwiſchen beiden iſt die Form (Bildung). Die vollkommenſte Wechſelwirkung aber zeigt ſich in den höchſten Erſcheinungen der Natur, d. i. im Thierreiche. Die Formen des Thierreichs tragen verſchiedne dem lebendigen Naturforſcher verſtändliche Charaktere. Die Kopfbildung des Wolfes, des Fuchſes oder des Löwen z. B. drückt

jede einen eigenthümlichen Charakter aus; dem Wolfe legt man räuberiſche Tücke, dem Fuchſe Liſt und Verſchlagenheit, dem Löwen Stärke und Großmuth bei, ja man ſtellt dieſe Thiere ſogar als Bilder der angezeigten Eigenſchaften auf, und dieſe Thierſymbolik iſt nicht willkürlich, ſondern reicht bis in die älteſten Zeiten, und iſt überall verbreitet, wie der Glaube an die urſprüngliche Einheit des Geiſtigen und Natürlichen. Da nun insbeſondre das Geſicht, als der vordere Theil des Kopfes, an welchem die edelſten Organe der Weltauffaſſung und Natureinwirkung ſich vereinigen, dieſen Ausdruck zeigt, ſo legt man auch den Thieren eine Phyſiognomie im weitern Sinne, als einen Ausdruck des Geſammtcharakters einer Thierklaſſe, bei. Hierauf beruhten ſchon Bapt. della Porta's Unterſuchungen über die menſchliche Phyſiognomie (ſtarb 1615), welcher Thierköpfe, mit gewiſſen Menſchengeſichtern verglichen, darſtellen ließ. Am ausdruckvollſten und ausdruckfähigſten aber iſt das menſchliche Geſicht, weshalb man es allein ein Antlitz, einen Spiegel der Seele nennt. Ausdrucksvoll, da der Geiſt, mit Freiheit und Bewußtſein ausgerüſtet, ſich in mannichfaltige Charaktere geſtaltet und in ſeiner erkennbaren, allſeitigen Beziehung auf die Welt mittelſt des Körpers einen Reichthum bedeutungsvoller Zuſtände und Aeußerungen offenbaren muß; ausdrucksfähig, weil die Haut des Geſichts frei von allen Bedeckungen, welche wir bei den Thieren finden, ferner ſehr zart und beweglich, das Innere auch mannichfaltig auszuprägen vermag. In dem Begriff der Phyſiognomie liegt aber zugleich, daß das Aeußere eine natürliche und bleibende Beſchaffenheit des Geiſtes ausdrücke, d. h. eine ſolche, welche entweder auf der körperlich bedingten Anlage beruht, oder zwar auch von Freiheit abhängig, aber durch Gewohnheit unwillkürlich und feſt, oder wie man ſich ausdrückt, zur andern Natur geworden iſt. Denn durch Uebung des Denk-, Gefühls- und Begehrungsvermögens entſteht eine beſtimmte Denk-, Gefühls- und Begehrungsweiſe. Wie der Körper die Geiſteswirkſamkeit bedinge, und wie dieſe Denk- und Sinnesweiſen auf das Aeußere einwirken, iſt eben ſo unerklärlich, als die Wechſelwirkung der Seele und des Körpers überhaupt; daß letztre aber, Einſchränkungen und Ausnahmen abgerechnet, welche in der Natur überall vorkommen, ſich einprägen und ihren beſtimmten Ausdruck haben, iſt nicht zu bezweifeln, und man kann ſich wol im einzelnen Falle irren, wenn man Jemanden ein kluges oder dummes Geſicht beilegt, nicht aber darin, daß es kluge und dumme Geſichter gibt, daß die Herzensgüte und die Schlechtigkeit ihren eignen ſtehenden Ausdruck haben u. ſ. w. Darauf beruht die Nothwendigkeit und Sicherheit der plaſtiſchen und mimiſchen Kunſt, ſo wie der allgemeinen Beurtheilung von Seiten der Beſchauer bei Unterſcheidung von Würde und Gemeinheit u. ſ. w. Ferner ſchließt der Begriff der Phyſiognomie die zufälligen oder ganz phyſiſchen Veränderungen und Bewegungen aus, und fodert bloß bleibende Beſchaffenheiten, oder gleichförmig wiederkehrende Veränderungen und Wirkungen des Körpers, welche jenen natürlichen und bleibenden Beſchaffenheiten der Seele ſo entſprechen, daß ſie als deren Zeichen angeſehen werden können. Hieher rechnet Kant in ſeiner Anthropologie, in Hinſicht des Geſichts, mit Recht: 1) die Geſichtsbildung, in deren Profil hauptſächlich das Charakteriſtiſche ſich zeigt. Die Geſichtsbildung ſcheint aber mehr die durch körperliche Anlage bedingte Geiſtesart zu bezeichnen. Der Menſch kann dieſer Anlage zwar entwachſen,

aber ihrem Einfluſſe nie ganz entgehen. Dies bezeugen Blumenbach's Unterſuchungen über die Phyſiognomien der verſchiednen Völker der Erde. Auch können, namentlich in Beziehung auf die Stirn, welche mit der Gehirnbildung in Verbindung ſteht und das „Menſchlichſte am menſchlichen Haupte iſt,“ viele Beobachtungen Gall's hieher bezogen werden, ſo wie die Bemerkungen der Kunſtkenner über die Werke der Bildhauerkunſt und Malerei, z. B. Böttiger's über den Jupiter des Phidias; 2) die Geſichtszüge; 3) Mienen oder in Bewegung geſetzte Geſichtszüge, inſofern ſie habituelle (gleichförmig wiederkehrende) Geſichtsgeberdungen ſind. Uebrigens ſind auch andre Aeußerungen des Menſchen charakteriſtiſch, jedoch in verſchiednen Graden, z. B. der Gang, die Stimme und Sprache, welche mehr als Alles den Geiſt verſtehen läßt, (Phinognomik) — Schrift u. ſ. w. Auf dieſe charakteriſtiſchen Aeußerungen gründet ſich nun die Phyſiognomik, von welcher Kant und Mehrere behaupten, daß ſie nicht zur Wiſſenſchaft werden könne, „weil der Eigenthümer einer menſchlichen Geſtalt, die auf gewiſſe Neigungen oder Vermögen des angeſchauten Subjekts hindeutet, nicht durch Beſchreifung nach Begriffen, ſondern durch Abbildung und Darſtellung in der Anſchauung oder ihrer Nachahmung verſtanden werden kann; wo die Menſchengeſtalt im Allgemeinen nach ihren Varietäten, deren jede auf eine beſondre, innere Eigenſchaft des Menſchen im Innern hindeuten ſoll, der Beurtheilung ausgeſetzt wird.“ Indeſſen kann man doch den Inbegriff der (jetzt noch zerſtreuten) Regeln ſo nennen, nach welchen man die Geiſtesart der Menſchen, oder gewiſſe Klaſſen der Geiſtesbeſchaffenheit in äußerlichen Zeichen erkennen kann, wobei freilich ſichtbare Abbildungen unterſtützen müſſen. Die Anwendung dieſer Geſetze aber wird durch die mannichfaltigen Ausnahmen ſehr beſchränkt, und kann bei voreiligen Schlüſſen leicht gehäſſig werden. Letztres iſt der Grund, warum die Phyſiognomik Lavater's ſo bald vergeſſen worden iſt, obgleich ſie einen Schatz von Erfahrungen und herrlichen Beiträgen zu einer Theorie der Phyſiognomik enthält. Verſtellung der Menſchen, Krankheiten und andre Umſtände verändern die äußre Geſtalt, und laſſen die verſchiednen Erfahrungen oft verwiſchen. Darum aber müſſen auch dieſe Einſchränkungen in einer ſolchen Theorie aufgeführt, und muß in ihr die Frage beantwortet werden, welche Geiſtesbeſchaffenheit am leichteſten ſich im Aeußern offenbart und erkennen laſſe. Dies ſind nämlich Eigenſchaften des Temperaments und die Gefühlsweiſe eines Menſchen; weniger leicht kann auf Geſinnung und geiſtige Beſchaffenheit geſchloſſen werden. Sehr ſcharfſinnige Grundzüge einer Theorie der Phyſiognomik hat neuerlich Joh. Jac. Wagner in ſeinem Buche über die Natur der Dinge, Leipzig 1803 (von S. 551 an) aufgeſtellt.

Phyſiokratiſches Syſtem, Phyſiokraten, Oekonomiſtiſches Syſtem, Oekonomiſten. Dieſes berühmte ſtaatswirthſchaftliche Syſtem, welches eine Reihe von Jahren hindurch die Blicke von ganz Europa auf ſich gezogen, ward zuerſt in Frankreich von einem geiſtreichen, ſpekulativen Kopfe, Franz Quesnoy, Leibarzt Ludwigs XV., auf die Bahn gebracht. Dieſer hatte auf den Reiſen, welche er mit dem Könige im Lande machte, Gelegenheit, von dem großen Verfall ſich zu überzeugen, worin ſich in Frankreich damals der Landbau befand, und entdeckte einen Hauptgrund dieſes

Verfalls in der Befolgung der unter Colbert's Miniſterium eingeführten Grundſätze des Merkantil-Syſtems (ſ. d. Art.), welches den ſtädtiſchen Gewerbfleiß vorzugsweiſe begünſtigte auf Koſten des ländlichen. Kaum hatte Quesnoy ſeine neuen Anſichten öffentlich dargelegt (Tableau économique avec son explication 1758; erläutert unter dem Titel: La Physiocratie ou Constitution naturelle du Gouvernement le plus avantageux au genre humain, Paris 1767; verbeſſert Iverdun 1768, 6 Bde.); ſo bemühten ſich mehrere ſcharfſinnige Schriftſteller gleichſam um die Wette, die vom Erfinder bloß hingeworfnen Ideen zu entwickeln und ausführlicher darzuſtellen. Es bildete ſich eine eigne Schule von ſtaatswirthſchaftlichen Philoſophen unter dem Namen der Phyſiokraten oder Oekonomiſten. Unter den Franzoſen waren es vorzüglich du Pont, Baudeau, le Trosne, de la Rivière und der ältere Mirabeau, unter den Deutſchen Iſelin, Schlettwein, Springer, Mauvillon, Schmalz und Krug, welche zur Verbreitung dieſes Syſtems beitrugen. In der letzten Zeit der Regierung Ludwigs XV. war daſſelbe in Frankreich ganz ohne Einfluß; erſt unter Ludwig XVI. kamen verſchiedne ſeiner Anhänger, unter andern der Miniſter Turgot, in die Verwaltung. Nachher ſank das Anſehn dieſer Schule wieder, bis ſie zur Zeit der Revolution mehrere Jahre hindurch ein entſchiednes Uebergewicht in der Nationalverſammlung behauptete. In Deutſchland iſt das phyſiokratiſche Syſtem praktiſch einzuführen zuerſt verſucht worden vom letztverſtorbnen Großherzoge von Baden, welcher ſelbſt manche Schriften darüber herausgegeben; aber ſein Verſuch mußte ſchon deshalb mißlingen, weil er bloß mit einigen Dörfern angeſtellt wurde. Auch die Brüder Joſeph II., römiſcher Kaiſer, und Leopold, Großherzog von Toscana, waren dem Syſteme im Ganzen ergeben; nur die vom demſelben empfohlne Freiheit des Verkehrs mit dem Auslande hat Joſeph ganz und Leopold theilweiſe beſchränkt. Die Hauptgrundſätze dieſes Syſtems ſind folgende: 1) Die Erde iſt die einzige Quelle aller Werthſchaffung und alles Reichthums; nur die Arbeit, welchemittelſt Benutzung und Verſtärkung der im Pflanzen- und Thierreiche ſchöpferiſch wirkenden Naturkräfte verwandt wird, bringt etwas Neues hervor. 2) Alle Staatsbürger ſind daher in drei Klaſſen zu vertheilen, nämlich in a. Landeigenthümer, b. produktive Staatsbürger, ſolche, welche den Boden bauen und benutzen, alſo Pächter, Landwirthe ꝛc., c. unproduktive oder ſterile Staatsbürger, alle übrigen, alſo Gelehrte, Künſtler, Handwerker, Kaufleute ꝛc., weil ſie ſämmtlich mit Erzeugniſſen der Erde ernährt werden müſſen, ohne bei deren Hervorbringung unmittelbar mitgewirkt zu haben. 3) Da dem Syſteme zufolge aller Reichthum bloß aus dem Boden hervorgeht, ſo darf auch nur eine einzige Abgabe, nämlich vom Grund und Boden, Statt finden und dieſe Abgabe, welche in der Sprache der Schule Impôt unique heißt, muß auf den Reinertrag des Grundeigenthums gelegt werden. Die Unhaltbarkeit dieſes ſtaatswirthſchaftlichen Syſtems erhellt aus folgenden Sätzen: 1) Der Reichthum beſteht nicht in den rohen Erzeugniſſen allein, ſondern in Dingen, welche menſchliche Bedürfniſſe zu befriedigen vermögen, und daher einen Werth haben. Die Erde iſt zwar die Mutter aller unſrer Sachbedürfniſſe, aber wir erhalten ihre Gaben nur als Grundſtoff zur weitern Veredlung; wenige Erzeugniſſe des Bodens laſſen ſich ohne weitere Bereitung gebrauchen, und jede Arbeit, welche auf die Ver-

edlung ſolcher Erzeugniſſe verwandt, ihre Brauchbarkeit vermehrt, iſt auf dieſelbe Weiſe produktiv als die Arbeit, welche auf den Boden verwandt wird. 2) Die Natur iſt nicht bloß wirkſam bei der Erzielung von rohen Produkten, ſondern auch dem Kaufmann und Fabrikanten leiſtet ſie Hülfe. Das Waſſer, welches die Mühle treibt, das Feuer in den Dampfmaſchinen und ſelbſt das Genie des Künſtlers, das Talent des Manufaktur-Unternehmers, was iſt es anders als Natur, welche mit produciren hilft. So wie ſich der Grundeigenthümer ein Stück des Bodens zuzueignen und damit zu wuchern verſteht, indem er ſich etwas für die Benutzung der Produktion, welche ſein Grundſtück enthält, als Rente bezahlen läßt, ſo weiß auch der Manufakturiſt ſich eine Naturkraft zuzueignen und ihre Anwendung oft lange Zeit als Geheimniß zu verwahren, ſo daß er davon noch weit höhern Gewinn zu ziehen vermag als der Grundherr von ſeinem Acker. Dabei iſt auch 3) der Schluß falſch, daß keine andre Abgabe, als die von der Grundrente Statt finden dürfe. Sollte der ganze Steuerbetrag von dem Grundertrage aufkommen, ſo würde zwar in einem ganz abgeſonderten, geſchloßnen Handelsſtaat durch die Preiserhöhung der rohen Erzeuniſſe auch der übrige Theil der Nation einen Beitrag dazu entrichten, aber der Landwirth und die Grundbeſitzer würden doch immer den Vorſchuß zu leiſten haben, was für ſie ausnehmend drückend wäre. In einem Staate aber, welcher aus ſeinem Verkehr mit den Nachbarn nicht herausgeriſſen werden kann, muß der gänzliche Verfall der Landwirthſchaft die Folge davon ſein, wenn ſämmtliche Staatsabgaben auf den Grundertrag gelegt werden, weil alsdann die übrigen Volksklaſſen ihren Bedarf an rohen Naturerzeugniſſen, des hohen Preiſes wegen, nicht im Inlande kaufen, ſondern lieber vom Auslande beziehen werden. Eine, alle ſonſtige Abgaben ausſchließende, einzige Grundſteuer iſt durchaus chimäriſch, und ſelbſt der reichſte Segen der Natur würde die Nachtheile einer ſolchen Steueranlage nicht auszugleichen vermögen. (Vergl. Abgaben, Grundſteuer.) Trotz dieſer weſentlichen Mängel des phyſiokratiſchen Syſtems, welches der ältere Mirabeau nicht mit Unrecht einen prächtigen Palaſt ohne Treppe genannt hat, läßt ſich nicht leugnen, daß die Verbreitung deſſelben der Wiſſenſchaft der Nationalökonomie wahrhaft beförderlich geweſen, indem dadurch die Fehler des Merkantilſyſtems in ihr volles Licht geſtellt und die heilſamen Wirkungen deutlich gezeigt worden, welche überall aus der Freiheit der Gewerbe für den Nationalwohlſtand hervorgehen. K. M.

Phyſiologie, der Wortbedeutung nach, die Lehre von der Natur; wir verſtehen darunter insbeſondre die Lehre von der körperlichen Natur des Menſchen, obgleich die Schuldefinitionen dieſes Worts nach dem jedesmaligen Standpunkte der Philoſophie und der mediciniſchen Wiſſenſchaften verſchieden waren. So erklärten z. B. Fernelius und Platner ſie für die Lehre von der Natur, oder dem Inbegriff gewiſſer Kräfte und Urſachen, durch welche das Leben und ſeine Aeußerungen in dem Menſchen bewirkt werden; Haller für die belebte Anatomie; Meckel für die Lehre von den Verrichtungen des Menſchen und ſeiner Theile im geſunden Zuſtande; die naturphiloſophiſchen Aerzte für die Wiſſenſchaft von dem Offenbarwerden des Lebens an dem menſchlichen Organismus; und da der vollkommenſte Zuſtand des Lebens im Organismus zugleich den Begriff der Geſund-

heit in ſich ſchließt, ſo iſt auch in dieſer Erklärung der Zuſtand der Geſundheit eingeſchloſſen. Die Phyſiologie iſt der Grund aller wiſſenſchaftlichen Medicin, ihre Geſchichte iſt folglich eins mit der Geſchichte der Medicin. Die Kenntniſſe der erſten Zeit in der Phyſiologie waren nur mangelhafte Bruchſtücke, einzelne Materialien und Hypotheſen. Hippokrates ſelbſt hatte nur unvollkommne Kenntniſſe von der Organiſation des menſchlichen Körpers, und einſeitige Begriffe von dem Urſprunge des Lebens. Plato macht ſchon deswegen Epoche, weil er umfaſſende Ideen von den Verhältniſſen des Univerſums, von dem Ausdrucke der geſammten Natur in dem Körper und Leben des Menſchen, von dem Urſprunge des Lebens aus der Gottheit, als dem ewigen Leben ſelbſt, in die Phyſiologie verwebte. Galen, mit mehrern Kenntniſſen in der Anatomie verſehen, ſetzte ein für die damalige Zeit ſchon weitläufiges Gebäude der Phyſiologie zuſammen. Von ihm rührt die Eintheilung der Funktionen in Lebens-, thieriſche und natürliche Verrichtungen her, die ſich bis auf unſre Zeiten im Anſehn erhalten hat. Nach den Zeiten des Mittelalters bereitete die beſſere Bearbeitung der Anatomie (ſ. d. Art.) ein geläutertes Studium der Phyſiologie vor; doch blieb auch dieſe lange nur eine feinere Anatomie. Die Berichtigung der Theorie des Blutumlaufs von Harvey vrebreitete zwar vieles Licht in den Verrichtungen des menſchlichen Organismus, allein ſie hatte auch zur Folge, daß die nachfolgenden Phyſiologen alle Thätigkeiten in demſelben, und das Leben ſelbſt nach Grundſätzen der Mechanik und Hydraulik aus dem Umlaufe des Blutes erklären und berechnen wollten. Nur Stahl lenkte die Aufmerkſamkeit wieder auf eine geiſtige Urſache des Lebens und ſeiner Aeußerungen, indem er die Seele als das Princip derſelben annahm; Haller aber gründete eine ganz neue Epoche in der Phyſiologie, indem er die Theorie von der Reizbarkeit der thieriſchen Faſer aufſtellte, welche von Phyſiologen nach ihm unter verſchiednen Modifikationen zur Lehre von der Lebenkraft umgearbeitet wurde, und in welcher endlich ſelbſt Brown's Lehre ihre Wurzel hatte, indem dieſer das Leben und ſeine Erſcheinungen aus der Reizbarkeit des geſammten Organismus (die er Erregbarkeit nannte) und den erregenden Einwirkungen der Außenwelt herleitete. Unterdeſſen hatten allmälig die Fortſchritte der neuern Chemie und die Philoſophie Kant's eine andre Geſtaltung der Phyſiologie verbreitet; die erſtern, indem ſie die einfachen Stoffe des Organismus durch kunſtvolle Verſuche darſtellen und näher kennen lehrten, und folglich auch mehr Licht über den Einfluß der von außen in ihn aufgenommnen und auf ihn wirkenden Stoffe der Nahrungsmittel, der Atmoſphäre u. ſ. w. verbreiteten; die letztre, indem ſie durch gründliche Kritik deſſen, was die Vernunft zu leiſten oder nicht zu leiſten vermag, alle leeren und nicht zu erweiſenden Hypotheſen verbannte, eine beſſere Art der Naturforſchung überhaupt einführte, gewiſſe aus der Grundeinrichtung des Geiſtes entſpringende Sätze als die Richtung für alle Unterſuchungen der Natur aufſtellte. Hieraus entſtanden richtigere Begriffe über Organiſation und Organismus. Schelling leitete von dem Leben ſelbſt, als dem Urquell alles Seins, nicht nur die ganze Natur, ſondern den Geiſt, die Vernunft ſelbſt ab, und betrachtete ſomit Alles, was iſt, Geiſt, Menſch, Natur, Organiſation, das Weltall ſelbſt, als die Offenbarung dieſes höchſten und ewigen Lebens in einer unermeßlichen Reihe von Verſchiedenheiten.

Wir verſuchen es, dem Leſer in möglichſter Kürze eine Anſicht des weſentlichen Inhalts der Phyſiologie von ihrem jetzigen Standpunkte aus zu geben. Der Menſch iſt in zwiefacher Rückſicht zu betrachten: als Naturweſen, zur Erde gehörig, und als ein höheres, der Geiſterwelt angehöriges Weſen. Als Naturweſen unterliegt der Menſch den allgemeinen Naturgeſetzen, die das große Weltall regieren, und ſich in allen Theilen deſſelben, ſo auch im Erdorganismus in unzähligen Abſtufungen wiederholen. Nach dieſen Naturgeſetzen ſehen wir organiſchen Weſen von ihres Gleichen entſtehen, ſich ſelbſt erhalten, wachſen, blühen, dann wieder zurückgehen, welken und abſterben. Der Menſch ſteht zwar als organiſches Weſen auf der höchſten Stufe, die Naturgeſetze aber regieren und beſtimmen unabänderlich ſein irdiſches Leben. Die allgemeine Kraft, die nach unabänderlichen Geſetzen das Weltall, die Erde, die organiſchen Weſen der Erde hervorbringt, regiert und bewegt, iſt das urſprüngliche, ewige und unendliche Leben, das als Weltleben, Erdleben, als das Leben aller der Erde angehörigen organiſchen Weſen, in unzähligen Abſtufungen ſich darſtellt. Es iſt daſſelbe Leben, das auf der unterſten Stufe der Erdweſen ſich als Kryſtalliſirung im Wachsthume des Minerals und Metalls offenbart, das ſchon in höherer, aber noch ſtiller Thätigkeit im Wachsthume der Pflanzen ſeinen Kreis durchläuft; daſſelbe Leben, das auf noch höhern Stufen in der Thierwelt einen freiern und weitern Kreis durchgeht, ſich in viel mannichfaltigern Abſtufungen offenbart, das endlich im Menſchen ſich auf der höchſten Stufe in den mannichfaltigſten Erſcheinungen darſtellt. Indem alſo das an ſich ewige und unendliche Leben in zeitliche und ewige Beſchränkung von verſchiednen Graden ſich darſtellt, erſcheint es als eben ſo verſchiedne körperliche Form in den Erdorganismen, durchläuft in denſelben einen gewiſſen Kreis, in welchem es ſeine an ſich ewige und unendlich freie Thätigkeit auf beſchränkte, d. h. zeitliche und endliche Weiſe offenbar werden läßt, und dadurch die verſchiednen Perioden der organiſchen Weſen in Entſtehung, Wachsthum, Blüthe (als den höchſten Punkt der Lebensäußerung) entwickelt. Dieſe Offenbarung, Verkörperung der Ideen des Lebens, und die Entwickelung ihrer Perioden nennen wir Natur, und die ihnen inwohnende Lebensidee Naturkraft. Es iſt folglich dieſelbe Naturkraft, die ſich im großen Erdorganismus wie im kleinen äußert, nur auf verſchiednen Graden der Stärke, je nachdem die Idee des Lebens auf einer niedern oder höhern Stufe ſich offenbart. Daher ſehen wir im Menſchenleben alle Erſcheinungen des geſammten Erdlebens wie im Spiegel wiederholt; wir finden die niedern Stufen des Lebens, die Kryſtalliſation des Mineralreichs, die Vegetation des Pflanzenreichs, die Animaliſation des Thierreichs in ihren verſchiednen Stufen im menſchlichen Organismus wieder. Eben ſo finden wir die Erſcheinungen der Natur verähnlicht in demſelben wieder, z. B. die Bewegungen der Erde um ihre Sonne in den Perioden des Menſchenlebens; die tägliche Bewegung der Erde um ſich ſelbſt, die Wechſel ihres Lebens im Licht und in der Finſterniß, im Wachen und Schlaf; der Atmoſphäre mit ihrem ätheriſchen Princip in dem Bau der Lungen; den Erdelektrizismus in der animaliſchen Elektrizitätsſpannung; den Charakter der Erdoberfläche und des Klima's in dem phyſiſchen Charakter der Menſchen u. ſ. w. Inſofern nun die Idee des Lebens auf der Erde ſich auf der höchſten Stufe offenbaren ſollte,

mußte auch der ihr ſich gleich bildende Organismus am zuſammenge=ſetzteſten erſcheinen, um einen organiſchen Körper darzuſtellen, der in ſeiner Formbildung und in Behauptung ſeiner Individualität die Stufenfolge der Idee des Lebens, in dem Umlaufe von Entſtehung und Bildung, in den Entwickelungen des Wachsthums und der Le=bensperioden, die ſtets in ununterbrochner Thätigkeit begriffne Durchführung der Lebensidee, in der Fortpflanzung und Erhaltung des Menſchengeſchlechts ſelbſt die Ewigkeit und Unendlichkeit der Le=bensidee, als Ausfluß des urſprünglichen, abſoluten und ewigen Le=bens, offenbarte. Daher ſtellt der menſchliche Körper eine Form dar, welche der höhern Foderung der Vernunft, den Regeln der Schön=heit, Symmetrie und Zweckmäßigkeit entſpricht; iſt mit einer Reihe von Organen verſehen, welche zur Ausbildung, zur Erhaltung ſeiner Individualität und ſeiner Gattung, — mit Organen, welche zur Be=wegung, zum Wechſelverkehr mit der Außenwelt, — ferner mit Or=ganen, welche zur Wahrnehmung der Gegenſtände außer ihm, ſo wie ſeines eignen Körpers dienen. (S. d. Art. Organ.) Wie nun der Menſch einer Seits der Erde als Naturweſen angehört, ſo iſt der menſchliche Geiſt durch Vernunft und Freiheit von der Natur=welt getrennt, und dieſer völlige Gegenſatz wird durch das Bewußt=ſein bewirkt, wodurch er die in ihm ſich ſpiegelnden Bilder der Au=ßenwelt als außer ihm und ihm fremd erkennt und unterſcheidet. Jene Reihe von Organen, welche den menſchlichen Organismus in den Gegenſatz zur Außenwelt bringen, ſind daher auch zum Theil die Vermittelungsorgane zwiſchen Körper und Seele, und ihr Mittel=punkt, wo alle aus= und einwirkenden Strahlen zuſammentreffen, iſt als der Sitz der Seele, oder vielmehr als das Organ derſelben anzu=ſehen, von wo die freie und willkürliche Thätigkeit über den Orga=nismus (inſoweit er derſelben unterworfen iſt, und zum Wechſel=verkehr mit der Außenwelt und andern menſchlichen Geiſtern gehört) ausgeht. Denn unbeſchadet der urſprünglichen Klarheit der Vernunft und Freiheit des Geiſtes iſt derſelbe doch durch ſeine innige Verbin=dung mit dem organiſchen Körper (gleichſam Verſenkung in denſel=ben) einer Beſchränkung während des irdiſchen Lebens unterworfen, ſo daß er die unwandelbaren Geſetze der Naturkraft nicht ändern kann, und die Willkür ſeiner Einwirkungen nicht bis auf diejenigen Organe erſtreckt, welche bloß dem Naturleben unterworfen, und zur Erhaltung des ganzen menſchlichen Organismus beſtimmt, mithin auch ununterbrochen, wie es die Lebensidee, oder die ihnen einwoh=nende Naturkraft erfodert, ohne Willkür der Seele thätig ſind. Hiernach beſteht der menſchliche Organismus in einer Verbindung von Organen, die in einer ſich unaufhörlich umſchlingenden und wie=derholenden Kette von Thätigkeiten einander unter= und nebengeord=net, einander erregend und wieder beſchränkend wirken, in denen man jedoch gewiſſe zuſammengehörige Reihen und Ordnungen bemerkt, die man Syſteme nennt. Dasjenige Syſtem, welches ausſchließlich zur Erhaltung des Organismus beſtimmt iſt, nennt man das Repro=duktionsſyſtem, zugleich die Wurzel und der Boden des ganzen, aus dem alle verſchiednen Syſteme conſtruirt werden, inſofern nämlich alle organiſche Maſſe hierhin gehört. Diejenige Reihe von Organen, welche gebildet ſind, um zur Bewegung im Raume, ſowol im Organismus ſelbſt, als in Betreff der Außenwelt, nämlich der Ortsbewegung zu dienen, benennt man das Syſtem der Irritabili=

tät; die Reihe von Organen, welche das eigentlich höhere animaliſche Leben ausdrücken und realiſiren, daher auch die Naturkraft auf ihrer höchſten Stufe enthalten, die Wahrnehmung der Außenwelt und die Wechſelwirkung mit ihr bewirken, iſt das Syſtem der Senſibilität, das ſich in zwei Regionen abſondert; die niedre, welche zur Mittheilung der höhern Naturkraft ſich in das Reproduktionsſyſtem verſenkt, und deſſen Thätigkeit, der Idee des Lebens angemeſſen, beherrſcht, und die höhere, welche der Willkür des Geiſtes unterworfen iſt, und die Thätigkeiten derſelben vermittelt. Die Verrichtung des reproduktiven Syſtems iſt, den Organismus in ſeiner Form und Bildung zu erhalten, die Entwickelung deſſelben nach den Perioden ſeines Lebensalters zu bewirken. In der großen Natur drückt ſich das Leben in ſtetem Wechſel und in unaufhörlicher Veränderung der Maſſe aus, was nichts anders iſt, als ein ſtetes Vereinigen und Trennen, oder der kurze Lebenszirkel der verſchiednen nichtorganiſchen Dinge, die alsdann wieder in den Stand der todten Maſſe zurückfallen. Hier wird dieſer ſtete Gegenſatz, dieſer ununterbrochne Wechſel von Verbindung und Auflöſung, von Erheben zum Leben und Zurückfallen zum Tode, durch das die Idee des Lebens auf höherer Stufe durch raſtloſe Thätigkeit offenbarende Oxygen, — die irdiſche Nachbildung des himmliſchen Aethers — vermittelt. Alles, was von der unterſten Stufe der todten Maſſe zur höhern Lebensform der erſten Naturkörper ſteigen und einen beſtimmten, aber nur kurzen Lebenszirkel durchlaufen ſoll, muß vom Oxygen durchdrungen, und ſein voriges Sein dadurch in ein andres verwandelt werden. So iſt auch im lebenden Organismus kein Stillſtand, ſondern eine ſtete, raſtloſe Thätigkeit, beſtändiger Wechſel von Stoff. Das ganze Leben des Organismus beſteht aus unzähligen kleinen Lebenszirkeln der einfachen Stoffe, der zuſammengeſetzten erſten organiſchen Formen, der einzelnen Organe und Syſteme in immer höhern Stufen, und daher in immer weitern Lebenszirkeln. Dieſer ſtete Wechſel des Stoffs im Organismus bedingt die Nothwendigkeit einer ſteten Aufnahme von neuem, dem organiſchen Leben zu übergebenden Stoff, und einer Ab- und Ausſcheidung des verbrauchten Stoffs, der ſeine kurze Lebensperiode im Organismus durchlaufen hat, und, als demſelben fremd, von ihm entfernt wird. Dieſe aufgenommenen Stoffe müſſen eine Reihe non Veränderungen durchgehen, bis ſie zu der Stufe des animaliſchen Lebens geſchickt ſind, um in das lebendige organiſche Verhältniß einzugehen. Zu dieſen Verrichtungen ſind eine Reihe von Organen beſtimmt, deren Form, innerer Bau und eigenthümliches Leben ihrem Zwecke entſprechen. Dies ſind die Organe der Ingeſtion und Digeſtion: Mund, Schlund, Magen und Darmkanal, die einſaugenden Adern vom Darmkanal aus, welche in ihrem Fortgange Drüſen, dann zuſammenlaufende Kanäle bilden, die ſich endlich in einen einzigen ſammeln. (S. weiter hierüber die Art. Verdauung, Aſſimilation, Ernährung.) Bis hieher wurde der aufgenommene Stoff immer geläuterter, dem organiſchen Leben immer verwandter, alle Qualitäten des Organismus, alle verſchiednen des organiſchen Lebens fähigen Stoffe, aus denen der Organismus beſteht, aber in völliger Indifferenz (gleichſam ſchlafend, durch den höhern Gegenſatz noch nicht zum Leben geweckt) enthaltend. Jetzt wird dieſe Maſſe durch Verbindung mit dem ätheriſchen Leben zum höhern organiſchen Leben geweiht; ſie wird zum Blut.

Dies geſchieht in den Lungen (ſ. d. Art.), von welchen das Blut in der linken Herzkammer ſich ſammelt. Jetzt iſt das Blut eine mit Leben begabte Flüſſigkeit, alle Qualitäten deſſelben treten aus einander, mit dem ätheriſchen Princip, als dem Ausdruck höhern Lebens, zu reger Thätigkeit beſtimmt, flieht es, vom Mittelpunkte ſich verbreitend, in den ganzen Organismus, in unzähligen Strömungen neubelebten Stoff allenthalben vertheilend. Dadurch wird das Arterienſyſtem in ſeinen Verzweigungen bis zum feinſten Aederchen gebildet. Jetzt iſt dieſer belebte Stoff im ganzen Organismus verbreitet, jedes einzelne Organ iſt davon durchdrungen, jedes theilt ihm nun den ſpezifiſchen Lebenscharakter mit, den es beſitzt, und ſo durchläuft nun jeder einzelne Stoff ſeinen Lebenszirkel. Ein Theil dieſes Blutes verwandelt ſich, mittelſt der innigen Verbindung mit dem ätheriſchen Oxygen als gerinnbare Faſer in die erſte organiſche Form, das Zellgewebe (eine Art organiſcher Kryſtalliſation), ſetzt ſich an die Stelle des Gleichen an, und verbindet ſich mit ihm zu dem nämlichen Organ, um entweder, wenn es noch in der Entwickelung und Ausbildung begriffen iſt, dieſe zu befördern, oder das Verbrauchte, Untaugliche zu erſetzen, wodurch denn die verſchiednen Geſtalten und Zuſammenſetzungen der Beſtandtheile des Körpers gebildet und erhalten werden, die theils in der Zellform, in der Gefäßform, in der Bündelform und Hautform vorkommen, und verſchiedne eigenthümliche Gewebe oder organiſche Syſteme bilden, aus denen alle feſten Theile des menſchlichen Organismus beſtehen, als: das eigentliche Zell= oder Faſergewebe, die verſchiednen Häute, Drüſen, Haare, Knochen, Knorpel, Muskeln, Gefäßmuskeln, Adern, das Haargefäßſyſtem, die Nerven mit dem Gehirn. Dieſe einzelnen Beſtandtheile bilden durch mannichfache Verbindungen die zuſammengeſetzten Organe, deren eigenthümlicher Bau der Ausdruck des ihnen einwohnenden eigenthümlichen Lebens iſt, und in deren Verbindung ihre beſondre Thätigkeit oder Function gegründet iſt. Ein andrer Theil des Blutes iſt beſtimmt zur Verwandlung in beſondre Flüſſigkeiten; dies iſt die Function der Abſonderungen, denen gewiſſe Organe gewidmet ſind. Hieher gehört die Abſonderung der Speichelſäfte in den Speicheldrüſen, der Magenſäfte in den Magenhäuten, der Galle in der Leber, der Milch in den Brüſten, des Samens in den Hoden, des wäſſerigen Dunſtes in den ſeröſen Häuten, des Schleimes in den Schleimhäuten. Wenn die organiſchen Stoffe ihren engen Lebenszirkel durchlaufen haben, ſo erliſcht die Lebensidee in ihnen, ſie ſterben ab, und werden als fremdartige, todte Theile im lebenden Organismus nicht ferner geduldet, ſondern der organiſchen beſondern Form beraubt, aufgelöſt, in Kanäle aufgenommen und fortgeſchafft. Dies geſchieht durch die einſaugenden lymphatiſchen Adern, und durch die Nieren und Urinwege, die äußere Haut u. a. m., (ſ. dieſe Artikel). Das Syſtem der Irritabilität wird gebildet von der zu einer höhern organiſchen Lebensform gebildeten Faſer aus dem Blute, und beſteht aus der Muskelfaſer, welche das Vermögen beſitzt, durch Zuſammenziehung ſich zu verkürzen. Ganze Bündel dieſer Faſern bilden die Muskeln. Letztre ſind theils hohle Muskeln, zur Aufnahme und Fortbewegung von Flüſſigkeiten beſtimmt, wie das Herz und die Arterien (ſelbſt die Venen und Lymphadern ſind mit Muskelfaſern, obwol in der unterſten Stufe der Irritabilität, verſehen), theils breite Muskeln, welche an das Knochenſyſtem ſich anſchließen, und zur willkürlichen Bewegung dienen

(ſ. Muskel). Das Syſtem der Senſibilität wird von der zur höchſten organiſchen Lebensform gebildeten Maſſe als Mark darge=ſtellt, und bildet das geſammte Nervenſyſtem (ſ. Nerven). Dieſe verſchiednen Syſteme ſind ſowol in Rückſicht ihrer realen Erſcheinun=gen, als in Rückſicht ihrer Thätigkeiten und Functionen in größern und kleinern Zirkeln auf mannichfaltige Weiſe mit einander verbun=den, und finden ſich in jedem der einzelnen Theilganzen oder Organe wiederholt. So ſehen wir z. B. allenthalben die einfache organiſche Faſer als Zellgewebe, Haut ꝛc., Gefäße, die Blut zu= und abführen, Nerven, welche die höhere Lebensthätigkeit über die niedern Organe verbreiten, und ihr beſondres Geſchäft ordnen. Alle Verrichtungen der einzelnen Theile des geſammten Organismus werden durch die in dem Nervenſyſtem real dargeſtellte, gleichſam verkörperte Lebensidee, der Idee des menſchlichen Organismus gemäß, geleitet, und in Har=monie zu dem allgemeinen Zwecke deſſelben geſetzt, ſo daß keines mehr, länger, oder zu andrer Zeit, als dieſe Idee erfodert, thätig iſt. Dieſe Harmonie iſt alſo die ungeſtörte Durchführung der Lebensidee, und in ihr beſteht demnach auch der normale Zuſtand, welchen wir Geſund=heit nennen. In die Reihe dieſer Harmonie der Functionen des Or=ganismus gehören auch die Thätigkeiten der Seele, inſoweit dieſe von dem Organismus beſtimmt werden, und inſoweit ſie auf dieſen beſtimmend zurückwirken. Denn obgleich das Leben der Seele höher ſteht als das organiſche Leben, indem das letztre den unwandelbaren Geſetzen des Naturlebens folgt, das erſtere aber durch Vernunft und Freiheit ſich ſelbſt beſtimmt: ſo ſtehen doch auch beide durch ihre in=nige Verbindung in einer gegenſeitigen Wechſelwirkung mit einander. Der Organismus wirkt nämlich auf die Seele, einmal durch das ihr zunächſt angehörige Cerebralſyſtem, indem durch die Sinnesanſchau=ungen die Seele den Stoff zu Vorſtellungen erhält, den ſie durch ihre Thätigkeit weiter verarbeitet; dann aber iſt auch das dem organiſchen Leben zunächſt angehörige Nervenſyſtem der Reproduction ungeachtet der in demſelben als Hemmungspunkte ſich darſtellenden Knoten (Gan=glien, ſ. d. Art. Ganglienſyſtem), doch nicht ſo gänzlich von dem höhern Cerebralſyſtem getrennt, daß nicht einige Verbindung zwi=ſchen beiden Statt finden ſollte. Denn eine dunkle Vorſtellung von den Vorgängen des organiſchen Lebens erhält die Seele durch dieſes Syſtem der Nerven in dem Gemeingefühl, und inſofern dieſes auf den Willen erregend wirkt, um gewiſſe Bedürfniſſe des Organismus zu befriedigen, entſtehen die Triebe und Inſtinkte. Endlich ſcheint eine fortwährende ſtille Einwirkung des organiſchen Lebens auf das höhere Nervenſyſtem, auf das Gehirn und das Organ der Seele Statt zu finden, welche theils durch die ſtete Erneuerung des organiſchen Stof=fes des Cerebralſyſtems aus dem Blutſyſteme, theils auch durch die Nervenverbindung von beſondern Organen vermittelt wird. Durch beide Umſtände ſcheint das Temperament und die Abwechſelung in der Stimmung des Gemüths begründet zu werden. Die Seele dage=gen wirkt auf den Organismus ſchon durch viele willkürliche Handlun=gen, die auf das organiſche Leben Einfluß haben, durch Willkür in der Befriedigung der Triebe, ferner durch die mit der Thätigkeit der Seele nothwendig verbundne Erregung der Thätigkeit ihres Organs, wel=ches, indem es unter den Geſetzen des organiſchen Lebens ſteht, auch eine Hinleitung der Naturkraft zu ſich, und Ableitung derſelben von andern Organen, zur Folge hat; endlich durch die unmittelbare Ein=

wirkung beſtimmter Thätigkeiten und Erregungen der Seele auf beſtimmte Organe, nämlich der Phantaſie, der Leidenſchaften und der Affekten (ſ. d. Art. Phyſiognomik, Pathognomik, Mimik ꝛc.). Alle dieſe hier nur berührten Gegenſtände werden in der Phyſiologie bis zum Einzelnen durchgeführt, durch Belege aus der höhern Phyſik, der Anatomie des Menſchen, und aus der vergleichenden Anatomie der Thiere näher erörtert, und durch Erfahrungen über krankhafte Abweichungen, wodurch manches im geſunden Zuſtande ſchlummernde Verhältniß erſt offenbar wird, z. B. die innigere Wechſelwirkung zwiſchen Organismus und der Außenwelt, zwiſchen Körper und Seele, noch deutlicher gemacht. H.

Phytologie, die Pflanzenkunde, Botanik, ſ. Botanik und Pflanzen.

Piano heißt in der Muſik ſchwach, mit ſchwachem Tone. Ein noch höherer Grad der Schwäche des Tons wird durch Pianiſſimo bezeichnet. Demnach ſollte bei dem Vortrage der Tonſtücke, insbeſondre aber bei dem Vortrage der Ripienſtimmen, die Regel ohne Ausnahme befolgt werden, daß jeder Spieler und Sänger das Piano von dem gewöhnlichen Forte und Pianissimo gehörig unterſchiede. In Tonſtücken, in welchen keine Soloſtimme zu begleiten iſt, wie z. B. in der Symphonie, im Chore oder auch in den Ritornellen der Arien und Concerte pflegt man in gut eingeſpielten Orcheſtern dieſe Regel immer zu befolgen. Allein bei der Begleitung einer Soloſtimme, ſie beſtehe nun in einer Sing- oder Inſtrumentalſtimme, macht es die Schwäche derſelben nothwendig, von dieſer Regel abzuweichen und das Piano ſchwächer oder gar dem Pianiſſimo gleich vorzutragen, damit die Hauptſtimme durch die Begleitung nicht zu ſehr bedeckt werde. Seltner ſind die Fälle, wo das Piano ſtärker als gewöhnlich vorgetragen werden muß. Bei dem Wechſel des Piano und Forte iſt die größte Uebereinſtimmung aller Inſtrumentiſten erfoderlich, wenn die Wirkung nicht verloren gehen ſoll.

Pianoforte, ſ. Fortepiano.

Piariſten, Väter der frommen Schulen (in Polen Piaren), heißen die Glieder eines geiſtlichen Ordens, der außer den drei gewöhnlichen Mönchsgelübden noch ein viertes beobachtet, vermöge deſſen er ſich dem unentgeltlichen Unterrichte der Jugend in Volksſchulen und Gymnaſien widmet. Dieſer Orden wurde im Anfange des 17. Jahrh. von Joſeph Calaſanza, († 1648) einem ſpaniſchen Edelmanne, zu Rom geſtiftet, 1621 unter dem Titel des Ordens der regulirten Kleriker und Armen der Mutter Gottes zu den frommen Schulen (scholarum piarum, daher der Name Piariſten) vom Papſt beſtätiget, und 1690 für ſeine gemeinnützigen Bemühungen durch die wichtigſten Privilegien der Bettelorden belohnt. Die Piariſten ſind regulirte Weltgeiſtliche, wie die Jeſuiten, mit denen ſie nicht nur die Tracht, ſondern auch den Zweck zum Vortheil ihrer Kirche auf die Volkserziehung zu wirken, gemein haben und daher ſeit ihrer Entſtehung Nebenbuhler derſelben. Sie verbreiteten ſich bald in den Ländern der katholiſchen Chriſtenheit, beſonders in den öſterreichiſchen Staaten, und wurden bei einer der jeſuitiſchen ähnlichen Ordensverfaſſung zahlreich und kraftvoll, ohne ſich den Vorwurf der Herrſchſucht und Einmiſchung in politiſche Händel zuzuziehen, wie dieſe. Vielmehr verdanken ſie ihren unleugbaren Verdienſten um das Schulweſen die ungeſtörte Fortdauer und Blüthe ihres Ordens. Noch jetzt ſtehen viele Gymnaſien und Volksſchulen in Ungarn und Polen

unter der Leitung der Piariſten; auch in Böhmen, Mähren, Schleſien und Oeſterreich haben ſie noch anſehnliche Collegien. Nur ihre Ordensverfaſſung iſt, ſo weit ſie in das öffentliche Schulweſen eingreift, den Zwecken des Staats angepaßt worden. E.

Piaſter, eigentlich eine ſpaniſche Silbermünze, welche acht Silberrealen (daher er auch Peso de a ocho, Stück von achten heißt) oder etwas mehr als einen deutſchen Conventionsthaler (1⅙ Thlr.) gilt. Zuerſt wurde ſie bloß in Spanien, jetzt aber auch in verſchiedenen andern Ländern Europa's, namentlich in Italien, geſchlagen. Auch gibt es türkiſche Piaſter, welche etwa 4 ggr. gelten.

Piazzi (Giuſeppe), einer der ausgezeichnetſten unter den jetzt lebenden Aſtronomen, wurde 1746 zu Ponte, im Veltelin geboren. Er trat 1764 in den Orden der Theatiner und wurde 1770 erſt in Malta, 1781 aber in Palermo als Profeſſor der Aſtronomie angeſtellt. 1787 begab er ſich nach Paris wo er mit Lalande vereint, mehrere wichtige Beobachtungen anſtellte und hierauf nach England reiſte, ſich dort einige, von den beſten Meiſtern verfertigte, Inſtrumente anzuſchaffen. Bei ſeiner Rückkehr nach Palermo, 1789, ließ er daſelbſt das prachtvolle Obſervatorium erbauen, auf welchem er ſeitdem ſo viele Beobachtungen anſtellte und Entdeckungen machte. Unter dem Titel: „Della specola astronomica de' registudj di Palermo" gab er 1792—94 eine Beſchreibung der palermitaniſchen Sternwarte und der darauf befindlichen Inſtrumente heraus. Den 1. Jan. 1801 entdeckte er den Planeten Ceres, wodurch dann ſpäter die von Olbers (ſ. d. Art.) gemachte Entdeckung der Planeten Juno, Pallas und Veſta, herbeigeführt wurde. Im J. 1814 gab er noch ein genaues Verzeichniß von 7500 Sternen heraus, wofür er die von Lalande für Aſtronomen ausgeſetzte Preis=Medaille erhielt, und 1816 den erſten Band ſeiner „Storia dell' astronomica di Sicilia." Zugleich beſchäftigte er ſich auch mit der Vollendung ſeines Werkes über die Anfangsgründe der Aſtronomie. Außerdem hat man noch einen Codice metrico für Sicilien, von ihm. Piazzi iſt ſchon ſeit geraumer Zeit Mitglied der pariſer Akademie.

Picard (Louis Benoit), einer der fruchtbarſten und geiſtreichſten der jetzt lebenden franzöſiſchen Luſtſpieldichter und Mitglied der franz. Akademie, wurde 1769 zu Paris geboren. Seine Bekanntſchaft mit Andrieux, mit welchem er ſich literariſch verband, und der ihn bei ſeinen erſten Arbeiten mit Rath und That unterſtützte, bahnte ihm den für Anfänger immer ſchwierigen Weg zur Aufnahme ſeiner Stücke, und das erſte von ihm, auf dem damaligen Theater von Monſieur gegebnes Luſtſpiel (le Badinage dangereux) fand ſo viel Beifall, daß der junge Dichter nun muthig weiter ſchreiten konnte. Schnell folgten ſich jetzt ſeine faſt ſtets günſtig aufgenommnen Arbeiten und der junge Mann widmete von nun an nicht allein ſeine Feder faſt gänzlich einem Fache in welchem ihm das Glück ſo wohl wollte, ſondern betrat auch ſelbſt, nebſt ſeinem jüngern Bruder, auf dem damaligen Theater Louvois (Odeon) die Bretter, um auch hier, als ausübender Künſtler, ſich die Gunſt des Publikums zu erwerben. Im J. 1801 übernahm er die Direction dieſer Bühne und fuhr fort als Dirigent, Schauſpieler und Dichter, mit gleicher Thätigkeit zu wirken. Ob er nun ſchon ſo vielfach beſchäftigt, in dieſer Zeit ſeine vorzüglichſten Sachen lieferte, ſo zog er ſich doch 1806 inſofern vom Theater zurück, daß er nicht mehr ſelbſt auftrat und bald darauf auch von der Direction der Bühne Odeon, indem ihm die damalige Regierung die Admini=

ſtration der Oper übergab, welche Function ihn dann ſo beſchäftigte, daß er, ſo lange er ihr vorſtand, nichts mehr an eignen Werken für die Bühne lieferte. Erſt 1816 als er die Verwaltung der Oper niederlegte und von neuem die Direction des Theaters Odeon übernahm, begann auch ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit wieder, die er dann auch bis jetzt, wenn gleich nicht mit der frühern Schnelligkeit im Produciren, fortſetzt. Uebrigens gerieth er bei Gelegenheit der zweiten Uebernahme des Odeontheaters mit einem andern Unternehmer (Düval) in einen Aufſehen erregenden Streit, der einige Zeitlang in Druckſchriften fortgeſetzt, zuletzt aber durch Vergleich beigelegt wurde. Als 1818 das Theater Odeon ein Raub der Flammen wurde, verlegte Picard einſtweilen ſeine Bühne in das Theater Favart; ſpäter aber erhielt er, da das Odeon von neuem und ſchöner wieder aufgebaut war, die Erlaubniß auch Trauerſpiele neben den Luſtſpielen aufführen zu dürfen, wodurch denn dies Theater zum völligen Rival des alten Théâtre français geworden iſt, und durch ſeine dermaligen Kunſtleiſtungen bewies, wie geeignet der Leiter derſelben zum Vorſtand einer ſolchen Anſtalt iſt. Picard hat im ganzen über 70 größere und kleinere Stücke geſchrieben, von denen mehrere durch Iffland, Theodor Hell u. a. auch in's Deutſche übertragen worden ſind; auch hat man einige Romane und verſifizirte Dichtungen von ihm, die meiſt gleichfalls in Frankreich mit Beifall aufgenommen wurden.

Picarden, ſ. Adamiten.

Picart (Bernard), ein ausgezeichneter Kupferſtecher Frankreichs, wurde 1663 in Paris geboren. Sein Vater war der unter dem Namen: le Romain, gleichfalls als Kupferſtecher berühmte Etienne Picart, von welchem ſich viele Arbeiten in der großen Kupferſammlung, die unter der Benennung: „Cabinet du Roi" bekannt iſt, finden. Der junge Picart zeichnete ſich bald durch ſeine Geſchicklichkeit, ſowol im Zeichnen, als im Stich aus und ſtudirte, unter Sebaſtian le Clerc, Perſpektive und Architektur. In der Compoſition war van Schuppen ſein Vorbild. Vorzüglich groß war ſeine Gewandtheit in der Nachahmung der Manier andrer Meiſter und ſeine Rembrandt, Guido Reni u. A. nachgebildeten Arbeiten täuſchter oft die gründlichſten Kenner. Er ſelbſt nannte dies Beginnen, wodurch er ſich nicht ſelten einen bedeutenden Verdienſt erwarb, immer nur ſeine „unſchuldigen Betrügereien." Da er ein eifriger Proteſtant war, ſo verließ er, nachdem er ſich bereits einen großen Ruf als Künſtler erworben, mit ſeinem Vater ſein, gegen ſeine Glaubensverwandten unduldſames Vaterland und begab ſich nach Holland, wo er reichliche Beſchäftigung durch die dortigen Buchhändler erhielt, die ſein Talent zur Verzierung ihrer Verlagswerke häufig in Anſpruch nahmen. Die Menge der immer bei ihm beſtellten Arbeiten machte aber, daß er zuletzt nicht mehr den Fleiß, wie früher, auf Anfertigung derſelben verwendete, wodurch denn ſein Künſtlerruf ſchon bei ſeinem Leben litt und bereits damals Kenner nur noch ſeine ältern Arbeiten ſchätzten. Zu dem Beſten, was er lieferte, gehören die Bildniſſe von ſeinem Vater, von Roger de Pilar und vom Prinzen Eugen; ferner ſein Kindermord und die Pouſſin, und Leſueur nachgeſtochne Darſtellung der Zeit, wie ſie die Wahrheit enthüllt, desgleichen eines arkadiſchen Schäfers, der Kalliope und Terpſychore. Am bekannteſten wurde er aber durch die trefflich gearbeiteten Kupfer zu dem in Amſterdam von 1723 —43 in 11 Bänden in Folio erſchienenen „Traité des cérémonies religieuses de toutes les nations." (Die Kupfer zu einer in Paris ſpä-

ter herausgekommnen neuen Auflage dieſes Werks, ſind bei weitem weniger ſchön). Im Ganzen ſind Picart's Figuren ſauber und elegant und meiſt mit vielem Geiſt gezeichnet; dem Ausdruck der Köpfe ſcharete er aber oft durch zu viele Punkte und ſeine Gewänder ſind in ihder Drappirung zuweilen ſteif. Er ſtarb 1733 in einem Alter von 60 Jahren zu Amſterdam.

Piccini (Nicolo), geb. 1728 zu Bari im Königreich Neapel, wurde von ſeinem Vater, einem Muſiker, dem geiſtlichen Stande beſtimmt. Aber die ganze Seele des Knaben war einzig auf Muſik gerichtet. Der Biſchof von Bari, bei dem er einſt zum Beſuche war, behorchte ihn, als er, in der Meinung, allein zu ſein, auf dem Klaviere verſchiedne Arien nach dem Gehöre ſpielte; die Richtigkeit des Geſanges ſowol als der Begleitung überraſchten ihn, er ahnete ein ſeltnes Talent und bewog den Vater, ſeinen Sohn das Conſervatorio di Santo-Onofrio beſuchen zu laſſen, an deſſen Spitze damals der berühmte Leo ſtand. 1742 trat er hier ein, und wurde einem untergeordneten Lehrer übergeben, deſſen trockner und geiſtloſer Unterricht ihn zu dem Entſchluß brachte, für ſich allein und nach eigner Einſicht zu arbeiten. So componirte er ohne Regel und Anweiſung Pſalmen, Motetten, Opernarien und endlich eine ganze Meſſe. Davon hörte Leo, ließ ſich die Partitur bringen, blätterte ſie durch, und gab Befehl, ſie zu probiren. Umſonſt bat Piccini, ihm dieſe Beſchämung zu erſparen; er mußte ſelbſt die Aufführung dirigiren. Alle Zuhörer brachen in Lobeserhebungen aus. Leo tadelte ihn ernſt, daß er ſeine ausgezeichneten Talente den Launen ſeiner ungeregelten Phantaſie habe überlaſſen wollen, ſtatt ſie durch ein gründliches Studium ſeiner Kunſt auszubilden. Piccini ſchob die Schuld auf ſeinen Lehrer; Leo wurde ſanfter, ſchloß ihn in ſeine Arme, und befahl ihm, alle Morgen zu ihm zu kommen, um von ihm ſelbſt unterrichtet zu werden. Wenige Monate darauf ſtarb Leo, und der berühmte Durante nahm nach ſeiner Rückkehr aus Sachſen den Platz wieder ein, auf den ihm Leo gefolgt war. Durante gewann Piccini bald vor allen lieb. Nach zwölfjährigen Studien trat dieſer 1754 aus dem Conſervatorio, ausgeſtattet mit allen Kenntniſſen in der Muſik, und einem Feuer, einer Gluth der Phantaſie, die ungeduldig eine Gelegenheit erwarteten, ſich zu äußern. Der Prinz von Vintimille brachte ihn bei dem Vorſteher des Theaters der Florentiner in Vorſchlag. Der Künſtler ſetzte die Oper Le donne dispettose. Sie ward mit Beifall aufgenommen, und Piccini componirte im nächſten Jahre Le gelosie und dann Il curioso del proprio danno. Letztre wurde, was kaum je geſchehen, vier Jahre hinter einander mit Beifall auf die Bühne gebracht. Immer mehr entwickelte ſich Piccini's Genie, und erhob ſich zur ernſthaften Gattung in der Zenobia, die er 1756 für das Theater von San Carlo componirte. Sein Name verbreitete ſich nach Rom; er wurde 1758 dahin berufen, um den Alessandro nell' Indie zu componiren. 1760 erſchien ſeine berühmte Oper Cecchina oder La buona figliuola, die in Rom und nach und nach auf allen Theatern Italiens einen unerhörten Beifall erhielt. Eine eigne Erwähnung verdienen die beiden Finale, die von einer ganz neuen Erfindung waren. Im darauf folgenden Jahre erlangte er in der ernſthaften Gattung durch ſeine Olimpiade den glänzendſten Beifall. Drei große Meiſter waren ihm in der Muſik vorangegangen: Pergoleſi, Galuppi und Jomelli. Er übertraf ſie. Das Duett erſcheint hier zuerſt frei von Pedantiſmus und Scholaſtik, in einer neuen muſikaliſchen Form, der man ſeitdem

allgemein gefolgt iſt. Piccini war jetzt der geprieſenſte und bewundertſte Componiſt Italiens. Funfzehn Jahre fuhr er ſo fort, für Neapel und Rom zu arbeiten, und war in beiden Städten unveränderlich der Liebling des Publikums. Endlich aber trat ihm Anfoſſi als Nebenbuhler entgegen, und eine Oper von Piccini fiel zu Rom durch. Ein ſo neuer Unfall wirkte ſo heftig auf ſeine Seele, daß er ſchnell nach Neapel abreiſte und krank daſelbſt ankam. Von einer ſchweren Krankheit geneſen, beſchloß er, ſich fortan den Theatern in Neapel ganz zu widmen. Seine nächſte Arbeit war die komiſche Oper: die Reiſenden, welche 1775 mit immer neuem Beifall gehört wurde. Um dieſe Zeit ließ der franzöſiſche Hof ihm Anerbietungen machen, die durch Ludwig XV. Tod zwar unterbrochen, bald aber von Seiten Ludwigs XVI. erneuert wurden. Piccini, der damals in ſeiner Vaterſtadt des höchſten Anſehns genoß, und bereits außer unzähligen einzelnen Muſikſtücken, Oratorien, Cantaten, Kirchenmuſiken, 133 Opern componirt hatte, folgte unter ſehr vortheilhaften Bedingungen dem Rufe nach Paris, und kam 1776 mit ſeiner Gattin (er hatte ſich 1756 mit der trefflichen Sängerin Vincenza Sibilla verheirathet), und ſeinem älteſten, achtzehnjährigen Sohne daſelbſt an. Die nächſte Schwierigkeit, welche ſich ihm entgegenſtellte, war ſeine völlige Unbekanntſchaft mit der franzöſiſchen Sprache. Marmontel übernahm es, ihn darin zu unterrichten. Unter Anleitung deſſelben gelang es ihm, in Jahresfriſt die Compoſition des Roland von Quinault zu Stande zu bringen. Aber neue und größere Widerwärtigkeiten drohten ihm jetzt. Gluck und deſſen zahlreiche Anhänger waren ihm entgegen; der Roland war von ihnen im voraus verurtheilt; ſein Fall ſchien unvermeidlich. Piccini ſelbſt war darauf gefaßt. Um ſo mehr überraſchte ihn der glückliche Erfolg. Piccini kam bei Hofe in Gunſt. Er gab der Königin ſogar wöchentlich zweimal Muſikunterricht. Mit Gluck ſöhnte er ſich aus; aber wenn gleich Beide vollkommen aufrichtig dabei verfuhren, ſo dauerte darum der Krieg zwiſchen ihren Anhängern (Gluckiſten und Picciniſten) nicht minder fort. Man beſchloß, ihn mit Gluck in Parallele zu ſtellen, und übertrug in dieſer Abſicht Beiden, nicht daſſelbe Gedicht, ſondern denſelben Gegenſtand, Iphigenie in Tauris. Piccini wurde in dieſem Wettkampfe überwunden. Bald nachher verließ Gluck Frankreich, und Sacchini erſchien. Es entſtanden neue Rivalitäten. Piccini fuhr inzwiſchen in ſeinen Compoſitionen fort. Auf ſeinen Atys folgte (1783) Dido, die man allgemein für ſein Meiſterwerk hielt, und andre mehr. Dabei ſtand er ſeit 1782 der Singſchule vor. Als er aber in Folge der Revolution, ſeinen Gehalt verloren, ging er nach Italien zurück. Im Sept. 1791 kam er in Neapel an, wo der König ihn auf das Schmeichelhafteſte empfing, ihm ein Jahrgeld bewilligte, und ſogleich mehrere Werke übertrug. Man gab den Aleſſandro wieder auf dem großen Theater von San Carlo mit demſelben Beifalle, den er bei ſeiner erſten Erſcheinung erhalten hatte. Für die Faſten 1792 ſetzte Piccini das Oratorium Jonathan, in drei Akten, und für das Theater die komiſche Oper: La serva onorata. Bald aber änderte ſich Piccini's günſtige Lage. Er war unvorſichtig genug, revolutionäre Geſinnungen zu äußern, und zog ſich dadurch alle Arten von Verfolgungen und Unfällen zu. Dieſe ſeine traurige Lage dauerte bis 1798, wo der berühmte Sänger David ihm Beſchäftigung in Venedig verſchaffte. Er erhielt Päſſe dahin, und benutzte dieſe Gelegenheit, nach Frankreich zurückzukehren. Seine Freunde wirkten ihm für ſeine Einrichtung

die Summe von 5000 Franken und einen Jahrgehalt von 2400 Franken aus. Die überſtandnen Unruhen und Kümmerniſſe hatten aber ſeine Kräfte erſchöpft, und er ſtarb zu Paſſy den 7ten Mai 1800. Sein Sohn Louis hat ebenfalls eine bedeutende Zahl Opern für das Theater Feydeau in Paris und die Opera buffa componirt, die mit Beifall gehört worden ſind.

Piccolomini. Dies Geſchlecht, welches aus Rom ſtammt, aber nachher in Siena ſich niederließ, gehört unter die älteſten Geſchlechter Italiens. Berühmt aber wurde es durch die Männer, die es hervorbrachte. Die vorzüglichſten unter ihnen waren: 1) Aeneas Sylvius Bartholomäus Piccolomini, der unter dem Namen Pius II. 1458 den päpſtlichen Stuhl beſtieg. Er war einer der gelehrteſten Päpſte (er ſchrieb das Leben Kaiſer Friedrichs III. und eine Geſchichte Böhmens, und war ein glücklicher lateiniſcher Dichter) und für ſein Zeitalter ein ſehr wichtiger Mann, der als Sekretär auf dem baſeler Concilio die Rechte der Kirchenverſammlungen gegen die Päpſte vertheidigte, als Papſt aber alle ſeine vorher zur Schmälerung des päpſtlichen Anſehns gethanen Aeußerungen widerrief. Sein wichtigſter Plan, eine allgemeine Verbindung der europäiſchen Fürſten gegen die Türken zu Stande zu bringen, den er ſo ſehr verfolgte, daß er ſogar einige ſelbſt zuſammengebrachte Truppen in eigner Perſon anführen wollte, wurde durch ſeinen Tod (1464) vereitelt. Nächſt ihm verdient 2) Octavio Piccolomini bemerkt zu werden, der ſich durch ſeine Verdienſte die Würde eines deutſchen Reichsfürſten erwarb. Er war 1599 geboren, und trat ſehr jung in Kriegsdienſte. Nachdem er anfangs in Mailand unter den ſpaniſchen Truppen gedient hatte, kam er mit einem Regimente, das der Großherzog von Florenz dem Kaiſer Ferdinand II. gegen die Böhmen zu Hülfe ſendete, als Rittmeiſter nach Deutſchland, und focht mit vieler Tapferkeit. In der Schlacht bei Lützen ſoll er das Reiterregiment, auf welches Guſtav Adolph im Getümmel der Schlacht ſtieß, und durch das er fiel, befehligt haben. 1634 ward er von dem Herzoge Wallenſtein, der ſich gegen ſeinen eignen Kaiſer wendete, zum Oberbefehlshaber im Lande ob der Ens ernannt, mit dem Auftrage, die ſalzburgiſchen Päſſe zu beſetzen, um allen etwa aus Italien herbeieilenden Hülfsvölkern den Weg zu verſperren, und der Vollmacht, jeden dem Herzoge nicht ergebnen Oberſten abzuſetzen. Aber Piccolomini und mehrere andre Generale, auf welche Wallenſtein ſein Vertrauen ſetzte, gaben insgeheim von ſeinen Plänen dem Kaiſer Nachricht, ja Piccolomini ging heimlich ſelbſt nach Wien, erhielt nebſt einigen andern Offizieren, Gallas, Altringer, Maradas, den kaiſerl. Befehl, den Herzog von Friedland todt oder lebendig zu fangen, und half ihn auch durch verrätheriſche Liſt ausführen. Dafür bekam er nach Wallenſtein's Tode auch von deſſen Gütern einen Theil. Nach der Schlacht bei Nördlingen (7. Sept. 1634), in welcher die Schweden auf einige Zeit ſehr geſchwächt worden waren, drang er mit Iſolani durch Würtemberg bis über den Main. 1635 ward er mit einem Corps dem Könige von Spanien gegen die Franzoſen zu Hülfe geſchickt, erreichte Namur und befreite die Niederlande von den Franzoſen. Darauf kämpfte er gegen die Holländer weniger glücklich. Seine fernern glücklichen Unternehmungen gegen die Schweden, beſonders die Eroberung von Hörter 1640, die Gefangennehmung des ſchwediſchen Oberſten Schlang bei Neuburg in der Oberpfalz 1641 nach einem viertägigen Kampfe, der Entſatz der Stadt Freiberg in Sachſen, welche die Schweden einige Monate

belagert hatten (1643), bewogen den König von Spanien, Philipp IV., ſich ihn von dem Kaiſer zum Feldherrn zu erbitten. Er war auch als ſpaniſcher General gegen die Franzoſen und Holländer in den Niederlanden glücklich, und erhielt den Orden des goldnen Vließes; aber ſehr vermißte ihn der Kaiſer, als 1648 die Schweden von neuem ſiegreich fochten. Piccolomini wurde daher zurückberufen, und zum Marſchall ernannt. Der noch in demſelben Jahre abgeſchloſſne weſtphäliſche Friede ſetzte jedoch ſeinen Kriegsthaten ein Ziel. Dagegen ward er 1649 als kaiſerlicher Principalbevollmächtigter auf den Convent nach Nürnberg geſendet, welcher die Vollſtreckung des Friedens zum Zwecke hatte, und darauf zur Belohnung ſeiner Thaten, ungeachtet mehrerer Hinderniſſe, in den Reichsfürſtenſtand erhoben, ſo wie ihm ſchon vorher der König von Spanien das von ſeinen Vorfahren beſeßne Herzogthum Amalfi wieder ertheilt hatte. Piccolomini ſtarb jedoch ſchon 1656 zu Wien, mit dem Ruhme, unter den Feldherrn der deutſchen Kaiſer auf eine ehrenvolle Stelle Anſpruch machen zu dürfen. Nur verdunkelte dieſen Ruhm ſein grauſamer Befehl gegen die 1640 gefangnen Heſſen und Lüneburger. Da er kinderlos verheirathet war, ſo folgten ihm die Nachkommen ſeines Bruders Aeneas in ſeinen Gütern, und nahmen auf der Herrſchaft Nachod in Böhmen ihren Sitz.

Pichegrû (Charles), franzöſiſcher General in der Revolutionszeit, wurde 1761 zu Arbois in der Franche-Comté, von unbemittelten Eltern, geboren. Seine erſte Erziehung erhielt er in einem Minimenkloſter ſeiner Vaterſtadt, dann kam er in das Collegium zu Brienne, wo er ſich bald in den mathematiſchen Wiſſenſchaften ſo auszeichnete, daß ihm noch als Schüler die Repetitionsſtunden in ſeiner Klaſſe übertragen wurden. Napoleon Buonaparte, damals gleichfalls zu Brienne ſeine erſten Studien treibend, war hier auf dieſe Art gewiſſermaßen ſein Schüler. Aus dieſem Aufenthalt im Minimenkloſter zu Arbois und in dem, jenen Mönchen zuſtehenden Collegium zu Brienne, hat man ſpäter die falſche Behauptung aufgeſtellt, Pichegrû ſei in ſeiner Jugend ſelbſt Mitglied des genannten Ordens geweſen; dies war jedoch keineswegs der Fall und er trat im Gegentheil, noch ſehr jung, freiwillig in das erſte Artillerieregiment ein, wo er bald zum Sergeant ernannt wurde und mit Charles Villers in Bekanntſchaft kam, welcher damals als Lieutenant in demſelben Corps diente und auf Pichegrû's weitere Ausbildung großen Einfluß hatte. In den letzten Jahren des amerikaniſchen Kriegs wurde Pichegrû auch dahin mit eingeſchifft und fand dadurch Gelegenheit, ſich mit dem Seedienſt bekannt zu machen. In ſein Vaterland und zu ſeinem Regimente zurückgekehrt, ward er zum Sergeant-Major und hierauf zum Compagnie-Adjudanten ernannt, und er ſtand eben im Begriff, trotz ſeiner bürgerlichen Geburt den Grad eines Offiziers zu erhalten, als die Revolution ausbrach, deren Grundſätze er, wie alle hellen Köpfe ſeiner Zeit, mit Freuden erfaßte. Sein Aufenthalt war damals in Beſançon, wo ſich, wie faſt in allen andern Städten des Reichs ein Club gebildet hatte, an deſſen Spitze er mit ſtand. Die Ankunft eines Bataillons Nationalgarden aus Gard verſchaffte ihm hier auf einmal einen größern militäriſchen Wirkungskreis. Es fehlte nämlich dem weder an Subordination noch Disciplin gewöhnten Haufen an einem tüchtigen Führer, und die beſançonner Clubiſten, Pichegrû's Talente kennend, ſchlugen ihn vor. So ſtand er auf einmal in einem bedeutenden Grade, und ſeine erſte Sorge war, den zügelloſen Haufen,

wo jeder befehlen, keiner gehorchen wollte, zur Ordnung zu bringen. Mit Kraft und Geſchick vollendete er dieſe herkuliſche Arbeit und als das Ganze einiges militäriſches Anſehn gewonnen, führte er ſein neugeſchaffnes Bataillon zur Rheinarmee, woſelbſt er ſich bald ſo auszeichnete, daß er in den Generalſtab kam (1792), Obriſt, Brigadegeneral und endlich Diviſionsgeneral wurde (1793). Unterdeß war in Frankreich die Schreckenszeit ausgebrochen, und Cüſtine, Houchard, Biron u. A., hatten unter dem Beil der Guillotine geendet. Damals gehörte, wegen des Mißtrauens der Machthaber in Paris, faſt mehr Muth dazu den Oberbefehl einer Armee anzunehmen, als eine feindliche Batterie zu ſtürmen; denn blutige Verfolgung war das Loos faſt eines Jeden, der den Kommandoſtab hielt; dennoch übernahm Pichegrü die Leitung der nach dem Verluſt der weißenburger Linien beinah aufgelöſten Armee, ſtellte in kurzer Zeit die Mannszucht her und führte die entmuthigten Truppen zu einer Reihe der glänzendſten Siege. Um den zahlreichen und beſſer disciplinirten Feinden, die beſonders durch eine treffliche Kavallerie unterſtützt wurden, mit Erfolg wiederſtehen zu können, führte er das Syſtem der Tirailleur-Angriffe bei den Franzoſen ein, und indem er zugleich ſich auf's glücklichſte bei ſeinen Attaquen der reitenden Artillerie bediente, gelang es ihm, die Taktik ſeiner Gegner zu lähmen. Hoche kommandirte zu jener Zeit den rechten Flügel der Armee im Elſaß. Mit dieſem General zuſammen, der das Oberkommando erhielt, aber nur Pichegrü's durchdachtem Plane folgte, obgleich er ſich ſpäter die Ehre des Sieges allein zuſchreiben wollte, ſtürmte Pichegrü am 23. Dec. 1793 die Linien von Hagenau, entſetzte Landau und nahm Lauterburg. Dieſe ſchnellen und glücklichen Erfolge erwarben ihm in Paris die ausgezeichnetſten Lobſprüche, und ſelbſt Robespierre und Collot-d'Herbois bezeigten ihm ihre Zufriedenheit. Nachdem Hoche im folgenden Jahre (1794) entlaſſen worden war, übertrug man ihm den Oberbefehl über die Nord-Sambre- und Maasarmee, die gleichfalls durch manche Unfälle ihrer Auflöſung nahe gebracht war, und auch hier ſtellte Pichegrü bald Ordnung und Zucht wieder her. Nach dem von dem Wohlfahrtsausſchuß unbedachtſam befohlnen und unglücklich ausfallenden Angriff auf das feindliche Centrum, unter dem Befehle des Prinzen von Koburg ließ der General auf eigne Gefahr eine Abtheilung ſeines Heers nach Weſtflandern vorrücken und hierdurch den Feind in den Flanken nehmend, erfocht er vom 26. bis 29. April die glänzenden Siege von Courtray, Montcaſtel und Menin, wodurch Clairfayt zu einem eiligen Rückzug gezwungen ward. Den 18. Mai ſchlug er die vereinigte Armee der Prinzen Koburg und York zwiſchen Menin und Courtray, und um Clairfayt aus ſeiner feſten Stellung bei Thiel zu holen, wandte er ſich nun nach Ypern, in deſſen Nähe er den öſterreichiſchen General den 12. und 13. Juni ſchlug. Hierdurch fiel ganz Weſtflandern den Franzoſen in die Hände, und als bald darauf Jourdan den Sieg bei Fleurus erfocht, ging Pichegrü über die Schelde, ſchnit dadurch Clairfayt von der engliſchen Armee ab, nahm Brügge, Oſtende, Gent und Oudenarde weg und ließ Nieuport, Sluys, Condé, Valenciennes und Quesnoy, theils belagern, theils einſchließen. Er ſelbſt rückte hierauf nach Mecheln vor, ſchlug den 16. und 17. Juli die vereinigten Engländer und Holländer, nahm Antwerpen, drängte im September die Engländer über die Maas zurück und eroberte nach einer Belagerung von 3 Wochen das bis dahin unbezwinglich gehaltne Herzogenbuſch. Den 19. Oct. ſchlug er die Engländer noch einmal

bei Puhlach, ſchloß Grave ein und beſetzte Hulſt, Axel, Sas de Gand und Nimwegen. Dem grauſamen Befehle des Convents, keinem Engländer Pardon zu geben und die Garniſonen von Condé, Valenciennes, Landrecis und le Quesnoy, wenn ſie ſich nicht ſofort ergeben, über die Klinge ſpringen zu laſſen, wich Pichegrü, menſchlicher geſinnt, durch Liſt aus und ging hierauf am 2. Jan. 1795 mit einem Heere, das faſt nichts mehr hatte, wie ſeinen Muth, über die gefrorne Waal und Maas, nahm Grave, die Bommelinſel und das Fort St. Andreas mit Sturm und ſchloß Breda ein. So war Holland unterworfen, die Armee dieſes Landes ging aus einander, die Engländer ſchifften ſich ein, der Erbſtatthalter floh nach England und Pichegrü zog triumphirend in Dortrecht und Amſterdam ein. Jetzt übertrug ihm auch der Convent den Oberbefehl über die Rhein- und Moſelarmee, zugleich behielt er aber auch noch das Commando der Nordarmee unter Moreau und der Maasarmee unter Jourdan; im April 1795 ward er aber zurückberufen, um das Commando der Hauptſtadt zu übernehmen, wo die Terroriſten ihre letzten Anſtrengungen machten, um ſich ihre blutige Gewalt ferner zu erhalten. Nachdem er auch hier die Ordnung wieder hergeſtellt und die Aufſtände der Vorſtädte zur Ruhe gebracht hatte — wofür man ihn damals im Convente als Retter des Vaterlandes prieß — kehrte er zur Rheinarmee zurück, wo indeß ſeine bis hierher ſo glänzende Laufbahn plötzlich eine andre Wendung nahm. Sein Aufenthalt in Paris hatte ihm die Idee gegeben, die republikaniſche Form tauge nicht für Frankreich, und die Bourbons, ſtets auf alles aufmerkſam, was zu ihrem Vortheil ausſchlagen konnte, benutzten dieſe Stimmung des Feldherrn. Durch Fauche-Borel (ſ. d. Art. in der neuen Folge des W.), der ſtets der Sache des vertriebnen Königsſtammes anhing, wurden die Negotiationen im Namen des Prinzen Condé eröffnet, und Pichegrü war ſchwach genug den Lockungen Gehör zu geben. An Verſprechungen ließ man es übrigens nicht fehlen; reiche Dotationen an Ländereien und Renten wurden in der Ferne gezeigt und unvergängliche Ehre dazu. Bald ward jedoch das Geheimniß der franzöſiſchen Regierung verrathen. Schon Pichegrü's, als General, ganz geändertes Benehmen erregte Verdacht; denn ſtatt wie ſonſt, jeden Vortheil des Augenblicks über den Feind benutzend, zog er ſich oft verrätheriſch zurück, wo er hätte vordringen ſollen, und als endlich Herr von Montgaillard, bis dahin ein Mittelsmann in den Verhandlungen der Bourbons mit dem General und Aufbewahrer der deshalb geführten Correſpondenz, auf die Seite der Republik trat und die in Händen habenden Papiere auslieferte, da ſah das Directorium die Abtrünnigkeit Pichegrü's ſtark genug ein und rief ihn, zu ſchwach für den Augenblick, um ihn ſogleich zu gebührender Rechenſchaft ziehen zu können, unter dem Vorwande, ihm den Geſandtſchaftspoſten nach Schweden anvertrauen zu wollen, vom Commando zurück (1796). Den Antrag mit dem Geſandtſchaftspoſten ſchlug Pichegrü zwar aus, doch war er befangen genug, den Sturm, der ſich gegen ihn erhob, nicht zu ſehen, und ſtatt ſich zu retten weil es noch Zeit war, zog er ſich in die erkaufte Abtei Belleveaux bei Arbois zurück, wo er in Dunkelheit und beſchränkter Lage (denn ſeine Vermögensumſtände waren ſo gering, daß er ſein ganzes Heergeräth und ſeine Pferde verkaufen mußte, um nur einigermaßen ſubſiſtiren zu können) bis im März 1797 lebte, als um welche Zeit ihn die Wähler ſeines Departements (der obern Saone) zum Volksrepräſentanten in dem geſetzgebenden Corps ernannten. Auch jetzt hätte ihn noch ein ruhiges Be-

nehmen und Treue für die Sache der Nation retten können; denn noch erfreute er ſich ſeiner frühern glänzenden Dienſte wegen eines großen Anhanges, ſowol im Heere wie im Volk; ſeine Idee, den Bourbons wieder auf den Thron zu helfen, verfolgte ihn aber auch hier, wo man ihm ſogar zum Präſidenten des Raths der Fünfhundert ernannte, und nicht lange, ſo machte er ſich abermals durch die, offenbar in der Abſicht, die republikaniſche Partei zu ſtürzen, in Betreff einer neuen Organiſirung der pariſer Nationalgarden gegebnen Vorſchläge, verdächtig, worauf denn das Directorium, einverſtanden mit dem Rath der Alten, in der Stille unter Augerau's Befehl, Truppen von der italieniſchen Armee kommen ließ, mit deren Hülfe dann am 4. Sept. 1797 (18. Fructidor des Jahres VII.) der Plan der Royaliſten vereitelt und Pichegrü, den Ludwig XVIII. durch ein Schreiben d. d. Riegel, den 24. Mai 1796, und ſpäter noch durch ein andres, von Mühlheim aus, unter dem 9. Juni deſſelben Jahres, den vollen Gebrauch ſeiner Gewalt und Rechte übertragen hatte, nebſt ſeinen Verbundnen, den Saalinſpectoren, verhaftet und nach dem Tempel geſchafft wurde. Jetzt machte das Directorium die theils durch Montgaillard erhaltne, theils von der Rheinarmee unter Moreau in des feindlichen Generals Klinglin erbeutetem Gepäck gefundne Correſpondenz Pichegrü's mit den ausgewanderten Bourbons (namentlich mit Condé) bekannt und verurtheilte ihn nebſt 20 Mitſchuldigen zur Deportation nach Cayenne. In mit eiſernem Gittern verſehnen Wagen wurden die Gefangnen über Blois nach Rochefort geſchafft, woſelbſt ſie eingeſchifft werden ſollten, und am erſtgenanntem Orte fehlte nur wenig, daß Pichegrü von einigen Anhängern befreit worden wäre. Endlich in Cayenne angelangt, transportirte man die Verwieſenen in die ungeſunden Einöden von Sinamari, wo bald die Mehrzahl an den dort herrſchenden Sumpffiebern ſtarb, Pichegrü aber noch mit ſieben Andern (darunter Willot, Delarne, Barthelemy, Aubri und Ramel), nach einem achtmonatlichen Aufenthalte, ſo glücklich war, auf einem leichten Kahne, den Wellen des Meers trotzend, nach Paramaribo, dem Hauptort der holländiſchen Niederlaſſung in Surinam, zu entkommen. Von hier begaben ſich die Flüchtlinge nach England, woſelbſt Pichegrü, der ſich nun als ein offner Anhänger der Sache der Bourbons zeigte, den beſten Empfang erhielt und angewieſen wurde, ſich zur öſterreichiſch-ruſſiſchen Armee nach Deutſchland zu begeben, die damals unter Korſakow gegen Frankreich focht. Da indeß die Abſichten der Verbündeten ſcheiterten und Korſakow, den Pichegrü noch kurz vor der Schlacht bei Zürch nützliche Rathſchläge mitgetheilt hatte, dieſe nicht befolgte und hierauf geſchlagen wurde, Oeſterreich auch zum Frieden gezwungen ward, ſo kehrte er nach England zurück, wo ihn ſowol die Miniſter als die Prinzen der franzöſiſchen Königsfamilie häufig bei ihren Unternehmungen zu Rathe zogen. Bekanntlich ſchmeichelten ſich die letztern eine Zeit lang, Buonaparte werde als ein zweiter Monk handeln und die Vertriebnen auf den Thron zurückführen; da indeß dieſe Hoffnung immer mehr ſchwand, ſo faßte man den Plan, den erſten Conſul aus dem Wege zu ſchaffen und zu Werkzeugen hierzu gab ſich, außer Pichegrü, beſonders der eifrige Chef der Chouans und Erfinder der Höllenmaſchine, Georges Cadoudal her, mit welchem, nicht zu ſeinem Ruhme, Pichegrü eine innige Bekanntſchaft in London angeknüpft hatte. Durch den bekannten engliſchen Schiffskapitän Wright, im Jan. 1804, nebſt noch mehrern ehemaligen Inſurgentenchefs der Vendée an die franzöſiſche Küſte

gebracht, begaben ſich die Verſchwornen, des feſten Vorſatzes voll, den erſten Conſul zu tödten, verkleidet nach Paris, in der Hoffnung ſowol daſelbſt eine Partei für ſich, als an Moreau einen Theilnehmer und Unterſtützer ihrer Pläne zu finden. Moreau's ſtets ſchwächlich hin= und herſchwankender Charakter zeigte ſich indeß auch hier; er konnte keinen Entſchluß faſſen, und zögerte und zögerte, bis die von Fouché geleitete Polizei das Geheimniß entdeckte und Georges plötzlich arretirt ward. Einige Tage gelang es Pichegrû noch, ſich, von Haus zu Haus irrend, den Augen der Verfolger zu entziehen, endlich ward er durch einen gewiſſen Leblanc, ein Kaufmann, zu welchem er ſich geflüchtet hatte, verrathen. In der Nacht des 28. Febr. 1804 ward er in ſeinem Zimmer, nach einem verzweiflungsvollen Widerſtande durch Gendarmen gefangen und gebunden vor den Staatsrath Real geführt, der ihn ſogleich verhörte, durchaus aber nichts über Moreau von ihm erfahren konnte. Hierauf in den Tempel geſetzt, ward der Prozeß gegen ihn, Georges und Moreau eingeleitet; ehe aber noch die Sache zur Entſcheidung kam, fand man ihn eines Morgens erwürgt in ſeinem Gefängniſſe (d. 5. April 1804). Eine Menge Gerüchte ſind ſeitdem dieſes ſchnellen Todes wegen in's Publikum gekommen und man hat nicht verfehlt, dem erſten Conſul die Abſcheulichkeit zuzuſchreiben, er habe den Unglücklichen heimlich im Gefängniſſe foltern und dann ermorden laſſen, was eine um ſo unzweckmäßigere, unüberlegtere und übereilte Grauſamkeit würde geweſen ſein, da ſchon das allergewöhnlichſte Gerichtsverfahren hinreichte um Pichegrû zum Tode zu verurtheilen, indem laut ſeinem eignen Geſtändniſſe das Factum feſtſtand, daß es ſein und ſeiner Mitſchuldigen Abſicht geweſen war, das damalige Oberhaupt des Staates gewaltſam bei Seite zu ſchaffen. Wahrſcheinlicher iſt, daß Pichegrû in der Verzweiflung alle ſeine eben ſo unbedachten, als jeden Falls unmoraliſchen Abſichten ſcheitern zu ſehen, ſich ſelbſt mittelſt des um ſeinen Hals gefundnen ſeidnen Tuches den Tod gab und der hingegen mehrmals gemachte Einwurf, als könnte ein Mann von ſeinem Muth nicht die Feigheit haben ſich durch Selbſtmord ſeinem bevorſtehenden Schickſale zu entziehen, iſt in jeder Beziehung zu unhaltbar, als daß daraus etwas zum Nachtheil der damaligen Regierung Frankreichs gefolgert werden dürfte; auch würde man gewiß jetzt, nach dem Sturz derſelben, und wo die neue Regierung ſich ſogar bemüht hat, das Andenken Pichegrû's, als eines ihrer Anhänger in den Zeiten der Verbannung, durch ein Denkmal in ſeiner Vaterſtadt zu ehren, nicht verfehlt haben, die Sache actenmäßig feſtzuſtellen, wenn dies nur einigermaßen möglich geweſen wäre. Uebrigens ward Pichegrû's Leiche gleich den Tag nach ſeinem Tode öffentlich ausgeſtellt und niemand hat an derſelben die Spuren der angeblich dem Verſtorbnen wiederfahrnen Tortur bemerkt. Pichegrû's Privatcharakter betreffend, ſo verdient derſelbe das größte Lob. Uneigennützig in einem hohen Grade, lehnte er ſtets die Geſchenke ab, welche ihm oftmals geboten wurden und ſeine Menſchlichkeit gegen Gefangne bewies ſich bei mehr wie einer Gelegenheit. Als er nach Cayenne deportirt wurde war er ſo arm, daß ſeine Freunde ſeine wenigen Effekten und unter andern auch ſeine Uniform und ſeinen Degen verkauften mußten, um ihm nur einiges Reiſegeld zu verſchaffen. Verheirathet war Pichegrû nie; dennoch meldete ſich aber nach der Reſtauration eine Abenteuererin, die unter dem Vorgeben, eine natürliche Tochter von ihm zu ſein, ſich eine Penſion von der Regierung zu erſchleichen wußte; durch einen Bruder von

Pichegrü ward aber der Betrug entdeckt und die auf die Chatoulle des Königs angewieſne Rente zurückgenommen. Gleich nach Pichegrü's Tode und nachdem von mehrern Aerzten gerichtliche Gutachten abgegeben worden waren, daß er ſich erdroſſelt habe, erſchien auch noch von Montgaillard ein Mémoire concernant la trahison de Pichegru dans les années 3, 4 et 5 (1795, 1796 u. 1797), das über des Generals damaliges Benehmen, in Betreff ſeiner Unterhandlungen mit der vertriebnen Königsfamilie, vielfache Aufſchlüſſe gibt.

Pichler oder auch Pickler (Johann Anton und Johann, Vater und Sohn), beide Steinſchneider, haben ſich durch ihre Geſchicklichkeit in ihrer Kunſt großen Ruf erworben. Der Vater, Johann Anton, wurde 1700 zu Brixen in Tyrol geboren und anfänglich dem Handelsſtande beſtimmt. Bald zog ihn ſeine Neigung aber zu der Kunſt, in welcher er ſpäter glänzen ſollte, und ohne Anleitung und Unterricht begann er zu arbeiten. Später empfing er jedoch durch einen gewiſſen Ziegler, einen Böhmen, einige Anweiſungen, und hierauf ſich nach Neapel begebend, gewann er daſelbſt ſein Brod dadurch, daß er für Goldſchmiede Verzierungen und Namen auf goldne und ſilberne Gefäße ſtach. So lernte ihn ein Offizier kennen, der ſich des keimenden Talentes annahm, ihn ermunterte, ſeine Kunſt mehr auf Steine anzuwenden und ihm die dazu nöthigen Werkzeuge ſchenkte. Pickler machte jetzt ſo ſchnelle Fortſchritte, daß bald der Hof auf ihn aufmerkſam wurde und ſowol die königliche Familie ſelbſt, als die Großen des Hofes ihn mit Arbeit überhäuften. Eine Zeitlang begab ſich Pickler hierauf wieder nach Deutſchland, wo er ſich verheirathete, dann abermals einige Jahre in Neapel lebte und ſich endlich 1743 für immer in Rom niederließ, woſelbſt er 1779 ſtarb, den Ruhm hinterlaſſend, der Erſte geweſen zu ſein, welcher die ſeit den Tagen des Alterthums ganz geſunkne Kunſt des Steinſchneidens wieder zu einer bis dahin unbekannten Höhe hob. Mehrere ſeiner Arbeiten reihen ſich würdig an die ſchönſten Muſter dieſes Faches aus dem Alterthum, und man nennt unter andern einen Steinring, den der berühmte Metaſtaſio beſaß, und auf welchem Pickler einen Centaur geſtochen hatte, als ganz vorzüglich gelungen; eben ſo auch eine von ihm geſchnittne Camee, einen Homerskopf darſtellend. Noch größern Ruhm erwarb ſich aber ſein Sohn, Johann von Pickler oder Pichler, geboren 1734 zu Neapel. Das emſig betriebne Studium der Antiken und die Anleitungen ſeines Vaters brachten den jungen Pickler bald zu einer Vollkommenheit in ſeiner Kunſt, die alles bis dahin in neuern Zeiten Aufgeſtellte übertraf, und ſein als Camee geſchnittner Herkules im Kampf mit dem nemeiſchen Löwen, ſein nach Hero's Thurm ſchwimmender Leander, ſein Achill, der die Leiche des Hector ſchleift, ſind Meiſterwerke, die von allen Kennern geſchätzt werden. In Rom, wo Pickler lebte, ward er dem Kaiſer Joſeph II. bekannt, deſſen Bildniß er, während der Monarch ſpeiſte, in einen Siegelring ſtach und nachher in einer Camee ausführte. Das Anerbieten, den Kaiſer nach Wien zu begleiten, woſelbſt ihm derſelbe ein anſtändiges Auskommen ſichern wollte, lehnte Pickler jedoch ab, und Joſeph ernannte ihn nun zu ſeinen Hof-Graveur und erhob ihn in den Adelſtand. Eben ſo wies der Künſtler auch die ihm von England aus gemachten Anträge, dahin zu kommen, zurück, obſchon er anfangs auf die Sache einging und bereits bis Mailand gereiſt war. Er ſtarb in Rom 1791, woſelbſt J. G. de Roſſi eine kurze Lebensbeſchreibung von ihm herausgab, die ſpäter von Boulard und Millin in's Franzöſiſche überſetzt, und in

dem Magazin encyclop. mit erläuternden Noten von Dufourny abgedruckt iſt. Eine, von Chriſtoph Heveſton in Marmor gearbeitete Büſte von ihm ward im Pantheon aufgeſtellt. Außer der Kunſt des Steinſchneidens zeichnete ſich Pichler, der Sohn, auch noch als Paſtellmaler aus. Die noch von ihm ausgearbeitete Sammlung von Kupferſtichen nach den beſten im Vatikan ſich befindenden Gemälden Raphaels, und ſeine Auswahl von Abdrücken geſchnittner Steine und Cameen, erwarben ſich gleichfalls den allgemeinſten Beifall der Kenner. Zwei Stiefbrüder von dem jüngern Pickler, Anton und Johann, wovon der eine in Rom, der andre in Wien ſich niederließ, zeichneten ſich ebenfalls in der Steinſchneiderkunſt aus.

Pickelhäring, ſ. Hanswurſt.

Pictet (Marcus Auguſt), geboren 1752 zu Genf, woſelbſt ſeine Familie zu den älteſten und angeſehenſten gehört, ward früh der Schüler und Freund des berühmten Sauſſüre, den er auch auf mehrern ſeiner Reiſen begleitete und deſſen Stelle er als Profeſſor der Philoſophie (1786) und ſpäter als Präſident der Akademie zur Beförderung der Künſte erhielt. So ganz den Wiſſenſchaften lebend, nahm Pictet an den politiſchen Unruhen, welche ſeine Vaterſtadt erſchütterten nur wenig, und dann auch nur gemeiniglich als Vermittler, Antheil, und er gehörte zu den von der Republik Erwählten, die im Jahre 1798 den Auftrag erhielten, die Unterhandlungen wegen der Einverleibung von Genf mit der franzöſiſchen Republik zu leiten. Nach Beendigung dieſes Geſchäftes war er einer von den Funfzehn, welche den ehrenvollen Auftrag bekamen, das Schuldenweſen der Stadt zu ordnen und den Fond zur Unterhaltung des öffentlichen proteſtantiſchen Gottesdienſtes zu verwalten. Im J. 1802 trat er in's Tribunat und 1803 wurde er Sekretär dieſes Gerichtshofes und hier zeichnete er ſich beſonders durch ſeine gehaltvollen und durchdachten Anträge über die Erweiterung der Handelsfreiheiten, und über Verbeſſerung und neue Anlegung von Chauſſeen und Kanälen aus. Auch ſtimmte er in jener Zeit mit für die Errichtung des Conſulats in Frankreich, dann für deſſen lebenslängliche Dauer. Als ſpäter 1807 das Tribunat aufgehoben wurde, ernannte ihn Napoleon zu einem der funfzehn General-Inſpektoren der ſogenannten kaiſerlichen Univerſität, d. h. der Geſammtheit des Nationalunterrichts, und auch hier bewies ſich Pictet eben ſo thätig, als einſichtsvoll. Von 1796 an gab er in Verbindung mit ſeinem Bruder Charles Pictet und dem jetzigen Maire von Genf, Maurice, die Bibliothèque britannique heraus, eine Zeitſchrift, die ſich ihres gewählten und nützlichen Inhaltes wegen ſeitdem eines ununterbrochnen Beifalls erfreut, ſeit 1816 aber ihren Namen in den paſſendern „Bibliothèque universelle" verändert hat. 1803 unternahm Pictet eine Reiſe nach Großbritannien, deren Beſchreibung in Briefen an die Mitherausgeber der ehemaligen Bibliothèque britannique erſt in dieſer Zeitſchrift erſchien, ſpäter aber auch unter dem Titel: „Voyage de trois mois en Angleterre, en Ecosse et en Islande" beſonders abgedruckt ausgegeben wurde. Außerdem hat man von ihm noch mehrere eigne Werke und Denkſchriften über verſchiedne, meiſt in das Gebiet der Phyſik, Mathematik und Oekonomie einſchlagende Gegenſtände, die ihm die Aufnahme in die mehrſten und bedeutendſten gelehrten Geſellſchaften Europa's verſchafften.

Picus, ein alter Seher oder Waldgott in Italien, Sohn des Saturnus, Vater des Faunus, wurde wegen ſeiner Schönheit von der

Zauberin Circe geliebt, und da er ihre Neigung nicht erwiederte, in einen Specht (picus), ſeine Begleiter in wilde Thiere verwandelt. Seine Gemahlin, Canens, zerfloß vor Gram in den Aether. Er wurde mit einem Spechtkopfe abgebildet, und ſtand den Augurien vor.

Piemont, Fürſtenthum in Italien und Hauptprovinz der ſardiniſchen Staaten, von welchen es die Franzoſen 1798 getrennt, und 1802 gänzlich mit Frankreich vereinigt hatten (S. **Sardiniſche Monarchie**). Durch den Sturz der napoleoniſchen Herrſchaft (1814) kam der König von Sardinien wieder zum Beſitze dieſes Landes, mit welchem gegenwärtig auch die Grafſchaft Nizza und die Herzogthümer Mailand (ſardiniſchen Antheils) und Montferrat vereinigt ſind. Das Ganze iſt in 26 Provinzen eingetheilt. Piemont im engern Sinne, grenzt gegen Norden an Wallis und Savoyen, gegen Weſten an Frankreich, gegen Süden an Nizza und Genua, und gegen Oſten an die Herzogthümer Mailand (ſardiniſchen Antheils) und Montferrat. Nach dieſem Umfange kann man die Größe auf 310 Q. M. mit 1,400,000 Einw. ſchätzen, mit dem ſardin. Mailand, Nizza und Montferrat aber auf 560 Q.M. mit 2,220,000 Einw. Piemont hat ſeinen Namen, weil es am Fuße hoher Gebirge liegt; denn gegen Wallis ſind die penniniſchen Alpen (wo die hohen Berge Montroſa und der große Bernhard) und gegen Savoyen und Frankreich ſind die grajiſchen und cottiſchen Alpen mit dem hohen Montblanc, kleinen Bernhard, Mont-Cenis und Monte-Viſo, von welchem der Po, der Hauptfluß des Landes, kommt, in welchen ſich zu beiden Seiten alle Flüſſe des Landes, als die Doria, Stura und Seſia auf der linken, und die Vraita, Maira und der Tanaro auf der rechten Seite ergießen. Gegen Süden an der Grenze von Nizza und Genua erſtrecken ſich die Meeralpen. Daher iſt Piemont auf der Nord- und Weſtſeite von den höchſten Alpen eingeſchloſſen und zum Theil mit Gebirgen bedeckt. Von dieſen Gebirgen an bis in die Mitte des Landes ziehen ſich niedrige Berge und endlich Hügel, welche ſich in Ebenen verlaufen. Die Mitte des Landes, wo der Po fließt, und wo niedrige Berge, Hügel, Thäler und Ebenen wechſeln, ſind die fruchtbarſten und ſchönſten Striche, in welchen der Acker-, Wein-, Oel- und Obſtbau blühen, und Getreide aller Art, Hülſenfrüchte, Mais, Reiß, Hanf, Kaſtanien, Obſt, edle Früchte, Oliven, Trüffeln und Wein gedeihen. Der Seidenbau wird in keinem andern italieniſchen Lande ſo ſtark und ſo gut betrieben, als in Piemont, wo jährlich für 22 Millionen Lire Seide gewonnen wird, welche meiſtens roh aus dem Lande geht. Waldungen hat Piemont hinreichend; die nördlichen, weſtlichen, ſüdlichen Grenzen haben waldreiche Gebirge und Hügel, welche dem mittlern holzärmern Lande Holz zuführen und auf den Flüſſen zuflößen können. Die Einwohner ſind fleißig und erwerbſam, und bekennen ſich zur katholiſchen Religion, bis auf ungefähr 20,000 Waldenſer, welche rauhe Thäler an dem Fuße der Alpen bewohnen, und ſich durch fleißigen Anbau ihrer von Natur unfruchtbaren Gegenden auszeichnen. (Man ſehe hierüber die, auch für den Nicht-Oekonomen höchſt anziehenden „**Briefe über Italien.**" Aus dem Franzöſiſchen des Lullin de Chateauvieur, von Hirzel, Leipzig 1821). Außer dem Ackerbau, der Viehzucht und dem Seidenbau, beſchäftigen ſich die Einwohner auch mit Fabriken und Manufakturen, beſonders in Seide, Leinwand und Wolle. Viele Tauſend ziehen auch im übrigen Italien, in Frankreich und Deutſchland, beſonders als Kupferſtich- und Galanteriehändler, herum, und kehren dann mit ihrem Verdienſte in ihr Va-

terland zurück. Die Hauptſtadt Piemonts und des ganzen ſardiniſchen Staates heißt Turin. Man vergl. übrigens den Art. Sardiniſche Monarchie.

Pierinnen, Pieriden, heißen die Muſen, entweder von dem Berge Pieros, in Theſſalien, der ihnen geheiligt war, oder von ihrem Siege über die neun Töchter des macedoniſchen Königs Pieros, welche, weil ſie es wagten, mit den Muſen zu wetteifern, zur Strafe in Elſtern verwandelt wurden.

Pierrot, eine komiſche Maske auf dem franzöſiſchen Theater, die aus dem Harlekin und Polichinell zuſammengeſetzt, und wie dieſer gekleidet, wie jener launig und witzig iſt.

Pietiſten, Frömmler, war ein Spottname, den die Anhänger der alten Manier im akademiſchen Vortrage der Theologie einigen jungen Docenten zu Leipzig beilegten, welche ſeit 1689 angefangen hatten, aſcetiſche Vorleſungen über das neue Teſtament (collegia philobiblica oder collegia pietatis) für Studirende und Bürger zu halten, und ſich einer beſonders andächtigen und eingezognen Lebensweiſe befleißigten. Die Idee einer ſolchen Behandlung der Theologie kam von ihrem Freunde und Lehrer Spener, dem deutſchen Fenelon her, der ſchon als Prediger in Frankfurt am Main beſondre Andachtsverſammlungen zur erbaulichen Anwendung der Bibel und der chriſtlichen Religionslehre, bei denen er den Laien erlaubte, mitzuſprechen, ſeit 1670 in ſeinem Hauſe gehalten, und durch ſeine Schriften das Bedürfniß einer Reform der lutheriſchen Kirche und Theologie zur Sprache gebracht hatte. Dies Bedürfniß mußte damals jeder Helldenkende empfinden. Die Theologie der Lutheriſchen war in Folge der Bemühungen, den Lehrbegriff feſtzuſtellen, unter den hitzigen Streitigkeiten der Gottesgelehrten ſeit der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. in den Formen eines ſteifen Dogmatismus erſtarrt, und für die Gemeinen faſt ungenießbar geworden. Nur in der Polemik zeigte ſich noch Leben; in Predigten und Schriften für den Nichtgelehrten hörte man faſt nichts als ſtrenge Anmahnungen zur reinen Lehre und heftige Verketzerungen der Andersdenkenden; die Kirchengeſchichte wurde wenig, die Moral faſt gar nicht bebauet; um das Gewicht des Glaubens zu heben, behauptete man geradezu, daß ein ſittlichgutes Leben nichts zur Seligkeit helfen könne; die Geiſtlichen ſtrebten nach Vergrößerung ihrer Macht, und alles ſchien darauf angelegt, ein Pfaffenthum in der Kirche, die gegen allen Papismus proteſtirte, geltend zu machen. Gegen dieſe Verirrungen trat Spener in ſeinen frommen Wünſchen (1675), in ſeinen Schriften über das geiſtliche Prieſterthum (1677) und über die Gottesgelahrtheit aller gläubigen Chriſten (1680) mit Behauptungen auf, die der herrſchenden theologiſchen Denkart geradezu widerſprachen. Er verlangte echtes praktiſches Chriſtenthum, und erklärte, nur ein wiedergeborner, ſelbſt wirklich gebeſſerter Theolog könne zum Predigtamt fähig ſein, die heilige Schrift müſſe den ſymboliſchen Büchern nicht nachgeſetzt, und ſorgfältiger zur Erbauung gebraucht werden, den Laien, die er vom geiſtlichen Prieſterthume keinesweges ausſchloß, müſſe verſtattet ſein, einander aus der heiligen Schrift zu belehren und zu erwecken, man ſolle die Religion mehr praktiſch üben, als ſyſtematiſch anbauen, die Myſtiker fleißig leſen und die Hoffnung beſſerer Zeiten, in denen eine allgemeiner verbreitete Frömmigkeit und die völlige Bekehrung der Juden bevorſtehe, lebhaft unterhalten. Dieſe Gedanken fanden Beifall, und Spener's eigne Bemühungen in Frankfurt, wo er ſeine

Privatverſammlungen 1682 aus ſeinem Hauſe in die Kirche verlegte, und in Dresden, wo er ſeit 1686 als Oberhofprediger in gleichem Geiſte zu wirken fortfuhr, und beſonders den religiöſen Volks- und Jugendunterricht in Aufnahme brachte, richteten mehr Gutes in's Werk, als man erwartet hatte. Dabei zeigte ſich freilich auch an manchen für dieſe neue gottſelige Stimmung gewonnnen Seelen geiſtlicher Hochmuth, Abneigung gegen öffentlichen Gottesdienſt und ein Geiſt des Separatismus, der die Kirche mit Unordnungen bedrohte. Die Beſorgniß dieſer Mißbräuche, und noch mehr der durch Speners Geringſchätzung jener bisher in der Dogmatik und Polemik üblichen Methode aufgeregte Parteigeiſt reizte die Theologen des alten Styls zur Gegenwirkung. Die theologiſche Fakultät zu Leipzig nöthigte jene jungen Docenten bald, ihre Vorleſungen einzuſtellen und (da Spener 1691 von Dresden nach Berlin als Propſt und Oberconſiſtorialrath abging) Leipzig zu verlaſſen. Die Andachtsverſammlungen oder Collegia pietatis wurden als ordnungswidrige Conventikel zur Beilegung der zu Gießen, Hamburg und Leipzig entſtandnen Händel von den Regierungen förmlich unterſagt; Franke, der vorzüglichſte jener leipziger Docenten, mußte Erfurt, wo er ſein Unternehmen fortgeſetzt hatte, ſchnell wieder verlaſſen, und Spener ſelbſt ſah ſich von den kurſächſiſchen Theologen durch ihre Wortführer Carpzov und Löſcher mit allen Waffen der Verketzerungsſucht öffentlich angegriffen. In dieſer Bedrängniß fanden die Pietiſten durch die Vermittelung des Philoſophen Thomaſius, der ſie ſchon in Leipzig vertheidigt hatte, und unter Spener's Einfluß eine Zuflucht auf der 1695 geſtifteten Univerſität Halle, wo Franke eine theologiſche Profeſſur erhielt. Seitdem galten die Ausdrücke: Hallenſer und Pietiſten, ziemlich gleich, denn die theologiſche Schule, die Spener's Anſichten verarbeitete und den Pietismus ausbildete, hatte vorzüglich in Halle ihren Sitz, und Franke's Stiftungen wurden ihre Propaganda. Das Charakteriſtiſche des damals, bis in das zweite Decennium des 18. Jahrh. eben ſo glücklich gedeihenden als heftig beſtrittnen Pietismus beruhte auf dem praktiſchen Hauptgedanken, daß es dem Chriſten mehr gezieme, fromm als gelehrt zu ſein, und daß man zur Beförderung der Frömmigkeit unter allen Ständen wirkſamere Anſtalten treffen müſſe, als der öffentliche Gottesdienſt, das Beichtweſen und die Kirchenzucht bei der üblichen herz- und kraftloſen Verwaltung darbiete. Eine ſtrenge, beinahe düſtere Moral, welche Tanz-, Spiel- und andre herkömmliche Vergnügungen als Werkſtätten des Teufels verwarf; der Glaube, die Wiedergeburt zum heiligen Leben geſchehe durch einen plötzlichen Durchbruch der Gnade; eine hohe Meinung von der Nutzbarkeit jener Andachtsübungen, zu welchen ſich die Eingeweihten (meiſt gemeine Leute) in Privathäuſern verſammelten, und endlich Mißtrauen gegen Andersdenkende waren die weſentlichen Eigenheiten, welche die Pietiſten als Ausbeute ihrer mehr als zwanzigjährigen Kämpfe mit den Orthodoxen beibehielten. Uebereilte Schritte ihrer Anhänger, welche zum Separatismus führen konnten, bewirkten vorübergehende Unordnungen in einzelnen Gemeinen; eine beſondre Sekte haben die Pietiſten aber nie gebildet, ungeachtet ihre Gegner ſie mit den gehäſſigſten Ketzern und Sektirern vermengten, und nur wegen des Unfriedens und Aergerniſſes, wozu die öffentlichen Befehdungen der erbitterten Parteien Anlaß gaben, erließen die proteſtantiſchen Regierungen im Anfange des 18. Jahrh. Verordnungen gegen den Mißbrauch des Ausdrucks: Pietiſten, und der daran erinnernden Streitpunkte in Predig-

ten und Schriften, und erneuerten das Verbot der religiöſen Privatverſammlungen. Waren nun aber auch hierdurch die pietiſtiſchen Händel gedämpft, ſo wurde doch der von Spener ausgeſtreute Same einer erbaulichen Behandlung der Theologie, von Buddeus, Deyling, Rambach und Mosheim trefflich benutzt und weiter ausgebildet, ſo wie den Verirrungen der pietiſtiſchen Denkart, welche eine myſtiſche Terminologie aufgebracht, manchen Schwachen den Kopf verrückt und eine Menge Betbrüder, Heuchler und Kopfhänger gezogen hatte, durch die wolf'ſche Philoſophie, und noch mehr durch das Licht, welches Baumgarten und Semler in Halle ſelbſt über die Theologie verbreiteten, ein Damm entgegengeſetzt. Denn wie das Gefühl derſelben Bedürfniſſe in Frankreich den Janſenismus und Quietismus, und in Deutſchland den Pietismus hervorgerufen hatte: ſo verſchwanden dieſe Erſcheinungen auch faſt gleichzeitig vor dem Geiſte des Skepticismus und der Kritik, der ſich der Philoſophie und Theologie ſeit der Mitte des 18. Jahrh. bemächtigte. Noch jetzt aber erinnern die Religionsgeſellſchaften der Herrnhuter und Methodiſten durch ihre Lehrmeinungen und Anſtalten lebhaft an den Pietismus, der ihre gemeinſchaftliche Quelle war, und ſowol das heimliche Treiben und Zuſammenhalten der ſogenannten Stillen im Lande, als auch das gemüthliche und nur geſchmackvoller modificirte Chriſtenthum der Anhänger neuerer Glaubenshelden (Lavater's, Jung's ꝛc.) athmet denſelben Geiſt der Frömmelei, des Schwelgens in religiöſen Gefühlen und der kirchlichen Abſonderung, in dem ſich redliche, aber ſchwachſinnige Freunde einer myſtiſchen Herzensreligion zu allen Zeiten gefallen haben. Ueber die Reform der theologiſchen Denkart und Verwaltung des Predigtamts unter den Proteſtanten, die mehr von Spenern ſelbſt, als von ſeinem mißgerathnen Kinde, dem nun längſt verſchollnen Pietismus, ausging, vergl. man die Art. Spener, Predigtamt und Theologie. E.

Pigafetta (Antonio), der Gefährte Magellans und Beſchreiber von deſſen Entdeckungsreiſe, ſtammte von einer angeſehnen Familie Toſkana's ab und wurde gegen das Ende des 15. Jahrh. zu Vizenza geboren. Wahrſcheinlich war ſein Vater jener Doctor und Ritter, Matteo Pigafetta, welcher damals einen Theil der öffentlichen Angelegenheiten von Vizenza leitete und deſſen Name in der Geſchichte jener Zeit, einigemal vorkömmt. Durch die Lektüre der Reiſebeſchreibungen der Spanier und Portugieſen nach fernen Welttheilen, ward Antonio Pigafetta frühzeitig auf den Gedanken gebracht, dereinſt einmal gleichfalls auf Entdeckungen neuer Länder auszugehen und er widmete ſich von da an mit großem Fleiß dem Studim der mathematiſchen Wiſſenſchaften und der Seefahrtskunde. Als der, durch die Theilung der Erde von Alexander VI. (in Folge welcher nach dem Ausſpruch dieſes Papſtes alle Länder welche öſtlich einer von ihm auf der Charte gezognen Linie lagen, Portugal, die weſtlich gelegnen aber, Spanien gehören ſollten) entſtandne Streit, wegen den Molucken, zwiſchen den Höhen von Liſſabon und Madrid ausbrach, befand ſich Pigafetta in Rom und da nun hierauf, nach einem vergeblich unterhandelten Verkauf des Rechts, dieſe Inſeln zu beſitzen (ſo daß nämlich Portugal gegen eine an Spanien zu zahlende Summe von 150,000 Piſtolen die Molucken behalten ſollte) dennoch Carl V. eine Expedition unter den berühmten Magellan (ſ. d. Art.) ausſendete, um, nach dieſes Seefahrers Plan, einen weſtlichen Weg nach jenen Inſeln zu ſuchen, ſo begab ſich Pigafetta, den der ſpaniſche

Botſchafter in Rom, Franz Chiericato, mit nach Spanien genommen hatte, zu dem Kaiſer nach Burgos, bittend, ihm zu erlauben der Expedition folgen zu dürfen, um, wie er ſelbſt ſagte: „durch die einſtige Beſchreibung dieſer Reiſe Andern nützlich und angenehm zu werden, ſich aber bei der Nachwelt einen Namen zu machen.“ Und als nun Kaiſer Carl V. dies Geſuch bewilligte, da eilte der junge Mann nach Mallaga und Sevilla, woſelbſt er bis zum 10. Aug. 1519 blieb, und an dieſem Tage mit den übrigen Reiſenden aufbrach, worauf denn die Expedition den 20. Sept. deſſelben Jahres ſich in San-Lucar einſchiffte, und ihren Lauf nach Weſten nahm. Von dieſem Augenblick an begann Pigafetta ſein Tagebuch zu führen, in welchem er regelmäßig Tag für Tag die Ereigniſſe der eben ſo merkwürdigen als erfolgreichen Reiſe bemerkte. Seine geſunde Leibesconſtitution und ordentliche Lebensweiſe auf dem Schiff bewahrten ihn dabei vor der Menge Krankheiten, denen Viele von der Expedition unterlagen und als Magellan, nebſt 55 der Seinen, das unglückliche Treffen bei Zahu auf den philippiniſchen Inſeln hatte, in Folge welchem der kühne Seefahrer das Leben verlor, da ſtand Pigafetta ihm treu zur Seite und ward ſchwer verwundet. Nach manchen Fährlichkeiten langte endlich Pigafetta den 8. Sept. 1522, mit noch 17 Begleitern, wieder in Sevilla an woſelbſt das Schiff, welches die kühnen Männer getragen hatte, im Triumph auf den Strand gezogen und als ein Denkmal jener merkwürdigen Reiſe aufbewahrt ward, die, wie Bougainville in der Einleitung zu ſeiner Reiſebeſchreibung ſehr richtig bemerkt, zuerſt mit unumſtößlicher Gewißheit die Kugelgeſtalt der Erde bewies. Kaum angekommen in Sevilla begaben ſich aber die Seefahrer in Folge eines noch auf dem Meere gethanen Gelübdes, ſogleich barhaupt und barfuß in die Kirche unſrer lieben Frau zum Sieg, um dort dem Himmel ihren Dank für die gnädige Errettung aus ſo mancher Gefahr zu zollen, und nach Vollendung dieſer frommen Pflicht, eilte Pigafetta nach Valladolid, um den ſich dort befindenden Monarchen Spaniens, mündlich Bericht über den Verlauf der Reiſe abzuſtatten. Von hier aber nach Frankreich und Italien gehend, ward er von Franz I. und Clemens VII. mit vieler Güte aufgenommen, und auf dieſes Papſtes und des damaligen Großmeiſters der Hoſpitaliten, Philipp von Villers, Erſuchen, ſing er nun an eine umſtändliche Beſchreibung ſeiner Reiſe zu entwerfen, die er dem Großmeiſter Villers dedicirte, eine Abſchrift davon aber an Clemens VII. und eine andre an Luiſe von Savoyen, Königin von Frankreich überreichte. Dieſes Werk in dem die in ſeinem Kaiſer Carl V. übergebnen Tagebuche enthaltnen Data weiter ausgeführt ſind, und in welchem er ſich überall als Ritter unterſchreibt, iſt aber wahrſcheinlich von ihm erſt nach dem Jahre 1524 verfaßt, als um welche Zeit er zum Ritter des Ordens St. Johannes, vom Hoſpital zu Jeruſalem, (damals auf Rhodus ſeinen Sitz habend) ernannt wurde. Später wurde er Ordens-Commandeur zu Noviſa. Ueber das Jahr und den Ort ſeines Todes, ſchweigen die damaligen Geſchichtsſchreiber Italiens; doch iſt wahrſcheinlich daß er ſein Leben in ſeinem Vaterlande beſchloß. An dem noch vorhandnen von ihm einſt bewohnten Hauſe in Vizenza, (in der Straße de Luna) ließ Pigafetta bei ſeiner Rückkehr über der Thür eine in Stein gearbeitete Verzierung von Roſen anbringen, mit der Inſchrift: „Il n'est rose sans espine,“ welches eine Anſpielung auf den Ruhm und die Gefahren ſeiner Reiſe ſein ſoll. Uebrigens war ſein oben erwähntes Werk lange Zeit nur theilweiſe der Nachwelt bekannt, indem die dem Papſt

davon übergebne Abſchrift bei der großen Feuersbrunſt in Rom (1527) verloren ging und die an die Königin von Frankreich geſendete, in die Hände eines gewiſſen Jakob Anton Fabre fiel, der, wie Ramuſir, im erſten Bande ſeiner 1563 herausgekommnen Sammlung berühmter Reiſebeſchreibungen witzig bemerkt: „per fuggir la fatica“ (um Mühe zu ſparen) dieſelbe nur im Auszuge überſetzte; eine Gewaltthat, die ſich übrigens Ramuſir nicht weniger in Betreff Pigafetta's hat zu Schulden kommen laſſen. In neuerer Zeit hat jedoch der Abbé Amoretti in der ambroſianiſchen Bibliothek in Mailand eine vollſtändige Abſchrift von Pigafetta's Werk entdeckt, die in einem ſeltſamen Gemiſch von Spaniſch und Italieniſch, (und dieſes meiſt in venetianiſcher Mundart) geſchrieben, und von Amoretti ſowol in gutem Italieniſch als auch in franzöſiſcher Sprache herausgegeben worden iſt. Einige dabei befindliche Charten ſind nach Pigafetta's eignen Zeichnungen angefertigt, der den Werth ſeines Buches, in welchem ihm freilich oft Leichtgläubigkeit zu manchen ſeltſamen und ungegründeten Behauptungen hinriß, dadurch erhöhte, daß er demſelben ein, auch ſpäter als genau und richtig befundnes Wörterbuch, der auf den Philippinen und Molucken herrſchenden Sprachen, beifügte.

Pigalle (Jean Baptiſte), ein ausgezeichneter franzöſiſcher Bildhauer, geb. zu Paris 1714, war der Sohn eines in den königl. Gebäuden angeſtellten Zimmermanns. Er zeigte früh Neigung zum Modelliren; dennoch waren ſeine Fortſchritte höchſt mühſam und langſam. Nachdem er lange der Zögling von Lemoine und Lemayne geweſen, wurde er von einigen Freunden, beſonders dem ältern Couſtou, in den Stand geſetzt, Italien zu beſuchen. Hier arbeitete er zu Rom drei Jahre lang nach der Antike in Demirelief; bei ſeiner Rückkehr fand er zu Lyon Arbeit, welche ihn anderthalb Jahre beſchäftigte. Hier vollendete er das Modell zur Statue des Merkurs, das er nach Paris mitbrachte, und welches allgemein bewundert ward. Es verging indeß noch lange Zeit, bis es die Aufmerkſamkeit des Miniſters und, was noch wichtiger war, der Madame Pompadour auf ſich zog, und er verſchiedne Aufträge erhielt. 1744 trat er in die Maler- und Bildhauerakademie, und nachdem er ſeinen Merkur in Marmor ausgeführt hatte, verfertigte er als Gegenſtück eine Venus. Beide Statuen wurden 1748 von Ludwig XV. dem Könige von Preußen geſchenkt. Pigalle's Ruf ſtieg immer mehr, und 1756 erhielt er den Auftrag, das Grabmal des Marſchalls von Sachſen auszuführen. Dieſes Werk ſtellt ihn unter die erſten Meiſter Frankreichs, und ward die Urſache, daß ihm auch das Denkmal übertragen wurde, welches die Stadt Rheims 1765 Ludwig XV. errichten ließ. Der König ernannte den Künſtler zum königlichen Bildhauer und verlieh ihm den St. Michaelsorden. Beſonders ſchmeichelhaft war es ihm, daß Bouchardon ihm die Vollendung ſeiner berühmten Reiterſtatue auf dem Platze Ludwigs XV. übergab. Pigalle beſuchte Voltaire zu Ferney, um ſeine Büſte zu modelliren. Sie war von charakteriſtiſcher Aehnlichkeit, ſtellte aber den hagern Nacken ſo treu in ſeiner natürlichen Häßlichkeit dar, daß ſie dadurch mißfiel. Das Denkmal des Marſchalls von Sachſen wurde erſt 1776 in Straßburg aufgeſtellt. Bei dieſer Gelegenheit beſuchte Pigalle Berlin, um den großen Friedrich und zugleich noch einmal ſeine Statuen zu ſehen. 1780 arbeitete er an dem großen Denkmale für den Grafen Harcourt. Seine letzte Arbeit war ein Mädchen, das ſich einen Dorn aus dem Fuße zieht. Dieſe Statue, ſo wie die eines kleinen Knaben mit einem Käfig, aus dem der Vogel

entflohen iſt, wurden wegen ihrer Schönheit und Zartheit bewundert. Pigalle ſtarb am 20. Aug. 1785, als Rector und Kanzler der Akademie. Er war von Charakter edelmüthig, freigebig, ſeinen Freunden und ſeiner Familie mit Zärtlichkeit zugethan. Als Künſtler verdankte er alles ſeinem fleißigen Studium; der eigentliche Genius fehlte ihm.

Pigmente, ſ. Färbeſtoffe.

Pignoration, Verpfändung, ſ. Pfand.

Pilaſter, heißt in der Baukunſt ein viereckiger Pfeiler, welcher nach der Säulenordnung, zu welcher er gehört, Verhältniſſe und Verzierungen erhält; darin eben unterſcheidet er ſich von dem gemeinen Pfeiler.

Pilatre de Rozier (Jean François), ein beſonders durch die Art ſeines Todes berühmt gewordner Phyſiker, wurde im J. 1756 zu Metz geboren. Anfänglich zur Chirurgie beſtimmt, zeigte Rozier doch ſo großen Widerwillen gegen dieſe Wiſſenſchaft, daß ſeine Angehörigen ſich genöthigt ſahen ihn in eine andre Laufbahn zu bringen und er wurde nun Apotheker. Nach Vollendung der Lehrzeit und zurückgekehrt in's älterliche Haus, entfloh er aber mit noch einem Jüngling der ſtrengen väterlichen Zucht und kam nach Paris, woſelbſt er ſich als Apothekergehülfe verdung, und nebenbei ſich mit großem Fleiß auf das Studium der Naturgeſchichte, Mathematik und Phyſik legte. Bald kam er ſo weit, vor einem Kreiſe gebildeter Weltleute, Vorleſungen und Experimente über die von Franklin aufgeſtellten Lehren der Elektricität, mit Beifall halten zu können, und einige von ihm in dieſer Hinſicht ausgearbeitete und der Akademie der Wiſſenſchaften übergebnen Abhandlungen, wurden gleichfalls günſtig aufgenommen. Später ward er auf die Verwendung von Sage, deſſen Vorleſungen er eine Zeitlang beſuchte, als Profeſſor der Chemie in Rheims angeſtellt, blieb jedoch nicht lange an dieſem Ort, ſondern kehrte nach Paris zurück, woſelbſt er eine Anſtellung als Aufſeher der Naturalienſammlung von Monſieur (jetzigem König Ludwig XVIII.) erhielt. Jetzt faßte P. de R. die Idee ein Muſeum zu errichten, in welchem nicht nur eine möglichſt große Sammlung von Inſtrumenten aufgeſtellt, ſondern auch den Schülern der verſchiednen Collegien durch Experimente das Studium der Phyſik und Chemie erleichtert werden ſollte, und da ſich Monſieur für dies allerdings nützliche Unternehmen günſtig geſtimmt zeigte und die Sache unterſtützte, ſo ward die Anſtalt im J. 1781 eröffnet. Hier ſuchte nun Pilatre beſonders die Wirkungen der Gasluft und der Dämpfe zu ſtudiren; ein Unternehmen in welchem ihm der damalige berühmte Polizeipräſident Lenoir (ſ. d. Art.) ein wiſſenſchaftlich gebildeter und alles Nützliche gern unterſtützender Mann, möglichen Vorſchub that, und als bald darauf die erſten Verſuche bekannt wurden, welche die Gebrüder Montgolfier (vergl. d. Art.) mit dem Luftballon machten, da war Pilatre einer der Erſten der auf die Wiederholung dieſer Verſuche in Paris drang. Dies fand den 25. Aug. 1783 Statt, und wenige Tage darauf machte P. durch die öffentlichen Blätter bekannt, wie er geſonnen ſei nächſtens mittelſt eines Ballons ſich ſelbſt in die Luft zu erheben. So verlacht dieſe Idee auch damals wurde, ſo führte er ſie dennoch aus, und ſtieg den 21. Oct. deſſelben Jahres, zum allgemeinen Erſtaunen, bei dem Schloſſe Muette (ohnweit Paris) in Gegenwart einer ungeheuern Volksmaſſe, in einer ſogenannten Montgolfiere, begleitet von dem Markis d'Arlande, in die Luft. Dieſer erſte glückliche Verſuch

begeiſterte ihn zu mehrern, und nachdem er im Jan. 1784 zu Lyon mit Montgolfier und bald darauf auch zu Verſailles in Gegenwart des Hofes und des Königs Guſtav III. von Schweden, ſolche Luftfahrten wiederholt hatte, faßte er den Plan auf dieſelbe Art nach England überzuſetzen. 40,000 Franken wurden von der Regierung dazu angewieſen und es iſt kein Zweifel daß das Vorhaben gelungen ſein würde (wie denn, während P. noch ſeine Vorbereitungen traf, Blanchard die Sache ſchon ausführte und von Dower nach Calais in einem Ballon überfuhr) hätte Pilatre nicht die Grille gehabt, die Verfahrungsart des Montgolfier bei Füllung des Ballons mit der von Charles erfundnen vereinen zu wollen; ein Beginnen, welches, nach Charles öffentlichen Ausſpruch, eine Pulvertonne auf ein Kohlfeuer ſetzen hieß. Pilatre ließ ſich indeß nicht abbringen und den 15. Juni 1785 mit dem Phyſiker Romain ſich erhebend, trat er zu Bologne die wagliche Reiſe an. Kaum hatte der Ballon jedoch eine Höhe von 2 bis 3000 Toiſen erreicht, ſo entzündete er ſich und nach Verlauf von einer halben Stunde, ſtürzten die beiden Unglücklichen in der Nähe des Thurmes von Croy zur Erde. Pilatre war ſogleich todt, Romain verſchied nach wenigen Minuten. Von Tournon de la Chapelle erſchien 1786 eine „Vie et Mémoires de Pilatre de Rozier“ das mit des damals allgemein bedauerten Phyſikers Bildniß geſchmückt iſt und mehrere Notizen über ſeine chemiſchen und phyſikaliſchen Entdeckungen enthält.

Pillnitz und pillnitzer Convention. Pillnitz iſt ein königl. ſächſ. Luſtſchloß und Kammergut, am rechten Elbufer, drei kleine Stunden oberhalb Dresden. Am linken Elbufer wird man während des Sommeraufenthalts des königlichen Hofes, durch die fliegende Fähre auf das rechte Ufer übergeſetzt; ein ſchönerer Weg iſt die pillnitzer Bergſtraße. Die Landſchaft hat etwas Idyllenartiges. Bei Loſchwitz zieht ſich der Kranz der Weingebirge vom rechten Elbufer zurück, und freundliche Dörfer führen den Wandrer bei dem wachwitzer und helfenberger Grunde und der maleriſchen Ruine des Schloſſes Rothenfels vorüber. Das Weingebirge links, die Elbe rechts, jenſeits die mit Dörfern und Fruchthügeln bedeckte Ebene von Dresden, und die reizenden Elbdörfer Tolkwitz und Laubegaſt, umfaſſen einen Reichthum von Landſchaftsbildern, wie er kaum irgendwo ſo freundlich gefunden wird. Bei Klein- und Großhoſterwitz ſind die Anlagen und der Landſitz des verſtorbnen Grafen Marcolini ſehenswerth. Hier führt ein ſchöner Grund zu der romantiſchen Klippmühle und zu der reizenden Ausſicht des Zuckerhuts. In der Ebene liegt das Dorf Pillnitz. Aus einer prächtigen vierfachen Kaſtanien- und Lindenallee, welche eine Maillebahn einſchließt, nähert man ſich dem Schloſſe. In frühern Zeiten hatte die alte Burg Pillnitz verſchiedne Beſitzer. Im J. 1693 kaufte Johann Georg IV. das alte Schloß von Heinrich von Bünau, und ſchenkte es ſeiner Geliebten, der Gräfin von Rochlitz (Fräulein von Neidſchütz). Nach deren Tode fiel es an die Kammer. Friedrich Auguſt I. (als König von Polen Auguſt II.) belehnte 1705 die Gräfin Koſel damit. Später wurde es der Sommeraufenthalt des Feldmarſchalls Rutowski. Bald aber bezog es Auguſt II. ſelbſt, und baute hier noch zwei Paläſte, welche prunkvoll eingerichtet, und in der Folge von der landesherrlichen Familie während des Sommers bewohnt wurden. Seit 1788 erhielt das Ganze eine ſchönere Geſtalt; doch gibt der verſchiedenartige Styl der Gebäude, die Vermiſchung chineſiſcher, japaniſcher und italieni-

ſcher Bauart, demſelben ein auffallendes Anſehn. Vier einzeln ſtehende Pavillons von pirnaiſchem Sandſtein bilden die Flügel eines großen Quadrats, welches nach Abend der königliche Garten, nach Morgen die alten Schloßgebäude einſchließen. Zwiſchen den ſüdlichen Pavillons ſteht das Waſſerpalais, zwiſchen den nördlichen des Bergpalais. Die Pavillons, wovon der vierte erſt 1801 vollendet iſt, ſind nicht hoch, haben chineſiſche Kupferdächer und Säulengänge nach toſkaniſcher Ordnung. Im neuen Palais wohnt die königliche Familie. Das alte Schloß (das den ehemaligen Venustempel enthielt, wo man die Bildniſſe von Frauen ſah, deren Schickſale durch Liebſchaften war beſtimmt worden) brannte 1818 ab, und ward durch ein neues ſchöneres, nach dem Plane des Oberlandbaumeiſters Schuricht, angelegtes Gebäude erſetzt, das einen großen Speiſeſaal hat, der mit ſchönen Freskogemälden vom Profeſſor Vogel in Dresden, allegoriſchen Darſtellungen der 4 Künſte, Malerei, Bildhauerkunſt, Baukunſt und Muſik, und der Philoſophie, Dichtkunſt, Grazie und Liebe geziert iſt. Der Garten des Königs, nördlich hinter dem Bergpalais, iſt in einem einfachen Geſchmack angelegt; eine Pappelinſel, eine Veſtale aus carrariſchem Marmor von dem berühmten Trippel in Rom, eine Menagerie, ein Vogelhaus und zwei Pavillons ſchmücken den Garten, der vorzüglich reich an ſeltnen Gewächſen iſt. Ein Pavillon enthält ein lehrreiches Saamenkabinet, nebſt einer koſtbaren Sammlung ſchön gemalter Pflanzen und Schmetterlinge. Außerdem ſind hier vier Gewächshäuſer und ein Orangeriehaus. Die an ſich ſchon reizenden Umgebungen von Pillnitz hat der jetzige König durch mehrere Anlagen verſchönert. Dicht hinter dem Dorfe öffnet ſich der pillnitzer Grund, in welchem der romantiſche Friedrichsweg nach dem Borsberge führt, welcher ſich 933 Fuß über die Elbe bei Dresden, oder 1161 par. Fuß über das Meer erhebt. Am Eingange zum Grunde iſt eine Eisgrube in gothiſchem Geſchmack; von hier führt ein Waldpfad auf den Schloßberg, wo die 1788 angelegten Burgruinen mit geſchmackvollen Zimmern ſich befinden; ihre Lage auf dem freien Bergvorſprunge gibt eine vortreffliche Ausſicht. Von hier gelangt man zu einer zwiſchen Laub- und Nadelholz verſteckten Brücke, und an den 138 Fuß hohen Waſſerfall der aus mehrern Quellen ſein Waſſer empfängt, das in drei ausgemauerten Teichen ſich ſammelt. Auf der höchſten Spitze des Borsberges, wohin man auf dieſem ſchattigen Wege in einer Stunde gelangt, liegt die Eremitage, eine in künſtlichen Felſen verſteckte Grotte mit italieniſchen und franzöſiſchen Inſchriften und umgeben von bretternen Zelten. Ueber ihr ſteht ein Altan, von welchem man das Elbthal von Meißen bis Königſtein, umgrenzt von den Gebirgen des meißner Hochlandes, Böhmens und des Erzgebirges überſehen kann. Pillnitz erhielt eine univerſalhiſtoriſche Bedeutung durch die Fürſtenverſammlung, welche vom 25. bis 27. Aug. 1791, zunächſt wegen der polniſchen Angelegenheiten, hier gehalten wurde. Kaiſer Leopold II., der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II. und der Graf von Artois, außer welchen noch der jetzt regierende Kaiſer Franz I., der jetzige König von Preußen und mehrere andre Fürſten zugegen waren, unterredeten ſich hier über die gegen die franzöſiſche Revolution zu ergreifenden Maßregeln. Es war zwar kein Offenſivbündniß gegen Frankreich in dieſer bekannten pillnitzer Convention enthalten; aber man beſchloß doch gemeinſchaftlich jedem Angriffe von Seiten Frankreichs und der Revolution entgegenzuwirken. Das nachher zwiſchen Preußen und Oeſterreich abgeſchloſſne Schutzbündniß ward hier vorbereitet. Die Brüder des

Königs von Frankreich erhielten nämlich von Preußen und Oeſterreich eine Erklärung, welche auf einen nahe bevorſtehenden Ausbruch des Kriegs zu deuten ſchien: „Daß ſie die jetzige Lage des Königs von Frankreich als einen Gegenſtand des gemeinſamen Intereſſe aller Souveräne in Europa betrachten, daß ſie hoffen, daß dieſes Intereſſe von den Mächten werde erkannt werden, deren Hülfe reclamirt worden, und daß ſie dem zu Folge ſich nicht weigern werden, gemeinſchaftlich mit Ihren Majeſtäten und nach Verhältniß ihrer Kräfte die wirkſamſten Mittel zu ergreifen, um den König von Frankreich in den Stand zu ſetzen, in der vollkommenſten Freiheit die Grundlage einer den Rechten der Souveräne und dem beſten der franzöſiſchen Nation gleichmäßig zuträglichen monarchiſchen Regierungsform zu befeſtigen. Dann und in dem Falle ſind der Kaiſer und der König von Preußen entſchloſſen, ſchleunig im allgemeinſamen Einverſtändniſſe mit der nöthigen Macht zu handeln, um gemeinſchaftlich den vorgeſetzten Zweck zu erreichen. Inzwiſchen wollen ſie ihren Truppen die nöthigen Befehle geben, damit ſie im Stande ſeien, ſich in Activität zu ſetzen.“ Dies war der Hauptinhalt jener folgenreichen, in der neuern Geſchichte Epoche machenden Erklärung, die man in Frankreich als den Grund der erſten Coalition gegen daſſelbe betrachtete, und die zuerſt alle Leidenſchaften in Frankreich gegen das Ausland entfeſſelte.

Pilory, der Pranger der Engländer. Kopf und Hände des Verurtheilten werden dergeſtalt eingezwängt, daß alle freie Bewegung unmöglich iſt. Aber eine jeder vernünftigen Criminalgeſetzgebung widerſprechende Eigenthümlichkeit dieſer Strafe iſt die unbeſchränkte Freiheit, mit welcher der Pöbel dabei ſeine Geſinnung äußern darf. Iſt der zur Schau Ausgeſtellte dem Pöbel verhaßt, ſo iſt er nicht nur in Gefahr, ſeine Geſundheit, ſondern ſelbſt ſein Leben einzubüßen. Iſt ihm dagegen das Volk gewogen, oder iſt derſelbe wol gar als Märtyrer ſeiner Publicität und Freimüthigkeit zur Pilory verurtheilt worden, wie dies in neuerer Zeit beſonders mit den Druckern freimüthiger politiſchen Schriften geſchah, ſo wird die Strafe zu einem Triumph für ihn. Der Verurtheilte ſelbſt hat die Freiheit, von der Pilory herab Reden zu halten, ſich zu vertheidigen, und ſeine Feinde mit den gehäſſigſten Farben zu ſchildern. (Vergl. Schandpfahl).

Pilpai (richtiger Bidpai), ſoll 400 Jahre vor Chriſtus gelebt, und auf Befehl des Königs Dabſchlim in indiſcher Sprache die unter dem Titel Kalila und Dimnah bekannte Sammlung höchſt anziehender und artiger Erzählungen und Apologien geſchrieben haben, welche in älterer und neuerer Zeit allgemeinen Beifall gefunden hat, und in alle Sprachen des Morgen- und Abendlandes überſetzt worden iſt. Daß aber das ganze Daſein dieſes Schriftſtellers auf einem Mißverſtändniſſe beruhe, daß der Name Bidpai bloß aus dem Samſkrit-Worte Hitopadesa (nützlicher Unterricht) entſtanden iſt, welchen Titel das Buch in der ſamſcrit. Ausgabe (Serampoore, 1804, 4. London, beſorgt von Wilkins, 1803, 4. und einzelne Theile derſelben gab Prof. Bernſtein 1823 in Breslau heraus, 8.) führt, hat Beigel in Ideler über die Sternnamen S. 369 ſcharfſinnig bemerkt. Von der arabiſchen Ueberſetzung hat Silv. de Sacy, Paris 1816, II. 8. eine ſchöne Ausgabe mit franz. Ueberſetzung geliefert; nach einer frühern franz. Ueberſetzung iſt die deutſche: Abuſchalem und ſein Hofphiloſoph, oder die Weisheit Indiens, Leipzig 1778, 8. gearbeitet, und das Samſcritoriginal hat Wilkins zu London, 1787, 8. in's Engliſche überſetzt.

Pindarees. So nannte man im brittiſchen Oſtindien die bewaffneten Räuberhorden zu Pferde, welche nach der Ernte, wenn das Bett der Nerbudda ſo ſeicht geworden war, daß Reiterei über ihre Furten ſetzen konnte, im Lauf mehrerer Jahre des vorigen Jahrzehendes in das fruchtbare Gebiet der engliſchen Compagnie in großen Streifcorps vordrangen, ſich zerſtreuten, alles verheerten und was ihnen anſtand in ihre heimathlichen Gebirge zurückſchleppten. Dieſe Verwüſtungen ſchadeten der engliſchen oſtindiſchen Compagnie ſehr, welche von ihren verarmten Unterthanen keinen Landpacht erhalten konnte, weil ſie oft kaum den dürftigen Lebensunterhalt übrig behielten, wenn ſolche nicht niedergehauen oder als Sklaven verkauft wurden. Die Pindarees ſtammen meiſtens von der mohammedaniſchen Kriegerkaſte her, welche vormals bei den indiſchen Fürſten viel Sold bezog. Die engliſch-oſtindiſche Compagnie entwaffnet aber immer Mehrere der alliirten indiſchen Tributfürſten und unterhält unter dem Oberbefehl der ſogenannten Reſidenten an den indiſchen Höfen, zahlreiche Soldtruppen der Compagnie, die die mediatiſirten Nabobs bezahlen müſſen. Deswegen vermehrte ſich die Zahl der Krieger unter den Pindarees, die heimlich die indiſchen Vaſallen der Compagnie wider Letztre aufhetzten. In den Jahren 1817 und 1818 beſchloß die Compagnie mit höchſter Anſtrengung die Vernichtung dieſer Räuberbanden und griff ſie auf allen Punkten in ihren Schlupfwinkeln an, beſiegte und zerſtreute ſie und zwang ihre Häupter zu dulden, daß in einige Feſten Bürgerbeſatzung der Compagnie gelegt wurde, auch daß die Regierung zu Calcutta von den Beſiegten zum Pfande der Ruhe Geißeln erhielt; dabei wurden die andern feſten Plätze der Pindarees geſchleift, die Hauptmannſchaften der mächtigern Pindareeshäupter verkleinert, ein fliegendes Corps Sipoyb am Ufer der Nerbudda für immer ſtationirt und eine Zahl junger Mannſchaft unter die Nordarmee von Bengalen am Fuße des Himalaya und im Nepaulthale eingeſchoben, auch den unterworfnen Völkerſchaften ein mäßiger jährlicher Tribut am Gelde und an Rekruten auferlegt. Die oſtindiſche Compagnie hat nämlich in dieſem Jahrhundert, ſtets den Grundſatz befolgt, nach jedem Kriege, den ſie mit großer Anſtrengung anfing, ihre Einkünfte, ihr Gebiet und ihr Heer auf Koſten der Beſiegten dergeſtalt zu vermehren, daß ſehr ſelten die mediatiſirten indiſchen Fürſten ſich erkühnt haben zum zweitenmal eine Lanze mit dem Generalgouverneur des brittiſch-orientaliſchen Reiches zu brechen.

Pindar, einer der erhabenſten und würdigſten griechiſchen Sänger. In einem Epigramm der griechiſchen Anthologie von Antipater heißt es von ihm:

> Wie die knöcherne Pfeiſe den ſchmetternden Ruf der Drommete,
> Alſo beſiegte dein Lied jeglicher Laute Getön.

Er beſang die Siege in den öffentlichen Wettkämpfen der Griechen, und inſofern ſind ſeine Oden wahre Gelegenheitsgedichte; aber freilich in einem höhern Sinne, als man Lieder dieſer Gattung gewöhnlich nimt. Jene Wettkämpfe waren öffentliche Volksfeſte, an welchen die angeſehenſten Männer (ſelbſt Fürſten) Theil nahmen, und um die Ehre des Sieges wetteiferten. Solche Triumphe zu beſingen, durfte demnach der größte Dichter ſeiner nicht für unwürdig achten; denn nicht um feilen Lohn ſang er: er verherrlichte das Feſt und den Sieger durch ſeinen Geſang, und nahm ſo ſelbſt an dem Glanze des Triumphs und an der öffentlichen Ehre Theil. Und eben durch die

Art, wie Pindar dies that, offenbart ſich der große Dichter. Nicht nur die Sieger und ihre Mitbürger fühlten ſich geehrt und verherrlicht durch die erhabnen Hymnen des Dichters; das ganze verſammelte Griechenland nahm daran Theil, und ſo verbreiteten ſich dieſe Geſänge bald durch ganz Hellas und allenthalben hin, wo die helleniſche Sprache geredet wurde. Und eben, weil es nicht gewöhnliche, nicht auf den flüchtigen Augenblick berechnete Lieder ſind, weil in ihnen ein hoher ſchöpferiſcher Geiſt lebt, der mit der Gegenwart zugleich die Zukunft, mit dem Beſondern zugleich das Allgemeine umfaßt ſind die pindariſchen Geſänge für alle Jahrhunderte, freilich nicht zur flüchtigen Unterhaltung, gleich Anakreon's leicht beweglichen Liederchen, aber wol ein herrlicher Genuß für jeden, der die Sprache und den Geiſt des alten Hellas ſich genugſam zu eigen gemacht hat, und Phantaſie genug beſitzt, um dem oft kühnen und doch ſichern Fluge des Dichters mit unverwandtem Blicke folgen zu können. Aber eben daher, daß, um das Schöne und Herrliche der pindariſchen Oden ganz zu empfinden, eine nicht gemeine Bekanntſchaft mit dem Griechiſchen, und eigner Dichtergeiſt erfodert wird, kommt es unſtreitig, daß Viele entweder eine ſehr geringe Kenntniß, oder auch eine ganz verkehrte Anſicht von unſerm Dichter haben. Nicht in kühnen Sprüngen und hochtrabenden Phraſen offenbart ſich der pindariſche Hymnus; er gleicht oft einem klaren und tiefen Strome, der in ruhiger Majeſtät dahinſtrömt, und in deſſen Fluthen ſich der Himmel mit ſeinen Sternen und die Erde mit ihren Blumen ſpiegelt; die Ode wird zum Epos, und wir ſehen die Heroen der alten Welt in ihrer Kraft einherſchreiten, und vernehmen ihre Rede. Von dieſer Art iſt die vierte der pythiſchen Oden auf den cyreneiſchen Fürſten Arceſilas, der im Wagenrennen den Preis davon getragen hatte. Nicht alles indeß, was wir noch von dieſem großen Dichter haben, iſt gleich vortrefflich und anziehend. Manche machen ihm den Vorwurf, daß ſeine Metaphern bisweilen zu geſucht, zu froſtig ſeien, und finden den Gang ſeiner Gedanken zuweilen allzu regellos und ausſchweifend. Daß auf uns nicht alles denſelben Eindruck machen kann, wie auf die Zeitgenoſſen, iſt wol gewiß. Genug, daß nach dem Urtheile der größten Männer die pindariſchen Geſänge zu dem Schönſten und Herrlichſten gehören, was uns aus dem Alterthume übrig geblieben iſt. Obwol die Zeit auch viele dieſer Geſänge vernichtet hat, ſo iſt doch noch eine bedeutende Anzahl Oden oder Siegeshymnen übrig geblieben, nämlich 45; und zwar, da der öffentlichen feierlichen Wettkämpfe bei den Hellenen vier waren — die olympiſchen, pythiſchen, nemeiſchen, iſthmiſchen — und der Dichter bei allen ſeine Lyra ertönen ließ, 14 auf olympiſche Sieger, 12 auf pythiſche, 11 auf nemeiſche und 8 auf iſthmiſche. Sie ſind ſämmtlich im doriſchen Dialekt geſungen. Von den Ausgaben des Pindar verdienen mit beſondrer Auszeichnung genannt zu werden die Ausgabe von Weſt und Welſtet (Oxford, 1697, Fol.), von Heyne (neueſte Ausgabe Leipzig, 1817) und von Bökh (Leipz. 1811 u. ff.). Von Gedike haben wir die olympiſchen und pythiſchen Oden verdeutſcht; die olympiſchen auch deutſch überſetzt mit Anmerk. von Gurlitt und von Bothe. Sämmtliche Oden hat Fähſe überſetzt, mit einem brauchbaren Commentar; auch ſteht von der oben erwähnten 4ten pythiſchen Ode eine gelungne Ueberſetzung mit erläuternden Anmerkungen von Wilhelm von Humboldt im November-Stück der neuen deutſchen Monatſchrift 1795, herausgegeben von Gentz. Wir fügen noch etwas hinzu von der Poeſie und dem Leben unſers Dichters. Pindar

wurde in Böotien geboren, in oder doch nahe bei Theben, und zwar in der 65ſten Olympiade, ungefähr 520 Jahre vor Chr. Geb. Sein Vater war ein Flötenſpieler, und er ſelbſt ſoll die Lyra meiſterhaft geſpielt haben. Frühzeitig wurde er zur Muſik und Poeſie gebildet, und die Ausbildung ſeines Dichtergeiſtes verdankte er vorzüglich der ſchönen Korinna, die ſelbſt eine ausgezeichnete Dichterin war, und mehr als einmal im poetiſchen Wettkampfe mit ihrem Freunde den Preis davon getragen haben ſoll. Sonſt weiß man wenig von ſeinem Leben mit Gewißheit, ſelbſt ſein Todesjahr iſt unbeſtimmt; nach Einigen ſtarb er im 65ſten Jahre, nach Andern wurde er 80 oder gar 90 Jahre alt. Sein Ruhm war ſo groß, daß Alexander, ungeachtet ſeiner Erbitterung gegen die Thebaner, bei der Zerſtörung ihrer Stadt das Haus, wo einſt Pindar gewohnt hatte, ehrfurchtsvoll verſchonte. Daſſelbe hatten die Spartaner gethan, als ſie ſiegend in Theben eindrangen. Ja ſchon bei ſeinem Leben ſollen ihm ſeine Mitbürger eine Bildſäule errichtet haben. Quintilian, dieſer ſo beſonnene und feine Kunſtrichter, ſagt von ihm im 10ten Buche ſeiner Unterweiſung in der Redekunſt, er ſei unter den neun griechiſchen Lyrikern bei weitem der vorzüglichſte an hohem Dichtergeiſte, au Wort= und Gedankenfülle, und an ausdrucksvoller Beredtſamkeit, die ſich wie ein Strom ergießt. S.

Pindus, ein Berg, oder richtiger, eine Bergkette in Griechenland, zwiſchen Theſſalien, Macedonien, Epirus und Aetolien. Er war, wie der Helikon und Parnaß, ein Sitz des Apollo und der Muſen. Jetzt heißt er Mezzovo.

Pingré, Kanon. reg. der Congregation und Bibliothekar von St. Genovefa (nachher Pantheon), Aſtronom und Geograph der Marine, und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, ward hier den 4. Sept. 1711 geboren. Er ward im Orden zu Senlis erzogen und zeichnete ſich bald als Theologe, beſonders in den janſeniſtiſchen Streitigkeiten aus, was ihm mehrere Lettres de cachet und Verweiſungen zuzog; ja er mußte in Rouen das Lehramt der unterſten Klaſſen übernehmen. Hier erkannte der berühmte Wundarzt le Cat ſeinen Geiſt und vermittelte, daß ihm die, in ſeiner hier 1748 geſtifteten Akademie der Wiſſenſchaften noch offne Stelle eines Aſtronomen angetragen ward. 38 Jahr alt, verſprach er, ſich alles Ernſtes auf die Sternkunde zu legen. Er hielt ſein Wort und ſeine ausgezeichneten Beobachtungen beförderten ihn 1750 zum Correſpondenten der pariſer Akademie. Nun riefen ihn ſeine Ordensbrüder vom Verbannungsort nach Paris zurück, ließen ihm 1751 eine Sternwarte bauen und ausrüſten. 40 Jahre lang ſetzte er hier ſeine Beobachtungen fort und gab 1754—57 die erſten aſtronomiſchen Schiffer=Kalender heraus, von welcher die, beſonders unter Lalande, ſo berühmt gewordnen Connoissance des tems nur als Fortſetzung zu betrachten ſind. 1756 ward er wirkliches Mitglied der Akademie und jeder Band ihrer Denkſchriften von 1753—1770 enthält Abhandlungen von ihm. 1757 warf er ſich in eine der allerſchwierigſten aſtronomiſchen Arbeiten, die Theorie und Berechnung der Kometen. Er allein berechnete mehr Kometenbahnen, als alle übrigen Aſtronomen Europa's zuſammen. 1766 berechnete er die Sonnen= und Mondfinſterniſſe auf 2000 Jahre, für die zweite Ausgabe der berühmten l'art de vérifier les dates, und das viel genauer als la Caille vor ihm. 1767 begleitete er den Marquis Courtanvaux zur Prüfung der berühmten Seeuhren von le Roy und machte einen Bericht darüber bekannt. 1769 beobachtete er abermals

(1761 hinderte die Witterung ſeine Wahrnehmungen auf der Inſel Rodrigue im indiſchen Meere) auf Cap françois, den Vorübergang der Venus und beſchrieb 1773 die Reiſe in 2 Quartbänden. 1771 machte er in Begleitung Borda's eine neue Seereiſe zur Prüfung der Berthoud'ſchen und le roy'ſchen Längenuhren. Ihre Beſchreibung, faſt ganz von ihm, erſchien 1778. 1783 gab er ſeine Comètographie heraus. 1790 vollendete er, im 80ſten Jahre, ſeine Geſchichte der Sternkunde des XVII. Jahrh. 1786 erſchien zum erſtenmale in franzöſiſcher Sprache durch ihn die ſchwere Ueberſetzung des aſtronomiſchen Gedichts des Manilius. Er ſtarb den 1. Mai 1796.

Pinienbaum auch **Zirbelbaum**, wächſt im ſüdlichen Europa, und gleicht der gemeinen Fichte, nur daß ſeine Nadeln 5—6 Zoll lang ſind. Seine Zapfen enthalten 15—20 Nüſſe, deren Kerne unter dem Namen der Pinien- oder Zirbelnüſſe, in den Apotheken gebraucht werden. Ihr Geſchmack gleicht dem der ſüßen Mandeln. Sie ſind ſehr ölreich.

Pinke (pinque), auch **Tartane**, eine Art Laſtſchiffe, hinten und vorn gleich rund, mit flachem Boden und dickem Bauche. Sie führen ungefähr 300 Tonnen und werden vorzüglich zum Stockfiſchfange gebraucht.

Piombino, das Fürſtenthum, mit der feſten Stadt gleiches Namens (von 4000 Einw.) liegt in dem toſkaniſchen Gebiete Siena am Kanal Piombino, der es von der Inſel **Elba** (ſ. d. Art.) trennt, deren größerer Theil zu dieſem Fürſtenthum gehört. Auf 9 Q. M. enthält es 18,000 Einw. und gibt jetzt 200,000 toſkaniſche Lire Einkünfte. Urſprünglich war dieſes Fürſtenthum ein kaiſerl. Reichslehn und gehörte der Familie Appiani; hierauf kam es an die Ludoviſi. Als Philipp II., König von Spanien, den Herzog Cosmus I. von Florenz mit Siena belehnte, trennte er davon den Stato dei Preſidj, zu welchem Piombino als Lehn gehörte, und verband ihn mit Neapel. 1801 trat König Ferdinand IV. von beiden Sicilien den Stato nebſt Piombino, über welches er aber nur die Lehnshoheit beſaß, an Frankreich ab. Das Fürſtenthum gehörte damals dem Hauſe Buoncompagni. Dieſe Familie ſtammt von einem natürlichen Sohne des Papſtes Gregor XIII. (Hugo Buoncompagni) ab. Sie hatte Piombino 1681 durch die Vermählung Gregor Buoncompagni's, Herzogs von Sora und Alcara, mit der Erbin von Piombino, Hippolyte Ludoviſi, erworben. Gregor hinterließ nur Töchter; die älteſte war mit ſeinem Bruder Anton vermählt, von dem die jetzigen Fürſten Piombino, abſtammen. Frankreich entzog dem Hauſe das ganze Beſitzthum, und Napoleon ertheilte das Fürſtenthum Piombino, als ein franzöſiſches Reichslehn, ſeiner Schweſter **Eliſa Bacciochi** (ſ. d. Art.). Endlich gab die wiener Congreßakte dem Hauſe Buoncompagni-Ludoviſi das Fürſtenthum Piombino, nebſt dem Antheile von Elba, zurück, allein unter der Lehns- und Landeshoheit von Toſkana. Doch ſollte der Großherzog den Fürſten für den Verluſt ſeiner Hoheitsrechte entſchädigen. Der gegenwärtige Beſitzer, Ludwig Maria Buoncompagni-Ludoviſi, Fürſt von Piombino, Herzog von Sora und Alcara, geboren 1767, hat keine Kinder, ſondern bloß Seitenverwandte.

Piombo (Sebaſtiano del), ein berühmter Maler, geb. zu Venedig 1485. Sein eigentlicher Familienname war Luciani. Der Muſik, welche er ſehr liebte, entſagte er, um ſich der Malerei unter Johann Bellini zu widmen. Dann war Giorgione ſein Lehrer, von dem dem er das ſchöne Colorit lernte. Als er für ſich ſelbſt zu malen an-

ſing, war Porträtmalerei der Zweig, den er vorzüglich ausbildete. Der Ruf, den er ſich bald dadurch erwarb, veranlaßte einen reichen Kaufmann von Siena, Agoſtino Chigi, ihn nach Rom zu nehmen und ihm die Verzierungen ſeines Hauſes zu übertragen. Die Zartheit ſeiner Malerei wurde hier ſehr bewundert, und Michel Angelo, der auf den werdenden Ruhm Raphaels einigermaßen eiferſüchtig geweſen zu ſein ſcheint, munterte Sebaſtiano auf, mit ihm einen Wettſtreit einzugehen. Jener verſah ihn ſogar mit Zeichnungen, die Piombo oft ſehr glücklich ausführte, obgleich ſein Geiſt für hohe Erfindung und große Ideen nicht eben empfänglich war. Als Raphael ſein berühmtes Gemälde der Himmelfahrt gemalt hatte, wurde Sebaſtiano von Michel Angelo bewogen, durch eine Auferſtehung des Lazarus ihn wo möglich zu überbieten. Dieſes Werk wird für ſein größtes angeſehen und erhielt allgemeinen Beifall. Sein Märtyrertod der heiligen Agatha wurde ebenfalls zu den Werken der erſten Meiſter gezählt. Wie dem auch ſei, ſo beſtand ſein Hauptverdienſt doch in einzelnen Figuren und Porträten. Sein Pietro Aretino und Papſt Clemens VII. waren von bewundernswürdiger Aehnlichkeit und dem vollendetſten Colorit. Vornehmlich ward er von dem genannten Papſte begünſtigt, der ihm das Amt eines päpſtlichen Siegelbewahrers übertrug. Sein Beiname del Piombo ſpielt darauf an, indem das an die päpſtlichen Bullen gehängte Siegel, wenigſtens damals, in Blei (piombo) abgedruckt zu werden pflegte. Dieſes Amt nöthigte ihn, das geiſtliche Gewand zu nehmen, und ſeitdem entſagte er der Malerkunſt faſt ganz. Er ſchrieb Verſe, zog gelehrte Männer an ſeine Tafel, lebte mit Gemächlichkeit, und malte nur hin und wieder auf beſondre Veranlaſſung ein Porträt, z. B. die Julia Gonzaga für den Kardinal Hippolyt von Medici, den Papſt Paul III. im Verſcheiden und einige Andre. Er ſtarb 1547. Es verdient noch bemerkt zu werden, daß er eine eigne Art in Oel auf Stein zu malen erfunden hatte, in welcher man noch eine Geißelung in St. Peter in Montorio ſieht.

Pionniers heißen die in ein beſondres Corps geſammelten Mannſchaften, welche die, eine beſondre techniſche Fertigkeit erfodernden Arbeiten bei Ausbeſſerung von Wegen, Anlegung von Verſchanzungen, Trancheen ꝛc. verrichten. Unter ihnen ſind bei einigen Heeren beſondre Abtheilungen für verſchiedne Zwecke, als Sappeurs, Mineurs, Pontoniers begriffen.

Pipe, ein urſprünglich ſpaniſches Wein- oder Oelmaß, das gewöhnlich 5 Eimer oder 300 Maß enthält. In Danzig hält eine Pipe ſpaniſchen Weins 2½ Ohm, eine Pipe Sekt aber 3 Ohm oder 12 Anker oder 60 Viertel.

Pipin, der Name zweier großen Beherrſcher des alten Frankreichs zu den Zeiten des letzten Regenten aus dem merovingiſchen Stamme. 1) Pipin von Herſtall, den die Auſtraſier oder öſtlichen Franken nach ihres Königs Dagobert II. Tode, an deſſen Hofe er Major Domus war (eine Würde, die urſprünglich bloß den angeſehenſten Hofbeamten bedeutete, aber in der Folge königsmäßige Macht erlangte), eines Kriegs wegen zu ihrem Herzoge wählten, und welcher zwar einige Scheinkönige einſetzte, aber unter jenem Titel unumſchränkt herrſchte. Er ſtarb nach vielen glücklich geführten Kriegen 714, und hinterließ ſeinem natürlichen Sohne, dem tapfern Carl Martell, die nämliche furchtbare Würde, welcher ſie noch mehr erweiterte und das ganze große Reich der Franken bei ſeinem Tode (741) mit Genehmigung der Stände unter ſeine beiden Söhne theilte. Der äl-

tere, Carlmann, überließ ſeine Länder ſeinem Bruder, 2) Pipin dem Kurzen oder Kleinen, welcher nun unter dem Namen eines Königs ganz Frankreich beſaß und bloß auf einige Jahre (bis 752) einen neuen Scheinkönig Childerich III., den letzten Merovinger, aufſtellte. Dieſer Pipin, Carls des Großen Vater, iſt in vielen Rückſichten merkwürdig. Er beſiegte nicht nur die Baiern und gab ihnen einen Herzog, ſondern unterwarf ſich auch in der Lombardei den größten Theil des Exarchats, oder den nachmaligen Kirchenſtaat, den er dem Papſte mit Vorbehalt der Oberherrſchaft ſchenkte, machte ſich mehrere Völker zinsbar und vergrößerte ſein Reich außerordentlich. Da aber ſeine Macht ſich bloß auf gutes Vernehmen mit den Ständen gründete, ſo konnte er noch keine Reform im Innern des Staats machen, ſondern mußte dieſe ſeinem Sohne überlaſſen, der nach ihm den Thron beſtieg. Er ſtarb 748.

Piräus, ſ. Athen.

Pirithous, ein Sohn des Jupiter und der Dia (der Gemahlin des Irion), König der Lapithen, einer theſſaliſchen Völkerſchaft, und vertrauter Freund des Theſeus. Er vermählte ſich mit Deïanira, oder Hippodamia, der Tochter des Adraſtes, eines andern Lapithenfürſten, mit welcher er den Polipötes zeugte. Sein Hochzeitfeſt iſt bekannt durch den Kampf der Lapithen mit den Centauren, welcher entſtand, als der trunkne Centaur Eurytion die Braut mißhandelte, und mit der Vertreibung der Centauren vom Pelion endigte. Nach dem Tode ſeiner Gemahlin begab ſich Pirithous zum Theſeus nach Athen, und vereinigte ſich, da auch deſſen Gemahlin geſtorben war, mit ihm zum Raube der ſpartaniſchen Helena. Als ſie dieſelbe nach Athen entführt hatten, looſten ſie um ihren Beſitz, und ſetzten feſt, daß derjenige, dem ſie zufallen würde, dem Andern auch zu einer Gemahlin verhelfen ſolle. Sie wurde dem Theſeus zu Theil, und Pirithous verlangte jetzt von dieſem, er ſolle ihm des Pluto Gemahlin, Proſerpina, entführen helfen. In dieſer Abſicht ſtiegen Beide in die Unterwelt hinab; als ſie ſich aber hingeſetzt hatten, um auszuruhen, vermochten ſie nicht wieder aufzuſtehen. Theſeus wurde nachher vom Herkules befreit; Pirithous aber mußte, mit 300 Ketten belaſtet, in der Unterwelt zurückbleiben. Nach Andern ward er von dem Cerberus zerriſſen. (Vergl. Theſeus).

Pirkheimer (Bilibald), oder Pirkhaimer, ein berühmter nürnbergiſcher Rathsherr, ſtammte aus einem edeln und reichen Geſchlechte der Reichsſtadt Nürnberg und war 1440 zu Eichſtädt geboren. Der Vater, ein Staatsmann und Freund der Muſen, wandte Alles an, die trefflichen Anlagen des Knaben zu entwickeln, und nahm ihn allenthalben mit ſich, wohin er in den Geſchäften der Fürſten, denen er diente, geſandt wurde. Dadurch war der Jüngling bereits mit der Welt und den Lebensgeſchäften bekannt und vertraut geworden, als er, den Ritterdienſt zu erlernen, in die Dienſte des Biſchofs von Eichſtädt trat, der als einer der Aufſeher des ſchwäbiſchen Bundes unaufhörlich von räuberiſchen Nachbarn befehdet wurde. Zwei Jahre verlebte der kraftvolle feurige Bilibald in ſtetem Kriegsdienſte, und wäre dieſer Beſchäftigung gern auf einen größern Schauplatz gefolgt, wenn nicht der Vater, der ihn zum Staatsmanne bilden wollte, ihn dem Kriegsgetümmel entzogen hätte, um ihn ſeine wiſſenſchaftliche Bildung in Italien vollenden zu laſſen. Sieben Jahre ſtudirte er zu Padua und zu Piſa. Zwar waren die Rechtswiſſenſchaften der Hauptgegenſtand ſeiner Studien; aber auch alle übrigen Gegenſtände der

Kunſt und Wiſſenſchaften, die ſich ihm darboten, wurden mit Begierde von ihm ergriffen und durchdrungen, beſonders die alten Sprachen, Theologie, Medizin, Mathematik, Aſtronomie, auch Muſik. Nach ſeiner Rückkunft verheirathete er ſich, und nahm die Anwartſchaft auf eine Senatorſtelle in Nürnberg an. Bald lernte man ſeine beſondre Brauchbarkeit kennen; denn mit einer gründlichen Kenntniß der Rechte verband er feine Sitten und ſiegende Beredtſamkeit. Er wurde daher zu verſchiednen Geſandtſchaften auf Reichstage und an Fürſten gebraucht; 1499 aber vertraute der Senat ihm die Anführung der nürnbergiſchen Truppen in dem unglücklichen Kriege gegen die Schweizer. Sowol Maximilian I. als auch Carl V. erkannten ſeinen Werth und ernannten ihn zu ihrem Rathe. Nachdem er in öffentlichen Geſchäften noch mehrere Jahre gewirkt und genützt hatte, zog er ſich von denſelben zurück, und widmete fortan ſeine Muße den Wiſſenſchaften und ſeinen Freunden, zu welchen die trefflichſten Männer ſeiner Zeit gehörten, unter andern Celtes und Albrecht Dürer. Nur zuweilen kehrte er zu den Staatsangelegenheiten zurück, da er es für die erſte Pflicht hielt, ſich dem Vaterlande, wenn es ſeiner bedürfe, nicht zu entziehen. Er beförderte mit Eifer die Reformation. Unter ſeinen Schriften (Opera ed. M. Goldast. Francof. 1610 fol.), welche hauptſächlich in hiſtoriſchen und politiſchen Aufſätzen und Gedichten ſatyriſchen Inhalts beſtehen, ſind beſonders ſeine Briefe an die Gelehrteſten ſeiner Zeitgenoſſen bemerkenswerth und lehrreich. Er ſtarb 1530.

Piron (Alexis), geb. zu Dijon 1689, war der Sohn von Aimé Piron, der ſich als Dichter in burgundiſcher Mundart bekannt gemacht hat. Er verlebte dreißig Jahre in ſeiner Vaterſtadt unter Ausſchweifungen und Vergnügungen. Ein ſchmutziges Gedicht, wodurch er ſich in in ſehr übeln Ruf geſetzt hatte, wurde die Urſache, daß er ſeine Vaterſtadt verließ und nach Paris ging. Da ſeine Familie ihn nur wenig unterſtützen konnte, ſo machte er zunächſt die Feder zu ſeinem Erwerbszweige, (denn er ſchrieb ſchön) und trat als Sekretär in die Dienſte des Herrn von Bellisle, nachher in die eines Finanzpachters. Verſchiedne Stücke, in denen man ſonderbare neue Einzelheiten und eine anziehende Erfindung erblickt, und die er für Spectacle de la foire ſchrieb, gründeten zuerſt ſeinen Ruf; die Métromanie aber, erhob ihn in den erſten Rang der franzöſiſchen Luſtſpieldichter des 18. Jahrh. Dieſes an neuen Zügen, Witz und Laune reiche Stück wurde 1738 auf das Theater français gebracht, und ſteht noch jetzt in verdientem Anſehn. Allgemein bekannt ſind von ihm eine Menge witziger Einfälle und Antworten, wie denn Voltaire, ihn vielleicht unter allen ſeinen Gegnern, am meiſten fürchtete. Aber dieſe Eigenſchaft war es auch hauptſächlich, die ihm den Eintrit in die Akademie verſperrte. Er rächte ſich zwar dadurch, daß er dieſe Geſellſchaft les Invalides du bel esprit nannte, und in der bekannten auf ſich ſelbſt verfaßten Grabſchrift:

Ci-gît Piron, qui ne fut rien,
Pas même Académicien,

verſpottete; dennoch war er mehr als einmal bemüht geweſen, eine Stelle in derſelben zu erhalten. Er ſtarb 1773. Seine ſämmtlichen Werke (7 Bde in 8. und 9 Bde in 12, 1776) enthalten Tragödien (unter denen Guſtav Waſa am meiſten geſchätzt wird), Komödien, Oden, Epiſteln, Epigramme und Erzählungen in Verſen, die zwar den lafontaineſchen an Naivetät, und den voltaireſchen an Feinheit

und Grazie nachſtehen, ſich aber durch einen freien, luſtigen Ton auszeichnen.

Pirouette, eigentlich ein kleiner Kreiſel; in der Tanzkunſt das ſchnelle Umdrehen auf einem Fuße, der Kreisſchwung oder Drehſchwung; in der Reitkunſt die ſchnelle aber ſehr enge Werfung des Pferdes, ſo daß es mit dem Kopfe auf derſelben Stelle ſteht, wo es zuvor mit dem Schweiſe war. Pirouettiren, kreiſeln, im Kreiſe drehen.

Piſa, eine der älteſten und ſchönſten italieniſchen Städte im Großherzogthum Toskana, liegt in einer freundlichen Ebene ungefähr 24 (ital.) Meilen vom Einfluſſe des Arno in die See. Das Klima iſt ziemlich geſund und ſo milde, daß faſt das ganze Jahr hindurch dort Frühling herrſcht. Statt der frühern 150,000 Einw., zählt die Stadt jetzt kaum 17,000; Stille und Einſamkeit ſind daher hier, wie in andern großen Städten Italiens, die ihre hiſtoriſche Rolle zu Ende geſpielt, herrſchend geworden. Der Arno theilt den Ort in zwei faſt gleiche Hälften, welche durch drei Brücken mit einander in Verbindung ſtehen. Die beiden großen Kai's (Lungarno) ſind mit Gebäuden im edelſten Style geſchmückt, deren wehrhaftes Ausſehn an die kriegeriſchen Zeiten der Republik erinnert. Die Straßen ſind großentheils breit, gerade, herrlich gepflaſtert, aber das häufig zwiſchen den Steinen wachſende Gras iſt ein trauriger Zeuge der Entvölkerung. Unter den 80 kirchlichen Gebäuden nennen wir zuerſt den Dom, im 11. Jahrh. von einem griechiſchen Architekten erbaut, ein Ehrfurcht einflößendes, alterthümliches Gebäude, reich an Sehenswürdigkeiten mancherlei Art. Hinter dieſem ſteht der berühmte, im 12. Jahrh. von einem Deutſchen, Namens Wilhelm, erbaute, hängende Glockenthurm, deſſen Abweichung vom Perpendikel beinahe dreizehn Fuß beträgt. Er iſt rund, ganz von Marmor, beſteht aus acht Reihen Säulen über einander und iſt 190 Fuß hoch. (Es iſt kein Zweifel mehr, daß dieſer ſchöne Thurm wirklich geſunken ſei. Man hat das Vorurtheil, als wenn er ſo hangend erbaut worden, hinreichend widerlegt. Er hat ſich bloß dadurch erhalten, daß die Steine ſo wohl gehauen, und die Materialien außerordentlich gut verbunden ſind. Andre glauben jedoch, er ſei wahrſcheinlich abſichtlich mit ſeiner Schiefe erbaut worden, und größer würde das Wunder ſein, wenn er ſich ſo geneigt hätte, ohne zu ſtürzen, oder Riſſe zu bekommen). Dem Dom gegenüber liegt das gleich alte runde, mit ſchönen Säulen geſchmückte, von Dioti Salvi erbaute Battiſterio, oder die Täuferskirche. Seitwärts zwiſchen beiden breitet ſich das berühmte Campo ſanto aus, das wir zu den größten Merkwürdigkeiten der Kunſt in ganz Italien rechnen. Es iſt ein alter Kirchhof, deſſen Erde die Piſaner aus Jeruſalem geholt, eingefaßt von gothiſchen Hallen, deren Wände mit Frescogemälden von der Hand der älteſten berühmteſten Meiſter geſchmückt ſind. Unter dieſen glänzen Memmi, Orcagna u. A., alle aber verdunkelt, durch ſeine unübertrefflichen Schildereien, Benozzo Gozzoli. Auch befindet ſich hier eine große Sammlung hetruriſcher und römiſcher Alterthümer, namentlich aus Urnen und Sarkophagen beſtehend. Unter den übrigen Kirchen verdienen noch Erwähnung die durch ihre zierliche gothiſche Bauart ausgezeichnete Kirche Madonna della Spina und die im neuern Styl erbaute Kirche S. Stefano, die nebſt dem angrenzenden Palaſte dem einſt hier reſidirenden Ritterorden des heiligen Stephanus zugehörten. Unter den Gebäuden zeichnen ſich ferner mehrere Paläſte und die Loggia de' Mercanti vortheilhaft aus. Auch

zeigt man noch den Hungerthurm, in welchem Ugolino della Gherardeſca (1283) mit ſeinen Kindern umkam, indeſſen ſchwerlich den authentiſchen, der gewiß lange nicht mehr vorhanden iſt. Die Familie Gherardeſca lebte noch 1798 zu Piſa. Es fehlt in Piſa nicht an wiſſenſchaftlichen Anſtalten und Kunſtſammlungen. Die Univerſität iſt alt und hat zu allen Zeiten berühmte Lehrer beſeſſen, wie auch jetzt Vaccà, Ciampi, Santini ihre Zierden ſind; die Sternwarte und der botaniſche Garten unter Savi ſind im beſten Zuſtande. Die Feinheit und Liebenswürdigkeit der Geſellſchaft, im Vereine mit anſpruchsloſer Herzensgüte und Dienſtfertigkeit wird dem Fremden ſeinen Aufenthalt in Piſa ſehr angenehm machen. Vier Miglien von der Stadt entfernt am Fuße des Berges S. Giuliano, auch nach dieſem Berge genannt, liegen die berühmten piſaniſchen Bäder. Zwölf warme, ſchwefelhaltige Quellen ſind hier von großen, zweckmäßigen Gebäuden eingeſchloſſen, worin für alle Bedürfniſſe der zahlreich ſich hier einfindenden Badegäſte auf das Vollkommenſte, minder indeß für ihre Unterhaltung geſorgt iſt, wie denn auch dieſe Bäder jetzt bei weitem nicht mehr ſo ſtark beſucht werden, als in der Mitte des vor. Jahrh. Auch die ſieben Miglien von Piſa entfernte prächtige Karthauſe iſt eines Beſuchs nicht unwerth. Uebrigens ſind Handel und Gewerbe zu Piſa höchſt unbedeutend. Groß iſt der Gewinn vom Oel, welches an Güte dem Oele von Lucca wenig nachſteht; die Felder und Hügel ſind gut bebaut und die Marmorbrüche in der Nachbarſchaft gehören zu den vorzüglichſten in Italien. Geſchichte von Piſa. Als Republik blühte Piſa im Mittelalter durch den kräftigen Freiheitsſinn und thätigen Handelsgeiſt ſeiner wackern Bürgern auf. Im Kampfe mit den Sarazenen eroberte es Sardinien, Korſika, die Balearen und hieß die Königin des Meers. Die Stadt hatte, im 12. und 13. Jahrh., über 150,000 Einw. Ihr Gebiet am tyrrhener Ufer umfaßte die damals angebaute und daher ſehr fruchtbare Maremma von Lerici bis nach Piombino. Zur See die Nebenbuhlerin Venedigs und Genua's, gründete ſie Kolonien in der Levante und ſandte 40 Schiffe dem Könige von Jeruſalem zu Hülfe. Als eifrige Gibellinin dem Kaiſer treu, in blutigen Zwiſt verwickelt mit der Guelfin Florenz, mit Lucca und Siena, die dem Papſte anhingen, von allen Nachbarn beneidet, von Genua in blutiger Seeſchlacht beſiegt, und durch innere Parteiung mächtiger Geſchlechter zerriſſen, unterlag ſie endlich der Eiferſucht und dem Haſſe von Florenz. Ugolino herrſchte jedoch nur kurze Zeit über das ſeiner Feſten beraubte Piſa. Der Muth, mit welchem elftauſend Piſaner lieber ſechzehn Jahre harte Gefangenſchaft litten, als eine vaterländiſche Feſte in Feindes Hand übergaben, hielt eine Zeit lang noch das kriegeriſche Piſa empor. Die Republik ſchlug mit eignen Waffen das Heer der Guelfen von ganz Italien. Aber erſchöpft trat ſie endlich unter Mailands Schutz, ward darauf dem Herzoge Galeaz Visconti verkauft, von deſſen Nachfolger Florenz ſie einhandelte; das freie Florenz erkaufte von einem Tyrannen als Sklavin die freigeborne Schweſter (1406)! Durch Hunger ward die Uebergabe erzwungen und mit Gewalt die Widerſtrebende im Gehorſam erhalten. Die größte Hälfte der Bürger wanderte aus. Aber nach 88jähriger Unterdrückung, als Carl VIII. von Frankreich Italien überzog, erhob ſich der alte Stolz von Piſa, und kämpfte funfzehn Jahre glorreich um ſeine Freiheit. Simon Orlandi rief ſeine Mitbürger zu den Waffen, und das Volk gab ſich, unter Carls VIII. Schutze, der nach einem Vertrage mit Florenz Piſa beſetzte, eine eigne Verfaſſung. Jetzt

begann ein hartnäckiger Krieg zwiſchen Florenz und Piſa. Die Bürger der letztern Stadt eroberten mit dem Beiſtande der franzöſiſchen Beſatzung ihr altes Gebiet wieder und ſchlugen die Miethtruppen der Florentiner. Ihr kriegeriſcher Muth vereitelte jede Anſtrengung ihrer ehemaligen Oberherren. Als die franzöſiſche Beſatzung abzog, ſchworen ſie dem Könige von Frankreich als ihrem Schutzherrn. Jetzt wurde Piſa ein wichtiger Punkt. Fürſten und Republiken unterhandelten bald für, bald gegen die Fortdauer des wieder aufgeſtandnen Freiſtaats. Endlich von allem Beiſtande verlaſſen, ſchworen die Piſaner, eher unterzugehen, als ſich ihrem Erbfeinde zu unterwerfen. Schon hatte Florenz ſich des Gebiets bemächtigt; und am letzten Juli 1499 nahm die Belagerung der Stadt mit ſo großen Zurüſtungen ihren Anfang, daß die Florentiner in 14 Tagen ſich derſelben zu bemeiſtern hofften. Aber die Frauen von Piſa ſchanzten Tag und Nacht, um die eingeſchloſſnen Mauern herzuſtellen; und als der Feind ein Kaſtell mit Sturm genommen, da warfen ſie ſich den zagenden Männern entgegen, ſie möchten lieber ſterben, als der Florentiner Knechte werden. So ward die Stadt gerettet, und der Feind hob mit großem Verluſte (4. Sept.) die Belagerung auf. Die Piſaner verwandelten jetzt ihre Stadt in eine furchtbare Feſtung. Auch ein von Ludwig XII., König von Frankreich (der Piſa den Florentinern unterwerfen wollte), abgeſchicktes Heer belagerte die Stadt vergeblich. 1504 unternahmen die Florentiner auf's neue Piſa's Belagerung. Sie wollten den Arno oberhalb Piſa abdämmen, mußten aber nach großen Koſten davon ablaſſen. Eine dritte Belagerung im J. 1505 war eben ſo vergeblich. Endlich (8. Juni 1509) bezwang der Hunger die auf's Aeußerſte gebrachte Stadt. Piſa unterwarf ſich durch einen Vertrag den Florentinern, und alles Geſchehne ſollte ſtraflos ſein. So fiel Piſa, nachdem es viermaligen Angriff vereitelt und funfzehn Jahre hindurch die Freiheit behauptet, durch Hungersnoth in florentiniſche Gewalt, und hörte für immer auf, ſelbſtſtändig zu ſein. Auf ſeinem Ruin erhob ſich die Macht von Toſkana. (Vergl. die Geſchichte der 15jährigen Freiheit von Piſa, von Carl Treitſchke. Leipzig 1814 8.) K.

Piſiſtratus, ein ausgezeichneter athenienſiſcher Bürger, der ſich zum ungeſetzlichen Oberherrn ſeines Vaterlands machte. Er war von edler Abkunft, die er ſelbſt von Kodrus, dem letzten König von Athen, ableitete, und erbte von ſeinem Vater Hippokrates ein großes Vermögen. Von Natur beſaß er die Vorzüge, welche dem Einzelnen ein Uebergewicht geben: eine gewandte Sprache und eine ungemeine Faſſungskraft; durch alle Kenntniſſe der damaligen Zeit hatte er ſie noch erhöht. Sein erſter Schritt, als er in das öffentliche Leben trat, war, daß er durch ſeine Beredtſamkeit die Bemühungen des Solon (eines mütterlichen Verwandten von ihm), die Athenienſer zur Wiedereroberung von Salamis zu bewegen, unterſtützte, und ſodann dieſen Geſetzgeber auf der glücklichen Unternehmung gegen dieſe Inſel begleitete. Von Natur ehrgeizig, verfolgte er den Plan der Politik, der unter einer Volksregierung ſo oft gelingt: er gewann die niedere Klaſſe der Bürger durch einnehmende Leutſeligkeit und ungemeſſne Freigebigkeit. Er verſchaffte ihnen Erleichterungen, öffnete ſeine Gärten ihren Vergnügungen, tröſtete die Kranken und ließ die Todten beerdigen; in allen ſeinen Reden war er der Anwalt der bürgerlichen Gleichheit und der demokratiſchen Verfaſſung. Solon durchſchaute die Kunſtgriffe ſeines Betragens, und äußerte ſeine Beſorgniſſe ſowol gegen ihn als gegen Andre. Nur zu bald gingen ſie in

Erfüllung. Eines Tages erſchien Piſiſtratus mit mehrern leichten Wunden, die er ſich ſelbſt zugefügt hatte, auf dem Markte, und rief ſeine Mitbürger laut um Beiſtand und Schutz gegen vorgebliche Feinde an, die ihm, wie er ſagte, wegen ſeiner Anhänglichkeit an die Demokratie nach dem Leben trachteten. Sogleich wurde eine Volksverſammlung veranſtaltet, in welcher einer ſeiner Freunde vorſchlug, daß ihm eine Wache zur Sicherheit ſeiner Perſon gegeben werden ſollte. Dieſer Vorſchlag wurde, ſo ſehr ſich auch Solon widerſetzte, genehmigt. Man gab ihm eine Leibwache, mit deren Hülfe er ſich in Beſitz der Burg von Athen ſetzte. Er entwaffnete die Menge und war nunmehr Herr der Stadt, während Solon aus ſeinem dienſtbar gewordnen Vaterlande auswanderte. Dies geſchah im J. 560 vor Chr. Geb. Wenn aber gleich Piſiſtratus durch die Art, wie er ſich in Beſitz der Herrſchaft ſetzte, den Vorwurf der Tyrannei auf ſich zog, ſo gebrauchte er doch dieſe Gewalt keineswegs als ein Tyrann; denn kein geſetzmäßiger Fürſt hätte mehr Mäßigung oder mehr Achtung für das Wohl ſeines Volks zeigen können. Er machte keinen Verſuch, die weiſen Geſetze Solon's abzuſchaffen, ſondern beſtätigte und erhöhte ihr Anſehn; immer zeigte er die größte Verehrung gegen den Geſetzgeber; aber ſeine Bemühungen, ihn zur Rückkehr nach Athen zu bewegen, waren vergeblich. Indeß war Piſiſtratus Obergewalt noch nicht geſichert. Megakles, der an der Spitze einer feindlich geſinnten Partei ſtand, verließ mit ſeiner Familie das athenienſiſche Gebiet, und knüpfte mit einer dritten Partei einen Briefwechſel an, in der Abſicht, die Macht des Piſiſtratus zu ſtürzen. Ihre Anſchläge gelangen, und Piſiſtratus war genöthigt, auszuwandern. Da aber Megakles mit der Partei, mit welcher er ſich verbunden hatte, bald unzufrieden wurde, ſo machte er dem Piſiſtratus den Vorſchlag, ihn zurückzuführen, wenn er ſeine Tochter zur Gemahlin nehmen wollte. Dieſen Vorſchlag ging Jener ſogleich ein. Seine Rückkehr wurde durch eine Liſt bewerkſtelligt, die ein auffallendes Beiſpiel von der Leichtgläubigkeit des Volks abgibt. Man wählte ein Frauenzimmer von hohem Wuchſe und majeſtätiſcher Geſtalt, kleidete ſie in der Rüſtung der Minerva und kündigte an, daß die Göttin ſelbſt den Piſiſtratus zurückführen werde. Auf einem prächtigen Wagen zog er feierlich mit ihr in die Stadt ein, und wurde ohne Widerſtand ſogleich wieder eingeſetzt. Dieſe Thatſache wird von Herodot verbürgt, der ſie jedoch lächerlich nennt. Piſiſtratus heirathete, wie er verſprochen hatte, die Tochter des Megakles, lebte aber, da er ſchon eine Familie hatte, nicht mit ihr als ſeiner Gattin. Um dieſe Kränkung zu rächen, bildete Megakles auf's neue eine Gegenpartei, welche dem Piſiſtratus ſo furchtbar ſchien, daß er ſich freiwillig nach Eretria begab. Hier beſchäftigte er ſich mit der Erziehung ſeiner Söhne, und den Mitteln, ſeine Herrſchaft durch Gewalt wieder zu erlangen. Endlich, im elften Jahre dieſer zweiten Verbannung, betrat er Attika an der Spitze eines Heers. Viele Athenienſer, die mit der Demokratie unzufrieden waren und ſeiner frühern Wohlthaten gedachten, ſtießen zu ihm. Nachdem er die ihm entgegen geſandten Truppen durch einen Ueberfall zerſtreut hatte, zog er in die Stadt ein und bemächtigte ſich zum dritten Male der Obergewalt und zwar ohne Blutvergießen. Piſiſtratus fuhr fort, mit ſeiner vormaligen Milde zu herrſchen; um aber die Volkspartei zu ſchwächen, ergriff er eine Maßregel, die für den Staat ſehr nützlich war. Er zwang viele der müßigen Einwohner, die Stadt zu verlaſſen und die umliegenden Gegenden anzu-

bauen, welche dadurch mit Kornfeldern und Olivenpflanzungen bedeckt wurden. Dadurch, daß er von Jedem den zehnten Theil ſeines Einkommens und Erwerbs foderte, vermehrte er die Staatseinkünfte, welche er auf prachtvolle öffentliche Gebäude verwendete. Auch ſuchte er die Bildung der Athenienſer durch Aufmunterung der Literatur zu befördern. Er legte eine öffentliche Bibliothek an; die Geſänge Homer's wurden auf ſeine Veranſtaltung geſammelt. Da er wohl wußte, wie verhaßt die Tyrannei ſei, verbarg er ſorgfältig ſeine Macht unter dem Aeußern eines gewöhnlichen Bürgers. Er unterwarf ſich, wie jeder Andre, dem Anſpruche des Areopagus, vor dem er eines Mordes angeklagt worden, und betrug ſich überhaupt mit eben ſo viel Klugheit als Milde. Auf dieſe Weiſe übte Piſiſtratus die Oberherrſchaft, nicht als Unterdrücker, ſondern als Vater ſeines Vaterlandes, welches kaum je einer längern Ruhe und Wohlfahrt genoß. Er ſtarb im J. 527 vor Chr. und hinterließ als Erben ſeiner Gewalt ſeine Söhne Hippias und Hipparchus, welche ſich jedoch nicht darin zu erhalten wußten.

Piſo, ein Beiname, den mehrere Römer aus dem calpurniſchen Geſchlecht führten. Einer der merkwürdigſten iſt L. Calpurnius Piſo, der als Conſul die aufrühreriſchen Sklaven auf Sicilien beſiegte, und das bekannte Geſetz de repetundis, über die Wiedererſtattung erpreßter Gelder, eingeführt haben ſoll, um der Habſucht der obrigkeitlichen Perſonen bei der Verwaltung der Provinzen Schranken zu ſetzen. Er zeichnete ſich als Prätor in Sicilien, wo ihm bei einem in Rom entſtandnen Getreidemangel der Einkauf bedeutender Vorräthe übertragen worden war, durch eine ſeltne Uneigennützigkeit ſo aus, daß man ihm deßhalb den ſchönen und ehrenvollen Beinamen Frugi (der Rechtſchaffne, der Brave) gab. Ein andrer, ſpätrer Piſo war der, welcher zu Cicero's Zeiten mit Gabinius das Conſulat bekleidete, und ſich beſonders feindſelig gegen den großen Mann bewies, der in einer Rede, die wir noch beſitzen, äußerſt heftig gegen ihn ſpricht und ihn mit Schmähungen überhäuft. Noch ſpäter lebte der Piſo, welcher unter Tiberius Regierung Präfekt von Syrien war, ſich durch ſeinen Stolz auszeichnete, ſo wie durch ſein gehäſſiges Betragen gegen den edeln Germanicus, den adoptirten Sohn des Tiberius, deſſen früher Tod durch Gift herbeigeführt zu haben, ihm Schuld gegeben wird.

Piſtocchi (Franceſco Antonio), ein berühmter Singlehrer. Er war um das J. 1660 zu Bologna geboren, und erwarb ſich in ſeiner Jugend durch eine treffliche Sopranſtimme allgemeine Bewunderung. Aber ſeine ausſchweifende Lebensart raubte ſie ihm. Er gerieth in die äußerſte Noth und war gezwungen, bei einem Componiſten als Notenſchreiber in Dienſte zu gehen. Hier fand er Gelegenheit, ſich mit den Regeln der Compoſition bekannt zu machen. Nach einigen Jahren bekam er ſeine Stimme allmälig wieder, die jetzt in einen angenehmen Contrealt überging. Durch Erfahrung belehrt, wußte er ſie jetzt beſſer in Acht zu nehmen. Er durchreiſte Europa, hörte und bemerkte alles Gute in jedem Geſchmack, und bildete ſich daraus eine eigne vermiſchte Manier, die er zuerſt als markgräfl. anſpach'ſcher Kapellmeiſter, zu Anfange des 18. Jahrh. aber in ſeiner Vaterſtadt, wohin er zurückkehrte, in Ausübung brachte. Er errichtete hier eine eigne Singſchule, aus welcher die berühmten Sänger Bernacchi, Paſi u. ſ. w. hervorgingen. Er iſt wegen ſeiner ganz neuen Geſangmethode, welche nachher von Fauſtina und Farinelli noch vervollkommnet

wurde, als der Vater des heutigen italieniſchen Geſangs anzuſehen; wobei man ihm jedoch auch Schuld gibt, durch die häufigen kunſtreichen Paſſagen, die er lehrte, den natürlichen Geſang verunſtaltet zu haben.

Piſtole, 1) ein bekanntes Feuergewehr, deſſen Namen Einige von dem Worte Piſtollo ableiten, weil die Piſtolen am Ende des Griffs große Knöpfe haben; Andre von der Stadt Piſtoja in Italien, wo die Piſtolen erfunden ſein ſollen. Die elektriſche oder die Knallluftpiſtole iſt eine Vorrichtuug, in welcher die Exploſion der durch den elektriſchen Funken entzündeten Knallluft einen Pfropf mit Gewalt aus einem Rohre treibt. Der Verſuch dient zum Beweiſe der Entzündung brennbarer Stoffe durch den elektriſchen Funken, und der explodirenden Kraft der Knallluft. 2) Eine ſpan. und ital. Goldmünze, 4 Aß ſchwerer als ein Louisd'or.

Pitt (William), brittiſcher Staatsminiſter, der zweite Sohn des Grafen Chatam (ſ. d. Art.), geb. den 28. Mai 1759, wurde bis in ſein 14. Jahr unter den Augen ſeines Vaters erzogen, ſtudirte hierauf in Cambridge Philoſophie, Logik und vorzüglich die Verfaſſung und die Geſchichte der Staaten des Alterthums und der neuern Zeit; in der Beredtſamkeit war ihm ſein Vater Lehrer und Muſter. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Rheims in Frankreich trat er in London als Sachwalter auf. 1781 ward er, kaum 21 Jahre alt, Parlamentsglied. 1782 zum Kanzler der Schatzkammer ernannt, bewies er ſchon damals, vorzüglich beim Abſchluß des Friedens von 1783 mit Nordamerika und Frankreich, den Ernſt eines gereiften Charakters. Als hierauf ſeine Gegner, Fox, North und Burke, in das portland'ſche Miniſterium eintraten, machte er eine kurze Reiſe nach Italien und Deutſchland. Seine Vorſchläge im Parlamente zu einer beſſern Repräſentation des Unterhauſes wurden verworfen; dagegen widerſetzte er ſich mit Erfolg der von Fox vorgeſchlagnen India-Bill, ſo wie einer Beſchränkung des Rechts der Pärs, dem Könige in wichtigen Fällen auch ungefragt Rath zu ertheilen. Nach Entlaſſung des portland'ſchen Miniſteriums am Ende des J. 1783 wurde Pitt, noch nicht volle 25 Jahr alt, erſter Lord der Schatzkammer, und behauptete ſich in dieſem Poſten bis 1801, ob er gleich eine furchtbare Oppoſition, an deren Spitze die erſten Redner und Staatsmänner der Whig-Partei, Fox, Burke, Sheridan u. A. ſtanden, zu bekämpfen hatte. Die Mehrheit der Nation überzeugte ſich bald von Pitt's einſichtsvoller und uneigennütziger Thätigkeit, die ganz auf die innere Verwaltung gerichtet war. Die oſtindiſche Compagnie wurde durch ihn der Staatsaufſicht (des India-Board of Controul) unterworfen; und Pitt's Finanzplan iſt die Grundlage des neuern brittiſchen Finanzſyſtems geblieben. Mit dem Handel ſtieg der Wohlſtand der Nation, und damit auch das Staatseinkommen. Die größten Verdienſte Pitt's ſind die Koloniſation von Neu-Südwales ſeit 1788, und die Rettung ſeines Vaterlands aus den Gefahren eines Staatsbankerots, und aus der Kriſis des Kampfes mit Frankreich um den Beſitz des Welthandels. Der von ihm 1786 gegründete, in ſich wachſende, Schuldentilgungsfond, ſo wie der ſeit 1792 für jede Anleihe beſonders errichtete neue Tilgungsfonds, hat die brittiſche Staatsſchuld auf den Wachsthum des Handels und des Nationalkredits gegründet. Unter mehrern einzelnen von Pitt mit Klugheit geleiteten Staatsgeſchäften ſind zu bemerken: der Handelsvertrag mit Frankreich 1786; die Vereinfachung der Zölle und Acciſe; die Union Irlands mit Großbritan-

nien 1801; die Einſchränkung der Gewalt des Regenten und die Einführung der Einkommen-Taxe. Den größten Kampf als Miniſter beſtand er mit der franzöſiſchen revolutionären Politik, und mit dem kühnen Widerſtreben der brittiſchen Whigs und Demokraten. In dieſem Doppelkampfe rettete er, ohne jedoch auf dem feſten Lande (vergl. Quiberon) obzuſiegen, das politiſche Daſein der brittiſchen Macht und die Fortdauer der brittiſchen Conſtitution gegen die leidenſchaftlichen Whigs und gegen die mit Frankreich im geheimen Bunde ſtehenden vereinigten Irländer. Allein er verlor darüber ſeine Popularität. Seit der Convent England den Krieg erklärt hatte, beharrte Pitt auf dem Grundſatze, daß mit den jacobiniſchen Machthabern in Frankreich an keinen Frieden zu denken ſei. Dafür wurde er von dem Convent feierlich für den Feind des menſchlichen Geſchlechts erklärt. Im Innern erlaubten ſich ſelbſt Parlamentsglieder gegen ihn die heftigſten Ausfälle. Ein ſolcher perſönlicher Angriff von Seiten Tierney's hatte einen Zweikampf auf Piſtolen zwiſchen dieſem und Pitt zur Folge, in welchem aber keiner verwundet wurde. Als endlich die Nation den Abſchluß eines Friedens mit Frankreich allgemein verlangte, legte Pitt, obgleich noch immer der Stimmenmehrheit des Hauſes gewiß, den 14. März 1801 ſeine Stelle nieder; und Addington wurde erſter Lord und Kanzler der Schatzkammer. Jetzt klagten Grey und Sir Francis Burdett Pitt's Verwaltung als die Urſache des Unglücks von Europa an; allein Pitt rechtfertigte ſich ſiegreich mit der Kraft ſeines redlichen Bewußtſeins; auch ſprachen Andre für ihn, und von 211 Stimmen gegen 52 ward beſchloſſen, Pitt ausdrücklich den Dank des Hauſes für ſeine Verwaltung zu bezeugen. Als daher nach dem Frieden von Amiens ein neuer Bruch mit Frankreich unvermeidlich ſchien, ward er ein zweites Mal (12. Mai 1804) mit dem Beifall der Nation an die Spitze der Staatsverwaltung geſtellt. Er wünſchte ſeinen großen Gegner Fox mit in das Miniſterium aufzunehmen, allein der König gab dies nicht zu. Pitt begann alſo den harten Kampf mit der Oppoſition auf's neue. Er vermehrte die Streitkräfte des Reichs, widerſetzte ſich der Emancipation der Katholiken, foderte Spanien zum offnen Kriege gegen England heraus, und ſchloß im April 1805 das Bündniß mit Rußland, Oeſterreich und Schweden, welches, ohne ſeine Schuld, nur zu Frankreichs Machtvergrößerung beitrug. (Die Hauptbeſchlüſſe des wiener Congreſſes vom J. 1815 waren zum Theil die Ausführung der Ideen, welche Pitt damals in einer Note an den ruſſiſchen Botſchafter vom 19. Jan. 1805 entwickelte). Unterdeſſen hatten Anſtrengung, Schmerz über vereitelte Entwürfe und chroniſche Uebel ſeine Geſundheit gänzlich zerſtört. Der Friede von Preßburg ſchlug jede Hoffnung in ihm nieder. Seine Schwäche nahm zu, und er ahnete ſelbſt ſeinen Tod, auf den er ſich mit chriſtlicher Faſſung und Frömmigkeit vorbereitete. Seinem ehemaligen Lehrer, dem Biſchof von Lincoln, dictirte er ſeine letzten Wünſche, welche die Verſorgung ſeiner Nichten betrafen. Er ſtarb den 23. Jan. 1806, und ward feierlich in der Weſtminſter-Abtei begraben. Pitt war nicht reich; das Parlament bezahlte ſeine Schulden, 40,000 Pfund, und im Auguſt 1815 ward das ihm vom Parlament errichtete Denkmal in der Weſtminſter-Abtei aufgedeckt. Noch jetzt feiern Freunde ſein Andenken an ſeinem Geburtstage. Pitt war im vertrauten Umgange, der auf wenig Freunde ſich einſchränkte, ſehr liebenswürdig, lebhaft und munter, beſcheiden und einnehmend. Oeffentlich erſchien er feierlich und kalt; Schmerz und Freude konnten

ſeinen Gleichmuth nicht erſchüttern. Klarheit und ſtrenges Denken, ein feſter und gerader Wille, eine nie wankende Treue gegen die Verfaſſung und das Glück ſeines Vaterlands und die beharrlichſte Richtung ſeiner ganzen Thatkraft auf ein großes Ziel bezeichnen ſeinen öffentlichen Charakter. Als Redner ward er, ungeachtet ſeines nicht gefälligen Anſehns, allgemein bewundert. Er ſprach leicht und gewählt, klar und gedrängt, raſch und mit ſteigendem Feuer, wenn er Unrecht bekämpfte, und beſaß eine große Geiſtesgegenwart. In ſeinem Hauſe lebte er einfach und ſittlich. Gifford hat die Geſchichte ſeines politiſchen Lebens in 6 Bänden geſchrieben. Die Parlamentsreden von Pitt ſind zu London in 3 Bänden herausgegeben worden. Man vergl. das Leben von Fox und Pitt, von Haſſe im erſten Hefte der Zeitgenoſſen.

Pittoresk, maleriſch, iſt in Hinſicht des Stoffs alles dasjenige, was ſich für maleriſche Behandlung eignet. Dies ſind die ſichtbaren Gegenſtände überhaupt, oder eine Menge derſelben, inſofern ſie von einer Seite (als Fläche angeſehen) eine Mannichfaltigkeit von Farbentönen für einen Ueberblick entfalten, und durch dieſen Farbenreiz einen Schein von Bewegung und Freiheit empfangen (nicht das Starre, Unbewegliche, Todte für ſich), oder ſich erſt durch Licht und Farbe in höherer Bedeutung zeigen. Leicht iſt dieſer Begriff auf die maleriſche Darſtellung ſelbſt übergetragen. Erfindung und Anordnung ſind maleriſch, wenn ſie dieſen Bedingungen entſprechen, und man nennt gewiſſe Gedichte oder Beſchreibungen pittoresk, welche die Einbildungskraft zur vollkommen lebendigen Vorſtellung maleriſcher Gegenden und Anſichten, gleichſam zur innern Vergegenwärtigung der farbigen Welt, leicht und angenehm aufregen. Auch Reiſen werden pittoresk genannt, in welchen Beſchreibungen dieſer Art, vorzüglich mit bildlichen Darſtellungen begleitet, enthalten ſind. Das Pittoreske oder vielmehr das Maleriſche wird auch dem Poetiſchen und Plaſtiſchen entgegengeſetzt. Man unterſcheidet nämlich die poetiſche Empfindung und Anordnung, welche ſich auf Bedeutung, Charakter und die darſtellende Grundidee eines Gemäldes bezieht, von der maleriſchen, welche auf obigen Bedingungen ruht. Du Bos nennt eine maleriſche Compoſition diejenige Anordnung der zu einem Gemälde nothwendigen Gegenſtände, welche mit dem Totaleindrucke deſſelben in Beziehung ſtehen. Eine gute maleriſche Compoſition iſt eine ſolche, deren Anblick einen der Abſicht des Malers (und dem Geiſte ſeiner Kunſt) entſprechenden Eindruck hervorbringt. Das Gemälde muß daher nicht mit Figuren überladen ſein, die Gegenſtände müſſen leicht aus der Fläche heraustreten, die Figuren dürfen einander nicht entſtellen, indem ſie ſich wechſelſeitig zur Hälfte, oder gewiſſe Theile des Körpers decken, welche der Maler zu Folge ſeines Sujets ſehen laſſen ſollte. Die Gruppen müſſen gut zuſammengeſtellt, das Licht unter ihnen geſchickt vertheilt ſein, die Lokalfarben endlich müſſen ſo angeordnet ſein, daß aus Allem eine dem Auge erfreuliche Harmonie hervorgeht. Gewöhnlicher aber noch wird das Pittoreske dem Plaſtiſchen entgegengeſetzt, wie die Plaſtik das Bleibende und Ruhende der Geſtalt, die Malerei das Freie und Veränderliche derſelben, was durch Farbe ſich äußert, vorzugsweiſe zum Gegenſtande hat. Daher nennt man tadelnd Bildwerke (Werke der Plaſtik) pittoresk, wenn ſie z. B. Gegenſtände darſtellen, welche nur durch Farbe einen äſthetiſchen Eindruck machen, oder eine freie Bewegung, ein leichtes Schweben der Gegenſtände abzubilden verſuchen, welches mit der Maſſe im Wider-

ſpruch ſteht, in welcher der Bildner arbeitet, kurz, wenn ſie aus ihren Grenzen in das Gebiet der Malerei hinüberſchweifen. (S. Malerei). T.

Pius VI., (Giovanni Angelo), 1717 zu Ceſena in der Romagna geboren, ſtammte aus dem mäßig begüterten gräfl. Hauſe Braſchi, und wurde zum Geiſtlichen beſtimmt. Frühes Lob und verwöhnende Nachſicht brachten ſchon in ſeiner Jugend die ſpäter an ihm merkbare Miſchung von Ernſt und Eitelkeit, Milde und Eigenſinn in ſeinem Charakter. Als 19jähriger Jüngling ward er Doctor der Rechte, erhielt dann ſeine Bildung zum Staatsdienſt und Hofleben bei ſeinem Oheim, Carl Bandi, damals Auditor bei dem Kardinalbiſchof Ruffo in Ferrara, und ging 1740 im Gefolge dieſer Gönner nach Rom, um Theologie zu ſtudiren. Auf Ruffo's Empfehlung ward er 1745 Auditor der päpſtlichen Kanzlei und 1753 Geheimſchreiber des Papſtes. Dieſer (Benedikt XIV.) entdeckte bald, Braſchi werde ſich weniger durch Genie und Gelehrſamkeit, als durch Treue und Frömmigkeit weiterer Beförderung werth machen, welche ihm auch durch ein Kanonikat an der Peterskirche geſichert wurde. Unter Clemens XIII. konnte ſich Braſchi nur durch Anſchließen an die Kardinäle Rezzonico und Colonna bemerkbar machen, welche ihm endlich 1766 zu dem wichtigen Amte eines Generalſchatzmeiſters der päpſtlichen Kammer verhalfen. Seine Ordnungsliebe und Betriebſamkeit (er ſtellte einige Mißbräuche ab und entdeckte Bleiminen) erwarb ihm das Zutrauen des Papſtes, eine anhaltende Theuerung brachte ihn aber um die ihm ſchon zugewendte Liebe des Volks. Den Grundübeln der verworrnen päpſtlichen Finanzen vermochte er nicht abzuhelfen. Clemens XIV. ernannte ihn den 26ſten April 1773 zum Kardinal und Beneficiaten der wenig einträglichen Abtei Rubiaco, mehr um ihn vom Schatzmeiſteramte zu entfernen, als ihn auszuzeichnen; denn dieſer überlegne Geiſt kannte Braſchi's Schwächen, dem er einſt auf eine wohlgeſetzte Rede verdrießlich erwiederte: „Ich will Thaten, keine Worte." Braſchi, ohnehin von Jugend auf ein Freund der Jeſuiten und ein Feind aller Neuerungen, hielt es daher im Stillen mit der unter dem Namen der Zelanten vereinigten Oppoſition im Kardinalcollegio (die Rezzonichi, Albani u. A.), wußte jedoch ſeine Geſinnungen ſchlau genug zu verbergen, daß alle Parteien befriedigt zu ſein meinten und ſelbſt die katholiſchen Höfe zuſtimmten, als er nach Clemens XIV. Tode den 15. Febr. 1775 zum Papſt gewählt wurde. Nicht ohne einen Schein von Demuth ſagte er zwar: „dieſer Beſchluß der verſammelten Väter ſei ein Unglück für ihn;" beſtieg aber dennoch unter dem Namen Pius VI. den päpſtlichen Stuhl. Er umgab ihn mit einem Glanze, der gehoben durch ſeine bis in's Alter blühende, ſtets ſorgfältig geſchmückte Wohlgeſtalt und würdevolle Haltung die Augen wol blenden und den rauſchenden Beifall, der ihn bei ſeinen erſten Aufzügen begrüßte, erklären konnte. Man hatte lange keinen ſo ſchönen Papſt geſehen. Die Hoheit ſeiner äußern Darſtellung, ſein feierlicher Anſtand bei kirchlichen Handlungen flößte Ehrfurcht ein, ſein rührendes Geberdenſpiel im Gebet, ſeine hinſchmelzende Andacht, die Thränen, mit denen er knieend vor dem Standbilde des heiligen Petrus deſſen Füße benetzte, dienten den Frommen zu großer Erbauung, und auch kühlere Weltleute gewann die ihm eigne Gabe, angenehm und vertraulich zu ſprechen, daher die Römer ihn il Persuasore (den Ueberredenden) nannten. Dieſe gefälligen, zum Theil mühſam einſtudirten Formen konnten jedoch die Mängel ſeiner Regierung nicht verbergen. Beim

Antritte derſelben fand er das Papſtthum in der öffentlichen Meinung ſchon ſo tief geſunken, eine den Anſprüchen deſſelben entgegenwirkende Aufklärung ſchon ſo weit verbreitet, die katholiſchen Fürſten der Kirche ſchon ſo überlegen und den Kirchenſtaat ſelbſt durch ſchlechte Wirthſchaft, verminderte Einkünfte und eingewurzelte Mißbräuche in ſolchem Grade zerrüttet, daß hier vollſtändig zu heilen, dort wirkſam zu ſchützen und neu zu befeſtigen, die Aufgabe eines Mannes nicht mehr ſein konnte. Clemens XIV. hatte bei edelm Willen, großer Kraft und heller Einſicht wenig ausgerichtet. Pius, kaum einer untergeordneten Rolle in dieſem Kampfe, geſchweige denn der erſten gewachſen, verfehlte auch da, wo er wirklich verbeſſern wollte, durch halbe Maßregeln den Zweck. Statt dem Unglauben der Zeit kräftige Anſtalten zu einer beſſern Bildung der Geiſtlichkeit entgegen zu ſetzen, beſchränkte er ſich in ſeinem erſten Breve an dieſelbe, ihr alte Regeln der Ehrbarkeit einzuſchärfen. Er vernichtete alle Anwartſchaften auf Pfründen, ließ aber den herabwürdigenden Aemterhandel beſtehen, weil er einträglich war. Er hob alle, auch die Privatperſonen gehörigen Durchgangszölle im Kirchenſtaat auf; aber das Lottoſpiel erhielt zum Beſten ſeines Schatzes eine für die Armen noch verführeriſchere Einrichtung. Den ſchon durch koſtſpielige Schatzungen vorbereiteten Plan einer allgemeinen Grundſteuer mußte er, weil das Volk ſich ſträubte, aufgeben; aber nichts deſto weniger ſann er auf große, Ruhm verſprechende Unternehmungen, als flöſſen ihm unermeßliche Hülfsquellen zu. Von dieſer Art war ſein Plan, die pontiniſchen Sümpfe (ſ. d.) auszutrocknen und auf dem gewonnnen Boden eine Stadt nach ſeinem Namen zu bauen, zu der er ſchon Riſſe in Bereitſchaft hatte. Die Arbeit begann 1777, ein kleines Gebiet wurde dem Landbau gewonnen, die alte appiſche Straße aufgedeckt und eine neue Straße (Via Pia) angelegt. Aber der verhältnißmäßig ſehr geringe Nutzen dieſes Erfolgs konnte die ungeheuern Koſten nicht decken, die Actionärs hatten ſich bald zurückgezogen, Verſtändige bemerkten, der Anbau andrer wüſten Flecke im Kirchenſtaate wäre viel erſprießlicher geweſen; nur Pius blieb auf ſeinem Sinne, häufte Schulden auf Schulden, um die Arbeit, bald raſcher, bald ſchläfriger, fortzuſetzen, und tröſtete ſich bei dem Tadel der Römer mit der Bewunderung unkundiger Fremden. Eben ſo wenig Dank brachte ihm die Anlegung eines Hafens im Anconeſiſchen, da er nichts für den Handel that, der ihn beleben ſollte. Die prachtvolle neue Sacriſtei, die er an die Peterskirche anbaute, war ein überflüſſiges, dieſe Kirche entſtellendes Werk, in dem er ſein Standbild und Inſchriften zu ſeinem Ruhme auf die Nachwelt bringen wollte; die alten Sculpturen, mit denen er das von ſeinem Vorgänger angelegte Muſeum (nun Pio-Clementinum genannt) bereicherte, ſchienen nur angeſchafft, um ſeinen überall angebrachten Namen zu verewigen, und ſelbſt die Künſtler, die er unterſtützte, konnten ſich einer Gunſt nicht freuen, an der die Würdigung ihrer Verdienſte keinen Antheil hatte. Dieſelbe Eitelkeit und Verſchwendung ſtellte Pius in ſeiner glanzvollen Hofhaltung zur Schau, und allgemeine Erbitterung erregte der Nepotismus, mit dem er ſeine verdienſtloſen Verwandten erhob. Seinen Schweſterſohn Oneſti machte er zum Oberhofmeiſter und endlich zum Kardinal mit einer Ausſtattung von den einträglichſten Pfründen. Einem andern Neffen, Luigi Braſchi, mußten die Römer bei ſeiner Vermählung reiche Hochzeitgeſchenke bringen, die der Papſt ſelbſt in Empfang nahm. Er gab dieſem unbedeutenden Men=

ſchen Beſitzungen mit dem Herzogstitel, verſchaffte ihm auf widerrechtlichem Wege die Erbſchaft der lepriſchen Güter, und ließ ihn ſich des Alleinhandels mit Oel und Korn bemächtigen, ohne den lauten Klagen des Volks über dieſe unerhörte Bedrückung auch nur Gehör zu gönnen. Ein Verſuch gegen das Leben des Papſtes, der 1777 gewagt wurde, aber fehlſchlug, konnte ihn über die Folgen ſeiner Ungerechtigkeit belehren; doch ſollte er noch den völligen Untergang ſeiner Herrſchaft erleben. Von ſeinen Vorgängern hatte er ärgerliche Händel mit den katholiſchen Höfen geerbt. Clemens XIV. war bedacht geweſen, ſeinem Stuhle durch kluge Fügſamkeit in die Foderungen der neuern Politik wenigſtens die Rechte zu erhalten, die er noch beſaß; Pius glaubte, nach dem Beiſpiele des dreizehnten Clemens, durch ſtarrſinnige Behauptung der alten übertriebnen Papſtgewalt ſich und die Kirche am beſten zu berathen; aber unfähig, dieſe überhaupt ganz unzeitige Idee gehörig zu verfolgen, gerieth er in ein Schwanken, das die Gegner nur dreiſter machte, und ihn ſelbſt der Hoffnung beraubte, wenigſtens mit Ehren zu fallen. Während er den ganz wider ſeinen Willen aufgehobnen Jeſuiterorden heimlich begünſtigte, und öffentlich aus Furcht vor den katholiſchen Höfen zu verfolgen fortfuhr, machte er ſich den Feinden und Freunden der Jeſuiten zugleich verdächtig. Daß Neapel ihm für das 1777 faſt ganz aufgelöſte Lehnsverhältniß zum römiſchen Stuhle eine geringe, willkürliche Entſchädigung bot, konnte er eben ſo wenig hindern, als die Reformen in Toskana und Oeſterreich (ſ. Leopold II. und Joſeph II.); aber zu ſpät beſann er ſich auf das Anerbieten, die Mißbräuche der Kirche ſelbſt abzuſtellen. Man nahm ſeinen Beiſtand nicht an; ſeine pomphafte Reiſe nach Wien (im Frühling 1782) blieb ohne den gewünſchten Erfolg, und nur der Vermittelung der Geſandten von Spanien und Frankreich hatte er einen gütlichen Vergleich mit Joſeph II., nur dem Einfluſſe des baierſchen Hofes und dem Privatintereſſe einiger deutſchen Biſchöfe die Vereitelung des Planes der deutſchen Erzbiſchöfe, ſich durch Vertreibung ſeiner Nuntien (ſ. d. Art.) freier zu machen, nur der Politik Catharinens II. 1782 die Herſtellung der Jeſuiten in Rußland zu danken. Den Trübſalen, welche die Revolution in Frankreich auch über die Kirche brachte, konnte er freilich bloß prieſterliche Ermahnungen und fromme Klagen entgegenſetzen; mit großen Opfern erkaufte er 1796 den Waffenſtillſtand zu Bologna und 1797 den Frieden von Tolentino (ſ. Kirchenſtaat), um endlich ſein eignes Volk vom Freiheitsſchwindel ergriffen und Rom von franzöſiſchen Kriegern den 18. Febr. 1798 in eine Republik umgeſchaffen zu ſehen. In dieſer ſchrecklichen Kataſtrophe gab ſeine aufrichtige Frömmigkeit ihm Kraft, die Mißhandlungen der Franzoſen mit einer Standhaftigkeit und würdigen Haltung zu ertragen, wie ſie dem Oberhirten der Kirche geziemte. Der kranke Greis, den man den 20. Febr. als Gefangnen von Rom wegführte, auf der Reiſe dem Muthwillen der Soldaten Preis gab und den 14. Juli in die Citadelle zu Valence einkerkerte, war ein Gegenſtand des Mitleids und der Achtung aller Gefühlvollen; und als er den 29. Aug. 1798 daſelbſt geſtorben war, ehrte eine allgemeine Theilnahme ſein Unglück und ſeine Tugenden. Welchen Tadel ihm auch ſeine Fehlgriffe als Regent zugezogen hatten; in ſeinem häuslichen Leben war er doch ſtets ſo unbeſcholten, mäßig, arbeitſam und wohlwollend geweſen, daß er in dem ſeinen mittelmäßigen Fähigkeiten angemeßnern Privatſtande Lob und Liebe verdient haben würde. E.

Pius VII. (Gregor Barnabas), aus der gräfl. Familie Chiaramonti, einem ſchon lange in Italien anſäßigen Zweige des franz. Hauſes Clermont-Tonnere, geb. 1742 zu Ceſena, ward ſchon als 16jähriger Jüngling in den Benediktinerorden aufgenommen, und erhielt bald, wegen ſeiner vorzüglichen Kenntniſſe, Lehrämter in mehrern Abteien. In Parma lehrte er Philoſophie, in Rom Theologie und wurde daſelbſt von ſeinem Landsmanne Pius VI. erſt zum Abt, dann zum Biſchof von Tivoli, endlich 1785 zum Kardinal und Biſchof von Imola ernannt. Man zählte ihn damals unter die gelehrteſten und würdigſten Prälaten. Im Kriege mit Frankreich leiſtete er der Stadt Imola die wichtigſten Dienſte, trug den größten Theil ihrer Kriegsſteuern und benutzte mit der ihm eignen Gewandtheit ſein Anſehn bei den franzöſiſchen Generalen zum Beſten ſeiner Heerde. Durch den Frieden von Tolentino wurde der Biſchof von Imola Bürger der ciſalpiniſchen Republik, und faſt war Chiaramonti es mehr, als einem Prälaten geziemte. Ein Denkmal der Wandelbarkeit ſeiner Grundſätze wurde beſonders ſeine 1797 zu Imola gehaltne Weihnachtspredigt, worin er den günſtigen Einfluß des Chriſtenthums auf die Demokratie aus allerlei nicht bloß bibliſchen Ausſprüchen, ſelbſt aus Rouſſeau's Emil bewies und für Freiheit und Gleichheit redete. Den Franzoſen machte er ſich dadurch angenehm, und der Einfluß dieſer Weltgebieter ſcheint das Conclave zu Venedig beſtimmt zu haben, ihn den 14. März 1800 zum Papſt zu wählen. Er zog den 3. Juli in Rom ein, und nahm feierlichen Beſitz vom Kirchenſtaate den 22. Nov. 1801. Als Oberhaupt der Kirche trat er unter den mißlichſten Umſtänden mit Grundſätzen auf, die auf völlige Herſtellung der alten Papſtgewalt ausgingen. Er ſprach ſie 14 Tage nach ſeiner Wahl in einer Rede aus, die nicht weniger Aufſehn erregte, als ſein Eifern gegen die Philoſophie bei der Weihe des Kardinals von Harras zum Biſchof von Solaria. Geiſtliche und weltliche Waffen bietet er in letztrer Rede auf, um die Philoſophie zu ſtürzen, der er das Unglück der Zeit Schuld gibt. Denſelben ſtreng kirchlichen Geiſt athmete ſein Hirtenbrief vom 13. Mai an die Biſchöfe, und ſeine Bulle vom 24. Mai zur Ankündigung eines Jubeljahres. Daß er jedoch nur die hierarchiſchen Grundſätze ſeines Vorgängers angenommen habe, aber an Geiſt, Einſicht und Charakterſtärke weit höher ſtehe, bewies ſeine Regierung in Rom. Mit weiſer Sparſamkeit und eigner Aufopferung verhütete er jede unnütze Ausgabe, mit Strenge foderte er die verſchleuderten Staatsgüter zurück, zur Erleichterung des Verkehrs ſetzte er die Zölle herab, erſchwerte die Ausfuhr roher Erzeugniſſe, hob die verderblichen Monopole auf, ſtellte zur Beſchäftigung der Armen neue Nachgrabungen an, und zeigte ſich überhaupt als ein Fürſt, der beſſrer Zeiten werth war. Unter der Franzoſenherrſchaft hatten Elend und Unordnung jeder Art im Kirchenſtaate zu einem Grade ſteigen müſſen, der an baldige Abhülfe nicht denken ließ, und noch preßte nach dem Waffenſtillſtand von Fuligno das franzöſiſche Heer die letzten Kräfte aus. Inzwiſchen gaben die monarchiſchen Abſichten, mit denen ſich Buonaparte ſchon damals trug, der Kirche wieder neue Hoffnung. Am 15. Juli 1801 kam ein Corcordat mit Frankreich zu Stande, welches dem Papſte wichtige Rechte zurück gab. Pius erwähnte in der Bulle vom 9. Sept., wodurch er es bekannt machte, die „außerordentlichen Zeitumſtände,“ unter denen er den „vorgelegten Vertrag“ auf welche Weiſe er konnte, zum Heil der Kirche angenommen habe, ohne ſich eine Aeußerung zu erlauben, die dem in

Chriſto geliebten Sohne Napoleon Buonaparte anſtößig ſein konnte. Deſto anſtößiger war dieſes Concordat den Papiſten und der franzöſiſchen Geiſtlichkeit, weil der Papſt ſich darin gar zu nachgibig gegen die weltliche Regierung bewieſen hatte. Dieſer aber wußte wohl, daß er nur ſeiner klugen Fügſamkeit die Herſtellung ſeines Rechts, die Biſchöfe zu inveſtiren, die Beſtätigung des Cölibats und die Erhaltung des Zuſammenhangs der gallikaniſchen Kirche mit ſeinem Stuhle verdanke. Seine Freude über die Rückkehr des Königreichs Etrurien unter die päpſtliche Gewalt wurde durch die Sekulariſationen in Deutſchland ſehr verbittert. Dafür gelang es ihm, 1804 die Jeſuiten in Sicilien herzuſtellen, ſo wie er ihre Fortdauer in Rußland ſchon 1801 beſtätigt hatte; aber umſonſt verſuchte er, ſie in Frankreich als Väter des Glaubens (ſ. Jeſuiten) wieder einzuſchwärzen, und auch den Maltheſerorden begünſtigte er ohne Erfolg. Dem ſpaniſchen Hofe mußte er auf deſſen Bitte den Verkauf von Kirchengütern bewilligen. Concordate, wie das mit Frankreich, ordneten das Kirchenweſen in der liguriſchen und der italieniſchen Republik, freilich auf franzöſiſchen Fuß, aber doch unter ſeiner Aufſicht. Es galt jetzt, Einiges zu retten, um nicht Alles zu verlieren; und Pius wußte ſelbſt den Verluſt ehemaliger Einkünfte ſeines Stuhls zu verſchmerzen, um die weſentlichſten ſeiner Rechte zu behaupten. Dieſe geſchmeidige Politik beſtimmte ihn auch, der Einladung Buonaparte's zur Kaiſerkrönung zu folgen. Gegen die Wünſche der Römer reiſte er den 31. Oct. 1804 nach Paris, wurde bei Fontainebleau vom Kaiſer begrüßt und zog den 28. Nov. mit ſchicklicher Pracht in deſſen Hauptſtadt ein. Hier wetteiferte ſeine Beſcheidenheit mit den Artigkeiten der Franzoſen; daß ſie ſeine Anweſenheit nur als eine Unterhaltung für die Pariſer betrachteten, mußte er jedoch bald merken. Seinen Zug in die Kirche am Krönungstage verſpottete man wegen des Kreuzträgers, der ihm auf einem Eſel voranritt; in der Kirche ließ ihn der Kaiſer eine Stunde auf ſich warten, und ſetzte ſich und ſeiner Gemahlin, nachdem der Papſt beide geſalbt hatte, ſelbſt die Krone auf. Dieſe Ceremonie ſchien der einzige Zweck ſeiner Einladung geweſen zu ſein. Von den Verhandlungen über Kirchenangelegenheiten, die Pius perſönlich um ſo wirkſamer betreiben zu können gehofft hatte, kam nichts zur Sprache; der Kaiſer vermied jede Erörterung, die Neugier der Pariſer verwandelte ſich in Geringſchätzung, und da der gekränkte Papſt die Einladung nach Mailand zur Krönung Napoleons als König von Italien ſtandhaft ablehnte, trat Kälte und Feindſchaft an die Stelle der ihm bisher bewieſnen Achtung. So war denn Pius ohne allen Nutzen und zum großen Nachtheil ſeiner Würde über vier Monate in Paris hingehalten worden, bis er endlich den 4. April 1805 zurückkehren durfte, um in Rom laute Ausbrüche des Unwillens über ſeine ſelbſtverſchuldete Demüthigung dafür dulden zu müſſen, daß er ſich bei dieſem Schritte gänzlich verrechnet hatte. In Rom wurde er durch wiederholte Durchmärſche franzöſiſcher Truppen beunruhigt, die Eroberung von Neapel, die kirchlichen Reformen Joſephs in dieſem Reiche, die Drohungen Napoleons wegen des heimlichen Verkehrs der Römer mit den Feinden Frankreichs, kündigten dem bedrängten Papſte eine neue Kataſtrophe an. Die deutſche Kirche mußte er, da der Trotz ſeines Nuntius della Genga gegen die Könige von Baiern und Würtemberg die Hoffnung gütlicher Vergleiche abgeſchnitten hatte, ganz ihrem Schickſale überlaſſen. Die Bücherverbote und pomphaften Heiligſprechungen, mit denen er die Römer in den Jahren 1806 bis 1808

unterhielt, konnten ſeinen politiſchen Verlegenheiten nicht abhelfen. Durch die Erfahrung belehrt, daß größere Nachgiebigkeit gegen Frankreich ihm nur neue Demüthigungen zuziehen würde, und dennoch unvermögend, der Uebermacht mehr entgegenzuſetzen, als feſten Willen, reizte er durch ſeine ſtandhafte Weigerung, den König Joſeph von Neapel anzuerkennen und ſeine Häfen den Engländern zu verſchließen, den Kaiſer Napoleon zu Gewaltthätigkeiten. Rom wurde den 2. Febr. 1808 von franzöſiſchen Truppen beſetzt, das päpſtliche Militär entwaffnet und, ungeachtet noch keine Kriegserklärung erfolgt war, von dem franzöſiſchen Befehlshaber Miollis Eingriff auf Eingriff in die weltlichen Regierungsrechte des Papſtes unternommen. Pius blieb unerſchrocken und traf mit ſeltner Geiſtesgegenwart jede ihm mögliche kräftige Maßregel zur Gegenwehr; aber vergebens drohte er dem Kaiſer ſelbſt in einem Breve vom 27. März mit ſeinen geiſtlichen Waffen; dieſer vereinigte dafür (2. April) die päpſtlichen Provinzen Urbino, Ancona, Macerata und Camerino mit dem Königreiche Italien. Pius proteſtirte, verbot den italieniſchen Biſchöfen, von franzöſiſchen Behörden Befehle anzunehmen, belegte die Bürgergarden, die, aus der Hefe des römiſchen Pöbels gebildet, unter franzöſiſchem Schutze die Stadt durch Ausſchweifungen ängſtigten, mit ſeinem Banne, brachte ſeinen Staatsſekretär Kardinal Pacca den 6. Sept., da er eben verhaftet werden ſollte, in ſeine eignen, noch ſichern Zimmer, und wagte wegen der fortdauernden Frevel der Franzoſen, dem Kaiſer in einem Breve vom 3. April 1809 auf's neue mit dem Banne zu drohen. Napoleon ſetzte jedoch nun ſeinen längſt beſchloſſnen Plan in's Werk, indem er (17. Mai 1809) den Kirchenſtaat ſeinem Reiche einverleibte und Rom für eine freie kaiſerliche Stadt erklärte. Der furchtloſe Papſt erließ nun den 10. und 11. Juni zwei Bannbullen gegen den Urheber und alle Theilnehmer der den 1. Juni durch franzöſiſche Behörden erfolgten Beſitznahme des Kirchenſtaats. Am 6. Juli in der Nacht drang der franzöſiſche General Radel mit einem Trupp Soldaten durch ein Fenſter und über die Gartenmauer in den während jener Gewaltthätigkeiten befeſtigten Palaſt des Papſtes ein, durchbrach die vermauerten Thüren, entwaffnete die Schweizergarde und trat in das Zimmer, wo Pius eben ſchreibend am Tiſche ſaß. Hier verlangte Radel von ihm Verzichtleiſtung auf ſeine weltliche Herrſchaft. Pius verweigerte ſie und Radel erklärte ihm die Nothwendigkeit ſeiner Abführung aus Rom. Da nahm Pius ſein Brevier, reichte dem Kardinal Pacca die Hand und ließ ſich mit ihm auf einem Lehnſtuhle aus dem eingeſchlagnen Fenſter auf die Straße herab, wo beide in einen Wagen verſchloſſen wurden, welcher ſogleich abfuhr. Scheidend ſprach der Papſt noch den Segen über Rom, aber Niemand durfte ſich dem Wagen nähern, nur wenige treue Diener durften folgen. Die Reiſe ging mit möglichſter Schnelligkeit fort. Bei Florenz wurde Pacca von Pius getrennt, mit dem er erſt auf dem Mont Cenis wieder zuſammentraf und den 7. Juli nach Grenoble kam. Die Geſundheit des Papſtes hatte durch die verſchloſſne Luft im Wagen bei großer Sommerhitze gelitten. Man bewilligte ihm 11 Tage Raſt zu Grenoble. Dann ging die Reiſe über Valence und Nizza nach Savona, wo der Papſt bleiben ſollte und als Gefangner bewacht wurde. Er hatte auf der ganzen Reiſe die würdigſte Faſſung behauptet, und von Seiten des Volks in mehrern Städten, wo man ſich zu ihm drängte, um ſeinen Segen zu empfangen, die größten Ehrenbezeugungen genoſſen. Das Anerbieten einer fürſtlichen Hofhaltung lehnte

er ab, wie früher die ihm im Dekret des Kaiſers ausgeſetzten zwei Millionen Franken jährl. Einkünfte. Sein Schickſal trug er mit unerſchüttertem Muthe, widerſetzte ſich den Willkürlichkeiten Napoleons in Kirchenſachen entſchloſſner als je, und verweigerte den von demſelben ernannten neuen Biſchöfen ſtandhaft die kanoniſche Beſtätigung. In der Mitte des J. 1812 ward er nach Fontainebleau gebracht. Hier nöthigte ihn Napoleon den 25. Jan. 1813 zu einem neuen Vertrage, worin er ſich zur Beſtätigung dieſer Biſchöfe verpflichtete. Als aber Napoleon dieſes nur im Entwurf vorhandne Concordat wider die Abrede zu früh bekannt machte und zum Reichsgeſetz erklärte, nahm Pius ſeine ohnehin ſehr bedingt gegebne Einwilligung ſogleich zurück, und verwarf jedes Concordat mit Frankreich, das nicht alle Streitigkeiten beilegen würde. Die Wuth Napoleons über dieſen Gegenſtreich ſoll ſich in perſönlichen Mißhandlungen des Papſtes ausgelaſſen haben. Es war ſein letztes Leiden von dieſem Feinde, nach deſſen Abdankung er freigelaſſen, begleitet von engliſchen und öſterreichiſchen Soldaten, d. 24. Mai 1814 in Rom wieder einzog. Er nahm auf's neue Beſitz von allen Ländern des Kirchenſtaats, mit Ausnahme von Avignon und Venaiſſin, ſo wie eines kleinen jenſeit des Po gelegnen Landſtrichs von Ferrara. Die Handlungen, zu denen er ſeitdem die wieder erlangte Macht angewendet hat, beweiſen, daß ſeine früher oftmals gezeigte Bequemung nach den Umſtänden und Zeitideen nur eine Maßregel der Klugheit und Verſtellungskunſt war, welche die Moral der Italiener unter die Tugenden rechnet. Den von ihm ſtets als die ſicherſte Stütze des Papismus geliebten Jeſuitenorden ſtellte er d. 7. Aug. 1814 in einer Bulle her, worin er wahrheitswidrig von einem allgemeinen Verlangen der katholiſchen Chriſtenheit nach dieſen Ordensleuten redet; zugleich ſetzte er alle andern geiſtlichen Orden in ihre alten Rechte ein und empfahl ihre Verbreitung. Auch das Tribunal der Inquiſition zu Rom wurde von ihm erneuert und, um der Aufklärung zu wehren, mit Verdammung gegen die Freimaurer, mit Bücherverboten gegen die Literatur verfahren. Ueber ſeine neueſten Concordate mit Frankreich, Neapel und Baiern ſ. d. Art. **Concordat**. Die wenigen Verbeſſerungen, die er darin zum Vortheile dieſer Staaten zugeſtanden hat, zeigen, daß ſein Beſtreben, den weltlichen Mächten zu gebieten, nicht ganz mißlungen iſt. Wie ſehr er aber geneigt iſt, Anſtalten, die nicht zur Vergrößerung der päpſtlichen Gewalt, ſondern nur zur religiöſen Veredlung und Wohlfahrt der Völker dienen können, da, wo er es wagen zu dürfen glaubt, durch alle Mittel zu hindern, hat nicht nur ſeine Behandlung der katholiſchen Schweiz, ſondern auch ſein neueſtes Verfahren gegen den in Deutſchland allgemein verehrten Generalvikar des Biſthums Konſtanz, von Weſſemberg, deutlich zu erkennen gegeben. (Vergl. d. Art. **Weſſemberg**). In ſeinem perſönlichen Umgange zeigt er ſich als einen weltklugen, fein gebildeten und gewandten Fürſten, der die gefällige Humanität ſeiner Zeit auch gegen Ketzer nicht verleugnet und allen, die ihn kennen, Achtung abgewinnt. Eine Fortführung dieſes Art. ſiehe in der neuen Folge des Conv. Lex. Band XI und XII, **Pius VII.**

Pizarro (Francisco), der Entdecker und Eroberer von Peru, war der natürliche Sohn eines ſpaniſchen Edelmannes. Völlig vernachläſſigt und ohne Erziehung, mußte er als Knabe die Schweine hüten. Dieſer Behandlung müde, lief er davon und ward Soldat. Nachdem er einige Zeit in Italien geweſen, ſchiffte er ſich mit andern

Glücksrittern, die nach den Schätzen der neuen Welt dürſteten, zu Sevilla ein. Er machte alle Kriege auf Cuba und Hiſpaniola mit, und begleitete Ojeda auf ſeiner Unternehmung nach dem Meerbuſen von Darien, und Balboa auf ſeinem Zuge durch den Iſthmus der Südſee. Bei dieſen Gelegenheiten übertraf er Alle an Muth, Ausdauer und Unternehmungsgeiſt; und ob er gleich ſo ununterrichtet war, daß er nicht leſen konnte, ſo ward er doch fähig gefunden zu commandiren. Kraft des Körpers und Geiſtes und eine reiche Erfahrung erſetzten ihm gelehrte Kenntniſſe. Er war bereits ein gereifter Mann, und hatte einiges Eigenthum erworben, als Habſucht und Ehrgeiz ihn anſpornten, mit Diego von Almagro und Hernando Luque ſich zur Eroberung der muthmaßlich reichen Länder an der Südſeeküſte zu vereinigen. Dieſe ſetzten ihr ganzes Vermögen an die Unternehmung, und Pizarro, als der unbegütertſte, übernahm das Wageſtück des erſten Verſuchs. Im Nov. 1524 ſegelte er von Panama in einem einzigen Schiffe mit 112 Mann ab, um mit dieſer ſchwachen Macht ein großes Reich zu ſtürzen. Er ſteuerte ſüdöſtlich, machte aber nur langſame und mühſelige Fortſchritte, da Mangel und Krankheiten ſeine kleine Schaar hinrafften. Er war in der übelſten Lage, als Almagro zu ihm ſtieß, der Panama mit 70 Mann verlaſſen hatte. Letzterer kehrte ſogleich nach Panama zurück, um neue Verſtärkungen zu holen, und kam mit dieſen im J. 1526 zu Pizarro. Sie drangen nunmehr gegen die Küſte von Quito vor, wo ſie die Anzeichen eines reichern Landes und gebildetere Einwohner fanden. Zugleich überzeugten ſie ſich, daß ihre Streitkräfte nicht hinreichend ſeien, ein ſo volkreiches Land anzugreifen. Sie kehrten daher nach einer benachbarten Inſel zurück, wo Pizarro blieb, während Almagro abermals nach Panama ging, um neue Mannſchaften herbeizuführen. Der Befehlshaber dieſes Platzes aber, der die Unternehmung für ein tollkühnes Abenteuer anſah, widerſetzte ſich nicht nur jeder neuen Werbung, ſondern ſchickte auch Pizarro den Befehl, mit ſeinen Mannſchaften zurückzukehren. Dieſer war entſchloſſen, ungeachtet aller Hinderniſſe, in ſeinem Vorhaben zu beharren. Er ſuchte ſeine Soldaten in einer Rede zu gleichen Geſinnungen zu entflammen, und ſchloß damit, daß er mit ſeinem Degen einen Strich auf dem Boden zog, und diejenigen, die ihn zu verlaſſen wünſchten, auffoderte, auf die andre Seite zu treten. Zu ſeinem Kummer ſah er ſich von allen bis auf dreizehn verlaſſen, mit denen er ſich auf die entferntere Inſel Gorgona begab, um abzuwarten, welchen Erfolg die Bemühungen ſeiner beiden Freunde haben würden. Dieſe waren endlich durchgedrungen, hatten einige Mannſchaften zuſammengebracht, und kamen damit, nach einer Zwiſchenzeit von 5 Monaten auf einem kleinen Fahrzeuge bei Pizarro an. Sie ſchifften ſich ſämmtlich ein und waren ſo glücklich, die Küſte von Peru zu entdecken. Sie ſtiegen bei der durch einen Palaſt der Inca's ausgezeichneten Stadt Tumbez aus. Hier ſahen die Spanier genug, was ſowol ihre Hoffnungen, als ihre Habſucht erhöhte. Indeß mußten ſie ſich für jetzt begnügen, friedlich mit den Einwohnern zu verkehren. Pizarro fuhr fort, die Küſte zu unterſuchen, und kehrte gegen das Ende des J. 1527 mit einigen Proben von den Erzeugniſſen und Reichthümern jener Länder nach Panama zurück. Da der Gouverneur ſich auch noch jetzt nicht geneigt zeigte, ihre Eroberungspläne zu begünſtigen: ſo ward beſchloſſen, daß Pizarro nach Europa reiſen ſollte, um den Hof für ihren Plan zu gewinnen, und ſich die erfoderlichen Würden und Vortheile in den zu erobernden Ländern zu-

ſicher zu laſſen. Wirklich gelang es ihm, durch glänzende Beſchreibungen von dem Reichthume der neu entdeckten Länder die Aufmerkſamkeit Carls V. und ſeiner Miniſter zu erregen. Ohne an ſeine beiden Theilnehmer zu denken, ließ er ſich die Würde eines Statthalters und Generalkapitäns in den zu erobernden Ländern, und die Erlaubniß ertheilen, für dieſe zu machenden Eroberungen eine beſtimmte Kriegsmacht, jedoch ganz auf eigne Koſten, auszurüſten. Aber ſeine Mittel waren, obgleich ihn der eben nach Spanien zurückgekehrte Cortez unterſtützte, kaum hinreichend, die Hälfte der feſtgeſetzten Mannſchaft aufzuſtellen. Begleitet von ſeinen drei Brüdern, kehrte er 1529 nach Panama zurück. Almagro gerieth über ſeine Treuloſigkeit in die äußerſte Wuth; Pizarro wußte ihn jedoch zu verſöhnen, und alle drei Theilnehmer verbanden ſich auf's neue unter der Bedingung gleicher Vortheile. Im Febr. 1531 ſegelte Pizarro mit drei kleinen Schiffen, worauf ſich 180 Mann und unter dieſen 36 Berittne befanden, wieder nach Peru ab. Er landete hundert Stunden nördlich von Tumbez, dem Ziele ſeiner Abſichten, und zog an der Seeküſte hinauf. Die Feindſeligkeiten, welche er bei ſeinem Vorrücken an den Einwohnern auszuüben erlaubte, erbitterten dieſe; und bald ſahen die Spanier ſich dem drückendſten Mangel preis gegeben. Endlich kamen ſie in eine Provinz, welche ſo große Beute darbot, daß Pizarro bedeutende Schätze nach Panama und Nicaragua ſchicken konnte, um neue Abenteurer anzuwerben. Nachdem er die Inſel Puna in dem Meerbuſen von Guayaquil in ſeine Gewalt gebracht hatte, erreichte er Tumbez, wo er Verſtärkung erhielt. Weiter ſüdlich legte er die erſte ſpaniſche Kolonie in Peru an, welcher er den Namen St. Michael gab. Zu ſeinem Glücke war das peruaniſche Reich damals durch einen Bürgerkrieg zwiſchen den beiden Söhnen des letzten Inka's, Huaskar und Atahualpa, getheilt. Er konnte deshalb nicht nur faſt ohne Widerſtand vordringen, ſondern wurde auch von beiden Theilen um Beiſtand gebeten. So wagte er es, mit 62 Mann zu Pferde und 102 Mann zu Fuß landeinwärts auf Caxamalca zu ziehen, wo Atahualpa mit einem anſehnlichen Heere lagerte. Da er ſich für einen Freund ausgab, ward er auf ſeinem Marſche von Niemand beunruhigt, und konnte eine feſte Stellung in der Stadt Caxamalca nehmen. Von da ſandte er zwei Offiziere in des Inka's Lager, welcher ſie mit vieler Gaſtfreiheit aufnahm, und Pizarro am folgenden Tage zu beſuchen verſprach. Dieſer aber entwarf den treuloſen Plan, ſich der Perſon des Inka's zu bemächtigen, und führte ihn unter großem Blutvergießen aus. Als das Volk ſeinen König in der Gefangenſchaft ſah, gerieth es in ſo große Beſtürzung, daß es nicht den geringſten Verſuch wagte, ihn wieder zu befreien; und während ſeine Abgeſandten beſchäftigt waren, das ungeheure Löſegeld zuſammenzutreiben, das er für ſeine Freiheit geboten hatte, durchzogen die Spanier in kleinen Parteien das Reich bis in die entfernteſten Provinzen. Endlich langte Almagro mit einer anſehnlichen Verſtärkung an. Man theilte die Beute unter Anführer und Gemeine; des Habſüchtigſten Hoffnungen wurden weit übertroffen, aber nichts konnte ſie jetzt ſättigen. Obgleich der Inka das verſprochne Löſegeld entrichtet hatte, wollte ihn Pizarro doch nicht frei geben, um noch mehr zu erpreſſen. Almagro aber, welcher glaubte, Pizarro könnte ein ſolches Unterpfand zu ſeinem und ſeiner Soldaten beſondern Vortheile benutzen, drang aus Eiferſucht darauf, den unglücklichen Gefangnen zu tödten. Kein Gefühl der Ehre oder Menſchlichkeit widerſprach in Pizarro's Bruſt

dieſer ſchändlichen Maßregel; vielmehr beſchleunigte ein Zufall ihre Vollziehung. Atahualpa bewunderte die Schreibekunſt der Europäer, von deren Natur er keine Vorſtellung hatte. Einſt ließ er ſich von einem Spanier den Namen Gottes auf den Nagel ſeines Daumens ſchreiben, um zu ſehen, ob jeder Spanier die Zeichen auf eine und dieſelbe Weiſe verſtehen würde. Er hielt ihn auch dem Pizarro vor; dieſer aber mußte beſchämt geſtehen, daß er nicht leſen könne, welche Unwiſſenheit dem Inka ſo ſchimpflich ſchien, daß er ihm ſeine Verachtung nicht verbergen konnte. Der engherzige Pizarro beſchloß, ſich dafür blutig zu rächen. Auf die falſcheſten und abgeſchmackteſten Beſchuldigungen wurde der unglückliche Fürſt verurtheil, lebendig verbrannt zu werden, und als er ſich aus Furcht vor einem ſo gräßlichen Tode dem Gebrauche der Taufe unterwarf, milderte man ſeine Strafe dahin, daß er öffentlich erdroſſelt wurde. Die Regierung von Peru war jetzt ſo weit aufgelöſt, daß den ſpaniſchen Eroberern kein kräftiger Widerſtand mehr geleiſtet werden konnte. Pizarro, durch eine neue Schaar von Abenteurern verſtärkt, ging jetzt unter unbedeutenden Gefechten mit den Eingebornen auf Cusco los, und bemächtigte ſich dieſer Hauptſtadt, in welcher er große Maſſen von Gold und Silber fand. Benelcazor, einer ſeiner vornehmſten Offiziere, eroberte zu derſelben Zeit Quito. Als die Nachricht von dieſen glücklichen Unternehmungen durch Ferdinand Pizarro nach Spanien kam, erweiterte der König Pizarro's Statthalterſchaft noch um ſiebzig Stunden längs der Küſte ſüdwärts; Almagro aber wurde zum Statthalter eines weiten Bezirks ſüdlich von dieſer Grenze ernannt. Dieſe neuen Beſtimmungen gaben zu Uneinigkeit Anlaß, welche jedoch für jetzt noch beigelegt wnrde. Almagro unternahm die ſchwierige Eroberung von Chili. Pizarro beſchäftigte ſich mit der innern Einrichtung ſeiner Statthalterſchaft, wobei er viel Scharfblick und Klugheit zeigte. Zugleich beſchloß er, eine neue Hauptſtadt in einer bequemern Lage als Cusco zu erbauen, und beſtimmte dazu einen Platz in dem Thale Rimac, nicht weit von dem Hafen Callao. Hier ſteckte er 1534 eine Stadt ab, die er Ciudad de los Reyes nannte, und die jetzt Lima heißt. Indeß erregten die Eingebornen, unter ihrem rechtmäßigen Fürſten, dem Inka Manko Kapak, der aus der Gefangenſchaft entkommen war, einen ſehr ernſtlichen Aufſtand. Dieſer benutzte die Vereinzelung der ſpaniſchen Truppen in den fernen Provinzen, und Almagro's Abweſenheit in Chili, verſammelte alle waffenfähige Peruaner, hob mehrere Abtheilungen der Spanier auf, und belagerte in Perſon Cusco, während ein andres Heer gegen Lima rückte. Cusco ward von Pizarro's drei Brüdern, von denen einer dabei umkam, mit einer Hand voll Spanier hartnäckig vertheidigt. Schon hatten die Peruaner die halbe Stadt im Beſitz, als Almagro, der ſchnell aus Chili zurückgekehrt war, in der Nähe erſchien. Er war in der Meinung gekommen, daß Cusco zu ſeiner Statthalterſchaft gehöre; daher ſchlug er die Peruaner zurück, überfiel Cusco ſelbſt, machte die beiden Pizarro's zu Gefangnen, und nahm förmlich von der Stadt Beſitz. Francisco Pizarro hatte ſich indeß mit großer Anſtrengung in Lima behauptet und war bereits auf's Aeußerſte gebracht, als eine plötzliche Ueberſchwemmung die Belagerer zum Abzuge nöthigte. Sobald Pizarro Verſtärkung an ſich gezogen hatte, ſchickte er Alvarado an der Spitze von 500 Mann zur Befreiung Cusco's ab, von dem er noch glaubte, daß die Peruaner es belagerten. Almagro zog ihm entgegen, beſiegte ſeine Truppen, und nahm ihn ſelbſt gefangen. Dieſer

Unfall, zugleich mit der Gefangenſchaft ſeiner Brüder, erſchütterte faſt Pizarro's Feſtigkeit; er mußte jetzt die ganze Hinterliſt ſeines Charakters aufbieten, um die glücklichen Fortſchritte ſeines Nebenbuhlers zu hemmen. Zu dem Ende trat er mit ihm in Unterhandlung, während welcher ſein Bruder Gonzalo und Alvarado Gelegenheit fanden, zu entkommen, und noch 60 Mann mitzunehmen. Darauf ſchlug er einen Waffenſtillſtand vor, um ihre Streitigkeiten dem Ausſpruche des ſpaniſchen Hofs zu unterwerfen. Der gutmüthige Almagro ließ ſich bereden, auch Pizarro's andern Bruder, Fernandez, frei zu geben. Kaum aber ſah Pizarro ſeine Brüder in Sicherheit, als er die Maske abnahm, und ſie an der Spitze von 700 Mann gegen Cusco ſchickte. Im April 1538 rückten beide Theile, jede die königliche Fahne führend, gegen einander, und lieferten ſich im Angeſichte der über dieſe Zwiſtigkeiten im Stillen erfreuten Peruaner ein äußerſt blutiges Gefecht. Almagro erlitt eine vollſtändige Niederlage, fiel in Gefangenſchaft, und ward von Pizarro zum Tode verurtheilt und hingerichtet. So wurde Pizarro alleiniger Herr dieſer weitläufigen Reiche. Er vertheilte wie ein Eroberer Ländereien und Reichthümer unter ſeine Brüder und Anhänger. Almagro's Freunde dagegen, die dabei leer ausgingen, nährten den alten Haß gegen ihn, verſammelten ſich zu Lima um den Sohn ihres ehemaligen Anführers, und verſchworen ſich endlich förmlich gegen Pizarro's Leben. Am 26ſten Juni 1541 führten ſie ihr Vorhaben aus. Herrada, einer der vornehmſten Offiziere Almagro's, begab ſich an der Spitze von 18 entſchloſſnen Mitverſchwornen zur Mittagszeit, wo in dieſen heißen Himmelsſtrichen alles zu ſchlafen pflegt, in den Palaſt des Statthalters. Sie kamen unbemerkt durch die Vorhöfe bis an die Treppe. Pizarro, der eben vom Eſſen aufgeſtanden war, befand ſich mit einigen Freunden in einem großen Saale. Einer derſelben, der auf das Geräuſch an der Treppe herausgetreten war, wurde ſogleich niedergeſtoßen; Andre ſprangen ſchnell zu den Fenſtern hinaus. Pizarro aber, ſein Halbbruder Alcantara und zwei ſeiner treuſten Freunde, ſtellten ſich, den Degen in der Fauſt, den eindringenden Verſchwornen mit großer Entſchloſſenheit entgegen. Sie fielen ſämmtlich, Pizarro zuletzt, erſchöpft von langer Gegenwehr. Er hatte ſein 63ſtes Jahr zurückgelegt, war aber noch in ungeſchwächter Mannskraft. Sein Andenken lebt bei der Nachwelt als das Andenken eines blutigen Eroberers.

Pizzicato, (Muſik), bedeutet in den Stimmen für Bogeninſtrumente, daß die Noten, bei welchen es ſteht, nicht mit dem Bogen geſtrichen, ſondern mit den Fingern geriſſen werden ſollen; gewöhnlich folgt der Ausdruck coll' arco, welcher anzeigt, daß jetzt wieder mit dem Bogen geſpielt werden ſoll.

Plafond, ſ. Deckengemälde.

Plagiat. Bei den Römern beſtand das Plagium oder der Menſchenraub darin, daß man ſich des Sklaven eines Andern, um ihn dieſem zu entziehen, oder eines Freien, um ihn zum Sklaven zu machen, bemächtigte. Nach deutſchem Recht iſt es die rechtswidrige Handlung, vermöge welcher man ſich in den phyſiſchen Beſitz eines Menſchen ſetzt, jedoch ohne dabei Befriedigung der Wolluſt zu beabſichtigen. Dann wird auch der gelehrte Diebſtahl, oder Gedankenraub, darunter verſtanden.

Planetarium, ſ. Orrery.

Planeten, ſchon durch ihren Namen als Irr- oder Wandelſterne bezeichnet, und von den unbeweglichen Feſt- oder Fixſternen un-

terſchieden, von welchen ſie ihr Licht erhalten. Sie waren zum Theil ſchon im grauen Alterthume bekannt. Homer und Heſiodus nennen zwar nur die Venus als zwei verſchiedne Sterne, als Abend= und Morgenſtern; aber Democrit vermuthete ſchon mehrere Planeten; Pythagoras erkannte Abend= und Morgenſtern als einen einzigen an, und Eudoxus brachte im 4ten Jahre vor Chr. Geb. die Kenntniß der Bewegungen der fünf alten Planeten von den Aegyptiern zu den Griechen. Zu dieſen fünf alten Planeten: dem Merkur, der Venus, dem Mars, Jupiter und Saturn, ſind in den neuſten Zeiten noch fünf neue: Uranus, Ceres, Pallas, Juno und Veſta entdeckt worden, ſo daß, Erde und Mond mit eingerechnet, jetzt elf Hauptplaneten nebſt achtzehn Nebenplaneten (Trabanten oder Monden) bekannt ſind. Alle haben ſie mit der Erde die Umdrehung um ihre eigne Axe (Rotation), wodurch Tag und Nacht entſteht, und ihre gemeinſchaftliche Bewegung um die Sonne gemein, um welche ſie in elliptiſchen, größtentheils unter kleinen Winkeln gegen die Ekliptik geneigten Bahnen (Planetenbahnen), von Weſten gegen Oſten, in verſchiednen, von ihrer Entfernung von der Sonne abhängigen, Zeiten (Planetenjahren) ihren Umlauf vollenden. Ueber ihre ſcheinbaren Bewegungen, ſo wie über die daraus hergeleiteten wahren, und die Mittel ihre Größe und Bahnen kennen zu lernen, iſt der Art. *Aſtronomie* nachzuſehen. Hier ſoll nur von ihren einzelnen Eigenſchaften die Rede ſein. Der nächſte Planet bei der Sonne iſt Merkur, gleichwol mehr als 8 Millionen Meilen von ihr entfernt. Er durchläuft ſeine Bahn um die Sonne in 88 Tagen, indem er in einer Stunde $6\frac{7}{10}$ Meilen fortrollt. Er iſt der kleinſte unter den fünf alten Planeten, und dem körperlichen Inhalte nach 18 mal kleiner als die Erde. Seine Umdrehungszeit um ſeine eigne Axe iſt von Schröter auf 24 Stunden beſtimmt worden. Dem Merkur folgt in einem Abſtande von 15 Millionen Meilen die Venus, die ſich in 224 Tagen um die Sonne wälzt, und in jeder Sekunde $4\frac{2}{10}$ Meilen in ihrer Bahn zurücklegt. Sie dreht ſich in 23 Stunden 21 Minuten um ihre Axe, wie man aus Flecken auf ihrer Oberfläche erkannt hat. Auch ſind Berge auf ihr beobachtet worden, deren Höhe zum Theil über 4 deutſche Meilen beträgt. Sie erleidet, von der Erde aus geſehen, einen ähnlichen Lichtwechſel wie der Mond, welches auch Merkur mit ihr gemein hat; doch ſind wegen ſeiner geringen Größe die Lichtphaſen ſchwer zu bemerken. An Größe iſt die Venus der Erde ungefähr gleich, und nähert ſich ihr in ihrer Erdnähe bis auf 6 Millionen Meilen, kann aber auch bis auf 36 Millionen ſich von ihr entfernen. Von einem Monde der Venus wiſſen wir bis jetzt nichts Sicheres; denn die vermeintliche Entdekkung eines ſolchen ſcheint auf Täuſchung zu beruhen. Merkur und Venus erſcheinen von Zeit zu Zeit als ſchwarze Punkte vor der Sonnenſcheibe, indem ſie bei der Bewegung auf ihrer Bahn, eben ſo wie der Mond in den Sonnenfinſterniſſen, in der Ebene der Ekliptik eintreten, während ſie in Conjunction oder Zuſammenkunft mit der Sonne ſind. Von dieſen beiden der Sonne näher als die Erde ſtehenden, und daher ſogenannten untern Planeten unterſcheidet man die weiter entferntern als die obern. Der Erde nebſt ihrem *Monde* (ſ. d. Art.) folgt nun zunächſt der Mars in einem Abſtande von 32 Millionen Meilen von der Sonne. In ſeiner Bahn, die er in einem Jahre und 322 Tagen durchläuft, legt er in einer Sekunde $3\frac{4}{10}$ Meilen zurück. Seine Kugel, die unter den Polen um $\frac{1}{16}$ ihres Durchmeſſers abgeplattet iſt, dreht ſich in 24 Stunden 39 Minuten einmal

um ihre Axe, deren Neigung gegen die Ebne der Bahn 61 Grad beträgt. Der Mars iſt beinahe 5 mal kleiner als die Erde, und enthält bei einer weit geringern Dichtigkeit nur den zehnten Theil an Maſſe. Auch werden öfters Flecken und Streifen auf dem Mars bemerkt, aus denen man auf eine ſtarke Atmoſphäre deſſelben ſchließen kann. Zwiſchen Mars und Jupiter befand ſich nun eine den Aſtronomen längſt ſchon aufgefallne Lücke, welche erſt im Anfange dieſes Jahrhunderts durch die Entdeckung vier neuer Planeten ausgefüllt wurde. Gerade am erſten Tage dieſes Jahrhunderts, am 1ſten Januar 1801 entdeckte Piazzi zu Palermo die Ceres, die 58 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, in 4 Jahren und 7 Monaten ihren Umlauf vollendet, und in jeder Sekunde $2\frac{1}{2}$ Meilen zurückgelegt. Sie iſt wegen ihrer geringen Größe nicht mit bloßen Augen ſichtbar, und erſcheint nur als ein Stern ſiebenter Größe. Dieſer erſten Entdekkung folgte ſchon am 28ſten März 1802 die zweite durch Olbers in Bremen, die Pallas, die ungefähr in derſelben Entfernung von der Sonne und in der nämlichen Zeit wie die Ceres ihren Umlauf vollendet. Sie erſcheint noch kleiner als dieſe, von 8ter bis zu 10ter Größe. Die Juno, die in 4 Jahren und 4 Monaten um die Sonne läuft, zeigt ſich gewöhnlich als Stern von 8ter Größe, und wurde am 1ſten September 1804 von Harding in Lilienthal entdeckt. Endlich entdeckte abermals Olbers am 29ſten März 1807 die Veſta, die von der 5ten bis zur 7ten Größe erſcheint, und der Sonne etwas näher als Ceres, Pallas und Juno, ihren Umlauf um die Sonne in 3 Jahren und 8 Monaten vollendet. Jupiter, der größte unter den uns bekannten Planeten, in einem Abſtande von 108 Millionen Meilen, durchläuft ſeine Bahn, in der er $1\frac{9}{10}$ Meilen in der Sekunde zurücklegt, in 11 Jahren und 314 Tagen, begleitet von 4 Monden (entdeckt von Galilei zu Florenz den 7ten Januar 1610), von denen der größte im Durchmeſſer faſt halb ſo groß als unſre Erde iſt. Jupiter ſelbſt iſt $11\frac{1}{5}$ mal im Durchmeſſer größer als die Erde, ſeine Oberfläche iſt aber 130 mal, und ſein Inhalt 1474 mal größer als der der Erde. Er dreht ſich in 9 Stunden 56 Minuten um ſeine um 87 Grad gegen ſeine Bahn geneigte Axe, und iſt an den Polen um $\frac{1}{14}$ ſeines Durchmeſſers abgeplattet. Seine Oberfläche zeichnet ſich ſtets durch mehrere dem Aequator parallele Streifen aus. In einer faſt doppelten Entfernung, in einem Abſtande von 199 Millionen Meilen durchläuft Saturn ſeine 1280 Millionen Meilen lange Bahn in 29 Jahren und 169 Tagen, begleitet von 7 Monden (deren 5 ſchon im 17. Jahrh. von Huyghens und Caſſini, und 2 im Jahre 1789 von Herſchel entdeckt worden) und einem ſehr merkwürdigen doppelten Ringe, der in einer Entfernung von 5800 Meilen von der Oberfläche des Saturn's als ein freies Gewölbe von 6000 Meilen Breite ſchwebt; denn der äußerſte Rand des Ringes iſt über 11,600 Meilen vom Saturn entfernt. Dieſer Ring dreht ſich nach Herſchel in 10 Stunden 30 Minuten zugleich mit dem Saturn herum, der ſich in 10 Stunden 18 Minuten um ſeine Axe dreht Endlich wurde am 13ten März 1781 durch Herſchel's Entdeckung des Uranus die Kenntniß unſers Sonnenſyſtems um das Doppelte erweitert; denn dieſer Planet iſt 400 Millionen Meilen von der Sonne entfernt; und durchläuft ſeine Bahn von 6 Trabanten begleitet, in 83 Jahren, während er in jeder Sekunde $\frac{9}{10}$ Meilen zurücklegt. Seine Kugel iſt 83 mal größer als die Erde und hat 19 mal mehr Maſſe als dieſe. Um die großen Entfernungen der Planeten von der Sonne durch eine ſinnliche Vorſtellung begreiflicher zu machen, bedient

man ſich häufig der Geſchwindigkeit einer Kanonenkugel, die in einer Minute $1\frac{1}{2}$ Meilen zurücklegt. Mit dieſer Geſchwindigkeit würde die Kanonenkugel von der Sonne aus zum Merkur in $9\frac{1}{2}$, zur Venus in 18, zur Erde in 25, zum Mars in 38, zur Veſta in 60, zur Juno in 66, zur Ceres und Pallas in 69, zum Jupiter in 130, zum Saturn in 238 und zum Uranus in 479 Jahren gelangen, während ſie den Weg von der Erde zum Monde ſchon in 25 Tagen zurücklegen würde.

Planiglobium, ſ. d. Art. **Landkarten**. Oft auch ſoviel als Planiſphärium.

Planimetrie, der Theil der Geometrie, welcher ſich mit Ausmeſſung und Vergleichung der Flächen beſchäftigt. S. **Geometrie**.

Planiſphärium, ein aſtronomiſches Inſtrument, welches gebraucht wird, die Bewegungen der Himmelskörper, ihren Durchgang durch den Mittagskreis, ihren Auf- und Untergang u. ſ. w. zu beobachten. Es beſteht in einer Abbildung der Himmelsſphäre auf einer Fläche, welche die Sterne, die Sternbilder u. ſ. w. in der ihnen eignen Ordnung darſtellt. Die Franzoſen verſtehen unter dem Planiſphärium das **Aſtrolabium** (ſ. d. Art.).

Plantagenet, ſ. **Großbritannien**.

Plaſtik oder **Bildnerei** nennt man im weitern Sinne die Kunſt, aus harten oder weichen Maſſen Formen und Geſtalten zu bilden. Dieſe mögen nun aus Thon, Holz, Stein oder Metall verfertigt, runde oder halb erhabne Arbeit ſein. Man unterſcheidet drei Gattungen derſelben: 1) die Formkunſt, oder die Kunſt, Figuren aus weichen Maſſen zu bilden, Artem plasticam, Plaſtik, nach der erſten Bedeutung des griechiſchen Worts πλάσσω; 2) die Bildhauerei, oder die Kunſt, Bildſäulen aus härtern Maſſen zu bearbeiten, Artem statuariam; 3) die Kunſt, aus Holz zu ſchnitzen, Sculpturam. Ueber die innere Natur der Plaſtik ſiehe den folgenden Artikel. Die Materialien, welche die Künſtler der alten Zeit hauptſächlich zu ihren Bildwerken brauchten, waren: 1. Thon. Der Sicyonier Dibutades erfand zuerſt unter den Griechen, Bilder aus Thon zu fertigen; man bearbeitete ihn mit dem Griffel und den Fingern, vornehmlich den Nägeln. Man hat noch uralte ägyptiſche und griechiſche Kunſtwerke aus Thon und gebrannter Erde; ſie wurden gewöhnlich gemalt. 2. Gyps. Man bediente ſich des Gypſes zu Stuckaturarbeiten, dergleichen man noch in antiken Gebäuden findet, z. B. in einigen Zimmern der Villa Hadriani zu Tivoli, in den Bädern des Titus, in verſchiednen alten Gräbern, in den Gebäuden zu Pompeji ꝛc. Die Kunſt, Bildniſſe in Gyps abzugießen, lernten die Griechen erſt ſpät kennen. Lyſiſtratus, des Lyſippus Bruder, ein Zeitgenoſſe Alexanders, erfand ſie. Kein Künſtler neuerer Zeit hat größere Sorgfalt darauf verwendet, als der für ſchöne Formen ſo feinſinnige Mengs; er ließ unter ſeinen Augen die ausgeſucht ſchönen Gypsabgüſſe verfertigen, welche in Dresden eine ſehenswürdige Sammlung bilden, die unter der Bildergalerie geſchmackvoll geordnet aufgeſtellt iſt. Eine ähnliche Sammlung von ihm, doch weniger zahlreich, befindet ſich in Madrid. 3. Wachs. Der oben genannte Lyſiſtratus erfand die Kunſt, Bilder aus Wachs zu gießen. Die Römer formten ihre Imagines aus dieſem Stoffe. 4. Holz. Von den älteſten Zeiten an, bis zur Periode der ſchönen Kunſt, arbeiteten die Griechen viel in Holz. Den Siegern in den olympiſchen Spielen wurden Statuen aus Holz geſetzt. Manche Götterbilder wurden aus den ihnen geweihten Holzarten gefertigt; Jupiters Bildniß aus Eichenholz, Apollo aus Lorbeer, Pluto aus Eben-

holz ꝛc. 5. Elfenbein. Die Bearbeitung des Elfenbeins zu Kunſt-ſachen iſt ſehr alt. Schon zu den Zeiten des trojaniſchen Kriegs waren Waffen und Geräthe mit Elfenbein geziert. Zur ſchönſten Zeit der Kunſt arbeiteten die Griechen viel in Elfenbein, ſogar die berühmteſten Koloſſen wurden daraus gefertigt. Die nackten Theile des olympiſchen Jupiters und der Minerva im Parthenon zu Athen waren aus Elfenbein. Der Kern der Figur wurde erſt inwendig aus trocknem feſten Holze, was jedoch einige Archäologen nicht zugeben, gebildet, und dann mit Elfenbein überkleidet; wenn das Bild vollendet war, ſo wurde ihm durch einen Firniß aus Oel der höchſte Glanz gegeben. 6. Stein: a) Marmor. Die vorzüglichſten Arten des griechiſchen Marmors ſind der pentheliſche und der pariſche. Beide Arten waren weiß; der farbigen Marmorarten bediente man ſich nicht gern zu Menſchenfiguren, wol aber zu Thiergeſtalten und Gewändern. Zu Vespaſian's Zeiten entdeckte man in Italien bei dem heutigen Genua die lunenſiſchen Marmorgruben; der daſige Marmor, der jetzt unter dem Namen des carrariſchen bekannt iſt, übertrifft den griechiſchen an Weiße; b) Alabaſter. Darin arbeiteten die Hetrurier häufig. Der beliebteſte war der indiſche. Häufig wurde er auch in Syrien und Kappadocien gefunden. Der farbige Alabaſter wurde zu Gewändern, Säulen und Vaſen gebraucht; derjenige, deſſen Farbe der Honigfarbe nahe kam, wurde am meiſten geſchätzt; c) Baſalt. Die Griechen und Aegypter bearbeiteten dieſen harten Stein mit vieler Kunſt. Die Werke darin ſind ſelten; d) Granit. Nur die Aegypter arbeiteten darin. Ihre Statuen und Obelisken ſind meiſt aus Granit und Syenit. Es gibt zweierlei Arten von Granit: einer fällt in's Rothe, der andre in's Blaue. Man findet ihn vorzüglich in Aegypten; die Römer nahmen ihn von der Inſel Elba; e) Porphyr. Von dieſem gibt es ebenfalls zwei Sorten, den rothen, und einen grünlichten mit goldnen Punkten. Kaum vermag es der ſchärfſte Stahl, dieſen härteſten aller Steine zu bearbeiten. Doch haben wir noch viele Meiſterſtücke, ſowol Statuen als Vaſen, aus Porphyr; f) ägyptiſcher Kalkſtein, welcher weich, und theils weiß, theils dunkelgrün war. 7. Glas. Die Erfindung des Glaſes iſt uralt. Die Alten verfertigten aus Glas nicht allein viel Hausgeräthe, ſondern auch Todtenurnen und große Trinkbecher, welche mit erhabner, oder mit eingeſchnittner Arbeit geziert wurden. Hierbei muß man auch des obſidianiſchen Steins erwähnen, aus welchem Gemmen und Büſten verfertigt wurden. Es war eine Art Bergkryſtall, welches ein gewiſſer Obſidius zuerſt in Aethiopien fand. 8. Murrhinum, (ſ. Murrhiniſche Gefäße) eine Materie, welche vorzüglich zu künſtlichen Vaſen gebraucht und ungemein geſchätzt wurde. Es iſt am wahrſcheinlichſten, daß es eine Art chineſiſcher Speckſtein war. 9. Metall. Zu Bildwerken gebrauchte man hauptſächlich; a) Gold. Schon in den urälteſten Zeiten wurde im Orient in Gold gearbeitet. Die Griechen benutzten es theils zu ganzen Statuen, theils zur Bekleidung bei ihren elfenbeinernen Gebilden; b) Silber; c) Bronze. Darin wurde von den meiſten Völkern ſehr viel gearbeitet. Das beſte Erz zu Bronze holten die Griechen von den Inſeln Delos und Aegina. Später wurde das korinthiſche das beliebteſte. Die gewöhnlichſte Miſchung der Bronze war $12\frac{1}{2}$ Pfund Zinn auf 100 Pfund Kupfer. Die älteſte Art die Metalle zu bearbeiten war die mit dem Hammer. Vulkan hämmerte ſeine belebten Figuren und den Schild des Achilles. Nach vielen Verſuchen wurde ſpäter die Kunſt zu gießen erfunden.

Den erſten Guß in Erz legen die Griechen dem Rhökus und Theodor aus Samos bei, welche zur Zeit des Kröſus und Cyrus lebten. Man goß zuerſt die einzelnen Theile der Bilder, und fügte ſie mit einer Art von Klammern, welche wegen ihrer Geſtalt [⋈] Schwalbenſchwänze genannt werden, zuſammen. So beſtehen die berühmten Pferde zu Venedig aus zwei Stücken. Endlich lernte man ganze Figuren gießen. Das Verfahren der Alten bei der Kunſtgießerei kam aber nach und nach außer Gebrauch, und erſt im 16. Jahrh. fingen die Italiener wieder an, große Bronzen zu gießen. Die erſte große Statue, welche in Italien gegoſſen wurde, iſt Papſt Paul III. von Guglielmo della Porta. 1699 wurde in Paris der erſte große Guß gemacht; d) Eiſen. Dieſes Metall kam zuletzt in Gebrauch. Das Eiſen wird höchſt ſelten gediegen gefunden und ſeine Bearbeitung erfodert viele Mühe. Statuen aus einer Miſchung von Eiſen und Erz zu gießen, verſtanden die Alten auch. Glaukus erfand die Kunſt, in Eiſen zu gießen; zu Delphi waren Weihgeſchenke von ihm. In unſern Zeiten brachte man es ſehr weit in dieſer Kunſt; namentlich in den königlich preußiſchen Eiſengießereien und auf dem Lauchhammer bei Mückenberg, welchem der verdienſtvolle königl. ſächſiſche Conferenzminiſter, Graf von Einſiedel, der im Jahr 1810 ſtarb, einen ſeltnen techniſch-künſtleriſchen Ruf gegeben hat. Ueber die Geſchichte der Bildhauerkunſt ſ. d. eignen Artikel.

Plaſtiſch. Man pflegt die ſchönen Künſte nach zwei Hauptſinnen, Geſicht und Gehör, zu klaſſificiren. Für das Plaſtiſche möchte man mit dem deutlichſten der Sinne, dem Geſicht, auch den gründlichſten, das Gefühl vereinen. Das Geſicht iſt nur eine verkürzte Formel des Gefühls. Im Geſichte iſt Traum, im Gefühle Wahrheit. Der Sinn des Geſichts wirkt flach, er ſpielt und gleitet auf der Oberfläche mit Bild und Farbe umher, er borgt von andern und baut auf andre Sinne, ihre Hülfsbegriffe müſſen ihm Grundlage werden, die er mit Licht umglänzt. Wenn auf dem Gemälde die Figuren ſich anfangen zu beleben; wenn es iſt, als ob ſie hervorgingen und Geſtalten würden, greift man nach ihnen, der Traum wird Wahrheit! Dies iſt der Triumph des Malers; durch ſeinen Zauber ſollte Geſicht Gefühl werden, ſo wie bei ihm das Gefühl Geſicht ward. Anders iſt es im Plaſtiſchen; hier lernen wir ſchöne Form kennen, die nicht Farbe, nicht kunſtvolles Spiel der Proportion, des Lichts und Schattens, ſondern dargeſtellte, taſtbare Wahrheit iſt. Die ſchöne Linie, die hier immer ihre Bahn verändert, die nie gewaltſam unterbrochen, nimmer ruhend, nimmer fortſchwebend, in dem dargeſtellten Körper den Guß, die Fülle, das ſanft verblaſne Leibhafte bildet, das nie von Fläche, von Ecke oder Winkel weiß; dieſe Linie kann ſo wenig flache Tafel als Kupferſtich werden, daß gerade mit demſelben Alles an ihr hin iſt. Das Geſicht zerſtört die ſchöne Bildſäule, ſtatt ſie zu ſchaffen, unmöglich kann es alſo Mutter dieſer Kunſt ſein. Sehet jenen Kunſtfreund, der tiefgeſenkt um die Bildſäule wandelt! er thut Alles, um zu ſchauen als ob er taſtete. Er gleitet umher, er hat nicht einen Geſichtspunkt wie beim Gemälde, weil tauſende ihm nicht genug ſind, weil, ſobald es eingewurzelter Geſichtspunkt iſt, das Lebendige Tafel wird und die ſchöne, runde Geſtalt ſich in ein kaltes Viereck zerſtückt! Sein Auge wird Hand, der Lichtſtrahl Finger, oder vielmehr ſeine Seele hat einen noch viel feinern Takt, um das Bild begreifend in ſich zu faſſen. Einen Sinn haben wir, welcher Theile außer ſich neben einander, einen andern, der ſie nach ein-

ander, einen dritten, der ſie in einander erfaſſet: Geſicht, Gehör und Gefühl. Theile neben einander geben eine Fläche, nach einander am reinſten und einfachſten ſind Töne, Theile zugleich in- und neben einander ſind Körper oder Formen. Alle drei Gattungen, aus denen die unſterblich blühenden Töchter, die Künſte, emporwuchſen, verhalten ſich als Fläche, Ton und Körper, wie Raum, Zeit und Kraft zu einander, dieſe drei größten Medien der Schöpfung, mit denen ſie alles faßt, alles umſchränkt. Die Malerei ſoll mit ihrem Zauber die volle, große Tafel der Natur, mit allen ihren Erſcheinungen in ihrer ſchönen Sichtbarkeit ſchildern. Bei der Bildnerei iſt Eins Alles, und Alles nur Eins. Wo Seele einen edeln Körper durchhaucht, und die Kunſt wetteifern kann, Seele im Körper darzuſtellen, Götter, Menſchen und edle Thiere, das bilde ſie; hier iſt das Gebiet der Plaſtik. Die Bildnerei iſt Wahrheit, die Malerei Traum, aber zugleich Offenbarung des Himmels, ſo wie jene mehr Offenbarung der Erde iſt; Bildnerei iſt ganz Darſtellung, die Malerei iſt erzählender Zauber; wie ein körperloſer Engel, der in Licht gekleidet uns erſcheint, zieht ſie uns mit ſich fort nach himmliſchen Höhen, ſtatt daß bei der Plaſtik Götter, in die reinſten Idealformen menſchlicher Geſtalten gekleidet, mitten unter uns zu treten ſcheinen. Darum iſt dieſe die Kunſt des ſinnlichern Alterthums; jene konnte ihre höchſte Blüthe erſt in der chriſtlichen Zeit entfalten (ſ. d. Art. *Antik* und *Modern*). Im eigentlichen Sinne kann die Plaſtik nicht bekleiden; denn ihr Gebilde wird dann ein in Falten gehüllter Block. Ein Gewand von Stein, Erz oder Holz erſcheint im höchſten Grade drückend, es iſt kein Schleier mehr, iſt ein Fels voll Erhöhung und Vertiefung; wer die Augen ſchließt und taſtet, der wird das Unding fühlen. Daher konnte in keinem Lande, wo ſolche Steinklumpen nothwendig waren, die Bildnerei gedeihen; im Morgenlande, wo man den Körper als Geheimniß betrachtete, von dem nur das Antlitz und ſeine Boten, Hände und Füße, ſichtbar waren, eben ſo wenig als in unſerm, durch Sitte, Klima und Geſetz an dichte Körperhüllen gewöhnten Abendland. Nur bei den Griechen konnte echte ſchöne Plaſtik einheimiſch werden; ſie richteten ſich nicht nach dem Ueblichen, ſondern nur nach dem, was höherer Sinn foderte, und überdies war durch Sitte und Religion vieles bei ihnen geheiligt, was Andern profan erſchien. Bei dem ſiegenden Apollo mußte die Laſt des Gewandes zurückgeworfen ſein, Laokoon war in der Wirklichkeit gewiß in Prieſtergewande gehüllt, ſollte aber im unſterblichen Gebilde dieſe arbeitende Bruſt, ſollten dieſe giftgeſchwollnen Adern und ringenden Muskeln mit todten, ſtarren Felſen überkleidet werden? Philoſophen konnten dicht verhüllt da ſtehen; dieſe ſollen ja immer nur Kopf- und Bruſtbild ſein; ſo auch die ehrfurchtgebietenden Matronen und Götterköniginnen; eine unbekleidete Juno oder Niobe würde uns empören; wo hingegen nichts Religiöſes oder Charakteriſtiſches im Wege ſtand, wo Schönheit, Liebreiz und Jugend dargeſtellt werden ſollte, da bekleidete der Grieche nie, oder wo er es mußte, da wendete er feinſinnig die naſſen Gewänder an, welche die ſchöne Körperform durchſchimmern ließen. Die Bildſäule ſteht als Muſter der ſchönen Form da, und in dieſem Betracht iſt Polyklet's Regel das bleibendſte Geſetz für die Plaſtik des Menſchen. So wie es einen Strich auf der Erde gibt, in welchem die ſchönſte regelmäßige Bildung Natur iſt, ſo gab Gott Einem Volke dieſes Erdſtrichs Raum Zeit und Muße, in Jugend und Lebensfreude das Werk, das aus ſeiner Hand kam, ganz und rein und ſchön

ſich zu ertaſten, und es in dauernden Denkmalen für alle Zeiten und Völker zu bilden. Dieſe Denkmale ſind die klaſſiſchen Werke ihrer fühlenden Hand; im ſtürmiſchen Meere der Zeiten ſtehen ſie als Leuchtthürme da, und der Schiffer, der nach ihnen ſteuert, wird nie von den Wellen verſchlungen. Am meiſten zu bewundern iſt ihre hohe Einfachheit, ſie ſtehen ſtill, in ſich geſchloſſen und vollendet, wie Gedanken Gottes vor uns. Kleinlich zerknickt, zerfaltet und von ängſtlichen Erdenſorgen zerarbeitet, erſcheint uns das lebende Geſchlecht, wenn wir aus jener idealiſchen Götter- und Heldenwelt unter daſſelbe treten; jeder Einzelne ſcheint jetzt mit ſo viel Kraftaufwand nach einem mühevollen Daſein zu ringen, ſtatt das jene ſtill, klar und ruhig das Leben beherrſchen. Umriß, Geſtalt und Charakter iſt beſtimmt und in wenig Zügen in ihnen angedeutet; ſie bilden einen geſchloſſnen Sternkreis von Idealen, den die ſchreitende Sonne Jahr aus Jahr ein durchwandert; etwas an ihnen verbeſſern oder ändern wollen, wäre ein thöricht fruchtloſes Streben. Dagegen wäre es traurig, wenn die Malerei den einförmigen Charakter hätte; ſie iſt die reiche Zauberwelt Gottes auf einer Lichttafel. Nichts als das Licht macht ihre Einheit, aber dieſe iſt groß und wundervoll bei allem Reize der Mannichfaltigkeit. Von Einem Lichtpunkte der flachen Tafel ergießt ſich ein Strahlenmeer, deſſen Lichtpunkt jeden Gegenſtand, wie in neuer eigner Schöpfung bindet und vereint. Dieſe Zauberwelt iſt einzig der Malerei eigen; die Bildſäule hat kein Licht, es bleibt unſerm Sinne überlaſſen, es auf ſie zu richten. Die wechſelnden Strahlen des Tages, der ſcharfbezeichnende Fackelſchein bei Nacht ſpielen mit ewig neuem Reize um die ruhigen Geſtalten, wie der bunte Wechſel irdiſcher Umgebungen um ein klares, ſtilles, hohes Gemüth. Die rein plaſtiſche Kunſt wird auf jeden empfänglichen Geiſt ungemein erhebend und beruhigend wirken. Auf das vollendetſte Ebenmaß, die harmoniſchſten Verhältniſſe gegründet, die ſich nirgend ſchöner ausſprechen, als in Gottes Lieblingswerk, der Menſchengeſtalt und Menſchenſchönheit, bewirkt ſie reine Harmonie, ruhiges Gleichgewicht in der Seele, die ſich ihrem Eindrucke hinzugeben vermag. Sinnenzauber iſt bei ihr weniger thätig als bei andern Künſten, weil ſie die beiden lebhafteſten Reize, Farbe und Ton, entbehrt, aber ſtill und bleibend iſt ihr Eindruck, ernſt und beruhigend. Dieſe Analyſe des Plaſtiſchen und Maleriſchen erklärt zugleich, worin das Verdienſt der Hiſtorikers und Dichters, vorzüglich des epiſchen und dramatiſchen, beſtehe, wenn man ihre Darſtellungen als plaſtiſch rühmt und denſelben Objectivität beilegt.

Plata, Rio de la Plata, auch Buenos Ayres, ein ſpaniſches Vice-Königreich in Südamerika, welches erſt 1776 aus Theilen von Peru und Chili und dem ſpaniſchen Paraguay errichtet wurde. Es grenzt gegen Norden an Peru und Braſilien, gegen Oſten an das atlantiſche Meer, gegen Süden an Patagonien und gegen Weſten an Chili und Peru. Die Größe deſſelben beträgt 52,000 Q. M. Die großen Flüſſe Paraguay, der Parana und Urucuay, (die nach ihrer Vereinigung La Plata heißen), der Rio Salado, Mamore, Pilcomayo ꝛc. bewäſſern dieſes große Land, deſſen weſtlicher und nördlicher Theil viele Berge hat, indem große Ketten der Anden an demſelben hinziehen, und mehrere Zweige weit in's Land hineingehen. Der öſtliche Theil enthält unabſehbare Ebenen oder Flächen (Pampas), Moräſte, Wälder, Wüſten, viel trocknes mit Holz bewachſnes Sandland, auch viele Salz- und Salpeterſtriche, wo das Erdreich nach jedem

Regen ganz weiß von Salpeter anſchießt, und auch die Quellen und Bäche ſalzig werden. Der Boden iſt aber auch in vielen Gegenden ſehr fruchtbar. Das Klima iſt gemäßigt und milde. Regen fällt in ungeheurer Menge und erzeugt eine ſehr feuchte Atmoſphäre, ſo daß z. B. in Buenos Ayres alles Hausgeräthe in kurzer Zeit verdirbt. An Erzeugniſſen herrſcht ein großer Reichthum. Es gibt eine ungeheure Menge von Rindvieh, davon man nur die Haut, den Talg und das Fett benutzt und jährlich gegen eine Million Häute ausführt. Es ſind Meiereien, deren Beſitzer 50,000, ja 100,000 Stück Rindvieh auf die unermeßlichen Weiden treiben. Eben ſo ausgebreitet iſt die Pferdezucht. Die Pferde ſtammen alle von den wenigen ab, welche die Spanier zuerſt in das Land brachten. Dieſe haben ſich ſeit 300 Jahren ſo erſtaunlich vermehrt, daß jetzt ganze Ebenen von 200 Q. M. mit herumirrenden Pferden bedeckt ſind, von denen Jeder ſich ſo viele zueignen kann, als er will. Auch Maulthiere werden hier in Menge gezogen, wovon jährlich 70 bis 80,000 Stück nach Peru gebracht werden. Eben ſo beträchtlich iſt die Schafzucht. Die Hütung der Schafe und Ziegen iſt den dazu erzognen Hunden überlaſſen, die die Heerden des Morgens austreiben, ſie hüten und vertheidigen und des Abends von ſelbſt in den Stall bringen. Doch wird die Wolle, welche der ſpaniſchen an Güte wenig nachgibt, bloß für den einheimiſchen Bedarf und für Peru verarbeitet. Dieſer überaus großen Viehzucht und dem ſtarken Ueberfluſſe an wilden Ochſen und Pferden ſchreibt man es zum Theil zu, daß die Spanier das Land nicht beſſer anbauen, weil dadurch die jetzt unermeßlichen Weideplätze geſchmälert, und folglich die unzähligen Heerden des wilden und zahmen Viehes nothwendig vermindert werden müßten. Noch führen wir an: Raub- und Speiſewild, eine große Menge von ſeltnen Vögeln, Fiſche, Bienen, Cochenille, Getreide, Mais, Flachs, Hanf, Pataten, Maniok, Paraguay-Thee vom Kaabaume, Zucker, Obſt, Südfrüchte, Wein, Rhabarber, Ipekakuanha, Indigo, Tabak, Vanille, Baumwolle, Kopaiabäume, Arakatſch (deren Wurzel ein ſchmackhaftes Mehl gibt), große Waldungen von Palmen und Cedern (nur vom Rio de la Plata bis zur Magellansſtraße findet man, mit Ausnahme von Pfirſichbäumen, weder Baum noch Strauch), Gold (jährlich 2200 Mark), Silber (jährlich 480,000 Mark), Eiſen, Salpeter, Marienglas, Seeſalz ꝛc. Die Zahl der Einwohner (Spanier, Kreolen und Indianer) beträgt gegen 1,300,000. Die Ureinwohner, die Indianer, haben ſich nur zum kleinen Theile unterworfen und das Chriſtenthum angenommen, die meiſten leben wild und unabhängig, ihren väterlichen Sitten und ihrer Naturreligion getreu. Von dieſen letztern gibt es eine große Menge von Völkerſchaften, deren jedoch mehrere kaum 100 Krieger ſtellen können. Die meiſten wohnen jetzt in andern Gegenden, als zur Zeit der Ankunft der Spanier. Sie haben großen Theils ſchwere Sprachen, die ſie meiſtens noch dazu durch die Kehle oder Naſe, und überaus leiſe, folglich um ſo unverſtändlicher ſprechen. Manche einzelne Worte enthalten 20 und mehr Buchſtaben. Kunſtfleiß fehlt, bis auf Bergbau und einige Wollenzeugweberei, ganz. Der Handel, ſowol zur See, als auch zu Lande mit Peru und Chili, iſt bedeutend. So lange die Spanier im Beſitze dieſes Landes waren, ſtand es unter einem Vicekönige, der ſeinen Sitz in der Hauptſtadt Buenos Ayres hatte. Das Land war in 14 Provinzen getheilt; allein in den neuern Zeiten haben ſich dieſe Verhältniſſe geändert. Die Bewohner dieſes Vicekönigreichs haben ſich von Spanien getrennt, und der Congreß,

welcher Anfangs ſeinen Sitz zu Buenos Ayres, hernach in Tukuman, dann wieder in Buenos Ayres hatte, erklärte 1816 die vereinigten Provinzen am Plataſtrome für unabhängig; nur die fünf Provinzen: Potoſi, La Plata, Cocha-Bamba, La Paz und Pano waren damals noch in der Gewalt der Spanier. Neun Provinzen haben ſich dem Gehorſam entzogen, wovon aber drei die Regierung von Buenos Ayres nicht anerkennen, nämlich Paraguay mit der Stadt Santa Fé, welche eine beſondre Republik bildet, Entre-Rios und Banda-Oriental, wo der General Artigas unabhängig befehligte. Die Republik der vereinten Staaten von Südamerika, wie ſie ſich 1817 nannte, gab ſich eine Verfaſſung am 22. Apr. 1819; ſie beſtand damals aus 6 Provinzen: Buenos Ayres, Mendoza, Tukuman, Cordova, Salta und Corientes. Es ſind die am meiſten bevölkerten Provinzen und wahrſcheinlich $\frac{2}{3}$ der ganzen Bevölkerung. Zu dem General-Congreß ſoll von 16,000 Einwohnern ein Deputirter geſchickt werden; er zählte 1819 nur 77 Mitglieder in der Kammer der Abgeordneten. Der Senat enthält ſo viel Mitglieder als Provinzen, und noch 8 andre Senatoren. Die höchſte vollziehende Gewalt hat ein Director. Das Staatseinkommen beläuft ſich auf drei Millionen Piaſter, die von den Zöllen eingehen. Das Heer beſteht aus 30,000 Mann, nämlich 1296 M. Artillerie, 13,693 M. Fußvolk und 14,718 M. Reiterei. Hierzu kommen noch 10,000 M. Miliz. Mit Chili ſteht dieſer neue Staat in Verbindung. (Vgl. die hiſtor. Einleit. zu der ſpan. Conſtitut. d. Cortes und d. Conſtit. der ver. Prov. v. Südamerika. Leipz. 1820). Kürzlich hat eine Partei eine Föderalconſtitution an die Stelle der Union zu ſetzen verſucht. Vergl. Südamerika und d. A. Revolution, ſowol im 9. Bande als in der neuen Folge dieſes Werks. Plata, Rio de la Plata, großer Strom in Südamerika, eigentlich Paraguay, hierauf, nachdem er den Parana aufgenommen hat, Parana, und nach der Vereinigung mit dem Urucuay Rio de la Plata genannt, der unter dieſem Namen in einer Breite von 20 Meilen in das atlantiſche Meer fließt. Die Länge ſeines ganzen Laufs beträgt 500 Meilen. Außer den ſchon genannten Flüſſen nimt er auch den Pilcomayo, Vermejo und Salado auf. Die Quellen des Paraguay ſind 13° 30′ nördl. Br., nördlich von Cujaba und nordöſtlich von Villa Bella in viele Zweige getheilt und bereits vollkommne Flüſſe bildend, welche ſich auf ihrem ſüdlichen Laufe nach und nach vereinigen, und das Bette von jenem ſehr großen Fluſſe bilden, der ſogleich ſchiffbar iſt. Wegen der Menge der Klippen, der Waſſerfälle und der ſich durchkreuzenden Ströme iſt der Paraguay für die Schiffe äußerſt gefährlich. Der Parana iſt tiefer als der Plata und Urucuay, und den ihn Befahrenden weder durch ſo viele Sandbänke wie der Plata, noch durch ſo viele Felſen wie der Urucuay gefährlich.

Platäa in Böotien, durch die Schlacht berühmt, in welcher 479 vor Chr. die Perſer unter Mardonius von den Griechen geſchlagen wurden. Als nämlich Xerxes durch die Liſt des Themiſtokles, wie durch die Tapferkeit der vereinten Griechen zur See und zu Lande den empfindlichſten Verluſt erlitten hatte, kehrte er zwar in einem großen Bogen mit dem größten Theile ſeiner Maſſen zurück, allein unter einem Paſcha, ſo möchte man den Befehlshaber jenes Sultans von Perſien nennen, Mardonius von den Griechen genannt, blieben doch im Winter von $4\frac{80}{79}$ v. Chr. 300,000 Mann in Theſſalien ſtehen, welche den Unterhandlungen, die ihr Feldherr mit den Griechen anknüpfte, Nachdruck geben ſollten. Als dieſe Unterhandlungen, die be-

ſonders Athens Einwohnern ſchmeichelten und ihnen die ſchönſten Ausſichten zeigten, an dem Freiheitsſinne der Athenienſer ſcheiterten, ſo drang er endlich nach Attika ſelbſt vor, verwüſtete alles mit Feuer und Schwert und ſchien in der That glücklicher, als Xerxes, den Plan des Letztern auszuführen! Allein mit jedem zerſtörten Tempel ſtieg der Ingrimm der indeß ſich ſammelnden griechiſchen Schaaren, und als dieſe ſich über 100,000 Mann ſtark unter dem Lacedämonier Pauſanias und dem gerechten Ariſtides vereint hatten; ſo ſchworen ſie feierlich, ihr Leben nicht höher als ihre Freiheit zu achten, ihre Führer nicht im Leben, nicht im Tode zu verlaſſen. Dann aber drangen ſie gegen die Maſſe des perſiſchen Heers vorwärts, und als dies bei dem Städtchen Platäa feſten Fuß gefaßt hatte, ſo trafen beide Heere am 25. Sept., im J. 479, auf einander. Pauſanias, der eine Feldherr, that hierbei durch Anordnung und Tapferkeit ſo viel, daß nach der Niederlage des Perſerheers der 10. Theil der Beute ihm allein zuerkannt wurde. Der Verluſt der Griechen war unbedeutend. Von den Perſern entrann kaum der 10. Theil und von dieſem ſah faſt keiner ſein Vaterland wieder. Von dieſem Augenblicke an war Griechenland von Perſiens Einfällen verſchont, zumal da an demſelben Tage an Aſiens Küſte, bei'm Vorgebirge Mycale, die Reſte der Flotte, die aus der Schlacht von Salamis entkommen waren, ihren Untergang in einem Treffen fanden, das Cimon lieferte. Die Einwohner von Platäa hatten in dieſer Schlacht ſo wacker gefochten, wie in der erſten bei Marathon, wo Miltiades die Hunderttauſende des Darius Hyſtaspis mit 10,000 ſchlug. Von nun an ſuchten die perſiſchen Sultane ihren Einfluß auf Griechenland inſofern geltend zu machen, daß ſie die einzelnen Freiſtaaten deſſelben unter einander aufhetzten, um ſie abzuhalten, nicht etwa ſelbſt in Aſien einzubrechen und hier Rache für die Raubzüge des Darius und Xerxes zu nehmen; eine Sache, die, als ganz Griechenland unter Philipp von Macedonien vereint war, beſchloſſen und unter Alexandern ausgeführt wurde.

Platform (Plateforme), heißt in der Baukunſt eine Reihe von Balken, welche das Zimmerwerk eines Dachs tragen, und auf dem Rande der Mauer aufliegen, von wo das Gebälk aufgerichtet wird. Auch wird dieſer Ausdruck für eine Art von Terraſſe oder flachen, offnen Platz über einem Gebäude, von wo aus man eine freie Ausſicht auf die Umgegenden hat, gebraucht. Man ſagt daher von einem Gebäude, daß es mit einer Platform bedeckt ſei, wenn es oben platt iſt und keinen Forſt hat. Die Häuſer der Alten waren von dieſer Art, und noch jetzt die Häuſer der Morgenländer. In der Kriegsſprache heißt Platform eine Erhöhung, worauf ein Geſchütz geſtellt wird, um auf den Feind zu feuern (Bettung, Stückbettung); dergleichen ſind die ſogenannten Katzen auf der Mitte der Courtinen. Auf dem Walle iſt immer eine Platform, welche gebildet wird, indem man entweder Erde auf den Wall aufhäuft, oder Bohlen ſo zuſammenfügt, daß ſie allmälig aufwärts gehen, um das Geſchütz heraufrollen zu können. Die Erfahrung lehrt, daß nur dann eine Kanone einen ſichern Schuß thun kann, wenn ſie auf einer feſten Unterlage ſteht.

Platina (von Plata, Silber) nannten die Spanier ein im J. 1736 in Südamerika entdecktes Metall; einige Chemiker nannten es weißes Gold, auch Schwerſilber, Goldſilber. Gefunden wird es beſonders in den Goldgruben von Santa Fe und in der Nähe des Pintofluſſes im Königreiche Peru, in den Goldgruben Braſiliens, auf der Inſel St. Domingo im Sande des Fluſſes Yacki, im ſpaniſchen

Eſtremadura, in der Größe von Sandkörnern bis zur Größe eines Taubeneies. Die Unze verarbeitetes Platin koſtet etwa 6 Rthlr. Unter allen Metallen, und folglich unter allen bekannten Körpern unſerer Erde, iſt die Platina am ſchwerſten. Die Platina hat folgende Eigenſchaften. Sie iſt von weißer Farbe, wie das Silber, verkalkt ſich nicht, und läßt ſich, wie das Eiſen, zuſammenſchweißen. Unter allen Metallen fließt ſie am ſchwerſten, wenn ſie rein iſt; leichter ſchmilzt ſie, wenn man ihr andre Metalle zuſetzt, beſonders wenn man ſie mit Kohlenſtaub und Arſenik behandelt. Mit dem Golde läßt ſich die Platina nur mittelſt des heftigſten Feuers zuſammenſchmelzen. Das Gold verliert dadurch an Weichheit und Dehnbarkeit und wird bläſſer. Geſchieht indeß die Beimiſchung in verhältnißmäßig geringer Quantität, ſo iſt ſie nicht ſo leicht wahrzunehmen. Von Säuren löſen nur die überſaure und die ſalpeterſaure Kochſalzſäure ſie auf. Die etwas ätzende Auflöſung iſt dunkelbraun und läßt ſich kryſtalliſiren. Schmelzt man dieſe Kryſtalle im Feuer, ſo trennt ſich die Säure wieder davon, und die Platina bleibt als ein dunkelgraues Pulver zurück. Die aufgelöſte Platina wird durch Salze wieder in metalliſcher Geſtalt niedergeſchlagen. Die Laugenſalze greifen die Platina nicht an; auch der Schwefel wirkt nicht auf dieſelbe; die Schwefelleber dagegen einigermaßen. Die Härte der Platina iſt etwas geringer als die des Schmiedeeiſens, beträchtlicher aber als die des Kupfers. In der Zähigkeit ſteht ſie nur dem Eiſen und Kupfer nach. Sie iſt im reinen Zuſtande ſo dehnbar, daß ſie ſich zu Dräthen von $\frac{1}{4}$ Linie im Durchmeſſer ziehen und auf der Platmaſchine plätten läßt. Mit Recht hat man die Platina unter die edeln Metalle geſetzt, und ihre Bearbeitung mit gutem Erfolge verſucht. Die bequemſte Methode dazu hat Richard Knight in London angegeben. Es wird nämlich zu einer beliebigen Menge roher Platina in einer gläſernen Tubulatretorte, woran eine tubulirte Vorlage ſchließt, das funfzehnfache Gewicht ſalpeterſaurer Salzſäure geſetzt. Dieſe Miſchung kocht man mittelſt einer argandiſchen Lampe ſo lange, bis ſich die Säure dunkelſafrangelb färbt. Dann wird ſie abgegoſſen, und wenn noch unaufgelöſte Platina zurückgeblieben iſt, wiederum Säure darüber gegoſſen, und mehrmals gekocht, bis alles aufgelöſt iſt. Die flüſſige Maſſe bleibt darauf ſo lange ruhig ſtehen, bis ſie völlig klar geworden iſt; dann wird ſie abgegoſſen und ſo lange Salmiakauflöſung in kleinen Portionen zugeſetzt, bis ſie ſich nicht mehr trübt. Dadurch wird die Platina als ein citrongelbes Pulver niedergeſchlagen. Um dieſes Pulver in eine conſiſtente Maſſe zu verwandeln, bringt es Knight in einen kegelförmigen Tiegel mit dazu paſſendem koniſchem Stöpſel. Während dieſer, einſtweilig mit einem Deckel leicht bedeckt, in einem Windofen bis zum ſtärkſten Weißglühen erhitzt wird, glüht man den an einer ſchicklichen Zange befeſtigten Stöpſel ebenfalls, nimt dann den Deckel ab, und drückt mit wiederholten Stößen den Stöpſel ſo lange auf die zu einem Teige gewordne Platina, bis ſie keinen Eindruck mehr anzunehmen ſcheint. Dann wird der Tiegel aus dem Ofen genommen. Durch einen gelinden Schlag fällt die Platina als ein metalliſches Korn heraus, welches durch wiederholtes Hämmern und Erhitzen ſo geſchmeidig gemacht werden kann, daß es ſich hämmern und zu Drath ziehen und plätten läßt. Ihres Glanzes wegen wird ſie beſonders zu teleſkopiſchen Spiegeln angewendet. Auch verarbeitet man ſie zu allerlei Kunſtſachen.

Platner (Ernſt), der Medizin Doctor, der Phyſiologie und

der Philoſophie ordentlicher Profeſſor zu Leipzig, königl. ſächſ. Hofrath, und mehrerer gelehrten Geſellſchaften Mitglied, geb. 1744 zu Leipzig, feierte ſein Lehrjubiläum 1817, und ſtarb den 22. Dec. 1818. Sein Vater, der durch mehrere gehaltreiche und in ſchönem Latein geſchriebne mediziniſche Werke berühmte Joh. Zachar. Platner (geb. zu Chemnitz 1694, geſt. zu Leipzig 1747), war Hofrath und Dechant der mediziniſchen Facultät. Nachdem der Sohn ſeine Schulſtudien vollendet hatte, bezog er 1762 die Univerſität zu Leipzig, wurde 1766 Magiſter, erwarb ſich das Recht Vorleſungen zu halten, und promovirte 1767 zum Doctor der Medizin. 1768 ging er nach Strasburg und Paris, und nahm den Rückweg durch Brabant und Holland. 1770 erhielt er eine außerordentliche Profeſſur der Medizin, 1780 die ordentliche der Phyſiologie, 1801 eine außerordentliche der Philoſophie, und 1811 eine ordentliche neuer Stiftung; denn ſeit beinahe 30 Jahren hatten auch ſeine philoſophiſchen Vorleſungen, durch innern Gehalt und ſchönen Vortrag gleich anziehend, ihm Ruhm erworben. Im Sommer 1818 machte eine unheilbar gebliebne Gemüthskrankheit ihn zu fernern akademiſchen Geſchäften unfähig. Wir haben von ihm mehrere in ihrer Art klaſſiſche Werke erhalten, namentlich ſeine philoſophiſchen Aphorismen, die als ein ſyſtematiſches Lehrbuch der Philoſophie überhaupt zu betrachten ſind, ſeine Geſpräche über den Atheismus, mit denen er Hume's Geſpräche über die natürliche Religion 1781 begleitete, ſeine neue Anthropologie für Aerzte und Weltweiſe, und ſeine Quaestiones physiologicae, die mehrere in die Pſychologie und Anthropologie einſchlagende, lehrreiche und anziehende Abhandlungen enthalten. Er hat das Verdienſt, anatomiſche, phyſiologiſche und mediziniſche Kenntniſſe auf die Pſychologie und Anthropologie angewandt, und dadurch zur Vervollkommnung derſelben beträchtlich beigetragen zu haben, wie er denn überhaupt zu den feinſten und ſcharfſinnigſten Menſchenkennern gehörte, und in Schilderung von Charakteren vielleicht von Keinem übertroffen ward. Durch jene Eigenſchaften und durch eine tiefe Kenntniß der Geſchichte der Philoſophie, die er überall beurkundet, werden ſeine Schriften ſtets wichtig bleiben. Die einzelnen Vorſtellungsarten und Behauptungen anzugeben, durch welche Platner ſich von Andern unterſcheidet, iſt hier nicht der Ort. Sein deutſcher Styl hat das Eigne, daß er die Worte ſo ſtellt, wie ſie der logiſche Rang der Gedanken nach einander folgen und regieren, nicht wie ſie der allgemeine Sprachgebrauch folgen läßt.

Platon, ſpäter wegen breiter Bruſt und Stirn ſo genannt, früher Ariſtokles, ein Sohn des Ariſton und der Periktione, geb. um 429 vor Chr. Er zählte unter ſeinen Ahnen den edeln, ſich großherzig für ſein Land opfernden König Kodrus und den Geſetzgeber Solon. Auch ſchien über ſeine frühere Bildung ein freundliches Geſchick zu walten, und Geiſt und Körper gleichmäßig entwickeln zu wollen. In der Gymnaſtik war Ariſton ſein Lehrer, in der Grammatik Dionyſius; in Malerei und Tonkunſt Drakon und Metellus, in der Philoſophie zuvörderſt Kratylus. Bis in ſein zwanzigſtes Jahr bewegt ſich der reichbegabte, hochherzige Jüngling in den heitern Gärten der Dichtkunſt, und prüft ſeine Schöpferkraft im Epiſchen, Lyriſchen und Dramatiſchen mit einem Eifer, dem nichts genügt, ja mit großartiger Selbſtverleugnung. Nun ſehen wir ihn auf einmal an ſeines Vaters Hand vor den weiſen Sokrates treten, der, nach der Sage, eben ſeinen Schülern erzählt, wie im Traum ein junger Schwan vom Al=

tar des Eros in der Akademie in ſeinen Schooß, und von da mit entzückendem Geſange ſich in die Luft geſchwungen. „Seht da den akademiſchen Schwan,“ ruft er aus, als er Platon erblickt. Acht Jahre von nun an pflegt er des edeln Jünglings, deſſen Scharfſinn und Tiefblick ihn eben ſo oft verwirrt und befängt, als zu Bewunderung und Liebe hinreißt. Nachdem das Schickſal dem würdigen, als Gottesleugner angeklagten Sokrates den Schierlingsbecher gereicht hat, hält den Wißbegierigen, nach dem Beſten und Höchſten ſeiner Zeit Strebenden, nichts in Athen zurück. Zuerſt beſucht er Megara, wo er mit Euklides, dem Haupte der megariſchen Schule (früher auch Sokrates Schüler) in Erinnerung an den gemeinſchaftlichen Lehrer und Austauſch von Anſichten eine Zeit lang zubringt; dann Großgriechenland, wo er ſich mit den Pythagoräern befreundet; Cyrene, eine griechiſche Pflanzſtadt in Afrika, wo er Theodorus kennen lernt. Auch nach dem ernſten Lande geheimer Prieſterkunſt und Weisheit, Aegypten, zieht ihn ſein reger Wiſſenstrieb, und nur ein eben ausbrechender Krieg hält ihn von Syrien und Perſien ab. So voll des Beſten und Trefflichſten, dem er bis an den Quell nachgegangen, kommt er, ein rüſtiger Vierziger, in Syrakus an, welches der Tyrann Dionyſius beherrſcht. Leicht gewinnt er die Bewunderung und Liebe Dion's, der mit Dionys zwar verwandt, aber ein unverdorbner, der ſchlaffen Ueppigkeit ſeiner Landsleute abholder Jüngling, mit dem ſchönen Glauben an Menſchheit auch die reinſten Wünſche für ſein Vaterland verband. Er führt Platon bei dem Tyrannen ein, ob vielleicht ſein Umgang ihn vortheilhafter für Freiheit ſtimmen möchte. Aber Platons tiefer Ernſt und ſtolzer Freimuth, die ganze Geiſtesüberlegenheit des Mannes, drückt auf den engherzigen Tyrannen, und erregt in ihm Argwohn; ja als Platon auf Dion's und Ariſtomenes Rath ſich einſchifft, beſticht er dieſen, ihn umzubringen oder zu verkaufen. Das letztre geſchieht zu Aegina, aber der edle Annikeris kauft ihn los. Nun geht er endlich nach Athen, wo er um die 99ſte Olympiade in der Akademie, und einem Garten am Kolonus, ſeinem väterlichen Erbe, Philoſophie lehrt. Aber noch einmal lockt ihn, der die Zeit tief unter ſeinem in freier Muße und Zurückgezogenheit des Geiſtes erzeugten Weltbilde fand, das Schickſal. Als Ol. 103, 2. (368 vor Chr.) Dionyſius I. geſtorben und der zweite dieſes Namens den Herrſcherſtab ergriffen, erwacht auf's neue in Dion Hoffnung und Freundſchaft, und des Herrſchers Eitelkeit, der auch Gelehrte zum Prunke ſeines Hofes rechnet, ladet ihn unter ehrenvollen Bedingungen und allerlei ſchönen Vorſpiegelungen zu ſich ein. Den Philoſophen entgeht, nachdem er ſchon einmal die Erfahrung gemacht, das Schlüpfrige und Mißliche des Verhältniſſes nicht; aber ſeine Liebe und Begeiſterung für das Höhere treibt ihn dennoch wieder hinaus auf das verrätheriſche Meer der Fürſtengunſt und des Hoflebens, und er reiſt mit Speuſipp ab. Alles beginnt gut. Jubel und feierlicher Empfang! Der ſchwache, ſinnliche Fürſt wird von der neuen Erſcheinung bald überwältigt; mathematiſche Studien unter Platon's Leitung ſcheinen ſeinem Geiſte mehr Haltung zu geben. Aber Platon wird Gegenſtand der Eiferſucht und Hofränke. Den angeblich ſchwankenden Thron zu ſtützen, wird der unter der vorigen Regierung verbannte Geſchichtſchreiber Philiſtius zurückberufen. Dieſer ſpielt in den Argwohn des Tyrannen gegen Dion gewandt und mächtig ein, und kaum drei Monate iſt Platon am Hofe, ſo wird ſein Freund an Italiens Küſte hinterliſtig ausgeſetzt. Dion's und Platon's Anhang iſt noch zu mächtig,

als daß die Klugheit nicht riethe, ſäuberlich mit ihm zu verfahren. Daher begleiten Bitten und höfliche Zudringlichkeit den faſt unmittelbaren Zwang in einer unter Aufſicht ſtehenden Schloßwohnung, die Platon angewieſen wird. Sein Geſuch um Entlaſſung wäre mithin wahrſcheinlich nicht ſogleich genehmigt worden, hätte nicht ein hereinbrechender Krieg die Aufmerkſamkeit mehr in Anſpruch genommen; ſie wird ihm gewährt unter der Bedingung, daß er nach geſchloſſnem Frieden wieder zurückkehre. Froh kehrt er nach Athen zurück, wo er den ernſten, trüben Dion mit milder Liebe fortbildet, und ihm Ausſöhnung zu bewirken ſtrebt. Es wird Friede, und Platon wird nun wieder an ſein Verſprechen erinnert; Dion aber bleibt zuvörderſt noch auf ein Jahr verbannt. Platon iſt lange taub und unerbittlich gegen alle lockende Einladungen. Sein Sträuben reizt des Tyrannen Ehrkitzel nur mehr, und als ein Dreiruderer mit vielverſprechenden Briefen und überredungsreichen Freunden ihn abzuholen erſcheint, weicht er der Beſtürmung, in Hoffnung, mindeſtens für ſeinen Freund zu wirken. Der Erfolg rechtfertigt ſeine hartſinnige Weigerung, und ſchlimmer ergeht Alles, als vorher. Dionyſius Vormundſchaft über Dion's Sohn gibt leicht den Vorwand, dem Vater die Zinſen ſeines Vermögens zurückzuhalten. Da bringt Platon trotzig auf ſeine Entlaſſung. Sie zu verhüten, wird Dion's Verweilen im Peloponnes bewilligt, nur daß er ſich aller Feindſeligkeiten enthalte; ſeine Zinſen ſollen dort, oder zu Athen in die Hände eines vorzuſchlagenden Mannes niedergelegt, und nach einem Jahre ihm durch Platon eingehändigt werden. Platon willigt endlich ein; aber Wortbrüchigkeit, Zurückhaltung der Zinſenhälfte unter nichtigem Vorwande, ſchärft ſeinen Unwillen und ſeine Verachtung, indeß die Gewalt immer weiter geht und Dion's Güter verkauft, und ſieht ſogar ſein Leben bedroht. Nur Archytas Freundſchaft täuſcht den Tyrannen mit dem Vorwande einer Staatsangelegenheit, die Platons Rückkehr fodere, und erliſtet Reiſekoſten und Entlaſſung. So landet der Weiſe in Elis, erzählt dort Dion, was ſich zugetragen, und dieſer beſchließt, den treubrüchigen Tyrannen in ſeinem und Platon's Namen zu züchtigen. Aber Platon, der alten Freundſchaft eingedenk, geht darauf nicht ein. Es darf nicht befremden, daß Beſchränktheit und Neid auch Platon verläſtert, ſeine liebende Mittheilſamkeit gegen die Jugend Knabenliebe geſcholten, ihn der Unmäßigkeit, der Eitelkeit, des Ehrgeizes, der Habſucht und des Ränkegeiſtes bezüchtigt haben. Beſchuldigungen, die That, Leben und Achtung widerlegen! Von ſeiner wiſſenſchaftlichen Polemik unten. Er ſtarb Ol. 108, 1., (348 v. Chr.) am 82. Geburtstage bei unverlorner Rüſtigkeit und Munterkeit des Geiſtes, mitten unter den Freuden eines Hochzeitgelages ſanft entſchlummernd. Im Ceramikos, wo er begraben lag, ſprach eine Inſchrift ſein Verdienſt und ſeiner Zeitgenoſſen Liebe aus. So viel von den äußern Lebensumſtänden dieſes Göttlichen, über welchen wir als Einleitung in das Folgende die herrlichen Worte unſers Göthe (Farbenl. 2.) vorausſenden. „Platon verhält ſich zu der Welt, wie ein ſeliger Geiſt, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es iſt ihm nicht ſowol darum zu thun, ſie kennen zu lernen, weil er ſie ſchon vorausſetzt, als ihr dasjenige, was er mitbringt und was ihr ſo Noth thut, freundlich mitzutheilen. Er dringt in die Tiefen, mehr um ſie mit ſeinem Weſen auszufüllen, als um ſie zu erforſchen. Er bewegt ſich nach der Höhe, mit Sehnſucht, ſeines Urſprungs wieder theilhaft zu werden. Alles, was er äußert, bezieht ſich auf ein ewig Gutes,

Ganzes, Wahres, Schönes, deſſen Foderung er in jedem Buſen aufzuregen ſtrebt. Was er ſich im Einzelnen vom irdiſchen Wiſſen zueignet, ſchmilzt, ja man kann ſagen, verdampft in ſeiner Methode, in ſeinem Vortrage." Wir gehen nun zu einer kurzen Darlegung ſeines innern Lebens über, ſuchen aber vorher einige gangbare Meinungen, die ſich uns hier entgegenſtellen, zu beſeitigen. Wir übergehen das ſeichte Urtheil mehrerer Neuern, von denen z. B. Platon als ein zu kenntnißreicher, dieſem ſeinen Kenntnißreichthum aber keineswegs gewachſner, und dabei durch zu frühes Schriftſtellen Verbildeter angeſehen wird. Dergleichen iſt nicht viel gründlicher, als die eingewurzelte Meinung von ſeiner Schwärmerei und Syſtemloſigkeit. Ueberhaupt ſchlägt ſich unſre Zeit, wegen der Maſſe von Stoff, zu hoch an; und wer möchte mehr, als lächeln, wenn er verſichern hört, man müſſe doch dem Trefflichen um mancher guten Gedanken, mancher ſcharfſinnigen Forſchungen und bedeutſamer Winke willen Manches zu Gute halten, indem er ſeiner Phantaſie gar zu ſehr den Zügel ſchießen gelaſſen! Wollte man nun auf dergleichen Anſichten dennoch eingehen, ſo müßte man wol daran erinnern, daß Wärme nicht gerade unumgänglich das Licht ausſchließe, da ja beide an ſich ſchon nicht verſchieden ſeien; daß ſchon der antike Styl und die Mittheilungsart der Erkenntniß. von der neuern und heutigen himmelweit verſchieden ſei, ja daß ſie, nach Maßgabe eigenthümlicher Combination und Gliederung der Erkenntniß, ſelbſt ſchon verſchieden ſein müſſe. Aus einer Unkenntniß oder Unaufmerkſamkeit auf das lebendige Fortwachſen und naturgeſetzliche Gedeihen eines ſchauenden Geiſtes, mithin auf die Einheit der Form und des Gehalts, rührt unſtreitig ebenfalls die flache Klage her, daß Platon gar oft ſeine eigne und wahrhafte Anſicht der Sache zurückhalte, den wißbegierigen Leſer ungewiß im Stich laſſe, ja daß ſeine Schriften im Grunde gar nicht ſeine tiefſte Weisheit enthalten, als welche anderwärts, etwa in den ſchwer oder gar nicht zu ſammelnden Broſamen mündlichen Vortrags zu ſuchen ſei. Dieſer Klage that auch eine Ueberlieferung des Alterthums Vorſchub, welche, wie in den Prieſterſchulen, ſo auch hier, ein Eſoteriſches oder eine Geheimlehre der Geweihten vom Exoteriſchen oder der Lehre für Ungeweihte unterſchied. Aber um nur zuvörderſt im Allgemeinen deſſen zu erwähnen, was ſich hier ſo leicht bietet, ſo haben wir wol nicht ſelten erlebt, daß Unverſtandnes und Unverſtändliches mit einander verwechſelt worden, daß man mithin auf den Lehrer und ſeine Sache ſchob was im Grunde nur Schuld des Schülers und ſeiner Unbeholfenheit war, daß eine ſolche Aeußerung in ihrem Grunde aufgefaßt, nur ein mehr oder weniger unumwundnes Geſtändniß des Nichtverſtehens iſt. Nun erwäge man ferner Folgendes. Es iſt Geſetz und Weſen aller ſittlichen Bildung, und ſo auch der von der Willkür einzelner Individuen unabhängigen Selbſtbildung der Wiſſenſchaft, daß das Innere ein Aeußeres, das Allgemeine ein Beſondres werde, und ſo umgekehrt. Wir erblicken alſo hier ein Spiel von Involution und Evolution, und das in dieſem Spiel Begriffne, trotz aller Wandlungen immer daſſelbe Eine, der einzig würdige Gegenſtand alles Schauens, wird nur in dem Maße mehr oder weniger geſchaut, in welchem höhere oder niedere Geiſteskraft an Einer dieſer Seiten, an einem oder dem andern Momente des Spiels haftet, ohne die übrigen mit einzurechnen und in ihrer Geſammtheit erſt das Ganze zu erblicken. Weiter hat auch ſchon vor uns der geiſtreiche deutſche Ueberſetzer des Platon die verſchiedne Bedeutung der Ideen des Eſoteriſchen und

Exoteriſchen nachgewieſen, und gezeigt, daß dieſer Unterſchied bei den erſten Pythagoräern auf den Inhalt ging, und Gegenſtände bezeichnete, über welche ſie ſich außerhalb der Grenzen ihrer innigſten Verbindung nicht mittheilen wollten, beſonders politiſche, ſpäter aber nur auf die populäre Art des Vortrags, wofür ſich Manches nicht eignete, daß aber Beides bei dem in der Mitte ſtehenden Platon nicht Statt habe, und weder im Einzelnen, noch aus echt geſchichtlichen Spuren ausfindbar ſein möchte, oder höchſtens auf die Beſchaffenheit des Leſers gehen könne, je nachdem er durch Platon's Methode hindurch ſich zu einem Hörer des Innern erhebe, oder nicht. Denn jene aus dem Geſpräche Phädrus für die behauptete abſichtliche Verheimlichung angezogne Stelle wird ſchon dem ganz Unbefangnen, aber noch mehr dem mit Platon's Denkart Vertrauten als ganz unſtatthaft und unanwendbar ſich zeigen. Indem wir weiter gehen, begegnen uns Schriftgelehrte, welche Platon's Philoſophie als ein aus den frühern Schulen zuſammengetragnes Haufwerk anſehen, und ſo allerdings auch jenen, welche eine unkünſtleriſche Syſtemloſigkeit behaupten, in die Hände zu arbeiten ſcheinen. Um dieſer atomiſtiſchen Anſicht zu begegnen, müſſen wir, in Bezug auf den Art. Griechiſche Literatur, freilich auch nur in gedrängter Ueberſicht von der Pflege der Philoſophie, namentlich in Griechenland, bis auf Platon reden. Natur und Geiſt, und ihre Einheit, ihr Eins- und Ineinanderſeyn ſind die höchſte Aufgabe der Philoſophie, die ſich demnach am einfachſten und natürlichſten als Phyſik und Ethik darſtellt und nach dieſen beiden Seiten, in jeder aber vollſtändig, entwickelt. In die Bearbeitung dieſer Gebiete theilten ſich von je die Philoſophen und ſo werden ihre Syſteme und Schulen nicht anders, denn als Glieder und Functionen eines Geſammtlebens begriffen werden können. Nun iſt aber, ſo gewiß man jene Einheit Religion nennen und ſie als Angel der Welt, mithin als gemeinſames Erbe der Menſchheit anerkennen muß, eine Urwelt, oder ein Urzuſtand, den wir uralte Prieſter- und Naturweisheit nennen mögen, in welcher Zeit und Raum als Wurzeln der Zahl und Figur, in ſimultaner Entwickelung und gleichſam Ineinanderſpielung, mithin ſymboliſch, angeſchaut wurden. Es iſt ein Zuſtand, oder beſſer eine Welt begeiſterten klaren Schauens und Seins, die man auch Orientalismus nennen kann, in wiefern ſie ſich in den urälteſten orientaliſchen Religionen ausſpricht, in welchen mittelſt Ueberlieferung und Symbols, alſo Mythus, und ihrer Dolmetſcherin, der Sprache, bereits die höchſten Aufgaben des Menſchengeiſtes als reine Gotteslehre erörtert und gelöſt ſich vorfinden. (Wir beziehen uns hierüber auf die zweite Vorleſung der Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft von Schubert, wie auf die aſiatiſchen Forſchungen der Engländer und die neueſten deutſchen durch Herder, Kanne, Görres, Frank, J. J. Wagner u. A.) Hier iſt alſo wie in einem Keime vorgebildet, was ſich erſt ſpäter durch Reflexion und ihre Ausbildung ſonderte. Denn Andacht oder Reflexion war von nun an das Vorwaltende. Dem gemäß erſcheint nun auch in Griechenland die Philoſophie in drei Hauptſchulen, der ioniſchen, der italiſchen oder pythagoräiſchen, und der attiſchen. Die erſtere hatte die Natur, die zweite den Geiſt, die dritte das Aufgehen beider in einander zum Gegenſtand und Zweck. Nicht ſo zwar, daß einer dieſer Factoren in den beiden erſtern völlig und durchgängig ausgeſchloſſen, oder in der letztern die Löſung durchaus gelungen wäre; ſondern nur, daß einer von beiden Factoren der herrſchende war. Die ioniſche Schule

(von 600—450 v. Chr. Geb.) nahm ein Element mit inwendig bildender Kraft als Urquell an, namentlich ihr Stifter Thales von Milet das Waſſer, Anaximenes die Luft, Anaximander Waſſer und Luft, Heraklit das Feuer in ſtetem Fluſſe der Verdichtung und Verdünnung, ab- und aufwärts, im Auseinandergehen und Geſpanntwerden nach irgend einer Seite, wie im Zurücktreten in den vorigen Stand und Nachgelaſſenwerden, gleich Lyra und Bogen (ſ. Schleiermacher's Herakleitos der dunkle von Epheſos in Wolf und Buttmann's Muſeum der Alterthumswiſſenſchaft 1, 3. S. 313—533), Empedokles aus Agrigent die chaotiſche Miſchung aller Elemente. Atomiſten waren Leucipp und Demokrit aus Abdera (ſ. beide Art.). Die italiſche, weil zu Krotona geſtiftete, oder pythagoräiſche Schule (von 540—328 v. Chr. Geb.) achtete Gott und Materie als ewig, aus ihrem Ineinanderwirken entſtehe die Welt in Harmonie, deren Ausdruck die Zahl ſei. Ein Zweig von ihr iſt die eleatiſche (von 536—456 vor Chr. Geb.), welche Xenophanes aus Kolophon ſtiftete, der dadurch, daß er alles auf Verſtand durch Conſtruction baute, ſich mehr nach der idealen ſpeculativen Seite neigte. Parmenides ſetzte ein Werden und eine Welt des Scheins getrennt vom Sein. Denn, wie Schleiermacher ſehr treffend ſagt, bewegten die Joniker auch das Unbewegliche und die Eleatiker brachten das Unaufhaltſame in Ruhe. Nichtſeiendes und Seiendes waren alſo ihre Gegenſtände. So war die eleatiſche Schule Mutter der Reflexion und Sinn und Geiſt in ihr getrennt und aus einander gehalten. Hiemit war den Sophiſten die Bahn gebrochen, wie Protagoras dem Abderiten, Gorgias dem Leontiner, Hippias dem Eliden, Prodikos dem Ceer, Kritias, Kallikles und Andern, in welchen ſich der frevle Uebermuth und alles Unbill der Speculation ausſprach. Denn ſie bildeten die Beweis- und Disputirkunſt aus, um damit das Ja und Nein jeder Idee nach Belieben zu behaupten, worein ſie den Triumph ihrer Kunſt ſetzten. Gegen dieſe zunächſt, aber auch zugleich als Mittelglied der vorhergegangnen erhob ſich die attiſche Schule durch Sokrates, aus welcher durch Ariſtipp die (eudämoniſtiſche) cyrenaiſche, durch Euklides, Phädon, und Menedemos die (dialektiſche, eriſtiſche) megariſche, eliſche und eretriſche, durch Antiſthenes die cyniſche, als mehr oder minder polare, oder relative Seiten, endlich durch Platon die akademiſche hervorgingen. Ueberſieht man nun dieſe geſammten Schulen, ſo bietet ſich in ihnen das Bild einer mehr oder minder entſchiednen Neigung nach dem Phyſiſchen oder Ethiſchen, und innerhalb dieſer Neigung wieder ſelbſt ein Schwanken zwiſchen Andacht und Reflexion. Nur allmälig und mehr oder minder gedämpft dämmerte durch beide das Ewige hindurch. Ueberall, indem ein Einzelnes einſeitig bearbeitet und nur im Verhältniſſe zu einem andern Einzelnen, aber noch nicht zum Ganzen geſchaut wurde, waren nur Ahnungen und Vorbereitungen. War ſchon in der ioniſchen Schule in Heraklit's Weltanſicht das Geiſtige als Bewegung nach oben und unten durchgebrochen, ſo trat es in der pythagoriſchen, zuerſt in der urſprünglich orientaliſchen Elementarzahlenphiloſophie, dann in der eleatiſchen durch das xenophaniſche All und das parmenidiſche unkörperliche Sein entſchiedner auf, in beiden letztern ſchon ſehr ſpeculativ und von den Sophiſten ganz unfromm vollends ausgebildet. Sokrates hob mit heiligerm Sinne das Praktiſche hervor, ließ aber dagegen das Erkennen wieder mehr fallen. Erſt in Platon ſammelten ſich wie in einem Brennpunkte dieſe Strahlen; denn dies waren ſie in Bezug auf ſeine

Denkart, und dies zeigt auch ſchon ſeine Behandlung deſſen, was er den Worten nach von ihnen aufnahm, indem er es kritiſch und polemiſch ſich ſelbſt bewegen und ausſprechen, hiemit aber ſeine Nähe und Ferne von andern, wie vom Centrum der Idee, beſtimmen ließ. So trat bei ihm manches Frühere, manche alte Formel wieder auf, aber in einer Umdeutung und Umbildung, ja in einer Umgebung und Ideenreihe, worin es früher nicht heimiſch war. Kenner dürfen nur an ſeine Polemik gegen Haraklit, Protagoras, Ariſtipp, Antiſthenes, ja ſelbſt den von ihm ſo ſehr geachteten Parmenides erinnert werden; ſo daß jene hier widerlegte Anſicht nur auf der Ohnmacht beruht, ein Ganzes, wie der Geiſt eines gebildeten Menſchen iſt, in ſeinem Leben und Organismus aufzufaſſen und anzuſchauen. Denn Platon iſt der Gipfel und „gleichſam aus dem Zuſammenſchauen und Durchdringen aller frühern helleniſchen Beſtrebungen auf dem Gebiete der Philoſophie erwachſen.“ Fügt man zu dieſen Worten Schleiermacher's noch dies hinzu, daß jene Begeiſterung und Gluth für das Seiende, welche ihn und ſeine Darſtellung beſeelt, noch ein Ueberbleibſel mindeſtens des Orientalismus iſt, ſo iſt hiemit ſeine Berührung auch über Griechenland hinaus im Allgemeinen angedeutet und zugleich der Maßſtab für die Bezüchtigung der Schwärmerei und der zügelloſen Einbildungskraft gegeben. Vorurtheile und Meinungen, wie die hier von uns beſeitigten, gegenüber einem mit Platon genährten und durchdrungnen Geiſte waren es, die Schleiermacher beſtimmten, endlich Platon ſelbſt in deutſchem Gewande auftreten zu laſſen und zwar „in dem natürlichen Zuſammenhange, wie ſeine Schriften als immer vollſtändigere Darſtellungen ſeiner Ideen ſich nach und nach entwickelt, um hiemit durch unmittelbare, genauere Kenntniß der Werke Platon's jedem eine eigne, ſei es nun ganz neue, oder wenigſtens vollſtändigere Anſicht von des Mannes Geiſt und Lehre möglich zu machen.“ Fünf Bände ſind ſeit 1804 erſchienen, aber noch iſt das Ganze leider nicht vollendet. Schleiermacher ordnete zuerſt die unter einander geworfnen Geſpräche nach ihrem innern Zuſammenhange und mittelte ſo drei Arten derſelben aus: 1) die elementariſchen, in welchen ſich die erſten Ahnungen entwickeln von dem, was allem Folgenden zum Grunde liegt, von der Dialektik, als Technik der Philoſophie, von den Ideen als ihrem eigentlichen Gegenſtande, alſo von der Möglichkeit und den Bedingungen des Wiſſens, in welchen noch Theoretiſches und Praktiſches geſondert iſt. Dahin rechnet er Phädrus, Lyſis, Protagoras, Laches, Charmides, Eutyphron, Parmenides, nebſt der Zugabe von Sokrates Vertheidigung, Kriton, Ion, dem kleinen Hippias, Hipparchus, Minos, Alcibiades II. 2) Die indirecten, welche von der Anwendbarkeit jener Principien, von dem Unterſchiede zwiſchen philoſophiſcher und gemeiner Erkenntniß in vereinter Anwendung auf beide aufgegebne reale Wiſſenſchaften, die Ethik nämlich und die Phyſik, fortſchreitend reden. Dies ſind Gorgias, Theätetos, Menon, Euthydemos, Kratylos, der Sophiſt, der Staatsmann, das Gaſtmal, Phädon, Philebos ꝛc. 3) Die eigentlich conſtructiven darſtellenden, oder die objectiv wiſſenſchaftlichen Darſtellungen, in welchen Praktiſches und Theoretiſches Eins ſind. Die ſind Timäus, Kritias, der Staat (welcher das ideale Bild des Staats, die platoniſche Republik, enthält) die Geſetze, Epinomis. Daß es eine ſolche Folge, einen ſolchen innern Zuſammenhang und Organismus platoniſchen Wiſſens geben müſſe, erweiſt eben das, ſo viel möglich, in ſeinem natürlichen Zuſammenhange vorgelegte Wiſſen ſelbſt. Endlich beſchreiten wir die

Schwelle des Heiligthums. Die Weihe echter und göttlicher Liebe muß uns — tönt Platon's Wort — ertheilt ſein. Sie, die Liebe, iſt der Trieb, der, auf urſprünglicher Einheit des Denkens und Seins gegründet, dieſe in den Ideen zu ſchauen, ſo die Ideen zu erzeugen, und ſich philoſophiſch mitzutheilen (das heißt durch lebendige Darlegung eignen Sinnes auch den Andrer lebendig aufzuregen und zur Ideenerzeugung zu erheben) ſtrebt. Schriftliche und mündliche Mittheilung ſind nur Eine. Die Kunſt der Anregung zur Ideenerzeugung, durch Täuſchung und Enttäuſchung, Zuſammenfaſſen gleicher Begriffe unter höhere, und Kenntniß der Verſchiedenheit der Begriffe, dieſe Seelenleitung — ψυχαγωγια — iſt Dialektik, und ſomit Technik der Philoſophie, welche das Höchſte und die Grundlage alles Würdigen und Schönen iſt. Dieſer Trieb wird in einem Mythus, dem Grundmythus aller übrigen platoniſchen Mythen, vorgebildet. Es iſt der Mythus von der unſterblichen Seele, gleichend der zuſammengewachſnen Kraft eines beflügelten Geſpannes und ſeines Führers. Der Götter Roſſe ſind gut und edel, bei uns aber gemiſcht, daher das Wagenlenken uns ſchwerer als den Göttern. Alle Seele nun waltet über das Unbeſeelte und durchzieht vielgeſtaltig den Himmel; die befiederte, vollkommne die höhern Gegenden, die entfiederte aber ſchwebt umher, bis ſie auf ein Starres trifft, wo ſie nun wohnhaft wird und einen erdigen Leib annimt, der durch ihre Kraft ſich ſelbſt zu bewegen ſcheint. Die Kraft des Gefieders beſteht darin, das Schwere emporhebend hinaufzuführen, wo das Geſchlecht der Götter wohnt und hat vorzüglich Antheil am Göttlichen, d. i. dem Schönen, Wahren, Guten. Hieran wächſt es, wie es dagegen durch das Böſe abzehrt. Zuerſt nun zieht Zeus aus, ſeinen geflügelten Wagen lenkend, Alles anzuordnen und zu verſorgen, und ihm folgt die Götter- und Geiſterſchaar in elf Zügen geordnet; denn Heſtia bleibt daheim. Alle Götter gehen als Anführer voran in der angewieſnen Ordnung. Viel Herrliches gibt es zu ſchauen und zu begehen innerhalb des Himmels. Es folgt, wer will und kann. Auf dieſem Zuge zum Feſte und Mahle gehen die Götterwagen leicht, die andern aber mit Mühe. So ſehen die Unſterblichen, was außerhalb des Himmels iſt. Das farbloſe, geſtaltloſe, ſtoffloſe, wahrhaft ſeiende Weſen hat nur der Seele Führer, die Vernunft, zum Beſchauer, um welches her das Geſchlecht der wahrhaften Wiſſenſchaft jenen Ort einnimt. So freuen ſich die Seelen, das Wahre, Seiende wieder einmal zu erblicken, die Gerechtigkeit, Beſonnenheit und Wiſſenſchaft, und tauchen erquickt wieder in das Innere des Himmels und kehren heim. So die Götter. Die andern Seelen nun vollendeten entweder den Umſchwung mit, obwol von den Roſſen geängſtet und kaum das Seiende erblickend, oder ſie ſahen Einiges, Andres nicht, im gewaltigen Sträuben der Roſſe, oder ſie blieben drunten zurück, nur ſich rettend und ſtoßend in ängſtigem, verletzendem Getümmel, und kehren untheilhaft der Anſchauung des Seienden zurück, ſich mit dem Schein zur Nahrung begnügend. Daher ſo großer Eifer, die Wahrheit zu ſchauen. Welche Seele nun etwas erblickt hat von dem Wahrhaften, die bleibt unverletzt bis zum nächſten Zuge; ſah ſie nichts, das Gefieder verlierend, ſo wird ſie verſchiednen Keimen von Menſchen eingepflanzt und erhält als gerechte ein beſſeres, als ungerechte ein ſchlechteres Theil. Dahin aber, woher jede Seele kommt, kehrt ſie unter zehntauſend Jahren nicht zurück, die Seele deſſen ausgenommen, der ohne Falſch philoſophirt, oder nicht unphiloſophiſch die Knaben geliebt hat; dieſe kann

in dreitauſend Jahren heimkehren. Die andern werden gerichtet und kommen in unterirdiſche Zuchtörter, oder ſtraflos in einen gewiſſen Ort des Himmels. Im tauſendſten Jahre gelangen beiderlei Seelen zur Ertheilung und Wahl des zweiten Lebens, welches jede wählt, wie ſie will. Dann kann auch eine menſchliche Seele in ein Thier übergehen und umgekehrt. Der Menſch muß das auf die Gattungen ſich Beziehende begreifen, welches als Eins hervorgeht aus vielen durch den Verſtand zuſammengefaßten Wahrnehmungen. Und dieſes iſt Erinnerung von Jenem, was einſt unſere Seelen geſehen, Gott nachwandelnd und das überſehend, was wir jetzt für das Wirkliche halten, und zu dem wahrhaft Seienden das Haupt emporgerichtet. Des Philoſophen Seele iſt mit der Erinnerung ſo viel möglich bei jenen Dingen, bei denen Gott ſich befindend eben deßhalb göttlich iſt. Solcher Erinnerungen alſo ſich recht bedienend, mit vollkommner Weihung immer geweiht, kann ein Mann allein wahrhaft vollkommen werden. Dann gilt ſeine Begeiſterung den Leuten als Verrückung und Seelenkrankheit. Denn, wiewol alle Seelen das Seiende geſchaut haben, iſt es doch nicht jeder leicht, bei dem Hieſigen ſich an jenes zu erinnern; ja wenige bleiben übrig, denen die Erinnerung ſtark genug beiwohnt. Dieſe nun, wenn ſie ein Ebenbild des Dortigen ſehen, werden entzückt und ſind nicht mehr ihrer ſelbſt mächtig. Die hieſigen Abbilder haben keinen Glanz; damals aber war die Schönheit glänzend zu ſchauen, als mit dem ſeligen Chor wir den Göttern folgend das herrlichſte Schauſpiel genoſſen und in das allerſeligſte Geheimniß geweiht waren, welches wir feierten untadelig, zu ſeligen Geſichten vorbereitet und geweiht, unbezeichnet mit dieſem unſern Leibe. Wer nun noch friſche Weihung hat und das Damalige vielfältig geſchaut, wenn der ein gottähnliches Angeſicht erblickt, oder eine Geſtalt des Körpers, welche die Schönheit vollkommen darſtellen, ſo ſchaudert er zuerſt, und es wandelt ihn eine Furcht an von damals, hernach aber betet er ſie anſchauend an, wie einen Gott, und fürchtete er nicht den Ruf eines allzuheftigen Wahnſinnes, ſo opferte er auch, wie einem heiligen Bilde oder Gott, dem Liebling. Und hat er ihn geſehen, ſo überfällt ihn, wie nach dem Schauder, plötzlicher Schweiß und ungewohnte Hitze; das, was die Keime des Gefieders verhärtet, verſchloß und hervorzutreiben hinderte, ſchmilzt um ſie weg. Mit zufließender Nahrung ſchwillt und treibt der Kiel, es gährt in ihr, ſie empfindet Schmerz, bis ſie die Schönheit ſieht; dagegen bei entzognem Anblick der Trieb des Gefieders ſteht und die Seele umherraſet und Angſt leidet, bis ſie wieder Erinnerung des Schönen bekommend frohlockt. Dieſer Zuſtand heißt bei den Menſchen Liebe. Jeder nun erwählt ſich nach der Art des Gottes, dem er gefolgt und nach ſeiner Gemüthsart eine Liebe zu einem Schönen, und bildet ihn aus und leitet ihn zu deſſelben Gottes Lebensweiſe und Gemüthsart, indem er ſelbſt ihn nachahmt. Alſo iſt jede Seele dreifach zertheilt, in zwei roßgeſtaltige Theile und drittens in den dem Führer ähnlichen. Das eine Roß iſt gut und ſchön, das andre rauh und wild; das erſte hält ſich in der Liebe ſchamhaft zurück, das zweite ſprengt mit Gewalt vorwärts an den Liebling. Der durch den Anblick zum Weſen der Schönheit durch Erinnerung hingetragne Führer, ſie mit der Beſonnenheit auf heiligem Boden erblickend, fürchtet ſich und zieht gewaltig die Zügel rückwärts. Das gute Roß ſchwitzt, das böſe ſchmäht Führer und Spanngenoß der Feigheit, bis es, endlich auch gebändigt, des Führers Ueberlegung folgt und beim Anblick des Schönen von

Furcht übermannt wird. Daher des Liebhabers Seele endlich verſchämt und ſchüchtern dem Liebling nachgeht, deſſen Liebreiz ſich allmälig ergießt, und in der Seele die dem Gefieder beſtimmten Ausgänge befruchtet. Daß er nun wie in einem Spiegel in dem Liebenden ſich ſelbſt beſchaut, weiß er nicht. Aber er wünſcht ihn zu ſehen, zu berühren und zu umarmen. Da nun fodert das unbändige Roß für die vielen Mühſeligkeiten einen kleinen Genuß; das des Lieblings wäre wol geneigt. Aber der Spanngenoß und ſein Führer ſträuben ſich mit Scham und Vernunft. Wenn nun die beſſern Theile der Seele, welche zu einem wohlgeordneten Leben und zur Liebe der Weisheit hinleiten, den Sieg erlangen: ſo führen ſie ſchon hier ein ſeliges und einträchtiges Leben, ſich ſelbſt beherrſchend und ſittſam dasjenige beſiegt habend in ihrer Seele, dem Schlechtes, und befreit, dem Vortreffliches einwohnt (die platoniſche Liebe). Sterben ſie aber, ſo haben ſie, faſt ſchon beſiedert und leicht geworden, von den drei wahrhaft olympiſchen Kampfgängen ſchon in Einem geſiegt, über welches Gut ein noch größeres weder menſchliche Beſonnenheit dem Menſchen verſchaffen kann, noch göttlicher Wahnſinn. Die Vertraulichkeit aber mit dem Nichtliebenden, welche durch ſterbliche Beſonnenheit verdünnt auch nur Sterbliches und Sparſames austheilt, erzeugt in der geliebten Seele jene von der Menge als Tugend gelobte Gemeinheit und wird ihr Urſache, 9000 Jahre theils auf der Erde ſich herumzutreiben, theils vernunftlos unter der Erde. — Wie dieſer Mythus, über Platon's Technik, die Hauptunterſuchung zu verdecken und zu überkleiden, um dadurch zu eigner Ideenerzeugung und Auffindung des Räthſelworts zu leiten, Aufſchluß gibt, und den aufmerkſamen Hörer gleichſam in die Urzeit des gottmenſchlichen Geiſtes zurückſpielend, das Weſen der Idee, als Ungetrenntheit des Seins und Denkens, Darſtellens und Erkennens, und zugleich die Entwickelung und Sonderung aus einem dunkeln Grunde, aus dem heiligſtillen Abgrunde der noch gebundnen Einheit, vorbildet: alſo umfaßt ſein Inhalt die Grundlehre Platon's: die urſprüngliche Anſchauung und Rückerinnerung. „Dieſe Anſchauung geht auf das wahrhaft Seiende, Ewige, Unveränderliche, welchem gegenüberſteht die allgemeine und für das gemeine Denken und Sein auch urſprüngliche des Werdenden, ewig Fließenden und Veränderlichen. Jenes Seiende nun in dieſem Werdenden ergriffen, als das Wahre und Gute darzuſtellen, und ſo den ſcheinbaren Gegenſatz jener Anſchauungen durch Vorrufen vor das Bewußtſein aufzulöſen, iſt ihm höchſte Aufgabe der Wiſſenſchaft. Dieſe Vereinigung aber zerfällt immer in zwei Momente, auf deren verſchiedner Beziehung auf einander die Verſchiedenheit der Methode beruht. Von der Anſchauung des Seienden ausgehend in der Darſtellung bis zum Aufzeigen des Scheins fortzuſchreiten und ſo erſt mit der Löſung des Gegenſatzes zugleich deſſen Bewußtſein aufzuregen und zu erklären, das iſt die in Beziehung auf die Wiſſenſchaft unmittelbare Verfahrungsart. Von dem Bewußtſein aber des Gegenſatzes, als einem Gegebnen, ausgehend zu jener Anſchauung als dem Auflöſungsmittel deſſelben fortzuſchreiten, und eben durch die Nothwendigkeit eines ſolchen Mittels auf ſie hinzuleiten, das iſt die Weiſe, welche wir die mittelbare nennen, und welche von Platon in die Mitte iſt geſtellt worden als das wahre Bindungs- und Bildungsmittel von der urſprünglichen Anſchauung, mit welcher er elementariſch anhebt, zu der conſtructiven Darſtellung, mit welcher er ſyſtematiſch endigt. Wie ſich nun in dieſem Gegenſatze für die Phyſik das Wahre und der Schein oder die Wahrneh-

mung gegen einander verhalten, ſo für die Ethik das Gute und die Luſt, oder die Empfindung (Schleiermacher's Plat. II. 1. 7. ff.)." Dieſe Gegenſätze nun als lediglich beziehbare und in der intellectuellen Einheit der Idee tilgbare verfolgt Platon nach beiden Seiten hin, auf dem Gebiete des Phyſiſchen, wie des Ethiſchen, beſonders aber auf letztrem, wie es dem Sokratiker gebührte, unter den vielfachen Formen, in welchen ſie darauf vorkommen, je nachdem ſeine Vorgänger ſie begriffen als Sein und werden, Seiendes und Nichtſeiendes, als Fließendes und Beharrliches, Vieles und Eines, Bewegung und Ruhe, Sterbliches und Unſterbliches, Wahres und Wahrnehmbares, Gutes und Böſes, Luſt und Unluſt ꝛc. Indem er aber dies mit der gewandteſten ſcharfſinnigſten Dialektik und allen Waffen der urbanſten Polemik und feinſten Ironie, als Hinführung auf das Bekenntniß des Nichtwiſſen und als Anreiz zur Erkenntniß thut, gewinnt er durch Gleichung der Form und des Inhalts jene große Dreiheit im Leben dargeſtellter Ideen: den Dialektiker, den Staatsmann, und die Einheit beider, den Philoſophen. Den erſten nämlich, indem er die empiriſchen Kunſtgriffe der ſophiſtiſchen Volksredner und Volksführer um niedriger Zwecke willen vielmehr als Anregungskunſt zum Wahren, Guten und Schönen hinaufläutert; den zweiten, indem er das Reich des Wahren und Guten als auch wirklich im gemeinen Leben ausgeprägt und waltend darſtellt; den dritten, in wiefern er aufſtellt „das Leben und die Erſcheinung der Weisheit im ſterblichen Leben des erſcheinenden Menſchen, in welchem ſie ſelbſt das Sterbliche angezogen hat, und der Zeit unterworfen als ein Werdendes und ſich Verbreitendes ſich offenbart, ſo daß auch das Leben des Philoſophen nicht ein Ruhen in der Weisheit, ſondern ein Streben iſt, ſie feſtzuhalten und an jedem erregbaren Punkte anknüpfend der ganzen Zeit und dem ganzen Raume einzubilden, auf daß eine Unſterblichkeit werde im Sterblichen. Dies Beſtreben iſt Liebe, das lebendige Bilden und Erregen Erzeugung, beide aber Eins, das geiſtige Erzeugen nur höhere Stufe Einer Thätigkeit, ſo wie auch natürliche Geburt ihm nur ein Wiedererzeugen derſelben ewigen Form und Idee iſt, und alſo die Unſterblichkeit derſelben im Sterblichen (Schleiermacher's Plat. II., 2. 359 S.)." So endet er alſo da, wo er anfing. Offenbar wurzeln die beiden erſten Ideen in ſeiner Zeit und des großen öffentlichen Lebens mannichfaltigen Verzweigungen; nur daß es hier ſeines trüglichen, lügenhaften Scheines, dem es in ſeiner forteilenden Geſtaltenentwickelung gewonnen, entkleidet und in die Einheit und Lauterkeit der Idee emporgehoben wurde. Mit der dritten ſchließt er ſich dagegen mehr an das Chriſtenthum an. Allen aber liegt ein Seiendes, Unſterbliches, Ewiges zum Grunde, auf welches ſie gleichſam aufgetragen ſind, ein unabweisbarer Trieb und ein ewig Reines. Nun liegen zwar dieſe Aufgaben und ihre Löſungen hier vielfach in einander verflochten und gleichſam eingewachſen, und mit überlegner Meiſterſchaft des beſonnenen Künſtlers beſchwört er ſie herauf und bannt ſie wieder; aber was in dem Geſpräche Phädrus von jeder Rede gefodert wird, daß ſie wie ein lebendes Weſen gebaut ſei und ihren eigenthümlichen Körper habe, ſo daß ſie weder ohne Kopf ſei, noch ohne Füße, ſondern eine Mitte habe und Enden, die gegen einander und gegen das Ganze in einem ſchicklichen Verhältniſſe gearbeitet ſeien, das iſt an Platon's Lehre aufmerkſamem Blicke gewiß durch alle anmuthige Windungen ſeiner Rede hindurch unverkennbar. Auf eine andre ſehr gelehrte Weiſe iſt der Hauptinhalt der platoniſchen Lehre

angegeben worden in Tiedemann's lateiniſchen erklärenden Inhaltsanzeigen (Zweibr. 1786 8.) und Tennemann's Syſtem der platoniſchen Philoſophie (Leipzig 1792—95 IV. 8.). Hier ſoll noch einiges Einzelne aus dieſer Lehre nach obiger Ideentrias gleichſam als Probe folgen. Was alſo die Dialektik in dem angegebnen platoniſchen Sinne anlangt, ſo ſchließt ſie zwar das, was von unſern Philoſophen als Theorie des Vorſtellens, Denkens und Erkennens ꝛc. behandelt wird, nebſt allem darunter Befaßten, der äußern und innern Anſchauung, des Gefühls, Begriffs ꝛc. in ſich; aber bei der von Platon feſtgehaltnen Einheit dieſer in das Gewebe des Wiſſens zuſammenlaufenden Fäden mit dem Darſtellen, Bilden, oder Sein übt ſie ſich, gleichſam ſich ſelbſt prüfend an den Gegenſtänden dieſes Gebiets, als ihrem Stoff und Erzeugniß, und indem ſie das Weſen ſittlicher Weisheit als Harmonie der Seele und Uebereinſtimmung des Wiſſens und Lebens ſetzt, berührt und erörtert ſie zugleich Fragen und Aufgaben, welche nach unſrer Abmarkung der Wiſſenſchaften und Disciplinen, dieſem Gebiet zumeiſt nicht eigenbehörig erachtet werden. Denn nicht nur, daß ſie beſondre, gemeine und höhere reinere Erkenntniß, Gefühle oder Affectionen, Ueberlegungen und Schlüſſe, Anſchauungen und Begriffe, Empfinden und Denken ꝛc. ſcheidet, ſie unter Lernen und Finden und der oben angegebnen Idee der Erinnerung auffaßt; nicht genug, daß ſie das Bewußtſein des philoſophiſchen Triebes, als echter Liebe, ausbildet zur Kunſt der Ideenerzeugung: ſo erörtert ſie zugleich, oder berührt die ewigen, zeitloſen, unkörperlichen Ideen, das Seiende, unter der Geſtalt des Einen, Untheilbaren, der Tugend, welche in der helleniſchen Quadruplicität als Beſonnenheit, Weisheit, Gerechtigkeit, Beharrlichkeit (σωφροσυνη, φρονησις, δικαιοσυνη, ἀνδρια) das Gute unter verſchiednen Formen darſtellt, ſo daß in derſelben die übrigen alle mit enthalten ſind. Eben ſo ſetzt ſie Tugend als Kenntniß, Untugend als Unkenntniß, und, da Tugend auf Erkenntniß beruht, auch ihre Lehrbarkeit in dem Sinne, in welchem dies überhaupt geſagt werden kann von dem Erinnern, Aufregen und Beleben der Ideen. Mithin, wie auch mehr oder weniger Theoretiſches und Praktiſches zum Behuf des Forſchens aus einander gehalten werden, ſo iſt doch ihre Einheit und Selbigkeit immer der Träger von Allem, was auf beiden Gebieten unter ſcheinbar wechſelnden Geſtalten vorkommt, und unter dieſen ein ewiger gegenſeitiger Tauſch und ſtetes Uebergehen ihres Weſens in einander. Der Dialektiker geht durch das Erkennen in das Sein über. Sprache, ſein Kunſtwerkzeug, iſt nur Erzeugniß der Erkenntniß und ih" Verhältniß zu den Dingen das des Bildes zum Urbilde. Wie nun der Dialektiker im Wiſſen und in der Weisheit verkehrt, ohne jedoch des Handelns und Bildens entbehren zu können: ſo iſt Handeln das Gebiet des Staatsmannes und ſeine mit beſonnenem Künſtlergeiſte geübte Kunſt, da Kunſt überhaupt Darſtellung ſittlichen Gefühls iſt, die königliche oder Staatskunſt. „Ihm liegt ob, die verſchiednen und auseinanderſtrebenden Naturen zuſammen zu verketten (Schleiermacher II., 2. 247), die Menſchen durch Umgang unter einander und mit der Natur zur Erkenntniß zu führen, ſo daß ihnen in ſich und in der Natur nichts mehr verborgen ſein darf (daſ. 249). Denn das Leben der Welt iſt ein in entgegengeſetzten Bewegungen Wechſelndes und ſich Wiedererzeugendes (daſ. 251)." Alle Staatskunſt mithin iſt eine Nachahmung des ſchönſten und beſten Lebens, Darſtellung des höchſten Gutes, oder des Zugleichwerdens aller ſittlichen Sphären. Wo ſie aber nicht auf das Gute,

ſondern auf die Luſt und das Angenehme geht, iſt ſie falſch und Schmeichelei. Dem gemäß ſetzt alſo das Handeln wieder Erkenntniß voraus und Kunſt, oder erkenntnißgemäße Behandlung. Wie ſich aber in der Ausführung Menſchheit überhaupt und griechiſche Natur durchkreuzen, wie in dieſer Hinſicht folgerecht die Dichter vom Staate (der platoniſchen Republik) ausgeſchloſſen werden, und auch die Muſik ſich Beſchränkungen gefallen laſſen muß, Gemeinſchaft der Weiber Sitte werden, oder was ſonſt von der gemeinen Staatsanſicht abweichende Ideen ſein mögen, dies kann hier nicht aus einander geſetzt werden. Ganz folgerecht aber war der oft bekrittelte Satz: „wofern nicht Philoſophen regieren in den Staaten, oder die jetzt ſogenannten Könige und Machthaber echt und gehörig philoſophiren, und ſo Staatsmacht und Philoſophie in Eins zuſammenfallen, die vielen Naturen aber der jetzt getrennt nach einem von beiden Hingebenden nothwendig abgeſondert werden: ſo iſt kein Nachlaß der Uebel für die Staaten, ja ich glaube, auch nicht für das Menſchengeſchlecht." Dies folgt aus der zum Grunde liegenden Einheit des Denkens und Seins. Denn in dem Philoſophen als der dritten Idee durchdringen ſich Dialektiker und Staatsmann, und er iſt in zwei Geſprächen unter dem Bilde des Sokrates dargeſtellt „in dem unermüdlichen Eifer der Betrachtung und in der freudigen Mittheilung, in der Verachtung der Gefahr und in der Herrſchaft über die äußern Dinge, in der Reinheit aller ſeiner Verbindungen und in ſeiner innern Göttlichkeit unter dem leichten und fröhlichen Schein, kurz in der vollendeten Tüchtigkeit des Leibes und der Seele und alſo des ganzen Lebens (Schleiermacher II., 2. 358)." Nimmt man nun dies Alles, wie es hier, mit Ausſcheidung des Negativen, mehr oder minder Störenden, dargelegt iſt, zuſammen, ſo wird es nicht befremden, die platoniſche Philoſophie, wie jede echte und wahre, eine pantheiſtiſche nennen zu hören, in dem Sinne nämlich, daß ſie das Eine im Einzelnen und Vielen, alſo Gott in Allem und Alles in Gott erkenne. Denn allerdings löſcht ſie alle Gegenſätze, als das eigentlich Verneinende der Idee aus in der Idee des Alls ſelbſt, und wie in der Dichtkunſt Himmel und Erde, Göttliches und Menſchliches, Vergängliches und Unvergängliches ſich in einander ſpiegeln, obwol bewußtlos und in ſicherm, unabweisbarem Triebe, alſo auch hier, nur hier mit Bewußtſein und Freiheit. Darum läßt ſich auch die oft aufgeworfne und mühſelig erörterte Frage von der Verſelbſtung, oder Hypoſtaſirung der Ideen dahin beantworten, daß nicht dies die Meinung ſei, als ob irgend eine Idee in einem Einzelnen und als ein unbedürftiges Einzelnes gleichſam ſinnlich wahrnehmbar angeſchaut werden ſolle, noch auch, ob ſie jenſeits der Erſcheinung als ein hohles Gedankenbild liege, ſondern vielmehr, daß, da jedes Einzelne nicht bloß in Beziehung und Gegenſatz ſteht zu einem andern Einzelnen, ſondern ſtets zum Ganzen, auch ihre Elemente in dem Ganzen nach- und abgebildet ſeien, anſchaubar durch die Kraft und Tüchtigkeit göttlichen Geiſtes, welcher im Werden das Sein, und im Sein das Werden durch Erinnerung zu ergreifen durch höhere Eingeiſtung geeignet iſt, daß alſo von einer Immanenz und gegenſeitigen Umgreifung und Ineinanderverſenkung die Rede ſei. Denn jene Einheit iſt Beginn und Ende aller Philoſophie und war auch bei Platon in der genannten Drei gewiſſermaßen hypoſtaſirt, obwol in jedem einzelnen Gliede derſelben anders und der Ergänzung durch die übrigen bedürftig. Ließen wir aber bis hieher das Negative immer fallen, ſo müſſen wir es hier als den Ausdruck des Vielen, und den Widerſpruch ge-

gen die Idee um ſo mehr wieder aufnehmen, da es auch für Platon's wiſſenſchaftliche Mittheilung, oder ſeinen philoſophiſchen Styl äußerſt wichtig und weſentlich iſt, ſo wie es zugleich ſeine Geiſtesgewalt herrlich offenbart. In dem Weſen der Idee nämlich, als eines in allem Wechſel und Wandel unwandelbaren Seins, eines gegenſeitigen Foderns von Vergeiſtigung und Verleiblichung (ihrer Geſchichte) liegt, wenn dies im Verſtande und von ſeiner ſondernden, trennenden Kraft aufgefaßt wird, allerdings gleich urſprünglich ein Widerſpruch, aber ein göttlicher, in welchem allein das Leben ewig jugendlich kreiſet. Aller Geiſt ſtrebt ſchauend, ſein ſelbſt zu genießen, und ſo ſich zu ergreifen in ſeiner Einheit — er erzeugt ſich und ſetzt ſich ſelbſt entgegen, er iſt Erzeuger und Erzeugtes. Aber das Erzeugte iſt wieder nicht nur ein von ihm Abhängiges, ſondern auch zugleich etwas für ſich, ſomit aber ein Einzelnes, Beſtimmtes, Begrenztes, nicht der ewige, unendliche Geiſt, als deſſen Verneinung vielmehr es auftrit. Darum nun eilt der nie raſtende Trieb, der Unangemeſſenheit und des unerreichten Urbildes wegen, von Bildung zu Bildung fort, in jeder mit göttlicher Selbſtvernichtungsluſt untertauchend und ſie alle in freier Bewegung ſpielen laſſend. Dies nun iſt das Viele, der ewige Fluß der Dinge, welcher nichts anders iſt, als das hohe Spiel des auf- und untergehenden Geiſtes, ſein großartiger Hohn und Spott über ſich ſelbſt, den er, ſeiner Ewigkeit und Göttlichkeit ſicher, wol mit ſich treiben darf; denn was kann das Ende ſein als Rückkehr in den Anfang, Auf- oder Zurücknahme des Einzelnen, Vergänglichen in das Ganze, Unvergängliche, dem es ſich mit keckem Jugendtrotz ſich gleichzuſtellen vermaß? welcher Uebermuth und Trotz aber nun gebüßt und zur wahren Demuth geſänftigt und geläutert wird. Dies iſt das Irren der Reflexion und der Speculation, als ihrer höchſten Spitze. So nun ſehen wir auch Platon die Wiſſenſchaft und die Trug- und Scheinbilder, welche jene ſelbſt zu ſein ſich anmaßen, behandeln in dem göttlichen Triebe der Liebe, der Beſeeltheit von dem Einen, Einzigen, allein Wahren, Guten und Schönen; welche zu ſchauen, zu erzeugen, aufzuregen und zu nähren einzig würdiges Geſchäft iſt. Daher greift er, wie ſpielend und bewußtlos, das Einzelne auf, ſpannt ſeine Elemente, zerfällt es immer mehr und mehr, ſetzt die Einzelheiten nach allen Seiten in einen Widerſpruch mit ſich ſelbſt, der, gehäuft, ſie aus einander ſprengen und auflöſen muß, und indem er ſchalkhaft das löſende Wort zurückhält, führt er nicht nur zu völliger Verzweiflung an dem Einzelnen und Endlichen, ſofern es wettkämpfen will mit dem Ewigen, zum Geſtändniß des Nichtwiſſens, das ſich ja nun als ein ſolches an ſich ſelbſt bewährt hat, ſondern in hohem, unerſchütterlichem Vertrauen auf des Geiſtes Ewigkeit, regt er ihn auch auf zum Nachbilden, Erzeugen, oder, da er ſelbſt in ihm lebt und iſt, zum Wiedererzeugen des Ewigen, zum Erinnern an das ſchon und urſprünglich Geſchaute. So iſt ſeine Methode ein Nachbilden des geiſtigen Lebens, worin der Geiſt ſich ſelbſt aufgreift als ein aus der Nacht des Alls, zum Behuf der Selbſtſchauung, ſich ſelbſt Erzeugendes unter mannichfachen Bildern, an dieſer Bildererzeugung ſeine Bewegung und Kraft Prüfendes und Erfahrendes, und, indem er die verfehlten mit göttlichem Zorn, oder auch mit erhabner Gleichgültigkeit zerſchlägt, in ſeine d. i. des Alls Seligkeit Zurückkehrendes. In dieſer Art und Weſen liegt, wie in einem Keime, jene noch unerreichte Trefflichkeit und Meiſterſchaft, welche den göttlichen Platon auszeichnet — jenes leichte und ſchnelle Anknüpfen der Rede an den ſcheinbar

unbedeutendſten Punkt, jenes Anſchwellen, Aufbrechen und Ausbilden deſſelben zu einer zauberiſchverlockenden Geſtalt, dann aber wieder das ſchälkiſche Vernichten derſelben, das geringſchätzige oft mit jugendlich übermüthigem Schauſtellungsdrang vollzogne Abſpringen zu andern, welche wieder fallen gelaſſen werden, um, über ſie hineilend, das früher Weggeworfne wieder aufzunehmen und zu erhöhen, — jenes kindliche gemüthliche Verweilen auf dem minder Weſentlichen, und das ſcheue, leiſe Anrühren des Weſentlichen, das ſchon aus jenem in Lichtfunken aufglühte und aufglänzte. Wer nun aber bedenkt, wie ſtets und überall das Geiſtige und Leibliche ſo in einander ſpielen und leuchten, der wird auch die tiefe, der ewigen Natur des Geiſtes treue und gemäße Bildung des Platon und die Einheit der Form und des Inhalts in ſeines Geiſtes Ausſtrahlungen innig liebend bewundern. Eben ſo beurkundet überall den ſelbſt das Kleinſte beſeelenden Meiſter ſein ganzes mimiſches Talent, kraft deſſen er jeder Perſon und jedem Umſtande ein individuelles Gepräge aufzudrücken verſteht, und auch hierin das tiefere Drama des Menſchengeiſtes ſich wiederholen läßt. Daß ihm hier ſeine frühere Beſchäftigung mit dramatiſcher Dichtkunſt wol als Vorübung gedient haben mag, wer wollte das bei dem ſo augenſcheinlichen Organismus ſeines Geiſtes bezweifeln? Aber daß er darum, gleichſam aus bequemer Verwöhnung, ſeine Werke dialogiſch abgefaßt, iſt, da obige tiefere und weſentlichere Gründe vorhanden ſind, eine nicht beſonders würdige Meinung, indem ſie den tief abſichtlich ſchaffenden und beſonnen waltenden Künſtler zum beſchränkten und in bleibendem Naturzwange befangnen Handwerker herabſetzt. Es iſt im Verlaufe dieſes Artikels mehrmals der Phyſik Erwähnung geſchehen, und wer etwa mit dem gemein gangbaren Begriffe davon uns gefolgt wäre, dabei aber etwa von Platon's Weltſeele, von einer platoniſchen Kosmologie, oder des Etwas gehört hätte, würde ſich wol wundern, hier noch nichts dieſer Art vernommen zu haben. Hierüber alſo Folgendes: Eine Naturwiſſenſchaft, in wiefern ſie experimentirend in der Breite der Welt verkehrt, in Platon zu ſuchen, möchte vergebliche Mühe ſein. Nachdem jenes mythiſche und magiſche Einverſtändniß des Menſchen mit der Natur, wovon oben die Rede war, verſchwunden, nur noch in ſchwachen Anklängen durch Geiſter, wie die der ioniſchen Schule, zu Pythagoras hinzog, nachdem die Elemente der Erkenntniß immer mehr getrennt waren, und einerſeits innere Anſchauung zu Reflexion und Speculation ſich verengte und verkümmerte, andrerſeits äußere geſunde und tüchtige Anſchauung zu ideenloſer Verſuchluſt und nicht viel mehr als Flächenanſchauung geworden war, ſo konnte erſt die Idee einer Phyſik im uralten Sinne wieder allmälig emporkommen. Platon ſchloß ſich durch die Kraft und Gewandtheit der Speculation an die durch die eleatiſche Schule bezeichnete Stufe der Bildung an, und übertraf hierin ſeine Vorgänger. Durch die andächtige Begeiſterung und, um es kurz zu ſagen, durch jene nie in ihm, wie in der ioniſchen Schule, noch ab- und nachklingende Magie gewann er die Idee der Welt als eines beſeelten vernünftigen Thiers, geſchaffen nach einem intellectuellen Muſter in den harmoniſchſten Verhältniſſen, welche als muſikaliſche Zahlen (nach orientaliſch pythagoriſcher Zahlenlehre) ausgeſprochen werden, bewegt von der inwohnenden Weltſeele, welche alſo die für ſich klare, ewige Ordnung der Natur nach Geſetzen der Matheſis iſt, gemiſcht aus Nothwendigkeit und Geiſt. Ihre in der Bewegung der Himmelskörper anſchaubare Bewegung iſt ſphäriſch von der linken zur rechten in

dem äußerſten, fortſchreitend von Abend gegen Morgen in dem innern, wieder in ſieben ungleiche getheilten, Kreiſe, aus welchen ſie beſteht. Allerdings kamen hier auch phyſiologiſche Aufgaben vor, welche zu löſen verſucht ward. Daß aber die Idee der individuellen Anſchauung mehr enthoben und in den Geiſt zurückgedrängt ward, wo ſie nun ethiſch ſich entwickelte, und nur als der Richtung, nicht dem Weſen nach Verſchiednes ſich darſtellte, läßt ſich ſchon aus Platon's Gange, wie wir ihn bis hieher verfolgt, abnehmen. Naturwiſſenſchaft alſo in dem Sinne, in welchem ſie beſonders auf Experimenten gründet, konnte Platon nicht haben. Natur war ihm der Leib Gottes und des Geiſtes und Geiſt und Leib wurden ſymboliſch gefaßt. Aus der Gediegenheit und Durchbildung der zwei angegebnen Elemente des platoniſchen Geiſtes läßt ſich leicht begreifen, wie groß und dauerhaft ſeine Wirkung und Anziehung ſein mußte. Stets, wo die höchſten Intereſſen des Geiſtes wieder angeregt wurden, ging man auf ihn zurück. Seine Schule heißt die Akademie und wird in die ältere, mittlere und neue getheilt. Zu den Philoſophen der ältern gehören: Speuſippos, Xenokrates, Polemo, Krates, Krantor, die unmittelbaren Nachfolger Platon's. Der Stifter der mittlern Akademie iſt Arceſilaus, deſſen Nachfolger Lacydes, Evander, Egeſinos und Karneades waren. Dieſer letztre war der Stifter der neuern Akademie und ſein Nachfolger hieß Klitomachos. Die Schüler des Letztern, Philo und Charmides, wichen wieder von den Lehren der neuern Akademie ab, und näherten ſich mehr dem Plato. Antiochus machte noch mehr Aenderungen, daher man wol zuweilen von einer vierten und fünften Akademie ſpricht. Cicero Qu. Acad. 1, 43. f. nimt nur die alte und neue an und meint, die Namen beider ſollten eigentlich vertauſcht werden, indem die neue ſich mehr Platon's urſprünglichem Geiſte nähere. Da ſich in der Schule mit dem gemeinſchaftlichen Charakter auch perſönliche Individualitäten entwickeln: ſo ſollte man auch hier die letztern ſuchen. Aber es zeigen ſich hier in der That keine, (wenn man nicht die unſteten Schwankungen, Abweichungen und Veruneinigungen der Urlehre dafür halten will), bis auf ſeinen vieljährigen Zuhörer, den Stifter der peripatetiſchen Schule, Ariſtoteles, einen baumeiſterlichen Mann, der ſich nach dem Boden erkundigt, aber nicht weiter, als bis er Grund findet, der einen ungeheuern Grundkreis für ſein Gebäude umzieht, Materialien von allen Seiten her ſchafft, ordnet, aufſchichtet und ſo in regelmäßiger Form pyramidenartig in die Höhe ſteigt, wenn Platon einem Obelisken, ja einer ſpitzen Flamme gleich, den Himmel ſucht," wie Göthe ihn treffend charakteriſirt. Er verwarf die platoniſchen Ideen, indem er ſie, wie Alles, der Reflexion unterwarf und ein vollkommner Mann des Verſtandes war, der die ſinnliche Welt feſten Blickes durchforſchend zergliederte, aber ganz jener höhern Begeiſterung entbehrte, welche ſich in Platon noch aus dem Orientalismus herüber gerettet hatte. Vergleicht man ſeine Ethik mit der platoniſchen und erwägt, wie auch in der Folgezeit die Anhänger beider ſich gewaltig befehdeten und um den Vorzug rangen: ſo muß man wol beide für rein entgegengeſetzt halten; ſo von viel gröberm Korn iſt Alles in Ariſtoteles! Denn in der Ethik namentlich Alles auf ein beſchränktes bürgerliches Handeln hindrängend ordnet er ſie der Politik unter. Dies aber, wie des Mannes ſonſtiges großes Verdienſt, bleibt hier, wo nur vom Platonismus die Rede iſt, billig bei Seite geſtellt. Philoſophie und Religion ſind in ihrem tiefſten Grunde ſo ganz Eins, daß zu allen Zei-

ten die letztere eine Umdeutung oder Einkleidung von der erſtern erfahren mußte. Durch die Hinweiſung auf das Ueberſinnliche und den der griechiſchen Natur zumal fremden Abfall von der Natur und der Breite der Welt, durch die glühende Begeiſterung, womit Platon dieſe ausſprach, konnte er allerdings ſchon als ein Vorläufer, als ein Wetterleuchten gleichſam des Chriſtenthums gelten, welches nur nach dem Reiche Gottes zu trachten befahl, und ſo eine Rückkehr und Wiedergeburt des Geiſtes in ſich ſelbſt war. Aber wie andrerſeits in Platon auch das heidniſche Wiſſen kulminirte und alle Strahlen deſſelben in ihm konvergirten: ſo wurde er auch, als nun das Chriſtenthum immer mehr ſich ausbreitete, theils als die feſteſte Stütze des ſchwankenden Heidenthums angeſehen, theils bemühte man ſich, das Chriſtenthum ihm zu nähern und beide in ihren Hauptlehren ausgleichend zu verſöhnen. Das Erſtere geſchah durch die Neuplatoniker, die auch alexandriniſche Philoſophen, und Eklektiker genannt wurden. (S. Neuplatoniker). Hier möchte wol zu warnen ſein, daß man Plotinus (geb. 205 nach Chr. Geb., geſt. 270) und Jamblichus nicht ſo unbedingt als bodenloſe Schwärmer und Myſtiker verſchreie; denn es herrſcht eine erhabne Begeiſterung, ein ſeltner Schwung der Andacht, eine große Charakterkraft und Würde in ihnen, die um ſo auffallender wird, je mehr ſie von der Zeit, in welcher ſie lebten, abſticht. Wol drückte auch Plotin's Syſtem das Gebrechen aller Speculation, das Wirkliche ſeelenlos zu machen, und zu verachten und dennoch von ihm eine Weſenheit für das Ewige zu borgen; aber das Gemüth waltet hier doch vor. Da ihm Raum und Materie nichts iſt als Schein des Wirklichen, Schatten der Geiſter, ſo fodert er Gemeinſchaft mit Gott und Anſchauung des Unendlichen. Denn die Intelligenz durchdringt als Lichtweſen alle Dinge, ſie ſucht das Eine, das Gute als Urgrund von allen. Dies geſchieht nicht durch das Wiſſen, ſondern durch unmittelbares Ergreifen und Schauen und Genießen als einer Gegenwart. So fällt Anſchauendes und Angeſchautes zuſammen, die anſchauende Seele wird was ſie anſchauet, wird das Eine, wie ſie es war; denn ſie, die Intelligenz, iſt Bild des Einen, der das Eine umleuchtende, aus ihm herausleuchtende Lichtkreis. Die Natur des Geiſtes und des Seienden iſt die erſte und wahre Welt, nicht verſchieden von ſich, nicht kraftlos durch Theilung, noch mangelhaft, noch durch Theile geworden, da ja jedes (Einzelne) nicht dem Ganzen entzogen iſt, ſondern das ganze Leben deſſelben und aller Geiſt in einem lebend und Ein zumal iſt. Die Geiſterwelt iſt alſo ein Weltthier. Alles iſt nur Anſchauen. Die Zeit iſt ein Bild der Ewigkeit und von ihr ausgefloſſen. Das Böſe iſt entweder ſcheinbar, oder nothwendig; als nothwendig aber hört es auf, böſe zu ſein. Mit Plotin ging Porphyrius auf gleichem Wege fort, aber nur mit weniger Gemüth. Jamblich verſenkte Alles in Theurgie. Mit dieſen und einigen andern Männern war denn die platoniſche Philoſophie wieder erweckt worden und in wiefern in ihr das Orientaliſche überhaupt vorherrſchte, als Zurückziehung in den Mittelpunkt der Seele, war der ſpätere chriſtliche Myſticismus als ohnmächtigere Subjectivität durch ſie verbreitet. Auch in der Geſchichte ganzer Zeiträume, wie in einzelnen Menſchen, dauert der Flug und Schwung der Andacht und Begeiſterung nicht immer, ſo lange er ein bloßer Anklang, und ein nicht zum Sittlichen hinaufgeläutertes Gefühl iſt. Daher denn ſehen wir ſpäter hin bis zum 14. Jahrh. den kalt ſondernden Verſtand in der wiedererweckten ariſtoteliſchen oder peripatetiſchen Philoſophie auf-

treten. Die Scholaſtiker bearbeiten ſie mit vielem Scharfſinn; aber auch viel Mißwachs treibt zugleich, wie natürlich war, wo es der Gelehrſamkeit an einem eigentlichen Objecte fehlte und ſie ſich in den dürren Steppen des Verſtandes herumdrehte. Als aber in Italien wieder der Sinn für klaſſiſche Literatur erwachte, bekam auch der Platonismus ſeine Verehrer wieder, und ſie treten mit trefflicher Geiſteskraft in die Schranken mit den Ariſtotelikern. Gemiſthius Pletho begeiſterte den Herzog von Florenz, Cosmo von Medici, für Platon, und dieſer ſtiftete eine platoniſche Akademie, nahm den Sohn ſeines Leibarztes, den Ueberſetzer von Platon und Plotinus, Marſilius Ficinus, als zweiten Vater der platoniſchen Philoſophie, in ſein Haus auf, ja er ſchenkte ihm eine Beſitzung in der Nähe der ſeinigen von Carreggi. Die Erbitterung der Streiter war heftig und die Platoniker zählten nach und nach die geiſtreichſten und tiefſten Männer zu den Ihrigen. Unter dieſen nennen wir beſonders Giordano Bruno, der überall umherirrend, in lateiniſchen und italieniſchen Schriften, theils Platon's Lehre gegen die Ariſtoteliker vertrat, theils Raimundus Lullius Kunſt der Topik, d. h. den Verſuch, die Elemente der Reflexion zu klaſſificiren, und ſo eine allgemeine Methodik, oder ein Organon zu erfinden, zu vervollkommnen ſtrebte und endlich verbrannt ward. Er iſt auch unter uns wieder bekannt geworden durch den geiſtreichen Auszug aus ſeinem Buche von der Urſache, dem Urgrunde und dem Einen, welchen F. H. Jacobi in ſeinem Werke über die Lehre des Spinoza gegeben hat. Nicht minder trefflich aber und gleichſam eine Fortſetzung dieſes Werks iſt ein anders ebenfalls dialogiſches über das unendliche All und die Welten, worin die ariſtoteliſche Lehre Punkt für Punkt mit Feuer und Tiefſinn widerlegt wird. Sollten wir nur noch auf unſere Zeiten zurückkommen, ſo würden wir auch hier nachweiſen können, wie man Platon's Weg wieder betrat und auf ihn die Philoſophie zu führen ſuchte. Hier jedoch überlaſſen wir den Wißbegierigen ſich ſelbſt und der Kraft, dem großen Schwung unſers Zeitalters zu folgen, oder nicht. Gewiß aber iſt, daß keinem wahren Philoſophen Platon's ethiſche Begeiſterung fehlen dürfe, wie daß noch keiner den großartigen und reingebildeten Styl deſſelben bis jetzt ſich anzueignen fähig geweſen. Von den Ausgaben des Platon ſind außer der Aldiniſchen die vorzüglichſten die von Henricus Stephanus 1578, 3 Bde. Fol., die frankfurter, 1602, Fol. und die zweibrücker, 1781—86, 13 Bde. 8. Die neueſten ſind von Beck, Becker und von Aſt; noch andre ſind angekündigt. Wa.

Platoniſche Liebe, ſ. den vorigen Art.

Platoniſche Philoſophie, ſ. Platon.

Platoniſche Republik, ſ. Platon.

Plattdeutſch, Niederdeutſch, Niederſächſiſch (ſeit dem 16. Jahrh. auch Saſſiſch), gleichbedeutende Beinamen derjenigen weichern deutſchen Mundart, welche ehedem über einen großen Theil von Deutſchland herrſchte, und jetzt noch in den Ländern Norddeutſchlands im Munde des Volks gehört wird. Es ſteht derſelben die härtere, oberdeutſche, in der ſüdlichen Hälfte unſers Vaterlandes übliche Mundart entgegen. Welche von beiden die ältere ſei, iſt ſchwer zu entſcheiden. Wahrſcheinlich iſt es, daß ſich ſchon in den älteſten Zeiten, bald nach Einwanderung der erſten aſiatiſchen Völkerſchaften in Deutſchland, zwei Hauptmundarten bildeten, eine weichere und eine härtere, indem der eine jener eingewanderten aſiatiſchen Nomadenſtämme nördlich, der andre ſüdlich längs der Donau ſich hinzog. Bald mochte ſich auch

hier der mächtige Einfluß des Klima's, des Bodens und der Lebensart zeigen. Die rauhern und waldigen Gebirge Süddeutſchlands und die kriegeriſche Geſchäftigkeit längs der Donau erſchufen eine feierlich-ernſte und gebieteriſche Sprache, während das flachere Land des Nordens mildere Sitten und mit ihnen eine mildere, weichere Sprache hervorbrachte. Zu einer ſcharfbegrenzten, bleibenden Abſonderung beider Mundarten konnte es aber nicht kommen, ſo lange die Völker unſtet von Wohnſitz zu Wohnſitz herumirrten, und auch lange nachher noch mußte der Verkehr der Völkerſchaften unter einander eine theilweiſe Miſchung der Mundarten erzeugen. Daher wir in den älteſten Ueberbleibſeln unſrer Sprache beide Hauptmundarten fortwährend in einander verſchmolzen erblicken. Mit Gewißheit läßt ſich die Zeit ihrer Trennung nicht ausmitteln. Nach einigen fing man ſchon zu Ottfried's Zeiten, alſo im 9. Jahrh. an, die lingua theodisca oder oberdeutſche Sprache von der teutisca, teutonica, belgica oder niederdeutſchen zu unterſcheiden; nach Andern aber trat dieſe Scheidung erſt im 13. Jahrh. ein. So viel bleibt indeſſen gewiß: beide Mundarten waren lange mit einander vermiſcht, und herrſchten auch nach erfolgter Abſonderung lange gemeinſchaftlich neben einander fort, die härtere in dem ſüdlichen Theile Deutſchlands, in Oeſterreich, Baiern, Franken, Schwaben, am Oberrhein, auch zum Theil in Oberſachſen; die weichere im nördlichen Deutſchland, im Niederſächſiſchen, in Weſtphalen, am Niederrhein und in ganz Belgien, ſo daß die Grenzlinie zwiſchen beiden, wenn geographiſche Beſtimmungen hier möglich ſind, vom Rhein durch Heſſen und Halberſtadt längs des Mains und der Saale bis zur Elbe und Havel ſich hinzog. Für die lange und ausgebreitete Herrſchaft der niederdeutſchen Mundart zeugt die Menge der abgeleiteten Sprachen, von denen folgende die vornehmſten ſind: 1) die angelſächſiſche (engliſche), 2) die normanniſche, 3) die flämiſche und niederländiſche, ſeit dem 13. Jahrh. die holländiſche genannt, 4) die isländiſche, 5) die norwegiſche, 6) die ſchwediſche, und 7) die heutige niederſächſiſche. Daß aber dennoch die oberdeutſche Mundart ſchon früh zu einem größern Anſehn gelangte, hatte ſeinen Grund theils in der Nähe Italiens und Frankreichs, mit denen das ſüdliche Deutſchland zuerſt in eine wohlthätige geiſtige Berührung kam, theils in dem Umſtande, daß gerade mit den ſchwäbiſchen Kaiſern, und von ihnen begünſtigt, ein regeres Geiſtesleben in Deutſchland erwachte. Jetzt, als die niederſächſiſche Sprache in der letzten Hälfte des 12. Jahrh., zur Zeit der holländiſchen Anſiedelungen in Deutſchland, durch die mit den verwandten Anſiedlern eingezogne belgiſche Mundart ſich bereichert hatte, erhob ſich dieſelbe im nördlichen Deutſchland auch eine Zeit lang zur Schriftſprache, bis im 16. Jahrh. durch Luther's Bibelüberſetzung das Hochdeutſche herrſchend ward, und ſeine Schweſter nicht nur aus Schriften, ſondern allmälig auch aus Gerichtshöfen, Kirchen, Schulen und aus den Kreiſen der Gebildeten verdrängte. Nur in einigen Gegenden, z. B. in Pommern, Weſtphalen, Mecklenburg rc. erhielt ſich die letztre bis zum Anfange des 17. Jahrh. in Schriften geiſtlichen und weltlichen Inhalts. Als Volksſprache dagegen finden wir ſie noch jetzt, obwol in verſchiednen Mundarten, durch ganz Niederdeutſchland verbreitet. Sie hat in neuerer Zeit viel Freunde gefunden, die ſich ihrer, der Verbannten, gegen die hochdeutſche Sprechart angenommen haben. Schon Leibnitz drang darauf, ſie zur Erklärung, Bereicherung und Verbeſſerung des Hochdeutſchen zu benutzen, und J. H. Voß verſuchte es, ſie, „die neben der Hochdeutſchen, als

ſanftere Schweſter, fortzublühen verdient hätte," durch mehrere treff= liche plattdeutſche Gedichte zur Schriftſprache wieder zu erheben. Und in der That, wenn wir auch die Behauptung eines geachteten Sprach= forſchers (ſ. Gedike über deutſche Dialekte, in der erſten Samml. der Beitr. d. k. pr. Akad. d. Wiſſ. zur deutſch. Sprachk. Berl. 1794, S. 310) „daß ſie es mehr verdient habe, allgemeine Schriftſprache zu werden, als die oberſächſiſche Mundart," nicht unbedingt unterſchrei= ben können: ſo verdient ſie doch gewiß auch nicht die Verachtung, mit der der Hochdeutſche auf ſie herabzublicken, und ſie als eine ausgear= tete Schweſter ſeiner Sprache zu betrachten pflegt. Wenn auch nicht ſchon ihr Alter ſie der Beachtung werth machte, ſo würde ſie ſich uns doch dadurch empfehlen, daß ſie in vielen Stücken wohlklingender, rei= ner und reicher iſt, als unſre geprieſne hochdeutſche Mundart; ein Vor= zug, der die Aufmerkſamkeit der Sprachforſcher um ſo mehr auf ſie hinlenken muß, je mehr und öfter man in unſrer Zeit das Bedürfniß einer Reinigung und Bereicherung unſrer Schriftſprache gefühlt hat. Dankbar erkennen wir daher die Bemühungen derjenigen an, die durch mundartliche Wörterbücher (Idiotica) uns mit den Eigenthümlichkei= ten dieſer Sprache bekannt zu machen verſucht haben, und ſehen darin um ſo mehr Verdienſt, je näher, aller Wahrſcheinlichkeit nach, der Zeitpunkt iſt, wo von der niederdeutſchen Sprache als von einer aus= geſtorbnen die Rede ſein wird. Um das, was wir über den Wohlklang und den ſanftern, vielleicht nur zu weichen Charakter der niederdeut= ſchen geſagt haben, deutlicher zu machen, fügen wir Einiges über die Ausſprache derſelben bei. Der Plattdeutſche vermeidet in der Regel (einige gröbere Mundarten machen eine Ausnahme) die breiten Dop= pellauter, ſtatt Maul ſagt er Muul, ſtatt Haus Huus, ſtatt Leute Lüde, ſtatt reiten ryden. Das ch iſt ihm faſt ganz unbekannt; ſtatt deſſelben läßt er ein k hören, wie in maken, Saken, ik ſtatt machen, Sachen, ich rc. Das ch vor s, wie in Flachs, Fuchs fällt ganz weg, daher: Flaß, Voß, ſo auch Saſſen für Sachſen. Das ſcharfe ſſ in der Mitte wird gern zu einem t, alſo Water für Waſſer rc. Mit gleicher Abneigung gegen den harten Ziſchlaut verwandelt die nieder= deutſche Sprache ſchlagen in ſlagen, ſchmecken in ſmecken, Holz in Holt, Zinn in Tinn. T wird oft zu D, z. B. Dag, Diſch; B. zu W, z. B. blywen; pf immer zu p, z. B. Perd, Kopper rc.; ſelbſt das d muß ſich es oft gefallen laſſen, einer mildern Ausſprache zu Liebe ausgelaſſen zu werden, z. B. laen für laden, Bo'n für Bo= den u. ſ. w.

Plattiren iſt die Kunſt, geringere Metalle mit einer dünnen Silberplatte, entweder des Nutzens oder des Zierraths wegen zu be= decken. Ehemals wurde die Silberplatte auf dem geringern Metalle feſt= gelöthet; es gab dabei zwei Arten, die weiche und die harte, oder die Zinn= und Silberlöthung. Gegenwärtig plattirt man ſo, daß man eine Silberplatte auf eine zwölfmal ſtärkere Kupferplatte befeſtigt, ſie beide zuſammen ausdehnt und dann dieſen Platten mit einer Präg= maſchine die erfoderliche Geſtalt gibt.

Plauen, eine der gewerbſamſten Städte des Königreichs Sach= ſen, die Hauptſtadt des voigtländiſchen Kreiſes, liegt in einem ſchö= nen Thale, an der weißen Elſter, und enthält ein Schloß, zwei Kir= chen, 560 Häuſer und 6000 Einw. Außer dem Amte, das ſeinen Sitz im Schloſſe hat, findet man hier ein Lyceum, zwei Hoſpitäler und zwei Waiſenhäuſer. Die Stadt iſt vorzüglich bemerkenswerth wegen

der Baumwollen- und Muſſelinfabriken, welche die feinſten Muſſeline liefern. 1802 lieferten die Muſſelinfabriken an 120,000 Stück, und beſchäftigten 112 Schleierherren (Baumwollenwaaren-Händler), 230 Weber mit mehr als 200 Geſellen und Lehrjungen und über 1800 Wirker. Auch die Kattundruckerei iſt bedeutend; ferner iſt hier eine Wachsleinwandfabrik und einige Tuchwebereien und Strumpfwirkereien. Doch waren dieſe Baumwollenfabriken früher noch blühender, als jetzt; denn 1794 beſchäftigte die Malerei und Einnätherei der baumwollnen Waaren an 6000 Perſonen.

Plauiſcher Grund iſt eine der reizendſten und merkwürdigſten Naturgegenden in der Nähe von Dresden, eine halbe Stunde vor den äußern Thoren der Stadt, am Wege nach Tharand und Freiberg. In dieſem herrlichen, faſt drei Stunden langen Felſenthale, das die Weißeritz, bald als ein reißender Wald- und Gebirgsſtrom, bald als ein klarer Forellenbach durchrauſcht, wechſeln die mannichfaltigſten Scenen, die es ſich bei den Ruinen von Tharand in enge wilde Schluchten zuſammenzieht. Hier ſtarren nackte Felſen wild empor; dort breiten ſich ſchön bewachſne, mit Laub- und Schwarzholz geſchmückte Berge in ſanften Abhängen aus; hier rauſchen Mühlen, dort blicken freundliche Dörfer zwiſchen Birkenwäldchen und Weinpflanzungen hervor; hier iſt der Charakter der Gegend romantiſch kühn; dort ländlich, mild und ſanft. Beſonders merkwürdig iſt die mineralogiſche Beſchaffenheit dieſes Thals, wenn es von ſeinem reizenden Gewande entkleidet ſich zeigt. Mit Recht nennt es der Geolog ein Archiv der Natur, worin die wichtigſten Urkunden der gewaltſamen Umwälzungen aufbewahrt ſind, welche die Gewäſſer der Erde verurſacht haben. Der tiefe Grund, den wir jetzt bewundern, hat ſeine Geſtaltung mit allen phantaſtiſchen Krümmungen jener fürchterlichen Gewalt zu verdanken, wie die Uebereinſtimmung des in Maſſen auf beiden Seiten aufgeſchichteten Urgebirges beweiſen. Eine weite Strecke hindurch, vom Eingange bis zur Pulvermühle, haben gewaltige Fluthen vor Jahrtauſenden ſich dieſes tiefe Bett in ein Sienitgebirge gewühlt; daſſelbe ſpaltend, häuften ſie zertrümmerte Maſſen von Urgebirgen, Wäldern, Landthieren und Seegeſchöpfen von beiden Seiten auf einander. Ueberall wechſeln Steinkohlenflötze mit Porphyrgebirgen und Gneis ab. Das Urgebirge des Thales iſt auf beiden Seiten Sienit; es erſtreckt ſich bis zum Eiſenhammer. Beim Eingange zur Rechten der Weißeritz, und hie und da auf den Höhen ſieht man losgeriſſne Felſenſtücke deſſelben. Die tiefe Entblößung dieſes Gebirges und die mancherlei merkwürdigen Gänge, welche daſſelbe durchkreuzen, können Jedem, der auch gar nichts von der Bergkunde verſteht, eine deutliche Vorſtellung von dem innern Bau der Gebirge geben, und ihn belehren, was eigentlich Gänge ſind. In dieſem Sienit kommen kleine Kryſtalle von der Größe einer Viertellinie bis zu einem Viertelzoll vor, in denen Klaproth ein bisher noch unbekanntes Metall enthalten fand, welches er Titanium, die Kryſtalle ſelbſt aber Titanit nannte. Außerdem enthält dieſer Sienit auch kleine Granatkryſtalle. Ueber dem Sienitgebirge ſieht man drei ſehr merkwürdige Lagen von Flötzgebirgsarten. Die erſte iſt ein hohes Sandſteinflötz, welches bei Koſchütz und Dölzſchen horizontal geſchichtet, gegen vierzig Ellen aufſteigt. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß es von Meergewäſſern hier abgeſetzt worden, weil es auf beiden Seiten eine unzählige Menge verſteinerter Muſcheln enthält, von verſchiednen Gattungen. Die ſchöne Brücke am Eingange des Thales iſt aus dieſem ſehr feſten Sandſtein

erbaut. Ueber dieſem Sandſteinflötze liegt ein zwei bis vier Ellen hohes Sienitgeſchiebe; es beſteht aus lauter zertrümmerten Sienitſtücken, deren Verwitterung und abgerundete Form beweiſt, wie lange ſie vom Waſſer herumgetrieben worden. Sie ſind mit vielem ſandigen Thon verbunden. Auf dieſem Conglomerate endlich liegt ein Steinmergelflötz, in der Gegend ſelbſt Pläner genannt. Es zieht ſich aus der Tiefe des Elbthals zu beiden Seiten des Grundes hinauf in horizontalen Schichten, deren jede zwei Ellen dick, und wieder in drei bis vier Bänke abgelöſt iſt. Seine Feſtigkeit und ſeine natürliche Ablöſung machen ihn zu einem ſehr bequemen Bauſteine; auch iſt er mit einer Menge verſteinerter Muſcheln aus dem Grunde des Meers vermiſcht. Nach dieſem erſten Blicke auf die Bildung des plauiſchen Grundes wollen wir den Freund der Natur auch durch das ſchöne Thal ſelbſt führen. Die Straße von Dresden geht bis zum Dorfe Plauen in der Ebene fort. Durch den Krieg im J. 1813 wurde dieſe blühende Gegend ſehr verwüſtet. Doch fängt der fleißige Sachſe ſchon wieder an, ſich hier als Landwirth oder Künſtler anzuſiedeln. Vor dem Eingange des Grundes liegt ein Vorwerk mit einem Garten an der Weißeritz und einem Sommerpalais, Reiſewitz'ens Garten genannt. Seine ſchöne Partien machen ihn zu einem beſuchten Vergnügungsorte. Am Ende deſſelben, dicht am Fuße der Höhe, die ſich zur Linken erhebt, liegt das Dorf Plauen. Es iſt eins der älteſten Dörfer dieſer Gegend, und erhielt wahrſcheinlich von dem wendiſchen Worte Plawa, eine Schwemme, den Namen. Vermuthlich hatte die Weißeritz den Eingang des damals mit Steinen und Waldung bedeckten Grundes ganz überſchwemmt. Andre Spuren von dem hohen Alter dieſes Dorfes verrathen zwei nahe dabei befindliche Plätze, welche wahrſcheinlich geheiligte Oerter der Sorben waren, wo ſie die Aſche ihrer Todten begruben und ihre Opfer verrichteten. Einer derſelben iſt der Hahneberg zwiſchen der Stadt und dem Dorfe; ein Hügel, auf welchem einſt ein geheiligter Hain ſtand. Das Pfarrfeld befindet ſich auf dieſem Berge, der vielleicht bei der Einführung des Chriſtenthums der Kirche eingeräumt wurde, um alle Spuren des Götzendienſtes zu vertilgen. Der andre heilige Platz ſoll die ſogenannte Felſenkuppe geweſen ſein, die ſich unweit der vordern Spitze befindet, unter welcher die Wohnung des Hegereiters liegt. Sonſt war ſie mit Waldung bedeckt, wovon ſich noch der Name Tännicht erhalten. Jetzt nennt man ſie den großen Stein; ſie bekam im ſiebenjährigen Kriege durch eine Schanze eine ganz veränderte Geſtalt. Die beträchtlichen vorher geordnet über einander gelegten Felſenſtücke hatten ſonſt ganz die Geſtalt und Beſchaffenheit der Hünen- oder Heiden-Hügel. Nicht weit von dieſer zerſtörten Opferſtätte grub man in der Gegend des Koſchützer Weinbergs mehrere Urnen von Thon aus. In ſpäterer Zeit hat dieſe Felſenkuppe wahrſcheinlich zu einem Calvariberge gedient; denn an der Straße, welche dieſe Anhöhe hinaufführt, waren um die Zeit des ſiebenjährigen Kriegs noch ſteinerne Säulen und Kreuze zu ſehen, welche vermuthlich die Stationen bezeichneten. Gleich hinter dem Dorfe Plauen zur Rechten iſt der Eingang in den herrlichen Grund, wo ſich das Heitere mit dem Ernſte des Erhabnen vereint. Man wählt den etwas erhöhten Fußſteig linker Hand längs des Mühlgrabens, wo rechts die forellenreiche Weißeritz zwiſchen dem Fahrwege und dem buſchigen Abhange jenſeits über einige Wehre hinabrauſcht. Die ſchönſte Ausſicht gewahrt man auf der hohen Felſenklippe vor Dölzſchen. Unter ſich erblickt man das ſonnige Elbthal und die Stadt,

am Fuße einer ſchön gewundnen Hügelreihe von Weinbergen und Landhäuſern; hinter ihr dehnt ſich ein Tannen- und Kiefernwald aus, über welchem ſich die höhern Gebirge der Lauſitz in blauer Ferne erheben. Die Elbe ſtrömt vom Morgen zwiſchen dem Königſtein und Lilienſtein in die Aue von Pirna herab, und verliert ſich im Abend unter den meißner Gebirgen. Inmitten der fruchtbaren, von großen Heerſtraßen durchſchnittnen Fluren liegen freundliche Dörfer verſtreut. Aber welch ein Wechſel, wenn man jetzt ſich wendet! Statt der lachenden Landſchaft erblickt man tief unter ſich eine ſchmale, jähe Schlucht, deren Felſenwände ſich kühn und majeſtätiſch, hier nackt, dort mit Gebüſchen bekränzt, emporheben. An ihrem Fuße rauſcht die Weißeritz hin, und ſtürzt ſich über ein Wehr. Drei nicht weit von einander gelegne Mühlen beleben den Grund und mildern die düſtere Anſicht deſſelben. Weiter gen Weſten, wohin die Schlucht maleriſch ſich krümmt, wird man ein breiteres, von hohen Gebirgen umſchloſſnes Thal gewahr, aus deſſen Mitte ſich der Kirchthurm von Döhlen erhebt. Folgt man aber dem Thalwege in der Tiefe, ſo wird man gleich beim Eingange in den Grund ſehr überraſcht durch die romantiſche Anſicht der ſchönen ſteinernen Brücke in der Nähe der Buſchmühle. Im Sommer ſcheint dieſe Brücke überflüſſig, bei Eisgängen ſchwillt der ſanfte Bach aber oft zum reißenden Waldſtrome an. Neben der Brücke bildet ein breites Wehr einen künſtlichen Waſſerfall. Die Weißeritz verſorgt Dresdens Bewohner mit Brennholz; und unterhält von oben das Spiel der ſich jagenden Scheite, die immer ſchneller über das hängende Wehr einander verfolgen. Schroffe unwirthliche Felſen ragen von der einen Seite ſteil aus dem Waſſer himmelan, die gegenüberſtehenden ſind mit Birken und Büſchen reich geſchmückt. Nicht weit von der Mühle liegt im Waldesdunkel die Villa des (in Rom lebenden) Malers Graſſi. Ehe die Straße nach Tharand durch dieſen Grund geführt war, glich er hier einer furchtbaren Wildniß; viele Felſen mußten geſprengt werden, um die Straße zu ebnen. Unter dieſen hervorragenden, jetzt meiſt weggebrochnen Klippen war das ſogenannte Schweizerbette eine der merkwürdigſten. Unter abwechſelnden Anſichten kommt man zur zweiten, oder Königsmühle, und zur dritten, der ſogenannten neuen Mühle. Weiterhin, wo der tiefe Grund ſich allmälig erweitert, liegt noch ſehr romantiſch eine Pulvermühle; ſonſt war ein Kupferhammer hier. Hierauf wird die Gegend freier und heiterer bei dem Dorfe Potſchappel. Dieſem gegenüber liegt der hohe Burgwartsberg. Er hat den Namen von einer Burg, die König Heinrich der Erſte in der erſten Hälfte des 10. Jahrh. hier erbaute, um die Wenden im Gehorſam zu erhalten. Man nannte ſie Burgwardium Buiſtrizi, vielleicht weil in noch grauerer Vorzeit der wendiſche Gott Püſtritz hier abgebildet ſtand, wovon das benachbarte Dorf Peſterwitz ſeinen Namen bekam. Auf der Oſtſeite findet man die deutliche Spur eines Waldes, und vorn auf der Felſenkuppe unterſcheidet man noch eine keſſelförmige Vertiefung, welche der Burgbrunnen war. Das Dorf Potſchappel hat ein niederländiſches Anſehn, und der erſt ſeit ungefähr dreißig Jahren daſelbſt ernſtlich betriebne Steinkohlenbau iſt nicht unbedeutend. Die Kohlenflötze ziehen ſich von Burg am Windberge herab bis nach Zamkerode, und über Kleinhermsdorf hinauf, und es liegen oft mehrere über einander. In Burg iſt die Art des Abbaues der Steinkohlen ſehr merkwürdig. Gegen 160 Ellen unter der Erde, nach dem Windberge zu, iſt in einem Bezirke von ungefähr 800 Ellen das Flötz, wel-

ches daſelbſt 14 Ellen hoch iſt, abgebauet; und die Grube bildet ein unterirdiſches Labyrinth, denn man hat Pfeiler von drei bis vier Ellen in der Stärke ſtehen laſſen müſſen, damit die Decke nicht einſtürze. Hinter Potſchappel ſcheint der eigentliche Grund geendet, lachende Ebnen breiten ſich aus, und die Anſicht von Döhlen bildet ein heiteres Gemälde. Am Wege ſelbſt befindet ſich, an der Weißeritz, die döhlener Waſſerkunſt, welche das im Kohlenſchachte ſich ſammelnde Waſſer herauspumpt. Durch dieſe Maſchine wird es möglich, die Kohlen aus der Tiefe zu gewinnen, und ungeachtet des Waſſers fortzuarbeiten. Jetzt ſoll eine Dampfmaſchine dies bewirken. Auch wird ein großer Stollen zur Elbe geführt. Der Windberg iſt der höchſte Berg dieſer Gegend. An ſeinem Fuße vorbei kommt man durch das ſeiner Obſtbaumzucht wegen bekannte Deuben; hier beginnt das Thal wieder ſich enger zu ſchließen, das Dörfchen Hainsbach liegt maleriſch vor uns, und rechts kommen wir dicht bei dem Rieſenbette, einer in einem ſchroffen Felſen ſich wölbenden Höhle vorbei. Nicht weit davon entſteht die Weißeritz, aus dem Zuſammenfluſſe der wilden und der rothen Weißeritz. Das Thal, wo die wilde Weißeritz herausſtrömt, iſt tief und düſter. Es iſt ſo eng, daß die Breite des Waſſers und Fahrwegs zuſammen kaum 24 Ellen beträgt. Zu beiden Seiten erheben ſich Tannen über einander, ſteile und nackte Klippen ragen dazwiſchen hervor, und brauſend ſchäumt der Waldbach durch dies einſame Thal, wo man nur das Rauſchen des Waſſers und das Krächzen der Raben hört, ſelten ſieht man in der finſtern Schlucht etwas Lebendiges, als etwa einen hochſchwebenden Geier. Ganz verſchieden iſt der Charakter des letzten Drittheils unſers plauiſchen Grundes; reich an romantiſchen Abwechſelungen, leitet er durch das liebliche heilsberger Thal vollends bis zu dem Anblicke der Ruinen von Tharand. Für den Botaniker iſt der plauiſche Grund ſehr merkwürdig, weil er die mannichfaltigſten Kräuter, Pflanzen und Flechten enthält; auch der Entomologe wird ſich hier ſehr befriedigt finden. Sonſt fabelte man von Schätzen an Gold und Silber, die in dieſen Gebirgen zu finden wären; doch fand man in dieſen Bergen nie eine Spur von edeln Metallen. In einer ſo romantiſchen Gegend kann es nicht an alten Sagen fehlen; am bekannteſten iſt das Mährchen von dem Zauberſchloſſe im Innern des Windberges. Der ſchief gegenüber liegende Burgwartsberg macht dem Zauberſchloſſe die Größe des Reichthums noch ſtreitig, denn von ihm erzählt die Sage, daß eine ganze Braupfanne voll Gold darin verzaubert liege, und daß bisweilen nächtlich blaue Flammen um ſeinen Gipfel tanzten. So verknüpft rege Phantaſie das Geheimnißvolle mit dem Tiefen, geahnete Schätze, einen innern deutungsvollen Kern, mit den ſichtbaren Naturſchönheiten. Reiner Glaube und höherer Sinn werden geiſtig leicht hier das finden, was kindiſcher Aberglaube im Golde allein zu faſſen wähnt, die liebende allmächtige Weltſeele, die aus dem Wunderbau der Erde ſowol, als aus den Bahnen der Sonnen, uns ihre tröſtende Nähe verkündet. Wl.

Plautus (Marcus Accius), einer der älteſten römiſchen Schauſpieldichter, gebürtig aus Sarſina in Umbrien, lebte um das J. 200 vor Chr. in Rom als Vorſteher einer Schauſpielergeſellſchaft. Aus Gellius wiſſen wir, daß er ſich wenigſtens eine Zeit lang in einer ſehr dürftigen Lage befand, die ihn nöthigte, ſich ſeinen Unterhalt mit einer Handmühle zu verdienen. Dabei ſcheint er jedoch eine unverwüſtlich frohe Laune gehabt zu haben; denn ſelbſt in jener, eben nicht zur Poeſie einladenden Lage ſoll er einige Luſtſpiele verfertigt haben.

Noch ſind uns zwanzig ſeiner für echt gehaltnen Komödien (denn die Beliebtheit der plautiniſchen Stücke bewirkte wahrſcheinlich, daß man viele unter Plautus Namen verfertigte) meiſt vollſtändig erhalten worden. Die Namen ſind theils von Perſonen entlehnt, die in dem Stücke eine Rolle ſpielen, wie Amphitruo (der Gemahl der Alkmene, Mutter des Herkules), Curculio (d. h. Kornwurm, Name eines Schmarotzers), Epidicus, Pseudolus, Stichus (Namen von Sklaven), Bacchides (Name zweier Buhlerinnen), Menaechmi (Name eines Zwillingsbrüderpaares), Miles gloriosus (der großſprecheriſche Soldat), Captivi (die beiden Gefangnen), Mercator (der Kaufmann), Poenulus (der Punier oder Karthaginenſer), Persa (der Perſer), Truculentus (der Trotzige oder Wilde); theils von gewiſſen Dingen, die in dem Stücke vorkommen und dem Ganzen zur Grundlage oder Entwickelung dienen, wie Aulularia, Cistellaria, Mostellaria, sc. Fabula (der Topf oder der Schatz, das Käſtchen, die Geſpenſter). Plautus Verdienſt beſteht darin, daß er die griechiſchen Komödien des Diphilus, Epicharmus u. A. theils überſetzend, theils nachbildend, in die lateiniſche Sprache übertrug, und dadurch dieſe ſelbſt mit ausbilden und bereichern half. Die Alten ſelbſt können ſeine kernhafte, alterthümliche Sprache nicht genug rühmen, und nach Varro meinte Jemand, die Muſen, hätten ſie lateiniſch reden wollen, würden ſich der plautiniſchen Sprache bedient haben. Nicht weniger rühmte man den ſchalkhaften Witz und den Sentenzenreichthum des alten Komikers. Allerdings läßt ſich für die Sprache des Umgangs und des gewöhnlichen Lebens viel aus Plautus lernen, ob ſich wol vieles Alterthümliche und Veraltete bei ihm findet, das nicht nachzuahmen iſt. Auch an Witz und origineller Laune gebricht es den plautiniſchen Komödien nicht; aber die Sprache iſt oft gemein, der Scherz bisweilen unedel, ja ſchmutzig. Nicht ſelten iſt der Gegenſtand ſeiner Stücke eine höchſt obſcöne Geſchichte, die ſpaßhaft behandelt wird. Im Allgemeinen hat ſein Dialog größere Verdienſte, als die dramatiſche Entwickelung. Es geht daraus hervor, wie wenig man im Allgemeinen dieſen Dichter, beſonders jüngern Leſern, empfehlen darf. Doch ſind einige ſeiner Komödien weniger anſtößig, z. B. die beiden Gefangnen, und der Trinummus, von welchem letztern Stücke wir auch eine einzelne, vorzügliche kritiſche Ausgabe von Herrmann haben. Eine treffliche Ausgabe ſämmtlicher plautiniſchen Komödien nebſt den Bruchſtücken iſt folgende: M. Accii Plauti quae supersunt Comoediae cum commentario et var. notis et observat. ex recens. Ioh. Frid. Gronovii c. praefat. I. A. Ernesti. Vol. II. Lips. 1760. Eine neuere Ausgabe mit einem fortlaufenden Commentare erſchien Zweibrücken 1788, 3 Bände 8.; von Schmieder, Göttingen 1804—1805; und die neueſte, in usum elegant. hominum, von Bothe, Berlin 1810, in 4 Bänden. Lateiniſch und deutſch gab die plautiniſchen Luſtſpiele heraus Danz, Leipzig 1806—1807, und metriſche Ueberſetzungen lieferten außer Mylius (Berl. 1784) Küffner (Wien, 1806—1807) und Köpke (Berlin, 1809, den 1ſten Band), letztre beide mit Anmerkungen. S.

Plebejer, Plebs, hieß bei den Römern diejenige Volksklaſſe, welche nicht zu den Senatoren (ſ. **Patrizier**) und Rittern gehörte; in den letztern Zeiten der Republik auch alle diejenigen, welche keine öffentlichen Staatsämter bekleideten, ſondern als Privatleute von ihrem Vermögen lebten, und überhaupt alle diejenigen, deren Vermögen nicht wenigſtens 400,000 Seſtertien betrug; ſie mochten übrigens Handwerker, Kaufleute, Unterbeamten, Soldaten, Bettler ꝛc. ſein.

Vornehmlich aber nannte man Plebejer die ärmere Volksklaſſe, die meiſt von den Spenden, welche ihnen der Staat oder die Reichen und ihre Patrone machten, und von dem (geſetzlich verbotnen) Verkaufe ihrer Stimmen lebten. Man unterſcheidet Plebs rustica und Plebs urbana, und rechnet zu dieſer alle in der Stadt lebenden Handwerker, Krämer, Bettler, Müßiggänger ꝛc., zu jener die auf dem Lande lebenden, den Ackerbau treibenden Bürger, welche überhaupt der angeſehenſte und beſte Theil der römiſchen Bürgerſchaft waren. Ueber die Kämpfe der Plebejer mit den Patriziern ſ. d. Art. Rom. In der blühendſten Zeit der Republik, nach dem Tode Sylla's, zählte man ungefähr 450,000 römiſche Bürger; davon lebte ungefähr die Hälfte in Rom und der umliegenden Gegend, und bildete, nach Abzug der Senatoren und Ritter, daſelbſt den dritten Stand.

Plectrum hieß das Inſtrument, womit die Alten die Lyra gewöhnlich ſpielten. Wahrſcheinlich war es ein dünnes Stäbchen von Holz oder Elfenbein. Erſt ſpäter wurde es Sitte, die Saiten mit den Fingern anzuſchlagen. Die Lacedämonier hielten dies für ſo unziemlich, daß ſie einſt einen Lyriſten deshalb zu einer Geldſtrafe verurtheilten.

Plejaden, die Töchter des Atlas, ſieben an der Zahl. Die Fabel erzählt, Orion habe ſie erblickt und liebend verfolgt, ſie aber die Götter um Rettung angefleht, worauf Jupiter, ſich ihrer erbarmend, ſie in Tauben verwandelt habe. Daher das Siebengeſtirn.

Pleonasmus (Ueberfluß), heißt in der Redekunſt derjenige Fehler, wenn ein und derſelbe Begriff oder Gedanke ohne Grund und Nachdruck wiederholt ausgedrückt wird. Dies geſchieht dadurch, daß man dieſelben Worte wiederholt, oder gleichbedeutende, oder ſolche, deren Sinn in andern wenigſtens zum Theil enthalten iſt, braucht. So iſt es pleonaſtiſch, zu ſagen: der großmüthige Fürſt, welcher gern die Großmuth übt. In dieſem Falle iſt freilich der Pleonasmus ſehr ſichtbar; es gibt aber eine verborgnere Art deſſelben, gegen die ſelbſt gute Schriftſteller nicht immer auf ihrer Hut ſind.

Pleureſie (pleuritis) iſt die Entzündung der Pleura oder des Bruſtfelles, einer ſeröſen Haut, welche die innere Oberfläche der Bruſthöhle umkleidet und ſich auf die äußere Oberfläche der Lunge fortſetzt. Die Pleureſie entſteht am häufigſten von Erkältung, unterdrückter Gicht, Rheumatismus und Blutungen. Sie verräth ſich durch einen lebhaften meiſt ſtechenden Schmerz der Seite (daher die Krankheiten im Deutſchen Seitenſtich genannt wird) durch kurzes beſchwerliches, den Schmerz vermehrendes Athenholen, Huſten und fieberhafte Symptome. Im Anfange iſt der Huſten trocken, ſpäter wird bisweilen unter kritiſchen Ausleerungen, welche das Fieber entſcheiden, eine große Menge von Schleim mit Erleichterung ausgeworfen. Dann zertheilt ſich die Entzündung, welche aber in andern Fällen auch in Eiterung und Ausſchwitzung übergeht und es auch veranlaßt, daß die Lunge mit dem Bruſtkaſten verwächſt. Iſt die Krankheit zum erſtenmal vorhanden, iſt ſie neu entſtanden, wird ſie frühzeitig genug erkannt und gehörig behandelt, ſo iſt die Gefahr eines unglücklichen Ausgangs nicht groß. Blutegel und minder antiphlogiſtiſche Mittel, Ableitungen durch Veſikatorien ſind bei einer guten Behandlung vorzüglich wichtig.

Pleyel (Ignaz), ein ſehr beliebter Inſtrumentalcomponiſt, geb. im Oeſterreichiſchen 1757, ſtudirte die Compoſition unter Anleitung des großen Haydn bis 1786, wo er eine Reiſe nach Italien und Frank-

reich machte. Er wurde hier aller Orten auf das Schmeichelhafteſte aufgenommen. Nach einem kurzen Aufenthalte in Paris, ward er 1787 zum Kapellmeiſter am Münſter zu Straßburg, mit einem Jahrgehalte von 4000 Franken ernannt. Als aber während der Revolution die Kirchen geſchloſſen und alle Kirchendiener verabſchiedet wurden, flüchtete ſich Pleyel, der zwar, den Umſtänden nachgebend, eine Hymne auf die Freiheit componirt, aber die Aufmerkſamkeit der mit andern Sorgen beſchäftigten Regierung damit nicht gewonnen hatte, 1793 nach London, gerade zu der Zeit, als Haydn ſich ebenfalls daſelbſt befand. Er gab eine Anzahl Concerte und wandte ſich darauf wieder nach Paris, wo im J. 1796 ſein Name unter den Componiſten des zweiten Ranges, welche ſeit der Eroberung der Freiheit zur Verſchönerung der Nationalfeſte durch ihre Talente beigetragen hatten, öffentlich und feierlich mit ausgerufen wurde. Seitdem hat er eine Muſikalienhandlung angelegt, welche ſich in kurzer Zeit zu einer der anſehnlichſten in Europa erhoben hat. Zu beſondrer Ehre gereicht ihm ſeine ſeit 1801 unternommne Ausgabe einer Bibliothèque musicale, in welcher er nach und nach die vornehmſten Werke der erſten italieniſchen, deutſchen und franzöſiſchen Meiſter, eines Händel, Haydn, Jomelli, Leo, Durante, Haſſe, Graun, Bach ꝛc. zu liefern verſprochen hat. Als Componiſt hat Pleyel eine große Anzahl von Werken geliefert, die größtentheils in Offenbach und dann in ſeiner eignen Officin erſchienen ſind. Sie zeichnen ſich ſämmtlich aus durch Leichtigkeit, Anmuth und Gefälligkeit; doch ſind die ſpätern nicht mit gleichem Beifalle aufgenommen worden. Meiſtens ſind ſie für Inſtrumentalmuſik: Simfonien, Sonaten, Duette, Trio's, Quartette, Quintette u. ſ. w. Für den Geſang führen wir nur ſeine Oper Ifigenia an.

Plinius (Caj. Secundus), der ältere dieſes Namens, römiſcher Ritter, geb. zu Verona im J. 23 nach Chr.; einer der größten Gelehrten und Geſchäftsmänner Roms. Er widmete ſich der Rechtsgelehrſamkeit, machte aber auch als Unterbefehlshaber einen Feldzug in Deutſchland mit, und bekleidete ſpäterhin mehrere öffentliche Stellen, unter andern das Amt eines Procurators in Spanien. Er iſt vorzüglich merkwürdig durch ſeinen ungemeinen Forſchungsgeiſt und ſeinen unermüdlichen Fleiß. Jeden Augenblick, den ihm ſeine Amtsgeſchäfte frei ließen, benutzte er zum Studiren. Ueberdies ſtand er ſehr früh auf, ſelbſt im Winter, legte ſich oft gar nicht zu Bette, und las ſelbſt während des Eſſens und Badens, oder ließ ſich vorleſen. Dabei zeichnete er ſich emſig Alles auf, was ihm merkwürdig ſchien, und äußerte öfters, kein Buch ſei ſo ſchlecht, daß man nicht etwas daraus lernen könne. Konnte er ſelbſt nicht ſchreiben, ſo dictirte er. Auf dieſe Weiſe konnte Plinius, ungeachtet ſeiner vielen öffentlichen Geſchäfte, mehrere bedeutende Werke liefern, die eben ſo von ſeinem Fleiße, als von ſeiner viel umfaſſenden Gelehrſamkeit zeugen. Endlich ward er ſelbſt ein Opfer ſeiner Wißbegier. Er befand ſich nämlich im J. Chr. 79 in der Nachbarſchaft des Veſuv, als ſich eben ein furchtbarer Ausbruch dieſes Vulkans ereignete, und konnte ſich, ungeachtet der drohenden Gefahr, nicht enthalten, dieſe merkwürdige Erſcheinung möglichſt in der Nähe zu beobachten. Schon fiel die glühende Aſche auf ſein Schiff; dennoch ließ er ſich nicht bewegen, umzukehren, und fuhr ſogar fort, Alles, was er wahrnahm, aufzuzeichnen. Während die Erde furchtbar um ihn dröhnte, übernachtete er unweit des brennenden Berges ruhig bei einem Freunde, und fand

am andern Morgen, als er ſich am Meeresſtrande niedergelaſſen hatte, ſeinen Tod in dem erſtickenden, ſich über die ganze Gegend verbreitenden Dampfe. So endigte dieſer merkwürdige, raſtlos thätige Mann, deſſen Schriften, zum unerſetzlichen Verluſte für die Wiſſenſchaft, größtentheils verloren gegangen ſind; unter andern ſeine Bellorum Germaniae lib. XX, und ſeine Historiarum lib. XXXVII. Ein Werk noch haben wir von ihm, daß die Ueberſchrift führt: Historia naturalis, oder Historia mundi, in 37 Büchern; eine ſehr reiche Sammlung von Merkwürdigkeiten aller Art aus dem ganzen Gebiete der Schöpfung und des Wiſſens, um ſo ſchätzbarer, da Plinius aus einer Menge verloren gegangner Bücher ſchöpfte, wie man aus dem 1ſten Buche jenes Werkes ſieht. Nicht bloß über Mineralien, Pflanzen und Thiere finden wir hier viele Wiſſenswerthes geſammelt, ſondern auch vieles Andre, was in die Aſtronomie, mathematiſche, phyſiſche und politiſche Geographie, und in die Medizin gehört, ja ſelbſt manches aus der Geſchichte der Kunſt, z. B. über Gemälde und alte berühmte Gebäude. Unter den ältern kritiſchen Ausgaben iſt die von Harduin (Paris 1723) die vorzüglichſte; die Handausgabe von Franz, mit Hardouin's u. A. Noten, iſt ſehr incorrect (Leipzig 1776—91 in 10 Bänden). Eine deutſche Ueberſetzung haben wir von Große (Frankfurt a. M. 1781—88). S.

Plinius (C. Plin. Cäcilius Secundus) der jüngere, des Vorigen Schweſterſohn, geb. nach Chr. 62 zu Comum (Como). Von ſeinem Oheim an Kindes Statt angenommen, lernte er eine weiſe Benutzung der Zeit, legte ſich frühzeitig mit dem größten Eifer auf das Studium der Beredtſamkeit und Philoſophie, und ſchon als ein 13jähriger Knabe machte er den Verſuch, eine Tragödie in griechiſcher Sprache zu dichten. In Syrien, wo er eine Zeit lang als Oberſter bei einer Legion ſtand, benutzte er den Umgang mit dem Philoſophen Euphrates, einem ſehr gebildeten Manne, und trat dann in Rom als Sachwalter mit Glück auf, bekleidete auch einige öffentliche Aemter, und wurde ſchon im 39ſten Jahre Conſul. Durch die vorzügliche Gunſt des Kaiſers Trajan ward er darauf zum Augur und zum Statthalter von Pontus in Bithynien ernannt, welchen ehrenvollen Poſten er zu allgemeiner Zufriedenheit zwei Jahre lang verwaltete. Er war in jeder Hinſicht einer der ausgezeichnetſten und beſten, und man kann auch hinzuſetzen, der glücklichſten Männer ſeiner Zeit. Denn nichts fehlte ihm zum frohen Lebensgenuſſe, und ein gebildeter Geiſt, ein edles Herz, und Freundſchaft und Liebe, mit einem Worte, das Schönſte und Beſte ſchmückte und verherrlichte ſein Leben. Als Schriftſteller arbeitete er mit eben ſo viel Liebe als Fleiß. Er verſuchte ſich in mehrern Gattungen, in Proſa und Poeſie. Uns iſt von ſeinen Schriften nichts mehr übrig, als eine Sammlung Briefe in 10 Büchern, und eine Lobrede auf Trajan. Die Briefe ſind an verſchiedne Freunde gerichtet und ſehr mannichfachen Inhalts; das 10. Buch enthält Briefe und Berichte an den Kaiſer, nebſt deſſen Antworten, und unter andern auch einen Bericht, worin er die Chriſten gegen die Beſchuldigungen ihrer Feinde vertheidigt. Plinius ſchreibt nicht ſo einfach ſchön wie Cicero; aber der Inhalt und der geiſtreiche Ton machen ſeine Briefe anziehend und vielfach belehrend. In der Lobrede (Panegyrikus) auf Trajan iſt er nach Einiger Meinung mit ſeinem Lobe ſowol, als mit ſeinem redneriſchen Schmucke zu verſchwenderiſch; iſt ſie aber auch in dieſer Hinſicht nicht als Muſter zu empfehlen, ſo bleibt ſie immer noch ein wichtiges Werk für die Geſchichte des wirklich edeln und lo-

benswerthen Kaiſers und ſeiner Zeit. Die Briefe und den Panegyrikus zuſammen gab Gesner mit Anmerkungen (Leipzig 1739) und zum zweiten Male A. G. Erneſti (Leipzig 1770) heraus. Eine neuere kritiſche Ausgabe der Briefe mit Anmerkungen erſchien von Gierig (Leipzig 1800—2) und ſämmtlicher Schriften von demſelben (Leipzig 1806); ferner von G. H. Schäfer mit den Anmerkungen älterer und neuerer Gelehrten (Leipzig 1805). Die Lobrede beſonders edirte nach Arntzen (Amſterdam 1738) und Schwarz (Nürnb. 1746), Gierig mit Anmerkungen (Leipzig 1796). Von demſelben erſchien eine Schrift über das Leben, den moraliſchen Charakter und den ſchriftſtelleriſchen Werth des jüngern Plinius (Dortmund 1798). Eine deutſche Ueberſetzung ſämmtlicher Briefe nebſt dem Leben des Plinius gab mit Anmerkungen Schmid heraus (Frankfurt a. M. 1789). Den Panegyrikus lieferte deutſch mit Anmerkungen Schäfer (Ansbach 1784) und Wigand (Leipzig 1796). S.

Plongeon wird das Bad genannt, wenn man ſich mit dem Kopfe zuerſt in das Waſſer ſtürzt. Dadurch wird eine momentane Blutanhäufung im Kopfe bewirkt, die Lungen, das Herz, die Unterleibseingeweide verändern ihre Lage; vorzüglich die Haut erfährt einen lebhaften Eindruck. Mit Rückſicht auf dieſe Wirkungen hat man das Sturzbad auch in manchen Badeorten, z. B. in Spaa als Heilmittel in Gebrauch gezogen, beſondre Vorrichtungen zu demſelben getroffen und man ſucht die Wirkung auf die Haut dadurch zu verſtärken, daß ſie unmittelbar nach dem Bade eine Zeit lang frottirt wird.

Plus, mehr, bedeutet in der Rechenkunſt das Addiren; das Zeichen dafür iſt ein $+$. $A + B$ heißt alſo ſo viel als A zu B addirt.

Plutarchus, Plutarch, ein gelehrter und fruchtbarer griechiſcher Schriftſteller, aus Chäronea in Böotien (um 49 nach Chr. geb.), der unter Trajan mehrere bürgerliche Ehrenſtellen bekleidete, und die Philoſophie in Rom vortrug. Er ſoll gegen 300 philoſophiſche und hiſtoriſche Schriften, verfaßt haben, wovon wir noch 125 beſitzen; aber mehrere führen mit Unrecht ſeinen Namen. Die erſtern, die man gewöhnlich unter dem Namen Ethica oder Moralia begreift (in der letzten Ausgabe von Dan. Wyttenbach, Oxford 1795—1801, 5 Bände 4. und 8., deutſch von Kaltwaſſer, Frankf. 1783—1800, 9 Bände 8.), in welchen er ſich beſonders über mehrere praktiſche Gegenſtände auf eine populäre Weiſe verbreitet, zeigen einen lebendigen Denker (z. B. die Schriften de educandis liberis, de audiendis poetis, de musica ꝛc.), der ſeine Beleſenheit glücklich anwendet, um ſeinen Gegenſtand anziehend zu machen. Seine hiſtoriſchen Schriften ſind noch ausgezeichneter, und für die Geſchichte des Alterthums ſehr wichtig, vorzüglich ſeine berühmten und muſterhaften (44) Biographien und Parallelen berühmter Griechen und Römer (herausgegeben von Bryan, London 1729, 4 Bände 4. und mehrere einzeln, z. B. Theſeus und Romulus, Leipzig 1789; Marius und Sulla, Leipzig 1795; Alexander und Cäſar von Schmieder, Halle 1804; Timoleon, Philopömen, die beiden Gracchen und Brutus, mit Anmerkungen von Bredow, 1800, und dieſelben deutſch von demſelben, 1807; alle deutſch von Schirach, Leipzig 1776—1779, 7 Bände 8., und von Kaltwaſſer, Magdeb. 1799—1806, 10 Bände 8.); ferner römiſche und griechiſche Unterſuchungen, Iſis und Oſiris oder über ägyptiſche Alterthümer und Apophtegmen. Er webt in dieſen Schriften ſeiner leichten Darſtellung glücklich erklärende Bemerkungen ein. Doch wird ſein Styl

oft getadelt, und man wirft ihm eine zu große Ausſchmückung durch Sentenzen der ältern Philoſophen und Dichter, mithin Mangel an Einfachheit, als allgemeinen Fehler ſeiner Zeit, vor. Unter den Ausgaben aller ſeiner Werke ſind nach denen von Henr. Stephanus (Genf 1572, 13 Octbde.), von Rualdus (Paris 1624, 2 Bde. Fol.) und den frankfurter Ausgaben (1599 und 1620, 2 Bde. Fol.) die von Reiske (Leipzig 1774—82 in 12 Octbden.) und von Hutten (Tübingen 1791—1805 in 14 Octbden.) die beſten. —v.

Pluto (bei den Griechen Hades, Aïs, Aïdes), des Kronos (Uranus) und der Rhea dritter Sohn, ein Bruder Jupiters und Neptuns, welchem bei der Theilung die nebelvolle Unterwelt zufiel. Dort, unter der Oberfläche der Erde, thront er als Herrſcher über die Verſtorbnen. So weit unter ſeiner Wohnung, als der Himmel über der Erde erhaben iſt, liegt der Tartarus, zu welchem eine von ihm ſelbſt bewachte Pforte führt; dahin müſſen nach ihrem Tode alle Menſchen hinabſteigen. Mächtig, ſchrecklich, durch Bitten und Schmeicheln nicht zu erweichen, iſt der dunkelgelockte Gott. Dennoch entführt Herkules ihm ſeinen Hund, den fruchtbaren Cerberus, der vor Pluto's ſchauervoller Wohnung liegt, und verwundet ihn ſelbſt in die Schulter. Er fährt auf einem Wagen von vier ſchwarzen Roſſen gezogen, die er mit goldnem Zügel lenkt. Sein Helm macht unſichtbar. So viel erzählt von ihm die Ilias. Die Odyſſee hat ſchon Manches anders. Seine Wohnung iſt hier nicht ganz beſtimmt unter der Erdoberfläche angegeben. Ulyſſes ſegelt von Aeäa mit dem Boreaswinde einen ganzen Tag, ſchifft durch den Okeanos und landet bei den hohen Felſen und dem Haine der Perſephone, Pluto's Gemahlin (ſ. Proſerpina), wo im ewigen Dunkel die Cimmerier wohnen. Bei dieſen angelangt, geht er den Okeanos entlang und kommt ſo zu dem nächtlichen Dunkel, des Aïs Behauſung, wo die Todten wohnen. Bei Heſiod führt am ewig umnachteten Weſtrande der nördlichen Erdhälfte eine Kluft in die Höhlung innerhalb der Erdſcheibe zu den Todten hinab, eine andre in den Tartarus. Doch kommen bei ihm unter letzterm Namen auch beide unterirdiſche Abgründe vor. Homer und die ihm nächſten fabelten innerhalb der Erdſcheibe des Aïdes Reich, worin die Todten, gute und böſe, wie hier die Lebenden, durch einander ſchweben, und nur wenige Götterfeinde Qualen erdulden; verſchieden war der Tartarus. Als hierauf die Philoſophie durch kühnere Vermuthungen von der Erdſcheibe und endlich durch Behauptung einer ſchwebenden Erdkugel den uralten Tartarus verdrängte, und der Glaube an Vergeltung nach dem Tode ſich ausbreitete, ward das Todtenreich, zuerſt allein innerhalb der Scheibe, dann auch von Einigen um die Mitte der Kugel, in Elyſium und Tartarus geſondert. Solche Veränderungen hatten auch auf die Vorſtellung von dem Herrſcher der Unterwelt Einfluß. Er gewann nicht nur an äußerer Macht und Herrlichkeit, auch die Idee von ihm geſtaltete ſich anders; er ward der Wohlthätige, der die Schlüſſel der Erde in ſeiner Hand hatte, und das Jahr mit Früchten ſegnete: denn aus der nächtlichen Tiefe kommt aller Reichthum, alle Fülle. Kein Wunder daher, wenn die Spätern den Hades, ihn mit Plutus (ſ. d.) vermiſchend, Pluto nannten, und über die in den Eingeweiden der Erde verborgnen Schätze gebieten ließen. Er kämpfte mit ſeinen Brüdern gegen die Titanen, und erhielt von den Cyklopen, die er befreit hatte, den unſichtbar machenden Helm, den er im Gigantenkriege dem Hermes, dem Perſeus gegen die Gorgonen lieh, und der nachher

auf Meriones kam. Die Erinnyen und Charon dienen ihm. Er richtet über jede bekannte und verborgne That, und ihm ſind die drei Richter, Aeakus, Minos und Rhadamanthus, untergeordnet. Bacchus, Herkules, Orpheus und Ulyſſes durften lebend ſein Reich betreten; den Theſeus und Pirithous aber, die, nach Einigen, ſeine Gemahlin entführen wollten, ließ er darin feſſeln; doch ſoll erſterer ſpäterhin vom Herkules wieder befreit worden ſein. Pluto's Dienſt war unter den Griechen und Römern weit verbreitet. Heilig waren ihm Cypreſſen, Buchsbaum, Narziſſen und die Pflanze Adiantum (Frauenhaar); geopfert wurden ihm Stiere und Ziegen in dem Schatten der Nacht, und ſeine Prieſter waren mit Cypreſſen bekränzt. Abgebildet wird Pluto in düſterer Majeſtät, die Stirn von dem Haupthaar beſchattet, und mit dickem Barte. Auf dem Haupte trägt er das Maß als Symbol, daß er ohne Unterſchied richtet. Zuweilen iſt auch ſein Haupt verſchleiert. Oft auch trägt er jenen Helm, oder eine Krone von Ebenholz, oder einen Kranz von Adiantum, oder von Narziſſen. In der Hand hält er den zweizackigen Zepter, einen Stab, oder einen Schlüſſel; neben ihm ruht Cerberus. Er ſitzt entweder auf einem Throne von Ebenholz, oder fährt auf ſeinem Wagen. Seine Beinamen ſind der unterirdiſche Zeus, der ſtygiſche ꝛc.

Plutus, des Jaſion und der Ceres Sohn, der Gott des Reichthums. Dieſe Abſtammung erklärt den Sinn der ganzen Allegorie, welcher kein andrer iſt, als Ackerbau gibt Reichthum. Anfangs war Plutus ſehend; da er aber mit ſeinen Gaben nur die Guten beglückte, ſo machte ihn Jupiter blind, damit er ohne Unterſchied an Gute und Böſe ſeinen Reichthum austheile. Sein Wohnſitz war tief unter der Erde. Er iſt ſchwach, unvermögend und hinkt, wenn er zu Jemanden kommen will, aber ſchnellfüßig, oder leichtbeſchwingt eilt er von dannen. Das Glück (Tyche) trägt ihn auf den Armen, auch iſt er in Minerva's Gefolge. So allegoriſirten die Dichter über den Reichthum. Mit welchen Attributen er abgebildet wurde, iſt unbekannt. Zuweilen wird er mit Pluto verwechſelt.

Pluviale, bei den Römern ein Regenmantel. Jetzt verſteht man darunter ein großes Meßgewand der katholiſchen Geiſtlichen, welches um den ganzen Leib geht, und vorn mit zwei Haken befeſtigt wird.

Pluvius, der Regengeber, griechiſch Ombrios, ein Beiname des Jupiter.

Plymouth, eine wichtige engliſche Seeſtadt, in Devonſhire, zwiſchen den Flüſſen Plym und Tamar, da wo beide ſich in den brittiſchen Kanal ergießen. Plymouth, Stonehouſe und Dock oder Plymouth-Dock ſind drei beträchtliche, nahe an einander liegende Oerter, die zuſammen Eine Stadt bilden, deren Bevölkerung an 60,000 Menſchen beträgt. Die eigentliche Stadt Plymouth iſt offen und ziemlich regelmäßig gebaut. Dock iſt eine ganz neue Stadt; erſt ſeit 1760 ſind ihre meiſten Gebäude entſtanden, und gegenwärtig iſt ſie an Bevölkerung, Nahrung und Zierlichkeit der Häuſer und Straßen weit über Plymouth erhaben. Dieſes ſchnelle Wachsthum verdankt Dock dem Daſein des berühmten Dock-Yard (Schiffswerft) und der Arſenale. Dieſes Werft kann nebſt dem in Portsmouth mit Recht das ſchönſte und vollkommenſte in der Welt genannt werden. Es iſt von der übrigen Stadt durch eine hohe Mauer abgeſondert, und keinem Unbefugten wird der Zutrit verſtattet. Stadt und Werft werden durch ſtarke Feſtungswerke vertheidigt. Plymouth hat zwei Häfen, einen

oſtwärts gelegnen, Catwater genannt, und einen, der ſich weſtlich befindet und Ham-Ouze heißt. In letzterm liegen die Kriegsſchiffe zum Ausbeſſern, und auch die abgetakelten zum Ruhen; auch pflegen die nach Oſten beſtimmten Schiffe hier zu ankern, um den Vortheil des Windes zu erhalten, ſo wie die nach Weſten beſtimmten, aus eben dem Grunde, in Catwater ankern. In der Nähe beider Häfen ſind gute Magazine zur Bequemlichkeit der Kaufmannſchaft. In Kriegszeiten iſt Plymouth ein Sammelplatz ſowol der Kanalflotte, als auch der auswärts gehenden Convoyen, und eine Niederlage für Priſengüter. Einwärts kommende Schiffe laufen hier gewöhnlich ein, um ſich Lootſen, den Kanal hinauf, zu verſorgen. Kriegsſchiffe von 100 Kanonen und darüber werden von Portsmouth hieher gebracht, weil das Waſſer eine beträchtlichere Tiefe hat. Als Handlungsplatz iſt Plymouth, wie überhaupt die brittiſchen Kriegshäfen, von keiner Bedeutung. Der Verkehr mit Newfoundland hat ſehr abgenommen. Der Antheil an der Sardellenfiſcherei iſt nicht unbeträchtlich. Nach Weſtindien führt Plymouth viel Kalk aus. Die Fabriken beſchränken ſich auf eine große Gerberei, einige Seilerbahnen und eine Segeltuchfabrik, bei welcher Flachs und Hanf eben ſo, wie Baumwolle und Wolle durch Maſchinen geſponnen wird. Bei dem Eingange in die große Bai, an welcher Plymouth liegt, befindet ſich die Klippe Eddyſtone mit einem Leuchtthurme, vor deſſen Erbauung viele Schiffe in dieſer Gegend verunglücken mußten. Der jetzige ſteht ſeit 1759, und iſt ein Meiſterwerk des berühmten Smeaton. Der Hafendamm von Plymouth (Plymouth break water) verdient hier noch eine beſondre Erwähnung. Seitdem England, bei ſeinen häufigen Seekriegen mit Frankreich, ſich in der Nothwendigkeit befand die Mündungen der franz. Häfen fortgehend zu blokiren um ſeine Seefahrt ruhig auf dem Meere fortſetzen zu können, empfand man den Mangel eines nahen Hafens am Kanal in den die kreuzenden Flotten bei zu heftigen Stürmen ſicher einlaufen und nach Aufhören des Sturms ſchnell wieder auslaufen könnten. Dazu befand man beſonders die Häfen von Falmouth und Plymouth geeignet, aber die Einfahrt in den erſten iſt zu enge und erlaubt nur langſam aus- und einzuſeegeln. Mehr Raum zum Einlaufen liefert die Rheede von Plymouth, aber ſie war zu offen, deswegen zog man das Einlaufen zu Torbay vor; obgleich auch dieſe Rheede vor Nordoſt- und Südoſtwinden nicht ſicher iſt; Plymouth hatte aber die Hauptarſenäle der Marine und war folglich beſonders zu einem Sicherheitshafen nöthig. Lange wankte man welchen großen Plan, zur Sicherheit eines auf der Rheede anzulegenden neuen Hafens, man hier annehmen wolle und entſchloß ſich endlich, nach dem Vorſchlag der Herrn Whidby und Rennie, zu einem Hafendamm von 1700 Yards (beinahe 1 engl. Meile). Dieſer Damm läuft mitten durch den Sund der 3 Bayen Cowſand, Catwater und Ham-Ouze von Oſten zu Weſten und läßt einen weiten Eingang an beiden Enden offen. Der Mittelpunkt iſt 1000 Yards lang in gerader Linie. Im Winkel von 104 Grad, gegen den Hauptdamm, ſchließt ſich hieran, mit Neigung nach Norden, an jeder Seite eine Länge von 350 Yards. Dieſe beiden Seitendämme fehlen noch zur Vollendung des Meerhafens. Der Mittelpunkt ſollte erſt nur 250 Fuß Breite im Grunde von 30 Fuß Tiefe haben, hat aber in der wirklichen Anlage 400 Fuß Stärke erlangt; über das niedrigſte Waſſer, zur Zeit der Ebbe, erhebt ſich der Damm 80 Fuß hoch, die Kappe iſt 48 Fuß über das Waſſer breit, und hat an jeder Seite einen bequemen Fußpfad 6 Fuß breit aus Steinen gebil-

det, welche an 20,000 Pfund jeder wiegen; in der Mitte des Damms iſt an beiden Seiten ein kleiner Nebendamm gelegt worden, an dem die Böte bequem anlegen. Zu dem fertigen Mitteldamm verbrauchte man ohngefähr 4000 Millionen Pfund Steine in Blöcken, an Gewicht jeder 10,000 bis 20,000 Pfund. Zum Fundament verbrauchte man mehrere hunderttauſend Tonnen, jeden Stein zu 2000 Pfund, von hartem Devonſhire-Marmor mit feinen weißen, ſchwarzen und rothen Adern für die Ausbrechung von 20—25 Acker Marmorbrüche; am Ufer zahlte die Regierung dem Herzoge von Bedford, als Eigenthümer, 10,000 L., davon ſind erſt 8 Acker ausgebrochen und die übrigen noch unverſehrt. Mit vieler Kunſt ſprengt man hier den Felſen, bringt die Blöcke durch Maſchinen am Bord und aus den Schiffen auf den Damm. Das Sprengen der Felſen unter dem Waſſer, an der Stelle der Einfahrt, iſt eben ſo merkwürdig durch Taucher geſchehen. Die desfällige Glocke iſt 7 Fuß hoch, 6 Fuß lang und 5 Fuß weit; 2 Mann laſſen ſich nieder auf den Felſen der zur Ausſprengung angebohrt wird. Mancher Felſen in ſolcher Tiefe wird abgehämmert und abgemeißelt und dann werden die Bruchſtücke in die Höhe gewunden oder man ebnet damit in der Tiefe. Der Tagelohn dieſer Taucher iſt 2 Sh. und außerdem für jede Niederfahrt 1½ Sh. Einige Felſen haben ſolchergeſtalt 6 Fuß von ihrer Höhe verloren. In Boveſands Bay, nahe bei Plymouth, ſieht man noch einen ſchönen Waſſerbau. An einen Damm legen die Kriegsſchiffe an um ihr ſüßes Waſſer an Bord zu nehmen. Röhren führen das Quellwaſſer in ein großes Becken und aus dieſem füllen durch Druckwerk Schläuche die Waſſertonnen auf dem Schiffe, ohne daß dieſe vom Lager gerückt werden.

Pneuma, der Wind, Hauch, Geiſt, auch der **heilige Geiſt** (ſ. d. Art.).

Pneumatik iſt 1) derjenige Theil der Aërometrie, welcher von dem Gewichte, dem Drucke und der Elaſticität der Luft und den daraus hervorgehenden Wirkungen, z. B. von der Bewegung luftförmiger Stoffe in Gefäßen und Röhren, handelt; 2) ſo viel als Pneumatologie. Pneumatiſch-chemiſcher Apparat iſt eine Geräthſchaft, in welcher man luftförmige Stoffe erzeugen oder auffangen, und ihre Eigenſchaften unterſuchen kann. Man theilt ihn in den gemeinen Waſſerapparat und in den Queckſilberapparat, je nachdem das Behältniß, worin die Luft ſich befindet, mit Waſſer oder Queckſilber, um die atmoſphäriſche Luft abzuhalten, geſperrt iſt. Letztres wird bei denjenigen Luftarten angewendet, die ſich mit dem Waſſer vermiſchen würden.

Po, der größte Fluß in Italien, welcher in dem ſardiniſchen Gebiete an dem zu den cottiſchen Alpen gehörigen Berge Viſo, in einer Höhe von 6000 Fuß, bei dem Dorfe Pian del Re, an der franzöſiſchen Grenze entſpringt, von Weſten nach Oſten fließt, Piemont durchſtrömt und von Pavia an die ſüdliche Grenze des lombardiſch-venezianiſchen Königreichs gegen die ſardiniſchen Beſitzungen, Parma, Modena und den Kirchenſtaat bildet. Er nimt auf ſeinem 70 Meilen langen Laufe links die Doria, Seſia, den Teſſino, die Adda, den Oglio und Mincio, und rechts den Tanaro mit dem Stura, die Scrivia, Trebia, Taro, Lenza, Croſtolo, Sechia, den Panaro und Reno auf, und ergießt ſich in einer vierfachen Mündung in den venezianiſchen Meerbuſen. Er iſt für Oberitalien, wegen des Handels, von der größten Wichtigkeit; doch richtet er auch durch Ueberſchwemmungen öfters großen Schaden an, und verändert ſogar von Zeit zu Zeit

ſein Bette, wo dann die verlaſſnen Sumpfſtellen zum Reißbau benutzt werden. An vielen Orten iſt er mit Dämmen eingefaßt. Der Kanal Gran Naviglio, vormals Teſſinello genannt, dient, den Teſſinofluß auf eine vortheilhaftere Art mit dem Po zu verbinden, als es durch ſeinen natürlichen Lauf geſchieht.

Pochwerke ſind Maſchinen, durch welche das Zermalmen des Scheide- oder Stufenerzes in kleinere Stücke, oder gar zu einem Pulver bewirkt wird. Zu Stücken wird es bloß mittelſt eiſerner Hämmer mit der Hand gepocht, zu Pulver aber mittelſt mehrerer Stampfen, welche eine Daumenwelle hebt, in dem Pochtroge geſtampft. Das Pochen geſchieht entweder trocken oder naß; letztres findet bei armen, mit vielem tauben Geſtein vermiſchten Erzen Statt, oder wenn man durch das Zerſtäuben nicht viel verlieren will. Bei dem naſſen Pochen werden nicht nur aufmerkſame Arbeiter, ſondern auch verſtändige Beamte erfodert, weil faſt jede Erzart und jede Gangart eigens behandelt werden muß.

Pöcile oder Poikile, ein Portikus (ſ. d. Art.) in Athen, mit vielen Gemälden ausgeſchmückt (vergl. Polygnotus). Zeno lehrte hier und hieß davon der Stoiker, ſo wie ſeine Schule ſtoiſche, weil der griechiſche Name einer ſolchen Säulenhalle Stoa iſt.

Pocken; ſ. Blattern.

Pockels (Carl Friedr.), herzogl. braunſchweigiſcher Hofrath, geb. 1757 zu Wörmlitz bei Halle. Seine Bildungszeit fällt in das Zeitalter der Erweckung des deutſchen Sprachſtudiums und der Entſtehung der philantropiſchen Schule. Das Erſtere hatte Einfluß auf ſeine geiſtige Entwickelung; das Andre auf ſeine Lebensbeſtimmung. Als er nach Halle kam, war ſchon die Gelehrſamkeit mit dem Leben in nähere Verbindung getreten; man lernte, ſammelte und forſchte, nicht bloß um zu wiſſen, ſondern um das Wiſſen auf's Leben anzuwenden. Der lebhafte Jüngling folgte dieſer Richtung, und die alte und neue Literatur wurden ſeine Führerinnen zu philoſophiſchen Unterſuchungen, worin er ſich theils Eberharden, theils Niemeyern näherte. Aber ſein ſtarkes Gefühl erhob ihn auch zur Dichtung, die das Gewand ſeiner Philoſophie ward. Kaum war er 25 Jahre alt, ſo empfahl ihn der bekannte Rochow dem verewigten Herzoge von Braunſchweig zum Erzieher zweier ſeiner jüngern Prinzen. Den älteſten von ihnen, den Herzog Auguſt, begleitete er als Geſellſchafter bei ſeinem Eintritte in hannöveriſche Kriegsdienſte, und war nun der großen Welt nahe genug, um ſie kennen zu lernen, aber doch auch von ihr entfernt genug, um nicht von den Wiſſenſchaften abgezogen zu werden. Dieſer glücklichen Muße und Unabhängigkeit verdanken wir mehrere pſychologiſche Werke, beſonders ſeinen Verſuch einer Charakteriſtik des weiblichen Geſchlechts (1797—1802 und dann 1806, 5 Bände) und den Mann ꝛc. (1805—1808, 4 Bände), worin er einen Schatz der feinſten Bemerkungen niedergelegt hat; zugleich diente ſeine Feder auf vielfache Weiſe der deutſchen Sprache. Eine Anſtellung, welche Johann von Müller ihm unter weſtphäliſcher Herrſchaft anbot, ſchlug er aus; der edelmüthige Herzog Auguſt verließ ihn aber nicht, obgleich die Zeitumſtände eine örtliche Trennung veranlaßt hatten. In dieſer Zeit ſchrieb Pockels das Leben des verewigten Herzogs von Braunſchweig (1809) ſo freimüthig, als es damals geſchehen konnte. Nachdem die herzogliche Familie nach Braunſchweig nach zurückgekehrt war, übergab Herzog Auguſt ihm wieder ſein Haus; der regierende Herr die Cenſur. Neben

dieſen Geſchäften wurden die ſchriftſtelleriſchen Arbeiten fortgeſetzt. Bei dieſer Thätigkeit fehlte die Sorge für die Geſundheit. Ein Schlagfluß endigte Pockels Leben 1814. Seine Schriften, unter welchen eine der letztern über den Umgang mit Kindern (1811) handelt, haben einen bleibenden Werth, theils wegen der ſchönen Darſtellung, theils wegen der feinen und wahren pſychologiſchen Beobachtungen, die er in ihnen niedergelegt hat. Kl.

Pococke (Edward), ein berühmter Orientaliſt, geb. zu Oxford 1604, wo er auch ſeine Studien machte. Mit beſonderm Eifer trieb er die orientaliſchen Sprachen, und machte ſo große Fortſchritte, daß er ſchon 1627 nach einer Handſchrift der bodlejaniſchen Bibliothek eine ſyriſche Ueberſetzung von vier Epiſteln veranſtaltete, die zu einer vollſtändigen Ueberſetzung des N. T. in dieſe Sprache noch fehlten. Der gelehrte Voſſius, der 1629 Oxford beſuchte, nahm ſie mit ſich nach Leyden, wo ſie unter de Dieu's Aufſicht gedruckt erſchienen. Pococke ward in demſelben Jahre ordinirt und ging 1630 als Kaplan der engliſchen Faktorei nach Aleppo. Seine Lage benutzte er zur gründlichſten Erlernung des Arabiſchen, aus dem er Mehreres überſetzte, und ging 1636 als Profeſſor dieſer Sprache nach Oxford. Auf die Einladung ſeines Freundes J. Greaves aber, ihn nach dem Orient zu begleiten, nahm er 1637 Urlaub und reiſte nach Konſtantinopel. Sein dortiger Aufenthalt war ihm für ſeine weitere Vervollkommnung in den morgenländiſchen Sprachen ungemein nützlich. Er kam 1640 zurück. Die Zerrüttung ſeines Vaterlandes beunruhigte auch ihn auf mancherlei Weiſe. 1648 ward ihm die Profeſſur der hebräiſchen Sprache zu Oxford übertragen. Pococke lebte ganz ſeinen Pflichten und Studien und gab 1650 ſein Specimen Historiae Arabum mit gelehrten Anmerkungen heraus. Bedeutenden Antheil nahm er an der walton'ſchen Polyglotte. Von ſeinen Schriften nennen wir ferner: Carmen Abu Ismaelis Tograi, Arab. et Lat.: Gregorii Abul Farajii Historia Dynastarum, Arab. et Lat. 1663, 1674; Porta Mosis ꝛc. Er ſtarb 1691. Pococke (Richard), ein Verwandter des Vorigen, hat ſich als Reiſender berühmt gemacht. Er war 1704 geboren, ſtudirte zu Oxford, bereiſte mehrere Länder Europa's, und beſuchte von 1737 bis 1741 Aegypten, Paläſtina, Syrien, Meſopotamien, Cypern, Kandia, Kleinaſien und Konſtantinopel. S. ſeine Description of the East and some other Countries, 2 Bände Fol. 1743 und 1745. Dieſes Werk iſt noch jetzt von großem Werthe, beſonders in Hinſicht auf Gebäude, Inſchriften und andre Ueberreſte des Alterthums. Er ſtarb 1765.

Podagra (aus den griechiſchen Wörtern ἄγρα, der Schmerz, und ποδὸς, des Fußes), bezeichnet diejenige Art der Gicht, welche durch einen, nach gewiſſen Zeitabſchnitten regelmäßig eintretenden Anfall mit Schmerz in den Gelenken des Fußes, beſonders in der großen Fußzehe, ſich auszeichnet, Fußgicht. Die Schmerzen ſind ſo ſtark, als wenn eine glühende Kohle auf der großen Fußzehe läge, oder das Gelenk derſelben mit einem glühenden Eiſen aus einander getrieben würde. In einem hohen Grade der Krankheit iſt der ganze Fuß ſo äußerſt empfindlich, daß der geringſte Druck, die leiſeſte Berührung, ſelbſt die Erſchütterung von einer ſtarken Bewegung der Luft, die Schmerzen auf eine unerträgliche Weiſe vermehrt. Die erſte Periode iſt beſonders ſehr ſchmerzhaft, indem die Entzündung der Gelenkflächen in derſelben vorherrſcht, wodurch die Nerven heftig angegriffen und jene ſchmerzlichen Gefühle erregt werden. Nach acht,

zuweilen erſt nach vierzehn Tagen läßt der Schmerz nach, indem die Entzündung allmälig verſchwindet, und Geſchwulſt ſich bildet. Dieſe enthält das Erzeugniß der gichtiſchen Entzündung, Ausſchwitzung von lymphatiſcher, zäher Feuchtigkeit mit erdigen Theilen vermiſcht. Sie ſetzt ſich allmälig, allein es bleiben doch hie und da knotige Anſchwellungen auf dem Fuße zurück. Die Anfälle kommen gewöhnlich des Jahrs ein Mal, im Frühlinge oder im Herbſte, bei Manchem auch zwei Mal, ſelten öfter. So lange der Anfall regelmäßig erſcheint, iſt er von keiner Gefahr, weil er zugleich den Beweis gibt, daß die Naturkraft noch ſo viel Kraft hat, den Gichtſtoff gleichſam an die entfernteſte Grenze des Organismus zu treiben, und ihn daſelbſt auszuſcheiden. Die Meinung, daß gegen Podagra nichts anzuwenden ſei, und Jeder, wer einmal einen Anfall davon habe, nicht wieder frei davon werden könne, iſt ungegründet und nachtheilig. Durch Abkürzung der Periode der Entzündung kann der kritiſche Abſatz des gichtiſchen Stoffs befördert, und der Schmerz in kürzerer Zeit gelindert werden. In der Zwiſchenzeit der einzelnen Anfälle kann die Gichtkrankheit ſelbſt durch Verbeſſerung der Lebensweiſe und Diät, durch den Gebrauch einfacher Mittel und durch Vermeidung der veranlaſſenden Urſachen allmälig vermindert und gehoben werden; durch Vernachläſſigung dieſer Maßregeln hingegen nimt die Krankheit zu, und veranlaßt endlich, wenn die Kraft ſchwächer wird, unregelmäßige Gichtanfälle, das Podagra ſchlägt zurück, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, und der Kranke kommt immer in Lebensgefahr (ſ. Gicht und Arthritiſch). H.

Poelenburg (Cornelius), ein berühmter Maler, geb. zu Utrecht, 1586. Er war ein Schüler von Abr. Bloemaert, und ging ſodann nach Rom, wo er Adam Elzhaimer's Manier annahm. Auch ſtudirte er die Werke Raphaels; da er es aber nicht zur Korrektheit in der Zeichnung bringen konnte, beſchränkte er ſich darauf, die Natur im Kleinen darzuſtellen, was ihm auch ſehr wohl gelang. Alles, was er gemalt hat, iſt wenig ſorgfältig. Er wählte zu ſeinen Darſtellungen anmuthige Fernen, mit Gebäuden verziert, aus den Gegenden Roms. Trefflich iſt ſein Helldunkel; ſeine meiſtens nackten Figuren ſind gut colorirt, beſonders die Frauen. Sein Pinſel verräth Geiſt. Ungeachtet ſeiner Inkorrektheit wurden ſeine Gemälde zu Rom und Florenz gut bezahlt. Aus Liebe zu ſeinem Vaterlande kehrte er dahin zurück, und genoß daſelbſt der allgemeinen Achtung und der Hochſchätzung von Rubens, der ſeine Zimmer mit Poelenburg's Gemälden ſchmückte. Carl I. berief ihn nach England; aber auch von da kehrte er bald wieder in ſeine Heimath zurück, und ſtarb in einem Alter von 74 Jahren. Er hat auch geätzt, und ſeine Blätter ſind ſeltner als ſeine Gemälde.

Poeſie, poetiſch, Poet. (ποίησις von ποιεῖν, ſchaffen, hervorbringen). I. Begriff und Weſen der Poeſie. Das Vollendetſte, was der Geiſt ſchafft und in die äußere Welt überträgt, muß ideale Bedeutung mit ſinnlicher Vollendung vereinen, und ſo den Menſchen in ſeiner Doppelnatur anſprechen und befriedigen. Wir werden daher ein Werk, welches das Ergebniß einer ſolchen Thätigkeit iſt, vorzugsweiſe eine Schöpfung (des Geiſtes) nennen. Zu dieſem Schaffen aber wird vorausgeſetzt eine Thätigkeit, welche die gegebnen Formen der Sinnenwelt, oder die Verhältniſſe des Menſchenlebens, in der Vorſtellung zu einem durchaus übereinſtimmenden, lebendigen Ganzen auf mannichfaltige Weiſe und mit idealer Bedeutung zu fügen weiß.

Dieſe Thätigkeit iſt die Phantaſie, in welcher die Vernunft als das Vermögen des Idealen wirkt, und die Bildung mit einem alle Theile durchdringenden Geiſte beſeelt. Wir nennen ſie inſofern auch Dichtungsvermögen, und dichten bezeichnet alſo die ſchöpferiſche Thätigkeit der Einbildungskraft (Thätigkeit der Phantaſie), vermöge deren ſie eine Reihe von Bildern oder Vorſtellungen, die ſich auf das Individuelle der Sinnenwelt und des Menſchenlebens beziehen, zu einem Ganzen verbindet und darſtellt. (S. Dichtungsvermögen, Einbildungskraft und Phantaſie). Weil nun zur Hervorbringung jedes ſchönen Kunſtwerks erfodert wird, daß der Künſtler es im Geiſte entwerfe, und die mannichfaltigen Beſtandtheile deſſelben in der Vorſtellung zu einem idealen und harmoniſchen Ganzen verbinde, mithin dichte, bevor er es den Formen der Sinnenwelt einprägt, und es darſtellt, ſo muß auch jeder echte Künſtler in dieſem Sinne Dichter ſein, und die Poeſie, oder dieſes lebendige Bilden der innern Schöpfungskraft, allen beſondern Künſten als gemeinſchaftlicher Urſprung zum Grunde liegen. Das ganze Gebiet der Kunſt mit ihren unendlich mannichfaltigen Erſcheinungen wird darum oft im Gegenſatze der Wirklichkeit Poeſie genannt, und poetiſch ſind Gegenſtände und Verhältniſſe, die in ihrer geiſtig-ſinnlichen Vollendung den Schein der Kunſtwerke tragen, oder in die vollkommnere Welt der Dichtung zu gehören ſcheinen; poetiſch nennen wir Menſchen, welche entweder überhaupt die Wirklichkeit poetiſch, d. h. in den Verhältniſſen, in welchen ſie an das Ideale rührt, auffaſſen, und ihr Leben und Sein zu einem ſchönen Ganzen nach außen geſtalten; oder insbeſondre diejenigen, welche für den Genuß der idealen Kunſtwelt empfänglich ſind, oder jene innere Bildungskraft ſelbſt in ſich tragen, durch welche in der äußern Welt ein in ſich vollendetes anſchauliches Werk hervorgebracht wird. Das innere Bilden aber iſt gerichtet auf die Verbindung des Hörbaren oder Sichtbaren (der Töne und Geſtalten) zu einem neuen und harmoniſchen Ganzen, und hieraus entſpringt die bildende Kunſt und Muſik (ſ. d. Art. Kunſt, unter III., ſchöne Kunſt), oder unmittelbar auf die Verknüpfung der Gedanken zu einem für die Einbildungskraft anſchaulichen Erzeugniſſe. Um aber durch Gedanken anſchaulich darzuſtellen, und ſomit auch das innerlich Gebildete zur anſchaulichen Betrachtung Andrer zu bringen, wodurch erſt Kunſt im eigentlichen Sinne entſteht, müſſen 1) die Gedanken ſelbſt und ihre Verbindung keineswegs nach den Geſetzen der logiſchen Gedankenverbindung, als Mittel zu einem beſtimmten außer ihnen liegenden Zwekke, geregelt ſein, noch in dem Gebiete des bloß Allgemeinen und Abſtrakten verweilen, ſondern durch gefühlvolle Anſchauung des Idealen in ihrer Wahl und Folge beſtimmt, ein individuelles, lebendiges Ganze bilden; 2) müſſen die Gedanken, welche an ſich etwas Inneres ſind, durch äußere, von den Darſtellungsmitteln der bildenden Kunſt und Muſik verſchiedne Zeichen feſtgehalten und veräußert werden. Da nun die natürlichen Zeichen der Gedanken in der Sprache enthalten ſind, ſo muß 3) die Sprache zu einem individuellen und anſchaulichen Darſtellungsmittel des Innern gebildet und benutzt werden. Durch das Erſte unterſcheidet ſich das Werk der Phantaſie von dem des Verſtandes, ſo wie das Werk der Kunſt von dem der Wiſſenſchaft, in welcher der Verſtand vorherrſcht, der die Ideen in Begriffen entwikkelt; durch das Zweite die Poeſie als eine beſondre Kunſt, Dichtkunſt im eigentlichen oder engern Sinne, von den übrigen ſchönen Künſten; durch das Dritte in Verbindung mit dem Erſtern die Sprache der

Poeſie von der Proſa (poetiſcher und proſaiſcher Styl). Sonach iſt die Poeſie oder Dichtkunſt im eigentlichen Sinne die Kunſt, welche das Schöne durch eine in ſich geſchloſſne Reihe anſchaulicher Gedanken in der Sprache individuell darſtellt, der Dichter (Poet) derjenige, welcher ein neues, anſchauliches Gedankengebilde der Menſchheit würdig in der Sprache aufzuſtellen vermag, oder aufgeſtellt hat; und ein Gedicht (oder eine Poeſie im objectiven Sinne) iſt eine das Schöne eigenthümlich darſtellende, in entſprechenden Worten ausgedrückte Gedankenreihe. Das Schöne zeigt ſich in der Poeſie, wenn eine Idee die mannichfaltigen Gedanken gleichſam als gemeinſchaftliches Lebensprincip verbindet und durchdringt, und dieſe in der Sprache ſo veranſchaulicht und verkörpert erſcheinen, daß dadurch in der Einbildungskraft des Hörenden oder Leſenden ein lebendiges Bild entſteht, welches von dem Gemüthe mit Luſt betrachtet wird. Sonach iſt auch die Poeſie durch ihr Darſtellungsmittel, den Gedanken, und ihr unmittelbares Organ, die Phantaſie, die umfaſſendſte und geiſtigſte Kunſt. Daher der Dichter ſingt: „mein unermeßlich Reich iſt der Gedanke, und mein geflügelt Werkzeug iſt das Wort.“ Der Gedanke aber und ſein Zeichen, das Wort, iſt an die Form der Zeit gebunden, und kann nur vorübergehend wahrgenommen werden. Die Poeſie alſo, die ſich dieſer Darſtellungsmittel und Zeichen bedient, ſtellt das Leben dar, inſofern es in einem anſchaulichen Bilde unter der Form der Zeit (d. i. vorübergehend) der Einbildungskraft erſcheinen kann. Es iſt mithin gegen das Weſen derſelben, das Coexiſtirende und Ruhende, als ſolches, theilweiſe zu ſchildern, weil durch mechaniſche Zuſammenſezzung oder Herzählung der Theile eines ſichtbaren Gegenſtandes nie ein lebendiges Bild entſteht, dahingegen oft ein einziges Merkmal eines ſolchen Gegenſtandes an denſelben erinnert, und ihn treffend zu bezeichnen vermag. Aus dem Geſagten leuchtet zugleich die Unſtatthaftigkeit einer beſondern Gattung von Poeſie ein, die man gewöhnlich beſchreibende oder malende zu nennen beliebt, und die dem Weſen der Poeſie widerſpricht. Beſchreibungen oder Schilderungen ſichtbarer Gegenſtände und ihrer gleichzeitigen Theile können nur dann Beſtandtheile eines Gedichts ausmachen, wenn jene in Bewegung und Handlung geſetzt werden, ſo daß die Schilderung den Gegenſtand gleichſam vor unſern Augen entſtehen läßt, oder ihn durch Thätigkeit charakteriſirt, und ſo dem fortſchreitenden Gange eines Gedichts angemeſſen iſt. Die Gedanken aber, welche der Dichter zu einem Ganzen verbindet, können kein lebendiges Bild in der Einbildungskraft erwecken, wenn ſie bloß Begriffe und Sentenzen ſind, ſondern ſie müſſen als Erguß des durch das Schöne begeiſterten Gemüths ſich unmittelbar auf individuelle Erſcheinungen und Veränderungen beziehen, welche als äußere oder innere wahrgenommen oder dargeſtellt werden (ſie mögen übrigens erdichtet oder in der Wirklichkeit begründet ſein); auch müſſen ſie in ihrer Verbindung den Erſcheinungen ſelbſt, ſo wie den Geſetzen folgen, nach welchen die Einbildungskraft, von dem Gefühle begleitet, äußere oder innere Erſcheinungen als Ganzes auffaßt und leicht zu überſchauen vermag. Daſſelbe gilt von den Worten, wie wir oben andeuteten; ihre Folge und Verbindung muß ebenfalls geeignet ſein, individuelle Vorſtellungen, und durch ſie das Bild des Ganzen, zu erwecken, ſo wie das den Gegenſtänden, und dem Gemüthszuſtande, in welchem der Dichter ſie ſchaute, entſprechende Gefühl ſowol im Ganzen, als im Einzelnen auszudrücken, und dadurch bei dem Hörer oder Leſer anzuregen. In den letzten Beziehungen

nennt man den poetiſchen Styl, Styl der Anſchauung (bildlichen Styl) und Empfindung (oder des Gefühls), und hierin liegt auch die Foderung eines entſprechenden Rhythmus in der Folge der Worte und einer entſprechenden Harmonie artikulirter Laute (woraus auch der Reim zu erklären iſt); denn bis in die äußerſte Form ſoll das Kunſtwerk mit ſeiner Idee übereinſtimmen und Schönheit verkündigen. II. Eintheilung der Poeſie. Die Werke der Dichtkunſt ſind unendlich mannichfaltig, und es laſſen ſich, nach verſchiednen Beziehungen, Klaſſen derſelben annehmen, ſo z. B. in Beziehung auf die Art der Bildung, welche das Gedicht vorausſetzt, Natur- und Kunſtpoeſie, letztre von Einigen auch Idealpoeſie genannt. (Vergl. Naturpoeſie). Am wichtigſten und gebräuchlichſten aber iſt die Eintheilung, welche ſich auf die nothwendige, allgemeine Verſchiedenheit der Erſcheinungen und Veränderungen bezieht, unter welchen die in Worten ausgeſprochne Gedankenreihe ein Bild des Lebens darſtellt (Dichtungsarten im eigentlichen Sinne). Dieſe Erſcheinungen nämlich ſind innere oder äußere; daher könnte man eine ſubjective und objective Poeſie unterſcheiden. Die innern lebendigen Erſcheinungen, welche die Poeſie ausſpricht, ſind die harmoniſchen Gefühle, von welchen das poetiſche Gemüth bewegt und begeiſtert iſt, daher man auch die ſubjective Poeſie Gefühlspoeſie vorzugsweiſe nennen kann. Da aber Gefühle Gegenſtände (Urſachen) vorausſetzen, durch welche ſie erweckt werden, und welche ſowol in dem ganzen individuellen Zuſtande des Dichters, als in gewiſſen, von dieſem im Gefühle ergriffnen Anſchauungen und Gegenſtänden beruhen können, ſo können entweder die Gefühle, welche ſich an dieſen Gegenſtänden äußern, oder die Gegenſtände, als im Gefühle ergriffen und durch das Gefühl beſtimmt, hervortreten. Dieſes unterſcheidet die Arten der Gefühlspoeſie oder Lyrik, zu welcher auch diejenigen ſogenannten didaktiſchen Gedichte zu rechnen ſind, welche überhaupt den Namen Gedichte verdienen und dem Weſen der Poeſie nicht widerſprechen (ſ. Lyrik und Lehrgedicht). Die äußern Erſcheinungen aber, welche die Poeſie darſtellt, werden als vergangen oder gegenwärtig dargeſtellt, und ſind Begebenheiten oder Handlungen, welche gleichſam der Anſchauung vorhergehen, daher man die objective Poeſie auch vorzugsweiſe Anſchauungspoeſie oder darſtellende Poeſie nennen kann (ſ. Darſtellung). Die Begebenheiten, die der Dichter als vergangen ſchildert und erzählt, geben der epiſchen oder erzählenden Dichtungsart, die Handlungen, welche als gegenwärtig dargeſtellt werden, der dramatiſchen den Stoff. Und ſo erſcheinen uns als Dichtungsarten die lyriſche, epiſche und dramatiſche (ſ. d. Art.). III. Geſchichte der Poeſie. Sie iſt die Darſtellung der allmäligen Entwickelung und Ausbildung der poetiſchen Anlage zur Verwirklichung der Idee der Poeſie unter den verſchiednen Völkern der Erde. Der Urſprung der Poeſie fällt mit dem Urſprunge der Sprache zuſammen, ja die Sprache iſt als gemeinſchaftliches Erzeugniß des Aeußern und Innern, als Verbindung des Geiſtigen mit dem körperlichen Laut in ihrem Urſprunge poetiſch. Denn der lebendige Menſch, welcher noch in innigſter Verbindung mit der Natur ſteht, und ſie in ſeinem Innern treu abſpiegelt, drückt durch die Sprache das lebendig Angeſchaute und Empfundne aus. Er empfängt den friſchen Eindruck der Dinge, und belebt ſelbſt das Todte; darum ſind ſeine Schilderungen anſchaulich, ſeine Worte ſinnlich und bezeichnend, und das Gefühl drückt ſich durch den geſangähnlichen Vortrag und durch die entſprechende Bewegung der Töne (Rhythmus) aus. Hieher gehören die all-

gemeinen Bemerkungen, daß überall die Poeſie der Proſa vorangeht, und das Sprechen der Völker früher dem Singen glich, ja daß daher auch lange Zeit die öffentlichen Vorträge, welche Geſetze und Verfaſſung betreffen, wie bei den Griechen und Römern, in Verſen enthalten waren und geſungen wurden; endlich, daß die Poeſie in ihrer früheſten Entwickelung bei allen Völkern mit Muſik und lebendiger Mimik ſo verbunden und belebt iſt, daß dieſe gleichſam nur die Elemente einer lebendigen Mittheilungskunſt zu ſein ſcheinen, die ſich erſt ſpäterhin trennen, und ſich in verſchiedne Künſte aus einander legen, wenn Abſtraction die Einbildungskraft unterſtützt. Die muſikaliſche Ausbildung der Sprache aber wurde auch dadurch befördert, daß, in Ermangelung der Schreibkunſt, der Sprechende noch auf den lebendigen Laut beſchränkt, und ſelbſt um dem Gedächtniſſe zu Hülfe zu kommen, bei längern oder vorzüglich wichtigen Vorträgen und Mittheilungen aufgefodert war, ſie in ihren einzelnen Theilen durch entſprechenden Rhythmus und durch Accente zu bezeichnen. Für Letztres möchte auch das frühe Alter der gnomiſchen Poeſie bei den meiſten Völkern zeugen. Was ferner den Grundſtoff betrifft, welchen die Poeſie in ihrer erſten Erſcheinung bearbeitet, ſo kann, da die Religion die Quelle aller Bildung, und das religiöſe Gefühl das urſprüngliche Selbſtgefühl der Seele iſt, die ſich noch ganz und in ihrem Verhältniſſe zu einem Höhern fühlt, auch der Poeſie urſprünglicher Inhalt nur Religion ſein. Die Geſchichte bewährt uns, daß die Urpoeſien oder Nationalpoeſien der Völker religiöſe Sagen (Mythen) ſind, welchen ſich die Geſchichte des Stammes und der Staatengründung unvermerkt anſchließt, daher auch der nothwendige Antheil der Götter und des Wunderbaren in einem Nationalepos. Die Urpoeſie der Völker aber iſt in jedem Sinne wahr und friſch, denn es iſt in ihr Bild und Begriff noch ungetrennt, da ſich ſpäterhin der poetiſche Sinn dem proſaiſchen entgegengeſtellt, das Bild dem Begriffe, und die Poeſie der Wahrheit; ihr Stoff iſt wahrhaft empfunden und erlebt, der Ausdruck natürlicher und bewußtloſer Erguß des ausgebildeten Gemüths — Naturpoeſie. Die ſpätere Poeſie (Dichtkunſt) drückt öfter das Erdachte, Erdichtete, ſo wie die nachgeahmte Empfindung in künſtlichen, durch Nachdenken ausgebildeten Weiſen aus. Die künſtlichere Bearbeitung der poetiſchen Urſtoffe, oder die Poeſie als Kunſt ſetzt aber die Ausbildung der Schreibekunſt voraus, durch welche es möglich iſt, den von dem Innern getrennten und äußerlich feſtgehaltnen Gedanken und Worten die möglichſte Symmetrie und Abrundung zu geben. In den erſten uns ſchriftlich aufbewahrten Werken der Poeſie vernehmen wir noch die Nachklänge jener kunſtloſen Urpoeſie; aber es iſt jener vertrauliche Umgang der Götter und Menſchen ſchon verſchwunden, von welchem die Sagen reden, und was ſich durch mündliche Ueberlieferung erhalten hat, erſcheint groß und wundervoll gegen die Thaten der Gegenwart. So verſchieden aber die Religion, als der Mittelpunkt des Lebens und der Urquell der Bildung, unter den Völkern erſcheint und deren Verhältniſſe beſtimmt, ſo verſchieden iſt auch die Poeſie des einen Volkes vor der des andern ſeit ihrem Urſprunge. Doch iſt in verſchiednen Zeiten der Einfluß der Religion auf die Poeſie mehr oder minder groß. Der Gebrauch einer fremden Mythologie aber iſt der Naturpoeſie fremd. Man kann nun die Geſchichte der Poeſie, wie ſie uns vorliegt, in zwei Hauptperioden eintheilen: in die Poeſie der alten (vorchriſtlichen) und der neuen (chriſtlichen) Zeit. Die erſtere Periode zeigt uns die Hebräer als das erſte

Volk, von welchen poetiſche Erzeugniſſe auf die Nachwelt gekommen ſind. Von einer frühern Poeſie der Indier, Perſer, Syrer und Araber zeigen ſich nur dunkle Spuren. Die religiöſen Sagen der Hebräer haben ein hohes Alter, und ihre Poeſie trägt einen von der Poeſie der übrigen Völker des Alterthums ganz verſchiednen, feierlich ernſten Charakter. Sie beginnt mit Kosmogonie, wird ſpäter kriegeriſche Nationalpoeſie, dann ſeit David Tempelpoeſie, erreicht unter Salomo (1044—975) ihr goldnes Zeitalter, und wird dann prophetiſche Poeſie, welche der Gegenwart zürnt, und weiſſagend in die Zukunft blickt. Von da führt uns die Geſchichte in das vorzugsweiſe ſogenannte klaſſiſche Alterthum, und wir erblicken die Poeſie in Kleinaſien und Griechenland unter dem Einfluſſe des herrſchenden Heidenthums, welches die blühende Phantaſie reich und mannichfaltig geſtaltet, in ihrem plaſtiſchen und durchaus objectiven Charakter (vergl. hierüber den Art. Antik). Die griechiſche Poeſie läßt ſich wiederum in drei Perioden eintheilen, von welcher die erſte von den älteſten Zeiten Griechenlands bis auf die perſiſchen Kriege läuft. In Thrazien und Kleinaſien beginnt die griechiſche Poeſie, und das große Nationalepos des Homer oder der Homeriden, die Rhapſoden und cykliſchen Dichter deuten auf einen ausgebreiteten Verkehr der Poeſie der damaligen Zeit. Bald bildet ſich auch die Lyrik in eigenthümlicher Vortrefflichkeit aus. Die zweite Periode geht von den perſiſchen Kriegen bis auf Alexander den Großen. Sie zeigt die Blüthe der dramatiſchen Dichtkunſt und der ausgebildeten Poeſie überhaupt. Die dritte Periode zeigt den Verfall der griechiſchen Poeſie unter Alexanders Nachfolgern und die Nachblüthe derſelben in Alexandrien (ſ. Griechiſche Literatur). Von den Griechen wandern wir zu ihren Nachahmern, den Römern, deren Sprache ſich ſpät für Poeſie ausbildete, und die bis auf den zweiten puniſchen Krieg, oder bis auf die Zeit, wo ſie näher mit den Griechen bekannt wurden, nur rohe Verſuche in der Poeſie machten. Das goldne Zeitalter ihrer Poeſie fällt erſt unter Auguſts und Tibers Regierung, und verfiel von da bis auf die Einführung der chriſtlichen Religion und die Einbrüche der Barbaren immer mehr. Origineller und von eigenthümlicher Zartheit ſind die Bruchſtücke, welche uns die Blüthe der indiſchen Poeſie verkünden (einige Jahrhunderte vor Chr. Geb.). Die zweite Hauptperiode der neuen chriſtlichen Zeit, in welcher die muſikaliſche und ſubjective Seite der Poeſie vorzüglich hervortrit (vergl. Modern und Romantiſch), zeigt uns zuerſt die lateiniſche Sprache beim chriſtlichen Gottesdienſt zu einer myſtiſch=religiöſen Poeſie angewendet und umgewandelt, ſpäter (im 9. und 10. Jahrh. und ff.) von den Gelehrten zu Nachbildungen der altrömiſchen Poeſie benutzt, darauf die Blüthe der arabiſchen Poeſie (ſ. d. Art.). Eine eigenthümliche Poeſie in den neuern Sprachen aber erblicken wir bei den Franzoſen ſeit den Provençalen oder Troubadours vom 11. Jahrh. an. In ihr ſprach ſich der Geiſt des edeln Ritterthums durch Andacht, Tapferkeit und Liebe aus (ſ. Romantiſch). Dieſe romantiſche Poeſie der Franzoſen verfiel in künſtliche Reimerei ſeit dem Ende des 12. Jahrh. Von der Regierung Franz I. an, hob ſich auch die Poeſie wieder etwas; unter Ludwigs XIV. Regierung aber wird das goldne Zeitalter der franzöſiſchen Poeſie geſetzt, obgleich ſie oft, nur auf ihre eigne Art, die Alten nachahmte und antike Stoffe moderniſirte. Ihr Hauptzweck blieb die Eleganz (ſ. franzöſiſche Literatur). Die neuere italieniſche Poeſie pflanzte die Provençalpoeſie fort; eine eigenthümliche

Nationalpoeſie aber begann ſeit dem 13. Jahrh. in Sicilien, blühte von Dante und Petrarca bis auf Arioſt und Taſſo (im 13. 14. und 15. Jahrh.) in eigenthümlicher Grazie, und verfiel von da in Schwulſt und Nachahmung (ſ. italieniſche Poeſie). Die ſpaniſche Dichtkunſt erſcheint urſprünglich als Schweſter der provençaliſchen, vermiſcht mit orientaliſchem Charakter. Die erſten Verſuche der eigenthümlichen caſtilianiſchen Poeſie gehen vom 13. Jahrh. an; ihre Blüthe aber fängt mit Carls V. Regierung an, und verfällt von Philipp IV. an wieder; gleichzeitig mit ihr, und verwandt blühte die portugieſiſche (ſ. ſpaniſche und portugieſiſche Literatur). Die deutſche Poeſie, welche mit der nordiſchen Poeſie ſehr verwachſen iſt, und ihren eignen epiſchen Cyklus hat, blühete mehrmals unter den verſchiedenſten Tendenzen; am ſchönſten aber dann, wo ſie von der Nachahmung der Fremden frei war. Auch hat ſie die poetiſchen Formen aller Völker in ſich aufgenommen (ſ. deutſche Poeſie). Der Urſprung der engliſchen und ſchottiſchen Poeſie verliert ſich wie der der deutſchen in die ferne Bardenzeit: ſie wurde verfeinert durch die nordfranzöſiſche Poeſie. Die Blüthe der neuen engliſchen Poeſie aber, welche ſich durch gedankenvollen kühnen Ernſt und Humor auszeichnet, fällt in die glänzende Zeit der Königin Eliſabeth (ſ. engliſche Literatur und Poeſie), obgleich Chaucer der Vater der neuern engliſchen Poeſie genannt wird. Die ſcandinaviſche Poeſie (vorzugsweiſe nordiſche genannt) zeigt das Ritterthum in eigenthümlicher, durch den nordiſchen Charakter gefärbten Geſtalt ſeit dem 13. Jahrh. wo das deutſche Heldenbuch in Norwegen eingeführt, und fremde Sagen mit einheimiſchen verſchmolzen wurden; im 14. Jahrh. trat auch hier die Meiſterſängerei an die Stelle dieſer Sagenpoeſie (ſ. d. Art. däniſche und ſchwediſche Sprache und Literatur). Dieſes ſind die wichtigſten Völker, welche in dem Gebiete der Poeſie uns bekannt ſind. Die Geſchichte der Poeſie wird jedoch immer vollſtändiger und klarer werden, wenn ſie auch die Spuren der Poeſie bei den nicht europäiſchen, z. B. amerikaniſchen Völkerſchaften aufnimt, die reichen Entdeckungen über die indiſche, perſiſche, arabiſche und türkiſche Poeſie benutzt und verarbeitet, ſo wie auch die Poeſie derjenigen Völker, deren Dichtkunſt nur flüchtig oder nicht eigenthümlich geblüht hat (die ruſſiſche, polniſche, ungariſche und böhmiſche Poeſie), an ihren Stamm anſchließt. Eine beſondre Geſchichte der Poeſie überhaupt und in dem angegebnen Sinne und Umfange iſt noch nicht vorhanden. Hartmann's Verſuch einer allgemeinen Geſchichte der Poeſie von den älteſten Zeiten an (Lpz. 1797—1798 in 2 Bdn.) iſt unvollendet geblieben. T.

Poet (gekrönter), poeta laureatus, hieß ehemals ein feierlich mit einem Lorbeerkranze gekrönter Dichter. Die Sitte, Dichter zu bekränzen, herrſchte ſchon bei den Griechen, und fand in den muſiſchen Wettkämpfen Statt. Von da kam ſie zu den Römern; der Kaiſer Domitian krönte bei den von ihm eingeführten capitoliniſchen Spielen mit eigner Hand Dichter und Redner. Seit dem 13. Jahrh. wurde dieſe Sitte in Italien erneuert. Die feierlichſte Krönung war die des Petrarca (ſ. d. Art.). Auch die deutſchen Kaiſer ernannten gekrönte Dichter; von ihnen erhielten die Pfalzgrafen das Recht, Dichter zu krönen. Jetzt wird dieſe Sitte nur noch von einigen Univerſitäten ausgeübt, ohne daß eine ſonderliche Auszeichnung damit verbunden iſt.

Poetik, die Theorie der Poeſie, iſt eines Theils ein Zweig der

angewandten Aeſthetik, andern Theils ein Zweig der praktiſchen Sprachwiſſenſchaften. Erſteres inſofern das Princip der ſchönen Kunſt auf Poeſie angewendet, und die Dichtkunſt ſowol nach ihrem Weſen und Begriff, Materie und Form, als nach ihrem Umfange, oder nach den allgemeinen Klaſſen, welche wir Dichtungsarten nennen, äſthetiſch betrachtet wird; Letztres inſofern ſie Theorie des poetiſchen Styls und eigentliche Technik der Poeſie iſt, wozu auch die Metrik und die Theorie des Reimes gehört. Sie iſt eine der am früheſten ausgebildeten Theorien, ja die Aeſthetik hat ſich aus ihr erſt allmälig entwickelt, indem der menſchlichen Entwickelung gemäß die Betrachtung des Schönen von einem beſondern Kunſtſchönen (dem Poetiſchen) zur wiſſenſchaftlichen Entwickelung der reinen Idee des Schönen aufſteigen mußte (ſ. d. Art. Aeſthetik), und keine Kunſt dem Menſchen näher lag, und gleichſam angeboren war, als die, welche Gedanken durch die Sprache in anſchaulicher Vollendung darſtellt. Letztres iſt auch der Grund, warum ſie in den Lehrbüchern der Aeſthetik ausführlicher entwickelt und zu größerer Vollendung gebracht worden iſt, als bisher noch die äſthetiſchen Theorien der übrigen Künſte. Unter den Griechen behandelte ſie ſchon Ariſtoteles in ſeinem Buche περι ποιητικης, welches wir nur im Bruchſtücke beſitzen (die beſte Ausgabe von Gottfr. Hermann), abgeſondert; Horaz, in ſeiner ſogenannten ars poetica, oder vielmehr in ſeinem Briefe an die Piſonen, zeigt ſich als deſſen Schüler. In der neuern Zeit behandelte ſie abgeſondert Marc. Hier. Vida, Torquato Taſſo und viele andre Italiener, Nic. Boileau, Jul. Cäſ. Scaliger, Geh. Voß, L. Racine, d'Alembert, Marmontel, Alex. Gottl. Baumgarten, der Stifter der Aeſthetik, Joh. Adolph Schlegel, Gottſched, Breitinger, Sulzer (in ſeiner Theorie der Dichtkunſt), Engel (in ſeinen Anfangsgründen einer Theorie der Dichtungsarten), Jean Paul Friedr. Richter, in ſeiner Vorſchule der Aeſthetik (neue Aufl. 1814) und Clodius (in ſeinem Entwurfe einer ſyſtematiſchen Poetik, 1804). Außerdem iſt die äſthetiſche Theorie der Dichtkunſt ausführlicher oder kürzer in den allgemeinen Werken der Aeſthetik und in den Theorien der ſchönen Künſte, z. B. in den Werken von Batteux, Domairon, Ramler, Sulzer (allgemeine Theorie der ſchönen Künſte), Schubart, J. A. Eberhard, Eſchenburg, Heydenreich, Bouterweck, Pölitz, Schreiber, Aſt, Luden, Bachmann, Seckendorf abgehandelt, und durch Betrachtungen über einzelne Gegenſtände derſelben, beſonders von Sturz, Leſſing, Klopſtock, Moritz, Delbrück, W. v. Humboldt, Herder, Schiller, Göthe, den Gebrüdern Schlegel, Falk, ſo wie durch Kritiken in den Literatur-Zeitungen, ausgebildet worden. Ueber Verskunſt und Proſodie ſ. die beſondern Art. T.

Poetiſche Licenzen, ſind Freiheiten (Abweichungen von der gewöhnlichen Sprachregel), die der Dichter, des Versmaßes oder des Reimes wegen, ſich zuweilen erlaubt. So z. B. die doppelte Negation in Wieland's Endymion:

So zornig ſah'n die Nymphen ſie
In keinem andern Falle nie;

und das où, ſtatt à laquelle, in Voltaire's Adelaïde du Guesclin, Akt I. Szene 1:

Je plains cette douleur où votre âme est en proie.

Poinſinet (Antoine Alexandre Henri), geb. zu Fontainebleau 1735, widmete ſich frühzeitig der Literatur. Er ſchrieb, beſonders für die komiſche Oper, wo ſeine Stücke mit Hülfe der Muſik mei-

ſtentheils gefielen. Der Dialog hat in denſelben viel Natürlichkeit und die Verſe eignen ſich für den Geſang. Doch hat von allen ſeinen Stücken ſich nur Le cercle, ou la Soirée à la mode, eine Comédie à tiroirs, auf dem Theater erhalten. Poinſinet verband mit einigem Talent eine ungemeine Unwiſſenheit in den gewöhnlichſten Dingen, viel Eitelkeit und eine grenzenloſe Leichtgläubigkeit, und es konnte nicht fehlen, daß die pariſer Spottvögel ſeine Leichtgläubigkeit benutzten, um ihn anzuführen, oder zu myſtificiren, welches Wort eigens für ihn in Gebrauch kam. Man ſpiegelte ihm z. B. vor, daß ausgezeichnete Frauen in ihn verliebt ſeien, und gab ihm falſche Rendezvous, ohne daß ihm die Augen aufgingen. Man ſchlug ihm vor, ſich das Amt des Ofenſchirms beim Könige zu kaufen, und bewog ihn, vierzehn Tage lang ſeine Schenkel zu röſten, um ſich an die Hitze eines Kamins zu gewöhnen. Einſt kündigte man ihm an, daß er in die petersburger Akademie aufgenommen werden ſolle, um an der Freigebigkeit der Kaiſerin Theil zu nehmen, daß er aber dazu ruſſiſch lernen müſſe. Er glaubte dieſe Sprache zu ſtudiren und fand endlich nach ſechs Monaten, daß er ſich mit dem Niederbretagniſchen beſchäftigt habe. Monnet hat den ganzen zweiten Band ſeiner Memoiren den Streichen gewidmet, die dem armen Poinſinet geſpielt worden. Poinſinet war ein Freund vom Reiſen; er hatte Italien beſucht uud ertrank 1769, auf einer Reiſe durch Spanien, im Guadalquivir. (Man vergleiche über ihn: Rameau's Neffe von Diderot).

Poitiers, (Pictavium) am Clain, welcher hier die Boiſre aufnimt, die Hauptſtadt im ehemaligen Poitou, jetzt die Hauptſtadt im Departement der Vienne. Sie iſt mit Mauern und Thürmen umgeben, altfränkiſch gebaut, und hat zwar einen großen Umfang, aber eine geringe Bevölkerung, indem in 4000 Häuſern nur 20,000 Menſchen wohnen. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnet ſich der ehemals mit einer Bildſäule des Königs Ludwig XIV. gezierte Königsplatz aus. Die merkwürdigſten Gebäude ſind die zahlreichen Kirchen (vor der Revolution eine Hauptkirche, 22 Pfarrkirchen und eine Menge andrer Kirchen, Kapellen und Klöſter). Die von Carl VII. 1431 geſtiftete Univerſität ging während der Revolution ein; ſtatt derſelben befindet ſich hier eine Akademie mit zwei Fakultäten und ein Lyceum; auch ſind daſelbſt eine öffentliche Bibliothek, ein botaniſcher Garten, ein Athenäum, eine Société d'émulation und eine Ackerbau-Geſellſchaft. Die Gewerke beſchränken ſich vorzüglich auf Fabriken in wollnen Mützen und Strümpfen, Gerbereien und Branntweinbrennereien. Man ſieht hier verſchiedne Ueberreſte römiſcher Alterthümer. — **Poitiers** (Schlacht bei). Das ſaliſche Geſetz, welches in Frankreich die weibliche Linie von der Erbſchaft des Landes und der Krone ausſchloß, war die Urſache zu einer Menge blutiger Kriege zwiſchen Frankreich und England, deſſen Könige theils aus Frankreich herſtammten, theils durch Verheirathung mit franzöſiſchen Königstöchtern Anſprüche herleiteten. In dieſen Kriegen, die mehr als 200 Jahre fortdauerten, wo nur immer kurze Zeiträume des Friedens neue Kraft zum Kampfe gewähren ſollten, kommen mehrere Schlachten vor, die Frankreich oft an dem Rand des Verderbens brachten. Namentlich gehört dahin die bei Poitiers, auf dem nahen Felde Maupertuis, vom ſchwarzen Prinzen, wie man den Sohn des engliſchen Königs, Eduard III., wegen ſeiner ſchwarzen Rüſtung nannte, am 19. Sept. 1356 gelieferte Schlacht. Das Heer, das über's Meer herübergekommen war, betrug allerdings kaum 8000 Mann, während

das des franzöſiſchen Königs, Johann, gegen 80,000 gezählt haben ſoll. Aber wenn auch die Tapferkeit der Ritter, die in dieſen Heeren dienten, gleich war, ſo hatte das engliſche Heer doch vor dem feindlichen mehr Ordnung und Gehorſam voraus, und daher kam es, daß gleich die Vorhut der Franzoſen geſchlagen und faſt im erſten Zuſammentreffen der Mittelpunkt derſelben geſprengt wurde. Die franzöſiſchen Großen ſorgten nur für ihre Sicherheit, und ſo endigte der Tag damit, daß der König Johann allein mit ſeinen Schaaren auf's tapferſte focht, bis endlich ein Geſchwader deutſcher Reiter, das in der erſten Linie ſtand, ſeine Führer im heißen Kampfe verlor, und auseinanderſtäubte. Da drang alles auf den König ſelbſt ein und er ward von einem franzöſiſchen verbannten Ritter, dem er ſich ergab, zu dem ſchwarzen Prinzen gebracht. Der Sieger behandelte ihn mit echt ritterlicher Galanterie für die Perſon, und wartete ihm ſelbſt bei der Abendtafel auf, vertrat die Stelle des Stallmeiſters, als er ſeinen Gefangnen in London einbrachte, allein um ſeine Freiheit wieder zu erhalten, mußte Johann dem König Eduard III., nach Verlauf von 4 Jahren, eine große Menge Provinzen abtreten und ſich mit einer großen Geldſumme löſen. Merkwürdig iſt es, daß in der Schlacht von Crecy, die der Vater des Königs Johann auf gleiche unglückliche Art verlor, bereits angeblich Kanonen waren (1346), und derſelben, was dieſe anbetrifft, nicht erwähnt wird. Dadurch wird die Verſicherung, daß man ſich ihrer in jener Schlacht bedient habe, zweifelhaft, oder aber man hatte ihren Nutzen nicht bedeutend gefunden.

Poitiers (Diane de), Herzogin von Valentinois, geb. im J. 1500, war die Tochter von Jean de Poitiers, Grafen von Saint-Vallier, aus einer alten und angeſehnen Familie der Dauphiné. Von der Natur war ſie mit allen Reizen der Geſtalt und des Geiſtes ausgeſtattet. Sie war anfangs Ehrenfräulein der Königin Claudia, und benutzte ihr Anſehn zum Vortheile ihrer Familie. Als ihr Vater, weil er die Flucht des Connetable von Bourbon ſollte begünſtigt haben, zum Tode verurtheilt worden war, wirkten vornehmlich ihre Bitten ihm Gnade aus. Sie hatte ſich ſchon 1514 mit Louis de Brezé, Großſenechal der Normandie, vermählt, und gebar demſelben zwei Töchter, deren eine ſich mit dem Herzoge von Bouillon, die andre mit dem Herzoge von Aumale verheirathete. 1531 ſtarb ihr Gemahl, und geraume Zeit darnach, als ſie bereits wenigſtens vierzig Jahre alt war, faßte der achtzehnjährige König Heinrich II. die heftigſte Liebe für ſie, und ſie wußte ihre Herrſchaft faſt zwanzig Jahre lang, bis zu des Königs Tode, zu behaupten. Heinrich verlor in Dianens Umgang die Rohheit und Wildheit des Charakters, die ihm von Natur eigen waren, und nahm eine Leutſeligkeit und Sanftmuth an, die er fortan bei keiner Gelegenheit verleugnete; zugleich aber gewöhnte er ſich unter ihrer Leitung an Zerſtreuung, äußern Prunk und Verſchwendung, welche die nachtheiligſten Wirkungen hatten. Diane von Poitiers gehörte zu den ſeltnen Frauen, deren körperliche Reize nie zu welken ſcheinen. „Ich ſah ſie," ſagt Brantome, „ſechs Monate vor ihrem Tode noch ſo ſchön, daß ich kein ſo ſteinernes Herz kenne, das nicht von ihr gerührt worden wäre .... Schade, daß einen ſo ſchönen Körper die Erde deckt; ſie war ſehr gutmüthig, mitleidig und wohlthätig. Das Volk mag Gott bitten, daß nie eine ſchlimmere Geliebte des Königs kommen möge." Nach Heinrichs Tode zog ſich Diane auf das prächtige Schloß Anet zurück, und ſtarb daſelbſt 1566.

Pol. Pole heißen überhaupt die Endpunkte einer Achſe, um welche ſich ein Körper dreht. Es gibt auf der Erde zwei ſolche Punkte, welche Nordpol (arktiſcher Pol) und Südpol (der antarktiſche Pol) heißen. Beides ſind die äußerſten entgegenſtehenden Punkte, an welchen ſich gleichſam die Weltkugel um ihre Axe herumdreht, und die noch von keinem Menſchen beſucht worden ſind. (Vergl. d. Art. Nordpol-Expedition). Die verlängerte Erdachſe ſchneidet aber auch das Himmelsgewölbe in zwei Punkte, welche Weltpole genannt werden. Jene heißen auch Pole des Aequators, weil die Erdachſe auf der Ebene deſſelben ſenkrecht ſteht, um ſie von den Polen der Ekliptik zu unterſcheiden, welche durch eine Linie beſtimmt werden, die im Mittelpunkte der Erde auf der Ebene der Ekliptik ſenkrecht iſt. — Pole des Magnets, ſ. d. Art. Magnet. — Polhöhe eines Orts heißt die Höhe, in welcher der Pol über dem Horizont erſcheint, oder der Winkel, welchen die Geſichtslinie zum Pol mit der Horizontalebene, oder derſelbe, den der Erdradius dieſes Orts mit der Ebene des Aequators bildet. Daher iſt die Polhöhe der geographiſchen Breite eines Orts gleich. Polardiſtanz heißt die Entfernung des Pols vom Scheitelpunkt oder Zenith eines Orts und iſt daher der Winkel, welcher die Polhöhe zu einem rechten Winkel oder zu 90 Graden ergänzt.

Polareis, das Eis, welches um den Nord- und Südpol gelagert iſt, nie ſchmilzt, und alle Verſuche, bis zu den Polen vorzudringen, bisher vereitelt hat. Ueber den neueſten Verſuch der Art vergl. man den Art. Nordpol-Expeditionen.

Polarität heißt die Wechſelbeziehung, das entgegengeſetzte, wechſelſeitige Verhalten zwiſchen Kräften einer Gattung oder ſolchen, die zu einer beſtimmten Sphäre gehören, oder vielmehr, die ſelbſt eine beſtimmte Sphäre von Kräften bilden. Eine ſolche Sphäre iſt z. B. der Magnetismus, eine andre der Elektricismus, eine andre der Chemismus (chemiſche Prozeß) ꝛc. Die Benennung iſt aus der Lehre vom Magnet genommen, bei welchem man zuerſt dieſen Gegenſatz der Kräfte, hier alſo der magnetiſchen, an zwei einander entgegen ſtehenden Punkten deutlich erkannt hat. Dieſe Punkte wurden Pole genannt, weil an der Magnetnadel der eine ſich nach dem Nordpol, der andre mithin nach dem Südpol der Erde richtet. (Man vergl. d. Art. Magnet und Compas). Man hat das entgegengeſetzte Verhalten oder die entgegengeſetzte Thätigkeit der beiden Pole einer Sphäre, z. B. des Magneten, durch die Ausdrücke poſitiv (bejahend, ſetzend oder ſchaffend) und negativ (verneinend, vernichtend, aufhebend) oder durch plus und minus (+ und —) bezeichnet. So nennt man z. B. den Nordpol des Magneten den poſitiven oder Pluspol (+ M.), den Südpol den negativen oder Minuspol (— M.); und eben ſo wird der Gegenſatz in der elektriſchen Sphäre die poſitive und negative Elektricität, oder + E. und — E. genannt. Dieſe Bezeichnung iſt mathematiſch und aus der Lehre von entgegengeſetzten Größen genommen. Man darf aber das Verhältniß nicht ſo verſtehen, als ob bloß der eine, negative Pol verneinend, aufhebend gegen den andern wirkte, dieſer aber, als das Gegentheil, ſich bloß ſchaffend (producirend) verhielte; noch weniger ſo, als ob nur der eine, poſitive Pol ſich activ (thätig), der andre (negative) aber paſſiv (bloß leidend, unthätig) verhielte. Das Verhältniß iſt vielmehr vollkommen gegenſeitig; beide Pole ſind thätig, ſtehen in Wechſelwirkung mit einander, ſie handeln gleichſam egoiſtiſch und verhalten ſich inſofern feindlich gegen einander, als jeder das Beſtreben hat, ſeinen

Gegenpol in ſich zu verwandeln, ihn ſich zu aſſimiliren (zu verähnlichen) und daher als ſolchen (als Gegenpol) zu vernichten. Und dieſe Wechſelwirkung polarer Kräfte, nicht einſeitiges Wirken des poſitiven Pols, iſt es, was die Erſcheinungen hervorbringt. Doch verſteht man unter dem poſitiven Pol gewöhnlich den ſtärkern oder höhern, unter dem negativen den ſchwächern oder niedern Pol. Man kann auch ſagen: jeder Pol habe das Beſtreben, ſich durch ſeinen Gegenpol zu ergänzen oder mit ihm auszugleichen; denn ein Pol für ſich kann nie ein Ganzes ausmachen, wol aber beide in gegenſeitiger Ausgleichung, wodurch eine relative Einheit, ein Produkt, ein Ganzes entſteht. Durch die Betrachtung der Geſetze der Polarität wird dem Leſer das Weſen der letztern in helleres Licht hervortreten. Es ſind folgende: 1) Kein Pol kann für ſich allein beſtehen, ſondern beide treten gleichzeitig auf. Denn jeder Pol ſetzt den andern voraus, jeder kann ſich nun durch ſeinen Gegenpol offenbaren, indem er mit ihm in Wechſelwirkung (Spannung) trit, und dieſe wechſelwirkende Thätigkeit iſt eben die Natur eines Pols oder das Weſen der Polarität. Kein Körper z. B. iſt für ſich allein poſitiv elektriſch, er iſt es nur dadurch, daß er mit einem andern negativ elektriſchen Körper in Spannung (Wechſelwirkung) iſt. So gibt es auch keinen Magneten, der bloß den Nordpol (+ Pol) oder bloß den Südpol (— Pol) hätte, ſondern beide Pole ſind immer zugleich an jeden Magneten und jedem magnetiſchen Körper. Daher 2) ruft jeder Pol in ſeiner erregbaren Nachbarſchaft ſeinen Gegenpol im Augenblick hervor. Man elektriſirt z. B. eine auf beiden Seiten mit Stanniol belegte Glasplatte auf der einen Seite poſitiv, ſo wird zu gleicher Zeit die andre Seite negativ elektriſirt, weil das + E. der einen Seite das — E. der andern im Augenblick hervorruft (erweckt). Und wenn ein Pol des Magnets Eiſenfeilſpäne anzieht, ſo geſchieht es nur dadurch, daß er die Eiſentheile negativ magnetiſirt. 3) Die ungleichnamigen Pole ziehen ſich an, die gleichnamigen ſtoßen ſich ab. Wer weiß nicht, daß gleichartig elektriſirte Körper, z. B. zwei poſitiv elektriſirte Korckkügelchen, ſich abſtoßen und daher von einander entfernen, daß ſie aber ſchnell zuſammenfliegen, ſobald ſie entgegengeſetzt (ungleichartig) elektriſirt ſind. Der Nordpol eines Magneten ſtößt den Nordpol eines andern zurück, und nur die ungleichnamigen magnetiſchen Pole ziehen ſich an. Denn nur die entgegengeſetzten Pole ſtehen in Wechſelwirkung mit einander durch das gegenſeitige Streben, ſich zu ergänzen oder auszugleichen, was nur durch Vereinigung möglich iſt; daher das Anziehen. Man hat die ungleichnamigen Pole die freundlichen, die gleichnamigen die feindlichen Pole genannt. Dieſe Benennung ſcheint nicht ganz glücklich gewählt; denn die ſcheinbare Freundſchaft der ungleichnamigen Pole läßt ſich, wie aus Obigem erhellt, aus einer verſteckten Feindſchaft herleiten, aus einem Egoismus, der der Exiſtenz des Gegenpols gefährlich wird, und die ſogenannte Feindſchaft der gleichnamigen Pole iſt nicht weniger bloß ſcheinbar; denn ſie ſtoßen ſich nicht aus phyſiſcher Abneigung zurück, ſondern entfernen ſich von einander, weil der Gegenpol nicht nach dem gleichnamigen Pole zu, vielmehr nach der entgegengeſetzten Richtung liegt. Lange Zeit hielten die Phyſiker die Polarität für ein auf wenige Naturprozeſſe beſchränktes Verhältniß; anfangs hielt man ſie ſogar für eine bloß beim Magnetismus vorkommende Erſcheinung, ſpäter erkannte man ſie auch in der Elektricität, und nannte den längſt beobachteten Gegenſatz in ihr (die entgegengeſetzten Elektricitäten) elektriſche Pole,

elektriſche Polarität; noch ſpäter wurde ſie auch im Chemismus und Galvanismus anerkannt, und gegenwärtig ſind wenigſtens die wiſſenſchaftlichen Naturforſcher von der Allgemeinheit der Polarität in der Natur überzeugt. Die ſogenannten Wahlverwandtſchaften in der Chemie gründen ſich, offenbar, auf die Polarität der chemiſchen Elemente (Stoffe, Grundſtoffe), oder vielmehr, ſie ſind nichts anders als das polare Verhalten der chemiſchen Stoffe, d. h. als deren Spannung oder Wechſelwirkung; nur diejenigen Stoffe ſind (chemiſch) verwandt und ziehen ſich an, welche einander polar entgegengeſetzt ſind oder einen Plus- und Minuspol bilden. Der chemiſche Hauptgegenſatz z. B. iſt Säure und Alkali (Lauge), beide Stoffe ſind chemiſche Verwandte (chemiſche Pole), ſie ziehen ſich daher an, und bilden in Vereinigung nur gegenſeitige Ausgleichung ihrer Eigenſchaften, ein neutrales Produkt, ein Salz. Wer die volta'ſche Säure kennt, der weiß daß die Metallplatten der Säule ſich polar zu einander verhalten, daß von einem poſitiven Zink- und negativen Silberpol, die Rede iſt, ſo wie von der Zerſetzung des Waſſers durch den Galvanismus der Säule, wobei das Waſſer in zwei entgegengeſetzte Pole oder polare Stoffe, nämlich Sauerſtoff und Waſſerſtoff, in Gasform auseinandertrit. Alle (phyſiſchen) Elemente verhalten ſich polar zu einander und ſtehen daher mit einander in Wechſelwirkung; ſo vorzüglich Luft und Erde, und das Waſſer hat, als neutrales Element eine doppelte Polarität, indem es einerſeits mit der Luft, andrerſeits mit der Erde in polarem Verhältniß und daher in Wechſelwirkung ſteht. Daher der Streit der Elemente, deſſen Folgen ſich am meiſten in dem Wechſel der atmoſphäriſchen Veränderungen offenbaren. Auch iſt jedes Element in ſich ſelbſt polar, und daher zerſetzbar in polar entgegengeſetzte Grundſtoffe, wie z. B. die Luft in Sauerſtoff- und Stickſtoffgas. Ferner iſt der organiſche Bau der Pflanzen und Thiere, folglich auch das Leben, ganz auf polare Verhältniſſe gegründet. Hiervon nur einige Beiſpiele aus der Einrichtung des höhern thieriſchen oder auch menſchlichen Organismus. Man weiß, daß die Adern in Arterien und Venen eingetheilt werden. Arterien und Venen bilden einen Gegenſatz im Aderſyſtem, und eben ſo das Arterien- und Venenblut. Das Arterienblut iſt oxydirt, (durch das Athmen mit Sauerſtoff aus der Luft verbunden), das Venenblut dagegen desoxydirt (entſauerſtofft). Beide Blutarten verhalten ſich daher polar zu einander, und dieſes iſt der Hauptgrund von der Bewegung und dem Kreislauf des Bluts, nicht die Bewegung des Herzens, was hier nicht näher erörtert werden kann. Auch die verſchiednen Syſteme des thieriſchen Organismus verhalten ſich polar zu einander, vorzüglich aber das Nerven- und Muskelſyſtem, und da der Nerv der höhere Pol iſt, ſo wird der Muskel durch den Nerven polariſirt; doch beide Enden des Muskels erhalten durch die Einwirkung des Nerven entgegengeſetzte Pole, und indem daher die Enden ſich einander nähern, wird der Muskel zuſammengezogen (verkürzt); es entſteht auf dieſe Art die Bewegung der Glieder und aller Theile des Leibes. Auch die Polarität der beiden Geſchlechter, worin der Mann den höhern, poſitiven (ſtärkern), das Weib den negativen (ſchwächern) Pol darſtellt, iſt nun längſt anerkannt; ja man hat, mit Recht, das Verhältniß oder den Gegenſatz der Geſchlechter als ein allgemeines, durch das Weltganze (Univerſum) greifendes Naturgeſetz betrachtet, und wie unleugbar, das gegenſeitige Verhältniß der Geſchlechter ein Polaritätsverhältniß iſt, ſo kann man, umgekehrt, alle Polarität als ein

Geſchlechtsverhältniß betrachten, wobei überall, in jeder Sphäre von Kräften der poſitive Pol das männliche, der negative das weibliche Geſchlecht darſtellt. Da nun der Geiſt des Menſchen (in weiterer Bedeutung) von der (innern) Natur nichts weſentlich Verſchiednes, da er ſelbſt eine höhere ideale Natur oder die Natur in ihrer höchſten Sphäre iſt: ſo herrſcht auch im Pſychiſchen die Polarität als allgemeines Geſetz, wie im Phyſiſchen. Der Hauptgegenſatz iſt hier der zwiſchen Geiſt (Intelligenz, freier, ſelbſtbewußter Geiſt) und Gemüth (als Anlage zur Intelligenz), daher auch der doppelte Gegenſatz, einerſeits zwiſchen Wiſſenſchaft und Religion, andrerſeits zwiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft. Bildung und Bildungsfähigkeit (Empfänglichkeit) verhalten ſich polar zu einander; jene iſt der höhere, dieſe der niedere Pol, welcher ſich zum höhern, durch Wechſelwirkung mit ihm, heraufbilden ſoll. Alles Leben iſt ein Wechſelſpiel polarer Kräfte, alles Bilden und Werden iſt ein Kampf zwiſchen Licht und Finſterniß, worin dem Licht, als dem höhern Pol, der endliche Sieg beſchieden iſt.

Polarkreis, ſ. Erdſtrich. — **Polarſtern**, ſ. Nordſtern.

Polemik bezeichnet, nach der Ableitung von dem griechiſchen Worte πόλεμος (d. i. Krieg, Kampf, Streit), eigentlich die Kampffertigkeit oder Streitkunſt. Man hat den Ausdruck aber insbeſondre von einem ſonſt ſehr eifrig behandelten Theile der theologiſchen Wiſſenſchaften gebraucht, und Polemik dann auch durch Streittheologie überſetzt. Die Theologie iſt an ſich zwar keine ſtreitende, ſondern geht nur darauf aus, die religiöſe Wahrheit zur Erkenntniß und Ueberzeugung zu bringen; weil aber dieſelbe vielfach angefochten, und mit mehr oder minder ſcheinbaren, oder wichtigen Gründen beſtritten worden iſt, mußte ſie ſelbſt eine ſtreitende werden, und die Kirche beſonders bedurfte ihrer, um ſich gegen die Feinde und Gegner des Chriſtenthums und der Kirchenlehre, gegen Zweifler und Irrlehrer zu vertheidigen und zu verwahren. Auch iſt der Friede auf Erden, ſelbſt nach religiöſer Anſicht, nicht ohne Streit zu gewinnen. Ein mildernder Ausdruck aber, den man dafür erfand, Elenchtik oder elenchtiſche Theologie, änderte in der weſentlichen Bedeutung eigentlich nichts. In neuerer Zeit hat man noch allgemeiner den Namen Apologetik dafür beliebt, und damit im engern Sinne die wiſſenſchaftliche Vertheidigung des Chriſtenthums, ſeiner Wahrheit und Göttlichkeit bezeichnet, während das Wort Polemik ſich mehr auf die Vertheidigung der eigentlich ſogenannten Kirchenlehre irgend einer der chriſtlichen Parteien zu beſchränken ſchien. Der Name Apologetik hat die früheſten Kirchenväter inſofern für ſich, als dieſe ihre gegen Juden und Heiden gerichteten Vertheidigungsſchriften, die ihren Glauben und ihre Lehre gegen mancherlei Einwürfe und Vorwürfe, gegen Beſchuldigungen und Zweifel rechtfertigen ſollten, Apologien nannten. Da aber die in der Kirchenlehre ausgeſprochne Wahrheit ſich in den Augen der Kirchenglieder von der Wahrheit des Chriſtenthums ſelbſt nicht entfernt, und die Kirchenlehre eigentlich noch mehr, als das Chriſtenthum, dasjenige iſt, dem widerſprochen wird, ſo gilt die Apologetik auch nicht minder von der Vertheidigung der Kirchenlehre, wofür ſonſt der Ausdruck Polemik allgemein war. Es ward dieſelbe auch bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrh. ſo ſehr als ein Haupttheil der theologiſchen Wiſſenſchaften behandelt, daß nicht bloß zahlreiche gelehrte Werke über die Polemik erſchienen, ſondern auch auf deutſchen

Univerſitäten dieſelbe in beſondern Vorträgen abgehandelt ward. Sie kam durch theologiſche Klopffechter in Verachtung, und die neuere Zeit, die nur zu ſehr das, was man kirchliche Dogmatik oder Kirchenlehre nennt, hat fallen laſſen, gab denn auch die Polemik auf; aber mehr als gut iſt, denn es ziemt dem Theologen wol, daß er mit ſtrenger, logiſcher und wiſſenſchaftlicher Methode die Feſte ſeiner Ueberzeugung und der Lehre, auf deren Bekenntniß er ſich verpflichtet, zu vertheidigen, und wenn es Noth thut, neben dieſem defenſiven, auch einen offenſiven Kampf zu führen wiſſe, einen ſolchen nämlich, der nicht ohne Liebe, aber mit Wahrheitseifer auch die Gründe beſtreitet, auf die eine andre, als die allein wahre Wahrheit auftretende, Lehre ſich ſtützt. Es begreift ſich, daß jede kirchliche Partei eine eigne Polemik haben muß, obwol allen weſentliche Grundſätze derſelben allgemein ſind. Uebrigens iſt der Ausdruck Polemik, polemiſiren und polemiſch, während er in der Theologie ſich immer mehr verlor, häufig von dieſer auf's tägliche Leben übergegangen, wo man ſie denn auf Jeden anwendet, der nicht bloß unbefangen etwas behauptet, ſondern zugleich die Meinung Andrer beſtreitet.

Polen, ein Land, ein Volk und ein Staat, ſeit tauſend Jahren faſt nur durch Unglück denkwürdig. Das Land, die größte Ebene in Europa, hatte, Litthauen eingeſchloſſen, vor 1772, einen Flächenraum von mehr als 13,000 Q. M., auf welchem höchſtens 11½, nach Büſching nur 8—9 Mill. Menſchen unter 100,000 kleinen Herren der Freiheit ihrer Republik ſo wenig theilhaftig waren, als der Fruchtbarkeit ihres Bodens. Korn und Weizen, Flachs, Holz, Honig und Wachs, treffliche Pferde, große Heerden ſtattlichen Rindviehs, ein unermeßlicher Salzſtock machten den natürlichen und den Handelsreichthum des Landes aus, den fiſchreiche Ströme dem baltiſchen und dem ſchwarzen Meere zuführen: aber das Gewerbe lag, außer in Warſchau, Bromberg, Poſen und einigen Städten der ſchleſiſchen Grenze, darnieder; die Peitſche des Edelmanns war die Seele der Nationalökonomie, und jede Thätigkeit des Erfindungsgeiſtes erſäufte der Jude in Branntwein; denn der leibeigne Pole ſagt: „nur was ich vertrinke, iſt mein.“ Polen war das Land ungeheurer Widerſprüche; das kleinſte ſeiner Uebel waren Scharen von Wölfen und andern Raubthieren. Das Volk, ein Zweig der Sarmaten an dem Boryſthenes, erlangte in dem großen Völkergedränge der Gothen und Hunnen, noch mehr in dem 200jährigen Kampfe mit den Germanen und in dem eignen Parteiengewühle eine wunderbare elaſtiſche Gediegenheit, zuſammengeſetzt aus Nachgeben und Widerſtand, aus Unterwerfung und Trotz, aus Knechtsſinn und Vaterlandsſtolz. Den erſten ſlawiſchen Stämmen, die ſchon im 6. Jahrh. den alten Finnenſtamm vor ſich hertrieben, den Dnepr herauf- und die Weichſel hinabzogen, und dort als Litthauer, hier, an den baltiſchen Ufern, als Preußen und Letten ſich verzweigend, Hütten baueten, folgten im 7. Jahrh. die Lechen, ein andrer ſlawiſcher Stamm. Bildſamer als jene wilden Horden, nahmen ſie zugleich mit der Schreibkunſt um 960 das Chriſtenthum an, und hießen am Ende des 10. Jahrh. Polen, d. i. die Slawen der Ebene. Kampf mit den Nachbarn war das Schickſal dieſes neugebildeten, unter Piaſt, einem Fürſten eigner Wahl, ſeit 840 zwiſchen der Weichſel und Wartha vereinigten, dann aber unter den männlichen Erben Piaſt's in kleinere Fürſtenthümer vertheilten Volks; daher ſtete Unſicherheit der Grenzen, und kein andrer Verband im Innern, als Stammgenoſſenſchaft, ein Fürſtengeſchlecht (die Piaſten),

und ein gemeinſchaftlicher Name. Dieſe Einheit, die mehr in der Meinung und im Gefühle, als in einer geſetzlichen Form beſtand, wirkte aber mächtig auf die Einbildungskraft des Polen, und begeiſterte ihn zu der heldenmüthigſten Vaterlandsliebe. Gleichwol überließ er ſich, wie es allen Menſchen begegnet, die einer geſetzlichen Ordnung und Freiheit entbehren, und von ihren Gefühlen ſich beherrſchen laſſen, jeder politiſchen Ausſchweifung mit eben ſo viel Leichtſinn als Leidenſchaft, ſo daß in dem Mehrtheile der polniſchen Staatsbürger, d. i. des Adels, ein republikaniſcher Charakter nie reifen konnte. Inſofern kann man die Maſſe des Volks veränderlich oder charakterlos nennen. Darum fehlte es aber nicht in ihr an einzelnen ausgezeichneten Männern, welche die Zierde jedes Freiſtaats geweſen ſein würden. Mit jugendlicher Schwärmerei verbanden ſie männliche Kraft und republikaniſchen Edelmuth. So haben ſich in Polens Geſchichte unſterblich gemacht die Tarnowski, Zamoyski, Zolkiewski, ohne die Helden und Staatsmänner in der neueſten Zeit zu erwähnen. Andre hingegen wurden durch die innern Spaltungen nach außen hin getrieben, und verriethen aus blinder Parteiwuth ihr Vaterland an den Feind. So hat Polen als Staat ſo lange mit den Grundübeln ſeiner Verfaſſung gekämpft, bis es in denſelben unterging. In dieſer Republik herrſchte nämlich das Princip der Geſellſchaftlichkeit, nicht das der Einheit, ob ſie gleich ſchon unter Boleslaw Chrobry, im J. 1025 ein Königreich hieß. Der Baum der Freiheit ſtand ohne Wurzeln, bis ihn der Sturm umwarf. Unſtreitig war das Wahlrecht die Looſung des Parteientummels. Geſetzliche Ordnung und bürgerliche Freiheit aber konnten nicht emporkommen, weil die politiſche Unform in dem Satze beſtand: der Edelmann allein iſt Staatsbürger. Dieſer rohen, tauſendköpfigen Souveränetät ward ihr Staatszweck nie ganz klar. Daher verlor die Nation eine Bedingung ihrer Unabhnägigkeit nach der andern; zuerſt Schleſien und die Oder, dann die Oſtſee, hierauf den Dnepr endlich die Karpathen. Ein Staat aber, der keine feſten Grenzen hat, der vom Meere abgeſchnitten iſt, und der nicht zur Stärke der Einheit in ſeinem Innern gelangt, wird ſtets der Kampfpreis der Politik ſeiner Nachbarn ſein. Das Unglück fing an, als die Piaſten das Land unter ihre Söhne theilten. Boleslaus III. übertrug zwar im J. 1138 dem älteſten, als dem Beſitzer von Krakau, eine Art von Obergewalt über die andern Fürſten; allein dies vermehrte nur die Unruhen. Auch das Chriſtenthum, welches am Ende des 10. Jahrh. in Polen aufkam, konnte bei den Anſprüchen der Hierarchie, und bei dem durch zweihundertjährigen Krieg tief gewurzelten Haſſe zwiſchen den Deutſchen und Polen, auf die letztern nicht wohlthätig einwirken. Als hierauf Conrad von Maſovien die Deutſchherren gegen die Preußen zu Hülfe rief, und dieſe ſeit 1230 bis 1404 das baltiſche Küſtenland von der Oder bis zum finniſchen Buſen ſich unterwarfen, verlor Polen ſeine nördliche Vertheidigungslinie und den Seehandel. Zwar hatte Wladislaw Lokietek, der ſich 1305 als König von Krakau krönen ließ, den erſten Kern der lockern Ländermaſſe, Großpolen an der Warte, mit Kleinpolen an der obern Weichſel zu einem Ganzen verbunden, aber zu ſpät. Die Deutſchen hatten den polniſchen Staat ſchon überflügelt; daher mußte ſein Sohn Caſimir, der als Geſetzgeber und Bildner des Innern den Beinamen des Großen erhielt, der Oder und der untern Weichſel im kaliſcher Frieden 1343 förmlich entſagen. Indeß arbeitete dieſer kluge Fürſt deſto glücklicher an der Aufrichtung einer guten geſellſchaftlichen Ordnung.

Er befeſtigte die Städte, und befreite ſie vom Drucke des Adels, begünſtigte aber aus Liebe zu einer Jüdin zu ſehr dieſes fremde Volk, welches ſpäterhin das Gewerbe und den Geldhandel an ſich zog, und den Nationalwohlſtand erſtickte. Mit Caſimir erloſch 1370 der piaſtiſche Mannsſtamm. Nun fing der Adel an, ſeine Stimme den Thronfolgern gegen perſönliche Vorrechte, die ihnen zum Nachtheile des Ganzen bewilligt werden mußten, zu verkaufen. Die Vereinigung Polens mit Ungarn (unter Ludwig, von 1370—1382) war daher nutzlos für die Befeſtigung der Monarchie. Natürlicher und deßhalb dauerhafter war die Verbindung mit Litthauen, ſeit 1386, indem der litthauiſche Großherzog Jagello durch Heirath und Wahl die polniſche Krone erhielt. Aber Sprache und Sitten trennten fortwährend den Litthauer von dem Polen; das Chriſtenthum, zu welchem jener ſich erſt jetzt bekannte, war kein politiſches Band, das die beiden Halbbrüder zu Einem Volke vereinigen konnte. Doch waren ſie jetzt mächtiger gegen ihren gemeinſchaftlichen Feind, den deutſchen Orden. Polen ſchien ſogar die verlornen Naturgrenzen wieder zu gewinnen, als die Ritter durch den Vertrag von Thorn 1466 Kulm und die Weichſel bis Elbingen an Polen abtreten und die Schutzhoheit der Republik über das Ordensland anerkennen mußten; auch Liefland fiel 1558 an Litthauen, und Kurland wurde 1561 ein polniſches Lehn. So wurde Polen, zumal da der litthauiſche Adel ſeit 1569 mit dem von Groß= und Kleinpolen Eine Verſammlung bildete, der mächtigſte Staat im Norden. Aber zugleich erlangte der Adel durch den Handel, den er mit der Thronfolge trieb, deren Erblichkeit er den Jagellonen oft ſtreitig machte, das Recht, die Nation, mit Ausſchluß des Bürgerſtandes, allein zu vertreten. Er erſchien auf den Reichstagen durch Landboten, ohne deren Einwilligung ſeit 1505 nichts über die Reichsverfaſſung beſchloſſen werden durfte. Auch konnte der König nur Eingeborne von Adel zu Erzbiſchöfen, Biſchöfen, Woiwoden, Kaſtellanen und Miniſtern ernennen, welche zuſammen den erſten Reichsſtand, oder den Senat auf dem Reichstage bildeten. Aber gerade damals bedurfte der Staat einer feſten Hand, die das Ganze zuſammenhielt. Smolensk, das Bollwerk Polens am Dnepr, ward (1514) von den Ruſſen erobert, und im Innern entbrannte wilder Religionshaß; doch erlangten die Diſſidenten, d. i. die Proteſtanten nebſt den Socinianern und den nicht unirten Griechen auf dem Reichstage zu Wilna 1563 gleiche Rechte mit den Katholiken. Damit aber auch dieſer Religionsfriede den Polen keinen Segen brächte, mußte das Haus der Jagellonen 1572 ausſterben. Seitdem ward Polen förmlich ein Wahlreich, und blieb es bis zur Conſtitution vom 3. Mai 1791. Heinrich von Anjou beſchwor als Wahlkönig die erſten Pacta conventa, gleichſam das Nationalgeſetz der Adelsfreiheit. Von der Zeit an entzweite Parteiſucht die Stimmführer unter dem Adel, und der Familienhaß rief fremde Waffen in das Land. So legte die zamoiski'ſche Partei, indem ſie durch die Wahl des ſchwediſchen Prinzen Sigismund die beiden erſten nordiſchen Kronen zu vereinigen glaubte, nicht nur den Grund zur innern Spaltung, die durch das Adelsvorrecht der Generalconföderation und Inſurrection (ſeit 1607) ſogar geſetzmäßig ſein konnte, ſondern auch zu dem blutigen Kriege mit Schweden, das endlich im Frieden zu Oliva 1660 ſich über Polen erhob. Die Republik verlor an Schweden Liefland, und an den großen Kurfürſten von Brandenburg (1657) die Souveränetät über Preußen. Im Innern aber löſte ſich der lockere Zuſammenhang der politiſchen Maſſe in Anar=

chie auf, als unter Johann Caſimir (1648—1669) das liberum veto geſetzlich wurde, nach welchem der Widerſpruch eines einzigen Landboten den Beſchluß aller übrigen umſtoßen konnte. Von der Conföderation war nur ein Schritt noch bis zum Staatsverrath. Parteiſüchtige begünſtigten den Abfall der Koſacken, die ſich 1654 unter Rußlands Schutz begaben, worauf auch Smolensk ein zweitesmal, nebſt Kiow, dem Dnepr und der jenſeitigen Ukraine 1667 im 13jährigen Waffenſtillſtand zu Andruſſow an Rußland abgetreten wurden. Damals ſagte der König Johann Caſimir in ſeiner Rede an die Reichsverſammlung, (4. Juli 1661), richtig voraus, warum, von wem und wie einſt Polen getheilt werden würde. Der tapfre König Sobieski beſtätigte jene Abtretungen in dem ewigen Frieden 1686; doch machte ſich dagegen Rußland verbindlich, ihm zur Eroberung der Moldau und Wallachei beizuſtehen. Nach ſeinem Tode (1696) ſchien der Thron dem Meiſtbietenden zuzufallen (ſ. d. Art. Polignac). Als der ſächſiſche Kurfürſt (ſ. Auguſt II.) ſich gegen die franzöſiſche Partei behauptete, und an Peter I. von Rußland anſchloß, ward die Republik, die ſich ſelbſt nicht ſchützen konnte, und dennoch das ſächſiſche Heer ſeiner Freiheit für gefährlich hielt, wider ſeinen Willen durch den Wankelmuth und den Ehrgeiz des Kardinals Radziecowski in den nordiſchen Krieg verwickelt, der Rußland zur erſten Macht im Norden erhob. Dadurch ward Polens Schickſal entſchieden. Schwediſche Waffen bewirkten 1704, was ſpäter 1733 bis 1795, die ruſſiſchen thaten. Sie verfügten über den polniſchen Thron. Beſtechlichkeit und Luxus machten jetzt gleiche Fortſchritte unter dem polniſchen Adel, um die Geſammtkraft des Ganzen zu lähmen und zu vernichten. Damit das Maß der Verwirrung voll würde, beſchränkte man die conſtitutionellen anderthalbhundertjährigen Rechte der Diſſidenten ſeit 1717. Die Jeſuiten ſchürten das Feuer, und ihr ungerechtes Blutgericht zu Thoren (1724) wurde die Loſung zu tödtlichem Haſſe. Endlich ſchloß man auf den Reichstagen 1733 und 1736 die Diſſidenten von den Stellen der Landboten, von dem Eintritte in die Gerichtshöfe und überhaupt von allen öffentlichen Aemtern aus; man wollte ſie nur wie Schutzjuden behandelt wiſſen. Polen that nicht nur hierin, ſondern auch in ſeiner politiſchen und moraliſchen Bildung, welche franzöſiſchen Witz und Leichtſinn mit Schwelgerei und Rohheit zu vereinigen ſuchte, auffallende Rückſchritte in die Zeiten des Fauſtrechts. So entbrannten alle Leidenſchaften in verderblicher Gährung, als Catharina II. ihren Liebling, den Grafen Poniatowski, 1764 auf den polniſchen Thron ſetzte. Zu ſchwach, den anarchiſchen Stolz des Adels zu bändigen, ſchwankte er zwiſchen Rußlands Schutzmacht und der ſelbſtſtändigen Würde der Republik, bald zu jener, bald zu dieſer ſich hinneigend, wodurch er endlich die Achtung Aller verlor. Indeß war der Fanatismus der Biſchöfe Soltyk von Krakau, und Maſſalski von Wilna, mit welchem ſie ſich der Wiederherſtellung der Religionsfreiheit widerſetzten, die Haupturſache des Bürgerkriegs, der Polen in die wildeſte Unordnung ſtieß, und das endliche Schickſal des Staats herbeiführte. Rußland nahm ſich der Sache der Diſſidenten an; eine Generalconföderation entſtand, aber der Reichstag ſah ſich ganz unter ruſſiſchem Einfluß. Dagegen erhob ſich die Conföderation zu Baar, von Frankreich unterſtützt, und der Krieg mit Rußland brach aus. Die fremden Truppen verwüſteten das Land, und das wilde, ſinnloſe Verfahren einiger polniſchen Parteihäupter erregte bei den drei großen Nachbarmächten eine ſolche

Nichtachtung der natürlichen Rechte des polniſchen Volks, daß ſie, wie Catharina ſich ausdrückte, Polen für ein Land hielten, in dem man ſich nur bücken dürfe, um etwas aufzuheben. Bei dieſer innern Zerrüttung ſchien es dem öſterreichiſchen Hofe zeitgemäß zu ſein, die zipſer Städte, welche 1402 von Ungarn an Polen verpfändet worden waren, in Beſitz zu nehmen, und die ſchlaue Politik des öſterreichiſchen Staatsminiſters Kaunitz leitete endlich das petersburger und dieſes das preußiſche Kabinet auf den Gedanken einer Theilung Polens. Wie dies zuerſt von Kaunitz ausgegangen, hat von Dohm in ſeinen Denkwürdigkeiten (I. 433. folg.) gezeigt. Der ruſſiſche Miniſter machte den 2. Sept. 1772 den Beſchluß der drei Mächte bekannt, und die Republik Polen genehmigte endlich den 18. Sept. 1773 dieſen ſchon vollzognen Theilungsvertrag, nach welchem Polen von 13,000, 9000 Q. M. behielt. Oeſterreich bekam: die Grafſch. Zips, die Hälfte des Palatinats (Woiwodſchaft) Krakau, einen Theil des Palatinats Sendomir, das Palatinat Rothreußen, den größten Theil von Belz, Pokutien und einen Theil von Podolien, als Länder die ehemals die mit Ungarn vereinigten Königreiche Galizien und Lodomerien ausgemacht hatten (1280 Q. M.). Preußen erhielt: ganz polniſch Preußen, mit Ausnahme von Danzig und Thorn, und von Großpolen den Netzdiſtrikt, welcher ehedem, unter dem Namen Pomerellen zu Pommern gehört hatte (631 Q. M.). Rußland nahm das polniſche Liefland, die Hälfte des Palatinats Polozk, die Palatinate Witepsk und Mſciſlav, und einen Theil von Minſk (1975 Q. M.). Rußland beſtimmte jetzt die innere Verfaſſung der unglücklichen Republik. Nun erſt ward den Polen klar, worin ihr Staatszweck eigentlich beſtehe, und wodurch ſie dieſem bisher mit thörichter Verblendung entgegengehandelt hatten. Um ihre Unabhängigkeit feſtzuſtellen, arbeiteten ſie, durch Friedrich Wilhelms II. von Preußen Zuſicherung ſeines Schutzes ermuthigt, an einer neuen Verfaſſung. Das Wahlreich ſollte aufgehoben, und der dritte Stand in die Nationalrepräſentation aufgenommen werden. Dies waren die Grundlagen der Conſtitutiion vom 3. Mai 1791. Aber Rußland verwarf ſie, und erklärte ſich für die mißvergnügten Polen, die zu Targowicz eine Conföderation gegen die bereits vom Reichstage angenommne Conſtitution geſchloſſen hatten. Preußen konnte ſich nicht widerſetzen, verließ die Sache der Republik, und willigte in eine zweite Theilung 1793, nach welcher Rußland 4553 Q. M., mit 3 Mill. Einw. (die Reſte der Palatinate Polozk und Minſk, die Hälfte der Palatinate Nowgorodek und Brzesc; das Krongebiet der polniſchen Ukraine, Podolien und die öſtl. Hälfte von Volhynien), hinwegnahm, 1060 Q. M. (die Palatinate Poſen, Gneſen, Kaliſch, Sieradc, Lenczic und halb Rawa, nebſt Danzig und Thorn, die Hälfte des Palatinats Brzesc und das Ländchen Dobrzyn; die Feſtung Czenſtochow), mit 1,136,000 Einw., Preußen überlaſſen wurden. Ruſſiſche Bayonnette nöthigten die durch ſolche Behandlung empörten Glieder des Reichstags, die Zerſtückelung ihres Vaterlandes zu genehmigen. Der Reſt von Polen ſtand jetzt ganz unter ruſſiſcher Vormundſchaft. Da erhob ſich Kosciuszko an der Spitze der Conföderation von Krakau im März 1794. Im heiligen Kampfe für Vaterland und Freiheit wurde Warſchau und Wilna befreit. Der Tag von Raclawice (4. April 1794) und der Entſatz des von dem preußiſchen Heere belagerten Warſchau's im Anfange Septembers ſind die ſchönſten Tage in dem Leben der polniſchen Nation. Aber ſie kamen zu ſpät. Ohne Feſtungen, ohne Taktik, ohne Bundesgenoſſen, ja

ohne Waffen, mußte die Verzweiflung der Nation, da Russen, Preußen und Oeſterreicher ſie umzingelten, unterliegen, auch wenn die Polen mit mehr Eintracht gehandelt, und mehr große und edle Männer, wie Kosciuszko war, gehabt hätten (ſ. Kosciuszko). Das Land ward im Oct. 1795 gänzlich unter Rußland (2030 Q. M. = 1,200,000 Einw.), Preußen (997 Q. M. = 1 Mill. Einw.) und Oeſterreich (834 Q. M. = 1 Mill Einw.) vertheilt. Der letzte König lebte in Petersburg von einem Gnadengehalte, und ſtarb daſelbſt 1798. Den Polen blieb nichts als ein ſchmerzlich verwundetes Nationalgefühl, ein bitterer Haß gegen Ruſſen und Deutſche, ein vergebliches Harren auf franzöſiſche Hülfe und die Theilnahme der öffentlichen Meinung. Rußland hatte über 8500 Q. M. und 4,600,000 Einw.; Oeſterreich über 2100 Q. M. mit 5 Mill. Einw.; Preußen an 2700 Q. M. mit 2,550,000 Einw. von Polen erhalten. So blieb der Zuſtand des zerriſſnen Landes, das nun erſt durch fremdes Geſetz innere Ordnung und Polizeianſtalten empfing, bis in den Nov. 1806, wo Napoleons Siege die ausgewanderten Polen unter Dombrowski nach Poſen und Warſchau führten. Der Friede zu Tilſit (9. Juli 1807) bildete hierauf aus dem größten Theile der preußiſch-polniſchen Provinzen das Herzogthum Warſchau, welches einen deutſchen Regenten in dem Könige von Sachſen, und zugleich mit dem franzöſiſchen Geſetzbuche eine der franzöſiſchen ähnliche Verfaſſung erhielt, nach welcher die Leibeigenſchaft aufgehoben wurde. Danzig ſollte eine von den Preußen und Sachſen beſchützte Republik werden, blieb aber ein franzöſiſcher Waffenplatz. Die Dotationen franzöſiſcher Offiziere verringerten das Staatseinkommen; noch mehr that dies das Continentalſyſtem, welches allen Handel aufhob, ſo daß die Polen mitten in dem natürlichen Reichthume ihres Landes das Schickſal des Tantalus hatten. Auch die Truppenſtellung für den franzöſiſchen Kriegsdienſt zerrüttete den Wohlſtand des neugeſchaffnen Staates, und vernichtete, was Preußen mit großer Aufopferung geſchaffen hatte. Doch erhielten ſich die in den Departements Poſen und Bromberg entſtandnen Tuch- und Leinenmanufakturen. Die Regierung des Herzogthums that Alles, was unter ſo ungünſtigen Umſtänden ſich thun ließ. Der Krieg zwiſchen Frankreich und Oeſterreich 1809 vermehrte zwar die Landesnoth, entwickelte aber die Streitkraft des Volks auf eine außerordentliche Art. Die polniſche Armee wetteiferte, unter franzöſiſchem und Poniatowski's Oberbefehl, an Kriegsmuth mit den beſten Truppen Frankreichs. Sie drang bis Krakau vor, und der wiener Friede (14. Oct. 1809) fügte zu dem Herzogthume Warſchau, das bisher 1850 Q. M. mit 2,200,000 Einw. enthalten hatte, Weſtgalizien hinzu, ſo daß es nunmehr gegen 2800 Q. M. groß war, 3,780,000 Einw. zählte, und ein wohlgerüſtetes Heer von 60,000 Mann aufſtellte, das in Spanien mit großer Tapferkeit focht. Unter dieſen Umſtänden erhob ſich der alte Nationalſtolz wieder. Die alten Grenzen, ein eingeborner König und die Wiederherſtellung des Namens Polen war der einmüthige Wunſch der Nation. Auf dieſen von ihm abſichtlich begünſtigten Wunſch bauete Napoleon ſeinen Angriffsplan gegen Rußland 1812, den er den zweiten polniſchen Krieg nannte. Er wußte es ſo einzuleiten, daß den 28. Juni 1812 eine polniſche Generalconföderation in Warſchau die Wiederherſtellung Polens feierlich ausrief; allein die Begeiſterung war nicht allgemein. Die Anſtrengungen des Herzogthums, das über 80,000 Mann ausrüſtete, wurden durch Napoleons Art, den Krieg zu führen, größtentheils vergeblich gemacht. Die

Litthauer hielt Tormaſſow in Ordnung, und ſtatt „16 Millionen Polen,“ die Napoleon durch ſein Machtwort beritten machen wollte, ſammelten ſich kaum einige Bataillone Freiwilliger. Doch leiſteten tapfern Widerſtand die Feſtungen Zamosc, Modlin und Thorn, in welchen aber auch franzöſiſche und deutſche Truppen zur Beſatzung gehörten. Was Polen in dieſem Reſtaurationskriege litt, und wie Napoleon ſelbſt ſeinen Erfolgen entgegenarbeitete, erzählt der Erzbiſchof von Mecheln, de Pradt, ſein Botſchafter in Warſchau (ſ. Histoire de l'Ambassade dans le Grand Duché de Varsovie en 1812, Paris, 3. Aufl. 1815), ein Augenzeuge und Theilnehmer. Grauſamer iſt nie eine Nation getäuſcht worden, als die polniſche in dieſem Kriege. Die polniſchen Schaaren folgten dem geſchlagnen Kaiſer bis Frankreich; ein Theil ſogar bis nach Elba. Indeß nahm Rußland das ganze Herzogthum in ſeine Verwaltung. Danzig mit ſeinem Gebiete trat unter die preußiſche Herrſchaft zurück, und der Congreß der europäiſchen Mächte in Wien entſchied im Mai 1815 das endliche Schickſal des Landes dahin, daß 1) die Stadt Krakau mit ihrem Gebiete (22 Q. M., 96,000 Einw. und 250,000 Thaler Einkünfte) als freie und unabhängige Republik ſich ſelbſt nach eignen Geſetzen regieren ſollte; 2) daß der auf dem rechten Weichſelufer liegende Bezirk ſo wie auch der im wiener Frieden an Rußland abgetretne tarnopoler Kreis an Oeſterreich zurückfiel; 3) daß der kulm'ſche und michelau'ſche Kreis, die Stadt Thorn mit ihrem Gebiete, das Departement Poſen, mit Ausnahme eines Theils des powitz'ſchen und des peyſern'ſchen Kreiſes, und der Theil des Departements Kaliſch bis an die Prozna, mit Ausſchluß der Stadt und des Kreiſes dieſes Namens (näher beſtimmt durch den Grenzvertrag mit Rußland vom 11. Nov. 1817), an den König von Preußen abgetreten wurden, welcher Danzig, Thorn, Kulm und Michelau mit Weſtpreußen vereinigte, aus dem Uebrigen aber, (538 Q. M. mit 847,000 Einw.), das Großherzogthum Poſen errichtet, und den Fürſten Ant. Radziwill zum Statthalter ernannt hat; 4) daß alles Uebrige mit dem ruſſiſchen Reiche unter dem Namen des Königreichs Polen vereinigt wurde, aber eine abgeſonderte Verwaltung und diejenige innere Territorialausdehnung erhalten ſollte, die ihm der ruſſiſche Kaiſer zu geben für gut findet. Der Kaiſer Alexander hat daher den Titel: Zaar und König von Polen angenommen, und ſich in Warſchau huldigen laſſen. So iſt alſo Polen vierfach geſpalten, hat aber ſeinen Namen und ſeine Sprache gerettet; denn die wiener Verträge haben zugleich allen Polen, die Unterthanen einer der drei Mächte werden, Einrichtungen zugeſichert, welche ihre Nationalität erhalten ſollen. Natürlich ſind ſie damit nicht zufrieden geſtellt; allein ſie haben mehr erlangt, als ſie nach ihrer feindlichen Stellung, innern Zwietracht und engen Verbindung mit Frankreich und Napoleon je erwarten konnten. Daß Polen endlich einer geſetzmäßigen Ordnung und eines freien Handels ſich erfreuen werde, darf der Weltbürger hoffen, wenn er auch gewünſcht hätte, daß, ſo wie Ungarn als eigner Staat zur öſterreichiſchen Monarchie gehört, auch Polen als eigner Staat mit der preußiſchen Monarchie verbunden worden wäre, da die natürliche Abdachung des Landes die Weichſelländer dem Beſitzer der Oſtſeeküſte anweiſt. Litthauen kann nur dem Dnepr und der Düna folgen. Das Wichtigſte, was die Polen gerettet ſehen, iſt ihre Sprache. Ueber dieſe und über ihre Literatur ſ. die eignen Art. Vor den Abtretungen zu Andruſſow (1667) hatte Polen 16 Mill. Einw. Das jetzige ruſſiſche Königreich Polen

zählt auf 2191 Q. M. in 482 Städten (nämlich 211 Immediat- und 271 Mediatſtädte) und 22,694 Dörfern nur 2,732,324 Menſchen, worunter 212,944 Juden. Es wurde 1816 in acht Woiwodſchaften: Maſovien mit Warſchau; Kaliſch; Krakau mit der Hauptſtadt Miechow; Sandomir mit Radom; Lublin; Podlachien mit Siedlce; Plock; und Auguſtow mit Suwalki, getheilt. Der Staat wird nach der vom Kaiſer Alexander gegebnen und von ihm in Warſchau am 27. Nov. 1815 unterzeichneten Verfaſſung regiert. Der König hat die vollziehende Gewalt, deren Ausübung einem Staatsrathe, dem Statthalter (Namieſtnik), und fünf Miniſtern übertragen iſt. Der Reichstag, den der König alle zwei Jahre beruft, und deſſen Sitzung 30 Tage dauert, beſteht 1) aus der Kammer des Senats (30 Mitglieder, als: 10 Biſchöfe, 10 Woiwoden und 10 Kaſtellane); 2) aus der Landboten-Kammer, in welcher 77 von den Adelsverſammlungen der 77 Diſtrikte ernannte Landboten und 51 Gemeinde-Abgeordnete (8 Gemeindeverſammlungen für die Stadt Warſchau und 43 für das übrige Gebiet) ſo wie die Mitglieder des Staatsraths, Sitz und Stimme haben. In dieſer dürfen aber bloß die fünf Miniſter und die Mitglieder der drei Commiſſionen, welche die Kammer für die Finanz-, Civil- und Criminalgeſetze (jede von fünf Mitgliedern) ernennt, ſprechen; die andern Landboten entſcheiden nur nach geheimer Abſtimmung. Der Reichstag prüft die im Staatsrathe abgefaßten Geſetzvorſchläge. Alle chriſtliche Gemeinen haben gleiche kirchliche und politiſche Rechte; die Preßfreiheit iſt anerkannt, und alle öffentliche Beamte, die Mitglieder des Staatsraths, die Miniſter ꝛc. ſind verantwortlich. Primas des Königreichs iſt der Erzbiſchof von Warſchau; der jetzige, den die römiſche Curie 1818 als Erzbiſchof beſtätigte, heißt Malczewski. Der polniſche Reichstag verſammelte ſich ſeit 23 Jahren das erſtemal wieder den 26. März 1818. Der Kaiſer eröffnete ihn und ſchloß ihn (d. 29. April) mit einer Rede. Es ward der Entwurf einer neuen Strafgeſetzgebung für das Königreich Polen von der Kammer angenommen, allein die Ausführung deſſelben auf dem Reichstage 1820 verworfen. Die Einkünfte betrugen 1817: 60,692,686, und die Ausgabe über 52 Mill. poln. Guld. zu 4 Groſchen, die Staatsſchuld 150 Mill. poln. Guld. Die polniſche Nationalarmee, deren Bildung der Großfürſt Conſtantin, ihr jetziger Generaliſſimus, geleitet hat, iſt 50,000 Mann ſtark, darunter 20,000 Mann Reiterei. Ein eignes diplomatiſches Corps hat Polen nicht erhalten. Noch beſchäftigt man ſich ſeit 1818 mit der Verbeſſerung der Straßen und des öffentlichen Unterrichts, ſo wie mit der allmäligen Verwandlung der polniſchen Juden in Staatsbürger, wozu der poln. General Graf Kraſinski in ſeinem Apperçu sur les Juifs de Pologne (Paris 1818) einen ſehr edeln aber kühnen Weg vorgeſchlagen hat. Die Orden Polens ſind: 1) Der Orden des weißen Adlers, geſtiftet von Auguſt II., König von Polen und Kurfürſt von Sachſen, während des Kriegs mit Schweden, am 2. Nov. 1705. Dieſer Orden, deſſen Statuten nie bekannt geworden ſind, hat nur eine Klaſſe. Er ſtand ehemals in Anſehn, war ſeit der Theilung Polens 1795 faſt ganz erloſchen, wurde durch die Conſtitutionsakte vom 21. Juli 1807 wieder hergeſtellt, und nachher vom Könige von Sachſen, als Herzog von Warſchau, jedoch nur ſelten vertheilt. Der Kaiſer Alexander ſtellte mit dem neuen Königreiche Polen auch dieſen Orden wieder her, trug ihn ſelbſt bei ſeinem feierlichen Einzuge in Warſchau, am 12. Nov. 1815, und vertheilte ihn an mehrere der erſten polniſchen Staatsbeamten. 2) Der Orden des heiligen Stanislaus (des Schutzpatrons

von Polen) als Verdienſtorden geſtiftet vom König Stanislaus Auguſt, bald nach ſeiner Thronbeſteigung, am 8. Mai 1765. Er wurde vom Kaiſer Alexander erneuert am 1. Dec. 1815, und in vier Klaſſen getheilt. 3) Der Militär-Verdienſt-Orden, geſtiftet von Stanislaus Auguſt 1791, in der Folge durch die targowiczer Conföderation unterdrückt, durch die Conſtitution von 1807 wieder hergeſtellt und von Alexander 1815 erneuert und beſtätigt. Er beſteht aus drei Klaſſen. Ein Hauptwerk über Polen, obgleich mit ſichtbarem Haſſe gegen Catharina und Poniatowski geſchrieben, iſt Rulhiere's Histoire de l'anarchie de Pologne et du démembrement de cette République, 4. Vol. Paris 1807; über die erſte Theilung Polens ſ. v. Dohm's Denkwürdigkeiten I. und Lettres du Baron de Vioménil, Paris 1808; auch Malte-Brun's, einſeitig und eilfertig entworfnes, aber in Ermangelung eines beſſern noch jetzt ſehr brauchbares Werk: Tableau de la Pologne ancienne et moderne, Paris 1807. Damit verbinde man Jekel's hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Werke über Polen und Galizien, Wien 1804—1809, Flatt's Topographie des Herzogthums Warſchau, Leipzig 1810, und von Holſche Geographie und Statiſtik von Weſt-, Süd- und Neu-Oſtpreußen, Berl. 1807. In der neuen Folge dieſes Werks wird ſich ein nachträglicher Artikel über Polen befinden. K.

Policinell, ſ. Pulcinella.

Polignac (Melchior von), Abbé, zuletzt Kardinal, ein franzöſiſcher Diplomatiker, geb. 1661, geſt. 1741, ſtammte aus einem der angeſehenſten Häuſer in Languedoc. Schon 1689 hatte er ſich bei den Unterhandlungen mit dem Papſte Alexander VIII. in Anſehung der Artikel, welche die franzöſiſche Geiſtlichkeit im J. 1682 für die gallicaniſche Kirche angenommen hatte, ſo gewandt gezeigt, daß jener Papſt in einer der letzten Audienzen zu ihm ſagte: „Sie ſcheinen immer meiner Meinung zu ſein, und doch ſiegt immer zuletzt die Ihrige." Auch Ludwig XIV., der dem Abbé bei deſſen Rückkehr von Rom eine Audienz ertheilte, ſagte von ihm: „Ich habe eben mit einem jungen Menſchen eine Unterredung gehabt, der mir beſtändig widerſprach, ohne daß ich auch nur einen Augenblick ungehalten werden konnte." 1693 ward er als außerordentlicher Botſchafter nach Polen geſchickt, um den König Johann Sobieski von dem Bunde mit Oeſterreich gegen die Pforte abzuziehen, und zu einem Bunde mit Frankreich gegen Oeſterreich zu bewegen. Nach Sobieski's Tode 1696 ſollte er die polniſche Königswahl auf den Prinzen Conti leiten, und Ludwig XIV. gab ihm Vollmacht, Jedem, der dazu beitragen würde, eine Penſion von 100,000 Livres zu verſprechen. Doch fand ſeine lateiniſche Anrede an die polniſche Wahlverſammlung (bei Flaſſan IV., 141) erſt Beifall, als ihm 560,000 Livres zur Vertheilung unter die Großen zu Gebote ſtanden. Ob er aber gleich noch andre 500,000 Livres verſprach, ſo gewann dennoch der Biſchof von Kujavien eine ſtarke Partei für den Kurfürſten von Sachſen. Polignac vermochte bloß, die Partei zu trennen, welche ſich für den Prinzen Jacob, Sohn der verwitweten Königin, erklärt hatte. Auf ſein Verlangen ſchickte man einen zweiten Geſandten nach Warſchau, den Abbé von Chateauneuf; beide Miniſter handelten nun gemeinſchaftlich, konnten aber dennoch ihren Zweck nicht erreichen. Die ſächſiſche Partei verſtärkte ſich immer mehr, und in dem Augenblicke, wo Polignac den Sieg ſchon errungen zu haben glaubte, erſchien der Biſchof von Kujavien auf dem Wahlfelde, und rief den Kurfürſten von Sachſen als König aus, der bald darauf in Krakau ſeinen Einzug hielt. Der Prinz von Conti,

der vor Danzig anlangte, ward nicht in's Land gelaſſen, und ſegelte nach Frankreich zurück. Zugleich erklärten die Danziger, daß ſie den Abbé Polignac nicht als Geſandten, ſondern als Feind anſähen, und bemächtigten ſich ſeines Eigenthums. Er ging hierauf nach Frankreich zurück, und ward 1698 zur Strafe für ſeine verunglückte Miſſion in ſeine Abtei Bonport verwieſen. 1710 ging er als franzöſiſcher Miniſter zu den Verhandlungen von Gertruydenberg. Hier war es, wo er gegen die holländiſchen Miniſter, als ſie die bekannten demüthigenden Foderungen an Frankreich machten, mit Bitterkeit bemerkte: „Meine Herren, ſie ſprechen wie Leute, die nicht gewohnt ſind zu ſiegen." Der König rief damals ſeine Miniſter zurück, die vorher noch ein ſtarkes Schreiben an den Großpenſionär Heinſius erließen. Diesmal empfing Ludwig den Abbé gnädig. Er ernannte ihn 1712 nebſt dem Marſchall d'Huxelles und Menager zu ſeinem Bevollmächtigten bei dem Congreſſe zu Utrecht. Polignac nahm an allen Verhandlungen Theil, zog ſich aber im Febr. 1713 zurück, weil er die in dem Friedensvertrage anerkannte Ausſchließung Jacobs III. vom engliſchen Throne nicht unterſchreiben mochte, da er dieſem Prinzen den Kardinalshut verdankte. Ludwig ſchickte ihn hierauf als Botſchafter nach Rom, wo er ſich durch Geiſt, Geſchmack und Kenntniſſe allgemeine Achtung erwarb. Polignac iſt auch als Schriftſteller bekannt durch ein Lehrgedicht von mehr als 10,000 Hexametern, welches in acht Büchern das epikuräiſche Syſtem widerlegt: Anti-Lucretius, s. de deo et natura, Paris 1747. Es iſt in's Italieniſche, Engliſche, Franzöſiſche und in's Deutſche überſetzt. S. die Histoire du Cardinal de Polignac. K.

Polignac (Gabriele Jolande Martine, geborne de Polaſtron, Herzogin von), geb. 1750. Sie war die innigſte Vertraute der unglücklichen Königin Marie Antoinette; daher auch ſie der Haß traf, mit welchem der Revolutionspöbel die Familie Ludwigs XVI. verfolgte. Als eine der ſchönſten und liebenswürdigſten Frauen war ſie eine Zierde des Hofes. Der König hatte ſie zur Gouvernante der Prinzeſſinnen ernannt, und die Königin kannte in ihrer Gnade und Freigebigkeit gegen ſie keine Grenzen. Allein ihre Schwägerin, Diane von Polignac, welche ausgezeichnet klug und geiſtreich, und dabei eben ſo ehrſüchtig als ſchlau war, überredete ſie, ſich des Vertrauens der Königin zum Vortheile ihrer Familie zu bedienen. Ohne die Leitung ihrer Schwägerin würde überhaupt die Frau von Polignac, welche nichts weniger als ehrgeizig war, ob es ihr gleich an richtiger Beurtheilung der Verhältniſſe nicht fehlte, den großen Einfluß auf die Königin nicht erlangt haben. Sie ſchien der Vereinigungspunkt aller vom Adel und der hohen Geiſtlichkeit zu ſein, die beim Hofe ihr Glück machen wollten. Der Haß des Volks bezeichnete daher die Polignac's als Theilnehmerinnen und Rathgeberinnen bei den Verſchwendungen der Königin, und beide mußten ſich unter den größten Gefahren aus Frankreich flüchten. Seitdem lebte ſie mit ihrem Gemahl zu Wien, wo dieſer bei dem kaiſerlichen Hofe, wie ſpäter bei dem petersburger, als Geſchäftsführer der königlichen Prinzen von Frankreich angeſtellt war. Bei ihrer Anhänglichkeit an das Haus Bourbon, war ihr Schmerz grenzenlos, als der unglückliche Feldzug des preußiſchen Heers in der Champagne die Hoffnung einer Wiederherſtellung der alten Ordnung in Frankreich vernichtete. Sie kränkelte ſeither ſichtbar, und ſtarb 1793 in Wien. Ihr Gemahl ging in der Folge nach England, begab ſich dann in die Ukraine auf ſein Gut, das ihm Catharina II. geſchenkt hatte, und ſtarb 1817 in Petersburg.

Zwei Söhne dieſer Ehe, Armand François und Julius Armand de Polignac, haben ebenfalls merkwürdige Schickſale gehabt. Armand (geb. 1771), war 16 Jahr alt, als ſeine Aeltern Frankreich verließen. Er folgte ihnen nach Koblenz und dann nach Rußland, wählte aber ſpäter, aus treuer Anhänglichkeit an Monſieur, Grafen von Artois, ſeinen Aufenthalt in England. Jules (geb. 1780), folgte ihm dahin. Beide Brüder nahmen an Georges und Pichegrü's Entwürfen Theil. Der ältere landete in Frankreich (Dec. 1803) mit Georges und kurz darauf auch Jules mit Pichegrü (Jan. 1804). Alle wurden verhaftet. Armand ward mit Georges und 18 Andern den 14. Juli 1804 zum Tode, Jules, Moreau und noch drei Mitangeklagte aber zu zweijähriger Haft verurtheilt. Jules bot den Richtern ſein Leben für das Leben ſeines Bruders, der Gatte und Vater war. Da warf ſich Armand's Gemahlin, von der Kaiſerin Joſephine, Napoleon's Schweſter und ſeiner Stieftochter Hortenſe begünſtigt, dem Kaiſer zu Füßen, und erhielt ihres Gatten Begnadigung, mit der Einſchränkung, daß derſelbe vier Jahre im Schloſſe Ham verhaftet bleiben, und dann deportirt werden ſollte. Er ward auch nach Ham geführt, hernach wieder in den Tempel und von da nach Vincennes gebracht. Nach einiger Zeit erhielt er die Erlaubniß, ſich in einem Geſundheitshauſe alſo in weniger ſtrenger Haft zur Herſtellung ſeiner Geſundheit unter ärztlicher Verpflegung aufzuhalten, wo er ſich mit Mallet in Verbindung ſetzte und deſſelben Plane theilte, glücklich einer auf's neue gegen ihn verfügten Verhaftung entging, und erſt nach der Thronbeſteigung des Königs wieder erſchien. Jules hatte die Zeit über im Tempel zugebracht. 1814 kam auch er in Freiheit. Der König ſetzte beide wieder in Rang und Ehren ein, und ernannte ſie zu Mitgliedern der Pärskammer. Nachdem ſie 1815 dem Könige nach Gent gefolgt und mit ihm zurückgekehrt waren, wurden ihnen mehrere wichtige Aufträge anvertraut. Sie ſtehen in beſonderm Vertrauen beim Könige und beim Grafen Artois.

Poliren heißt glätten und Glanz verſchaffen, was nach der Verſchiedenheit der Körper, beſonders aber ihrer Härte und Weichheit, verſchiedne Verfahren und Werkzeuge erfodert. So gibt es Polirbänke (in Gold- und Silberdrahtfabriken), Polirhämmer und Polirſtöcke, deren man ſich bei Bearbeitung des Kupfers und Blechs bedient, Polirſcheiben, deren ſich die Stahlarbeiter, Meſſerſchmiede und Scheerenſchleifer bedienen, Polirſteine, zur Politur vertiefter Sachen. Polirpulver, engliſches, iſt eine Miſchung von ſechs Theilen Zinnober und einem Theile Arſenik, und dient zur Politur der Stahlwaaren.

Politik, die Wiſſenſchaft und Kunſt des geſellſchaftlichen Lebens; Weltklugheit; insbeſondre Staatslehre und Staatskunſt, d. h. Wiſſenſchaft und Kunſt, den Zweck des Staats ſo vollkommen als möglich zu erreichen. Erſtere zerfällt in mehrere Wiſſenſchaften. Die politiſchen Wiſſenſchaften betrachten nämlich das Leben der Menſchen im Staate, 1) wie es ſein kann und ſoll: Staatswiſſenſchaft im eigentlichen Sinne; oder 2) wie es ſich entwickelt und fortgebildet hat: politiſche und Staatengeſchichte; oder 3) wie es gegenwärtig iſt: Staatenbeſchreibung und Statiſtik. Die Staatswiſſenſchaft betrachtet den Staat zuerſt von Seiten des Rechts (allgemeines Staatsrecht); dann von Seiten der Klugheit, Politik im engern Sinne. In letztrer Hinſicht iſt ſie eine Erfahrungswiſſenſchaft, aber gegründet auf die Idee der menſchlichen Beſtimmung, daher ihre Aufgabe unendlich iſt. Inſofern iſt ſie, wie das allgemeine Staatsrecht, ein Theil der angewandten Philoſophie. Die Politik im eigentlichen Sinne

oder die Staatskunſt begreift: I. die Politik der Staatsverfaſſung, oder wie die Gewalten im Staate zu ordnen und zu vereinigen ſind; II. die Politik der Staatsverwaltung, enthält die Regeln für die Leitung ſowol der innern als der äußern Verhältniſſe in Hinſicht auf die geſetzgebende und vollziehende Gewalt. Die Staatsverwaltungslehre betrifft 1. die Sicherſtellung des Ganzen durch die Wohlfahrt der Einzelnen, und heißt Polizeiwiſſenſchaft, welche A) die Sicherheits- und B) die Wohlfahrtspolizei begreift. Zu jener gehören die Kriegs- und Friedenspolitik (Politik im engſten Sinne), die hohe und die Landes- (nebſt der Stadt-, Dorf- und Straßen-) Polizei, welche letztre die Criminalpolizei und die Anſtalten gegen Landesnoth in ſich faßt. Zu dieſer gehören die mediziniſche, die Armen-, Landwirthſchafts-, Induſtrie-, Handels- und Sittenpolizei, ſämmtlich Gegenſtände der Bevölkerungspolizei. (S. Polizei). 2) Die Sicherſtellung des Staatszwecks der Einzelnen durch die Wohlfahrt des Ganzen. Die letztre hängt aber, in wiefern ſie den Zweck des bürgerlichen Vereins für die Einzelnen befördert, ab von der geſetzlichen Ordnung, von dem bürgerlichen Wohlſtande und von der geiſtigen Bildung; inſofern unterſcheidet man a) die Geſetzgebungskunſt, welche theils die Abfaſſung der Criminal-, Civil- und Polizeigeſetze, theils die Form ihrer Vollziehung (durch Beamte, Richter) in der Kanzleipraxis und Prozeßordnung betrifft; b) die Staatsökonomie oder Staatshaushaltungskunſt, welche die Nationalökonomie und die Staatswirthſchaftslehre begreift. Letztre enthält: aa) die Finanzwiſſenſchaft (Hebung und Verwaltung der Staatseinkünfte), bb) die Cameraliſtik (Verwaltung und Vervollkommnung der Quellen des Staatsvermögens). Die cameraliſtiſche Geſchäftsführung lehrt die Cameralpraxis. C) Die Kulturpolizei, oder Staatserziehungslehre, welche alle ſittlich geiſtigen Bildungsanſtalten, Kirchen, Schulen, Literatur und Kunſt, d. i. die Sache der Menſchheit im Staate unmittelbar umfaßt. In der Ausübung iſt die Staatskunſt allemal von der Wirklichkeit bedingt, und zwar von der körperlichen und geiſtigen Eigenthümlichkeit des Volks. Doch wird das Genie des Geſetzgebers über ſeinem Zeitalter ſchweben und daſſelbe zu ſich emporheben, ſobald er ſelbſt ſittlich veredelt iſt. Dadurch haben ältere Geſetzgeber, Zoroaſter, Moſes, Solon, ſo großes gewirkt. Freilich iſt es ſchwer, die phyſiſchen Kräfte eines Staats der ſittlichen Freiheit und Würde des Ganzen unterzuordnen; am ſchwerſten zur Zeit politiſcher Stürme. So reich übrigens unſer Zeitalter an ſcharfſinnigen Theorien iſt, ſo wenig haben ſie gewirkt zur Befeſtigung der bürgerlichen Freiheit; wol aber hie und da zur planmäßigern Begründung eines feinern Deſpotismus. Doch haben auch die Völker von dem Staate oft zu viel erwartet, und um ſo höhere Foderungen an denſelben gemacht, je mehr ſie demſelben leiſten mußten; daraus iſt Spannung, getäuſchte Erwartung und Unzufriedenheit auf beiden Seiten entſtanden. Nur da, wo die Staatsform ſo viel möglich dem Volksgeiſte angemeſſen iſt, und wo die Staatskunſt mit demſelben in ihrer Entwickelung fortſchreitet, findet man die mehrſte Zufriedenheit. Iſt beides nicht der Fall, ſo entſteht Trennung und Parteienkampf, der entweder mit der Vernichtung des Bürgerthums und Volkslebens, oder mit einer Revolution endigt. Doch wird die Politik, auch wenn ſie in der Zweckmäßigkeit der Mittel irren ſollte, ſich wenigſtens vor Ungerechtigkeit und dadurch den Staat vor innerer Auflöſung ſichern, wenn ſie einen ſittlich erhabnen Charakter behauptet. Daher zum Theil die lange Dauer der alten Staats-

verfaſſungen! Der Orient machte nämlich die Religion zur Seele der Staatsform; allein er preßte beide in die Kaſtenordnung, dadurch ſchrumpften ſie endlich beide zu einer Mumie zuſammen. In Rom diente die Religion der Politik als Magd, und die Staatsform zerfiel mit dem Gerüſte des Aberglaubens. In Griechenland durchdrangen ſich gegenſeitig Religionsdienſt und Staatsform, beide von Ideen beſeelt, und aus dieſem Bunde entkeimte die ſoloniſch-ſokratiſche Bildung. Als die Geſetzgeber des franzöſiſchen Convents die Religion aus der politiſchen Ordnung ausſchließen wollten, verletzten ſie das Geſetz der menſchlichen Natur, nach welcher die ſittliche Freiheit mit dem bürgerlichen Gehorſam nur durch religiöſe Bildung verſchmolzen werden kann. Der Verſtand der Gewalthaber wollte überhaupt in der neuern Zeit das Ganze nach einem genau berechneten Mechanismus lenken; allein ſeine Springfedern waren Klugheit und Eigennutz. In ſeinem Stolze wagte er ſogar, Moral und Politik zu trennen, oder die ſogenannte große Moral von der kleinen zu unterſcheiden; daher jenes Gewebe von Liſt und Gewalt in der politiſchen Geſchichte der letzten drei Jahrhunderte, ſeit der Theilung Neapels durch Ludwig XII. und Ferdinand den Katholiſchen bis zur Theilung Polens und bis zur Ausbildung des Continentalſyſtems. Convenienzpolitik in den äußern Verhältniſſen; ein gröberer Sultanismus, oder ein feinerer Miniſterialdeſpotismus in der Regierung des Innern: dies war nur zu oft der Charakter der neuern Staatskunſt! Endlich ſtellte 1815 die heilige Allianz (ſ. d.) den Grundſatz auf, daß die innere und äußere Politik chriſtlich ſein müſſe. In demſelben Geiſte erklärten die fünf Monarchen durch ihre Miniſter zu Aachen den 15. Nov. 1818, daß ſie die Grundſätze des Völkerrechts zur einzigen Richtſchnur ihrer ganzen Staatskunſt machen wollten. So hat endlich die Diplomatik ausgeſprochen, was die Theorie ſchon ſeit Plato bis auf Kant (ſ. deſſen ewigen Frieden) bewieſen hat. Möge die Geſchichte einſt bezeugen, daß die Regierungen ihr zu Aachen gegebnes Wort gelöſt haben. Ueber das Verhältniß der Moral zur Politik ſehe man die Schriften von Garve, Berg und Ferguſon. Ueber Politik ſind Hauptſchriftſteller: Plato und Ariſtoteles, Cicero, Macchiavelli, Lipſius, Bodini, Spinoza, Montesquieu, Friedrich der Große, Rouſſeau, Beccaria, Adam Smith, Achenwall, Schlözer u. A. Ueber die Politik in der Geſchichte, der trefflichſten Lehrerin in der Staatskunſt, beſitzt Deutſchland zwei klaſſiſche Werke in Heeren's Ideen über die Politik der vornehmſten Völker der alten Welt, und in ſeinem Handbuche der Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems. Auch Gibbon, Robertſon, Joh. v. Müller und v. Spittler gehen dem Denker mit der Fackel voran. Als hiſtoriſch-politiſche Vorrathskammer iſt Flaſſan's Histoire de la Diplomatie française etc. brauchbar, oft ein naives Sündenbekenntniß. Neuere Handbücher über die Staatswiſſenſchaften, beſitzen wir von Voß nach Schlözer, von Behr, Wagner, Bemſer, Pölitz u. A. K.

Politiſche Freiheit, ſ. Freiheit.

Politiſche Verfaſſung, ſ. Staatsverfaſſung.

Polize, ein in der Handlung häufig vorkommendes Wort von mancherlei Bedeutung, welches bald einen Zettel, bald eine Inſtruction, welche Jemanden gegeben wird, bald einen Wechſelcourszettel u. ſ. w. bedeutet. Hauptſächlich aber bezeichnet es bei Aſſekuranzen die Verſicherungsurkunde deſſen, der die Aſſekuranz übernimt.

Polizei, Polizeiwiſſenſchaft. Ueber die Frage: was iſt

das Weſen der Polizei, welche Functionen des Staats gehören unter dieſen Namen, und welches ſind ihre Grenzen? gibt es ſehr verſchiedne Meinungen; doch kommen ſie darin überein, daß die Polizei alle die Mittel in ſich vereinige, wodurch der Staat für die Beförderung aller gemeinſamen, durch das Recht beſtimmten Zwecke ſorgt und inſonderheit dahin wirkt, daß der Uebertretung der Pflichten gegen den Staat möglichſt vorgebeugt, die Erfüllung derſelben dagegen erleichtert werde. Die Polizei greift alſo mittelbar und vorbereitend, oder dienend in alle Zweige der Staatsverwaltung ein. Dem Geſetzgeber gibt ſie Rath; dem Richter ebnet ſie den Weg, ſo daß die Unterſuchung beginnen kann; dem Staatswirth zeigt ſie die Bedürfniſſe der Menge an; der vollziehenden Gewalt ſteht ſie als Dienerin zur Seite u. ſ. w. Es iſt alſo Sache der Polizei: 1) das Anſehn der Regierung und ihrer Geſetze zu erhalten, wohin die Aufſicht über alle öffentlichen Handlungen, über die Aeußerungen der öffentlichen Meinung über die Regierung, und die obrigkeitlichen Perſonen gehört; 2) dahin mitzuwirken, daß die Kräfte der Regierung durch alle nur möglichen Mittel erhalten und vermehrt werden, indem ſie vorzüglich den Schaden abzuwehren hat, welcher der Nationalökonomie und Bevölkerung drohen könne; dahin gehört die Sorge, Armuth, Seuchen, Auswanderungen entgegenzuwirken, Gewerbfleiß, leichte Gewinnung der Nahrungsmittel, Bildung ꝛc. zu befördern. Allein dieſe Zwecke, welche die Regierung für den Staat mittelſt der Polizeigewalt erſtreben darf, werden in Anſehung der von der Polizei anzuwendenden Mittel begrenzt durch die von der Polizeigewalt zu erreichenden Zwecke des Volks, ſobald dieſe nicht ſichrer und beſſer durch Privatkräfte und Privatverbindnngen erreicht werden können. Dieſe beſondern Zwecke des Volks beziehen ſich: 1) auf die Sorge für Leben und Geſundheit (vergl. d. Art. Polizei, mediziniſche); 2) auf die Freiheit der einzelnen Staatsglieder, damit die Staatsbeamten ſelbſt ihre Gewalt nicht mißbrauchen, oder auch derjenige Mißbrauch vermieden werde, der von der Privatgewalt der Herren über ihre Diener und Unterthanen gemacht werden könnte; alſo Sicherheit der perſönlichen und der Gewerbsfreiheit verlangt das Volk von der Polizei; 3) auf den öffentlichen Schutz der Ehre, dadurch, daß kein Vorurtheil wegen gewiſſer Beſchäftigungen, oder wegen Geburt, keine öffentliche Beſchimpfung z. B. durch Schriften, Bilder ꝛc. geduldet werde; insbeſondre iſt es Pflicht der Staatspolizei, die Ehre des Bürgers gegen das unſinnige Vorurtheil des Duellirens ſicher zu ſtellen (ſonſt helfen alle Duellmandate nichts); 4) auf die Fürſorge für Gottesverehrung und Sittlichkeit, daher muß öffentliche Völlerei, öffentliche Unſittlichkeit in Befriedigung des Geſchlechtstriebes, Spiel aus Profeſſion, Dienſtloſigkeit des Geſindes, Bettelei und Gaunerei überhaupt (vergl. Armen= und Gaunerweſen) verhütet werden; 5) auf öffentliche Erziehung und Volksbildung, wobei jedoch, da alle Kultur auf Wahrheit, dieſe aber auf der Freiheit des Geiſtes beruht, alles was die letztre beſchränkt (wohin der Cenſurzwang gehört, der die Wahrheit zu einem Regierungsmonopol machen will), vermieden werden muß, damit nicht die edelſte Freiheit des Volks, die geiſtige, von einer blinden, plumpen oder jeſuitiſchen Polizei erdrückt werde; 6) auf die Sorge für öffentliche Bequemlichkeit und Vergnügungen, durch Herſtellung guter Landſtraßen, Kanäle ꝛc., des Poſtweſens (ſ. d. Art.), des Pflaſters, der Beleuchtung in den Städten, Reinlichkeit der Straßen, der Brunnen, Waſſerleitungen, Uhren, Gaſthöfe, Wächter,

Markttaxen, Schauſpiele, Meß- und Jahrmarktsbeluſtigungen, Kaffeehäuſer ꝛc.; 7) auf die Sorge für die Sicherheit des Eigenthums, auch gegen die Einflüſſe ſchädlicher Erſcheinungen in der Natur (durch Waſſer, Feuer, Inſekten, Viehſeuchen ꝛc.); 8) ſo auch für die Gewerbe überhaupt, wohin alles Induſtriewesen, Monopole, Prämien, äußere und innere Einrichtungen für den Vertrieb der Erzeugniſſe (Handel), auch die Sorge für die Gewinnung der rohen Erzeugniſſe an und für ſich, ſo wie für deren Verarbeitung in Manufakturen und Fabriken, öffentlichen Arbeitshäuſern, Zölle, Aus- und Einfuhrverbote der Waaren, Arbeitslohn, Zinsfuß, Sorge für gute Waare gehören. Andre theilen die Polizei nach ihren Zwecken überhaupt in Sicherheits-, Wohlfahrts- und Kulturpolizei. Die erſten ausgebildeten Polizeigeſetze finden wir in Aegypten (ſ. d. Art.); die moſaiſche Geſetzgebung, zum Theil gegründet auf die ägyptiſche, enthielt vortreffliche polizeiliche Vorſchriften; muſterhaft war die Polizeigeſetzgebung der alten Griechen; ſowol bei dieſen als bei den jene nachahmenden Römern war die Polizei ein eigner Zweig der Staatsverwaltung. Nächſt dieſen finden ſich in den Kapitularien der fränkiſchen Könige Spuren von Polizeiverordnungen, und in Deutſchland ſelbſt gaben ſich zuerſt die Reichs- und Handelsſtädte Polizeiverfaſſungen; 1502 kam in Nürnberg ſogar die Büchercenſur zur Sprache, und in den J. 1548 und 1577 erhielt das deutſche Reich Reichspolizeiordnungen. Hier bildeten ſich nach und nach viererlei Sphären der Polizeigewalt: 1. Reichspolizeigeſetze, 2. Kreispolizeigeſetze, 3. Polizeigeſetze jedes Reichsſtandes in ſeinem Lande, und 4. Polizeigeſetze beſondrer Ortſchaften. Außer Deutſchland zeichnen Frankreich, England, Rußland, Schweden und Dänemark durch vortreffliche Polizeianſtalten, wenigſtens in vielen einzelnen Zweigen, ſich aus; frühere gute Einrichtungen in Italien ſind in Verfall gerathen. Manche Länder haben auch zu viel Polizei; man iſt wol nicht ohne Grund der Meinung: keine Polizei ſei beſſer, als eine ſchlechte und theure. Die öffentliche Meinung, wo ſie frei ſich ausſprechen darf, iſt für die Polizei die beſte Theorie; ſo wie der Gemeingeiſt der Bürger (welcher ebenfalls mit der freien Verfaſſung entſteht und untergeht) der beſte Polizeidiener iſt. Aus dem böſen Gewiſſen eines Tyrannen, oder aus der argwöhniſchen Furchtſamkeit eines Schwächlings entſtand die ſogenannte hohe Polizei, welche als ein nothwendiges Uebel nur in außerordentlichen Zeiten, wenn der Staat von Innen und Außen bedroht, kein beſſeres Mittel zu ſeiner Nothwehr kennt, entſchuldigt werden kann. Das Syſtem dieſer hohen Polizei begreift die Erhaltung 1) der äußern und 2) der innern Sicherheit des Staates. In jene gehören: a) die Controle der Reiſenden im Lande, b) Ausmittelung feindlicher Kundſchafter, c) Beobachtung der politiſchen Stimmung und der umlaufenden politiſchen Gerüchte, d) Einziehung nützlicher Nachrichten aus den benachbarten (beſonders feindlichen) Staaten, über die Stimmung ꝛc., e) Aufſicht auf öffentliche Häuſer und Verſammlungsorte in politiſcher Hinſicht ꝛc., Cenſur der Zeitungen, politiſcher Journale und Flugblätter. In die zweite Hauptabtheilung gehören: a) Controle der Behörden und der öffentlichen Meinung; b) Aufſicht über verdächtige Einheimiſche; c) Verhütung von Meutereien, Aufruhr, und d) Aufſicht auf geſchloſſne Vereine, Klubs und ſonſtige geheime Geſellſchaften. Daß dieſe hohe Polizei ein großes Talent des Spionirens erfodere, liegt in der Natur der Sache. Nirgends iſt ſie umfaſſender ausgebildet geweſen, als in

Frankreich unter Fouché und Savary. Die Polizeiwiſſenſchaft haben bearbeitet: Juſti, Lotz, Henrici, Jacob, v. Berg, Graf von Soden u. A. Vergl. d. Art. Politik. K.

Polizei (mediziniſche), iſt derjenige Zweig der allgemeinen Polizei, welcher für das körperliche Wohl der Staatsbürger zu ſorgen hat. Es liegt ihr folglich ob, auszumitteln, was das Leben und die Geſundheit derſelben erhalten, und was ihnen ſchaden kann, um jenes zu befördern und dieſem zu ſteuern. Da die Verbindung eines Volks zu einem Staate in der Abſicht geſchieht, das gemeinſame Beſte desſelben deſto beſſer zu befördern, da ferner der Staat ſelbſt nur aus einzelnen Individuen beſteht, deren Leben und Geſundheit ſelbſt Bedingniſſe ſeines Beſtehens ſind: ſo folgt daraus die Pflicht und das Intereſſe der Vorſteher des Staats, eine mediziniſche Polizei zu bilden. Dieſe muß demnach ſorgen, daß ſo viele Menſchen in dem Staate leben, als nur immer möglich iſt, alſo die Bevölkerung befördern; aber nur eine geſunde, den Umſtänden des Landes angemeſſne Bevölkerung, welche ſich auch als ſolche erhalten kann. Denn das Beiſammenleben der Menſchen in geſellſchaftlicher Verbindung, beſonders in großen Maſſen, hat Vieles zur Folge, was wieder die Menſchenzahl verringern, der Geſundheit und dem Leben der Menſchen nachtheilig werden, ihre Erhaltung erſchweren kann. Dieſen Folgen muß die mediziniſche Polizei durch alle Mittel, die ihr zu Gebote ſtehen, vorbeugen; wenn ſie deſſenungeachtet ſich zeigen, ſie vermindern und wegſchaffen. Aus dieſer Anſicht entſtehen folgende Abtheilungen der Pflichten und Obliegenheiten der mediziniſchen Polizei. Ehen müſſen befördert werden, allein ihrem Zwecke gemäß. Zu frühzeitige oder zu ſpäte und ungleiche Ehen, Verbindung ungeſunder Perſonen, deren Krankheiten dem Zwecke der Ehe entgegen ſind, oder gezwungne Ehen, dürfen nicht geſtattet werden. Schwangere und Säugende ſind beſonders zu ſchützen und für ſie zu ſorgen. Für die Gebärenden und Wöchnerinnen muß durch Anſtellung von Perſonen, welche in der Entbindungskunſt unterrichtet ſind, und durch andre Anſtalten geſorgt werden. Für uneheliche Schwangere muß eben ſo geſorgt werden; alle Strafen für dieſelben müſſen wegfallen, um dem Kindermorde zu ſteuern. Für eine vernünftige phyſiſche Erziehung der Kinder zu geſunden, kräftigen Menſchen muß der Staat Sorge tragen. Die verlaſſnen Kinder, die Waiſen, die außerehelich gebornen, müſſen unter die beſondre Obhut des Staats geſetzt werden. Die öffentlichen Unterrichtsanſtalten dürfen der Geſundheit der Kinder nicht hinderlich ſein. Auch muß die Erhaltung der Staatsbürger durch die Nahrungsmittel ein Gegenſtand der mediziniſchen Polizei ſein. Sie muß daher ſorgen für gehörige, der Menge der Menſchen angemeſſne Nahrungsmittel; dafür, daß die Preiſe derſelben im Verhältniſſe ihres Erzeugungswerthes ſtehen, und auch der Aermere die unentbehrlichen Lebensmittel ſich verdienen kann; ſo auch für die geſunde Beſchaffenheit derſelben. Alle ſchädlichen, verdorbnen, der Geſundheit nachtheiligen Nahrungsmittel müſſen entfernt werden; und diejenigen, welche ſich mit dem Verkaufe der Nahrungsmittel abgeben, müſſen deßhalb unter beſtändiger Aufſicht der Polizei ſtehen. Hieher gehören auch die Getränke, Bier, Wein, Branntwein u. a. m., welche ſo vielen Einfluß auf die allgemeine Geſundheitsbeſchaffenheit haben. Dem unmäßigen Genuſſe derſelben, beſonders an öffentlichen Orten, muß geſteuert werden. Für die Erhaltung der Geſundheit muß ferner geſorgt werden, durch Vermeidung deſſen, was die Luft

verunreinigen, und dem Leben der Menſchen nachtheilig werden kann. Die unnöthige Anhäufung von großen Menſchenmaſſen in Städten muß beſchränkt werden; über öffentliche Verſammlungsplätze, Kirchen, Schauſpielhäuſer, Schulſäle u. a. m. muß Aufſicht gehalten werden; die Straßen müſſen reinlich gehalten, Anſammlungen von Schlamm und Koth, von verfaulenden Stoffen u. dergl. dürfen nicht geduldet werden. Handwerker, deren Beſchäftigungen die Luft verunreinigen, dürfen in den Städten nicht ihr Gewerbe treiben. Alles, was außerdem der Geſundheit und dem Leben gefährlich werden kann, und Folge der Verhältniſſe der Menſchen unter einander iſt, muß abgewendet, oder wenn dies nicht gänzlich geſchehen kann, beſchränkt werden. Daher iſt Sicherheit der Straßen, Entfernung alles deſſen, was dieſe ſtören kann, ein Gegenſtand der Polizei. Boshafte Menſchen, die andern nach dem Leben trachten, oder ſie durch Muthwillen zu beſchädigen ſuchen, zügelloſe Knaben u. a. m. müſſen abgehalten und beſtraft werden; die Straßen müſſen des Nachts erleuchtet werden; Wagen, Holz- und Steinhaufen u. dergl., dürfen auf den Straßen des Nachts nicht ſtehen bleiben; Gruben und Löcher müſſen beleuchtet werden, wenn ſie vor Nachts nicht verſchüttet werden können. Unglücksfälle durch Einfallen von Gebäuden, in Kirchen, auf Brücken, von Dächern u. dergl. mehr, die übeln Folgen von Ueberſchwemmungen müſſen durch Vorſorge verhütet werden; das Schießen auf den Straßen und aus den Häuſern muß verboten ſein; Menſchen, die durch Krankheiten, durch ihren Anblick Andern ſchaden können, müſſen von öffentlichen Plätzen entfernt bleiben, dahin gehören Wahnſinnige, Epileptiſche, Ausſätzige, auffallend Verſtümmelte oder Mißgeſtaltete, Veneriſche u. a. dergl. Spieler und Gaukler, die durch gefährliche Wageſtücke ſich und Andern ſchaden können, und theils eigne, theils fremde geraubte Kinder dazu abrichten und mißhandeln, Andre zur Nachahmung reizen, gefährliche Thiere ohne gehörige ohne gehörige Vorſicht mit herumführen, dürfen nicht geduldet werden. Alle Gifte, ſowol wildwachſende als die verkäuflichen, müſſen entfernt werden, die nothwendigen dürfen nur unter ſehr beſchränkenden Bedingungen in den Handel kommen. Die medizinische Polizei hat ferner die Verpflichtung, dafür zu ſorgen, daß die geſtörte Geſundheit der Staatsbürger wieder hergeſtellt werden kann, und Kranke, durch Unglücksfälle ꝛc. Beſchädigte gehörige Hülfe bekommen. Daher muß für Anſtellung des geſammten ärztlichen Perſonals, beſtehend aus tüchtigen, gehörig unterrichteten und geprüften Aerzten, Wundärzten, Geburtsärzten und Hebammen gehörig geſorgt werden. Allen denjenigen, welche nicht die dazu nöthigen Kenntniſſe durchaus und in allen Fächern beſitzen, darf niemals und in keinem Falle Erlaubniß zur Praxis gegeben werden; alle beſchränkten Licenzen taugen daher nicht; alle Pfuſcher und Quackſalber, unter jedem Namen und in jedem Stande, müſſen von der Behandlung der Krankheiten abgehalten, und wenn ſie dennoch ſich damit befaſſen, ſtreng beſtraft werden. Dabei müſſen die Oberbehörden nicht von dem falſchen Grundſatze ausgehen, daß es Sache der Aerzte ſei, die Pfuſcher aufzuſuchen, anzuklagen und Beweiſe gegen ſie zu führen; ſondern ſie müſſen einſehen, daß dies ihre Sache iſt, daß die Pflicht und das Wohl der Staatsbürger erfodert, daß ſie ſelbſt auf Pfuſcher wachſam ſein, ihnen nachſpüren, ſie aufſuchen, und den Beweiſen gegen ſie nachforſchen. Durch angeſtellte Aerzte muß die Polizei in ſtete Kenntniß des öffentlichen Geſundheitszuſtandes geſetzt ſein. Anſteckenden Krankheiten müſſen zeitig genug

Mittel entgegengeſetzt werden; ſelbſt die endemiſche Ortsbeſchaffenheit muß, wenn es möglich iſt, verbeſſert werden. Auch die Apotheken müſſen in guten Stand geſetzt und in demſelben erhalten werden. Die Apotheker müſſen gut unterrichtete Perſonen ſein; die Aufnahme der Lehrlinge, der Gehülfen, darf erſt nach gehöriger Prüfung geſchehen. Zur Abwartung der Kranken müſſen Krankenwärter und Wärterinnen unterrichtet und verpflichtet werden. Die Sorgſamkeit der mediziniſchen Polizei muß ſich auch auf Sterbende, ja ſelbſt auf Todte noch erſtrecken, damit nicht Scheintodte begraben, überhaupt die Leichen nicht zu bald oder zu ſpät beerdigt werden. Die Begräbnißplätze dürfen nicht an Orten, wo ſie den Lebenden Nachtheil bringen können, angelegt werden. Inſofern die Hausthiere den Menſchen zum Unterhalte und zur Hülfe in vielen Arbeiten unentbehrlich ſind, muß die mediziniſche Polizei ihre Sorgfalt auch auf ſie ausdehnen. Krankheiten, die ſich unter ihnen ausbreiten, müſſen zeitig unterſucht und unterdrückt werden; es müſſen wohlunterrichtete Thierärzte angeſtellt werden, an die der Beſitzer kranker Thiere ſich wenden kann; die Hirten beſonders und die Schmiede ſollten in der Thierheilkunde unterrichtet werden. Auch der Thierquälerei muß Einhalt gethan und ſelbige beſtraft werden. Alle dieſe Gegenſtände der mediziniſchen Polizei muß die theoretiſche Wiſſenſchaft derſelben weiter aus einander ſetzen. So weitläufig dieſes Feld ſcheint und wirklich auch iſt, ſo wichtig iſt doch deſſen Bearbeitung, und ſo wohlthätig iſt die Ausübung in ihren Folgen. Deſſenungeachtet iſt noch wenig in dieſem Fache gethan, und in den wenigſten Staaten eine wahrhaft gute mediziniſche Polizei eingeführt. Die Urſachen davon ſind theils dieſe, daß die oberſten Staatsbehörden ihre eigne Verpflichtung, den Werth und die Nothwendigkeit dieſes Zweiges der Staatsverwaltung noch nicht genug einſehen, weil ſie nicht unmittelbar die Kaſſen füllt, theils die mangelhafte Einrichtung, daß man die mediziniſche Polizei nur als Nebenſache der Verwaltung der allgemeinen Polizei beifügt, die man oft ſelbſt nur als Nebenſache anſieht. Ferner der Mangel eines gehörig eingerichteten und mit dem nöthigen Anſehn begabten Sanitätscollegiums; endlich die Unwiſſenheit und Nachläſſigkeit der Unterbehörden. Soll die Idee einer mediziniſchen Polizei ſo gut als möglich in Wirklichkeit geſetzt werden, ſo gehört dazu 1) ein oberſtes, dem Fürſten oder Regierung unmittelbar untergeordnetes, mediziniſches Landescollegium. Die Mitglieder deſſelben müſſen nicht nur die dazu nöthigen Kenntniſſe, ſondern auch den Willen, die Zeit und die Macht haben, ihre Pflichten zu erfüllen; ſie müſſen nicht nur die mediziniſche Polizei gehörig ſtudirt, ſondern auch in den Hülfswiſſenſchaften derſelben unterrichtet ſein. Es gehört 2) dazu, daß das Perſonale der mediziniſchen Polizei im ganzen Lande, zunächſt die Gerichtsärzte, Phyſici, Bezirks- und andre angeſtellte Aerzte, die Gerichtschirurgen, dann die übrigen praktizirenden Aerzte, Wundärzte, Bader, Hebärzte, Hebammen, Thierärzte und Apotheker, unter der Leitung und Gerichtsbarkeit des mediziniſchen Landescollegiums ſtehe, und für alle eine beſondre Verhaltungsmaße entworfen werde. 3) Es muß eine Verbindung zwiſchen jenem Collegium und dem oberſten Polizeirathe, ſo wie im ganzen Lande zwiſchen dem mediziniſchen Perſonale und den Polizeibehörden, aber keine unterordnende, Statt finden. 4) Die Unterobrigkeiten müſſen die Verordnungen des mediziniſchen Landescollegiums in Ausübung bringen, und für die Aufrechthaltung

und Beförderung der mediziniſchen Polizei überhaupt verantwortlich gemacht werden. Sie müſſen daher im Allgemeinen verpflichtet werden, in zweifelhaften Fällen ſich von ihren Bezirks- oder Gerichtsärzten belehren zu laſſen; zu den mediziniſchen Polizeigeſchäften, Fleiſchbeſchauern, Todtenbeſchauern, Leichenweibern, Krankenwärtern u. a. m. tüchtige, unterrichtete und getreue Perſonen zu beſtellen; in ihren Berathungen, ſobald ſie mediziniſch-polizeiliche Gegenſtände betreffen, den Gerichtsart mit zuzuziehen, ſo wie gegentheils den gerichtlichen oder polizeilichen Berathungen und Unterſuchungen der Aerzte einen Abgeordneten aus ihrer Mitte beiſitzen zu laſſen. Wer ſich von dem Umfange und der Wichtigkeit der mediziniſchen Polizei, und Allem, was dazu gehört, näher unterrichten will, dem iſt J. P. Frank's Syſtem einer vollſtändigen mediziniſchen Polizei zu empfehlen. Wie ſich die mediziniſche Polizei von der *gerichtlichen Medizin* unterſcheidet, davon ſ. jenen Art.

Poliziano (Angelo), lat. **Angelus Politianus**, einer der geiſtreichſten und in der griechiſchen, lateiniſchen und italieniſchen Literatur bewandertſten Männer des 15. Jahrh. Er war 1454 in der kleinen Stadt Monte Pulciano geboren. Ungeachtet er ſeine Jugend in Noth und Gefahren verlebte, ſo beſchäftigte er ſich doch auf das Eifrigſte mit den Studien. Für die Poeſie bildete ſich Polizian nach den griechiſchen und römiſchen Muſtern ohne weitre Anleitung. Homer, der Vater der griechiſchen Poeſie, zog den empfänglichen Jüngling mit ſo großer Gewalt an, daß er die Studien der Philoſophie etwas vernachläſſigte, um ſich ganz mit der Ueberſetzung deſſelben in lateiniſche Verſe zu beſchäftigen. Zur Philoſophie kehrte er erſt zurück, als der große Pico della Mirandola auf Lorenzo's Einladung ſich in Florenz niederließ, und ihn zu ſeinem Gefährten in den Studien wählte. Polizian hatte kaum das 15te Jahr zurückgelegt, als er eine Versart, die Ottave, zu bearbeiten unternahm, durch deren harmoniſchere Ausbildung er dem Arioſt und Taſſo den Weg bahnte. Der Gegenſtand, den er beſang, war der von Guiliano bei Medici in einem Turniere gewonnene Preis. Obgleich er das Unternehmen wieder aufgab, indem er gelehrte Arbeiten ſeiner für würdiger hielt, und auch an das vorhandne Bruchſtück die letzte Hand zu legen verſchmäht hat, ſo müſſen wir doch billig die ſchöne Erfindung, die Zierlichkeit der Schreibart, die Fülle der Bilder bewundern. Der Mediceer Lorenzo, ein Freund der Gelehrſamkeit und Dichtkunſt, ſchenkte ihm ſein Vertrauen und ſeine Freundſchaft, nahm ihn, um ſich ſeines lehrreichen Umgangs ununterbrochen zu erfreuen, in ſein Haus auf, und übergab ihm die Erziehung ſeines Bruders und ſeiner Kinder, Pietro's, ſeines unglücklichen Nachfolgers in der Regierung, Giovanni's, der nachher als Leo X. auf dem päpſtlichen Stuhle ſaß, und Giuliano's, der nach manchen Unfällen die Freude ſeines Vaterlandes wurde. Umgeben von den herrlichen Schätzen des Alterthums, welche Lorenzo ſammelte, überließ ſich Polizian mit ganzer Seele den Studien. Die Belehrung, die er aus den alten Schriftſtellern ſchöpfte, wandte er wieder zu ihrer Auslegung, Erklärung und Wiederherſtellung an. Beweiſe davon gab er in der erſten Centurie ſeiner Miſcellaneen, der leider keine zweite gefolgt iſt, und in der Erläuterung der römiſchen Schriftſteller, welche über Landwirthſchaft geſchrieben haben; noch größres Verdienſt erwarb er ſich um das römiſche Recht, indem er hiſtoriſche und antiquariſche Unterſuchungen über die einzelnen Geſetze anſtellte, ihren Quellen nachging, und ſie

auf mannichfache Weiſe in ein neues Licht ſtellte. Dabei wurde er der Dichtkunſt nicht ungetreu. Er verfaßte nicht nur in lateiniſcher Sprache Elegien, Oden, Epigramme u. ſ. w., überſetzte aus dem Theokrit und Kallimachus mehrere Stücke mit Leichtigkeit und Anmuth, ſondern bereicherte auch ſeine Mutterſprache, wiewol nur beiläufig, mit einigen trefflichen Gedichten (Florenz 1513. 8. u. mehrmals). Dahin gehört vor allen ſein Orfeo, ein kleines in fünf Akte getheiltes Drama, deſſen Hauptwerth in dem gediegnen Ausdrucke und Aeußern beſteht, deſſen Charakter aber mehr epiſch als dramatiſch iſt. Er ſchrieb es in zwei Tagen, achtete es aber ſo wenig, daß es ohne die Sorgfalt ſeiner Freunde vielleicht verloren ſein würde. (Beſte Ausgabe Padua 1749, 8.) Andre kürzere italieniſche Gedichte, als Canzonen, Canzonetten, Balladen u. dergl., ſchrieb er mehrere. Alle zeichnen ſich aus durch Eleganz und Ideenreichthum. Die Verſchwörung der Pazzi wurde von ihm der Nachwelt in einer kleinen Schrift erzählt, die als Muſter der hiſtoriſchen Darſtellung und einer ſchönen Latinität anzuſehen iſt, wiewol er ſelbſt nicht ruhig und unbefangen genug in dieſer Sache erzählen konnte. Florenz begrüßte den neuen Papſt Innocenz VIII. durch eine feierliche Geſandſchaft, an deren Spitze Lorenzo von Medici ſtand, und der als eine Zierde Polizian beigegeben ward. Der Papſt empfing ihn mit Auszeichnung, und trug ihm auf, die noch unbearbeiteten griechiſchen Geſchichtſchreiber in's Lateiniſche zu überſetzen. Dem gemäß unternahm Polizian nach ſeiner Rückkunft die Ueberſetzung des Herodian, welche der Papſt, außer den gebührenden Lobſprüchen und Aufmunterungen zu ähnlichen Arbeiten, mit 200 Golddukaten belohnte. Zugleich empfahl er ihn auf das Angelegentlichſte dem Lorenzo, auf deſſen Wunſch Polizian das Enchiridion des Epiktet, die Probleme des Alexander von Aphrodiſium, die Lebensgeſchichten des Plutarch, ein Werk des Athanaſius zur Empfehlung der Pſalmen Davids, und den Charmides des Plato in's Lateiniſche überſetzte. Von Letzterm iſt uns nur ein Bruchſtück übrig geblieben. Ganz verloren iſt uns aber ſeine Ueberſetzung des Homer und der Aphorismen des Hippokrates, welche letztre beweiſet, daß er auch auf die Medizin ein mehr als oberflächliches Studium wendete. Eine ſo ſeltne Gelehrſamkeit verſchaffte dem Polizian den Lehrſtuhl der griechiſchen und lateiniſchen Sprache an dem florentiniſchen Lyceum, dem er mit ſo großem Ruhme und Beifalle vorſtand, daß aus allen Ländern Europa's, wo die Wiſſenſchaften aufzublühen begannen, ihm Zuhörer zuſtrömten, ja ſelbſt die gelehrteſten Männer ſeiner Zeit unter ſeinen Schülern Platz nahmen. Die vielfachen Anfeindungen und Verleumdungen, welche ihm ſeine gelehrte Wirkſamkeit und die Auszeichnungen von Seiten Lorenzo's zuzogen, der nie aufhörte, ihn zu lieben und hochzuachten, trotz der Gegenvorſtellungen ſeiner eignen Gemahlin, deren Abneigung Polizian ſich theils durch ſeine äußre Mißgeſtalt, theils durch ſeine rauhen Sitten zugezogen haben mochte, hatten in Polizian einen gewiſſen Trübſinn und Lebensüberdruß erzeugt, welche nach dem Tode ſeines Beſchützers Lorenzo und ſeines Freundes Picco della Mirandola ſeinem Leben bald ein Ende machten. Er ſtarb 1494. M.

Pollux ſ. Caſtor.

Polniſche Sprache. Die Ungewißheit der früheſten polniſchen Geſchichte verbreitet auch über die Entſtehung und Ausbildung

der Sprache ein tiefes Dunkel. Sie iſt ſlaviſchen Urſprungs, wie ihr ganzer Bau beweiſet, eignete ſich aber von den Völkern, welche bisher die eroberten Länder bewohnt hatten, eine ſolche Menge harter Mitlauter an, daß ſie ſich dadurch von ihrer öſtlichen Schweſter, der ruſſiſchen Sprache, auffallend unterſcheidet. Der Ausbildung der Sprache ſtellte ſich ſchon frühzeitig in der Annahme des Chriſtenthums nach dem lateiniſchen Ritus im J. 965 ein großes Hinderniß entgegen; denn da die Geiſtlichkeit, als der gebildetſte Stand, ſich bald der Ehrenſtellen und Staatsämter bemächtigte, ſo wurde die lateiniſche Sprache bald die Staatsſprache, und ſpäterhin durch die ausländiſchen Könige und Königinnen auch die Sprache des Hofes und aller Gebildetern. Erſt ſeit der Regierung der Siegmunde im 16. Jahrh. gelangte die Sprache des Landes wieder zu ihren alten Rechten, wurde in der Mitte des 16. Jahrh. zur Bücherſprache, verfiel zwar im 17., hob ſich aber unter der Regierung Stanislaus Auguſts von neuem, und reifte zu einer Blüthe, welche ihr ſelbſt die ſeitdem erfolgten politiſchen Umwandlungen nicht ganz zu rauben vermochten. Im J. 1801 bildete ſich zu Warſchau, unter dem Vorſitze des Biſchofs Albertranti, eine Geſellſchaft zur Aufrechthaltung der Reinigkeit der polniſchen Sprache, welche 1802 den erſten Band ihrer Schriften herausgab. Nur dem Unkundigen kann die Sprache hart und rauh ſcheinen; trotz der gehäuften Konſonanten übertrifft ſie an Wohllaut und Biegſamkeit alle andre ſlaviſche, ja ſelbſt mehrere deutſche Mundarten, ſo wie ſie auch an Bildſamkeit und kräftiger Kürze ſchwerlich von irgend einer Sprache übertroffen wird. J. S. Kaulfuß über den Geiſt der polniſchen Sprache (Halle 1804, 8.) macht eine geiſtvollere und eindringendere Darſtellung nicht entbehrlich. Von Sprachlehren ſind nach der von dem Piariſten Kopczynski, die von Mrongrovius (2. Aufl. Königsberg 1805, 8.) und Vater (Halle 1807, 8.), vorzüglich die von Georg Bandtke (neue Ausg. Breslau, 1818, 8.), ſo wie von Wörterbüchern das von Bandtke (Breslau 1806, 8.) und das große des Oberſchul- und Kirchenraths Linde, zu empfehlen. Letztrer, Rector am Lyceum zu Warſchau, hat, unterſtützt durch viele Große der Nation, z. B. des Fürſten Czartoryski und Grafen Vincent Tyſzkiewicz, in ſeinem nun vollendeten (Warſchau 1807—1814) Wörterbuche der polniſchen Sprache den Sprachſchatz derſelben aus mehr als 700 Büchern und Schriften und aus der Umgangsſprache in 6 Quartbänden aufgeſtellt. A—s.

Polniſche Literatur. Ungeachtet die Verheirathung des Mieciſlaw mit der böhmiſchen Königstochter Dombrowka ſchon im J. 965 die Veranlaſſung der Einführung des Chriſtenthums in Polen war: ſo vernichteten doch die ſteten innern und äußern Kämpfe die Wirkungen, welche dieſes Ereigniß auf die Entwilderung des Landes hätte haben können. Erſt vom 12. Jahrh. an beginnt die politiſche Literatur mit den lateiniſch geſchriebnen vaterländiſchen Chroniken des Martin Gallus (um 1109) Nikolaus Kadlubek (geſt. 1223) und Boguphalus (geſt. 1255) und der Chronik der Päpſte und deutſchen Kaiſer des Martin Strzempski (oder Polonus, geſt. 1279). Nach einem geraumen Stillſtand bereitete Caſimir III. oder der Große (reg. von 1333 — 1370) eine beſſre Zeit vor. Er ließ nicht nur viele Städte erbauen, ſondern auch im J. 1347 ein eignes Geſetzbuch abfaſſen, hielt zuerſt Reichstage, begünſtigte den Ackerbau und die Gewerbe, und ſtiftete 1347 die Univerſität Krakau. Der von ihm gelegte Same keimte jedoch nur

langſam und ſtill fort, und das Vorwärtsſchreiten der Bildung wurde erſt in Joh. Dlugosz, Biſchofs zu Lemberg (geſt. 1480), gehaltvoller und an Aktenſtücken reicher polniſchen Geſchichte, und in der Errichtung der erſten polniſchen Druckerei in Krakau um's J. 1488 ſichtbarer (ſ. Bentkowski über die älteſten Druckſchriften Polens. Warſchau 1812, 8.; Bandtke's Geſchichte der krakauer Buchdruckereien). Letztre erſchien eben zur günſtigſten Zeit; denn kurz darauf begann endlich unter der glücklichen Regierung der beiden Siegmunde (1507—1572) die eigentliche Nationalliteratur, welche in unglaublich kurzer Zeit zu einer beträchtlichen Höhe ſtieg. Zum freien Umſchwunge der Gedanken trug Luther's Reformation nicht wenig bei, welche hier ſtillſchweigende Begünſtigung der Regierung und ſo viel Anhänger erhielt, daß ſelbſt die kühnſten theologiſchen Skeptiker, die Socinianer, hier eine Freiſtätte fanden. Unter der kräftigen Regierung des Stephan Bathory (1576—1586) erſchlaffte die literariſche Thätigkeit nicht, und unter den folgenden Regenten wirkte wenigſtens der Krongroßfeldherr Joh. Zamoyski durch Stiftungen und eignes Beiſpiel. Aber er war der letzte thätige Beförderer der Nationalbildung, dem allein es zu danken iſt, daß ſie unter der ſchwachen Regierung des ſchwediſchen Siegmunds, und unter dem nachtheiligen Einfluſſe der eifer- und herrſchſüchtigen Jeſuiten auf Denk- und Preßfreiheit nicht erlag. Wenn ſie von jetzt an ſich nicht höher erhob, ſo lag die Schuld an den unglücklichen Schickſalen des durch wilden Parteigeiſt zerrütteten Landes, das, hin und hergeſchleudert, nicht ſelten in ſeiner Nationalität gefährdet wurde. Auch unter der Regierung der ſächſiſchen Regenten erwachte für literariſche Bildung keine beſſre Zeit; aber deſto ſchöner blühte ſie unter des hochgebildeten Stanislaus Poniatowski weiſer Herrſchaft wieder auf, und gelangte während dieſer für die wiſſenſchaftliche Bildung der Nation glücklichen Zeit zu einer ſolchen Feſtigkeit, daß auch die nachherigen Stürme, in deren Laufe Polen aus der Reihe der Staaten völlig vertilgt wurde, ſie nicht wieder zu unterdrücken vermochten. Es iſt bei der polniſchen Literatur nicht der reine Gewinn für die Wiſſenſchaft, nach welchem man ſie würdigen darf, obwol ſie manches auch in dieſer Hinſicht treffliche Werk erzeugt hat; das höchſte Intereſſe verleiht derſelben ihr rein nationeller Werth, deſſen die Literatur weniger Völker ſich in dieſem Grade zu erfreuen hat. In keiner Periode vermißt man, ſo ſehr auch die Geſchichte Polens von ausländiſchen Uſurpationen erfüllt iſt, den eigenthümlichen, ungebundnen, kühn aufſtrebenden Geiſt des nie raſtenden Volks; raſch ſchrit die Literatur ſtets mit dem Leben fort, und drehte ſich meiſt nur um die Punkte, welche in den Verhältniſſen des Staats vom höchſten Intereſſe ſind. Daher der faſt gänzliche Mangel an Philoſophen und Mathematikern (die Aſtronomen Kopernikus, den man den Polen nicht abſprechen darf, und Poczobut, Joh. Sniadecki und die Phyſiker Rogalinski und Joſ. Soſinski ausgenommen); daher aber auch von der andern Seite der Reichthum an Hiſtorikern des Landes, und an erhabnen, bald der Ahnherren Thaten preiſenden, bald des jetzigen Zuſtandes melancholiſch-klagenden oder bitter-ſpottenden Dichtern. Bei dieſer edeln Leidenſchaftlichkeit gelangen ihnen reine Schöpfungen der Phantaſie weniger; doch eigneten ſie ſich glücklich die Erzeugniſſe andrer Nationen an. So überſetzte der Exjeſuit Ignaz Nagurczewski die Ilias,

Virgils Eklogen und andre Schriften des Alterthums; der treffliche Kritiker Franz Dmochowski in edler, fließender Sprache und leichtem Versbau die Ilias (Warſchau 1800, 3 Bände; eine andre Ueberſetzung nebſt der Odyſſee und der Uebertragung des Quintus Calaber von Przybylski), Peter Kochanowski Taſſo's Jeruſalem (Krakau 1687), Kraſicki, Tymieniecki und Brodzinski den Oſſian, Joh. Kochanowski und ſpäter Naruſcewicz den Horaz, und ganz vorzüglich meiſterhaft und völlig im Geiſte des Originals letztrer auch den Tacitus, Karpinski die Gärten des Delille. Als Hiſtoriker ſind vorzüglich nennenswerth: Stryikowski (litthauiſche Chronik, mit Benutzung trefflicher Quellen), Stanislaus Orzechowski, Martin Cromer, der ſtaatskundige Joh. Demetr. Sulikowski, Staniſl. Kobierzycki (Geſchichte Wladislaus IV. in klaſſiſchem Latein), der freimüthige Paul Piaſecki, der vorurtheilsfreie Vespaſian Kochowski und vor allen der hochverdiente Naruszewicz (ſ. d. Art.) durch tiefe Forſchung, kritiſchen Scharfblick und würdevolle Darſtellung gleich ausgezeichnet. Letztrer fing die Univerſalgeſchichte von Polen an, deren Fortſetzung mehrere Mitglieder der königl. warſchauer Societät der Wiſſenſchaften im Namen der Geſellſchaft übernahmen. Der als Staatsmann, Krieger und Dichter geachtete Niemcewicz (ſ. d. Art.) hat im J. 1815 hiſtoriſche Nationalgeſänge herausgegeben, mit Kupfern und Muſik. Außer den Geſängen enthält das Werk eine gedrängte polniſche Geſchichte als Erklärung in jenen Geſängen. Dieſes meiſterhafte Werk iſt in 6 Monaten vergriffen (ob es gleich 6 Rthlr. koſtete), und ſchon zum zweiten Male aufgelegt worden. Der Graf Potocki hat ſich um die Geſchichte der ſchönen Künſte in ſeinem polniſchen Winkelmann (Warſchau 1816, 8. 4 Bände), durch ſeine Rhetorik, wie auch ſeine Staats- und Gelegenheitsreden (Warſchau 1815, 8. 5 Bände) verdient gemacht. Graf Sebaſt. Sierakowski hat ein Prachtwerk über die Baukunſt herausgegeben; der um die Austrocknung der Sümpfe im Pinskiſchen verdiente, und durch ſeinen Entwurf zur Vereinigung der ſchiffbaren Flüſſe in Polen bekannte Bratymowicz ein Werk über die Landwirthſchaft; Bartholomäus Paprocki, Okolski, und der nicht genug von manchen gewürdigte Kaſpar Nieſiecki lieferten wichtige genealogiſche und heraldiſche Werke. Als politiſcher und pädagogiſcher Schriftſteller zeichnet ſich Staniſl. Konarski aus, und Andreas Zamoyski (1777) durch ein polniſches Geſetzbuch, das aber vom Reichstage, der es ſelbſt veranlaßt hatte, unklug verworfen wurde. Die Naturgeſchichte bearbeiteten Kluk, Ladowski und Jundzill. Das älteſte und ſchönſte Denkmal der polniſchen Dichtkunſt ſind die Werke des Joh. Kochanowski (geb. 1550, geſt. 1584), durch reinen und edeln Styl, ſchönen Versbau, Sanftheit und Empfindung gleich ausgezeichnet. Sie beſtehen in einer Ueberſetzung der Pſalmen, in einem Lehrgedicht über das Schachſpiel, Liedern, Elegien und Sinngedichten. Simon Simonowicz bleibt noch jetzt ein Muſter in der Idylle, und Staniſl. Grochowski in der empfindſamen lyriſchen Poeſie. Vespaſian Kochowski und Joh. Twardowski (im 17. Jahrh.) haben nicht immer den beſten Geſchmack, doch zeichnet ſich Letztrer durch ſein Feuer aus. Unter den Neuern verdienen Erwähnung: Staniſl. Trembecki, Franz Kniaznin, Franz Zablocki, Kajetan Wengierski, Valer. Gorski, Franz Wenzyk, Dyzma Tomaszewski, der begeiſterte Kajetan Kozmian, Tymowski, Ludwig Oſinski, Reklewski, der feurige Kaſim. Brodzinski,

der geſchmackvolle Joh. Kruſzynski, der epigrammenreiche und fließende, aber unkorrekte Ant. Gorecki, der äußerſt korrekte Alois Felinski, Franz Morawski, der echt nationale und zugleich pindariſche Joh. Woronicz. Franziscżek Karpinski empfiehlt ſich durch edle und reine Sprache und tiefes und zartes Gefühl (lyriſche und elegiſche Gedichte, Warſchau 1790, 8. 2 Bde). Selbſt der große, aber unglückliche König Stanislaus Leszczynski dichtete mit Glück. Einzig aber iſt der Fürſtbiſchof Ignaz Kraſicki (geſt. 1802) klaſſiſch als Dichter und Proſaiſt, vorzüglich witziger Satyriker und der einzige epiſche Originaldichter (Woyna Chocimska) der Polen. Ihm ſteht ſelbſt der treffliche Naruſcewicz als Dichter nach. 1817 gab Dyrma Tomaſcewski ein heroiſches Gedicht in 12 Geſängen heraus unter dem Titel: Jagellonida (Vereinigung Litthauens mit Polen). An Volksliedern iſt die polniſche Literatur reich (Salanki Polske, Warſchau 1778, ff.), und auch an dramatiſchen Arbeiten, unter denen ſich vorzüglich auszeichnen die des Joſ. Bielawski, Franz Zablocki, Joſ. Koſſakowski, Niemcewicz, Drozdowski, Ludwig Dmuſcewski, Franz Wenzyk, Felinski, Ludwig Oſinski, Alb. Boguslawski, Anton Hoffmann, u. A. Die von 1770 bis etwa 1794 gedruckten dramatiſchen Werke ſind großentheils in einer Sammlung beiſammen (Teatr polski, Warſchau, bei Dufour, 1778 ff. 56 Bde. 8.) Als Kanzelredner ſind Lachowski und Wyrwicz ſelbſt im Auslande durch Ueberſetzung berühmt worden. Unter den Neuern zeichnen ſich beſonders Joh. Woronicz, Adam Prazmowski, Xav. Szaniawski, Jakubowski, Alb. Szweykowski u. A. aus. Im Allgemeinen ſind die alten polniſchen Schriftſteller, beſonders die aus den Zeiten von Sigismund Auguſt und Stephan Bathory noch jetzt die klaſſiſchen Muſter des polniſchen Styls, obgleich mit der polniſchen Sprache im 18. Jahrh. große Veränderungen vorgegangen ſind. So werden noch als Klaſſiker angeſehen: Joh. Kochanowski, Skarga, Wuiek, Bialobrzeski, Gornicki, Staniſl. Grochowski, Seb. Petrycy, Joh. Januſzowski, Cyprian Bazylik, Mart. Blazowski, Mart. Bielski u. A. Von den ſpätern klaſſiſchen polniſchen Proſaiſten nennen wir: Ignaz Kraſicki, Muſter der Leichtigkeit und Natürlichkeit, Joh. Sniadecki, Naruſzewicz, Skrzetuski, Jodlowski, Czacki, Ludwig Oſinski, Staniſl. Potocki, Albertrandi, Karpinski, Dmochowski, Alb. Sweykowski, u. A. Die königl. Geſellſchaft der Freunde der Wiſſenſchaften zu Warſchau hat viele Verdienſte um die polniſche Literatur. Mit dem J. 1815 erſchienen drei literariſche Journale in polniſcher Sprache in Warſchau, Wilna und Lemberg. Im J. 1818 erſchienen ihrer ſechs. Von der an die Stelle der Oberſchul- und Erziehungsdirection getretenen Commiſſion der Aufklärung, welche auch die geiſtlichen Angelegenheiten, ſo wie die Büchercenſur umfaßt, und aus den gelehrteſten Männern beſteht, erwartet man viel Gutes für die Volksbildung. Eine treffliche polniſche Literaturgeſchichte in polniſcher Sprache hat Felix Bentkowski zu Warſchau und Wilna 1814 und 1815 in 2 groß Octavbd. herausgegeben. Kurze Andeutungen über die polniſche Literatur (von von Knoll) ſtehen in der Zeit. für die eleg. Welt 1812, Nr. 193 ff. und im Lit. Woch. Bl. Nov. 1820. Nr. 105 fg. A—s.

Pölnitz (Carl Ludwig, Freih. v.), geb. zu Iſſomin im Erzſtifte Köln 1692, der zweite Sohn des kurbrand. Staatsminiſters und Generalmaj. Gerh. Bernh., Freih. v. Pölnitz, verdient als

Schriftſteller unſre Aufmerkſamkeit. Früh ſchon zeichnete er ſich durch Talente aus, durchreiſte mit den nöthigen Vorkenntniſſen den größten Theil Europa's, und fand wegen ſeiner liebenswürdigen Eigenſchaften bei allen Höfen Zutrit. Mit einer reichen Ausbeute an Kenntniſſen kehrte er zurück, und theilte ſeine Bemerkungen in den Lettres et Mémoires de Charles Louis, Baron de Pölnitz, avec nouveaux mémoires de sa vie et la relation de ses premiers voyages unter dem vorgeblichen Druckorte Amſterdam 1727 mit. Der feine Beobachtungsgeiſt und der Witz, womit dieſes Werk abgefaßt war, erwarben ihm eine große Menge Leſer. Es wurde in wenigen Jahren mehrere Male an verſchiednen Orten aufgelegt und in's Deutſche überſetzt. 1734 gab er heraus L'Etat abrégé de Saxe sous le Règne d'Auguste III., Roi de Pologne (Francf. 8.). 1737 erſchien ſein ſehr bekanntes Werk: La Saxe galante, welches verſchiedne Male in's Deutſche überſetzt iſt, und noch immer viel Intereſſe gewährt. Auch wird Pölnitz mit hoher Wahrſcheinlichkeit für den Verfaſſer einer Histoire secrette de la Duchesse d'Hannovre, épouse de Georges premiers, Roi de la grande Bretagne, les malheurs de cette infortunée Princesse, sa prison au Château d'Alten, où elle a fini ses jours, ses intelligences secrettes avec le Comte de Königsmark, assassiné à ce sujet (Londres 1732, 8.) gehalten. Aus dieſem Werke theilte 1787 der Juſtizrath Lawätz in Altona einen Auszug im Journale aller Journale mit, wodurch ſich ein hannöverſcher Beamter, deſſen Aeltermutter eben nicht in dem beſten Lichte dargeſtellt worden war, höchlich beleidigt fand, und den längſt verſtorbnen Baron Pölnitz unter anderm, jedoch mit Unrecht, beſchuldigte, daß er ſich den Freiherrntitel bloß angemaßt, und von dem Könige von Preußen einen, in ironiſchen Ausdrücken geſchriebnen Abſchied erhalten habe, welchen Abſchied auch Herr von Heß abdrucken ließ, a. d. a. O. In ſeinem 84ſten Jahre trat Pölnitz von der reformirten zur katholiſchen Kirche über, und gab in franzöſiſcher Sprache ſein Glaubensbekenntniß heraus, welches auch in's Deutſche überſetzt wurde. Er ſtarb 1775. Nach ſeinem Tode gab Brun zu Berlin in zwei Octavbänden die Mémoires pour servir à l'histoire de quatre derniers Souverains de la Maison de Brandebourg, royale de Prusse, par Charles Louis de Pölnitz, Chambellan de Frédéric II., Roi de Prusse, (1791) heraus, wovon in eben dem Jahre und eben daſelbſt eine deutſche Ueberſetzung erſchien. Jedem Freunde der vaterländiſchen Geſchichte und einer belehrenden Uuterhaltung ſind dieſe Denkwürdigkeiten, ſo wie die übrigen Schriften des Baron von Pölnitz ſehr zu empfehlen, obgleich man ſeine Anſichten mit Vorſicht aufnehmen muß. DH.

Polo (Marko), ein Venetianer, hat das große Verdienſt, Europa zuerſt über das innere Aſien zu einer Zeit aufgeklärt zu haben, wo Reiſen in ſolche ferne Länder faſt gar nicht unternommen wurden, und wo die, welche ja dergleichen wagten, mehr darauf dachten, ſich den Schein des Außerordentlichen zu geben, als ihre Zeitgenoſſen wahrhaft zu unterrichten. Nicht ohne ſcheinbaren Grund hat mancher von ihm, den man den Humboldt ſeiner Zeit nennen kann, behauptet, daß er die erſten Ideen zur Entdeckung des Schießpulvers, des Compaßes (dieſer war indeſſen ſchon 1260 bekannt, ja man kann ſchon Spuren davon im 12. Jahrh. finden),

der Buchdruckerkunſt, des Aſtrolabiums ꝛc. verbreitet haben mag; da dies alles Dinge ſind, die er im innern Aſien, wenn auch in unvollkommner Geſtalt, geſehen hatte, und die, von ihm erzählt, Gelegenheit zum weitern Nachdenken geben konnten. Nicht ohne Bewunderung hat man in neuern Zeiten Dinge als wahrhaft gefunden, die, von ihm erzählt, Jahre lang als Mährchen und Kinder der Leichtgläubigkeit galten. Er gehört zu den Schriftſtellern, die, wie der alte Herodot, mit jedem Tage in der Achtung gewinnen, weil ſie genau ſchildern, was ſie ſelbſt ſahen, aber es ſorgfältig von dem unterſcheiden, was ihnen ſelbſt erſt auf der Reiſe mitgetheilt ward. Marko Polo war der Enkel eines Patriciers in Venedig, der drei Söhne hatte, welche zuſammen im J. 1254 oder 1255 eine Reiſe nach Konſtantinopel machten. Als hier ihre Handelsgeſchäfte beendigt waren, erfuhren ſie, daß ſich an der Wolga ein mächtiges Reich der Tartaren gebildet habe. Sie machten daher große Einkäufe von Juwelen, gingen über das ſchwarze Meer nach der Krimm, und kamen endlich im Lager des Barkah an, ein Enkel vom berühmten Dſchingiskan. Morgenländiſche Schriftſteller rühmen die Bildung uud Sitte dieſes Tartarchans ungemein, und dieſe drei Italiener hatten nicht Urſache, ihre gewagte Reiſe zu bereuen. Sie wurden freundlich aufgenommen und blieben ein ganzes Jahr bei ihm, bis ein Krieg, den Barkah mit einem Verwandten zu führen genöthigt war, ſie weiter zu reiſen bewegte. So gingen ſie um das kaſpiſche Meer herum, und kamen endlich in Buckhara an, einer großen Stadt, wo ſie mit einem Tartar zuſammentrafen, den der Chan Hulagu, derſelbe, der mit Barkah Krieg führte, und ihn beſiegt hatte, an ſeinen Bruder Kublai ſandte. Der Tartar gewann die Italiäner lieb, und lud ſie ein, ihm in das Hoflager des mächtigen Sultans Kublai zu folgen. Er verſprach ihnen reichen Gewinn und die beſte Aufnahme, was auch in der That der Fall war. Der Sultan oder Großchan Kublai zeigte ſich als ein ſehr wißbegieriger Mann, der vom Abendlande durch ſie eine Menge Aufſchlüſſe erhielt, und ſie endlich, von einem ſeiner Edeln begleitet, mit dem Geſuch entließ, es in Rom bei dem Papſte dahin zu bringen, daß einige Lehrer der chriſtlichen Religion in ſeine Länder geſchickt würden. Der ſie begleitende Tartar ward unterwegs wegen Krankheit zurückgelaſſen. Sie ſelbſt aller kamen durch Armenien glücklich nach Akre (1269), und von da nach Italien zurück. Nach Rom gingen ſie nicht, weil Clemens IV. geſtorben war und die Wahl eines neuen Papſtes abgewartet werden mußte. Der eine dieſer drei Brüder, Nikolo, fand bei der Heimkehr ſein Weib todt. Dagegen war der Sohn, mit dem ſie bei ſeiner Abreiſe ſchwanger geweſen war, 15—16 Jahr alt, und als die neue Papſtwahl immer länger ſich hinzog, ſo beſchloſſen die drei Brüder, ohne länger zu warten, in's Morgenland zurückzukehren. Nikolo nahm ſeinen Sohn, unſern Marko Polo, mit. Der Zufall fügte es, daß nach einer 3jährigen Vacanz Tebaldo de Viſconti, der in Paläſtina war, als ſie eben hinkamen, zum Papſt gewählt wurde, und ſo erhielten ſie von ihm die gewünſchten geiſtlichen Begleiter mit Briefen und Geſchenken des Papſtes an den Tartarchan. Die mitgegebnen Mönche erſchraken vor den Gefahren, die ihnen auf der Reiſe drohten, die Italiener aber ſetzten ſie muthig fort, und gingen über Badakſchan, über das hohe Mutztag- und Beluttagge,

birg, berührten Kaſchimir, und zogen durch die Wüſte Kobi bis nach Kancheu an der äußerſten weſtlichen Grenze von der chineſiſchen Provinz Schenſi, von wo aus ſie den Chan von ihrer Ankunft unterrichten ließen. Er befahl ihnen, ſogleich nach ſeinem Hoflager zu kommen, wo ſie, wie das erſtemal, freundliche Aufnahme fanden. Die Geſchenke des Papſtes, obſchon in — Kappelien beſtehend, wurden von ihm mit Achtung empfangen. Beſonders aber gewann unſer junger Marko Polo ſeine ganze Gunſt. Er ward mit einem Wohlwollen aufgenommen, wie der Sohn des George Staunton, als dieſer 1793 dem ehrwürdigen Kaiſer Kienlong vorgeſtellt wurde. Der Jüngling wußte ſich Liebe und Achtung zu erwerben. Bald lernte er die Sprachen des Landes, und konnte für den Chan die wichtigſten Aufträge in China und den entfernteſten Punkten vollziehen. Die vielen Reiſen, die er in ſolchen Geſchäften machte, die vielen Bemerkungen, die er, um ſie dem Chan zu berichten, niederſchrieb, konnten ihm natürlich Stoff genug zu dem Werke geben, das er nach ſeiner Heimkehr in's Vaterland niederſchrieb. Eine Zeitlang vertrat er die Stelle eines Statthalters in der Provinz Kiang-nan. Sein Vater, ſeine Onkel waren währenddeſſen am Hofe nicht weniger gern geſehen. Indeſſen regte ſich bei Allen, und beſonders bei dem Vater, bei ſeinen Onkeln der Wunſch, in's Vaterland heimzukehren, das ſie ſeit 17 Jahren verlaſſen hatten. Der Chan wollte nicht einwilligen, und es wäre vielleicht nicht gelungen, ihn zur Erlaubniß zu bewegen, wenn nicht ein perſiſcher Geſandter, der für einen Sohn ſeines Schahs eine Tochter des Chans heimführen ſollte, den Landweg geſcheut und die mit der Seefahrt vertrauten Venetianer erſucht hätte, ihn nach dem perſiſchen Meerbuſen zu begleiten. Dieſen war der Antrag willkommen. Eine Flotte von 14 Schiffen ſegelte aus Hainan ab, bei Kochinchina, Malakka vorbei, durch den bengaliſchen Meerbuſen, in Ceylon, deſſen Perlenfiſcherei Polo genau beſchreibt, Sumatra, ꝛc. Halt machend, bis ſie nach 11 Monaten im Ormuzd landeten. Auf der Reiſe hatten ſie 600 Mann verloren. Der Schah von Perſien war geſtorben, und der Prinz, dem die Italiener die Braut heimgeleitet hatten, auf den Thron gekommen. Er nahm ſie mit gebührendem Danke auf, und ſie blieben 9 Monate in Tauris. Dann reiſten ſie durch Armenien dem ſchwarzen Meere zu, gingen von Trebiſonde nach Konſtantinopel, und von da gelangten ſie über Negroponte mit allen ihren Schätzen 1295, bei vollem Wohlſein, nach einer 24jährigen Abweſenheit glücklich an. Alle dieſe Umſtände laſſen ſich in Marko Polo's Reiſe ſelbſt nachweiſen. Was aber ſeine fernern Schickſale anbelangt, ſo ſind ſie nur mehr auf Erzählungen und Sagen Andrer gegründet, die Ramuſio, der aber 250 Jahr ſpäter lebte, geſammelt hat. Für mehrere Angaben ſpricht die Wahrſcheinlichkeit. So mögen die Heimkehrenden allerdings ganz unkenntlich und nicht mehr im Stande geweſen ſein, ihre Sprache rein zu ſprechen. Es koſtete ihnen Mühe, wieder Herren ihres Palaſtes zu werden, deſſen ſich die Anverwandten bemächtigt hatten. Nur die große Menge von Juwelen und Perlen, die ſie auslegten, konnte die Letztern überzeugen, daß ſie keine Betrüger ſeien. Die Stadt Venedig erfuhr aber kaum, daß ſie es wirklich waren, als ſich alles um ihre Freundſchaft bewarb. Marko Polo erhielt, weil er nur immer in Millionen den Reichthum und die Bevölkerung

China's ꝛc. ſchildern konnte, den Beinamen: Messer Marco Millioni und ſein Palaſt hat noch nach 250 Jahren den Namen: Il corte del Millioni, entweder in Folge dieſer Erzählungen oder der mitgebrachten Reichthümer. Auch auswärts war Marko Polo geſchätzt. Als er in einem Seetreffen von den Genueſern gefangen wurde, behandelte man ihn auf's Nachſichtsvollſte, und hier ſoll er, um ſich das ewige Erzählen zu erſparen, ſeine Reiſebeſchreibung aufgeſetzt haben. In welcher Sprache er es that, iſt nicht ausgemacht. Ramuſio nimt die lateiniſche an. Das Werk ſelbſt konnte nicht ohne Einſchiebſel und Gebrechen bleiben, die die ſorgloſen Abſchreiber ſich zu Schulden kommen ließen, und auch die Zeit ſelbſt mußte ihm den Stempel aufdrücken, der damals alles bezeichnete. Wunder, Glaube an Zauberei, Erzählungen von nicht exiſtirenden Thieren treten überall entgegen. Auf der andern Seite hat man ihm vorgeworfen, daß er manches nicht beſchrieben hat, was er nothwendig hätte beobachten müſſen, z. B. die große Mauer, die kleinen Füße der Frauen, das Trinken des Thees. Aber die Wunder möge ſein daran allgemein glaubendes Zeitalter entſchuldigen. Sein Schweigen vom Thee ꝛc. iſt erklärlich, wenn man daran denkt, daß man in ſo langer Zeit, als er in China war, manches gleichgültig findet und darum zu bemerken vergißt, zumal wenn im Lande ſelbſt kein Werth darauf gelegt wird. Für die Wahrheit ſeiner Erzählungen im Ganzen ſpricht die Schilderung vom Zuſtande der in den Wüſten vom Samiel Getödteten; die Schilderung des bos grunniens in der Tartarei, den erſt die neueſte Zeit wiederfand; die Angabe von der Reſidenz des chineſiſchen Kaiſers in der Tartarei während des Sommers; die Beſchreibung von der Wanderung auf den Adamsberg in Ceylon u. ſ. w. und wohl verdiente es dieſer vielgereiſte Herodot und Humboldt ſeiner Zeit, daß ſein Werk für unſre Tage neu aufgetiſcht wurde, was, ſonderbar, ganz gleichzeitig in London, engliſch von William Marsden und in Venedig von Placido Zurla in italieniſcher Sprache geſchah (1818). Dem letztern ſind noch zwei andre Italiener in Rom und Florenz auf dem Fuße gefolgt. Die erſte gedruckte Ausgabe von den Reiſen Marko Polo's ſoll vom J. 1496 ſein. Ramuſio veranſtaltete einen Abdruck derſelben in ſeiner Sammlung von Reiſen 1559.

Polonaiſe (alla Polacca), ein kleines Tonſtück in Dreivierteltakt, welches mit demſelben Takte anfängt, gewöhnlich aus zwei Wiederholungen von acht Takten beſteht, und nach welchem der bekannte polniſche Nationaltanz (aus welchem man jedoch in Deutſchland durch falſche Verzierungen eine ganz andre Art von Tanz gemacht hat) getanzt wird. Die Bewegung der wahren Polonaiſe iſt noch nicht ſo geſchwind, wie die der Menuet, und ihr Charakter feierlicher Ernſt. Die Muſik hat viel Eigenthümliches in den Einſchnitten, im Metrum u. ſ. w.

Polyandria, die Vielmännerei, wenn ein Weib mehr als einen Mann hat, welche Sitte man bei einigen rohen Völkerſchaften findet. — Ueber die Bedeutung dieſes Worts in der Botanik ſ. d. Art. Pflanzen.

Polyarchie heißt, im Gegenſatze der Monarchie, jede Herrſchaft Vieler, ſie ſei Ariſtokratie oder Demokratie (ſ. Monarchie).

Polybius, ein ausgezeichneter griechiſcher Geſchichtſchreiber, geb. zu Megalopolis in Arkadien um das J. 203 vor Chr. Sein

Vater Lykortas war einer der Vorſteher des achäiſchen Bundes und ein vertrauter Freund Philopömen's. Für die Waffen und Staatsgeſchäfte erzogen, ward er in einem Alter von 24 Jahren mit Andern abgeſandt, um mit Ptolemäus Epiphanes zu unterhandeln. Als der Krieg zwiſchen Perſeus, König von Macedonien, und den Römern ausbrach, wurde Polybius an den römiſchen Conſul Marcius geſchickt, um ihm den Entſchluß der Achäer, mit ihrer Kriegsmacht zu ihm zu ſtoßen, zu verkündigen. Er blieb einige Zeit im römiſchen Lager, und kehrte dann mit Aufträgen des Marcius zurück, um ſich der von dem Befehlshaber Appius gemachten Foderung, noch mehr Hülfsvölker nach Epirus zu ſchicken, zu widerſetzen. Um dieſe Zeit ward es offenbar, daß die Römer die Abſicht hatten, alle freie Staaten Griechenlands von ſich abhängig zu machen. Polybius, der ſein Vaterland liebte, nahm an allen Maßrezeln Theil, wodurch die Unabhängigkeit deſſelben aufrecht erhalten werden konnte. Daher befand er ſich, als nach des Perſeus Beſiegung die Römer auch den Schein weniger berückſichtigten, mit unter den tauſeln Geißeln, welche die Achäer den Römern ausliefern mußten. Seine Kenntniſſe, Tugenden und Talente erwarben ihm jedoch bald die Gunſt einiger der ausgezeichnetſten Senatoren, vornämlich der beiden Söhne des Paulus Aemilius. Nach ſiebzehn Jahren endlich wurden die Geißeln entlaſſen, Polybius aber, der ſein gedemüthigtes und herabgewürdigtes Vaterland nicht wiederſehen wollte, blieb in Rom, und trat in die Dienſte des Scipio Aemilianus. Er begleitete ihn auf ſeinem Zuge nach Afrika, und war ihm durch ſeine Rathſchläge ſehr nützlich. Als endlich die Achäer mit den Römern in Krieg geriethen, eilte er zum Heere des Conſuls Mummius, um das Schickſal ſeiner Landsleute zu erleichtern. Er war Zeuge von der Plünderung und Zerſtörung Korinths, und von der Verwandlung Achaja's in eine römiſche Provinz. Mitten unter dieſen traurigen Begebenheiten bewährte er ſeine Vaterlandsliebe und Uneigennützigkeit. Den ſchwierigen Auftrag, die neue Regierungsform in den Städten Griechenlands einzurichten, vollzog er zur Zufriedenheit beider Theile, der Römer und Griechen. Das Volk von Achaja errichtete ihm mehrere Statuen, von denen eine die Inſchrift hatte: Dem Andenken des Polybius, deſſen Rath, wäre er befolgt worden, Achaja gerettet hätte, und der es in ſeinem Unglücke tröſtete." Nachher begleitete er den Scipio zur Belagerung von Numantia; nach dem Tode dieſes ſeines großen Freundes und Wohlthäters aber zog er ſich in ſein Vaterland zurück, wo er in Folge eines Sturzes vom Pferde im J. 121 vor Chr. Geb. in einem Alter von 82 Jahren ſtarb. Polybius iſt der Verfaſſer eines Geſchichtswerks vom Anfange des zweiten puniſchen Kriegs bis zum Untergange des macedoniſchen Königreichs (53 Jahr). Es beſtand aus 38 Büchern, außer 2 einleitenden Büchern, welche einen Abriß der römiſchen Geſchichte von der Einnahme Roms durch die Gallier enthielten. Obgleich die Angelegenheiten Roms die Hauptſache ſind, ſo kommen doch auch die gleichzeitigen Begebenheiten in andern Ländern darin vor, weßhalb Polybius ihm den Titel einer allgemeinen Geſchichte (ἱστορία καθολικη) gab. Wir beſitzen von dieſer großen Arbeit nur noch die fünf erſten Bücher ganz und bedeutende Bruchſtücke von den zwölf folgenden, nebſt den aus der Geſchichte des Conſtantinus Porphyrogenetus ausgezognen Staatsgeſchäften des Polybius und Beiſpielen von Tugenden und Laſtern. Der

Verluſt des Uebrigen iſt ſehr zu bedauern, da in Genauigkeit und Treue der Erzählung, ſo wie im Umfang politiſcher und militäriſcher Kenntniß Polybius von keinem Geſchichtſchreiber des Alterthums übertroffen wird. Ihm ſchreibt man auch die Einführung des didaktiſchen Pragmatismus in die Geſchichte zu, d. h. derjenigen Geſchichtsbehandlung, die durch zergliederte Darſtellung der Urſachen, Veranlaſſungen und Folgen der Begebenheiten eine belehrende Vorbereitung zu Staatsgeſchäften (πράγματα) geben will. In Anſehung der Schreibart iſt er dagegen ohne allen Reiz, und kann nur der Sache wegen geleſen werden. Livius hat ihn zuweilen genau copirt. Cicero erwähnt von ihm eines eignen Werks über den numantiniſchen Krieg. Die geſchätzteſten Ausgaben des Polybius ſind von Caſaubonus (Fol. Paris 1609), von Jac. Gronow (Amſterdam 1670, 3 Bände 8., wiederholt von J. A. Erneſti mit Caſaubonus latein. Ueberſ. und Anmerk., 1764) und von Schweighäuſer (Leipzig, 1789 bis 1793, 9 Bände 8.); deutſch mit Anmerk. von Seybold (1779 bis 83), und vom Hptm. von Benicken. Erf. 1820.

Polychord, ein vielſaitiges Inſtrument (ſ. **Barbiton**); auch ein neueres, aber wenig bekannt gewordnes Inſtrument, von Hillmers erfunden, mit zehn Saiten und beweglichem Griffbrete.

Polycletus (Polykleitos), aus Sicyon (um 430 vor Chr.), einer der berühmteſten griechiſchen Bildner. Er war ein Schüler des Agelades, und wetteiferte mit Phidias, doch ſo, daß er an Idealität und Kunſtbegeiſterung hinter dieſem zurückblieb, Architekt, wie dieſer, aber als Bildner in Erz am glücklichſten. Seiner zarten Natur ſich bewußt, ſagt Böttiger in ſeinen Andeutungen über die Archäologie, beſchränkte er ſich vorzüglich auf Eleganz und den ihr angemeſſenſten Kreis der gymnaſtiſchen Ephebenfiguren ſchöner Knaben und Jünglinge und auf Frauen. Polyklet ſchuf das Jünglingsideal. Am berühmteſten war ſein Jüngling, der ſich ſelbſt die Siegerbinde um die Haare wand, Diadumenos, von welchem man in der florentiniſchen Gallerie und auf einigen Reliefs in der vatikaniſchen Sammlung Nachbildungen zu haben glaubt. Gleichſam als Gegenſtück bildete er ſeinen Doryphorus, einen vollendet ſchönen nackten Knaben, mit einer Lanze in der Hand. Polyklet ging alle anziehende Stellungen der Knabengymnaſtik durch. In dem Doryphorus ſoll er zugleich eine Muſterſtatue, einen Kanon, haben aufſtellen wollen; aber höchſt wahrſcheinlich war dieſes ein andrer Doryphorus, eine Figur von reiferm Alter, in welcher er ſeine Kunſtregel darſtellte. Auch ſoll er ein eignes Werk über die Proportionen geſchrieben haben, worin er die Schönheit in dem Ebenmaße des Gliederbaues und einer zierlichen Mittelſtatur fand. Die Befolgung ſeines Kanons gab ſeinen und ſeiner Nachfolger Werken eine gewiſſe, von einigen Alten getadelte Uebereinſtimmung, deren Nachtheilen aber ſein Genie entgegen zu wirken wußte. In koloſſaler Form (gleichſam als Gegenſtück zu des Phidias Jupiter) verfertigte er ſeine argiviſche Juno, ſeine Nationalgöttin (denn Sicyon gehört zu Argos) auch in Elfenbein und Gold, und zwar entſchleiert, mit großem, gewölbtem Auge, einen goldnen Kranz auf dem Haare, der von den Horen geziert war, in der linken das Zepter mit dem Kukuk, in der rechten ausgeſtreckten Hand den Granatapfel haltend. Polyklet arbeitete auch ſchon kleinere Bronzen und ſchöne Gefäße und Lampen. Es gab auch einige andre Künſtler dieſes Namens. —v.

Polydektes, ſ. Perſeus.

Polygamie, die Verbindung eines Mannes mit mehrern Weibern. Der Gegenſatz der Polygamie iſt die Ehe Eines Mannes mit Einer Frau (Monogamie), oder auch einer Frau mit mehrern Männern (Polyandrie). (Vergl. Ehe). Ueber die Bedeutung dieſes Worts in der Botanik ſ. Pflanzen.

Polyglotte kann, nach der Ableitung des Worts aus dem Griechiſchen, jedes Werk, das Einen und denſelben Inhalt in mehrern Sprachen mittheilt, genannt werden. Doch hat man das Wort ſchon früh vorzugsweiſe von der heiligen Schrift gebraucht, und Werke, in denen zwei, drei oder mehr Ueberſetzungen der Bibel, mit oder ohne den Grundtext, zuſammengeſtellt wurden, eine Polyglotte genannt. Zur Erklärung und zum Verſtändniſſe der Schrift ſind ſie für den, der mehrer Sprachen mächtig iſt, ſehr brauchbar, und gelehrte Theologen haben auch ſchon früh ihren Fleiß daran gewendet. Das erſte größre Unternehmen der Art iſt die berühmte complutenſiſche Bibel, welche von vielen gelehrten Männern auf Veranſtaltung des Kardinals Ximenes, mit einem unglaublichen Aufwande, den der Kardinal beſonders auch für die Anſchaffung alter Handſchriften des Textes und der Ueberſetzungen nicht ſcheute, bearbeitet ward. Sie erſchien in ſechs großen, prächtig gedruckten Foliobänden in den J. 1514 bis 17 in der neucaſtiliſchen Univerſitätsſtadt Alcala (de Henares), oder nach dem lateiniſchen Namen Complutum, woher ſie den Namen hat. Sie enthält neben dem hebräiſchen Texte des A. T. die altlateiniſche (Vulgata), die griechiſche alexandriniſche (Septuaginta), nebſt einer buchſtäblichen lateiniſchen Ueberſetzung, und eine chaldäiſche Paraphraſe, die auch ihre lateiniſche Ueberſetzung zur Seite hat. Eine andre berühmte Polyglotte iſt die antwerpner, auch die königliche Bibel genannt, weil Philipp II., König von Spanien, einen Theil der Koſten dazu hergab. Die Aufſicht über die Bearbeitung derſelben war dem gelehrten ſpaniſchen Theologen Benedikt Arias Montanus aufgetragen worden, der ſie mit mehrern andern Gelehrten zu Stande brachte. Sie erſchien in Antwerpen von 1569 bis 1572, in 8 Foliobänden, und enthält, außer dem hebräiſchen Texte, die lateiniſche Vulgata, die griechiſche alexandriniſche, zu der noch eine lateiniſche wörtliche Ueberſetzung gehört, dann mehrere chaldäiſche Paraphraſen (Umſchreibungen, Targumim genannt), auch mit einer lateiniſchen Ueberſetzung begleitet, und im N. T. den griechiſchen Grundtext mit der Vulgata, eine ſyriſche Ueberſetzung in zwei Reihen mit ſyriſchen und hebräiſchen Lettern, und mit einer lateiniſchen Ueberſetzung. Noch vorzüglicher iſt die pariſer Polyglotte, welche hauptſächlich unter Leitung und Obhut des Parlamentsadvokaten Gui Michael le Jay, der ſein ganzes Vermögen darauf verwendete, von mehrern ſorgfältig ausgewählten Orientaliſten und Exegeten vollendet ward, und im J. 1645 in 10 ſchönen Foliobänden erſchien. Sie übertrifft die antwerpner, weil ſie nicht nur dieſe ganz enthält, ſondern auch noch eine ſyriſche und eine arabiſche Ueberſetzung und eine ſie begleitende lateiniſche, ſo wie den ſogenannten ſamaritaniſchen Pentateuch (den ſamaritaniſchen Text und die Ueberſetzung) und im N. T. ebenfalls eine arabiſche, und eine dieſer folgende lateiniſche Verſion. Endlich ward, hauptſächlich unter kräftiger Mitwirkung und Aufſicht des nachmaligen Biſchofs von Cheſter, Bryan Walton, auch in Eng-

land eine ſolche Polyglotte bearbeitet, welche wieder die pariſer in ſich aufnahm, aber noch vollſtändiger war, und gewöhnlich die walton'ſche oder londonſche Polyglotte heißt. Sie erſchien von 1684 bis 87 zu London in 6 Folianten, mit zwei Supplementbänden, und enthält den Grundtext nach verſchiednen Exemplaren mit dem, was die pariſer hat, und noch dazu eine äthiopiſche und eine perſiſche, und zu dieſen gehörige lateiniſche Ueberſetzung. Cromwell hatte die Herausgabe dieſes großen Werks unterſtützt. Außer dieſen vier großen Polyglotten hat man noch mehrere kleinere über einzelne bibliſche Bücher, beſonders über die Pſalmen. Ke.

Polygnotus (Polygnotos) aus Thaſos, einer der erſten Maler der Griechen, welcher ungefähr von 450—410 vor Chr. (zwiſchen der 83. und 93. Olympiade) blühte, Athen durch ſeinen Pinſel verſchönerte, und zum Lohne das Bürgerrecht für ſeine zwei berühmteſten Gemälde aber, in der Leſche von Delphi, (eine öffentliche Halle, wo man ſich der Unterhaltung wegen, oder auch um Geſchäfte daſelbſt abzuthun, verſammelte, alſo eine Art von Börſe; es gab deren in den meiſten größern Städten Griechenlands) die Proxenia empfing. Seiner bediente ſich Cimon, der Demagog und Nebenbuhler des Perikles, bei der Ausſchmückung der Pökile zu Athen; auch war er Cimon's Hausfreund und deſſen ſchöner Schweſter Elpinice begünſtigter Liebhaber, welches Verhältniß er auch in dem Gemälde der Trojanerinnen verherrlichte. Mit ihm malten Mikon und Pänanus für die Pökile. Seine beiden Hauptbilder in derſelben ſtellten die Griechen vor Troja, und zwar das eine die Verſammlung der Heerführer nach dem Raube der Kaſſandra, und das andre die gefangnen Trojanerinnen, in ihrer Mitte Kaſſandra. In der Leſche zu Delphi ſah man von ihm die Eroberung Troja's und das Todtenreich, welche Gemälde Pauſanias ausführlich beſchreibt. (Man ſehe darüber Böttiger's Ideen zu einer Archäologie der Malerei.) Die Gebrüder Riepenhauſen haben, auf Veranlaſſung einer weimarſchen Preisaufgabe, das Gemälde nach der Beſchreibung nachzubilden verſucht. Auch in einer Vorhalle des Parthenon ſtanden mehrere Staffeleigemälde des Polygnot aus dem Cyclus des trojaniſchen Kriegs, welche Perikles wahrſcheinlich von anderswoher in dieſen Tempel verſetzte; im Dioskurentempel der Raub und die Vermählung der Töchter des Leucipp nach einem doriſchen Nationalmythus, und in den Propyläen mehrere Gemälde. Wahrſcheinlich waren alle auf Holz gemalt. Was den Kunſtcharakter dieſer Werke anlangt, ſo wird Polygnotus als derjenige genannt, der die Malerei von der Nachahmung der Sculptur zur Selbſtſtändigkeit erhob, in die alte Steifheit und Unbeweglichkeit der Geſichter Bewegung und Leben, Ausdruck und Charakter brachte (daher der ihm gegebne Beiname: ἠθογράφος), den Gewändern kunſtvollere Mannichfaltigkeit gab, die Figuren ebenmäßig vertheilte, und der erſte Meiſter in Tetrachromenen (vierfarbigen Gemälden) geweſen ſein ſoll. Mit ihm beginnt der große und kühne Styl in der griechiſchen Malerei. T.

Polygon, das Vieleck, jede mehr als viereckige Figur. Sind die Seiten gleich, ſo iſt es ein regelmäßiges, ſind ſie ungleich, ein unregelmäßiges Vieleck. Polygonalzahl, ſ. Zahlenſyſtem.

Polygraph, ein Vielſchreiber, ein Gelehrter, der viele Schriften verfaßt hat. Dieſe Bezeichnung iſt keineswegs immer ein Tadel;

vielmehr kann man ſehr ausgezeichnete Schriftſteller zu den Polygraphen zählen, z. B. Muratori, Euler, Voltaire, W. Scott und Andre.

Polyhiſtor, ein Gelehrter, der in ſehr vielen Wiſſenſchaften bewandert iſt. Bei der gegenwärtigen Ausdehnung der einzelnen Wiſſenſchaften kann dies nur auf Koſten der Gründlichkeit Statt finden, ſo daß vom Polyhiſtor geſagt werden muß: Ab omnibus aliquid, in toto nihil. Nur höchſt wenige geniale Köpfe mögen dieſen Namen mit Ehren führen.

Polyhymnia oder Polymnia, nach der Vorſtellung der ſpätern Dichter, die Muſe des lyriſchen Geſanges oder der Tonkunſt, der auch die Erfindung der Mimen und Pantomimen zugeſchrieben wird. Die griechiſchen Künſtler ſtellten ſie in einen Mantel gehüllt und nachdenkend dar. Ihre Attribute ſind die Lyra und das Plektrum. Sie legt den Zeigefinger der rechten Hand auf den Mund, oder trägt eine Bücherrolle.

Polykarpus, nach der Sage ein Schüler des Apoſtels Johannes, gilt für einen der früheſten Biſchöfe von Smyrna. Von einer frommen Witwe Caliſto, die ein Engel gemahnt hatte, ihn zu erkaufen, in den Werken der Barmherzigkeit nicht immer unterſtützt, habe er deſto eifriger ſich einem heiligen Berufe hingegeben, in der Stadt der Ueppigkeit durch Beiſpiel und Lehre unbeſcholtne Sitte und Verſagung zu lehren, ein fruchtreicher in guten Werken. Durch ſolches Verdienſt bemerklich, ſei er von der Gemeinde zu Smyrna als Nachfolger des heil. Bucolus zum Biſchof erhoben worden, und habe endlich im J. 169 unter Martern den chriſtlichen Glauben vertheidigt. Zwar ſei er, gewarnt, anfangs nach einem nahen Landhaus entwichen; dann aber verrathen, vor den Richter geſchleppt, hinterliſtig geprüft, aber immer redlich erfunden, habe das Volk ihn anfangs den wilden Thieren beſtimmt, dann die Richter dem Feuer. Da habe ihn, ſo erzählt die Legende, die Flamme des Scheiterhaufens von allen Seiten kühlend umlaubt, wie ein geblähtes Segel ſich um ihn legend, mit ſüßduftendem Anhauch. Darauf, als man ſeinen Körper ſo von den Flammen unberührt ſah, habe ein Richter einem der Schergen befohlen, ihn mit einem Schwerte zu durchbohren. Da ſei plötzlich eine weiße Taube aufgeflogen und von dem ausſtrömenden Blute des Scheiterhaufens Flamme verloſchen. „Spotte nicht,“ ſchließt Herder, der dieſe Legende vortrefflich erzählt hat,

des Bildes, das die Sage ſich erſchuf,
Nur Einfalt, Unſchuld gibt im Tode Muth!“!

So hatte chriſtlicher Sinn den heidniſchen Adler, der aus dem Katafalk der römiſchen Imperatoren die Kaiſerſeelen zu den verwandten Göttern emportrug, den Geyer, der, nach dem ſpottenden Lucian, den wunderbaren Peregrinus Proteus der Erde entführte, in eine reine fleckenloſe Taube verwandelt, und ein Wunder, ſchon damals geſehen, das ſich bei dem Märtyrertode der frommen Kämpferin für ihren Glauben, beim Scheiterhaufen des Mädchens von Orleans wiederholte. Die römiſche Kirche feiert den 26. Januar zu Polykarpus Andenken.

Polykrates, Beherrſcher von Samos, zur Zeit des ältern Cyrus. Er machte ſich gewaltſam zum Herrn der bis dahin freien Samier, und ſuchte ſeine Herrſchaft auf jede Art zu befeſtigen, auch

durch ein Freundſchaftsbündniß mit dem ägyptiſchen Könige Amaſis. Das außerordentliche Glück, das ihn bei allen ſeinen Unternehmungen begünſtigte, bewog, erzählt man, den Amaſis, ihn zu warnen und ihn aufzufodern, durch irgend eine freiwillige Aufopferung größeres Unheil abzuwenden. Polykrates befolgte dieſen Rath, und warf ſein liebſtes Kleinod, einen koſtbaren Siegelring, in's Meer, der indeß nach wenig Tagen in dem Magen eines Fiſches, der ihm wegen ſeiner ſeltnen Größe zum Geſchenk gemacht worden war, wieder gefunden wurde. Dies ſoll den Amaſis bewogen haben, die Verbindung mit ihm aufzuheben. Und in der That rächte zuletzt, nach der Erzählung der Alten, die Nemeſis den Uebermuth des Polykrates auf eine fürchterliche Weiſe. Als er nämlich eben in Begriff war, ſich zum Herrn von ganz Jonien und den benachbarten Inſeln zu machen, lockte ihn der perſiſche Satrap Orötes, der ſich von ihm beleidigt glaubte, hinterliſtig zu ſich, und ließ ihn (522 vor Chr.) kreuzigen. Obgleich Despot, ſcheint er doch für die Künſte und Wiſſenſchaften viel Sinn gehabt, und dadurch die geiſtige Bildung der Samier ſehr gefördert zu haben. Pythagoras und Anakreon, ſein Liebling, und der Sänger ſeines Ruhms, lebten an ſeinem Hofe.

Polyneſien, ſ. Auſtralien.

Polynices, ſ. Eteokles und Theben.

Polypen (Krankheitserſcheinung), ſind widernatürliche Auswüchſe, welche ſich in den Höhlungen des menſchlichen Körpers erzeugen. Sie beſtehen aus einer ſehr feſten, faſerichten, fleiſch- oder flechſenartigen Maſſe, die ſich in länglichte Platten ſpaltet, und oft mit vielen Blutgefäßen verſehen iſt. Sie hängen mit einer, oft auch mit mehrern Wurzeln an den Wänden der Höhle ſo feſt, daß ſie mit denſelben zuſammengewachſen ſcheinen. Sie ſind meiſtens hohl, glatt, von weißlichter, brauner, zuweilen von dunkelrother Farbe, entſtehen langſam, und die Beſchwerden, welche ſie veranlaſſen, ſteigen daher auch nur allmälig. Man hat ſolche Polypen in allen Höhlungen des Körpers gefunden, beſonders im Herzen, in den Pulsadern, in der Naſe, in der Gebärmutter. Im Herzen findet man oft auch Maſſen, die man falſche Polypen nennt, welche aus geronnener Lymphe und etwas Blut beſtehen, und erſt in der letzten Krankheit oder im Tode, beſonders nach hitzigen Krankheiten entſtanden ſind. Beiderlei Arten haben wahrſcheinlich ihren Urſprung aus der gerinnbaren Lymphe des Bluts, und die erſtern beſonders ſind das Erzeugniß einer krankhaften Abweichung des Bildungstriebes der Schleimhaut, welche die innere Fläche der Höhlen umkleidet. Die Ausrottung der echten Polypen iſt nur da möglich, wo man von außen dazu kommen, und ihre Wurzeln auffinden kann. Sie geſchieht 1) durch die Unterbindung, indem man mittelſt eigner Inſtrumente eine Schlinge von Seide, überſponnenen Drathe oder Pferdehaaren anbringt, und ſie von Zeit zu Zeit immer feſter zuzieht. Hierdurch wird ihm die zufließende Nahrung entzogen, und er ſtirbt allmälig ab. Dieſe Methode iſt aber, ſowol für den Arzt als für den Kranken, ſehr unbequem. Das Anlegen der Inſtrumente erfodert viele Mühe, und oft kann es nicht tief genug an der Wurzel geſchehen. Nach der Unterbindung ſchwillt der Polyp ſehr an, erregt Entzündung der benachbarten Theile und heftigen Schmerz, auch iſt die Jauche von dem abſterbenden Theile höchſt unangenehm. Kürzer iſt 2) die Kur durch Ausreißen des Polypen mit ſeiner Wurzel. Man bedient ſich dazu, entweder einer eignen Zange, oder ebenfalls ſehr feſter Schlingen, womit man den Polyp ſo nahe an

der Wurzel als möglich faßt, und ihn alsdann durch gelindes Drehen und Ziehen nach verſchiednen Richtungen herauszubringen ſucht. Die Blutung iſt bei manchen Polypen ſehr gering, bei andern aber außerordentlich ſtark. Wo ſie gar nicht gefaßt werden können, ſucht man 3) durch Aetzmittel ſie allmälig zu zerſtören, oder doch ſo weit zu verkleinern, daß man mit den Inſtrumenten beikommen kann.

Polypen (naturhiſtoriſch), bilden eine zahlreiche Gattung von den Pflanzenthieren, d. h. ſolchen, die den Uebergang vom Thier zu der Pflanze bilden, und gehören zu den Würmern. Genaue Kenntniß von dieſen Naturwundern hat man erſt ſeit etwa 75 Jahren, wo Trembley in Leiden 1744 ſeine klaſſiſchen Memoiren über ſie herausgab. Das ungeübte Auge überſieht dieſe Thierchen nur gar zu leicht, da ſie aus halbdurchſichtiger Gallerte beſtehen und ſich, gewaltſam berührt, in ein unförmliches Klümpchen zuſammenziehen. Man findet ſie vom Anfange des warmen Frühlings an, den Sommer hindurch, in Teichen und ſanft fließenden Waſſern, an Waſſerpflanzen, Schnekken u. dergl. ſitzen. Wenn die Sonne recht warm ſcheint, und man dann genau nachſieht, wird man hier oft kleine, durchſichtige, gallertartige Kügelchen von der Größe einer Erbſe wahrnehmen. Es ſind dann die Polypen in einem ruhenden und anſcheinend unbelebten Zuſtande. Allein ſie können ſich auch ungemein ausdehnen und da dies vom Körper wie von den 6—10 Armen gilt, die ſie haben, ſo erſcheinen ſie dann wie ein mit Fangarmen verſehner Magen. Die Arme haſchen das Inſekt, das Würmchen das ihnen zu nahe kommt und bringen es in die Magenmündung, in den Magen unter dem Körper ſelbſt, der durch dieſelbe Mündung die unverdauten Reſte wieder von ſich ſtößt. Es gibt eine Menge Arten dieſer kleinen Thiere, die grüne, die braune und orangefarbne ſind die bekannteſten davon, und alle haben zum mindeſten, höchſtens 12—13 Arme. Letztre ſind meiſt nicht länger, als der Körper; doch haben ſie manchmal die Länge von einem und manchmal von 8 Zoll. Demohngeachtet gleichen ſie, aus dem Waſſer herausgenommen, nur einem Klümpchen Gallerte, das oft kaum die Größe eines Sandkorns hat. Sie können von ihren Armen einen oder mehrere zugleich ausſtrecken, ihn in einem oder mehrern Theilen erweitern oder zuſammenziehen und durch das Letztre ihre Stelle verändern, indem ſie ſich an die Pflanze oder den Punkt derſelben heften, welchen ſie zum neuen Aufenthalte wählen und dann den übrigen Theil nachziehen. Wenn man die äußere Fläche eines Polypen unterſucht, ſo zeigt ſie ſich unter dem Mikroskop chagrinartig, als ſei ſie mit Körnchen bedeckt. Dieſe liegen näher oder entfernter bei einander, je mehr ſich das Thier zuſammenzogen hat, oder je weniger das der Fall iſt. Schneidet man das Thier mitten durch, ſo zeigt ſich die Haut aus lauter ſolchen Körnern zuſammengeſetzt, inſofern ſie eine gummiartige Subſtanz verbindet. Die Farbe dieſer Körper beſtimmt die Farbe des Thieres. Die braunen Polypen haben die längſten Arme und machen, um ihre Beute zu erhaſchen, den mannichfachſten Gebrauch davon. Augen haben alle Arten nicht, allein eine Empfindung von dem, was ſich ihren Armen nähert, iſt ihnen nicht abzuſprechen, denn die Aufmerkſamkeit, die ſie dann, um es zu haſchen, beweiſen, läßt ſich genau beobachten. Der geſättigte Polyp iſt ganz träge und bewegungslos; erſt in dem Maße, als er verdaut, nimt er wieder Beweglichkeit an. Da das ganze Thier gleichſam nur ein Magen iſt, deſſen Höhle ſich nach allen Armen ausbreitet und verlängert: ſo ſieht man das Futter aus dem Magen in die Arme und aus

dieſen wieder in den erſtern zurückwandern. Man darf nur ein Würmchen von rother Farbe nehmen, und ſie damit füttern, um dies Experiment zu machen. Füttert man ſie anhaltend mit Inſekten ꝛc. von einerlei Farbe, ſo nehmen ſie dieſe an. Es trifft ſich bisweilen, daß zwei Polypen ein Thierchen erhaſchen, dann ſchlucken ſie ſo lange daran, bis ſie es in der Mitte auseinander reißen; bisweilen ſchlingt der eine Polyp den andern ſelbſt mit hinunter. Sie ſcheinen indeſſen ſich ſelbſt nicht verdauen zu können. Nach einer oder zwei Stunden gibt das eine Ungeſtüm das andre wieder von ſich. Die Fortpflanzung dieſer Thierchen iſt ſo ſonderbar, wie ihr ganzer Organismus. Es zeigen ſich kleine Erhöhungen an den Seiten, die nach einigen Tagen die Geſtalt eines kleinen Polypen haben. Die Verbindung bleibt. Was der junge Polyp erhaſcht, kommt dem alten zu Gute und umgekehrt. Allein nach und nach wird das Ende, womit jener an dieſen befeſtigt iſt, dünner und endlich nimt der eine dieſen, der andre jenen Punkt ſich zu befeſtigen, wo ſie dann gewaltſam getrennt werden. So pflanzt ſich der Polyp in jedem Punkte des Körpers fort und zeugt auf dieſe Weiſe 5—6 Junge auf einmal. Eine Begattung ſelbſt hat Trembley bei einigen Tauſenden, die er in Gläſern über Jahr und Tag erhielt, nicht beobachtet. Dagegen meinen Neuere, daß ſie ſich auch durch Eier fortpflanzen. Bisweilen wird der noch am alten ſitzende Polyp ſchon wieder Vater und Großvater; Vater und Sohn bilden ein Ganzes. Beſonders merkwürdig iſt die Unzerſtörbarkeit ihres Lebens und die Fähigkeit, ſich, auf's Grauſamſte zerſtückt, wieder zu einen Ganzen zu bilden, das ſeine Exiſtenz ungeſtört fortbehält. Man kann ſie in allen Richtungen zerſchneiden, wie einen Handſchuh umdrehen und ſie leben fort. Mehrere laſſen ſich gleichſam auf- und in einanderpfropfen. Die lateiniſche Benennung Hydra paßt daher auf dieſe Thiere wenigſtens inſofern, als ſie eine Reproduktionskraft in der That zeigen, die jener Schlange von der Fabel zugeſchrieben wird. Inwiefern es ähnliche Geſchöpfe, aber von furchtbarer Größe, innerhalb der Klippen und auf dem Boden des Meeres gibt, und die man alſo Meerpolypen nennen könnte, ſteht bis jetzt mehr als Sache der Fabel, denn der naturhiſtoriſchen Wahrheit da.

Polyphem, ein Sohn Neptuns, der berühmteſte unter den ſicilianiſchen Cyklopen (ſ. d. Art.), welchen Ulyſſes (Odyſſee, Geſ. 9) als einen Mann von Rieſengeſtalt ſchildert, der einſam ſeine Heerden weidete, und in einer Höhle hauſete. In dieſer Höhle hatte Ulyſſes mit ſeinen Gefährten, unwiſſend, wer ſie bewohne, Schutz geſucht, als Abends Polyphem ſeine Heerde eintrieb, und mit einem Felsſtücke den Eingang verſchloß. Sobald er die Fremdlinge gewahrt, packt er zwei derſelben und verzehrt ſie zur Nachtkoſt. Ein Gleiches geſchieht am folgenden Morgen zum Frühſtück, worauf er die Heerden austreibt, und die Unglücklichen in der verſchloſſnen Höhle gefangen zurückläßt. Da erſinnt Ulyſſes liſtigen Rath. Er läßt des Cyklopen Keule zu einem Pfahle ſpitzen; als dieſer darauf am Abend heimkehrt, und abermals zwei von den Fremdlingen verzehrt, reicht ihm Ulyſſes von dem mitgebrachten Weine, und berauſcht ihn. Kaum aber ſieht er ihn eingeſchlafen, ſo läßt er den Pfahl glühend machen, und bohrt ihm das Auge aus. Dann bindet er ſeine Gefährten und ſich ſelbſt unter die Bäuche ſtattlicher Widder, und ſo entkommen ſie glücklich, als der Cyklope am nächſten Morgen die Heerde ausziehen läßt. Ein Felsſtück das er den Verhöhnenden nachſchleuderte, traf ſie nicht. Nicht ganz ſo ungeſchlacht mochte der Cyklop ſein, als er

noch ein Jüngling war, und die Nymphe Galatea liebte. So finden wir ihn bei Theokrit. Die Nymphe aber achtete ſeiner nicht, ſondern liebte den Acis, welchen Polyphem, eiferſüchtig auf den glücklichen Nebenbuhler, tödtete. (S. Galatea).

Polyſpaſt, ſ. Flaſchenzug.

Polytechniſche Schule, ſ. Realinſtitute.

Polytheismus, Vielgötterei, iſt die Religion des ſich ſelbſt überlaſſnen Menſchen, der ohne höhere, göttliche Erleuchtung das Göttliche gern findet in der Natur und in ſeiner Vernunft, ſeinem Gemüthe, aber nicht zur reinen Anſchauung der Gottheit hindurchdringt. Denn das Göttliche, das ihm in der Mannichfaltigkeit der Welt erſcheint, knüpft er dergeſtalt an die Erſcheinung, daß er es in gleicher Mannichfaltigkeit auffaßt, aber nicht in der Einheit erkennt. Der Polytheismus iſt alſo zwar Glaube an das Göttliche, aber, weil dieſes ihm in eben ſo viele Geſtaltungen zerfällt, als die Welt ſelbſt, der Glaube an viele Götter, und ſteht ſonach dem Monotheismus (ſ. d. Art.), dem Glauben an Einen Gott, entgegen, oder insbeſondre der geoffenbarten Religion, die allein mit dem Glauven an die Einheit Gottes des Menſchen Geiſt erleuchtet. Denn von oben ſtammt das höchſte und klarſte Licht, das auch jenes, dem Menſchen inwohnende Licht erſt recht erhellen, und das geſammte Leben, die ganze Natur überleuchten muß, wenn der Menſch recht erleuchtet werden, und Gott finden ſoll, der in einem Lichte wohnt, zu dem kein erſchaffner Geiſt dringen kann. In der früheſten Offenbarung, die den erſten Menſchengeſchlechtern mitgetheilt, in den ſogenannten Erzvätern erhalten, und als die Völker des Erdkreiſes ſie faſt gänzlich verloren hatten, durch Moſes dem Hauſe Iſrael von neuem an's Herz gelegt, und zu einem Eigenthume des „Volkes Gottes" gemacht ward, war der Glaube an Einen Gott den Menſchen überliefert, und die höchſte Offenbarung durch Chriſtus Jeſus ſetzte denſelben als die unbedingte Wahrheit voraus, erhob ihn aber erſt recht zur Seele des ganzen religiöſen Lebens. Indeß lebte er, obwol vielfältig verdunkelt, auch in allen den Religionen fort, die einen höchſten Gott über alle Götter anerkennen. Jede Religion aber, die mehrern Göttern huldigt, gehört zum Heidenthume, deſſen Grundcharakter eben der Polytheismus, im Gegenſatze gegen den geoffenbarten Monotheismus, iſt. Der Polytheismus geſtaltet ſich eben ſo verſchieden, als es verſchiedne Religionen des Heidenthums gibt. In ſeiner einfachſten Geſtaltung (wenn dieſe ſeinem Begriffe nicht widerſtrebt, und zu ihm gerechnet werden darf) erſcheint er als Dualismus, der Glaube an zwei Grund- und Ur-Weſen, die Grundlage morgenländiſcher Religionen und Philoſophien, und ſelbſt in mannichfacher Geſtalt, überall aber eine Verbildung der Offenbarungslehre von Einem Gotte und dem von ihm abgefallnen, ungöttlichen Geiſte des Böſen. Die weiteſte Abweichung vom Polytheismus aber, obwol unerkannt von ihm ausgegangen, iſt der Pantheismus, die Allvergötterung, da die Welt ſelbſt der Gott, und Gott die Welt, das Ein und Alles, iſt. Gleichwol iſt im Dualismus und Pantheismus, obſchon von dem reinen Lichte der Offenbarung entfremdet, noch eine höhere Ahnung der Gottheit, als in den Religionen, die man im engern und im eigentlichſten Sinne Polytheismus nennt, wo faſt jeder Schimmer der Offenbarung verloren, und das Göttliche ganz an die Geſtalt und Erſcheinung gebunden, der Körperwelt einverleibt iſt. Denn wie der Menſch weiter und weiter abirrte von dem urſprünglichen Lichte, fand er zwar im-

mer ein Göttliches in den Erſcheinungen der Welt, jenes aber in dieſen verkörpert, nicht Gott über alle Erſcheinung, und betete nun die Geſtalt, die Erſcheinung an, in der er den Gott, aber nicht Gott erkannte. Er verſank in Abgötterei, in die jeder Polytheismus verfällt, da er dem als dem Gotte huldigt, was nur ein Wirken und ein Werk Gottes iſt. Aus den Banden der Abgötterei und des Götzendienſtes erlöſte den Menſchen wieder die Offenbarung in Chriſtus. Kc.

Polyxena, des Priamus und der Hekuba Tochter, deren Schickſale die nachhomeriſchen Epiker erzählen. Achilles liebte ſie, und fand durch dieſe Liebe den Tod (ſ. Achilles). Nach Einigen liebte auch ſie den Achilles, und tödtete ſich an ſeinem Grabhügel. Nach der gewöhnlichſten Meinung aber wurde ſie entweder in Thrazien, oder auf dem Grabe des Achilles dem Schatten deſſelben geopfert.

Pombal (Sebaſt. Joſeph von Carvalho, 1755 Graf von Oeyras, und 1770 Marquis von Pombal), portugieſiſcher Staatsminiſter, geb. 1699 auf dem Schloſſe Soure bei Coimbra, geſt. 1782. Ein gefährlicher Kranker wird oft durch heroiſche Mittel am glücklichſten gerettet. So dachte Pombal, als er ſtreng und durchgreifend 27 Jahre lang Portugals Reformator war. Er regierte, beladen mit dem Haſſe des Adels, der Geiſtlichkeit und des Hofes, in offner Fehde mit den Jeſuiten, unumſchränkt wie ein König, ausgerüſtet mit ſeltner Geiſteskraft, Thätigkeit und Geſchäftskenntniß, erhoben von dem edelſten Nationalgefühl, ſo daß er ein großer Mann genannt werden müßte, wenn er eben ſo gerecht als uneigennützig geweſen wäre. Im ſteten offnen und geheimen Kriege mit mächtigen Feinden, konnte er nicht vollenden, was er unternommen: die gänzliche Wiederherſtellung der tiefgeſunknen Nation und Staatsmacht. Er griff daher nach den kürzeſten und härteſten Maßregeln; aber er erreichte nur wenig, weil er Alles auf ein Mal neu ſchaffen wollte. Indeß machen ihn ſeine Perſönlichkeit, ſeine Lage und ſein großartiges Streben zu einem der merkwürdigſten Menſchen ſeines Jahrhunderts. Sein Vater war Kapitän, aus der ärmern Klaſſe des Adels. Aber ſeine Mutter, eine Mendoza, und ſein Oheim, ein angeſehner Geiſtlicher, öffneten dem jungen Carvalho, der in Coimbra die Rechte ſtudirt hatte, und hierauf Soldat geworden war, die Ausſicht zur Beförderung. Die Natur hatte ihm Alles gegeben, was den Herrſcher ankündigt, einen hohen Wuchs, Lebenskraft, Stärke, kühnen Blick und ſinnliches Feuer dazu, große, heftige Leidenſchaften, einen durchdringenden Verſtand, und die angenehmſten geſellſchaftlichen Talente. In allem der Erſte, und ein tollkühner Raufer, ward er ſeiner regelloſen Kraftäußerungen wegen aus Liſſabon verwieſen. Seitdem arbeitete er mehrere Jahre lang in Soure an ſeiner perſönlichen Ausbildung. Da ſchenkte ihm Thereſe von Noronha Almada, eine reiche Witwe, ihre Liebe. Die ſtolzen Verwandten wieſen zwar den kühnen Bewerber zurück; allein er entführte die Geliebte, und ſchützte ſich gegen die Dolche der Meuchelmörder durch Muth und Entſchloſſenheit. Zugleich regte die Verachtung, mit welcher ihn die Familie ſeiner Gemahlin, die Grafen von Arcos behandelten, ſein Ehrgefühl auf, ſich emporzuſchwingen. Er ging an den Hof zurück, wo er (in ſeinem 40ſten Jahre) durch feine Sitten ſolchen Beifall erhielt, daß man ihm 1739 den Geſandtſchaftspoſten in London übertrug. Hier lernte er das Verhältniß Portugals gegen England genau kennen, und faßte mitten unter ſinnlichen Zerſtreuungen den Plan, ſein Vaterland von den Feſſeln des

engliſchen Handelsſyſtems zu befreien. Der neue Staatsminiſter, Peter von Motta, ſein Gegner, rief ihn zwar 1745 von London zurück; aber die Königin, Carvalho's Gönnerin, ſandte ihn nach Wien, um einen Zwiſt des Papſtes mit der Kaiſerin Maria Thereſia zu vermitteln. Er erwarb ſich bald allgemeine Achtung, und als ſeine Gemahlin endlich ein Opfer der Rache ihrer Verwandten geworden war, erhielt er die Hand einer jungen Gräſin von Daun. Doch mußte er die Verleumdung, welche ein vornehmer Portugieſe in Wien gegen ihn ausgeſtreut hatte, entkräften, und ſeinen Adel beweiſen. Die Königin bewirkte daher ſeine Ernennung zum portugieſiſchen Geſandten am wiener Hofe. Aber der König und ſein Miniſter haßten ihn. Er ward zurückberufen. So feſt er in der Gunſt der Königin ſtand, ſo konnte er doch die Abneigung des Königs (Johanns V.) nicht überwinden. Vergebens gewann er die Zuneigung der vielvermögenden Jeſuiten, durch völlige Hingebung an dieſen Orden, den er ſo täuſchte, daß er mit den innern Verhältniſſen dieſer Geſellſchaft genau bekannt wurde, was ihm in der Folge als Miniſter die Waffen gegen dieſelbe in die Hände gab. Der hohe Adel verfolgte ihn mit unverſöhnlichem Haſſe; Carvalho aber beherrſchte ſeinen Wunſch nach Rache, und galt für den liebenswürdigſten, beſcheidenſten und frömmſten Weltmann an dem Hofe der Königin. Endlich ſtarb Johann V., 1750, und Carvalho erhielt von deſſen Nachfolger Joſeph I., auf die Empfehlung der verwitweten Königin die längſt gewünſchte Stelle eines Staatsſekretärs der auswärtigen Angelegenheiten. Der Beichtvater des Königs, P. Moreira, ein Jeſuit, war ſein Gönner, und Carvalho ſchmeichelte dem Orden mit ſolchem Eifer, daß man ihn den großen Jeſuiten nannte. Bald hatte er, beſonders ſeit dem Tode der Königin Mutter, 1754, den ſchwachen argwöhniſchen, für Sinnenreiz allein empfänglichen König ganz von ſich abhängig gemacht. Dieſer willigte, aus Furcht vor ſeinem Bruder Dom Pedro, dem ſich Carvalho's Feinde anſchloſſen, in die kühnſten Plane des Miniſters, und Carvalho erreichte dadurch ſeinen vierfachen Zweck: die Jeſuiten zu vertreiben, den hohen Adel zu unterdrücken, Portugal wieder herzuſtellen, und im Namen des Monarchen unumſchränkt zu regieren. Das Reich befand ſich im Zuſtande der äußerſten Ohnmacht. England und die Jeſuiten theilten ſich nebſt dem hohen Adel in die Reichthümer des Staats, der ohne Heer, Flotte, Handel und Ackerbau war. Der Miniſter handelte im Geiſte des Merkantilſyſtems, fing aber freilich auf vielen Seiten da an, wo er hätte aufhören ſollen; doch war ſein Streben im Allgemeinen nicht ohne Erfolg. Nur ein Mann wie er vermochte den Angriffen zu widerſtehen, die jetzt öffentlich und insgeheim die Inquiſition, der er die Autos da Fe unterſagt, die Jeſuiten, welche er aus ihrem Miſſionsſtaate in Paraguay vertrieben, der hohe Adel, dem er ſeine fürſtlichen Beſitzungen in den Kolonien entzogen, und die hohe Geiſtlichkeit, deren Macht er Grenzen geſetzt hatte, gegen ihn unternahmen. Da kam das Erdbeben vom 1. Nov. 1755. Es begrub 30,000 Menſchen und einen Werth von 570 Mill. Thaler in Schutt und Aſche. Carvalho verließ die Seinigen und trat auf als ein Retter in der Verzweiflung, mit einer Anſtrengung und einem Heldenmuthe, der allein ſeine Feinde hätte verſöhnen können, wenn dieſe einigen Sinn für Wahrheit gehabt hätten. Sah man Pombal, deſſen Haus unbeſchädigt geblieben war, acht Tage lang mit dem allgemeinen Wohle unaufhörlich beſchäftigt, an jedem Orte, wo Hülfe nöthig war, Anſtalten treffen, die Ordnung wieder herſtellen,

und den König ſelbſt zum eignen Handanlegen für die Begrabung der Todten bewegen, um den betäubten Arbeitern Muth zu machen, ſo mußte man ihn achten und bewundern; und nie hat ſich wol ein kraftvoller Mann in einer furchtbarern Zeit, unter vielfachern Bedrängniſſen, wohlthätiger und faſt übermenſchlich wirkſamer gezeigt, als Carvalho in dieſen Tagen einer grenzenloſen Noth. Der König ſah in ihm einen Schützling des Himmels, und überließ ſich unbedingt ſeiner Leitung. Carvalho ward Graf von Oeyras, und rückte 1756 in die Stelle eines erſten Miniſters. Jetzt ſchrit er kühn über Jeden hinweg, der ihm in den Weg zu treten wagte. Er mußte unerbittlich ſtreng verfahren, da Wüſtlinge aus dem hohen Adel ohne Scheu Mordthaten begingen, und der Pöbel ruchlos raubte. Aber mit der Hoffart der Vornehmen, die er demüthigte, und mit der Habſucht, die ſeine Handelsverfügungen zur Wuth reizten, verband ſich jetzt das Landvolk, unzufrieden mit Pombal's geſetzlich gemachtem Monopolhandel, der allerdings ein Mißgriff, eigentlich aber nur gegen das Monopol der Britten gerichtet war. Die erhitzten Weinbauer begingen in Oporto Ausſchweifungen, aber Pombal unterdrückte den Aufſtand durch die ausgedehnteſten Majeſtätsgeſetze, nach welchen der Wille des Königs ſtatt aller Conſtitutionen und Privilegien allein gültig war. Zugleich ließ er gegen die Jeſuiten, welche Alles verſuchten, um ihn als den Antichriſt in der öffentlichen Meinung zu verdammen, eine Druckſchrift ausbreiten, die ihre Politik in Paraguay zum Erſtaunen Europa's enthüllte. Doch waren manche Behauptungen darin übertrieben, und es iſt wenigſtens kein Zweifel, daß die Väter jene Provinzen beſſer regiert hatten, als es von Spaniern oder Portugieſen je geſchehen wäre. Carvalho beſchloß endlich, die Jeſuiten ganz von der Perſon des ihnen ſehr ergebnen Königs zu entfernen. Sie verloren die Beichtvaterſtellen und mußten ſich (16. Sept. 1757) in ihre Collegien begeben. Auch wurden mehrere portugieſiſche Große, welche den Miniſter zu ſtürzen verſucht, aus Liſſabon verwieſen. Durchgreifen war von jetzt an Pombal's einzige Politik. So ließ er, weil ſeine Aufmunterungen des Feldbaues nichts fruchteten, die Weinſtöcke ausraufen. Endlich ſiegte er völlig. Eine Verſchwörung gegen das Leben des Königs, der in der Nacht vom 3. bis 4. Sept. 1758 auf einer nächtlichen Fahrt von Meuchelmördern verwundet, ihren Schüſſen nur durch die Treue ſeines Kammerdieners, oder durch die Scheu ſeiner Maulthiere entgangen war, lieferte ihm ſeine Todfeinde in ſeine Gewalt. Drei Monate nach der That ließ Carvalho, der indeß Alles erforſcht, die Thäter aber abſichtlich ſicher gemacht hatte, in der Nacht des Hochzeitfeſtes ſeiner Tochter, welchem der hohe Adel beigewohnt hatte (12. Dec.), den Marquis von Tavora und deſſen Familie, den Jeſuiten Malagrida und den Tag darauf auch den Herzog von Aveiro u. A. m. verhaften. Der Miniſter und ein Mitglied des höchſten Gerichtshofes führten die Unterſuchung, und nach einem kurzen Verfahren ward ein gräßliches Bluturtheil (13. Jan. 1759) vor dem Schloſſe zu Belem vollzogen. Der Herzog von Aveiro und der Marquis von Tavora wurden als die Häupter der Verſchwörung gerädert, die Söhne und der Schwiegerſohn des erſtern, ſo wie die Bedienten, als Theilnehmer erdroſſelt, die Gemahlin des Marquis gehangen, und ein Bedienter des Herzogs verbrannt. Ein ſchwerer Verdacht fiel auf die Jeſuiten, daß ſie den Plan des Königsmordes geleitet; aber der Marquis von Tavora hatte ſeine frühere Ausſage gegen ſie nachher ſchriftlich widerrufen. Dennoch klagte der Miniſter

ſie als Urheber dieſes Plans beim Papſte an, und als er die Erlaubniß-Bulle, die Verhafteten vor den weltlichen Richter zu ſtellen, nicht ſogleich erhielt, ließ er Einige im Gefängniſſe hinrichten; der Pater Malagrida aber, welcher den Tod des Königs prophezeit hatte, wurde von der Inquiſition als Ketzer zum Feuertode verurtheilt, und dieſes Auto da Fe ward 1761 vollzogen. Sämmtliche Jeſuiten hatte Pombal, als Rebellen und Feinde des Königs, ſchon früher durch ein königl. Dekret vom 3. Sept. 1759 aus dem Reiche verwieſen, und da ſie demſelben ſich nicht fügten, durch Soldaten auf Schiffe bringen, und 1854 an der Zahl nach dem Kirchenſtaate abführen laſſen. Hierauf entſtand ein langer Zwiſt mit dem Papſte. Pombal ſchickte 1760 den päpſtlichen Nuntius über die Grenze, und wollte ſchon Portugal von Rom losreißen, als Clemens XIII. ſtarb, und mit deſſen Nachfolger, Clemens XIV., der den Jeſuitenorden 1773 aufhob, die Ausſöhnung bald zu Stande kam. Bald darauf ward Portugal mit Spanien in einen kurzen Krieg verwickelt, und in der Folge noch einmal durch des Miniſters unbeſonnenen Stolz gegen Spanien. Pombal übergab einem deutſchen Feldherrn, dem Grafen von Schaumburg-Lippe, den Oberbefehl. Das portugieſiſche Heer ward gänzlich umgeſchaffen, und die Grenze beſſer befeſtigt. Eben ſo thätig ſorgte Pombal für alle Zweige der Landeskultur, und verbeſſerte insbeſondre das Schulweſen; auch richtete er die Cenſur liberaler ein, und empfahl durch das Geſetz von 1773 den alten Chriſten Duldung gegen die neuen. Man hielt nämlich bisher die neuen Chriſten für heimliche Juden, und entzog ihnen viele bürgerlichen Rechte. Von Pombal ſelbſt iſt ein wichtiges Manuſkript, eine Art Compte rendu über ſeine Verwaltung, vorhanden, das aber nicht bekannt gemacht worden iſt. Ehrgeiz und Rachſucht gegen ſeine Feinde, die mehr als einmal ihm nach dem Leben trachteten, und der Plan, dem Prinzen von Beira, dem Enkel der Königin, die Thronfolge zu verſchaffen, füllten ſein übriges öffentliches Leben aus. Da ſtarb Joſeph I. 1777, deſſen Tochter Pombal's heftigſte Feindin war; er mußte ſeine Entlaſſung nehmen. Die von ihm eingekerkerten Staatsverbrecher, 9800 an der Zahl, wurden freigelaſſen, und die meiſten ſeiner Einrichtungen aufgehoben, ſo daß Portugal in den vorigen Zuſtand von Schwäche zurückfiel. Pombal hatte der jungen Königin einen Schatz von 78 Millionen Cruſaden und einen wohlgeordneten Staat übergeben. Allein der Haß ſeiner Feinde war mächtiger als ſein Verdienſt. Die portugieſiſchen Großen verſuchten Alles, um ihn auf das Blutgerüſt zu bringen. Die Königin ließ den Prozeß der Königsmörder unterſuchen, und Pombal rettete ſich nur dadurch, daß er die Originalbeweiſe jener Verſchwörung, die nicht öffentlich bekannt gemacht worden waren, vorlegte. Der gehaßte und verfolgte Mann behielt daher ſeine Titel und ſeine Einkünfte, Zurückgezogen in den Flecken Pombal, beſchäftigte er ſich mit Leſen und guten Werken. Die Armen liebten ihn, und ſeine Gemahlin hing an ihm mit deutſcher Treue und Zärtlichkeit. Aber Klagen und Unterſuchungen gegen ihn wechſelten mit Neckereien aller Art. Dies untergrub des großen Mannes Geſundheit. Er ſtarb 1783 zu Pombal im 85. Jahr ſeines Lebens. Die Geſchichte dieſes Miniſters iſt von dem Parteigeiſte ſehr entſtellt, z. B. von ſeinem italieniſchen Biographen, einem Exjeſuiten, und in den Anecdot. du Ministère de Pombal. Varsovie, 1784. Pombal's eigne Vertheidigungsſchrift in v. Dohm's Mater. z. Statiſtik, 3 Th., beweiſt wenigſtens, daß er ſich als Miniſter nicht bereichert habe. Die Aktenſtücke des Prozeſſes

der Königsmörder ſ. m. in Voß's Gallerie hiſtoriſcher Gemälde, IV. Vergl. l'Administration du Marquis de Pombal, Amsterdam 1788, 4 Vol. 8. K.

Pommern, ein gegenwärtig ganz zur preußiſchen Monarchie gehöriges Herzogthum, grenzt gegen Weſten an Mecklenburg, gegen Süden an Brandenburg, gegen Oſten an Weſtpreußen und gegen Norden an die Oſtſee. Die Oder theilt es in Vor- und Hinterpommern, jenes weſtlich, dieſes öſtlich von der Oder. Pommern war ein Haupttheil des alten wendiſchen Königreichs; dann hatte es von 1026 an ſeine eignen Herzöge. Als dieſe 1637 ausgeſtorben waren, hätte das Kurhaus Brandenburg, in Gemäßheit der beſtehenden Erbverbrüderung, das ganze Land in Beſitz nehmen ſollen; allein da der Herzog während des dreißigjährigen Kriegs geſtorben und Pommern von den Schweden beſetzt war, ſo mußte jenes ſich im weſtphäliſchen Frieden mit Hinterpommern begnügen, Vorpommern und die Inſel Rügen aber an Schweden überlaſſen. Als jedoch unter Carl XII. Schweden durch den nordiſchen Krieg auch in Deutſchland in's Gedränge kam, benutzte Preußen dieſen Umſtand, ſich im ſtockholmer Frieden 1720 den größten Theil von Vorpommern ſammt den Inſeln Wollin und Uſedom abtreten zu laſſen. Damals behielt Schweden weiter nichts, als das Stück zwiſchen Mecklenburg, der Oſtſee und dem Peenefluß, nebſt der Inſel Rügen. Durch den Vertrag vom 4. Jun. 1815 kam Preußen auch in Beſitz von Schwediſch-Pommern (66 Q. M. 116,000 Einw.). Schweden hatte nämlich in Folge der Beſitznahme von Norwegen ſeinen Antheil an Pommern an Dänemark abgetreten; von dieſem tauſchte Preußen es gegen das Lauenburgiſche, und eine Summe von 2,600,000 Thalern ein. Ueberdies zahlte Preußen noch an Schweden 3½ Mill. Thaler, und vergütete den ſchwediſchen Donatarien jährlich 43,000 Thaler. Pommern iſt jetzt, nach der neuen Eintheilung des preußiſchen Staats, eine Provinz deſſelben (567 Q. M. = 750,000 Einw.), womit auch einige Theile der vormaligen Neumark und einige Oerter Weſtpreußens vereinigt worden ſind. Es iſt eins der niedrigſten und flachſten Länder Deutſchlands, indem nur wenige Berge von mittelmäßiger Höhe, dieſe ermüdende Fläche unterbrechen. Die Küſten der Oſtſee in Hinterpommern ſind mit Sandhügeln oder Dünen beſetzt, die durch Stürme oft ſehr verändert werden, und eine aus Weſtpreußen kommende Hügelreihe läuft zwiſchen Brandenburg und Pommern gegen die Oder hin. Der größte Fluß iſt die Oder, welche unterhalb Stettin den großen damm'ſchen See bildet, und ſich dann in das friſche Haff ergießt, welches durch die drei Ausflüſſe, die Peene, Swine und Divenow mit der Oſtſee in Verbindung ſteht. Viele kleine Küſtenflüſſe, darunter auch mehrere ſchiffbare, bewäſſern dieſe Provinz, und ergießen ſich dann in die Oſtſee. Auch ſind viele große und kleine fiſchreiche Seen vorhanden. Der Boden iſt größtentheils ſandig und von ſehr mittelmäßiger Fruchtbarkeit; doch ſind die Gegenden bei Pyritz und Stargard, einige Striche in Vorpommern und die Gegenden längs der Seeküſte ſehr fruchtbar; ein nicht geringer Theil Pommern hingegen iſt ſteinig und ſehr dürre. Auch die von der Neumark zu Pommern geſchlagnen Theile haben im Ganzen einen ſandigen, leichten Boden, und an wenigen Orten fruchtbares Ackerland. Die vorzüglichſten Erzeugniſſe ſind: Getreide und Feldfrüchte aller Art, Flachs, Hanf, Taback, Obſt und Holz. Ausgeführt werden: Getreide, Flachs, Obſt, Holz, fettes Rindvieh, Butter, feine Wolle, Gänſe, Gänſefedern, Schinken und Würſte; auch die pommerſchen

Muränen, Lachſe, Neunaugen, Aale und Bücklinge ſind bekannt. An Mineralien iſt Pommern arm. Man hat Sumpferz, das auf der Eiſenhütte zu Torgelow verſchmolzen wird, Alaunerde, Salz, Bernſtein, vorzüglich bei Stolpe, Kalk, Mergel und Torf. Letztrer iſt das vorzüglichſte mineraliſche Erzeugniß Pommerns. Die Einwohner ſind theils Deutſche, theils Kaſſuben oder Abkömmlinge der alten Wenden, mit eigner Sprache. Die Gewerbe ſind von keiner Bedeutung; doch wird viele gute und dauerhafte Leinwand verfertigt und damit ein nicht unbeträchtlicher Handel getrieben. Man hat Tabaks-, Tuch-, Raſch- und andre Wollenfabriken, und unbedeutende Baumwollenfabriken; eine Zuckerſiederei, eine Ankerfabrik und die Bernſteindrehereien zu Stolpe. Wichtiger iſt der Handel, der theils zur See, theils auf der Oder, theils auch zu Lande mit den benachbarten preußiſchen Provinzen, getrieben wird. Der Hauptſitz des pommerſchen Handels iſt Stettin (ſ. d. A.). Pommern iſt jetzt in drei Bezirke getheilt: Stettin, Stralſund und Cöslin, welche drei Städte auch die Sitze der Regierungen ſind.

Pomologie, Obſtbaumkunde, iſt die Wiſſenſchaft, welche ſich mit der Kenntniß des Obſtes (Obſtkunde) und deſſen Erzeugung (Obſtbaumzucht) beſchäftigt. Als Obſtkunde, d. i. Kenntniß aller für Menſchen und Vieh genießbaren Früchte der Bäume (Pomaceae, Drupaceae, Bacciferae), iſt ſie ein Theil der Botanik; doch ſchöpft ſie aus dieſer nur die Regeln zur gehörigen Erkenntniß und Unterſcheidung der Gattungen und Arten der Obſtbäume, beſchäftigt ſich aber noch überdies mit der techniſchen Betrachtung und Eintheilung der verſchiednen Abarten, die der Botaniker alle nur als zufällige Varietäten einiger wenigen Spezies anſieht. Daher die in der Obſtkunde eingeführte botaniſche Unterſcheidung des Obſtes in Kernobſt mit vierfächriger Samenkapſel, über welcher ſüßes Fleiſch liegt (Aepfel, Birnen); in Beerobſt, welches keinen deutlichen Unterſchied des Fleiſches und der Samenhülle bemerken läßt (Stachelbeeren); in Steinobſt, deſſen eßbares Fleiſch eine ſteinartige Nuß einſchließt (Pfirſichen), und in Kapſelobſt, welches ebenfalls Steinobſt iſt, deſſen Fleiſchbedeckung aber ungenießbar iſt und deſſen Nußkern nur als Nahrungsmittel dient (Nüſſe). Daher die naturgemäße Eintheilung in Geſchlechter, von denen die Botanik den Pomologen lehrt, daß ſie unvermiſcht neben einander fortbeſtehen, während nur die Spezies eines und deſſelben Geſchlechts ſich mit einander zu Baſtarden vermiſchen können, die jetzt als beſtändige Varietäten oder Sorten durch die Bemühung der Pomologen Namen und Bezeichnung erhalten haben. Man kann annehmen, daß ehedem nur wenige Urſorten einer Spezies vorhanden waren, daß aber durch die Beſchaffenheit des Klima's, des Bodens, durch die Vermiſchung des Blumenſtaubes und die aus dem Samen gezognen Kernlinge ſich nach und nach die faſt unzählbare Menge Obſtſorten gebildet habe. Für den Einfluß des Klima's ſpricht die Erfahrung, daß jeder Himmelsſtrich ſeine eignen Sorten (Frankreich z. B. die Renetten) zieht; der Boden drückt eben ſo dem Obſte ſeine Eigenthümlichkeit ein (daher Weinſorten) und die Verſchiedenheit der Sorten aus den Kernen hat van Mons zu Brüſſel durch ſeine Ausſaat von mehr als 40,000 Kernen, deren gezogne Stämme er unveredelt tragen läßt, am unwiderleglichſten dargethan. Die Vermiſchung des Samenſtaubes verſchiedner Sorten, wo der weibliche Theil der Blüthe die Befruchtung von dem männlichen Theile einer andern Sorte erhält, welches in der freien Natur durch den Wind und die Inſekten

bewirkt wird, bildet die eigenthümlichen Beſtandtheile der neuen Sorten, wodurch die Menge unſrer Obſtſorten entſtanden iſt. Klima und Boden wirken beſonders auf Verfeinerung und Veredlung derſelben. Die künſtliche Befruchtung, wo man abſichtlich mit einem Pinſel den weiblichen Stempel (Piſtill) mit dem Samenſtaube einer andern dazu ausgewählten edeln Sorte ſchwängert, macht es möglich, die vorzüglichen, in zwei oder mehrern verſchiednen Sorten liegenden Eigenſchaften, z. B. Größe, Form, Geſchmack zu vereinigen, und neue Sorten hervorzubringen. Wie ſehr ſich die unedelſten Sorten bloß durch ſorgfältige Pflege veredeln, und die edlern Sorten ſich durch Entziehung der zu ihrem Gedeihen günſtigen Bedingungen wieder zu den unedeln zurückführen laſſen, hat Knight, Präſident der londner Gartenbaugeſellſchaft, durch merkwürdige Verſuche bewieſen. So wie der Botaniker die Eigenthümlichkeit der Pflanzen beſchreibt, ſie als Unterſcheidungszeichen benutzt, und durch Zuſammenſtellung der ähnlichen ein Syſtem baut, ſo bezeichnet auch der Pomolog durch ſeine Kunſtſprache die Eigenthümlichkeiten (Charakteriſtik) des Obſtes. Er benutzt dazu die Form, Größe, Kanten, Beulen, Grund- und Nebenfarben, Roſt, Flecken, Punkte, den Stand des Blüthenknopfs, ſeine Einſenkung, Schaale, Stiel, Stielhöhle und deren Beſchaffenheit, Geruch, Geſchmack, Fleiſch, Farbe, Geäder, Kernhaus, ſeine Fächer, die Kerne, Reife und Dauer. Außerdem wird noch die botaniſche Beſchreibung des Baumes, ſeiner Blumen, Blätter, ſeines Wuchſes, ſeiner Kronenbildung und des Tragholzes mit zu Hülfe genommen (ſ. die Werke von Quintiny, du Hamel, Schabol, Knoop, Abercrombie, Manger, Miller, Zink, Henne u. A.). Der Charakter, nach welchem man verſucht hat, ein pomologiſches Syſtem zu ordnen, iſt ein natürlicher, der ſich auf die Form bezieht, nach welcher die Früchte in verſchiedne Familien, Ordnungen und Gattungen geſtellt werden. Die immerwährende Entſtehung neuer Sorten aus Kernen und die feinen, faſt unmerklichen Uebergänge vieler Sorten, verbunden mit dem Umſtande, daß faſt jede Sorte in jeder Provinz, oft in ſehr geringen Entfernungen, einen andern Namen hat, daß die nämliche Benennung hier dieſer, dort jener Sorte gegeben wird, erſchwert die Sache ſehr. Die älteſten Eintheilungen ſchreiben ſich von den Franzoſen und Holländern her; dieſe theilten unter andern die Aepfel ſchon längſt in Calvillen, mit Kanten, Kerben, lockerm Fleiſche, gewürzhaftem Geſchmacke und hohlem Kernhauſe; in Renetten, die außen durch Roſtanflug, innen durch kurz abknackendes Fleiſch kenntlich ſind; in die großen ſauern Rambours ꝛc. Birnen wurden von ihnen in Beurrés oder Butterbirnen mit ſchmelzendem Fleiſche, in Bergamotten mit Gewürzgeſchmack, runder Form und roſtiger Schaale, in Rothbirnen oder Rougelets, Rouſſelets, in Blanquets oder Weißbirnen unterſchieden. Manger ſtellte zuerſt ein Syſtem nach Formentafeln auf, die drei Hauptformen der Aepfel waren die runde oder platte, die hyperboliſche (unten dicker als hoch) und die paraboliſche (höher als dick). Die Unterabtheilungen betreffen die vollſtändige Ebenheit, die Falten am Auge und die rundum befindlichen Rippen. Sickler (in ſeinem Obſtgärtner) bildete daraus vier Formen. Der Oberpfarrer zu Kronenberg, Chriſt, ſchlägt vor, acht Familien anzunehmen: Calvillen, Renetten, Pepings, Parmänen, Kantenäpfel, Plattäpfel, Spitzäpfel, Kugeläpfel. Diel ordnete die Obſtarten nach der innern Beſchaffenheit derſelben. Das der Natur ſehr angemeſſne Syſten von Fritſch, welches zugleich das neueſte iſt, enthält zwei Hauptklaſſen:

Kugeläpfel und Kegeläpfel, und benutzt die Kantenäpfel nur als Unterabtheilung, da ſie unter allen Grundformen erſcheinen. Die Ordnungen werden durch die Farbe beſtimmt, und beim Geſchlecht iſt Geruch und Geſchmack als Eintheilungsgrund angenommen worden. Auf ähnliche Art hot man auch Eintheilungen der andern Obſtſorten verſucht, z. B. die Eintheilung der Birnen nach der Form in fünf Klaſſen (Sickler); nach der Reifzeit in drei Klaſſen (Chriſt); nach dem Fleiſche, Safte und Geſchmacke in ſechs Klaſſen (Diel); nach der Geſtalt (Fritſch), in Rund-, Spitz- und Langbirnen, deren Ordnungen nach der weißen, grünen, rothen, grauen Farbe gebildet ſind. Pflaumen hat man bisher allezeit nach der Form beſtimmt (längliche und runde Pflaumen, Mirabellen, Schlehen); Kirſchen in ſüße und ſaure, deren Unterabtheilungen von der Farbe des Saftes und der Härte des Fleiſches genommen werden; Pfirſichen unterſcheiden ſich in wollige und glatte, deren Gattungen (peches, pavies, violettes, brugnons) durch das Fleiſch und den ablöſigen Stein näher bezeichnet werden. (Gute Abbildungen und Beſchreibungen der Obſtſorten haben geliefert Manger in der Pomona franconica, Kraft in der Pomona austriaca, Sickler in ſeinem Gartenmagazine; auch gehören hieher Sickler's Nachbildungen der Früchte in Wachs, ſo wie die italieniſchen in carrariſchem Marmor). Von dem Geſichtspunkte der Benutzung angeſehen, theilt der Pomolog das Obſt ein in Tafelobſt, Wirthſchaftsobſt und in Handelsobſt. Zum Tafelobſt wird eine angenehme in die Augen fallende Geſtalt nebſt feinem Geſchmacke erfodert. Hieher gehören von den Aepfeln die Calvillen, Pepings, Goldſtieläpfel, Antillenäpfel, weiße Stettiner; Forellenbirnen, Bandbirnen, Petersbirnen; die Blutpfirſiche, Bourdine, Magdelaine rouge et blanc; die zu Saft und Eingemachten zu benutzenden Himbeeren, Johannisbeeren, Nüſſe ꝛc. Wirthſchaftsobſt betrachtet man, nachdem es Vorzüge beim Kochen, Backen, Welken beſitzt. Als Fabrikationsobſt ſind die Birnen und Pflaumen zum Syrup brauchbar, der Wein unter allen ganz vorzüglich wegen ſeines angenehmen Produkts, das man bisweilen durch Aepfel- oder Birnenmoſt (Cyder) zu erſetzen ſucht; hieher die Bereitung des Kirſch-, Himbeer-, Heidelbeerſaftes, die Fertigung des Obſtbranntweins, des Oels aus Nüſſen und Kernen, die Benutzung des ſchlechten Obſtes zum Viehfutter und mehrerer andrer Beeren, wie Hollunder, als Arzneimittel. Die Benennung Handelsobſt betrifft die vorzüglich in Ruf gekommnen Sorten: Borsdorfer, rothe Stettiner, Safranäpfel, gebackne Pflaumen und Kirſchen ꝛc., deren Verkauf für viele Länder ergibig iſt. Mittelſt ihres zweiten Theils, der Obſtbaumzucht, ſchließt ſich die Pomologie an die Oekonomie an, da ſie ſich mit den Mitteln beſchäftigt, die Bäume zu pflegen und zu erziehen, und durch ihren Ertrag gehörigen Nutzen aus Grund und Boden zu ziehen. Hieher gehört zuerſt die Vermehrung der Obſtbäume und Sträucher: a) durch den Samen oder die Kernlinge, die als Grundſtämme für die zu veredelnden Sorten unentbehrlich ſind; b) die Vervielfältigung durch Wurzelausläufer, welche ſich am beſten für die Sträucher, nicht ſo gut für die Bäume ſchickt; c) die Vervielfältigung durch Schnittlinge (abgeſchnittne Aeſte, die in die Erde geſenkt werden) beim Weine, Quitten, Johannisbeeren am beſten; d) das Anhäufeln, indem man einen jungen veredelten Baum über der Impfſtelle oder einen Kernling tief unten abſchneidet, wo er dann Zweige austreibt an welche Erde angehäufelt wird, die, ſobald ſie Wurzel geſchlagen haben, abgeſondert werden; e) die Vermehrung

durch Zertheilung und Einlegung von Wurzeln, durch die Veredlung der Wurzelſtücken, wodurch neuerlich eine faſt unglaubliche Vervielfältigung der Bäume bewirkt worden. Das Baumſetzen, welches die Zeit im Herbſt und Frühjahr verlangt, wo der Baum noch von ſeiner Vegetation ruht, und wobei auf die gehörige Lockerheit des Bodens, auf die Zwiſchenweite, durch die künftige Ausbreitung der Kerne und der Wurzeln (die beide ſtets im Verhältniſſe ſtehen) beſtimmt, das gehörige Augenmerk zu richten iſt. Die Veredlung der Stämme. Jedes Auge und jeder Zweig eines Baumes iſt nicht nur geeignet als eine eigne Pflanze für ſich fortzuwachſen und ſeine Wurzel zu bilden, ſondern es iſt eben ſo möglich, daß dieſelben, von dem Mutterſtamme auf den andern Stamm einer Art deſſelben natürlichen Geſchlechts gebracht, mit dieſem verwachſen, ohne ihre Natur dadurch zu verändern. Der Grundſtamm hat aber inſofern günſtigern Einfluß auf das Pfropfreis, als ſeine Organiſation, ſein ſchneller oder langſamer Wuchs, Holzſtärke ꝛc. mit dem des Reiſes übereinſtimmen; die Bitterkeit oder Rohheit des wilden Obſtes (herbe Säfte) gehen keineswegs auf die gepfropften Augen über (denn auf herben Schlehen gedeihen die ſchönſten Reineclauden), wenn nur dabei die natürliche Verwandtſchaft des Grundſtammes zum Pfropfreis immer berückſichtigt wird. Eigen iſt es, daß man Birnen auf Ebiſchbeeren und Weißdorn veredelt fortbringt, und daß auf den Haferpflaumen die Pfirſichen am beſten gedeihen. Veredelt wird der Baum auf folgende Arten. 1) Das Ablaktiren, Abſängeln, Abſaugen, greffer enter en approche, eine der älteſten, ſicherſten Arten. Es werden zu dem Ende die zu veredelnden Stämme nahe um die Mutterpflanze geſetzt, die Edelzweige derſelben werden keilförmig ein-, doch nicht ganz durchgeſchnitten, und ſo in den geſpaltnen Wildling eingepaßt, daß ſelbige, bis zum völligen Verwachſen mit ihm, noch an dem Mutterſtamme hängen bleiben. Dieſe Methode wird jetzt nur noch bei den Nüſſen angewendet, die ſich ſchwer anders veredeln laſſen. 2) Das Pfropfen, Balgen, Impfen (in der Schweiz Zweigen), greffer; hier wird in dem queer durchſchnittnen und geſpaltnen Wildſtamme das keilförmig abgeſchnittne Pfropfen am Rande eingepaßt, ſo daß die beiderſeitigen Rinden eine Fläche ausmachen (das Pfropfen in den Spalt), oder bloß in einen T förmigen Einſchnitt in die Rinde des Wildlings eingeſchoben (das Pfropfreis in die Rinde). 3) Das Okuliren, Aeugeln, Pfropfen mit dem Schildlein, greffer en ecusson, geſchieht durch das unverſehrte Ausſchneiden des Auges und des Sommertriebes eines edeln Reiſes und durch die Anpaſſung deſſelben an den Grundſtamm. Das Auge wird entweder ſo ausgebrochen, daß noch etwas Holz darüber ſteht, oder es wird vorſichtig mit der umgebenden Rinde abgelöſt. Die ſo auf beiderlei Art gelöſten Augen ſchiebt der Gärtner zwiſchen die, durch einen T förmigen Schnitt gelöſte, Rinde des Wildlings und verbindet ſie. Das Okuliren des treibenden Auges geſchieht im Frühjahre bis Johannis, das des ſchlafenden Auges vom halben Julius bis im Auguſt; bei dem Winteroculiren bekommt der Wildling einen Rindenausſchnitt, der ſo groß iſt, daß das Auge mit ſeiner Rinde genau hineinpaßt, welches dann darin durch Verband befeſtigt wird. Das Okuliren iſt ſehr alt, ſchon Cato (230 vor Chr.) erwähnt es. 4) Das Copuliren (ſ. d. Art.) iſt eine ſehr einfache Veredlungsmethode, und läßt ſich am beſten bei dünnen Wildlingen, eben ſo an Wurzelſtücken anwenden. 5) Das Pfeifeln, Anpfeifeln, Röhrlen geſchieht durch vorſichtige Ablöſung eines Stücks Rinde des Edel-

reiſes rund um daſſelbe, ſo daß es einer Röhre gleicht, welches dann auf ein genau eben ſo ſtarkes, geſchältes Reis des Wildlings geſchoben wird. Es laſſen ſich auf ſolche Arten auf einem Grundſtamme ſehr viele (bis 250 nach Agricola) Obſtſorten anbringen. Ein weiteres Augenmerk richtet die Obſtbaumzucht auf die Wartung und Pflege der Stämme, indem ſie die zum Gedeihen derſelben günſtigen Bedingungen herbeizuführen und die ſchädlichen Einflüſſe zu entfernen ſucht. Es gehören hieher: die Auflockerung des Bodens, ſeine Bearbeitung mit Hacke und Pflug, ſeine Bedüngung, ſein Begießen zur Zeit der Dürre, Ableitung des überflüſſigen Waſſers in der Näſſe, Ausſcheiden aller dürren Reiſer und Aeſte, des Krebſes und Brandes, und das Verbinden mit heilenden Salben aus Lehm, Kalk und Kuhmiſt, Schutz gegen Viehbeſchädigung und Froſt, Abbürſten und Waſchen der Rinde, um den Anflug von Flechten zu verhüten, Entfernung der Feldmäuſe, der Käfer, der Raupen. Endlich wird bei der Obſtbaumzucht der jungen Bäume in und durch die Baumſchule oder das Seminarium auch die künftige Geſtalt und der Zweck berückſichtigt. In dieſer Hinſicht zerfallen die Stämme in Hochſtämme und Nieder= oder Franzſtämme. Der Unterſchied beruht auf den mehr oder weniger treibenden Grundſtämmen, die bei der Veredlung gewählt werden. Die Krone des Hochſtammes beginnt erſt 4 Ellen hoch über der Erde; ſolche Stämme dienen für Plantagen, Alleen ꝛc. und ſind auf ſtark treibenden Unterlagen veredelt. Die Franzſtämme dagegen haben eine ſchwach treibende Unterlage, die zugleich für die Zukunft die ganze obere Ausbildung des Stammes beſchränkt. Hier dient die Erfahrung, daß die Ausbreitung der Krone mit der der Wurzel übereinkomme, wonach der Gärtner ſeine Unterlagen auszuſuchen hat, z. B. Johannisäpfel für die Franzäpfel, Quitten für die Franzbirnen. Auch beruht darauf die Darſtellung der Obſtorangerie, der Bäume in Kübeln und Aeſchen: eine neue liebliche Erfindung, wodurch auch der Liebhaber, der keinen Gartenraum beſitzt, in den Stand geſetzt wird, ſich einen Obſtgarten im Kleinen zu verſchaffen, wozu Diel eine deutliche Anweiſung ſchrieb. Halbſtämme ſtehen zwiſchen beiden Klaſſen in der Mitte, ihre Krone breitet ſich 2 Ellen hoch von der Erde aus. Die Geſtalt des künftigen Baumes hängt vom Baumſchnitte ab, der eine der wichtigſten und ſchwerſten Gartenkünſte iſt, weil faſt jede Sorte eines andern Schnittes bedarf. Bei der Obſtorangerie und den Eſpalierbäumen iſt der Schnitt zur Hervorbringung der Früchte unentbehrlich. Je ſtärker der Baum geſchnitten wird, deſto ſtärker iſt der junge Trieb. Beſondre Rückſicht iſt beim Schnitt auf fruchtbare Aeſte (die man an den blumentragenden Knospen erkennt) zu nehmen; unfruchtbare und Waſſerreiſer werden entfernt, und dabei muß immer die pyramidaliſche, keſſelförmige, kugelförmige oder fächerförmige Form des Baumes im Auge behalten werden. Mit Erfolg wendet man auch mehrere Kunſtmittel an, die Obſtbäume zum Tragen zu zwingen und ihre Fruchtbarkeit zu erhöhen, z. B. das Beugen der Zweige um einen Reif, das Schröpfen der Bäume, die Ablöſung der Schale in Ringform ꝛc. Früher als die Obſtkunde ward die Obſtbaumzucht in Europa ausgebildet; ſchon die Römer hielten die aus den wärmern Klimaten Griechenlands (Kirſchen), Armeniens (Aprikoſen), Syriens (Pfirſichen, Pflaumen), mitgebrachten Bäume werth, als Beute ihre Triumphe zu ſchmücken. Virgil ertheilte ſeinen Landsleuten praktiſchen Unterricht in dieſer Kunſt. Sehr lange beſchränkte ſie ſich auf Italiens warmen Himmel; nach Galliens Eroberung ward ſie auch hieher verpflanzt; ſchon unter Conſtantin dem Großen verſtanden die

Einwohner von Paris, nach Juvenal, vorzüglich Feigenbäume und Weinſtöcke durch Bedeckung mit Strohmatten gegen die Winterkälte zu ſchützen und reiſe Früchte zu erziehen. In Deutſchland blieb der Obſtbau lange unbekannt. Carl der Große begründete ihn zuerſt geſetzlich durch Befehle, welche er in ſeinen Kapitularien den Aufſehern ſeiner königlichen Häuſer wegen Behandlung der Gärten gab. Er ordnete demnach an, in allen ſeinen Gärten zu pflanzen: Spierlinge, Haſelnüſſe, Quitten, Mispeln, Mandeln, Feigen, Nüſſe, Kaſtanien, Pfirſichen, Maulbeerbäume und verſchiedne Sorten Aepfel, Pflaumen, Birnen. Mehr noch als dieſe Geſetze bewirkte der Orden der Benediktiner die Verbreitung der Obſtbaumzucht in Deutſchland, welche ſich den Anbau des Weinſtocks vorzugsweiſe angelegen ſein ließen. Eben ſo förderlich waren die Züge deutſcher Kaiſer nach Rom und die Kreuzzüge, wo die Deutſchen mit den üppigen Genüſſen des wärmern Himmels bekannt wurden, welche durch die Handelsverbindungen der reichgewordnen ſüddeutſchen Reichsſtädte leicht verbreitet werden konnten. Im 16. Jahrh. fand man ſchon große Obſtgärten in Augsburg, Ulm und Nürnberg, wo 1621 Knabe ſeine Hortipomologia herausgab. Endlich nahmen auch deutſche Fürſten den Obſtbau in beſondern Schutz und 1636 erſchien ein Obſtgartenbüchlein von dem Kurfürſten Auguſt zu Sachſen. Deßungeachtet blieb die Obſtkultur noch auf einer ſehr niedrigen Stufe, bis die Zahl der feinen Sorten aus den Baumſchulen der berühmten Karthauſe zu Paris in Deutſchland (als Franzobſt) verbreitet ward. Zu der Zeit verdankte Frankreich dem berühmten Gärtner Ludwigs XIV., Quintiny, ferner: Girardet, Duhamel, die wiſſenſchaftliche Grundlage der Pomologie, da Erſtrer ſchon eine ſyſtematiſche Ueberſicht aufſtellte, und Letztrer ein klaſſiſches Werk über dieſen Gegenſtand ſchrieb. In den Niederlanden erreichte die Obſtkultur, unterſtützt durch mildes Klima und unerſchöpfliche Fruchtbarkeit des Bodens, praktiſch eine hohe Ausbildung, und wird noch gegenwärtig ſehr betrieben. Als vorzügliche Gartenanlagen und Obſtplantagen in Deutſchland ſind bemerkenswerth: die zu Herrenhauſen in Niederſachſen; die zu Podiebrad in Böhmen vom Dechant Rösler; das Joanneum zu Grätz in Steiermark, vom Erzherzog Johann von Oeſterreich; die im großen Garten bei Dresden, vom Amtshauptmann v. Carlowitz, die von Diel, Chriſt und von Sickler eingerichteten Baumſchulen. Unter den Deutſchen haben Verdienſte der Paſtor Henne, Otto von Münchhauſen, der Oberpfarrer Chriſt zu Kronenberg, welche zugleich als Schriftſteller bekannt ſind. Diel hat ſich vorzüglich um die theoretiſche Pomologie, um die ſyſtematiſche Abklaſſung und die Charakteriſtik der Sorten; Chriſt um die Praxis durch die Verbreitung der zum Obſtbau nöthigen Kenntniſſe und Handgriffe, und Sickler durch die ſtärkere Erweckung des Sinnes für dieſes Fach, vermittelſt ſeines Obſtgärtners, verdient gemacht. Nicht minder tragen mehrere Verbindungen und pomologiſche Geſellſchaften, wie die zu Altenburg (in Sachſen) und die in Ungarn, die londoner Gartenbaugeſellſchaft, der pomologiſche Verein in Guben (in der Lauſitz), zur Verbreitung guter Obſtſorten und zur Verbeſſerung der Obſtkultur bei, und ſorgen auch durch genaue Erforſchung der vorgefundnen Arten, durch Kritik der verworrnen Synonymen und durch Entwerfung einer ſyſtematiſchen Anordnung der pomologiſchen Kenntniß ruhmvoll dafür, die Pomologie zum Range einer Wiſſenſchaft zu erheben. F.

Pomona, bei den Römern, eine ſchöne Nymphe, welche den

Gartenbau liebte und Fruchtbäume anpflanzte und pflegte. Alle Gottheiten der Felder bemühten ſich vergebens, ihr zu gefallen, am meiſten Vertumnus. Dieſer nahm tauſend Geſtalten an, um ſich ihr zu nähern. Einſt erſchien er als altes Mütlerchen, und erzählte ihr mehrere traurige Geſchichten von Frauen, die, wie ſie, der Liebe Hohn geſprochen. Dadurch wurde ſie gerührt, und Vertumnus, der die Geſtalt eines Jünglings wieder annahm, gewann ſie zur Gemahlin (Ovid. Met. XIV., 622 ꝛc.). Den Griechen war Pomona unbekannt. In Latium ward ſie als Göttin des Gartenbaues und der Baumzucht verehrt. Auf alten Denkmälern iſt ſie bald als eine ſchöne Jungfrau bekleidet dargeſtellt, welche auf einem Korbe mit Früchten ſitzt, und reich beladne Zweige von Fruchtbäumen auf dem Schooße und in der Hand hat, bald nackt an einen Baum gelehnt, woran ein Korb mit Früchten hängt, in den Locken eine Fruchtſchnur und Obſt in den Händen.

Pompadour (Jeanne Antoinette Poiſſon, Marquiſe de), die bekannte Favorite Ludwigs XV., in deſſen Gunſt ſie der Frau von Chateauroux folgte. Sie war 1720 geboren, die Tochter eines unterhaltnen Frauenzimmers und eines Landmanns von Ferté-ſous-Jouare, der durch den Kornhandel etwas gewonnen hatte, aber wegen einiger Unterſchleife verfolgt wurde. Man hatte ſie 1741 an den Unterfinanzpachter d'Etioles verheirathet. Sie war wohlerzogen, klug, liebenswürdig, reich an Anmuth und Talenten, von Natur mit einem guten Herzen und einem richtigen Verſtande ausgeſtattet. „Ich kenne ſie ſehr gut," ſagt Voltaire von ihr, „ich war ſogar der Vertraute ihrer Liebe. Sie geſtand mir, daß ſie immer ein geheimes Vorgefühl gehabt, ſie werde einſt vom Könige geliebt werden, und daß ſie, ohne es genau zu ergründen, eine heftige Neigung für ihn gefühlt habe." Dieſer Gedanke, der in ihrer Lage etwas abenteuerlich ſcheint, entſtand dadurch, daß ſie oft den Jagden des Königs in dem Holze von Senar zuſah. Tournehem, der Liebhaber ihrer Mutter, hatte ein Landhaus in der Nachbarſchaft. Madam d'Etioles erſchien in einer artigen Caleſche; der König bemerkte ſie und ſchickte ihr oft Wildpret. Endlich gelang es, ſie dem Könige zuzuführen, deſſen ganzer Gunſt ſie ſich ſchnell bemächtigte. Als Marquiſe de Pompadour wurde ſie 1745 bei Hofe eingeführt. Sie genoß des höchſten Anſehns, miſchte ſich aber anfangs nicht viel in die öffentlichen Angelegenheiten, ſondern begnügte ſich, als eine Gönnerin der Gelehrten und Künſtler zu erſcheinen. Sie ſammelte Bücher, Gemälde und Seltenheiten, und trug zu der Einrichtung der Militärſchule bei, deren Gründer Paris du Verney war. Als aber nach und nach ihre Reize verblühten, und ſie ſich nur dadurch in der Gunſt des Königs erhalten konnte, daß ſie ihm andre Geliebten zuführte, entſchädigte ſie ſich durch den Einfluß, deſſen ſie ſich auf die Regierungsgeſchäfte anmaßte. Sie ließ die wichtigſten Aemter mit ihren Günſtlingen und Kreaturen beſetzen, und trug durch ihre Einwirkung weſentlich zu dem Unglücke bei, welches zum Theil ſchon damals Frankreich traf, noch mehr aber vorbereitet wurde. Die Theilnahme Frankreichs an dem Kriege gegen Friedrich II. ſoll hauptſächlich ihr Werk geweſen ſein. Die Kaiſerin Maria Thereſia hatte durch ein eigenhändiges Schreiben ſie zu gewinnen geſucht. Alles Unglück das in und durch dieſen Krieg Frankreich traf, wird ihr zur Laſt gelegt, indem ſie den Kardinal Bernis, welcher den Frieden wünſchte, entfernen, und durch Choiſeul erſetzen ließ, bei dem Heere aber die Abſetzung des Marſchalls d'Eſtrèes im Augen-

blicke ſeiner Triumphe bewirkte und unfähige Anführer begünſtigte. Sie ſtarb 1764 in einem Alter von 44 Jahren, von dem abgeſtumpften Könige wenig bedauert, von der Nation aber verabſcheuet, verſpottet und verachtet. Die unter ihrem Namen erſchienenen Memoiren und Briefe ſind nicht von ihr, ſondern angeblich von dem jüngern Crebillon.

Pompeji, eine wegen ihres ehemaligen blühenden Handels berühmte Stadt in Campanien, welche im Jahr 79 nach Chr. wie Herkulanum von einem Lavaſtrom, oder vielmehr von einem Aſchenregen des Veſuv verſchüttet wurde. Obgleich minder groß und angeſehen als Herkulanum, hat ſie doch viele treffliche Kunſtwerke, ein großes Theater und viele anſehnliche Gebäude beſeſſen. Ueber die Wiederauffindung und Ausgrabung dieſer Stadt vergl. man Herkulanum.

Pompejus (Cnejus), mit dem Beinamen der Große (Magnus), ein berühmter Römer, geb. im J. 107 vor Chr., war der Sohn des Cnejus Pompejus Strabo, eines geſchickten, aber wegen ſeiner Härte und ſeines Geizes wenig beliebten Feldherrn. Der junge Pompejus war mit einer glücklichen Bildung und einer würdevollen Anmuth des Betragens begabt, und entwickelte früh Talente, die ihm gleichen Erfolg auf dem Forum und im Lager verſprachen. Die erſten Kriegsdienſte that er unter ſeinem Vater, der in der Nähe von Rom ein Heer gegen Cinna in den Bürgerkriegen des Marius befehligte. Hier entging er kaum dem Tode von der Hand des Terentius, ſeines Zeltkameraden, welchen Cinna gedungen hatte, Vater und Sohn zu ermorden. Als er davon bei Zeiten Nachricht bekam, verließ er Abends ſein Zelt und ſicherte ſeines Vaters Leben, indem er das Prätorium mit einer Wache umgab. Als bald darauf eine Meuterei im Heere ausbrach, und die unzufriednen Soldaten ihren verhaßten Befehlshaber verlaſſen wollten, trat der neunzehnjährige Jüngling den Aufrührern entgegen, und warf ſich, nachdem er Bitten und Vorſtellungen vergeblich erſchöpft hatte, vor dem Hauptthore des Lagers auf die Erde mit der Erklärung, daß er ſie nicht anders durchlaſſen werde, als wenn ſie ihn zerträten. Dieſe Entſchloſſenheit hatte die gewünſchte Wirkung; durch ſeine einnehmenden Worte und ſein Betragen ſöhnte er in der Folge die Soldaten mit ſeinem Vater aus. Dieſer wurde bald darauf vom Blitze erſchlagen. Des Marius und Cinna Partei gewann die Oberhand, und füllte Rom mit Blut. Der junge Pompejus, der ſich auf das Gebiet von Picenum zurückgezogen hatte, wo er Ländereien beſaß, hob bei des Sylla Annäherung eigenmächtig Truppen aus, und nöthigte die benachbarten Städte, ſich für dieſen Feldherrn zu erklären. Seine Liebe beim Volke ſetzte ihn in den Stand, drei ganze Legionen aufzuſtellen, mit denen er dem Sylla in Campanien zuzog. Drei Anführer der Gegenpartei wollten ſeinen Marſch durch verſchiedne Angriffe hindern; Pompejus aber ſchlug ſie einzeln, und kam glücklich bei Sylla an, der den jungen 23jährigen Helden mit großer Achtung empfing, und ihn, ob er gleich noch nicht das ſenatoriſche Alter hatte, mit dem Titel Imperator begrüßte. Eine Reihe blutiger Kämpfe folgte, durch welche des Marius Partei in Italien vernichtet, und Sylla unumſchränkter Herr in Rom wurde. Dieſer, um den Pompejus noch feſter an ſich zu knüpfen, bewog ihn, ſich von ſeiner Gemahlin Antiſtia zu trennen, und ſich mit der Aemilia, ſeiner Stieftochter zu verbinden. Es war günſtig für des Pompejus Ruf, daß er, als Sylla ſeine Grauſamkeiten in der Hauptſtadt verübte, in Sicilien gegen Perpenna, einen Feldherrn des Marius,

kämpfte. Er vertrieb denſelben, unterwarf die Inſel, und wußte durch ſeine Milde die Liebe der Sicilianer zu gewinnen. Die Marianer hatten ſich indeß in Afrika unter Domitius Ahenobarbus wieder geſammelt, und wurden von den numidiſchen Königen unterſtützt. Sylla wirkte daher ein Dekret des Senats aus, welches dem Pompejus befahl, ſich dorthin zu begeben. Er nahm 5 Legionen mit ſich, zog geradeswegs gegen Domitius, und zerſtreute den größten Theil ſeines Heeres durch einen unerwarteten Angriff. Darauf ſtürmte er ſein Lager, erſchlug ihn, und nahm den numidiſchen König gefangen; die Länder deſſelben gab er einem Anhänger ſeiner Partei. Dieſer vollſtändige, binnen vierzehn Tagen erlangte Erfolg erregte ſo ſehr des Sylla Eiferſucht, daß er ihm den Befehl zukommen ließ, ſein Heer zu entlaſſen und nach Rom zurückzukehren. Die Soldaten, die ſich in ihrer Erwartung auf Beute getäuſcht ſahen, brachen in einen Aufſtand aus, und erſt, als er ſich ſelbſt zu ermorden drohte, wenn ſie darin beharrten, kehrten ſie zum Gehorſam zurück. Bei ſeiner Ankunft in Rom ward er von Sylla mit allen Zeichen der Gunſt empfangen. Nach Plutarch erhielt er von Sylla, nach Livius aber von ſeinen Schmeichlern den Beinamen des Großen (Magnus), den er fortan führte. Des Diktators Eiferſucht aber erwachte auf's neue, als Pompejus einen Triumph foderte. Sylla erklärte ihm, daß er ſich dieſem Verlangen mit allen Kräften widerſetzen werde. Pompejus aber trug kein Bedenken ihm zu erwiedern: „daß das Volk mehr die aufgehende als die niederſinkende Sonne verehre;" und Sylla gab nach. So erhielt Pompejus die Ehre des Triumphs, ob er gleich erſt römiſcher Ritter war, und noch nicht das geſetzliche Alter hatte, um in den Senat zu treten. Sylla legte bald darauf die Dictatur nieder, und Pompejus gab ihm bei einer Conſulwahl die kränkende Ueberzeugung von ſeinem Uebergewicht. Sylla rächte ſich dadurch, daß er ihn in ſeinem Teſtamente überging; aber Pompejus war hochgeſinnt genug, den Todten zu ehren, und allen ſeinen Einfluß anzuwenden, damit er öffentlich auf das Prachtvollſte beſtattet wurde. Neue Unruhen erhoben ſich bald darauf, beſonders durch den Conſul Lepidus, welcher ebenfalls nach der Oberherrſchaft ſtrebte. Dieſer verließ Rom, und ſtellte ſich an die Spitze eines Heers, ward aber von den vereinigten Streitkräften des andern Conſuls Catulus und des Pompejus beſiegt. Letztrer bekam darauf vom Senat den Befehl, gegen M. Junius Brutus (den Vater des berühmten M. Brutus) zu ziehen, welcher im ciſalpiniſchen Gallien eine Heerabtheilung für die Sache des Lepidus befehligte. Pompejus bewog ihn zur Uebergabe, ließ ihn aber, mit Verletzung des verſprochnen ſichern Geleits, hinrichten. Jetzt trat ein Zeitraum der Ruhe ein, in welchem Catulus ſein Anſehn anwendete, um den Pompejus zu nöthigen, ſeine Kriegsmacht zu entlaſſen. Dieſer Maßregel wich er jedoch unter mancherlei Vorwänden aus, bis die Fortſchritte des Sertorius, eines ehemaligen Feldherrn des Marius, in Spanien, einen Senatsſchluß veranlaßten, daß Pompejus mit prokonſulariſcher Gewalt zur Unterſtützung des Metellus, der ſich in einem zu ungleichen Kampfe gegen dieſen geſchickten Anführer befand, abgehen ſolle. Pompejus, damals 30 Jahre alt, begab ſich unverzüglich auf den Schauplatz des Kriegs. Beide Feldherren waren zwar von einander unabhängig, handelten aber im vollkommenſten Einverſtändniſſe. Anfangs wurden ſie durch die Thätigkeit und Kriegserfahrenheit des Sertorius überwunden. Pompejus verlor zwei Schlachten, und kam in große perſönliche Gefahr. Auch ward der Krieg, ſo lange Sertorius lebte, nur mit geringem Erfolg

gegen ihn geführt. Nachdem er aber von ſeinen eignen Offizieren ermordet worden, und Perpenna ihm gefolgt war, brachte Pompejus den Kampf bald zu Ende. Bei ſeiner Rückkehr war der Sklavenkrieg unter Spartacus in Italien ausgebrochen. Craſſus hatte bereits den Hauptſchlag ausgeführt, und Pompejus fand nichts weiter zu thun, als die Ueberreſte des Rebellenheeres aufzureiben. Dennoch maßte er ſich den Ruhm des Sieges an, und zeigte überhaupt ſo wenig Mäßigung in ſeinem Glücke, daß er in Verdacht kam, in des Sylla Fußſtapfen treten zu wollen. Er triumphirte zum zweitenmale, und wurde zum Conſul gewählt (im J. 70 vor Chr.), obgleich er noch keins der untergeordneten Staatsämter verwaltet hatte, durch welche man ſich bisher den Weg zum Conſulat zu bahnen pflegte. Sein College war Craſſus, und beide bewarben ſich um die Gunſt des Volks; Craſſus durch reiche Spenden, Pompejus durch Wiederherſtellung des Tribunats und andre Einrichtungen zum Vortheile des Volks. In demſelben Jahre wurde das Cenſoramt erneuert, bei welcher Gelegenheit Pompejus dem Volke einem merkwürdigen Auftrit gab. Als die Cenſoren auf dem Forum ſaßen, um dem Gebrauche gemäß ſolchen Rittern Befreiung vom Kriegsdienſte zu verwilligen, welche die beſtimmte Zeit gedient hatten, erſchien auch Pompejus vor ihnen, im conſulariſchen Gewand, und ſein Pferd am Zügel führend. Der Cenſor fragte ihn: „Pompejus Magnus, haſt du alle im Geſetze beſtimmten Feldzüge gemacht?" und er antwortete: „Ja, und alle unter meiner eignen Anführung." Dieſer Antwort folgte ein allgemeines Beifalljauchzen; die Cenſoren aber ſtanden von ihren Sitzen auf, und begleiteten ihn unter dem Jubel der Menge nach Hauſe. Zwei Jahre nach ſeinem Conſulat hatten die Seeräuber, begünſtigt durch den Krieg mit Mithridates, im mittelländiſchen Meere ſo ſehr überhand genommen, daß ſie, im Beſitze von tauſend Galeeren und vierhundert Städten auf einer weit ausgedehnten Küſte einen regelmäßigen Krieg führten, und man ſich in Rom zu ernſtlichen Maßregeln genöthigt ſah. Der Tribun Gabinius, ein dem Pompejus ergebner Mann, ſchlug vor, man ſolle Jemand (deſſen Namen er jedoch nicht nannte) auf drei Jahre mit außerordentlicher Gewalt zu Waſſer und zu Lande bekleiden, um dem Unweſen der Seeräuber ein Ende zu machen. Mehrere Freunde der Verfaſſung ſprachen mit Nachdruck gegen dieſen Vorſchlag; dennoch ward er mit großer Stimmenmehrheit durchgeſetzt, und dem Pompejus mit dem Titel eines Proconſuls dieſe Gewalt ertheilt. Zu ſeiner Ehre rechtfertigte er das ſowol in ſein Feldherrntalent als in ſeine Rechtſchaffenheit geſetzte Vertrauen. In vier Monaten erreichte er vollſtändig den ganzen Zweck ſeiner Sendung. Er reinigte die Meere von den Schiffen der Seeräuber, bemeiſterte ſich ihrer Städte und Feſtungen, befreite eine große Menge Gefangner, und nahm 20,000 Seeräuber gefangen, denen er eben ſo menſchlich als klug die verlaſſnen Inſelſtädte Ciliciens und andre Provinzen zu Wohnplätzen anwies, wodurch er ihnen die Gelegenheit benahm, ihre vorige Beſchäftigung wieder zu ergreifen. Nach ſo großen Erfolgen ſtrebten des Pompejus Freunde ihn nur noch mehr zu erheben. Der Krieg gegen Mithridates war ſeit mehrern Jahren mit wechſelndem Glücke geführt worden; und obgleich Lucullus ſeinen Gegner hart bedrängte, ſo fand dieſer doch immer neue Hülfsquellen auf, und das Ende des großen Kampfs war nicht abzuſehen. Da ſchlug der Tribun Manilius vor, den Pompejus ſowol über den Lucull in Führung des Kriegs gegen den Mithridates und Tigranes, als auch über die andern römiſchen Anführer in den aſiatiſ en Provinzen zu ſetzen und

während er den Oberbefehl zur See beibehielt, alle Heere in dieſen Gegenden unter ſeine Willkür zu ſtellen. Das hieß eine größere Macht in ſeine Hände legen, als je ein römiſcher Bürger vor ihm gehabt hatte. Mehrere ausgezeichnete Männer ſahen darin einen ſo verderblichen Eingriff in die Freiheit, daß ſie beſchloſſen, ſich mit ihrem ganzen Einfluſſe zu widerſetzen. Aber Pompejus ſtand in ſo großer Gunſt beim Volke, und dieſe äußerte ſich ſo mächtig, daß, als der feſtgeſetzte Tag kam, nur Hortenſius und Catulus den Muth hatten, gegen den Vorſchlag zu ſprechen, während Cicero, der das Conſulat durch die pompejaniſche Partei zu erlangen hoffte, mit aller ſeiner Beredtſamkeit, und Cäſar, dem dergleichen Abweichungen von der Verfaſſung erwünſcht kamen, mit allem ſeinen Einfluſſe ſich dafür erklärten. Cicero's Rede (Pro lege Manilia) liefert einen Abriß von Pompejus öffentlichem Leben in den glänzendſten Lobſprüchen, die vielleicht je einem Einzelnen gemacht worden. Das Geſetz wurde von allen Tribus genehmigt, und Pompejus nahm den Schein an, als gebe er ungern ſeine Einwilligung. Er begab ſich im J. 67 vor Chr. nach Aſien, und übernahm den Oberbefehl von Lucullus, der ſein Mißvergnügen um ſo weniger verbergen konnte, als Pompejus gefliſſentlich alle von ihm gemachten Einrichtungen vernichtete (ſ. Mithridates). Der König ward aus ſeinen feſten Stellungen vertrieben, mit Verluſt ſeines Lagers gänzlich geſchlagen, und zur Flucht in die Länder jenſeits des kaspiſchen See's gezwungen. Pompejus, der zu derſelben Zeit den König Tigranes von Armenien von ſeinem Bunde mit Mithridat getrennt, und deſſen Reich der Verfügung der Römer unterworfen hatte, verfolgte den Mithridat nach Scythien, und kämpfte mit den kriegeriſchen Völkern daſelbſt zwei Jahre. Dann kehrte er nach Pontus zurück, vollendete die Eroberung dieſes Königreichs, und verwandelte Syrien in eine römiſche Provinz. Auf Einladung der beiden Brüder, Ariſtobulus und Hyrcanius, welche um den Thron von Judäa ſtritten, erſchien er in dieſem Lande, ihren Zwiſt zu ſchlichten. Nach einer dreimonatlichen Belagerung nahm er Jeruſalem mit Sturm, richtete ein großes Blutbad an, und ertheilte dem Hyrcanius die oberprieſterliche Würde. Inzwiſchen hatte ſich Mithridates aus Verzweiflung vergiftet, und ſo war der Krieg beendigt. Nachdem Pompejus die Angelegenheiten Aſiens geordnet, beſuchte er Griechenland, wo er Redner und Dichter hörte, und ſeine Achtung für die Philoſophie dadurch bezeigte, daß er der Stadt Athen ein reiches Geſchenk machte. Darauf kehrte er nach Italien zurück, entließ, die Gemüther zu beruhigen, ſein Heer, ſobald er bei Brunduſium (im J. 61 vor Chr.) gelandet war, und zog als Privatmann in Rom ein. Die ganze Bürgerſchaft kam ihm entgegen, und bewillkommte ihn mit lautem Jubel. Seine Foderung eines Triumphs ward ohne Widerſpruch bewilligt, und noch nie hatte Rom ein ſo glänzendes Schauſpiel geſehen, als dieſen zweitägigen Triumphaufzug. Gefangne Könige und Vornehme gingen vor dem Wagen her, und die Beute von Aſien, die in den öffentlichen Schatz floß, ſtieg zu einer ungeheuern Summe. Seine Menſchlichkeit aber bewies Pompejus dadurch, daß er nach dem Triumphe alle Gefangne in ihr Vaterland zurückkehren ließ, mit Ausnahme des Ariſtobulus und Tigranes. Sein Plan war nun, unter dem Anſchein eines zurückgezognen Privatmannes, durch ſeinen Ruf und Einfluß den erſten Platz im Staate zu behaupten; dabei aber fand er von mehrern Seiten Widerſtand und Hinderniſſe. Craſſus und Lucullus übertrafen ihn an Reichthum; die eifrigen Republikaner betrachteten ihn mit Argwohn; Cäſar legte den

Grund zu ſeiner künftigen Größe. Dadurch wurde Pompejus zu allerlei Kunſtgriffen bewogen, und zog auch den ſchändlichen Clodius an ſich. Cäſar, der aus ſeiner Statthalterſchaft Spanien zurückkam, warb alles Ernſtes um das Conſulat. Zu dieſem Zwecke verſöhnte er Craſſus und Pompejus, und trat ſelbſt mit ihnen in jene, unter dem Namen des erſten Triumvirats berühmte Verbindung; im J. 59 vor Chr. Geb. wurde er zum Conſul gewählt, und durch die Vermählung ſeiner Tochter Julia, mit Pompejus, ſchienen beide große Männer für immer vereinigt zu ſein. Der glänzendſte Theil von der Geſchichte des Pompejus iſt indeß vorüber. Wir ſehen ihn von jetzt an nur als Haupt einer Partei Maßregeln befördern, denen er als guter Bürger hätte entgegenwirken ſollen, da ſie die Freiheit ſeines Vaterlandes unterdrückten. Er gab es zu, daß ſein großer Lobredner Cicero von dem Tribun Clodius in die Verbannung geſchickt wurde; wiewol er ſpäter, als er ſich mit Clodius entzweit hatte, ſeine Zurückberufung bewirkte. Die geſetzwidrige Ernennung Cäſar's zu einem fünfjährigen Oberbefehl in Gallien unterſtützte er mit allen Kräften; eine Nachgibigkeit, deren verderbliche Folgen ſich ſpäter zeigten. Um ihre Macht aufrecht zu erhalten, bewarben ſich Craſſus und Pompejus zum zweitenmale um das Conſulat; ſie erhielten es nicht ohne Gewaltthätigkeiten (55 vor Chr.). Nach Verlauf des Jahres begab ſich Craſſus in ſeine weitläufige Statthalterſchaft im Orient, während Pompejus, dem Spanien zugetheilt worden, im Rom blieb, und dem Volke Schauſpiele gab. Dennoch traute er der Gunſt des Volks nicht ganz, ſondern hielt es durch ein eigenmächtig ausgehobnes Heer in Furcht. Des Craſſus Niederlage in Parthien ließ nur noch zwei Herren der römiſchen Welt übrig, und dieſe wurden, als bald darauf Julia im Kindbette ſtarb, aus Freunden Nebenbuhler. Dennoch hatte Pompejus noch ſo viel Wohlwollen für Cäſar, daß er ihm, zum Erſatz ſeiner verlornen Mannſchaften, zwei Legionen zuſchickte. Da die Unruhen in der Hauptſtadt zunahmen, ſo wünſchten mehrere, daß Pompejus die Dictatur erhalten möchte; aber Cato ſchlug als verfaſſungsmäßige Maßregel vor, ihn zum alleinigen Conſul zu ernennen, welches im J. 52 vor Chr. geſchah. Cäſar's immer wachſender Feldherrnruhm und immer zunehmende Liebe beim Volke konnten ihm nicht mehr gleichgültig bleiben. Er ſuchte dadurch entgegenzuwirken, daß er ſeinen Anhang möglichſt vermehrte, und das Intereſſe angeſehener Familien mit dem ſeinigen vereinigte. In dieſer Abſicht vermählte er ſich mit Cornelia, der Witwe des jungen Craſſus und Tochter des Metellus Scipio, und machte dieſen zu ſeinem Mitconſul. Die Kriſis eilte jetzt mit ſchnellem Schritte herbei. Pompejus bewirkte, daß Cäſar's Begehren, ſeinen Oberbefehl in Gallien zu verlängern, vom Senate verworfen wurde; die wichtigſten Aemter beſetzte er mit Feinden deſſelben; auch rief er die zwei ihm geliehnen Legionen zurück, welche Cäſar ſogleich entließ. Es wurden Vorſchläge gemacht, daß Beide zugleich ihr Commando niederlegen ſollten; aber Pompejus Anhänger wandten dagegen ein, daß für Cäſar die Zeit abgelaufen ſei, für Pompejus hingegen nicht. Es zeigte ſich bald, daß einer auf den andern argwöhniſch war, und keiner von beiden Luſt hatte in den Privatſtand zurückzutreten. Lucan, der aus Grundſatz ein Pompejaner war, ſagt, daß Pompejus Niemand neben ſich, Cäſar Niemand über ſich dulden konnte. Indeß hatte Pompejus die Formen der Verfaſſung auf ſeiner Seite; denn der Senat hatte Cäſar zurückberufen, den Pompejus aber beſtätigt. An wahrer Macht waren beide Nebenbuhler einander ſehr ungleich; Pompejus hatte niemals an Talent Cäſarn

erreicht, und war jetzt nur der Schatten ſeines großen Namens. Er ſelbſt aber nahm dieſes Sinken ſeines Anſehens nicht wahr, und als Cicero, der ihn für jeden Vergleich taub fand, ihn fragte, wie er dem Cäſar zu widerſtehen gedenke, antwortete er prahleriſch: „Wenn ich mit dem Fuße ſtampfe, ſteigt ein Heer aus der Erde herauf.“ Cäſar ging endlich über die Alpen und lagerte bei Ravenna (im J. 49 vor Chr.). Der Senat erklärte ihn für einen Feind des Vaterlandes, und übertrug dem Pompejus die Vertheidigung des Staats. Jetzt traf dieſer Vorbereitungen zum Kriege, aber zu ſpät für die Schnelligkeit des Gegners. Cäſar ging über den Rubicon (ſ. d. A), und näherte ſich Rom; in 60 Tagen unterwarf er ſich ganz Italien. Pompejus, in Brunduſium belagert, entfloh nach Griechenland, wo er ein zahlreiches Heer ſammelte. Cäſar folgte ihm, erſt einen Vergleich, dann eine Schlacht anbietend. Pompejus vermied beides, und lagerte ſich vor Dyrrhachium. Hier ſchloß ihn Cäſar ein; Pompejus aber brach durch, und entkam, wiewol mit großem Verluſte. Endlich ſtießen (im J. 48 vor Chr.) in Macedonien bei Pharſalus beide Gegner in entſcheidender Schlacht auf einander. Pompejus hatte den Kampf auf das Dringen ſeiner Offiziere angenommen, und zeigte ſich ſeines vormaligen Ruhmes wenig werth. Er begab ſich, ſobald er ſein Heer in Unordnung ſah, in ſein Zelt, und blieb daſelbſt in gefühlloſem Hinſtarren, bis die Annäherung der Sieger ihn aufſchreckte und an ſeine Rettung mahnte. Er floh über Lariſſa nach der Küſte, und ſchiffte ſich nach Lesbos ein. Hier fand er ſeine getreue Cornelia, mit der und einigen Freunden er nach der Küſte von Aſien weiter ging. Auf Cypern wurde über die zu nehmenden Maßregeln Berathſchlagung gehalten. Pompejus ſelbſt wollte nach Parthien gehen; auf des Griechen Theophanes Vorſchlag aber zog er Aegypten vor, wo er von dem jungen Ptolemäus, deſſen Vater von Pompejus begünſtigt worden, eine freundliche Aufnahme erwarten durfte. Sobald in Aegypten ſeine Annäherung bekannt wurde, rathſchlagte man, wie man ſich in dieſem bedenklichen Falle benehmen ſolle. Endlich faßten die verächtlichen Miniſter des unmündigen Königs den Beſchluß, ſich des Pompejus zu bemächtigen, und ihn ermorden zu laſſen. Demzufolge wurde ihm bei ſeiner Ankunft eine Barke mit dem ägyptiſchen Feldherrn Achillas und einigen römiſchen Flüchtlingen entgegengeſchickt, mit der Einladung, an's Land zu ſteigen. Pompejus ahnete Verrath konnte aber nicht mehr zurück. Nach einem zärtlichen Abſchiede von ſeinem Weibe und ſeinem Sohne ſtieg er in die Barke. Auf der Küſte erwartete ihn ein großes Gewühl; ehe er ſie aber noch betreten hatte, ſtießen ihn die Meuchelmörder nieder. Er hüllte ſein Geſicht in die Toga, und ſtarb ohne einen Schmerzenslaut. Der Kopf wurde vom Körper getrennt, und letztrer blieb nackt an der Küſte liegen. Ein treuer Freigelaſſner und ein römiſcher Krieger, der unter Pompejus gedient, trugen einiges Holz zuſammen, und verbrannten die traurigen Ueberreſte des einſtigen Gebieters von Rom. Als Cäſar nach Aegypten kam, zeigte man ihm das Haupt ſeines Feindes; er aber wandte ſich mit Thränen von dieſem Anblicke ab, rächte die Mordthat an denen, die ſie vollzogen, ließ den Kopf feierlich beſtatten, und über dem Grabe einen Tempel der Nemeſis erbauen. Pompejus erreichte ein Alter von 59 Jahren; ſein Name gehört zu den berühmteſten des Alterthums (Clarum et venerabile nomen gentibus). Seiner Privattugenden waren viele. Er war mäßig im Vergnügen, frei von Ausgelaſſenheit und prahleriſchem Luxus, auch im höchſten Glücke gutherzig, mild und menſchlich, wenn ihn nicht Parteiwuth hinriß. Sei-

ne Talente waren groß und mannichfach, und ſein Geiſt durch Philoſophie und Wiſſenſchaften gebildet. Wenn er auch zu den eigentlichen Patrioten nicht zu zählen iſt, ſo ſtrebte doch ſein Ehrgeiz nur danach, das Oberhaupt eines freien Staats, nicht der Zerſtörer der Freiheit zu ſein, oder wie Lucan ſagt: Rector senatus, sed regnantis. Unfähig, ſich auf der Höhe, die er erreicht hatte, zu erhalten, ſank er ſchnell herab, und verlor einen Theil ſeines Ruhms durch die Art, wie dies geſchah. Pompejus hinterließ zwei Söhne, Enejus und Sextus. Jener verlor ſein Leben bald darauf in der Schlacht von Munda; dieſer machte ſich noch nach Cäſar's Tode den neuen Triumvirn zur See furchtbar, und wurde zuletzt in Armenien, wohin er ſich geflüchtet hatte, auf Antonius Befehl (i. J. 35 vor Chr.) ermordet.

Pompejus=Säule, ſ. Alexandrien.

Pondichery, ſeit 1670 Hauptſtadt eines franzöſiſchen Bezirks in Oſtindien, auf der Küſte Koromandel, in der Provinz Karnatik, liegt an der Mündung des Ariankupan in den bengaliſchen Meerbuſen, in einer ſandigen und dürren Ebene, iſt erſt in ſpätern Zeiten von einigen Vertriebnen aus Wirapatnam erbaut worden, und nach und nach zu einer Stadt herangewachſen, die im J. 1761 über 70,000 Einw. zählte, jetzt aber ſo herabgeſunken, daß ſie nicht viel über 20,000 Einw. zählt, die nach den Nationen (Europäern, Mohammedanern, Indiern ꝛc.) in abgetheilten Stadtvierteln wohnen. Es werden hier ſehr feine baumwollne Zeuge gewebt, womit noch in den neuſten Zeiten in der Stadt und ihrem Bezirke an 5000 Perſonen beſchäftigt waren. Die Stadt, ſonſt eine wichtige Feſtung, hat anſehnliche, nach europäiſcher Art erbaute Häuſer, mehrere römiſch=katholiſche Kirchen, unter denen ſich die Jeſuitenkirche beſonders auszeichnet, einige Hindutempel, Moſcheen, europäiſche Lehranſtalten, und eine vortreffliche Rhede. In ihrem 4 Q. M. großen Gebiete leben 8000 Eingeborne und 120,000 Malabaren. Die Lage der Stadt für den Handel iſt ſehr vortheilhaft, daher ſie in Friedenszeiten der Mittelpunkt des indiſchen Handels der Franzoſen iſt. 1761 wurde ſie von den Britten erobert und zerſtört, 1763 zwar wieder zurückgegeben, 1778 jedoch abermals erobert, obgleich ſie durch neue vortreffliche Feſtungswerke geſchützt war. Der Frieden von Verſailles 1783 brachte ſie den Franzoſen auf's neue zurück, bis 1793 der Nabob von Karnatik, in Verbindung mit den Britten, ſie in Beſitz nahm, und die Feſtungswerke von den Eroberern geſchleift wurden. Im Frieden von Amiens 1802 wurde Stadt und Gebiet wieder an Frankreich abgetreten; da aber dieſer Frieden von kurzer Dauer war, ſo nahmen die Britten ſie abermals in Beſitz, bis ſie durch den pariſer Frieden 1814 wieder den Franzoſen zurückgegeben wurde, welches ſich jedoch anheiſchig machten, keine neue Feſtungswerke daſelbſt anzulegen, und nur die zur Handhabung der Polizei unumgänglich erfoderliche Anzahl von Truppen dort zu unterhalten.

Poniatowſki, ein polniſches Fürſtenhaus, urſprünglich ein Zweig des alten italieniſchen Geſchlechts der Torelli, Abkömmlinge der Grafen von Guaſtalla und Montechiarugolo, welchen Joſeph Salinguerra V., geb. 1612, ſtiftete, als er von Ranucius I., Herzog von Parma, ſeiner Güter beraubt, ſich allein bei der Ermordung ſeiner Familie gerettet hatte. Er benutzte das, ſeinen Voraltern bewilligte Indigenat, um ſich in Polen niederzulaſſen, wo er ſeinen Familiennamen Torelli gegen den gleichbedeutenden Cziolek vertauſchte, und gegen 1650 ſtarb. Seine Gemahlin Sophie, eine Tochter Alberts

Poniatowski und der Anna Lesczinska, war als Erbin des Lehns Poniatow die Veranlaſſung, daß er den Zunamen Poniatowski annahm. Die Familie Poniatowski, welche 1764 in den Fürſtenſtand erhoben wurde, gehört noch jetzt zu den 36 römiſchen herzogl. und fürſtl. Familien, hat jedoch nicht die Vorrechte der 35 übrigen. Berühmt ſind folgende Sprößlinge dieſes Geſchlechts.

I. Poniatowski (Stanislaus, Graf von), Enkel des Joſeph Salinguerra, Kronſchatzmeiſter von Polen, geb. 1678, ſtarb 1762. Er iſt bekannt durch ſeine Verbindung mit Carl XII., dem er nach der Schlacht bei Pultawa nach Konſtantinopel folgte, wo er durch geſchickte Unterhandlungen die Pforte zum Kriege mit Rußland bewog. Carl ernannte ihn zum Statthalter von Zweibrücken, nach deſſen Tode aber unterwarf er ſich dem Könige Auguſt II., und ging nach Polen zurück. Er ſchrieb Remarques d'un seigneur polonais sur l'hist. de Charles XII. par Voltaire, a la Haye 1741. II. Sein älterer Sohn, Stanislaus II. Auguſt, geb. 1732, polniſcher Geſandter in St. Petersburg, und Günſtling der Kaiſerin Catharina II., ward auf ihren Vorſchlag unter dem Schutze ruſſiſcher Waffen 7. Sept. 1764 zum Könige von Polen gewählt. Er war einer der gebildetſten und liebenswürdigſten Männer ſeiner Zeit, geiſtreich, beredt, muthvoll, edel als Menſch, Bürger und Fürſt. Die Nation hätte auch bei völlig freier Wahl keinen Würdigern gefunden; aber bei einer aufgeklärten Denkart, und bei dem reinſten Eifer für das Wohl ſeines Vaterlandes, für weiſe Geſetze und gute Gerichtspflege, fehlten ihm Willenskraft und Seelenſtärke, um ſich auf einem wankenden Throne zu behaupten, einen unbändigen Adel zu zügeln, und die Stürme aller Art, die von innen und außen über ihn hereinbrachen, zu zerſtreuen. Er hatte nicht jenen politiſchen Scharfblick, Catharinens Politik zu durchſchauen, noch die Erhebung des Gemüths, um mit dem Schickſale zu kämpfen. Ein weichlicher Luxus zog ihn ab von dem Ernſte ſeines Berufs. Die Familie Czartoryski, mit der er durch ſeine Mutter verwandt war, hatte ihn nach Petersburg geſchickt, um daſelbſt die Wahl des Prinzen Adam Czartoryski zum Könige von Polen zu befördern; als aber Catharinens Gunſt ihn ſelbſt zum König erhoben hatte, ſuchte ſie wenigſtens durch ihn zu herrſchen. Als dies nicht der Fall war, klagte man ihn an, daß er Günſtlingen und fremdem Einfluſſe folge. Da er nun der Herſtellung der Diſſidenten (ſ. d. Art.) in die alte Gleichheit der Rechte geneigt ſchien, ſo entflammte dies den Zorn des Biſchofs Soltyk von Krakau. Rußland, Preußen, Großbritannien und Dänemark foderten jene Wiederherſtellung, zugleich arbeitete der König ſelbſt an einer Verbeſſerung der polniſchen Staatsform. Dies machte ihn verhaßt. Eine mächtige Partei ſchloß eine Conföderation. Zwar unterdrückten ruſſiſche Truppen den Ausbruch der Unruhen; ſie nahmen die Eiferer gefangen, und der ruſſiſche Botſchafter erzwang einen für die Diſſidenten günſtigen, für Polens Unabhängigkeit nachtheiligen Vergleich 1767; aber bald entzündeten neue Conföderationen zu Bar (ſ. d. A. Polen), Halicz und Lublin den wildeſten Bürgerkrieg 1768. Die katholiſchen Conföderirten erklärten den Thron für erledigt, und einige Verſchworne entführten den König in der Nacht vom 3. Nov. 1771 aus ſeinem Palaſte zu Warſchau. Die Räuber verbargen ſich mit ihm in einem Walde. Als er ſich jedoch mit einem derſelben, welcher ihn im äußerſten Falle tödten ſollte, allein befand, erſchütterte er denſelben durch ſeine Beredtſamkeit ſo, daß er von ihm nach Warſchau zu=

rück geleitet wurde. Da indeß 1771 auch Oeſterreich und Preußen Truppen in's Land ſchickten, ſo fielen die meiſten Großen von dem Könige ab. Hierauf beſchloſſen jene Mächte mit Rußland die Theilung von 1772. Vergebens widerſtanden der König und der Senat, die Heiligkeit der Verträge gegen ungerechte Waffen aufrufend. Die Republik mußte den entriſſnen Ländern entſagen. „Gott wollte damals,“ ſagt Johannes von Müller, „die Moralität der Großen zeigen.“ Der König ließ hierauf ein neues, treffliches Geſetzbuch fertigen, aber dieſes wurde auf dem Reichstage 1779 verworfen. Nun war der König gänzlich abhängig von dem immerwährenden Rathe, welcher unter dem Einfluſſe des ruſſiſchen Geſandten ſtand. Da erkannten endlich die Magnaten, wie Polens Selbſtſtändigkeit zu retten ſei. (S. d. A. Potocki). Sie ſuchten und erhielten d. 29. März 1790 Friedrich Wilhelms II. von Preußen Verſprechen, daß er der Republik beiſtehen wolle, falls ſie wegen der Verbeſſerung ihrer Conſtitution angegriffen werden ſollte. Auch gab Preußen der hierauf vom Könige Stanislaus angenommnen Conſtitution vom 3. Mai 1791 ſeinen Beifall. In dieſer Angelegenheit zeigte Stanislaus ſich ſo weiſe und edel, daß er die Achtung und Liebe ſeiner Nation wieder erhielt. Vorzüglich waren ihm die Städte ergeben, für deren Emporkommen er thätig geſorgt hatte. Auch ſchien er entſchloſſen, dem Zorne Catharinens, deren Gunſt er durch jenen Schritt unwiederbringlich verloren hatte, Trotz zu bieten. Als aber Preußen in ſeiner Freundſchaft erkaltete, und den Drohungen Rußlands nichts entgegenſetzte; als die Minderzahl des Reichstags, welche der Conſtitution widerſprochen hatte, durch Felix Potocki und Rzewuski in Wien und Petersburg die Umkehrung der neuen Ordnung betrieb, und die von ihnen geſtiftete targowiezer Conföderation (ſ. d. A. Polen) durch ruſſiſche Truppen unterſtützt wurde, da ſank dem ſchwachen Stanislaus der Muth. Das polniſche Heer war, ſo tapfer auch Kosciuszko focht, zum langen Widerſtande nicht geeignet, und Stanislaus, der geſchworen hatte, eher mit ſeinem Volke umzukommen, als mit deſſen Feinden zu unterhandeln, ließ das Heer ſich zwanzig Stunden von Warſchau zurückziehen, und trat hierauf d. 23. Juli 1792, nach Rußlands Verlangen, der targowiczer Conföderation bei. Dadurch empörte er die Nation gegen ſich, ohne Catharinen zu entwaffnen. Preußen und Rußland ſchritten nun 1793 zur zweiten Theilung, um, wie ſie erklärten, dem polniſchen Jacobinismus Schranken zu ſetzen. Der König ſah den offnen Abgrund vor ſich. Sein Widerſpruch zog ihm nur perſönliche Mißhandlungen von Seiten des ruſſiſchen Generals Rautenfeld und des ruſſiſchen Geſandten Grafen von Sievers zu. Catharina ließ ihn nach Grodno bringen, nöthigte ihn (1794) den Theilungsvertrag zu unterzeichnen, der Polens Vernichtung vollendete, und am 25. Nov. 1795, am Jahrestage ſeiner Krönung, dem Throne zu entſagen. Er ging hierauf nach Petersburg, wo er als Privatmann von Rußland penſionirt lebte, und den 12. Febr. 1798 ſtarb. Ein blinder Glaube an Catharinens Großmuth, an ihre perſönliche Freundſchaft und Liebe für ihn, hatte ihn verblendet; ſo wurde er das Opfer ihrer Politik. Er beweinte zu ſpät das Unglück ſeines Vaterlandes, die eigne Schwäche und ſeinen Wankelmuth. Ohne tragiſche Würde in der Geſchichte trat er ab vom Schauplatze, ein Werkzeug der nordiſchen Semiramis. K.

III. Poniatowski (Joſeph), des Vorigen Neffe, geb. 1762, Oberfeldherr des polniſchen Kriegsheers, Kriegsminiſter, Marſchall von

Frankreich und Ritter mehrerer Orden. Früh zeigte er allenthalben, wo er nicht durch den Einfluß ſeines Oheims, des Königs, geleitet wurde, große Thätigkeit und Vaterlandsliebe. Dieſer Einfluß aber gab ihm einen Schein von Unentſchloſſenheit, wodurch er ſich den verſchiednen Parteien verdächtig machte. Während des Feldzugs von 1792 befehligte er gegen die Ruſſen, zeigte anfangs viel Eifer und Einſicht, ließ ſich aber nachher, mehr durch die Befehle des Hofes als durch die Fortſchritte des Feindes, muthlos machen. Nachdem ſein Oheim der Conföderation von Targowicz beigetreten war, nahm er mit dem größten Theile der beſten Offiziere ſeinen Abſchied; als aber 1794 die Polen die Ruſſen zu vertreiben ſuchten, begab er ſich wieder in das polniſche Lager und nahm Dienſte als Freiwilliger. Sein biederes Betragen erwarb ihm die Achtung und Liebe der Polen. Kosciuczko vertraute ihm eine Diviſion an, mit welcher er während der beiden Belagerungen von Warſchau Dienſte leiſtete. Bald nach der Uebergabe dieſer Stadt ging er nach Wien, und ſchlug die Anerbietungen Catharinens und Pauls, welcher Letztre ihn zum ruſſiſchen Generallieutenant ernannt hatte, aus. Hierauf lebte er als Privatmann auf ſeinen Gütern bei Warſchau, bis die Errichtung des Großherzogthums Warſchau die polniſchen Patrioten mit neuen Hoffnungen erfüllte. Da trat er als Kriegsminiſter in die Dienſte ſeines Vaterlandes. 1809 befehligte er das polniſche Heer gegen die zur Beſetzung des Herzogthums Warſchau beſtimmte, an Zahl weit überlegnen Oeſterreicher unter dem Herzoge Ferdinand, und zwang dieſelben noch vor der Ankunft der Ruſſen, mehr durch geſchickte Bewegungen als durch Waffengewalt, zur Räumung des Herzogthums, worauf er in Galizien bis Krakau vordrang. Nach dieſem ehrenvollen Feldzuge lebte er ſeinem Berufe als Miniſter, bis in der Mitte des J. 1812 der Krieg gegen Rußland ihn wieder an die Spitze des polniſchen Heeres rief. Nachdem er an allen wichtigen Ereigniſſen dieſes wechſelvollen Kriegs Theil genommen, und zuletzt in der Völkerſchlacht von Leipzig, während welcher ihn Napoleon zum franzöſiſchen Marſchall ernannte, oft hart bedrängt die glänzendſten Proben ſeiner Tapferkeit und ſeiner Feldherrntalente gegeben hatte, erhielt er am 19. October den Befehl, den Rückzug des geſchlagnen Franzoſenheers zu decken. Er ſammelte daher ſeine Polen zu neuen Angriffen gegen die andringenden Sieger. Schon waren dieſe in den Vorſtädten Leipzigs und hatten leichte Truppen auf das andre Ufer der Elſter geworfen, als der Fürſt mit einem nicht zahlreichen Gefolge an dem Fluſſe ankam, deſſen Brücke von den Franzoſen geſprengt worden war. Der Augenblick drängte; ſo ungünſtig auch die ſteilen Ufer zu einem Uebergange waren, ſprengte der Fürſt doch ohne Zaudern mit ſeinem Pferde in den Fluß, der Roß und Mann verſchlang. Erſt am 24ſten wurde der Leichnam aufgefunden, und am 26ſten mit den dem Range des Verſtorbnen angemeſſnen Ehren beigeſetzt. Später ward er einbalſamirt und nach Warſchau geführt. 1816 erlaubte Kaiſer Alexander, daß ſein Leichnam in der Domkirche zu Krakau, wo die Könige und die Helden Polens ruhen, beigeſetzt wurde. Der berühmte Thorwaldſen hat den Auftrag erhalten, ſein Denkmal zu verfertigen. Auch iſt ihm eins an dem Orte, wo er fiel, errichtet worden. Er hat nur einen natürlichen Sohn hinterlaſſen, geb. 1790. Noch blüht dieſes fürſtl. Geſchlecht in einer Seitenlinie des Königs Stanislaus, die des Fürſten Stanislaus, geb. 1754. K.

Pönitentiarius heißt in der römiſch-katholiſchen Kirche der-

jenige, welchem ein Biſchof die Gewalt ertheilt hat, in gewiſſen vorgeſchriebnen Fällen Abſolutionen zu ertheilen. Daher auch zu Rom ein gewiſſes Tribunal La Penitenziaria heißt, welches in ganz beſondern Gewiſſensfällen im Namen des Papſtes Diſpenſation ertheilt. — Pönitenz (eigentliche Reue), bedeutet die Strafe oder Buße, welche ein Prieſter in der römiſch-katholiſchen Kirche ſeinem Beichtkinde wegen begangner Vergehungen auferlegt, z. B. Wachen, Faſten, Wallfahrten u. dergl. Daher auch der Name Pönitenzpfarre, d. i. eine ſolche geringere Pfarre, welche ein Pfarrer wegen Vergehungen zur Strafe erhält.

Pontifex, ein Prieſter, welcher keiner beſondern Gottheit diente. Unter Numa, der die gottesdienſtlichen Gebräuche der Römer feſtſetzte, gab es nur Einen Pontifex. In der Folge wurde dieſe Anzahl auf 4, dann auf 8, und unter Sylla auf 18 vermehrt. Die Pontifices bildeten ein eignes Prieſtercollegium, das über alle Religionsangelegenheiten geſetzt war, und an deſſen Spitze der Pontifex Maximus (Oberprieſter) ſtand, der insbeſondre die Einweihung der Prieſter, auch früherhin die öffentlichen Jahrbücher (annales maximi) beſorgte, und die Aufſicht über die heiligen Gebräuche der Veſta führte. Er bekleidete ſein Amt auf Lebenszeit, und durfte ſich nicht aus Italien entfernen. Die Kaiſer nahmen ſpäterhin auch dieſen Titel an. Die Pontifices hatten die höchſte Aufſicht über den ganzen religiöſen Cultus und deſſen Diener, ordneten die religiöſen Feierlichkeiten an, beſorgten den Kalender, und entſchieden über Rechtshändel, welche mit der Religion in Verbindung ſtanden (daher das jus pontificum). Das äußere Abzeichen der Pontifices, wenigſtens an feierlichen Tagen und bei Amtsverrichtungen, war ein mit Purpur verbrämtes Kleid (Toga praetexta), und auf dem Kopfe ein in Form eines Kegels ſpitz zulaufender Hut, der von den Fellen der geopferten Thiere verfertigt war (Tutulus oder Galerus). — Pontificalien heißen die Gewänder der vornehmen Geiſtlichen in der römiſchen Kirche, welche ſie beſonders an Feſttagen tragen. — Pontificat, die Würde des Pontifex; auch die päpſtliche Würde, ſo wie der Papſt ſelbſt lateiniſch Pontifex Maximus genannt wird.

Pontiniſche oder pomptiniſche Sümpfe nennt man den Landſtrich im Kirchenſtaate, ſüdlich von Rom, der ſich von Nettuno bis Terracina erſtreckt, gegen vierzig Miglien lang und zwiſchen vier bis zehn Miglien breit iſt. Der Urſprung dieſer Sümpfe, die man nicht mit den Maremmen (ſ. d.) verwechſeln darf, verliert ſich in das graueſte Alterthum. Homer beſchreibt die Wohnung der Circe (das Vorgebirge Monte Circello bei Terracina) als eine Inſel, und es läßt ſich nicht ohne Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß dieſe ganze ſehr niedrige Ebene einſt von den Meereswellen bedeckt geweſen ſei, wie das Gebiet von Ravenna auf der öſtlichen Küſte. Späterhin, in den älteſten Zeiten der römiſchen Republik, befanden ſich hier, wie Plinius nach dem Zeugniß älterer Geſchichtſchreiber verſichert, drei und dreißig Städte, die ſämmtlich durch Kriege, vielleicht auch durch den ſchädlichen Einfluß der zunehmenden Sumpfluft, ſchon frühe verſchwanden. Die mächtigſte unter ihnen, Pometia, hatte den Sümpfen ihren Namen gegeben. Dieſe werden durch die Menge Waſſers gebildet, welches unzählige in den nahen Gebirgen entſpringende Ströme in die Ebene führen, wo ſie wegen fehlender Senkung des Bodens gegen das Meer, nur langſam hinſchleichen, ſtehende Wäſſer erzeugen und ſich im Sande verlieren. Der Verluſt einer ſo großen Strecke

fruchtbaren Landes und die äußerſt ungeſunden Ausdünſtungen, welche der Südwind öfters bis nach Rom trieb, erregte ſchon frühe die Aufmerkſamkeit der alten Römer, denen keine Unternehmung zu groß erſchien, dieſem Uebel abzuhelfen. Wahrſcheinlich machte Appius Claudius (312 v. Chr.) den erſten Austrocknungsverſuch, als er die berühmte, nach ihm benannte Heerſtraße durch die Sümpfe leitete. Ihm folgte in dieſem Beſtreben der Conſul Cethegus. Julius Cäſar hatte den rieſenmäßigen Plan, die Tiber durch die Sümpfe zu leiten, wurde aber durch den Tod an deſſen Ausführung verhindert. Auguſtus begnügte ſich mit dem zweckmäßigen Unternehmen, mehrere Kanäle anzulegen. Unter den folgenden Kaiſern geriethen die Sicherungsanſtalten in Verfall und die Wäſſer traten aus, bis Nero das Werk wieder angriff und ſein Nachfolger Trajan daſſelbe zehn Jahre hindurch mit ſo vielem Eifer fortſetzte, daß die ganze Strecke von Treponti bis Terracina ausgetrocknet und die Via Appia vollkommen wieder hergeſtellt wurde. Während der Stürme, die das römiſche Reich zu Grunde richteten, traten auch die Sümpfe wieder in den alten traurigen Zuſtand zurück. Unter dem gothiſchen König Theodorich wurde abermals zu ihrer Austrocknung geſchritten, und, wie es ſcheint, nicht ohne Glück. Allein die getroffnen Vorkehrungen beſtanden nicht lange und bald ſetzte ſich die feindſelige Natur wieder in ihre Rechte. Unter den Päpſten war Bonifaz VIII. (ſt. 1303) der erſte, der ſich mit der Austrocknung der Sümpfe beſchäftigte und einen großen Kanal ziehen ließ, wodurch die Gegenden um Sezze und Sermonetta noch heutigen Tages trocken ſind. Martin V. ließ 1417 ebenfalls einen bedeutenden Kanal, den Rio Martino, graben, dem etwa noch eine Meile bis zum Meere fehlte, als der Papſt ſtarb, und die treffliche Anſtalt, die allen Flüſſen einen allgemeinen Abzug gewähren ſollte, in Stocken gerieth. Leo X. ſchenkte die ganze Gegend dem Julian v. Medicis, mit der Bedingung, ſie austrocknen zu laſſen. Doch geſchah während 69 Jahren, da das mediceiſche Haus ſie beſaß, wenig oder nichts für ihre Verbeſſerung. Erſt Sixtus V. (ſt. 1590) machte ſich wieder mit Eifer an die Sache, und begab ſich ſelbſt in die Gegend. Auch er ließ einen großen Kanal, den Fiume Siſto, graben und mit Dämmen einfaſſen, die indeſſen, allzuſchwach angelegt, bald nach ſeinem Tode wieder einriſſen, ſo daß die ganze Gegend, trotz aller angewendeten Mühe, bald wieder ſo ſumpfig war wie vorher. Seit dieſer Zeit hatte kein Papſt den Muth, das Werk ernſtlich zu unternehmen. Der Ruhm, ein ſo oft vereiteltes Unternehmen endlich zu Stande gebracht zu haben, gebührt Pius VI., der unmittelbar nach ſeiner Erhebung auf den päpſtlichen Stuhl ſeine Aufmerkſamkeit auf die pontiniſchen Sümpfe richtete. Mit höchſter Genauigkeit wurde das Nivelliren angeſtellt, die Tiefe der verſchiednen Kanäle und Abzüge gemeſſen, der Grad der Abſchüſſigkeit in den Flußbetten ausgemittelt, und im J. 1778 das Werk begonnen. Zehn Jahre hindurch ward es mit beiſpielloſem Eifer und großem Koſtenaufwande fortgeſetzt, bis es 1788 völlig zu Stande kam. Zwar konnte man bei aller Anſtrengung es nicht dahin bringen, den niedrigen Landſtrich zu erhöhen und ihm eine für ſeine zahlreichen Flüſſe angemeſſne Abdachung zu geben; doch bewährten die zweckmäßig geleiteten Kanäle, die Reinigung der Flußbetten, deren Schlamm die Luft mit ungeſunden Dünſten erfüllte, die Anlegung einer trefflichen Heerſtraße (Linea Pia) das Verdienſt Pius VI. um dieſe Gegend. Auch während der franz. Herrſchaft wurden die Arbeiten mit Eifer fortgeſetzt; dennoch ſcheint es beinahe, daß die klaſſiſchen Sümpfe den Zwang der

Kultur und Nutzbarmachung nicht ertragen wollen. Zwar ſind ſie nicht ſo fürchterlich, wie ſie gewöhnlich geſchildert werden, allerdings aber ziemlich einförmig und langweilig, und, was das Schlimmſte iſt, der räuberiſche Charakter ihrer Bewohner, welcher durch die kräftigen Maßregeln der franz. Regierung wenigſtens einigermaßen unterdrückt war, hat in den neueſten Zeiten wieder ganz ſeine frühere Geſtalt angenommen. Uebrigens findet man jetzt daſelbſt ziemlich viel bebautes Land und unermeßliche Weiden, wo Pferde, Rinder und Büffelheerden graſen und Waſſerhühner (folaghe) rauſchend emporfahren, auch gegen das Meer hin, große Waldungen. Die Luft iſt jedoch, beſonders zu manchen Zeiten des Jahres, noch immer ungeſund; daher auch das blaſſe, erdfahle Ausſehen der wenigen Bewohner, die meiſtens Jagd und Fiſchfang und nebenher Straßenräuberei treiben, wenn es das Fieber ihnen geſtattet. XX.

Pontons heißen eine Art kleiner Schiffe aus Kupfer- oder Eiſenblech, oder auch von Holz verfertigt, welche nebſt dem übrigen Zubehör von den Heeren mitgeführt werden, um vermittelſt ihrer ſchwimmende Brücken ſchnell über einen Fluß zu ſchlagen. Sie werden an einander geſetzt, und zu dieſem Behuf mit Brettern belegt. Die zu dieſem Zweck bei den Heeren befindlichen Leute heißen Pontonniers, und die Kunſt ſelbſt wird in einer beſondern militäriſchen Wiſſenſchaft, der Pontonnierswiſſenſchaft, gelehrt. Auch heißen die alten, zum Seedienſt nicht mehr brauchbaren Kriegsſchiffe, auf welchen die Engländer ihre Kriegsgefangnen bewahren, Pontons. i

Pontoppidan (Eric) der ältere, ein däniſcher Schriftſteller, geb. auf der Inſel Fyen 1616. Er legte den Grund ſeiner Gelehrſamkeit auf dem Gymnaſium zu Odenſee, ſtudirte dann auf Walkendorph's Collegium, wurde Privaterzieher in einer adeligen Familie, und erlangte einen ſolchen Ruf, daß er 1640 als Dichter gekrönt wurde. Darauf beſuchte er das Ausland, wurde bei ſeiner Rückkehr 1642 Magiſter, und dann Führer eines jungen Edelmanns, der zu Soroe ſtudirte. 1673 ward er zum Biſchof von Drontheim ernannt, erhielt zwei Jahre darauf die theologiſche Doctorwürde, und ſtarb zu Drontheim 1678. Er iſt der Verfaſſer vieler geſchätzter Werke, z. B. Aucupium Solandiae; Epigrammatum sacrorum Centuriae tres; Bucolica sacra; Margarita Cimbrica, und beſonders einer Grammatica danica und vieler andern. Mit ihm iſt nicht zu verwechſeln Eric Pontoppidan der jüngere, ebenfalls ein berühmter däniſcher Biſchof (zu Bergen) und Schriftſteller, geb. 1698 zu Aarhuus, geſt. 1764. Die zahlreichen Werke von dieſem betreffen die Geſchichte und die Theologie, auch die norwegiſche Sprache und Naturgeſchichte. Der von ihm begonnene däniſche Atlas (Danske Atlas) iſt nach ſeinem Tode von Hoffmann fortgeſetzt worden. Ein beſſrer wird bald vollſtändig erſcheinen, nachdem der ganze Staat ſeit 60 Jahren mit Sorgfalt vermeſſen worden iſt.

Pontos, Pontus, ein Sohn der Erde und älterer Bruder des Oceanos. Die Alten verſtehen darunter das innere Meer. Er erzeugte mit ſeiner Mutter den Phorkys, Thaumas, Nereus, Keto u. ſ. w.

Pontus, in Kleinaſien, von dem Meere, an dem es lag, alſo genannt, das Land vom Halys ꝛc. bis Kolchis, oder auch das pontiſche Kappadozien, weil es ſonſt mit Kappadozien verbunden war. Von den Perſern wurde das ganze Kappadozien in zwei Satrapien getheilt, woraus unter den Mazedoniern zwei beſondre Reiche entſtanden. Die älteſten Einwohner waren Tibarener und Chalyber (nicht

Chaldäer). Ein Sohn des perſiſchen Königs Darius, Artabazes, erhielt dieſe Satrapie als Vaſall, mit dem Rechte, ſie auf ſeine Nachkommen zu vererben. Einer ſeiner Nachfolger, Mithridates, ſtand dem jüngern Cyrus bei, und weigerte dem Artaxerxes den Tribut. Sein Sohn Ariobarzanes I. machte ſich bei der allgemeinen Empörung der Statthalter in Unter-Aſien gegen Artaxerxes II. unabhängig. Mithridates II. (von 337 vor Chr.) trat ſein Reich freiwillig an Alexander ab. Nachher bei der Theilung (322) ward es dem Antigonus gegeben. Als dieſer aber den Mithridates ermorden wollte, floh derſelbe nach Paphlagonien, fand Anhang, und behauptete ſich glücklich. Sein Nachfolger, Mithridates III., vergrößerte ſein väterliches Reich durch Eroberungen. Sein Sohn, Mithridates IV., trieb die Gallier zurück, den Krieg mit Sinope aber mußte er beendigen, weil die Rhodier dieſer Stadt Hülfe leiſteten. Pharnaces I. nahm indeß endlich Sinope weg, und machte es zur Reſidenz. Mithridates Euergeta, Vater des berühmten Mithridates, unterſtützte die Römer im dritten puniſchen und im pergameniſchen Kriege; daher er nicht bloß Freund und Bundesgenoſſe der Römer ward, ſondern von ihnen auch Groß-Phrygien erhielt. Er ward ermordet (124). Ihm folgte ſein Sohn, Mithridates der Große, der bis an ſeinen Tod lange und blutige Kriege mit Rom führte, endlich dem Pompejus unterlag und ſich im J. 64 vor Chr. aus Verzweiflung ſelbſt ermordete. (S. Mithridates). Sein Sohn Pharnaces erhielt nur den Bosporus, und wurde, als er das väterliche Reich wieder zu erobern verſuchte, von Cäſar beſiegt und von Aſander, der ſich zum Könige von Bosporus gemacht hatte, getödtet. Doch erhielt ſein Sohn Darius durch Antonius einen Theil von Pontus; ihm folgte Polemo, der zugleich den Bosporus, Klein-Armenien und Kolchis beſaß. Nach dem Tode ſeiner Witwe, Pythodoris, folgte Polemo II. als König von Pontus (39 nach Chr. Geb.); den Bosporus nahm ihm Nero, und auch Pontus ward nach Polemo's Tode eine römiſche Provinz. Als die Lateiner (1204) Koſtantinopel wieder eroberten, ſtiftete Alexius Comnenus ein neues Reich in Pontus, welches ſich bis Mohammed II. erhielt, der es 1459 mit ſeinen großen Eroberungen vereinigte.

Pontus Euxinus, der Name, womit die Alten das ſchwarze Meer benannten. Euxinus, das gaſtliche, wirthliche, hieß es entweder per antiphrasin (im Gegentheile), ſtatt Axinus, das unwirthliche, da es der häufigen Stürme und der Seeräuber wegen nur mit Gefahr beſchifft wurde, oder in eigentlichem Sinne wegen der anmuthigen und fruchtbaren Küſten.

Pope (Alexander). Dieſer berühmte engliſche Dichter war zu London 1688 geboren. Seine Aeltern, katholiſchen Glaubens, bezogen bald nach ihres Sohnes Geburt ein kleines Eigenthum zu Biefield in Windſor-foreſt. Pope war von Kindheit auf ſehr zart und ſchwächlich, zeigte aber viel Lebhaftigkeit und Gelehrigkeit. In ſeinem achten Jahre ward er zu einem katholiſchen Geiſtlichen gebracht, der ihn in den Anfangsgründen des Griechiſchen und Lateiniſchen unterrichtete. Hier lernte er in Ogilby's Ueberſetzung des Homer und Sandy's Ueberſetzung der Metamorphoſen Ovid's die erſten engliſchen Verſe kennen, die ihn ſehr entzückten. Nachher beſuchte er noch die Schulen zu Twyford bei Windeſter und zu Hydepark-corner, und der Aufenhalt an letzterm Orte gab ihm Gelegenheit, das Theater zu beſuchen, und Anlaß, ſelbſt eine Art von dramatiſcher Vorſtellung aus Ogilby's Homer zu bilden, die er mit ſeinen Mitſchülern aufführte.

In ſeinem 12. Jahre kehrte er in das väterliche Haus zurück, und ſetzte ſeine Studien unter einem andern Geiſtlichen fort. Um dieſe Zeit wurde ſein erſtes Gedicht, eine Ode auf die Einſamkeit, gedruckt, worin man weder Phantaſie noch Gefühl, wol aber einen gewiſſen Sinn für Verſification wahrnimt. Seitdem ſcheint er ſich ohne Methode mit mehrern Wiſſenſchaften beſchäftigt, die Dichtkunſt aber immer als ſeine Hauptbeſchäftigung betrachtet zu haben; denn ſeine poetiſche Lectüre war ſtets mit Verſuchen im Nachbilden oder Ueberſetzen begleitet. Beſonders übte er ſich in letzterm mit großer Vorliebe und glücklichem Erfolge. Vierzehn Jahre alt überſetzte er das erſte Buch der Thebais, und die Heroide „Sappho an Phaon," welche letztre nicht übertroffen worden iſt, und im 16. Jahre verfaßte er ſeine Hirtengedichte (Pastorals), die ihm neue Bewundrer verſchafften. Einen nützlichen Freund und Correſpondenten erhielt er in Walſh, welchen Dryden den beſten engliſchen Kritiker ſeiner Zeit nannte. Auch ſchloß er vertraute Freundſchaft mit einem gewiſſen Cromwell, der ein Gemiſch von einem Schöngeiſt und Pedanten war, und einen ungünſtigen Einfluß auf Pope gehabt zu haben ſcheint, welcher früh in unwürdige Läſterungen gegen das weibliche Geſchlecht ausbrach. In der That hatte, wenn dem Dichter Einfachheit, Natürlichkeit und Feuer unentbehrliche Eigenſchaften ſind, Niemand einen unpoetiſchern Charakter, als Pope. Auch ſcheint er keinen Freund von ſeinem Alter und ſeiner Lage gehabt zu haben, ſondern wohlbedächtig nur ſolche Verbindungen eingegangen zu ſein, die ihm Anſehn und Auszeichnung verſchaffen konnten. Seine Pastorals erſchienen zuerſt 1709 in einem Bande von Thomſon's Miscellanies, und erregten durch melodiſchen Versbau und gewählte Schreibart allgemeine Bewunderung, verriethen aber auch das dichteriſche Unvermögen des Verfaſſers, dem es an ſelbſtſtändiger Beobachtung und künſtleriſchem Gefühle fehlte. In dieſer Zeit verſuchte er ſich in Dichtungen höherer Art. Er hatte ſeine Ode for St. Cecilia's Day 1708 und ſeine Chöre für den Brutus des Herzogs von Buckingham geſchrieben. Durch ſein Gedicht: Essay on Criticism (1710), gewann ſein Ruf einen bedeutenden Zuwachs. Es verräth ausgebreitete Beleſenheit, Schärfe des Urtheils, und verbindet äußere Anmuth mit mannichfacher Belehrung; doch iſt es als kritiſche Auctorität im Ganzen zu hoch angeſchlagen worden. Pope griff in ſeinem Gedichte den furchtbaren Kritiker John Dennis an, welcher ſeine Hirtengedichte getadelt hatte, woraus ein offner Krieg zwiſchen beiden erfolgte, der nur durch Dennis hinfälliges Alter geendigt wurde. Ein andrer Feind, den er ſich zuzog, war Ambroſe Philips. Dieſer hatte ebenfalls Hirtengedichte verfaßt, und dadurch Pope's Eiferſucht erweckt, welcher nicht nur in dem Guardian eine ironiſche Vergleichung der Gedichte ſeines Nebenbuhlers drucken ließ, ſondern auch Gay bewog, ſein Shepherd's Week zu ſchreiben, um Philips Manier lächerlich zu machen. 1711 ſchrieb Pope ſeine Elegy on an infortunate Lady, ſein Temple of Fame, ein alleg. Gedicht, nach Chaucer, und ſein Rape of the Lock (Lockenraub). Erſteres eins ſeiner vollendetſten Gedichte, und faſt das einzige von hohem Pathos. Unwahrſcheinlich iſt es, daß Pope die Unglückliche, deren Tod er in dieſer Elegie feierte, geliebt habe, denn für den Ausdruck echter und inniger Gefühle iſt das Gedicht zu gekünſtelt und geſchmückt. In dem Lockenraub, einem ſatiriſchen Epos, in welchem ſein poetiſches Talent ſich am vollkommenſten zeigt, benutzt er ein alltägliches Ereigniß zu einer unterhaltenden und ſcherzhaften Sa-

tire gegen den Leichtſinn der Weiber, ein Gegenſtand, auf welchen er übrigens ſehr oft zurückkommt. 1713 gab Pope ſein beſchreibendes Gedicht Windsor-Forest heraus, deſſen erſter Theil, ſchon 1704 geſchrieben, allerdings das Gepräge der Jugend an ſich trägt. Der letztre Theil hat einen höhern Charakter, und beweiſt die Fortſchritte des Dichters. Nicht mit Unrecht glaubte jetzt Pope, der ſeinen Dichterruhm hinlänglich begründet ſah, ein Unternehmen verſuchen zu können, das ihm außer der Ehre auch einen anſehnlichen Gewinn verſchaffen ſollte. In dieſer Abſicht machte er Vorſchläge zur Herausgabe einer Ueberſetzung der Iliade auf Subſcription bekannt, welche auf das Günſtigſte aufgenommen wurden. Einige thätige Freunde, vornehmlich Swift, trugen durch ihre Empfehlung nicht wenig dazu bei. Pope arbeitete jetzt mit anhaltendem Fleiße, und 1715 erſchienen die vier erſten Bücher der Iliade. Ein förmlicher Bruch mit Addiſon ging dieſer Herausgabe vorher. Neid von der einen, Eiferſucht und Beſorgniß von der andern Seite waren die Urſachen davon. Der reichliche Ertrag der Subſcription ſetzte Pope nun in Stand, das Haus Twickenham zu beziehen, das durch ihn ſo berühmt geworden iſt. Seine Aeltern folgten ihm dahin. Wahrſcheinlich um dieſe Zeit ſchrieb er ſeine Epiſtel Eloisa to Abelard. Er geſteht ſelbſt, daß er bei ſeiner Arbeit die vorhandnen Briefe dieſer bekannten Liebenden benutzt habe; aber er hat es auf eine Weiſe gethan, wodurch dieſe Epiſtel unter allen ſeinen Gedichten, die von Liebe handeln, das vorzüglichſte geworden iſt. Dabei iſt es auch im Aeußern, in Sprache und Versbau, eins der vollendetſten. 1717 gab Pope in einem Quartbande ſeine bereits verfaßten Gedichte heraus, und ſchrieb eine ſehr zierliche Vorrede dazu; 1720 vollendete er die Herausgabe ſeiner Iliade, die zwar keinen richtigen Begriff von dem Original gibt, die man aber doch, ihrer Eleganz und äußern Abrundung wegen, mit großem Vergnügen lieſt. Der Beifall, den ſie im Allgemeinen fand, brachte die einzelnen Tadler zum Schweigen. 1721 gab er einen Band ausgwählter Gedichte von ſeinem verſtorbnen Freunde Parnell heraus, und eignete ſie in einer poetiſchen Epiſtel dem Grafen von Oxford zu, einem in der Zurückgezogenheit lebenden Staatsmann. Pope lebte jetzt, durch den Gewinn von ſeiner Iliade, in gemächlichen Umſtänden; aber eben dadurch wurde der Wunſch, noch mehr zu haben, erzeugt. Einzig in dieſer Abſicht ging er an ein Werk, dem er keineswegs gewachſen war, an die Herausgabe von Shakſpeare's Werken. Zwar ſetzte er dem Ganzen eine wohlgeſchriebne Charakteriſtik des Dichters vor; aber die Eigenſchaften eines Kritikers fehlten ihm gänzlich, und ſo ſtellte er ſich dem Tadel des in dieſer Hinſicht ihm weit überlegnen Theobald bloß, mit welchem er ſeitdem beſtändig Krieg führte. Er wurde überhaupt, wie Johnſon ſagt, ein Feind von Herausgebern, Sammlern, Erklärern und Wortkritikern, und hoffte die Welt glauben zu machen, ſeine Unternehmung ſei nur darum geſcheitert, weil ſein Geiſt einem ſo kleinlichen Geſchäfte überlegen ſei. Um ſeine Gewinnſucht noch mehr zu befriedigen, ließ er der Ilias die Odyſſee folgen, wobei er jedoch zwei Gehülfen, Boome und Fenton, annahm. Auch für dieſe eröffnete er Subſcription; das ganze Geſchäft wurde rein kaufmänniſch behandelt, war 1725 beendigt, und brachte ihm einen anſehnlichen Gewinn. Von ihm ſelbſt wurden zwölf Geſänge überſetzt; die Arbeit ſeiner Gehülfen verbeſſerte er zwar, aber ſie ſteht dennoch der ſeinigen nach. Neben dieſen Beſchäftigungen hatte Pope den Umgang ſowol mit ſeinen Freunden als auch mit dem ſchö-

nen Geſchlechte fortgeſetzt. Seine beſondre Neigung hatte er zwei Schweſtern, den Töchtern eines katholiſchen Edelmanns, Thereſe und Marthe Blount, zugewendet. Anfangs mochte die erſtere ihn mehr feſſeln, die zweite aber wurde in der Folge ſeine innigſte Vertraute und die Gefährtin ſeines Lebens. Sein freundſchaftliches Verhältniß mit Lady Montague, das ſpäter in die bitterſte Feindſchaft überging, kann hier nur angedeutet werden. Vergl. Spencer's Anecdotes, by Singer, Lond. 1820. und Quart. Rev. N. 46. S. 417. Nach der Herausgabe der Odyſſee zeigte ſich Pope faſt einzig als Satiriker und Moraliſt, welche Charaktere er, nicht immer mit glücklichem Erfolge, zu verbinden ſtrebte. Im J. 1727 verband er ſich mit Swift zur Herausgabe von Miſcellen, vornämlich humoriſtiſcher Art, in welche er ſeinen Treatise of the Pathos or Art of Sinking aufnahm. Er hatte ſeine ironiſchen Vorſchriften mit Beiſpielen zum Theil noch lebender Dichter erläutert, die dieſen Spott durch die heftigſten Angriffe zu erwiedern ſuchten. Um alle ſeine Gegner niederzuſchmettern und mit unauslöſchlichem Spotte zu bezeichnen, gab er 1728 die drei erſten Bücher ſeiner Dunciade heraus. Man muß geſtehen, daß Pope ſeinen Zweck erreichte, wiewol es keineswegs zu billigen iſt, daß er ſein gereiftes Talent auf einen an ſich ſo unwürdigen Gegenſtand wendete, auch die Art und Weiſe, wie er einzelne ſeiner Gegner behandelte, ihn gerechtem Tadel Preis gab. Die perſönliche Satyre ſagte dem Charakter Pope's überhaupt zu, wie aus den meiſten ſeiner nachfolgenden Werke zu erkennen iſt. Eins derſelben, eine Epiſtel über den Geſchmack, gedruckt im J. 1731, zog ihm großen Tadel zu. Er hatte darin die Prahlerei und den Ungeſchmack eines Edelmanns, den er Timon nennt, lächerlich gemacht. Jedermann bezog dieſen Spott auf den Herzog von Chandos, deſſen wohlthätiger und wohlwollender Charakter allgemein beliebt und verehrt war. Pope's Angriff wurde daher mit Unwillen betrachtet, weil er ſelbſt von jenem mit Wohlwollen behandelt worden war, und wiewol der Dichter Alles that, die Beſchuldigung von ſich abzuwenden, ſo wollte es ihm doch nicht ganz gelingen. Pope's Religion, frühe Eindrücke und wichtige Verbindungen hatten ihn früh auf die Seite der Tories gezogen, wiewol er von der Staatsverwaltung freie Ideen hatte; bei dem Tode Georgs I. (1727) theilte er ihre Hoffnung, wieder Macht und Anſehn zu erlangen. Das Fehlſchlagen dieſer Hoffnung führte eine Gruppe von Staatsmännern ohne Amt zu Twickenham zuſammen, von denen Lord Bolingbroke am höchſten in Pope's Achtung ſtand, und von ihm zum Führer und Freund gewählt worden war. Auf des Letztern Antrieb ſchrieb er ſeinen berühmten Essay on Man (Verſuch über den Menſchen), der zuerſt (1733) anonym, im folgenden Jahre vollendet und unter des Verfaſſers Namen erſchien. In dieſem berühmten Werke gab der Dichter einen Beweis von ſeinem großen Talente, eine Reihe von Schlüſſen in Verſe zu bringen, und ſeine Gedanken eben ſowol mit kräftiger Kürze zuſammenzudrängen, als ſie mit poetiſchem Schmucke auszuführen; und obgleich das Gedicht verräth, daß er den Gegenſtand, den er behandelte, nicht gehörig kannte, ſo gehört es dennoch zu den moraliſchen Lehrgedichten vom erſten Range. Ihm folgten bald die Imitations of Horace, welche einen ſatyriſchen Zweck hatten, und von einem Prolog und Epilog zu den Satyren, ferner von ſeinen moraliſchen Briefen oder Verſuchen über die Charaktere von Männern

und Frauen und über den Gebrauch des Reichthums begleitet waren. Als Satiriker iſt Pope gewiſſermaßen ein Nachahmer von Boileau, nur etwas rauher in der Sprache und nachläſſiger im Ausdrucke, dabei aber geiſtreicher und poetiſcher. Mit beſondrer Bitterkeit verfolgte er den Lord Hervey und ſeine vormalige Freundin, die Lady Montague, und wenn Pope, wie kaum zu bezweifeln iſt, ſeine Sappho gegen ſie richtete, ſo muß man geſtehen, daß nie einer Frau unanſtändiger iſt begegnet worden. Inzwiſchen war unbefugter Weiſe eine Sammlung von Pope's und einiger Freunde Briefen herausgegeben worden. So entrüſtet dieſer ſich auch zeigte, ſo ward doch von Einigen vermuthet, daß er dieſe Herausgabe unter der Hand begünſtigt habe, um dadurch einen hinreichenden Anlaß zur Herausgabe einer Briefſammlung (1737) zu bekommen, ohne von Seiten derer, die dabei betheiligt waren, einen Widerſpruch finden zu müſſen. Dieſe, ſowol in Anſehung der äußern Form, als auch wegen ihres Gehalts anziehenden Briefe fanden eine ſehr günſtige Aufnahme. Pope's letzte Arbeiten waren zwei neue Satyren, welche nach dem Jahre, worin ſie geſchrieben wurden, die Ueberſchrift Seventeen hundred and thirty eight führen, und ein viertes Buch der Dunciade. Erſtere hatte er auf Antrieb des Prinzen von Wales, mit dem er in genauer Verbindung lebte, letztres auf Antrieb Warburton's geſchrieben, der ſein literariſcher Kampfgenoß geworden war. Im Ganzen war dieſes vierte Buch der Dunciade weniger perſönlich. Nur der wohlbekannte Colley Cibber, damals gekrönter Poet, wurde derb mitgenommen, und als dieſer ſich durch ein Pamphlet rächte, worin er einige lächerliche Geſchichten von Pope zum Beſten gab, wies ihm Pope in einer neuen Ausgabe ſeines Gedichts den erſten Platz unter den Dunſen an, den bisher Theobald eingenommen hatte. Ein Aſthma, zu welchem ſich noch andre körperliche Leiden geſellten, hinderten ihn, ſeine weitern Plane zu verfolgen, und machte endlich d. 30. Mai 1744 in einem Alter von 56 Jahren ſeinem Leben ein Ende. Er wurde zu Twickenham beerdigt, wo der Biſchof Warburton, der auch ſpäterhin (1752) zu London ſeine Werke in 9 Bdn. herausgab, ihm ein Denkmal ſetzen ließ. Die beſte Ausgabe ſeiner Werke iſt von Warton, 1797; die von Bowles iſt parteiiſch feindſelig; Duſch hat Pope's Werke deutſch überſetzt, Altona 1758—63, in 5 Bdn. Den Auffoderungen, die katholiſche Religion zu verlaſſen, hat er immer ſtandhaft widerſtanden, theils aus Gleichgültigkeit, theils um ſeiner Mutter keinen Kummer zu machen. Pope's moraliſcher Charakter iſt durch das Geſagte ſchon angedeutet. Nach Beifall begierig, war er für Schmeichelei empfänglich, durch Tadel aber leicht zur Rache gereizt. Dieſe Reizbarkeit und Neigung zur Hinterliſt verrathen eine gewiſſe Kleinheit des Geiſtes, die vielleicht mit ſeiner körperlichen Schwächlichkeit zuſammenhing. Aber er war auch edler Geſinnungen fähig, und ſchätzte ſeine Unabhängigkeit. Unverſöhnlich gegen ſeine Widerſacher, hing er ſeinen Freunden mit unwandelbarer Treue an. Geld, hohe Verbindungen und Lebensgenuß waren ihm keineswegs gleichgültig. Als Dichter war er zwar arm an Erfindung, aber in der Verſification, in Schönheit des Ausdrucks und äußerer Eleganz iſt er von keinem engliſchen Schriftſteller übertroffen worden. Als Proſaiſt hat er ebenfalls Epoche gemacht.

Popen heißen die Geiſtlichen in der griechiſchen Kirche.

Popularität, Volksmäßigkeit, iſt ein Begriff, der bei den

Römern ganz politiſcher Natur war, und die Gunſt bezeichnete, welche ſich die Vornehmen durch Leutſeligkeit und Freigebigkeit bei dem Volke zu verſchaffen wußten. Die Herablaſſung der Fürſten, Staatsmänner und Beamten zu den Begriffen und Wünſchen gemeiner Leute, iſt noch jetzt ein Beſtreben, ſich populär, d. h. beim Volke beliebt zu machen, wobei es bisweilen nur darauf abgeſehen iſt, für ſchöne Worte u. ſ. w. die freie Verfügung über die Mittel und Kräfte des Volks einzutauſchen. Verſchieden von dieſer politiſchen iſt die oratoriſche Popularität, welche Schriftſteller und Redner ſich aneignen müſſen, die dem ſogenannten großen Publikum etwas zu ſagen haben. Sie beſteht in der Kunſt, Begriffe, die dem geſunden, aber im wiſſenſchaftlichen Denken nicht geübten Verſtande erreichbar ſind, in einer allgemein verſtändlichen, der Vorſtellungsweiſe des Volks angemeſſenen, Anordnung und Sprache vorzutragen. Ideen, die außer aller Erfahrung liegen, und ſich zu keiner unmittelbaren Anwendung auf das Leben eignen, gehören nicht in den populären Vortrag, daher es ein Mißgriff ſcheint, philoſophiſche Syſteme, wie Schad mit Fichte's Wiſſenſchaftslehre verſuchte, populariſiren (gemeinverſtändlich machen) zu wollen; denn die Sprache des gemeinen Lebens kann die Ergebniſſe der Philoſophie wol ausdrücken, aber dem, der an kein philoſophiſches Denken gewöhnt iſt, immer nicht verſtändlich machen, und ſelbſt manche ungelehrte, wenn ſchon ſonſt gebildete Leſer von Fichte's in populärer Sprache geſchriebnen Beſtimmung des Menſchen und Anweiſung zum ſeligen Leben, werden geſtehen müſſen, daß ſie die Worte deutlich gefunden haben, ohne im Grund hinter die Sachen gekommen zu ſein. Die allgemeinen Wahrheiten aber, die in der bei dem Volksunterrichte angewendeten Religions- und Sittenlehre das Bürgerrecht erlangt haben, und ſich mit bibliſchen Ausſprüchen und Gleichniſſen unterſtützen laſſen; die Folgerungen, die der gemeine Menſchenverſtand aus der Erfahrung zieht, und überhaupt Gedanken, die auf hiſtoriſchem Grunde ruhen, eignen ſich ihrer Natur nach für den populären Vortrag, weil man bei ihrer Behandlung auf das Bekannte und Individuelle bauen, und die nöthigen Vorkenntniſſe bei ſeinen Leſern oder Zuhörern vorausſetzen kann. Die Popularität der Anordnung und Sprache wird durch dieſelbe Foderung der Verſtändlichkeit für das Volk beſtimmt. Das Volk, wohin billig alle diejenigen gerechnet werden, denen die ſtreng wiſſenſchaftliche Bildung abgeht, liebt einen leichtfaßlichen Gang der Darſtellung, in dem der abzuhandelnde Gegenſtand durch Beiſpiele und Beweiſe aus der täglichen Erfahrung anſchaulich wird, und einen einfachen, deutlichen, lebendigen und kraftvollen Ausdruck. Worte, die an die Kunſtſprache einer philoſophiſchen Schule erinnern, gelehrte Kenntniſſe vorausſetzen und überhaupt der Umgangsſprache fremd ſind, vermeidet die Popularität; auch verbietet ihr der gute Geſchmack, eben ſowol ausländiſche, noch nicht eingebürgerte, oder leicht überſetzbare, als poetiſch-ſchwülſtige oder gar willkürlich gegen den Sprachgebrauch gebildete Ausdrücke und Phraſen zu gebrauchen. Die Poſtulate und Kategorien, die Anthrophagen und Hyperboräer, die Niäſerien und Manipulationen, die geſiederten Bewohner der Lüfte und liebesgluthfunkelnden Blumenaugen, die anmuthgefällige Himmelberoſin und die entlangweilenden Wonneluſtwinkinnen (aus Wolke's Anleit zur deutſchen Geſammtſprache. Anmuthsgefällig bedeutet durch Anmuth gefallend, Himmelberoſin die

Morgenröthe, Wonneluſtwinkinnen ſind Mädchen, die zum Genuß einladen) ſind in Schriften und Vorträgen, welche auf Popularität Anſpruch machen, dem Gebildeten eben ſo widerlich, als dem Ungebildeten dunkel. Dagegen darf man jedoch, um populär zu ſein, keineswegs zur Seichtigkeit und Gemeinheit herabſinken. Ein ungründliches, verworrenes Geſchwätz, das gemeine Dinge mit pöbelhaften Worten abhandelt, wird auch die niedern Stände wenig unterhalten und noch weniger belehren, und die platten Späße von Boten und Schenkwirthen, mit denen einige Volksſchriftſteller ihre Darſtellung beleben zu müſſen glaubten, ſcheinen nicht mehr nöthig, um ſich Eingang bei dem Volke zu verſchaffen, das den Unterſchied ſeines wirklichen Lebens und Treibens von ſolchen erkünſtelten Nachbildungen gar wol empfindet. Nicht um ſich und ihre Ideen gemein zu machen, ſondern um die Gemeinen zu ſich heraufzuziehen, befleißigen ſich wahre Gelehrte der Popularität, wenn ſie zu der Menge reden. Sie ſtellen ſich in den Geſichtspunkt des Volks; ſie wählen Stoff und Form ihres Vortrags nach den Bedürfniſſen derer, für die er beſtimmt iſt; ſie geben zu, daß ein Schriftſteller wie Kotzebue, der ſich ganz nach den Wünſchen und Geſinnungen der Menge bequemt, bei einem Publikum, wie es eben iſt, allgemeiner beliebt werden konnte, als die größten Dichter und Redner des Jahrhunderts; ſie wundern ſich nicht, daß ein durch Reichthum und Einfluß bedeutender Theil des Volks, der nur leicht berührt und gereizt, aber eben nicht gerade viel unterrichtet und gebeſſert ſein will, an dem Mittelgute der franzöſiſchen Literatur, welches (das Heranziehen auf einen höhern Standpunkt ausgenommen) alle Vorzüge der Popularität in ſich vereinigt, noch jetzt mehr Geſchmack finden kann, als an dem, was deutſcher Geiſt und deutſche Kraft erzeugt; aber niemals werden ſie in ihren Schriften und Reden an das Volk, was aus jedem Vortrage, der den Niedern veredeln und erheben ſoll, hervorblicken muß, den ſittlichen Adel der Geſinnungen, das logiſchrichtige Denken, die ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit des Forſchens, und was ſich mit der größten Deutlichkeit verträgt, Anmuth, Würde, Wärme, Kraft und Bündigkeit in der Sprache verleugnen wollen. Die Popularität hat allerdings, nach Maßgabe der verſchiednen Bildungsſtufen, auf denen die Klaſſen des Volks ſtehen, verſchiedne Grade; Engel, Garve, F. V. Reinhard befriedigen ganz die geiſtigen Bedürfniſſe des gebildeten Mittelſtandes, ohne den niedern Klaſſen zugänglich zu ſein; Roſenmüller, Feddersen, Salzmann belehren und erbauen auch den ungebildeten Landmann; aber daß es möglich iſt, zugleich dem geringſten Bürgermädchen und den erſten Genien der Nation Herzenserhebung und Freude zu verſchaffen, und mit der einfachſten, allgemein verſtändlichen Anſprache der Natur den Zauber hoher Kunſt zu vereinigen, hat nur Göthe's, Hermann und Dorothea gezeigt. E.

Porcia, die Tochter des Cenſors Cato und Gemahlin des Brutus, berühmt als ein Muſter ehelicher Liebe und heldenmüthigen Patriotismus. Das ihrem Gatten abgewonnene Geheimniß der Verſchwörung gegen Cäſar bewahrte ſie treu, und entſagte muthig dem Leben, als ſie die Sache der Republikaner verloren ſah. Die Erzählung, daß ſie, um ſich zu tödten, glühende Kohlen verſchluckt habe, iſt grundlos.

Poren, porös und Poroſität. Porös heißt ein Körper,

welcher Zwiſchenraume hat, die nicht durch die Materie deſſelben angefüllt ſind, beſonders wenn dieſe Zwiſchenräume (Poren) ſehr bemerkbar ſind, wie an den Schwämmen; Poroſität drückt den Zuſtand eines ſolchen Körpers aus. Nach der Lehre der Atomiſten, welche alle Materie für abſolut undurchdringlich halten, befindet ſich in jedem Körper eine zerſtreute Leere. Hiernach müßten alle Körper porös ſein, d. h. leere Zwiſchenräume enthalten. Dies nehmen die Atomiſten auch wirklich an; nur unterſcheiden ſie die aus obigem Satze hergeleitete Poroſität, welche ſich auch bei flüſſigen Maſſen, z. B. beim Waſſer, finden muß, von der gewöhnlichen ſichtbaren Poroſität. Befriedigender iſt die Lehre der Dynamiſten, nach welcher die Materie ihren Raum ſtets mit Beharrung erfüllt. Sie nimt an, daß alle Zwiſchenräume, welche man mit bloßem oder bewaffnetem Auge an den Körpern erblickt, mit irgend einer Materie angefüllt ſeien. In dieſem Sinne gibt es daher keinen Körper mit völlig leeren Zwiſchenräumen; wol aber haben die Körper verſchiedne Grade der Dichtheit, welche auf der verſchiednen Erfüllung des Raums durch urſprüngliche Kräfte beruhen. — Im engern Sinne nennt man Poren die Schweißlöcher, oder die feinen Oeffnungen in der Haut des thieriſchen Körpers.

Porphyr, eine Steingattung, die zu den gemengten Gebirgsarten gehört, in welchen einzelne Brocken gewiſſer Foſſilien in einer Hauptmaſſe wie in einem Grundteige liegen. Die Grundmaſſe beſteht aus ſehr verſchiednen Steinarten und Erden. Bald iſt ſie Hornſtein, bald verhärteter Thon, Trapp, Pechſtein u. a. Der Porphyr bildet meiſtentheils Ganggebirge, und bricht in derben Maſſen, bisweilen aber auch kugelich. Es gibt verſchiedne Spielarten deſſelben, z. B. der eigentliche Porphyr, bei welchem Feldſpath und Hornblende irgend einer der gedachten Grundmaſſen eingemengt iſt. Er iſt ſchätzbar wegen ſeiner Schönheit und Härte, und wurde von den Alten zu Säulen und vielen andern Kunſtwerken verarbeitet. Weniger hart iſt der Afterporphyr, in welchem ſich der Grundmaſſe, ſtatt des Feldſpaths, neben der Hornblende, Kalkſpath eingemengt findet. Uebermengten Porphyr nennt man diejenigen Sorten, bei welchen der Grundmaſſe mehr als zweierlei Steinarten beigemengt ſind. Dahin gehört der ungariſche Grauſtein, bei welchem einem verhärteten Thone, als der Grundmaſſe, Hornblende, Feldſpath, Glimmer und zuweilen ſogar Quarz beigemengt iſt. Halbporphyr hat nur einen einzelnen Gemengſtoff in ſeiner Grundmaſſe, wie z. B. der grüne antike Porphyr, deſſen Grundmaſſe in einem jaspisähnlichen Hornſteine mit mittelmäßig großen, blaßgrünen Feldſpathbrocken beſteht. Hieraus ſieht man, daß der Porphyr nicht immer eine rothe oder rothbraune Farbe hat. Außer dem grünen gibt es auch ſchwarzen, braunen und verſchiedentlich gefleckten. Die verſchiednen Porphyrarten finden ſich in den mehrſten Ländern von Europa, Aſien und Afrika. Auch Deutſchland hat vielen Porphyr, der jedoch dem morgenländiſchen an Schönheit nicht beikommt. Er wird meiſtens zum Bauen angewendet.

Porphyrius, ſ. Neuplatoniker.

Porpora (Nicolo), einer der größten Singmeiſter, den die Italiener den Patriarchen der Melodie nennen, war 1685 zu Neapel geboren. Seine erſte Oper, Ariana e Teseo, ward zu Wien 1717 aufgeführt. Die Opern, welche er für Neapel, Rom und Venedig

vor und nach ſeinem Aufenthalte in England geſetzt hat, belaufen ſich nach Burney auf mehr als 50. Auch erſchienen 1730 mehrere Cantaten von ihm. 1726 gab er zu Venedig ſeine Oper Siface, während Vinci auf einem andern Theater dieſer Stadt Siroe aufführen ließ. Anfangs hatte er Mühe, ſich zu behaupten, bald aber übertraf er ſeinen Nebenbuhler, denn er brachte zu Venedig bis 1729 noch fünf Opern auf die Bühne, die mit einſtimmigem Beifall aufgenommen wurden. In demſelben Jahre kam er nach Dresden, wo ihn der König von Polen zu ſeinem Kapellmeiſter ernannte. Porpora genoß am Hofe der ausgezeichnetſten Achtung. Haſſe ſelbſt und ſeine Gattin konnten ſich der Eiferſucht nicht enthalten, da er von Porpora, ſie von der berühmten Mingotti, welche Porpora gebildet hatte, verdunkelt zu werden fürchteten. 1731 kehrte Porpora in ſein Vaterland zurück. Er gründete hier eine Geſangſchule, aus welcher die größten Sänger des 18. Jahrh. hervorgegangen ſind, als Farinelli, Cafarelli, Salimbeni, Uberti (den Friedrich II. nach ſeinem Meiſter Porporino nannte), die Gabrieli u. A. 1732 begab ſich Porpora mit ſeinem Schüler Farinelli nach London, wohin er während der Zwiſtigkeiten Händel's mit den Direktoren der Oper eingeladen worden war. Seine zwölf Kantaten für eine einzige Stimme hatten ihm dieſen Ruf verſchafft. Dennoch erhielt ſich ſein Theater nur ſo lange, als Händels Widerſacher ſich regten, und 1736 fiel es gänzlich. Er hatte nur vier Opern aufführen laſſen. Während ſeines Aufenthalts in London gab er ſechs Trio's für zwei Violinen und einen Baß heraus (Sei Sinfonie di Camera), welche zeigten, daß er für die Inſtrumentalmuſik ungleich weniger leiſtete, als für den Geſang. Es ſcheint indeß, daß Porpora ſelbſt fühlte, was ihm in dieſer Hinſicht abging. Er ſtudirte eifrig und gründlich die Sonaten Corelli's, und gab 1754 zwölf Sonaten für die Violine heraus, die zu den Werken vom erſten Range gehören. Wir beſitzen von Porpora Meiſterſtücke für die Kirche, Kammer und das Theater. Selvaggi hat eine vollſtändige Sammlung ſeiner zu Rom vorhandnen Werke veranſtaltet; viele andre befinden ſich in den Archiven zu Neapel. Der Charakter ſeiner Muſik im Allgemeinen iſt Ernſt und Hoheit. Im Recitativ ward er von allen Tonſetzern als Muſter betrachtet. Nachdem er lange Zeit erſter Lehrer an dem Conſervatorio degli Incurabili zu Venedig geweſen, wo er viele bewundernswürdige Meſſen und Motetten componirte, zog er ſich nach Neapel zurück, wo er 1767 in der größten Dürftigkeit ſtarb.

Porſenna, König der etruſciſchen Stadt Cluſium, nahm die aus Rom entflohenen Tarquinier auf, und rückte, da ihre Einſetzung durch gütliche Verhandlungen nicht zu bewirken war, mit einem furchtbaren Heere vor Rom. Faſt wäre er mit den fliehenden Römern zugleich über die ſubliciſche Brücke in die Stadt gedrungen, wenn nicht der Held Horatius Cocles (ſ. d. Art.) den Uebergang ſo lange ſtreitig gemacht hätte, bis die Brücke abgebrochen worden. Als drauf Porſenna Rom einſchloß, wodurch eine Hungersnoth in der Stadt entſtand, gab ihm ein andrer römiſcher Jüngling, Mucius Scävola (ſ. d. Art.), einen hohen Beweis von Vaterlandsliebe und Selbſtaufopferung. Da fand ſich Porſenna zu Unterhandlungen geneigt. Er foderte, daß den Tarquiniern ihre Güter und den Vejentern die ihnen im vorigen Kriege entriſſenen Städte

zurückgegeben würden. Die zweite Bedingung wurde ſogleich bewilligt, gegen die erſte machte man Schwierigkeit. Indeß kam doch ein Waffenſtillſtand zu Stande, für deſſen Gewähr die Römer 10 Jünglinge und 10 Jungfrauen als Geißeln in's etruſciſche Lager ſchickten. Letztre fanden Gelegenheit, nach Rom zu entkommen, indem ſie durch die Tiber ſchwammen. Aber der Conſul Poblicola führte ſie ſelbſt dem Porſenna wieder zu, und ward bei dieſer Gelegenheit von den Tarquiniern heimtückiſcher Weiſe angefallen. Porſenna, der davon Nachricht erhielt, ſandte ſogleich ſeinen Sohn Aruns ab, die Römer zu beſchützen. Entrüſtet über die Treuloſigkeit der Tarquinier und voll Hochachtung vor dem Edelmuthe der Römer, trennte ſich der König von jenen und ſchloß mit dieſen Frieden, ohne ihre Geißeln anzunehmen. Um dem Mangel der Römer abzuhelfen, ohne durch ein förmliches Geſchenk ihren Stolz zu beleidigen, ließ er bei ſeinem Abzuge ſein ganzes Lager mit allen Vorräthen zurück. Zum Andenken dieſer Großmuth errichtete ihm der Senat eine Ehrenſäule, und überſchickte ihm zum Geſchenk einen elfenbeinernen Stuhl und Scepter, eine goldne Krone und ein königliches Kleid Ein ſpäter vom Porſenna wiederholter Antrag an die Römer, die Tarquinier wieder aufzunehmen, wurde von ihnen abgelehnt; worauf Porſenna die Tarquinier ganz von ſich entfernte, und in ungeſtörter Freundſchaft mit den Römern lebte, denen er ſelbſt das in dem Friedensſchluſſe abgetretne Gebiet der Vejenter zurückgab.

Porſon (Richard), Profeſſor der griechiſchen Sprache an der Univerſität zu Cambridge und erſter Bibliothekar der London institution, ſtarb zu London 1808 im 49. Jahre. Er war nach Bentley der größte Kritiker, den England erzeugt hat. Die Mannichfaltigkeit, Tiefe und Gründlichkeit ſeiner Gelehrſamkeit, ſein ſeltner kritiſcher Scharfſinn, und die wahrhaft ſtaunenswürdige Kraft ſeines Gedächtniſſes laſſen es bedauern, daß er nicht eine größere Anzahl von Schriften hinterlaſſen hat. Aber eine unglückliche, mit den Jahren zunehmende Neigung zum Trunk hinderte ihn an anhaltender Thätigkeit, machte ihn gleichgültig gegen alle äußern Verhältniſſe, und zerſtörte mit ſeinen geiſtigen ſeine körperlichen Kräfte. Außer den Ausgaben von Euripides Hekuba, Oreſtes, Phöniſſen und Medea (London 1797 — 1801, 8.) und des Aeſchylus (Glasgow 1795, f.) hat man von ihm bloß einige kleinere Schriften und Aufſätze, welche in Tracts and miscellaneous criticism of Rich. Porson (London 1815, 8.) zuſammengedruckt ſind. Aus ſeinen Papieren wurde nach ſeinem Tode von Monk und Blomfield noch Rich. Porsoni Adversaria (Cambr. et London 1812, 8.) herausgegeben.

Portament, portamento di voce, das Tragen der Stimme iſt ein Kunſtausdruck beim Singen, unter welchem man die Geſchicklichkeit des Sängers verſteht, einen Ton an den andern ſo genau anzuſchließen, daß nicht die geringſte Unterbrechung zwiſchen ihnen zu bemerken iſt, und alle gleichſam nur ein einziger lang gedehnter Hauch zu ſein ſcheinen. Die größte Geſchicklichkeit des Sängers hiebei beſteht darin, daß er, ohne dem Zuſammenhange Schaden zu thun, zur rechten Zeit und am gehörigen Orte Athem zu holen verſtehe.

Portici, ſ. Neapel (Stadt und Umgebung von).

Porticus (στοα), Säulenhalle, Säulengang, war eine auf zwei oder mehrern Reihen von Säulen ruhende Gallerie, bald einzeln

und frei ſtehend (Periſtyl), bald mit andern Gebäuden, (Tempel, Circus u. ſ. w.) verbunden. Sie dienten bei der Hitze der Sonne oder ſonſt unbequemer Witterung zu Spaziergängen, Zuſammenkünften und Unterredungen, wurden von den Griechen und Orientalen überhaupt außerordentlich geliebt, und kamen bald zu den Römern. Die Römer erbauten nicht nur öffentliche Porticus, ſondern man fand dergleichen Gebäude auch an den Häuſern und Villen der reichen und vornehmen Römer. Uebrigens waren die Porticus entweder auf beiden Seiten offen, ſo daß die Wände aus bloßem Säulenwerke beſtanden, oder ſie waren auf einer Seite geſchloſſen, um Schutz gegen Wind und Wetter zu geben. Die berühmteſten in Athen waren die Pökile und die Homershalle.

Portiuncula, ſ. Franz von Aſſiſi und Franziskaner.

Portland-Vaſe, von ihrem neuern Beſitzer, dem Herzoge von Portland, ſo genannt, iſt das vorzüglichſte von den Prachtgefäßen der Alten, welche noch vorhanden ſind. Sie wurde unter Urban VIII. (Barberini), der von 1622—1644 auf dem päpſtlichen Stuhle ſaß, nahe bei Rom in einem, angeblich für Alexander Severus und deſſen Mutter Julia Mammäa beſtimmten, Sarkophag aufgefunden, und war bis 1786, wo ſie durch Vermittelung des Ritters Hamilton, von der Familie Barberini an die damalige Herzogin von Portland kam, unter dem Namen des barberini'ſchen Gefäßes bekannt. Nach Veltheim (in der Sammlung ſeiner hiſt., min. und antiq. Abhandlungen, Helmſt. 1800, 2 Th. 8.) ſieht man auf ihr die Geſchichte der Alceſte, welche durch Herkules dem Admet wieder zugeführt, auf dem Sarkophag aber, der in dem Vatican aufbewahrt wird, den Streit des Achill und Agamemnon wegen der Briſeïs. Vergl. Description of the Portland-Vase etc. by Wedgwood, London, 1790, 4.; auch franzöſ. Descr. abrégée du Vase de Barberini, maintenant Vase de Portlande etc. à Londr. 1790. 12. S. 8.

Porto, ſ. Oporto.

Porto Ferrajo, ſ. Elba.

Portorico, San Juan de Puerto Rico, eine von den großen Antillen (ſ. d. Art.), 1493. von Colombo entdeckt, gehört ſeit 1510 den Spaniern. Sie zählt auf 182 Q. M. 136,000 Einw., worunter 17,500 Neger, und 5681 Pflanzungen, iſt reich an Zucker, Reiß, Mais, Kaffee, Tabak, Gummi und Salz. Die Hauptſtadt gl. Namens hat einen guten Hafen, und iſt der Sitz des Generalkapitäns (unter dem noch die Jungferninſeln ſtehen) und eines Erzbiſchofs.

Porträt, die Abbildung eines wirklichen Menſchen oder einer hiſtoriſchen Perſon, findet ſowol in plaſtiſchen Werken (Porträtſtatuen oder ikoniſche Statuen), als in Gemälden Statt. Dieſe heißen bei uns Porträts im eigentlichen Sinne, und der Verfertiger derſelben Porträtiſt oder Porträtmaler. Die Porträtmalerei iſt eine eigne Gattung der Malerei (ſ. Malerei und Hiſtoriſch). Auch das Porträt, ſagt Schreiber in ſeiner Aeſthetik, muß Charakterbild ſein, wenn es ſich nicht aus der Reihen äſthetiſcher Produktionen ausgeſchloſſen ſehen will. Sklaviſche Annäherung an das Urbild iſt nur Treue für den Augenblick, denn jeder Tag ändert an dem Zufälligen der menſchlichen Geſtalt. Darum hat der Künſtler bloß die bleibenden Hauptzüge aufzufaſſen, und den phyſiognomiſchen Ausdruck, der jedem Zuge ſeine Bedeutung gibt. Wo der Maler ſo unglücklich iſt,

nur das Gemeine nachbilden zu müſſen, da mag er ſich mit dem baaren Verdienſte tröſten, und etwa mit dem Lobe, welches ſeiner Zeichnung und ſeinem Colorit zu Theil wird. Die größten Maler der italieniſchen Schule zeigten aus dieſem Grunde keine Neigung zum Porträtiren. Rubens und ſeine Schüler hatten es noch zu thun mit einem kräftigen, noch nicht durch Convenienz verflochtnen Menſchengeſchlechte. In der neuern Zeit ſind Porträts ſelten, welche die Naturwahrheit mit maleriſcher Bedeutſamkeit vereinigen. Zu den Porträts gehören auch die Converſationsſtücke, welche in der Regel eben ſo unpoetiſch ſind, als die hiſtoriſchen Gemälde ſteif, welche man aus Porträts zuſammenſetzt.

Portroyal des Champs, ein 1233 geſtiftetes Ciſterzienſer-Nonnenkoſter, unweit Verſailles, ſechs Stunden von Paris, hat in der Geſchichte des Janſenismus (ſ. Janſen) eine bedeutende Rolle geſpielt. Schon 1626 hatte es die Aebtiſſin Angelika, Anton Arnauld's Schweſter, durch Anlegung eines neuen Kloſters in der Vorſtadt St. Jacques zu Paris, welches zum Unterſchiede von ſeiner Mutter, Portroyal de Paris genannt wurde, in nähere Verbindung mit den pariſer Theologen geſetzt, und in beiden Anſtalten die verfallne Kloſterzucht und ſtrenge Lebensweiſe wieder hergeſtellt. Die Nonnen von Portroyal bekannten ſich unter der Leitung ihres Beſchützers, des Abts von St. Cyran, Jean du Vergier de Havranne, zu den eigenthümlichen Anſichten der Janſeniſten, und ihre ländliche Wohnung wurde die Feſtung und das Heiligthum dieſer Partei, da die größten und beredteſten Theologen und Verfechter des Janſenismus, Nicole, die Brüder Arnauld und Le Maitre ſich um 1640 hart bei Portroyal des Champs in einem beſondern Gebäude, Les Granges genannt, anſiedelten, die Büßungen und Arbeiten der Nonnen theilten und eine Koſtſchule errichteten, die dem lockern Jeſuitismus eine reinere Moral, eine gründlichere gelehrte Bildung und verdienſtliche Verbeſſerungen in der Methode des Unterrichts entgegenſetzte. Die berühmte Anna von Bourbon, Herzogin von Longueville, zog in ihre Nähe und wurde ihre Beſchützerin; Boileau war ihr Freund, Racine ihr dankbarer Schüler, der eine Geſchichte von Portroyal ſchrieb. Es war ein Verein großer Talente, ausgebreiteter Gelehrſamkeit und aufrichtiger Frömmigkeit, deſſen Gleichen ſelten auf Erden gefunden worden iſt; reuige Büßer aus allen Ständen ſchloſſen ſich an, und der Geruch der Heiligkeit der Geſellſchaft von Portroyal ging durch die ganze katholiſche Welt. Stark durch dieſe Stützen verweigerten die Nonnen die Unterſchrift der Bulle Alexanders VII. gegen Janſen's ſtreitige Sätze (ſ. Janſen), und erhielten ſich ſelbſt, da ihre Beſchützer vertrieben worden waren, durch vorübergehende Demüthigungen unter den Befehlen des Erzbiſchofs von Paris bis zum Anfange des 18. Jahrh., wo endlich 1709 ihre Standhaftigkeit im Bekenntniſſe des Janſenismus, der nun aus der Mode gekommen war, die Aufhebung und völlige Zerſtörung ihres Kloſters durch die pariſer Polizei zur Folge hatte. Seine Ruinen ſind bis in die neueſten Zeiten ein Wallfahrtsort andächtiger Pariſer geblieben, und Gregoire hat ihm noch 1809 in ſeiner Schrift: Les ruines des Portroyal, ein Denkmal geſetzt. E.

Portsmouth, berühmte, feſte Seeſtadt und Kriegshafen in der engliſchen Shire Hants oder Hamp, auf der durch einen Kanal vom feſten Lande getrennten Inſel Portſea, liegt im brittiſchen Ka-

nale, und beſteht eigentlich aus zwei Städten, Portſea und Portsmouth, welche zuſammen 5500 Häuſer und 40,600 Einwohner enthalten. Portſea, welches erſt ſeit 1792 ſeinen Namen erhalten hat, iſt gegenwärtig ungleich größer und volkreicher als Portsmouth. Daſelbſt iſt auch das bewunderrswürdige große Schiffswerft- und das Geſchützmagazin, welche im ausgedehnteſten Umfange alles enthalten, was zum Bau von Kriegsſchiffen, zur Ausrüſtung von Flotten erfoderlich iſt. In Portsmouth iſt die High-Street die längſte und ſchönſte. Die Feſtungswerke ziehen ſich beſonders um den äußern Theil der Inſel, auf welchem das eigentliche Portsmouth liegt. Auf den Wällen ſind ſehr angenehme Spaziergänge. Den großen und ſichern Hafen, welcher die ganze brittiſche Kriegsflotte faſſen kann, umgeben drei ſtarke Forts, ſo daß derſelbe von der Seeſeite als uneinnehmbar zu betrachten iſt; in Kriegszeiten wird er faſt allein von Kriegsſchiffen, Kapern und deren Priſen beſucht. Erſt ſeit Kurzem ſuchen die Kaufleute in Portsmouth die vortheilhafte Lage ihres Hafens und andre Vorzüge zum Großhandel anzuwenden, und haben daher eine Handlungsgeſellſchaft geſtiftet. Zu bemerken iſt noch die königliche Seeakademie (in Portſea) und das große Hoſpital für 3000 verwundete und kranke Seeleute. An der weſtlich gegenüberliegenden Spitze des Hafens von Portsmouth auf dem feſten Lande liegt Goſport, ein großer, beſonders von Seilern und Handwerkern bewohnter Ort, mit einer Eiſengießerei, einem befeſtigten Hafen und anſehnlichen Kaſernen. Gerade gegen Portsmouth über, am öſtlichen Ende der Inſel Wight, liegt die ſchöne, ſichre Rhede von Spithead, wo ſich gewöhnlich die königliche Kanalflotte verſammelt.

Portugal, das weſtliche, 80 Meilen lang von Süden nach Norden ausgedehnte, ſchmale, atlantiſche Küſtenland der pyrenäiſchen Halbinſel, theilte mit Spanien daſſelbe Schickſal, bis es ſich im Anfange des 12. Jahrh. zu einem beſondern Staate geſtaltete. Bald nachher gab es ſich als Königreich eine freie, ſtändiſche Verfaſſung; dann erhob es ſich, ſeine Beſtimmung für den See- und Welthandel an den Ufern des Weltmeers und in den Ausmündungen des Tejo und Douro erkennend, durch den Unternehmungsgeiſt und Heldenmuth ſeiner Bewohner zu Europa's erſter Kolonialmacht; allein in Ueppigkeit verſunken, wurde es, nach dem Erlöſchen des glorreichen burgundiſchen Königshauſes, die Beute Philipps II., worauf es unter dem Drucke ſpaniſcher Herrſchaft ſeine Kraft und ſeinen Ruhm verlor, bis die Nation das fremde Joch abwarf, und ſeine Selbſtſtändigkeit unter eingebornen Herrſchern wieder errang. Aber ohne Verfaſſung und im Innern durch Mißbräuche aller Art geſchwächt, mußte ſich der Staat, gleichſam maſtlos, dem Steuerruder Großbritanniens anvertrauen. Seitdem ward Portugal faſt in alle Kämpfe des europäiſchen Staatenſyſtems mit verflochten, und in der Ausbildung ſeines innern Zuſtandes aufgehalten, bis die Nation, von Napoleons Machtkreis umſchloſſen, zum Bewußtſein ihrer Kraft auf's Neue erwachte. Nun konnte ſie eben ſo wenig den brittiſchen Einfluß auf die innere Verwaltung, noch die Abhängigkeit von Braſilien, wo ſich der Hof befand, länger ertragen, ſondern gab ſich eine neue Verfaſſung, und erwartet jetzt von der Zeit die Reife ihrer politiſchen Wiedergeburt, oder — den Rückfall in den vorigen Zuſtand. Nach dieſem Ueberblicke muß man Portugals alte, mittlere, neue und neueſte Geſchichte unterſcheiden.

I. Alte Zeit, ehe Portugal ein Königreich wurde; von Chriſti

Geburt bis 1139 nach Chr. Schon lange vor Roms Weltherrſchaft ward Portugal von Phöniciern, Karthagern und Griechen auf Handelsreiſen beſucht, dann unter dem Namen Luſitanien den Römern unterworfen, welche den Bewohnern, einem Zweige des vielaſtigen Celtenſtammes, fremde Bildung brachten, hierauf von germaniſchen Völkern (Alanen, Sueven und Gothen) überſchwemmt, und nach 712 von den Arabern erobert. Als endlich das tapfre Schwert der Spanier in den neuchriſtlichen Reichen Caſtilien und Leon (ſ. Spanien) auch das Land zwiſchen dem Minho und Douro den Arabern entriſſen hatte, wurden über dieſes Gebiet Grafen oder Statthalter mit ziemlich ausgedehnter Gewalt geſetzt. Heinrich der jüngere von Burgund, deſſen Großvater, Robert I., Herzog von Burgund, ein Enkel des franzöſiſchen Königs Hugo Capet war, ging um das J. 1090 nach Spanien, um in einem Kriegszuge gegen die Mauren ſein Glück zu machen. Alfonſo VI., König von Caſtilien und Leon, gab dem ritterlichen Fremdlinge die Hand ſeiner Tochter zum Lohne, und ſetzte ihn 1094 als Graf und Statthalter über das eroberte Land, das die Provinzen Entre Minho e Douro, Traz os Montes und einen Theil von Beira umfaßte, und von dem Hafen von Oporto (ſ. d. Art.) den Namen Portugal erhalten haben ſoll. Der Graf, der ſeinen Sitz in Guimaraens nahm, ſollte dem caſtiliſchen Könige Lehnspflicht leiſten, was er aber den Mauren jenſeits des Tejo entreißen würde, unbeſchränkt beſitzen. Sterbend gab Alfonſo ihm die erbliche Herrſchaft 1109. Das Glück war dem burgundiſchen Fürſtenſtamme gewogen. Schon unter Heinrich wurden Eroberungen gemacht, noch glücklicher war ſein Sohn Alfonſo I. Von den Mauren im J. 1139 bedroht, ging er ihnen entgegen, und gewann den herrlichen Sieg in der Ebene von Ourique. Das begeiſterte Volk begrüßte ihn auf dem Schlachtfelde als König von Portugal. Damit beginnt

II. Portugals Mittelalter, von 1139 bis 1495, oder bis zur Regierung Emanuels des Großen und der Gründung des portugieſiſchen Kolonialreichs. Die Erhebung Portugals zu einer See- und Handelsmacht war die Frucht ſeiner innern Entwickelung. Schon die Verſammlung der Stände zu Lamego beſtätigte feierlich (1143, nach Andern 1145) jene Huldigung der Krieger, und gab 1181 dem neuen Königreiche, das auch der Papſt Alexander III. anerkannt hatte, Geſetz und Verfaſſung. Die Krone ſollte erblich ſein in des Königs Stamme, mit Vorzug der Erſtgeburt; doch ſtand den Brudersöhnen das Erbfolgerecht nur mit Einwilligung der Stände zu. In Ermangelung männlicher Erben ſollen die Königstöchter folgen. Das Geſetzbuch, welches Alfonſo hatte verfaſſen laſſen, ward angenommen, und die Unabhängigkeit des neu gegründeten Throns feierlich erklärt. Der König ſelbſt ſprach jedem ſeiner Nachkommen, der ſich zur Zinsbarkeit verſtehen würde, das Recht auf die Thronfolge ab. Alfons machte zwar ſein Reich den Päpſten zinsbar, ſicherte aber zugleich ſeine königliche Würde gegen den Widerſpruch der Könige von Caſtilien und Leon, mit denen er oft Krieg führte. Er erweiterte ſein Reich bis an die Grenzen von Algarbien, und eroberte Santarem 1143. Die Eroberung von Lisboa im J. 1147, die ihm mit Hülfe kreuzfahrender Engländer und Hanſeaten, die eben in den Tejo einliefen, gelang, war eins der glänzendſten Ereigniſſe ſeines kriegeriſchen Lebens. Er ſtiftete 1162 zwei Ritterorden, den einen, nachher der Orden von Avis (einem Städtchen bei

Alentejo) benannt, und den Orden S. Michel del Ala, und ſtarb 1185. Unter ſeinen Nachfolgern verlor Sancho II. in den Streitigkeiten mit der Geiſtlichkeit durch den Ausſpruch Innocenz IV. (1245) den Thron. Alfonſo III. (reg. 1245—1279) beendigte die ſchon von Sancho I. angefangne Eroberung Algarbiens, und erhielt den Namen der Wiederherſteller (o restaurador). Er behauptete die königlichen Rechte gegen die Kirche. Glänzend ſtrahlt unter den Königen Portugals König Dionys (1279—1325) hervor, der ruhmvollen Beinamen werth, die ihm die dankbare Nachwelt gab, der Gerechte, der Anbauer (Labrador), der Vater des Vaterlandes. Mit Klugheit und Muth widerſetzte er ſich den Anmaßungen der Geiſtlichen, welche unter ſeinen Vorfahren den innern Frieden geſtört hatten, und die Befreiung von allen Abgaben verlangten. Er bewahrte den Frieden mit dem anmaßendſten aller Prieſter, Nicolaus IV., ungeachtet ſeine Verordnungen, wodurch er die Anhäufung des Landeigenthums in den Händen der Geiſtlichkeit zu verhindern ſuchte, ihm nicht die Freundſchaft des römiſchen Hofes erwerben konnten. Selbſt gelehrt und Dichter, war er unter allen gleichzeitigen Fürſten der freigebigſte Freund der Gelehrſamkeit, und hinterließ in der von ihm geſtifteten hohen Schule zu Lisboa, die 1308 nach Coimbra verlegt wurde, ein Denkmal ſeiner Liebe zu den Wiſſenſchaften. Er benutzte zuerſt die glückliche Lage ſeines Landes, um es zu einem Handelsſtaate zu machen, und legte, die Betriebſamkeit ſeines Volkes weckend, den erſten Grund zu der Größe, welche die Portugieſen im folgenden Jahrhunderte erreichten, obgleich er 1295 — 1297 mit Caſtilien, ferner 1299 und beſonders ſeit 1320 mit ſeiner eignen Familie bürgerliche Kriege führte. Die Verwaltungsgrundſätze des Königs hatten die wohlthätigſten Folgen für Gewerbe, Handel, Ackerbau und Schiffahrt; und die Aufnahme der Städte bewirkte hier wie in Spanien, daß die Bürger ſich neben dem Lehnadel und der Geiſtlichkeit als Reichsſtand erhoben. Der Chriſtorden, dem 1319 die Güter der aufgehobnen Templer zufielen, verdankt ihm den Urſprung. Ihm folgte Alfons IV.; dieſem Pedro (Gemahl der Ines de Caſtro (ſ. d. Art.) 1357. Mit Pedro's des Strengen Sohne, Ferdinand dem Artigen, erloſch 1383 der Mannsſtamm des burgundiſchen Hauſes. Seine Tochter Beatrix, des caſtiliſchen Königs Gemahlin, war die rechtmäßige Thronerbin; aber die Portugieſen waren einer Verbindung mit Caſtilien ſo abhold, daß Pedro's unehelicher Sohn, der tapfre Johann I., von den Ständen als König begrüßt ward. Er behauptete den Thron, als er, durch ſeinen tapfern Feldherrn Alvaro Nunez Pereira unterſtützt, die Caſtilier bei Aljubarotta im J. 1385 geſchlagen hatte. Mit ihm begann die unechte burgundiſche Linie. Nach dem Frieden 1411 mit Caſtilien wandte der wackere König ſeine Sorgfalt auf die Verbeſſerung ſeines Landes. Mit weiſer Mäßigung herrſchte er über ſein unruhiges Volk, und ſelbſt über die ſtolzen Edeln des Landes, deren Macht ſich ſehr gehoben hatte, weil er bei ſeiner Thronbeſteigung ihre Gewogenheit durch manche Opfer hatte erkaufen müſſen. Er verlegte die Reſidenz von Coimbra nach Liſſabon. In ſeine Regierung fällt der Anfang auswärtiger Eroberungen, durch welche Portugals Größe gegründet ward. Treffliche Söhne vollendeten, was der Vater (er ſt. 1433 an der Peſt) rühmlich begonnen. Nach der Eroberung von Ceuta auf der Nordküſte von Afrika im J. 1415, wo die tapfern Prinzen Eduard, Hein-

rich und Pedro ſich den Ritterſchlag von ihres Vaters Hand verdienten, gab Heinrich der Seefahrer (ſ. d. Art.) die erſte Anregung zu den folgenreichen Länderentdeckungen und Handelsunternehmungen, welche Portugals Macht über alle Zeitgenoſſen erhoben. Er gründete die erſten Kolonien der Portugieſen: Porto Santo 1418, Madeira 1420, die Azoren 1433, und die auf der goldreichen Guineaküſte. Nicht ſo glänzend als Johann's Regierung war die Herrſchaft ſeines Sohnes Eduard (bis 1438) und ſeines Enkels Alfons V. (bis 1481); aber größer noch als der erſte war der zweite Johann, der kraftvollſte König, den Portugal je beſeſſen. Unter ihm begann der heftige Kampf mit dem Adel, deſſen Macht unter ſeinen nachſichtigen Vorfahren ſich kühn erhoben hatte. Die verſchleuderten Krongüter wurden wieder eingezogen, die Richtergewalt der adeligen Gutsbeſitzer beſchränkt durch Ernennung von Richtern, die Gelehrte, nicht Ritter ſein ſollten. Den erſten unter den unruhigen Edeln, den mächtigen Herzog von Braganza, ließ der König öffentlich enthaupten, und das neue Haupt der mißvergnügten Großen, der Herzog von Viſeo, empfing 1483 den Tod von des Königs eigner Hand. Die Länderentdeckung ward eifrig fortgeſetzt, und oft mit wiſſenſchaftlicher Einſicht betrieben. Der reiche Ertrag des Handels mit Guinea gab Hülfsmittel zu neuen Unternehmungen. Die lebhafte Betriebſamkeit, die jetzt immer mehr unter den Portugieſen erwachte, ward durch die Juden (er nahm 1492 83,000 von den aus Caſtilien vertriebnen Juden gegen ein Schutzgeld auf) nützlich befördert und nirgends fanden ſich unter dieſen Fremdlingen ſo gebildete und gelehrte Männer als in Portugal. Im J. 1481 ſandte Johann zwei kundige Männer ab, die zu Lande nach Oſtindien reiſen ſollten, deſſen Handelsſchätze das große Ziel ſeiner Bemühungen waren; in demſelben Jahre kehrte Bartholomäus Diaz (ſ. d. A.) von einer Seefahrt zurück, auf welcher er die Südſpitze von Afrika entdeckt hatte, welche der König, die großen Folgen dieſer Entdeckung ahnend, das Vorgebirge der guten Hoffnung nannte. Bei dem glücklichen Fortgange, den die portugieſiſchen Länderentdeckungen hatten, bei dem reichen Ertrage eines unermeßlichen Handels, den man auf dem neuen Seewege fand, ließ ſich's entſchuldigen, daß Colombo abgewieſen ward, als er zuerſt dem Könige von Portugal Anerbietungen zu neuen Entdeckungen im weſtlichen Weltmeere machte. Aber nach dem ausgezeichneten Glücke, das die erſten Unternehmungen des kühnen Seefahrers begleitete, ließ auch Johann ein Geſchwader ausrüſten, um Eroberungen im Weſten zu machen. Dadurch entſtand ein Streit zwiſchen Portugal und Caſtilien, den endlich Papſt Alexander VI. durch die bekannte Linie ſchlichtete, die 360 Meilen weſtlich von den azoriſchen und capverdiſchen Inſeln laufend, die künftigen portugieſiſchen und caſtiliſchen Eroberungen ſchied. So ward durch portugieſiſche Staatskunſt und Nationalkraft das europäiſche Kolonialſyſtem gegründet, womit überhaupt Europa's neuere politiſche Geſchichte beginnt.

III. Portugals neue Zeit, von 1495 bis 1820, von der Blüthe des Reichs bis zur Wiederherſtellung der Cortes und einer freien Verfaſſung. Dieſe Zeit umfaßt: a. die Größe Portugals als erſte Handelsmacht von 1495 bis zum Erlöſchen des burgundiſchen Herrſcherſtammes im J. 1580; b. den Verfall Portugals unter der ſpaniſchen Herrſchaft, von 1580 bis 1640, und c) die Schickſale Portugals unter dem Hauſe Braganza und dem Einfluſſe

Großbritanniens, bis zu der Einführung einer neuen Verfaſſung im J. 1820. a) das goldne Zeitalter Portugals (von 1495 bis 1580). Was Johann II. mit ſo großen Hoffnungen begonnen, wurde unter Emanuels des Glücklichen Regierung (1495—1521) fortgeſetzt. Im J. 1497 ſandte er Vaſco de Gama (ſ. Gama) mit vier Schiffen ab, der glücklich bis Goa kam. So ward der Seeweg nach Indien von den Portugieſen gefunden. Bald ſtrömten zahlloſe Reichthümer nach Portugals Hauptſtadt, und in wenigen Jahren gehorchten viele Fürſten auf der indiſchen Halbinſel dem gefürchteten Namen des Königs von Portugal. Schon im Anfange des 16. Jahrh. war der große Franz von Almeida der erſte Unterkönig in Indien. Er eroberte Ceylon. Alfonſo de Albuquerque (ſ. d. A.), einer der trefflichſten Männer, welche die Jahrbücher der Völker kennen, groß als erobernder Krieger, groß in der Verwaltung des Eroberten, machte Goa, den wichtigſten Hafen Indiens, zum Hauptſitze des portugieſiſch-indiſchen Reichs, und handelte mit den Molukken; Lope de Soarez mit China (1518). Von Bab-El-Mandeb bis an die Meerenge von Malakka gebot Emanuel, und Portugal's Macht hatte ihren Gipfel erreicht. Große Thaten wurden auf dieſem fernen Schauplatze vollbracht; es war die glorreichſte Zeit in der Geſchichte der Nation. Dieſer Heldengeiſt der Portugieſen gab dem Volksgefühle jugendliche Kraft und Lebendigkeit, und erweckte Helden, welchen der Ruhm und die Größe des Vaterlandes Alles galt. Gaben doch ſelbſt alle achtbaren Jungfrauen den Vorzug bei ihrer Wahl nur dem Tapfern, der in Indien gekämpft hatte. Lisboa ward die lebendigſte Handelsſtadt Europa's. Die Schätze, welche der Handel hier anhäufte, waren aber kaum hinreichend, den Aufwand zu beſtreiten, den die Feldzüge in Afrika foderten, wo Emanuels Waffen weniger glücklich waren. Zwar ſchickte ſogar der König von Congo, der ſich durch die Miſſionarien, ohne welche damals kein Entdeckungsſchiff abſegelte, hatte taufen laſſen, zwei ſeiner Söhne nach Portugal zur Erziehung; zwar wurden aus der Niederlaſſung auf der Guineaküſte, von welcher Portugal alle Fremde ausſchloß, noch immer große Schätze geſandt, aber unglücklich waren die Unternehmungen in Nord-Afrika. Der ungünſtige Boden hinderte ſchnelle Fortſchritte; auch iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß Venedigs und Spaniens Eiferſucht den mauriſchen Fürſten heimlich Beiſtand leiſtete. Der Ruhm, den Emanuel durch ſeine Eroberungen in Indien erwarb, war kein Erſatz für die Entvölkerung, die Portugal erlitt, das ſo viele ſeiner rüſtigen Jünglinge ausſandte, um ſeine Eroberungen zu behaupten und zu vergrößern. Unter Emanuels Sohne, Johann III. (von 1521—1557), wurden die Entdeckungen und der Handel in Oſtindien erweitert; aber ſchon zeigten ſich in Europa die Folgen des ſchnellanwachſenden Geldreichthums, mit welchem die inländiſche Betriebſamkeit nicht gleichmäßig ſtieg. Unter ſeiner Regierung ward 1536 die Inquiſition eingeführt, um ſich derſelben gegen die Juden zu bedienen, welche dem Scheine nach Chriſten geworden waren. Der kluge Johann II. hatte nämlich eine große Anzahl derſelben aufgenommen, die Ferdinands und Iſabella's unduldſame Strenge aus Spanien vertrieb; aber die Gaſtfreundſchaft, welche er ihnen gewährte, war mit ſo harter Behandlung verbunden, daß Emanuel anfangs wirklich die Abſicht hatte, die Lage der Gedrückten zu mildern. Allein der erſte Rauſch der Liebe zu ſeiner Gemahlin, der ſchönen Eleonore, Carls V. von Spanien Schweſter, verleitete den

alten König zu einer ſolchen Strenge gegen die Juden, daß er alle, die nicht Chriſten werden wollten, ihrer Kinder berauben und zu Sklaven machen ließ. Ob die reichen Fremdlinge indeß Mittel fanden, die Vollziehung des grauſamen Gebots zu verhüten, oder ob Emanuel die Folgen ihrer Verzweiflung verhindern wollte; genug, der König verlängerte die Zeit ihres Abzuges auf zwanzig Jahre, um ihnen, wie er ſagte, Zeit zur gänzlichen Bekehrung zu laſſen. Dieſe Begünſtigung hatte die Wirkung, daß viele Juden ſich öffentlich zum Chriſtenthume bekannten, heimlich aber bei ihrem Glauben blieben, gegen deren Abkömmlinge die Inquiſition in der Folgezeit die abſcheulichſten Grauſamkeiten ausübte. Noch nachtheiliger als die Inquiſition war die Aufnahme der Jeſuiten (1540), welchen Johann III., als ob auf ihm der Fluch gelaſtet hätte, Alles zu thun, um die Größe ſeines Reichs zu untergraben, früher als irgend ein europäiſcher Fürſt den Eingang in ſein Reich öffnete. Die ſchlauen Ordensbrüder ließen ſich gern als Prediger des Glaubens in Indien brauchen, wozu bis dahin vorzüglich die Franziskaner gedient hatten. Auch ward ihnen, den ſchlechteſten Fürſtenerziehern, die es je gegeben hat, die Erziehung ſeines Enkels, des Kronprinzen Sebaſtian, überlaſſen. Sie pflanzten ihm den unſeligen Hang zur Schwärmerei und fanatiſchen Eroberungsſucht ein, der ihn zum Untergang führte. Der junge König faßte nämlich den Entſchluß, der Ueberwinder der Mauren in Afrika zu werden, was ſeinen kräftigen Vorfahren nicht hatte gelingen wollen, und verfolgte dieſen Plan gegen alle Erinnerungen verſtändiger Räthe, mit unſinniger Heftigkeit. Als er im J. 1573 in Afrika die Schlacht bei Alcaſſar und wahrſcheinlich auch ſein Leben verloren hatte, enſtand ein Streit um die Krone des kinderloſen Sebaſtian. Jetzt ging Portugal ſeinem Verfall unaufhaltſam entgegen.

b) Portugal, unter ſpaniſcher Herrſchaft (von 1580 bis 1640). Nach der kurzen Regierung des alten, ſchwachen Königs Heinrich, der Sebaſtian's Oheim war, gewann der mächtigſte Mitwerber, Philipp II. von Spanien, durch Alba's Sieg bei Alcantara den Thron, und Portugal hatte das Unglück, mit einem Reiche verbunden zu werden, das gerade von dieſer Zeit an durch unglückliche Kriege und unweiſe Verwaltung ſeinem eignen Verfalle entgegeneilte. Spaniens mächtige Feinde, die Engländer und Holländer warfen ſich auf das wehrloſe Portugal, deſſen Reichthum ſo gute Beute verſprach, und für immer gingen ſo viele herrliche Beſitzungen verloren, welche glorreiche Voraltern erobert hatten. Denn der alte Heldengeiſt des Volks war in der letzten Zeit ſeiner Unabhängigkeit völlig erſtorben, und die Portugieſen hatten ſich überall durch ihren Uebermuth und ihre Härte ſo verhaßt gemacht, daß die gedrückten Fürſten und Völker Aſiens bei jedem Wechſel nur zu gewinnen glaubten. Spanien that gar nichts zur Unterſtützung eines Volks, das es in ſeinen Verfall geriſſen hatte. Die Holländer eroberten die gewürzreichen molukkiſchen Inſeln, und die Hälfte Braſiliens (1624), das in Johann's II. ſchöner Zeit durch einen glücklichen Zufall (von Alvarez de Cabral im J. 1500) war entdeckt worden. Sie nahmen die Niederlaſſungen auf der Guineaküſte (1637), und verſchafften ſich Eingang auf dem reichen Markte von Indien, wo ſie die Portugieſen immer mehr verdrängten. Dazu kam die Raubſucht der Spanier, welche die ſchönſten Krongüter veräußerte. Endlich von dieſem Drucke und der ſchnöden Behandlung welche ſie unter Philipp's IV. Miniſter, Olivarez, erlitten, empört,

ſtifteten die portugieſiſchen Großen eine klug entworfne, ſchlau geleitete Verſchwörung, welche den 1. Decemb. 1640 einen Abkömmling des alten Königsſtammes, den Herzog Johann von Braganza (Johann IV.) auf den portugieſiſchen Thron führte.

c) Portugal unter dem Hauſe Braganza wird von Englands Politik abhängig, von 1640 bis 1820. Die unmittelbare Folge der Wiederherſtellung von Portugals Selbſtändigkeit war ein Krieg mit Spanien, der erſt 1668 durch einen Friedensſchluß geendigt ward, in welchem Spanien auf Portugal verzichtete. Auch mit Holland ward 1661 und 1669 unter großbrittanniſcher Vermittlung, von Johann's Nachfolger, Alfons VI. und von deſſen Bruder Peter II., der jenen 1667 der Regierung entſetzt hatte, ein Friede geſchloſſen, wodurch wenigſtens Braſilien wieder an das Reich kam; aber die alte Größe war nicht wieder herzuſtellen, ſelbſt wenn alle Fürſten dieſes Stammes ſo viel Kraft und Weisheit gezeigt hätten, als ſich bei einigen guter Wille fand. Schon unter dem erſten braganziſchen Könige ward ein Handelsvertrag mit England abgeſchloſſen, und ſeit dem 1703 durch den engliſchen Geſandten Methuen geſchloßnen neuen Vertrage, der den Engländern die Vortheile der kurz vorher entdeckten Goldminen in Braſſilien zuwandte, bildete ſich das Verhältniß mit England allmälig ſo aus, daß Portugal eine unabhängige Stellung in dem europäiſchen Staatenſyſtem nicht behaupten konnte. Dagegen wurden die Cortes, in deren Berufungsedikten der König von den Deputirten des dritten Standes jedesmal ausdrücklich verlangte, daß man „Deputirte ſende ohne Amt in der Finanz, Juſtiz, Landarmee und Flotte," ſeit 1687 nicht mehr berufen. Unter Johanns V. langer Regierung (1707—1750) wurde zwar in Hinſicht auf auswärtige Verhältniſſe etwas Kraft gezeigt, ſo wie im Innern manches Gute, z. B. die Einſchränkung der Inquiſition und die Stiftung einer Akademie der portugieſiſchen Geſchichte verſucht, aber dort ohne entſcheidenden Erfolg, hier ohne Vollendung. Dagegen hatten der prachtvolle Bau des Kloſters zu Mafra und die zu Rom theuer erkaufte Erlaubniß, einen Patriarchen von Lisboa zu beſitzen, den Schatz des Landes auf lange Zeit erſchöpft. Unter ſeinem Sohne und Nachfolger Joſeph I. (von 1750) leitete der Marquis von Pombal (ſ. d. A.) den Staat; ein ſtrenger Verbeſſerer, wie Portugal ihn brauchte, aber ſo ſtreng, daß die heiligen Geſetze des Rechts oft nicht geachtet wurden. Er bekämpfte die Jeſuiten und den Adel, die ſich unter den vorigen Regierungen an geheimen Einfluß in die öffentliche Verwaltung gewöhnt hatten. Die Entdeckung der großen jeſuitiſchen Macht in Paraguay (ſ. d. A.), das Betragen der Ordensbrüder bei dem Erdbeben in Lisboa 1755, und die Verſchwörung gegen das Leben des Königs (1759), führten den Fall des Ordens herbei. Er verlor 1757 die Beichtvaterſtellen in der königl. Familie und den Zutrit bei Hofe. Zwei Jahre nachher wurden alle Jeſuiten auf ewig aus dem Reiche verbannt, und die Güter des Ordens eingezogen. Der tapfre Graf von Schaumburg-Lippe, dem Portugal in dem Kriege gegen Spanien (1760) ſo viel verdankte, machte zu gleicher Zeit in dem portugieſiſchen Kriegsweſen große Verbeſſerungen; aber bald nach ſeiner Abreiſe verfiel das gut begonnene Werk. Bei dem Anfange der Regierung Maria Franziska Iſabella, der älteſten Tochter Joſephs, welche ſeit 1760 mit ihres Vaters Bruder Don Pedro vermählt war, und 1777 den Thron beſtiegen hatte, verlor Pombal ſogleich eine Gewalt, die er fünf und

zwanzig Jahre lang beſeſſen. Portugal verdankt ihm ſein Erwachen. Zwar fielen mit ihm manche ſeiner nützlichen Einrichtungen; aber die Aufklärung, die er angezündet, und die Richtung, die er der Denkweiſe und den Sitten, ſo wie das Selbſtgefühl, das er dem Charakter der Nation gegeben, konnten nicht wieder ausgelöſcht werden. Unter Maria's Regierung war alle Gewalt getheilt zwiſchen einem unaufgeklärten Adel und unwiſſenden Geiſtlichen. Als ſie 1792 in Gemüthskrankheit verfallen war, wurde der Prinz von Braſilien (dies war, bis 1816, der Titel des jedesmaligen Kronprinzen) Juan Maria Joſeph, geboren 1767, Regent, der ſich ſpäterhin 1799, nachdem die Krankheit der Königin in wirklichen Wahnſinn ausgeartet war, zum unumſchränkten Regenten erklärte, übrigens aber die Regierungsgrundſätze ſeiner Mutter befolgte. Wegen ſeiner engen Verbindung mit England mußte er Theil an dem Kriege gegen Frankreich nehmen. Seine Krieger fochten nicht ohne Ruhm, gemeinſchaftlich mit den Spaniern. Allein die großen Verluſte, die der Handel während des Krieges erlitten, die gehäufte Staatsſchuld und die Drohungen, wozu Spanien durch Frankreich gezwungen ward, führten 1797 zu dem Frieden mit Frankreich. Das Unglück der franzöſiſchen Waffen im J. 1799, gab jedoch dem Regenten neuen Muth, ſich mit den Engländern zu verbinden, und einen Bund mit Rußland abzuſchließen. Als aber Buonaparte ſeine Macht befeſtigt hatte, ward Spanien gezwungen, den Krieg gegen Portugal (1801) zu erklären, den indeß noch in demſelben Jahre der Friede von Badajoz mit der Abtretung von Olivenza und einer ſtarken Geldbuße endigte. Seitdem erhielt Portugal, immer bedroht und gehöhnt, nur durch große Opfer, die es dem Gewaltigen brachte, einen Schatten von Selbſtſtändigkeit, bis endlich, als Napoleons Heer unter Jünot, ſchon über die Grenzen gerückt war und der Moniteur, in Folge eines über Portugals Theilung mit Spanien abgeſchloſſnen geheimen Vertrags, die Abſezzung des Hauſes Braganza (weil ſich der Regent geweigert habe, die engliſchen Waaren wegzunehmen) ausgeſprochen hatte, der Regent ſich ganz in die Arme der Engländer warf, und mit ſeiner Familie am 29. Nov. 1807 ſich einſchiffte, um ſeinen Sitz zu Rio Janeiro in Braſilien zu nehmen. Tags darauf rückte Jünot in die Hauptſtadt, und Portugal ward als erobertes Land behandelt. Doch bald landete ein engliſches Heer; zugleich bildeten ſich zahlreiche Kriegerhaufen in den nördlichen Landſchaften, voll Muth für des Vaterlandes Befreiung zu kämpfen, und in Oporto verſammelte ſich ſchon 1808 die portugieſiſche Junta, um die gemeinſamen Angelegenheiten zu leiten. Nach heftigen Kämpfen an der Weſtküſte erfolgte am 21. Aug. 1808 die entſcheidende Schlacht bei Vimeira, und in Folge derſelben die Uebereinkunft von Cintra, nach welcher der franzöſiſche Feldherr mit ſeinem Heere das Land räumte. Ueber dieſen Krieg ſiehe des Gen. Lieut. Thiebault's (Chefs des Generalſtabes in dieſem Feldzuge) amtlich treue Relation de l'Expédition du Portugal, faite en 1807 et 1808. Paris 1817. Hierauf nahmen die Portugieſen thätigen Antheil an dem ſpaniſchen Freiheitskriege. Sie drangen unter Wellington, Beresford und Gomez Freyre, als tapfre Hülfstruppen, bis nach Touloufe in Frankreich vor. Unterdeſſen blieb die königliche Familie in Braſilien. Hier beſtieg der Regent, nach dem Tode Maria I., d. 20. März 1816, als König Johann VI. den Thron von Portugal und Braſilien. Dieſe Verpflanzung des liſſaboner Hofes in eine amerikaniſche Kolonie hatte für die europäiſche Politik und für England wich-

tige Folgen. Die erſte war das Beſtreben Braſiliens, ſich der engliſchen Abhängigkeit zu entziehen; eine zweite zwar die allmälige Erhebung dieſer Provinz zu einem beſondern Staate. In Portugal dagegen dauerte der engliſche Einfluß fort, und der vorige Zuſtand des Königreichs blieb im Weſentlichen derſelbe. Daher entſprach der pariſer Friede vom 30. Mai 1814 den Erwartungen der Nation, ob ſie gleich für die allgemeine Sache viel gethan hatte, keineswegs, und als hierauf die wiener, auch von den portugieſiſchen Geſandten unterzeichnete, Congreßakte die Rückgabe von Olivenza an Portugal anerkannt, und Portugal nach derſelben Akte das ehemalige franzöſiſche Guiana bis an den Oyapock an Frankreich zurückgegeben hatte, ſo weigerte ſich dennoch Spanien jene Rückgabe zu leiſten. Der Hof von Rio Janeiro ließ daher das den Spaniern von den Inſurgenten unter Artigas entriſſne Monte Video am linken Plataufer beſetzen, wodurch Portugal mit Spanien in neuen Zwiſt gerieth. Ueberdies ward auch Braſilien von unruhigen Bewegungen ergriffen; doch gelang es der Regierung, die Empörung in Fernambuk unter Martinez (im März 1817) mit Gewalt zu unterdrücken; eben ſo die Verſchwörung des Generals Gomez Freyre (ſ. d. A. und den A. Eben im N. C. L.) in Liſſabon, wo der Einfluß und die Macht des Marſchalls Beresford das Militär, und die Entfernung des Hofes, welcher alles baare Geld aus Portugal nach Rio Janeiro zog, das Volk erbittert hatte. Außerdem geſchah während dieſer Zeit manches Zweckmäßige, vorzüglich für die Kultur Braſiliens, deſſen Handel 1818 allen befreundeten Nationen frei gegeben wurde. Der Miniſter Araujo ließ die chineſiſche Theeſtaude in Braſilien anpflanzen, was jedoch auf den Bergen der portugieſiſchen Provinz Traz os montes, in gleicher Berghöhe und in gleichem Himmelsſtriche mit den chineſiſchen Theeprovinzen, noch erfolgreicher ſein müßte. Allen Chriſten ward in Braſilien freie Religionsübung geſtattet; aber die Schweizer-Kolonie, Neu-Freyburg, ſcheint daſelbſt nicht den beabſichtigten Erfolg gehabt zu haben. Noch trugen viel zur Verbeſſerung des innern Zuſtandes dieſer Provinz mehrere Deutſche bei, aus Oeſterreich, Baiern, Preußen, England und andern Ländern, welche wiſſenſchaftliche Zwecke dorthin geführt hatten (ſ. Braſilien). Insbeſondre machte ſich der erſte Miniſter Arcos ſehr um Braſilien verdient. Um ihn zu belohnen, gab ihm 1818 der König ein leeres, vom Monarchen unterzeichnetes Blatt, worauf er alles, was er wünſche, ſchreiben und deſſen Gewährung unbedingt erhalten ſollte. Der Miniſter ſchrieb darauf den Befehl, alle Gefangne in Fernambuk, deren Hinrichtung ſchon beſchloſſen war, in Freiheit zu ſetzen, und der König ließ ſogleich dieſen Befehl vollziehen. Die Inquiſition ward im ganzen Reiche aufgehoben. In Goa war ſie bereits 1774 abgeſchafft, dann aber wieder hergeſtellt worden. Als man ſie endlich im J. 1815 gänzlich aufhob, wurden ihre Akten in Goa auf Befehl des Vicekönigs Grafen von Salzedas (25. Mai) feierlich verbrannt. Auch die Jeſuiten ſind nicht wieder aufgenommen worden, und die portugieſiſche Regierung ließ ſogar dem heiligen Vater wegen ihrer Wiederherſtellung eine mißbilligende Note übergeben. Dagegen erließ ſie den 30. März 1818 ein hartes Verbot wider die Freimaurer. Ohne Unterſchied ſollen Eingeborne und Ausländer, wenn ſie Freimaurer ſind, eine mit Grauſamkeit zu vollziehende Todesſtrafe erleiden, und mit Einziehung aller Güter, ohne Rückſicht auf die rechtmäßigen Erben, beſtraft werden. Die Juden aber haben, auf Verwendung des Papſtes (1817), in Portugal und Braſilien die-

ſelben Begünſtigungen erhalten, wie im römiſchen Staate. Zur Abſchaffung des Sklavenhandels (ſ. d. A.) entſchloß ſich der Hof von Rio Janeiro, erſt nach langer Zögerung in dem Vertrage von 1818; doch ſollte erſt nach fünf Jahren gänzlich aufhören. So viel nun im Einzelnen angefangen und Gutes verſucht wurde, ſo gab es doch keinen allgemeinen und durchgreifenden, mit dem Geiſte des Zeitalters übereinſtimmenden Verwaltungsplan. Amerika's und Spaniens Beiſpiel reizten Portugal und Braſilien zu ähnlichen Schritten, um das in allen ſeinen Fugen wankende Staatsgebäude auf neuen Grundlagen wieder herzuſtellen. Insbeſondre fühlte Portugal, wo die Aufklärung der gebildeten Stände mit der veralteten Form der Staatsverwaltung, bei der Entfernung des Hofs und bei dem überwiegenden Einfluſſe der angeſtellten Engländer, im feindſeligſten Widerſpruche ſtand, dieſes Bedürfniß.

Damit hat IV. Portugal's neueſte Zeit, ſeit 1820, begonnen. Mit Unwillen ſah die portug. Nation das Heft der Staatsverwaltung in den Händen eines Britten, des M. Beresford. In dem Heere, das ſeinen Sold nicht richtig erhielt, waren über 100 brittiſche Offiziere angeſtellt, darunter 30 im Generalſtabe, und große Geldſummen gingen nach Braſilien, wo Hof und Adel ſich befanden; dabei geriethen Handel und Schifffahrt immer mehr in Verfall. Beresford erkannte die Schwierigkeiten ſeiner Lage und begab ſich im April 1820, nach Rio Janeiro, wo der Hof auf ſein Verlangen ſich entſchloß, zur Entrichtung des Heerſolds Geld nach Liſſabon zu ſchicken und die Regentſchaft daſelbſt mit der Verbeſſerung der Verwaltungsform zu beauftragen. Allein zu ſpät! Denn ſchon hatten die Befehlshaber der portugieſiſchen Truppen und mehrere Bürger (unter dieſen D. Manuel Fernandez Thomaz) ſich unter einander zur Herſtellung einer neuen Verfaſſung verbunden. Daher brach, noch ehe jener Beſchluß des Königs aus Braſilien in Liſſabon eintraf, am Morgen des 24. Aug. zu Oporto die Revolution aus. Der Oberſte des 18. Regiments, Bernardo Correa de Caſtro E Sepulveda, Sohn des Vicomte de Herbadoza, und die übrigen Offiziere foderten die Soldaten auf, dem Könige, den Cortes und der zu entwerfenden Conſtitution Gehorſam zu ſchwören. Dies geſchah. Als hierauf auch die Behörden und die Einwohner der Stadt ſich für das Unternehmen erklärt hatten, ſo erließ die aus dem Adel, der Geiſtlichkeit, den Behörden und dem Kaufmannsſtande ernannte oberſte Regierungsjunta von 16 Mitgliedern, deren Präſident Antonio de Silveyra Pinto da Fonſeca war, einen Aufruf an die Nation, worin ſie erklärte, die Berufung der Cortes und die Aufſtellung eines Grundgeſetzes ſei das einzige Mittel, um den Staat zu retten. Sofort traten die Beſatzungen aller Städte vom Minho bis Leyria auf ihre Seite. Kein Blut floß; Niemand ward verhaftet; die brittiſchen Offiziere waren ruhige Zuſchauer des Aufſtands. Vergebens ließ die Regentſchaft in Liſſabon, Truppen unter dem Grafen d'Amarante und dem General Vittoria gegen Oporto ausrücken, indem ſie zugleich bekannt machte, daß ſie ſelbſt, nach dem Wunſche des Volks, die nöthigen Abänderungen in der bisherigen Verwaltung treffen werde, wozu das am 29. Aug. von Rio Janeiro angekommne Schiff die Vollmacht mitgebracht habe. Vergebens berief ſie die alten Cortes der privilegirten Stände zum 15. Nov. Die Junta von Oporto beharrte bei ihrem Vorhaben, und brach mit ihren Truppen am 12. Sept. nach Coimbra auf. Graf Amarante (Bruder des Präſidenten Fonſeca) und Vittoria ſahen ſich jetzt von ihren Truppen verlaſſen;

jener mußte ſogar nach Galizien fliehen; und ſchon am 15. Sept. erklärten ſich in Liſſabon, ohne daß die geringſte Unordnung dabei vorfiel, alle Regimenter (zuerſt das 16.) und die Milizen, nebſt dem Volke, für den König, die Cortes und die Conſtitution. Für die Herſtellung der alten Cortes (ſ. d. A.) erhob ſich keine Partei. Darauf ward eine proviſoriſche Regierung errichtet, deren Mitglieder (darunter die Grafen de San Payo, de Rezende, de Pennafiel, der Generallieut. Azedo, Hermano Brancaamp u. A.) der Volksrichter (Juiz o povo) mit Zuſtimmung des Volks ernannte. Präſident war ein Prälat, der Dekan Freyre. Nach mehrtägigen Unterhandlungen vereinigte ſie ſich am 1. Okt. mit der Junta von Oporto. Hierauf ſandte ſie nach Rio Janeiro den Grafen Palmella, das Haupt der vorigen Regentſchaft, mit dem Berichte über das Vorgefallne und mit der Bitte an den König, daß er oder der Kronprinz nach Liſſabon zurückkehren möchten. Unterdeſſen war Lord Beresford aus Braſilien mit unumſchränkter Vollmacht vom 29. Jul. 1820, als Viceregent des Königreichs, am 10. Okt. in dem Hafen von Liſſabon angekommen; allein die Junta ließ ihn nicht an's Land, und er mußte nach England zurückkehren. Darauf ward die Wahlform der Cortes beſtimmt, wobei man größtentheils die ſpaniſche Conſtitution befolgte, ſo daß auf 30,000 Bürger ein Abgeordneter kommen ſollte. Die bisherige Ruhe und Ordnung, welche die portugieſiſche Revolution vor ähnlichen Begebenheiten auszeichnete, ward jedoch durch ein merkwürdiges Ereigniß, obwol nur auf kurze Zeit geſtört. Die überſpannten Liberalen, welche die ſpaniſche Conſtitution ſofort eingeführt zu ſehen wünſchten, benutzten nämlich eine große Heerſchau am 11. Nov. um die oberſte Junta zu nöthigen, die ſpaniſche Conſtitution ſogleich beſchwören zu laſſen. Dies thaten hierauf alle Truppen; nur acht Bataillone, die der Oberſte Sepulveda befehligte, verſtanden ſich dazu bloß, um einen Bürgerkrieg zu vermeiden. Allein mit dieſem Gewaltſchritte unzufrieden, gaben am 14. vier Mitglieder der Junta, Brancaamp, S. Luis, Fernandez Thomaz und Ferreira de Souza, ihre Entlaſſung; daſſelbe thaten 150 Offiziere. Die Gremios, der Handelsſtand und die Obrigkeiten bezeugten ebenfalls ihre Unzufriedenheit; endlich faßte am 17. eine Verſammlung von Offizieren, vorzüglich auf den Rath des Oberſten Caſtro Sepulveda, den Beſchluß, daß die ſpaniſche Conſtitution in keinem Punkte, mit Ausnahme der Wahlform, eher als bis die Cortes die Grundlagen derſelben angenommen oder abgeändert hätten, in Vollziehung geſetzt werden könne, und daß die vier abgegangnen Mitglieder der Junta ihre Stelle wieder einnehmen möchten. Dies geſchah mit allgemeiner Zuſtimmung des Volks, und der Vicepräſident Silveira, welchen man für den Urheber des Aufſtandes am 11. hielt, mußte ſeine Entlaſſung nehmen und ward auf ſein Landgut verwieſen. Damit hörte jede unruhige Bewegung in der Hauptſtadt auf; die Wahlen gingen geſetzlich vor ſich und fielen meiſtens günſtig für die Geiſtlichen, Advokaten und Offiziere aus, weil der Adel wenig Theil nahm. Am 26. Jan. 1821 ward die erſte Sitzung der außerordentlichen Cortes, unter dem Vorſitze des Erzbiſchofs von Braga eröffnet. Indeſſen war ſchon am 16. Dec. ein Beſchluß des Königs in Liſſabon angekommen, der die Berufung der alten Cortes genehmigte und die Rückkehr des Königs oder eines Prinzen meldete. Nach der Ankunft des Grafen Palmella in Rio Janeiro aber beſchloß das dortige Kabinet, den Erfolg der Sendung des Marſchalls Beresford abzuwarten und dann mit Großbritannien und andern europäi-

ſchen Höfen das Weitere zu berathen. Allein auch die Truppen in Braſilien erklärten ſich der neuen Ordnung der Monarchie geneigt, und in den Provinzen Fernambuk und Para entſtanden Unruhen, welche nur mit Mühe unterdrückt wurden. Die außerordentlichen Cortes in Liſſabon ernannten zuerſt eine Regentſchaft und die Miniſter (Brancaamp für die auswärtigen Angelegenheiten; Barradas für das Innere; Duarte Colelho für die Finanzen; Teijero Rebello für das Kriegs- und Maximien de Souza für das Seeweſen). Am 23. März beſtätigten ſie den Aufſtand vom 24. Aug. und vom 15. Sept. 1820, als übereinſtimmend mit den Bedürfniſſen und dem Willen des Volks; am 24. hoben ſie die Inquiſition auf. Die am 9. März angenommenen Grundlagen der neuen Verfaſſung: Freiheit der Perſonen, des Eigenthums und der Preſſe, Gleichheit vor dem Geſetz, Abſchaffung der Privilegien, Fähigkeit zu allen Aemtern nach dem Verdienſt, und die Souveränetät der Nation, wurden faſt einmüthig ausgeſprochen. Lebhaftere Verhandlungen fanden Statt über die Frage, ob eine oder zwei Kammern ſein ſollten, und über das Veto des Königs. Endlich entſchieden 59 Stimmen gegen 26, für eine Kammer, und 78 gegen 7, daß der König kein abſolutes, ſondern nur ein temporäres Veto haben ſolle. Noch ward durch die Mehrheit einer einzigen Stimme (42 gegen 41) und durch die Stimme des Präſidenten entſchieden, daß der König keinen Staatsrath brauche, weil die Cortes und die permanente Deputation derſelben den natürlichen Rath des Königs bildeten. So wurde die Verfaſſung Portugals noch demokratiſcher als die ſpaniſche. Ohne allen Widerſtand erfolgte die Revolution in demſelben Sinne in Braſilien zu Para d. 1. Jan. 1821, zu Fernambuk d. 3. März und in Bahia, nach vergeblichem Widerſtande des Gouverneurs, den man verhaftete, am 10. Febr.; zu Madeira, ohne Widerſtand der oberſten Behörde, am 28. Jan., und auf den Inſeln des grünen Vorgebirges am 18. März. Ueberall ging die erſte Bewegung von den Truppen und den Kaufleuten aus. Zu Rio Janeiro rieth zwar im Kabinete des Königs der Graf Arcos, das Syſtem der Cortes anzunehmen; allein auf des Grafen Palmella Vorſchlag erließ der König am 24. Febr. eine Erklärung, daß er den Kronprinzen nach Liſſabon ſchicken wolle, um durch ihn die Wünſche des Volks zu vernehmen, und darnach zu beurtheilen, welche politiſche Verfaſſung er dem Königreiche geben könne; zugleich berief er eine Verſammlung von Bevollmächtigten (Procuradores) der Provinzen Braſiliens, der Azoren, Madeira's und der übrigen Kolonien nach Rio Janeiro, um mit ihnen die neuen Einrichtungen zu überlegen und zu entſcheiden, mit welchen Abänderungen die Verfaſſung der Cortes in den überſeeiſchen Provinzen eingeführt werden könne. Allein die Truppen nöthigten ihn und den Kronprinzen, am 26. Febr., die Conſtitution der Cortes unbedingt anzunehmen und in Voraus zu beſchwören. Die Anſtalten zur Abreiſe des Königs nach Portugal erregten jedoch neue Unruhen. Als nun die in der Börſe verſammelten Wahlmänner, meiſtens Kaufleute, am 21. April vom König die Errichtung einer oberſten Junta für Braſilien verlangten, wodurch die Gewalt des Kronprinzen ganz eingeſchränkt worden wäre: ſo beſchloß das Kabinet auf des Prinzen Vorſchlag, und wie man glaubt, nach dem Rathe des Grafen Arcos, vor der Vollendung des portugieſiſchen Grundgeſetzes die Regierungsform nicht zu ändern, und die Verſammlung in der Börſe aufzuheben. Ein Bataillon Jäger beſetzte hierauf, um drei Uhr des Morgens vor dem Oſterfeſte, die Zugänge

zu der Börſe, und da die Verſammlung nicht auseinander ging, ſo brauchte ſie Gewalt. An 40 Bürger wurden getödtet, einige hundert verwundet, viele verhaftet, und mehrere, die aus den Fenſtern am Ufer des Meeres ſich retten wollten, ertranken. Hierauf ſchiffte ſich der König am 26. April ein, mit ſeiner Familie, den Miniſtern, dem diplomatiſchen Corps und den zu den Cortes erwählten Deputirten von Rio Janeiro nebſt einem Gefolge von 3000 Perſonen. Der Kronprinz, Don Pedro, welcher als Regent, wozu ihn der König ernannt hatte, in Braſilien zurück blieb, ſtellte ſogleich Mißbräuche ab und traf mehrere nützliche Einrichtungen; allein er konnte das öffentliche Vertrauen nicht wieder gewinnen. Die portugieſiſchen und braſilianiſchen Truppen, nebſt einem Theile der Einwohner, verſchworen ſich auf's neue, und nöthigten den Prinzen am 5. Junius die Beſchlüſſe der Börſenverſammlung vom 21. April anzunehmen, nach welchen er die Grundlagen der portugieſiſchen Verfaſſung beſchwor, den Grafen Arcos nach Liſſabon ſchickte, (wo er in dem Fort Belem den Ausgang ſeines Prozeſſes erwartet), und eine mit der geſetzgebenden Gewalt bekleidete Junta anerkannte, ſo daß er bloß der Vollzieher der von der Junta gefaßten Beſchlüſſe blieb. Nur die Junta von Bahia erkannte ihn nicht als Regenten an. Auch in Liſſabon zeigte ſich ein großes Mißtrauen gegen den König, deſſen Flotte am 3. Jul. im Hafen von Belem ankam. Er mußte mehrere, ſein Anſehn kränkende, Beſchlüſſe der Cortes genehmigen, ehe er am 4. Jul. an's Land ſteigen konnte, worauf er ſich in die Kathedrale und dann in den Verſammlungsſaal der Cortes (in dem ſchönen Bibliotheksſaale des Kloſters de las necessidades) begab, und hier auf das Evangelium die Grundlagen der neuen Verfaſſung beſchwor. Nachdem nun König Juan VI., ein neues Miniſterium, in welchem jedoch ſpäterhin mehrere Aenderungen eintraten, (im J. 1821 ernannte der König den ehemaligen Prof. der Philoſophie zu Coimbra, nachher Diplomat und durch ſeine Prelecçons philosoficas bekannt, Silveſter Pinheiro Ferreira zu ſeinem Staatsminiſter) ernannt hatte, übernahm er die Ausübung der vollziehenden Gewalt, und willigte von dem Augenblicke an, ohne Widerrede, in alle Beſchlüſſe der Cortes, auch wenn ſie das königliche Anſehn noch ſo ſehr beſchränkten (vergl. d. Art. Cortes in der neuen Folge des Conv. Lex.). Dagegen führte ein lebhafter Notenwechſel mit dem öſterreichiſchen Geſandten, Baron von Stürmer, der für eine bei Gelegenheit einer öffentlichen Beleuchtung dem öſterreichiſchen Geſandſchaftsgebäude vom Pöbel zugefügte Beleidigung keine Genugthuung erhalten konnte, am 22. Aug., die Abreiſe dieſes und des ruſſiſchen Geſandten, Baron von Thuyll, herbei, worauf alle Verbindung mit dieſen Höfen, ſo wie mit denen von Turin und Neapel abgebrochen wurde. Auch reizten die Cortes durch unweiſe Beſchlüſſe Braſilien, beſonders Rio Janeiro, zur Trennung von dem Mutterlande; doch war es nur ein Akt der Gerechtigkeit, daß ſie die von dem portugieſiſchen Gouverneur Lecor Baron de la Laguna, am 15. Jul. erzwungne Vereinigung Monte-Video's mit Braſilien, für nichtig erklärten und die Rückgabe dieſes Gebiets an Spanien beſchloſſen. In Portugal ward die bisherige Ruhe durch mehrere Bewegungen zu Gunſten des vorigen Zuſtandes geſtört. In den Provinzen zeigten ſich bewaffnete Banden, in der Hauptſtadt geheime Umtriebe; es fielen daher häufige Verhaftungen vor; der Patriarch von Liſſabon ward verbannt, und in den Verwaltungsſtellen trat ein öfterer Wechſel ein. Die Cortes ſelbſt, unter welchen jedoch mehrere

Abgeordnete durch Einſicht und Beredtſamkeit ſich auszeichneten, beharrten bei ihren überſpannten Anſichten von Freiheit und Gleichheit, ohne jedoch für Braſilien daſſelbe Recht anzuerkennen, daher ſich dieſes Land, am Ende des J. 1822, gänzlich von Portugal losriß. Der Regent, D, Pedro, befand ſich in der gefährlichen Lage, entweder ſich an die Spitze der Partei der Unabhängigen ſtellen, oder befürchten zu müſſen, daß Braſilien eine Republik wurde. Er konnte, ohne eine neue Revolution zu veranlaſſen, den Beſchlüſſen der Cortes, die ihn zurückriefen, nicht gehorchen. Um alſo Braſilien, wie es ihm ſein Vater zur Pflicht gemacht hatte, dem Hauſe Braganza zu erhalten, gab er den Vorſtellungen ſeiner Miniſter (die Brüder Andrade) nach und nahm den Titel eines Kaiſers von Braſilien an. Die Krönung erfolgte am 1. Dec. zu Rio Janeiro. Allein die Provinz Rio Grande und Bahia, wo ſich portugieſiſche Truppen unter dem General Madeira befanden, blieben der Sache des Mutterlandes treu. Deſto größer iſt die Erbitterung der eingebornen Braſilianer gegen Portugal, und der Kaiſer D. Pedro hat dieſen Haß durch ſeine in den heftigſten Ausdrücken gegen die Cortes erlaſſnen Bekanntmachungen noch mehr aufgereizt. Indeſſen iſt ſein Thron weder von den europäiſchen Mächten anerkannt, noch ruht er in Braſilien ſelbſt, wo die Anhänger der Demokratie das monarchiſche Syſtem der neuen Regierung fortwährend bedrohen, auf feſten Grundlagen. In Portugal ward die Verfaſſung vollendet und am 1. Okt. 1822 von dem Könige beſchworen, deſſen Gewalt dadurch ſo beſchränkt wurde, daß ſie ſich nur durch die Erblichkeit von der Würde eines Präſidenten der vereinigten Staaten unterſchied. Bald nachher ſchloß Don Juan VI. die Sitzung der außerordentlichen Cortes am 4. Nov. Am 1. Dec. ward die Verſammlung der ordentlichen Cortes eröffnet, welcher der König den Antrag machen ließ, die Königin Carlotta (eine ſpaniſche Infantin), weil ſie die Conſtitution nicht beſchwören wolle, ſobald ihr Geſundheitszuſtand es erlaube, aus dem Königreiche zu verweiſen, um dadurch das Dekret der Cortes in Ausübung zu bringen, wornach jeder, der den Eid verweigert, das Königreich verlaſſen muß. Die Königin erwartete nun auf dem Luſtſchloſſe Ramalhao ihre völlige Wiederherſtellung, um dann nach Frankreich oder Lucca zu gehen. Während ſich jetzt die Cortes mit der Umbildung der Geſetze, Rechtspflege und andrer Zweige der innern Verwaltung, bis zum Schluſſe ihrer Sitzung am 31. März 1823, beſchäftigten, ward Portugal von Außen her durch den Krieg Frankreichs gegen Spanien (ſ. d. A.), und von Innen durch den Aufſtand der Truppen und Bewohner der Provinzen Minho und Traz os Montes, unter dem Grafen Amarante, bedroht. Indeß erhielt die Regierung von dem Miniſter Canning die beſtimmte Verſicherung, daß Großbritannien Portugal, ſobald deſſen Unabhängigkeit von einer andern Macht bedroht werden ſollte, jede Unterſtützung zu leiſten ſich verpflichte, indem die Verhältniſſe, welche früher zwiſchen beiden Nationen Statt gefunden, durchaus nicht verändert ſeien. Auch Frankreich erklärte, daß es an keine feindliche Ueberziehung Portugals denke; weßhalb der Oberfeldherr des franzöſiſchen Heers in Spanien, der Duc d'Angouleme jede Verbindung mit dem von der portugieſiſchen Regierung geächteten Anführer der portugieſiſchen Inſurgenten, dem Grafen Amarante, welchen der General des Königs Juan VI., D. Rego, nach mehrern blutigen Gefechten, aus den nördlichen Provinzen vertrieben und bis nach Spanien verfolgt hatte, ablehnte. Gleichwol glomm in Portugal noch im-

mer das Feuer des Aufſtandes fort; Graf Amarante nahm ſein Hauptquartier in der ſpaniſchen Provinz Zamora und eine portugieſiſche Regentſchaft trat (Mai 1823) in Valladolid zuſammen, unter dem Vorſitz des verbannten Patriarchen von Liſſabon. Unterdeſſen war aber ſchon der geheime Plan, die Conſtitution umzuſtürzen, zur Reife gediehen. Mehrere Mitglieder des Adels und der Geiſtlichkeit, an ihrer Spitze die Königin, hatten, wie der Morning Chronicle verſichert, unter Mitwirkung des engliſchen (oder nach Andern, des franzöſiſchen) Kabinets, das ſeinen Einfluß in Portugal wieder herſtellen wollte, daran im Stillen gearbeitet, und als man des Beiſtandes der Offiziere der Linientruppen gewiß war, foderte die Königin ihren Sohn, D. Miguel (geb. 1802) auf, ſich an die Spitze der Bewegung zu ſtellen. Er verließ den König, ſeinen Vater, der mit Allem unbekannt, ſeinen Entſchluß, die beſchworne Verfaſſung aufrecht zu erhalten, nochmals öffentlich erklärte, am 27. Mai, und begab ſich, von dem Brigadier José de Souza de Sampayo, dem Oberſten d'Oneil, und Simao da Sylva Terroz begleitet, nach Villafranca, wo ſich die Generale Pampelona, die beiden Silveira und viele Offiziere nebſt einigen Regimentern und mehrere Große mit ihm vereinigten. Der Infant foderte nun die Nation, den Adel und die Geiſtlichkeit auf, ſich unter der königlichen Fahne gegen das anarchiſche Syſtem der Cortes zu erheben, indem er verſprach, daß der König ſeinen Völkern eine Conſtitution geben, und ohne zum Deſpotismus zurückzukehren oder Reactionen zuzulaſſen, alle Stände in ihre Rechte wieder einſetzen werde. Zu gleicher Zeit hatten in Liſſabon, wo bereits der General Sepulveda, derſelbe, welcher in Oporto am 24. Aug. 1820 an die Spitze der Revolution ſich geſtellt hatte, gewonnen war, einzelne Mitglieder der Cortes und einige Miniſter, den Plan befördert, durch einen Aufſtand der Truppen die Partei des einflußreichen Deputirten Moura und der überſpannten Liberalen zu ſtürzen, um nach dem Rathe des engliſchen Kabinets, eine den repräſentativ-monarchiſchen Staaten Europa's ähnliche Verfaſſung mit zwei Kammern an die Stelle der bisherigen einzuführen. Der Tag des Frohnleichnamsfeſt ward von den Anhängern des Infanten zur Fortführung des Königs aus ſeinem Schloſſe Bemposta beſtimmt; allein Sepulveda, der bereits den Cortes, den Nationalgarden und den Milizen verdächtig geworden war, zögerte aus Furcht, und ging erſt am Abend des 29. Mai mit einem Theile der Truppen zu dem Prinzen über, der ihn aber, um ihn vor der Wuth ſeiner Soldaten zu ſchützen, als Staatsgefangnen nach dem Fort Peniche bringen ließ. Vergeblich ſuchten die Cortes ihre Sache durch drohende Beſchlüſſe zu retten. Schon hatten ſich die Beſatzungen in den Provinzialſtädten und mehrere Große für den Infanten erklärt; General Rego that daſſelbe den 4. Jun., und Graf Amarante zog mit ſeiner Schaar aus Spanien herbei. Nun trat auch das in Liſſabon zurückgebliebne 18. Regiment unter die Fahne des abſoluten Königs, und Juan VI. begab ſich, dem Verlangen der Soldaten nachgebend, in das Lager des Infanten zu Villafranca, wo die übrigen Glieder der königlichen Familie aus Queluz eintrafen. Hierauf ernannte er, als Souverän, den General Pampelona zum Kriegsminiſter, den Grafen Palmela zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Oliveyra zum Miniſter des Innern und Dos Arcos für die Finanzen, ſetzte die Königin in ihre durch das Dekret vom 4. Dec. 1822 verlorne Rechte wieder ein, erklärtee die Conſtitution der Cortes von 1822 für ungültig, und verſprach ſei-

nen Völkern eine andre zu geben. Als die Cortes in Liſſabon ſahen, daß ihre Sache verloren war, erließen ſie eine von 60 Deputirten unterzeichnete Proteſtation gegen die neue Ordnung der Dinge und hoben ihre Verſammlung auf. Mehrere von ihnen aber, einige Miniſter und Beamte, die für ihre Sicherheit beſorgt waren, ſchifften ſich mit dem Aſchenkruge des vor dieſen Ereigniſſen geſtorbnen Deputirten D. Manoel Fernandez Thomaz nach England ein. Hierauf hielt der König, nebſt den Infanten D. Miguel und den Infantinnen, am 5. Jun. ſeinen Einzug in Liſſabon, wo Unterwerfungs- und Huldigungsſchreiben aus Oporto und andern Städten der Monarchie, die zum Theil das Verlangen nach Wiederherſtellung der abſoluten Gewalt ausdrückten, ihm überreicht wurden. Denſelben Zweck ſchienen die Urheber der Gegenrevolution zu haben; auch war es der Wunſch der Offiziere und Soldaten. Nur der König blieb feſt bei ſeiner erſten Erklärung, die abſolute Gewalt nicht wieder übernehmen zu wollen. Er ernannte jetzt den Infanten D. Miguel zum Generaliſſimus des Heers mit Sitz und Stimme im Kriegsminiſterium, und den Simao da Sylva Ferroz zum Generalintendanten der Polizei des Königreichs; ſodann ſtellte er die mit Frankreich und andern Höfen abgebrochnen Verbindungen wieder her, hob den Vertrag mit Spanien vom 8. März 1823 auf, und ſchickte Bevollmächtigte nach Braſilien, um dieſes Land der Monarchie zu erhalten. Hierauf wurden die Nationalgarden und die Milizen in Liſſabon und in den Provinzen entwaffnet, den geiſtlichen Stiftungen, Klöſtern ꝛc., ihre Güter zurückgegeben, der im März auf Befehl des Königs geächtete Graf Amarante in ſeine Rechte und Würden wieder eingeſetzt und der Patriarch aus ſeiner Verbannung zurückberufen, mehrere Anhänger der Cortes aber verhaftet, andre verwieſen und eine Cenſur, bis zur geſetzlichen Beſtimmung der Preßfreiheit, angeordnet. Endlich ward eine Junta ernannt, die ſich mit der Abfaſſung eines monarchiſch-repräſentativen Staatsgrundgeſetzes beſchäftigen ſoll. So hat Frankreich ohne Waffengewalt, das demokratiſche Prinzip in Portugal beſiegt und durch den von Ramalhao aus geleiteten Umſchwung der Dinge in Liſſabon die ſpaniſche Conſtitution in den Rücken genommen und überflügelt. (Den Erfolg der monarchiſchen Umbildung Portugals wird der Art. **Portugal** in der neuen Folge des Conv. Lex. enthalten). K.

Portugals gegenwärtiger ſtatiſtiſcher Zuſtand. Dieſer Staat iſt durch ſeine Lage, ſeinen Himmelsſtrich, ſeinen Boden und durch den Geiſt ſeiner Bewohner, ſo wie durch ruhmvolle hiſtoriſche Erinnerungen, zu einer ausgezeichneten Stelle in der Reihe der Staaten Europa's berufen; allein er hat bei weitem noch nicht den Grad von Wohlſtand erlangt, den er ehemals beſaß, und dem er ſeit Kurzem mit verjüngter Kraft wieder entgegenſtrebte. Portugal, nach Abend und Mittag vom atlantiſchen Meere umfloſſen, gegen Mittag, Morgen und Mitternacht an die ſpaniſchen Provinzen Andaluſien, Eſtremadura, Leon und Gallizien grenzend, iſt einer der Blüthen- und Blumengärten Europa's, den wechſelnd Citronen- und Olivenwälder beſchatten. Es begreift einen Flächenraum von 1933 Q. M. (Flußmündungen und Meerbuſen umfaſſen davon 14 Q. M.) und hat 3,173,000 Bewohner. Der Staat beſteht aus zwei Königreichen: 1) Portugal, das die Landſchaften Entre Minho e Douro, Traz os Montes, Eſtremadura, Beira und Alentejo begreift; 2) Algarve. In Aſien beſitzen die Portugieſen die Stadt **Goa** (ſ. d.), Diu an der Küſte von Cambajo und einen Theil der Inſel Timor, endlich die wich-

tige Handelsſtadt Macao (zuſammen 50 Q. M. mit 148,800 Einw.); in Afrika die meiſten europäiſchen Niederlaſſungen, welche früher hauptſächlich zum Negerhandel benutzt wurden, die Inſel St. Thomas an der Küſte von Guinea, und die Küſtenſtriche vom Cap Nero an bis zur Inſel Fernando del Po, ferner im Nordweſten von Afrika die Inſeln Madeira, Porto Santo, die zehn Inſeln des grünen Vorgebirges (wenig einträglich), die neun azoriſchen Inſeln und die Statthalterſchaften Angola und Mozambique, zuſammen 460,000 Einw.; die reichſte Beſitzung aber iſt Braſilien mit Guiana (ſ. d.), die eine Volksmenge von 4 Mill. haben. Portugal iſt im Ganzen gebirgig, und hat nur zwei ausgedehnte Ebenen, die eine in Alentejo, die andre in Beira. Die Bergthäler ſind beſonders in Minho und Traz os Montes durch Fruchtbarkeit und Reiz ausgezeichnet. Portugals Hauptgebirge ſind fortlaufende Arme des großen Gebirgsſtocks in Spanien, das auch ſeine großen Flüſſe, den Tejo (in Spanien Tajo), die Guadiana, den Douro (in Spanien Duero) und den Minho ihm ſendet. Landſeen hat Portugal nicht, nur einige Bergſeen. Mineralquellen ſind häufig. Obgleich das Land in dem wärmern Theile der nördlichen gemäßigten Zone liegt, ſo hat es doch bei weitem nicht die ſengend heiße Gluth, welche im mittlern und ſüdlichen Spanien herrſcht; die Seewinde erfriſchen die Küſtengegenden, und im Binnenlande kühlen die Nordwinde. Portugals Luft iſt daher meiſt angenehm und ausgezeichnet geſund. Im Januar beginnt der reizendſte Frühling; vom März an iſt die Witterung ungleich, bald Regen und Stürme, bald trockne Hitze. Die Ernte iſt im Junius. Vom Ende des Julius bis zu Anfange des Septembers verwelkt der friſche Pflanzenwuchs unter den Strahlen der Sonne, und ſo günſtig die Witterung im Ganzen iſt, ſo wird doch dieſe Dürre dem Ackerbaue zuweilen nachtheilig. Künſtliche Bewäſſerung kennt man faſt nur in den Gärten. Regen iſt im Sommer ſelten. Nach heißen Tagen ſind die Abende und Nächte ſehr kühl. Wenn gegen Ende des Septembers der erſte Regen die Erde getränkt hat, wird ſie auf's neue mit friſchem Grün überzogen, es beginnt ein zweiter Frühling, und neue Blüthen ſchmücken den Fruchtbaum. Der am Ende des Novembers eintretende Winter bringt heftige, von Stürmen begleitete Regengüſſe, die aber nicht anhaltend ſind, und mit heiterm Wetter abwechſeln. Nur in den nördlichen Gegenden herrſcht dauernde Winterkälte, in den ſüdlichen aber iſt der Schnee eine ſehr ſeltne Erſcheinung. Gewitter ſind nur im Herbſte und Winter. Portugal iſt reich begabt mit Naturſchätzen, würden ſie nur alle hervorgezogen von fleißigern Händen. Aber ſo verleitet das Klima und die Ergibigkeit des Bodens die Portugieſen, wie größtentheils die Südländer, leicht zur Trägheit, und ſie widmen ſich mehr dem Handel als dem Ackerbaue und Kunſtfleiße. Der ehemals eifrig betriebne Bergbau auf edle Metalle, deren reiche Adern ſich unverkennbar zeigen, wird ganz vernachläſſigt, theils wegen Braſiliens Goldgruben, theils weil Menſchenhände und Brennſtoff mangeln. Bisher wurden nur einige Eiſenminen in Eſtremadura bearbeitet. Kupfer, Eiſen, reiche Arſenikkieſe, Wismuth, ſchöne Marmorarten, finden ſich in mehrern Landſchaften, aber Edelſteine ſind ſelten. Salzquellen gibt es wenige, und es wird nur eine benutzt, deſto mehr Seeſalz aber gewonnen. Auch der Getreidebau iſt jetzt minder ergibig als in früherer Zeit, z. B. im 13. Jahrh., wo Portugal Getreide zur Ausfuhr übrig hatte. Die Länderentdeckungen und deren Folgen, die Auswanderung in die neu gegründeten Anſiedelungen und der ſteigende Seehandel entzogen

dem Ackerbaue ſo viele Hände, daß dieſer Zweig der Betriebſamkeit des Volks ſeit dem 15. Jahrh. zu vertrocknen begann. Dazu kommt die Unwiſſenheit der Bauern, der Druck, worunter ſie leben, die großen Beſitzungen der Geiſtlichkeit, der Mangel an Zugvieh und die Schwierigkeit des innern Verkehrs. Ungeachtet die Regierung ſeit Pombal's Verwaltung den Ackerbau zu befördern ſuchte, ſo iſt noch immer eine beträchtliche Getreidezufuhr nöthig. Kartoffeln werden wenig gebaut, häufiger aber die minder nährenden Erdäpfel (helianthus tuberosus). Reichlich gedeihen treffliche Baumfrüchte, die häufig ausgeführt werden. Auch wird viel Oel gewonnen, das aber wegen ungeſchickter Behandlung gewöhnlich ſchlecht iſt; das beſte kommt aus Algarve. Der Weinbau liefert ſowol für das einheimiſche Bedürfniß als für die Ausfuhr treffliche Tiſchweine und verſchiedne Arten ſüßer Weine. Die rothen Portweine ſind die bekannteſten, und werden vorzüglich nach England ausgeführt, im J. 1815 nur 36,954 Pipen (ſonſt 90,000), davon 31,642 nach England und 3915 nach Braſilien. Im J. 1765 wurden, um das nachtheilige Verhältniß zwiſchen dem Weinbaue und dem Getreidebaue zu mindern, auf Befehl der Regierung alle am Tejo, Mondego und Rouga gelegnen Weinberge in Kornland verwandelt, mit Ausnahme einiger Gegenden in Eſtremadura, die vortreffliche Weine liefern. Dadurch ward faſt ein Drittheil des Weinbaues vernichtet, aber ſeit Pombal's Sturze haben viele Eigenthümer ihre Weinberge wieder hergeſtellt, weil ſie durch Weinbau mehr als durch den einträglichſten Kornbau gewinnen. Hanf und Flachs werden in einigen nördlichen Gegenden, aber bei weitem nicht hinlänglich erzeugt. Die Forſtwiſſenſchaft iſt unbekannt, daher wird in manchen Gegenden das Brennholz ſchon ſelten. Die Viehzucht iſt, ungeachtet das Land gute Weiden hat, noch ſehr im Verfall, theils wegen der dem Graswuchſe nachtheiligen Sommerdürre, theils weil es an künſtlichen Wieſen fehlt, die man bloß in Minho kennt. Auch wird ſie durch die Menge von Faſttagen, welche beinahe den dritten Theil des Jahrs betragen, niedergehalten. Am beträchtlichſten iſt die Viehzucht in Beira, Minho und Eſtremadura. Die Ochſen werden als Zugvieh gebraucht. An Pferden, die leicht, klein, aber ſchön gebaut ſind, iſt kein Ueberfluß. Maulthiere ſind allgemein im Gebrauche. Die Schafzucht iſt beſonders in Beira ſehr bedeutend. Die Wolle iſt der ſpaniſchen ähnlich, doch nicht ſo fein. Kühe werden wenig zur Milchnutzung gezogen, dagegen aber viele Ziegen, deren Milch genoſſen oder zu Käſe gebraucht wird. Die portugieſiſchen Schweine ſind der ſineſiſchen Abart ähnlich, und werden ſehr fett. Truthühner werden in ganzen Heerden gehalten. Die Bienenzucht liefert nicht genug Wachs zum kirchlichen Gebrauche. Die ehedem beträchtliche Seidenerndte hat in neuern Zeiten angefangen, ſich wieder von ihrem Verfalle zu erholen, und im J. 1804 wurden ſchon 61,700 Pfund Seide gewonnen. Von Wildpret gibt es nur Damhirſche, wilde Schweine, Kaninchen und wenig Haſen. Rothe Rebhühner ſind häufig, ſonſt aber gibt es wenig Vögel, dagegen ſind die Flüſſe reich an Fiſchen, beſonders der Tejo. Gleichwol iſt der einheimiſche Verbrauch ſo groß, daß Zufuhr von Stockfiſchen und Kabeljau nöthig iſt. Die Engländer, Nordamerikaner und die nordiſchen Seefahrer verſorgen das Land damit, während die Portugieſen im 16. Jahrh. bedeutenden Antheil am Stockfiſchfange bei Neufundland hatten. Die Bewohner des ſchönen Landes ſind, wie die Spanier, ein Gemiſch von Celten (den Urbewohnern), Karthagern, Römern, Deut-

ſchen, Arabern, Juden; aber auch hier hat die Volksmenge abgenommen. Unter Emanuel war Portugal von 4 Millionen bewohnt. An der ſchwachen Bevölkerung ſind vorzüglich Schuld die vielen Majorate und die geringe Vertheilung des Grundeigenthums, ſo wie der Umſtand, daß der eigentliche Feldbauer ſehr ſelten zugleich Grundeigenthümer iſt; daher auch die häufige Auswanderung. Der Adel, jetzt weniger zahlreich als ehedem, wird in den hohen und niedern eingetheilt; jener beſtand im J. 1805 aus 65 Geſchlechtern, unter welchen es viele reiche gab. Für Edelleute, welche in des Königs Dienſt verarmt oder gebrechlich werden, iſt eine Anſtalt in Belem (nicht weit von Lisboa), worin ſie mit der Kleidung des Chriſtordens verſehen und gut verpflegt werden. Auf dem Lande und in kleinern Städten zeigt ſich, nach Link u. a. Reiſenden, der Volkscharakter auf das Vortheilhafteſte, beſonders in den nördlichen Landſchaften, wo die den Portugieſen eigne aufrichtige Höflichkeit und Freundlichkeit, vereint mit traulicher Gaſtfreiheit, reinen Sitten, Mäßigkeit und Nüchternheit, zu finden iſt. Haß gegen die Spanier hat ſich aus der Vorzeit fortgeerbt. Der Umgang unter den vornehmen Städtern wird durch ſteife Förmlichkeit läſtig. In den Städten gibt es wenig öffentliche Beluſtigungen. Stiergefechte ſieht man in der Hauptſtadt. Unter den Geiſtlichen zeichnen ſich manche jetzt mehr als vordem durch Gelehrſamkeit aus. Die Zahl aller Geiſtlichen ſchätzte Ebeling, mit Unrecht, vor dem J. 1818 auf 200,000. Nach Balbi beträgt ſie gegenwärtig nicht über 29,000. Der König ernennt den Patriarchen, der zu Lisboa ſeinen Sitz hat, und unter welchem neun Biſchöfe, fünf im europäiſchen und vier im außereuropäiſchen Gebiete ſtehen. Die übrigen zehn portugieſiſchen Biſchöfe ſtehen unter den Erzbiſchöfen von Braga (dem Primas des Reichs) und von Evora. Der König ernennt alle Biſchöfe. Noch gab es in Portugal nach Balbi im J. 1821, 360 Mönchsklöſter mit 5760 Religioſen und 607½ Mill. Reis Einkünften, und 138 Nonnenklöſter mit 3093 Schweſtern und 363 Mill. Reis Einkünften. Portugals Gelehrte zeichnen ſich jetzt durch rühmliche Thätigkeit aus, (z. B. Bettencourt, José Bonifacio d'Andrade, Fragoſo, Monteiro) und die Wiſſenſchaften haben ſich gehoben, obgleich der Zuſtand der Gelehrſamkeit im Allgemeinen weit unter der Stufe iſt, welche ſie in der glänzenden Zeit des 16. Jahrh. erſtiegen hatte. Coimbra, die einzige hohe Schule des Landes, hat in neuern Zeiten manche Verbeſſerungen erhalten, iſt aber, mit deutſchen Lehranſtalten verglichen, in ſchlechtem Zuſtande. In der Hauptſtadt ſind vier Schulen für klaſſiſche Sprachen und gemeinnützige Wiſſenſchaften. Das ſeit 1761 für junge Edelleute errichtete Collegium iſt eine der beſten Lehranſtalten. Seit 1799 beſteht ein Oberſchulrath, der aber für die Verbeſſerung der ſehr ſchlechten Volksſchulen ſich noch nicht wirkſam gezeigt hat. Viele Portugieſen haben, auf Koſten der Regierung, wiſſenſchaftliche Reiſen gemacht und vorzüglich das naturhiſtoriſche Fach durch ihre Beobachtungen bereichert. Seit 1822 beſteht in Liſſabon eine Sociedade literaria patriotica, welche ein gut ausgeſtattetes Muſeum unterhält und Annalen herausgibt. Aehnliche Vereine ſind in Oporto u. a. Städten entſtanden. Zur Belebung des vaterländiſchen Kunſt- und Gewerbefleißes hat ſich kürzlich in Liſſabon eine Geſellſchaft gebildet. Denn bisher konnte die inländiſche Betriebſamkeit nicht zu rechtem Gedeihen kommen, was größtentheils die Schuld der geringen Vermögensvertheilung, ſo wie der Feſthaltung des großen Grundbeſitzes in wenig Familien war. Als man anfan-

gen wollte, ſie zu beleben, geſchah der große Mißgriff, daß der König mehrere Manufakturen übernahm, daß für andre Erzeugniſſe des Kunſtfleißes ausſchließender Alleinvertrieb eingeführt ward und nachtheilige Zolleinrichtungen gemacht wurden. Auch hier wirkte Pombal kräftig leider aber nur durch gewaltſame Maßregeln. Seit Kurzem hat zwar der Kunſtfleiß Fortſchritte gemacht, doch ſind nur wenige Fabriken im Stande, die Erzeugniſſe des Auslandes entbehrlich zu machen, und noch wenigere können ihre Erzeugniſſe, hinſichtlich der Güte und des Preiſes, ausländiſchen gleich ſtellen. Die wichtigſten ſind Wollenwaaren-, Seiden-, Baumwolle- und Hutmanufakturen, Leinwandwebereien (beſonders in Minho) und Glasfabriken. Die meiſten Tuch- und Wollenzeugfabriken gehören dem Könige, der ſie auf gewiſſe Jahre an Geſellſchaften von Unternehmern mit dem Rechte des ausſchließenden Betriebs übergibt. Die wichtigſten Seidenmanufakturen ſind in Lisboa, Braganza, Oporto, Beja, Mondim und Almeirim, und beſchäftigten vor dem J. 1808 ſchon 27,000 Menſchen; ſie bedürfen der Einfuhr fremder Seide, ihre Erzeugniſſe aber ſind zum Theil unvollkommen und hoch im Preiſe. Zwar ſteht der Handel dieſes Landes auf einer ſehr niedrigen Stufe, wenn man den gegenwärtigen Zuſtand deſſelben mit dem Zeitpunkte vergleicht, wo Portugal unter den erſten Handelsmächten glänzte; aber in neuern Zeiten iſt Manches geſchehen, denſelben von dem Auslande unabhängiger zu machen. Ein wichtiges Hinderniß des Binnenhandels iſt der Mangel an guten Heerſtraßen und andern, die Waarenzufuhr erleichternden Anſtalten. Es gibt keine Kanäle, und die wenigen ſchiffbaren Flüſſe ſind nicht das ganze Jahr zu befahren. In neuern Zeiten war indeß der inländiſche Verkehr weit freier als ehedem; die Regierung hatte bereits manche Gegenſtände des Alleinhandels der freien Betriebſamkeit überlaſſen, und nur den Handel mit Diamanten, Tabak und Braſilholz ſich vorbehalten. Alle in den Häfen verzollte Waaren wurden von den Landzöllen, welche ſie früher hatten entrichten müſſen, befreit. Vergleicht man aber die Ausfuhrwaaren mit den zu dem einheimiſchen Bedürfniſſe nöthigen Einfuhrwaaren, die Portugal von gewerbfleißigen Völkern erhält, ſo neigt ſich allerdings die Handelswage nicht zu ſeinem Vortheile. Der auswärtige Handel wird größtentheils von den Engländern geführt, die ſich deſſelben durch den Methuen-Vertrag von 1703 bemächtigten; doch hat ſeit Pombal's Verwaltung der engliſche Handel nach Portugal etwas abgenommen. England erhält in dieſem Handel den Hauptgewinn durch die Erzeugniſſe ſeines Kunſtfleißes, welche das Bedürfniß der Portugieſen und ihrer außereuropäiſchen Niederlaſſungen verlangt. Ehedem waren bloß engliſche Schiffe bei dem Handel zwiſchen Portugal und England beſchäftigt, in den neuern Zeiten aber ward derſelbe ſchon zur Hälfte mit portugieſiſchen Schiffen betrieben, und den Verkehr mit Irland führten bloß portugieſiſche Fahrzeuge. Der portugieſiſche Seehandel mit den übrigen Völkern aber, Spanien ausgenommen, wird faſt ganz mit fremden Schiffen getrieben. Die meiſten Zweige des ausländiſchen Handels würden dem Reiche ſehr nachtheilig ſein, wenn nicht durch den Kolonialhandel das Gleichgewicht erhalten würde. Auf Braſiliens reichen Erzeugniſſen ruht Portugals Handel; dieſer wird ganz mit eignen Schiffen (im J. 1815 mit 400) betrieben. Jede Woche ging bisher ein Packetbot nach Rio Janeiro. Nach Canton ſchickt jetzt Portugal 12 Schiffe, und außerdem nach Oſtindien 80, die meiſtens Piaſter dahin, und Rhabarbar, Pfeffer, Thee, Baumwolle, indiſche Zeuge ꝛc.

zurückbringen. Nach Balbi betrug im J. 1805 die Einfuhr Portugals beinahe 128 Mill., die Ausfuhr aber über 147 Mill. Franken; von jener kam auf Englands Rechnung ein Viertel, von dieſer ein Drittel. Seit der Verlegung des Hofes nach Braſilien (1807) war die Bilanz des Handels ſo ſehr gegen Portugal, daß es endlich eine engliſche Kolonie zu werden befürchten mußte. Die Cortes machten den Staat von dieſer Abhängigkeit los, indem ſie auf alle engliſche Manufakturwaaren, vorzüglich auf Wollenzeuge, einen Eingangszoll von 60 p. C. des Werthes legten. Der Ertrag der Staatseinkünfte (aus den reichen Geſchlechtsgütern des Hauſes Braganza, aus den übrigen Krongütern, Zöllen, Akciſe, aus den Zehnten der Getreideernte, aus der Steuer der Geiſtlichkeit, aus der Stempelpapiertaxe, aus dem Gewinne der königl. Manufakturen, dem Münzregale, dem Verkaufe der Kreuzbullen, dem Lotterieertrage, der Grundſteuer, dem Ertrage des Alleinhandels mit Gebetbüchern, Spielkarten, Diamanten, Tabak und Braſilienholz), betrug bisher 14 Mill Thaler, die Ausgaben des Staats aber beliefen ſich auf 17 Mill. Thaler. Seit Braſiliens Abfall iſt das Mißverhältniß zwiſchen Einnahme und Ausgabe noch mehr geſtiegen. Nach dem Budget von 1822 belief ſich das Staatseinkommen auf 17,285,000 Cruſaden, (19 gr. 6 pf.) die Ausgabe aber auf 21,302,500 Cruſaden. Die Staatsſchuld, welche 250 Mill. Franken betrug, war durch Rückſtände und durch das Papiergeld noch höher angewachſen. Zu ihrer Tilgung haben die Cortes einen Theil der Kirchengüter beſtimmt. Auch errichteten ſie 1821, eine Nationalbank zu Liſſabon mit einem Kapital von 10,000 Aktien zu 500,000 Reis (3,250 Fr.) wodurch der Werth des Papiergeldes wieder geſtiegen iſt. Die portugieſiſche Kriegsmacht, einſt ſo ruhmvoll unter den tapferſten Völkern, war ſeit dem Anfange des 18. Jahrh. in den tiefſten Verfall gerathen. In dem Kriege mit Napoleons Heeren und gegen dieſelben iſt, der kriegeriſche Geiſt des Volks neu erwacht. Seit 1808 organiſirten Beresford und Wilſon das portugieſiſche Heer, und es hat unter Wellington's Anführung den Ruhm ſeiner alten Tapferkeit wieder errungen. Seit 1816 bis 1820 ſtand daſſelbe ganz unter dem Marſchall Beresford (Herzog von Elvas und Marquis de Campo Mayor). In Portugal ſtanden bisher 25,000 M. Linientruppen und 33,600 Landmiliz. In Braſilien 24,000 M. Linientruppen und 50,000 M. Milizen, ohne das Neger- und Mulattencorps. Nach einem Beſchluſſe der Cortes von 1823, ſollte die Miliz den Linientruppen einverleibt und das Heer auf 50,000 M. gebracht werden. Portugals Seemacht, im 15. und 16. Jahrh. die größte der Welt, ging unter der ſpaniſchen Herrſchaft zu Grunde, und was ſpäterhin unter den erſten Herrſchern des Hauſes Braganza hergeſtellt wurde, war wieder verfallen, als Pombal auch hier ein neuer Schöpfer war, der ſchon 1768 wieder 10 Linienſchiffe und 20 Fregatten erbaut und gerüſtet hatte. Vor dem letzten Kriege zählte man 14 Linienſchiffe, 16 Fregatten, und mehrere kleine Kriegsſchiffe, welche bei der Flucht der königlichen Familie mit nach Braſilien geführt wurden. Im J. 1823 beſtand die Flotte nur noch aus 3 Linienſchiffen, 3 Fregatten, 9 Corvetten, 5 Briggs, 8 Laſtſchiffen und 7 Paketböten; ſie waren ſämmtlich in ſchlechtem Zuſtande. In Braſilien waren 3 Linienſchiffe, 3 Fregatten, 2 Corvetten und 1 Brigantine zurückgeblieben. Algarve und die Azoren liefern die beſten Seeleute. Alle Schiffe, was den Rumpf derſelben betrifft, beſtehen aus vortrefflichen Holzarten, die häufig in Braſilien wachſen, und ſind

zum Theil dort, zum Theil in Lisboa gebaut, wo ſich eine Docke, die Vierundſiebenziger faßt, und gute Schiffswerfte befinden. Die Bauart der Schiffe iſt vortrefflich. Sie ſind gute Segler. Der Algarver iſt der beſte Matroſe. Der einzige Hafen für die Flotte in Portugal iſt Lisboa, wo es auch ein Hauptzeughaus, eine Seekadetten-Akademie und eine königliche Seeſchule gab. Die geſammte Monarchie, oder das d. 20. März 1816 zu einem Königreiche vereinigte Portugal, Braſilien und die beiden Algarvien, (Algarve dies- und jenſeits des Meeres; jenes erſtreckt ſich vom Cap S. Vincente bis an die Mündung der Guadiana, dieſes begriff die ehemaligen Eroberungen der Portugieſen im nordweſtlichen Afrika), enthält, nebſt den Kolonien, auf 101,958 Q. M., 8,646,000 Einw. Portugal und Algarve war bisher in 44 Comarcas getheilt: allein die Grenzen der bürgerlichen, geiſtlichen und militäriſchen Gewalt, ſo wie die der richterlichen, Finanz- und andrer Behörden liefen ſo in einander, daß eine geordnete Verwaltung unmöglich war. Die Cortes hatten daher das Königreich in 13 Provinzen getheilt, und die Verwaltung in allen Zweigen einfacher geordnet. Doch ſind die bürgerlichen und peinlichen Geſetzbücher noch nicht vollendet, und in dem gerichtlichen Verfahren hat man bis jetzt bloß der Käuflichkeit des Rechts vorbeugen können. Der König hat ſeit 1749, vom Papſte Benedikt XIV., den Titel: Rex fidelissimus (ſ. Allergetreueſte Majeſtät) erhalten. Der Kronprinz heißt: Kronprinz der vereinigten Königreiche Portugal, Braſilien und Algarvien, Herzog von Braganza. Der jetzige, Peter von Alcantara, vermählte ſich d. 13. Mai 1817 mit der zweiten Tochter des Kaiſers Franz von Oeſterreich. Die übrigen Glieder des königlichen Hauſes heißen Infanten. Der König, deſſen Civilliſte 1,293,500 Cruſaden betragen ſollte, ertheilte bisher 7 Ritterorden: den militäriſchen Chriſtorden; den Civil-Verdienſtorden de Sant Jago; den Militär-Verdienſtorden von Avis; den weiblichen Orden der heil. Iſabella; den militär. Thurm- und Schwertorden; den Orden der Treue, und den bei Gelegenheit der Huldigung am 6. Februar 1818 zu Rio Janeiro geſtifteten militäriſchen Orden der heil. Jungfrau von Villa Vizoſa (auch der Orden unſrer lieben Frau von der Empfängniß genannt). Die Anmaßungen des Adels und der Geiſtlichkeit ſind Schuld geweſen, daß die alten Grundverträge zwiſchen der Nation (durch die Cortes) und den König bisher nicht mehr galten, daher hat das demokratiſche Prinzip in dem neuen Grundgeſetze vorgeherrſcht. (S. den vorigen Art.). Außer Murphy's, Link's, Ruder's, Chatelet's, Coſtigan's, Southey's und andern bekannten Reibeſchreibungen, ſind Antillon's Geografia de España y Portugal (Valencia 1815) und vorzüglich über den ältern und den neueſten Zuſtand Portugals; Balbi's Essai statistique sur le royaume de Portugal et d'Algarve, (Paris 1822, 2 voll.) und deſſelben Verfaſſers Variétés politico-statistiques sur la Monarchie Portugaise (Paris 1822) zu vergleichen. K.

Portugieſiſche Sprache und Literatur. Zu den romaniſchen Sprachen, die aus der Vermiſchung der römiſchen und germaniſchen entſtanden ſind, gehört auch die portugieſiſche. Sie iſt keine Mundart der caſtilianiſchen; denn außer der Verſchiedenheit des Baues und der Ausſprache ward ſie früher ausgebildet als jene. Doch gleicht ſie ihr nach Ruders, wie ungefähr das Däniſche dem Schwediſchen. Ueber die Beimiſchung des Arabiſchen hat Fr. Joao de Souſa (Vestigios da lingua arabica em Portugal) ein gutes Buch geſchrieben.

Als Heinrich von Burgund ſeine Reſidenz zu Guimaraens nahm, zog er viele Franzoſen in's Land, wodurch mehrere franzöſiſche Ausdrücke in die Sprache kamen. Der Nationalgeiſt der Luſitanen wandte ſich von jeher mit Liebe zu der Mutterſprache, und ſtrebte jedes Fach der Literatur ihr anzueignen; doch geht der Vaterlandsſinn des Portugieſen in der Bewunderung ſeiner Sprache wol zu weit. Franc. Diaz Gomes, ein berühmter portugieſiſcher Schriftſteller und Dichter, nennt ſie „reich, wohllautend, nachdrücklich, allen Gegenſtänden angemeſſen, und in der Ausſprache mit der Schreibart übereinſtimmend." Die Zartheit und das Geſangreiche derſelben gab ihr ſelbſt in Spanien den Beinamen der Blumenſprache. Indeß iſt ihre Ausſprache für den Ausländer ſchwer, beſonders was die Naſen- und Kehllaute betrifft. Im j und ch, in den Naſentönen, den ſtummen Endungen gleicht ſie der Ausſprache der franzöſiſchen. Sismondi nennt die portugieſiſche Sprache, mehr witzig als richtig, un castillan desossé, ein ausgebeintes Caſtilianiſch, weil die Portugieſen gewöhnlich die mittlern Conſonanten und vorzüglich das l aus den Wörtern weggelaſſen haben, und z. B. ſtatt dolor dòr, ſtatt Alfonso Afonso ſagen. Als die beſte Sprachlehre nennen wir Pedro José de Figueiredo's Arte da Grammatica Portugueza, Lisboa 1799, 8. 116 S., und als das beſte Lexicon die umgearbeitete Ausgabe des Bluteau von dem Braſilianer Anton de Moraes Silva, 2. Bd. 4. Lisboa 1789. Für den geſellſchaftlichen Ton hat die portugieſiſche Sprache Vorzüge vor der ſpaniſchen. Sie iſt kürzer, leichter, einfacher; ein Geziſch, das ſich für liebenswürdige Plauderei eignet. Auch ähneln der portug. Umgangston und der Geiſt des Volks ſehr dem franzöſiſchen, wie dieſer vielleicht ehemals war; denn der Portugieſe hat ſich noch das Naive, gutmüthig Höfliche und Kunſtloſe erhalten. Der Reichthum an Synonymen, Diminutiven und Augmentativen macht ſeine Sprache ſehr ausdrucksvoll und unendlich mannichfach; dabei iſt ſie bündig und beſtimmt, weil faſt alle Hauptwörter ihre Bei- Zeit- und Umſtandswörter haben. Eine Menge derſelben laſſen ſich ohne Umſchreibung in andern Sprachen nicht ausdrücken. Uebrigens iſt die portug. Sprache faſt das einzige ſichtbare Denkmal der ehemaligen Größe des portug. Reich; denn ſie iſt noch die allgemeine Handelsſprache in Indien und Afrika. Die portug. Literatur iſt ziemlich vollſtändig, ohne reich zu ſein; in allen Fächern findet man glückliche Verſuche; in keinem Ueberfluß, außer in der lyriſchen und bukoliſchen Dichtkunſt. Doch iſt die kurze Zeit ihrer Blüthe vorüber. Die Poeſie hat Glanz und Gefühl, viel epiſche Würde, Geiſt und dramatiſche Lebendigkeit, aber wenig ideale Hoheit; doch muß ſie als die Hauptſeite der portug. Literatur angeſehen werden, denn die Proſa iſt bei dieſer muſikaliſchen und kindlichen Nation, die ohne Philoſophie und Kritik weder in der Hiſtoriographie, noch in der Redekunſt ſich hat emporheben dürfen, zurückgeblieben, woran vorzüglich die ſpaniſche Herrſchaft und dann die Inquiſition Schuld geweſen ſind. Sie wurde und blieb ſchwülſtig, geziert; die alte Kraft, die natürliche Anmuth verloren ſich. In Ludwigs XIV. Zeitalter ahmte man den Franzoſen nach und nahm viel Gallicismen auf. Erſt unter Pombal erhoben die Dichter die Sprache auf's neue; ſeitdem ward auch die Proſa reiner und einfacher. Pombal zuerſt verbannte die ſcholaſtiſche Logik und Metaphyſik von den Lehrſtühlen zu Coimbra; aber das Studium der alten Philologie wird noch immer vernachläſſigt; man überſetzt faſt nur Dichter. Im ganzen Königreiche gibt es nach Balbi nur acht Schulen für die grie-

chiſche Sprache. Ihre erſten Kenntniſſe verdanken die Portugieſen in der Philoſophie, Botanik, Medizin, Aſtronomie, Kosmographie und der hebräiſchen Sprache, größtentheils den Juden. Die wiſſenſchaftliche Literatur, beſonders die mathematiſche und die naturhiſtoriſche, iſt nicht unangebaut, findet aber wenig Theilnahme; und unter den 3 Millionen Portugieſen ſoll es kaum 500 Leſer wiſſenſchaftlicher Bücher geben. Nach Balbi wurden in Portugal von 1801 bis 1819, ungefähr 1800 Werke gedruckt, darunter über 1200 Originalwerke, 430 Ueberſetzungen, 57 periodiſche Schriften, 40 neue Ausgaben. Außerdem ließen noch die Akademie der Wiſſenſchaften und die Univerſität Coimbra 116 Werke in demſelben Zeitraume drucken. Ganz Portugal hat gegenwärtig nur 16 Buchdruckereien: in Coimbra 1, in Porto 3 und in Liſſabon 12. Auch gibt es nur in dieſen 3 Städten bedeutende Bibliotheken und Buchhandlungen. Der Styl der portugieſiſchen Proſaiker iſt oft verwickelt, undeutlich und voll Wiederholungen. Außer der gutgeſchriebnen Lobrede auf d'Alembert, von Stockler, befindet ſich in den 7 Bänden der von der portug. Akademie der Wiſſenſchaften herausgegebnen Memorias da Litteratura portugueza auch nicht eine Abhandlung, die ſich von Seiten der Schreibart auszeichnete. (Stockler, aus einer deutſchen Familie in Liſſabon geboren, Sekretär der Akademie, galt im J. 1805 für einen der beſten Köpfe in Liſſabon). Doch darf man die neuern portug. Schriftſteller nicht mehr nach dem geſchmackloſen Raphael Bluteau beurtheilen. Sie ſind vielmehr auf dem Wege, durch Ueberſetzungen guter franzöſiſcher und engliſcher Proſaiker, beſonders im Fache der Romane, ihren Geſchmack zu bilden. Denn ihre Novellen und Romane, auf eignem Boden erwachſen, ſind noch im Style der Meluſine geſchrieben, oder nach dem Muſter des erſten portug. Werks in ſchöner Proſa, des Schäfer- und Ritterromans Menina e Moça, das unſchuldige Mädchen, von Bernardim Ribeyro (nebſt ſeinen Eklogen, Liſſabon 1559, 8.), welcher den Ton in Portugal angab, den hierauf Montemayor, ein Portugieſe, in Spanien einführte, und welchen man ſpäter in Frankreich und in Deutſchland nachahmte. Der beliebteſte portug. Nationalroman, die Historia de Carlos Magno, e dos doze Pares de França por Jeronymo Moreira de Carvalho, 2 Vol. 8. Lisboa 1784, beluſtigt durch komiſchen Bombaſt. Ferner gehört zu den beſten Originalromanen der Portugieſen der alte Palmeirim de Ingalterra, den ſchon Cervantes vom Feuertode ausnahm, von Franc. de Moraes, 3 Vol. 4. Lisboa 1786, und der Feliz independente, welcher in's Spaniſche überſetzt, daſelbſt 6 Auflagen erlebt hat. Der Sprachſchatz der portug. Nation läßt ſich einigermaßen beurtheilen aus dem Catalogo dos Livros, que se hao de ler para a continuaçao do Diccionario da Lingua portugueza mandado publicar pela Academia real das Sciencias de Lisboa. 1799. 135 S. 8. Dieſes bloß für die Mitglieder der Akademie gedruckte, nicht in den Buchhandel gekommne Verzeichniß, enthält aber nicht alle portug. Schriften. Die älteſten darin ſind von 1495 und von 1502. Jenes iſt das Livro da Vita Christi, Lisb. por Valentim de Moravia, e Nicolao de Saxonia, 4 Vol. Fol., dieſes eine Ueberſetzung der Reiſe des Marco Polo und Nicolao Veneto nach Indien, mit einer Karte von einem Genueſer aufgenommen, por Valentim Fernandes, Lisboa Fol. Von dem Wörterbuche der Akademie iſt nur ein Theil im J. 1793 erſchienen, ein ſtarker Foliant, der das A enthält, oder den fünften Theil des ganzen Sprachreichthums. Ueber die Geſchichte der portug. Literatur ſelbſt

iſt Bouterwek's Geſchichte der Poeſie und Beredtſamkeit ſeit dem Ende des 13. Jahrh. (4. Bd.) das Hauptwerk, dem Sismondi in ſeiner Littérature du Midi de l'Europe (im 4. Theile) gefolgt iſt. Auch findet man eine kurze Geſchichte der portug. Sprache und Literatur in der Vorrede von Joaquim de Santa Roſa de Viterbo, Elucidaçao das palavras, termos e frases que em Portugal antiguamente se usarao etc. que hoje regularmente se iguorao etc., Lisboa 1798, 2 Vol. 8. und in Balbi's Essai statistique (Par. 1822) II. Die portug. Poeſie blühte früher als die caſtilianiſche, und alle Nachrichten von der erſten Bildung der Portugieſen, ſagt Bouterwek, deuten auf eine urſprüngliche poetiſche Geiſtesrichtung der ganzen Nation hin. Die älteſten bekannten portug. Dichter ſind aus dem 12. Jahrh.: Gonzalo Hermiguez und Egaz Moniz, deren Lieder auch den Portugieſen nicht mehr ganz verſtändlich ſind. Im 13. Jahrh. wurde die Sprache immer regelmäßiger und beſtimmter. Der König Dionys in der zweiten Hälfte deſſelben war Beförderer der Literatur und ſelbſt Dichter. Aus dem 14. Jahrh. wurden Alphons IV. und Peter I. als Dichter genannt; ſchon in dieſer Zeit ſcheint die italieniſche Poeſie auf die portugieſiſche Einfluß geäußert zu haben, wie mehrere Sonette beweiſen. Don Pedro, Sohn Johann I., überſetzte Sonetten des Petrarca. Mit dem 15. Jahrh. aber, zugleich mit der Heldenzeit der Luſitanen, beginnt die Blüthe der portug. Literatur, wetteifernd mit der ſpaniſchen. Das Zärtliche und das Heroiſche, die größte lebendige Kraft, feurige Thätigkeit und die ſüße Schwärmerei, Krieg und Liebe, Poeſie und Ruhm erfüllten das Gemüth der Nation, welche über das Weltmeer bis nach Afrika hin die Fittige des Muthes bis nach Indien ſchwang. Dieſe Trennung von der kleinen geliebten Heimath, und die Todesgefahr, der ſie in fernen Landen auf dem Ozean und unter unbekannten Himmelsſtrichen entgegengingen, goß in ihre Geſänge einen tiefen melancholiſchen Liebesſchmerz, der wunderbar mit ihrer Thatkraft, ihrem Heldenfeuer, ſelbſt mit ihrer Grauſamkeit ſich paart. Die Cancioneri aus der Zeit Johanns II. enthalten ſolche Klagen der Liebe; allein weder Bouterwek, noch Sismondi haben die Sammlungen auffinden können. Der von Joaquim José Ferreira Gordo in Madrid 1790 entdeckte portug. Cancioneiro aber, welcher Gedichte von 150 Dichtern aus dem 15. Jahrh. enthält, iſt nicht weiter bekannt geworden, als nach dem, was darüber in den Memorias de Litterat. portug. ſteht. Der erſte berühmte portug. Dichter war Bernardim Ribeyro unter dem großen Emanuel (1495—1521). Er begründete den Dichterglauben der Portugieſen an ein Ideal des Hirtenlebens, ſo gelehrt und angeſehen er übrigens am Hofe Emanuels war. Sein Roman iſt oben angeführt worden. Dieſe Richtung des Geſchmacks hat die vielen bukoliſchen Dichter in Portugal hervorgebracht, die ſüß, zart, anmuthig und ſchmachtend, aber auch nicht ſelten eintönig und froſtig ſind. Der Admiral und Gouverneur von Madeira, Chriſtovao Falcao, Riveyro's Zeitgenoſſe, hat in demſelben romantiſchen Myſticismus den Schmerz unglücklicher Liebe in einer Ekloge von mehr als 900 Verſen ausgehaucht. Merkwürdig iſt es, daß mehrere ausgezeichnete portug. Dichter zugleich in caſtilianiſcher Sprache dichteten, wenn ſie große Gegenſtände beſingen wollten; z. B. Franc. de Sà de Miranda (Obras Lisboa 1784, 2 Vol., 8., früher 1560, 1569 und 1614), welcher 1558 ſtarb. Seine beiden Luſtſpiele os Estangeiros und os Villalpandios befinden ſich im zweiten Theile der Ausgabe von 1784; doch zeichnete er ſich mehr in

der lyriſchen und didaktiſchen Gattung aus. Noch glücklicher als Sà ahmte Antonio Ferreira, den die Portugieſen ihren Horaz nennen, in der Epiſtel die Alten nach. Er ſtarb 1569. Seine Poemas Lusitanos ſind erſchienen Lisboa 1598, 4. und die neueſte Ausg. Lisb. 1771, 2 Th. 8. Sein Trauerſpiel Caſtro (Ines de Caſtro) im 2. Th. der Ausgabe von 1771, iſt nach griechiſchen Muſtern gebildet, und Sismondi zieht es den damals vorhandnen italieniſchen Trauerſpielen vor. Sà und Ferreira werden als die erſten Klaſſiker in der portug. Sprache angeſehen. Ihnen folgte Pedro de Andrade Caminha (Poesias, N. A. Lisboa 1791, 8.) und Diego Bernardes Pimenta (Rimas varias ao bom Jesus etc. Lisb. 1594. O Lima, em o qual se contèm as suas Eclogas e Cartas. Lisboa 1596, und Flores do Lima. Lisb. 1596) welcher 1596 ſtarb. Sismondi vergleicht ihn mit Marini. Der berühmteſte aller portug. Dichter, der die erſte Epopöe in der neuern Literatur dichtete, iſt Luis de Camoens (ſ. d. Art.). Die beſte Ausgabe ſeiner Gedichte beſorgte Thom. Joſ. de Aquino und Fern. Lobo Surrupita. (Obras de L. de Camoens, Principe dos Poetas de Hespanha. Seg. Edic. Lisb. Na Offic. de S. Th. Ferreira. 1782 u. 83). Sie enthält einen Discurso preliminar, das Leben des Dichters, einen Inder, verſchiedne Lesarten und Stanzen in 4 Vol. 12. Von ſeiner Lusiadas erſchien eine niedliche Ausgabe in 16. zu Coimbra in der Univerſitäts-Buchdruckerei 1800. 2 Bd. mit 2 Kupfern, dem Leben des Dichters, Inder, Lesarten ꝛc. Die erſte Ausgabe Os Lusiadas erſchien Liſſabon 1572, 4.; ſeine Rimas varias mit einem weitläufigen Commentare von Manoel de Faria e Souſa, Liſſabon 1685 in 1 Fol. Bd. der 3. u. 4. Th. 1688, und der Commentar der Luſiade, Madrid 1639, 4 Tom. Fol. Ein andrer Commentar iſt der von D. Manoel de Faria Severim in den Obras de Camoens. Lisboa 1720. Ein dritter iſt von Manoel Correa erſchienen. Lisboa 1613, 4., und Obras do grande L. de Camoens. Lisboa 1720, Fol. Ein vierter von Ignacio Garcez Ferreira, Lusiada illustrata com varias notas. T. I. Napoles 1731, 4, T. II. Roma 1732, 4. Der Held der Epopöe des Camoens iſt das Vaterland. Der Sänger athmet eine Gluth der zärtlichſten Vaterlandsliebe, edeln Stolz, und ein ſchwärmeriſches Gefühl des ſüßeſten Liebesrauſches in dem friſcheſten Leben einer blühenden Einbildungskraft. Sein Werk iſt das ſchönſte und erhabenſte Denkmal der Größe Portugals, anziehend für Jeden, deſſen Herz für Ruhm und Vaterland ſchlägt. Auch in mehrern ſeiner Sonette und in den übrigen Werken des Dichters (Rhytmas, Cançaos, T. II. Eclogas, T. III. Comedias: el Rei Seleuco, os Amphitrioes und Filodemo, nebſt Fragmentos und Obras attribuidas a Luis de Camoens, T. IV.) weht der Geiſt eines großen, tiefbewegten Gemüths. In ſeinen dramatiſchen Verſuchen war ſein Landsmann, der dramatiſche Dichter Gil Vicente, den die Portugieſen ihren Plautus nennen (er ſtarb 1557), ſein Vorbild. Die Sammlung der dramatiſchen Werke des Gil Vicente, welcher den ſpaniſchen, engliſchen und dramatiſchen Dichtern voranging, und in ganz Europa berühmt war, ſo daß Erasmus Portugieſiſch lernte, um dieſen Schöpfer des neuern Schauſpiels im Original zu leſen, erſchien zu Liſſabon 1562, Fol. (Copilaçam de todas las obras de Gil Vicente, a qual se reparte em cinco livros). Nach Gil Vicente, ſo roh auch ſeine Werke waren, bildeten ſich Lope de Vega und Calderon. In Portugal ſelbſt ward die dramatiſche Dichtkunſt vernachläſſigt. Der herrſchende Geſchmack gefiel ſich nur in Schäfergedichten. Franc. Ro-

driguez Lobo beſchäftigte ſich mit langweiligen Schäferromanen, in denen jedoch einige Romanzen und Canzonen poetiſches Leben athmen. Sein Heldengedicht, Nuno Alvarez Pereira, Groß-Connetabel von Portugal, iſt nur gereimte Proſa (O Contestabre de Portugal. Poema heroico. Lisboa 1610, 4. Eclogas. 1605, 4. A Primavera. 1619, 4. O Pastor peregrino. 1608, 4. u. a. m.). Doch zeigte er zuerſt, daß auch die portugieſiſche Proſa rein, zart und wohllautend etwas künſtleriſch darſtellen könne. Mehr Verdienſt hat Jeronymo Corte Real in ſeinem Naufragio, o lastimoso successo da Pardiçao de Manoel de Sousa de Sepulveda e D. Leonor de Sà, sua mulher, Lisboa 1594, 4. Auch die berühmte Belagerung von Diu, welches Mascarenhas tapfer vertheidigte, hat dieſer Dichter, der ſelbſt ein wackrer Krieger war, beſungen. Successo do segundo Cerco de Dio Poema. Lisboa 1574, 4. Er und Lobo haben den portug. Hiſtorikern die Bahn gezeigt, auf welcher zuerſt Joao de Barros, ein ausgezeichneter Staatsbeamter Johanns III. (ſtarb im J. 1571), den Portugal ſeinen Livius nennt, ſich Ruhm erwarb. Seine Asia, oder dos feitos, que os Portuguezes fizerao no descobrimento e conquista dos mares e terras do Oriente (Lisboa 1552, Fol. Seg. Dec. Lisboa 1553. Terc. Dec. Lisboa 1563. Quarta Dec. mit Anmerk. und Karten von J. B. Lavanha, Madrid 1616, Fol.) iſt ein wichtiges Werk. Diego do Couto hat es fortgeſetzt in der Asia Portugueza, welche das Ganze in 14 Fol. Bdn. 1552—1615 umfaßt. Auch Fernao Lopes de Caſtanheda in ſeiner Historia do descobrimento e conquista da India pelos Portuguezes, Coimbra 1552—1561, 8 B. Fol.; Anton Bocarro und der berühmte portug. Held Afonſo de Albuquerque in ſeinen, von deſſen Sohne herausgegebnen Commentarios, Lisboa 1557, Fol., und Damiao de Goes (Ueberſetzer des Cato major des Cicero) in ſeiner Chronica do folic. Rey D. Emmanuel. P. I—IV. Lisb. 1565—67, Fol. und Chron. do Principe D. Joam (II.) Lisboa 1567, Fol. und in ſeinen kleinen lateiniſchen Schriften de moribus Aethiopum etc. (in P. Martyris de reb. Oceanicis, Dec. III. Coloniae. 1574, 8) haben die portug. Heldenzeit beſchrieben. Vom Biſch. Jeronymo Oſorio, der 1580 ſtarb, wird die Geſchichte des Königs Emmanuel, wegen der duldſamen Geſinnungen dieſes Prälaten, mit Achtung genannt. Bernardo de Brito ſchrieb hierauf ſeine Monarchia Lusitana, 1597 u. 1609 Fol., desgleichen Elogios dos Reis de Portugal. Lisboa 1603, 4. Weil er aber von Erſchaffung der Welt anfing, ſo war er 1617, wo er ſtarb, noch nicht bis zur eigentlichen Gründung des portug. Staats vorgerückt; doch iſt ſein Styl männlich und gediegen. (Ueber die hiſtor. Liter. ſiehe Biblioth. Histor. de Portugal e seus Dominios ultramarinos etc., nebſt Anmerk. von Arco do Cejo. Lisboa 1801). Damals ſank Portugals Macht unter dem ſpaniſchen Despotismus, und mit ihr die portug. Literatur im 17. Jahrh. Ein Vielſchreiber, Manoel de Faria e Souſa, der ſich rühmte, jeden Tag ſeines Lebens (1590—1649) 12 Bogen, jede Seite von 30 Zeilen geſchrieben zu haben, commentirte den Camoens ohne Geſchmack und Geiſt, mit einem Aufwande von Gelehrſamkeit; er gab eine Fuente de Aganippe, e Rimas varias, Madrid 1644—46, 7 Vol. 8. und eine Europa portugueza, 3 Bd. Fol. Liſſabon 1675, in caſtilianiſcher Sprache heraus, und galt lange Zeit in Portugal für einen guten Kritiker. Sein hiſtoriſches Werk zeigt einen falſchen Geſchmack, und indem er überall Geiſt, Witz und Beredtſamkeit ſchimmern laſſen will, macht er von den Talenten, die er wirklich beſaß,

einen unrichtigen Gebrauch. Unter ſeinen Sonetten zeichnen ſich einige durch Gefühl und Anmuth aus. Unter den übrigen Dichtern iſt der Erfinder einer elegiſchen Dichtart, Saudades genannt, der berühmte Rechtsgelehrte Anton Barboſa Bacellar (geſt. 1663) und der Proſaiſt Jacinto Freire de Andrade durch ſeine Vida de D. Juão de Castro, Viso Rey da India (Lisboa 1671, Fol. 2 Ed.) und durch ſcherzhafte Gedichte bekannt. Jene Biographie, die man in mehrere Sprachen überſetzt hat, gilt den Portugieſen als ein Muſter des reinen und edeln hiſtoriſchen Styls. Auch eine Dichterin, Soror Violante do Ceo, eine Dominikanerin, gab Rimas 1646, und Soliloquios 1668 heraus. Sie und ähnliche, wie Jeronymo Bahia, künſteln zu viel. Einfacher ſind die Sonette des Franc. de Vasconcellos, der in Madeira geboren war, und die heiligen Lieder des Braſilianers Andre Nunez de Silva. Im 18. Jahrh. ſchien mit dem allgemeinen Verfalle des Staats auch die Literatur in Portugal gänzlich zu ſinken. Um ihr aufzuhelfen, ſtiftete die Regierung die Akademie der portug. Sprache 1714 und die Akademie der Geſchichte 1714. Doch Jeſuiten und Inquiſition ließen kein Talent in ſeiner Freiheit ſich entwickeln. Unter Pombal's gewaltiger Herrſchaft (1750—1777) erhob ſich das Selbſtgefühl der Nation auf's neue. Er ordnete zwar eine Cenſur an, die aber mehr die politiſche Schriftſtellerei im Zaume hielt; allen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen war er ſelbſt ſehr förderlich. Daſſelbe that in der Folge die vom Prinz-Regenten 1796 geſtiftete königl. Akademie der Wiſſenſchaften. Ein einziger Mann von großen Talenten und gebildetem Geſchmacke zeichnete ſich in der erſten Hälfte des 18. Jahrh. aus, der General Franc. Xav. de Meneſes, Graf von Ericeyra. Er ſtand mit Boileau in Briefwechſel, deſſen Art poétique er in portugieſiſche Verſe überſetzt hatte, und gab, außer mehrern andern Schriften, ein epiſches Gedicht, die Henriqueida oder die Stiftung der portug. Monarchie durch Heinrich von Burgund, Lisboa 1741, heraus. Es ſollte regelmäßiger ſein, als die Luſiade; aber Boileau's Schule konnte dem Grafen nicht den Dichterſchwung des ritterlichgenialen Camoens einhauchen. Ein andres Gedicht von José Baſilio da Gama, Ouraguay, Lisboa 1769, 8., welches die Unterwerfung von Paraguay beſingt, wird aus dieſer Zeit vorzüglich geſchätzt. Jetzt wandte ſich die Neigung der Liſſaboner wieder zu der ſo lange vernachläſſigten Bühne hin. Man leſe über die Geſchichte des Portugieſiſchen Theaters den nachfolgenden beſondern Artikel. Unter den neuern portug. Dichtern haben mehrere durch gute Ueberſetzungen den alten Schäferſtyl verdrängt, und die orientaliſche Richtung der Kunſt durch nordiſche und brittiſche Poeſie verändert, z. B. zwei Braſilianer, Claude Manoel da Coſta, und Antonio Diniz da Cruz e Silva (von ihm ſind nach ſeinem Tode erſchienen: Obras etc. Lisboa 1807, die Nachahmungen engliſcher Dichter enthalten, und Odes Pindaricas posthumas de Elpino Nonacrience, Coimbra 1801), ferner Almeno, der Ueberſetzer der erſten 4 Bücher der ovidiſchen Metamorphoſen in portug. Verſe (ſ. Poesias de Almeno, publicadas por Elpino Duriense T. I. Lisboa, 1805), Francisco Manoel, geb. 1734, lebte ſeit 1778, wo er von Liſſabon aus der Gewalt der Inquiſition ſich rettete, in Paris, wo ſeine lyriſchen Gedichte 1808 erſchienen ſind, und wo er 1819 ſtarb, u. A. m. Einer der fruchtbarſten und beliebteſten war Manoel Maria de Barboſa du Bocage, der 1805 im Hoſpitale zu Liſſabon ſtarb. Von ſeinen Rimas erſchien zu Liſſabon 1800 eine 2. Ausg. in 3 Bd. 8. (der 3. 1804,

unter dem Titel: Poesias, der Gräfin von Oyenhauſen gewidmet). Dieſe Dame, eine Tochter des Marquis von Alorno, hat Wieland's Oberon glücklich in's Portugieſiſche (im Manuſcript) überſetzt. Ein Urtheil über Bocage ſteht in Link's Reiſe II, 240. Ein geiſtreicher Portugieſe, Abbé Caldas, beurtheilt ihn aber nicht ſo günſtig. Er ſetzt Garçao hoch über ihn, dem Camoens zunächſt. Unter den noch lebenden Dichtern werden José Monteiro da Rocha und Mozinho d'Albuquerque geſchätzt. Uebrigens gibt es unter den Portugieſen mehrere treffliche Improviſatoren. Auch in den übrigen Kunſtformen haben die Portugieſen ſich verſucht, doch in keiner ſo ſich ausgezeichnet als in der Muſik, in der Schauſpiel- und Tanzkunſt. Vorzüglich hat der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Anton. de Araujo Azevedo, einer der gebildetſten Staatsmänner, den Anbau der Künſte in Portugal befördert. Die Malerakademie, welche der jetzige König kurz vor ſeiner Abreiſe nach Braſilien, unter der Leitung des Malers José da Cunha Taborda ſtiftete, ward durch die franzöſiſche Beſetzung Liſſabons aufgehoben. Auf Koſten der Regierung haben ſich in Italien gebildet: die Maler Sequeira, Vieira, Taborda, Foſchini u. A. als Kupferſtecher Queiroz, ein Schüler Bartolozzi's, und Rivara. In der Muſik kommt der Portugieſe dem Italiener nahe; in dem theatraliſchen Tanze ſteht er nicht ſehr tief unter dem Franzoſen. Für die Schauſpielkunſt und Geſang hat er eben ſo viel Talent als Neigung; doch hat ſich dies erſt entwickelt, ſeit weibliche Rollen auf den Bühnen nicht mehr von verkleideten Männern dargeſtellt werden. Ueber einzelne Künſtler ſ. Ruder's Reiſe durch Portugal, von Gerken, Berlin 1808, und Murphy's Ueberſetzung des portugieſiſchen Staats, von Sprengel, 1782. An Anſtalten von Sammlungen für Kunſt und Wiſſenſchaft, ſo wie an gelehrten Vereinen fehlt es in Liſſabon und Coimbra nicht. (Vergl. den vor. Art.) Das vom Grafen Hoffmannsegg geordnete naturhiſtoriſche Kabinet des Generalconſuls der Hanſeſtädte in Liſſabon, des H. A. F. Lindenberg, iſt ausgezeichnet durch Reichthum und Seltenheit der Exemplare. Auch in Braſilien, wo viele talentvolle Männer von Charakter leben, dämmert ein neuer ſchöner Tag für die portug. Sprache und Literatur auf. Die jetzt hergeſtellte Preßfreiheit wird auf die Kultur in beiden Ländern noch mehr einwirken. In Liſſabon ſelbſt war 1805 die Cenſur in der dritten und letzten Inſtanz bei der Meza do Desembargo do Paço, und größtentheils abhängig von dem Urtheile eines in portugieſiſche Dienſte getretnen deutſchen Gelehrten, der Gelehrſamkeit mit Welt und Philoſophie glücklich zu vereinigen weiß, des Oberſten Müller. Es gab in Portugal keinen Katalog verbotner Bücher, und der Buchhandel, beſonders mit franzöſiſchen und engliſchen Werken, war ſchon damals in Liſſabon und Oporto viel bedeutender als in Madrid. Ueberhaupt iſt der gebildete Portugieſe in der Regel geiſtreicher, vorurtheilsfreier, aufgeklärter und liebenswürdiger im Umgange als der gebildete Spanier. K.

Portugieſiſches Theater. Man kann behaupten, daß die Portugieſen vor der Regierung König Joſeph's kein eigentliches Nationaltheater gehabt haben; denn dieſen Namen darf man doch den abgeſchmackten Poſſen, und den ſogenannten heiligen Stücken (autos sacramentaos) nicht beilegen, die man zuvor ſpielte, und die völlig den Schauſpielen des barbariſchen Mittelalters glichen. Die portugieſiſchen Schauſpieler führten Luſtſpiele Simao Machado's, und Operetten Ant. Joſeph's (Juden) auf, die für's Theater, Bairo alto,

welches damals mit Fantoccini beſetzt war, verfertigt worden waren. Einige ſpaniſche Stücke, die von Zeit zu Zeit in der Hauptſtadt und in den Provinzen dargeſtellt wurden, machten noch das beſte Schauſpiel aus. Erſt unter dem Könige Joſeph unternahmen es Privatperſonen ein Nationaltheater zu errichten, und der Marquis Pombal, der ſtets bereit war, alles Große, Schöne und Nützliche zu unterſtützen, verſäumte nichts, um jenen Anſchlag völlig in's Werk zu ſetzen. Die Arcadia-Geſellſchaft, die ſich um die Nationalliteratur ſo verdient gemacht hat, trug ebenfalls beſtmöglichſt zur Verbeſſerung des Theaters, ſowol in Hinſicht der Stücke als der Schauſpieler, bei. Portugieſen und wohl unterrichtete Fremde haben uns verſichert, daß ſchon in den erſten Jahren mehrere portugieſiſche Schauſpieler und Schauſpielerinnen einen hohen Grad von Vollkommenheit erreichten. Man führt unter andern die Cecilia in tragiſchen Rollen, ihre Nebenbuhlerin Maria Joaquina in komiſchen, und auch in einigen tragiſchen, ſo wie auch ausgezeichnete Schauſpieler an. Die berühmte Todi, deren Stimme, Geſangsweiſe und vortreffliche Deklamation ganz Europa bewundert hat, ſpielte mehrere Jahre die Kammermädchen auf der Bühne der Rua dos Condes, und behauptete bei weitem nicht den erſten Rang in ihrem Fache. Mlle. Cecilia, Schweſter dieſer Todi, ſpielte die beiden erſten Aufzüge von Voltaire's Alzire und Zaïre, die der Arzt Seixas, ein Mitglied der Arcadia, überſetzt hatte, ſo vorzüglich, daß dieſer Gelehrte bei der Ueberſetzung von Bernard's Gedicht über die Deklamation auf ſie das Lob anwandte, das der franz. Dichter an die Clairon gerichtet hatte. Das wirkliche Verdienſt dieſer beiden Schauſpielerinnen, ſo wie auch Pedrinho's u. A., ſpornte den Hofadel zur Aufmunterung des dramatiſchen Faches an. Im J. 1771 erklärte ein königl. Edikt die Schauſpielerprofeſſion für ehrlich, und erkannte die Vortheile, die das Volk aus einem wohlgeordneten Theater ziehen könnte. Dieſe liberalen Verfügungen wurden von den Privatperſonen unterſtützt, die ſtets zur Aufmunterung mehrerer Zweige der Nationalliteratur behülflich geweſen ſind. Pedegache, Quitta und Seixas arbeiteten an dem Trauerſpiel Megare, welches nach den ſtrengſten Regeln des griechiſchen Theaters eingerichtet, und mit einer analytiſchen Abhandlung nach Art deren, die Voltaire ſeinen Trauerſpielen voranzuſetzen pflegte, gedruckt wurde. Während der kurzen Dauer dieſer Nationalbühne, erſchienen auf Bemühen geſchmackvoller und eifriger Literatoren eine Menge von Ueberſetzungen der beſten franzöſiſchen, engliſchen und italieniſchen Luſt- und Trauerſpiele, die dann auch geſpielt wurden. Zu bemerken iſt es, daß der Marquis v. Pombal durch den Hauptmann Manoel de Souza eine Ueberſetzung des Tartüffe's veranſtalten ließ; mit großem Beifalle des Publikums wurde dieſe gegeben; der Miniſter wohnte der erſten Aufführung bei. Derſelbe Manoel de Souza überſetzte auch Molière's Bourgeois Gentilhomme u. Feliciano de Ploraes, der am Staatsſekretariate angeſtellt war, dichtete angenehme und ſehr komiſche Luſtſpiele. Auch verſuchten ſich mehrere Liebhaber in dieſen Dichtungen, und ließen ihre Stücke auf einer Privatbühne, die Herrn Ludovici zugehörte, vorſtellen. Dies war eine Schule ſowol für die Darſtellenden als für die Dichter. Bei jener Gelegenheit wurden mehrere Erzählungen Marmontel's dramatiſirt, wie auch viele andre Süjets, welche das lebendige Gemälde der geſellſchaftlichen Verhältniſſe veranlaßte. Nach dem Tode König Joſephs bewogen Gewiſſensſcrupel die Königin ſeine Tochter, den Frauen das Erſcheinen auf der Bühne

zu verbieten. Nun fiel das Schauſpiel darnieder. Nichts war abgeſchmackter, als die Prinzeſſinnen- und Geliebten-Rollen von bärtigen Schauſpielern darſtellen zu ſehen. Der Talentvollſte, Filippe, war noch dazu fürchterlich häßlich und bejahrt, als er die Mädchenrollen ſpielte. Da nun auch die dramatiſchen Schriftſteller keine Aufmunterung mehr erhielten, und kein Geſetz ihnen das Eigenthum ihrer Geiſtesprodukte zuſicherte: ſo mußte nothwendig die unter der vorigen Regierung emporgekommne Blüthe wieder vergehen. Der jetzige König, als er noch Regent war, erlaubte endlich den Frauen wieder auf der Bühne zu erſcheinen. Bisher hat aber, der natürlichen Anlagen einiger Schauſpieler ungeachtet, die ſchlechte Deklamationsart und der gänzliche Mangel an dramatiſchem Unterrichte, das portugieſiſche Schauſpiel verhindert, ſich aus ſeiner tiefen Erniedrigung zu erheben. Zwar kann man zu Liſſabon einige ziemlich geſchickte Poſſenreißer antreffen; allein kaum gibt es in dieſer Hauptſtadt einen einzigen Schauſpieler, der mit denjenigen des zweiten Ranges in andern großen Städten verglichen werden dürfte. Einige Ausnahmen abgerechnet, ſtehen die für's Theater arbeitenden Dichter, vielleicht noch unter den Schauſpielern welche ihre erbärmlichen Originalſtücke oder Ueberſetzungen aus dem Deutſchen, Spaniſchen und Franzöſiſchen darſtellen. Da das Publikum ſeit langer Zeit gewohnt iſt, nur ſchlecht gedichtete und ſchlecht vorgeſtellte Stücke zu ſchauen, ſo hat es auch nicht jenes zarte Gefühl erwerben können, wodurch es Dichtern und Schauſpielern den wahren Weg angeben konnte, den ſie einzuſchlagen haben, um zur Vollkommenheit zu gelangen. Gründliche Gelehrte verachten die Nationalbühne zu ſehr als daß ſie ſich ernſtlich damit beſchäftigen ſollten, und gehen zu ihrer Erholung lieber in die italieniſche Oper, oder begnügen ſich damit die guten dramatiſchen Werke für ſich zu leſen. In Ermangelung berühmter Schauſpielernamen, wollen wir wenigſtens die mittelmäßigen anführen, die jetzt für die erſten auf der liſſaboner Nationalbühne gelten: Joao Evangeliſta in den Centrorollen, Sebaſtiao Ambroſini in den Gracioſorollen, Victor als Petit maître und Schöngeiſt, Theodorico als Greis. In der portugieſiſchen Truppe zu Oporto, die noch ſchlechter als die liſſaboner iſt, zeichnen ſich aus: Joſepha, in ernſthaften- und leidenſchaftlichen Rollen; Joſe Duarte in Greiſen- und Centro-Fache; Manoel Luiz im letztern; Pomada, der Vater, als Gracioſo; Taſſi, ein 14jähriges Mädchen, das ſchon ziemlich gut die gefühlvollen Rollen ſpielt und Hoffnung gibt, eine gute Schauſpielerin zu werden. Die portugieſiſche Truppe zu Rio-Janeiro zählt zu den ihrigen: Mariana Torres, die erſte portugieſiſche Schauſpielerin; ſie zeichnet ſich beſonders im leidenſchaftlichen und tragiſchen Fache aus. Manoel Alves, guter Schauſpieler, vorzüglich in den Greiſen-Rollen, worin ihn Kenner den guten fremden Schauſpielern zur Seite ſetzten, wiewol er niemals anderswo als zu Rio-Janeiro geweſen iſt. Der Schauſpieler Pedrinho, der nach Braſilien berufen worden war, um daſelbſt die Bühne einzurichten, iſt zu Rio-Janeiro geſtorben; ihm hat man die Bildung der erſten dort aufgetretnen Schauſpieler zu verdanken, die anfangs bloße Liebhaber geweſen waren; in den tragiſchen Rollen war er vorzüglich. Seine Tochter, Mlle. Ritta, thut ſich in ſehr leidenſchaftlichen Charakteren hervor. Liſſabon beſitzt 5 öffentliche Theater, nämlich: San Carlos, das größte, ſchönſte und am beſten verzierte; es wurde auf Koſten einer Geſellſchaft reicher Kaufleute, an deren Spitze Anſelmo Joſé da Cruz ſtand, zu der Zeit er-

richtet, als die Schwangerſchaft der Prinzeſſin, jetzt Königin Charlotte, dem Hofe kund gethan wurde. Der Polizeiintendant Manique ließ das Projekt genehmigen, als Feier der Geburt eines Kronprinzen. Eine lateiniſche Inſchrift unter dem Giebel, erinnert an die Veranlaſſung der Errichtung dieſes Gebäudes. Es wurde von Quaderſteinen in Zeit von 6 Monaten errichtet; die Inauguration hatte am Tage der Geburt der Prinzeſſin de la Beira, Maria Thereſa ſtatt. Seit langer Zeit iſt es ausſchließlich für die italieniſche Oper beſtimmt, und hat jährliche Zulagen, und ziemlich vortheilhafte Privilegien genoſſen, welche die Direction in Stand geſetzt haben, die ſchönſten Stimmen Italiens herbeizuziehen. Für's Jahr 1822 hat ihm die Regierung 15,000,000 Reis ausgeſetzt. Rua dos Condes. Obſchon dies Theater viel kleiner iſt, als S. Carlos, ſo iſt es doch die erſte Nationalbühne, und ſpielt nur portugieſiſche Stücke; hier haben auch immer die beſten Schauſpieler geſpielt; es hat für's Jahr 1822 einen Beitrag von 10,000,000 Reis erhalten. Die Theater Salitre und Bairro-alto ſind noch kleiner als Rua dos Condes, und haben noch ſchlechtere Schauſpieler in ihren Truppen. Man ſpielt dort wechſelsweiſe portugieſiſche und ſpaniſche Stücke. Das Theater Boa-Hora zu Belem, ſteht noch unter dieſen letztern; hier werden nur portugieſiſche Poſſen aufgeführt. Ein an's Theater Salitre anſtoßender Circus dient zu Stiergefechten; ein kleinerer Circus befindet ſich auf dem Platze Pozo novo für Bereiter und ſonſtige Volksbeluſtigung. Sonſt hatte Liſſabon auch mehrere Liebhabertheater in großen Häuſern, als z. B. bei den Grafen Sampajo und Almada, bei der Gräfin Anadia, beim Baron Quintella ꝛc. Das ſchönſte und bekannteſte war das im Hauſe des Morgado v. Aſſintis errichtete; es wurden hier mehrere Jahre lang, vor der Abreiſe des Königs nach Braſilien, und auch nach dieſer Abreiſe, Vorſtellungen gegeben. Die Dekorationen waren von den beſten Malern Liſſabons, beſonders vom berühmten Dacoſta verfertigt worden. Eine vornehme Liebhabergeſellſchaft ſpielte die beſten portugieſiſchen Stücke, und faſt alle Dichter ließen hier ihre Dichtungen aufführen, um den Erfolg beurtheilen zu können, ehe ſie dieſelben vorſtellen ließen. Oporto beſitzt an ſeinem Theater San Joao die 2. Anſtalt dieſer Art im Königreiche. Es iſt ein großes Gebäude das gegen das Ende des vorigen Jahrh., von Mazoneſchi, nach dem Muſter des liſſaboner, wiewol nach kleinerm Maßſtabe, erbaut wurde. Wechſelſeitig werden portugieſiſche Stücke und italieniſche Opern daſelbſt aufgeführt. Seit ſeiner Entſtehung hat es faſt immer eine ziemlich wohl beſetzte italieniſche Truppe gehabt. Merkwürdig iſt es, daß hier die Frauen lange Zeit, ehe ſie zu Liſſabon dieſelbe Begünſtigung erhielten, auftreten durften. Einige der vorzüglichſten Schauſpielerinnen des liſſaboner Nationaltheaters hatten ſich zu Oporto gebildet. Die Regierung hat dieſer Bühne, für's Jahr 1822, die Summe von 10 Millionen Reis bewilligt, um ſie in Stand zu ſetzen, ohne Unterbrechung fort zu ſpielen. Da ſeit Oſtern 1821 die italieniſche Oper zu Liſſabon geſchloſſen iſt, ſo iſt diejenige zu Oporto die einzige, die im ganzen Reiche in Gang iſt. Setubal hat ein faſt eben ſo großes Theater, als die Rua dos Condes iſt, aber keine ſtehende Truppe. Auf der Bühne zu Elvas, die man mit der Boa-Hora zu Liſſabon vergleichen kann, ſpielt im Sommer die ſpaniſche Truppe von Badajoz ihre Nationalſtücke. Die Bühnen der andern Städte Portugals verdienen keiner Erwähnung. Einige Städte, als Coimbra, haben gar kein Theater; andre, als Evora und Lamago, haben noch ſchlech-

tere als Elvas. Ueberhaupt werden in den Landſtädten nur dann und wann von wandernden, meiſtens ſehr ſchlechten Truppen, Vorſtellungen gegeben. Zu Villareal, Almeida, Bragança, Moura und anderswo, pflegen Liebhaber die beſten Nationalſtücke aufzuführen. Was die Theater in den portugieſiſchen auswärtigen Beſitzungen betrifft, ſo haben erſtlich die azoriſchen Inſeln gar keine Bühne. Madera hat eine ſehr ſchöne zu Funchal. Seit einigen Jahren hat ſich daſelbſt eine Geſellſchaft Literatoren und Liebhaber unter dem Namen: Socios do bom gosto, gebildet, die ein Theater unterhält; hier wird Deklamation ſtudirt und Dramatik eingeübt. Das auf den Bühnen Portugals ſo vernachläſſigte Trauerſpiel, erſcheint auf der Bühne zu Madera mit aller ihm gebührenden Würde. Zuweilen läßt dieſe Geſellſchaft auch Schauſpieler aus Portugal kommen. Braſilien beſitzt mehrere Bühnen, wovon einige die Vergleichung ſogar mit dem liſſaboner S. Carlos aushalten können, und wovon andre vorzüglicher ſind, als das S. Joao zu Oporto. Das erſte braſilianiſche Theater iſt das S. Joao zu Rio-Janeiro. Es iſt ſeit der Ankunft des Königs in Braſilien, nach dem Muſter des liſſaboner S. Carlos, auf Koſten einer aus den vornehmſten Kaufleuten jener Stadt beſtehenden Geſellſchaft, errichtet worden. Der König hat ſelbſt als erſter Aktienträger daran Theil nehmen wollen. Am 11. Oct. 1813 wurde es eröffnet. Es iſt länger, breiter und beſſer gelegen als das liſſaboner, und hat 4 Reihen Logen, die ſehr hoch ſind, wegen der großen zu Rio-Janeiro herrſchenden Hitze. Die Dekorationen, welche dem berühmten Maler da Coſta anvertraut wurden, laſſen nichts zu wünſchen übrig. Dieſe Bühne hat bisher noch die beſte Nationaltruppe, und eine ziemlich gute italieniſche beſeſſen. Es werden darauf wechſelſeitig portugieſiſche Stücke und italieniſche Opern geſpielt. Ein kleines Liebhabertheater, o Theatrinho, das Theaterchen genannt, war im J. 1815 mit großem Aufwande von einer Geſellſchaft reicher Kaufleute auf dem Rocio-Platze, neben dem großen S. Joao erbaut worden. Eigends dafür gedichtete Stücke wurden hier von ausgezeichneten Liebhabern aufgeführt; die Dekorationen waren von den beſten Künſtlern Rio-Janeiro's verfertigt worden. Das Orcheſter beſtand ganz aus Liebhabern. Das Geſammte war ſo befriedigend, daß manche Perſonen die Aufführungen daſelbſt denjenigen des benachbarten großen Theaters vorzogen. Dieſe Nebenbuhlerſchaft erregte die Eiferſucht des Direktors des großen Theaters, und durch Schleichwege gelang es ihm, im J. 1817, die Auflöſung der Geſellſchaft des Theatrinho zu bewirken. Ein kleines aber ſehr elegantes Privattheater, wurde im J. 1820 durch den franz. Baumeiſter Grangeant, auf Koſten des reichen Kaufmanns Luiz de Souza Diaz, errichtet. Vor einem aus der beſten Geſellſchaft beſtehenden Publikum, werden die ſchönſten Stücke aufgeführt. Bahia beſitzt ſeit 1810 ein prächtiges Theater; es liegt im oberſten Stadtrevier, und iſt nach dem Muſter des S. Joao zu Oporto entworfen, nur etwas größer als dieſes; es werden hier portugieſiſche Stücke, und dann und wann italieniſche Opern aufgeführt. Eine aus den reichſten Kaufleuten Pernambucos beſtehende Geſellſchaft läßt ſeit Kurzem daſelbſt ein ſchönes Theater errichten; es iſt noch nicht vollendet; dennoch hat man ſchon angefangen, von einer äußerſt mittelmäßigen Truppe portugieſiſche Stücke aufführen zu laſſen. San Luiz de Maranhao beſitzt ſeit 1820 ein prächtiges, nach dem Muſter des liſſaboner S. Carlos entworfnes wiewol kleineres Theater. Die Geſellſchaft von Kaufleuten die es hat errichten

laſſen, hat aus Portugal und Rio=Janeiro die beſten Schauſpieler berufen um portugieſiſche Stücke aufzuführen, und auch eine italieniſche Truppe beſoldet, um wechſelsweiſe Opern vorzuſtellen; letztre hat im J. 1821 begonnen. Villarica, Hauptort der Provinz Minas=Geraes, beſitzt das älteſte Theater in Braſilien; nur hat das Gebäude nichts Beſondres, und ſteht unter den eben angeführten. Die Schauſpieler von Villarica haben in Braſilien den Ruf, daß ſie ſich beſſer auf Deklamation verſtehen als andre, und eine reinere Ausſprache haben. Seit 1817 hat dieſes Theater ſeinen vorigen Glanz wieder bekommen; ſonſt war es die Pflanzſchule der Rio=Janeiroer Bühne. Montevideo beſitzt ein ziemlich ſchönes Theater, worauf ſpaniſche Stücke geſpielt werden. In den andern ſpaniſchen Beſitzungen gibt es keine Bühnen, ſoviel uns wenigſtens bekannt iſt. Die italieniſche Oper war bisher das Hauptſchauſpiel in Portugal, und hatte die größten Künſtler aufzuweiſen. König Joſeph war für die Muſik leidenſchaftlich eingenommen, und ein großer Kenner in dieſer Kunſt. Das königl. Theater des Schloſſes Ajuda, und Salvatierras in der Comarca Santarem, waren auf einen glänzenden Fuß eingerichtet; jedoch beſtanden die Truppen nur aus, vom Hofe beſoldeten, Kaſtraten. Erſteres ging durch den Brand, der den königl. Palaſt Ajuda zerſtörte, zu Grunde; letztres ſteht ſeit langer Zeit leer. König Joſeph ließ auch zu Liſſabon ein koſtbares Haus für die italieniſche Oper errichten, und mit großen Unkoſten die berühmteſten und vortrefflichſten Sänger, Komponiſten und Tonkünſtler verſchreiben. Die Unterhaltung dieſes königl. Theaters war koſtſpieliger als irgend eine ähnliche in Europa. Unter den zahlreichen Künſtlern, die hier und in der königl. Kapelle ſangen, verdienen beſonders die berühmten Egizieli und Caffarelli angeführt zu werden, die einen ungeheuern Jahrgehalt von 72,000 Franken bezogen, wiewol ſie nur 2—3 Monate im Jahre ſpielten. Nach Verlauf einiger Dienſtjahre bekamen ſie ſogar eine ſehr ſtarke lebenslängliche Penſion. Zu den berühmteſten Tonkünſtlern jener Zeit gehörten Peres und Jomelli, und zu den Dekorateurs, Bibiena. Der berühmte Jomelli bezog ein lebenslängliches Gehalt vom König Joſeph; er ſollte ihm eine Originalpartitur aller Opern zuſchicken, die er für dem würtembergiſchen Hof, an dem er angeſtellt war, ſetzte. Das Theater, worauf die Opern vorgeſtellt wurden, lag am Ufer des Tago; wenn man den Vorhang des Hintergrundes aufzog, hatte man den natürlichen Anblick des Meers. An Kapelle und Oper wurden unter König Joſeph ungeheure Summen verſchwendet. Pombal, welcher gern die Zügel der Regierung in Händen behalten wollte, gab dem leidenſchaftlichen Hange ſeines Herrn nach, damit dieſer nur an ſein Vergnügen dächte, und er indeß ganz allein regieren könnte. Nach Joſeph's Tode hat ſich der Geſchmack an Muſik bei Hofe erhalten, und es wurde ſtets eine ziemlich beträchtliche Anzahl italieniſcher Sänger beſoldet, welche in der Kapelle ſangen und bei großen Feierlichkeiten auf dem Hoftheater Operas Serias oder buffas aufführten. Seit der Thronbeſteigung der Königin Maria und der Ausſchließung der Frauen von der Bühne, mußte auch das italieniſche Theater unter der allgemeinen Vernachläſſigung der Bühne leiden. Erſt nach Errichtung des ſchönen S. Carlostheaters blühte auch die italieniſche Oper wieder auf, und zog die vortrefflichſten Stimmen Italiens herbei. Zum Beweiſe brauchen nur die Namen Crescentini, Naldi, Mombelli, Md. Catalani, Gaforini genannt zu werden. Auch die Ballette wurden ſehr vervollkommnet durch das

Einführen franz. Tänzer, welche die ſonſt herrſchend geweſenen Grotesken faſt ganz verdrängten, und unter Anleitung guter italieniſcher Komponiſten, und mit Hülfe geſchickter Mimiker derſelben Nation, oft ein Geſammtes von der herrlichſten Wirkung bildeten. Der ausgezeichnetſte Balletkomponiſt in Portugal iſt der Italiener Roſſi geweſen. Auch die Dekorationen wurden ſehr ſchön verfertigt, beſonders als der römiſche Maler Mazoneſchi damit beauftragt war; letztrer iſt zu Liſſabon blind geſtorben, und hatte daſelbſt allgemeine Achtung genoſſen. Die Folgen der Abweſenheit des Königs und der feindlichen Einfall der Franzoſen, mußte die italieniſche Oper hart fühlen; ſeit dem Frieden fing ſie an ſich wieder zu erholen; aber neuerdings iſt ſie wieder geſunken, und man meldet aus Liſſabon, daß ſie ſeit einigen Monaten geſchloſſen iſt. Dagegen hat ſich die italieniſche Oper zu Oporto bisher ziemlich wohl erhalten, und die beſten Opern Cimaroſa's, Paiſiello's, Mayer's, Roſſini's, Coccia's und andrer großen Meiſter aufgeführt. Der italieniſchen Opern in Braſilien iſt bereits oben Meldung geſchehen. Es fehlt bisher ein Konſervatorium zum Unterrichte im Geſange; italieniſche Meiſter ſind beinahe die einzigen, welche im Geſange unterweiſen. Bei dieſer Gelegenheit verdient eine Geſangſchule für Neger eine Erwähnung, die ſeit langer Zeit in der Umgegend von Rio-Janeiro beſtand, und von den Jeſuiten angelegt worden war. Dieſer Orden beſaß eine Plantage von beinahe 10 Meilen im Umfange, Namens Santa-Cruz. Nach ſeiner Aufhebung wurde dieſes Eigenthum, nebſt ſeinen andern liegenden Gütern, zu den Krondomänen geſchlagen, und bei der Ankunft der königl. Familie zu Rio-Janeiro, wurde aus Santa Cruz ein königl. Aufenthalt. Als der Hof zum erſtenmale der Meſſe in der Kirche S. Ignaz de loyola zu Santa Cruz beiwohnte, erſtaunte der König über die Vollkommenheit womit die Vokal- und Inſtrumentalmuſik von Negern beider Geſchlechter aufgeführt wurde, die ſich in der Tonkunſt nach der ehemals von den Eigenthümern eingeführten Weiſe gebildet hatten. Da der König ein großer Muſikliebhaber iſt, ſo wollte er die vorhandnen Anlagen benutzen, ordnete Schulen für Elementarunterricht, muſikaliſche Compoſition, Geſang und mehrere Inſtrumente, in ſeinem Luſthauſe an, und ſo gelang es, in Kurzem unter den Negern ſehr geſchickte Sänger und Inſtrumentaliſten zu bilden. Die beiden Brüder Marcos und Simao Portugal (bekannter unter dem Namen Portogallo) haben eigne Stücke für dieſe Zöglinge geſetzt, welche dieſelben auch vortrefflich ausgeführt haben. Mehrere Zöglinge jenes Konſervatoriums ſind unter die Tonkünſtler der königl. Kapellen zu Santa Cruz und S. Chriſtovao aufgenommen worden, und Einige haben es im Geſange und auf den Inſtrumenten ſehr weit gebracht. Zu S. Chiſtovao iſt der erſte Violin-, der erſte Fagott- und der erſte Klarinettſpieler aus dieſer Negerſchule, und unter den Stimmen zeichnen ſich 2 Negerinnen ganz vorzüglich durch ihren ausdrucks- und gefühlvollen Geſang aus. S. Maj. haben mehrmals kirchliche Zeremonien beigewohnt, wo das ganze Kapellorcheſter mit ſeinen ſchwarzen Sklaven beſetzt war. Auch der Kronprinz, welcher angenehm komponirt und mehrere Inſtrumente ſpielt, als: Fagott, Trombonne, Flöte und Violine, hat viel zur Vervollkommnung jener, in ihrer Art einzigen Anſtalt beigetragen. Vor nicht gar langer Zeit hat er den Gebrudern Portugal aufgetragen, Opern zu komponiren, die hernach gänzlich von Afrikanern aufgeführt worden ſind, und zwar mit dem Beifall aller derjenigen, die den Vorſtellungen bei-

gewohnt haben. Schon oben iſt ausführlich geſagt worden, daß ſich unter den neuern dramatiſchen Dichtern ſehr wenige ausgezeichnet haben. Hier folgen ihre Namen und Schriften. Vicente Pedro Nolasco, Verfaſſer des O Triunfo da natureza. Die Handlung in dieſem Stücke iſt zwar tragiſch und die Charaktere wohl gehalten; allein außer andern Fehlern, hat es allzu lange Geſpräche. Pimenta Aguiar, einer der neuern Dichter, die ſich die meiſte Mühe gegeben haben, ihrer Nation ein vollſtändiges Theater zu verſchaffen; unglücklicherweiſe trifft der Erfolg nicht mit ſeinem Vorſatze zuſammen. Seine Kompoſitionen ſind geſchmacklos, fehlen wieder die Regeln der Einheit und Einfachheit, und die Verſe ſind mittelmäßig, einige ſeiner Trauerſpiele haben jedoch ſehr intereſſante Auftritte, und zuweilen ſind die Leidenſchaften darin ſehr wohl ausgedrückt. Der Abbé José Agostinho de Macedo, iſt Verfaſſer einiger Stücke, die den Fehler einer allzugroßen Einförmigkeit haben, und nicht pathetiſch genug ſind. Joao Bapt. da Silva Leitao de Almaida Garret, ein junger Dichter, deſſen Talent gute Hoffnung gibt. Seine Trauerſpiele ſind zwar keine Meiſterſtücke, indeſſen machte ihm ſeine Merope und ſein Cato em Utica Ehre. Im lyriſchen Fache hat man ihn mit Dubocage verglichen, und O novo Dubocage genannt, da er wie jener eine große Fertigkeit beſitzt, ſchöne Verſe zu dichten. Sein Retrato de Venus iſt ein zart gedichtetetes Stück. Zwei Bände ſeiner Dichtungen ſind jetzt unter der Preſſe. Pedro Alexandre Cavroé, ein guter Literator und auch ein ausgezeichneter Mechaniker, der einige Luſtſpiele in Proſa geſchrieben hat; ſie ſind auf den Bühnen Rua dos Condes und Salitra zu Liſſabon und auf dem oportoer Theater aufgeführt worden. Im J. 1817 u. 18 hat Cavroé die Mnemosine lusitana und in den J. 1820 u. 21 die Mnemosine constitutional redigirt. Die Electra und die Iphigenia des Franceſco Dias, die Policena des Bararel (Baccalaureus) Joaquim José Sabino, und die Herminia des Franciſco Soares Franco, werden als erträgliche Trauerſpiele angeſehen. Unter den Ueberſetzern verdient der Deſembargador José Pedro de Azevedo Souza da Camara, welcher die beſten Trauerſpiele Voltaire's glücklich überſetzt hat, den Vorzug vor allen ſeinen Nebenbuhlern. Ein andrer Azevedo Antonio Soares hat ebenfalls für's Nationaltheater manche Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen geliefert und zeichnet ſich durch ſeine Sprachreinheit aus. Joao Bapt. Gomes, Verfaſſer der Nova Castro, wird ebenfalls als ein guter Ueberſetzer angeſehen. Man hat von ihm die Gabrielle de Vergi, die er Fuyal d'Arnaud betitelt hat, und Os Mancabos. Franc. Manoel do Naſcimento, hat Racine's Andromaque, und 3 Aufzüge von Labarpe's Coriolan überſetzt. Pedro José Conſtancio, Bruder des ſich zu Paris aufhaltenden Arztes Conſtancio, und Verfaſſer einer guten Ueberſetzung horaziſcher Oden, hat auch eine gelungne Ueberſetzung von Voltaire's Catilina nachgelaſſen. Dann hat eine Dame, Franciska de Paula Pozzolo da Coſta, die im J. 1816 einen Band Gedichte unter dem Titel: Francilia pastora do Tejo herausgegeben hat, auch 2 Luſtſpiele geſchrieben Ricardo oder a Força do Distino, und O Duque de Cleves. Sie arbeitet jetzt an einer Ueberſetzung der Corinne er Frau v. Staël.

Portumnus, bei den Römern der Gott der Häfen, gleichbedeutend mit dem Melicertes oder Palämon (ſ. d. Art.) der Griechen. Er hatte an der Tiber einen kleinen Tempel, und jährlich wur-

den ihm zu Ehren am 17. Aug. die Portumnalia gefeiert. Als Symbol trug er einen Schlüſſel in der Hand.

Porus, ſ. Alexander der Große.

Porzellan. Der Name Porzellan, womit wir das ſchönſte und koſtbarſte unter allen Erzeugniſſen der Töpferkunſt, ein Mitteldìng zwiſchen dem Glaſe und dem bloßen Töpfergeſchirr, bezeichnen, ſchreibt ſich von gewiſſen Konchylien her, die lange vor Erfindung des Porzellans in Europa unter dem Namen der Porzellanſchnecken bekannt waren, und mit dem Porzellan die auffallendſte äußere Aehnlichkeit haben. Daß die Japaner und Chineſer die Verfertigung dieſes Schmelzwerks, ſchon vor langen Zeiten verſtanden, leidet keinen Zweifel. Schon im J. 1474 gab Barbaro, venetianiſcher Geſandte am perſiſchen Hofe, Nachrichten von dieſem ausländiſchen Kunſterzeugniß. Durch die Portugieſen kam es nachher über Oſtindien nach Europa, wo es als Seltenheit geſchätzt wurde, ohne daß man verſucht hätte es nachzumachen. Erſt im Anfange des 18. Jahrh. wurde die Verfertigung des Porzellans auch in Europa erfunden. Man vergl. darüber den Art. Böttiche r. Das erſte, was Böttiche r zu Stande brachte, ſah roth aus, und war aus einem braunen, in der Nähe von Meißen vorhandnen Thone bereitet. 1709 fing man an, weißes Porzellan in Sachſen zu verfertigen, und ein Jahr darauf wurde die berühmte, noch beſtehende Fabrik in Meißen angelegt, welche die Mutter aller übrigen europäiſchen Porzellanfabriken geworden iſt. Sie wird für Rechnung des Landesherrn betrieben; ihr Zeichen ſind die beiden Kurſchwerter. Dieſe Erfindung erregte die Aufmerkſamkeit von Europa. Holländer, Engländer und Franzoſen boten alle Mittel auf, Porzellan machen zu lernen, und ließen ſogar Materialien aus China kommen. Aber ihre Bemühungen blieben vergeblich. Sachſen wachte mit Eiferſucht über der Geheimhaltung der ſo wichtigen Kunſt und verbot bei Lebensſtrafe die Ausfuhr des Porzellanthons. Deſſen ungeachtet blieb die Sache kein Geheimniß. Schon 20 bis 30 Jahre nachher wurde in Wien eine Porzellanfabrik angelegt, die nach und nach vervollkommnet wurde. Späterhin kamen zu Fürſtenberg im Braunſchweigiſchen, in Berlin, in Frankenthal in der Pfalz, in Baden und an vielen andern Orten Deutſchlands Porzellanfabriken zu Stande, von denen beſonders die berliner (1760 errichtet und jetzt königlich) mit der meißner wetteifert und ſie in der Malerei zum Theil ſelbſt übertrifft, aber in der Güte der Maſſe ihr nachſteht. Auch die Franzoſen, Engländer, Holländer und Italiener kamen nach und nach auf die Spur; doch ſteht ihr Porzellan vielleicht mit einziger Ausnahme desjenigen, von Serres, bei Paris, dem guten deutſchen nach. Von dem echten Porzellan fodert man alle guten Eigenſchaften des Glaſes, mit Ausnahme der Durchſichtigkeit, und Abweſenheit aller Mängel deſſelben. Es muß im heftigſten Ofenfeuer unſchmelzbar, bei dem plötzlichſten Uebergang von der ſtärkſten Hitze zur heftigſten Kälte unverändert bleiben; am Stahle muß es Funken geben; an Feinheit, Dichte und Glätte auf dem Bruche dem Email gleichen, beim Zerſchlagen rein und glockenartig klingen, auf der Oberfläche rein, glatt und glänzend, von blendender Weiße und dabei halb durchſichtig ſein, doch ſo, daß es weder dem Glaſe auf der einen, noch dem Opal auf der andern Seite gleicht. Die Glaſur darf ſich von der übrigen Maſſe nur durch größere Glätte unterſcheiden. Das Weſentliche der Porzellanfabrikation beſteht darin, daß es aus ſolchen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt wird, welche die Eigenſchaft haben, daß ſie

beim Brennen in den erſten Anfang der Verglaſung übergehen. Reaumur entdeckte zuerſt dieſen wichtigen Grundſatz und zeigte, daß es überhaupt zweierlei Hauptmaterialien zur Verfertigung des Porzellans gibt: ſolche, die in der gröſten Hitze keines höhern Grades als nur des erſten Anfangs der Verglaſung fähig ſind, und ſolche, die zwar an ſich völlig verglasbar, aber durch Mäßigung der Hitze in der Verglaſung aufzuhalten ſind. Setzt man zu letztern unſchmelzbare Dinge hinzu, ſo ſind ſie dahin zu bringen, daß ſie nur den erſten Anfang der Verglaſung annehmen. Wiewol nun dieſen Grundſätzen zufolge mehrere Stoffe zur Verfertigung des Porzellans dienen können, ſo macht doch der reinſte magere Thon, der ſich im Feuer ganz weiß brennen läßt, den Hauptbeſtandtheil aus. Dieſer führt daher auch den Namen Porzellanthon oder Porzellanerde, und entſteht gröſtentheils aus verwittertem Feldſpath. Der Gehalt iſt verſchieden; doch entdeckt man gewöhnlich ungefähr $\frac{3}{4}$ Kieſelerde und $\frac{1}{4}$ Thonerde. Die Farbe iſt weißlich oder blaßgrau. Dergleichen Thon ſchmilzt im heftigſten Feuer nicht. Außerdem nimt man in Europa auch reinen Quarz oder Kiesſand zum Porzellan, denn auch dieſer iſt unſchmelzbar. Man muß daher beiderlei Beſtandtheilen etwas Gyps zuſetzen; jedoch mit gröſter Vorſicht, weil der Gyps leicht die völlige Verglaſung der Maſſe bewirkt. Die herrliche ſächſiſche Porzellanerde, welche ſich im Feuer vollkommen weiß brennt, fand man bei dem Bergſtädtchen Aue ohnweit Schneeberg, in Granit, und bei Seidlitz ohnweit Meißen, in welcher Gegend man auch ſehr reinen Feldſpath findet. Das Verfahren bei Fertigung des Porzellans iſt, ſo viel man weiß, folgendes. Zuerſt wird Quarz oder Kiesſand geröſtet, im Waſſer abgelöſcht, auf der Mühle gepocht, gemahlen und durch ein feines ſeidnes Sieb geſchlagen. Auch den Gyps zerſtößt man zu Pulver, brennt ihn in einem kupfernen Keſſel und ſiebt ihn ſo fein wie möglich. Beides mit einander vermiſcht, gibt die ſogenannte Fritte. Dieſe verbindet man mit dem ſehr ſorgfältig geſchlämmten Porzellanthon, woraus die Porzellanmaſſe entſteht, welche, mit Regenwaſſer zu einem Teige bereitet, ſo lange ſtehen bleibt, bis ſie einen unangenehmen Geruch und eine graue Farbe angenommen hat. Gemeiniglich ſetzt man der Fritte noch zerſtoßne Porzellanſcherben zu. Die Verhältniſſe mögen nicht allenthalben gleich ſein. Aus der gehörig zubereiteten Maſſe werden nun die gewöhnlichen Geſchirre und Gefäße auf der Scheibe gedreht; Figuren und andre Bildwerke drückt man ſtückweiſe in Formen ab, ſetzt ſie zuſammen und arbeitet dann das Ganze mit elfenbeinernen Werkzeugen, mit Schwamm und Pinſel, aus. Die gedrehten Stücke werden nach einem gewiſſen Grade der Abtrocknung in Formen gedrückt, und darauf nochmals auf der Drehſcheibe mit ſcharfen ſtählernen Werkzeugen abgedreht. Dann kommen ſie, in Kapſeln oder Muffeln, in einen Brennofen, worin man ihnen einen gewiſſen Grad von Feſtigkeit, und darauf die Glaſur gibt. Dieſe beſteht aus Quarz, Porzellanſcherben und kalcinirten Glaskryſtallen, und erhält etwas mehr Gyps als die Porzellanmaſſe ſelbſt. Jetzt kommen die Stücke abermals in Kapſeln in den Ofen, und erhalten nunmehr ihre völlige Feſtigkeit und Ausbildung. Die Bauart des Ofens wird in den deutſchen Fabriken als ein großes Geheimniß betrachtet. Er muß ſo eingerichtet ſein, daß er den erfoderlichen hohen Grad der Hitze ohne Gebläſe lange genug und gleichförmig gewährt. Zur Feuerung iſt gehörig ausgetrocknetes Holz nöthig; im Nothfall ſind Steinkohlen zu gebrauchen, doch bekommt da=

von das Porzellan leicht eine ſchmutzige Farbe. Nachdem auf einer Schleifmühle der angebackne Sand vom Fuße abgeſchliffen worden, werden diejenigen Stücke, die nicht weiß bleiben ſollen, gemalt. Die Farben dazu beſtehen, wie bei der Schmelzmalerei, aus Metallkalken, die mit einem leichtflüſſigen, nicht färbenden Glaſe zuſammengeſchmolzen, fein zerrieben und geſiebt werden. Um ſie mit dem Pinſel auftragen zu können, reibt man ſie mit Spiköl, Lavendelöl, Terpentin oder auch bloß mit Gummi. Die gemalten und trocken gewordnen Stücke werden alsdann nochmals in Kapſeln einem ſolchen Grad von Hitze ausgeſetzt, der das Glas zum Fließen bringt. Will man das Porzellan vergolden, ſo muß das Gold vorher fein zerkleint werden. Dann trägt man es mit einem Pinſel auf und reibt es, wenn es eingebrannt iſt, mit Blutſtein ab. Die fertigen Stücke werden ſortirt, je nachdem ſie mehr oder weniger gerathen ſind, und darnach zu verſchiednen Preiſen verkauft; die völlig mißrathnen aber zerſchlagen und wieder zur Maſſe angewendet.

Poſaune (trombone), ein muſikaliſches Blasinſtrument aus Meſſingblech, ungefähr in Geſtalt einer Trompete, welches aus zwei Stücken beſteht, dem Hauptſtücke und den Stangen, welche letztre ſich in einer Scheide befinden, und indem man mit der linken Hand die ganze Poſaune hält, mit der rechten auf- und niedergezogen werden, wodurch ſie die Töne bilden. Sie hat drei bis vier Züge, welche die verſchiednen Töne angeben, und ziemlich den Umfang der vier Singſtimmen haben, daher es auch Sopran-, Alt-, Tenor- und Baßpoſaunen gibt. Am paſſendſten iſt die Poſaune in den Kirchen zur feierlichen Begleitung des Geſanges. In der Oper, wo man in neuern Zeiten ſie auch gebraucht hat, z. B. in der Zauberflöte, hat ſie wegen Verſchiedenheit der Stimmung große Schwierigkeiten. Die Franzoſen haben ſie in der neueſten Zeit bei der Feldmuſik eingeführt, wodurch ſie auch in Deutſchland bekannter geworden iſt, ſo daß ſie jetzt in jeder Schenke zur Begleitung des Tanzes gemißbraucht wird, und faſt kein großes Orcheſterſtück ohne Poſaune erſcheint. Der Poſaunenbaß iſt in den Orgeln eine der ſtärkſten Baßſtimmen, gewöhnlich 16 Fußton.

Poſeidon, ſ. **Neptun**.

Pöſchelianer. Unter dieſem Namen hat eine ſchwärmeriſche Sekte in den letzten Jahren einiges Aufſehn gemacht. Thomas Pöſchel, geb. 1769 zu Horiz in Böhmen, in Linz zum katholiſchen Weltprieſter gebildet, war Beneficiat-Kooperator und Vorſteher der Stadtſchule zu Braunau, wo er 1806 den Buchhändler Palm zum Tode bereitete. Schon früher dem ſeit 30 Jahren von einigen katholiſchen Geiſtlichen in Baiern genährten Myſticismus ergeben, verfiel er nach den erſchütternden Scenen dieſer Hinrichtung in anhaltendere Ueberſpannung. Er wurde deshalb von ſeinem ſonſt rühmlich verwalteten Amte entfernt und als Landkapellan nach Ampfelwang (Innkreis in Oberöſterreich) verſetzt. Dieſe Demüthigung beſtärkte ſeine Schwärmerei, und brachte ihn auf den Wahn, zur Stiftung einer neuen Kirche berufen zu ſein. Er hielt ſich für einen Märtyrer des Glaubens an den Chriſtus in uns, hatte Erſcheinungen, und predigte nun zu Ampfelwang die neue Offenbarung, wie er ſeine Lehre nannte. Sie beruhte auf folgenden Sätzen: 1. Chriſtus wohnt im Herzen und thut alles, was der von ihm regierte Menſch unternimt. 2. Den Reinen werden Offenbarungen zu Theil, Erſcheinungen Gottes und der Mutter Gottes; wer ſich nicht reinigen läßt, verwirkt die Ver-

dammniß und den Tod, der ihn allein wieder reinigen und des Himmels würdig machen kann. 3. Die genaue, bis zur Aufopferung des Lebens hingebende Beobachtung dieſer beiden Grundſätze iſt die unerläßliche Bedingung des Beſtehens der neuen Offenbarung, wenn dieſelbe nicht verloren und von den Juden gewonnen werden ſoll, da Gott die Bekehrung dieſes Volkes und die Aufrichtung einer jüdiſch-katholiſchen Kirche beſchloſſen hat. Pöſchel's Lehre fand Beifall, beſonders bei den Weibern. Nächſt ſeinen Predigten mußten fliegende Blätter, Traktätchen, Weiſſagungen, ſelbſt mißverſtandnes Bibelleſen zur Verbreitung ſeiner Schwärmerei beitragen; weshalb er 1815 in Verhaft nach Salzburg gebracht ward. Aber ſeine Anhänger wurden dadurch noch mehr erhitzt, und unterhielten eine geheime Verbindung mit ihrem gefangnen Meiſter, und kamen auf die Meinung, der Herr könne wol die Ermordung der Unreinen gebieten. Im März 1817 wurden drei Perſonen von ihnen tödtlich gemißhandelt, und eine Magd, die ſich freiwillig zum Sühnopfer hingab, umgebracht. Daher ließ die öſterreichiſche Behörde im April d. J. den Schauplatz dieſer Scenen militäriſch beſetzen und 6 Strafbare feſtnehmen. Man zählte jedoch überhaupt nur 126 Pöſchelianer, und durch geiſtliche Belehrung und obrigkeitliche Gewalt wurde die ganze Sekte bald unterdrückt. Pöſcheln brachte man nach Wien, wo er im Verhör Geiſteszerrüttung verrieth, die Gewaltthaten ſeiner Anhänger aber mißbilligte. Er iſt der geiſtlichen Aufſicht übergeben, und ſeitdem von Regungen der Pöſchelianer nichts mehr gehört worden. Die Kloos'ſchen Andachtsſtunden in Sachſen und der 1818 von den fiſcher'ſchen Eheleuten zu Beyersdorf bei Leisnig aus religiöſer Schwärmerei an dem alten Bergmann Flor verübte Mord ſtehen mit Pöſchel's Lehre in keinem erweislichen Zuſammenhange. Uebrigens neigen ſich jetzt in allen Klaſſen viele zur religiöſen Schwärmerei, die dann Unthaten zur Folge haben kann. E.

Poſen, eine von den zehn Provinzen, in welche jetzt der preußiſche Staat getheilt iſt, führt den Titel eines Großherzoglhums, und iſt durch die wiener Congreßakte 1815 wieder aus einem Theil des vormaligen Südpreußens und des Netzdiſtrikts gebildet worden. Sie grenzt an das Königreich Polen und die preußiſchen Provinzen Schleſien, Brandenburg und Weſtpreußen, enthält 539 Q. M. und mit dem Militär 848,000 Einw., darunter über 48,000 Juden, und zerfällt in die zwei Regierungsbezirke Poſen und Bromberg. Der Boden iſt größtentheils eben, mit wenigen Hügeln, im Ganzen fruchtbar, obgleich in vielen Gegenden ſandig. Am fruchtbarſten iſt er an beiden Seiten der Wartha und im Netzbruche, einem 20 Meilen langen und eine halbe Meile breiten Striche längs der Netze. Wo unter der polniſchen Regierung unwirthbares Bruch- und Buſchwerk war, ſind jetzt, ſeitdem es Friedrich II. urbar machen ließ, die herrlichſten Wieſen, Aecker, Höfe und Dörfer. Der Hauptfluß iſt die das Land der ganzen Länge nach durchſtrömende Wartha, welche ſo wie die Netze ſchiffbar iſt. Ein Kanal verbindet die letztre mit der ſchiffbaren in die Weichſel gehenden Brahe. An Seen, Sümpfen und Brüchen fehlt es nicht, durch deren Abwäſſerung noch viel fruchtbarer Boden gewonnen werden könnte, beſonders viele Wieſen, woran das Land Mangel hat. Der Ackerbau liefert vieles Getreide, Hülſenfrüchte und Flachs, und die Viehzucht iſt nicht unbedeutend. Wichtig ſind die beträchtlichen Waldungen, und die Mineralien unbedeutend. Man verfertigt viele grobe und Mitteltücher, Leinwand, Spitzen, Tabak,

Cichorien, Papier und Glas. Die Einwohner ſind größtentheils Polen, dann Deutſche und Juden. Die erſtern bekennen ſich faſt alle zur römiſch-katholiſchen Kirche. Der Adel iſt zahlreich, zum Theil ſehr reich, zum Theil ſehr arm. Der größte Theil des niedern Adels iſt im Beſitze von Bauergütern, und oft wohnen funfzig ſolcher Edelleute in einem Dörfchen, während diejenigen, welche keine Wirthſchaften beſitzen, bei dem höhern Adel als Verwalter, Commiſſäre ꝛc. dienen. Die Hauptſtadt dieſer Provinz, welche gleichfalls Poſen heißt, iſt der Sitz des Oberpräſidenten, des Appellationsgerichts, eines Biſchofs und des Domkapitels. Sie liegt 35 Meilen von Berlin, 40 Meilen von Warſchau, in einer ſandigen Gegend, an der Wartha, und hat 2175 Feuerſtellen, 24 Kirchen, 9 Klöſter und 20,500 bürgerliche (darunter über 4000 Juden) und 2200 militär. Einw. Die Stadt hat nach dem Brande von 1803 an Regelmäßigkeit gewonnen. Nach dem großen Marktplatze führen, außer einigen Nebengaſſen, vier Hauptſtraßen, welche ziemlich gut angelegt, jedoch mit Giebelhäuſern beſetzt ſind. Auch die neuen Straßen, welche auf dem alten Stadtgraben und den geſchleiften Feſtungswerken erbaut worden ſind, haben hübſche Häuſer, beſonders die Wilhelmsſtraße, welche mit einer ſchönen Pappel- und Kaſtanienallee beſetzt iſt. Unter den Vorſtädten iſt Kuhndorf die ſchönſte, mit hübſchen Gebäuden und Gärten. Die größte Vorſtadt iſt die Walliſchey, welche mit der Stadt durch die große Warthabrücke in Verbindung ſteht. Unter den Kirchen zeichnet ſich beſonders die katholiſche St. Stanislauskirche, ein Meiſterſtück italieniſcher Baukunſt, und die lutheriſche Pfarrkirche (die ehemalige Jeſuiterkirche) aus. Die Domkirche iſt von edler Einfachheit; neben ihr ſteht der Palaſt des Biſchofs. Ein Gymnaſium, Schullehrerſeminarium und eine Hebammenſchule befinden ſich hier. Ihre Nahrung ziehen die Einwohner Poſens, außer den gewöhnlichen bürgerlichen Gewerben und Handwerken, beſonders von den königlichen Kollegien, dem Militär und dem benachbarten begüterten Adel, der ſich häufig in der Stadt aufhält. Auch hat Poſen einige Tuch-, Leder- und Tabaksfabriken. Der Handel wird vorzüglich mit Holz, Getreide, Tüchern und Leinwand geführt. Am 11. Dec. 1806 ſchloſſen Frankreich und Sachſen hier Friede.

Poſilippo, ſ. d. Art. Neapel, und Pauſilippo.

Poſitiv, beſtimmt das, wodurch etwas Beſtimmtes geſagt wird, bejahend, entgegengeſetzt dem Negativen (ſ. d. Art.), z. B. ein poſitiver Begriff, ein poſitives Urtheil. Auch wir das Poſitive dem Natürlichen und durch die bloße Vernunft Gegebnen als das Angewandte, oder durch Willkür oder eine von der bloßen Vernunft verſchiedne Autorität Feſtgeſetzte entgegenſtellt, z. B. poſitive Geſetze ſind Vorſchriften, die durch eine äußere Autorität feſtgeſetzt ſind, poſitives Recht der Inbegriff derſelben (entgegengeſetzt dem natürlichen oder Naturrechte), poſitive Religion (die auf eine äußere Offenbarung ſich ſtützt), poſitive Theologie (entgegengeſetzt der natürlichen Theologie oder Religionsphiloſophie), u. ſ. w. — Poſitive Elektricität, ſ. Elektricität; poſitive Polarität, ſ. Magnet; poſitive Größen, ſ. den Schluß des Art. Negativ.

Poſſe, iſt ein Erzeugniß der ſcherzhaften Laune, welche in den Kreis des Gemeinen herunterſteigt, oder das Gemeine zum Gegenſtande ihres Spieles wählt. Beſonders zeigt ſie ſich in lächerlichen Uebertreibungen ſowol in Geberden als Reden, und ihr vorzüglicher Reiz iſt der Witz der Erfindung. Oft jedoch nennt man tadelnd et-

was poſſenhaft, entweder wenn der Scherz am unrechten Orte angebracht iſt, oder wenn er ein gemeiner und grober Scherz iſt, der die Sittlichkeit beleidigt, oder endlich, wenn er unwillkürlich iſt, und ſeine Gemeinheit von dem, der Poſſen treibt, nicht eingeſehen wird. Auf die Vornehmheit und auf den ſogenannten guten Ton, welcher in einem einſeitigen Ernſte befangen, die Kraft des wahrhaft Komiſchen verſchmäht, und Alles, was über ſeine Geſetze hinausgeht, läppiſch, gemein, niedrig nennt, darf bei Beſtimmung dieſes Begriffs nicht Rückſicht genommen werden. Doch iſt gewiß, daß das Poſſenhafte, je mehr es gehäuft wird, und je weniger es ſinnreich und witzig iſt, deſto leichter ſich in das Platte, Fade und Läppiſche verliert. Von dem Poſſirlichen unterſcheidet ſich das Poſſenhafte dadurch, daß jenes mehr ein Erzeugniß der Natur, oder mit dem Niedlichen und Naiven verbunden iſt. (So nennen wir z. B. die luſtigen Bewegungen der Kinder, und mancher Thiere poſſirlich). Vorzugsweiſe nennt man ein Erzeugniß der komiſchen Poeſie Poſſe, welches aus Poſſen beſteht und den oben angegebnen Charakter der Poſſe trägt (z. B. Europa von Bürger), beſonders aber eine dramatiſche Poſſe (Farce), in welcher die Regel des höhern Luſtſpiels weniger ſtreng beobachtet wird, Haltung der Charaktere und Zuſammenhang der Scenen ſogar abſichtlich verletzt, und die Situationen aus dem Kreiſe des gemeinen Lebens entlehnt zu ſein ſcheinen. Auch den Gebildeten ergötzt es oft, je freier er gebildet und je weniger er von Vorurtheil, Beſchränktheit und Thorheit befangen iſt, mit dem Gemeinen frei zu ſpielen, ohne ſich in daſſelbe zu verlieren, und über die ſich närriſch gebehrdende Laune aus Herzensgrunde zu lachen, die Lebensluſt und üppige Kraft des Witzes offenbart. Siehe übrigens den Art. Burlesk, der dem deutſchen Worte vollkommen entſpricht, und den Artikel Farce. T.

Poſſelt (Ernſt Ludwig), ein berühmter hiſtoriſcher und politiſcher Schriftſteller, wurde 1763 zu Durlach in Baden geboren. Er empfing ſeine Bildung auf dem Pädagogium ſeiner Vaterſtadt, auf dem Gymnaſium zu Carlsruhe, ſtudirte dann drei Jahre in Göttingen mit raſtloſem Eifer die Rechte, Politik und Diplomatik, und bildete ſeinen Geiſt zu dem hiſtoriſchen Scharfblicke, den wir in allen ſeinen Schriften bewundern. Auch erwarb er ſich hier eine gründliche Kenntniß des Engliſchen und Franzöſiſchen. Als er Göttingen verlaſſen hatte, begab er ſich zuerſt nach Straßburg, wo er ſich einige Zeit aufhielt, und die juriſtiſche Doktorwürde erwarb. Hierauf kehrte er in ſein Vaterland zurück, um demſelben zu dienen. Ungern und mit Widerwillen entſchloß er ſich, den einförmigen Weg der juriſtiſchen Praxis einzuſchlagen. Er ward Regierungsadvokat. Aber die Geſchäfte, die ihm dieſer Beruf auflegte, gewährten ſeinem lebhaften Geiſte keine Befriedigung. Er übernahm daher 1784 gern die ihm angebotne Stelle eines Profeſſors der Geſchichte und Beredtſamkeit an dem Gymnaſium zu Carlsruhe, und ward zugleich Privatſekretär des regierenden Markgrafen. Jetzt befand er ſich auf einem Platze, der ihm mannichfaltige Anregung zu wiſſenſchaftlichen Arbeiten gab, und kein Jahr verging, wo er nicht irgend eine Frucht ſeines wiſſenſchaftlichen Fleißes zu Tage gefördert hätte. Seine Rede über die Hiſtoriographie 1785 zeigt, mit welchem reifen Nachdenken er die größten Hiſtoriker geleſen, geprüft, und gewürdigt hatte. In den J. 1785—88 gab er das wiſſenſchaftliche Magazin für Aufklärung heraus, welches den Zweck hatte, Aufklärung über alle Theile des

menſchlichen Wiſſens in gefälliger Form zu verbreiten; eine große Aufgabe für einen zweiundzwanzigzährigen Jüngling. Das Unternehmen, welches durch den Beitritt gelehrter Männer unterſtützt wurde, erhielt verdienten Beifall, obgleich die Ausführung dem großen Entwurfe nicht ganz entſprach. 1788 ward er in die deutſche Geſellſchaft zu Mannheim aufgenommen, und erhielt das pforzheimer Bürgerrecht. Er hatte nämlich in einer, in Gegenwart des Hofes gehaltenen meiſterhaften Rede die heldenmüthige Aufopferung der vierhundert pforzheimer Bürger, die unter der Anführung ihres Bürgermeiſters Deimling in der Schlacht bei Wimpfen (6. Mai 1622) ihrem ritterlichen Markgrafen, Georg Friedrich, das Leben, mit Verluſt ihres eignen, gerettet haben, würdig geſchildert, und dadurch den patriotiſchen Dank der Nachkommen jener Helden wohl verdient. Alle dieſe Arbeiten können jedoch, ſo ſchätzbar ſie auch an ſich ſind, nur als Vorübungen zu den größern hiſtoriſchen Werken betrachtet werden, durch welche Poſſelt ſeinen Namen berühmt gemacht hat. Glücklicherweiſe fügte es ſich, daß er bald nach den erſten Revolutionsbewegungen in Frankreich, 1791 nach Gernsbach, unweit Raſtadt, als Beamter verſetzt wurde, wo ihm in dem anmuthigen Murgthale die freundlichſte Muße zu Theil wurde, und er von ſicherm Ufer aus den wildbewegten Strom der Zeit beobachtete. Von jetzt an widmete er ſeine Zeit den hiſtoriſchen Studien, und beſchrieb die Begebenheiten des J. 1792 in lateiniſcher Sprache: Bellum populi Gallici adversus Hungariae Borussiaeque reges, eorumque socios. Scriptore D. Ern. Ludov. Posselt. Gott. 1793. Von 1793 an gab er das hiſtoriſche Taſchenbuch für die neueſte Geſchichte heraus, welches als ſein Hauptwerk zu betrachten iſt. Er hat ſich durch daſſelbe den Ruhm des größten deutſchen Annaliſten erworben. 1796 bat er um ſeine Entlaſſung und um Beibehaltung des halben Jahrgehalts, wofür er die Geſchichte von Baden zu ſchreiben verſprach. Seine Bitte ward ihm gewährt, die Bedingung angenommen, und ihm die Erlaubniß ertheilt, ſich einen beliebigen Aufenthaltsort zu wählen. Er lebte hierauf abwechſelnd in Durlach, Carlsruhe, Tübingen, Erlangen und Nürnberg. Mit Moreau ward er bekannt, und man darf wol ſagen, vertraut, als dieſen der Sieg in das Herz von Deutſchland führte. Aber eben darum verbreitete ſich die Vermuthung, daß ſein ſchneller Tod zum Theil durch Furcht, in den Prozeß jenes liebenswürdigen Helden 1804 verwickelt zu werden, veranlaßt worden ſei. Noch ſchlimmer war es, daß man auch Vermehrung von Schwermuth bei ihm von häuslichen Leiden und einer unglücklichen Ehe ableitete. Nach den genaueſten Erkundigungen zu Heidelberg ſelbſt iſt es wahr, daß durch den Prozeß, in welchen Moreau verwickelt wurde, Poſſelt's Gemüth um ſo mehr ergriffen war, weil er bereits kränkelte. Dieſes war Folge ſeines anhaltenden und übermäßigen Arbeitens. Um ihm Erholung und Zerſtreuung aufzunöthigen, machte ſeine Frau mit ihm eine Reiſe. Die Ehe mit dieſer war zwar anfangs nicht der Wunſch einiger Verwandten geweſen. Poſſelt aber war mit ihr zärtlich und vergnügt. Nur Kränklichkeit ſeines Sohnes machte ihm vielen Kummer. Auf dem Rückwege von ſeiner Reiſe kam Poſſelt mit ſeiner Frau nach Heidelberg, wo er bei ſeinem Neffen, Dr. Poſſelt, einige Zeit verweilen wollte. Hier am 2. Tage, da ſeine Gattin bereits nach Durlach zu den Kindern gereiſt war, ſah Poſſelt d. 11. Jun. 1804, des Morgens um 7 Uhr, mit dem Stiefvater ſeines Neffen, den Hofr. Bettinger, aus dem Fenſter eines obern Stockwerks, als gerade Studenten, wel-

che das naturhiſtoriſche Kollegium ſeines Neffen beſuchten, in's Haus hereingingen. P. war ganz heiter und munter bereit, bald den Frühkaffee mit der Familie im Hauſe zu trinken. Schon war verabredet, daß er mit ſeinen beiden Neffen und deren Stiefvater um 8 Uhr, unmittelbar nach geendigter Vorleſung eine Spatzierfahrt nach Weinheim machen wollten. 5 Minuten nach 7 Uhr wurde Bettinger von ſeiner Seite am Fenſter abgerufen, da ihn Jemand zu ſprechen verlangte. Bis dieſer nach wenigen Minuten zurückkam, war das Unglück, daß Poſſelt zum Fenſter herausſtürzte, geſchehen. Ein im benachbarten Hauſe wohnender Student hatte ihn im Auge gehabt und ſagte aus: Poſſelt habe ſich etwas vorgebogen, wie wenn er Jemand nachſehen wollte, der gerade in das unter dem Fenſter befindliche Thor hereingegangen war. Er, der Student, habe deutlich bemerkt, wie der ſchwerläſtige Mann das Uebergewicht verlierend, über die an dieſem Hauſe ſehr niedrige Fenſterbrüſtungen, herabgeſtürzt ſei. Auch zum Schwindel war P. um dieſe Zeit geneigt. Schwermuth aber war unmöglich eine Urſache des Falls, da P. kaum zuvor mit ſeinen Verwandten ſcherzend ſich unterhalten hatte. Poſſelt war mit allen Eigenſchaften, welche den Geſchichtſchreiber bilden, ausgerüſtet. Er beſaß jenen Scharfblick, der bis zu den verborgenſten Quellen der Handlungen durchdringt; den nöthigen Scharfſinn, um das Bedeutende, Zweckdienliche und Folgenreiche von dem unnützen Nebenwerke zu ſondern; er hatte jene Gewalt über die Sprache, die in den Stand ſetzt, jeder Sache den paſſenden Ausdruck zu leihen, und beſaß die Kunſt der maleriſchen Perſpektive, die im Gemälde alle einzelne Figuren ſo an ihren Platz, ſo in ihr Licht ſtellt, daß ſie den Geſammteindruck hervorbringen. Außer den ſchon angeführten Werken hat er geſchrieben eine Geſchichte der Deutſchen, Leipzig 1789, 2 Bde. (3. u. 4. von Pölitz); Geſchichte Carls XII., Carlsruhe 1791; Geſchichte Guſtavs III., ebendaſ. 1793; Krieg der Franken, Leipzig 1794; die europäiſchen Annalen ſeit 1795, und die allgemeine Zeitung ſeit 1799 angefangen.

Poſſeſſorium, Poſſeſſorienklage, ſ. Petitorienklage.

Poſt, Poſtweſen. Die erſten, unvollkommnen Poſtanſtalten finden wir im perſiſchen Reiche. Darius I., Sohn des Hyſtaſp, ließ ſich aus den Provinzen Bericht erſtatten, und um dieſes deſto ſchneller zu bewirken, Eilboten mit geſattelten Pferden ſich auf den eine Tagereiſe auseinander liegenden Stationen des Reichs bereit halten. (Vergl. Amelang Unterſuchung einiger Stellen der alten Autoren, das perſiſche Poſtweſen betreffend, Lpz. 1774). Auch Auguſtus machte im römiſchen Reiche eine den neuern Poſten ähnliche Einrichtung. Im 9. Jahrh. hatte man, in Deutſchland, Frankreich und Italien, reitende Boten, welche jedoch nur zur Beſorgung der Staatsangelegenheiten dienten; auch war dieſe Einrichtung nicht von Dauer. Der Gebrauch der im Orient ehedem üblichen Taubenpoſten, welcher durch die Kreuzzüge bekannter ward, ſcheint ſehr unbedeutend geweſen zu ſein. Mit dem Aufblühen des Handels fingen die großen Handelsſtädte, beſonders in Deutſchland an, ſich reitende Boten und fahrende Landkutſchen zu halten. Auch reiſende Kaufleute und reitende Fleiſchhauer (Metzgerpoſt) beſorgten Briefe; daher noch das Poſthorn im Schilde der letztern. Ludwig IX. in Frankreich legte zu ſeinem Privatgebrauch eine Anſtalt von reitenden Boten an. Die erſte Spur eines deutſchen Poſtweſens im eigentlichen Sinne fällt in die letztre

Hälfte des 15. Jahrh., wo Roger I., Graf von Thurn, Taxis und Valſaſſina in Tyrol eine Poſt anlegte. Sein Sohn Franz führte, auf Verlangen Kaiſers Maximilian I., 1516 eine Poſt von Brüſſel nach Wien ein, und erhielt von dieſem Kaiſer die Würde eines Generalpoſtmeiſters. Wegen des Kriegs mit Sultan Soliman II. wurde 1522 eine Reichspoſt, welche über Nürnberg, wo damals der Reichstag ſeinen Sitz hatte, nach Wien ging, errichtet, damit man ſich gegenſeitig von den Begebenheiten des Tages Nachricht geben konnte. Dieſe Einrichtung hörte indeſſen mit dem erwähnten Gebrauche auf. Carl V. aber, dem bei der großen Ausbreitung ſeiner Staaten die möglichſt ſchnelle Nachricht von allen Weltereigniſſen nöthig war, ließ durch Leonhard von Thurn und Taxis eine beſtändige reitende Poſt, die ihren Weg von den Niederlanden aus durch Lüttich, Trier, Speier und Rheinhauſen nahm, von dort durch Wirtemberg über Augsburg, und durch Tyrol nach Italien ging, anlegen. 1543 erhielt Leonhard von Taxis die Beſtallung, nicht nur als niederländiſcher Oberpoſtmeiſter, ſondern auch als Oberpoſtmeiſter des deutſchen Reichs, nebſt einem verhältnißmäßigen Gehalt. Indeſſen war die letztre Würde bloß auf Lebenszeit ertheilt, und konnte die landesherrlichen Befugniſſe der deutſchen Reichsſtände um ſo weniger beeinträchtigen, da jene Beſtallung vom Kaiſer Carl V., als Regenten der burgundiſchen Niederlande verliehen, nicht in der Reichs-, ſondern in der niederländiſchen Kanzlei, und zwar nicht in deutſcher, ſondern in franzöſiſcher Sprache ausgefertigt, endlich das Patent auch nicht zur Nachachtung an die Kurfürſten, Fürſten und übrigen Stände des deutſchen Reichs, ſondern bloß an die Staatsbeamten und Unterthanen der niederländiſchen Erblande gerichtet war. So lange Carl deutſcher Kaiſer war, ließen ſich indeſſen auch die Reichsſtände die taxiſchen Poſten gefallen. Als aber nach ſeinem Tode die Krone Spanien von der deutſchen Kaiſerkrone getrennt ward, ſchienen auch die Reichsſtände abgeneigt zu werden, ferner eine ſpaniſch-niederländiſche Poſt in ihren Landen zu dulden. Indeſſen erhielt Leonhard von Taxis 1563 von dem Bruder und Nachfolger Carls, Ferdinand I., die kaiſerliche Beſtätigung ſeines ihm verliehnen Amtes, worin auch die Kurfürſten und Fürſten befehligt wurden: „darauf zu achten.“ Dadurch wurden die Reichsſtände freilich bewogen, ſich gegen die taxiſchen Poſten willfährig zu beweiſen, indeſſen waren dieſe doch immer nur burgundiſch- oder ſpaniſch-niederländiſche, aber keine Reichspoſten. Am Ende des 16. Jahrh. ſchien das taxiſche Poſtweſen, durch die Unruhen in den Niederlanden zerrüttet, und durch Schulden gedrückt, zu verfallen. Aber bald erhielt Leonhard von Taxis über ſeine Gegner einen vollkommnen Sieg. Er ward 1595 zum kaiſerl. Generaloberpoſtmeiſter im Reiche ernannt. Kurpfalz, Wirtemberg, Sachſen, Brandenburg, Meklenburg, Braunſchweig, Heſſen und andre Reichsſtände, welche ſchon ſeit 1574 in ihren Staaten eigne Poſtanſtalten errichtet hatten, erkannten jedoch das Poſtweſen nicht als „ein hochbefreites kaiſerl. Regal, dem kein Hinderniß, Eintrag oder Nachtheil geſchehen dürfe,“ (wie es in dem Leonhard von Taxis ertheilten Beſtallungsbriefe Rudolphs II. genannt wurde) an. 1615 ward Lamoral von Taxis, Leonhard's Sohn, von dem Kaiſer Matthias in den Freiherrnſtand erhoben und ihm die Belehnung, für ihn und ſeine männlichen Nachkommen über die Poſten im Reiche, als ein von neuem angeſetztes Regal und männliches Reichslehn ertheilt. Dieſe Belehnung ward von Ferdinand II. auch auf Lamoral's Enkelinnen und weibliche Erben erſtreckt, der ſich dagegen

verpflichtete: 1) als Reichsgeneral-Erbpoſtmeiſter nicht nur dem Kaiſer, ſondern auch Kurmainz gehörigen Reſpekt zu beweiſen; 2) nicht nur von Köln nach Frankfurt und Nürnberg, und ſodann bis an die nächſte Poſt in Böhmen eine neue ordentliche Poſt auf ſeine Koſten anzulegen, ſondern auch die ſeit alten Zeiten gewöhnlichen ordinären Poſten gehörig zu beſtellen und zu erhalten; 3) ſowol kaiſerliche Staffetten als andre Briefe des Kaiſers, des Kurfürſten von Mainz, des Reichs-Vicekanzlers, der kaiſerlichen geheimen Räthe, auch andrer hohen Beamten unentgeltlich zu beſorgen; hingegen 4) den kaiſerlichen Hof- und niederöſterreichiſchen Poſtämtern keinen Eintrag zu thun. Nun ging eine ordentliche taxiſche Poſt wöchentlich vom kaiſerlichen Hofe, wie auch von Rom, Venedig, Mailand, Mantua ꝛc. nach Augsburg und von da durch das Wirtembergiſche auf Rheinhauſen, Kreuznach nach Brüſſel, und wieder zurück. Die Reichsſtände, in deren Städten, Flecken oder Dörfern Poſtſtellen angelegt waren, waren von aller Brieftaxe frei, und auch die Kanzleipackete der Häuſer Pfalz, Baiern, Wirtemberg, Burgau und Baden wurden unentgeltlich beſorgt. Dagegen mußten ſie die Poſthäuſer und Poſtbedienten nicht nur von allen Beſchwerden befreien, ſondern auch wegen richtiger Beſtellung ihrer Briefe und andrer Sachen noch einen gewiſſen Züſchuß geben. In den Jahren 1603—1615 wurden noch folgende Poſten eingerichtet: 1) von Rheinhauſen nach Frankfurt; 2) über die Bergſtraße, von Retz in der Oberpfalz bis Nürnberg; 3) von Nürnberg nach Frankfurt; 4) von Frankfurt über Fulda, Erfurt, Naumburg nach Leipzig und 5) von Köln nach Hamburg. Immer noch war das Poſtregal nicht vom Reiche bewilligt und anerkannt. Nur Kurmainz mochte damit einverſtanden ſein. Nach der Reichsverfaſſung, wie ſie 1597 und 1615 ſchon feſt begründet war, ſtand es nicht in der Macht des Kaiſers, die Zahl der Regalen zu vermehren, ein ſo wichtiges Recht, wie das Poſtweſen war, für ein hochbefreites kaiſerl. Regal zu erklären und darüber eine erbliche Belehnung zu ertheilen. Die Freiherrn, nachher Grafen und endlich Fürſten von Taxis, mußten dieſerwegen auch mit jedem einzelnen Reichsſtande über die Geſtattung ihrer Poſten ſich in Unterhandlungen einlaſſen und unter Mitwirkung kaiſerlicher Empfehlungen durch Güte zu bewirken ſuchen, was ſich als Schuldigkeit nicht fodern ließ. Mehrerer Urſachen wegen breitete ſich zwar die taxiſche Poſt immer weiter aus, aber wenn ſie ſich Rechte anmaßte, die ihr nicht förmlich zuerkannt waren, mußte ſie ſich Widerſprüche gefallen laſſen, und als 1637 einige Reichsſtädte von ihr mit weniger Mäßigung behandelt wurden, nahm ſich das kurfürſtliche Kollegium ihrer an und foderte förmlich die Territorial-Gerechtſame der Stände in Anſehung der Poſten. Bald ward (namentlich während des 30jährigen Krieges) das öſterreichiſche Hofpoſtamt mit dem kaiſerlichen Reichspoſtamte in Streitigkeiten verwickelt, in welchen ſich zwar die Reichsſtände des letztern annahmen; aber immer nur inſoweit, als deſſen Ausübung in jedem ſtändiſchen Lande gutwillig zugeſtanden war. Das Haus Taxis ſuchte bei der Wahl Leopolds I. dem künftigen Kaiſer das Poſtweſen in ſeinen Erblanden zu nehmen; aber das Kurfürſten-Kollegium wies dieſen Antrag ab, und das öſterreichiſche Landpoſtamt ward ſogar in der Wahlcapitulation beſtätigt. 1659 klagte Taxis beim Reichshofrathe gegen Brandenburg, Braunſchweig und Heſſen wegen Einrichtung ihrer Landpoſten, und bat um Abſchaffung aller dergleichen Landpoſten. Dieſe Klagen aber wurden nicht beachtet. In der Wahlcapitulation Kaiſers Jo-

ſeph I. geſchah der kaiſerlichen Poſtämter nur mit dem Zuſatze Erwähnung: „wo dergleichen kaiſerliche Poſtämter vorhanden und hergebracht ſind.“ Die nähere Beſtimmung dieſes Gegenſtandes ward in dieſer, ſo wie in allen folgenden bisherigen Wahlcapitulationen auf einen Schluß des geſammten Reichs ausgeſtellt. Die Ausdehnung und Grenze der Rechte des taxiſchen Poſtweſens iſt noch immer ein Gegenſtand, dem das Siegel einer definitiven Beſtimmung fehlt. Wenn gleich durch den bekannten Reichs-Deputationsſchluß vom 25. Febr. 1803 das fürſtliche Haus Thurn und Taxis in dem Beſitz und Genuſſe ſeines Poſtenrechtes erhalten ward: ſo heißt es dennoch im 17. Artikel der in Wien am 8. Jun. 1815 unterzeichneten deutſchen Bundesakte: „Daß dieſes fürſtliche Haus in dem durch den oberwähnten Reichs-Deputationsſchluß, oder in ſpätern Verträgen beſtätigten Beſitz und Genuß der Poſten in den verſchiednen Bundesſtaaten, ſo lange, als nicht etwa durch freie Uebereinkunft anderweitige Verträge abgeſchloſſen werden ſollten, bleibt.“ Befindet ſich nun gleich das taxiſche Recht durch dieſe Verfügung noch immer in einer ſchwankenden Lage: ſo ſichert doch der eben angeführte Artikel der Bundesakte dieſem Hauſe „in jedem Falle, in Folge des Artikels 13 des beregten Reichsdeputations-Hauptſchluſſes, ſeine auf Belaſſung der Poſten oder auf eine angemeſſne Entſchädigung gegründeten Rechte und Anſprüche zu. Dieſes ſoll (ſo heißt es am Schluſſe dieſes Artikels) auch da Statt finden, wo die Aufhebung der Poſten ſeit 1803 gegen den Inhalt des Reichsdeputations-Hauptſchluſſes bereits geſchehen wäre, inſofern dieſe Entſchädigung durch Verträge nicht ſchon definitiv feſtgeſetzt iſt. Der 17. Art. der deutſchen Bundesakte beſtätigte dieſen statum quo und reſp. Entſchädigung nochmals, gab aber dem Fürſten nicht das Recht die Poſttaxe ſelbſt zu beſtimmen. Wer etwas Näheres über die reichsverfaſſungsmäßigen Verhältniſſe zwiſchen dem taxiſchen Reichsgeneral-Poſtmeiſteramte und den reichsſtändiſchen Territorialpoſten zu leſen wünſcht, wird ſich hinlänglich befriedigt ſehen, durch den dritten Abſchnitt des erſten Heftes der pütter'ſchen Erörterungen und Beiſpiele des deutſchen Staats- und Fürſtenrechts (Göttingen, 1790. 8.) und durch Peſtel's Gedanken von der Rechtmäßigkeit der reichsſtändiſchen Landpoſten und der Unerweislichkeit eines dieſes ausſchließenden fürſtlich taxiſchen Reichspoſtmonopoliums (Rinteln, 1759. 4.). Vorzüglich iſt dieſer Gegenſtand auch bearbeitet worden von Poſſelt (in ſeiner Abhandlung: Ueber das Poſtweſen, beſonders in Deutſchland, deſſen Geſchichte, Rechte und Mängel, ſ. deſſen wiſſenſchaftliches Magazin, Kehl 1785, 1ſten Bds. 3s Stck., S. 298—321, und in ſeinen kleinen Schriften Nr. XIII.); und in den hauſen'ſchen Staatsmaterialien und hiſtoriſch-politiſchen Aufklärungen, Deſſau 1784 u. 1785, S. 564—588, findet man einen umfaſſenden hiſtoriſchen Aufſatz über das Poſtweſen in Deutſchland. Ueber das Rechtliche ſiehe Klüber: das Poſtweſen in Deutſchland, wie es war, iſt und ſein könnte, Erlangen 1811, und: Patriotiſche Wünſche über das Poſtweſen 1814. Ein Gegenſtand allgemeiner Klagen in Deutſchland ſind jetzt (1816) die beſonders durch die Vertheilung der verſchiednen Territorien ſo ſehr erhöhten Poſttaxen. Selbſt die taxiſchen Poſten ſind weit theurer als vormals. In Baiern iſt der Fürſt von Thurn und Taxis titulär Erbpoſtmeiſter übrigens für ſeine Anſprüche entſchädigt worden. Von Preußen erhielt der Fürſt eine Beſitzung in Poſen zur Abfindung. Gegen Recognition übt er das Poſtregal in Wirtemberg, Baden, in den dreien Heſſen, in den Staaten der ſäch-

ſiſch-erneſtiniſchen Linie, in Naſſau, Schwarzburg, Birkenfeld, Frankfurt, Hohenzollern, endlich in den 3 Hanſeeſtädten, in Konkurrenz mit ihren früher konceſſionirten Poſteinrichtungen und den Poſtämtern mancher ſouveränen deutſchen Fürſten, und mag wol von ſolchem Poſt-Thronlehn ½ Million Gulden jährlich beziehen; auch vergeben wenig ſouveräne deutſche Fürſten ſo viele große und kleine Beamtenſtellen als dieſe am beſten dotirte ſtandesherrliche vormals auch ſouveräne Dynaſtie. In neueſter Zeit hat ſich die königl. preuß. Regierung durch eine außerordentliche Sorgſamkeit für alle Zweige des Poſtweſens ſehr verdient gemacht. Auch die königl. ſächſ. Ober-Poſt-Direction hat damit rühmlichſt gewetteifert. DH.

Poſtament, Poſtement (Piedeſtal), heißt in der Baukunſt eine verzierte (eckige oder runde) Erhöhung, worauf Statuen, Vaſen ꝛc. geſtellt werden. Es beſteht aus dem Fuße, aus dem darauf ruhenden eigentlichen Körper des Poſtaments und aus dem Kranze. Meiſtentheils iſt es mehr hoch als dick; doch hat öfters der Haupttheil die Geſtalt eines Würfels, deſſen Seiten willkürlich zu Verzierungen benutzt werden können.

Poſtillen werden Predigtbücher darum genannt, weil die Predigt aus den Textworten abgeleitet wird, und daher ihr Thema post illa sc. textus verba abhandelt.

Poſtulat, Foderungsſatz, heißt ein praktiſcher unmittelbar gewiſſer (mithin keines Beweiſes fähiger und bedürftiger) Satz, praktiſcher Grundſatz. Als praktiſcher iſt er ein ſolcher, der die Möglichkeit einer Handlung, oder die Art und Weiſe, wie etwas bewirkt werden ſoll, ausſagt. So iſt in der Mathematik ein Poſtulat ein Satz, welcher die Ausführung (Realiſirung) eines Begriffs beſtimmt, eine Aufgabe, die durch ſich ſelbſt als möglich und ausführbar eingeſehen wird, z. B. um einen Punkt herum in gleichem Abſtande eine Linie zu ziehen. Die kritiſche Philoſophie nennt Poſtulate der praktiſchen Vernunft theoretiſche aber unerweisliche Sätze, zu deren Annahme uns aber praktiſche Ideen, oder unbedingte a priori geltende praktiſche Geſetze beſtimmen ſollen. Der Menſch iſt frei, der Menſch iſt unſterblich, es iſt ein Gott, ſind nach der kantiſchen Philoſophie die drei Poſtulate der reinen praktiſchen Vernunft.

Potemkin (Gregor Alexandrowitſch Fürſt von), ruſſiſcher Feldmarſchall, geb. 1736 bei Smolensko, aus einer urſprünglich polniſchen Familie. Unter allen Günſtlingen der Kaiſerin Catharina II. war Potemkin 32 Jahre lang der einzige, der ſich in den Alles leitenden Staatsmann verwandelte. Nach der Schilderung, die Dohm in ſeinen Denkwürdigkeiten (I. S. 406, und Beil. F.) von ihm entwirft, war er nur ein kühner und verſchlagner Hofmann, ohne gründliche Staatskenntniſſe. Sein ſchnelles Glück, ſein mächtiger Einfluß, und die Gewalt, welche er über die Kaiſerin ausübte, ſelbſt das Orientaliſche und abſichtlich Sonderbare in ſeiner Lebensweiſe, haben in ihm oft einen außerordentlichen Mann erblicken laſſen, deſſen Fehler nur als Mißverhältniſſe ſeiner an ſich großen Eigenſchaften anzuſehen wären. Man hat ſogar in ſeiner Rohheit, in ſeinen Launen eine gewiſſe ihm eigne Originalität und in der ungebundnen Frechheit, mit welcher er ſich ſeinen Leidenſchaften überließ, Größe finden wollen; allein mit Unrecht. Potemkin war ohne alle ſittliche Würde, vielmehr ein ſehr gemeiner Menſch, der, von außerordentlichen Umſtänden begünſtigt, unter großen Verhältniſſen gewirkt hat. Man verbinde mit dieſem Urtheile, was der ſehr unterrichtete Verfaſſer der Aufſätze: Potemkin der Taurier, in der Minerva, 1797—1800, der Verf. der

Schrift: Panſalvin, Fürſt der Finſterniß und ſeine Geliebte, Germanien, 1794, und der Schrift: Ruſſiſche Günſtlinge, Tübingen 1810, über Potemkin ſagen. Er hat ſeine Rolle nicht ausgeſpielt, weil weder höhere Talente, noch Charakterſtärke ſeinen Willen unterſtützten. Ein Zufall erhob ihn; und ſeine Phantaſie hielt ſeitdem Alles für möglich und erlaubt. Nach dem frühen Tode ſeines Vaters nahm er Kriegsdienſte, und war nach zwei Jahren (1762) Fahnjunker in der Garde zu Pferde. Als Catharina in Uniform durch die Glieder ritt, um für ihre Thronbeſteigung die Gunſt der Truppen zu gewinnen, bemerkte Potemkin, daß ſie keine Quaſte an ihrem Degen hatte. Sogleich knüpfte er die ſeinige los, und bot ſie der Kaiſerin an. Seine Geſtalt und ſeine Aufmerkſamkeit machten Eindruck auf Catharina. Er ſelbſt wußte ſich bald in ihrer Gunſt zu befeſtigen, nachdem es ihm gelungen war, zu dem engern Kreiſe ihrer Geſellſchaft zugelaſſen zu werden. Er verdrängte ſeine Nebenbuhler, vorzüglich die Gebrüder Orlow, und von 1776 an war er erklärter Liebling. Sein Hochmuth zog ihm den Haß der Orlow's zu, und in einem Streite mit Alexis Orlow verlor er durch einen Schuß ein Auge. Dieß machte ihn der Monarchin um ſo werther, und da er ſich aus Klugheit von Zeit zu Zeit zurückzog, nach eigner Laune aber an den Hof zurückkehrte, ſo blieb er immer neu. Catharina ernannte ihn zum Kriegsminiſter; und ſein politiſcher Einfluß auf die ganze Staatsverwaltung begann, als er den Platz des Lieblings aufgab. Er wußte die Kaiſerin in der Meinung zu erhalten, daß er für ihre Sicherheit unentbehrlich ſei. Catharina fühlte nämlich, daß ſie von wichtigen Männern gehaßt war; ſie fürchtete ſogar ihren eignen Sohn, dem ſie nach ſeiner Volljährigkeit den Thron zu überlaſſen verpflichtet war, und ſah daher in Potemkin, welchen der Großfürſt, Graf Panin und die Erſten der Nation haßten, nur den entſchloſſnen, vor nichts erſchreckenden Mann, welcher durch Gewalt und Kühnheit jeden Gedanken an Widerſtand niederſchlug. Sie übertrug ihm daher eine unumſchränkte Macht, vor welcher ſie zuletzt wol ſelbſt zitterte. Gleichwol behauptete ſich Potemkin ſeit 1776, ſechzehn Jahre hindurch, bis an ſeinen Tod, gegen alle Gegner in der unumſchränkten Beherrſchung ſeiner Monarchin. Von 1778 führte er bis an ſeinen Tod faſt ganz die Leitung der auswärtigen Verhältniſſe, wo er dem preußiſchen Syſteme, welchem Graf Panin ergeben war, entgegenwirkte. Doch ließ er Manches geſchehen, woran er Theil zu nehmen kein Intereſſe fand, oder wovon Panin's gründliche Staatskenntniſſe ihn abhielten. Uebrigens handelte er auch in den auswärtigen Verhältniſſen kühn und ohne alle Rückſicht. So ließ er Friedrich II. 1782 durch den Grafen Görz den Antrag zu einer neuen Theilung des noch beſtehenden Polens machen. „Die erſte Theilung," ſagte er, „ſei nur ein Kinderſpiel geweſen; man hätte ſchon damals Alles theilen ſollen, das Geſchrei würde nicht größer geweſen ſein." Als der König dieſen Vorſchlag aus Rechtsgründen gänzlich von ſich wies, war dieß dem Fürſten Potemkin ſo unerwartet, daß er nach dreimaliger Durchleſung dem Miniſter das königliche Schreiben mit den Worten zurückgab: „nie hätte ich geglaubt, daß König Friedrich romantiſcher Ideen fähig ſei." Welchen Sinn Potemkin für Völker- und Menſchenrecht hatte, bewies er bei der gewaltſamen Unterdrückung der Krimm 1783. Als die Tataren ſich weigerten, der Kaiſerin zu huldigen, erhielten die Generale Befehl, die Widerſpenſtigen niederzuhauen. Ein General weigerte ſich, dies zu thun, weil „er kein Scharfrichter ſei;" aber Paul Po-

temkin, ein Verwandter des Fürſten, vollzog den Auftrag und ließ 30,000 Männer, Weiber und Kinder einfangen und niedermetzeln. Als Generalgouverneur von Taurien behandelte Potemkin die Tataren mit der grauſamſten Willkür, und entvölkerte dadurch die Provinz. Obgleich er weder die Talente noch die Kenntniſſe eines Feldherrn beſaß, ſo ſtand doch jeder Feldherr, wie berühmt er auch durch ſeine Siege ſein mochte, und das ganze Kriegsheer unter ſeinem unumſchränkten Befehl. Der höhere Zweck des Staatenwohls war ihm fremd. Eben ſo wenig mit den äußern Verhältniſſen des Reichs bekannt, als mit der innern Verwaltung, entſchied er doch immer allein, was die Ehrſucht und Eitelkeit der Selbſtherrſcherin innerhalb ihres Reichs oder gegen fremde Mächte unternehmen ſollte. Er ſelbſt kannte nichts, als äußern, die Augen der Menge blendenden Glanz, mit dem er ſich bedeckte, während er ihn nachläſſig zu verachten ſchien. Er ſtrebte allein der Mächtige zu ſein, und wußte dies mit plumpem Uebermuthe zu zeigen, indem er jeden durch Verdienſt, Geburt oder Reichthum ausgezeichneten Mann durch Grobheit niederdrückte, und ohne Rückſicht auf Rang die Eingebornen mit Worten und Schlägen mißhandelte. Auch die Vorſtellungen angeſehner Fremden, oder der Geſandten unabhängiger Mächte hörte er, wie Bitten ſeiner Untergebnen, mit dem wegwerfenden Stolze eines übermüthigen Herrſchers an. Gegen die Kaiſerin bewies er ſolchen Trotz, daß man zu erzählen wagte, er habe ſeine Gebieterin geſchlagen. Gewiß iſt, daß er ihren Wünſchen ſich oft laut widerſetzte, und gefliſſentlich das Gegentheil that. Dagegen täuſchte er ſie wiederum durch die kühnſten, auf ihren Charakter berechneten Schmeicheleien. Als Catharina 1787 nach Taurien reiſte, um dieſe neue Provinz zu ſehen, waren auf Potemkin's Anordnung längs der Land- und Waſſerſtraße hin und wieder Scheinſtädte und Dörfer aufgeſchlagen, und die Einwohner der umliegenden Gegend in ihren Feierkleidern aufgeboten. Bei der Eile hatte die Monarchin nicht Zeit, die Sache zu unterſuchen, und Potemkin's Abſicht, ihr eine ausnehmende Idee von den Fortſchritten der Kultur in dem ihm anvertrauten Gouvernement und von dem Wohlſtande der Einwohner zu machen, war erreicht. Ein andres Mal ſoll er dieſelben Regimenter an verſchiednen Tagen in verſchiednen Uniformen vor der Kaiſerin gemuſtert haben, um ihr die Vollzahl des Heeres zu zeigen. Der Fürſt von Ligne entwarf von ihm in dem Lager vor Oczakow, im Auguſt 1788, ein Bild, das, ſo ſehr es auch in's Schöne gemalt iſt, und in Gegenſätzen ſchimmert, doch den allmächtigen Günſtling im Glanze ſeiner Größe als ein verzognes Kind des Glücks, ohne innere Bildung und Charakter, roh, wild, ausſchweifend, launiſch, unwiſſend, aber ausgezeichnet durch eine gewaltige Natur, in der Hofkunſt als einen Proteus zeigt. Der preußiſche Geſandte, Graf von Görz, ſagt von ihm: C'est un homme qui a du génie et des talens, mais dont l'esprit et le caractère n'invitent pas à l'aimer ni à l'estimer. Doch richtete Potemkin ſeine Aufmerkſamkeit auch auf nützliche Gegenſtände. Er ſoll ſeiner Monarchin vorgeſchlagen haben, die Krimm in Beſitz zu nehmen, und am Dnepr, 10 Stunden von Oczakow, 1778, den Grund zu der Stadt Cherſon zu legen. In Taurien führte er mehrere Fruchtbäume ein, und legte bei Soudac die große Branntweinbrennerei an. Auch verdankt ihm Petersburg eine Glas- und Spiegelmanufaktur, die an Größe und Schönheit ihrer Erzeugniſſe denen zu Venedig und Paris gleichkommt. Ueberhaupt ſchätzte Potemkin die Künſte, liebte leidenſchaftlich die

Muſik, und hatte überall 80 Muſiker in ſeinem Gefolge. Im Beſitz von unermeßlichen Ländereien und mehrern Kiſten voll Juwelen und Bankbillets von allen handelnden Nationen Europa's, erkaufte er noch dazu, ohne ſie zu bezahlen, die reichen Verlaſſenſchaften der Fürſten Lubomirski und Sapieha in Podolien und Litthauen. Seine Oberſtatthalterwürde von Taurien und die eines Großadmirals vom ſchwarzen Meere waren mit beträchtlichen Einkünften verbunden. Seit 1776 war er deutſcher Reichsfürſt. In der Folge wollte er Herzog von Kurland werden. Friedrich II. ließ ihm hierzu ſeine Mitwirkung anbieten; allein Potemkin erklärte, daß theils dieſe Beſitzzung ihm nicht genüge, theils es nur von ihm abhängen würde, ſie zu erhalten, ohne deshalb den König zu bemühen. Auch ſpottete er über die einfache Lebensweiſe dieſes Monarchen, und als er von ihm den ſchwarzen Adlerorden ſpäter, als er ihn erwartet haben mochte, erhielt, ſagte er wegwerfend: „er ſei zwar dem Könige ſehr verbunden, doch wiſſe er in der That nicht, wie er die Menge von Auszeichnungen der Art, die er ſchon habe, gehörig neben einander ordnen ſolle." 1787 ertheilte ihm Catharina den Ehrennamen des Tauriers (Tawritſcheskoi). Seinem Hochmuthe fehlte jetzt noch das Band des St. Georgen-Ordens, welches nur einem Oberfeldherrn nach einem Siege zu Theil werden konnte. Er reizte daher 1787 die Pforte zur Kriegserklärung. Das ſogenannte orientaliſche oder griechiſche Syſtem und die Vertreibung der Türken aus Europa war ſein Lieblingsgedanke, deſſen Ausführung ſeit Catharina's vorerwähnter Reiſe nach Taurien und ſeit ihrer Verbindung mit Joſeph II. ihm nahe ſchien. Er ſelbſt hoffte dann die Moldau und Wallachei als ein unabhängiges Fürſtenthum unter Rußlands Schutz zu erhalten. Als der Krieg ſeinen Anfang nahm, ſtand Potemkin mit unumſchränkter Gewalt an der Spitze eines Heers von 150,000 Mann, unter ihm dienten ausgezeichnete Feldherrn. Der Krieg ward in den Ebenen von Oczakow, der Kuban und der kleinen Tatarei mit wilder Zerſtörungswuth geführt. Hunger und Peſt vermehrten die allgemeine Noth; dennoch unternahm Potemkin die Belagerung von Oczakow (vom Juli b. d. 17. Dec. 1788). Wie Potemkin ſich hier zeigte, eitel und verwegen, großartig und klein, hochfahrend und ſchmeichleriſch, offen und falſch, erzählt der Fürſt von Ligne in ſeinen Briefen aus dem Lager vor Oczakow. Potemkin wagte endlich einen entſcheidenden Streich, um nicht zur Aufhebung der Belagerung gezwungen zu ſein. In der Nacht vom 17. Dec. eroberte er die bis auf eine ſchmale Mauerlücke faſt unverſehrte Feſtung mit Sturm, der aber ohne das Auffliegen eines großen Pulvermagazins wol nicht gelungen ſein möchte. Das Blutbad war furchtbar; die Stadt wurde drei Tage lang geplündert; mehr als 30,000 Menſchen kamen auf beiden Seiten um's Leben; Potemkin aber erhielt das große Band des h. Georgs, ein Geſchenk von 100,000 Rubeln, den Titel eines Koſacken-Hetman und einen mit Diamanten beſetzten und mit Lorbeerzweigen umwundnen Commandoſtab. Als er hierauf, im März 1791, nach Petersburg zurückkehrte, ließ die Kaiſerin ihm zu Ehren glänzende Feſte veranſtalten, ſchenkte ihm den tauriſchen Palaſt, und ein mit Diamanten beſetztes Kleid. Geſättigt von Glanz und Pracht begab er ſich auf den Friedenscongreß zu Gallacz, wo die Präliminarien zwiſchen der Pforte und Rußland d. 11. Aug. 1791 abgeſchloſſen, aber erſt nach ſeinem Tode, den 9. Jan. 1792 zu Jaſſy in einen Definitivfrieden verwandelt wurden. Während der Unterhandlungen ließ der Großvezier Juſſuf Paſcha ihm

erſuchen, von einigen Friedensbedingungen etwas nachzulaſſen, weil er ſonſt in ihnen zugleich ſein Todesurtheil zu unterſchreiben fürchten müßte. Trotz dieſer Bitte gab Potemkin eine abſchlägige Antwort. Indeß erlebte der Urheber dieſes Kriegs nicht den Friedensſchluß. Er wurde von der im Feldlager herrſchenden Krankheit befallen, achtete nicht auf den Rath der berühmteſten Aerzte von Petersburg, die er bei ſich hatte, ſondern ſetzte ſeine ausſchweifende Unmäßigkeit fort. Da ihm die Luft von Jaſſy nachtheilig ſchien, wollte er nach Nicolajeff gehen, am zweiten Reiſetage aber ward ihm unwohl. Er ſtieg aus dem Wagen, und gab in den Armen ſeiner Nichte, der Gräfin Branicka, geb. von Engelhardt, unter einem Baume d. 16. Oct. 1791 ſeinen Geiſt auf. Seine Leiche wurde nach Cherſon gebracht, wo die Kaiſerin 100,000 Rubel zur Errichtung eines Mauſoleums für ihn beſtimmte, welches indeß nicht zu Stande gekommen iſt; vielmehr ließ Kaiſer Paul ſpäterhin den Leichnam des übermüthigen Günſtlings ſeiner Mutter aus dem Sarge reißen, und in den Feſtungsgraben werfen, ſo daß jetzt weder Sarg noch Körper mehr zu finden ſind. Bis zum Ueberdruß geſättigt durch jede ſinnliche Luſt, ſetzte Potemkin ſeine Größe darein, ſich nichts verſagen zu dürfen, und mit grenzenloſer Vergeudung der Staatsgelder, mit muthwilliger Aufopferung des Lebens andrer Menſchen, jede Laune des Augenblicks zu befriedigen. Ob ihm gleich die Monarchin in jedem Wunſche zuvorkam, und die Summen baaren Geldes, die ſie ihm ſchenkte, allen Glauben überſteigen, war er doch niedrig genug, das ihm für andre Zwecke anvertraute Geld für ſich zu behalten, ſogar Zahlungsbefehle der Kaiſerin an die Kaſſen zu erdichten, um Gelder an ſich zu reißen, die für die Bedürfniſſe des Staats unentbehrlich waren. Auch ließ Potemkin ſich von fremden Mächten erkaufen (ſ. v. Dohm a. a. O. II. 108). Im Beſitze eines Vermögens, das man nach ſeinem Tode auf 50 Mill. Thlr. ſchätzte, und die größten Summen mit Verachtung im Spiele oder ſonſt aus Laune wegwerfend, pflegte er diejenigen nicht zu bezahlen, die für ſeine Bedürfniſſe gearbeitet hatten. Die Kaufleute achteten ſich für verloren, denen der Befehl wurde, Waaren für Potemkin zu liefern. K.

Potenz iſt in der Rechenkunſt das Produkt aus lauter gleichen Faktoren. Wenn man nämlich eine Zahl (alsdann die Wurzelzahl genannt) mit ſich ſelbſt multiplizirt, ſo wird eben dieſe Wurzel zu einer eben ſo vielten Potenz erhoben, als vielmals dieſe Multiplikation geſchieht. Man bezeichnet die Potenz durch den Exponenten (ſ. d. Art.). In der Mechanik heißt Potenz jede erhaltende oder bewegende Kraft, z. B. der Hebel, der Keil ꝛc.; in der Medizin, auf den menſchlichen Körper einwirkende Kräfte; in der ſchelling'ſchen Philoſophie, Stufen oder Grade der Entwickelung des Unendlichen im Endlichen.

Pothier (Robert Joſeph), Rath beim Landgerichte von Orleans, geb. daſ. 1699, geſt. 1772, einer der gründlichſten Kenner des römiſchen und franzöſiſchen Rechts. Er erwarb ſich großen Ruhm dadurch, daß er die in den Sammlungen Juſtinian's enthaltnen Maximen und Grundſätze des römiſchen Rechts in eine natürliche und methodiſche Ordnung brachte. Dieſe große Arbeit führte er in ſeinen Pandekten aus, die in ſeinem Vaterlande weniger geſchätzt wurden, als im Auslande. Seine tiefe Kenntniß des ſo verwickelten, verwornen und unſichern Droit coutumier bewies Pothier durch ſeine Introduction à la Coutume d'Orléans und den ſie begleitenden Kom

mentar. Aber am berühmteſten machte er ſich durch ſeine Traités, die er über verſchiedne Theile des Rechts verfaßte. Der erſte, der den übrigen gleichſam zur Grundlage dient, iſt der Traité des Obligations, in welchem man, wie in den folgenden, einen methodiſchen Geiſt, gründliche, klare und beſtimmte Erörterungen, und überdies eine reine und ſtrenge Moral findet, mit welcher ſein Leben übereinſtimmte. Er war zum Lehrer des franzöſiſchen Rechts auf der Univerſität Orleans ernannt worden. So gewiſſenhaft er dies Amt verwaltete, ſo nahm er doch die damit verbundne Beſoldung nicht an, ſondern beſtimmte ſie zu Belohnungen für die fleißigſten unter ſeinen Zuhörern. Er entſchädigte einſt eine Partei, welche ihren Prozeß verloren hatte, weil er fand, daß ein von ihm überſehenes Aktenſtück von entſcheidender Wichtigkeit für ſie hätte ſein können. Seine zahlreichen Werke ſind nur zum Theil gedruckt worden.

Potier, (Charles), ſ. Pariſer Theater.

Potocki. In dieſer alt-polniſchen Familie zeichnen ſich vorzüglich aus: I. Graf Paul, Kaſtellan von Kaminiec in Podolien, ein durch Staatsklugheit und Gelehrſamkeit bedeutender Mann, im 17. Jahrh. Seine Schriften gab der Kron-Großreferendar, Graf Joſeph Andreas Zaluski heraus, und fügte eine Genealogia Potockiana hinzu. II. Graf Anton, des Vorigen Enkel, Sohn des Woiwoden von Smolensk Gr. Alexander und Bruder des Erzbiſchofs von Gneſen, Primas von Polen, Theodor. Er war Geſandter des Königs Auguſt II. bei der ruſſiſchen Kaiſerin Anna, hierauf Woiwode von Belzk, und unter Auguſt III. Marſchall des Adels, und Oberhofmarſchall der Königin. Seine Reden die man für muſterhaft hält, ſind zum Theil in Daneykowicz's Suada Polona abgedruckt. III. Graf Stanislaus Felix, Großfeldherr der polniſchen Artillerie, ein durch ſeinen Reichthum vielvermögender Mann, welcher großen Antheil an den polniſchen Unruhen im J. 1788 nahm. Hartnäckig beharrte er auf der alten Staatsform der Republik, in welcher der Adel beinahe geſetzlos die höchſte Gewalt ausübte, und arbeitete der neuen, vom Reichstag beſchloſſnen Verfaſſung, vom 3. Mai 1791, entgegen; eine Urkunde, von deren Beſtand Jedermann die Wiederherſtellung des zerrütteten Polens erwartete, die aber eben deßhalb dem ruſſiſchen Kabinet mißfiel. Potocki vergaß ſo ſehr die Pflicht gegen ſein Vaterland, daß er, nachdem er zum Umſturz jenes Grundgeſetzes die targowiczer Conföderation geſtiftet hatte, mit dem ruſſiſchen Hofe in Verbindung trat. Hierauf erließ er, vereinigt mit Rzewuski und Branicki, im Mai 1792, zu Targowicz eine offene Erklärung gegen die Conſtitution vom 3. Mai, ſchloß ſich dem ruſſiſchen Heere an, und erlangte ſolchen Anhang, daß ſelbſt der ſchwache König Stanislaus Auguſt (ſ. Poniatowski) dem targowiczer Vereine beitrat, worauf der unter Rußlands Einfluß ſtehende, und von Potocki geleitete Reichstag zu Grodno gehalten wurde. Dieſer hob die Conſtitution vom 3. Mai auf, und unterſchrieb die Theilung des Landes. (S. Polen). Manche glauben, Potocki habe ſelbſt nach der Krone geſtrebt. Seit 1793 übertrug ihm Catharina II. mehrere wichtige Geſchäfte in Polen, und belohnte ihn mit dem Alexander-Newski-Orden. Als aber 1794 die krakauer Conföderation, unter Kosciuszko, Kolontay, Ignaz Potocki und A. die Vertreibung der Ruſſen aus Warſchau und Wilna zur Folge gehabt hatte, floh er nach Rußland. Das höchſte Gericht der Republik machte ihm den Prozeß, und verurtheilte ihn als einen Verräther des Vaterlandes zum Tode. Sein Vermögen ward ein-

gezogen, und ſein Bildniß an den Galgen geſchlagen. Suwarow's Siege vernichteten aber auch dieſe Beſchlüſſe. Catharina II. ernannte ihn 1795 zum Oberfeldherrn; er lebte ſeitdem meiſtens auf ſeinen Gütern, und ſtarb daſelbſt 1803. IV. Graf Ignaz, Vetter des Vorigen, geb. 1751, Großmarſchall von Litthauen, verband Vaterlandsliebe mit einem feſten Charakter. Entſchloſſen, ſein Vaterland aus dem Zuſtande politiſcher Erniedrigung zu reißen, vereinigte er ſich 1788 mit Malachowski, Kolontay u. A., welche, zum Theil von dem Italiener Piatoli geleitet, die treffliche Verfaſſung vom 3. Mai 1791 entwarfen. Er bewirkte auch, daß der König ſich für dieſelbe erklärte, bemühte ſich aber vergebens, ſeinen Vetter Felix dafür zu gewinnen. Im Juni 1792 ging er nach Berlin, um den daſigen Hof zur Theilnahme an dem Schickſale des von Rußland bedrohten Polen zu bewegen, und wandte Alles an, um den Fortſchritt der targowiczer Conföderation zu hemmen. Seine Feſtigkeit hielt auch den König Stanislaus aufrecht. Als aber die ruſſiſchen Truppen vordrangen, unterwarf ſich Stanislaus Auguſtus der Kaiſerin; Potocki floh nach Dresden und ward ſeines Vermögens beraubt. Kaum hörte er aber von Kosciuszko's Unternehmen im Mai 1794, ſo begab er ſich nach Warſchau, wo er zum Range eines Oberfeldherrn erhoben, einen hohen Nationalrath errichten half, in welchem er, mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt, bis zur Einnahme Praga's durch die Ruſſen (ſ. Praga) ſehr thätig war, und vorzüglich als Mitglied der Schulcommiſſion treffliche Grundſätze befolgte. (Er überſetzte die Logik von Condillac, und führte ſie als Lehrbuch in den polniſchen Schulen ein; auch ließ er mehrere Gelehrte auf ſeine Koſten reiſen). Im Vertrauen auf den Inhalt der mit Suwarow abgeſchloſſenen Kapitulation von Warſchau, war er in dieſer Stadt geblieben, ward aber im Dec. verhaftet, und als Staatsgefangner nach Schlüſſelburg in Rußland gebracht, wo ihm erſt 1796 Paul die Freiheit wieder gab. Er zog ſich hierauf nach Galizien zurück, wo er unter Aufſicht blieb, bis er 1806 in das öffentliche Leben auf's neue eintrat, und ſich ganz dem Wohle ſeines, ſcheinbar wiederhergeſtellten Vaterlandes widmete, wie er denn vorzüglich zur Erhebung des Bürgerſtandes durch Vernichtung der Leibeigenſchaft und durch Unterricht des Volks beitrug. Er ſtarb den 30. Aug. 1809, als er an der Spitze der Abgeordneten des Herzogthums Warſchau ſich zu dem Kaiſer Napoleon nach Wien begeben hatte. V. Graf Stanislaus Koſtka, des Vorigen Bruder, zeichnete ſich durch Einſichten und Beredtſamkeit auf den polniſchen Reichstagen, 1788 und 1792, aus. Er war General der Artillerie, und ein Freund der Verfaſſung vom 3. Mai, zog ſich aber, nachdem König Stanislaus der targowiczer Conföderation beigetreten war, nach Oeſterreich zurück. Ohne hierauf weitern Antheil an den polniſchen Ereigniſſen zu nehmen, widmete er ſich dem Studium der Künſte und den Wiſſenſchaften, bis 1807 das Herzogthum Warſchau errichtet wurde. Er begab ſich jetzt in ſein Vaterland, und ward Mitglied der gelehrten Geſellſchaft zu Warſchau. Seine Thätigkeit für die geiſtige Bildung ſeiner Nation, als Mitglied und Präſident der Oberſchul- und Erziehungsdirection, oder wie ſie jetzt heißt, der Commiſſion der Aufklärung, war fortdauernd unermüdet. Auch war er es, der als Präſident des Raths von Warſchau, nach der zur Wiederherſtellung Polens 1812 errichteten General-Conföderation, bei Eröffnung des Reichstags am 26. Juni die Einweihungsrede hielt. 1815 ward er vom Kaiſer Alexander zum

Miniſter des Kultus und des öffentlichen Unterrichts ernannt. Er hieß in Polen, ſeiner großen Rednertalente wegen, princeps eloquentiae. Sein Haus in Warſchau war eins der erſten und glänzendſten; und ſeine Gemahlin, eine geborne Prinzeſſin Lubomirska, iſt eine der geiſtreichſten und gebildetſten Frauen des Königreichs. Zu ſeinen vorzüglichſten Schriften gehört ſein Werk über Beredtſamkeit und Styl (Warſchau 1815, 4 Bände); ferner ſeine treffliche, jedoch unvollendet gebliebne, Bearbeitung des Winkelmann von der Kunſt der Alten, in polniſcher Sprache (Warſchau 1815). Er ſtarb 1822 in einem Alter von 62 Jahren. K.

Potoſi, Hauptſtadt der gleichnamigen Intendantſchaft, welche zu dem ſpaniſchen Vicekönigreiche de la Plata in Südamerika gehört. Sie liegt in Südperu, 19° 47′ S. Br., auf der Südſeite des Gebirges Potoſi, ward 1547, 4360 Fuß hoch über die Meeresfläche, gegründet, hat zwei Stunden im Umkreiſe und gegen 70,000 Einw., Spanier, Kreolen, Mulatten und Indianer, iſt anſehnlich und gut gebaut, mit breiten, geraden Straßen, prächtigen Kirchen und Klöſtern. Die Umgegend iſt durchaus unfruchtbar, ſo daß weder Getreide, noch Gemüſe, noch Obſt, noch Gras wächſt. Silber und Gold ſind die einzigen Erzeugniſſe, für welche alle Lebensbedürfniſſe im Ueberfluß aus den benachbarten Provinzen herbeigeſchafft werden. Die Menge der Indianer und Fremden, welche der Bergbau hieher zieht, iſt ſehr groß, ſo wie der Reichthum der Privatperſonen und die Schätze der Kirchen unermeßlich ſind. Es herrſcht daher hier viel Ueppigkeit und Luxus. Die berühmten Gold- und Silberminen Potoſi's befinden ſich in einem Bezirke, der ſechs Meilen im Umkreiſe hat, und lieferten ſeit 1544 bis 1820 die ungeheure Summe von 1500 Mill. Thaler. Deſſen ungeachtet ſind dieſe Bergwerke bis jetzt nicht erſchöpft. Gemünzt wurden hier über 1300 Mill. Piaſter. Noch bis in die letzte Hälfte des vorigen Jahrh. gaben ſie jährlich eine Ausbeute von 2000 Mark Gold und 600,000 Mark Silber. Nicht weit von der Stadt ſind einige warme Bäder, die fleißig beſucht werden. Die Spanier waren 1822 im Beſitze von Potoſi, wiewol ſich der größte Theil des Vicekönigreichs de la Plata zu einem eignen unabhängigen Staate conſtituirt hatte.

Potpourri, franzöſiſch, und gleichbedeutend mit dem ſpaniſchen Olla potrida (ſ. d.), heißt eigentlich ein Gericht von allerhand Fleiſch, das weich zuſammengekocht iſt; dann nennt man auch ein Geſchirr oder einen Topf mit verſchiednen wohlriechenden Blumen und Kräutern, endlich auch jedes Gemengſel, das unter und in einander geworfen iſt, Potpourri, z. B. ein muſikaliſches Potpourri, d. i. ein aus mehrern (größtentheils bekannten) Stücken zuſammengeſetztes Tonſtück (ſ. Quodlibet).

Potsdam, die Hauptſtadt eines zur Provinz Brandenburg gehörigen Regierungsbezirks, vier kleine Meilen von Berlin, liegt an dem Einfluſſe der Nuthe in die Havel, auf einer vier Meilen im Umfange habenden Inſel (dem potsdamiſchen Werder), welche von der Havel, einigen Seen und einem Kanale gebildet wird. Sie beſteht aus der Alt- und Neuſtadt, zu der auch der Kiez, die Friedrichsſtadt und das holländiſche Revier gehören, nebſt vier außerhalb der Mauer liegenden unbeträchtlichen Vorſtädten. Sie hat fünf Kirchen, eine Synagoge, 1600 Häuſer und 23,400 Einw., darunter 5700 Militärperſonen. Die Könige Friedrich Wilhelm I. und II. und beſonders Friedrich II. haben auf den Anbau dieſer Stadt große Summen ver-

wendet, und ſie iſt, nächſt Berlin, die ſchönſte Stadt der preußiſchen Monarchie, aber doch menſchenleer und nahrungslos. Die prächtigſten Straßen ſind die breite Straße, die Waiſen-, Linden-, Pflug-, Brandenburger u. Burgſtraße. Die vorzüglichſten Plätze ſind: der Wilhelmsplatz, mit Pappeln, Linden und andern Bäumen bepflanzt, in verſchiedne Gänge eingetheilt und mit einer Hecke eingefaßt; die Plantage am Baſſin, gleichfalls mit Linden bepflanzt und mitten im Baſſin mit einem Gebäude nach holländiſcher Art auf einer mit Werkſtücken eingefaßten Inſel, wo Friedrich Wilhelm I. ſeine Tabaksgeſellſchaften hielt; die Garniſonsplantage, ein gleichfalls mit Bäumen beſetzter Platz, und der alte Markt, am Schloſſe, mit ſchönen Gebäuden umgeben. In der Mitte ſteht ein Obelisk von weißem und rothem Marmor, 75 Fuß hoch; an den vier Seiten ſind die Bruſtbilder Kurfürſt Friedrich Wilhelms, der Könige Friedrichs I., Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. Unter den öffentlichen Gebäuden iſt das königl. Schloß in der Altſtadt bemerkenswerth, welches Kurfürſt Friedrich Wilhelm zu bauen anfing und Friedrich II. vollendete. Es iſt ein längliches Viereck von drei Geſchoſſen. Das Hauptportal iſt auf dem alten Markte und die Hauptfacade auf der Garten- und Havelſeite. Man bewundert die Säulenreihen auf der Seite gegen die lange Havel-Brücke, und zwiſchen der Mitte des Flügels und dem königl. Reitpferdeſtalle; die erſtre beſteht aus 20, und die andre aus 52 freiſtehenden korinthiſchen Säulen mit dazwiſchen ſtehenden Gruppen und Statuen. Das Rathhaus hat Friedrich II. nach dem Muſter des amſterdamer 1754 erbauen laſſen. Auf der Mitte des Gebäudes ſteht der Thurm mit einer Kuppel, auf welcher ein kupferner Atlas in Rieſengröße die Weltkugel trägt; beides von getriebnem Kupfer und vergoldet. Auf der Waiſenſtraße, einer der längſten Straßen Potsdams, ſteht das große k. Militärwaiſenhaus, in welchem über 600 Kinder und außerhalb noch von demſelben über 2000 Kinder von Militärperſonen verpflegt werden. Dieſes vier Geſchoß hohe Gebäude macht mit dem landſchaftlichen Hauſe ein großes Viereck aus. Von den Kirchen ſind merkwürdig: die Hof- und Garniſonkirche, mit einem ſchönen Glockenſpiel. Unter der marmornen Kanzel ruhen Friedrich Wilhelm I. in einem marmornen und Friedrich II. in einem zinnernen Sarge; die heilige Geiſtkirche mit einem hohen prachtvollen Thurme, die lutheriſche Stadtkirche zu St. Nicolai, und die franzöſiſch-reformirte Kirche, nach dem Muſter des Pantheons zu Rom erbaut. Auch das Schauſpielhaus und das neue große Armen- und Krankenhaus müſſen hier noch angeführt werden. Potsdam iſt der Sitz der kurmärk. ökonom. Geſellſchaft, und beſitzt mehrere wohlthätige Vereine in Schulen, auch ein Schullehrer-Seminarium; Luiſens Denkmal iſt eine Stiftung zur Ausſtattung tugendhafter Mädchen. Die wichtigſte Induſtrieanſtalt iſt die Gewehrfabrik, bisher die einzige in der preußiſchen Monarchie. Die in Spandau geſchmiedeten Flintenläufe werden hier geſchäftet und equipiret, die Gewehre mit Schlöſſern und allem Uebrigen verſehen, und in fertigen Stand geſetzt. Gegenwärtig beſchäftigt dieſe Fabrik gegen 160 Arbeiter. Das lange vier Geſchoß hohe Gebäude nimt mit den zu dieſer Fabrik gehörigen Häuſern eine ganze Straße ein. Die übrigen Fabriken, als in Tabak, Baumwolle, Seidenzeugen, Bleiſtiften, Leder, Tuch, Wachsleinwand ꝛc., ſind minder bedeutend. Vor den meiſten Thoren ſind ſchöne Alleen und weiter hin, größtentheils an der Havel, Wälder, buſchigte Hügel und Weinberge. Von einigen benachbarten Bergen

hat man abwechſelnde Ausſichten nach der Stadt über die ſehr breite Havel nebſt einigen Seen, nach verſchiednen Dörfern und nach den königl. Gärten, Wäldern, Luſtſchlöſſern und Häuſern, welche zum Theil wieder auf kleinen Anhöhen liegen. Durch das brandenburger Thor, — ein ſchöner mit freiſtehenden korinthiſchen Säulen gezierter Triumphbogen nach dem Muſter des trajaniſchen in Rom — gelangt man nach dem königl. Luſtſchloſſe Sansſouci (ſ. d. Art.).

Pottaſche heißt das feuerbeſtändige Gewächs-Laugenſalz (Pflanzenalkali (ſ. d. Art. Alkali), welches man durch Auslaugen und Verkalken aus Holz oder gewiſſen Pflanzen erhält, die in beſonders dazu eingerichteten Oefen oder Gruben durch die Aſchenbrenner oder Aeſcherer gebrannt worden ſind. Das meiſte Salz gibt die Aſche von Birken, Roth- und Hainbuchen, Weiden, Ellern, Eſchen, Ahornbäumen und Rüſtern. Die gewonnene und in der Aſchenkammer aufbewahrte Aſche wird erſt in den Aeſchern mit kaltem Waſſer eingeweicht, darauf mit heißem Waſſer oder warmer Lauge ausgelauget. Die genugſam geſättigte Lauge wird in großen eingemauerten eiſerſernen Töpfen, (pots, daher der Name Pottaſche) Keſſeln, oder in ſeichten Pfannen hart geſotten, bis alles Waſſer verdunſtet iſt; dann von der rothen Aſche in dem Kalcinirofen gereinigt, wobei durch Regierung des Feuers das Verglaſen des Salzes zu vermeiden iſt. Die auf dem Kühlheerde erkaltete Pottaſche hat eine weißbläulichte Farbe. Soll ſie ein ganz reines alkaliſches Salz werden, ſo muß man die feinſte und beſte Pottaſche noch verſchiedne Male auflöſen, wieder verdunſten und anſchießen laſſen, und dann in wohlverwahrte Gefäße (Töpfe, Pötte), weil ſie die Feuchtigkeit aus der Luft an ſich zieht, verſchließen. Das angegebne Verfahren beim Pottaſchbrennen iſt das zweckmäßigſte und in Deutſchland gewöhnlichſte. Die meiſte Aſche wird aus Ungarn, Mähren, Polen, Rußland über Danzig, Königsberg, Riga, Elbing ꝛc. zum Handel gebracht. In Rußland iſt ſie Monopol der Krone. Es gibt allenthalben viele Pottaſchſiedereien, wo das Holz und beſonders der Abfall in geringem Werthe ſteht.

Potter (Paul), ein berühmter Maler, geboren zu Enkhuiſen 1625 und der Sohn eines Malers (Peter Potter) von dem er den erſten Unterricht erhielt, den er inzwiſchen bei weitem übertraf. Schon im 15. Jahre hatte er allgemein bewunderte Werke geliefert, und als er ſich in Haag niederließ, erhielt er ſo viel Aufträge, daß er, bei allem Fleiße, dennoch nicht allen Genüge leiſten konnte. Beſonders arbeitete er viel für den Prinz Moritz von Oranien. Sein Fach war Thiermalerei und Landſchaften; doch zeichnete er ſich beſonders in der erſtern aus und die letztern dienen ihm gewöhnlich nur um die Kühe, Schaafe, Ziegen, die ſeine Lieblingsgegenſtände ſind, im mannichfachſten Leben, in den wechſelndſten Gruppen zu zeigen. Das Kolorit iſt ungemein glänzend, und ſo fein alle einzelnen Theile ausgeführt ſind, ſo wenig iſt eine Spur von Zwang, Steifheit und Manier zu bemerken. Gewöhnlich arbeitete er nur Stücke von mäßigem Umfange. Allein ein Stück im Louvre, das urſprünglich dem Prinzen von Oranien gehörte, und einen Hirten mit einer Heerde in natürlicher Größe darſtellt, zeigt, daß er auch für große Compoſitionen Sinn hatte. Seine Spatziergänge waren immer nur dem Studium gewidmet und auf ihnen wurde, was er in ſeinem Fache wahrnahm, gleich ſkizzirt. Die ſtete Arbeitſamkeit ließ ihn kein hohes Alter erreichen. Er ſtarb ſchon 1654, 29 Jahr alt. Auch Kupferſtiche hat man von ihm, die nicht weniger geſchätzt ſind. Potter's Kabinetsſtücke werden

ſehr theuer bezahlt. Seine „piſſende Kuh" kaufte Alexander von Rußland, im J. 1814, in Paris für 6000 Thaler.

Pouſſin (Nicolas), einer der berühmteſten franz. Hiſtorien- und Landſchaftsmaler, geb. zu Andelys in der Normandie, 1594, ſtammte aus einer edeln aber ſehr armen Familie. Er machte ſeine erſten Studien unter ſehr mittelmäßigen Meiſtern, mit ausgezeichneten Fortſchritten. Sein Verdienſt war bereits anerkannt, und verſchaffte ihm zahlreiche Aufträge, als er, aus Verlangen, ſich in ſeiner Kunſt zu vervollkommnen, nach Italien ging. Der Dichter Marini lernte ihn zu Rom kennen, trat mit ihm in ein freundſchaftliches Verhältniß, und flößte ihm Geſchmack an den Dichtern Italiens ein, in denen Pouſſin reichen Stoff für ſeine Compoſitionen fand. Nach Marini's Tode fehlte es Pouſſin an Unterſtützung, und er ſah ſich genöthigt, ſeine Arbeiten zu ſehr niedrigen Preiſen zu verkaufen. Aber dieſe Widerwärtigkeiten ſchlugen ſeinen Muth nicht nieder. Unabläſſig war er theils mit der Ausübung ſeiner Kunſt, theils mit den Studien der Geometrie, Perſpektive, Architektur, Anatomie und andren dem Maler nöthigen Wiſſenſchaften beſchäftigt. Auch ſeine Unterhaltung, ſeine Spaziergänge, ſeine Lektüre hatten faſt immer Bezug auf ſeine Kunſt. Für ſeine Figuren diente ihm die Antike zum Muſter; er modellirte mit vieler Geſchicklichkeit Statuen und Reliefs, und es wäre allein auf ihn angekommen, ein trefflicher Bildhauer zu werden. In ſeinen Landſchaften folgte er der Natur. Sie ſtellen gemeiniglich Ebenen mit Ruinen einer prachtvollen Architektur dar. In allen ſeinen Werken erkennt man eine reife Ueberlegung; nichts iſt zufällig oder abſichtslos. Bald fand er großmüthige Unterſtützung durch den Kardinal Francesco Barberini; noch mehr durch den Ritter Caſſiano del Pozzo, für welchen er die bekannten ſieben Sakramente malte. Pouſſin's Name wurde durch dieſe Arbeiten auch in Frankreich berühmt. Dies bewog den Kardinal Richelieu, ihn auf die Empfehlung des Oberbauintendanten Denoyers nach Paris zu berufen, um die große Gallerie des Louvre zu verzieren. Ludwig XIII. hatte ihn zu dieſem Ende zu ſeinem erſten wirklichen Maler, mit einem jährlichen Gehalte von 3000 Livres, ernannt. Pouſſin kam 1640 zu Paris an, erhielt viele Aufträge, fand ſich aber ſogleich von Widerſachern umgeben. Der Maler Jacques Fouquiers hatte den Auftrag, die Gallerie mit Anſichten der Hauptſtädte von Frankreich zu decoriren, und der Architekt Mencier überlud die Gallerie mit Verzierungen. Pouſſin ſah ſich genöthigt, ſein Amt damit anzufangen, daß er ihre Arbeiten wegſchaffen ließ. Auch hatte er gegen die ganze Schule des von der Königin begünſtigten Simon Vouet zu kämpfen, und ſeine Gemälde gefielen dem auf das Glänzende und Blendende gerichteten Geſchmacke der Franzoſen überhaupt weniger, als den kunſtſinnigen Italienern. Für einen friedliebenden Künſtler, der ſich ganz der Liebe zu ſeiner Kunſt hingab, war ein ſo unruhiges Verhältniß nicht, daher er ihm auch bald wieder entſagte. Schon im Sept. 1642, als er ſich mit den Cartons zu einer Darſtellung der Arbeiten des Herkules für die Gallerie des Louvre beſchäftigte, kehrte er nach Rom zurück, das er bis zu ſeinem Tode (welcher 1665 an einem Schlagfluſſe erfolgte), nicht mehr verließ. Obgleich Ludwig XIV. ihm Titel und Gehalt gelaſſen hatte, ſo lebte Pouſſin doch immer in ſehr mäßigen Umſtänden. Seine Uneigennützigkeit verſchmähte die Mittel, ſich zu bereichern, was ihm nicht hätte ſchwer werden können; er arbeitete mehr für den Ruhm als für ſchnöden Gewinn. Voll Verehrung für

50 *

die Alten ſtrebte er dem hohe Ideale nach, das wir bei dieſen finden. Er zeichnete mit vieler Korrektheit; ſeine Compoſition iſt verſtändig und edel. Seine Erfindungen ſind geiſtreich, ſein Styl groß und heroiſch, ſein Ausdruck nähert ſich dem des Raphael, daher ihn auch Einige den Raphael Frankreichs genannt haben. Was er war, war er durch ſich ſelbſt; ſein einziger Schüler war ſein Schwager Caspar Dughet, der ſich durch ſeine ſchönen Landſchaften berühmt gemacht hat. Pouſſin hatte auch die Werke Titian's ſtudirt; aber ſeine ſpätern Gemälde ſtehen in Anſehung des Kolorits den frühern nach, da er ſpäterhin dieſen Theil der Kunſt vernachläſſigte, um deſto mehr Fleiß auf die Zeichnung zu wenden. Getadelt wird an Pouſſin's Gemälden eine zu gelehrte Anordnung und Vorliebe für Epiſoden, eine gewiſſe Einförmigkeit in den Stellungen, Mienen und im Ausdrucke der Figuren, zu große Fülle von Falten in den Gewändern; Fehler, die aus einer zu ſtrengen Nachahmung der Alten entſprungen ſein mögen. Aber troß dieſer Fehler kann Pouſſin mit den größten Meiſtern Italiens wohl verglichen werden. Zu ſeinen berühmteſten Werken gehören die ſieben Sakramente, eine treffliche Folge von Gemälden (zwei Mal), ferner die Sündfluth, der Germanicus, die Einnahme von Jeruſalem, die Peſt der Philiſter, Rebekka, die Ehebrecherin, Moſes, der mit ſeinem Stabe Waſſer aus dem Felſen ſchlägt, die Anbetung des goldnen Kalbes ꝛc.; außerdem eine große Anzahl trefflicher Landſchaften. Sein Leben hat Bellori italieniſch geſchrieben. Nach ihm geſtochen haben Chateau Poilly und Claudine Stalla.

Pouſſiren, ſ. Boſſe.

Pozzuoli, ſ. Neapel (Stadt und Umgebung von).

Präadamiten. Man bezeichnet mit dieſem Namen diejenigen Menſchen oder Menſchengeſchlechter, welche vor Adam gelebt haben ſollen, indem man annimt, daß die Erde ſchon früher bewohnt worden ſei, als die moſaiſche Erzählung beſagt. Man hat daher eine eigne präadamitiſche Schöpfung angenommen, und Iſaak Peyrer (1655) hat behauptet, daß von den Präadamiten die nachmaligen heidniſchen Völker, von Adam und Eva aber die Juden abſtammten.

Präbende oder Pfründe, eigentlich ein gewiſſes jährliches Einkommen von einer geiſtlichen Stiftung; dann überhaupt, beſonders in der römiſch-katholiſchen Kirche, ein geiſtliches Amt, dem ein Theil der Kirchengüter oder die Einkünfte davon zum nöthigen Unterhalte angewieſen ſind, z. B. Bisthümer, Kanonikate, Pfarren ꝛc. Ferner heißt auch eine andre Stelle, zu der man ſich in ein Stift, in ein Hospital und dergl. einkauft, eine Pfründe, und in dieſem Sinne gibt es deren auch in der evangeliſchen Kirche. Endlich pflegt man auch jede jährliche Leibrente eine Präbende zu nennen. Der ſie zieht, heißt Präbendarius oder Pfründner.

Präcipitat, Präcipitation, ſ. Niederſchlag.

Präcluſion, Präcludiren, ausſchließen, heißt in der Rechtswiſſenſchaft Jemanden gewiſſer Rechte und Anſprüche verluſtig erklären, weil er ſich ihrer zur gehörigen Zeit nicht bedient hat, und dieſe Erklärung des Richters heißt Präcluſivbeſcheid. Eine Vorladung sub poena praeclusi oder praeclusionis iſt eine ſolche, die den Nichterſcheinenden ſeiner fraglichen Rechte für verluſtig erklärt; eine präcluſiviſche Friſt iſt eine ſolche, binnen welcher gewiſſe Rechte oder Anſprüche geltend gemacht werden müſſen, wenn ſie nicht verloren ſein ſollen. Eine Präcluſion überhaupt wird da feſtgeſetzt, wo über eine Sache verfügt werden ſoll, von der man weiß oder vermuthet, daß

Anſprüche darauf gemacht werden können, ohne daß man dieſe Anſprüche oder die dazu Berechtigten genauer kennt.

Prädeſtination und Prädeſtinatianer, ſ. Gnade.

Prädeterminismus, die Lehre und Anſicht derer, welche behaupten, der Menſch ſei durch eine höhere Macht, ohne Rückſicht auf ſeinen Willen, nicht nur zu Glück oder Unglück, ſondern auch zu Tugend und Laſter vorausbeſtimt (prädeterminirt). (Vergl. Determinismus).

Prädikantenorden, ſ. Dominikaner.

Pradon (Jean Nicolas), ein franz. Dichter, gebürtig aus Rouen, ſtarb zu Paris 1698. Seine Trauerſpiele hatten bei ihren erſten Vorſtellungen viel Bewundrer und vornehme Freunde, zu welchen ſelbſt St. Evremont und Frau von Sevigné gehörten. Pradon wagte ſogar, ſich als einen Nebuhler Racine's zu zeigen, indem er einen von dieſem bearbeiteten Stoff ebenfalls bearbeitete. Wirklich wurde ſein Trauerſpiel Phèdre et Hippolyte, das 1677 auf der Bühne erſchien, mit vielem Glanze gegeben, und ſchien einige Zeit den Vorzug zu behaupten, iſt aber gegenwärtig faſt vergeſſen. Boileau trug durch ſeine Angriffe viel dazu bei, Pradon lächerlich zu machen, der allerdings ein ſehr mittelmäßiger Dichter, und überdies höchſt unwiſſend und voller Anmaßung war. Seine Theaterſtücke ſind geſammelt erſchienen zu Paris, 1744, 2 Bde. 12.

Pradt (Dominique de), vormaliger Erzbiſchof von Mecheln, iſt 1759 in Auvergne geboren. Vor der Revolution Großvikar des Kardinalerzbiſchofs von Rouen, ward er in die conſtituirende Verſammlung als Abgeordneter der Geiſtlichkeit der Normandie gewählt, und zeigte ſich hier als den entſchiedenſten Royaliſten, der ſogar den Abbé Maury noch zu überbieten wußte. Nach Beendigung dieſer Verſammlung unterzeichnete Pradt die bekannten Proteſtationen der rechten Seite, verließ Frankreich und ging nach Münſter, wo er mit der Fürſtin Gallizin bekannt wurde. 1798 ſchrieb er in Hamburg, ohne ſich zu nennen, L'Antidote au Congrès de Rastadt und einige Zeit nachher La Prusse et sa Neutralité, zwei Flugſchriften, welche damals Aufſehn machten. Nach dem 18. Brümaire kehrte er nach Frankreich zurück. Seine erſte Schrift, welche er hier herausgab: Les trois Ages des Colonies, in welcher er die völlige Freigebung derſelben predigt, fand wenig Beifall. Faſt ohne alle Hülfsmittel zurückgekehrt, mußte er dieſelben in ſich ſelbſt ſuchen. Er wandte ſich an ſeinen nahen Verwandten, den Marſchall Duroc. Dieſer ſtellte ihn dem Kaiſer vor, dem er gefiel. Er erhielt ſogleich die Stelle des erſten Almoſeniers des Kaiſers, wohnte in dieſer Eigenſchaft 1804 der Krönung und Salbung Napoleons bei, und ward zum Baron und zum Biſchof von Poitiers ernannt. Der Papſt ſelbſt ſegnete ihn ein. Der neue Biſchof behielt übrigens auch ſeinen Poſten als Almoſenier des Kaiſers, dem er ſich immer angenehmer machte. Er begleitete ihn zur Krönung nach Mailand und in der Folge nach Bayonne, wo er zu den Verhandlungen mit Escoiquiz gebraucht wurde. 1809 erhielt er das Erzbiſthum Mecheln; 1811 unterhandelte er mit dem Papſte zu Savona, und 1812 ward ihm die in dem damaligen Zeitpunkte höchſt wichtige Geſandtſchaft in Warſchau ertheilt. Hier blieb er bis, nach Beendigung des unglücklichen ruſſiſchen Feldzugs, die Annäherung des Feindes ihn vertrieb. Pradt hat die höchſt anziehende Geſchichte dieſer Geſandtſchaft und Napoleons Rückkehr in einem Werke beſchrieben, das in faſt alle europäiſche Sprachen überſetzt worden. Nach

ſeiner Rückkehr begab er ſich eine Zeitlang in ſeinen Sprengel, fand ſich aber zur rechten Zeit wieder in Paris ein, um bei der erſten Einnahme und den dabei geſpielten Ränken und gepflognen Unterhandlungen eine Rolle übernehmen zu können. Die proviſoriſche Regierung gab ihm den wichtigen Poſten des Kanzlers der Ehrenlegion, welchen er jedoch nach den hundert Tagen an den Marſchall Macdonald abgeben mußte. Bei der Rückkehr Napoleons von Elba zog er ſich zurück. Seit der zweiten Reſtauration lebt er ohne höhere Anſtellung, und iſt einer der fruchtbarſten politiſchen Schriftſteller Frankreichs geworden. Die wichtigern Schriften, welche er ſeit der erſten Reſtauration bis jetzt (1820) herausgegeben, ſind die obengedachte Histoire de l'Ambassade dans le Grand-duché de Varsovie; — Du Congrès de Vienne; — Récit historique sur la Restauration etc.; — Des Colonies et de la Révolution actuelle de l'Amérique; — Des quatre Concordats; — L'Europe après le Congrès d'Aix-la-Chapelle. — Congrès de Carlsbad, 2 part. — De la révolution de l'Espagne (1820) et de ses suites. — Petit Catéchisme à l'usage des Français sur les affaires de leur pays. 1820. — De l'affaire de la loi des élections. 1820. Wegen letztrer Schrift ward er als Aufruhrſtifter hart angeklagt; allein er und ſein Sachwalter Düpin führten die Vertheidigung ſo beredt, daß de Pradt losgeſprochen wurde. Ihm iſt als Schriftſteller Ideenreichthum, eine gewandte Feder, Scharfſinn, Kenntniß der europäiſchen Diplomatie, und ein meiſtens geſunder Blick in die politiſchen und ſtaatswirthſchaftlichen Verhältniſſe der Völker nicht abzuſprechen; allein es fehlt nicht an Widerſprüchen, Uebereilungen, Wiederholungen und Wortlängen in ſeinen flüchtig abgefaßten, übrigens geiſtvoll und beredt geſchriebnen Schriften. Eine Fortführung dieſes Art. findet man in der neuen Folge dieſes Werks oder Band XI und XII.

Präexiſtenz nennt man das Daſein der menſchlichen Seele vor Erzeugung des Körpers, zufolge der Meinung, Gott habe vor der Welt alle Seelen zugleich erſchaffen, welche bei der Erzeugung oder Geburt mit den menſchlichen Leibern verbunden würden. Die Aegypter, Chaldäer, Kabbaliſten, unter den Griechen Pythagoras und Platon, behaupteten dieſe Präexiſtenz.

Präfekt, ein Vorgeſetzter, Vorſteher, dergleichen es bei den Römern mehrere gab. Die wichtigſten waren der Praefectus praetorio, unter den Kaiſern der Oberbefehlshaber über die kaiſerliche Leibwache, und der Praefectus urbis. In Frankreich heißt jetzt der Präfekt der oberſte Regierungsbeamte in einem Departemente, (Präfektur); jedes Arrondiſſement hat einen Unterpräfekt.

Prag, die Hauptſtadt Böhmens und faſt in der Mitte dieſes Landes, unter dem 32. Grade der Länge und dem 50. der Breite gelegen, iſt eine uralte ſlaviſche Stadt, deren erſte Anlage bis auf's J. 723, wenigſtens muthmaßlich, zurückgeführt werden kann, und die im 13. Jahrh., als die Tatarn auch Böhmen zu überſchwemmen drohten, feſt genug war, um von dieſen Horden nichts fürchten zu dürfen. Die jetzige Geſtalt im Ganzen ſcheint ſie indeſſen erſt unter der Regierung Carls IV. inſofern erhalten zu haben, als von ihrem Umfange die Rede iſt, denn allerdings hatten die Kriege der Huſſiten, welche bald nachher ausbrachen, eine Menge Verwüſtungen und Feuersbrünſte zur Folge. Ueberhaupt wurde mit den letztern Prag ſehr häufig heimgeſucht, was für den Augenblick empfindlich im Ganzen durch regelmäßigern, feſtern Anbau wieder ausgeglichen wurde. Vorzüglich

hatte die Belagerung im ſchleſiſchen Kriege 1744 und im ſiebenjährigen 1757 für Prag in der Art ſehr bedeutende Folgen. Ueber 880 Häuſer gingen in der letztern Belagerung in Flammen auf. Ganze Straßen ſanken in Trümmern. Manche Kirche gerieth gegen 30 mal in Brand und ward mit Mühe erhalten. Der Theil der Stadt, welcher von dieſen Unfällen am wenigſten gelitten hat, die Altſtadt, der erſte Anbau von Prag überhaupt, iſt aber gerade darum auch der unanſehnlichſte, unregelmäßigſte. In Hinſicht ſeiner Größe kann ſich Prag mit den erſten Städten Deutſchlands meſſen. Es hat einen Umfang von 4 Stunden, und überhaupt einen Flächeninhalt von 1,245,792 wiener Quadratklaftern, von denen 4000 eine geometriſche Meile machen. Rings herum von Bergen umgeben, iſt es gegen rauhe Winde aus Norden und Oſten geſchützt und erfreut ſich ſo eines gemäßigten Klima's. Indeſſen gilt auch von Prag, wie von ſo vielen deutſchen Orten, daß ſich die Witterung ſchnell umſetzt und einen empfindlichen Wechſel zwiſchen Wärme und Kälte eintreten läßt. Die große Moldau iſt der einzige Fluß in ſeinem Umkreiſe, der von Baierns Grenzen herkommt und durch Prag dem Bette der Elbe zueilt. Da er mitten durch die Stadt geht, ſo kann man ſich dieſelbe bequem in zwei Theile zerfallend vorſtellen: dieſſeits und jenſeits der Moldau. Beide ſind durch eine der älteſten, ſchönſten, feſteſten Brücken verbunden, die ſonſt neben der Dresdner und Regensburger die berühmteſte in Deutſchland war. Jede jener zwei Hälften zerfällt wieder in zwei Viertel, von denen die Alt- und Neuſtadt auf dem rechten, und die Kleinſeite nebſt dem Hradſchin auf dem linken Ufer liegen. Die Judenſtadt iſt in der Altſtadt ſelbſt wieder; zwei Vorſtädte finden ſich nur am rechten Ufer und ſind zur Neuſtadt gehörig. Der Wiſchehrad, von dieſer nur durch einen Bach getrennt und auf einem Berge liegend, wird ſchon nicht mehr zu Prag gerechnet, ſondern als ein beſondres Städtchen betrachtet. Die Altſtadt, als der älteſte Theil der Stadt, hat zwar 24 freie Plätze und 96 Gaſſen, allein nicht eine der letztern zeichnet ſich durch gerade Linien, oder viele ſchöne Gebäude aus, und von den erſtern findet ſich nur einer, der durch Regelmäßigkeit und Größe etwas bedeutend iſt, der große Ring genannt, zum Unterſchiede eines kleinern Platzes, der mit ihm durch eine Straße verbunden wird und der kleine Ring heißt. Dagegen iſt in dieſem Viertel der Stadt das meiſte Gewühl, der lebhafteſte Umſatz. Unter den 96 Gaſſen dieſes Stadtviertels zeichnen ſich beſonders die Ritter- und Königsgaſſe, mit dem darauf befindlichen Theater- und Univerſitätsgebäude und die Zeltnergaſſe aus, welche das Gebäude der k. k. Güteradminiſtration und das Gouvernementshaus ſchmückt. Widrig dagegen iſt die Galligaſſe, durch den hier beſtehenden Judenmarkt, wo tauſend Stimmen zum Kaufen einladen und tauſend Arme den ſorglos Durchgehenden feſt zu halten ſuchen. Sie läßt ſich nur mit der Judenſtadt, die ohngefähr den achten Theil der Altſtadt ausmacht, ſelbſt vergleichen, wo in ohngefähr 280 Häuſerchen 6—7000 Juden leben, ſo, daß manches unbedeutende Haus wol zehn Beſitzer und manche Stube zwei bis drei Familien zählt. Inzwiſchen iſt die eine ihrer neun Synagogen, die ſogenannte alte Schule, immer ein ſchönes Denkmal altdeutſcher Kunſt. Viel weitläufiger, aber weniger belebt, iſt die an das vorige Viertel ſtoßende Neuſtadt. Sie enthält den größten freien Platz in Prag, den Viehmarkt und hat außerdem noch neun andre minder bedeutende Plätze nebſt 69 Straßen, von denen die meiſten ſich durch Bauart der ſie bildenden Häuſer, Geradheit u. ſ. f. vortheil-

haft auszeichnen. Wir nennen von den Straßen nur den Roßmarkt, ſo uneigentlich auch der Name dafür gewählt iſt, den Graben und die Heinrichsgaſſe. Das große Mauthgebäude, die gräfl. thun'ſche- und ſchlick'ſchen Paläſte ſind die vorzüglichſten in dieſem Theile liegenden Häuſer. Da die Natur Prag ſelbſt in zwei gleiche Hälften zu theilen ſcheint, die die Moldau von einander trennt, ſo wird man die Verſicherung des Hauptmann Wrangel's in Schiller's Wallenſtein; „mein Herr Kanzler begnügt ſich mit der Altſtadt, Euer Gnaden läßt er den Hradſchin und die kleine Seite" vollkommen verſtehen; inſofern auf dieſer kleinen Seite Wallenſtein's Palaſt noch jetzt liegt und die Eitelkeit dieſes Feldherrn von den Schweden geſchont werden konnte, ohne daß der Beſitz der andern Hälfte deshalb gefährdet wurde. Inzwiſchen hat dieſe Hälfte der Stadt weder ſo viel freie Plätze, noch ſo viel Straßen, wie die entgegengeſetzte. Nur 14 freie Plätze und 36 Straßen ſind in der Kleinſeite und 6 der erſtern, 16 der letztern im Hradſchin. Dagegen macht der waldſtein'ſche (wallenſtein'ſche) Palaſt auf der Kleinſeite noch jetzt eine der vorzüglichſten Zierden. Hundert Privathäuſer mußten fallen, dem Koloſſe Raum zu machen. Nur der ledebour'ſche Palaſt, das fürſtlich ſchwarzenberg'ſche Majoratshaus, das czerain'ſche Majoratshaus, können ihm den Vorrang ſtreitig machen. Die Kleinſtadt wetteifert mit der Altſtadt am Alter, ohne daß ſie aber, wie dieſe, die Spuren davon im wirklichen, unregelmäßigen Baue trägt. Wenn in der Altſtadt das Leben des Bürgers vorwaltet, ſo iſt dagegen auf der Kleinſeite der Glanz des Adels, die Thätigkeit der Beamten ſichtbar. Der Hradſchin iſt der höchſte Theil von Prag, geſchmückt von der hohen, alten Königsburg; er gewährt den ſchönſten Anblick von Ferne und vergilt ihn wieder mit der ſchönſten Ausſicht über Prag und die ganze Umgegend. Die Domkirche, die königliche Burg und der Schloßgarten ziehen des Sonn- und Feiertags Tauſende herbei. Dagegen macht ſeine Entfernung, die Reihe der nur von Großen im Winter bewohnten Paläſte, daß er im Ganzen der unbelebteſte Stadttheil im Sommer und in der Woche iſt. Die zwei Vorſtädte Prag's haben wenig Bemerkenswerthes. Der Wiſcherad, Prag's ehemalige Feſtung, zeigt jetzt vornämlich nur als Merkwürdigkeit das Zeughaus. Im Ganzen iſt die Bauart in allen Stadttheilen maſſiv, winklich und eng in den ältern, hell und weit in den neuern Stadttheilen. Die Bauart der Paläſte iſt im großartigen italieniſchen Style. Wer ganz Prag mit einem Blicke überſchauen will, findet auf dem St. Veitsthurme die beſte Gelegenheit dazu. Prag hat unter ſeinen 48 Kirchen, wobei zwei proteſtantiſche mit inbegriffen ſind, nur zwei die ein hohes Alterthum verrathen. Die andern ſind Folge der zerſtörenden Kriege in neuern Zeiten theils neu aufgebaut, theils umgebaut worden. Eine jener zwei alten Kirchen iſt die Schloßkirche von St. Veit (auf dem Hradſchin), deren Thurm, wir eben als den beſten Ort bezeichneten, Prag mit einenmale zu überſehen iſt. Sie kann ſich mit den ſchönſten deutſchen Domen meſſen und ihre erſte Begründung fällt in den Anfang des 10. Jahrh.; aber erſt 1380 bis 1500 war ſie in der gegenwärtigen Geſtalt vollendet. Feuersbrünſte und Bombardements haben ſie oft in Gefahren gebracht, ohne ſie aber zerſtören zu können. Ihre Gewölbe enthalten die Leichname vieler Könige, Kaiſer und Fürſten; Denkmäler, Kunſtwerke, Gemälde ꝛc. Der genannte Thurm hat eine Höhe von 314 Fuß; urſprünglich war ſie 508 Fuß. Die zweite alte Kirche iſt die Domkirche am Thein (in der Altſtadt), aber ob ſie ſchon

zu Ende des 9. Jahrh. erbaut iſt, ſo hat ſie doch ſchon manche Modernisirung erhalten und nur die ſchöne äußere Geſtalt, die kühnen, lichten Bogen, machen ſie merkwürdig; Schade, daß ſie rings herum zu verbaut iſt, um den Blick ſo zu feſſeln, wie die Schloßkirche. Von den übrigen im neuern, italieniſchen Style erbauten Kirchen, iſt beſonders die Kreuzherrenkirche, am Brückenplatze, durch Größe und Schönheit bemerkenswerth. Hat Prag eine Menge Privatpaläſte, ſo fehlt es ihm, als der Hauptſtadt eines großen Landes, eben ſo wenig an bedeutenden öffentlichen Gebäuden, unter welchen die königliche Burg die Aufmerkſamkeit zuerſt auf ſich zieht. Sie ward 1333 von Carl IV. nach dem Muſter des pariſer Louvre gebaut, brannte im 16. Jahrh. nieder und ſteht ſeit 1756 in ihrer jetzigen Geſtalt, inwiefern M. Thereſia die vorhandnen einzelnen Maſſen zu einem Ganzen vereinen ließ. Aus dieſem Schloſſe wurden am 23. Mai 1618 die beiden Statthalter Slawata und Martiniz herausgeworfen und ſo die erſten Zeichen zum 30jährigen Kriege gegeben. Das Rathhaus in der Altſtadt iſt zwar ſchon 1399 erbaut aber nach und nach zu oft umgeſtaltet worden, um einen impoſanten Anblick zu gewähren. Dagegen bildet das erzbiſchöfliche Seminarium ein Städtchen für ſich in der Altſtadt ſelbſt. Hier wohnen 3—400 Seminariſten oder junge ſich vorbereitende Weltgeiſtliche, für deren Bildung es von Joſeph 1784 beſtimmt wurde, nachdem es von 1556 bis 1773 ein Jeſuiterkloſter geweſen war. Außerdem enthält es die Hörſäle der theologiſchen und philoſophiſchen Fakultät, die Malerakademie, Buchdruckerei, Buchhandlung, zwei Kirchen, viele Wohnungen der angeſtellten Lehrer ꝛc. Da es von allen Seiten frei ſteht, iſt der Anblick um ſo bedeutender. Eine Wanderung im Innern iſt nöthig um ſich von dem Reichthume ſeiner Erbauer einen Begriff zu machen. Das Hauptzollamtsgebäude, Rathhaus und Militär-Krankenhaus ſind in der Neuſtadt die anſehnlichſten öffentlichen Gebäude. Das Militär-Krankenhaus iſt ebenfalls ein ehemaliges Jeſuiterkollegium und das regelmäßigſte Gebäude unter allen öffentlichen. Es nimt die eine ganze Seite des Viehmarktes ein. Die Kleinſeite zeigt vornehmlich das Gubernialhaus und das Landhaus, der Sitz einer Menge Regierungsbüreaus, ein ehemaliges Jeſuiterkollegium, nebſt dem Zeughauſe. Auf dem Hradſchin endlich findet man noch die erzbiſchöfliche Reſidenz oder Wohnung des jedesmaligen Erzbiſchofs und das von M. Thereſia 1755 gegründete Damenſtift, für ſolche, die 8 Ahnen von jeder Seite nachweiſen können. Die berühmte Brücke, welche beide Hälften der Stadt verbindet, verdankt Carl IV. ihren Urſprung. Vorher ſcheinen beide Ufer einer ſolchen entbehrt zu haben. Sie iſt 1790 wiener Fuß lang und 35 Fuß breit. Ueber dem Waſſer erhaben iſt ſie 42 Fuß und das ganze Werk wird von 16 Bogen getragen. 1784 litt die Brücke vom furchtbaren Eisgange keinen Schaden, allein die Pfeiler ſelbſt wurden an den Ecken ſo durchbrochen, daß die Ausbeſſerung 100,000 Gulden koſtete. 26 große Bildſäulen und andre Kunſtwerke zieren die Bruſtwehren, hinter denen man, wie in Dresden auf der Elbbrücke, der ſchönſten Ausſicht genießt. Den Eingang ſchützen auf beiden Seiten zwei Thürme, die urſprünglich als Brückenköpfe dienten. Die ganze Stadt iſt von bedeutenden Feſtungswerken eingeſchloſſen, durch welche ſich die einzelnen Theile der Stadt mittelſt acht Thore öffnen. Da eine Brücke über die Moldau für viele Bewohner einen großen Umweg nöthig macht, die in der andern Hälfte der Stadt zu thun haben, ſo gibt es mehrere Ueberfahrten. Die Zahl der Einwohner betrug im J. 1820

96,618, gegen faſt 8000 Juden mit eingeſchloſſen. Die Zahl der Gebornen überſtieg die der Geſtorbnen bedeutend. Es waren der erſtern 4199 und der letztern 3683. Da das Klima im Ganzen keine vorherrſchenden Krankheiten begründet, ſo dürfte die Zahl der Gebornen oft die der Todten überwiegen. Der Abſtammung nach ſind die Einwohner a) Böhmen (Czechen), b) Deutſche. Sie wurden von Carl IV. zu vielen Tauſenden hingezogen. Da auch ſeit dem 30jährigen Kriege viele einwanderten, ſo iſt die Scheidungslinie zwiſchen beiden kaum zu ſpüren und die Sprache beider Völker allen geläufig; c) Juden (7824 im J. 1820) und d) Wälſche oder Italiener. Sie bilden eine Kolonie von einigen hundert Köpfen und ſind von hergezognen Kaufleuten entſproſſen. In Hinſicht auf bürgerliche Verhältniſſe, bilden ſie einen Prälaten=, Herren=, Ritter= und Bürgerſtand, wozu noch Juden, Garniſon und die untre Volksklaſſe kommen. Die drei erſten haben ihren eignen Gerichtsſtand, und eben ſo übt für den Bürgerſtand der Magiſtrat die Gerichtsbarkeit aus. Die Juden ſind dieſem in der Hauptſache ebenfalls überwieſen, haben aber für viele Angelegenheiten einen jüdiſchen Rath. Die Garniſon liegt in Kaſernen. Was die Religion anbetrifft, ſo iſt zwar die katholiſche vorherrſchend, aber die proteſtantiſche gewährt ſeit Joſeph II. gleiche Rechte. Reformirte und Lutheraner bilden hier ſchon lange eine Gemeine. In Bezug auf die Lebensweiſe, die Sitten, Vergnügungen, bemerken wir: es kommt der höhere Adel mit den übrigen Ständen wenig in Berührung, und der phyſiſche Genuß ſteht über dem geiſtigen überhaupt. Gute Privatgeſellſchaften, geſellſchaftliche Unterhaltung iſt hier nicht ſehr zu finden. Der Prager iſt „verſchloſſen und einſilbig; kalt und fremdartig geht es an den öffentlichen Orten zu.“ So drückt ſich Grieſel's Gemälde von Prag, 1823, aus. Der Tanz, das Theater und Kirchenfeſte, vereinen faſt allein die Bewohner. Das Theater, auf der Königs= und Ritterſtraße, im J. 1783 erbaut und ganz maſſiv, iſt das ganze Jahr thätig. Leidenſchaftlicher wird aber noch der Tanz geliebt. 30 Tanzſäle in und nahe bei der Stadt locken zu ſeinen Freuden. Große Redouten ſind in der Faſtnachtszeit. Freuden in der ſchönen Natur, Spaziergänge und Gärten, ſind in Prag nur ſehr dünn geſäet. Einige Moldauinſeln abgerechnet, gewährt die Stadt von der Art ſelbſt faſt nichts, als zwei Gärten, die wöchentlich nur zweimal geöffnet ſind und übrigens für viele entfernt liegen. Die kirchlichen Feſte, welche allgemeine Theilnahme erregen, ſind: a) der 16. Mai, der Tag, wo das Gedächtniß des frommen Nepomuk erneuert wird. Die Straßen wimmeln dann von herbeiziehenden jauchzenden Landleuten, die häufig unter freiem Himmel die Nacht zubringen. b) Das Feſt in Emaus, Oſtermontage, u. m. a. ſolche Oſter=, Apoſtel= und Heiligen=Feſte, die alle mit einer Meſſe beginnen und mit Geſang, Spiel und Tanz endigen. Die entferntern Umgebungen von Prag würden mehr feſſeln, wenn ſie nicht faſt alle ſo kahl wären. Der Zizkaberg, der auch in hiſtoriſcher Hinſicht durch den Kampf der Huſſiten, 1420, gegen den mit 30,000 Mann anſtürmenden Kaiſer Sigismund, und durch den Sturm der Preußen, am 6. Mai 1757, wo Schwerin das Leben opferte, merkwürdig iſt; der Stern, wobei die letzten Szenen der Schlacht auf dem weißen Berge 1620 (8. Nov.) verfielen, und der, ein altes Jagdſchloß, von der Form ſo genannt iſt, in welcher dies erbaut wurde; der Baumgarten, eine ſchöne ſeit etwa 20 Jahren entſtandne Anlage, ſind die nächſten anziehendſten Punkte vor der Stadt. Zu entferntern Ausflügen ladet das

Schloß Carlsſtein, ein altes, hohes, auf einem Jaſpisfelſen ſtehendes Gebäude, ebenfalls vom thätigen Carl IV. erbaut, um die Kronſchätze zu bewahren und Erholung zu gewähren. Es hatte ſonſt einen außerordentlichen Schatz an Gold, Juwelen und Reliquien. Einige andre ſchöne Partien ſind dicht in Carlſteins Nähe. Für die Erziehung, Wiſſenſchaften und Künſte gibt es in Prag: a) die alte Univerſität, geſtiftet von Carl IV. nach dem Muſter der pariſer, 1348, und mit ſo vielen Freiheiten und trefflichen Lehrern verſehen, daß ſie bis zum Jahr 1409 über 20,000 Studirende zählte. In dieſem Jahre aber entſtanden Streitigkeiten zwiſchen den Ausländern und Einheimiſchen, die mit dem Auszuge vieler tauſender von den erſtern endeten und die Gründung von Leipzig's-, Ingolſtadt's-, Roſtock's- und Krakau's Hochſchulen bewirkten. Seit jener Zeit hat ſich die Univerſität nie wieder erholen können, bis in den neueſten Zeiten M. Thereſia, Joſeph II. und Franz II. ihre neuen Schöpfer wurden. Sie hat in den gewöhnlichen Fakultäten jetzt 38 ordentliche und 6 außerordentliche Profeſſoren. Ein Rektor Magn. ſteht an der Spitze des Ganzen. Verbunden ſind mit ihr eine Thierarznei- und Hebammenſchule. Vorbereitend für ſie wirken drei Gymnaſien. Drei Haupt- und ſiebenzehn Pfarrſchulen, mehrere Mädchen- und eine iſraelitiſche Schule, fördern den Unterricht in den untern Ständen. Für die Soldatenkinder iſt eine beſondre Erziehungsanſtalt und Soldaten werden, ſo wie jeder Andre, der es wünſcht, in einer dazu beſtimmten Schule im Schwimmen unterrichtet. Mehrere Geſellſchaften haben ſich zur Förderung der Wiſſenſchaften, der mechaniſchen- und ſchönen Künſte vereint, und ſo finden wir ein polytechniſches Inſtitut, eine ökonomiſche Geſellſchaft, eine Malerakademie, ein Conſervatorium für die Muſik, das 39 junge Tonkünſtler bildet 2c. Für den Adel gibt es drei landſchaftliche Tanz-, Reit- und Fechtſchulen. Von den Sammlungen für Wiſſenſchaft und Kunſt nennen wir die Univerſitätsbibliothek mit mehr als 100,000 Bänden und 4000 zum Theil ſehr ſeltnen Manuſkripten der alten und ſlaviſchen Literatur, vielen Urkunden 2c.; ferner gibt es noch acht andre öffentliche und Privatbibliotheken zum allgemeinen Gebrauche beſtimmt; das k. k. Naturalienkabinet hat in neuern Zeiten keinen Zuwachs erhalten. Die übrigen Sammlungen von Mineralien, Gemälden, Maſchinen, Gemmen 2c., ſind Privateigenthum. Joſeph II. und Franz II. gaben der Sternwarte, von den Jeſuiten angelegt, ihre jetzige Geſtalt. Die bildenden Künſte finden, behauptet Grieſel a. a. O. S. 103, im Ganzen nicht viele Unterſtützung und ſelbſt die Tonkunſt iſt ſeit 20—30 Jahren ſehr geſunken. Von Zeitungen erſcheint nur eine politiſche, deutſche und eine böhmiſche; fremde finden ſich nur auf wenigen Kaffeehäuſern vor. Der Buch und Kunſthandel wird von fünf Firmen betrieben. Die allgemeine Sicherheits- und Wohlfahrtspolizei, ſteht unter der k. k. Stadthauptmannsſchaft und Ober-Polizei-Direction, und hat eine Mannſchaft von 250 Mann zu ihrer Verfügung. In Hinſicht auf Straßenpflaſter, Straßenbeleuchtung, Reinlichkeit der Straßen bleibt noch viel zu wünſchen. Viele Straßen ſind noch gar nicht gepflaſtert. Mehrere Strafanſtalten erleichtern die Trennung der verſchiednen Verbrecher. Die Wohlthätigkeitsanſtalten befinden ſich in trefflichem Zuſtande. Wir finden eine Menge Armenärzte, eine beſondre Impfanſtalt, 12 Krankenhäuſer, von denen das größte, allgemeine, jährlich 13—1600 Kranke aufnimt, ohne daß bei ihm, oder in den andern, die Religion einen Unterſchied macht, ein Irren- und ein Gebärhaus 2c.

Arme werden theils durch mehrere Vereine unterſtützt, theils in einigen Häuſern untergebracht, genährt, gekleidet. Für Witwen und Waiſen finden ſich gleichfalls, theils mehrere allgemeine öffentliche Inſtitute, theils Privatvereine vor (10 in allem), die oft einen beſondern Zweck verfolgen, z. B. die Erziehung von Blinden, Taubſtummen. Der Handel von Prag iſt, inſofern es als die Niederlage von allen Erzeugniſſen des Landes gilt, bedeutend. Prag ſelbſt hat eine nicht kleine Zahl von Leinwand= und Kattundruckereien, Salpeter=, Handſchuh=, Cichorien=(9) und andern Fabriken. Indeſſen ſind 3 Jahrmärkte von keinen Ausländern beſucht. Die Gewerbe und Handwerke ſind theils zünftig, theils frei. Daß Prag bei den Huſſitenkriegen, im 30jährigen Kriege und in den ſchleſiſchen, Zeuge von manchem blutigen Kampfe war, iſt als bekannt vorauszuſetzen. Beſonders berühmt ſind die Schlachten, welche Friedrich von der Pfalz, 8. Nov. 1620, auf dem weißen Berge, auf dem weſtlichen Ufer und Friedrich II. auf dem öſtlichen Ufer der Moldau, 6. Mai 1757, lieferte. Wenn jene durch die entſchiedenſte Niederlage des unglücklichen Kurfürſten endete, ſo drohte dieſe der Stadt ſelbſt den Untergang durch Beſchießen und Hungersnoth, und nur der Tag von Collin rettete die darin eingeſperrten 40,000 öſterreichiſchen Truppen.

Praga, befeſtigte Stadt im Königreich Polen, (Woidwodſchaft Maſovien), auf dem rechten Weichſelufer, Warſchau gegenüber, als deſſen Vorſtadt ſie zuweilen angeſehen wird. Sie iſt der Schlüſſel zu Warſchau, iſt damit durch eine hölzerne Brücke verbunden, und enthält in 885 Häuſern 3080 Einw. An den Namen Praga, knüpft ſich die Erinnerung an Polens blutigen Untergang. Als Kosciuszko d. 10. Okt. 1794 bei Matſchiewicz, 12 Meilen von Warſchau, geſchlagen und gefangen worden war, zog Suwarow gegen Praga, den Waffenplatz und das letzte Bollwerk der Polen, die 20,000 Mann ſtark, worunter 5000 M. Reiterei und einige tauſend Senſenträger, nebſt 48 Kanonen, unter Makranowski, zum Theil in wilder Flucht ſich hineingeworfen hatten. Makranowski nahm ſeine Entlaſſung, und Zajonczek erhielt den Oberbefehl über die nunmehr 30,000 Mann ſtarke Beſatzung, die ein befeſtigtes Lager vor Praga inne hatte. Die Ruſſen lagerten ſich bei Kobylka, und Suwarow traf Anſtalten zum Sturm. Ein polniſcher Major, Namens Müller, ward in's ruſſiſche Lager geſchickt, um den verwundeten Kosciuszko ärztliche Hülfe zu bringen. Dieſem ließ Suwarow die furchtbaren Anſtalten zeigen. „Es thue ihm leid, fügte er hinzu, daß die Polen durch vergeblichen Widerſtand ſich unglücklich machten. Nehmen ſie die Amneſtie an, ſo ſollten ſie frei ſein, außerdem würden ſie alle über die Klinge ſpringen.“ Den 2. Nov. rückten die Ruſſen in drei Maſſen gegen Praga vor, errichteten in der Nacht drei Batterien, unter deren Feuer am 3. Nov. Suwarow die Verſchanzungen erſpähte, und die Polen glaubten, der Feind wolle Praga regelmäßig belagern; aber am Morgen des 4. Nov. um 3 Uhr brachen die Ruſſen in ſieben Heerzügen auf. Ein tiefes Schweigen herrſchte, als ſie gegen die feindlichen Verſchanzungen im Halbzirkel anrückten, bis um 5 Uhr, wo der Oberfeldherr durch eine Rackete das Zeichen zum Angriffe gab. Jetzt rollte ein ſchrecklicher Hurrahruf durch alle Linien hin. Die beiden erſten Heerzüge drangen unter dem gekreuzten Kartätſchenfeuer der feindlichen Batterien über den Graben und die Bruſtwehr, warfen die feindliche Reiterei zurück, ſprengten tauſend Mann in die Weichſel, ſtürzten den übrigen nach in die Stadt und, unterſtützt von dem fünften Zuge, der

von einer andern Seite eingedrungen war, ſchnitten ſie den Feind von der Brücke ab, und machten nach einem furchtbaren Blutbade 2000 Gefangne. Die dritte und vierte Heerlinie erſtieg einen Sandhügel, und drang über eine ſiebenfache Linie von Wolfsgruben vor; hierauf bemächtigte ſich die dritte zwei ſtarker Baſteien, und eroberte die innern Werke; die vierte aber erſtürmte die Katze des feindlichen Hauptwalls, und eine Schanze innerhalb der ſteinernen Ringmauer, nahm fünf Batterien und griff den Feind von vorn und auf beiden Seiten an. Zweitauſend Polen wurden hier zuſammengehauen, und zwanzig Offiziere nebſt dem Generale Hösler gefangen. Auf dieſem Platze fielen auch nach hartnäckiger Gegenwehr 500 Iſraeliten, ein wohl ausgerüſtetes Regiment, ſämmtlich bis auf den letzten Mann, mit Ausnahme des Oberſten Hirſchko, der in Warſchau geblieben war. Jetzt griffen beide Linien nebſt der ſechsten die letzte Schanze der innern Werke an, wo eben ein Pulver- und Bombenvorrathslager in die Luft ſprang. Der ſiebente Zug umging einen Moraſt, nahm drei Batterien, ſprengte eine feindliche Reitermaſſe aus einander, und zum Theil in die Weichſel; tauſend Polen blieben auf dem Platze, 500 wurden gefangen. Als ſo die Außenwerke erſtürmt waren, rückte auch der Nachhalt vor, ſammt dem Geſchütze; die Heerzüge ſelbſt aber erſtiegen die innern Werke Praga's, und ſchritten unter blutigem Kampfe von Straße zu Straße bis auf die Marktplätze vor. Einige tauſend Polen, welche die Weichſel in ihrer Flucht aufhielt, wurden im Angeſichte der Bewohner Warſchau's niedergehauen oder in den Fluß geſtürzt. Man machte hier 3400 Gefangne. Die Ruſſen fochten und plünderten mit Erbitterung, um Rache zu nehmen, wegen der Nacht vom 16. zum 17. April, wo 7000 Ruſſen unter Igelſtröm in Warſchau von den Polen überfallen und über die Hälfte niedergehauen worden waren. Nach vierſtündigem Kampfe, um 9 Uhr früh, war das dreifach verſchanzte Praga mit 33 Batterien von 22,000 Ruſſen erſtürmt, und erſtickt der letzte Funken des freien polniſchen Heldenmuths, den Kosciuszko zur Flamme angefacht; 13,000 Polen lagen auf dem Wahlplatze, mehr als 2000 waren in der Weichſel ertrunken, und 14,680 gefangen, unter dieſen die Generale Mayen, Hösler und Krupinski, 5 Oberſten, 24 Stabs- und 413 Oberoffiziere. Suwarow behandelte ſie menſchlich, und ſetzte ſie bald in Freiheit. Nur 800 Mann hatten ſich über die Brücke nach Warſchau gerettet. Aber auch eine große Zahl von Landleuten, die ſich nach Praga geflüchtet hatten, Weiber, Greiſe, Kinder und Säuglinge, verloren in dem Gemetzel und bei der Plünderung ihr Leben. Ein Theil der Stadt brannte ab, und es dauerte mehrere Tage, ehe die Straßen von den Todten und dem Schutte gereinigt waren. Getödtet wurden die Generale Jaſinski, Korſeck, Kwaſchnefski und Grabowski. Jaſinski, einer der beſten Offiziere der Polen vom Genie- und Geſchützweſen, der Befreier Wilna's, hatte am Tage vor dem Sturme von ſeinen Freunden in Warſchau Abſchied genommen, entſchloſſen zu ſterben, wenn die Ruſſen nicht zurückgeſchlagen würden. Mit dem Säbel in der Hand ward er in den vordern Schanzen durch einen Bajonnetſtich getödtet. Die Ruſſen, welche in Praga 104 Feuerſchlünde erobert hatten, verloren nach ihren Berichten nur 580 Mann, darunter 8 Stabsoffiziere und zählten 960 Verwundete; nach andern Nachrichten verloren ſie an Todten 2000 Mann. Ihr Verluſt war ſo gering, weil es den Polen, die mit Verzweiflung und Wuth fochten, an guter Anführung fehlte, und an planmäßiger Anordnung der Vertheidigung. Sie erwarteten

eine regelmäßige Belagerung, keinen Sturm. Suwarow berichtete ſeiner Kaiſerin vom Schlachtfelde aus die Einnahme Praga's mit den drei Worten: Hurrah! Praga! Suwarow; und ſie antwortete ihm eben ſo kurz: Bravo, Herr Generalfeldmarſchall! Außer dieſer Ernennung erhielt er noch andre Beweiſe der kaiſerlichen Gnade. Den 9. Nov. rückte der Feldherr in Warſchau ein, und die letzte Theilung Polens im J. 1795 war die unmittelbare Folge des Falles von Praga.

Pragmatiſch heißt überhaupt, was auf unſer Verfahren angewendet werden kann; daher auch gemeinnützig, lehrreich. Eine Geſchichte wird pragmatiſch vorgetragen, wenn darin über die Urſachen und Folgen der erzählten Begebenheiten lehrreiche Aufſchlüſſe und Winke zu einer gehörigen Benutzung des Erzählten gegeben werden. Vergl. d. Art. Polybius.

Pragmatiſche Sanction, ſ. Sanction (Pragmatiſche).

Prägſchatz, ſ. Schlagſchatz.

Präjudiz (praejudicium), eigentlich eine vorgefaßte Meinung, Vorurtheil; in den Rechten eine nachtheilige Folge, welche einer Partei daraus erwächſt, daß ſie einer geſetzlichen Vorſchrift oder richterlichen Verordnung nicht Genüge leiſtet, daher auch oft Nachtheil einer Handlung überhaupt; präjudicirlich, nachtheilig, und präjudiciren, benachtheiligen.

Prälaten werden hohe, zugleich wegen der Beſitzungen ihrer Stifter und Klöſter mit weltlicher Macht bekleidete Geiſtliche, wie die Dekane und Aebte in der katholiſchen Kirche, und die Dekane, Senioren und Aebte der ſäkulariſirten Stifter und Klöſter unter den Proteſtanten genannt. Letztre haben nur den Namen und die Einkünfte, die katholiſchen Peälaten aber auch den Wirkungskreis ihrer Prälaturen. Die Prälaten nehmen in den deutſchen Staaten unter den Landſtänden den Rang vor dem Adel und vor oder gleich nach den Standesherren ein. E.

Präliminarien heißen diejenigen Beſtimmungen, welche vorläufig feſtgeſetzt werden, um einem zu ſchließenden Vertrage zur Grundlage zu dienen, Einleitungspunkte. Vergl. den Art. Friedensſchluß.

Präludium, ſ. Vorſpiel.

Prämie, praemium, Preis, Ehrenlohn, Belohnung; im Handel das Geld, welches der Aſſekurant für das Verſichern der zur See abgehenden Güter oder Schiffe erhält, und welches, je nachdem mehr oder weniger Gefahr dabei iſt, nach höhern oder niedrigern Procenten des Werthes beſtimmt wird. Auch pflegen, z. B. in England, als Reizmittel für die Inhaber des baaren Geldes bei Staatsanleihen, die in einer Reihe von Jahren nach dem Looſe wieder bezahlt werden ſollen, gewiſſe mit den Jahren ſteigende Prämien für diejenigen beſtimmt zu werden, welche das Loos erſt ſpäter trifft, wodurch ſie gegen die früher herauskommenden entſchädigt werden.

Prämiſſen, in der Logik die Vorderſätze eines Schluſſes. (S. Syllogismus). Ueberhaupt die Urtheile, aus welchen man einen Schluß zieht.

Prämonſtratenſer. Dieſer geiſtliche Orden wurde von Norbert, einem Chorherrn aus Xanten im Kleviſchen, der durch Sittenſtrenge und Eifer für das Prieſterthum als Erzbiſchof von Magdeburg (ſeit 1127) die Ehre der Kanoniſation erwarb, im Sprengel des franzöſiſchen Bisthums Laon geſtiftet. Im Walde von Coucy ſammelte er auf einer ihm, nach ſeinem Vorgeben, vom Himmel ge-

zeigten Wieſe (pré montré, pratum monstratum, daher der Name des Ordens) im J. 1120 ſeine erſten Schüler und gab ihnen Auguſtin's Regel mit eignen Verſchärfungen. Die Prämonſtratenſer rechnen ſich deßhalb unter die regulirten Chorherren, obwol ſie ihrer Verfaſſung nach wirkliche Mönche ſind. Der Orden wuchs ſchnell; es entſtanden mehrere Nonnenklöſter derſelben ſtrengen Regel, anfangs, wie im Orden von Fontevraud, in der Nähe der Mönchsklöſter, aus deren Einkünften ſie erhalten werden mußten, ſpäter in größerer Entfernung, um den Gefahren des Umgangs vorzubeugen. Der Abt des Stammkloſters Prémontré bei Coucy war General, und bildete mit drei andern franzöſiſchen Prämonſtratenſeräbten einen hohen Rath der Väter des Ordens. Dieſer hatte vor der Reformation an 2000 Klöſter, darunter 500 weibliche, die meiſten in Deutſchland, den Niederlanden, Frankreich, England und den nordiſchen Reichen, verlor aber eben darum im 16. Jahrh. mehr als die Hälfte derſelben. Um die verfallne Kloſterzucht herzuſtellen, vereinigten die Klöſter in Spanien ſich 1573 zu einer ſtrengen Obſervanz, blieben jedoch mit den Alten von der gemeinen Obſervanz in Ordensgemeinſchaft, welche 1630 durch neue Statuten für alle Klöſter beider Gattungen befeſtigt wurde. Im 18. Jahrh. hatte der Orden in Italien keine, in Frankreich nur 42 männliche Klöſter; die weiblichen waren eingegangen. Jetzt beſteht er aus einer geringen Zahl von Klöſtern in Spanien, Polen und den öſterreichiſchen Staaten, beſonders in Böhmen, wo ihm zu Prag eins ſeiner ſchönſten und reichſten Klöſter geblieben iſt das ſeine Pfründen zu gemeinnützigen Zwecken verleiht. Die Prämonſtratenſer tragen ihre weiße Kleidung nicht ohne eine gewiſſe Zierlichkeit. E.

Präpoſition, Verhältnißwort, iſt derjenige Redetheil (ſ. d.) durch welchen das äußere Verhältniß eines Gegenſtandes zu einem andern beſonders ausgedrückt wird. Um nämlich die Verhältniſſe der Dinge zu einander auszudrücken, kann ſich die Sprache des zweifachen Mittels bedienen, daß ſie dem Worte ſelbſt, welches den Gegenſtand bezeichnet, eine eigenthümliche Wendung oder Beugung gibt, die wir den Caſus (Verhältnißfall) nennen, oder ein eigenthümliches Wort zur Bezeichnung gewiſſer Verhältniſſe anwenden, und dieſes Wort iſt die Präpoſition. Es iſt daher auch natürlich, daß die Präpoſition ſtets zu dem Worte (mithin unmittelbar zu dem Subſtantivum) gehört, welches die in Verhältniß geſtellte und von einem Gegenſtand abhängig gemachte Sache bezeichnet; und da ſie in der natürlichen Redefolge gewöhnlich vor dieſes Wort geſtellt wird, ſo heißt ſie auch mit Recht Präpoſition (Vorſetzwort), und fodert ihren beſtimmten Caſus. Der einfache Satz: Petrarca ward gekrönt, wird näher beſtimmt im folgenden: Petrarca ward wegen ſeiner dichteriſchen Verdienſte zu Rom auf dem Kapitol am erſten Oſterfeiertage 1341 gekrönt. In dieſem Beiſpiel ſind alle Verhältnißbeſtimmungen durch Präpoſitionen ausgedrückt. Am meiſten verwandt ſind die Präpoſitionen mit den Adverbien, welche jedoch mehr als Beſchaffenheit auf den Gegenſtande übergetragen werden. Sie beziehen ſich, wie die in dem angeführten Beiſpiele gebrauchten, hauptſächlich auf Zeit- und Raumverhältniſſe, und auf die Verhältniſſe von Urſache und Wirkung, Mittel und Zweck, Verbindung und Entgegenſetzung ꝛc. Die Sprachen ſind in Hinſicht des Gebrauchs der Präpoſitionen verſchieden. Einige bedienen ſich ſtatt ihrer häufig gewiſſer an das Hauptwort angehängter Zeichen; diejenigen aber, welche beſondre Verhältnißwörter der Art beſitzen, gebrauchen dieſelben bald mehr bald weni-

ger; das erſtre, je weniger ſie die Verhältniſſe durch Caſus ausdrücken, und je weniger ausgebildet die Declination iſt (ſo z. B. in der engliſchen, italieniſchen und franzöſiſchen Sprache); das letztre, wo die ausgebildete Declination den häufigen Gebrauch der Präpoſitionen entbehrlich macht.

Präſcription, ſ. Verjährung.

Präſumtion, Vorausſetzung, praesumtio juridica, rechtliche Vermuthung, iſt ein Satz, der in Ermangelung einer rechtlichen Wahrheit ſo lange als wahr angenommen wird, bis das Gegentheil erwieſen iſt. Praesumtio juris et de jure iſt ein Satz, den die Geſetze aus gewiſſen Urſachen in einem beſtimmten Falle durchaus für wahr annehmen, bis das Gegentheil erhellt oder bewieſen werden kann.

Prätendent, eigentlich Jeder, der auf etwas, beſonders auf die Regierung des Landes Anſpruch macht. Dieſen Namen führte vorzüglich Jacob Eduard Franz, Sohn des aus England 1689 vertriebnen Königs Jacob II. aus dem Hauſe Stuart. S. Jacob III.

Prätor, im alten Rom die vornehmſte Magiſtratsperſon nach den Konſuln, welche die Beſorgung des Gerichtsweſens hatte. Die Prätur wurde um das J. d. St. 389 eingeführt, als die Konſuln wegen der faſt ununterbrochnen Kriege nicht mehr ſelbſt Recht ſprechen konnten. Vom J. 418 an bekamen auch die Plebejer Antheil an dieſem Ehrenamte. Der Prätor wurde auf dieſelbe Weiſe, wie die Konſuln, gewählt, und hieß daher auch Collega Consulum. Anfangs war nur ein Prätor; als aber durch die Anweſenheit der vielen Fremden die Geſchäfte immer zunahmen, wurde im J. Roms 510 noch ein zweiter gewählt. Beide theilten ſich durch's Loos dergeſtalt in die Geſchäfte, daß der eine die Rechtshändel zwiſchen Bürger und Bürger (praetor urbanus), der andre aber die Streitigkeiten zwiſchen Fremden und Bürgern ſchlichtete (praetor peregrinus). Dieſe Zahl der Prätoren blieb bis 527, wo noch zwei neue gewählt wurden, um in den damals eroberten Provinzen, Sicilien und Sardinien, Recht zu ſprechen. Als im J. 557 Spanien unter römiſche Herrſchaft gekommen war, wurden abermals zwei neue Prätoren eingeſetzt, ſo daß ihrer jetzt ſechs waren. Sulla fügte noch zwei hinzu, und Cäſar erhob ihre Zahl auf zehn. Unter den Kaiſern war ihre Zahl zu verſchiednen Zeiten verſchieden. Die Ehrenzeichen des Prätors waren ſechs Lictoren, welche die Faſces vor ihm her trugen, die Toga prätexta und eine Sella curulis, worauf er ſaß, wenn er auf dem Tribunal Gericht hielt. Als Zeichen der Gerichtsbarkeit war vor demſelben ein Spieß, oder, wenn der Prätor öffentlich Gericht hielt, ein Schwert aufgepflanzt. Das Hauptgeſchäft des Prätors war die Gerechtigkeitspflege. Bei dem Antritte ſeines Amtes ſchwur er, die Geſetze genau zu beobachten, und publizirte ein Edikt, nach welchem er Recht und Gerechtigkeit in demſelben Jahre handhaben wollte (edictum, formula praetoris). Sodann wählte er aus denjenigen Ständen, welche das Recht dazu hatten, eine hinreichende Anzahl von Perſonen, die während ſeiner Amtsführung Richter ſein ſollten. Außerdem vertrat der Prätor urbanus, als der vornehmſte unter den übrigen, in Abweſenheit der Konſuln ganz ihre Stelle. Er führte in den Volksverſammlungen den Vorſitz, und konnte bei außerordentlichen Vorfällen den Senat berufen. Auch lag ihm die Veranſtaltung einiger Spiele ob, als der apollinariſchen, circenſiſchen und megalenſiſchen. Das Amt des Prätors dauerte ein Jahr, nach deſſen Verlauf er als

Proprätor in die ihm zugetheilte Provinz ging. (Vergl. d. Art. Magiſtratus).

Prätorianer, prätorianiſche Kohorten, die Leibwache der römiſchen Kaiſer, von Auguſt, der ſie errichtete, bis auf Conſtantin den Großen, der ſie abſchaffte. Der Name kommt von der Cohors praetoria, deren Beſtimmung zur Zeit der Republik die Beſchützung des Feldherrn in der Schlacht war.

Prävarication, hieß bei den Römern das Verbrechen, wenn der Ankläger den wegen eines öffentlichen Verbrechens Angeklagten pflichtwidrig begünſtigt, oder wenn der Anwalt einer Perſon zum Nachtheil derſelben die Gegenpartei ſchont.

Praxiteles, einer der größten Bildner Griechenlands (ſ. den Art. Bildhauerkunſt, Geſchichte der), welcher die bildende Kunſt zu einer ſolchen Vollendung erhob, daß ein Epigramm der griechiſchen Anthologie deſſen Niobe alſo redend einführen konnte:

Götter bildeten mich aus Leben zu Stein; aus dem Steine
Schuf Praxiteles darauf wieder in's Leben mich um.

Er und ſein geiſtesverwandter Zeitgenoſſe Skopas wußten den Marmor durch ihren Meißel zu beleben, und durch ſie ward der Hoheit auch die Anmuth zugeſellt. Daher fängt man mit dieſen beiden Meiſtern um 364 vor Chr. die Periode des ſchönen Styls an. Praxiteles arbeitete auch in Erz vortrefflich, war aber nach Plinius Zeugniß im Marmor glücklicher. Plinius führt (im XXXVI. Bd. ſeiner Hist nat. 4. und 5. Kap.) die vorzüglichſten ſeiner Werke an, in welchen er eine Reihe hoher Götterſtatuen mit aller Anmuth und Fülle des Lebens bekleidete. Die ſchönſte unter dieſen ſoll die gnidiſche Venus geweſen ſein, in welcher Statue er zum erſtenmale die Venus unbekleidet zu bilden wagte. Nach der Sage ſollen ihn Kratina und Phryne, die berühmten Hetären (ſ. d. Art.) Griechenlands, durch Enthüllung ihrer Reize zu dieſem Bilde begeiſtert haben — vielleicht nur als Modell. (S. Wieland über die Ideale, in ſ. Werken Bd. XXIV.). Sie war mit lächelndem Antlitze dargeſtellt, mit der linken Hand die Scham bedeckend, in der Stellung, wie ſie aus dem Bade oder dem Meere hervorſteigt. Ein altes Epigramm ſagt von ihr:

Als Minerva und Juno die gnidiſche Götin erblickten,
Riefen beide zugleich: Paris, du richteteſt recht!

Unzählige Male wurde dieſe herrliche Statue kopirt; und Heyne hat in ſeinen antiquariſchen Aufſätzen über die Kopien dieſer und der koiſchen Venus deſſelben Künſtlers (welche von unten bis auf die Hüfte verhüllt war) eine gelehrte Unterſuchung angeſtellt. Nach Böttiger hat die ſogenannte mediceiſche Venus nur in der verhüllenden Hand, ſonſt aber in keinem andern Stücke mit der gnidiſchen einige Aehnlichkeit; aber die faſt gleich berühmte kapitoliniſche wird von Kennern für eine unmittelbare Kopie derſelben angeſehen. Die noch vorhandne Gruppe der Niobe, welche man auch dem Skopas beigelegt hatte, ſcheint verſchiednen Zeiten anzugehören; gewiß wurde ſie im Alterthume von verſchiednen Künſtlern mehreremale behandelt. Auch waren zwei Statuen des Eros von ihm berühmt, deren eine, in dem Tempel des Gottes zu Thespia aufgeſtellt, er nebſt einer Satyrſtatue, welche den Namen Periboetos (der allgerühmte) erhielt, nach Pauſanias für ſeine vollkommenſten Werke gehalten haben ſoll. Von letzterm entdeckte man in einer Villa des

Kaiſers Antonius eine ſchöne Kopie, welche jetzt auch dem Muſeum Pio-Clementinum zurückgegeben iſt. Ueber ſeinen Amor ſiehe ebenfalls Wieland am ang. Orte. Ferner bildete Praxiteles mehrere Statuen der Diana, der Ceres, des Bacchus und viele andre in Marmor und Bronze, welche Muſter allgemeiner Nachahmung wurden. Der oben angeführte Kunſtkenner theilt ihm vorzugsweiſe den Hetärenkreis zu, zu welchem ſeine Gruppe in Bronze, welche eine weinende Matrone und eine lachende Buhlerin darſtellte, gehört, womit er nach des Plinius Bericht ſeiner Phryne eine Schäferſtunde bezahlte. Unter ſeinen Söhnen war Cephiſſodorus als Künſtler berühmt.

Prediger nennen ſich die Geiſtlichen der Proteſtanten, weil das Predigen ihr Hauptgeſchäft iſt, und ihre ſämmtlichen Amtsgeſchäfte (die Leitung des öffentlichen Gottesdienſtes, die Seelſorge und die Belehrung der Beichtenden, die Verwaltung der Sakramente, die Einſegnung der Ehen, der Religionsunterricht der Katechumenen und die Aufſicht über alles Religiöſe in dem Leben der Gemeinden überhaupt) ſich auf den Beruf zur Predigt des göttlichen Wortes ſtützen, und die Verkündigung deſſelben in ſich faſſen. Dieſe Anſicht des geiſtlichen Amtes wird durch ſeinen Urſprung begründet. Lehren war ſeit dem Zeitalter der Apoſtel die hauptſächlichſte Beſchäftigung der Biſchöfe, woran als deren Vikarien die Presbyter und Diakonen Theil nahmen. Chryſoſtomus, deſſen geiſtliche Beredtſamkeit mit den größten Rednern des Alterthums wetteiferte, war Biſchof von Konſtantinopel und auch die Päpſte Leo und Gregor die Großen predigten in eigner Perſon. Je entſchiedner aber der geiſtliche Stand ſich nach und nach zum Charakter des jüdiſchen Prieſterthums neigte, und Reichthum und Herrſchaft zum Ziele ſeines Strebens machte, deſto mehr achtete er zur Behauptung ſeiner prieſterlichen Würde den bloßen Altardienſt, die Verwaltung der Sakramente und das richterliche Anſehn über die Laien für wichtiger als das Lehrgeſchäft (ſ. **Prieſter**). Bei dem Verfalle der Wiſſenſchaften im Mittelalter fehlte es auch bald an Männern, die zur Abfaſſung einer Predigt fähig geweſen wären; man beſchränkte den öffentlichen Religionsunterricht auf das Vorleſen veralteter Poſtillen, die ſeit dem 9. Jahrh. hie und da in die Landesſprache überſetzt wurden, und gewöhnte das Volk, ſeine vorzüglichſte Erbauung in den kirchlichen Ceremonien und dem Geſange, der ſie begleitete, zu ſuchen. Erſt die im Anfange des 13. Jahrh. entſtandnen Bettelorden, unter denen die Dominikaner gleich als Volksredner (daher Prädikanten) gegen die Ketzer auftraten, und die Myſtiker des 14. und 15. Jahrh. brachten das Predigen wieder in Aufnahme. Auch die Waldenſer und Huſſiten hielten viel auf erbauliche Erklärungen des göttlichen Wortes und die Reformatoren des 16. Jahrh. machten die Verkündigung deſſelben in der Predigt zum Hauptberufe der Geiſtlichen. Wenn nun auch im Zeitalter der Kirchentrennung der Ungeſchmack einer leidenſchaftlichen Polemik und unfruchtbaren Dogmatik ſich der Kanzeln nicht weniger als der akademiſchen Lehrſtühle bemächtigte: ſo wurde doch, da der Lehrbegriff feſtgeſtellt und im 17. Jahrh. der Zuſtand eines ruhigen Beſtehens der Kirchen neben einander eingetreten war, freies Feld für neue Bemühungen zur Erhöhung der Nutzbarkeit des Predigtamtes. **Spener** (ſ. d. Art.) erwarb ſich dieſes Verdienſt, indem er das praktiſche Chriſtenthum auf die Kan-

zeln brachte, über die Anwendung der Religionslehren im täglichen Leben predigen lehrte, und dem vernachläſſigten Unterrichte der Katechumenen durch gute Anweiſungen und eignes Beiſpiel neuen Schwung gab. Der milde evangeliſche Geiſt, der von dieſem ehrwürdigen Manne ausging, entwöhnte die proteſtantiſchen Prediger allmälig von dem bald nach der Reformation wieder eingeſchlichnen Prieſterdünkel, und führte ſie zu jener apoſtoliſchen Einfalt im Lehren und Leben, die den echten Charakter des chriſtlichen Predigtamtes bezeichnet. Weil aber der Prediger zwiſchen der idealen Welt der Gelehrten und dem wirklichen Volksleben mitten inne ſteht, und in beiden Gebieten einheimiſch, die ſittlichen Ideenſchätze der Wiſſenſchaft zum alltäglichen Gebrauche ausprägen ſoll: ſo bringt jede neue Form und Wendung der Bildung für ihn eine neue Wendung mit ſich. So kam denn jene apoſtoliſche Einfalt mit dem Ringen des mächtigen Natur- und Freiheitsgeiſtes, der ſich ſeit der Mitte des 18. Jahrh. regte, die Theologie und Philoſophie einer allgemeinen Prüfung unterwarf, und auf Zerſtörung jeder alten Stütze des Glaubens ausging, in einen Widerſtreit, den ſie nur mit frommen Klagen zu betrauern, jedoch nicht durchzukämpfen wußte. Auf die Schultern der alten Zionswächter trat nun ein neues Geſchlecht philoſophiſcher Volksredner, die bei dem Grundſatze, nichts auf die Kanzel zu bringen, was zweifelhaft geworden war, ſich bald genöthigt ſahen, die meiſten Glaubenslehren mit Stillſchweigen zu übergehen, und ſich in dem Kreiſe einiger Moralien und eben an die Tagesordnung kommender praktiſchen Wahrheiten kümmerlich genug zu bewegen. Geiſt und Kraft ſchien aus ſolchen Vorträgen gebannt, das Volk, das nur von den erhabnen Momenten der Religion ergriffen wird, fand ſie ungenießbar und die Kirchen wurden leer. In dieſer Periode der Laulichkeit und Aufklärerei haben jedoch mehrere Kirchenlehrer des erſten Ranges Widerſtand gehalten, von denen wir nur den großen Reinhard nennen dürfen, um den Geiſt der Gründlichkeit, des unerſchütterlichen Glaubens und der Treue gegen das Evangelium zu bezeichnen, den ſie den Predigern des 19. Jahrh. einflößten. Es iſt ihr Verdienſt und die Frucht der großen Erſchütterungen, die das bürgerliche Leben erfahren hat, daß man das Bedürfniß der Menge jetzt beſſer erkennt. Günſtiger als das Zeitalter der Kritik war auch der Dogmatismus der neueſten Philoſophie der Rückkehr zum bibliſch-kirchlichen Lehrbegriff, und ſeit letztrer auf den Kanzeln in ſeine alten Rechte wieder eingetreten, und in den Herzen der Lehrer die Theologie der Religion ſelbſt näher gerückt iſt, hat die Kirche wieder chriſtliche Prediger, die das Wort Gottes mit eigner Begeiſterung und Ueberzeugung lehren und zahlreiche Verſammlungen vor ſich ſehen. Auch läßt ſich das Streben der Prediger unſrer Zeit nach Würde, Nachdruck und Bündigkeit in ihren religiöſen Reden nicht verkennen; der gute Geſchmack wird ſelbſt von den Minderbegabten ſelten beleidigt, und im nördlichen Deutſchland wird kaum irgendwo ein Vortrag gehalten, aus dem unbefangne und willige Zuhörer nichts Erbauliches ſchöpfen könnten. Daß die katholiſchen Geiſtlichen in Deutſchland mit den proteſtantiſchen Predigern in der Amtsberedtſamkeit wetteifern, haben ſie durch rühmliche Proben dargethan, nur verſagt ihnen die Natur des katholiſchen Gottesdienſtes, welcher die Meſſe über die Predigt ſtellt, die Antriebe und Aufmunterungen, welche den Predigern der Proteſtanten, deren

Gottesdienſt ſich vorzüglich auf die Predigt bezieht, zu Statten kommen. Mit Recht hat ſich daher die zur Verbeſſerung der liturgiſchen Formen 1814 in Berlin niedergeſetzte Commiſſion gegen den Vorwurf verwahrt, als wolle ſie der Predigt nicht mehr den Rang der Haupthandlung im Gottesdienſte einräumen, und die achtungswerthen Mitglieder dieſer Commiſſion werden dem Geiſte des evangeliſchen Chriſtenthums um ſo treuer bleiben, je weniger ſie an einer Geſtalt künſteln, die das Volk, wie ſie jetzt eingerichtet iſt, ſeinen religiöſen Bedürfniſſen ganz angemeſſen findet, wenn ſie nur von geiſtvollen kräftigen Predigern beſeelt wird. Viel wichtiger als eine Aenderung des Kirchendienſtes, iſt den proteſtantiſchen Kirchen die Wachſamkeit der Regierungen über die Würde des Predigtamtes. Wird dieſes allenthalben mit Männern von gebildetem Geiſte und heiligem Sinne verſorgt, und ſeine Wirkſamkeit durch keine unſittlichen Beiſpiele, Bedrückungen und Sekulariſationen von Seiten der Regierungen mehr gehindert; hört man auf, dieſes Amt mit der Praxis der Polizei zu vermengen und für zweideutige Staatszwecke mißbrauchen zu wollen; läßt man es ganz in der Sphäre der Religion, deren ſegnender Einfluß von ihm ausgehen ſoll: ſo wird es ſich ſchon ſelbſt das Anſehn und die Macht über die Gemüther zu verſchaffen wiſſen, die ihm gebührt. E.

Preisler. Unter dieſem Namen haben ſich mehrere bildende Künſtler, 4 Brüder und der Sohn des einen derſelben, bekannt gemacht: 1) Joh. Juſtinus Preisler, geb. zu Nürnberg 1698, geſt. daſ. 1771. Er machte ſich vorzüglich durch ein Altargemälde, die Grablegung Chriſti, bekannt, radirte auch mit Geſchmack, und folgte ſeinem Vater als Akademiedirektor in Augsburg; 2) Georg Mart., geb. zu Nürnberg 1700, geſt. daſ. 1754, widmete ſich ſehr früh dem Zeichnen und Kupferſtechen. Die Blätter, welche er zu zu dem Werke über die dresdner Antiken geliefert hat, ſind noch unter den übrigen Stichen die beſten; 3) Joh. Mart., Zeichner und Kupferſtecher, geb. zu Nürnberg 1715, widmete ſich mit vorzüglichem Glücke hiſtoriſchen Gegenſtänden. 1739 reiſte er nach Paris, wo er ſich Schmidt und Wille zu Freunden machte, und wurde 1744 zum k. däniſchen Hofkupferſtecher und Profeſſor der Malerakademie zu Kopenhagen ernannt, wo er 1794 ſtarb. Sein Kupferſtich, Friedrich V. zu Pferde, nach der Bronzeſtatue von Sailly, iſt ein Meiſterſtück; auch hat er Gellert nach Graff und Klopſtock nach Juel geſtochen. Den Beſchluß ſeiner Laufbahn als Kupferſtecher machte er mit der berühmten Madonna della Sedia nach Raphael; 4) Valentin Daniel, Kupferſtecher in ſchwarzer Kunſt, geb. 1717 zu Nürnberg, ſtarb daſ. 1765. Er war zum Studiren beſtimmt, vertauſchte daſſelbe aber, wiewol ziemlich ſpät, mit der Kunſt, beſuchte ſeinen Bruder in Kopenhagen, und verfertigte nach ſeiner Zurückkunft mehrere Blätter in ſchwarzer Kunſt; 5) Joh. Georg, Sohn und Schüler Joh. Martins (Nr. 3.), geb. um das J. 1750, vervollkommnete ſich bei J. G. Wille zu Paris. Hier ſtach er das ſchöne Blatt Ikarus, nach Vien, worauf er 1787 als Mitglied in die Malerakademie aufgenommen wurde. Jetzt iſt er Profeſſor bei der Malerakademie zu Kopenhagen.

Presbyter (griech.), der Aeltere, Presbyteri, Aeltere, die Aelteſten, hießen bei den erſten Chriſten angeſehne Kirchenbeamte, welche von den Gemeinden nach dem Muſter der Aelteſten in der jü-

biſchen Geſellſchaftsverfaſſung angeſtellt wurden. Presbyterium, das Kollegium derſelben, oder ihre Verſammlung. Unſtreitig waren ſie Vorſteher und Wortführer der Gemeinden, und hatten für die Erhaltung des Anſtandes, der Ruhe und Ordnung in der Gemeinde zu ſorgen, wie jetzt die Helfer in den Brüdergemeinden. Die Verwandlung des geiſtlichen Amtes in ein förmliches Prieſterthum veränderte auch den Charakter dieſer Würde. Aus den Presbytern wurden Prieſter und Pfarrer, die ihre Stelle in der höhern Geiſtlichkeit, und ihren Rang nach den Biſchöfen erhielten. Späterhin hieß bei den Katholiken Presbyter ein Prieſter, der die Sakramente austheilen durfte; jetzt aber hat ſich die griechiſche Benennung verloren, und nur die presbyterianiſche Kirche in Großbritannien hat ſie erneuert. E.

Presbyterianer, ſ. Anglikaniſche Kirche und Diſſenters.

Preßburg, (Posonium, ungariſch Posony, ſlaviſch Presspurek), 34° 45′ 35″ O. L. 48° 3′ 28″ N. B., liegt 409 Fuß über der Meeresfläche, in der preßburger Geſpannſchaft auf einem Terrain von 558,000 Q. Kl., im Halbkreis angelehnt an den Fuß der hier ſich verflachenden und in ihre weſtlichſte Spitze (den Schloßberg) auslaufenden Karpathen, am linken Ufer der Donau, welche von da öſtlich die Bildung der fruchtbar großen Inſel Schütt beginnt. Urſprung und Name der Stadt verlieren ſich in die Zeit der Römer, wo noch der See Peiſo in der Nähe exiſtirte oder doch in die Epoche des großen mahraniſchen Reichs, welches die Magyaren zerſtören halfen und dabei auch alles Land zwiſchen der Waag und March eroberten. Die Stadt meiſtens durch deutſche Anſiedler bevölkert, ward ein bedeutender Grenzplatz gegen die Deutſchen und Böhmen, theilte Heil und Unheil der gegen dieſe von den ungariſchen Königen geführten Kriege, erhielt mancherlei Privilegien und hatte oft die Ehre Sitz der Landtage zu ſein. Der Burggraf von Preßburg ſchloß die Reihe der großen beamteten Reichsbarone. Als die Osmanen über halb Ungarn ſammt der Reſidenz Ofen bewältigt hatten, wurde Preßburg permanente Landtags- und Krönungsſtadt, feſter Centralpunkt der habsburger Könige, Gewahrſam der heiligen Krone, Sitz aller Reichsbehörden und des Reichsprimas und blieb es lange noch, als ſchon das ganze Reich der Türkennoth entledigt war. Hier, am 11. Sept. 1741, war die Reichsverſammlung, in deren Mitte Maria Thereſia mit dem halbjährigen Joſeph auf dem Arm erſchien, und das ehrlich gehaltne Wort ihrer treuen Stände „Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!“ empfing; und dankbar blieb die große Fürſtin der Stadt zugewendet und beſuchte oft ihre da wohnende Lieblingstochter Chriſtina. Noch A. 1780, konnte v. Windiſch in ſeiner Geographie von Ungarn (ſie iſt bis jetzt die beſte), Preßburg die Haupt- und Krönungsſtadt des Landes und die vornehmſte, ſchönſte und volkreichſte des Reichs nennen, allein jetzt wird ſie von Peſth in aller Hinſicht weit, von Ofen an offizieller Wichtigkeit und von Debreczyn an Bevölkerung, übertroffen und hat ſeit 1784, als Joſeph II. die Statthalterei und andre Reichsbehörden nach Ofen verlegte, dieſe Vehikel ihres Wachsthums verloren. Doch wurden allda noch 1790, 1802, 1805, 1808 u. 1811, Krönungen und Landtage gehalten, deren erſter durch die Befeſtigung der Religionsfreiheit der Proteſtanten, der letzte, durch die Verhand-

lungen wegen der Scale ſich auszeichnet. Der franz. Krieg 1805 fand hier durch den preßburger Frieden, am 27. Dec. deſſ. Jahres, ſein Ende, erreichte die Stadt nur im Ausgang und ſchadete ihr wenig, aber deſto härter wurde ſie mitgenommen, 1809, wo ihr die tapfere Vertheidigung des Brückenkopfes (vom 4. Jun. — 4. Jul.) wiederholtes Bombardement und Kanonade zuzog und 103 Häuſer im Feuer aufgingen, unzählige beſchädigt wurden. Die Einwohner zeigten dabei ſo viel Standhaftigkeit als Patriotismus und litten, als die Stadt durch Convention übergeben wurde, viel durch Einquartirung und Requiſitionen. Im J. 1811 brannte das herrliche Schloß, durch eine berüchtigte Verwahrloſung des darin kaſernirten Militärs, bis auf die Mauern aus. Im J. 1815, im März bis Mai, hielt ſich der König von Sachſen mit ſeiner Familie hier auf, (wo auch 1664—1667 der unglückliche Johann Friedr. II., H. v. Sachſen-Gotha und Weimar, 4 Jahre ſeine lebenslängliche Haft zubrachte). Die Stadt, mit der Vorſtadt Blumenthal und den Außenorten Zukkermandel und Schloßberg, hat über 1700 Häuſer und über 32,000 Einw., worunter 8000 Lutheriſche (meiſt Deutſche), und gegen 3000 Juden, übrigens 1600 Bürger. Der Stadtmagiſtrat, nebſt dem äußern, aus 100 Wahlbürgern beſtehenden Rath und andern ſtädtiſchen Aemtern, iſt durchaus paritätiſch, weil hier das Lutherthum früher Eingang gefunden und ſich trotz der heftigſten Verfolgung in dieſen amtlichen Rechten erhalten hat. Der Handel iſt weder blühend noch wachſend (wegen der Nähe Wiens und der beſchränkenden Ausfuhrzölle), aber doch regiert und beſchäftigt eine Corporation von 56 Kaufleuten, worunter 9 Großhändler, benebſt viele Bürger und Juden, vorzüglich in Wein, Tabak, Wolle, Getreide, rohe Häute, Knoppern ꝛc., theils eigner Verkehr, theils Spedition; doch bringt die Donauſchifffahrt der Stadt wenig Vortheil, weil wenig Schiffe aus- und einladen. Die 7 Jahrmärkte ſind unbedeutend und die Fabriken (2 Roſoglio- und 1 Tuchfabrik) beſchäftigen kaum 100 M. Conſumirt werden jährlich über 7000 Stück Rinder, gegen 20,000 E. Bier und 40,000 E. Wein. Die Stadt hat 24 Straßen und Gaſſen, zwei öffentliche Plätze und ſeitdem mehrere alte Thore weggeräumt und die anliegenden Vorſtädte dadurch einverleibt worden, noch 4 Thore und iſt auf mehrern Seiten offner Ort. Unter 14 Kirchen ſind 12 katholiſche (und unter dieſen 2 von den Evangeliſchen erbaut, aber durch Umtriebe der Jeſuiten unter Leopold I. den Proteſtanten mit Gewalt weggenommen). 2 lutheriſche, nämlich: 1 deutſche, (mit einem ſchönen Altarblatt von Oeſer, der ein geborner Preßburger war), und 1 ſlaviſch-ungariſche; ferner 3 Mannsklöſter (Franziskaner, Kapuziner und barmherzige Brüder); 2 Frauenklöſter, Urſulinerinnen und Eliſabethinerinnen und 1 Stift der Congregation de Notre-Dame. Ausgezeichnete Gebäude ſind: das Landhaus, die ſogenannte Kammer in der Michaeler-Gaſſe, das ſehr alterthümliche Rathhaus (es war ſchon Im J. 1388 einmal an die Judenſchaft verpfändet) mit einem ſonderbaren Freskogemälde an der Auſſenwand, welches die Höllenfahrt eines meineidigen Senators vorſtellen ſoll; der erzbiſchöfliche Palaſt auf dem Johannisplatze; das alte Statthaltereigebäude, jetzt in militäriſchem Gebrauch; das Schulgebäude der Katholiſchen, das Komitathaus, die Kaſerne an der Donau für 1 Bataillon geräumig, das Kornmagazin an der Donau faßt 170,000 Metzen, der Königsberg, auf welchem die Könige Ungarns, nach der

Krönung, die bekannten Kreuzſtreiche zu Roſſe zu verrichten haben; das Theater an der Promenade, mit einem ſehr geräumigen Redoutenſaale verbunden, wird alle 3 Jahre für Rechnung der Stadt verpachtet und leiſtetete nie mehr als Mittelmäßiges. (Der jetzige Director Hensler hat zugleich das Joſephſtädter-Theater zu Wien in Pacht und läßt während des Sommers ſeine preßburger Geſellſchaft in Baden ſpielen). Die Stadt hat eine reizende Lage. Südlich und öſtlich die 130 Kl. breite Donau mit einer fliegenden Brücke, bildet ober- und unterhalb der Stadt mehrere anmuthige Inſeln und ſtrömt zwiſchen lachenden Auen, den unermeßlichen Ebenen Pannoniens zu; nördlich und weſtlich die nahen Gärten, Weinberge (etwa 1790 Joch von reichem wenn auch nicht ungariſch-feurigem Ertrag) und Fruchtfelder, die fernen Wälder und Berge gruppiren allenthalben die ſchönſten Landſchaften. Daher ſind rings um die Stadt köſtliche Spaziergänge und vielfache Gelegenheit zu romantiſchen Landpartien auf die nahen Dörfer und Mühlen; doch auch in der Stadt gibt es ſchöne Gärten, (der gräfl. palfyſche, der erzbiſchöfl., der gräfl.-vitzayiſche ꝛc.), und ihres Gleichen ſucht die dem Theater zunächſt angelegte Promenade, aus vier, 170 Schr. langen Alleen herrlicher Linden, Akazien und Ahornbäume beſtehend und durch den Beſuch der zahlreichen Honoratioren ſehr belebt. Deutſche Sitten und Sprache (letztre in einem breitmauligen und die wiener Mißtöne überbietenden Dialekte) herrſchen neben ſlaviſchen und ungariſchen vor, alſo, daß man hier kaum an Ungarn erinnert wird und namentlich nichts von dem tiefer hinein merklichen orientaliſchen Schiller ſpürt. Noch dauert die Einwanderung der Deutſchen fort: (unter 803 M. welche 1809—1820 das Bürgerrecht gewonnen, befanden ſich gegen 400 Einheimiſche, über 100 Ungarn und gegen 300 Deutſche). Danächſt zieht und hält die wohlfeile und doch vergnügliche Lebensart, die Nähe der deutſchen Erblande und der Kaiſerſtadt, die Füglichkeit hier Ungarns Segnungen zu genießen, ohne deſſen (meiſt aus Vorurtheilen geſchaffnen) böſen Genien zu begegnen, alte Ortsanhänglichkeit und Gewohnheit ꝛc. eine Menge Familien oder Individuen: z. B. an 700 Magnaten und Adelige (incl. ihres Dienſtperſonals) und gegen 300 penſionirte Offiziere, welche mit 300 kathol. Geiſtlichen (bekanntlich zählt der reiche ungariſche Klerus viel Lebeleute), mit den Profeſſoren der verſchiednen Lehranſtalten, den über 200 betragenden Civilbeamten und mit dem Militär und begüterten Handelsleuten ꝛc., das geſellige Verkehr der ſogenannten Honoratioren mehr als irgendwo in Ungarn beleben. Das Kollegiatſtift, von 12 Domherren, iſt alt und reich dotirt; die k. Akademie (kathol.) hat 2 Fakultäten, 1 juridiſche und 1 philoſophiſche, jede mit 4 Profeſſoren und hat außerdem noch 1 Lehrkanzel für die griech. und 1 für die ungar. Sprache, und über 300 Studenten. Wie die andern k. Akademien Ungarns, hat ſie weder den Kredit, noch Fond der peſther Univerſität, zieht aber durch ihre, um 2 Jahre kürzern Lehrkurs, beſonders die eilfertig ſtudirenden Juriſten an. Das kathol. Erzgymnaſium, von Benediktinern verſehen, hat in 6 Klaſſen 5—600 Schüler, die andern kathol. Normal- und Trivialſchulen, in der Stadt und ihren Zubehörungen, über 1000. Die Nonnen von der Congregation Notre Dame haben eine Mädchenſchule von mehr als 300, die Urſulinerinnen, dergl. von mehr als 400 Zöglingen und bei beiden ſind auch Penſionsanſtalten für Mädchen höhern Standes. Ausgezeichneten Ruf genießt und verdient

das lutheriſche Lyceum, mit 5 Profeſſoren und 300 Zuhörern in 3 Klaſſen, worunter auch Reformirte, Griechen und Juden, und iſt durch eine Bibliothek von 10,000 Bänden (ſie iſt die einzige zugängliche in Preßburg) und mehrere wohlthätige Konviktanſtalten unterſtützt. Dieſe Anſtalt iſt um ſo wichtiger für die ungariſchen Proteſtanten, als ihnen, bekanntlich ſeit 1819, das Beſuchen auswärtiger Univerſitäten durch ein Proviſorium von der Regierung verboten, keineswegs aber durch die neue theolog. Fakultät zu Wien ein Erſatz dafür geboten worden iſt. Auch haben die Lutheriſchen ihre beſondre Elementar-, Bürger- und Grammatikalſchulen. Dem literariſchen beſchränkten Verkehre, genügen 4 Buchhandlungen, 4 Buchdruckereien, 1 lateiniſche 1 deutſche Zeitung und 1 Leihbibliothek. Das neueſte Ereigniß, welches Preßburg wichtig machen kann, iſt die allda 1822 von Primas gehaltne ungariſche Nationalſynode, deren romaniſtiſche Tendenz ſich zwar durch die bekannt gewordnen Verhandlungen (namentlich durch den beſchloſſnen Antrag auf Reſtitution der Jeſuiten in Ungarn) ausgeſprochen hat, jedoch zur Zeit noch nicht triftig in's Leben getreten iſt. Uebrigens wie drückend auch für Handel und Wandel die von der Regierung ausgehende ſtiefmütterliche Behandlung des ungariſchen Commerzes ſein und bleiben und nur wenig gehofft werden mag, daß beſondre Impulſe, von innen oder außen, den Flor der Stadt befördern werden: ſo kann Preßburg auf ruhiges Beſtehen und Gedeihen, und darauf rechnen, daß jeder Reiſende in Ungarn ſie als eine Herberge freundlichen Willkommens preiſen wird. (Die neueſte Monographie von Preßburg hat geliefert Paul v. Ballus, Preßb. 1823, bei Schwaiger und Landes, aber leider ſehr unvollkommen).

Preſſen der Matroſen heißt das abſcheuliche Verfahren, mittelſt deſſen man die königl. Flotte in England mit Matroſen und Schiffsſoldaten verſieht, wenn die freiwillige Anwerbung nicht hinreicht. Es beſteht in dem gewaltſamen Wegnehmen aller ſolchen Leute, die zum Seedienſte tauglich ſcheinen. Wenn ſonſt ein Preßgang vorgenommen wurde, ſo gingen 10 bis 15 Matroſen, mit Prügeln und Meſſern bewaffnet, unter Anführung eines Offiziers, durch die Gaſſen, in Wirthshäuſer, Bordels und andre öffentliche Orte, und nahmen alle diejenigen weg, die ſie für tüchtig hielten. Im Kriege gegen Frankreich kamen die Preſſer auch auf die Kauffahrteiſchiffe, und nahmen die Matroſen weg. Es gab dabei oft blutige Kämpfe, ſelbſt Todſchläge, welche aber unbeſtraft blieben. Die auf dieſe Weiſe zuſammengebrachten Leute werden auf ein Schiff geſchleppt, wo ſie ſo lange gefangen bleiben, bis ſie auf ein Kriegsſchiff abgeliefert werden. Seit 1779 iſt durch eine Parlamentsakte auch das Preſſen der Landſoldaten eingeführt.

Preßfreiheit. Nach den Begriffen der gegenwärtigen Civiliſation herrſcht in einem Staate entweder Preßfreiheit oder Cenſur. Die verſchiednen Grade der Cenſur ſind in dem Artikel Cenſur aufgeführt worden. Eine unbeſchränkte Preßfreiheit widerſpricht ſich im Begriffe, denn ſie würde mit literariſcher Geſetzloſigkeit zuſammenfallen; auch hat eine ſolche nie in England beſtanden, da ſie überall unmöglich iſt, ſobald die Stimmen der Erfahrung verglichen werden. In einigen Ländern iſt bloß für die Bücher Preßfreiheit, die Zeitſchriften ſtehen unter Cenſur, z. B. in den meiſten kleinern Staaten Deutſchlands. In der neueuropäiſchen Welt hat ſich ſeit der Er-

findung des Papiers (um das 11. Jahrh.) und der Druckerei (im 15. Jahrh.) eine öffentliche Meinung gebildet, welche die alten Staaten gar nicht gekannt haben, in der Art und dem Maße, wie ſie in unſern Tagen ihre Gewalt ausübt. In den Staaten des freien Alterthums koncentrirte ſie ſich mehr maſſenweiſe, zuſammengehalten durch die Kraft des öffentlichen Lebens; jetzt iſt ſie durch die Leichtigkeit der Mittheilung nach allen Seiten flüſſiger, aber im Grunde betrachtet, auch ſchwächer geworden. Es läßt ſich nicht leugnen, daß Rom und Athen, um bei ihnen ſtehen zu bleiben, nach Maßgabe der geographiſchen Entfernung den Eindruck der öffentlichen Stimmung durch künſtliche und gewaltthätige Mittel vielfältig nach Belieben und Willkür zu lenken ſuchten, ſo lange es nöthig ſchien; dagegen regt ſich in Deutſchland das Uebel des Provinzialismus, und eine Vielköpfigkeit, wie ſie die alte Welt innerhalb ſo enger Grenzen nie gekannt hat. Ueberhaupt hat jede politiſche Meinung um ſo tiefere Wurzeln, je mehr ſie inſtinktartig ohne Wortaufwand in's Blut übergegangen iſt. Ob die gegenwärtige Zeit in dieſer Hinſicht vor der längſt vergangnen den Vorzug verdient, kann noch gefragt werden. Die Organe der freien öffentlichen Mittheilung ſind in modernen, organiſirten Staaten die periodiſchen Blätter und die Kammern, in welchen die Abgeordneten des Volks über die Geſetzgebung öffentlich berathſchlagen. Iſt die Geſetzgebung öffentlich, ſo pflegen auch die Zeitungen, wie in England und Nordamerika, frei zu ſein. Daß die Geſetzgebung öffentlich werde, hat aber große Schwierigkeiten, weil dieſes zu einer beſondern Art von Regierung führt, auf welche die meiſten Staaten und die meiſten Miniſterien noch nicht eingerichtet ſind. Indem nämlich die Geſetzgebung öffentlich wird, äußert ſich die ganze Stärke der öffentlichen Meinung in dieſer Geſetzgebung, weil ſie hier ein Organ gefunden, in welchem ſie ſich auf geſetzmäßigem Wege ausſprechen kann. Es pflegt dann weiſe zu ſein im Sinne der öffentlichen Meinung zu regieren. Denn wenn die Miniſter die Geſetzentwürfe in die Kammer bringen, ſo finden dieſe von Seiten der Oppoſition häufig Widerſpruch — und indem die Gründe dafür und dagegen angeführt werden, müſſen die Miniſter über alles Rede und Antwort geben, beſonders aber darüber, wie ſie das Geld verwenden, das die Kammern als Steuern bewilligen. Wenn ſie nun hierüber keine klare Auskunft geben können — in dem Falle, daß ſie die öffentliche Meinung nicht auf ihrer Seite haben — wenn ihnen in der Kammer größere Talente gegenüberſtehen, die den Staatshaushalt mit größrer Klarheit überſehen, und mit einer größern Wohlredenheit begabt ſind, als die Miniſter: ſo hilft ihnen die Gunſt des Hofes und des Fürſten nichts, und ſie können mit Ehre kaum ihre Stelle behalten. In den Kammern und in den Zeitungen bildet ſich die öffentliche Meinung über den Staatshaushalt, weil von den Miniſtern alles öffentlich mitgetheilt wird — aber die Kammern pflegen auch wieder durch die öffentliche Meinung geregelt zu werden, wenn man auf dieſe Weiſe regieren will. Denn bei dieſer Art zu regieren iſt der Staat eine Republik in monarchiſcher Form — und die Regierungsart pflegt dann eine glückliche Miſchung von Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie zu werden. Tacitus hält dieſe Regierungsart für die vollkommenſte, meint aber, wenn ſie irgendwo durch ein glückliches Zuſammentreffen entſtände, ſo könnte ſie doch nicht lange beſtehen, weil eine von den drei Grundkräften das Gleichgewicht

wieder ſtören würde, das ſie unter ſich haben und das zur Erhaltung dieſer Regierungsform nothwendig ſei. Das folgt aber nicht abſolut, obgleich auch in der neuern Staatengeſchichte ſich häufig ein ſichtbares Streben der Monarchie und der Ariſtokratie zeigt, das ſo unnöthig gefürchtete demokratiſche Elemente in den Wurzeln auszurotten. Die erſte Bedingung zur Oeffentlichkeit der Geſetzgebung iſt Einigkeit unter den drei Grundkräften des Staates. Sie müſſen alle drei denſelben Zweck haben, ohne dieſes entſteht Gegenſtreben, Hader, Zwietracht und endlich Gewalt, indem Eine dieſer drei Kräfte alle Gewalt an ſich reißen will, wie hievon in dem Artikel Staatsverfaſſung ausführlicher geredet worden. Herrſcht dieſe Einigkeit, abgeſehen von den minder wichtigen Angelegenheiten, in den weſentlichſten Dingen, auf denen zunächſt und am meiſten das allgemeine Wohl und die bürgerliche Freiheit beruht: ſo zeigt ſich ganz von ſelbſt und unwiderſtehlich die öffentliche Meinung als die heilſamſte, überall durchdringende Lebensluft eines Staates und bei der lebhafteſten Auseinanderſetzung abweichender Anſichten, welche die periodiſchen Blätter mittheilen, nimt das Ganze vor wie nach ſeinen geordneten ſichern Gang. Hat die Geſellſchaft dieſe Stufe der Entwicklung erreicht, ſo kann ſie ohne Gefahr die Preſſe frei geben; denn da ſie nun mit der Preßfreiheit in einer geſetzmäßigen Ehe lebt, ſo iſt dieſe vor allen Ausſchweifungen geſichert; und diejenigen, die ſie etwa begeht, werden durch die Geſetze beſtraft, nachdem ſie begangen. S. d. Art. Preßgeſetze. Allerdings kann eine Regierung, welche weiß, daß die Staatsform, die ſie aufrecht erhalten will, mit einer öffentlichen Meinung, im Widerſpruche ſteht, welche eine Volksvertretung durch Wahl, ein Finanzgeſetz, eine Civilliſte, die Gleichheit Aller vor dem Geſetz, perſönliche Sicherheit, eine gleiche Vertheilung der Abgaben, die Berufung des Würdigen zu jedem Staatsamte, ohne das ausſchließende Vorrecht der Geburt, und die Verantwortlichkeit der Miniſter geſetzlich ausgeſprochen, ſo wie alle Feſſeln eines freien Bürgerthums (Feudalariſtokratie, bevorrechtete Stände, Leibeigenſchaft und Cenſurzwang) abgeſchafft zu ſehen verlangt, — den Plan aufgefaſſen, Cenſuranſtalten zu errichten, um den Strom jener Ideen des Zeitgeiſtes abzudämmen. Iſt ſie dagegen weiſe genug, die Staatsform auf eine nationelle Weiſe umbilden zu wollen: ſo wird ſie eben darum Preßfreiheit geſtatten, damit das Wahre ſiege, und die öffentliche Ueberzeugung von dem, was noth thut, endlich ſelbſt diejenigen für das allgemeine Wohl gewinne, welche verbeſſerten Einrichtungen im Wege ſtehen, wie z. B. einzelne Glieder bevorrechteter Kaſten. Denn nichts kann die Regierung über die öffentlichen Gebrechen beſſer aufklären, und erbliche Vorurtheile tiefer entwurzeln, als die Preßfreiheit. Dabei leuchtet ein, daß jede Verfaſſung, die auf ſittlich rechtlichen Grundſätzen beruht, und die zweckmäßig mit Rechtlichkeit und Weisheit verwaltet wird, ſo feſt ſteht, daß ihr jeder Angriff auf dem Papier gleichgültig ſein kann; denn einen ſolchen Staat hält die Kraft der öffentlichen Meinung. Daher iſt der größere oder geringere Widerwille, mit welchem die Staatsgewalt der Preßfreiheit entgegen iſt, der größere oder geringere Unmuth, mit dem ſie ein ihr nachtheiliges Urtheil erträgt, oder umgekehrt, die größere oder geringere Freiheit, die ſie jener geſtattet, die größere oder geringere Unbefangenheit, mit der ſie dieſes aufnimt, — der Maßſtab, vielleicht der Probirſtein für die Güte, Weisheit und Rechtlichkeit

des Staatszuſtandes. Aber auch nicht einmal in Zeiten der Gefahr iſt eine Aufhebung der Preßfreiheit nothwendig; denn eben in kritiſchen Zeiten bewährt ſich die Geſundheit und Kraft eines Staats. — Daß überhaupt die Preßfreiheit nicht bloß der Lebensquell aller höheren Geiſtesbildung, und daher dem Gelehrten im Freiſtaate der Wiſſenſchaften unentbehrlich, ſondern daß ſie auch als das köſtlichſte Kleinod des Menſchen in ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen, anzuſehen iſt, weil ſie alle andern Nationalgüter bedingt, die Nation gegen Unterdrückung und den Thron gegen innere Gefahr ſicher ſtellt, indem ſie die öffentliche Freiheit bewacht: das hat Englands und Nordamerika's Beiſpiel gezeigt. Bg.

Preßgeſetze. Wenn in einem Staate Preßfreiheit möglich und vorhanden iſt, ſo kann dieſe nur durch Preßgeſetze aufrecht erhalten werden. So wie die Cenſur die Preßvergehen vorſehend verhindern will, ſo beſtrafen die Preßgeſetze die Preßvergehen (ſ. d.). Die Preßgeſetze ſollten ſich in Nichts von den Cenſurgeſetzen als in Hinſicht der Anwendung unterſcheiden. Dem Schriftſteller ſo wie dem Cenſor ſind die Cenſurgeſetze bekannt, und der Cenſor, der die Schrift vor dem Drucke durchſieht, hat nun nachzuſehen, ob jene nicht in ſolcher übertreten ſind. In dieſem Falle ſtreicht er entweder die Stellen, in denen nach ſeiner Meinung ſolches Statt findet, oder aber er verſagt dem ganzen Buche, oder der ganzen Zeitſchrift die Erlaubniß gedruckt zu werden. Bei den Preßgeſetzen hingegen ſieht der öffentliche Ankläger nach, wann die Schrift gedruckt iſt, ob jene verletzt werden — und ſtellt dann den Verfaſſer vor Gericht. Daſſelbe Recht hat jeder Privatmann, wenn er glaubt, daß ſeine Privatrechte gekränkt worden. Der Unterſchied iſt der: daß bei der Cenſur der Schriftſteller und der Verleger nicht geſtraft werden können, weil ſie kein Vergehen begingen, indem der Cenſor ſie zu ihrer Handlung — dem öffentlichen Druck einer Rede — im Namen des Geſetzes ermächtigte. Es kann Fälle geben, wo Schriftſteller und Verleger, indem ſie die unſtatthafte Anwendung der bekannten Cenſurgeſetze mit einleuchtenden Gründen nachweiſen, im Wege der Vernunft und Konſequenz auch das Recht haben müſſen, durch eingelegte Proteſtation auf eine Reviſion des cenſoriſchen Verfahrens zu dringen. In vielen Ländern iſt aber der Kodex der Cenſurgeſetze mangelhaft, in andern fehlt er ganz; manche Regierung hält es für bequemer, nach Zeit, Umſtänden und Perſonen ein willkürliches Ermeſſen walten zu laſſen, ohne alle Beziehung auf feſte, allgemeine Grundſätze, in welchen die abſolute Macht nichts als Feſſeln erblickt. Das Uebel erreicht den höchſten Grad, es untergräbt die ganze Literatur, wenn die oberſte Cenſurbehörde die Cenſoren durch geheime Vorſchriften lenkt und ſie dadurch zu Nachtretern der Polizeiſpione herabwürdigt. Darin liegt der eigentliche Fluch der Cenſur, wie denn die Möglichkeit einer ſolchen Licenz den Hauptgrund für den Widerſtand gegen eine vernünftige Preßfreiheit abgibt. Bei einer Desorganiſation ſo ſtarker und verächtlicher Natur können natürliche Schriftſteller und Verleger auch mit den beſten Gründen für ihre Sache gegen die Stimme des Cenſors nicht wohl durchdringen, welche das Votum der unbeſchränkten Gewalt auf der Seite hat. Nicht viel beſſer ſteht es mit dem Geſetz, das ſelbſt nach erfolgter Cenſur die Verantwortlichkeit für den Fall übrig läßt, daß hinterher ein Angriff auf irgend eine Perſönlichkeit wahrgenom-

men wird. Dieſe Hinterthüre mag bequem ſein, für Schriftſteller und Verleger iſt ſie eine Fallthür, durch welche man ſie, bei dem geringſten Verdacht, mit leichter Mühe ſtürzen kann. Das Weſen, der Begriff einer vernünftigen Cenſur, bedingt ſchlechterdings Unverantwortlichkeit für Schriftſteller und Verleger. Straffällig kann nur der Cenſor ſein. In dem Fall, daß in einem Lande keine Cenſur herrſcht, kann der Schriftſteller beſtraft werden, allein er kann ſich auch vor Gericht vertheidigen, und ob er es begangen, das hängt nicht von dem Urtheile eines vielleicht zu ängſtlichen Mannes ab, ſondern von einem Geſchwornen-Gerichte, welches öffentlich und ohne alle Aengſtlichkeit und Menſchenfurcht ſpricht, gerade weil es ſich als das Organ der öffentlichen Meinung des verſammelten Volks fühlt. So wie man mündliche Beleidigungen oder Vergehen nicht eher beſtraft, als bis ſie begangen (denn verhindern laſſen ſie ſich nicht wohl, ohne das Reden zu verbieten), eben ſo kann man es mit den gedruckten halten, und ſie erſt nach den Preßgeſetzen beſtrafen, wenn ſie begangen worden. Hierin liegt keine Schwierigkeit, wenn übrigens die Staatseinrichtung ſo geordnet iſt, daß ſie die Preßfreiheit ertragen kann (ſ. d.). Allein man will es gewöhnlich nicht gern geſtehen, daß in der Staatseinrichtung ſelber das größte Hinderniß gegen die Preßfreiheit liegt, und man ſagt, man wolle eine Cenſur, um die Preßvergehen vorſehend zu verhindern. Die Sache aber ſcheint zu ſein: man will Cenſurgeſetze, weil man ſich entweder nicht getraut, Preßgeſetze zu machen, die ſo vollkommen ſind, daß ſich die Geſellſchaft nach dieſen Geſetzen bewegen kann, oder aber, weil man, außer den öffentlich bekannten Cenſurgeſetzen den Cenſoren noch geheime Vorſchriften geben will, nach denen ſie ſich zu verhalten haben, und die man ſich nicht getraut, am großen Lichte des Tages bekannt zu machen. Ueberhaupt iſt es faſt nicht möglich, zu guten Preßgeſetzen zu gelangen, wenn die Geſetzgebung nicht öffentlich, und ſo geordnet iſt, daß die Geſetzvorſchläge allen vernünftigen Widerſpruch erfahren, ehe ſie Geſetze werden. Die beſten Preßgeſetze würden indeß wenig helfen, wenn die Preßgerichte nicht eben ſo vollkommen, wie die Preßgeſetze, geordnet ſind Bg.

Preßgerichte, ſind diejenigen Gerichte, welche über die Vergehen der Preſſe ſprechen. Sie beſtehen entweder bloß aus Richtern, die vom Staate angeſtellt und beſoldet werden, wie z. B. in Frankreich; oder ſie beſtehen aus Richtern und aus Geſchwornen, wie in England. In dieſem Falle ſprechen die Geſchwornen 1) über die Thatſache, 2) über die Schuld, oder die Beziehung, ob nämlich die in Klage ſtehende Thatſache wirklich ſtrafbar ſei. Dieſer Theil des Spruches iſt der wichtigſte, weil bei Gedrucktem ſich gewöhnlich ziemlich leicht über die Thatſache entſcheiden läßt, beſonders wenn von Zeitſchriften die Rede iſt, deren Herausgeber immer bekannt ſind, und die alſo das nicht leugnen können, was ſie in ihren Blättern geſagt haben. Hiedurch unterſcheiden ſich die Preßgerichte von andern Geſchwornen-Gerichten, bei denen die Geſchwornen bloß über die Thatſache ſprechen. In den Verhandlungen über die Preßgerichte, die in der Kammer von Frankreich 1817 Statt fanden, kam es auch zur Sprache: ob die Preßvergehen durch gewöhnliche Gerichte zu beurtheilen wären, oder aber durch Geſchwornen-Gerichte. Der Polizeiminiſter, Graf De Cazes, ſprach mit großem Talente, und erklärte ſich gegen letztre. Er ſagt: es ſei

bloß Rednerei, wenn man ſage, die Geſchwornen-Gerichte ſeien unbeſtechlicher als die gewöhnlichen Gerichte. Es ſei eine flache Verleumdung, wenn man bei den Männern Verbrechen vorausſetze, die von der Geſellſchaft berufen ſeien, Verbrechen zu ſtrafen. Dieſe miniſterielle Phraſe klingt recht angenehm. Es liegt am Tage, daß Richter, welche der Staat ernennt, eben ſo ſchwer ungehörigen Einflüſſen entgehen, als die aus dem Volke gewählte Jury. Nicht ſo richtig war ſein zweiter Satz. Bei den Geſchwornen wird ſich keine Gerichtspraxis bilden, weil ſie bei jeder Sitzung wechſeln, und doch iſt dieſe Praxis nothwendig, damit der Schriftſteller zum Voraus beurtheilen könne, wie das Gericht über den Fall ſprechen werde. Eine reine Juſtiz muß nämlich nach Geſetzen und niemals nach dem Herkommen älterer Vorgänge entſcheiden, denn durch ein anerkanntes Herkommen, uſurpiren Juſtizhöfe ein Geſetzgebungsrecht, welches ihnen nicht beikommt. Ferner behauptete der Miniſter irrig: das Geſetz von 1790 beſtimme bloß für die Anerkennung der Verbrechen (Crimes) Geſchwornen-Gerichte, nicht für bloß korrektionelle Gegenſtände, wie die Preßvergehen gewöhnlich ſind. Die Sache iſt aber offenbar die, daß bei der Beurtheilung der Preßvergehen die Geſinnung und die Abſicht ſehr in Betracht kommt, und daß ein freier Mann nur ein Genoſſen-Gericht in dieſer Sache als befugt anerkennen kann, weil er in demſelben Gerichte ſitzen kann, was jetzt über ihn ſpricht — und weil jeder Geſchworne, der heute ſpricht, morgen vor dieſelben Geſchwornen kann geſtellt werden. Man kann bei der Preßfreiheit nichts Beſſeres thun, als dieſe unter die Oberaufſicht der beſten und aufgeklärteſten Bürger ſtellen, und dieſes iſt faſt nur vermittelſt eines Geſchwornen-Gerichts ausführbar, welches zu gleicher Zeit gerecht und ſtrenge ſein kann, da es den Fall nach allen ihn begleitenden Umſtänden beurtheilt, und nicht allein das Wohl des Angeklagten berückſichtigt, ſondern auch das Wohl der Geſellſchaft, der man die Preßfreiheit nur erhalten kann, wenn man recht ſtrenge gegen die Preßvergehen iſt. Uebrigens haben auch die Preßgerichte in England noch manche Unvollkommenheit. So kann der öffentliche Anwalt die Klage anhängig machen, kann ſie aber, wenn er will, Monate und ſelbſt Jahre lang über dem Haupte des Beklagten ſchweben laſſen, ohne zur Fortſetzung derſelben genöthigt zu ſein. Bg.

Preßvergehen. Die Preßvergehen ſind ſtreng genommen nur von einer zwiefachen Natur, entweder betreffen ſie Privatperſonen oder den Staat. Die Angriffe auf Religion und Sitte, die man ſonſt noch wol abſondert, ſind eigentlich immer auch gegen den Staat gerichtet, inſofern er in der Wirklichkeit oder in der Idee auf dieſer Baſis ruht. Zu den mancherlei Beſitzthümern, die mit der Geſellſchaft und in der Geſellſchaft entſtehen, gehört auch der Beſitz des guten Namens; eines Gutes, welches für den einzeln außer der Geſellſchaft lebenden Menſchen gar nicht vorhanden iſt, und das, ſobald es vorhanden, ſo wenig gekränkt werden darf, wie irgend ein anders Gut, das irgend ein Mitglied der Geſellſchaft beſitzt. Wird es gekränkt, ſo wird die Verletzung beſtraft — und um es beſtrafen zu können, müſſen die Geſetze den Fall vorgeſehen, und feſtgeſetzt haben, was für eine Strafe auf dieſe Kränkung folge. Die Geſetze zählen daher zuerſt alle Arten von Verletzungen des guten Namens auf, beſtimmen die Kennzeichen, an welchen ſolche zu er-

kennen, und endlich die Strafen, die auf jede Verletzung deſſelben folgen. Dieſe Beſtimmungen füllen im Geſetzbuch das Kapitel über Verleumdungen und Injurien aus. Es iſt aber ungemein ſchwer, die Geſetze darüber vollſtändig und dem Zwecke angemeſſen zu entwerfen, nämlich ſo, daß ſie von der einen Seite nicht können umgangen werden, und daß von der andern nicht alles für Injurie gehalten wird, was leicht empfindliche Menſchen verletzt, wodurch man die Geſellſchaft zu einem völligen Stillſchweigen verdammen würde. Ob einer dem andern von ſeinem Acker abgepflügt, oder ihm Frucht abgenommen, oder in ſeinem Walde Holz gehauen, dieſes ſind lauter Verletzungen des Eigenthums, welche ſich leicht beſtimmen laſſen, und bei denen keine Verſchiedenheit der Meinungen möglich iſt. Nicht ſo mit den Verletzungen des guten Namens, die ſich oft ſehr ſchwer beſtimmen laſſen, und bei denen man noch am erſten zu einem richtigen Reſultate gelangen kann, wenn man Geſchwornen-Gerichte hat, welche ſolche beurtheilen. Denn offenbar kommt bei allen dieſen Vergehen der Vorſatz ſehr in Betracht, — die Abſicht, wegen welcher etwas geſagt oder geſchrieben worden — und dieſes läßt ſich nur aus den begleitenden Umſtänden beurtheilen, welche Beurtheilung man aber nicht dem gemeinen Richter anheim geben kann, ſondern nur einem Genoſſen- oder Geſchwornen-Gerichte. So iſt es auch in England, wo die Geſchwornen in ſolchen Fällen nicht allein über die Sache ſprechen — über den Thatbeſtand, ſondern auch über die Beziehung: ob das, was in Klage ſteht, auch wirklich eine böſliche und vorſätzliche Verletzung der Ehre eines Andern geweſen ſei. Eine Sache kann wahr ſein, ohne daß ein Andrer das Recht hat, ſie bekannt zu machen; und er kann bei dieſer Bekanntmachung die Abſicht haben, die Ehre des Andern zu verletzen, und deswegen ſtraffällig ſein. Deswegen wird in den engliſchen Geſetzen auch der Angeklagte nicht zum Beweiſe zugelaſſen, daß die Sache wahr ſei. Doch nehmen die Gerichte die Klage nicht eher an, bis der Kläger eidlich verſichert, daß es nicht wahr ſei. Sagen die Geſchwornen Ja, ſo heißt dieſes: 1) der Beklagte hat die That begangen, und 2) dieſe That iſt eine Injurie. Die Geſchwornen und nicht die Richter ſprechen über das Zweite — welches ſie die Beziehung nennen. Sagen die Geſchwornen Nein, ſo heißt es entweder: die Thatſache hat nicht Statt gefunden, oder ſie hat Statt gefunden, es iſt aber keine Injurie. In beiden Fällen wird der Beklagte freigeſprochen. Die zweite Art von Preßvergehen findet gegen den Staat, gegen die Geſellſchaft, Statt, indem jemand die Abſicht hat, die beſtehende Ordnung der Dinge zu verleumden und gewaltſam umzuändern. In England werden dieſe Vergehen auf dieſelbe Weiſe beurtheilt und entſchieden, wie die gegen Privatperſonen. Wenn der öffentliche Anwald als Kläger auftrit, ſo kann der Beklagte entweder die Thatſache leugnen, oder wenn er dieſes nicht kann, darthun, daß er es nicht in der Abſicht gethan, um die Ruhe im Staat zu ſtören. Das Ja oder Nein der Geſchwornen bezieht ſich wieder 1) auf die Thatſache und 2) auf die Beziehung. Gerade weil die engliſchen Geſetze ſo einfach ſind, begreifen ſie ſo viele Klaſſen von Fällen unter ſich, und die Klagen über Libelle, ſie ſeien mündlich oder ſchriftlich oder durch den Druck verbreitet, gehören immer auf dieſelbe Weiſe vor die Geſchwornen Gerichte. Der Begriff eines Libells iſt aber immer der: daß die Schrift in der

Abſicht geſchrieben, gedruckt und verbreitet worden, um die Ruhe im Staate zu ſtören, und hierüber ſprechen die Geſchwornen mit Ja oder Nein. Man ſieht, daſs die Geſetze in England nur dasjenige ſtrafen, was der Geſellſchaft in ihrer Ordnung nachtheilig iſt. Bei der Beſtimmung des Preſsvergehen gegen den Staat iſt es wol am beſten, daſs man das Beiſpiel der Engländer befolgt, die hierin die längſte Erfahrung haben. In der engliſchen Geſetzgebung gehören nach einem ſehr richtigen Grundſatze und Gefühle die ſittenvergiftenden und irreligiöſen Schriften zu den Libellen, weil die ganze Ordnung der Geſellſchaft auf Religiöſität und Sittlichkeit ihrer Mitglieder gebaut iſt. Die Jury ſpricht daher auch über religiöſe Schriften und Bücher, wenn der öffentliche Anwalt den Verfaſſer, die Drucker und Verleger, als Verfertiger und Verbreiter derſelben, vor Gericht ſtellt. Wie die Preſsvergehen zu beſtrafen ſind, ſiehe den Artikel Preſsgeſetze und Preſsgerichte. Eine Darſtellung der engliſchen Geſetzgebung über die Preſsfreiheit findet man in des Prof. Krug, Entwurf zur deutſchen Geſetzgebung über die Preſsfreiheit (Leipz. 1818). Krug unterſcheidet, was viele nicht beachtet haben, Preſsfreiheit und Cenſurfreiheit. Letztre kann vorhanden und dennoch die erſte durch ſtrenge Geſetze, durch fiskaliſche Gerichte (die nicht wie die Schwurgerichte, Jurys, ex aequo et bono, nach Grundſätzen der Billigkeit urtheilen) und durch den argwöhniſchen Geiſt der Regierung gefeſſelt ſein. Außerdem befindet ſich eine meiſterhaft geſchriebne Darſtellung der engliſchen Preſsgeſetzgebung in dem erſten Bande der wiener Jahrbücher, deren größtes Verdienſt das hiſtoriſche iſt. Der Verfaſſer betrachtet die Tendenz einer Schrift als eine beſondre Inſpiration, die aus dem Ganzen hervorgehen ſoll, abgeſehen von dem Inhalt und der Abſicht im Einzelnen. Man ſieht, wie eine ſolche Anſicht der willkürlichſten Auslegung Thür und Thor öffnet. Zu dem Urtheil über die Tendenz, inſofern ſie nicht das natürliche, ſtrenge, unabweisbare Reſultat einer zuſammenhangenden, auf dem Einzelnen beruhenden Prüfung iſt, gehört nicht weniger als eine politiſche Inſpiration, die vielleicht mit andern Wundergaben jetzt auf die Erde herabgekommen iſt. Darum iſt eine gute Geſetzgebung über Preſsvergehen die Hauptſache! Ueberhaupt können Preſsvergehen nicht nach dem ſtrengen Rechte beurtheilt werden. Krug hat daher, bis wirkliche Preſsfreiheit eintrit, die Cenſur in einigen Fällen mit ſehr beſchränkenden Modificationen und nur einſtweilen noch beizubehalten vorgeſchlagen, indem er mit Recht die Aufhebung der Cenſur ohne gleichzeitige Einführung der Schwurgerichte (die Hauptſtütze einer freien Preſſe), der Freiheit der Preſſe eher für hinderlich als günſtig anſieht. Die Verhandlungen in der franzöſiſchen Deputirten-Kammer im März und April 1819, bei Gelegenheit des Geſetzes, in Anſehung der Preſſe, ſind von großem Intereſſe. Die franzöſiſchen Geſetzgeber haben anerkannt, daſs die Oeffentlichkeit die Seele einer repräſentativen Regierung ſei, daſs aber dieſe Oeffentlichkeit nicht vollſtändig beſtehen könne, daſs die Preſsfreiheit ſelbſt offenbar unvollkommen ſein würde, wenn die Journale (Zeitſchriften) nicht frei wären. Auch das franzöſiſche Geſetz über die Preſſe vom J. 1819 hat die Verbrechen und Vergehungen durch die Preſſe den Aſſiſen-Gerichten zugewieſen, wo das Urtheil durch Geſchworne Statt findet. Nur Klagen wegen Injurien werden vor dem Zucht-

polizeigericht anhängig gemacht. In Kontumazfällen entſcheiden die Aſſiſen-Gerichte ohne Geſchworne. Uebrigens ſollte man in der Theorie gar nicht beſondre ſogenannte Preßvergehen annehmen; denn die Preſſe, deren man ſich zum Inſtrument zur Begehung eines Verbrechens bedient, gibt ſo wenig Anlaß zur Beſtimmung eines neuen Verbrechens, als das Pulver Verbrechen hervorgebracht hat. Das, was ein Verbrechen als ſolches conſtituirt, iſt die Abſicht des Thäters, und der Nachtheil des Preßmißbrauchs in der Staatsgeſellſchaft.

Preßſpäne, Preßpapier, ſind eine Gattung dünner, aber ſehr harter und feſter glänzender Papierblätter, zwiſchen welchen die leichten wollnen Zeuge gepreßt werden, um ihnen einen ſchönen in die Augen fallenden Glanz zu geben. Ihre Erfindung rührt von den Engländern her, welche auf lange Zeit ein Geheimniß daraus gemacht, und die Ausfuhr auf's Strengſte verboten haben. Dennoch hat man durch den Schleichhandel dieſe Späne nach ganz Europa auszuführen gewußt, und endlich hat der Papiermacher Kanter in Tratenau (bei Königsberg in Preußen) das Geheimniß, ſolche Preßſpäne zu verfertigen, entdeckt, und eine Fabrik angelegt, welche dieſelben faſt in derſelben Güte wie die engliſchen liefert. Die preußiſchen werden aus reinem Hanf, die engliſchen aus verbrauchtem oder verwittertem Segeltuche verfertigt.

Preſtel (Joh. Gottlieb), Maler, Zeichnen und Kupferſtecher, neuerlich vorzüglich berühmt durch ſeine Blätter in der ſogenannten Handzeichnungsmanier, wurde 1739 zu Grünebach im Schwäbiſch-Kemptiſchen geboren. Er lernte die Anfangsgründe ſeiner Kunſt bei zwei Freskomalern in Tyrol; hierauf ging er nach Venedig, wo er an Joſeph Wagner und Nogari wahre Freunde fand. Letztrer trug ihm ſogar eine junge Verwandte an, die er zur Erbin beſtimmt hatte. Aber der unruhige Preſtel ſchlug ſie aus, wodurch er Nogari ſo aufbrachte, daß ihn dieſer aus dem Hauſe jagte. Auf Wagner's wohlgemeinten Rath eilte er nun nach Rom, und hielt ſich noch mehrere Jahre in Italien auf. 1769 war er in Nürnberg, wo er ſich verheirathete. Nach einiger Zeit ging er in die Schweiz, wo er ſich größtentheils bei Lavater aufhielt, und durch deſſen Empfehlung viel mit Porträtmalen verdiente. Kenner beklagen, daß er ſeine Art zu malen, in der am glücklichſten war, aus Unbeſtändigkeit des Charakters verließ. Als er nach Nürnberg zurückkam, vertauſchte er den Pinſel mit dem Grabſtichel. Seine erſten Verſuche waren ſchlecht; er arbeitete darauf in Röthel- und Tuſchmanier, und machte glücklichere Verſuche im Radiren. Hieraus entſtand dann endlich ſeine Handzeichnungsmanier. Er wußte die Handzeichnungen auf das Glücklichſte nachzuahmen. Die ſchönen Blätter, die er herausgab, übertrafen Alles, was Engländer und Franzoſen hierin geleiſtet haben. Indeſſen fanden dieſelben in Nürnberg wenig Abgang; er gerieth daher in häusliche Verlegenheiten, und ließ ſich mit ſeiner Familie in Augsburg nieder, wo er unter etwas verbeſſerten Umſtänden ſeine Arbeiten fortſetzte. Vorzüglich bekannt (wenn gleich nicht immer mit Auswahl gemacht) ſind die drei großen Sammlungen intereſſanter Zeichnungen der vorzüglichſten Maler aus mehrern Schulen, wovon die erſte 48, die zweite 30, die dritte 36 Blätter enthält.

Preſto, Geſchwind, bezeichnet, wenn es einem Tonſtück vorgeſetzt iſt, den fünften der fünf Hauptgrade der muſikaliſchen Bewe-

gung (ſ. Tempo) welcher noch zweimal, durch presto assai (ſehr ſchnell), und durch den Superlativ, prestissimo, geſteigert werden kann.

Preußen. Es gibt außer Oeſterreich keine Nation und keine Monarchie in Europa, die in ihren Beſtandtheilen mehr vereinzelt, durch tief eingreifende Begebenheiten der Vergangenheit mannichfaltiger geſtimmt und deſſen ungeachtet durch das Ziel eines gemeinſchaftlichen Intereſſe, die Verwandtſchaft der herrſchenden Bildung, Sitte, Denkweiſe, zu einem innigern und friſchern Ganzen berufen wäre als die preußiſche. Volk und Staat wurden Eins, zuerſt beſonders durch den National-Enthuſiasmus, welchen Friedrich II. in dem Herzen jedes Preußen für ſich und das Vaterland zu entzünden wußte, ſpäterhin noch mehr, als die ſchroffe Scheidewand zwiſchen dem Soldſtreiter und dem Bürgerwehrmann, zuſammenfiel. Seit 1807 durchdrang Ein Kraftgefühl den Monarchen, den Bürger und das Heer: das Gefühl des deutſchen Nationalſinns, der Vaterlandsliebe und des Heldenmuths. Durch dieſes Gefühl erhoben, erkämpften ſie den Kranz des Sieges und des Ruhms in den Jahren 1813, 1814 und 1815. Mit freudiger Hoffnung blickten damals Deutſchland und der Geiſt des Proteſtantismus auf Preußen hin, als auf ihre erſte Schutzwehr. Noch jetzt erwartet von ihnen die deutſche Nation ihre beſſere Zukunft! Denn Preußens Volk, Staat und Regent ſind deutſch. Sie beſtehen nur mit und durch Deutſchland. (Vergl. Brandenburg). Gleichwol führt dieſe nordiſche Monarchie, welche die Stammſitze der alten Sachſen umſchließt, einen ſlaviſchen Namen: die Ueberwinder gaben ſich den Volksnamen der überwundnen und vertilgten Preußen. Wie dies gekommen, wie um den Doppelkern: Brandenburg und Preußen, ſich dieſe große Monarchie gebildet, wie unter dem Geſtirn des Hauſes Hohenzollern ein jugendlichkräftiges Volk ſich erhoben habe, muß hiſtoriſch angedeutet werden, ehe wir die neue Geſtaltung dieſer europäiſch-deutſchen Schutzmacht — denn dies iſt ſie mit Oeſterreich — in einer gedrängten Ueberſicht darſtellen. Als die Gothen die Ufer des baltiſchen Meers verlaſſen hatten, zogen ſlaviſche Stämme, die Letten, im 10. Jahrh. von ihren ſpäter eingewanderten Stammbrüdern, den Czechen, Poruſſen genannt, die Weichſel hinab; in wilder Freiheit tapfer, ſtießen ſie die Feſſeln des Chriſtenthums zurück, und Conrad von Maſovien (ſ. Polen), der ſein Land gegen ihre Einfälle nicht ſchützen konnte, rief die deutſchen Ritter herbei, die einen Landſtrich an der Weichſel als Eigenthum von ihm erhielten, eine Schenkung, die auch 1231 von Kaiſer Friedrich II. und Papſt Gregor IX. beſtätigt wurde. Indeß währte der Vertilgungskrieg mit den elf preußiſchen Volksſtämmen bis 1283; doch unterwarfen ſich einzelne ſchon früher, und edle Preußen wurden ſogar Deutſchherren. Allein mit dem deutſchen Gewerbfleiß und Handel wurden auch deutſche Sprache und Sitte immer mehr an der baltiſchen Küſte einheimiſch, ſo daß der preußiſche Urſtamm zuletzt kaum noch in einigen Dörfern als Miſchling wahrgenommen werden konnte. Der Orden beherrſchte das Land an beiden Weichſelufern von der polniſchen Grenze nordwärts, nebſt Oſtpommern oder Pomerellen, durch Landmeiſter, bis endlich, 1309, unter dem Hoch- und Heermeiſter, Conrad von Feuchtwangen, Marienburg der Sitz der Ordensregierung wurde. Geſichert gegen Polen durch den kaliſcher Frieden

1343, griffen die Ritter die Litthauer an, und kämpften mit ihnen faſt hundert Jahre um Samogitien. Das reiche Ordensland, voll blühender Handelsſtädte und wohlhabender deutſcher Kolonien (Danzig, Elbing, Thorn, Kulm), erſtreckte ſich im 15. Jahrh. von der Oder, längs der Oſtſee, bis an den finniſchen Meerbuſen. Die größern Städte erwuchſen zu kleinen Republiken, und der Landmann ward ſeines Beſitzthums froh. Aber die Kriegsſteuern und die Ueppigkeit der Ritter erſchöpften endlich das Land. Der Adel und die Städte vereinigten ſich gegen die harte Regierung des Ordens, und da kein andres Mittel half unterwarfen ſie ſich 1454 dem polniſchen Schutze. Hierauf fiel durch den thorner Frieden 1466 Vorder- oder Weſtpreußen an Polen, behielt jedoch ſeine eigne Verfaſſung; allein die Polen verletzten dieſe Bedingung, und das deutſche Reich, zu welchem das Ordensland gehörte, wollte den thorner Frieden nicht anerkennen; auch zögerten die Hochmeiſter, welche im Beſitze von Hinter- oder Oſtpreußen blieben, Polen den Vaſalleneid zu leiſten. Die Ritter wählten deshalb den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, einen Sohn des Markgrafen zu Anſpach, 1511 zu ihrem Hochmeiſter, um durch Hülfe des Hauſes Brandenburg vom polniſchen Vaſalleneide frei zu werden. Aber das deutſche Reich that nichts; und der Hochmeiſter muß eilen, mit Polen Frieden zu ſchließen. Da ward auf des Königs von Polen Vorſchlag, im ewigen Frieden zu Krakau, 1525, der Orden in den preußiſchen Landen gänzlich aufgehoben, und das bisherige Ordensland Preußen von dem Prinzen für ſeine und ſeiner Brüder männliche Nachkommen als ein lehnbares Erbherzogthum von Polen angenommen. Zugleich drang überall die Reformation ein, zu der ſich der Erbherzog Albrecht bekannte. Nachdem hierauf, weil Albrechts Nachfolger blödſinnig war, der Kurfürſt Joachim Friedrich von Brandenburg 1605 die Verwaltung des Herzogthums, und Kurfürſt Johann Sigismund 1611 die Belehnung, von Polen erhalten hatte, wurde letztrer, nach dem Tode des blödſinnigen Herzogs, 1618 regierender Herzog von Preußen. Aber erſt ſein Enkel Friedrich Wilhelm, der große Kurfürſt (ſ. Friedrich Wilhelm), entwickelte hier und in den Marken, nachdem er die Adelsariſtokratie in geſetzliche Schranken zurückgeführt hatte, den Keim zu einer mächtigen Monarchie. Dieſe Entwickelung war nicht leicht. Der preußiſche Staat mußte ſich unter großen Gefahren, bald von Schweden, bald von Polen, dann von Oeſterreich, endlich faſt von allen ſeinen Nachbarn, von Frankreich und von Rußland bedroht, zu einer ſelbſtſtändigen Macht aufſchwingen. Kühnheit, Muth und Gewandtheit ſteuerten das Staatsſchiff durch ſo gefährliche Klippen hin. Das Gefühl der Schwäche, der zerriſſnen Lage der Länder, der Eiferſucht der Nachbarn gab der preußiſchen Staatskunſt das beharrliche Streben, ſich zu vergrößern. Vergebens hatte der große Kurfürſt im Frieden zu Oliva 1660 ſein Verhältniß zu Schweden, daß damals die erſte Macht des Nordens war, ſicher geſtellt. Erſt der Tag von Fehrbellin (18. Juni 1675) rettete gegen Schweden, was der weſtphäliſche Friede 1648 dem Kurfürſtenthume Brandenburg als Entſchädigungen an Länderzuwachs gegeben hatte, den größten Theil von Hinterpommern, die Bisthümer Halberſtadt, Minden, Kamin, das Erzſtift Magdeburg (ſeit 1680) und die Grafſchaft Hohenſtein. Zugleich mit der Gründung ſeines Staats ward dem großen Kurfürſten die natürli-

che Beſtimmung deſſelben klar, Norddeutſchlands und der Niederlande Schutzwehr gegen Frankreich zu ſein. Treu an Oeſterreich angeſchloſſen, widerſtand er Ludwigs XIV. ſtolzen Anmaßungen, und vergab nichts der Würde deutſcher Nation. Dennoch entzog Oeſterreich ihm und ſeinem Nachfolger die ſchleſiſchen Fürſtenthümer, welche einer Erbverbrüderung zufolge, nach des Herzogs von Liegnitz Tode 1675 an Brandenburg fallen ſollten. Friedrich Wilhelms Politik war edel und groß artig, aufgeklärt und redlich. Er regierte mit königlichem Anſehn. Sein Sohn Friedrich III. (ſ. d. Art.), als König, Friedrich I., ſetzte ſich zu Königsberg die Königskrone auf's Haupt (18. Jan. 1701). Er regierte in dem Geiſte ſeines Vaters, ohne den Geiſt deſſelben zu beſitzen. Sein Heer ſtritt tapfer für Oeſterreich und Deutſchland gegen Türken und Franzoſen. Im Innern gediehen die Anlagen ſeines Vaters: Ackerbau, Gewerbe, Handel, Wiſſenſchaft und Kunſt, unter dem Schutze des Geſetzes und der Duldung. Auf der von ihm (1694) geſtifteten Univerſität Halle fand die Freiheit im Lehren, Denken und Schreiben einen Schutzort, und die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Berlin gründete, nebſt der Kunſtakademie, in dem verſchönerten Berlin den Sitz des norddeutſchen Kunſtſinnes und einer auf das Leben ſelbſt einwirkender Literatur. Sei es auch, daß Beweggründe der Eitelkeit und des Prunkes den König leiteten; ſeine neue Würde blieb kein leerer Schall, keine unnütze Staatsausgabe. Ein Staat, der ſolche Strommündungen, eine ſolche Küſtenlänge, und die Feſte Magdeburg beſaß, der ſolche Verdienſte um das deutſche Gemeinweſen ſich erworben hatte, durfte auf Selbſtſtändigkeit im deutſchen Fürſtenrathe Anſpruch machen. Da Kaiſer Leopold I. in Preußens Königswürde eingewilligt hatte, — zu dieſem politiſchen Schritte, der aber freilich ſeit dem weſtphäliſchen Frieden beinahe unvermeidlich geworden war, von einem Jeſuiten überredet, — konnte Oeſterreich von dieſem Augenblicke an nur mit Preußen ſein Uebergewicht in Deutſchland, mithin auch in Europa behaupten. Es währte aber über 100 Jahre, ehe das wiener Kabinet von dieſer politiſchen Wahrheit, die auch dem berliner bis zum baſeler Frieden nicht ſo ganz einleuchtete, ſich überzeugen konnte. Dadurch trieb Oeſterreich den König von Preußen endlich zur engern Verbindung mit Rußland hin. Auch Friedrich I. vergrößerte ſein Gebiet durch Elbing, das Polen einzulöſen nicht im Stande war, durch Neufſchatel und Valengin, deſſen Stände ihn als rechtmäßigen Erbfolger freiwillig anerkannten, durch Mörs und Lingen, die ihm aus der oraniſchen Erbſchaft zufielen, und durch Tecklenburg, das er erkaufte. Vergrößerung war das natürliche Bedürfniß der jungen, von mächtigern Nachbarn eingeſchloſſnen und in alle Staatshändel des Weſtens und Oſtens von Europa verwickelten Monarchie, aber ſie folgte demſelben bis zur Theilung Polens mit Mäßigung. So erhielt im nordiſchen Kriege König Friedrich Wilhelm (ſ. d. Art.), ein Monarch, welcher nie vergaß, was er wollte, durch Carls XII. Starrſinn endlich ſelbſt genöthigt, in den Bund gegen Schweden zu treten (1720), Stettin nebſt Vorpommern bis an die Peene, bezahlte aber für dieſen Erwerb der früher ihm von Schweden entriſſnen Odermündungen 2 Millionen Thaler. Noch fügte er ſeinen Staaten Preußiſch-Geldern hinzu. Mit richtiger Einſicht in das Weſen des Staats ſchuf er in einem weiſen und ſparſamen Haushalte die Grundlage der preußiſchen Macht.

Er errichtete unter einem allgemeinen Directorium die Domänenkammern, und ſetzte Einnahme wie Ausgabe auf beſtimmte Etats, deren Ueberſchüſſe den Staatsſchatz bildeten. Aber der Grundſatz, ein Heer (von 60,000 Mann) zu halten, führte ihn zu dem Syſtem der fremden Werbungen, und trennte den Kriegerſtand vom Bürgerthum. Auch fing ſchon unter ihm ein der Einheit ſo nahe als möglich gebrachter Mechanismus an, für das Weſen der Staatsverwaltung angeſehen zu werden, deſſen Formengewalt in der Folge die moraliſche Kraft lähmen mußte. Nur der König und ſeine Miniſter beſeelten die willen- und gemüthloſe Staatsmaſchine. Dies brachte zuletzt weniger Gutes als Böſes hervor. Dagegen verwandelte Friedrich Wilhelm 1713 in ſeinen ſämmtlichen Staaten das Lehn in Erbe, und jedes Ritterpferd in einen jährlichen Kanon; aber aus Eifer für Juſtiz und Polizei griff er oft ſelbſt die Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt an, und gab das Beiſpiel einer willkürlichen Kabinetskriminaljuſtiz. Doch regte ſich im Allgemeinen ein kräftiges Leben, da der geſunde Menſchenverſtand meiſtens obſiegte. So vorbereitet und ausgerüſtet ward die preußiſche Monarchie ein treffliches Werkzeug für die Größe Friedrichs II. (ſ. d. Art.) Sein Genius vervielfältigte die phyſiſche und moraliſche Kraft des Staats, der durch Friedrichs Perſönlichkeit in die Reihe der erſten Mächte eintrat, und der Ring wurde, welcher die Kette des weſtlichen und des öſtlichen Staatenſyſtems von Europa verband. Anſprüche auf einige Theile Schleſiens gaben ihm, da Maria Thereſia ſeinen Beiſtand durch Nachgibigkeit nicht erkaufen mochte, den Vorwand zur Eroberung Schleſiens. Der Beſitz der Oder und der Sudeten ſchien ihm nothwendig, ſeine politiſche Stellung zu ſichern; er war zu mächtig, um ſich andern Mächten unterzuordnen, und zu ſchwach, um ſich kraftvoll zu behaupten. Halb Europa hatte ſich gegen Oeſterreich verbunden. Friedrich wollte für Oeſterreich kämpfen, aber nicht umſonſt, wie ſeine Vorfahren; auch galt es nicht Deutſchland. Die Rüſtung für war jedoch zugleich gegen Oeſterreich, eben darum zweideutig; denn Preußen durfte in keinem Falle unthätig bleiben, weil die Folge des Krieges eine neue Bildung der Machtverhältniſſe mehrerer deutſchen und europäiſchen Staaten ſein mußte. Friedrich wollte nicht mehr, als ſein beſtimmter Zweck, die Befeſtigung ſeiner Monarchie, erfoderte Vom breslauer Frieden (1742) an war ſein Kriegsſyſtem Vertheidigung. Er befolgte daſſelbe auf eine Art, die das Nachtheilige davon aufhob, d. h. er kam ſeinen Feinden zuvor. Darum nahm er im dresdner und hubertsburger Frieden nichts von Sachſen, das er zweimal erobert hatte. Oſtfriesland war ſchon 1743, wegen Anwartſchaft von ihm mit der preußiſchen Monarchie vereinigt worden. Aber der Eintrit einer neuen Macht in das Staatenſyſtem von Europa, welche ſelbſtſtändig die Frage des Gleichgewichts entſcheiden konnte, mußte jede alte Macht, Frankreich am tiefſten, verwunden. Mit Bitterkeit nannte Fleury Friedrich II. den Schiedsrichter von Europa. Oeſterreich fühlte ſich gedemüthigt, und ſetzte in Schleſiens Wiedererlangung den Ehrenpunkt ſeiner Politik. So entſtand das Bündniß zwiſchen Frankreich und Oeſterreich im J. 1756, wodurch Deutſchland der Kampfplatz aller See- und Landmächte wurde, indem England, Hannovers wegen, einen Theil von Norddeutſchland gegen Frankreich bewaffnete. Der ſiebenjährige Krieg änderte nichts in den frühern Staatsverhältniſſen des feſten Landes; allein er ſchien zu beweiſen,

daß Preußen im Beſitze von Sachſen, unter übrigens gleichen Umſtänden, unüberwindlich ſei. — Friedrich II. war jetzt, was er ſein wollte. Seit 1763 wandte ſich ſeine ganze Sorgfalt und Thätigkeit auf das Innere, während er nach außen hin nur in der Erhaltung der deutſchen Reichsverfaſſung Heil für das Ganze, wie für Preußen ſah; daher ſein aus uneigennütziger Staatskunſt unternommner, ſeinen Bundesgenoſſen allein unmittelbar Vortheil bringender Schutzkrieg für Baiern im J. 1778, und ſein deutſcher Fürſtenbund, 1785. Im Innern aber machte die Unterhaltung eines unverhältnißmäßig großen Soldheers die Vermehrung der Staatseinkünfte zum Ziel aller Staatswirthſchaft, woraus der Grundſatz entſtand, die Staatsverwaltung möglichſt maſchinenmäßig einzurichten. Je mehr nun der Gang dieſer Maſchine durch die Unterbrechung des Ländergebiets geſtört wurde, deſto wichtiger erſchien das Abrundungsſyſtem, dem zuletzt jede andre Rückſicht weichen mußte. Ueberhaupt waren damals Quadratmeilen und Volkszahl in der ganzen europäiſchen Kabinetspolitik der Maßſtab des Glücks und der Macht. Eine Folge dieſer Anſicht war die Theilung Polens, 1772. Auf Friedrichs Ruhm laſtet wenigſtens nicht die erſte Schuld dieſes Entwurfs. Seitdem mußte das preußiſche Kabinet Polen der Verbindung mit Rußland aufopfern, weil Preußen damals ohne Verbündete Oeſterreich gegenüber ſtand. Jene Verbindung Preußens mit Rußland im J. 1764 hat in der Idee fortgewirkt bis zu dem Vertrage von Kaliſch. Nur eine frühe, innige Verbindung Oeſterreichs mit Preußen hätte Polen im diplomatiſchen Sinne retten können. So ward die Monarchie unter Friedrich an Umfang und Volkszahl beinahe verdoppelt. Er hinterließ ſeinem Neffen, Friedrich Wilhelm II, ein Reich von 3381 Q. M. mit 5,800,000 Einw., ein Heer von 220,000 M. (das aber freilich beinahe Vier Fünftel der Staatseinkünfte koſtete) und einen Schatz von 50 Mill. Thalern. Allein ſo erhaben ſeine Selbſtregierung (faſt ein halbes Jahrhundert das Muſter königlicher Pflichterfüllung) war, ſo gehörte er ſeinem Volke nur als Herrſcher an, nicht als Menſch. Sein Gemüth erkältete franzöſiſcher Witz; er verſtand nicht das deutſche Volksthum. Heer und Schatz waren ihm das Weſen der Staatskraft, nicht die Nation; daher galt das Tabellengebäude der Finanzkunſt für das Höchſte der Staatspraxis, und der Stand des Soldkriegers erhob ſich abgeſondert über den Bürger. Doch wurden, da Friedrichs Geiſt und ſein Ruhm die erſten Köpfe der Nation mächtig aufregte, Geſetzgebung, Juſtiz, Landesökonomie, Gewerbfleiß und geiſtige Bildung wirkſam befördert. Freiheit der Sprache und Preſſe herrſchte faſt wie in der freieſten Republik, wodurch die Nation an geiſtiger Reife höher ſtieg, als Friedrich ſelbſt ſich vorſtellte. Dies Alles hauchte der Staatsmaſchine einen lebendigen Organismus ein: es war Friedrichs Geiſt. Allein nach ſeinem Tode erſchien der Staat als ein kunſtvolles Uhrwerk, das ſeiner Spannfeder beraubt war, und Mirabeau, der geiſtvolle Berichterſtatter über die Monarchie Friedrichs des Großen, fällte jetzt von ihr in ſeiner Histoire secrète das allgemeine Urtheil: pourriture avant mâturité. Zwar behauptete Preußen ſeine Stellung als Schiedsrichter bei den holländiſchen Unruhen 1787, und als Vermittler des Friedens mit der Pforte zu Reichenbach 1790; allein es that hier zu wenig, indem es gegen Rußland nichts durchzuſetzen wagte, und zu viel, indem es Oeſterreich Bedingungen vorſchrieb. Mit dieſem Vertrage endigte das von Friedrich und Herzberg gegrün-

bete Syſtem der preußiſchen Staatskunſt. Hierauf näherten ſich die Höfe von Wien und Berlin zuerſt in Pilnitz (Aug. 1791) einander wieder. Sie ſchloſſen ein Schutzbündniß zu Berlin den 7. Febr. 1792. Allein zwei Feldzüge gegen Frankreich — erſchöpften den preußiſchen Staat; doch wäre Ausharren in der einmal gewählten Stellung das Beſte geweſen. Aber Friedrich Wilhelms verſchwenderiſcher Haushalt belaſtete den Staat mit Schulden, und ſein Kabinet hatte nur Polen im Auge. Seitdem fiel das Anſehn der Monarchie. Mit unheilbringender Politik handelte Preußen um den Preis ſeiner politiſchen Unthätigkeit, vom baſeler Frieden (5. April 1795) bis zur Kriegserklärung gegen Frankreich (9. Oct. 1806). Früher hatte Friedrich Wilhelm II. im J. 1790 mit Polen (ſ. d. Art.) eine Allianz geſchloſſen, und der neuen Conſtitution vom 3. Mai 1791 ſeinen Beifall gegeben; allein bald wurde auf Herzberg's weiſern Rath, aus Friedrichs II. Schule, ſeit 1791 nicht mehr gehört. Durch die Ausſicht eines Krieges mit Rußland erſchreckt, wegen Danzig und Thorn von Polen nicht befriedigt, verließ Friedrich Wilhelm die Republik, zog mit Rußland vereinigt gegen vorgeblichen Jacobinismus zu Felde, und beſetzte Danzig. Hierauf verſcherzte das preußiſche Kabinet völlig das Vertrauen ſeiner Nachbarn durch die Beſitznahme des Gebiets von Nürnberg ꝛc. (in Folge der 1791 an Preußen abgetretnen Fürſtenthümer Anſpach und Baireuth) durch die zweite und dritte Theilung Polens (1793, 1795) und durch den geheimen Abtretungs- und Entſchädigungsvertrag mit Frankreich (5. Aug. 1796). Alſo verunglückte die ſeit 1796 gefaßte Idee, Preußen im Norden zum Mittelpunkte einer großen Föderation zu machen! Wenn aber die beabſichtigte Trennung des nördlichen Deutſchlands von dem ſüdlichen, Preußen zum Vorwurfe gereicht, ſo darf man dennoch nicht vergeſſen, daß Oeſterreich ſelbſt, aus Empfindlichkeit über die reichenbacher Convention, durch ſeine Politik das preußiſche Kabinet ſtutzig gemacht und von ſich entfernt hatte. Das letztre wollte nicht mehr, wie vor hundert Jahren, ſeine Kräfte blos für Andre hingeben. Indeß wurde Preußen durch ſeine damalige Politik der unmittelbare Nachbar, hier von Frankreich, dort von Rußland; mit offnen Grenzländern gegen beide, und, bei einer großen Handelsſchifffahrt, ohne Seemacht, zugleich jedem Angriffe zur See ausgeſetzt, war es unſchlüſſig, welcher der beiden Hauptmächte es ſich anſchließen ſollte. Da machte es endlich den Verſuch, unerſchütterlich auf Neutralität zu beſtehen, und zerſtörte dadurch ſelbſt die Meinung von ſeiner kriegeriſchen Haltung. Zwar wuchs der Staat an Größe (er enthielt jetzt 5485 Q. M. 8,700,000 Einw.); auch erhielt er eine muſterhafte Geſetzgeburg durch die Einführung des allgemeinen Landrechts; es vermehrte ſich ſein Wohlſtand, und die Verwaltung ward verbeſſert, indem man das ſtrenge merkantiliſch-fiskaliſche Syſtem milderte, und einige Monopole aufhob; allein die ſteigenden Staatsbedürfniſſe bei einer Schuldenlaſt von 28 Mill. Thal. machten neue Abgaben nöthig, und Preußen ſtand in Europa beargwohnt, und allein. Das Gute, was Friedrich Wilhelm III. ſeit 1797 dem Staate erwies, ſeine ſtrenge Sparſamkeit, ſeine häuslichen Tugenden, ſeine große Rechtlichkeit und ſein deutſches Herz konnten die Wunden des Staats, welche des Vaters gemißbrauchte Schwäche ihm zugezogen hatte, nicht ganz heilen. Die Zerrüttung der Finanzen, welche im Febr. 1806 die Einführung eines Papiergeldes,

der Treſorſcheine, rathſam machte, bewog den König, jeden Antrag zur Mitwirkung gegen Frankreich zu verwerfen; dadurch ward aber die Stellung zwiſchen Rußland und Großbritannien ſehr ungewiß, und Preußen konnte nichts für Deutſchlund thun, als annehmen, was Frankreich in Uebereinſtimmung mit Rußland durch den Entſchädigungsrezeß vom J. 1802 in Deutſchland ihm überließ. Bald wurde ſein Neutralitätsſyſtem durch Frankreichs Beſitznahme Hannovers im J. 1803 erſchüttert; als nun 1805 eine dritte Coalition gegen Frankreichs Anmaßungen ſich bildete, ſchwankte die preußiſche Politik mehr als je. Eine Kriegs- und eine Friedenspartei theilten das Kabinet, während ein großer Theil des Heers Krieg wollte. Es fehlte an einem ſtarken Willen, der Alles zuſammenhielt, das Veraltete umbildete, und die Maſſe raſch bewegte. Zwar bewirkte Alexanders von Rußland perſönliche Anweſenheit in Berlin die Convention zu Potsdam 3. Nov. 1805; beide Monarchen ſchloſſen einen Freundſchaftsbund, der eine der ſeltenſten Erſcheinungen in der Geſchichte iſt, und das preußiſche Heer rückte bis an die fränkiſche Grenze; allein nach der Schlacht bei Auſterlitz neigte ſich das preußiſche Kabinet ängſtlich zum Frieden hin, und ſchloß, durch Oeſterreichs Waffenſtillſtand hierzu berechtigt, Verträge mit Frankreich, die von der Art waren, daß Preußen von der Politik des franzöſiſchen Kabinets umſtrickt, in ein geſpanntes Verhältniß mit allen übrigen Mächten trat, und, nachdem es Kleve, Anſpach und Neufchatel an Frankreich überlaſſen, wider ſeinen Willen genöthigt ward, Hannover als ſein Eigenthum (1. April 1806) in Beſitz zu nehmen. So zog es ſich den verdienten Vorwurf des brittiſchen Miniſter Fox zu, als ob es die auf den Fall ſeines Beitrits zur Coalition ihm angebotnen Vortheile gegen Frankreich geltend gemacht hätte, um von dieſem Bewilligungen auf Koſten der Coalition zu erlangen. England erklärte nun an Preußen den Krieg, Schweden reizte es mit herausfoderndem Trotze, in Petersburg allein wußte der Herzog von Braunſchweig die freundſchaftlichen Verhältniſſe durch vertraute Mittheilungen zu ſichern. Preußen wollte keinen Krieg mit England und Schweden; aber Napoleon triumphirte, es in einen doppelten verwickelt, und wie er glaubte, von Rußland getrennt zu haben. Alſo ſchloß er in voller Sicherheit den Rheinbund. Jetzt griff Preußen, das ſich von Napoleon auch um Hannover betrogen glaubte, zum Schwert. Allein noch war kein nordiſches Bundesſyſtem gebildet; das Zutrauen der Nachbarſtaaten fehlte, und bei großem Selbſtvertrauen der meiſten Heerführer, handelten dieſe weder einmüthig, noch entſchloſſen. Der Nationalwille ſchien ſich nur in den Marken für den Krieg auszuſprechen. Da wurden überall die alten Gebrechen des Staatsräderwerks und die Mißgriffe einer ſchwankenden und rechnenden Abrundungspolitik ſichtbar. Der Tag von Jena (14. Oct.), und der Fall von Magdeburg (8. Nov. 1806) zerbrachen die morſchen Bänder der Monarchie Friedrichs II.; ein großes Unglück kam über das Heer, das Volk und den König. Der Schmerz koſtete einer angebeteten Königin, die eine Zierde der Thronen und der Menſchheit war, das Leben (19. Juli 1810); aber ſie und ihr königlicher Gemahl hatten den alten preußiſchen Geiſt und den deutſchen Charakter auch im Unglücke bewährt. Im Drucke ſelbſt verjüngte ſich die moraliſche Kraft der Nation; und Hardenberg ordnete mit ſcharfem Blicke in die Zukunft den im Frie-

den von Tilſit (9. Juli 1807) um die Hälfte verkleinerten, und nach dem Frieden bis zum 3. Dec. 1808 von Frankreich mit mehr als 150,000 M. beſetzt gehaltnen, gänzlich ausgeſogenen Staat. Aber unter welchen Umſtänden! Eine Kriegsſteuer von 120 Millionen Fr. mußte nachbezahlt, und die zurückgelaſſne franzöſiſche Beſatzung in den preußiſchen Feſtungen Stettin, Cüſtrin und Glogau, unterhalten werden; dazu kam die Handelsſperre des Continentalſyſtems. Kühner noch arbeitete der Miniſter Freiherr von Stein an der Erhebung zu einer beſſern Zukunft. Er mußte Deutſchland verlaſſen; aber im Stillen reifte das von ihm begonnene Werk der Wiederherſtellung. Hierauf ward d. 6. Juni 1810 der Baron von Hardenberg als Staatskanzler an die Spitze der Verwaltung geſtellt. Er führte nach liberalen Ideen ein neues Staatsgebäude auf, in welchem der Grundſatz, daß alle Klaſſen der Staatsbürger, nach Maßgabe ihrer Kräfte, zur Rettung des Ganzen beitragen müßten, durchgreifende Geſetze und eine wohlthätige Ausgleichung wegen aufgehobner Privilegien zur Folge hatte. Es gab lauten Widerſpruch; aber der Geiſt der Nation erſtarkte, und Napoleons fortdauernde planmäßige Bedrückung des preußiſchen Staats erhöhte nur die Spannkraft zum Widerſtande. Napoleon hatte nämlich ſeit 1811 eine ſolche militäriſche Stellung in Preußen genommen, daß er als Herr der Monarchie betrachtet werden konnte. Seine Heere durchſchnitten das Land in elf Militärſtraßen; die Feſtungen wurden nicht geräumt, obgleich Preußen ſeine darauf abzweckenden Verbindlichkeiten erfüllt hatte. Danzig und Stralſund waren in franzöſiſcher Gewalt, Preußen mithin von einer ſtärkern franzöſiſchen Kriegsmacht beſetzt, als es ſelbſt halten durfte, nämlich 42,000 M. Dazu kamen Mißhandlungen und Erpreſſungen der franzöſiſchen Militärbehörden. Vergebens that Friedrich Wilhelm III. Alles, um den Haß des franzöſiſchen Kaiſers zu verſöhnen. Was der Kaiſer mit Gewalt zu thun drohete, ſuchte der König endlich durch eine Allianz, Paris d. 24. Febr. 1812, zu mildern. Nun zog das franzöſiſche Heer durch Preußen gegen Rußland, und 20,000 Preußen ſchloſſen ſich als Hülfsheer an. Der harte Vertrag wurde preußiſcher Seits erfüllt; allein Napoleon ſetzte ſeinen Foderungen keine Grenzen, und dachte an keine Gegenleiſtung. Da kam die Zeit der Befreiung, wo der Wille der Nation, ſo erſchöpft ſie auch war, zur That wurde. York's Capitulation zu Poſcherau (30. Dec. 1812) war das Ergebniß der allgemeinen Nationalſtimmung; aber noch mußte die Regierung ſchweigen. Endlich rief ſie d 9. Febr. 1813 die Nation zu freiwilligem Kriegsdienſt auf. Als nun Napoleon auf keine ſeiner Vorſtellungen in Paris achten, keine Verbindlichkeit erfüllen wollte, ſondern im Tone der Oberhoheit den Verbündeten als Vaſallen zu behandeln fortfuhr, da ſchloß der König, welcher ſchon längſt ſeine Hauptſtadt nicht mehr bewohnen konnte, und Spandau wie Pillau franzöſiſchen Truppen hatte einräumen müſſen, den Bund mit Rußland zu Kaliſch d. 28. Febr. 1813, und erklärte, 16. März, Napoleon den Krieg. Hierauf rief er d. 17. März ſein Volk und Heer auf zu dem heiligen Kriege für Ehre, Freiheit und Vaterland. Dieſer kühne Schritt entſchied Deutſchlands Befreiung von Frankreichs Unterjochung. Die preußiſche Nation war auf einen ſolchen Zeitpunkt vorbereitet. Ueber 100,000 M. waren im Gebrauche der Waffen geübt worden, und Scharnhorſt's Idee einer Landwehr konnte ſchnell ausgeführt werden. Was die Nation und das Heer, was

der König und die Prinzen, was die Männer und Frauen, die Jünglinge und Jungfrauen im frommen deutſchen Sinne mit begeiſtertem Heldenmuthe gethan, gelitten und gewirkt haben, das hat die Geſchichte der Unſterblichkeit geweiht. Preußens und Norddeutſchlands Erhebung war, mit Ausnahme der jenſeit der Elbe gelegnen Länder, gleichzeitig. Ein namenloſes Gefühl durchdrang die deutſchen Völker; aber die Kabinete folgten zögernd. Der Kampf um die Freiheit war hart und ſchwer. Preußens Völker, Heer, Freiwillige, Landwehr und Landſturm, beſtanden ihn mit einer religiöſen und ſittlichen Tapferkeit, wie ſie Deutſchland nie geſehen hatte. Jetzt trat auch Oeſterreich zu dem Bunde, und bei Kulm ward Habsburg's Genius mit dem Hauſe Hohenzollern ausgeſöhnt. Nun führte eine in der Geſchichte einzige Eintracht die Monarchen von dem Siege bei Leipzig bis in die Hauptſtadt des Feindes. Aber zu großmüthig vergaß man gegen Preußens Rath in Paris die Hauptfragen zu entſcheiden; und auf dem Congreſſe zu Wien fand die franzöſiſche Diplomatik Zeit, Schwierigkeiten und Zwietracht auszuſtreuen. So konnte Preußen, wollte es anders nicht zu den Waffen greifen, nur durch das gehäſſige Recht der Eroberung die alte Größe, deren Erſatz ihm zugeſichert war, wieder erlangen. Der Vertrag über Polens künftiges Schickſal, dem Oeſterreich beigetreten war, hatte Preußens Entſchädigung in Sachſen zur Folge, und führte die Theilung dieſes Landes herbei, über das Europa wie über ein erobertes verfügte. Um für den durch das halbe Sachſen und durch Poſen nicht gedeckten Verluſt von Polen, Anſpach, Baireuth, Oſtfriesland, Hildesheim ꝛc. Erſatz zu erhalten, mußte Preußen in dem Großherzogthume Niederrhein einen mit dem Hauptſtaate nicht verbundnen Nebenſtaat, und damit eine für ſich ſelbſt und für ſeine Nachbarn zwangvolle Stellung annehmen. Daher die vielen Grenzirrungen, welche bisher eine lange Reihe unwillkommner Ländertauſche mit ſeinen Nachbarn noch nicht ganz hat ausgleichen können! Aber noch einmal ſollte um die neue Ordnung der Dinge gekämpft werden. Napoleon, der ſich wieder auf den Kaiſerthron geſchwungen, warf ſich mit der Vollzahl ſeines erbitterten Heers auf das ſchwächere preußiſche. Schon glaubte er am 16. Juni 1815 es geſchlagen zu haben; allein Blücher zog ſich in eine Stellung, aus der er am 18. in die Flanke des Feindes fiel, als dieſer mit Wellington um den Sieg kämpfte. (S. d. A. Ligny und Waterloo). Der Sieg bei Belle Alliance richtete den Thron der Bourbons, nachdem Blücher den 4. Juli Paris mit Capitulation genommen, wieder auf; indeß würde das preußiſche Kabinet der franzöſiſchen Nation die eigne Wahl ihrer Herrſcherfamilie, den Erklärungen der Verbündeten gemäß, gern überlaſſen haben; nur foderte es eine feſte Sicherheit der deutſchen Grenze und die Zurückgabe deutſcher Provinzen, welche Frankreich früher an ſich geriſſen hatte. Allein Ludwig XVIII. war nach der Erklärung vom 13. März der Verbündete der kriegführenden Mächte, unter welchen zwei Frankreichs Integrität vom J. 1790 durchſetzten. So konnte auch hier Preußen, das zum zweiten Male Deutſchlands Retter geworden war, nicht durchdringen. Was es für das Wohl der deutſchen Nation auf dem Bundestage durch die folgerechte Durchführung der von ihm zu Wien ausgeſprochnen freiſinnigen Ideen bewirken wird, erwartet Deutſchland von der Zukunft. Außer dem heiligen Bunde

und der zur Erhaltung des Friedens von Europa in Aachen 1818 auf das Völkerrecht gegründeten Quintuple-Allianz, (ſ. d. Art.) ſteht Preußen auch mit Oeſterreich, in Hinſicht auf Deutſchlands Angelegenheiten, eng verbunden. Die alte Freundſchaft zwiſchen Friedrich Wilhelm III. und Alexander von Rußland iſt durch die Vermählung einer preußiſchen Prinzeſſin mit dem Großfürſten Nicolaus, 13. Juli 1817, neu befeſtigt worden. Faſſen wir nun die Geſchichte der Bildung des preußiſchen Staats in wenig Hauptpunkten zuſammen; wie die Wiege dieſer Macht der jüngern Linie des Hauſes Hohenzollern (ſ. d. A.) das Burggrafthum Nürnberg, nebſt den Fürſtenth. Anſpach und Baireuth war; wie Friedrich VI. von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, durch den Erwerb der Kur Brandenburg (ſ. d. A.) 1415 den erſten Grund zu der künftigen Größe ſeines Hauſes legte; wie nach dem Anfall von Preußen, des jülich'ſchen Erbe, des Rechts auf Magdeburg, des Beſitzes von Halberſtadt und Hinterpommern, der große Kurfürſt 1657 die ſouveräne Macht ſeines Hauſes und den Staat ſelbſt gründete; wie Friedrich I. ſeinem Hauſe die königliche Krone erwarb; wie Friedrich Wilhelm I. die innere Macht des Staats feſt begründete; wie endlich Friedrich II. durch den Erwerb von Schleſien ſeit 1740 das kleine Königreich zu einer Monarchie und in die Reihe der erſten Mächte erhob: ſo gibt es, die ſardiniſche ausgenommen, keine Monarchie in Europa, die ein auch nur ähnliches Schickſal gehabt hätte. Conrad, jüngerer Sohn Rudolphs II., Grafen von Zollern, wurde um d. J. 1180 erbl. Burggraf von Nürnberg, ein richterliches Lehnamt, mit welchem der Beſitz von Reichslehngütern und Regierungsrechten verbunden war. Sein Urenkel, Burggraf Friedrich III., erbte nach dem Tode ſeines Schwagers, des letzten Herzogs von Meran, Baireuth. Burggraf Friedrich V. erhielt 1365 vom Kaiſer Karl IV. die reichsfürſtliche Würde. Durch Kauf erwarben ſeine Nachkommen noch andre Ländereien in Franken, die zuſammen das ſeit 1415 ſogenannte Markgrafthum Anſpach-Baireuth bildeten, welches zuletzt der Kurf. von Brandenburg Joachim Friedrich 1603 unter ſeine beiden Brüder theilte. Die Nachkommen des Markgrafen von Baireuth (Culmbach) ſtarben 1763 aus; und der letzte Markgraf von Anſpach-Baireuth entſagte dieſen Ländern zu Gunſten des Königs von Preußen 1791, und ſtarb 1806. In dieſem Jahre überließ Preußen Anſpach, und im tilſiter Frieden 1807, Baireuth an Frankreich, das beide Länder dem König von Baiern zutheilte, der ſie nach dem wiener Congreſſe behalten hat. Der jetzige König von Preußen (ſ. d. A. Friedrich Wilhelm III.) iſt verſchwägert mit den Häuſern Hannover, Oranien, Heſſen-Caſſel, Heſſen-Homburg, Mecklenburg-Strelitz, Anhalt Bernburg, Anhalt-Deſſau, und Oldenburg-Rußland. Preußen hat 3 Civil-Ritterorden: den von Friedrich I. bei ſeiner Krönung 1701 geſtifteten ſchwarzen Adler-Orden, der nur aus einer Klaſſe beſteht, und nur an Perſonen von hohem Range gegeben wird; den urſprünglich anſpach-baireuthiſchen, von Friedrich Wilhelm II. 1791 beſtätigten rothen Adler Orden, in 3 Klaſſen; und den weiblichen Luiſen Orden (geſtiftet 1814), dem jetzt die Prinzeſſin Wilhelm vorſteht. Noch gibt es einen Orden Pour le Mérite für das Militär; das eiſerne Kreuz; den von Friedr. Wilh. III. 1812, zum Andenken der aufgelöſten Ballei Brandenburg, geſtifteten preuß. Johanniterorden; überdieß mehrere Ehrenzeichen, z. B. das allgem. Ehren-

zeichen erſter Klaſſe, ein ſilb. Kreuz, die Verdienſtmedaille am Bande des rothen Adlerordens. Der König iſt auch einer der drei Beſchützer des Freiſtaats Krakau, und Mitſtifter des am 26. Sept. 1815 zu Paris geſchloſſnen heiligen Bundes. Zu dem deutſchen Bunde, den er in Wien mit bilden half, gehören 7 Provinzen des preuß. Staats: Brandenburg, Schleſien, Sachſen, Weſtphalen, Pommern, Jülich-Cleve-Berg und Niederrhein, zuſammen 3204 Q. M. mit 8 Mill. Einw. Das preußiſche Kontingent zum deutſchen Bundesheere, bildet das 4. 5, und 6. Armeecorps. Auf dem Bundestage hat Preußen die zweite Stelle und im Plenum 4 Stimmen. Die Provinzen Poſen, Oſt- und Weſtpreußen, ſo wie Neufchatel, gehören nicht zu dem deutſchen Bunde. Die preußiſche Monarchie, welche, als Friedrich II. 1740 die Regierung antrat, auf 2190 Q. M. 3 Mill. Einw. enthielt, und ein Heer von 76,000 M. beſaß, umfaßte vor dem tilſiter Frieden, ohne Hannover, 5570 Q. M. mit 9,743,000 Einw. in 1045 Städten und 40,102 Fl. und D. Die Staatseinkünfte wurden auf mehr als 38 Mill. Thaler berechnet. Jetzt iſt die Monarchie in ihrem Umfange J. 1805, durch die Beſchlüſſe des wiener Congreſſes, hergeſtellt. Aber ſie bildet ſo wenig als vormals ein geſchloſſnes Ganze, ſondern beſteht (ohne Neufchatel) mit einer Volksmenge von 11 Mill. Einw., aus einem größern öſtlichen und einem kleinern weſtlichen Haupttheile. Jener grenzt an Rußland, Oeſterreich, Kgr. Sachſen, an die kleinen Staaten in Thüringen, an Kurheſſen, Hannover, Braunſchweig, Mecklenburg, und ſtößt in Norden an die Oſtſee; dieſer iſt von jenem durch Kurheſſen, Hannover und Braunſchweig getrennt, und grenzt an Belgien, Frankreich, Baiern, Lippe-Detmold, Naſſau, Waldeck u. a. kleine Staaten. Der Boden iſt meiſtens eben und hügelig. Die Inſel Rügen mit dem Vorbebirge Stubbenkammer iſt die höchſte Gegend der Oſtſeeländer. Zu den fruchtbaren Niederungen gehören die tilſiter, havelländiſchen, magdeburgiſchen, halberſtädtiſchen Ebenen, die ſoeſter Boerde in Weſtphalen, die güldne Aue in Sachſen ꝛc. Als Gebirge ſind die Sudeten mit dem Rieſengebirge (Rieſen- od. Schneekoppe 4950 F. hoch); der Harz mit dem Brocken; der Thüringerwald, der Weſterwald mit dem Siebengebirge, der Hundsrück mit dem Hochwalde, und die Eifel, eine Fortſetz. der Ardennen, zu bemerken. Die Gewäſſer ſ. weiter unten. Das Klima iſt im Ganzen mehr kalt, rauh, veränderlich, als warm und mild; das ſchönſte findet man in den Thälern der Nahe, Moſel, Saar und des Rheins. Seit 1815 beſteht der preußiſche Staat aus zehn Provinzen, die in 7 Militärabtheilungen und 28 Regierungsbezirke getheilt werden. Die erſte Militärabtheilung: Preußen, das eigentliche Königreich Preußen, begreift 1. die Provinz Oſtpreußen mit der oſtpreußiſchen Regierung zu Königsberg, und der litthauiſchen zu Gumbinnen, 704 Q. M. mit 1,005,543 Einw. 2. die Provinz Weſtpreußen mit den Regierungen zu Danzig und Marienwerder, 466 Q. M. mit 633,077 Einw. Die zweite Militärabtheilung, Brandenburg und Pommern begreift: 3. die Provinz, (ehemalige Mark) Brandenburg mit den Regier. zu Berlin, Potsdam und Frankfurt, enthält mit Einſchluß des auf dem rechten Elbufer liegenden Theile des Herzogth. Magdeburg, nebſt dem kotbuſer Kreiſe und mehrern ehemals königl. ſächſ. Ländern, zuſammen 749 Q. M. mit 1,335,165 Einw. 4. die Provinz Pommern mit den Regier. zu Stettin, Stralſund und Köslin, 566½ Q. M. mit 729,834 Einw. Die dritte Mi-

litärabtheilung, Schleſien, begreift: 5. die Provinz (Herzogth.) Schleſien nebſt Glaz mit den Regier. zu Breslau, Reichenbach, Liegnitz (wozu ein Theil der Oberlauſitz geſchlagen iſt) und Oppeln: zuſ. 720 Q. M. mit 2,061,549 Einw. Die vierte Militärabtheilung begreift das Großherzogthum Poſen mit den Regier. zu Poſen und Bromberg. Dieſer nach dem Vertrage zwiſchen Rußland, Preußen und Oeſterreich, (Wien d. 3. Mai 1815) an Preußen zurückgefallne Theil des aufgehobnen Herzogth. Warſchau enthält, unter Abrechnung deſſen was davon zu Weſtpreußen geſchlagen worden, 538½ Q. M. mit 833,972 Einw. (1574 auf 1). Zum königl. Statthalter iſt Fürſt Anton Radziwill ernannt. Die wiener Congreßakte ſichert den Polen Ständeverſammlungen und nationale Einrichtungen zu. Insbeſondre hofft man von der menſchenfreundlichen preußiſchen Regierung, daß die Bauern des Großherzogth. ein erträglicheres Loos bekommen werden, für welche die neue Geſetzgebung ſchon Mehreres gethan hat. (S. von Grävenitz: der Bauer in Polen. Berl. 1818). Auch ſoll im Großherzogthum Poſen die polniſche Sprache neben der deutſchen bei den öffentlichen Verhandlungen gebraucht werden. Die fünfte Militärabtheilung begreift die 7te Provinz, Sachſen, mit den Regierungen zu Magdeburg, Merſeburg und Erfurt. Dieſe Provinz (458 Q. M. mit 1,259,221 Einw.) beſteht: a) aus dem größten Theile des Herzogthums Sachſen, nach dem Vertrage vom 18. Mai 1815: 385 Q. M. mit 875,578 Einw. (Preußen hat alſo den Beſitz und die Titel der Lauſitz, Thüringen und Henneberg; in Anſehung der Lauſitz aber hat Oeſterreich ſeiner böhmiſchen Oberlehnsherrſchaft zu Gunſten Preußens entſagt); b) aus dem Herzogth. Magdeburg auf dem linken Elbufer, Mansfeld, dem Fürſtenth. Halberſtadt, der Grafſch. Hohenſtein, dem Eichsfelde mit Treffurt, Erfurt mit Untergleichen, Nordhauſen, Mühlhauſen und Quedlinburg nebſt einigen von Hannover abgetretnen Landſtrichen, z. B. Elbingerode; zuſammen ungefähr 140 Q. M. mit 450,000 Einw. Die 6. u. 7. Militärabtheilung, Niederrhein und Weſtphalen, begreift: 8. die Provinz Weſtphalen mit den Regierungen zu Münſter, Minden und Arensberg; 367 Q. M. mit 1,095,019 Einw. 9. die Provinz Jülich, Kleve und Berg mit den Regier. zu Düſſeldorf, Köln und Kleve, zuſ. 158½ Q. M. mit 965,756 Einw. 10. die Provinz, oder das Großherzogthum Niederrhein, mit den Regier. zu Aachen, Trier und Koblenz zuſ. 288 Q. M. mit 1,007,081 Einw. Das neue Großherzogthum Niederrhein, liegt zwiſchen der Moſel, der Maas und am Niederrhein; es begreift einen Theil des von Frankreich abgetretnen linken Rheinufers, und auf dem rechten Ufer dieſes Fluſſes die von Naſſau erhaltnen Landestheile, die oraniſchen Länder, nebſt der Herrſchaft Wildenberg und Wetzlar. Das Fürſtenthum Neufchatel (ſ. d. Art.) kehrte ſchon durch den pariſer Frieden von 1814, mit einer Vergrößerung auf der Grenze von Frankreich, in den preußiſchen Ländervérein zurück. Die Bevölkerung iſt 52,000 Einw.; die Oberfläche iſt ungewiß. Der gegenwärtige Beſtand der preußiſchen Monarchie mit Einſchluß der mediatiſirten Länder, wird 1822, ohne Neufchatel, 11 Mill. Einw., auf 5040 Q. M., geſchätzt. Auf jenem Flächenraume leben 2182 M. auf 1 Q. M. Er enthält 1024 Städte mit 2,895,818 Einw., darunter 26 große von mehr als 10,000 Einw., 136 mittlere und 858 kleinere Städte. Die meiſten Städte hat der Reg. Bez. Poſen. Der volkreichſte Reg.

Bez. iſt Düſſeldorf, (46 Q. M. mit 390,000 Einw. 8478 auf 1 Q. M.). Der volkärmſte iſt Köslin (258 Q. M. m. 244,515 Einw. 946 auf 1 Q. M.). Zu den mediatiſirten Ländern gehören unter andern Gimborn und Neuſtadt, das wittgenſtein'ſche Homburg, Rheda und Hohenlimburg, Rittberg, Neuwied, Horſtmar, dem Rheingrafen von Salm gehörig, die rheingräflichen Herrſchaften Aahauſen, Bocholt, Gehmen, Bentheim wegen Steinfurt, Schauen, Looz, Croy, Wittgenſtein und Berleburg. Der König hat durch das Geſetz vom 21. Juni 1815 den mediatiſirten Fürſten die Rechte des hohen Adels und der Ebenbürtigkeit beſtätigt. Sie ſind Häupter ihrer Familien und Standesherren. Sie behalten ihre Domänen, und ihre Familienverträge beſtehen. Sie erhalten einen privilegirten Gerichtsſtand, und ſind frei von der Militärpflicht, ſo wie von der Perſonal- und Grundſteuer. Sie haben endlich niedere und obere Gerichts-, Orts-, Polizei- und Konſiſtorialrechte, jedoch unter Aufſicht des Staats. Es gibt überhaupt 50 Standesherren, als 5 in der Prov. Preußen; 7 in der Prov. Brandenburg; 18 in der Prov. Schleſien; 5 in der Prov. Sachſen; 15 in der Prov. Weſtphalen, Niederrhein, Kleve und Berg. Die Vortheile dieſer Umgeſtaltung Preußens beſtehen in einer Abrundung gegen Weſten bis an die Elbe und Saale; ferner in der Abrundung der ehemals vereinzelten weſtphäliſchen Provinzen; im Umtauſche polniſcher Unterthanen mit deutſchen; in beſſern Finanzquellen in Sachſen und in den Rheinprovinzen, als ſie Polen darbot, und in einer feſtern Militärgrenze an der Oberelbe, die jetzt mit der Oder und Schleſien einen militäriſch-politiſchen Zuſammenhang hat. Dagegen ſind folgende Nachtheile geblieben: eine offne Grenze von Seidenberg in der Oberlauſitz bis Wittichenau, wo eine Feſtung bei Görlitz oder Moys nöthig ſein dürfte; eine offne Grenze gegen Rußland, indem auf dieſer Seite ein ruſſiſches Heer in drei Tagemärſchen in Breslau ſein kann, die Prosna aber zu befeſtigen, viele Millionen koſten würde; die koſtbare Verpflichtung, der Rheinprovinzen wegen, ſich gegen Frankreich in erſter Linie aufzuſtellen. Aber eben dieſer Beſitz der rheiniſchen Mark beſtimmt Preußen zur erſten Schutzmacht für Deutſchland gegen Frankreich. Seine Schwäche würde alſo für Deutſchlands Sicherheit nachtheilig ſein. Denn Preußen hat nur ½ von Frankreichs Volksmenge, und dabei 150 deutſche Meilen mehr an Grenze, als dieſer Nachbarſtaat. Während Preußens einer Arm bis an die Thore der franz. Feſtung Thionville an der Moſel reicht, und der andre Memel und den Niemen behauptet, ſucht man vergebens den Körper, der beide Arme verbindet, in der doppelten Militärſtraße, die Hannover über Hildesheim, Giffhorn u. Neuſtadt durchſchneidet, obgleich eine ſüdlichere durch das Götting'ſche beiden Staaten bequemer erſcheint. Es gibt drei Preußen, in Polen, in Deutſchland, und zwiſchen der Maas und dem Rhein. Es hat drei verletzbare Seiten: gegen Rußland, Oeſterreich und Frankreich; daher das Abhängige in ſeiner Lage, die indeß faſt jeder Staat gegen den Nachbar haben wird. Darum war es ein ſehr natürliches Beſtreben, durch den Beſitz von Luxemburg jenem Grenzzuge des Großherzogthums Niederrhein, der am linken Rheinufer von Bingen an, bis zur niederländiſch-holländiſchen Grenze hinläuft, militäriſche Außenwerke zu geben. In Hinſicht des Handels bietet die Lage große Vortheile dar. Eine wohlvertheidigte Küſtenlänge an der Oſtſee von 110 Meilen, mit mehrern Einbuchten und Stromausmündungen, das ganze Oderflußgebiet, der wichtigſte

Theil des Weichſellaufs, der Elbſtrom nebſt der Saale, inwiefern er den Hanſehandel mit dem ſächſiſch-böhmiſchen verknüpft, und durch ſieben große Kanäle mit der Oder und Weichſel zuſammenhängt, der Rheinſtrom, da wo er einen Theil des franzöſiſchen und des ſüddeutſchen Handels mit dem niederländiſchen verkettet; dieſe Küſten und Strommündungen bilden nebſt der Memel, dem Pregel, der Warte, Netze, Havel, Spree, Weſer, Ems (deren Schiffbarmachung im Okt. 1818 von der preußiſchen und hannöverſchen Regierung beſchloſſen wurde), Ruhr, Lippe und Moſel, ein Flußſchifffahrtsſyſtem, welches den Reichthum der Nachbarſtaaten größtentheils an ſich zieht. Um dieſe Waſſerſtraßen herum liegen mit wenig Ausnahmen fruchtbare, an allen Erzeugniſſen des Pflanzenreichs, den Weinſtock nicht ausgenommen, reiche Landſtriche. Auch der Bergbau iſt bedeutend, mit Ausnahme der edeln Metalle; Bernſtein findet ſich faſt ausſchließend nur an der Oſtſeeküſte in Oſtpreußen und Hinterpommern. Jeder Theil der Viehzucht, mit Ausnahme der Pferdezucht, die nur in Oſtpreußen vortrefflich genannt werden kann, trägt ebenfalls zur Vermehrung des natürlichen Reichthums bei, und dies um ſo mehr, da die Landwirthſchaft, was beſonders Getreide- und Futterbau, Schafzucht (veredelt üb. 15 Mill. Schafe), Holz- und Forſtkultur betrifft, einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat. Für die Fiſcherei ſind auch mehrere Landſeen wichtig. Federvieh in Pommern ꝛc. In Hinſicht auf Manufakturen und Fabriken beſitzt Preußen gewerbfleißige Länder, die zu den erſten in Europa gehören, wie das ſchleſiſche Gebirgsland, Ravensberg, Mark, Berg und die übrigen Rheinprovinzen. Dieſer Gewerbfleiß beruht größtentheils auf inländiſchen Naturerzeugniſſen, wie die Leinwandweberei (in Schleſien, zu Hirſchberg, Schmiedeberg, Landshut, Greifenberg, jährl. für 11 Mill. Thlr.) mit den Bleichen bei Barmen, Elberfeld, Bielefeld und Waarendorf, die Wollenmanufakturen (in Schleſien, Brandenburg, Sachſen, Niederrhein, zu Aachen, Burtſcheid, Stollberg, Eupen u. a. a. O.) und die Fabriken von Metallwaaren, z. B. Eiſen- und Stahlwaaren zu Berlin, Malapane u. Gleiwitz (in Schleſien), Solingen, Remſcheid, Iſerlohn. Der Werth geſammter Fabrikate wurde 1804 (und dieſes Jahr läßt ſich auch noch jetzt als Maßſtab annehmen) auf mehr als 51 Mill. und mit Einſchluß der Conſumtibiliengewerbe über 85 Mill. Thlr. geſchätzt. Wie wichtig daher der Handel ſein müſſe, beweiſen ſchon die großen Handelsſtädte, welche zum Theil in den erſten Zeiten des europäiſchen Handels gegründet worden ſind. Unter den Seeplätzen ſtehen Danzig und Stettin oben an; ihnen zunächſt Königsberg, Memel, Elbing, Pillau, Kolberg, Stralſund und der ſeit 1818 gebaute Hafen von Swinemünde. Auch hat Hannover, durch den Vertrag mit Preußen vom 29. Mai 1815, Preußen den Gebrauch des Hafens zu Emden zur Ein- und Ausfuhr von Gegenſtänden aller Art geſtattet. Noch wird die Lippe von Weſel bis Lippſtadt ſchiffbar gemacht. Im Innern ſind als Mittelpunkte des Fabrikweſens und Handels anzuſehen: Berlin, Breslau, Frankfurt a. d. O., Magdeburg, Hirſchberg, Minden, Bielefeld, Weſel, Köln u. a. m. Die preußiſche Flagge weht zwar auf allen Meeren, und Preußen zählte vor der Seeſperre über 2000 eigne Schiffe und über 10,000 Matroſen; allein der Seehandel entbehrt des Schutzes einer Marine. Doch hat die Pforte im J. 1818, durch einen ähnlichen Vertrag wie mit Rußland und Oeſterreich, auch die preußiſche

Flagge gegen alle Räubereien der Barbaresken in Schutz genommen, Entſchädigung verſprochen und deshalb an Algier ꝛc. die nöthigen Firmans erlaſſen. Das Hauptinſtitut für den Geldhandel iſt die königl. Bank zu Berlin, ſo wie die Seehandlungsſocietät daſelbſt. Ein reges Leben, das durch die Leidensjahre des franzöſiſchen Druckes nicht hat erſtickt werden können, iſt der ſprechendſte Beweis von der Kultur der preußiſchen Völker und von der Weisheit der Regierung. Ihre wiſſenſchaftliche und Kunſtbildung gehört ganz der deutſchen Nation an, bedarf alſo hier keiner Erwähnung. Die preußiſchen Völker ſind größtentheils Deutſche, vom altſaſſiſchen, thüringiſchen und niederländiſchen Stamme. Die Wenden auf dem rechten Elbufer haben ſich germaniſirt; doch gibt es deren noch in der Lauſitz, und Kaſſuben in Hinterpommern. Von den übrigen ſlawiſchen Stämmen ſind die zahlreichſten die Polen im Großherzogth. Poſen, obgleich auch hier deutſche Sprache und Anſiedelung angetroffen wird; noch finden ſich Letten und Litthauer in den Dörfern des oſtpreußiſchen Litthauen, die ihre Sprache, wie ihre alte Tracht erhalten haben. In den altpreußiſchen Ländern begegnet man auch den Nachkommen eingewanderter Flüchtlinge aus Frankreich, Salzburg und der Pfalz. Der tolerante Geiſt der Regierung öffnete ſeit des großen Kurfürſten Zeit allen um des Glaubens willen Verfolgten eine Freiſtätte. Daher findet man Herrnhuter, Huſſiten, Griechen, Mennoniten, und vorzüglich viel Juden in den preußiſchen Staaten. Der größte Theil der Nation bekennt ſich zu der lutheriſchen, die regierende Familie zu der reformirten Kirche. Lutheraner und Reformirte haben ſeit 1817 angefangen, ſich zu einer evangeliſch-chriſtlichen Kirche zu vereinigen. Man zählt 6½ Mill. Evangeliſche, 130,000 Iſraeliten und 16,000 Mennoniten. Der Katholiken hat Preußen faſt 4¼ Million. Nach der Uebereinkunft mit dem Papſt in der Bulle, de Salute animarum vom 16. Juli 1821, werden ſtehen unter dem Erzbiſchof von Köln, die Biſchöfe zu Münſter, Trier und Paderborn; unter dem Erzbiſchof zu Gneſen und Poſen, der Biſchof von Kulm. Die Biſthümer Breslau und Ermeland bleiben frei von erzbiſchöflicher Obhut. Die 8 Domkapitel wählen ihre Biſchöfe und der Papſt beſtätigt die als kanoniſch anerkannte Wahl, und vernehmen vor der ausgeſprochnen Wahl, ob der wählbar-ſcheinende dem Könige auch genehm ſei. Die Domkapitel warten den feierlichen Gottesdienſt ab und gehen als presbyteri den Erzbiſchöfen oder Biſchöfen mit Rath und That an der Hand. Die Domherren ſind nicht mehr bloß Adelige, müſſen die höhern Weihen erhalten haben und nach Verlauf von 10 Jahren die oberſte gelehrte Würde in der Theologie, oder im kanoniſchen Recht, erwerben. Ehrendomherren hat jedes Domkapitel 6 oder 4 und Vicarien 10 oder 8; übrigens an Prälaten, einen Propſt und einen Dechanten mit 10 oder 8 wirklichen Domherren. In den Monaten 1, 3, 5, 7, 9, 11, ernennt der Papſt zu den erledigten Kapitelspfründen, in den andern der Biſchof. Im erſten Falle mit Berückſichtigung der vom Willen des Königs bezeichneter Perſon, im zweiten Falle mit Vorbehalt der landesherrlichen Genehmigung. Der altpreußiſche Nationalcharakter hat etwas Großartiges und Kühnes, wodurch er ſich in dem deutſchen Geſammtleben unterſcheidet. Ein kriegeriſcher Geiſt erbte in der Nation ſeit dem großen Kurfürſten durch fünf Menſchenalter fort. Das Volk bewahrte ſich ſelbſt im Unglücke das Element ſeiner Größe, ſein freies geiſtiges Leben, jene Beweglichkeit und Kühnheit, die im

letzten Kampfe mit ſpartaniſchem Muthe in den Müttern und Jungfrauen, wie in den Greiſen, Männern und Jünglingen ſich zu der höchſten Anſtrengung erhob. Als in Deutſchland das freie Wort vor franzöſiſchen Machtgeboten verſtummte, nährte Preußen die heilige Flamme der Wiſſenſchaft und Kunſt; es hegte und pflegte die geächtete deutſche Art und Sitte. Und aus dieſem deutſchen Geiſte iſt jener Stolz und jene Kraft geboren, welche wie ein belebendes Feuer von den Erſten und Gebildetſten bis zu den Kleinſten und Niedrigſten hindurchdrangen. Preußen iſt jetzt mächtig durch ſeine warnende und an ruhmvollen Erfahrungen reiche Geſchichte, durch ſeinen Rang als erſte proteſtantiſche Macht auf dem Feſtlande, durch ſeinen Volksgeiſt, der aufgeklärt, tapfer und vaterländiſch geſinnt iſt, durch ſein wohlgeordnetes Kriegsweſen, und durch die Gunſt der öffentlichen Meinung in Deutſchland. Preußen hat Deutſchland gerettet; möge es auch das innere Leben des deutſchen Volks ſchützen und fördern! Dann gebührt ihm der Stolz, die erſte deutſche Macht im moraliſchen Sinne zu ſein. Seine federfertigen Gegner begreifen nicht jene nordiſche Eigenthümlichkeit, welche der Himmel, der Boden, der Geiſt der Regierung und ein ernſtes Schickſal den Preußen aufgedrückt haben; eine Eigenthümlichkeit, die wol vormals einſeitig und ſchroff war, auch zuweilen in Anmaßung ausartete, die aber im Unglück ſich geläutert hat. Weniger begünſtigt von der Natur, als der Süddeutſche, iſt der Preuße, d. i. der Norddeutſche, thätiger und bei den Bedürfniſſen ſeiner Civiliſation ſinnreicher. Friedrichs II. Ruhm und die von ihm gemachten Einrichtungen, ſelbſt ſein großer Styl in den Bauwerken, haben der Nation, vorzüglich den Bewohnern der Städte, das Streben nach Glanz und äußerer Bedeutung gegeben, das nicht ſelten ſtatt der Wirklichkeit nur den Schein erreichte. Auch artete die Freiheit der öffentlichen Meinung, welcher Friedrich II., dem die Religion nach Frankreichs witzig vornehmer Sitte nicht heilig war, ſelbſt gegen das Ehrwürdige den Zügel überließ, zuweilen in Ungebundenheit und Frivolität aus. Unter ſeinem Nachfolger verlor ſogar die königliche Würde von ihrem Anſehn. Nur der Religioſität, den fürſtlichen und häuslichen Tugenden des jetzt regierenden Königs gelang es, dieſes Anſehn wieder herzuſtellen, indem er, als die Noth hereinbrach, Gott und ſeinem Volke vertrauend, ganz in dem edlern Geiſte der öffentlichen Meinung lebte und handelte. Sichtbar trug zu der moraliſchen Erhebung ſeines Volks die hohe königliche Frau, die unvergeßliche Louiſe (ſ. d. A.) das Meiſte bei. Immerhin äußre ſich das Selbſtgefühl des Preußen oft kühn und ſtolz, in einzelnen Fällen ſelbſt hart und rauh: ſolcher Mannsſinn vermochte den Staat vom Untergange zu retten. In dieſem allgemeinen Charakter hat ſich die Eigenthümlichkeit der verſchiedenſten Volksſtämme erhalten, und eben, weil dieſe von der Regierung geachtet wird, gehören die verſchiedenſten Volkstheile, die preußiſchen Litthauer, die Schleſier, die Weſtphalen zu den anhänglichſten Unterthanen des Staats. Dies erklärt ſich aus dem Charakter der Regierung. Die preußiſche Regierung galt bisher für eine der freiſinnigſten in Europa, weil ſie die öffentliche Meinung achtete. Auch iſt, ungeachtet einer autokratiſchen Staatsform, die politiſche Freiheit ſeit Friedrich II. in der preußiſchen Monarchie immer mehr fortgeſchritten, durch beſſere Vertheilung der Abgaben, wovon ſonſt manche Stände frei waren, durch eine zweckmäßige Militärverfaſſung, durch

die Herſtellung perſönlicher Freiheit mittelſt Aufhebung der Erbunterthänigkeit und des Dienſtzwanges (auch wurde die Ablösbarkeit der Hand- und Spanndienſte erklärt, und den 18. Jan. 1819 die Erbunterthänigkeit im kotbuſſer Kreiſe, in der Lauſitz und den übrigen vormals königl. ſächſiſchen Landestheilen aufgehoben), durch Abſchaffung des deſpotiſchen Militärzwanges, durch verminderte Bedrückungen bei der Acciſe und dem Zollweſen, durch Vernichtung läſtiger Zwangsprivilegien und Servituten, und durch die Städteordnung von 1808, welche die Verwaltung des Gemeindevermögens ſeinen Eigenthümern, den Gemeinden, wiedergab. Aber noch war dieſe politiſche Freiheit nicht Beſtandtheil der Grundverfaſſung. Der König hat in Bezug auf die von ihm den 22. Mai 1815 verſprochne Repräſentation des Volks verordnet, daß die alten Provinzialſtände, dem Zeitgeiſte gemäß, wieder hergeſtellt, oder neue berufen, und aus ihnen die Reichsſtände in Berlin erwählt werden ſollen. Der Gegenſtand ihrer Verhandlungen aber ſoll ſich auf Berathung (keineswegs Entſcheidung) in allen Theilen der Geſetzgebung, welche die perſönlichen, Eigenthums- und Steuerrechte betreffen, erſtrecken. Die Monarchie wird alſo, wie es ſchon der 13. Art. der deutſchen Bundesakte für die deutſchen Länder derſelben erwarten läßt, eine allgemeine, und jede Provinz ihre provinzielle Verfaſſung erhalten. Zu dieſem Zwecke wurde den 30. März 1817 eine Verfaſſungscommiſſion niedergeſetzt. In Neu-Vorpommern ſind bereits die Provinzialſtände in der Art berufen, daß dieſelben aus 4 Abgeordneten vom Adel, 2 von den Städten, 2 vom Bauern- und 2 vom geiſtlichen Stande (inſofern auch geiſtliche Angelegenheiten zur Sprache kommen) beſtehen ſollen. Daß Provinzialſtände die beſten Seitenmauern ſind für den Bau einer Reichsverfaſſung, und zwar in Preußen mehr als irgendwo, liegt am Tage. Es iſt zu wünſchen und zu hoffen, daß die politiſche Abſonderungsmethode, die im rechten Maße und Sinne wohlthätig wirken muß nicht den Geiſt, die Kraft, den Zuſammenhang des Ganzen beſchränke und hemme. Der Grundbeſitz kann allerdings im Allgemeinen für die Grundveſte des Staats gelten und verlangt inſofern auch die ſtärkſte öffentliche Vertretung. Allein die Produktion des Geiſtes, des Talents, der Wiſſenſchaft gilt auch und ſoll in ihren Anſprüchen auf Theilnahme an den öffentlichen Geſchäften der Verfaſſung nicht unbillig hinter der Produktion der Erdſcholle zurückſtehen. Uebrigens beſitzt Preußen auch ohne Conſtitution die Gleichheit vor Gericht, die gleiche Verpflichtung zu Kriegsdienſten und Kriegslaſten. Kein andres Recht führt zu Aemtern, ſelbſt den hohen, als das Recht des Verdienſtes. Die innere Organiſation des Staats iſt aus dem Edikt vom 9. Okt. 1807 nach und nach hervorgegangen. Die Verwaltung ſelbſt hat durch das Geſetz vom 30. April 1815 eine der neuen Eintheilung des Staats entſprechende Einrichtung erhalten. Nach derſelben ſteht jeder Militärabtheiluug ein kommandirender General als Militär-Gouverneur, und jeder Provinz ein Oberpräſident vor. Die Verwaltung gehört vor die Regierungen; die Juſtiz vor die 18 Ober Landesgerichte. Jede Regierung hat unter einem Präſidenten zwei Hauptabtheilungen. Die erſte umfaßt alle Regierungsangelegenheiten, als Landes-, Polizei-, ſtändiſche, Grenz- und Militärſachen u. ſ. w. Sie ſteht unter dem Miniſter des Innern. Die zweite, unter dem Finanzminiſter, leitet alle Finanzſachen. Jede Provinz iſt in Kreiſe getheilt, denen als das Organ der Regierung in beiden Ab-

theilungen ein Landrath vorſteht. Die Oberpräſidenten ſind beſtändige Kommiſſarien der Miniſter. Ihnen ſind ſolche allgemeine Regierungsangelegenheiten anvertraut, deren Wirkſamkeit nicht auf einen einzelnen Regierungsbezirk beſchränkt werden kann; insbeſondre ſind ſie die Vorſteher der Konſiſtorial- und Medizinalbehörden, und zugleich die Präſidenten der Regierung in dem Hauptorte der Provinz. Die Geſchäftsführung der Regierungen ward durch die Inſtruction vom 23. Okt. 1817 organiſirt. Man hofft nach dieſer Einrichtung, das weitläufige Aktenführen und Rechnungsweſen, ſo wie die ängſtliche Controlle, welche mit der vermehrten Zahl der Beamten, nach der Organiſation der Behörden im J. 1808, nöthig ſchien, beſchränkt zu ſehen. An der Spitze der Regierung ſteht der König, der durch ſein geheimes Kabinet eigenhändig unterzeichnete Kabinetsbefehle erläßt. Der am 30. März 1817 eröffnete Staatsrath iſt die höchſte berathende Behörde, hat aber keinen Antheil an der Verwaltung. Die volljährigen Prinzen des königl. Hauſes haben darin Sitz. Er prüft alle Plane, Vorſchläge, eingelaufne Beſchwerden ꝛc. Den Vorſitz führt der König, oder der Staatskanzler, oder ein ſubſtituirtes Mitglied. Er beſtand 1819 aus 65 Perſonen, unter welchen 34 vermöge ihres Amtes, die übrigen durch des Königs beſondres Vertrauen dazu berufen ſind. An der Spitze der Verwaltung führt ſeit 1810 das alle Geſchäfte centraliſirende Staatskanzleramt der Fürſt von Hardenberg. Unter ihm ſtehen: die Oberrechnungskammer, das geh. Staats-Archiv, Neufchatel, die Commiſſion der Juſtizorganiſation, und das ſtatiſtiſche Büreau. (Unter vielen anziehenden ſtatiſt. Angaben, die dieſes Büreau ordnet, heben wir folgende aus: Im J. 1817 ſind in der preuß. Monarchie 9646 Verbrechen begangen worden; das gewöhnlichſte war, wie überall, der Diebſtahl. Nach Verhältniß der Einwohnerzahl ſind die meiſten Verbrechen in der Hauptſtadt verübt worden, wo ſchon der 297 Menſch ein Verbrecher iſt. In den rheiniſchen Provinzen iſt der 400 Menſch ein Verbrecher. Die wenigſten haben ſich in Schleſien und Preußen gefunden, wo nur der 2000 Menſch ein Verbrecher iſt. Die meiſten Diebſtähle ſind begangen worden in Berlin und am Rhein; die wenigſten dagegen in Schleſien, Pommern und Preußen. Hier iſt der 6000 Menſch erſt ein Dieb; in den erſten Gegenden aber ſchon der 300ſte). Unter dem Vorſitze des Staatskanzlers trit das Staatsminiſterium zuſammen; es theilt ſich in 11 verſchiedne Miniſterien; 1, des königl. Hauſes; 2, der auswärtigen Angelegenheiten; 3 u. 4, des Innern, das erſte für ſtändiſche und Gemeinheitsangelegenheiten, das zweite für die Landeskultur, Bergwerksſachen und Polizei; 5 u. 6, der Juſtiz, das erſte in den Provinzen des alten Landrechts, der zweite, für diejenigen, worin es noch nicht eingeführt worden; 7, der geiſtl. Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten; 8, des Handels, der Gewerbe und des Bauweſens; 9, der Finanzen; 10, des Schatzes, des Kreditweſens und der Generalcontrolle; 11 des Kriegs. Noch gibt es folgende ſelbſtſtändige Centralbehörden: 1) die Generalcontrole für das Etats- und Rechnungsweſen; 2) die Generaldirection der Seehandlungsſocietät; 3) die Hauptbank in Berlin, und 4) das Generalpoſtamt. Unter den einzelnen Verwaltungszweigen können hier nur über das Juſtizweſen, die Finanzen und das Heer einige Bemerkungen ſtehen. Eine ſchnelle, gewiſſenhafte, ſelbſt durch Kabinetsbefehle nicht eingeſchüchterte und unbeſtechliche Rechtspflege iſt ſeit Menſchengedenken der hohe Vorzug

der preußiſchen Staatsverwaltung. In dem J. 1811 wurden von 140,554 anhängigen Civilprozeſſen 37,398 durch Vergleich, und überhaupt 102,616 gänzlich beendigt. Das von Svarez größtentheils, und von Baumgarten, von Grollmann, von Kircheiſen, Goßler und Klein ausgearbeitete, im J. 1794 als allgemeines Landrecht eingeführte Geſetzbuch hat ſeine Zweckmäßigkeit bewährt und Carmer's Namen verewigt. Unter den Oberlandesgerichten (das zu Berlin heißt Kammergericht) ſtehen die Untergerichte, namentlich die Inquiſitoriate, welchen die Criminalſachen zugetheilt ſind; die Land- und Stadtgerichte; die königl. Juſtizämter; die ſtandesherrl. und Patrimonialgerichte; die Juſtizcommiſſarien und die Notarien. Außerdem beſtehen noch geiſtliche und Handelsgerichte. Die großen Drangſale des Landes gaben in der neuſten Zeit Anlaß zu Indultgeſetzen; indeß machte der Staat nur mit Vorſicht, bei augenſcheinlich erwieſnem Drange der Umſtände, von jenem Nothrechte Gebrauch; er ſuchte das größere Uebel durch ein kleineres zu entfernen, weil kein andres Mittel übrig war. Die Regierung rettete nämlich die Grundbeſitzer, indem ſie für dieſelben d. 24. Nov. 1807 ein allgemeines Kapitalindult feſtſetzte, und nach zweimaliger Verlängerung (zuletzt Wien d. 1. März 1815) die Erhaltung der Grundeigenthümer dem ſtrengen Rechte der Gläubiger, bis ein allgemeines Geſetz das letztre mit jener ausgliche, vorzog. Ihrerſeits hat dagegen die preußiſche Regierung ihre Verbindlichkeiten gegen die Staatsgläubiger und Staatsdiener vollkommen zu befriedigen, und fremdes Unrecht wieder gut zu machen, ſelbſt unter den ungünſtigſten Umſtänden Anſtalten getroffen. Sie hat z. B. die ſo lange gemißhandelten Staatsgläubiger in den neuen Provinzen (des ehemaligen Rheinbundes) in Schutz genommen, und unter andern die von der weſtphäliſchen Regierung zu Caſſel auf ein Drittel herabgeſetzten alten Landesſchulden in ihrem vollen Nennwerthe anerkannt. Eben ſo gerecht handelt ſie gegen die durch die neue Ordnung brotlos gewordnen deutſchen Beamten. Kaum ſah Preußen nur einigermaßen ſeinen Haushalt hergeſtellt, ſo ward durch die Verordnung vom 5. Mai 1814 für die aus dem Herzogth. Warſchau vertriebnen Beamten geſorgt. Auch ließ der preußiſche Staat in den neuen Provinzen, ſämmtliche Beamte auf ihren Poſten, ſo wie im Genuſſe ihrer Gehalte und Amtsvortheile. Was aber die Regierung gethan, um die Bewohner der ſeit 1813 bis 1816 erworbnen Länder mit den Bewohnern der alten Provinzen innigſt zu verbinden, die neue Ordnung der Dinge ihnen werth zu machen und die Hoffnung zu erfüllen, welche auch ſie während des großen Kampfes um Deutſchlands Freiheit zu großen Anſtrengungen für die gemeinſame Sache des deutſchen Vaterlandes erhob: darüber iſt jetzt noch kein Urtheil erlaubt. Die Zukunft wird es zeigen, ob der Geiſt, welcher im J. 1813 die Völker des preußiſchen Staats belebte, welcher ſie zu den herrlichſten Thaten begeiſterte und ſelbſt die Regierung mit ſich fortriß, ob derſelbe Geiſt in jenen Ländern fortlebt, ob er geſtärkt oder geſchwächt, und aus welchen Urſachen das eine oder das andre geſchehen iſt. Dem Könige ſelbſt waren kein Opfer, das die Gerechtigkeit, keine Koſten, welche Landeskulturanſtalten erfoderten, zu groß, ſelbſt in den Zeiten der Noth. Dies beweiſen die Stiftung der Univerſität zu Berlin, die neue Einrichtung der hohen Schule zu Breslau und die Stiftung der Hochſchule zu Bonn den 18. Okt. 1818. Dabei ſchuf er Ordnung in den zerrütteten Finanzen. Friedrich Wilhelms I.

ſtrenge Sparſamkeit iſt bleibender Grundſatz des preußiſchen Haushalts. Jener Monarch hinterließ 1740 ſeinem Nachfolger einen Schatz und 10 Mill. Thlr. Einkünfte. Friedrich II. ſtellte, bis auf einige fiskaliſche Mißgriffe, z. B. mit der Regie, das Muſter einer guten Staatswirthſchaft auf. Er hinterließ 1786 einen Schatz von 50 Mill. und gegen 27 Mill. jährl. Eink. Unter Friedrich Wilhelm II. ward der Schatz zerſplittert. Friedrich Wilhelm III. ſtellte ſeit 1797 die Ordnung wieder her; aber die Zeit nöthigte ihn zu großen und vergeblichen Opfern. Acht Jahre ſchwerer Prüfung machten das Volk arm. Bignon (in ſ. Exposé comparatif de l'état financier etc. de la France et des principales puissances de l'Europe, Paris 1814) ſchätzt die preußiſchen Einkünfte vor 1806 auf 36 Mill. Thlr., und die Schulden im J. 1804 auf mehr als 36½ Mill. Thlr. Jetzt belaufen ſich die Einkünfte auf 50 Mill. Thlr., worunter 37 Mill. an Abgaben. Die Schulden ſchätzt man auf 217 Mill. Thlr., davon beträgt (nach dem Ed. vom 17. Jan. 1820) die fundirte und verzinsliche Staatsſchuld 180 Mill. Thlr. (Die Staatsſchuldſcheine allein: 119½ Mill. Thlr.). Als unverzinsliche Schulden (Treſor- und Thalerſcheine) ſind 11,242,000 Thlr. gedeckt. Die Provinzial-Staatsſchulden (die auf dem Paſſivetat der Regierung ſtehen) betragen 26 Mill. Thlr. Um dieſe Laſt zu erleichtern, befolgt man Friedrichs II. Grundſätze. Dieſem hatte der ſiebenjährige Krieg 114 Mill. Thlr. gekoſtet, und das Land war gänzlich erſchöpft. Da ſtiftete er 1755 die königl. Bank, und bald nach der erſten Theilung Polens die Seehandlungsgeſellſchaft, von deren 2400 Aktien zu 500 Thlr. dem Könige 2000 gehörten. Letztre gewann vorzüglich durch den polniſchen Salzhandel und durch die Operationen mit den königl. Staatspapieren. Dieſe beiden Inſtitute und das Syſtem der Pfandbriefe ſind die drei großen Pfeiler des öffentlichen Kredits. Die Bank hatte 1806 an reinem Ueberſchuſſe beinahe an 10 Mill. Thlr. Sie und die Seehandlungsgeſellſchaft haben ſeitdem die größten Verluſte glücklich beſtanden. Beide verloren nach Bignon allein durch die bayonner Convention an Kapitalien in Polen auf 26 bis 27 Mill. Thlr. Unter ſolchen Umſtänden konnte es nicht fehlen, daß die Staatspapiere (zinsbare Scheine, kur- und neumärkiſche landſchaftl. Obligationen, und ſchon vor dem Kriege 1806 Treſorſcheine) ſich immer mehr häuften. Früher war in den Provinzen, namentlich in Schleſien ſeit 1770, und ſeitdem in den Marken, Pommern, Oſt- und Weſtpreußen das Pfandbriefſyſtem eingeführt, nach welchem die Gutsbeſitzer, alle ſämmtlich für einen, für ihre hypothekariſchen Schulden haften. Aber auch der ſo ſichre Kredit dieſer Pfandbriefe wurde durch den franzöſiſchen Krieg erſchüttert. Doch eben ſo ſchnell haben ſich die ſechſerlei Pfandbriefe ſowol, als die zwölf verſchiednen Arten von Staatspapieren, unter allen am meiſten die Treſorſcheine, wieder gehoben. Die Pünktlichkeit des Worthaltens in den Zahlungen, die zum größten Theil ſchon erfolgte Tilgung der nach dem Edikte vom 20. Juni 1812 ausgefertigten Steueranweiſungen und geſtempelten Treſorſcheine, der wachſende Staatsſchulden-Tilgungsfonds, welcher 1818 mit 1 Mill. Thlr. jährl. den Anfang der Abzahlung machte, verbunden mit dem Verkaufe der Domänen, der Thätigkeit der Staatsbürger und dem Wiederaufblühen des Handels bei gleicher Vertheilung der Abgaben, ſind ſichre Bürgen des wiederkehrenden Kredits. Zur Ueberſicht

des Ganzen entwarf die Generalcontrolle (1819) einen Generaletat, dem 6000 Specialetats zum Grunde liegen. Ob die neue Klaſſenſteuer (ſeit 1820) und das Steuergeſetz über Zölle und Acciſe (ſeit d. 1. Jan. 1819) ihrem Zwecke entſprechen werden, muß die Zukunft lehren. Zwar hat jenes den Vorzug einfacher Erhebung, und dieſes iſt beſſer, als der ältre Wirrwarr des Regie- und Acciſe-Inſtituts; denn es bezweckt die volle Freiheit des innern Verkehrs und belebt die eigne Fabrikation. Allein jenes, ſagt man, ſollte mehr Klaſſen haben, und dieſes ſchien dem 19. Art. der Bundesakte nicht zu entſprechen! Denn Preußen ſagt ſich dadurch (wie Oeſterreich) in Rückſicht auf Handel und Gewerbe durch ſein geſchloſſnes Zollſyſtem von dem übrigen Deutſchland los. Man klagt über den Tarif, über die Gewalt der Adminiſtration, die ohne Juſtizgang bis zu 10 Jahr Zuchthaus ſtrafen kann. Ein ſtreng geordneter Haushalt und eine gute Civilverwaltung überhaupt ſind aber auch bei der militäriſchen Stellung des preußiſchen Staats nothwendig. Wie ſoll das Heer die Stütze deſſelben bleiben, ohne die Laſt deſſelben zu werden? das iſt die Frage. Bis 1806 war das preußiſche Heer eine aus der Nation völlig ausgeſchiedne allein ſtehende Anſtalt, worin oben der Feudal-Adel, unten der Feudalknecht ſtand, in ihrem Gefolge: Stock, Spießruthe ꝛc. Friedrich Wilhelm I. und Leopold von Deſſau hatten dieſes Heer ihrem Zeitalter angemeſſen gebildet. Friedrich hegte ebenfalls den Geiſt der militäriſchen Kaſtenehre, und den durch die Kriege 1742 und 1756 feſt gegründeten Vorzug der Uniform in der öffentlichen Meinung, indem er das Heer zur erſten Staatsanſtalt erhob. Dieſer Geiſt ging in und nach der Schlacht bei Jena unter; aber die Nationalſpannkraft des Muthes und der Ehre erhielt ſich auch in den Trümmern des Heers. Scharnhorſt, Gneiſenau u. A. bildeten es mit außerordentlicher Thätigkeit zu einem muſterhaften Ganzen im J. 1813. Und der König, der ſein tapfres Heer nicht verließ, der mit allen Prinzen ſeines Hauſes an deſſen Spitze focht, der bei Kulm dem Schickſale des Kriegs die entſcheidende Wendung gab, dieſer mit ſeinem Volke übereinſtimmend denkende Monarch erhob den Geiſt des Heers durch ſein Beiſpiel und durch die religiöſe ſittliche Stiftung des Ordens des eiſernen Kreuzes (10. März 1813) zu einer vorher nie ſo gefühlten moraliſchen Tüchtigkeit, welche, von dem feurigen Blücher mit raſcher Entſchloſſenheit und mit einem richtigen Blicke auf dem Schlachtfelde geleitet, den Feind beſiegte und Deutſchland rettete. Doch vorher mußte Friedrich Wilhelm III. im J. 1807 ein militär. Ehren-Reinigungstribunal errichten, durch welches ziemlich viel Offiziere, vom Generalſtabe bis zum Fähndrich, zu lebenslänglicher Feſtungsſtrafe bis zur Entlaſſung ohne Abſchied, durch alle Stufen peinlicher Strafen, verurtheilt wurden. Seitdem machte man keinen Unterſchied zwiſchen adeligen und bürgerlichen Offizieren. Ueberhaupt liegt die Vorzüglichkeit des preußiſchen Nationalheers weſentlich in dem, was Fürſt Blücher in ſeiner Anrede an den Fürſten Hardenberg bei einem feſtlichen Mahle ſo richtig ſagte: „man weiß bei uns nicht mehr, wo der Soldatenſtand anfängt, und der des Bürgers aufhört.“ So lange der preußiſche Soldat dies nicht vergißt, wird ſein Stolz ſich nimmer über den Bürger ungebührlich erheben, wie es vor 1806 geſchah. Jetzt ſoll jeder Bürger Soldat, und jeder Soldat Bürger ſein. Im J. 1819 hatte nach der preuß. Staatszei-

tung das preuß. Heer keine 200,000 M. bei den Fahnen in ſtehendem Solde verſammelt; indeß weit mehr, wenn man die ſtets eingeübte und gerüſtete junge Mannſchaft hinzurechnet. Daher iſt Preußen eine Pflanzſchule guter Soldaten. Seine Zerſtückelung zwingt es, eine größere militär. Macht zu halten, als es nach ſeinem Umfang bedürfte. Denn es muß nach drei Seiten hin die Stirn bieten. Die preuß. Armee beträgt ohne Landwehr 165,000 M. Die beiden Aufgebote der Landwehr machen 360,000 M. Die geſammte Kriegseinrichtung koſtete faſt 23 Mill. Thlr. Alle Vorſchriften über die preuß. Militär-Oekonomie ſind in dem Werke des Staatsraths Ribbentrop (Berl. 8. B. ſeit 1816) vollſtändig geſammelt. Die vorige Härte und Länge des preuß. Kriegsdienſtes findet ſeit dem Geſetze vom 3. Sept. 1814 nicht mehr Statt. Jetzt iſt die Verpflichtung zum Kriegsdienſte für die Friedenszeit, vom erreichten zwanzigſten Jahre an, auf drei Jahr beſtimmt; die Leibesſtrafen ſind abgeſchafft; der Soldat wird gut gekleidet, genährt und behandelt. Aber noch iſt viel zu thun übrig. Ein langer Friede möge vollenden, was Muth und Standhaftigkeit begonnen haben! Dieſen Frieden ſcheint Preußens gegenwärtige politiſche Stellung zu verſprechen. Sein Beſitzſtand ruht auf der feierlichen Gewährleiſtung von Europa. Es iſt mit Oeſterreich ſeit 1813 eng verbunden. Seine ſeit 1764 nur ſelten unterbrochne Verbindung mit Rußland, der es, nächſt der eignen Erhebung, ſeine Wiederherſtellung verdankt, iſt nicht allein perſönlich, ſondern auch durch die Beſchaffenheit der öſtlichen Grenzen nothwendig. Es mußte daher neuerlich in mancher Hinſicht dem alten Bundesgenoſſen in wichtigen Punkten nachgeben. Frankreichs Allianz kann es unter ſolchen Umſtänden entbehren. Jenes muß ſogar Preußen fürchten, ſo lange die durch Hannovers Verbindung mit England nur noch mehr befeſtigte Freundſchaft dieſer Macht mit Preußen fortdauert. Auch Preußens Beſitzungen auf dem linken Rheinufer hindern es, je der natürliche Bundesgenoſſe Frankreichs zu werden; dieſes muß jedoch, wenn es Oeſterreichs Macht beſchränken will, Preußens Freundſchaft ſuchen. Ueberhaupt darf man aus Preußens Lage folgern, es werde künftig, im Falle eines neuen Kriegs, Herzberg's Grundſatz zur Regel ſeiner Politik machen, daß die größte und kühnſte Rolle für Preußen zugleich die ſicherſte ſei, weil es, als eine Macht vom zweiten Range, in Verbindung mit andern, ihm gänzlich vertrauenden kleinern Staaten ſich den erſten Mächten Europa's gleich ſtellen, das Gleichgewicht ſichern, und alle großen Welthändel gewiſſermaßen lenken kann; dagegen es, mit einer Hauptmacht ausſchließend eng verbunden, von dieſer abhängig ſein. (Vergl. Pölitz: Geſchichte der preuß. Monarchie Leipz. 1818. Stein: Handbuch der Geographie und Statiſtik des preuß. Staats. Berl. 1818.) K.

Preville (Pierre Louis Dubus de), ein berühmter franzöſiſcher Schauſpieler, geb. zu Paris 1721, war dem geiſtlichen Stande beſtimmt, entfernte ſich aber heimlich aus dem väterlichen Hauſe, und trat, nachdem er einige Zeit Maurern als Handlanger gedient hatte, in eine Schauſpielertruppe, ſpielte zu Straßburg, Dijon, Rouen und wurde ſodann Schauſpieldirektor zu Lyon. Nachdem er ſich hier ausgebildet hatte, debutirte er 1753 zu Paris auf dem Theatre français. Armand begünſtigte ohne eiferſüchtige Rückſichten ſein erſtes Erſcheinen auf dem Theater zu Fontainebleau, welches Preville's Ruhm und

Glück entſchied. Er ſpielte fünf verſchiedne Rollen in dem Mercure Galant. Ludwig XV., der einen feinen Blick hatte, war ſo überraſcht von der Richtigkeit, mit welcher der junge Mann ſein Spiel wechſelte, daß er auf der Stelle befahl, ihn unter ſeine ordentlichen Schauſpieler aufzunehmen. Dieſe bisher unerhörte Auszeichnung verdiente ein Mann, deſſen geiſtreiches, ſeelenvolles, anziehendes, mit ſeiner Rolle ſtets übereinſtimmendes Mienenſpiel, deſſen richtiger, mit dem Alter, Stande und Charakter deſſen, den er darſtellte, ſtets übereinſtimmender Ton und Ausdruck der Empfindung, ihn zu dem Liebling aller Theaterfreunde machte. Nachdem er als Sganarelle und Scapin Lachen erregt hatte, entlockte er in den Väterrollen Thränen. Vor allen glänzte er in dem Mercure Galant, in Turcaret, im Sosie, im Figaro, im Bourru bienfaisant. Voll Liebe für ſeinen Stand, gab er auch jungen Schauſpielern unaufhörlich Rath und Lehren. Seine Unterhaltung war angenehm, ſein Charakter herzlich. 1786 verließ er das Theater, betrat es aber noch einmal 1792 in der Rolle des Bourru bienfaisant, um ſeinen durch die Zeitumſtände zu Grunde gerichteten Kameraden aufzuhelfen. Bald darauf begab ſich der altersſchwache Greis zu ſeiner älteſten Tochter nach Beauvais, wo er blind im Dec. 1799 ſtarb.

Prevoſt d'Exiles (Antoine François), ein franzöſiſcher Schriftſteller, geb. 1697 zu Hesdin in Artois, ſtudirte bei den Jeſuiten, in deren Orden er trat, ihn aber ſchon nach einigen Monaten wieder verließ, und als Freiwilliger Dienſte nahm. Da er ſich nicht ſchnell genug befördert ſah, kehrte er zwar zu den Jeſuiten zurück, verließ ſie aber bald auf's neue, und ergriff die Waffen mit größrer Auszeichnung. Als ein lebhafter Jüngling überließ er ſich dem Rauſche der Liebe, deren unglücklicher Ausgang ihn in den Orden der Benediktiner von Saint Maur führte, welchen er ſein Grab nannte. Man verſetzte ihn nach Saint Germain des Prés, dem Mittelpunkte der Gelehrſamkeit dieſes berühmten Ordens. Die Studien gewährten ihm einigen Troſt; bald aber erwachte die Erinnerung an das, was er entbehren mußte, ſo lebhaft, daß er eine kleine Zwiſtigkeit benutzte, um ſein Kloſter und den geiſtlichen Stand zu verlaſſen. Er begab ſich 1729 nach Holland. Da er kein Vermögen hatte, ſuchte er Hülfsquellen in ſeinen Talenten. Er gab ſeine zu Saint Germain geſchriebnen Mémoires d'un homme de qualité heraus, und erwarb damit einen Beifall, der ihm Ehre und Geld eintrug. Seine Zeit war zwiſchen Studien und Vergnügungen getheilt. Im Haag hatte er ein Verhältniß mit einer liebenswürdigen Frau, und ging mit ihr nach England. Die Eigenſchaft eines abtrünnigen Mönchs und unſteten Gelehrten empfahl ihn nicht ſonderlich. Seiner Abenteuer müde, hielt er um die Erlaubniß an, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, und erlangte ſie. Er kam 1734 nach Paris zurück und lebte ruhig unter dem Schutze des liebenswürdigen Prinzen Conti, der ihn zu ſeinem Almoſenier und Sekretär ernannte. Sein Anſehn wurde dadurch noch vermehrt, daß der Kanzler d'Agueſſau ihn zu der Unternehmung der Histoire générale des voyages wählte. Alles ſchien ihm ein zufriednes Alter zu verheißen, als er 1763, auf dem Rückwege von Chantilly, vom Schlage getroffen, von den Landleuten gefunden und zu einem benachbarten Pfarrer gebracht wurde. Er ſchien ohne Leben, und ein herbeigerufner Chirurg hatte bereits die gerichtliche Oeffnung vorgenommen, als der Unglückliche die Augen

aufſchlug, aber nur um zu ſehen, auf welche ſchreckliche Weiſe er ſein Leben verliere. Keine Rettung war mehr möglich. Von Charakter war Prevoſt ernſt, uneigennützig und menſchenfreundlich, aber leichtſinnig. Er arbeitete mit bewundernswürdiger Leichtigkeit, und hatte ein ſo glückliches Gedächtniß, daß er verſicherte, nie etwas gelerntes wieder vergeſſen zu haben. Die bekannteſten ſeiner Werke ſind die erwähnten Mémoires d'un homme de qualité qui s'est retiré du monde, 8. Voll., ein breites aber wohlgeſchriebnes Werk, worin eine reine Moral vorgetragen wird; die Histoire de M. Cleveland, 6 Voll., worin der Verfaſſer ſein Talent in fürchterlichen Schilderungen zeigt; die Histoire du chevalier des Grieux et de Manon Lescaut, vielleicht ſein beſter Roman; die Histoire générale des voyages und viele andre. In ſeinen Romanen verbindet er romantiſche Erfindungen mit natürlicher Charakterzeichnung; übrigens ſind die Engländer darin ſeine Vorbilder, deren Clariſſe und Grandiſon er auch in's Franzöſiſche überſetzt hat.

Priamus, der Sohn des Laomedon und der Strymo oder Plakia. Er hieß in frühern Jahren Podarkes; als aber Herkules Troja erobert und der Heſione verſtattet hatte, einen der Gefangnen um einen ſelbſt zu beſtimmenden Preis loszukaufen, wählte dieſe ihren Bruder Podarkes, und gab ihren Schleier für ihn. Davon hieß er nunmehr Priamus, der losgekaufte. Als Jüngling zog er mit den Phrygiern gegen die Amazonen und begab ſich als Geſandter zu den Thraziern. Nach ſeines Vaters Tode herrſchte er über Troja. Mit ſeiner erſten Gemahlin Arisbe, einer Tochter des Merops, zeugte er den Aeſakus. Nachher überließ er Arisbe dem Hyrtakus, vermählte ſich mit Hekuba und erzeugte mit dieſer, nach Cicero 17, nach Homer 19 Kinder, unter denen Hektor, Paris, Kreuſa, Laodice, Polyxena, Kaſſandra (Alexandra), Deiphobus, Helenus, Pammon, Polites, Antiphus, Hipponous, Polydorus und Troilus, die berühmteſten ſind, mit vier Nebenfrauen aber noch 36 Söhne und vier Töchter. Was ſeinen Namen vorzüglich erhalten hat, iſt ſein und ſeiner Familie trauriges Schickſal, veranlaßt durch die blinde Liebe des Vaters zu ſeinem Sohne Paris. Denn in ſeinem hohen Alter überzogen ihn die Griechen, um der von Paris geraubten Helena willen, die Priam herauszugeben verweigerte, mit Krieg, und eroberten zerſtörend die Stadt Troja, nachdem er ſeinen Sohn **Hektor** (ſ. d. Art.) fallen geſehen, nach einer zehnjährigen Belagerung. Vergebens bewaffnete ſich in jener Nacht des Entſetzens der Greis, um in der Feinde dichten Schaaren den Tod zu finden; der Hekuba Bitten bewegen ihn, an den Altar des Zeus zu flüchten. Als er aber hier ſeinen Sohn Polites von des Pyrrhus Hand fallen ſieht, hält er ſich nicht mehr, und ſchickt den Wurfſpieß mit ſchwacher Hand gegen den jugendlichen Helden, der, hiedurch gereizt, den Greis bei den Haaren zum Altar ſchleppt, und ihm das Schwert in die Seite ſtößt.

Priapus, urſprünglich ein Feldgott in Lampſakus, einer myſiſchen Stadt mit weinreichem Gebiet. Venus gebar ihn dem aus Indien zurückkehrenden Bacchus, wollte ihn aber wegen ſeiner Mißgeſtalt nicht anerkennen. Andre geben ſeine Abkunft anders an; immer aber war er ein Feldgott, Schützer der Gärten, der Bienen, Ziegen und Schafe. Man bildete ihn ab mit Hörnern und Ziegenohren, mit übergroßen Geſchlechtstheilen, im Schooße des

Kleides allerlei Früchte, in der Hand eine Hippe; auch gewöhnlich ein Horn der Amalthea. Seine Verehrung verbreitete ſich von Lampſakus über Griechenland, nach Rom. Betriebſame Deuter der Mythen zählten ihn zu den Sinnbildern der großen Natur, und erfonden allerlei, theils rein, theils myſtiſch obſcöne Mythen von ihm.

Prieſter ſind die durch Wahl oder Geburt berufnen Erhalter und Pfleger der Religion, die das Göttliche bildlich darſtellen und die Gottesdienſte verwalten. Alles, was groß und würdig iſt, was Ehrfurcht und Gehorſam gebietet und dem Göttlichen näher ſteht, als die Maſſe des Volks, vereinigte ſich in der Idee des Prieſterthums bei den heidniſchen Völkern der vorchriſtlichen Zeit; denn die Hausväter der Urwelt waren zugleich die Könige und Prieſter ihrer Familien, und wo der Staat aus dem Familienbande hervorging, blieb die königliche Gewalt lange mit der prieſterlichen Würde verbunden (vergl. d. Art. Melchiſedek). Dagegen trennte ſich die erſtre von der letztern in den Staaten des Alterthums, die dem Glücke und der Uebergewalt einzelner Helden oder erobernder Horden ihr Daſein verdankten, und neben der Macht der Fürſten und Obrigkeiten bildete ſich ein bald durch Wahl und Beruf, bald durch erbliche Geſchlechtsfolge fortgepflanzter geſchloſſner Prieſterſtand, dem eine höhere Weisheit und eine geheimnißvolle Gemeinſchaft mit den Göttern (daher man die Prieſter auch als Zauberer und Aerzte ehrte) die Gemüther unterwarf. So zeigen ſich in den vorderaſiatiſchen Staaten, bei den Aegyptern, Griechen, Römern die Prieſter als Rathgeber, und, als aus dem Glauben an die alten Götter ein politiſches Gaukelſpiel geworden war, als Helfer der Regierungen zur Leitung des Volks. Ihr urſprüngliches Geſchäft aber war, das Göttliche zur Anſchauung der Menſchen zu bringen, (daher aus ihren Deutungen der Symbole und Bilder die meiſten Mythen hervorgingen) und die nationelle Verehrung der Götter durch Opfer, Gebete, Aufzüge (Myſterien) auszudrücken. Jenes Deuten und Lehren hörte jedoch auf, ein Geſchäft der Prieſter zu ſein, als die mythiſchen Religionsſyſteme ſich abſchloſſen; und als die Dichter, Redner und Philoſophen ſich des religiöſen Lehrſtoffs bemächtigten, blieb den Prieſtern nur die Handhabung der heiligen Gebräuche. Auf dieſen Standpunkt ſetzte ſie auch der Moſaismus, der zwar große Gewalt in ihre Hände legte (vergl. d. Art. Hoherprieſter), das Amt des Geiſtes aber doch den Propheten vorbehielt. Aaron's Nachkommenſchaft, in der die Prieſterwürde erblich war, ſank daher unter täglich wiederkehrenden Geſchäften des Tempeldienſtes in einen Mechanismus, aus dem der Geiſt ſeiner Formen bald gewichen war. Nicht beſſer ging es der römiſchen Geiſtlichkeit, als ſie die Strenge und Förmlichkeit des jüdiſchen Prieſterthums annahm, um demſelben auch in den Vorrechten ſeiner Würde zu folgen, und von den chriſtlichen Laien ähnliche Einkünfte (z. B. den Zehnten) zu ziehen, wie einſt der Stamm Levi von den übrigen Stämmen genoß. Dem Stifter des Chriſtenthums und ſeinen Apoſteln war dieſes Beſtreben ganz fremd. Die erſten chriſtlichen Gemeinden hatten Lehrer, die wol Ausleger der Geheimniſſe Gottes und väterliche Freunde ihrer Schüler ſein, aber weder bei gottesdienſtlichem Gepränge wirken, noch die Gewiſſen beherrſchen wollten. Einige dieſer Lehrer hießen Presbyter (ſ. d. A.), woraus das Wort Prieſter entſtanden iſt; die Amtsverrichtung dieſer Ael-

teſten erlaubt jedoch nicht, ſie in dem jetzt gewöhnlichen Sinne Prieſter zu nennen. Auch iſt der Name Prieſter jetzt nur den Geiſtlichen derjenigen Kirchen angemeſſen, die das Göttliche in ſinnlich anzuſchauende Symbole und Bilder kleiden und dafür halten, der Geiſtliche ſei noch auf eine andre Weiſe als durch ſchriftmäßige Lehre und heiligen Wandel ein Vermittler der Menſchen mit Gott. In dieſer Bedeutung nennt die katholiſche Kirche diejenigen Geiſtlichen Prieſter, welche das heilige Amt der Meſſe verwalten (ſ. d. Art. Ordination), und hat ganz folgerecht auf den höhern Charakter ihres Prieſterthums die Anſprüche ihrer Herrſchaft gebaut. Auch die lamaiſche und die mohammedaniſche Religion haben in der Perſon des Dalai-Lama und des Kalifen Prieſterreiche begründet. Das Prieſterthum, das allein dem Charakter unſrer Zeit angemeſſen ſcheint, iſt die Würde und Macht über die Geiſter, welche Religion und Wiſſenſchaft ihren Eingeweihten und Pflegern geben. Vergl. d. A. Hierarchie, Geiſtlichkeit, Prediger. E.

Prieſterweihe, ſ. Ordination.

Prieſtley (Joſeph), ein berühmter Chemiker, geb. 1733 in Yorkſhire. 1761 hielt er zu Warrington eine ſchönwiſſenſchaftliche Akademie, die er aber 1768 aufgab, um der Einladung der Diſſidenten von Leeds zu folgen. Er hatte damals mehrere theoretiſche Werke herausgegeben, welche viel Aufſehn machten, und ſich auch außerdem im Fache der Philologie, Geſchichte, Politik und Phyſik verſucht. In ſeiner History of Electricity (zuerſt 1767) hatte er bereits gezeigt, wie gründlich er die Natur zu erforſchen bemüht ſei. Durch den ihm zu Theil gewordnen Beifall aufgemuntert, ließ er jetzt The History and present State of Discoveries relating to Vision, Light, and Colours folgen (überſ. von Klügel, Geſchichte der Entdeckungen in der Optik, Leipzig 1775, 2 Voll. 4.). Mit dem Grafen Shelburne machte er 1774 eine Reiſe nach dem feſten Lande, und lebte während des Winters mit ihm in London, welches ſeinen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen große Vortheile gewährte. In dieſe Periode fallen verſchiedne Arbeiten, die ihm den Ruf eines Philoſophen vom erſten Range erworben haben. 1773 machte er in den Philosophical Transactions eine Abhandlung (neu aufgelegt und vermehrt 1774) über verſchiedne Luftarten bekannt. Dieſes an neuen und wichtigen Gegenſtänden reiche Werk machte Epoche in der Kenntniß der luftförmigen Flüſſigkeiten, welche die Grundlage der neuern Chemie iſt, und Prieſtley's Name wurde durch daſſelbe im ganzen gebildeten Europa bekannt. Schon 1772 hatten ihn ſeine Unterſuchungen zur Kenntniß der ſalpeter- und ſalzſauern Luftarten, zum Gebrauch der erſtern, als eines Prüfungsmittels der Reinheit der gemeinen Luft, und zu verſchiednen Verfahrungsarten geführt, wodurch die Luft vermindert oder verſchlechtert wird. 1774 machte er ſeine Grundentdeckung (die gerade zu derſelben Zeit auch von Scheele gemacht wurde) der reinen, oder wie er ſie nannte dephlogiſtiſirten Luft. 1776 theilte er der königl. Geſellſchaft anziehende Bemerkungen über das Athmen und die Art mit, wie das Blut ſeine Farbe von der Luft erhält. 1778 entdeckte er die Eigenſchaft im Sonnenlichte ſtehender Gewächſe, unreine Luft zu verbeſſern. Durch ſeine ſpätern Verſuche kam die Entdeckung mehrerer andrer luftförmiger Körper, und neuer Erzeugungsarten der bekannten, der Reduction metalliſcher Kalke in brennbarer Luft und

die Erzeugung der Luft aus Waſſer zu den von ihm in dieſem Gebiete der Chemie entdeckten Thatſachen hinzu. Im Ganzen kann man behaupten, daß die pneumatiſche Chemie keinem einzelnen Forſcher ſo viel verdankt, als Prieſtley, durch deſſen Entdeckungen ſie eine neue Geſtalt bekam. Doch iſt bemerkenswerth, daß er bis an ſein Ende das antiphlogiſtiſche Syſtem beſtrit. Um die mit jeder anhaltenden Beſchäftigung verbundne Erſchlaffung zu vermeiden, pflegte Prieſtley mit ſeinen Arbeiten zu wechſeln; daher er ſo viele und verſchiedne Gegenſtände, unbeſchadet der Gründlichkeit, behandelt hat. 1775 erſchien ſeine Examination of the Doctrine of Common-sense gegen Reid, Beattie und Oswald. Bald darauf führte er die hartley'ſche Theorie vom menſchlichen Geiſte beim Publikum auf eine faßlichere Weiſe ein, als von Hartley ſelbſt geſchehen war, und drückte in einer vorausgeſchickten Abhandlung ſeine Zweifel über die Immaterialität des denkenden Princips im Menſchen aus. Obwol er ſich dadurch dem Verdachte eines Gottesleugners und Ungläubigen ausſetzte, ſo ließ er ſich doch nicht abhalten, den Gegenſtand weiter zu verfolgen, um, wohin er auch geführt werden möchte, die Wahrheit zu ergründen. Er trat förmlich zu der materiellen Hypotheſe über und gab 1777 ſeine Disquisitions on Matter and Spirit heraus, worin er ſein Syſtem ohne Rückhalt entwickelte. Dieſem folgte eine Vertheidigung des Socianismus und der Lehre von der Nothwendigkeit. Der Haß, den dieſe Werke ihm zuzogen, machte auch bei ſeinem edeln Beſchützer, Lord Sh., eine gewiſſe Kälte erzeugt haben, wodurch Prieſtley bewogen wurde, die ſeit ſieben Jahren zwiſchen ihnen beſtandne Verbindung aufzuheben. Dies geſchah auf eine vollkommen freundſchaftliche Weiſe; denn Prieſtley behielt eine jährliche Leibrente von 150 Pfund. Er wählte zunächſt Birmingham zu ſeinem Aufenthaltsorte, weil dort einige Männer von ausgezeichneten chemiſchen und mechaniſchen Kenntniſſen lebten. Einige großmüthige Freunde veranſtalteten eine jährliche Subſcription, um dadurch die Unkoſten bei ſeinen Unterſuchungen zu decken, und Prieſtley trug kein Bedenken, dieſe für ihn ehrenvolle Unterſtützung anzunehmen, wiewol er wahrſcheinlich auch von der Regierung eine Penſion erhalten haben würde, wenn er darum hätte nachſuchen wollen. Er war nicht lange in dieſer Lage, als bei einer Diſſidentengemeinde eine Predigerſtelle erledigt wurde, die man einmüthig ihm übertrug. Ohne ſeine philoſophiſchen und literariſchen Arbeiten zu unterbrechen, widmete er ſich mit vielem Eifer den Pflichten ſeines Amtes. Bei den Bemühungen der Diſſenters, ſich größere bürgerliche Freiheit zu verſchaffen, konnte Prieſtley nicht müßig bleiben. In der Ueberzeugung, daß alle kirchlichen Einrichtungen den Rechten des Privaturtheils und der Verbreitung der Wahrheit entgegen ſeien, ſtand er nicht an, ſie als antichriſtlich darzuſtellen und ihren Fall vorherzuſagen. So galt er nicht nur für einen Ketzer, ſondern auch für den entſchiedenſten Feind der beſtehenden Kirche in ihrer Beziehung zum Staate. Da einige Geiſtliche von Birmingham den Foderungen der Diſſenters lebhaft widerſprochen hatten, gab Prieſtley eine Reihe von Familiar Letters to the Inhabitants of Birmingham heraus, die beſonders durch ihre ironiſche Laune der Gegenpartei mißfallen mußten. In dieſem gereizten Zuſtande ward die Erbitterung noch vermehrt durch die verſchiednen Anſichten von der franzöſiſchen Revolution;

ſie ſtieg mit dem Fortgange derſelben immer höher, und brach endlich am 14. Julius 1791 aus, als die Franzoſenfreunde den Jahrestag der Zerſtörung der Baſtille feierten. Prieſtley hatte es abgelehnt, dabei gegenwärtig zu ſein; aber in dem Volkstumulte, welcher erfolgte, war er vornehmlich das Ziel der Parteiwuth. Sein Haus nebſt Bibliothek, Schriften und Kunſtgeräthſchaften ward eine Beute der Flammen; er ſelbſt rettete nur mit Mühe ſein Leben. Die geſetzliche Entſchädigung, welche Prieſtley erhielt, war weit unter ſeinem Verluſte, der für ihn zum Theil unerſetzlich ſein mußte. Er war nicht lange darauf einem Rufe nach Hackney gefolgt, und hatte hier ſeine gewohnten Beſchäftigungen ruhig wieder angefangen; da aber die Angriffe auf ihn und ſeine Familie ſich ſtets erneuerten, ſo beſchloß er endlich, ein Land zu verlaſſen, das ihm und ſeinen Grundſätzen ſo feindſelig war. Er ſchiffte ſich 1794 nach Amerika ein, und nahm anfangs zu Northumberland in Penſylvanien, dann zu Philadelphia ſeinen Wohnſitz. Unter Adams Präſidentſchaft wurde er auch hier mit Argwohn betrachtet; Jefferſon hingegen bewies ihm Wohlwollen und Freundſchaft. Eine ihm angetragne Profeſſorſtelle in Philadelphia lehnte er ab, um ſich ganz ſeinen ſelbſtgewählten Arbeiten widmen zu können. Eine ſchwere Krankheit, in der er verfiel, ließ eine körperliche Schwäche zurück, welche immer mehr zunahm, und ihm im Jan. 1804 die Ueberzeugung gab, daß er nur noch kurze Zeit zu leben habe. Mit doppeltem Eifer war er jetzt beſchäftigt, noch zu vollenden, was ihm am Herzen lag. An zwei wichtigen Werken arbeitete er ſeit lange: an einer Kirchengeſchichte und an Anmerkungen zu allen Büchern der heiligen Schrift, für deren Druck ſeine Freunde in England eine Subſcription eröffnet hatten. Auf dieſe unvollendet gebliebnen Werke wandte er allen ſeinen Fleiß bis zu ſeinem Tode, welcher am 6. Febr. 1804 erfolgte.

Primas (Primas regni, Erſter des Reichs), iſt der oberſte Erzbiſchof eines europäiſchen Staats, der nicht nur unter allen geiſtlichen Ständen der erſte iſt, ſondern überhaupt den nächſten Rang nach dem Regenten und ſeiner Familie einnimt, auch in katholiſchen Reichen beſtändiger Legat des römiſchen Stuhls iſt, und eine Art von geiſtlicher Gerichtsbarkeit über die andern Erzbiſchöfe des Landes ausübt. In Spanien iſt es der Erzbiſchof von Toledo; in Portugal nennt ſich der Erzbiſchof von Braga Primas des Reichs, auch Primas von ganz Spanien, ſteht jedoch unter dem Patriarchen zu Liſſabon, welcher daher als eigentlicher Primas zu betrachten iſt; in England iſt es der Erzbiſchof von Canterbury, in Ungarn der Erzbiſchof von Gran, in Polen der Erzbiſchof von Gneſen; in Deutſchland war es, ſo lange die Reichsverfaſſung beſtand, der Erzbiſchof von Salzburg und in Frankreich nannte ſich, wenigſtens vor der Revolution, der Erzbiſchof von Lyon, Primas in Gallien, der von Bourges, Primas in Aquitanien, und der von Rheims, Primas der Normandie. — **Primat**, der Vorrang, erſte Rang, die Würde und das Amt des **Primas** (ſ. d. Art.), dann der Vorrang des Papſtes vor allen übrigen Biſchöfen. — **Prime** (prima) heißt bei den Buchdruckern die erſte Seite eines jeden Bogens, der Schöndruck; in den Bergwerken der zehnte Theil eines Lachterzolls; in der Muſik der erſte Ton einer Oktave, und zwar reine Prime, Einklang, wenn man von zwei Tönen gleicher Größe redet, große

oder übermäßige, wenn der eine Ton um einen halben höher iſt. In der Fechtkunſt die erſte Stellung, wenn man den Degen zieht, und die Spitze mit ausgeſtrecktem Arm auf den Gegner richtet. — **Primitien** (primitiae), die Erſtlinge der Früchte, welche die Alten mehrern Göttern, beſonders dem Apollo, opferten. — **Primogenitur**, ſ. Majorat. — **Primzahlen** ſind diejenigen ganzen Zahlen, welche ſich mit keiner andern ganzen Zahl als 1 ohne Reſt theilen laſſen, wie 3, 5, 7, 11, 13, 17 u. ſ. w.

Prince (Madame Le) de Beaumont, ſ. Beaumont.

Prinzenraub, ſ. Kunz von Kaufungen.

Prinzen von Geblüt heißen die fürſtlichen Perſonen, welche mit der regierenden Linie von gleicher Abſtammung ſind und nach deren Erlöſchen das nächſte Recht zur Erbfolge haben. So in Frankreich die Prinzen der Häuſer Orleans, Bourbon-Condé. Ludwig XIV. hatte auch ſeine mit der Valière und Monteſpan gezeugten natürlichen Söhne, von denen der Herzog von Penthièvre abſtammt, das Recht der Prinzen von Geblüt und eintretenden Falls der Erbfolge ertheilt; aber nach des Königs Tode ward es ihnen wieder genommen.

Prinzip, das, was den erſten und innern Grund einer Klaſſe von Erſcheinungen enthält. Daher in den Naturwiſſenſchaften Prinzipien Grundſtoffe oder Grundkräfte heißen. In dem Gebiete des Geiſtigen iſt Prinzip ein Gedanke, welchen man bei der Erkenntniß oder Behandlung des Gegenſtandes befolgt, oder auch der Grundſatz, durch welchen man dieſen Gedanken ausſpricht. Es gibt ſonach theoretiſche und praktiſche Prinzipien. Erſtre begründen eine Erkenntniß, und enthalten den Anfang einer Gedankenreihe; ſie ſind daher auch das erſte Erfoderniß jeder Wiſſenſchaft (Grundbegriffe). Letztre beſtimmen eine Handlungsweiſe. Sie unterſcheiden ſich von Maximen, und ſind Prinzipien im ſtrengen Sinne (Grundgeſetze), wenn ſie nicht in der Subjektivität des Erkennenden oder Handelnden, ſondern in der Natur der Gegenſtände ſelbſt, oder in der Grundeinrichtung unſers Gemüths beruhen. Daher werden beſonders die Ideen oder Grundwahrheiten der menſchlichen Erkenntniß, welche der reinen Vernunft angehören, Prinzipien genannt (philoſophiſche Prinzipien), inſofern ſie die oberſten Gründe aller Erkenntniß enthalten. Man unterſcheidet conſtitutive und regulative Prinzipien; erſtre enthalten die höchſten Beweisgründe einer Erkenntniß, von ihnen hängt die Erkenntniß und Gewißheit andrer ab, und ſie dienen zur Entdeckung andrer Wahrheiten; letztre leiten nur das Verfahren bei Aufſuchung einer Erkenntniß, oder im Leben und Handeln. Kant beſtreitet die Gültigkeit der Ideen als conſtitutiver Erkenntnißprinzipien. Eben ſo wird geſtritten, ob es ein höchſtes Prinzip der Erkenntniß gebe, und einen höchſten Grundſatz, in welchem ſich dieſes Prinzip ausſprechen laſſe. T.

Prinzipal heißt in der Muſik die tiefſte offne Flötenſtimme eines jeden Manuals in der Orgel, weil ſie die Hauptſtimme iſt, nach deren Größe die übrigen Stimmen eingerichtet werden müſſen. Das Pfeifwerk dieſer Hauptſtimme wird nach einem ihm eignen Maßſtabe (Prinzipal-Menſur) gearbeitet, und wonach die Länge der Pfeifen zu ihrer Weite ein ſolches Verhältniß hat, daß das große C. von dem Kerne an gerechnet, die Länge von 16, 8, 4 oder 2 Fuß bekommt. — **Prinzipalbaß** iſt das tiefſte offne

Flötenregiſter für das Pedal der Orgel. — Ferner heißt Prinzipalſtimme bei Tonſtücken die Hauptſtimme, oder die Konzertſtimme, Solopartie. — Prinzipalblaſen heißt bei Behandlung der Trompete, die mittlern Töne dieſes Inſtruments mit ſchmetterndem Tone und mit Zungenſchlägen vermiſcht vortragen.

Prior heißt in den Klöſtern der nächſte Obre nach dem Abte, und wo kein Abt iſt, der Vorgeſetzte des Kloſters. Denſelben Rang hat in Nonnenklöſtern die Priorin. — Priorat heißt das Amt und die Würde, auch die Wohnung eines Priors oder einer Priorin. — Großprior iſt in den geiſtlichen Ritterorden der nächſte nach dem Großmeiſter.

Prior (Matthew), ein ausgezeichneter engliſcher Dichter, geb. 1664, nach einigen zu London, nach Andern zu Winborne in Dorſetſhire. Seine Neigung für das klaſſiſche Alterthum erwarb ihm die Liebe des Grafen Dorſet, der ihm eine gelehrte Erziehung geben ließ. Zu Cambridge, wo er ſeit 1682 ſtudirte, trat er in vertraute Freundſchaft mit Charles Montague, nachmaligem Grafen Halifax, mit welchem gemeinſchaftlich er The Country mouse and City mouse verfaßte, eine Parodie auf Dryden's polemiſches Gedicht The Hind and Panther. 1689 kam er nach London, wo er vom Grafen Dorſet bei Hofe eingeführt und ſo nachdrücklich empfohlen wurde, daß er den engliſchen Bevollmächtigten, welche zu dem Congreſſe nach Haag abgingen, als Sekretär mitgegeben ward. Mit dieſem Poſten erhielt er zugleich den Titel eines königl. Kammerherrn. Natürlich war es, daß er auch für ſeine Gedichte den Stoff meiſtens aus der Politik und der Hofwelt nahm. Eins der bedeutendſten war eine Ode, die er 1695 dem Könige Wilhelm beim Tode der Königin Maria übergab. Seine humoriſtiſche Ader zeigte er in einer burlesken Parodie von Boileau's Ode auf die Einnahme von Namur durch die Franzoſen, als König Wilhelm es ihnen wieder entriſſen hatte. Seit 1697 ward er in mehrern diplomatiſchen Geſchäften als Sekretär gebraucht. Als ſolcher begleitete er z. B. den engliſchen Geſandten, Lord Portland, nach Paris, und blieb auch bei Lord Jerſey. Bald darauf ward er zum Unterſtaatsſekretär in Lord Jerſey's Departement ernannt und nach Paris geſchickt, um dem Geſandten bei den Verhandlungen wegen des Theilungsvertrags über die ſpaniſche Monarchie beizuſtehen. 1700 folgte er Locke als Kommiſſionär in dem Board of Trade und trat 1701 als Repräſentant von Eaſt-Grinſtead in's Parlament. Die glänzenden Erfolge, welche der Anfang der Regierung der Königin Anna bezeichnete, begeiſterten auch ihn, und er beſang die Siege von Blenheim und Ramilies. Um dieſelbe Zeit gab er einen Band Gedichte heraus, an deſſen Schluß ſich das bewunderte Gedicht Henry and Emma befindet. Er hatte einigen Antheil an dem Examiner, einer periodiſchen Schrift von Swift und einigen Andern, und griff ebenfalls den großen Feldherrn an, deſſen Siege er verherrlicht hatte. Als die Tories das Uebergewicht erhalten, und Marlborough entfernt hatten, trat auch Prior ganz zu ihnen über, ward 1711 mit geheimen Friedensvorſchlägen nach Paris geſchickt, und brachte Mesnager und den Abbé Gualtier zurück, mit denen er geraume Zeit in ſeinem Hauſe zu London unterhandelte. Als im Aug. 1712 Lord Bolingbroke nach Paris zur Beilegung einiger Streitpunkte geſchickt wurde, begleitete ihn

Prior. Er blieb in Frankreich als Geſandter zurück, jedoch ohne den Titel zu führen; denn der Herzeg von Shrewsbury, der in dieſer Eigenſchaft dorthin kam, weigerte ſich, dieſen Titel mit einem Manne von ſo geringer Geburt zu theilen. Prior beſaß indeß das Vertrauen des franzöſiſchen Hofes, und Ludwig XIV. übergab ihm ein beſondres Schreiben an die Königin Anna zu Gunſten des Kurfürſten von Baiern. Nach des Herzogs Abreiſe 1713 nahm er öffentlich den Charakter eines Geſandten an, und behielt ihn bis zu der Thronbeſteigung Georgs I., wo der Graf Stair ſein Nachfolger wurde. Die Whigs waren jezt die ſiegende Partei. Prior wurde gleich nach ſeiner Zurückkunft, 1715, mit einem Verhaftsbefehle vom Hauſe der Gemeinen bewillkommt und vor einer Commiſſion des geheimen Raths in Rückſicht auf ſeinen Antheil am utrechter Frieden verhört. Walpole trug ſogar darauf an, ihn wegen Hochverraths anzuklagen, weil er mit dem franzöſiſchen Bevollmächtigten geheime Zuſammenkünfte gehalten habe. Von der 1717 erklärten Amneſtie war er ausgeſchloſſen, und ward erſt ſpäter losgeſprochen. Er trat daher in den Privatſtand zurück, und verwendete ſeine Muße auf die Vollendung ſeines didaktiſchen Gedichts, „Salomo on the vanity of the world“ betitelt, welches er nebſt einigen andern auf Subſcription in einem Foliobande herausgab. Seine Gedichte ſind ſeit 1717 mehrmals herausgegeben worden. Lord Harley überließ ihm den lebenslänglichen Nießbrauch von Downhall in Eſſex. Prior wollte ſein Alter auf die Abfaſſung der Geſchichte ſeiner Zeit wenden, aber eine ſchleichende Krankheit endigte 1721 ſein Leben zu Wimpole, dem Wohnſitze des Lords Oxford. Er ward in der Weſtminſterabtei beerdigt, unter einem Denkmal, für welches er in ſeinem Teſtamente 500 Pfund beſtimmt hatte. Prior gehörte zu den Charakteren, die ohne großen moraliſchen Werth ſich in der Geſellſchaft beliebt machen. Seine Lebensweiſe war unregelmäßig, und obgleich er in den feinſten und vornehmſten Geſellſchaften Zutrit hatte, ſoll ihm doch eine gewiſſe Neigung für gemeine und niedrige Vergnügungen geblieben ſein. In ſeinen Schriften findet ſich ein Gemiſch von Ernſt und Unanſtändigkeit, welches, wo nicht Immoralität, doch Geſchmackloſigkeit verräth. Als Dichter hat er gegenwärtig nur einen ſehr mäßigen Ruf; dennoch wird er in der Leichtigkeit zu erzählen, kaum von einem ſeiner Landsleute erreicht. Seine Songs und Liebesgedichte ſind im Ganzen elegant und klaſſiſch. Als Verskünſtler hat er Verdienſte, aber zu den genialen Geiſtern kann er nicht gezählt werden.

Priori, ſ. a priori.

Priorität, der Vorzug oder Vorrang, den der Eine vor dem Andern hat. In den Rechten iſt ſie, beſonders bei Konkurſen, der Vorzug, den ein Gläubiger vor den Andern bei der Zahlung aus des Gemeinſchuldners Vermögen hat; daher prioritätiſche Foderung, eine ſolche, welche andern vorgeht, und Prioritätsurtheil, die gerichtliche Beſtimmung der Reihefolge der Gläubiger bei Konkurſen.

Priſcianus, aus Cäſarea, ein lateiniſcher Grammatiker, der wahrſcheinlich im 6. Jahrh. nach Chr. zu Konſtantinopel lebte, und von welchem wir eine ausführliche lateiniſche Grammatik in 18 Büchern und mehrere grammatikaliſche Aufſätze beſitzen.

Priſen-Gericht. Iſt ein Gericht, das in jedem Seehandel

treibenden und eine Kriegs-Marine habenden Staate über alle Fälle entſcheidet, welche ſich auf das Aufbringen feindlicher oder verdächtiger Schiffe, auf das geſammte Kaperweſen ꝛc. beziehen.

Prisma, Eckſäule, heißt in der Geometrie ein oblonger Körper, der von mehrern Flächen eingeſchloſſen iſt, und deſſen Grundflächen gleich und parallel ſind. Von der Anzahl der Seiten der Grundflächen bekommt das Prisma die beſondre Benennung: drei-, vier- und fünfeckig ꝛc. In der Optik ſind die dreieckigen Prismata berühmt, weil deren Strahlenbrechung Farben bildet. Alle eckigen Stükken Glas, alſo auch die Prismen, färben die durchgehenden Lichtſtrahlen und zeigen alle Farben des Regenbogens (daher prismatiſche Farben). Dies war ſchon den Alten bekannt, nur wußten ſie die Erſcheinung nicht weiter zu erklären. Erſt Grimaldi vermuthete, daß das Licht bei ſeinem Durchgange durch das Glas eine Brechung erleide, und daß durch dieſe Brechung die Farben veranlaßt würden. Endlich ſtellte Newton ſeine wichtigen Verſuche an, von denen, ſo wie von Göthe's Verſuchen, unter dem Artikel **Farbenlehre** geſprochen worden.

Privatbanken ſind Bankanſtalten, welche von Staatsbürgern aus ihren eignen Mitteln errichtet worden, gewöhnlich Disconto-, Leih-, bisweilen auch Zettelbanken. Ob die Anſtalt durch das Kapital eines einzigen Staatsbürgers gebildet, oder von Mehrern zu Einem Zweck zuſammengebracht iſt; ob dieſelbe von der Staatsregierung privilegirt (oktroyirt) iſt; ob ſie ein Monopol beſitzt oder nicht, ändert ihren Charakter als Privatbank durchaus nicht. K. M.

Privatbühnen. Die Neigung zu theatraliſcher Unterhaltung iſt, wie die Geſchichte lehrt, von jeher unter allen gebildeten Völkern verbreitet und wirkſam geweſen. Noch jetzt finden wir ſie herrſchend, überall, wo echt menſchliche Bildung vorgeſchritten iſt, und ſich von den rohen Sinnengenüſſen zu den feinern geiſtigen erhoben hat. Der Grund davon liegt klar am Tage. Der Menſch iſt für den Menſchen ſowol der höchſte Gegenſtand der Forſchung und des Studiums, als des Genuſſes. Mit Andern, oder ſich in Andern zu empfinden, das eigne Leben ſich in dem fremden ſpiegeln zu ſehen, und ſein eignes Schickſal in den Schickſalen der Menſchheit wieder zu finden, iſt ein Reiz, dem ſich deshalb kaum widerſtehen läßt, weil er ſich auf das Gefühl gründet, daß wir eben ſo ein Theil der Menſchheit überhaupt, als individuelle Erſcheinungen derſelben ſind. Man ſieht, daß hier unter theatraliſchen Genüſſen nur diejenigen verſtanden werden, wo ſich die Menſchheit uns darſtellt, wo wir, ſei es im Scherz oder Ernſt, Theilnehmer fremder Leiden und Freuden, fremder Handlungen und Geſinnungen werden, daß wir daher diejenigen Vergnügungen ausſchließen, welche, wenn auch auf der Bühne, doch nicht durch ihre eigenthümlichen Mittel geboten werden, und mehr Genüſſe der Schauluſt heißen ſollten, als theatraliſche Unterhaltungen. Die Privatbühne kann ihrer Natur und Beſtimmung nach nur die wahre theatraliſche Unterhaltung bezwecken; alles was man Spektakel (Schaugenuß) nennen muß, bleibt von ihr ausgeſchloſſen; denn es iſt den Mitgliedern, die ſich zu einer ſolchen Bühne vereinigen, nicht darum zu thun, den Beifall der Menge, oder gar Geld zu gewinnen, ſondern ihr Zweck iſt Genuß durch die Aufführung dramatiſcher Werke, Genuß an dieſer Aufführung ſelbſt durch den Beifall eines verhältnißmäßig kleinen geſelligen Kreiſes. Dieſer Genuß iſt an ſich ein ſehr edler, daher Privatbühnen auch an ſich ſehr lobenswerthe Einrichtungen

zur Beförderung des geſelligen Vergnügens genannt werden müſſen. Er gründet ſich auf das Selbſtbewußtſein ſchöpferiſcher Fähigkeiten, wodurch es möglich wird, Bildungen außer ſich aufzuſtellen, die des Beifalls Gebildeter würdig ſind. Er iſt alſo nicht eigennützig, ſondern mittheilend, nicht das Herz beengend, ſondern erweiternd. Jene Fähigkeiten aber ſind Phantaſie, Verſtand und Gemüth, welche in harmoniſchem Bunde wirkend, das erzeugen, was man Kunſtwerke im Allgemeinen zu nennen befugt iſt, d. h. nicht Meiſterwerke des bildenden Genius, ſondern Werke, die durch ihre Geſtaltung, durch Inhalt und Form die Menſchheit in ihrer Geſammtheit anſprechen ſollen. Der Genuß, den die Mitglieder einer Privatbühne ſuchen, iſt daher nicht möglich ohne vielſeitige Bildung, oder doch ohne ein reges Streben danach, denn ſie müſſen nicht nur die Dichtung, die ſie verſinnlichen wollen, verſtehen und in ſich aufnehmen, ſondern dem Dichter gleichſam in ſeine geheime Werkſtatt folgen, um ſeine Schöpfung zum zweiten Male ſchaffen zu können. Da man auf Privatbühnen, des Raumes und andrer Verhältniſſe wegen, größtentheils nur auf ſolche Stücke beſchränkt iſt, in denen ſich wenig oder nichts befindet, was auf bloße Schauluſt berechnet iſt, ſo wird es um ſo mehr Pflicht der Darſteller, den Geiſt der Dichtungen hervortreten zu laſſen, das eigentlich dichteriſche Leben zu verſinnlichen, und ihren Triumph in der Entfaltung des innern Menſchen zu ſuchen. Dadurch werden ihre Leiſtungen aber auch ſchwieriger als die auf öffentlichen Bühnen, wo der Schauſpieler durch den Reiz ſzeniſchen Reichthums und Glanzes unterſtützt wird, und die Täuſchung des Zuſchauers, ſelbſt bei unvollkommnem Spiel, einigermaßen gerettet werden kann. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, kann man gut eingerichtete Privatbühnen als die beſten Schulen für den empfehlen, der ſich Beruf zum Darſteller auf den öffentlichen zutraut. Auf dieſen wird er lange nicht ſo kräftige Anregungen finden, in den Geiſt ſeiner Rolle einzudringen, als auf jenen, indem die Menge, welche das Schauſpielhaus füllt, ſich weit leichter durch den Schein blenden läßt, als der kleine Kreis gebildeter und ausgewählter Zuſchauer, die ſich in einem Privathauſe verſammeln. Da es uns bei unſern Staatsverfaſſungen, bei der Einrichtung unſers ganzen bürgerlichen Lebens zu ſehr an Gelegenheiten und Veranlaſſungen fehlt, den mündlichen und perſönlichen Vortrag von Gedanken und Gemüthsſtimmungen zu üben und zu vervollkommnen, ſo können Privatbühnen auch in dieſer Hinſicht viel leiſten. Der Darſteller muß hier nicht nur ſinngemäß, ſondern auch ausdrucksvoll und nachdrücklich ſprechen, und ſeine Rede mit den paſſendſten, ja mit ſchönen Gebärden begleiten lernen. Er erhält Vertrauen zu ſich ſelbſt, eine gewiſſe Furchtloſigkeit, unentbehrlich für den, der in gewiſſen Augenblicken durch ſeine Geiſtesäußerung in Worten auf eine Mehrheit von Menſchen wirken ſoll oder will. Daß die Privatbühnen übrigens nicht ein für alle Stände und Menſchenklaſſen gleich zweckmäßiges und empfehlenswerthes Unterhaltungsmittel ſein können, ergibt ſich ſchon aus dem Weſen derſelben, denn die Theilnahme daran ſetzt eine frühere Richtung des Geiſtes zu höherer Bildung, eine gewiſſe Verfeinerung des Gefühls voraus, die in der Regel den niedern Ständen nicht eigen ſein und ſein können. Die Privatbühnen arten daher unter dieſen nur zu leicht in Luſtorte aus, wo beſonders eine nicht eben erlaubte und feine Annäherung beider Geſchlechter bezweckt wird, und durch die meiſtens allein hier darſtellbaren Poſſen der menſchlichen Bildung mehr Eintrag als Vortheil erwächſt. Wir kön-

nen es daher nicht tadeln, wenn an manchen Orten ſelbſt die Polizei ſolche Privatbühnen nicht dulden zu dürfen glaubt, und ſie geradezu aufhebt. Indem wir dieſes bemerken, müſſen wir auch auf den Vorwurf Rückſicht nehmen, der den Privatbühnen auch unter den höhern Ständen gemacht wird, daß ſie nämlich der Moralität ſo leicht gefährlich werden können, weil ſie ſo Manches geſtatten müſſen, was außerdem der feinern Sitte entgegen iſt. Dieſer Vorwurf läßt ſich indeſſen leicht dadurch entkräften, daß man einer Privatbühne nur dann ſeinen Beifall geben kann, wenn ſie aus Perſonen beſteht, die die tiefſte Achtung gegen Sittlichkeit, Anſtand und Tugend hegen, die ſich's zum Geſetze machen, den Scherz mit Ernſt, und den Ernſt als freies Spiel der Phantaſie zu behandeln, die bei der Wahl der Stücke mit zartem, die mögliche Wirkung auf empfängliche Gemüther wohl berechnenden, Sinne verfährt, und keinem ihrer Mitglieder geſtattet, über den ihm von der Dichtung angewieſnen Kreis hinaus zu gehen. Es verſteht ſich übrigens wol von ſelbſt, daß jeder Vater, jeder Gatte prüfen muß, ob die Natur des Kindes, der Gattin, die Richtung ihres Geiſtes und Gemüthes ſo beſchaffen ſind, daß ein ſolches auch unſchuldiges Spiel keinen gefährlichen Eindruck auf ſie hervorzubringen vermag. Der mögliche Mißbrauch einer Sache hebt ja bekanntermaßen den wohlthätigen Gebrauch derſelben nicht auf. Daß dergleichen immer viel Zeit und Mühe hinnehmende Vergnügungen auch nur ſelten vorkommen dürfen, braucht wol nicht erinnert zu werden. Wir verweiſen übrigens diejenigen, welche die möglichen Vollkommenheiten einer Privatbühne genauer kennen lernen, und etwas Gründliches über das Spiel auf ſolchen Bühnen leſen wollen, auf A. Müllner's Abhandlung: Ueb. d. Spiel auf der Privatbühne, in deſſen Almanach für Privatbühnen, Jahrg. 1817; ſo wie diejenigen, welche Luſt haben möchten, kleine Bühnen in Anſehung des räumlichen Verhältniſſes zweckmäßig einzurichten, durch die Anleitung zur Errichtung kleiner Theater ohne große Koſten, mit Kupfern, in dem Müllner'ſchen Almanach für Privatb., Jahrg. 1818 Belehrung finden werden.

Privatrecht, ſ. **Rechtswiſſenſchaft**.

Privilegium, eine Jemanden von der Regierung für alle künftige Handlungen einer gewiſſen Art verliehene Ausnahme vom gemeinen Rechte. Privilegien ſind: 1. realia oder personalia, je nachdem ſie auf einer Sache oder einer Perſon haften; 2. gratiosa oder onerosa, je nachdem man ſie umſonſt erhält, oder etwas dafür bezahlen muß; 3. favorabilia oder odiosa, je nachdem ſie dem Inhaber zum Nutzen oder Schaden gereichen. Privilegium canonis iſt der vorzügliche Schutz, den die katholiſchen Geiſtlichen dadurch genießen, daß der, welcher Hand an ſie legt, mit der Excommunication beſtraft wird, welche nur der Papſt wieder heben kann. Privilegium de non appellando war unter der ehemaligen deutſchen Reichsverfaſſung das einigen Reichsfürſten (z. B. den Kurfürſten) zuſtehende Vorrecht, daß von ihren Landesgerichten nicht an die Reichsgerichte, oder doch nur unter beſondern Umſtänden, appellirt werden konnte. Es war daher illimitatum und limitatum. Privilegium electionis fori war das Recht einiger Reichsſtände, als Beklagte dasjenige der beiden Reichsgerichte zu wählen, vor welchem ſie Recht nehmen wollten.

Probe heißt die Privataufführung eines Tonſtücks oder Schauſpiels, welche dazu dient, die Ausführer deſſelben mit dem Ganzen, und ſeinen einzelnen Theilen bekannt zu machen, damit ſie daſſelbe

vollkommen angemeſſen, übereinſtimmend und in einander greifend ausführen können. Solcher Proben werden mehrere gehalten; bei einem Schauſpiele zuerſt eine Leſeprobe, um ſich zu überzeugen, daß die Rollen richtig ausgeſchrieben ſind, dann einige vorläufige (ohne Dekorationen und ſonſtiges Außenwerk) und eine Hauptprobe; bei einem größern Muſikſtücke oft zuerſt eine Quartettprobe, um die Hauptinſtrumente, welche gleichſam die Grundlage ſind, einzuüben, dann ſo viele Proben mit dem vollen Orcheſter, als nöthig ſind, um die Muſiker völlig einzuüben.

Probejahr, ſ. Noviciat.

Probiren, Probirkunſt, die Kunſt, Gold und Silber (rohes, verarbeitetes oder geprägtes) zu unterſuchen, um den Gehalt, d. h., wie viel edles Metall und wie viel Zuſatz die Maſſe enthält, zu erfahren. Dieſes geſchieht durch Schmelzung von dem Probirer, d. i. dem bei dem Berg- und Hüttenbau verpflichteten Beamten, welcher den Gehalt der Erz- und Bergarten erforſcht. Die Goldſchmiede bedienen ſich dazu der Probirnadeln, langer und ſchmaler Stückchen Gold oder Silber von verſchiedner, aber genau bekannter Miſchung ſind. Dieſe metallnen Griffel ſowol, als die zu prüfende Maſſe ſtreicht man auf den Probirſtein (lapis Lydius, ein ſchwarzer, harter, feinkörniger, ſchieferartiger Stein, der Farbe und Glanz des darauf geſtrichnen Metalles annimt), und vergleicht dieſe Striche. Für das Gold hat man 24 Nadeln, nach den 24 Karaten der Feinheit des Goldes; und da der Zuſatz weiß oder roth, d. h. Silber oder Kupfer ſein kann, ſo werden ſie auch darnach verſchieden eingerichtet. Für das Silber hat man 16 Nadeln, nach den 16 Lothen der Feinheit des Silbers.

Pro Cent, ſ. Zins.

Proceſſion, öffentlicher Reihengang; beſonders ein feſtlich geordneter Aufzug mehrerer Perſonen in der römiſch-katholiſchen Kirche, ein feierlicher Gang der Geiſtlichkeit und des Volks um Altäre, Kirchen, oder auf den Straßen, unter Herumtragung religiöſer Gegenſtände und Abſingung von Hymnen, Pſalmen und Gebeten, um Gott oder den Heiligen für etwas zu danken, oder von ihnen etwas zu erbitten. Man nennt dergleichen Bittgänge auch bisweilen Kreuzgänge, weil man gewöhnlich Kreuze und Fahnen dabei herumträgt. Werden ſie nach einem entfernten heiligen Orte, wo ſich ein Marien- oder Heiligenbild befindet, unternommen, ſo heißen ſie Wallfahrten oder Betfahrten, dergleichen ſonſt auch häufig nach Jeruſalem gemacht wurden, um Vergebung der Sünden am heiligen Grabe zu erflehen. Proceſſionen, ein Theil des ſymboliſirten Naturkultus, waren ſchon bei den älteſten heidniſchen Völkern üblich. Man trug dabei allerlei Sachen, welche zu Symbolen dienten, herum. Man ging z. B. um beſäete Felder herum, und beſprengte ſie mit geweihtem Waſſer, um ihre Fruchtbarkeit zu befördern, und ſie vor Schaden zu bewahren. Die Feſte, welche die Griechen und Römer zu Ehren des Bacchus, der Ceres, Diana und andrer Gottheiten anſtellten, waren ebenfalls mit feierlichen Aufzügen begleitet, bei welchen man die Bilder derſelben gewöhnlich vortrug. Noch jetzt ſind Proceſſionen bei den meiſten heidniſchen Völkern üblich. Seit der Zeit des heiligen Ambroſius, der im 4. Jahrh. Biſchof zu Mailand war, kamen auch in der chriſtlichen Kirche Proceſſionen auf. Eine unverbürgte Erzählung ſchreibt ihre Einführung dem Biſchofe Mamertus zu Vienne in Frankreich zu. Es entſtand nämlich in der Oſternacht, als er eben

Gottesdienſt hielt, eine Feuersbrunſt; das Volk eilte, um derſelben Einhalt zu thun, aus der Kirche; er aber blieb allein zurück, bat Gott, vor dem Altare knieend, um Abwendung der Gefahr, und that das Gelübde, öffentliche Proceſſionen anzuſtellen, wenn ſein Gebet Erhörung fände. Das Feuer ward bald gelöſcht, und der fromme Biſchof beſtimmte, mit Einwilligung des Raths und der Bürgerſchaft, drei Tage vor dem Feſte der Himmelfahrt Chriſti zu dieſer Feierlichkeit. Andre Ortſchaften folgten ſeinem Beiſpiele; ſo wurden die Bittgänge nach und nach in der ganzen katholiſchen Kirche eingeführt, und ſpäter durch Geſetze beſtätigt. Bei den Proteſtanten haben die Wallfahrten und religiöſen Auf- und Umzüge ſchon ſeit der Reformation aufgehört; aber auch bei den Katholiken hat, durch Verbreitung richtiger Religionsbegriffe in unſern Tagen der Eifer, fremde heilige Oerter zu beſuchen, um daſelbſt den Himmel zu verſöhnen, ziemlich nachgelaſſen; man ſieht ein, daß der letztre Zweck beſſer zu Hauſe, durch gute Werke und eine verſtändige Andacht erreicht werden kann; auch iſt die Gewohnheit, Proceſſionen an ſeinem Wohnorte zu halten, ſehr in Abnahme gekommen. Mr.

Procida, ſ. d. Art. Neapel, Stadt und Umgebung.

Proconſul und Proprätor. Anfangs wurde die Verwaltung der Provinzen des römiſchen Reichs von Prätoren (ſ. d.), in der Folge aber von Prokonſuln und Proprätoren nebſt ihren Gehülfen, den Quäſtoren und Legaten (ſ. d.), beſorgt. Den Namen Prokonſul und Proprätor bekam ein Konſul und Prätor, wenn er nach Verlauf ſeiner Amtszeit ſich in eine Provinz zu deren Verwaltung begab. Als nämlich das römiſche Reich einen anſehnlichen Zuwachs an Ländern bekommen hatte, wurde durch ein Geſetz des C. Sempronius Gracchus feſtgeſetzt, daß in den konſulariſchen und prätoriſchen Comitien der Senat zwei Provincias consulares und ſechs praetorias beſtimmen ſollte, über welche die erwählten Konſuln und Prätoren wenige Tage nach dem Antritte ihres Amtes looſen oder ſich vergleichen mußten. Seitdem waren die Konſuln und Prätoren nach der feſtgeſetzten Ordnung auch die Statthalter der Provinzen. Die Geſchäfte des Statthalters in der Provinz betrafen die Gerichtspflege, die Sorge für die übrigen Angelegenheiten der Provinz und den Oberbefehl der Truppen, welche ſich etwa daſelbſt befanden. Die Zeit war gewöhnlich auf ein Jahr beſchränkt, bisweilen wurde ſie auf zwei, ſelten auf drei und mehrere Jahre ausgedehnt. Nach ſeiner Rückkehr nach Rom war der Statthalter verbunden, binnen 30 Tagen über ſeine Verwaltung und über den Zuſtand der Provinz Bericht zu erſtatten. Hatte er ſich Ungerechtigkeiten und Bedrückungen erlaubt, ſo konnte er deßhalb vor Gericht angeklagt werden, und zwar Repetundarum, wenn er Geld oder Geſchenke erpreßt, Peculatus, wenn er öffentliche Gelder veruntreuet, oder Criminis majestatis, wenn er das Heer mißbraucht hatte. Dennoch wurden die Provinzen im Ganzen auf vielfache Weiſe bedrückt und gemißhandelt (vergl. Provinz).

Procopius aus Cäſarea, ſ. Byzantiniſche Schriftſteller.

Procopius, ſ. Huſſiten.

Procurator, überhaupt jeder Geſchäftsverweſer oder Bevollmächtigte zur Beſorgung fremder Angelegenheiten. Die Römer ertheilten dieſen Namen den Aufſehern über Landgüter, den Sachwaltern der Inſelnbeſitzer, und den Verwaltern der Einkünfte des Kai-

ſers, des Senats und der Bürger in den Provinzen, welche auch bisweilen die Stelle der Statthalter, beſonders in kleinern Provinzen, oder in ſolchen vertraten, welche einen Theil der größern ausmachten, wie Pontius Pilatus in dem zur Provinz Syrien gehörenden Judäa. Das ältere römiſche Recht ließ nur in drei Fällen Prokuratoren zu, nämlich in Sachen, welche das Volk, die Freiheit und die Vormundſchaft betrafen. In der Folge aber, da man die Einſchränkung, ſich nicht durch Andre vertheidigen zu können, läſtig fand, wurden procuratores ad negotia eingeführt, welche bloß bei den Richtern die Streitſachen der Parteien, anfangs unentgeltlich, ſpäter gegen eine Belohnung, betrieben. Als das ſteife Formularweſen erweitert ward, erlaubte man rechtskundigen Perſonen (cognitores juris), die Prozeſſe Andrer unter der merkwürdigen Einſchränkung zu führen, daß ſie Eigenthümer derſelben wurden, d. h. ſie in ihrem eignen Namen führten, und unterſchied ſie von den Prokuratoren, welche die Privatangelegenheiten abweſender Perſonen ohne deren Auftrag beſorgten. Jetzt verſteht man unter Prokurator denjenigen, welcher von einem Andern durch eine Vollmacht den Auftrag erhalten hat, gerichtliche und außergerichtliche Geſchäfte für ihn zu beſorgen, wenn er ſich derſelben aus irgend einer Urſache nicht ſelbſt unterziehen kann. Da er den Eigenthümer der Rechtsſache vorſtellt, und ſie in deſſen Namen leitet, ſo iſt er verbunden, beim erſten Termine durch Beibringung einer Vollmacht, die an manchen Orten eine gerichtliche ſein muß — welches man die Legitimation zum Prozeſſe nennt — zu beweiſen, daß er von demſelben zur Beſorgung ſeiner Angelegenheiten beſtellt ſei, oder in Ermangelung derſelben Bürgſchaft zu leiſten, daß er, wenn ſein Mandant nicht alle ſeine Handlungen genehmigen ſollte, dem Gegentheil den dadurch entſtehenden Schaden erſetzen wolle. Obgleich ein Rechtsgelehrter und Prokurator in Einer Perſon vereinigt ſein können; ſo iſt doch dieſes in der Regel nicht erfoderlich, da Jeder, welcher die Geſchicklichkeit zur Verwaltung fremder Geſchäfte beſitzt, und nach den Geſetzen dazu befugt iſt, das Aeußere eines Prozeſſes beſorgen kann, wohin z. B. gehört, daß er die einzureichenden Prozeßſchriften unterſchreibt, und für die Uebergabe derſelben zur rechten Zeit Sorge trägt, daß er bei Ablegung eines Eides gegenwärtig iſt, auf die gehörige Abwartung der Termine Acht hat, die Bekanntmachung eines Beſcheides anhört, Geld in Empfang nimt u. dergl. Der Prokurator, welcher ohne beſondre Erlaubniß keinen Andern an ſeiner Stelle ſetzen darf, iſt verpflichtet, die Angelegenheit ſeines Vollmachtgebers mit gewiſſenhafter Treue zu beſorgen, die Grenzen ſeines Auftrages nicht zu überſchreiten, und iſt er durch eine allgemeine Vollmacht zur Verwaltung aller gerichtlichen und außergerichtlichen Geſchäfte beſtellt, nur ſolche Handlungen zu unternehmen, welche offenbar zum Vortheil des Letztern gereichen, und von welchen zu vermuthen iſt, daß ſie dieſer ſelbſt unternommen haben würde. Nach Vollendung ſeiner Geſchäftsführung muß er Rechnung ablegen, und kann die dabei gemachten Ausgaben, wenn ſie nöthig waren, zurückfodern; auch gibt ihm die Praxis Anſprüche auf ein Honorar für ſeine Mühe. Haben mehrere Perſonen das Geſchäft eines Andern übernommen, ſo ſind ſie, alle für einen und einer für alle (ſolidariſch), in Rückſicht der Folgen ihrer Handlungen verantwortlich, wenn nicht etwas Anders beſtimmt worden iſt. Den von einer Gemeine beſtellten Prokurator nennt man Syndicus (ſ. d. Art.), er mag nun auf immer für die Leitung aller bei derſelben entſtehenden Streithändel ernannt worden ſein, oder

nicht. In Klöſtern heißt der Konventual, welcher die ökonomiſchen und andern weltlichen Angelegenheiten des Kloſters zu beſorgen hat, der Pater Prokurator oder Kloſterſchaffner. Durch einen Prokurator oder Stellvertreter vermählen ſich fürſtliche Perſonen, wenn der Bräutigam einem Andern den Auftrag gibt, ſich ſeine entfernte Braut in ſeinem Namen antrauen zu laſſen, welches mit beſondern Feierlichkeiten geſchieht, und die nämliche Gültigkeit hat, als wenn der wirkliche Bräutigam in Perſon gegenwärtig geweſen wäre. Generalprokurator wurde vor der Revolution in Frankreich derjenige genannt, welcher beim Parlament und bei den andern hohen Gerichtshöfen die Sachen, welche das Intereſſe des Königs betrafen, entweder ſelbſt vortrug und betrieb, oder durch die Generaladvokaten beſorgen ließ. Auch die Königin und königlichen Prinzen hatten ihre Generalprokuratoren. Prokurator von San Marco war der Titel der vornehmſten Staatsbeamten oder Senatoren in der ehemaligen Republik Venedig. Außer den neun wirklichen Prokuratoren, aus welchen der Doge gewählt wurde, gab es noch viele Titularprokuratoren, welche dieſe Würde mit den größten Summen bezahlten, da ſie von dem venetianiſchen Adel wegen des damit verbundnen Ranges ſehr geſucht wurde. Mr.

Prodromus, der Vorläufer, ein gewöhnlicher Titel einer ſolchen Schrift, durch welche der Verfaſſer einen vorläufigen Begriff von dem geben will, was er in einem ſpätern Werke ausführlicher zu behandeln gedenkt.

Produktion, Produktive Kraft, Produciren, Producenten (Nationalökonomie). Die Frage, welche Arbeit des Menſchen produktiv (ſchaffend) ſei und welche nicht, hat lange Zeit hindurch die Staatsgelehrten beſchäftigt, und iſt von ihnen, je nachdem ſie dem einen oder andern ſtaatswirthſchaftlichen Syſteme ergeben waren, höchſt verſchieden beantwortet worden. Die Anhänger des **Merkantilſyſtems** (ſ. d. Art.) halten nur diejenige Arbeit für ſchaffend, welche Metallmünze dem Lande zuführt, die **Phyſiokraten** (ſ. d. Art.) nur ſolche, welche auf Erzeugniſſe des Bodens gerichtet wird, die Jünger Adam Smith's nur ſolche, welche Dinge von Tauſchwerth in's Daſein ruft. Näher beleuchtet erſcheinen alle dieſe Erklärungen unbefriedigend. Produciren im weitern Sinne heißt etwas Neues zur Erſcheinung bringen, im engern Sinn aber, eine Sache von Werth, ein Gut, gleichviel ob geiſtiges oder ſinnliches, ob von Tauſch- oder Gebrauchswerth, hervorbringen. Die Urſtoffe zu allen Dingen, welche Güter ſein können, beut zwar ausſchließlich die Natur dar, aber dieſe Urſtoffe in wirkliche Güter zu verwandeln, kommt derſelben nicht ausſchließlich zu, ſondern neben ihr zugleich der Willkür des Menſchen. Iſt von geiſtiger Produktion des Letztern die Rede, ſo wird darunter die Benutzung der von der Natur geſchaffnen geiſtigen Stoffe zu Hervorbringung geiſtiger Dinge verſtanden. So iſt jede Entdeckung, welche der Menſch im Reiche der Wiſſenſchaften macht, eine geiſtige Produktion ſeiner ſchaffenden Kraft, aber den Stoff dieſes Erzeugniſſes bilden die Geiſtes-Talente, wodurch erſt die Entdeckung möglich geworden und dieſe Talente ſind nichts Anders als Gaben der Natur. Was hingegen die ſinnliche Produktion des Menſchen betrifft, ſo kann dieſelbe auf dreifache Weiſe ſich äußern, nämlich: 1) indem ſie auf Gewinnung der von der Natur hervorgebrachten ſinnlichen Stoffe und Dinge verwandelt wird, dann heißt ſie **Urproduktion** (ſ. d. Art.); 2) indem ſie auf Veränderung der

äußern Form der von der Natur geſchaffnen und durch die Urproduktion gewonnenen Dinge verwendet wird, alsdann heißt ſie induſtrielle Produktion (ſ. d. Art.); 3) indem ſie eine Ortsveränderung der von der Natur geſchaffnen Dinge ſowol in ihrem rohen, als durch menſchliche Arbeit veränderten Zuſtande zum Behuf des Verkehrs beabſichtigt, in letzterm Falle heißt ſie kommerzielle Produktion. Es kann aber in dieſer Hinſicht durchaus keinen Unterſchied machen, ob das geiſtige oder ſinnliche Gut, das man der Produktion verdankt, mittelbar oder unmittelbar aus derſelben hervorgegangen; daher wäre es fehlerhaft, wenn man, den Grundſätzen mancher ſtaatswirthſchaftlichen Syſteme zufolge, ganze Klaſſen höchſtnützlicher Staatsbürger, wie z. B. die der Gelehrten, Militärperſonen, Dienſtboten ꝛc., bloß weil ſie nicht unmittelbar Werthe produciren, unbedingt aus der Reihe der Producenten wegſtreichen wollte.

Profan, unheilig, weltlich, auch uneingeweiht in gewiſſe Myſterien oder Geheimniſſe. Daher Profangeſchichte, die weltliche Geſchichte, im Gegenſatz der Kirchengeſchichte; Profanautoren, Profanſkribenten, die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, im Gegenſatz der bibliſchen und kirchlichen.

Profeß, das Ordensgelübde, welches der Kloſtergeiſtliche nach überſtandnen Noviciatjahren ablegt. (Vergl. Kloſtergelübde).

Profil, Seitenumriß, ſenkrechten Durchſchnittsriß, nennt man den ſcharf von einer Seite betrachteten Umriß des menſchlichen Angeſichtes. Sehr bedeutend ſind die Züge des Charakters im Profil des Geſichtes ausgeſprochen. Was im vollen, von vorn betrachteten Antlitz uns oft durch vorſchwebende Rundung, blühende Farbe, liebliches Lächeln täuſchen kann, wird im ſcharfen Profil von ſeinem Zauber entkleidet, und ſpricht nach dem ächten Geiſteswerthe an, oder erſcheint uns leer und unbedeutend. Doch gehört ein geübtes Auge dazu, um hierbei gerecht zu ſein; das Beſtimmte trit im Profil leicht zu grell, das Zarte zu ſchwach hervor; nur wo die reinſte Harmonie, verbunden mit Uebergewicht des Geiſtigen über das Sinnliche herrſcht, wird das Profil ſchöner und anziehender ſein, als die Phyſiognomie von vorn (en face). Für den Künſtler iſt es am leichteſten, in dem Profil die Aehnlichkeit zu treffen; aber mit ſeltner Zartheit und Uebung muß ſeine Hand dieſe Linie zu zeichnen vermögen, wenn er weder übertreiben noch verflachen will. Ein Zerrbild ſcheint dem ungeprüften Urtheil leicht befriedigend und ähnlich, da hingegen das Kennerauge eine haarbreite Abweichung oft ſchon beim Profil ſehr ſtörend findet. Aus jener ſcheinbaren Leichtigkeit entſtand das gewaltige Unweſen, welches vor einiger Zeit mit Schattenriſſen getrieben wurde. Ein von dem Kronprinzen von Baiern dem Hofrath Blumenbach in Göttingen 1818 zugeſandter Schädel eines alten Griechen, aus einem antiken Grabe in Großgriechenland herrührend, kann, in Rückſicht ſeiner ausgezeichnet ſchönen Form, als Muſterbild des antiken griechiſchen Profil's betrachtet werden, und widerlegt die neuerlich aufgeſtellte Behauptung, als ob dieſes Profil in den griechiſchen Kunſtwerken überall nicht nach der Natur gebildet, ſondern, wie ſich de Pauw darüber ausdrückt, bloß ein, in verſchiednen Schulen angenommner Zeichnungsſtyl ſei. (Gött. gel. Anz. 1818, St. 112.) Auch an andern Gegenſtänden nennt man den von einer Seite betrachteten Durchſchnitt oder Umriß derſelben, ihr Profil, z. B. in der Baukunſt. WI.

Progne, Prokne, ſ. Philomele.

Prognoſtikon, die Vorherſagung, Weiſſagung. Jemanden das Prognoſtikon ſtellen, heißt, ihm ſein Schickſal vorherſagen, es geſchehe nun aus vernünftigen oder abergläubiſchen Gründen, ernſthaft oder ſcherzend. Auch heißt Prognoſtikon eine Art Wetterglas, welches das Wetter (durch das Trübewerden der Flüſſigkeit, womit es gefüllt iſt, und in welcher ſich ein Bodenſatz befindet) angeblich 24 bis 36 Stunden vorher anzeigen ſoll.

Programm heißt auf Univerſitäten und Gymnaſien eine öffentlich angeſchlagne oder ausgetheilte Ankündigungs- oder Einladungsſchrift zu irgend einer feierlichen Handlung, als einer Disputation, Promotion, Habilitation, Rede, Prüfung u. ſ. w. Eben dies heißt auch Proluſion.

Progreſſion, Fortſchreitung, heißt in der Mathematik jede nach einem beſtimmten Geſetze fortlaufende Zahlenreihe, wie z. B. 5, 8, 11, 14 ꝛc., wo jede folgende Zahl immer um gewiſſe ganze oder gebrochne Einheiten zu- oder abnimt, hier z. B. um 3 Einheiten wächſt. Eine ſolche Reihe, in der jedes nächſtfolgende Glied um dieſelbe beſtimmte Größe (Differenz) zu oder abnimt, heißt eine arithmetiſche. Eine andre Art ſehr wichtiger Reihen ſind die geometriſchen (ſ. geometr. Reihe).

Projection. Wird eine genaue perſpektiviſche Zeichnung irgend eines Gegenſtandes verlangt, ſo hat man ſich von dem angenommnen Standpunkte aus Geſichtslinien durch den Gegenſtand zu denken, welche die zur Zeichnung beſtimmte Ebene oder Tafel, die Projectionsebene, in beſtimmten Punkten ſchneiden; und dieſe Punkte in der Ebene ſind die Projectionen jener Punkte im Raume. (S. Perſpektive.) Hiervon wird vorzüglich bei Entwerfung der Landcharten Gebrauch gemacht. Nimt man z. B. zur Entwerfung eines Planiglobiums der Erde das Auge im Pol und den Aequator zur Projectionsebene an, ſo erhält man eine Polarprojection der Erdhalbkugel. Und eben ſo werden andre Projectionen erhalten, je nachdem ein andrer Standpunkt oder eine andre Entwurfsebene angenommen wird. (Vergl. auch Mercator.)

Prokris, des Erechtheus Tochter, und Gemahlin des Cephalus, ſ. dieſen Art.

Prokruſtes, der Verſtümmler, ein Unhold in Attika, der zwei Bettſtellen hatte, eine kurze und eine lange. War der bei ihm einkehrende Gaſt von kleiner Statur, ſo führte ihn der Böſewicht beim Schlafengehen zu der langen Bettſtelle, und dehnte und reckte ihn, unter dem Vorwande, dem Gaſte das Bette anzupaſſen, ſo lange, bis ihm die Seele ausfuhr. War hingegen der Gaſt von langer Statur, ſo brachte er ihn zur kurzen Bettſtelle, und metzelte und ſtümmelte ſo viel von ihm ab, bis er hineinging. Endlich kam Theſeus zu ihm und that ihm, wie er Andern gethan hatte.

Prolegomena, ein griechiſches Wort, welches ſo viel bedeutet als Einleitung, Eingang, beſonders zu einer Wiſſenſchaft, Vorerinnerung.

Proletarier hieß in Rom die letzte und ärmſte Volksklaſſe, die dem Staate nur mit ihren Kindern (proles) zahlen konnten. Vergl. Cenſus und Centurie.

Prolog, in der dramatiſchen Poeſie eine Rede, welche dem Stücke ſelbſt, d. h. der eigentlichen Handlung, vorausgeſchickt wird. Sie kann in Verſen oder in Proſa abgefaßt ſein, und wird bald von

einer, bald von mehrern Perſonen geſprochen. Bei den Alten nannte man den Schauſpieler ſelbſt, welcher dieſe Rede ſprach, den Prolog (Prologos); er wurde gewöhnlich wie eine Perſon des Stücks betrachtet. So erſcheint in des Plautus Amphitryon Merkur als Prolog. Der Prolog kann aber, nach unſrer Anſicht einen dreifachen Gegenſtand haben. Entweder 1. kann er die Fabel des Stücks ſelbſt betreffen, und beſtimmt ſein, dem Zuſchauer dieſelbe zu erklären, oder bis dahin zu erzählen, wo die Handlung ihren Anfang nimt. Hier iſt er im eigentlichen Sinne Einleitung; er ſoll den Zuſchauer auf die Handlung vorbereiten, ſo daß dieſer den Faden derſelben leichter zu verfolgen, und die hiſtoriſchen oder mythiſchen Beziehungen des Stücks zu verſtehen vermag. Ob der dramatiſche Dichter dieſen Zweck auch ohne Prolog erreichen könne, iſt eine andre Frage, die nur nach den beſondern Fällen entſchieden werden kann. Euripides bediente ſich dieſer Art des Prologs, worüber ſich A. W. Schlegel in ſeinen Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur alſo äußert: „Da Euripides oft alles bisher Bekannte und Gewohnte (in den Fabeln) umſtieß: ſo wurden ihm dadurch die Prologe nothwendig, worin er die Lage der Sachen nach ſeiner Annahme meldet, und den Verlauf ankündigt.“ Leſſing hat in der Dramaturgie die ſeltſame Meinung geäußert, daß dies von Fortſchritten in der dramatiſchen Kunſt zeuge, indem Euripides ſich bloß auf die Wirkung der Situationen ſelbſt verlaſſen und dabei nicht auf Spannung der Neugier gerechnet habe. „Allein, fährt Schlegel fort, ich kann nicht abſehen, warum die Ungewißheit der Erwartung unter den Eindrücken, welche ein dramatiſches Gedicht bezweckt, nicht auch ihre Stelle finden ſoll. Der Einwurf, auf dieſe Art werde das Stück nur das erſte Mal gefallen, weil man nach der Bekanntſchaft mit dem Ganzen den Ausgang ſchon vorher wiſſe, läßt ſich wol abweiſen; iſt die Darſtellung nur recht kräftig, ſo wird ſie in jedem Augenblicke den Zuſchauer ſo feſthalten, daß er unterdeſſen das ſchon Bekannte wieder vergißt, und zu gleicher Spannung der Erwartung angeregt wird. Ueberdies machen die Prologe die Anfänge der euripideiſchen Stücke ſehr einförmig; es hat ein großes Anſehn von Kunſtloſigkeit, daß Einer herauskommt und ſagt: ich bin der und der, dies und das iſt bis jetzt vorgefallen, und Folgendes wird noch geſchehen. Man möchte dieſe Weiſe mit den Zetteln aus dem Munde der Figuren auf alten Gemälden vergleichen, welche ſich nur bei großer alterthümlicher Einfalt des Styls allenfalls entſchuldigen laſſen. Allein dann müßte auch das Uebrige damit übereinſtimmen, was beim Euripides gar nicht der Fall iſt, wo die Perſonen im neueſten Tone damaliger Sitte reden. In den Prologen ſowol als bei der Auflöſung iſt Euripides ſehr freigebig mit unbedeutenden Erſcheinungen von Göttern, die ſich nur durch das Schweben in der Maſchine über die Menſchen erheben, und gar wohl entrathen werden könnten.“ Was hier über des Euripides Prologe geſagt worden iſt, trifft auch viele neuere Prologe dieſer Klaſſe. Einer alterthümlichen Darſtellungsweiſe aber, oder der komiſchen Parodie kann dieſelbe ſehr vortheilhaft angeeignet werden. Im erſtern Falle erzählt der Prologus das, was im Stücke nicht dargeſtellt werden kann oder ſoll, in dem ſchlichten, einfältigen Tone einer ältern Zeit, welche durch das ganze Stück als Grundton hindurchklingen muß; auch machen Prologe dieſer Art manche lange und läſtige Expoſitionen, welche oft die Handlung hemmen und erſt langſam in den Gang kommen laſſen, entbehrlich. Im letztern Falle wird jene Kunſtloſigkeit witzig

und ſinnreich perſiflirt. Man hat neuerdings kleine Vorſpiele oder Szenen, welche ein kleines Ganze für ſich ausmachen, das aber wenigſtens geſchichtlich in ein größeres Ganze einleiten ſoll, ebenfalls, aber ganz gegen den Sinn des Wortes, Prolog genannt, z. B. Moſes Errettung, Vorſpiel zu Klingemann's Moſes ꝛc. 2. Kann der Prolog die Verhältniſſe des Dichters oder Schauſpielers zum Publikum betreffen. Bei den Alten, wo Dichter und Schauſpieler früherhin eins waren, war auch Beides verbunden. Man bat in einem ſolchen Prologe um Nachſicht in der Beurtheilung des Stücks oder ſeiner Darſtellung, man empfahl ſich dem Beifalle der Zuhörer, man machte ſie mit den äußern Verhältniſſen des Stücks, und ſeinen Schickſalen bekannt, man vertheidigte ſich gegen Angriffe der Kritik. Dieſer Art ſind viele Prologe des Plautus und Terenz und einige engliſche. Aus den neuern Zeiten gehören die, beſonders bei den wandernden Bühnen in Deutſchland üblichen Prologe hieher, in welchen eine Schauſpielergeſellſchaft, welche zuerſt an einem Orte auftrit, oder wieder an denſelſelben zurückkehrt, um Aufmerkſamkeit, Beifall oder Nachſicht bittet. Göthe's „Was wir bringen“ gehört hieher. Dieſe Art des Prologs iſt am meiſten von dem Stücke ſelbſt getrennt, erſt nach deſſen Endigung fängt das Stück an, und der Vorhang wird gewöhnlich von neuem aufgezogen, da bei der erſten Art, wenigſtens bei den Alten, das Stück ſelbſt mit dem Prolog begann. Die dritte Art des Prologs kann 3. beſondre außerordentliche Veranlaſſungen, ausgezeichnete Tage und Vorfälle, überhaupt feierliche Gelegenheiten betreffen, bei welchen auch die Kunſt nicht ſchweigen darf, — z. B. Todtenfeiern, Siegesfeiern, Jubiläumsfeiern ꝛc. — jedoch können auch dieſe zu ſelbſtſtändigen Dramen Veranlaſſung ſein. Die Prologe dieſer Art haben vermöge ihres Gegenſtandes mehr oder weniger lyriſches Pathos, und können ſich leicht dadurch über die gewöhnlichen Gelegenheitsgedichte erheben, daß ſie ſich dem aufzuführenden Stücke, welches freilich zu dem gefeierten Gegenſtande paſſen muß, näher anſchließen. Hier kann der Prologus oft in einer Rolle des Stücks auftreten, und die Geſtalt der Allegorie annehmen. Auch kann der Prolog der zweiten und dritten Art, wie in der Oper, geſungen werden.

Proluſion, ſ. Programm. T.

Prometheus, aus dem Titanengeſchlechte, ein Sohn des Japetus und der Klymene, einer Tochter des Okeanos, und Vater des Deukalion; Aeſchylus gibt ihm die Themis, Apollodor die Aſia zur Mutter. Reich an Entwürfen und gewandt, ſtrebte er Zeus, dem Stifter des neuen Göttergeſchlechts entgegen, dem er früher beigeſtanden. Als nämlich einige der Titanen den Kronos vom Throne zu ſtürzen und den Zeus zum Herrſcher zu erheben trachteten, gab Prometheus den heilſamen Rath, mit Liſt zu Werke zu gehn, denn ihm war durch Themis und Gäa bekannt, daß hier nicht Stärke, ſondern nur Liſt ſiegen werde. Da ſie aber ſeinen Rath verachteten, trat Prometheus auf die Seite des Zeus, der durch ſeine Anſchläge ſiegte. Prometheus rühmte ſich daher mit Recht, die neuen Götter mit Ehrenämtern bekleidet zu haben; denn Zeus beſtieg durch ſeine Hülfe den väterlichen Thron, ordnete das Reich und vertheilte die Würden unter die andern Götter. Nur der armen Sterblichen achtete Zeus nicht, ſondern beſchloß, ſie zu vertilgen und ein neues Geſchlecht hervorgehen zu laſſen. Daran hinderte ihn Prometheus, indem er das vom Zeus verborgne Feuer den Menſchen heimlich mittheilte und ſie die Künſte lehrte, welche ſie verſtehen. Dieſen Frevel zu ſtrafen,

ſandte Jupiter den Menſchen die Pandora, welche alles Unheil über ſie brachte. (S. Pandora.) Den Prometheus ſelbſt aber ließ er von Hephäſtos an einen Felſen des Kaukaſus, am öſtlichen Ende des altgriechiſchen Erdkreiſes, feſtſchmieden und von einem Adler oder Geier ſeine Leber zerfleiſchen, die jede Nacht wachſend ſich erneuerte. Prometheus aber, wohl kundig, daß aus Jo's Stamm ein Mann (Herkules, ſ. d. Art.) entſprießen werde, der, obſchon erſt nach überſtandnen unzähligen Leiden, ſeine Feſſeln löſen werde, duldete heldenmüthig; ja er kannte auch des Zeus zukünftiges, dieſem ſelbſt noch unbekanntes Schickſal. Wenn deſſen unüberwindlicher Gegner, von ihm ſelbſt und Thetis erzeugt, auftreten wird, dann hat Prometheus ſeiner Leiden Ziel erreicht. Zeus wird ſich verſöhnen müſſen, weil nur durch Prometheus Rath ſein Fall kann abgewendet werden. Offenbar ſind dies doppelte Sagen, die aber ſchon beim Aeſchylus vereinigt erſcheinen. Die Urſache, warum Zeus den Sterblichen zürnte und ihren Untergang beſchloſſen hatte, erzählt Heſiodus folgendermaßen. Einſt ſuchten ſich die Götter mit den Menſchen zu Mekone zu vergleichen, d. h. ſie machten mit einander aus, welche Schutzämter und Ehren die Götter genießen und welche Pflichten die Menſchen gegen ſie beobachten ſollten. Prometheus vertrat hiebei die Menſchen, damit die Götter ihnen nicht für die übernommnen Schutzämter allzu läſtige Pflichten auflegen möchten. Ein Stier wurde zum Opfer dargebracht, und die Götter ſollten davon wählen, was ſie für ſich verlangten. Nach Zerſtückelung deſſelben machte er zwei Haufen; auf die eine Seite legte er das Fleiſch und die fetten Eingeweide, in die Haut des Stiers gewickelt und mit dem Magen bedeckt; auf die andre die Knochen, künſtlich in Fett gehüllt. Zeus, der den Betrug wohl durchſchaute, griff, im Namen der Götter wählend, nach dem Fette, worunter er zürnend die Gebeine fand. Seitdem, ſetzt Heſiod hinzu, beſteht die Sitte, den Göttern fleiſchloſe Gebeine zu opfern. In dem lucianiſchen Dialog Prometheus wird, außer dieſer Fleiſchvertheilung und dem Feuerraube, Prometheus beſchuldigt, die Menſchen geſchaffen zu haben. Nach Apollodor bildete er ſie aus Waſſer und Leimen, und theilte ihnen das Feuer mit, indem er dürres Holz an der Sonne anzündete. Plato erzählt, die Götter hätten die ſterblichen Geſchlechter aus Erde und Feuer gemiſcht, die Vertheilung des Maßes aber, das jedem Einzelnen zu Theil werden ſollen, dem Prometheus, und ſeinem Bruder (dem Gemahle der Pandora) Epimetheus überlaſſen. Epimetheus hatte die beſten Kräfte an die unvernünftigen Thiere verſchwendet, und Prometheus, um die Menſchen nicht ganz hülflos zu laſſen, entwendete für ſie dem Hephäſtos und der Athene die Künſte des Feuers. Andre, ſowol Dichter als Philoſophen, haben dieſen Mythus noch anders modificirt, nach ihrem jedesmaligen Zwecke und Bedarf.

Pronomen, Fürwort, alſo ein Wort, daß an der Stelle eines andern, und zwar an der Stelle eines Subſtantivs ſteht, in der Grammatik ein eigner ſ. g. Redetheil. Nach den Verhältniſſen und der Art und Weiſe, wie dies geſchieht, unterſcheidet man verſchiedne Arten der Fürwörter. Perſönlich iſt ein Fürwort (pronomen personale), wenn es ſtatt einer Perſon ſteht, oder eine Perſon bezeichnet: Ich, Du, Er; hindeutend (demonstrativum), wenn es auf einen vorliegenden Gegenſtand hinweiſet, Jener, jene, jenes, Dieſer, dieſe, dieſes; zurückweiſend (relativum), wenn der Gegenſtand, worauf es ſich bezieht, eben vorhergeht, welcher, welche, welches; fra-

gend (interrogativum), wenn der Gegenſtand noch unbekannt iſt, und zwar entweder direkt fragend, wer, was; oder indirekt fragend, welcher, welche, welches, wer, was; endlich den Beſitzer anzeigend (possessivum), mein, dein, ſein.

Pronuba, ſ. Juno.

Prony (Gaspard Clair Franz Marie Riche de), iſt einer der bedeutendſten Geometer und Mechaniker in Frankreich, deſſen Verdienſte durch die Aufnahme in die Akademie der Wiſſenſchaften, den Orden der Ehrenlegion hinreichend anerkannt ſind, während er als Profeſſor an der polytechniſchen Schule und erſter Ingenieur beim Brücken- und Straßenbau ſich deren täglich neue erwirbt und als Schriftſteller in ſeinem Fache die größte Thätigkeit zeigte. Die Zahl der von ihm ſeit 1787 herausgegebnen mathematiſchen Werke, welche faſt allen klaſſiſchen Werth haben, iſt ſehr bedeutend. Auch aus dem Engliſchen überſetzte er mehreres in die franzöſiſche Sprache. — Sein Bruder, C. G. A. Riche de Prony, begleitete die Expedition, welche das Geſchick des berühmten Seefahrers la Peyrouſe erforſchen ſollte, als Naturforſcher, und ſtarb 1797 an den dabei ausgeſtandnen Beſchwerden.

Propädeutik, eine Vorübung, Vorbereitung; Propädeutiſch daher alles dasjenige, was zum Unterrichte und zur Erlernung einer Kunſt oder Wiſſenſchaft vorbereitet. Eine propädeutiſche Wiſſenſchaft oder Propädeutik heißt daher eine Vorbereitungswiſſenſchaft, eine ſolche Lehre, welche die nöthigen Vorkenntniſſe zum Verſtehen und Betreiben einer Kunſt oder Wiſſenſchaft enthält, oder ihren Inhalt und Umfang, ſo wie die Methode, wie dieſelbe am zweckmäßigſten erlernt werden ſoll, angibt, ja auch diejenige, welche das Verſtehen einer andern nur erleichtert. Es gehören daher in die Klaſſe der propädeutiſchen Wiſſenſchaften nicht bloß die beſondern Einleitungen, welche jeder umfaſſenden Wiſſenſchaft vorhergehen können, ſondern auch die ſogenannten Hülfswiſſenſchaften (Logik, Sprachwiſſenſchaft u. A.) und die Encyklopädien der Wiſſenſchaften, welche, durch den Ueberblick eines ganzen wiſſenſchaftlichen Gebiets, die Einſicht in das Verhältniß jedes einzelnen Theils zum Ganzen erleichtern und befördern. Vorzugsweiſe nennt man aber Propädeutik einer Wiſſenſchaft oder Kunſt diejenige Lehre, welche die nothwendigſten Vorbegriffe, und beſondre Regeln für das Studium derſelben aufſtellt, die durch Anwendung der allgemeinen Geſetze der Wiſſenſchaft oder Kunſt auf den Inhalt und Charakter einer beſondern Klaſſe der Wiſſenſchaften oder Künſte, oder auf eine beſondre Disciplin, entſtehen, und die Ordnung und Methode betreffen, wie man dies zweckmäßig einrichten muß. So nennt Schulze Vorbereitungswiſſenſchaften auf die Philoſophie diejenigen, welche den philoſophirenden Geiſt mit den Bedingungen bekannt machen, unter welchen erſt das Ziel ſeiner Beſtrebungen zu erreichen iſt, und rechnet Logik (ſ. d. Art.) und Erfahrungsſeelenlehre zu derſelben, welchen auch noch die philoſophiſche Encyklopädie hinzugeſetzt werden kann. Philoſophiſche Propädeutik vorzugsweiſe wird diejenige philoſophiſche Einleitungswiſſenſchaft genannt, welcher Einige den Namen Fundamentalphiloſophie, Andre insbeſondre Dialektik, Andre noch einen andern Titel gegeben haben, und die den Zweck haben ſoll, die philoſophiſche Erkenntniß überhaupt nach ihren Bedingungen und Grundſätzen, und das Weſen der Philoſophie, als Wiſſenſchaft insbeſondre, ſowol im Ganzen, als nach ihren Beſtandtheilen und deren Verhältniß zu ein-

ander, zu unterſuchen, welche Prüfung jedoch ohne philoſophiſchen Standpunkt und ohne Berührung der philoſophiſchen Grundwahrheiten kaum zu denken iſt, und ſomit nicht allein die Form der Wiſſenſchaft betrifft, ſondern in eine Kritik der philoſophiſchen Erkenntniß ſelbſt übergeht, welche ſich gewöhnlich dem philoſophiſchen Syſtem entgegenſtellt, oder deſſen Stelle einzunehmen ſtrebt. Indeſſen kann ſie, mit philoſophiſchem Geiſte bearbeitet und vorgetragen, zu einer wahren Vorbereitung auf die Philoſophie werden. Mit faſt größerm Rechte nennt man jedoch die mit der philoſophiſchen Encyklopädie verbundne Methodologie, philoſophiſche Propädeutik. So gibt es ferner in jenem weitern und engern Sinne eine Propädeutik der Geſchichte, der Theologie, der Jurisprudenz, der Medizin ꝛc., und zu wünſchen wäre es, daß vor der Erlernung einer jeden Hauptwiſſenſchaft, zu welcher die Univerſitäten und hohen Schulen Gelegenheit darbieten, die propädeutiſchen Wiſſenſchaften vor allen beachtet würden, weil Wiſſenſchaften nicht das Werk augenblicklicher Auffaſſung ſind, ſondern vor allem einer gründlichen Vorbereitung bedürfen, und ohne letztre nur ein ſeichtes, oberflächliches Wiſſen erlangt wird, dem die völlige Unwiſſenheit eines Gegenſtandes oft noch vorzuziehen iſt. Was endlich die Kunſt anlangt, ſo erblicken wir in ihrem Gebiete leider auch darum ſo viele einſeitig gebildete Menſchen, weil die verbreitete Meinung, als komme es bei der Ausübung der Künſte bloß auf's Thun an, ſich der Erlernung theoretiſcher Vorkenntniſſe in den Weg ſtellt. T.

Propaganda nennt man im Allgemeinen diejenigen Anſtalten, durch welche die chriſtliche Religion unter heidniſchen, oder überhaupt nicht chriſtlichen Völkern verbreitet wird. Insbeſondre heißen ſo die im 17. Jahrh. entſtandnen Anſtalten zur Verbreitung des Chriſtenthums, und namentlich diejenige Anſtalt, durch welche der päpſtliche Stuhl die Ausbreitung ſeiner Herrſchaft und des katholiſchen Glaubens unter Nichtchriſten und Nichtkatholiken bezweckte und leitete nämlich die von Gregor XV. 1622 geſtiftete Congregatio de propaganda fide, (Verſammlung zur Ausbreitung des Glaubens), ein aus 18 Kardinälen und einigen päpſtlichen Miniſtern und Beamten beſtehendes Kollegium, welches den Zweck hatte, Alles, was auf die Verbreitung des katholiſchen Glaubens und Ausrottung der Ketzer Beziehung hat, anzuordnen und zu leiten, und das von Urban VIII. 1627 damit verbundne Collegium s. seminarium de propaganda fide, welches eine Bildungs- und Vorbereitungsanſtalt für Miſſionarien ſein ſollte. Jene Geſellſchaft verſammelte ſich ſonſt wöchentlich einmal in Gegenwart des Papſtes in einem beſonders dazu erbauten Palaſte. Durch ſie wurden Perſonen, welche in die katholiſche Kirche getreten waren, und nach Rom kamen, ferner vertriebne Biſchöfe und andre Geiſtliche aufgenommen, unterrichtet, unterſtützt und verpflegt. Auch hat die römiſche Propaganda eine eigne, durch ihren Reichthum an Druckſchriften berühmt gewordne Druckerei, aus welcher Breviarien und Miſſale's nach allen Gegenden hin verſendet werden. Nach dieſem Vorbilde wurden auch in proteſtantiſchen Ländern Miſſionsanſtalten zur Verbreitung der chriſtlichen Religion geſtiftet, welche den Namen Propaganden erhielten, z. B. eine in England 1643 geſtiftete, von Carl II. 1661 beſtätigte Geſellſchaft dieſer Art, deren erſter Direktor Boyle war, die aber in der Folge die Erzbiſchöfe von Canterbury zu Präſidenten, und unter Wilhelm III., wo ſie eine vollkommnere Geſtalt und große Fonds erlangte, bis auf 90 Mitglieder (Geiſt-

liche und Laien) erhielt. Ihre Blicke waren vorzüglich nach Indien gerichtet, um dieſes Land durch gemeinſchaftliche Religion mit den Engländern zu verbinden. Eine ähnliche Geſellſchaft errichtete der König von Dänemark für Tranquebar ſeit 1705. Zur Zeit der franz. Revolution nannte man vorgebliche geheime Geſellſchaften und Anſtalten Propaganden, welche den Zweck hatten, die Grundſätze der franz. Demokraten zu verbreiten. Daher heißt Propaganda endlich eine jede Bekehrungsanſtalt.

Propertius (Sextus Aurelius), aus Hispellum, nach Andern aus Mevania in Umbrien gebürtig, der Sohn eines, wegen ſeiner Anhänglichkeit an Antonius, von Auguſtus verbannten römiſchen Ritters, einer der berühmteſten elegiſchen Dichter der Römer im Zeitalter des Auguſt. Er hat nicht die natürliche Leichtigkeit und Anmuth des Ovid und Tibull, aber viel rhetoriſche Kunſt und Gewandtheit, dabei nicht ſelten eine unnachahmliche Kürze, die oft das Verſtändniß ſeiner Worte erſchwert. Vorzüglich glücklich iſt er in der Schilderung heroiſcher Gegenſtände. Wir haben noch vier Bücher ſeiner Elegien, von denen die letzte des vierten Buchs für eine der vorzüglichſten, ja für die allervorzüglichſte gehalten, und deßhalb auch oft die Königin der Elegien genannt wird; doch iſt ſie nicht ganz frei von den Fehlern des Verfaſſers, Gezwungenheit und Geſuchtheit des Ausdrucks. Die Liebe iſt ein Gegenſtand vieler properziſchen Elegien; aber nicht die edlere, himmliſche, die man von keinem römiſchen Dichter der damaligen Zeit erwarten darf, wiewol nicht alle ſich in gleichem Grade, wie Properz, in üppigen und wollüſtigen Darſtellungen gefallen. Auch finden ſich, beſonders im 4ten Buche, mehrere Gedichte, die bloß im elegiſchen Sylbenmaße geſchrieben ſind, aber ihrem Inhalte nach in die Klaſſe des Lehrgedichts und erzählenden Gedichts gehören. Hier zeigt der Dichter vorzüglich ſeine Gelehrſamkeit und Beleſenheit, wo er Gegenſtände aus dem Gebiete der Mythologie behandelt, und wirkt deßhalb auch weniger auf das Gefühl. Wie überhaupt, ſo ahmte er auch hier die griechiſchen Elegiker nach, namentlich den Alexandriner Kallimachus. Von ſeinem Leben weiß man nicht viel mehr, als daß er, nach Beendigung der bürgerlichen Unruhen, zu Rom an Mäcen einen Beſchützer fand, dem er auch des Kaiſers Gunſt verdankte. Er ſcheint, wie ſein Buſenfreund Ovid, ohne Amt und Geſchäfte, faſt einzig dem Genuſſe der Liebe und der Poeſie größtentheils in Rom gelebt zu haben, wo er im 40. Jahre ſeines Alters (16 nach Chr.) ſtarb. Häufig findet man die Elegien des Properz in Verbindung mit Tibull's und Catull's Gedichten herausgegeben. Die vorzüglichſten Ausgaben ſind von Brouckhuſius (Amſt. 1702 und 1727), Vulpius (1755, 2 Bde.), und Burmann und Santen (Utrecht 1780). Die neueſte größere kritiſche Ausgabe mit Kommentar iſt von Kuinöl (Leipzig 1805) in 2 Bänden. Eine brauchbare Handausgabe lieferte Barth (Leipzig 1777). Eine deutſche Ueberſetzung erſchien von Knebel (Leipzig, bei Göſchen 1798) unter dem Titel: Properz Elegien, und lateiniſch und deutſch mit erklärenden Anmerkungen v. von Strombeck, erſter Theil, Braunſchweig 1803. Von demſelben die Elegie, Cornelia, einzeln metriſch überſetzt mit Anmerkungen, Wolfenb. 1801. 4. S.

Propheten, Seher, Weiſe, waren die Lehrer der hebräiſchen Nation, denen ſie vorzüglich ihre Literatur und die Erhaltung der moſaiſchen Religionsverfaſſung verdankte. Schon Moſes, der größte Staatsweiſe und Naturkundige dieſes Volks, nannte ſich einen Pro-

pheten, und verpflichtete die Hebräer zur Achtſamkeit auf die Lehrer, die Gott nach ihm erwecken würde. Samuel, der letzte unter den Richtern, gründete die Prophetenſchulen, Verbrüderungen, in denen die erleſenſten, geiſtvollſten Jünglinge aus allen Stämmen mit Lehrern des Geſetzes und der Poeſie nach Art der pythagoräiſchen Geſellſchaft beiſammenlebten, den Geiſt des Geſetzes erforſchten und in heiligen Geſängen ausſprachen. Aus ihnen gingen die unter dem Namen der Propheten des alten Teſtaments berühmten Volksredner hervor, die die Religions= und Sittenlehre reinigten und erweiterten, die moſaiſche Idee des Gottesreichs gegen die Anmaßungen der Könige und gegen die Schlaffheit der nur mit den Formen der Religionsübung beſchäftigten Prieſter aufrecht erhielten, und die Schickſale der Staaten in warnenden und troſtreichen Orakelſprüchen vorherverkündigten. Die Bildung, die tiefe Einſicht und religiöſe Begeiſterung dieſer ſo weit über ihr Zeitalter hervorragenden Männer, war eine Erſcheinung, die ſich nur durch beſondre Einwirkung Gottes erklären ließ. Sie traten daher als Gottgeſandte, von Gott begeiſterte Weiſe auf, deren Reden und Lieder als Gottes Wort geachtet, und durch die Kraft der Poeſie und Muſik, die ihren Vortrag belebte, eindringlich wurden. Größere Zeichen und Wunder, als die außerordentlichen Thaten, die man den älteſten unter ihnen zuſchrieb, ſind ihre Dichtungen, deren Eigenthümlichkeit, Gedankenfülle und Erhabenheit noch jetzt die Bewunderung der Kenner erweckt. Gegen das Ende der babyloniſchen Gefangenſchaft, und nach derſelben, wo nur noch einer, Maleachie, auftrat, wird ihre poetiſche Kraft immer ſchwächer und der Ton ihrer Reden düſter, wie das Schickſal der Nation ſelbſt. Vergl. den Art. Hebräiſche Sprache und Literatur, Jeſaias, Jeremias, Habakuk ꝛc. In ſpätern Zeiten haben ſich religiöſe Schwärmer nicht ſelten Propheten genannt, ohne ihren Beruf auf gleiche Art rechtfertigen zu können. Beſonders war das 17. Jahrh. reich an neuen Propheten und Prophetanten dieſer Art, die die Kirchengeſchichte unter die Schwärmer rechnet, und noch im Anfange des 18. Jahrh. erregten die Propheten aus den Sevennen (vergl. die Art. Inſpirirte und Camiſarden) in den Rheingegenden ein vorübergehendes Aufſehn. Die Gegenſtände ihrer Prophezeihungen waren die Erſcheinung des Antichriſts und das Gewebe von Träumereien, die durch den vorwitzigen Gebrauch der Offenbarung Johannis in Umlauf gekommen waren, ſo wie der Welt Untergang. E.

Propontis hieß bei den Alten, nach dem daranſtoßenden Königreiche Pontus, das zwiſchen dem ägeiſchen und ſchwarzen Meere befindliche, und mit ihnen durch den Hellespont und den thraziſchen Bosphorus verbundne Meer; jetzt, nach der größten, in demſelben belegnen Inſel, Meer von Marmora genannt.

Proportion (Ebenmaß), iſt die Zuſammenſtellung zweier gleicher Verhältniſſe. Die Vergleichung zweier Größen in der Mathematik kann immer auf doppelte Weiſe geſchehen: entweder indem beſtimmt wird, um wie viel Einheiten das eine Glied größer iſt, als das andre, ſo daß ſie alſo nach ihrem Unterſchiede (Differenz) verglichen werden; oder dadurch, daß die eine Zahl ſelbſt zum Maß der andern genommen, und beſtimmt wird, wie oft die eine in der andern enthalten ſei, d. i. ihr Quotient. Erſtre Beziehung geben arithmetiſche Verhältniſſe, letztre werden geometriſche genannt. Die Differenz in jenem, der Quotient in dieſem letztern heißt der Name des Verhältniſſes oder Exponent. Es beſteht eine jede Proportion aus

vier Gliedern, zwei äußern und zwei innern. Eine Proportion, worin das 2. dem 3. Gliede gleich iſt, heißt eine zuſammenhängende oder ſtetige Proportion, zum Unterſchiede jeder andern, die abgeſondert heißt. Da in jeder Proportion arithmetiſcher Art die Summe der äußern Glieder gleich der Summe der innern, und bei einer geometriſchen, das Produkt der äußern Glieder gleich dem Produkte der innern iſt: ſo kann ein äußeres gefunden werden, wenn man bei einer arithmetiſchen, die beiden innern addirt, und das bekannte äußere davon abzieht, bei einer geometriſchen, wenn man in das Product der beiden äußern Glieder mit dem erſten Gliede dividirt. Das mittlere Glied einer arithmetiſchen ſtetigen Proportion wird gefunden, wenn man die beiden äußern addirt und halbirt; ein äußeres Glied aber erhält man, wenn man das mittlere doppelt nimt, und das bekannte äußere davon abzieht. Bei einer geometriſchen ſtetigen Proportion wird das mittlere Glied gefunden, wenn man aus dem Produkte der äußern Glieder die Quadratwurzel zieht, und ein äußeres erhält man, wenn man mit dem bekanten äußern in das Quadrat des innern dividirt. Macht man die vierte Proportionszahl wieder zur mittlern einer 2ten ſtetigen Proportion, und ſetzt man dies Verfahren fort, wie 8—11=11—14; 11—14=14—17; 14—17=17—20 u. ſ. w. oder 4:8=8:16; 8:16=16:32; 16:32=32:64 u. ſ. w., ſo erhält man die Zahlen 5, 8, 11, 14, 17, 20 u. ſ. w. oder 2, 4, 8, 16, 32, 64, u. ſ. w. einer arithmetiſchen oder geometriſchen **Progreſſion**. Vergl. den Artikel.

Proportionalgrößen heißen in der Mathematik überhaupt Größen, die einerlei Verhältniß zu einander haben. Z. B. Proportionallinien. — Proportionalzirkel, Verhältnißzirkel, iſt ein Lineal, welches in ſeiner Mitte durchbrochen und hier in ſeinen zwei Hälften um ein Gewinde, gleich einem gewöhnlichen Zirkel, beweglich iſt. Auf dieſem Lineal ſind in Linien die merkwürdigſten arithmetiſchen und geometriſchen Verhältniſſe angegeben. So gibt es z. B. zuerſt eine arithmetiſche Linie, die gleich einem Maßſtabe in gleiche Theile getheilt iſt, oder deren Theile im arithmetiſchen Verhältniſſe zu einander ſtehen. Ferner eine geometriſche Linie, deren Theile in geometriſcher Progreſſion wachſen. Dann Linien für die Sinus, für die Tangenten, für das Verhältniß der regulären geometriſchen Körper u. ſ. w. Es iſt von Juſt Byrgen erfunden.

Proprehandel, Eigenhandel, heißt, im Gegenſatze von Kommiſſionshandel, diejenige Gattung des Verkehrs, bei welcher der Handelsmann wirklicher Eigenthümer der Waare wird, aus deren nachherigem Verkaufe ſein Gewinn entſtehen ſoll; doch verſteht man nicht darunter den Handel, welchen der Hervorbringer oder Verfertiger von Natur- oder Kunſterzeugniſſen mit denſelben treibt, ſondern man verbindet damit immer die Vorſtellung, daß dem Verkaufe ſolcher Güter ein Kauf unter der Hoffnung eines von deren Wiederverkauf zu erwartenden Gewinns vorgegangen ſei. K. M.

Propſt (aus dem lateiniſchen Praepositus), iſt ein kirchlicher Vorgeſetzter, der im Range gewöhnlich nach den Dekanen ſteht. Die katholiſche Kirche nennt die Vorſteher der männlichen Geiſtlichkeit bei den Frauenklöſtern Pröpſte, welche zugleich die Beichtväter der Nonnen ſind, oder die Vorſteher der Kathedralſtifte, auch Dompröpſte. Bei den Proteſtanten hat dieſer Titel verſchiedne Bedeutungen. In Berlin, Breslau, und einigen andern Städten des nördlichen Deutſchlands heißen die Paſtoren an den Hauptkirchen, im Holſteiniſchen ei-

nige Unterbehörden der Superintendenten, Pröpſte, und überhaupt iſt dieſer Titel, vermöge alter Stiftungen mit den oberſten Predigtämtern an gewiſſen ausgezeichneten Kirchen verbunden; ohne daß ſich jedoch für den Gebrauch deſſelben eine allgemeine Regel angeben ließe. Feldpropſt iſt der oberſte Geiſtliche bei einem Heere, der die übrigen Feldprediger unter ſich hat. E.

Propyläen hießen bei den Griechen die aus Säulengängen gebildeten Einfaſſungen der gewöhnlich viereckigen Plätze vor den Tempeln, auf welchen unter freiem Himmel der Opferaltar ſtand, Vorhallen des Tempels. Berühmt ſind die prachtvollen Propyläen in Athen, welche zur Akropolis (Burg) führten und von Perikles nach dem Plane und unter der Aufſicht des Mneſikles erbaut worden waren. Sie enthielten, außer dem mittlern zum Eingange in die Burg dienenden Hauptgebäude, noch zwei Nebengebäude, wovon das eine durch treffliche Malereien ausgeſchmückt war, das andre einen Tempel des Siegs bildete. Nach ihrem Muſter iſt das brandenburger Thor in Berlin aufgeführt.

Prorogation, der Aufſchub, die Hinausſetzung auf eine künftige Zeit, verſchieden von Ajournirung, der Hinausſetzung auf einen der nächſten Tage. — Prorogation der Gerichtsbarkeit findet Statt, wenn in einer Rechtsſache die Gerichtsbarkeit über eine Perſon ausgeübt wird, welche ſonſt unter dieſem Gerichte nicht ſteht.

Proſa, proſaiſch. Der Begriff der Proſa bezieht ſich auf den Begriff der Poeſie (ſ. d. Art.), und kann nur in dieſer Beziehung richtig gefaßt und genau erklärt werden. Beide ſind verſchiedne Formen der Sprachdarſtellung, deren Grund in der weſentlichen Verſchiedenheit gewiſſer innrer Zuſtände liegt, welche der Menſch durch Sprache auszudrücken ſucht. Hier zeigen ſich nun die zwei Hauptzuſtände deſſelben, welche wir Denken und Dichten nennen, und die von der vorherrſchenden Thätigkeit des Verſtandes oder der Phantaſie abhängen. Wenn wir denken im engern Sinne, ſo ſtellen wir uns beſtimmte Gegenſtände durch Begriffe vor, und verbinden Begriffe zur Einheit des Verſtandes; wenn wir dichten, ſo ſuchen wir das innre Leben des bewegten Gemüths anſchaulich auszuſprechen, und verknüpfen Gedanken zu einem anſchaulichen Ganzen. In der Sprachdarſtellung des Dichters herrſcht daher der ſinnliche und individuelle Ausdruck der gefühlvollen Anſchauung vor; beim (gemeinen oder höhern) Denken aber nimt die Sprache die Allgemeinheit und Beſtimmtheit der Begriffe an. Sonach iſt Poeſie Sprache der Anſchauung, Proſa Sprache der Ueberlegung. Dort iſt der Zweck, das angeſchaute innre harmoniſche Leben des Individuums, das ſich im Gefühle lebhaft ankündigt, zu veräußern; hier gilt es zunächſt der verſtändigen Mittheilung beſtimmter Kenntniſſe oder Erkenntniſſe. Proſa iſt daher diejenige Form der Sprachdarſtellung, welche die Mittheilung beſtimmter Erkenntniſſe zum Gegenſtande hat, und proſaiſch, was mit dieſer Form in Verbindung ſteht. Die Proſa hat ſonach einen von ihrer Darſtellung verſchiednen, genau beſtimmten und begrenzten Zweck, und die Mittheilung und Darſtellung der Vorſtellungen durch ſie iſt das Mittel, dieſen Zweck zu erreichen. Sie ſpricht nämlich beſtimmte Erkenntniſſe und Anſichten über Gegenſtände aus, entweder, um überhaupt dieſelben in andern hervorzubringen, die Erkenntniß zu vermehren, zu berichtigen, und ſo das Erkenntnißvermögen zu bilden, die Wahrheit zu befördern, (und iſt ſonach die Sprache des gemeinen und Geſchäftslebens, ſo wie die Sprache der Wiſſenſchaften) oder ſie

hat dabei den Zweck, auf Geſinnung, Entſchluß und auf das Handeln, kurz auf das Begehrungsvermögen überhaupt, zu wirken. In erſtrer Hinſicht wird ſie Proſa im engern Sinne, und insbeſondre belehrende Proſa genannt; in letztrer Hinſicht begründet ſie die oratoriſche Proſa Redekunſt. Die Poeſie unterſcheidet ſich daher von beiden auch dadurch, daß ſie, als Sprachdarſtellung betrachtet, einen abſoluten und in ihr ſelbſt liegenden Zweck hat, den nämlich, in einer durch ſich ſelbſt gefallenden Gedankenreihe das innre Leben zur Anſchauung zu bringen. Die Proſa iſt durch ſubjektive Geſetze der Verſtandeserkenntniß und der Ueberlegung oder des Nachdenkens beſtimmt, und ihr höchſter Charakter iſt Zweckmäßigkeit; die Poeſie ſteht unmittelbar und unter dem Geſetze der geiſtigen Anſchauung des Darſtellenden, und ſeiner eignen, freien Lebensentwicklung. Jene ſucht etwas als wahr darzuſtellen, dieſe muß es als ſchön und ſomit als ideal für die Anſchauung darſtellen. Wie aber jene Zuſtände im Menſchen nicht ganz getrennt, ſondern nur durch die abwechſelnd hervortretende Aeußerung des Geiſtes beſtimmt ſind, ſo gibt es auch Berührungen und Uebergänge beider, wie z. B., wenn der Redner oder der Lehrende den bildlichen Schmuck des Dichters leiht, um die Erkenntniß mehr zu verdeutlichen, oder den Hörenden für einen Gegenſtand zu gewinnen. Zu jener vollkommnen Veranſchaulichung des innern Lebens bedient ſich der Dichter: 1) was nämlich die Bedeutung der Worte anlangt, des verſinnlichenden bildlichen Ausdrucks; daher haben auch Einige die Poeſie ſinnliche Sprache, Bilderſprache, bildliche Rede genannt, — wiewol dieſe nicht ihr Weſen ausmacht, ſondern nur deſſen natürliche Folge iſt: — indem es auch unpoetiſche Bilder gibt, und bloße Bilder, wenn auch verſtändig angeordnet, noch kein Gedicht erzeugen. Dieſer entgegengeſetzt charakteriſirt man die Proſa nun als den unbildlichen oder eigentlichen Ausdruck (unbildliche Rede), nicht als ob dieſelbe alle Bilder ausſchlöſſe, ſondern weil der Zweck derſelben ihre Herrſchaft nicht geſtattet. 2) Was die hörbare Bewegung der Worte oder die rhythmiſche und muſikaliſche Form der Sprache anlangt, ſo bedient ſich der Dichter zu jenem Zwecke des beſtimmten, den Charakter der poetiſchen Gemüthsbewegung und der ſie veranlaſſenden Gegenſtände entſprechenden Rhythmus. Zwar kann der Menſch, der immer den vollkommenſten und entſprechendſten Ausdruck ſeines Innern ſucht, auch wenn er zum Zwecke der Erkenntniß ſich der Sprache bedient, (in der Proſa) den Sinn für angemeſſne Bewegung und Wohllaut des Gedankenausdrucks nie ganz verleugnen, ja er muß ſogar unwillkürlich ſeinen Worten eine hörbare Bewegung geben, daher der unbeſtimmte oder wohllautende Rhythmus der Proſa, welchen man als Erfoderniß jeder guten Proſa in den Perioden und Verhältniſſen der Sätze verlangt (Numerus). Ferner hängt die innre Poeſie der Gedanken nicht ſo ſehr von der äußern Darſtellung ab, daß jene nicht auch ohne die ſtrenge und vollkommen ausgebildete Bewegung der Worte auszudrücken möglich wäre, oder gar die geſchickte Verſification ſchon das Gedicht bewirkte (im Gegentheile gibt es viele proſaiſche Verſe und viele poetiſche Proſa); und die ſtrenge geregelte Bewegung iſt nur die Folge und gleichſam das Maß der innern poetiſchen Gemüthsbewegung. Allein vollkommen ausgebildet und mithin der ſchönen Kunſt ganz entſprechend und über das Gewöhnliche erhaben wird die äußre Form, wenn ſie das Schöne auch in der wohlgemeſſnen Bewegung der Worte verkündet. Die Ausnahme, welche heutigen Tages die Dichtung, welche wir Roman nennen, ſo wie mehrere poe-

tiſche Erzählungen und Schauſpiele machen, hat wol vorzüglich darin ihren Grund, daß ihr Stoff ſich näher an das bürgerliche und wirkliche Leben anſchließt. In der zuletzt angeführten, zweiten Beziehung nun hat man die Proſa ungebundne Rede (oratio soluta) genannt, wobei alſo zu bemerken iſt, daß ſo wenig als die Verſification das Weſen der Poeſie, ſo wenig auch die freiere, allgemeinere Bewegung der proſaiſchen Darſtellung das Weſen der Proſa ausmachen kann, aber ſehr eng mit ihm verknüpft iſt. Ja dieſe Eigenſchaft der Proſa iſt die erſte, woran die Proſa ſogar erkannt, und von der poetiſchen Darſtellung unterſchieden worden iſt, wie überall auf niedern Stufen der Bildung das Aeußerliche und Auffallende zuerſt aufgefaßt wird, und nach ihm die Dinge unterſchieden und benannt werden. Denn ſelbſt der Name Proſa wird faſt allgemein hergeleitet von prorsus, ſo daß prosa (prorsa) oratio die vorwärtsſchreitende, ungebundne Rede bedeutet, entgegengeſetzt der Verſification, weil im Verſe (von versus, rückwärts, ſtammend) die gewählte Bewegung regelmäßig widerkehrt, und ſo die Worte, nach einer beſtimmten Regel der Bewegung gemeſſen, fortlaufen; weshalb auch Poeſie gebundne Rede genannt wird, wiewol der Dichter ſich nur aus freier Wahl bindet, ſelbſt wenn er verſificirt. Aehnliche Bewandtniß hat es in der Poeſie der neuern Sprachen mit dem muſikaliſchen Zuſammenklange, welchen man den Reim nennt, daher man auch die Proſa im Gegenſatze des gereimten Verſes, wiewol unſchicklich, ungereimte, reimloſe Rede genannt hat. Aus allem dieſen, und daraus, daß der poetiſche Gemüthszuſtand eine erhöhte und über das Gewöhnliche erhabne Stimmung der Seele iſt, läßt ſich auch begreifen, warum man die Proſa als die gewöhnliche Sprache des menſchlichen Lebens anſieht und bezeichnet, welche zwar immer ausgewählt und gebildet, aber hauptſächlich ungezwungen und höchſt natürlich ſein muß. Hiermit hängt zuſammen eine andre Bedeutung jenes Ausdrucks, nämlich die materielle, in welcher man auch die Wirklichkeit, beſonders die gemeine, oder das gewöhnliche Leben, die Proſa, und Darſtellungen, welche in daſſelbe verfallen, und das gemeine Leben gleichſam zu kopiren ſcheinen, oder ſich über die gewöhnliche Art zu denken und zu empfinden nicht erheben, proſaiſch zu nennen pflegt. Dies iſt ein vorzüglicher Tadel poetiſcher Darſtellungen; denn die Poeſie ſoll idealiſch darſtellen, der nächſte und angemeſſenſte Ausdruck dagegen für die Verhältniſſe des gewöhnlichen Lebens iſt die Proſa. Sonach kann nun aber auch die Proſa (als Form der Sprachdarſtellung betrachtet) in Hinſicht ihres Gegenſtandes poetiſch ſein; die höhere proſaiſche Darſtellung kann einen poetiſchen Sinn und Geiſt, eine poetiſche, d. h. eine, ſowol über die gemeine, ſinnliche, als über die bloß verſtändige und abſtrakte Denkart erhabne Lebensanſicht offenbaren; aber ſie darf nicht poetiſch ſein ihrer Form nach, d. h. die poetiſche und proſaiſche Form vermiſchen. In letztrer Hinſicht iſt die ſogenannte poetiſche Proſa nur eine Zwittergattung. In Proſa macht ſogar der häufige Gebrauch der Bilder die Sache verdächtig, und ſchadet der Klarheit der Darſtellung, je mehr dieſelbe Beſtimmtheit der Begriffe fodert, und die richtige Erkenntniß zum Zwecke hat; ja die in ungebundner Rede erkünſtelte Feierlichkeit des Verſes bewirkt, was Kant mit Hugo Blair die tollgewordne Proſa nennt. Ferner iſt der Unterſchied des poetiſchen Rhythmus und des proſaiſchen Numerus ſo entſchieden, daß Verſe, unwillkürlich und ohne geſchickte Vorbereitung unter Proſa gemiſcht, dieſelbe eben ſo verunſtalten, und die Aufmerkſamkeit ſtören, als pro-

ſaiſche Gedanken und Ausdrücke die Kraft des Verſes ſchwächen, wenn er auch noch ſo gut gebaut wäre. Ganz anders iſt es mit der abſichtlichen und bedeutungsvollen Abwechslung des proſaiſchen und verſificirten Dialogs in den Schauſpielen eines Shakſpeare. Nach der angegebnen Verſchiedenheit der Bedeutungen, welche den Worten Poeſie und Proſa zukommen, wird auch der Begriff des Proſaiker oder Proſaiſten verſchieden beſtimmt, mit welchem Namen man ſowol einen Schriftſteller belegt, der ſeine Gegenſtände (als Gegenſtände der Erkenntniß) in verſtandesmäßiger und ungebundner Rede behandelt, als auch überhaupt den, der in ungebundner Rede ſchreibt (ſelbſt den Romandichter); zuweilen ſpottend auch den, welcher poetiſche Gegenſtände unpoetiſch anſieht oder darſtellt, geſchähe es ſelbſt in einer gebundnen Rede. Wir ſagten aber oben, die Proſa ſei die gewöhnliche Sprache des Menſchen. Dem ſcheint zu widerſprechen, daß überall die Proſa ſich erſt ſpäter, als die Poeſie entwickelt hat. So ſoll nach Plinius erſt Pherecydes von Syros (zur Zeit des Cyrus) die griechiſche Proſa gebildet haben (prosam primus condere instituit) vielleicht daß er jedoch nur der Erſte war, der über philoſophiſche Gegenſtände in ungebundner Rede ſchrieb. Ueberhaupt aber wurden öffentliche Urkunden, Geſchichten, Geſetze (νομοι) und philoſophiſche Sprüche zuerſt in Verſen abgefaßt. Dieſe Erſcheinung erklärt ſich daraus, daß das Anſchauungsvermögen und mit ihm die Einbildungskraft, das Organ der Poeſie, ſich früher entwickelt, als das Vermögen der Begriffe, und der kindliche Menſch das innre Leben ſeines Geiſtes gleichſam in ſinnlichen Geſtalten außer ſich ſchaut, ferner die Sprache urſprünglich den lebendigſten und friſcheſten Ausdruck des geſammten innern Zuſtandes, namentlich aber des Gefühls, enthält, und die Gegenſtände lebendig bezeichnet, daher auch mehr Geſang und Rede iſt; endlich die Aufbewahrung wichtiger Sagen, Geſetze, Weisheitsregeln ꝛc., bei Ermangelung der Buchſtabenſchrift, eine ſinnliche Bezeichnung durch den dem Gefühle natürlich entſprechenden Rhythmus, vermittelſt welcher der Stoff leichter dem Gedächtniſſe eingeprägt und unverfälſchter fortgepflanzt werden konnte, vielfach erheiſchte und empfahl. Somit ſind alſo die äußern Formen oder Erfoderniſſe der Poeſie: bildlicher Ausdruck und beſtimmter Rhythmus, die natürlichen Eigenſchaften der Sprache in ihrer frühern Entwicklung; und erſt mit der weitern Ausbildung des Verſtandes durch ſchriftliche Bearbeitung der Wiſſenſchaften und Anwendung der Schriftſprache auf die Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens bildet ſich die Proſa aus. Findet ſich nun zu jenen Formen der Poeſie eine ausgezeichnete poetiſche Anlage (wie bei den Griechen), dann erſt geht in der That die Poeſie der Proſa vorher. Einige behaupten, die gute, reine Proſa ſei ſeltner als gute Poeſie. Dies aber widerlegt das Beiſpiel der Griechen und Römer. Es könnte dies alſo entweder nur von einem beſtimmten Volke behauptet werden, deſſen poetiſche Anlage und Ausbildung überwiegend wäre, oder es muß der Satz überhaupt dahin beſchränkt werden, daß gute Proſa eben ſo ſelten iſt, als gute Poeſie, was auch nicht zu verwundern iſt, da eine gute Proſa hauptſächlich vom klaren, beſtimmten und zuſammenhängenden Denken der Gegenſtände abhängt, welche Fertigkeit nicht minder ſelten iſt, als die Energie der ſchaffenden Einbildungskraft. Vielleicht iſt aber jene Behauptung daraus zu erklären, daß die Dichter einer Nation allgemeinere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, und die proſaiſchen Werke verdunkeln. Daher vergleicht St. Evremont die Proſaiſten treffend mit

Fußgängern, welche ruhiger einhergehen und weit weniger Lärm machen. So nannten auch die Griechen die Proſa ὁ πεζὸς λόγος, und die Römer überſetzten pedestris oratio. Die Theorie des proſaiſchen Styls macht den vorzüglichſten Theil der Styliſtik (ſ. d. Art. Styl) aus, von welcher man die Theorie des oratoriſchen Styls gewöhnlich trennt. Letztre wird in der Rhetorik, wie die des poetiſchen Styls in der Poetik, vorgetragen. Der neueſte und gründlichſte Bearbeiter der Rhetorik, Dr. Schott, in ſeiner philoſophiſchen und religiöſen Begründung der Rhetorik und Homiletik (Leipz. 1815, 8.), betrachtet auch Proſa, Poeſie und Beredtſamkeit als drei verſchiedne Arten oder Grundformen der Sprachdarſtellung, welche ſich auf die vorherrſchenden Zuſtände des Erkennens, Fühlens und Begehrens beziehen, und ihnen entſprechen ſollen. Die erſtre und die letztre verfolgen beide einen beſtimmten Zweck, wenn der der erſtern zuerſt theoretiſch, der der zweiten aber praktiſch iſt. Die Proſa in jedem engern Sinne, und von der Beredtſamkeit getrennt, begreift den Geſchaftsſtyl (wozu in gewiſſer Hinſicht der Briefſtyl gehört), den didaktiſchen Styl (wozu in gewiſſer Hinſicht auch der dialogiſche gehört), den beſchreibenden und erzählenden Styl (wozu der hiſtoriſche gehört). Mehreres über den Unterſchied der Proſa, Poeſie und Beredtſamkeit hat Maaß in den Nachträgen zu Sulzer, B. V., S. 229; Mnioch in ſeinen Analekten (2tes Bdchen., Görlitz 1804, 8.) und Joh. Gottfr. Hermann in zwei Abhandlungen de differentia prosae et poeticae orationis, Lips. 1803, 4, mitgetheilt. Ueber die Proſa der einzelnen Sprachen ſiehe die beſondern Artikel, z. B. deutſche, italieniſche Sprache ꝛc. T.

Proſcenium nannte man im römiſchen Theater den Ort vor der Szene, wo die Tibicines ſich befanden und die Rollen deklamirt wurden. Er war etwas niedriger als die Szene, und von dem Krokus, womit man ihn des Wohlgeruchs wegen beſtreute, röthlich gefärbt. Bei uns nennt man ſo den vordern Theil der Bühne.

Proſelyt. Dieſes griechiſche Wort, welches urſprünglich einen Fremdling, Ankömmling bedeutet, bezeichnet in Hinſicht auf Religion denjenigen, der eine Religion verläßt, um ſich zu einer andern zu bekennen; auch hat man es auf diejenigen angewendet, welche nur die Religionspartei oder irgend eine andre Partei wechſeln. Schon bei den Juden hören wir von Proſelyten in dieſer Bedeutung, und zwar unterſcheiden dieſelben zwei Arten, nämlich die ſogenannten Proſelyten der Pforte oder des Thors, und die Proſelyten der Gerechtigkeit. Erſtre, welche man auch Judengenoſſen nennt, heißen diejenigen, welche dem Götzendienſte entſagten und den einzigen wahren Gott nach den ſogenannten ſieben Geſetzen der Kinder Noah's verehrten, ohne ſich zu der Beſchneidung und den übrigen Vorſchriften des moſaiſchen Geſetzes zu verpflichten. Sie wurden nur in den Vorhof des Tempels zugelaſſen, und ſtanden an dem Thore des Innern, daher ihr Name. Sie hatten das Recht, in dem Lande Iſraels zu wohnen, aber nur in den Vorſtädten und Flecken. Unter Salamo gab es 150,000 ſolcher Proſelyten, welche am Tempelbaue arbeiteten, und von den Kananitern abſtammten (2. Chron. 11, 17, 18). Die Proſelyten der Gerechtigkeit waren Perſonen, die von dem Heidenthume zu dem Judenthume völlig übergetreten und beſchnitten waren, und ſich zur Beobachtung des moſaiſchen Geſetzes (Gerechtigkeit) verbunden hatten. Vor ihrer Beſchneidung prüfte man erſt die Beweggründe ihrer Bekehrung; nach der Beſchneidung erhielten ſie die Taufe,

indem man ſie an einem Feſttage in Gegenwart dreier Richter mit dem ganzen Körper in eine Ciſterne voll Waſſer tauchte. Dieſe Taufe, welche unter dem Namen der Proſelytentaufe bekannt iſt, wurde nur an denjenigen Kindern eines Proſelyten wiederholt, welche eine heidniſche Mutter hatten. Knaben unter 12, und Mädchen unter 13 Jahren konnten ohne Einwilligung ihrer Aeltern, oder im Falle der Weigerung, ohne Hülfe der Gerichtsbedienten nicht Proſelyten werden. Bei den Mädchen erſetzte die Taufe auch die Beſchneidung. Durch dieſelbe wurde Jeder als von neuem geboren betrachtet, ſo daß ſeine Aeltern nun nicht mehr als ſolche angeſehen, und die Sklaven dadurch frei wurden. Ueber das Alter der jüdiſchen Proſelytentaufe iſt jedoch viel geſtritten worden. Die neueſte Unterſuchung über dieſen Gegenſtand iſt von Bengel (1. Stück ſeiner Unterſuchungen zur jüdiſchen und chriſtlichen Religionsgeſchichte, Tübingen 1814, auch beſonders abgedruckt) angeſtellt worden. Die Rabbinen lehren, die Proſelyten der Gerechtigkeit hätten vom Himmel eine neue Seele, und eine neue weſentliche Form bekommen. Das moſaiſche Geſetz ſchloß übrigens einige Perſonen von den Vorrechten der Proſelyten aus, bald auf immer, bald nur auf gewiſſe Zeit (5. B. M. 23, 15). Daß es Proſelyten der erſtern Art noch zu Jeſu Zeiten gegeben habe, ſcheint daraus zu erhellen, daß Jeſus es den Phariſäern vorwirft, daß ſie See und Land umreiſten, um einen Proſelyten zu machen, und ihn in einen größern Sünder verwandelten, als er zuvor geweſen (Matth. 23). Hierdurch iſt zugleich das wahre Urtheil nicht nur über die religiöſe, ſondern überhaupt über jede Art der Proſelytenmacherei oder Bekehrungsſucht (z. B. der politiſchen, welche Anhänger einer politiſchen Meinung oder Partei, und philoſophiſchen, welche Anhänger eines philoſophiſchen Syſtems ꝛc. zu machen ſucht) gefällt. Jeder Proſelytenmacher, er mag durch die Feſtigkeit ſeiner Ueberzeugung und den Drang, ſie Andern mitzutheilen, oder durch äußere unreine Abſichten, oder auch durch beides dazu bewogen werden, er mag Liſt und Ueberredung, oder Gewalt und dringende Verhältniſſe als Mittel anwenden, achtet die Freiheit Andrer nicht, und gewinnt darum nur ſelten eifrige und wahrhafte Bekenner ſeines Glaubens, denn ohne die Freiheit iſt alles Handeln nur nichtig, und Maſchinenwerk oder Heucheley. Auch wird der Wahrheit ſelbſt durch Proſelytenmacherei wol ſelten gedient, weil dieſe der Proſelytenmacher als etwas betrachtet, was in ſeinem Beſitze und gleichſam ſein Erzeugniß iſt, oder nur etwas äußerlich Ueberliefertes, da ſie doch im Gegentheile ein Jeder auf ſeinem eignen Wege, wenn auch im Umtauſche mit Andrer Anſichten finden ſoll.

Proſerpina (griechiſch **Perſephone**, **Perſephoneia**), nach Einigen die Tochter des Jupiter und der Styx, oder nach der gewöhnlichen Sage, des Jupiter und der Ceres. Pluto raubte ſie mit Bewilligung des Jupiter, und machte ſie zu ſeiner Gemahlin. Dieſe Mythe wurde von mehrern Dichtern behandelt und verſchiedentlich ausgeſchmückt. Proſerpina, ſo ſingt der homeriſche Hymnus auf Ceres, tanzte einſt in dem Reigen der Nymphen, den Pallas und Artemis anführten, auf einer grasreichen Wieſe. Von dem Reigen ſich entfernend, las ſie mit einigen Geſpielen Blumen. Auf des Hades Bitte trieb Gäa, ſo wollte es Jupiter, blühende Narciſſen, hundert Blüthen aus einer Wurzel hervor, und Götter und Menſchen ſtaunten über die Schönheit der Blumen, und waren entzückt von ihrem lieblichen Geruche. Aemſig brach ſie das Mädchen, und durch die Zauber-

kraft derſelben bethört, entfernte ſie ſich von den begleitenden Geſpielinnen. Plötzlich erbebte die Erde. Aides (Pluto) hob ſich aus tiefer Kluft mit unſterblichen Roſſen zur Erde empor, ergriff die Proſerpina, und entführte ſie auf goldnem Wagen durch die Höhle zur Unterwelt. Laut jammernd rief ſie ihren Vater um Rettung an, aber außer Hekate und Helios vernahm Niemand ihre Klage, und vergebens hoffte ſie auf Rettung. Noch umſtändlicher iſt Claudian. Die reizende Schönheit der Proſerpina, ſingt er, entflammte alle Götter mit Liebe, beſonders Mars und Apollo. Die Tochter den Zudringlichkeiten der Liebhaber zu entziehen, barg Ceres ſie in Sicilien in einer Höhle, wo ſie, von Drachen bewacht, mit ihrer Amme Kalligena lebte. Pluto erbat ſich jetzt die Proſerpina vom Jupiter zur Gemahlin, der ſie ihm auch verſprach, und der Venus den Befehl gab, das Mädchen durch Liſt aus der Höhle zu locken. Dieſe ging, von Minerva und Diana begleitet, nach Sicilien, und beredete, da ſie die wachſame Mutter nicht zu Hauſe fand, das Mädchen leicht zu einem Spaziergange. In Begleitung der Nymphen und Zephyr's gingen ſie auf den blumigen Gefilden daher, Blumen pflückend. Da erbebte plötzlich die Erde, und Pluto entführte das betäubte Mädchen in die Unterwelt, während Zeus durch ſeinen Donner ſeine Einwilligung verkündigte. Vergebens bemühte ſich Zeus, ihrer Mutter Einwilligung zu der Vermählung mit Pluto zu erlangen, und gab endlich ſeine Einwilligung zu ihrer Rückkehr auf die Oberwelt, unter der Bedingung, daß ſie noch nichts von den Götterſpeiſen zu ſich genommen haben dürfe. Auf einem Spaziergange in den lieblichen Gefilden Elyſiums hatte ſie indeß, wie ſich fand, einen Granatapfel gegeſſen, und alles was Jupiter nunmehr den inſtändigen Bitten der bekümmerten Mutter gewähren konnte war, daß er der Tochter geſtattete, den Frühling und Sommer jeden Jahrs auf der Oberwelt zu leben. (Vergl. d. Art. Ceres). Die orphiſchen Hymnen nennen ſie die Mutter der Eumeniden und des Ebuleus (hier Bacchus), die Eingeborne, die vielgeehrte würdige Gemahlin des Pluto, die Königin der Schatten, die Rächerin des Meineids, die Geſpielin der Horen, das allherrſchende Mädchen, die Fruchtſchwangere, die Nahrunggebende, die gewünſchte Frühlingsgöttin. Sie bringt Alles an das Licht, ergötzt ſich auf duftigen Wieſen, und ſchmückt ihren heiligen Leib mit grünenden Saaten, ſie, die Glanzvolle und Gehörnte. Ebendaſelbſt wird ſie unter dem Namen Miſe geprieſen, als die Mutter des Bacchus, die Keuſche und Heilige, die unausſprechliche Königin, welche zweigeſtaltig und Mann und Weib iſt. Vom Pluto hatte Proſerpina keine Kinder, vom Zeus aber, der ſich in Geſtalt einer Schlange ihr näherte, den Zagreus. Zeus hatte ihr die Inſel Sicilien geſchenkt, und hier war ihr beſonders die Stadt Agrigent heilig. Sie wird auf einem Throne ſitzend, neben ihrem Gemahle, mit Narziſſen oder einem Granatapfel in der Hand, oder auch allein mit dem Zweizack ihres Gemahls abgebildet. Auch zu Lokris und Megalopolis wurde ſie verehrt, und am averner See hatte ſie einen berühmten Hain; in Rom, wie in Megalopolis, hatte ſie mit der Ceres Einen Tempel. Männer durften dieſen nur ein Mal des Jahrs betreten. Man opferte ihr, als Göttin der Unterwelt, ſchwarze unfruchtbare Kühe; der Granatapfel, die Fledermäuſe und der Winter waren ihr heilig. Mit der Ceres wurde ſie in den eleuſiniſchen Myſterien verehrt. Pirithous und Theſeus, die ſie entführen wollten, mußten, nach Einigen, in der Unterwelt bleiben (ſ. d. Art.). Man ſchrieb der Proſerpina die Abſchneidung der

Locke zu, durch welche die Todten zur Unterwelt eingeweiht wurden. Bei Leichenbegängniſſen ſchlug man ſich ihr zu Ehren an die Bruſt. Die Freunde und Diener des Verſtorbnen ſchnitten ſich die Haare ab, und warfen ſie, Proſerpina zu verſöhnen, in den Scheiterhaufen. Sie wird oft mit Hekate (ſ. d. Art.) verwechſelt.

Proſodie (vom griechiſchen Worte προς zu, an, und ωδη, Antönung, Accent) heißt der Zeitverhalt der Sylbenlaute und die Lehre davon. Betrachtet man die Sprachelemente, die Selbſtlauter (Vokale) und Mitlauter (Konſonanten), im Allgemeinen, ſo ergibt ſich, daß der Ton auf dem Selbſtlauter ruht, und zwar länger, wenn mehr Selbſtlauter vorhanden ſind, die in Einen Laut zuſammenfließen. Verdoppelte Selbſtlauter alſo (Aar), gedehnte (ihr, ohne) und Doppellauter oder Diphtongen (auf, euch) machen ihre Sylben lang. Ferner, was die Mitlauter betrifft, ſo erfodern ſie, beſonders wo mehrere zuſammentreffen, ebenfalls ein Verweilen der Stimme, und machen alſo die Sylbe lang. Der Einfluß der zuſammentreffenden Mitlauter auf den Zeitverhalt der Sylben heißt in den Sprachlehren Poſition. Nun ſind aber in den verſchiednen Sprachen im Wechſel der Konſonanten und Vokale entweder die erſtern, oder die letztern das Ueberwiegende. Sprachen, deren Princip der Wohllaut iſt, z. B. das Italieniſche und Spaniſche, lieben gehäufte Vokale, und meiden oder dämpfen die Gewalt und Anſtrengung der Konſonanten. In den nordiſchen Sprachen herrſchen dagegen die Konſonanten, deren zwei gewöhnlicheres Vorkommen ſind, drei aber das Ungewöhnlichere, und alſo das mehr den Ton Anhaltende, Hemmende. Daher drei unmittelbar auf einander folgende Konſonanten im Deutſchen die Sylbe durch Poſition verlängern würden, und zwar nicht, wenn ein Endkonſonant mit zwei anfangenden zuſammenträfe, ſondern wenn auf zwei endende ein anfangender folgte, z. B. blutend verſchied, mächtig trieb, wobei freilich, da der Fuß nicht den Rhythmus, ſondern dieſer den Fuß macht, die Geſetze des Rhythmus zu befragen ſein würden. Eine ſolche Beſtimmung des Zeitverhalts nach dem verhältnißmäßigen Gewichte der Sylben unter einander heißt Quantität, und Sprachen, in welchen Vokale vorherrſchender Theil ſind, neigen ſich an und für ſich mehr zur Quantität und können daher quantitirende genannt werden. Dagegen neigen ſich andre, in welchen Konſonanten vorwalten, mehr zum Accent, indem ſie den Tonverhalt mehr nach einem innern Grunde, der logiſchen Begriffspriorität beſtimmen, und heißen daher accentuirende Sprachen. Man hat allgemein die neuern als accentuirend angeſehen, und ſo auch die deutſche. So lange unſre deutſche Poeſie im Reim, in der Aſſonanz und Alliteration (ſ. dieſe Art.) eine Entſchädigung für den Mangel größres Rhythmenreichthums, z. B. der Griechen, hatte, blieb auch unſer Sylvengehalt höchſtens nach dem Tonmaße und der Gewalt des Taktes beſtimmbar. Aber ſo wie in der künſtlichen Poeſie Sprache, Grammatik und Metrik ſich mehr und mehr ausbildeten, als durch Ramler und Klopſtock unſre Sprache auch in antiker Rhythmen Nachbildung ſich verſuchte, verlangte auch die Proſodie eine nähere Erörterung und Beſtimmung. Der geiſtreiche Moriz verſuchte zuerſt, in ſeinem Verſuche einer deutſchen Proſodie, Berlin 1786, 8., ein Syſtem aufzuſtellen, deſſen Grundlage die Meſſung der Sylben nach dem Begriffe war, ſo daß bei der Beſtimmung der Länge und Kürze der Sylben es nicht im geringſten auf die Buchſtaben der einzelnen Laute, woraus ſie beſtehen, ankomme, ſondern bloß auf ihre Stellung neben einer bedeutendern

oder unbedeutendern Sylbe. Er ordnete auch in dieſer Hinſicht die Redetheile tabellariſch. Indeß ließen ſich die Foderungen des Ohrs nicht abweiſen, ja die Sprache fügte ſich ihnen, von kunſtfertigen Händen geleitet, gern und willig. Voß bildete immer mehr Versmaße der Griechen und Lateiner nach, ja er gab eine Zeitmeſſung der deutſchen Sprache als Beilage zu ſeinen Oden und Elegien, Königsb. 1802, 8. heraus, worin die Rechte des Ohrs gegen das Auge ſchon lauter durchgeſetzt und die Rhythmen muſikaliſch bezeichnet wurden. Indeſſen hatte Hermann, der berühmte leipziger Philolog, ein lateiniſches und ein deutſches Lehrbuch der Metrik herausgegeben, um ſie wiſſenſchaftlich zu begründen. Aber er betrachtete den Rhythmus als bloß dem Auge dienend, ohne ihn in ſinnlicher Anſchauung auffaſſen zu können; dazu fehlte es ihm an Kenntniß der Muſik. Da nun hatte der geiſt- und kenntnißreiche Apel einen Cyklus von Nachbildungen des Styls griechiſcher Tragödie begonnen. Seine im Polyidos vorkommenden Verſe befriedigten ſein Ohr nicht. Mit den Aitoliern ging ihm, der auch ein gründlicher Muſikkenner war, plötzlich eine neue, auf Muſik gegründete und aus ihr abgeleitete Metrik auf, deren Hauptergebniſſe er zuerſt als Anhang zu den Aitoliern aphoriſtiſch lieferte, in der Tragödie Kallirhoë meiſterlich übte, dann in der muſikaliſchen Zeitung 1807 durch alle Metra hindurch verfolgte. Schon hier gelang es ihm bei einer genau beobachteten Proſodie, metriſche Variationen über ein Thema, mit ihrer muſikaliſchen Bezeichnung gegenüber, in wohlklingenden und richtigen Verſen aufzuſtellen, bis er endlich in ſeiner Metrik, Leipzig 1814, 8., (in welcher er auch auf Hermann's neue Bearbeitung der Metrik Rückſicht genommen hat) eine allgemeine Proſodie aufſtellte. Aus ihr ergab ſich, daß, wie wir Deutſchen überhaupt in Kunſt und Wiſſenſchaft ein vermittelndes Volk, unſre Sprache auch hier zwiſchen den quantitirenden und accentuirenden mitten inne ſtehe, Accent die Proſodie nur als innres Princip beherrſche. Dem gemäß macht ein langer Vokal oder Diphthong die Sylbe lang, wird aber wie im Griechiſchen willkürlich, wenn unmittelbar darauf wieder ein Vokal folgt, z. B. wohnt bei uns noch göttliche Kraft, bei entarteten Freiheit, ſogar wenn zwiſchen beiden Vokalen zu Ende der Sylbe ein fließender oder doch einfacher Konſonant ſteht. Ferner macht das Zuſammentreffen mehrerer Konſonanten die Sylbe lang. Die Vorſylbe ent, das Verbindungswort und, nebſt einigen andern, wie mit, denn, iſt (als Copula), die zweite Perſon in der Einzahl (z. B. huldigſt) wird durch den Accent nicht abſolut lang, ſondern nur mittelzeitig. Die Endung ig und ich bilden mit einem folgenden Konſonannten Poſition, aber wenn er einfach iſt, nur unvollkommne, welche der vollkommne Daktylus noch verträgt. Endſylben, welche ihre Länge durch Poſition gewonnen, können nicht in der Hebung des Verſes ſtehen, und umgekehrt hat eine Endſylbe, welche in der Vershebung ſich als Länge bewährt, abſolute Quantitätslänge; und darf nicht kurz gebraucht werden, z. B. Freiheit, Armuth u. a., bloß end in Elend iſt abſolut lang. Hiemit hätten wir denn eine Proſodie gewonnen, welche der Willkür und Nachläſſigkeit ein Ende macht, und in einer wiſſenſchaftlichen Metrik ihre tiefere Begründung und Beſtätigung findet. Den ſichern Erweis ihres Vorhandenſeins gibt nun ihre Beobachtung und Anwendung; wie denn eben Apel's wohlklingende und harmoniſche Verſe und die

durchgängige ungezwungne Anwendbarkeit ſeines metriſchen Syſtems ſelbſt auf antike Versmaße deſſen Wahrheit am beſten beweiſen. Auch hat er bis jetzt von Hermann ſelbſt keinen bedeutenden Widerſpruch erfahren. Selbſt Böckh's Einwürfe, der doch früher ſich zu ihm neigte, fanden leicht in der Vorrede zur Metrik ihre Widerlegung, und ſo ſteht denn zu erwarten, ob das Ohr noch länger durch das Auge tyranniſirt ſein wolle in Sachen des rythmiſchen Geſanges, oder nicht. Näheres hierüber gehört unter den Art. Versmaß. Wa.

Proſopopöie, ſ. Perſonification.

Proſpekt, Proſpektmalerei, ſ. Malerei.

Protagoras, einer der berühmtern ältern griechiſchen Philoſophen, geb. zu Abdera, um die Mitte d. 5. Jahrh. v. Chr. Er lehrte vorzüglich in Athen; man kann ihn aber als einen der erſten Sophiſten betrachten, die in Griechenland umherzogen, ihre Schriften vorlaſen, öffentliche Disputationen anſtellten und für Geld Unterricht ertheilten. Er wurde des Atheismus beſchuldigt, deshalb aus Athen verwieſen, und ſeine Schriften öffentlich verbrannt. Er ſoll überhaupt die abſolute Wahrheit geleugnet und das Zweifelhafte der menſchlichen Erkenntniß ſelbſt auf die erhabenſten und wichtigſten Gegenſtände angewendet haben, die Tugend und die Gottheit; ſo daß er behauptete, ſie könnten eben ſo wol ſein, als nicht ſein. Inwiefern dies gegründet iſt, läßt ſich mit Gewißheit nicht ausmachen, da ſeine Schriften verloren ſind, und nur manches daraus von Spätern angeführt wird.

Proteſilaus, einer der griechiſchen Helden vor Troja. Er war ein Sohn des Iphiklus, Königs von Phylace in Theſſalien, und der Diomedea, und hieß eigentlich Iolaus. Den Namen Proteſilaus erhielt er, weil er bei der Landung der Griechen vor Troja zuerſt von dem Volke an's Land ſprang. Aber gleich nach der Landung ward er von einem dardaniſchen Krieger, nach Einigen vom Hektor, erlegt. Sein Grabmal war auf dem ſigeiſchen Vorgebirge. Er ward nach ſeinem Tode als Heros verehrt, und hatte zu Eläus auf dem Cherſones ein Orakel, beſonders für Athleten, heilte auch mehrere Krankheiten.

Proteſtation, im juriſtiſchen Sinne, iſt eine in der Abſicht von Jemanden gegebne Erklärung, um eine Präjudiz abzuwenden, das ſonſt in Anſehung ſeiner Rechte durch eine eigne oder fremde Handlung entſtehen könnte, Verwahrung ſeiner Gerechtſame durch ausdrücklichen Widerſpruch, auch Zurückweiſung, Verwerfung eines Anſpruchs.

Proteſtant, Proteſtantismus. Im Allgemeinen kann Jeder, der eine Proteſtation einlegt, d. h. gegen einen aufgeſtellten Grundſatz, oder eine von Andern ergriffne Maßregel, Widerſpruch erhebt, und ſich ſeine Ueberzeugungen und Gerechtſame dagegen verwahrt, Proteſtant heißen. Die Geſchichte legt dieſen Namen jedoch nur den Gliedern der evangeliſchen Kirche bei, weil die im Reformationswerke begriffnen evangeliſchen Reichsſtände gegen den durch Stimmenmehrheit entſchiednen Beſchluß des Reichstages zu Speier („daß bis zu einer künftigen allgemeinen Kirchenverſammlung weitere Neuerungen in Kirchenſachen verhütet, die Meſſe ferner nicht abgeſchafft, auch an den Orten, wo die neue Lehre ſchon überhand genommen, nirgend gehindert, keine aufrühreriſche Predigten gehalten und keine ſchmähende Schriften gedruckt werden ſollten,") d. 19. April 1529 vor den verſammelten Fürſten eine förmliche Proteſtation einlegten, und deshalb ſeit dieſer Zeit proteſtirende Stände oder Proteſtanten genannt wur-

den, auch ſich ſelbſt ſo nannten. Zu dieſem Widerſpruch, den ſie noch durch eine d. 25. April unterzeichnete feierliche Appellation gegen jede ihren Glauben bedrohende feindliche Maßregel an den Kaiſer, ein künftig zu haltendes Nationalkoncilium und jeden unparteiiſchen Richter beſtätigten, hatte ſie ſowol die Anmaßung ihrer zahlreichen katholiſchen Mitſtände, über Glaubensſachen abzuſprechen, als auch die Betrachtung der augenſcheinlichen Hinderniſſe, welche ſie durch Einwilligung in jenen Reichstagsabſchied dem Fortgange der Reformation in den Weg legen würden, bewegen müſſen. Sie erklärten in ihrer Proteſtationsurkunde, daß ſie in Sachen, die Gottes Ehre und ihrer Seelen Heil beträfen, nur Gott als den höchſten Richter anſehen, und daher den mehrern Stimmen nicht gehorchen könnten, daß, nach der Verweiſung früherer Reichstage auf ein frei, gemein chriſtlich Koncilium, keinem Theile der Stände gebühre, des andern Lehren zu verurtheilen und, weil es noch im Streite liege, was die rechte heilige chriſtliche Kirche wäre, keine gewiſſere Lehre und Predigt ſei, als allein bei Gottes Wort zu bleiben und einen Text mit und aus dem andern zu erklären und auszulegen. Sie ſetzten hinzu, wo dieſe ihre Beſchwerung keine Statt finden ſollte, ſo proteſtirten ſie hiermit öffentlich vor Gott und allen Menſchen, daß ſie für ſich und die Ihrigen in alle Handlungen und vermeinten Abſchied, ſo wider Gott, ſein heiliges Wort, ihrer Seelen Heil und gut Gewiſſen, und wider den (der Reformation günſtigern) ſpeier'ſchen Reichsabſchied v. J. 1526 vorgenommen und beſchloſſen worden, nicht willigten; ſondern alles für nichtig und unbündig hielten, auch ihre Nothdurft dawider öffentlich ausgehen laſſen und an kaiſerl. Majeſtät gründlichen und wahrhaften Bericht erſtatten wollten. Sie übergaben dem Könige Ferdinand, als Stellvertreter des Kaiſers, dieſe Proteſtation mit dem Vorbehalt, ſie fernerhin noch zu extendiren, und die darauf folgende, im Namen des Kurfürſten von Sachſen, Markgraf Georgs von Brandenburg, Herzog Ernſts von Lüneburg, Landgraf Philipps von Heſſen und Wolfgangs, Fürſten zu Anhalt ausgefertigte Appellation, „für ſich ſelbſt insgeſammt, und ſonderlich für ihre chriſtlichen Unterthanen und insgemein für alle die, welche jetzt und künftig dem heiligen Worte Gottes anhangen würden;" rechtfertigten aber dieſe Allgemeinheit ihrer Appellation durch die Bemerkung, daß, wie ſchon nach der natürlichen Verwandtſchaft der Menſchen zuläſſig ſei, wenn einer ohne weitre Vollmacht eines andern zum leiblichen Tode Verurtheilten ſich annehme, für ihn appellire und ſein Beſtes beſorge, vielmehr denen, die in einer geiſtlichen Verwandtſchaft und Brüderſchaft durch Chriſtum ſtänden, zuſtehe und gebühre, in ſo hochwichtiger Sache, zu Verhütung eignen und des Nächſten ewigen Gerichts, daſſelbige zu thun, daß die Nächſten des rechtlichen Schutzes ſich mit freuen und gebrauchen möchten. In der That war dies die Meinung nicht nur der proteſtirenden Fürſten, denen 10 Reichsſtädte ſogleich beitraten, ſondern auch ihrer ſie ſtets berathenden Theologen, welche hierin als Stellvertreter der ganz mit ihnen übereinſtimmenden evangeliſchen Gemeinen handeln durften. Die Zuſtimmung derſelben bezeugte der uneingeſchränkte Beifall, mit dem die Bekanntmachung dieſer Urkunden in Heſſen und Kurſachſen von den Freunden der Reformation aufgenommen wurde, und immer haben nicht nur die Evangeliſchen in Deutſchland, welche die Proteſtation der genannten Fürſten im politiſchen Sinne allein anging, ſondern die Evangeliſchen und Reformirten in allen Ländern überhaupt ſich zu den darin ausgeſprochnen, und hier in den

weſentlichſten Zügen urkundlich angegebnen Grundſätzen bekannt. Die Benennung „Proteſtanten" hat daher einen zwiefachen Sinn, je nachdem entweder die im deutſchen Reiche von der katholiſchen Kirche getrennten, und durch gemeinſame Verpflichtung auf die augsburgiſche Confeſſion mit einander zu einer Religionspartei verbundnen Stände nebſt ihren Unterthanen, oder überhaupt diejenigen Chriſten, welche den Grundſatz des Widerſpruchs gegen jedes menſchliche Anſehn in Sachen des Glaubens und der ausſchließlichen Unterwerfung unter die Ausſprüche der heiligen Schrift und ihrer damit übereinſtimmenden Bekenntnißſchriften mit einander gemein haben, darunter verſtanden werden. Im erſtern Sinne war dieſe Benennung allerdings an die rechtlichen Verhältniſſe der deutſchen Reichsſtände geknüpft, und auf die Reformirten, welche die augsburg'ſche Confeſſion nicht annahmen, wie überhaupt auf Evangeliſche außer Deutſchland nicht anwendbar, weshalb ſie auch, da jene Verhältniſſe nicht mehr beſtehen, in der bekannten Auslaſſung der preußiſchen Regierung v. 30. Juni 1817 für veraltet erklärt und in die Geſchichte verwieſen werden konnte. Im andern Sinne aber gehört der Ausdruck „Proteſtanten" keinesweges bloß der deutſchen Reichs-, ſondern der Weltgeſchichte, und, weil er in dieſer ein lebendiges, fortwirkendes, ſich immer weiter entwickelndes Prinzip religiöſer Denkart bezeichnet, auch der Gegenwart an. Beide Bedeutungen treffen in dem Begriffe zuſammen, welchen die erſten proteſtantiſchen Gemeinen von dieſem Namen hatten; nach demſelben heißt derjenige Chriſt Proteſtant, der in Sachen des Glaubens und des Gottesdienſtes die Willkür und Obergewalt menſchlicher Satzungen verwirft, die heilige Schrift als einzige Richtſchnur ſeines Glaubens und Lebens anerkennt, die Freiheit, dieſer Richtſchnur allein zu folgen, fodert, und als Glied einer kirchlichen Gemeinſchaft ſich auf die Bekenntnißſchriften derſelben, doch nur weil ſie die bibliſchen Lehren und die einmüthige Ueberzeugung aller Mitglieder dieſer Kirche enthalten, auf ſo lange, als dieſe Ueberzeugung auch die ſeinige iſt, verpflichtet. Der gegenwärtige Sprachgebrauch bringt es mit ſich, die Glieder aller der Kirchen, die ſich im Fortgange der Reformation unter der Leitung dieſes Grundſatzes gebildet haben, Proteſtanten zu nennen. Dahin gehören die evangeliſch-lutheriſchen, die reformirten, die anglikaniſche, die mähriſche Brüderkirche, die Brüdergemeine und jene Parteien, welche aus den Streitigkeiten der Reformation unter einander hervorgingen, wie die Remonſtranten und Methodiſten. Die Taufgeſinnten, Quäker und Unitarier ſtimmen in der Proteſtation gegen den Papismus und jeden äußern Zwang mit den Proteſtanten überein, aber bei dieſer Freiheit fehlt ihnen doch die Geſetzmäßigkeit, die der Proteſtantismus durch unbedingte Folgſamkeit gegen die klaren Entſcheidungen des, von ihnen in einigen Punkten willkürlich gedeuteten, göttlichen Wortes beobachtet. Der Proteſtantismus bedient ſich der Freiheit des Glaubens, der Lehre und des Gottesdienſtes, die er ſeit ſeiner Entſtehung unablässig behauptet hat, nur gegen die Anmaßungen menſchlicher Machtſprüche, er vertheidigt ſie gegen alles, was ſeinem Fortſchreiten zu einer hellern Erkenntniß, ſchriftmäßigern Lehre und erbaulichern Gottesverehrung in den Weg treten will; aber er wehrt auch eben ſo nachdrücklich die Willkür ſubjektiver Meinungen und Einfälle, den Einfluß wandelbarer Zeitideen und Vorurtheile von ſeiner Auffaſſung des Chriſtenthums ab, indem er die religiöſen Anſichten der Einzelnen dem Worte Gottes unterordnet und deſſen Ausſprüche, wie ſie nach den Regeln

einer vernünftigen Auslegung einander gegenſeitig erläutern und beſtätigen, als göttliche über jeden Widerſpruch erhabne Entſcheidungen achtet. Daher fodert er von ſeinen Bekennern den Glauben an die auf dieſe Art aus der heiligen Schrift hervorgehenden Wahrheiten des Chriſtenthums. Sie dürfen und ſollen allerdings ihre Vernunft gebrauchen, um aus dieſer alleinigen Quelle immer genauer zu erforſchen, was chriſtliche Lehre ſei, und der erforſchten Wahrheit die Form zu geben, in welcher ſie nach Maßgabe der verſchiednen Zwecke der Mittheilung derſelben faßlich, erwärmend und fruchtbar werden kann — und dies iſt inſonderheit das Geſchäft des evangeliſchen Lehramtes; — aber in den Stoff und Gehalt der chriſtlichen Lehre etwas einzumiſchen, was in den Ergebniſſen einer redlichen und beſcheidnen Schriftauslegung keine Beſtätigung findet, wäre ein Verfahren, dem die geſchichtliche Entwicklung und rein chriſtliche Richtung des Proteſtantismus durchaus keine Rechtfertigung gibt. Denn da der Geiſt des Proteſtantismus jedem ſeiner Bekenner die Pflicht auflegt, durch ſelbſtſtändige Erkenntniß und eigne Ueberzeugung zum Glauben an die Wahrheiten des Chriſtenthums zu gelangen: ſo kann er zu denſelben nur das rechnen, was von der allgemeinen und höchſten Vernunft, d. h. von Gott, geoffenbart iſt, und daher die Vernunft jedes Menſchen ſowol vermöge ihrer urſprünglichen Verwandtſchaft mit der göttlichen ſchon an ſich befriedigen, als auch aus Ehrfurcht gegen das allgemeingültige, geſetzliche Anſehn göttlicher Ausſprüche zur Unterwerfung verpflichten muß. Der Proteſtantismus leugnet zwar keineswegs, daß der Wille Gottes ſich auch in der Natur und durch den Gang der menſchlichen Schickſale kund gebe, bindet aber die Verſuche, dieſe hieroglyphiſche, menſchlichen Augen nicht klar und verſtändlich genug vorliegende Offenbarung aufzufaſſen und zu deuten, an die Regel des Glaubens, welche der religiöſe Inhalt der heiligen Schrift, als der unzweifelhafteſten und deutlichſten Offenbarung Gottes, an die Hand gibt, weil er vorausſetzt, nur in ihr habe Gott geredet und ausgeſprochen, was chriſtliche Lehre ſei. Vergl. d. Art. Offenbarung. So bewahrt er in ſeiner Freiheit den Gehorſam, den der Menſch dem höchſten Geſetzgeber ſchuldig iſt, und proteſtirt gegen das Eindringen ſelbſterdachter, dem ſchriftmäßigen Lehrbegriffe (ſ. Symboliſche Bücher) nicht entſprechender Lehrſätze menſchlicher Philoſophie, wären ſie auch von der Vernunft weiſer Männer für wahr erkannt, eben ſo ernſtlich, als gegen den Papismus. Demnach iſt der Proteſtantismus, wie das Chriſtenthum ſelbſt, ein objektiv in ſich abgeſchloſſnes Syſtem religiöſer Wahrheit, deſſen formale Ausbildung und ſubjektive Erkenntniß unabläſſig vervollkommnet und in Geſinnung, Wandel und Gottesdienſt ſeiner Bekenner lebendig werden ſoll. Dieſen hat er nach den Vorſchriften des neuen Teſtaments und dem Muſter der älteſten chriſtlichen Kirche, in der den Bedürfniſſen vernünftiger Menſchen zuſagenden würdigen Einfachheit, mit dem Vorbehalte geordnet, außer den von Chriſto ſelbſt eingeſetzten und daher unabänderlichen Sakramenten (Taufe und Abendmahl) keinem Kirchengebrauche eine durch die Handlung ſelbſt ſegnende Kraft beimeſſen, und, wenn die fortſchreitende Erkenntniß Veränderungen darin nöthig macht, jedem eine zweckmäßigere Einrichtung geben zu dürfen. Im Art. Reformation findet man die Eigenthümlichkeit und geſchichtliche Bedeutung des Proteſtantismus ausführlich dargeſtellt. Doch ſchon aus den hier angegebnen Grundſätzen deſſelben erhellt ſein Verhältniß zum Katholicismus. Als Lehre und Gottesdienſt kann jeder

von beiden ohne den andern beſtehen, ja das kirchliche Princip des einen ſchließt den andern aus, und, wenn der Proteſtantismus den Katholicismus duldet und als chriſtlich anerkennt, dieſer aber jenen nicht dulden, für ketzeriſch erklären und ausrotten will, ſo handeln beide ihren Grundſätzen gemäß; nur beweiſt jener durch ſeine Demuth und Billigkeit, daß er, der Geſinnung nach, dem Urchriſtenthume näher ſtehe, als dieſer. Als geſchichtliche Erſcheinungen und Elemente der Bildung des Menſchengeſchlechts zeigen aber beide in der geſelligen Reibung und Wechſelwirkung ihres wirklichen Lebens, daß ſie einander bedingen, anregen, warnen und ergänzen, wie im Staate das monarchiſche und das republikaniſche Prinzip. Vergl d. Art. Katholicismus.

Proteus, in der altgriechiſchen Fabel ein vergötterter Menſch, der als wahrſagender und zauberiſcher Meergreis die Robben (Seekälber) Poſeidon's im ägeiſchen Meere weidete und, nach dem Berichte verirrter Seefahrer, manchmal auf der wüſten Inſel Pharos, unweit der weſtlichen Nilmündung, manchmal auch auf der entgegengeſetzten Seite des Mittelmeers, in Karpathos, dem heutigen Scarpanto, zwiſchen Kreta und Rhodus, ſich mit den Robben ſonnte und Mittagsſchlaf hielt. Nur durch Liſt und Gewalt gezwungen, weiſſagte er; zuvor wandte er Alles an, um dem Fragenden zu entwiſchen, und verwandelte ſich, nach der Art der Meergötter, in allerlei Geſtalten, in verſchiedne Thiere, Bäume, ja ſelbſt in Feuer und Waſſer. Wer aber, unabgeſchreckt, ihn ſtets in feſten Banden hielt, dem entdeckte er endlich, was er zu wiſſen verlangte, Vergangnes, Gegenwärtiges und Zukünftiges. So überliſtete und zwang ihn Menelaus (Homer Od. IV. 351 u. f.), ihm ſeine Prophezeihungen und ſeinen Rath zu ertheilen. Homer nennt den Proteus einen Aegyptier, entweder im eigentlichen Sinne, oder weil er in der Nähe des Stroms Aegyptus ſich aufhielt. Als ſpäter die ägyptiſchen Prieſter ſich der geſammten griechiſchen Götterlehre bemächtigten, machten ſie den Proteus zu einem Könige aus der Zeit des trojaniſchen Kriegs, der entweder durch heilige Künſte, oder durch künſtliche Veränderungen des Hauptſchmucks mancherlei Geſtalten habe annehmen können. In andern Erzählungen, welche vielleicht Virgil vor ſich hatte, war Proteus ein vergötterter Tauſendkünſtler aus Pallene, einer Landzunge Emathiens oder Macedoniens. Durch die Ruchloſigkeit ſeiner Söhne gekränkt, wanderte er zu Herkules Zeiten unter dem Meere weg nach Aegypten, und hütete ſeinem Herrſcher Neptunus, der ihm die prophetiſche Wundergabe verliehen hatte, die Robben jenes noch unerkundeten Meers. Erſt die ſpätern Myſtiker ſchufen ihn zu einem Sinnbilde des Urſtoffs um, und ſo erſcheint er im 24ſten orphiſchen Hymnus. Der ſterblich geborne Meerdämon wurde jetzt ein Sohn des Neptun und der Phönice oder gar des alten Okeanos ſelbſt und der Tethys. Zur Gemahlin gab man ihm die Pſamathe, mit der er mehrere Söhne und Töchter zeugte, deren Namen verſchieden angegeben werden. Von ihm nennt man jeden Menſchen, der ſchnell ſeine Geſtalt verwandelt, unter verſchiednen Charakteren und Namen erſcheint, einen Proteus.

Protogenes, ein griechiſcher Maler, Zeitgenoſſe des Apelles, nach Einigen aus Rhodus, nach Andern aus Karien gebürtig. Es werden mehrere meiſterhafte Gemälde von ihm genannt, namentlich der Jalyſus, der vermeintliche Stifter der Stadt Rhodus. Auf dieſem Gemälde befand ſich ein Hund, den der Maler keuchend und

mit ſchäumendem Munde vorgeſtellt hatte. Plinius erzählt, daß ihm lange der Schaum am Munde nicht hatte glücken wollen. Vor Unwillen warf er endlich den Schwamm, womit er die Farben abzuwiſchen pflegte, auf das Gemälde, wodurch zufälliger Weiſe der Schaum ſo natürlich gebildet wurde, als es Protogenes nur wünſchen konnte. Dieſes Gemälde rettete auch die Stadt Rhodus bei der Belagerung durch den Demetrius. Zur Zeit des Cicero war es noch zu Rhodus; Caſſius brachte es nach Rom und ſtellte es in dem Tempel des Friedens auf, wo es unter Commodus ſammt dem Tempel verbrannte. Ueber ſein Zuſammentreffen mit Apelles vergl. man den Art. Apelles.

Protokoll, ein ſchriftlicher Aufſatz, welcher zur nähern Angabe und Beſcheinigung einer Verhandlung dient. So werden Protokolle aufgenommen über die Ausſagen einer zur Unterſuchung gezognen Perſon, über eine gemachte Anzeige, über die Berathſchlagungen einer Verſammlung wegen amtlicher Angelegenheiten ꝛc.

Prötus (Prötos), Zwillingsbruder des Akriſius, Königs von Argos. Beide waren ſchon feindſelig gegen einander im Mutterleibe. Akriſius vertrieb den Prötus aus Argos. Dieſer flüchtete zu Jobates oder Amphianax, König von Lycien, heirathete deſſen Schweſter, eroberte mit dem Beiſtande deſſelben die Stadt Tyrius und ſtiftete daſelbſt ein kleines Reich. Hier kam Bellerophon zu ihm (ſ. d. Art.). Seine Töchter, die Prötiden, irrten entſtellt und wahnſinnig durch Argolis und Arkadien, weil ſie des Bacchus Geheimniſſe verachtet, oder der Juno Bild verſpottet hatten. Nach ſpätern Sagen wähnten ſie Kühe zu ſein, und irrten mit wildem Gebrüll durch die Fluren, und dieſer Wahn ergriff auch die übrigen Argiverinnen. Melampus heilte ſie, und erhielt einen Theil des Reichs. Prötus ſoll von Perſeus durch das Meduſenhaupt verſteinert worden ſein.

Provence, eine Provinz Frankreichs, welche früher eins von den Generalgouvernements dieſes Reichs war, jetzt aber die drei Departements der Rhonemündungen, des Var und der niedern Alpen bildet; ein kleiner Theil iſt zum Departement der Vaucluſe geſchlagen. Dieſe Landſchaft, welche die erſte des alten Galliens war, in der ſich die Römer vor Chriſti Geburt feſtſetzten, erhielt von ihnen den Namen provincia, woraus der jetzige Name Provence entſtanden iſt. Bei dem Untergange des abendländiſchen römiſchen Reichs bemächtigten ſich nach und nach die Weſtgothen, die Burgunder, die Oſtgothen und die Franken dieſer Landſchaft. Auch die Sarazenen waren eine kurze Zeit im Beſitze derſelben. Karl Martel vertrieb ſie wieder daraus. Als das fränkiſche Reich im J. 843 unter die Söhne Ludwig des Frommen getheilt wurde, kam die Provence zu dem Antheile Lothars I. Unter den Nachfolgern deſſelben machten ſich die Grafen von Provence allmälig unabhängig, und ihre Nachkommen von vier verſchiednen Zweigen blieben Herren derſelben bis 1480, wo der letzte Stamm erloſch und die Provence an die Krone fiel. In Rückſicht der Naturbeſchaffenheit iſt dieſe Landſchaft in zwei Haupttheile abgetheilt, in den nördlichen und den ſüdlichen, wovon jener die Oberprovence, der letztre die Niederprovence heißt. Die Oberprovence iſt durchaus mit Zweigen der Alpen bedeckt, zwiſchen welchen ſich weitere und engere Thäler öffnen. Eins der weiteſten, aber zugleich das wildeſte, iſt das von Barcelonette. Man nennt dieſe Alpenzweige Alpinen, die ſich auf der Grenze Piemonts von den cottiſchen Alpen trennen, und ihre verſchiednen Zweige über die ganze

Oberprovence ausbreiten. Hauptfluß iſt dke Durance. Außerdem gibt es eine Menge Waldbäche, die im Sommer austrocknen, im Frühjahre aber, wenn der Schnee auf dem Gebirge ſchmilzt, furchtbar anwachſen, aus ihren Ufern treten und große Verwüſtungen anrichten. Das Klima iſt feucht und veränderlich; ein eintretender Nordwind verwandelt ſchnell die größte Hitze in ſchneidende Kälte und im Sommer folgt ein Regen dem andern. Der ſteinige, trockne und dürftige Boden erlaubt nur einen geringen Ackerbau, welcher, ungeachtet des Fleißes des Landmannes, kaum die Hälfte des Getreidebedarfs gewährt, weil ſolches flach wurzelt. Dagegen iſt dieſer Boden beſtimmt durch tiefe Rührung mit dem Spaten von den vielen Steinen befreit zu werden, die man wiederum nicht beſſer als zu Steinmauern benutzt, an deren Sonnenſeite die Pflanzen ſtehen müſſen die ſolche nicht entbehren können und an deren Schatten diejenigen geſtellt werden, die keine ſtarke Sonne lieben. Kartoffeln, die in Menge gebaut werden, müſſen das Fehlende erſetzen. Pferde- und Rindviehzucht ſind weniger bedeutend als die Schaf- und Ziegenzucht; auch die Bienenzucht iſt anſehnlich. Wein, Mandeln, Feigen und andre edle Früchte, Kapern, Oliven kommen in mehrern Gegenden fort. Von den zahlreichen Mineralien werden wenige, ſelbſt die Salzquellen nicht benutzt. Der Gewerbfleiß iſt unbedeutend, die Fabriken, die man hat, ſind auf wenige Städte beſchränkt. Ein Erwerbszweig der armen Bewohner beſteht hauptſächlich in der Auswanderung in andre Provinzen, wo ſie den Sommer durch ihrer Hände Arbeit etwas verdienen; ein andrer Theil nährt ſich vom Hauſiren. Was die Niederprovence betrifft, ſo wird der nördliche und öſtliche Theil gleichfalls von den Alpinen durchzogen, die ſich auf der Grenze von Nizza von den Seealpen trennen, und unter dem Namen Maures die Provinz durchziehen. Ihr Anblick hat nichts Erfreuliches, indem ſie größtentheils nackte unbewaldete Felſen, doch mit den aromatiſchſten Pflanzen, als Rosmarin, Lavendel, Thymian, Salbei ꝛc. bewachſen ſind. Der weſtliche Theil und der Küſtenſtrich iſt eben und flach und zum Theil moraſtig. Einen Raum von achtzehn Quadratmeilen nimt die Crau ein; eine Fläche, worauf man nichts als Steingeſchiebe ſieht, die ſpärlich mit Lehm vermiſcht ſind, und wenig mehr als Wermuth und Lavendel hervorbringen. Die vornehmſten Flüſſe ſind die Rhone, welche hier in's Meer ſich ergießt, die reißende Durance, deren Ueberſchwemmungen vielen Schaden anrichten, und deren Bedeichung das große Thal in einen Garten verwandeln würde, und der Var als Grenzfluß gegen Nizza. Das Klima iſt ganz italieniſch; man kennt kaum Froſt und Schnee, wol aber ſtarke Reife, welche häufig der Olive und den zärtlichen Südfrüchten ſchädlich werden. Die Hitze im Sommer iſt oft unmäßig, und es regnet ſelten. Im Januar bekleidet ſich die Erde ſchon mit friſchem Grün, und im Februar ſteht alles in Blüthe; doch führt der kalte Nordweſtwind, hier Miſtral genannt, häufig Froſt und Reif zurück, hält aber nicht lange an. Die Rindvieh- und Pferdezucht iſt nicht bedeutend, wichtig iſt die Schafzucht, auch hält man eine Menge Ziegen. Die Bienenzucht liefert trefflichen Honig und Wachs. Die Seidenkultur iſt beträchtlich, ſo wie auch die Fiſcherei. Der Ackerbau iſt bei dem ſteinigen, kalkigen und trocknen Boden eingeſchränkt, und liefert kaum den Bedarf für die Hälfte des Jahres. Man kauft das Fehlende zu, oder behilft ſich mit Kaſtanien und Kartoffeln. Dagegen iſt der Wein- und Olivenbau ſehr usgebreitet. Ein Theil des trefflichen Oels wird unter dem Namen

Provenceröl ausgeführt. Aus den geringen Weinſorten macht man Branntwein, und es wird auch eine große Menge Roſinen getrocknet. Keine Provinz Frankreichs iſt ſo reich an edeln Südfrüchten; man zieht köſtliche Feigen, Mandeln, Kaſtanien, Maronen, ſelbſt Orangen, Zitronen, Granaten, Datteln und ſüße Pataten im Freien. Vom Obſte hat man das meiſte Kern = und Steinobſt, beſonders aber machen die Prunellen und Perdrigonen, die Mispeln, wälſche und Haſelnüſſe einträgliche Handelsartikel aus. Auch kommen Kapern, Süßholz, Roſinen, Trüffeln in den Handel. An Holz iſt drückender Mangel, und daher iſt kein großer Bergbau möglich, ob es gleich nicht an Metallen, als Kupfer, Blei, Eiſen, fehlt. Man gewinnt faſt bloß Steinkohlen, die einigermaßen den Holzmangel erſetzen, und Seeſalz. Die Bewohner der Provence, die Provenzalen (ſ. d. Art.) genannt, zeichnen ſich in mancher Hinſicht ſehr von den übrigen Franzoſen aus. Sie ſprechen eine eigne altromaniſche Mundart, welche näher mit dem Italieniſchen als mit dem Franzöſiſchen verwandt, und nicht übelklingend iſt. Sie ſind heftig, leidenſchaftlich und unbeſtändig, dafür aber auch ohne Falſch, gutmüthig, und troß ihres Leichtſinns, brav, emſig und arbeitſam. Die niedern Klaſſen zeichnen ſich durch eine derbe unterſetzte Statur, ein rauhes ſtruppiges Haar, äußerſt kräftige, leidenſchaftliche Geſichtszüge, beſonders aber durch wilde, blitzende Augen aus. Sie lieben das Vergnügen über alles, und man findet mancherlei bemerkenswerthe Volksluſtbarkeiten bei ihnen. Sie ſind übrigens fleißige Landleute, unerſchrockne Fiſcher und Schiffer, thätige Kaufleute und geſchickte Manufakturiſten, welche beſonders Seidenwaaren, Seife und Leder verfertigen. Die wichtigſten Städte der Provence heißen: Marſeille, Toulon, Aix, Arles, Graſſe und Taraſcon.

Provenzalen, Provenzaldichter ſind die ritterlichen Dichter des 12. und 13. Jahrh. im ſüdlichen Frankreich und in Spanien. Dieſe ſüdlichen Landſchaften führten damals den gemeinſchaftlichen Namen Provence. Unter dieſer iſt alſo nicht nur das Land zwiſchen der Rhone und dem Var zu verſtehen, ſondern auch, was ſonſt Languedoc, Gascogne, Auvergne, Bourgogne hieß, vereinigt ſeit dem Anfange des 12. Jahrh. (unter Raimond Berengar IV., zuvor Graf von Barcelona oder Catalonien, und dann durch Verheirathung Graf von Provence, und als ſolcher Raimond Berengar I.) und dann erweitert durch Aragonien und einen großen Theil des ſüdlichen Spaniens. Die Unterthanen hießen Provinciales oder Provençaux, und waren ungefähr durch die Loire von den weit rohern Français geſchieden. Südfrankreich, ſchon ſonſt durch die Kolonien der Griechen, z. B. Marſeille, und durch die Nähe der Römer mehr verfeinert, und durch ſchönern Himmel und freiſinnigere Regierung begünſtigt, war bis zum 11. Jahrh. dem Norden in der Bildung ſehr vorgeeilt, und im Beſitze einer Sprache, die, aus römiſchen und germaniſchen Wörtern gebildet, ſich durch Klarheit, Zartheit, Wohlklang und Reichthum ſo auszeichnete, daß ſie die Sprache der Gebildeten auch in Catalonien, Valencia, Majorca ꝛc. ward. Eine ſolche Sprache, die Verfeinerung des damaligen Adels durch die Bekanntſchaft mit dem Orient, namentlich mit den dichtenden Arabern, die durch Reiſen und Abenteuer geweckte Phantaſie und vergrößerte Verſtandesbildung, die herrſchend gewordne romantiſche Stimmung und der durch den Handel erzeugte Wohlſtand, alles dieſes weckte die Geiſter, weckte die Poeſie; man ſang Krieg und Abenteuer, Religion und

Liebe, und fand viel Ermunterung und lauten Beifall, beſonders von Seiten der in den Liedern verherrlichten Frauen. Bald war der ganze Adel poetiſch und Alles, was Bildung hatte in der Provence, deren Fürſten beſonders Raimond Berengar III. und V., die Dichtkunſt ſehr begünſtigten. Unter ihrer Herrſchaft und an ihren Höfen, damals den gebildetſten und prachtvollſten in ganz Europa, gehörte es zum guten Tone, einen Kreis von Dichtern aus dem Adel um ſich zu verſammeln. Poeſie und Geſang, durch die Laute, Harfe oder Violine begleitet, mußte jede Feſtlichkeit verherrlichen; daher Viele herumreiſten, um durch ſolche Gaben die Freudenfeſte zu verſchönern. Die Namen Provenzal und Dichter wurden faſt gleichbedeutend. Ihre Lieder, in denen ſich der Reim ausbildete, die aber oft nicht aus poetiſcher Begeiſterung, ſondern aus Nachahmungsſucht hervorgingen, waren bald ſüße, fröhliche (Soulas), bald klagende Liebeslieder (Lais), bald idylliſche (Pastourelles), bald religiöſe, bald didaktiſche, bald ſtark ſatiriſche (Sirventes), beſonders gegen die verderbte Geiſtlichkeit, bald Wettgeſänge über galante Streitfragen (Tensons), die an den Liebeshöfen (Cours d'Amour) recitirt wurden. Am liebſten ſangen ſie jedoch Frauen und Liebe, wetteifernd, ihre Damen als Idole und Ideale zu verherrlichen, aber nicht ſo herzlich und ſo züchtig, wie die deutſchen Minneſänger. So wenig uns nun ihre Gedichte im Ganzen zuſagen, da nur einzelne feine und treffliche Stellen in ihnen zu finden ſind (die überhaupt im Originale geleſen werden müſſen, weil der meiſte Reiz im Ausdrucke liegt), und ſo wenig ihre Lieder wahrhaft poetiſchen Werth haben, da ſie ſelten etwas feſt halten, und oft mehr phantaſtiſche Ziererei und alltägliche Reimerei, als Wiederhall eines begeiſterten Gemüths ſind: ſo darf man doch die großen Vortheile nicht verkennen, welche ihre Zeit von dieſer Poeſie davontrug, welche immer die Geiſter bildete, die Sprache bereicherte, die Männer zu Thaten begeiſterte, und die Frauen anfeuerte, ſich liebenswürdig zu machen. Die provenzaliſchen Dichter führten auch den Namen romaniſche Dichter, weil man die Provenzalſprache auch noch die romaniſche nannte, aus welcher ſie ſich gebildet, und in welcher man ſchon im 10. Jahrh. Romane zu ſchreiben verſucht hatte; ferner Troubadours (ſ. d. Art.), und im Italieniſchen Trovatori; während die etwas ſpätern nordfranzöſiſchen Dichter, welche in der franzöſiſchen Sprache beſonders Romane, die viel Unſinn, alberne Mährchen und Phantaſtereien enthalten (zuerſt den damals ſo beliebten, aber langweiligen Roman von der Roſe), Heldengedichte (von den zwölf Pärs Carls des Großen, von den Rittern der Tafelrunde und von den Amadiſſen), Contes und Fabliaux ſchrieben, und die beſonders Carl VI. begünſtigte, Trouvères genannt wurden. Der älteſte Troubadour, den wir noch nach ſeinem Namen und ſeinen Liedern kennen, iſt Wilhelm, Graf von Poitiers und Guienne (geb. 1071), der die Abenteuer ſeines Kreuzzugs beſang, vor dem jedoch ſchon Andre geſungen haben müſſen. Die Zeit der Provenzaldichter währte höchſtens 300 Jahre; ihre Blüthe ſetzt man auf 1162, als Berengar III. vom Kaiſer Friedrich I. mit der Provence belehnt worden war. Da waren nicht bloß die Großen und viele Damen in der Provence, ſondern auch große fremde Fürſten (z. B. Richard Löwenherz) und der italieniſche Adel ganz für den Provenzalgeſang entflammt. Die Reize der Provenzalſprache und des Provenzalgeſangs verbreiteten ſich nämlich gar bald in Italien (wo Folchetto der erſte namentlich bekannte Provenzaldichter war) und in Spanien (limoſiniſche Provenzaldich-

ter), wo viele Fürſten Dichter waren (wie Alfons II., Peter III. und IV.), auch ſpäter in Sicilien. Der Verfall des Provenzalgeſangs trifft in's 14. Jahrh., in deſſen erſter Hälfte man ſchon Preiſe (zu Toulouſe goldne Veilchen, dann auch ſilberne Ringelblumen und Feldroſen) zur Ermunterung für Dichter ausbieten mußte. Der letzte, den Millot, der Verfaſſer des Hauptwerks über dieſen Gegenſtand (Hist. littéraire des Troubadours, Paris, 1774. 3 Voll. 8.) in dieſem Fache, anführt, iſt Jean Eſteve de Bleſières (um 1286). Man ward dieſes Zeitvertreibs natürlich endlich überdrüſſig, der Verſtand verdrängte die Phantaſie, der Adel verlor ſeinen Glanz, die fürſtlichen Begünſtiger ſtarben aus, die entſtehende Herrſchaft der Könige aus dem franzöſiſchen Hauſe begünſtigte ſtatt der Provenzalſprache die franzöſiſche, auch fehlte es an Stoff, da die Ritterabenteuer aufhörten; ein kräftiger Petrarca trat unter den Provenzalen nicht auf, und ſtatt der Sänger, die man, wenn ſie ſelbſt Troubadours waren, Menetriers nannte, gab es nur noch Luſtigmacher, Jongleurs, die den Namen Troubadours mißbrauchten, und die Verachtung der letztern bewirkte auch das Vergeſſen der frühern beſſern Dichter. Wir haben noch viel von dem poetiſchen Nachlaſſe der Provenzaldichter, unter andern einige religiöſe Romane, und dieſer Nachlaß iſt allerdings ſehr anziehend für uns, weil er nicht nur eine Probe des wiedererwachenden Geſchmacks der Europäer, und ein Denkmal der damaligen Denkart und der damaligen Sitten unter den Gebildeten iſt, ſondern auch den Alterthumsforſchern viele Materialen gibt. Wir können dieſen Aufſatz nicht ſchließen, ohne dem Leſer ſelbſt eine Probe von den Produkten jener Sciença gaye (ſo nannten ſie die Dichtkunſt) gegeben zu haben.

1) Romaniſch-provenzaliſch.

Al chans d'ausels commenza ma chansos,
Chant aug chantar la ghianta et aiglos;
E' pels cortils veg verdegar lo luis.
La blava flors quo par entr' el boissos,
E'l piu clar corren sobr' els sablos
La ù s'espand la blanca flor del lis . . . . :

d. i. ſingen Vögel wieder, dann ſchallt auch mein Lied; hör' ich wieder die Lerche und Amſel, ſehe ich wieder grünen den Grund der Wieſen, prangt die blaue Blume wieder in den Hecken, und rieſeln die Bäche hell über den Sand hin, dort, wo die weiße Blüthe der Lilien entblüht . . . . .

2) Romaniſch-franzöſiſch.

Quand florist la violette,
La rose et la fleur du glais,
Que chante le Papegai,
Lors mi poïgnent amoretes,
Qui mi tiennent gai.
Mis pieça ne chantai;
Or chanterai
Et ferai
Chanton joliette
Pour l'amour de ma miette,
Ou grand pieça me donnai.

d. i. wenn das Veilchen blüht, und die Roſ' und Tulpe, wenn die Vögel ſingen, necken mich die Liebesgötter, welche mich ſo fröhlich machen. Niemals noch ſang ich; doch bald ſing' ich; dann mach' ich ein artiges Liedchen der Liebe der Theuern, der ich innig ergeben bin. F.

Provinz, Provincia, hieß bei den Römern eine Landſchaft, welche ein geweſner Konſul oder Prätor als Statthalter verwaltete (ſ. Proconſul). Demnach wurden ſie eingetheilt in Provincias consulares und praetorias. Aber nur ſolche dem römiſchen Reiche unterworfne Landſchaften hießen Provinzen, welche außerhalb Italien lagen. Unter Auguſt wurden die Provinzen in Provincias senatorias oder populares und imperatorias getheilt. Zu letztern beſtimmte man diejenigen Provinzen, welche feindlichen Angriffen am meiſten ausgeſetzt waren, und deren Verwaltung ſich Auguſt unter dem Vorwande allein vorbehielt, um den Senat und das Volk von Unruhen zu befreien, eigentlich aber, um den Oberbefehl des Heers einzig in den Händen zu haben. Sie waren nicht immer dieſelben. Bei uns gebraucht man den Ausdruck Provinz ſtatt Landſchaft, beſonders wenn dieſe nicht zu den Stammländern gehört, und im Gegenſatze von der Reſidenz. — Provinzial heißt ein Ordensoberer, der über die Klöſter ſeines Ordens in einer beſtimmten Provinz Aufſicht führt, und unter dem Ordensgeneral ſteht.

Provocation, iſt ein gerichtliches Zwangsmittel, wodurch jemand einen Andern zum Prozeſſe ſo auffodert, daß derſelbe im Unterlaſſungfall einen gewiſſen Nachtheil leidet. Der dadurch veranlaßte Prozeß heißt Provocations-Prozeß. Die Provocatio ex lege „diffamari“ iſt die gerichtliche Auffoderung an Jemand, der etwas für unſre Perſon, unſre Ehre oder unſer Vermögen Nachtheiliges verbreitet hat, ſolches, bei Strafe eines ewigen Stillſchweigens, gerichtlich zu beweiſen und auszuführen. Sie heißt auch Diffamationsklage (ſ. d. Art.). Die Provocatio ex lege „si contendat“ iſt die Provocation, durch welche man Jemand nöthigt, entweder gegen den Provocanten zu klagen oder zu dulden, daß deſſen Einreden für fortdauernd erklärt werden.

Prozeß in der Jurisprudenz. In den Staaten, deren Hauptzweck die Sicherung des Rechts iſt, muß an die Stelle der Selbſthülfe die Hülfe des Staats, oder der Stellvertreter deſſelben der Verwalter der Juſtizpflege, treten und dem unrecht Handelnden entgegenwirken. Indeſſen muß, der Natur der Sache nach, einer ſolchen gerichtlichen Hülfe die richterliche Anerkennung des Daſeins ihres Gegenſtandes vorangehen. Dies erzeugt von Seiten des Richters eine Reihe von Handlungen, für die, weil ſie einen beſtimmten Zweck haben, ſich ſowol in Hinſicht der Ordnung, als Einrichtung, beſtimmte Regeln von dem Verſtande bilden laſſen. Wiewol nun auch bei nicht ſtreitigen Fällen (z. B. bei Verſchollnen, bei Gemeindetheilungen) ein regelmäßiges Verfahren zur Feſtſtellung der Rechte nothwendig iſt: ſo pflegt man doch, dem Sprachgebrauche zufolge, blos die Verhandlung eines Rechtsſtreits, welche zu einer gerichtlichen Entſcheidung deſſelben nothwendig iſt, das gerichtliche Verfahren oder (das procedere) den Prozeß, und die Lehre davon die Prozeßtheorie (oft auch ſelbſt Prozeß) zu nennen. Auch ſondert man richtig von der letztern die Anleitung zur Form des Gerichtsſtyls, indem dieſe Anleitung einen Theil der ſogenannten juriſtiſchen Praxis ausmacht.

Da jene Verhandlung nicht ohne einen ihr angehörigen Gegenſtand und ohne Verhandelnde denkbar iſt, ſo drängt ſich zuvörderſt die Frage auf: welches ſind die Sachen die in beſtimmter Form verhandelt werden ſollen, wo denn nach geſchehner Sonderung der Civilſache (welche das Mein und Dein betrifft) von der Kriminalſache (welche mit einer öffentlichen Strafe belegt iſt) jede nebſt ihren verſchiednen Eigenſchaften genau zu entwickeln und von allen verwandten abzuſondern iſt. Sodann führt die nothwendige Beantwortung der Frage: welche Perſonen hat der Staat dazu beſtimmt, die Prozeſſe der Bürger zu leiten und zu entſcheiden; in welchem Verhältniſſe ſtehen alle dieſe Perſonen in Hinſicht einzelner Individuen und Sachen, und welches ſind im Allgemeinen ihre Pflichten — zu der Lehre von der Gerichtsbarkeit. — Hierauf ſind die Perſonen, welche bei einem Prozeſſe vorkommen, nach ihren Eigenſchaften zu betrachten. Sie ſind Haupt- und Nebenperſonen. Jene ſind theils richtende und zwar von den Parteien gewählte (Schiedsrichter) oder öffentlich angeſtellte Beamte (Juſtizbeamte, Richter oder Gerichtskollegium, Ober- und Untergerichte), theils ſtreitende, auch Parteien genannt, Kläger, Beklagter, Denunciant, Denunciat, Inquiſit, und als Nebensperſonen ihre Rechtsbeiſtände, Anwalte, Sachwalter und Intervenienten, mit verſchiednen Namen. In Hinſicht der Perſonen wie der Sachen iſt der Gerichtsſtand wichtig (ſ. Forum). Nach dieſen Punkten iſt die Verfahrungsweiſe ſelbſt, welche in engrer Bedeutung Prozeſs genannt wird, zu zergliedern. Die alten Völker, den wahren Geiſt des Kriminalrechts verkennend, zogen zwiſchen dieſem und dem Civilrechte nicht ſo ſcharfe Grenzlinien, wie es die Natur der Sache erfodert, und ſchufen einzig für das erſtre den Anklageprozeſs, welcher einen dem Gange der Civilſtreitigkeiten nicht unähnlichen Weg nahm. Durch das kanoniſche Recht hingegen wurde nach und nach in dem Inquiſitionsprozeſſe eine ganz verſchiedne, jedoch dem Strafrechte höchſt angemeſſne, Verfolgungsform eingeführt. Eben ſo entſpricht der deutſche gemeine Civilprozeſs dem Geiſte des Privatrechts. Daher werden die nun folgenden Grundriſſe der Verfahrungsweiſen in Gemäßheit deutſcher gemeiner Rechte gegeben, und da ſie aus der Natur der Sache hervorgehen, ſo ſtimmen ſie auch mit den meiſten poſitiven Geſetzen überein. Das Civilverfahren beginnt mit einer Handlung der Parteien, regelmäßig mit der ſchriftlichen Klage (ſ. d. Art.). Der Beklagte vertheidigt ſich dagegen bald in einer Einlaſſung (litis contestatio), indem er den Inhalt der Klage ganz oder zum Theil ableugnet, bald Einreden (ſ. d. Art.) vorſchützt; der Kläger vertheidigt hierauf ſein Recht in einer Replik, worauf gewöhnlich ſein Gegner mit einer Duplik ſchließt. Der Richter leitet dieſen Schriftwechſel durch Dekrete (ſiehe den Artikel), und ſpricht dann ein Urtheil aus, in welchem er, bei Ermangelung eines Rechtsgrundes, die Klage verwirft, oder, wenn er nicht jetzt ſchon hauptſächlich erkennen kann, auf Beweis (ſ. d. Art. und Deduction) der unklaren Thatſachen, ſei es der Klage oder Einrede, mit Nachlaſſung des Gegenbeweiſes erkennt (Beiurtheil). Iſt letztres der Fall, ſo fängt nun ein Beweisverfahren an. Der Richter beraumt nämlich, nachdem die Parteien in geſetzlicher Friſt ihre Beweiſe (probatio, reprobatio) in Schriften eingereicht haben, einen Termin (Productions- und resp. Reproductionstermin) an. Hier werden Urkunden im Originale zur Anerkennung vorgelegt (producirt), die Zeugen beei-

bet und in Abweſenheit der Parteien abgehört, auf die zu Eid geſtellten Artikel Einlaſſung und Antwort verlangt und der Augenſchein ſo thunlich eingenommen. Ein beſondres Verfahren über die Zuläſſigkeit der Beweismittel (Productions=, Reproductionsverfahren im engern Sinne) muß der Richter zu vermeiden ſuchen, um, nach Lage der Sache, die zuſammengeſtellten Zeugenausſagen (ſ. Zeuge) den Parteien alsbald eröffnen, oder einen Termin zu Ableiſtung des Eides (Schwörungstermin) anberaumen zu können. Oft liefern nun noch die Parteien Deductionen über ihre behaupteten Rechte aus den Beweisführungen (Impugnationsſchrift, Salvationsſchrift). Der Richter aber faßt darauf ein Urtheil in der Hauptſache (sententia definitiva), ab, worin er unbedingt losſpricht, verurtheilt oder noch auf Leiſtung eines Eides von Amts wegen ſpricht (ſ. Eid). Dieſe Verhandlungsart iſt Regel und wird daher ordentlicher Prozeß genannt. Ausnahmsweiſe trit aber auch ein hiervon abweichendes Verfahren, außerordentlicher Prozeß, ein. Iſt Raſchheit des Verfahrens Grund dieſer Abweichung, ſo nennt man das Verfahren ein ſummariſches, welches einen beſtimmten (Wechſel=, Executivprozeß) oder unbeſtimmten Gang hat. Auf einem andern Sonderungsgrunde beruht der Koncursprozeß (ſ. Concurs). Das ganze Verfahren wird abgekürzt, wenn das Geſuch des Klägers mit einleuchtenden Beweiſen verſehen iſt. Das bisher beſchriebne Verfahren iſt Sache eines Richters. Glaubt aber eine Partei durch das Erkenntniß dieſes Richters verletzt zu ſein, ſo muß ſie binnen zehn Tagen ein Rechtsmittel (ordentliches Rechtsmittel) dagegen einlegen, wodurch immer die Rechtskraft jenes Urtheils aufgeſchoben wird (Suspenſivmittel) und eine neue Inſtanz (ſ. d. Art.) anhebt. Wird das ganze Verfahren an ein neues Gericht gebracht, ſo nennt man das Rechtsmittel vorzugsweiſe ein devolutives (Appellation). Außerordentlicher Art ſind die reſciſſoriſchen Rechtsmittel (remedia recissoria), welche gewöhnlich keine Suspenſivkraft haben (Beſchwerde über unheilbare Nichtigkeit, Wiedereinſetzung in den vorigen Stand). Iſt ein Urtheil nach den Verhandlungen in den geſetzlichen Inſtanzen oder ſchon in der erſten rechtskräftig geworden: ſo darf der Sieger um Vollſtreckung deſſelben (executio) nachſuchen, wobei eine Berechnung (Liquidationsverfahren) vorkommen kann. Noch können in jedem Theile des ordentlichen und außerordentlichen Prozeſſes mancherlei Nebenhandlungen vorkommen, welche in den beſtimmten Rechtsgang nicht hinein gehören, z. B. Verſuch zur Güte, Befriſtungen und Ungehorſamsanklagen, Reaſſumtion, Sicherheitsleiſtungen, Intervention ꝛc. Den Unterſuchungsprozeß (Inquiſitionsprozeß), bei welchem die richterliche Thätigkeit, auch ohne Auffoderung, von Amts wegen eintrit, veranlaßt ein geſetzlicher Grund zur Unterſuchung, welcher entweder in eine Denunciation oder in ein öffentliches Gerücht oder aber in Anzeigen (indicia praesumt.) zu ſetzen iſt. In Beziehung auf das Formelle zerfällt dieſer Prozeß auch in den ordentlichen, feierlichen (ſolennen) und in den ſummariſchen. Bei dem letztern kommen nur die bei jedem Strafprozeſſe überhaupt weſentlich nothwendigen Handlungen zur Anwendung. Der ſolenne peinliche Prozeß findet in eigentlichen peinlichen Fällen Statt (ſ. Criminalrecht). Hier haben die Geſetze gewiſſe beſondre Förmlichkeiten und Handlungen verordnet, um ſowol eine übereilte Losſprechung als eine geſetzwidrige Verdammung deſto mehr zu verhüten (Specialinquiſition). Die Unterſuchung geht auf Ausmittelung des Thatbeſtandes (corpus delicti), mithin auf die Frage, ob und in wel=

chem Maße ein Verbrechen begangen worden, und auf den Urheber und ſeine Zurechnungsfähigkeit. Wenn der eines Verbrechens verdächtig gewordne daſſelbe weder zugeſteht, noch durch Beweismittel, als Augenſchein, Zeugen oder Urkunden, deſſen überführt werden kann, ſo ſind Mittel zur Ergründung der Wahrheit anzuwenden. Ein höchſt verkehrtes Mittel iſt die Tortur, welche durchaus nicht Prüfung der Schuld und Unſchuld, ſondern nur Proben der Stumpfheit oder Reizbarkeit des Nervenſyſtems iſt. Mit dieſer verwandt iſt die Territion, weil ſie in Vorzeigung oder Anlegung der Torturinſtrumente ohne Peinigung beſteht. Der Reinigungseid (ſ. Eid) und Confrontation (ſ. d. Art.) gehört ebenfalls hieher. Um Milderung der verwirkten Strafe oder Abwendung einzelner Prozeßhandlungen, z. B. der Specialinquiſition zu bewirken, darf keinem Angeſchuldigten ein Sachwalter verweigert werden, welcher zu dieſem Zwecke eine Vertheidigung (Defenſion, ſ. d. Art.) zu fertigen hat. Das Kriminalurtheil (sententia criminalis) ſpricht entweder frei, ſei es nun von der ganzen Anſchuldigung (sententia absolutoria) oder nur von der Fortſetzung der Unterſuchung (absolutio ab instantia), oder es verurtheilt, d. h. es erklärt des Verbrechens ſchuldig und beſtimmt die Strafe (sent. condemnatoria). Oft iſt es von der Unterſuchung getrennt und einem andern Richter übertragen. Mit der Zuerkennung der Strafe (Sentenz) iſt in Hinſicht auf den Angeſchuldigten eine Zurechnung (imputatio juridica) verbunden (ſ. d. Art.). Gegen ein peinliches Erkenntniß ſtehen dem Verurtheilten mehrere Rechtsmittel zu, anderweitige Vertheidigung, Nichtigkeitsbeſchwerde, Appellation. Jedoch kann eine Reviſion des Urtheils durch höhere Inſtanz auch ohne Auffoderung des Beklagten erfolgen. Der Bekanntmachung des Strafurtheils (publicatio sententiae cond.) folgt die Vollſtreckung (executio). Die Vollſtreckung, vorzüglich des Todesurtheils, geſchieht öffentlich und mit manchen Förmlichkeiten. Will man über den Werth dieſer letzten Verfahrungsarten einige Reflexionen anſtellen: ſo muß man von dem Charakter des Privatrechts ſowol als des Kriminalrechts ausgehen. Denn da die Rechtsverfolgung ſich zum Rechte ſelbſt wie Mittel zum Zwecke verhält: ſo kann die erſte nur dann auf Beifall rechnen, wenn ſie mit der beſondern Natur des zu ſchützenden Rechts harmonirt. Hat nun das Mein und Dein unter den Privaten das Merkmal der Veräußerlichkeit in ſich, ſo muß auch dem Verfahren in Civilſachen das Recht der Veräußerung unterliegen. Denn wer auf das Recht ſelbſt Verzicht leiſten kann, iſt auch zur Verzicht auf die Mittel zur Erhaltung des Rechts befugt. So lange demnach Niemand ein Privatrecht gegen den Andern vor Anſpruch nimt, mangelt es an der Bedingung der civilrichterlichen Thätigkeit — wo kein Kläger iſt, da iſt kein Richter. Daß dieſer Satz an der Spitze der deutſchen gemeinen Prozeßrechtslehre ſteht, iſt aus Obigem hervorgegangen. Es iſt daher dieſe Grundlage richtig, weil ſie auf der Verhandlungsmaxime beruht, nach welcher die richterliche Thätigkeit von den Foderungen der Parteien abhängig iſt, und die richterliche Unterſuchung darauf gerichtet iſt, die Parteien ſelbſt den ſtreitigen Fall und ihre Anfoderungen darlegen, ſo wie den Beweis führen zu laſſen. Ganz andrer Natur iſt hingegen das dem öffentlichen Rechte angehörige Kriminalrecht. Unveräußerlichkeit iſt der Charakter deſſelben; nur dem Staate kommt das Recht, Strafen zu mildern oder zu erlaſſen, zu. Mithin müſſen auch die Mittel, welche zur Ueberführung eines Verbrechens dienen, lediglich in ſeiner

Hand liegen. Dadurch iſt der Kriminalrichter aufgefodert, ſtets von Amts wegen zu handeln. Ergibt ſich nun aus Obigem, daß das gemeine deutſche Kriminalverfahren den Charakter der Unveräußerlichkeit in ſich trägt, ſo iſt auch die Grundlage, dieſe Prozeßart, richtig, und zwar deßwegen, weil ſie auf der Unterſuchungsmaxime beruht. Zwar will man neurer Zeit dieſe Maxime auch auf den Civilprozeß angewendet wiſſen; allein dagegen läßt ſich behaupten, daß die Unterſuchungsmaxime hier nur durch Folgewidrigkeit gehalten werden kann, und daß es weniger Schuld der Verhandlungsmaxime als vielmehr der Richter, welche ſie im Leben darſtellen ſollen, iſt, wenn ſie ſich nicht immer wohlthätig äußert. Uebrigens werden die Verhandlungen in Deutſchland durch Schriften gepflogen. So iſt für einen ſichern Rechtsgang geſorgt worden. Die Friſten und richterlichen Auflagen hingegen ſind nicht ſo ſtreng, als zu ſchnellerer Beendigung der Prozeſſe zu wünſchen iſt. Mehr davon ſ. Prozeßordnung. Eigenthümliche Beſchaffenheiten haben beſondre Arten des Prozeſſes, z. B. der Lehnsprozeß, der Konſiſtorialprozeß und der Wechſelprozeß, welche durch die Natur ihrer Gegenſtände von dem gewöhnlichen Civilprozeß mehr oder minder abweichen. Ueber den gemeinen deutſchen bürgerlichen Prozeß haben K. Grolmann, Theorie des gerichtlichen Verfahrens in bürgerlichen Rechtsſtreitigkeiten, Gießen und Darmſt., 1800. Martin, Lehrbuch des deutſchen gemeinen bürgerl. Prozeſſes, Göttingen 1800, 8. Nr. 2. Gönner, Handbuch des deutſchen gemeinen Prozeſſes, 4 Bde., Erlangen 1801—1803, neue Aufl. 1804. Pfotenhauer u. A.; über den ſummariſchen Prozeß, A. F. Danz (Grundſätze des ſummariſchen Prozeſſes, Stuttg. 1792, neue Aufl. von Gönner 1806); L. L. G. Süptitz (Lehrbuch der ſummariſchen Prozeſſe, Braunſchw. und Helmſt. 1807, 8.); über den Kriminalprozeß, C. F. G. Meiſter, fortgeſetzt von Eſchenbach, 6 Th., Schleswig und Wismar 1795; über die beſondern Prozeßarten, Ludovici (Einleitung zum Koncurs=, peinlichen, Lehns=, Konſiſtorialprozeſſe mit Zuſätzen von Schlitter, Halle 1794), und Cori, Syſtem des Koncursprozeſſes, geſchrieben; D. C. J. A. Mittermaier aber hat ein Handbuch des peinlichen Prozeſſes mit vergleichender Darſtellung des gemeinen deutſchen Rechts und der Beſtimmmung der franz., preuß., u. baieriſchen Geſetzgebung (Heidelb. 1812, 8.) geliefert. En.

Prozeß heißt in der Chemie eine Operation der Natur oder Kunſt, wobei oder wodurch das Weſen eines Körpers verändert wird. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die Beſtandtheile, woraus alle Naturkörper zuſammengeſetzt ſind, außer dieſer Zuſammenſetzung, d. h. für ſich ſelbſt, eine ganz andre Natur und Beſchaffenheit haben, als ſie in jener Verbindung zeigen. Von vielen Körpern lehrt die Erfahrung dies gewiß. So geben z. B. die beiden luftförmigen Stoffe, das Waſſerſtoffgas und Sauerſtoffgas, wenn ſie ſich innigſt mit einander verbinden, einen dritten Körper von ganz verſchiedner Natur, nämlich Waſſer. Die Chemie nun zeigt die Mittel, die Naturkörper zu zerſetzen, d. h. ihre Beſtandtheile aus der Verbindung zu bringen, in welcher ſie einen gewiſſen Körper ausmachen. Sie kennt aber auch Mittel, durch neue veränderte Verbindungen Körper andrer Art hervorzubringen. Die Operationen, nach welchen dies geſchieht, heißen chemiſche Prozeſſe; dergleichen ſind die Auflöſung, die Niederſchlagung, die Verdampfung, das Schmelzen, Deſtilliren und Sublimiren. In der Natur gehen dieſelben chemiſchen Prozeſſe von Statten, und durch ſie bringt die Natur die beſtändigen Veränderungen in dem Weſen der Körper oder den Wechſel der Dinge hervor.

Prozeßordnung (Gerichtsordnung) iſt die Geſetzgebung, welche den Prozeß zum Gegenſtande hat. Da der Staat ſich nicht auf den guten Willen der Richter verlaſſen darf, da er die Bürger gegen alle mögliche perſönliche Willkür der Richter zu ſchützen verbunden iſt, da das Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft einen feſten gleichförmigen und, ſo viel es möglich iſt, ſchleunigen Gang der Juſtiz unumgänglich erfodert: ſo muß die Beſtimmung der Ordnung und Art des gerichtlichen Verfahrens ein ſehr wichtiger Gegenſtand der poſitiven Geſetzgebung ſein. Durch ſie muß auch beſtimmt werden, welche Fälle überhaupt einer richterlichen Entſcheidung bedürfen, und welchem beſondern Gerichtshofe die Parteien unterworfen ſein ſollen, ſo wie die Perſonen, welche einen Prozeß anſtellen können, u. a. Die alten Deutſchen hatten keine poſitive Prozeßgeſetze und wenig beſtimmte Obſervanzen; die Richter ſchufen ſich in jedem einzelnen Falle ſelbſt eine Regel. Erſt bei Errichtung des nunmehr verſchwundnen Reichskammergerichts erhielt (1495) Deutſchland durch ausdrückliche Annahme des römiſchen Rechts und im kanoniſchen Rechte geſchriebne Prozeßgeſetze, im juridiſchen Sinne des Worts, und die Ordnung für dieſes Gericht war die erſte germaniſche bürgerliche Gerichtsordnung, wenn anders die des gemeinſchaftlichen Hofgerichts zu Leipzig und Altenburg nicht früher oder gleichzeitig mit jener erſchienen iſt. Dieſe Ordnungen aber enthielten von der Verfahrungsweiſe ſelbſt faſt gar nichts. Ihr Hauptzweck war Beſtimmungen über die Verfaſſung des Gerichts, und ſo waren ſie bloß Gerichtsordnungen im engern Sinne des Worts. Erſt in der Folge erſchienen häufiger in den Reichsgeſetzen Vorſchriften für die civile Verfahrungsweiſe, welche, inſoweit ſie mit einer auf ganz Deutſchland ſich erſtreckenden Kraft gegeben worden, noch jetzt geltend ſind. Vorzüglich für das ganze Reich war Carls V. peinliche Gerichtsordnung berechnet, welche neben dem kanoniſchen und römiſchen eine Hauptquelle für das gemeine deutſche Kriminalrecht und das kriminelle Verfahren iſt. Das wichtigſte Reichsgeſetz für den Civilprozeß iſt der Reichsabſchied von 1654, worin unter andern das artikulirte Verfahren abgeſchafft worden iſt. Nur bei dieſem Artikelprozeſſe und der übrigens ſteifen Verfaſſung der Reichskammer iſt dem Beklagten, von welchem Vultejus erzählt, er habe den Kläger 75 Jahre verfahrend hingehalten, bevor er auf die Klage geantwortet und den Krieg Rechtens befeſtigt, dergleichen möglich geweſen. Man ſollte wirklich glauben, die Juſtiz ſei vor Errichtung des Reichskammergerichts beſſer geweſen als nachher, wenn ein Spanier, welcher in der Mitte des 15. Jahrh. Deutſchland durchreiſte, mit Wahrheit ſagt (Roderici Zamor. Sp. Vitae Num. lib. 1. c. 18, fol. 21). „In den vielen volkreichen Städten in Deutſchland, wo ich geweſen, habe ich die vortrefflichſte Polizei- und Rechtspflege gefunden; ich habe geſehen, daß ein einziger Mann, ob er gleich der Rechte (römiſchen) ganz unwiſſend und in der Entſcheidung der Rechtshändel (nach ſelbigen) ganz unerfahren war, dennoch alle Streithändel in der ganzen Stadt binnen kurzer Zeit und ohne alles Geräuſch gütlich beilegte, dabei auch weder Advokaten, noch ſonſt eine ſinnreiche Wortwechſelung im Vorbringen der Parteien vorkam; ich erſtaunte hierüber und erkundigte mich, woher es komme, daß in einer ſo angeſehnen Stadt nur ſolche geringfügige und überdies ſo wenige Streithändel im Gerichte vorkämen? und wenn es geſchehe, warum kein Advokat dabei gegenwärtig ſei? Lakoniſch und mit einem beſcheidnen Lä-

cheln antwortete man mir: eben dieſes Letztre ſei die Urſache vom erſtern. Nach Abfaſſung des erwähnten Reichsabſchiedes hat nun zwar nirgends in gemeinen deutſchen Rechten wieder ein ſolcher ungeheurer Prozeß geſponnen werden können; allein das Verfahren könnte immer noch einfacher ſein, und einen ſchnellern Gang gehen. Mehr iſt in den deutſchen Partikulärgeſetzgebungen dafür geſorgt worden. In Sachſen hat man dies ſeit alter Zeit durch Strenge der Prozeßfriſten und richterliche Auflagen, ſo wie durch die heilſame Eventualmethode zu erreichen geſucht. In der preußiſchen Gerichtsordnung iſt deswegen die Unterſuchungsmaxime mit der Verhandlungsmaxime verbunden, und der Zweck erreicht worden, weil die Verfaſſung der Gerichte damit harmonirt und die Richterſtellen gut beſetzt ſind. In Sachſen hat ſich die Gerichtspflege in der neuern Zeit nicht verbeſſert, weil die Verhandlungsform nach den ſächſiſchen Prozeßordnungen höher ſteht als die Verfaſſung der Gerichte, welche für ein prozeßreiches Zeitalter nicht paßt. Noch haben in neurer Zeit ſich mehrere Prozeßordnungen im Geiſte des Code de procédure civile (ſ. Code civil français) in Deutſchland eingeſchlichen; allein mit der Flucht der Franzoſen ſind ſie zugleich flüchtig geworden und haben aufgehört, als deutſche Prozeßgeſetze zu beſtehen. Ob die heilige Aſträa wieder ſich einen gemeinſamen Juſtiztempel unter den Deutſchen ſtiften wird, ſteht zu erwarten. Flehend hat deswegen für Deutſchland der eben ſo ſinnreiche, als gelehrte Thibaut zu Heidelberg ſeine Stimme erhoben. Einen Entwurf zu einer gemeinen deutſchen Gerichtsordnung hat ſchon Gönner drukken laſſen (Entwurf eines Geſetzbuchs über das gerichtliche Verfahren in bürgerl. Rechtsſachen, 2 Bde., 1815 und 16); wird das Geſchenk dieſes Rechtsphiloſophen benutzt, und werden noch dazu ein Grolman, von Almendingen und Martin zu Rathe gezogen, ſo muß etwas Vollendetes daraus hervorgehen. En.

Pruth, ein großer und ſchiffbarer, aber reißender Fluß, welcher in Gallizien in den Karpathen entſpringt, durch die ganze Moldau geht, und öſtlich von Galacz ſich in die Donau ergießt. In dem letzten Friedensſchluſſe zu Buchareſt (16. Mai 1812) zwiſchen Rußland und der Pforte, wurde der Pruth, von ſeinem Eintrit in die Moldau an, bis zu ſeinem Einfluſſe in die Donau, als die Grenze beider Reiche in dieſer Gegend beſtimmt; der ganze auf dem linken Ufer des Pruth gelegne Theil der Moldau wurde dadurch an Rußland abgetreten. 1711 wurde Peter I. nach dreitägigen nachtheiligen Gefechten von deu Türken bei dem Städtchen Hus am Pruth gänzlich eingeſchloſſen, und genöthigt, (13. Juli) einen Frieden mit mancherlei Aufopferungen zu erkaufen. (S. **Peter I.** und **Catharina I.**).

Prytaneum hieß in Athen das Gebäude, wo die Prytanen (d. h. diejenige von den zehn Klaſſen des Senats, welche der Reihe nach den Vorſitz hatte) ſich verſammelten, während der 35 oder 36 Tage ihrer Amtsführung wohnten und gemeinſchaftlich geſpeiſt wurden. Die Speiſung im Prytaneum gehörte zu den höchſten Ehrenbezeigungen, und widerfuhr nur um den Staat hochverdienten Männern. In Paris ſtiftete Napoleon eine Lehranſtalt unter dem Namen Prytanée, in welcher einige hundert Schüler größtentheils auf Koſten des Staats erzogen und gebildet wurden. Bis in's 12. Jahr erhielten ſie gemeinſchaftliche Bildung, wurden dann entweder zu bürgerlichen Geſchäften (worin 5 Profeſſoren) oder zu Militärdienſten (worin 8 Profeſ-

ſoren Unterricht ertheilten) beſtimmt. Mit dem 15. Jahre traten ſie aus dieſer Anſtalt, um zur weitern Bildung in ihre Fächer vertheilt und angeſtellt zu werden.

Pſalm bedeutet im Allgemeinen: Geſang. Das griechiſche Stammwort (Ψαλλειν), dem deutſchen ſchallen, hallen, entſprechend, wird von dem Spielen auf Saiteninſtrumenten, und vom Singen gebraucht. Sonſt wurde zuweilen, wie noch jetzt im Niederſächſiſchen, das Vorſchlags-P weggelaſſen, und Salm für Pſalm geſagt, beſonders in zuſammengeſetzten Wörtern, wie Salmbuch, das Geſangbuch. Wenn aber nach ſeiner Ableitung Pſalm überhaupt Geſang, Lied, bezeichnet, ſo iſt doch das Wort insbeſondre von den heiligen Liedern und Religionsgeſängen, die ſich im alten Teſtament in einer ganzen Sammlung finden, üblich worden. Es iſt dies ein Kreis echter Religions- und Nationallieder des Volkes Gottes, faſt alle aus den Zeiten Davids und der ſpätern, und vielleicht nur einer (der 90., der Pſalm Moſis) aus frührer Zeit. David, der den Tempelgeſang vollendete, ordnete nicht nur aus den Leviten eine bedeutende Anzahl von Sängern und Singmeiſtern an, ſondern dichtete auch ſelbſt zum gottesdienſtlichen Gebrauche heilige Lieder, die das Vorbild und Muſter für viele Andre wurden. Mehrere Pſalmen, die ſeinen Namen tragen, ſind wol nicht von ihm, ſondern nur nach den ſeinigen gedichtet, und nur in dieſer Hinſicht mit ſeinem Namen bezeichnet. Wiewol aber insbeſondre 71 durch die Ueberſchriften ihm beigelegt werden, ſo können doch auch dieſe nicht alle von ihm ſein, da offenbar einige ſehr beſtimmt auf ſpätre Zeiten hinweiſen. Dagegen ſcheinen andre, die ſeinen Namen nicht führen, und deren Ueberſchriften vielleicht verloren gingen, nach Inhalt und Darſtellungsweiſe, ihn zum Verfaſſer zu haben. Aus Davids Zeiten ſind auch die meiſten Pſalme, die dem Aſſaph, Heman und Ethan oder Jeduthun beigelegt werden. Zwölf Pſalme führen Aſſaph's Namen, von denen jedoch mehrere auf einen ſpätern Urſprung hinweiſen. Aſſaph ſelbſt, ein Sohn des Berachias (Berechjo), war ein Levit, und (nach 1. Chron. 17, 5) der erſte unter den von David zum heiligen Dienſte verordneten Sang- und Muſikmeiſtern. Der Name Hemans iſt nur einem, dem 88. Pſalm vorgeſetzt. Heman, mit dem Beinamen der Eſrachit, ſcheint der Levit zu ſein, der unter den Sangmeiſtern Davids genannt wird. Zu dieſen gehört auch Ethan oder Jeduthun, auch ein Eſrachit, dem der 89. Pſalm zugeſchrieben wird. Andre Pſalmen ſang wol Salomo (der nach 1. Buch der Könige, 4, 32. über tauſend Lieder dichtete), deſſen Namen aber in unſrer Sammlung nur zwei, der 72. und 127. führen, von denen überdies der erſtre mehr auf Salomon, als von ihm gedichtet ſcheint. Dagegen aber mögen einige andre unbekannte von ihm ſelbſt ſein. Mehrere ſind wenigſtens aus ſeiner Zeit, beziehen ſich auf Verhältniſſe unter ſeiner Regierung, auf die Tempelweihe ꝛc. Die Meinung, daß einige Pſalmen aus der Zeit Samuels und von ihm ſelbſt ſeien, gründet ſich zwar auf kein hiſtoriſches Zeugniß, hat aber nichts Bedeutendes gegen ſich. Die meiſten, von ungenannten Verfaſſern, ſcheinen aus ſpätrer Zeit, wenige aus der Regierungszeit der nächſten Könige nach Salomo, mehrere aus der Trauerzeit der babyloniſchen Gefangenſchaft und der Rückkehr, wohin wol beſonders die gehören, die mit dem Namen der Kinder Korah bezeichnet ſind, und wahrſcheinlich meiſt Einen Verfaſſer haben. Aus ſpätrer Zeit ſind auch wahrſcheinlich die ſogenannten Aufſteigepſalmen, jene Reiſelieder, die man auf die Rückkehr von Babylon bezogen hat, die aber über-

haupt ſich auf die jährlichen Wallfahrten nach dem hochliegenden Jeruſalem und dem Tempel beziehen mögen. Einige wenige endlich ſcheinen ſogar der Zeit der Makkabäer anzugehören. Die davidiſchen Pſalme, ſie mögen nun ihn ſelbſt zum Verfaſſer haben, oder zum Theile nur aus ſeiner Zeit ſein, machten wahrſcheinlich eine frühere Sammlung aus, die bis zum 72. reichte. Die folgenden ſind meiſt jünger. Unſre Sammlung beſteht bekanntlich aus 150 Pſalmen, die jedoch in ältern Handſchriften nicht überall mit derſelben Zahl bezeichnet ſind, die ſie in der lutheriſchen Ueberſetzung führen, weil hier einige Mal zwei oder drei Pſalme, die anderwärts ſo geſchieden vorkommen, als einer, und andre, die anderwärts einer ſind, in mehrern getheilt erſcheinen. Die Maſorethen theilten, ohne wichtigen Grund, die ganze Sammlung in fünf Abtheilungen. Noch willkürlicher und übrigens unfruchtbar iſt die Eintheilung in hohe, mittlere und niedere. Ihr Inhalt würde eine ſichrere Unterſcheidung darbieten. Im Allgemeinen ſind zwar alle lyriſche Geſänge, Lieder im engern Sinne, oder Oden und Hymnen, aber theils eigentliche Oden, die entweder Einen Gedanken, Ein Gefühl, oder Ein Bild in einem kleinern, geſchloſſnen Kreiſe ſinnig darſtellen, oder aus mehrern Gliedern ſich zu einem lyriſchen Ganzen runden, theils lyriſche Wechſelgeſänge, theils Lieder, in denen der lyriſche Geiſt durch elegiſchen oder idylliſchen Ton, oder durch eine geſchichtliche Thatſache, oder durch weiſe Lehrſprüche eigenthümlich geſtaltet iſt. Die meiſten haben die Gebetsform, oder beginnen oder enden als Gebet, und ſind, ſie mögen Klage, Trauer oder Troſt ausſprechen, Ausdruck des tiefſten Gottvertrauens, der lebendigſten Zuverſicht. Die Sittenlehre iſt rein, und nur in mehrern, beſonders davidiſchen Trauergeſängen, Kriegs- und Siegsliedern, durch Groll und Haß gegen die Feinde, durch einen nicht ſelten unfreundlichen Nationalſtolz entſtellt. Alle aber ſind wahre Nationalgeſänge, und die meiſten von reinem religiöſen Gehalte. Sie gehören dem Höchſten und Erhabenſten an, was je die Dichtkunſt erzeugte, und das heilige Licht der Offenbarung, der begeiſternde Glaube an den ewigen wahren Gott, verbreitet über ſie einen hellen Glanz, und erfüllt ſie mit tiefer Innigkeit. Man muß ſie nicht vergleichen wollen mit andern lyriſchen Geſängen der Vorwelt; ſie ſind ein ganz eigenthümliches und herrliches Gewächſe des heiligen Landes, in dem der Offenbarung Stimme am lauteſten erſcholl und am reinſten bewahrt ward. Viele werden in ihren beſondern Beziehungen durch die Geſchichte aufgehellt und erklärt, und dieſe geſchichtlichen Beziehungen müſſen deßhalb aufgeſucht werden. Doch würde man zu weit gehen, und leicht den rechten Sinn ſich ſelbſt verdunkeln, wenn man alles geſchichtlich deuten wollte, da offenbar vieles ſinnbildlich, anders, obwol ſeltner, allegoriſch, vieles auch prophetiſch mehr auf die Zukunft, als auf die Vergangenheit hinweiſend ausgeſprochen iſt. Einige ſind bei ganz beſondern Zeitbeziehungen für uns minder erbaulich, die meiſten aber, reich an Erhebung, Troſt, kindlicher Zuverſicht, freudigem Gottvertrauen, Zeugniſſe von Demuth und bußfertiger Seele, eignen ſich eben ſowol für chriſtliche Geſangbücher, wie ſie in der Bibel ſelbſt uns tief und innig ergreifen. Uebrigens enthält die Sammlung unſrer Pſalme im alten Teſtamente keinesweges den ganzen Liederſchatz der Hebräer. Nicht nur ſind die ſalomoniſchen Lieder für uns verloren, ſondern im alten Teſtamente ſelbſt werden noch manche erwähnt, die ſich in unſrer bibliſchen Sammlung nicht finden. Dieſe war zwar zu heiligem Gebrauche veranſtaltet, aber ent-

hält gewiß auch nicht alle hebräiſche Religionsgeſänge. Die Pſalmen ſind poetiſch nachgebildet worden von J. A. Cramer; die neueſten Ueberſetzungen ſind von Eichhorn, de Wette, Stuhlmann, Schärer (Bern 1812), Reinhard (herausgegeben von Hacker, Leipzig 1813). Nachmals hat man auch erhabne religiöſe Lieder neuerer Dichter Pſalme genannt, wie wir unter andern von Klopſtock einige herrliche beſitzen. Ke.

Pſalmodie bezeichnet ſowol das Singen des Pſalmen mit Muſikbegleitung, als die Melodie des Pſalmengeſangs. Man hat auch wol den Pſalm ſelbſt, inwiefern er geſungen wird, eine Pſalmodie genannt. Obſchon uns die eigentliche alte Geſangweiſe der Pſalmen, wie ſie bei den Juden üblich war, unbekannt iſt: ſo hat doch jeder Pſalm in ſich einen vorherrſchenden Geſangston, eine ihm inwohnende Melodie, die durch die Muſik hervorgehoben wird, und auch in den Sangweiſen der überſetzten Pſalme in unſern ältern Geſangbüchern meiſt ſehr richtig ausgedrückt iſt. Ke.

Pſalter heißt das muſikaliſche Werkzeug, zu dem die Pſalme geſungen wurden, das den Geſang begleitete. Es war ein Saiteninſtrument, wie man glaubt, der Harfe ähnlich; doch wurde es vielleicht geſchlagen, und hatte inſofern wol mehr Aehnlichkeit mit einem Hackebrette. Nach bibliſchem Zeugniſſe (beſonders nach Pſalm 33, 2.) hatte es zehn Saiten. Doch konnte andre Arten deſſelben auch weniger haben. Auch das Pſalmbuch, die ganze Sammlung der Pſalmen, heißt der Pſalter. Endlich nannte man ſo einen beſonders langen Roſenkranz, den die Nonnen einiger Orden führten. Ke.

Pſammitich, Pſammetich, ſ. Aegypten und Labyrinth.

Pſeudo, ein griechiſches Wort, welches man Namen und Worten vorſetzt, um dadurch etwas Unechtes oder Falſches auszudrücken. So heißt Pſeudonym, was einen falſchen Namen führt, ein Buch, das unter falſchem Namen geſchrieben wird; Pſeudoprophet, ein falſcher Prophet; Pſeudo-Smerdis, der falſche Smerdis (ſ. d. Art. Perſer).

Pſeudodemetrier, ſ. Rußland.

Pſeudo-Iſidorus, ſ. Iſidorus, Dekretalen und Päpſte.

Pſyche, Seele und Schmetterling, durch welchen Doppelſinn die ſchöne allegoriſche Dichtung von ihr ungemein gewann, war die Tochter des Sonnengottes und der Endelecheia oder Entelecheia, das iſt der Stetigkeit und Strebekraft. Spätre Dichter machen ſie zu einer Königstochter, und erzählen ihre Geſchichte alſo: Pſyche, deren zwei ältre Schweſtern von mäßiger Schönheit waren, war ſo liebreizend, daß man ſie für Venus ſelbſt hielt, und nur wie eine Göttin zu verehren, nicht zu lieben wagte. Dies erregte der Venus Neid, die, um ſich zu rächen, dem Amor gebot, ſie in den verächtlichſten Menſchen verliebt zu machen. Amor kam, ſah Pſyche und liebte ſie ſelbſt. Der Vater indeß, der ſeine Tochter vermählt zu ſehen wünſchte, wandte ſich an Apollo's Orakel, welches den Ausſpruch that, man ſolle Pſychen, in Trauergepränge, auf den Gipfel eines Berges führen und daſelbſt verlaſſen, denn ſie ſei zur Braut eines ſchlangenartigen, alles verwüſtenden, von Göttern und Menſchen gefürchteten Unſterblichen beſtimmt. Unter Jammer wird der Ausſpruch befolgt, und Pſyche ſieht ſich allein auf dem verlaſſnen Felſen, als plötzlich Zephyr ſie ſanft umſchwebt, aufhebt und in ein ſchönes Luſtſchloß des

Gottes der Liebe bringt, wo dieſer jede Nacht, ungeſehen und unerkannt, ſie beſucht und mit Anbruch des Tages wieder verläßt. Eines vollkommnen Glücks hätte Pſyche genoſſen, wofern ſie, des Geliebten Warnung befolgend, nie neugierig geweſen wäre, ihn näher kennen zu lernen. Allein, verführt durch ihre eiferſüchtigen Schweſtern, die ſie, auch gegen Amors Gebot, hatte zu ſich kommen laſſen, glaubte ſie ein Ungeheuer in ihm zu umarmen und die Neugierde ſiegte. Mit einer Lampe trat ſie, als er einſt entſchlafen war, zu ihm, entdeckte den ſchönſten der Götter, und ließ vor freudigem Schrecken einen Tropfen heißes Oel auf ſeine Schultern fallen. Amor erwachte, warf der beſtürzten Pſyche ihr Mißtrauen vor und entfloh. Troſtlos irrte ſie, nachdem ſie vergebens ſich in einen Fluß zu ſtürzen verſucht hatte, in allen Tempeln umher, forſchte überall nach ihrem Geliebten und kam zuletzt in den Palaſt der Venus. Hier begann ihr eigentliches Leiden. Venus behielt ſie bei ſich, behandelte ſie als Sklavin und legte ihr die härteſten empfindlichſten Arbeiten auf. Pſyche wäre unter der Laſt erlegen, hätte Amor, der ſie noch immer heimlich liebte, ſich ihrer nicht unſichtbar angenommen und ihr in allen Unternehmungen beigeſtanden. Nur der letzten gefährlichſten Probe, zur Proſerpina in's Schattenreich hinabzuſteigen, und von ihr eine Büchſe mit Schönheitsſalbe zu holen, wäre ſie faſt erlegen. Zwar beſtand ſie das Abenteuer glücklich, aber — ſie öffnete die Büchſe, ein tödtlicher Dampf drang daraus hervor, ſie ſank leblos zu Boden. Da erſchien Amor und die Berührung mit ſeinem Pfeile brachte ihr Leben zurück. Venus ward endlich verſöhnt; auf Jupiters Wort ward Pſyche unſterblich und auf ewig mit dem Geliebten verbunden. Mit großen Feſtlichkeiten ward ihre Vermählung gefeiert, ihre neidiſchen Schweſtern aber ſtürzten ſich von einem Felſen. Dieſe allegoriſche Erzählung finden wir bei Apulejus (ſ. d. Art.)

Pſychologie (Seelenlehre). Eine Wiſſenſchaft von der Seele kann zur Aufgabe haben, die allgemein wahrnehmbaren Veränderungen und Erſcheinungen der geiſtigen Thätigkeit in ihrer Geſetzmäßigkeit, ſo wie in ihrem innern Zuſammenhange darzuſtellen, oder auch dem letzten Grunde dieſer Erſcheinungen nachzuſpüren, und das Weſen der Seele, ihr Verhältniß im Weltall zu erforſchen, oder kürzer, die Seele entweder betrachten, wie ſie ſich äußert oder was ſie iſt. Eine Unterſuchung letztrer Art hat man, weil ſie dasjenige zum Gegenſtande hat, was nicht erfahren und wahrgenommen werden kann, metaphyſiſche oder transcendentale, ſonſt auch rationelle Pſychologie (ſ. d. Art. Metaphyſik); dahingegen die Unterſuchung erſtrer Art, weil hier die Seele als Gegenſtand der Erfahrung betrachtet wird, Erfahrungsſeelenlehre oder empiriſche Pſychologie, auch Pſychologie vorzugsweiſe genannt. Die empiriſche Pſychologie iſt ſonach die zur Wiſſenſchaft ausgebildete Erfahrung über die Aeußerungen und Veränderungen der menſchlichen Seele. Als Wiſſenſchaft bezieht ſie ſich auf das Allgemeine in der Thätigkeit der Seele, gewiſſe Klaſſen der innern Erſcheinungen, welche wir durch vergleichende Beobachtung finden; als Wiſſenſchaft der Seele iſt ſie ein Theil der Anthropologie, daher ſie auch pſychologiſche Anthropologie genannt, und von der Phyſiologie oder phyſiologiſchen Anthropologie unterſchieden wird, wiewol beide immerfort zur Vereinigung hinſtreben. Sie ſetzt den Unterſchied der geiſtigen Anlage (des Ich) und des Körpers, als im Bewußtſein gegeben voraus, und verſucht nicht, denſelben zu erklären; ſie betrachtet zwar die Seele in ihrer Wirkſamkeit, inſofern ſie

mit dem Körper verbunden iſt, übergeht aber auch die bloß körperlichen Veränderungen, und deutet bei aller Verſchiedenheit beider auf ihre urſprüngliche Einheit immerfort hin. Geſchähe leztres nicht, ſo wäre ſie der Erfahrung vielmehr zuwider, als gemäß, und dürfte ſich des Namens Erfahrungsſeelenlehre nicht rühmen. Ihr Verhältniß zur Philoſophie iſt vielfach. Denn erſtens kann ſie als Vorbereitungswiſſenſchaft für den ſich entwickelnden philoſophiſchen Geiſt dienen, und iſt dieſes noch mehr als die Logik, welche unter den Thätigkeiten des Geiſtes nur den Verſtand in ſeiner Geſetzmäßigkeit betrachtet. So wie nämlich die Entwickelung des menſchlichen Geiſtes überhaupt von dem Beſondern ausgeht, und zu dem Allgemeinen fortſchreitend ſich erhebt, ſo iſt die empiriſche Pſychologie, welche eine erfahrungsgemäße Selbſtkenntniß gewährt, die zweckmäßigſte Vorbereitung und Einleitung in die ſpekulative Weltanſicht, welche die Philoſophie aufſtellt; ſie iſt es um ſo mehr, je deutlicher ſie das geiſtige Werkzeug kennen lehrt, mit welchem wir philoſophiren. Auch werden hier nur Thatſachen vorausgeſetzt und entwickelt, die in Jedes Bewußtſein liegen, mithin Jedem verſtändlich ſind, deren deutliche und zuſammenhängende Erkenntniß aber manchem Irrthum des Philoſophirens vorzubeugen im Stande iſt, und als die leichtre zu dem Schweren ſichrer fortleitet. Nie aber kann ſie ſelbſt die Stelle der Philoſophie vertreten, weil die Erfahrung und Beobachtung nichts über das Weſen der Dinge lehrt; daher auch Einige fälſchlich die Philoſophie zu einer bloß pſychologiſchen Betrachtungsweiſe machen. Ja die empiriſche Pſychologie iſt vielmehr, von einer zweiten Seite betrachtet, eine angewandte philoſophiſche Wiſſenſchaft, inſofern ſie nämlich zur Anordnung und Erklärung ihrer Thatſachen nicht nur der philoſophiſchen Form, ſondern auch gewiſſer metaphyſiſcher Begriffe (z. B. Kraft, Wirkung ꝛc.), deren Wahrheit ſie vorausſetzen muß, und des philoſophiſchen Geiſtes zu ihrer Begründung und Aufſtellung als Wiſſenſchaft bedarf. Dadurch aber unterſcheidet ſie ſich zugleich von einer bloßen Naturbeſchreibung der Seele, die in ihrer Entwickelung vorhergegangen iſt. Leztre ſtellt nur die Thatſachen ſelbſt in einer natürlichen Anordnung auf; die wahre Erfahrungsſeelenlehre aber will dieſelben in ihrem lebendigen Zuſammenhange und nach ihren Geſetzen erklären und ſo das innere Leben als geiſtigen Organismus darſtellen. Und ſo iſt ſie derjenige Theil der angewandten Philoſophie (insbeſondre der anthropologiſchen Wiſſenſchaften), welcher die Organiſation der menſchlichen Seele, gemäß ihren durch innere Erfahrung (Selbſtbewußtſein) wahrgenommnen Aeußerungen, kennen lehrt. Dieſem Ideal ſchreitet die Ausbildung der Pſychologie immer näher, je mehr ſie ſich über eine bloße Aufzählung verſchiedner geiſtigen Aeußerungen, und über die Naturbeſchreibung erhebt; ſie iſt aber als eine jüngere Wiſſenſchaft in allen ihren Theilen noch nicht gleichförmig ausgebildet. Einige theilen ſie, wie die Körperlehre, in die Lehre von den natürlichen, geſunden oder krankhaften Zuſtänden des Geiſtes ein; mithin in die pſychologiſche Phyſiologie und Pathologie. Noch gewöhnlicher iſt die Eintheilung in allgemeine und beſondre (oder ſpecielle), von welcher jene die Seele in ihren allgemeinen geſetzlichen Aeußerungen, dieſe beſondre Seelenarten und Klaſſen geiſtiger Zuſtände betrachtet, und ſich daher in die Seelencharakteriſtik und Pathematologie der Seele theilt. Nach dieſer Beſtimmung ihres Inhalts und Umfangs leuchtet auch ein, wie ſehr empiriſche Pſychologie nicht nur jede andre Wiſſenſchaft und deren Anwendung unterſtütze

und befördre, ſondern auch wie groß ihr Einfluß auf das Leben ſei. Die richtige Erklärung der heiligen Schrift und der Rechtsurkunden, Erziehung und Unterricht jeder Art, die Anwendung der Geſetze auf vorliegende Fälle, die tiefere Geſchichtsforſchung und Darſtellung, ein der menſchlichen Natur angemeſſnes Heilverfahren, ſo wie jede methodiſche Behandlung der Menſchen beruht auf geiſtigen Geſetzen, deren klare und zuſammenhängende Erkenntniß jene Wiſſenſchaft gewährt. Was ihre Geſchichte anlangt (Fr. Aug. Carus hat dieſelbe in ſeiner Geſchichte der Pſychologie, Leipzig 1808, ausführlich behandelt), ſo lieferten ſchon die Griechen in zerſtreuten Beobachtungen reichlichen Stoff für dieſe Wiſſenſchaft, z. B. Plato (man ſehe Tennemann's Syſtem der platoniſchen Philoſophie, 3ter Bd.) und Ariſtoteles in ſeinen Büchern über die Seele; in der neuern Zeit David Hume in ſeinen Treatise of human nature, von Jacob überſetzt. Hartley, Locke (de intellectu humano), Montaigne in ſeinen Essais, Descartes (beſonders in dem Buche de passionibus animae), Helvetius (de l'esprit de l'homme), Charles Bonnet (essai analytique sur les facultés de l'âme), von Irwing (Erfahrungen und Unterſuchungen über den Menſchen), Tetens (in ſeinen philoſophiſchen Verſuchen über die menſchliche Natur ꝛc.), Tiedemann (Unterſuchungen über den Menſchen), Herder (in ſeinen Ideen zu einer Philoſophie zur Geſchichte der Menſchheit), Feder u. v. A. Aber wiſſenſchaftlich wurde die Erfahrung über die menſchliche Seele zuerſt gefaßt von Chriſtian Wolf, der daher auch der Vater der empiriſchen Pſychologie genannt wird (in ſeiner psychologia methodo scientifica pertractata. Fcf. et Lips. 1732, 4.), und die empiriſche Pſychologie von der ſogenannten rationellen oder metaphyſiſchen, nicht immer glücklich, abſonderte. Eine neue Periode dieſer Wiſſenſchaft beginnt durch die kritiſche Philoſophie (ſ. d. Art.), deren Grundlage pſychologiſch iſt. Kant eröffnete nicht nur in ſeinem größern Werke (nämlich Kritik der reinen Vernunft und der Urtheilskraft), ſondern auch in der populären Anthropologie in pragmatiſcher Hinſicht (Königsberg 1802, 2te Aufl.), der Pſychologie manche neue Ausſicht. Nach Kant und durch Kant's Schüler wurde die empiriſche Pſychologie in mehrern Kompendien bearbeitet, von K. L. F. Schmid, H. L. Jacob, welcher noch 1814 einen neuen Grundriß der empiriſchen Pſychologie nebſt Kommentar über denſelben herausgegeben hat, J. Ch. Hoffbauer in mehrern Schriften, Maaß, Kieſewetter, Snell, Olshauſen. Die Schriften der beiden Letztern und einige von Hoffbauer ſind zum populären Selbſtunterrichte für Schüler und für ein größeres Publikum geeignet; die der Erſten ſind ſtrenger wiſſenſchaftlich angeordnet und eignen ſich mehr zu Vorleſungen. Mit mehr Eigenthümlichkeit haben zuletzt die empiriſche Pſychologie G. F. Schulze (Grundriß der philoſophiſchen Welt, 1r Th.), der genannte Fr. Aug. Carus (in 2 Thln., Leipz. 1803, 8.), und Chr. Weiß in ſeinen Unterſuchungen über das Weſen und Wirken der menſchlichen Seele, Leipz. 1811, bearbeitet. Die neueſten Unterſuchungen ſind von G. F. Schulze, (pſychologiſche Anthropologie, Gött. 1815), Herbart (Lehrbuch zur Pſychologie, Königsb. 1816), und Eſchenmeyer (Pſychologie, Tübing. 1816). Einzelne Theile derſelben ſind von Maaß (z. B. die Theorie der Gefühle, und die der Leidenſchaften), Dirkſen, (über die Stärke der Seele), Dedekind, Suabediſſen u. A. beſonders bearbeitet worden. Auch gehören hieher einige Werke des trefflichen Schubert, (z. B. Ahnungen des menſchlichen Lebens und Symbolik des Traums).

Ptolemäer, der gemeinſchaftliche Name der 13 griechiſch-ägyptiſchen Könige, welche nach Alexanders Tode bis auf die Zeit, wo Aegypten eine römiſche Provinz ward, (ungef. 290 Jahre) herrſchten. Sie heißen auch richtiger (weil ſie nicht alle den Namen Ptolemäus führten) Lagiden, von Lagus, dem Stifter der Dynaſtie. 1. Ptolemäus Lagi, (d. i. des Lagus, eines Macedoniers, in der That Philipps Sohn) auch Soter (Retter, von den Rhodiern wegen geleiſteten Beiſtands genannt), vorher Statthalter von Aegypten, regierte 39 J. und ſtarb 284 vor Chr. Er verſchönerte Alexandrien und gründete die berühmte Bibliothek daſelbſt. Sein Sohn und Nachfolger 2. Ptolemäus Philadelphus, ein ſehr prachtliebender Fürſt, ſoll Ptolemais und mehrere Städte und den Pharus (ſ. d. Art.), der jedoch von Einigen auch ſeinem Vater zugeſchrieben wird, erbaut haben, ſt. 247 vor Chr. 3. Ptolemäus Evergetes, ſt. 221 v. Chr.; deſſen Gemahlin war Berenice. Vorzüglich dieſe drei erſten Ptolemäer waren die Beſchützer der Gelehrſamkeit in Alexandrien. Ueber ſie und die übrigen Ptolemäer vergl. Alexandriniſches Zeitalter und Aegypten. Vaillant hat eine Historia Ptolemaeorum etc. geſchrieben. Amſt. 1701 Fol.

Ptolemais, ſ. Acre.

Ptolemäus (Claudius), ein berühmter Geograph, Aſtronom und Mathematiker, geb. zu Peluſium in Aegypten um das J. 70 nach Chr. Er lebte zu Alexandria unter der Regierung des Marcus Antonius und Hadrian, ſoll gegen 80 Jahre alt geworden ſein, und iſt immer als der Erſte unter den Aſtronomen des Alterthums angeſehen worden. Er berichtigte das Fixſternverzeichniß des Hipparchus, und entwarf Tabellen, mittelſt welcher die Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Planeten berechnet werden konnten. Die einzelnen Beobachtungen der Alten wurden von ihm zuerſt geſammelt und in ein Syſtem gebracht, welches er der Welt in ſeinem Werke *Μεγαλη Συνταξις* (aus 13 Büchern beſtehend) übergab. (Baſel 1538 Fol.). Das Weltſyſtem, welches er hier aufſtellt, iſt unter dem Namen des Ptolomäiſchen bekannt. (S. Weltſyſtem). Um das J. 827 wurde dieſes Werk in's Arabiſche überſetzt, und aus dieſer Ueberſetzung, welche den Titel Almageſt führt, iſt es um das Jahr 1230 auf Antrieb des Kaiſers Friedrich II. in's Lateiniſche übertragen worden. Außerdem gibt es noch andre Ueberſetzungen dieſes Werks aus dem Arabiſchen in's Lateiniſche. Eine andre wichtige Schrift des Ptolemäus iſt ſeine Geographie in acht Büchern. Er folgte bei dieſer Arbeit der Geographie des Marinus von Tyrus, welche nicht lange vorher erſchienen war, bereicherte aber ſein Werk mit zahlreichen Zuſätzen und Verbeſſerungen in Hinſicht auf die Längen und Breiten der Orte, ſo wie auf die Grenzen der verſchiednen Länder und Provinzen; denn er iſt als der erſte Schriftſteller anzuſehen, welcher die Lage der Orte auf dieſe Weiſe zu beſtimmen ſuchte, auch enthält ſein Werk die erſten Gründe der Theorie der Projectionen zur Verfertigung geographiſcher Charten. (gr. et lat. c. tab. geogr. per Mercatorem recogn. Montanus, Leyd. 1618 Fol.). So unvollkommen nun auch vieles aus Mangel an Beobachtungen bleiben mußte, ſo iſt er dadurch den neuern Geographen unendlich nützlich geworden. Außer dieſen beiden Hauptwerken beſitzen wir noch verſchiedne andre Werke von Ptolemäus, deren Titel wir hier übergehen.

Pubertät, Mannbarkeit, bezeichnet die Lebensepoche, in welcher die Geſchlechtsverſchiedenheit ſich in ihrem Gegenſatze ausbildet,

die Kindheit zu Ende und in das Jugendalter übergeht. — Sie trit in den ſüdlichen Ländern früher, in den nördlichen aber ſpäter ein. In unſern Gegenden kann man für das weibliche Geſchlecht das Alter von 13—15 Jahren, für das männliche das von 14—16 Jahren als die gewöhnlichſte Zeit anſehen, in welcher ſie erfolgt, indem nicht blos das Klima, ſondern auch manche individuelle, ja ſelbſt äußre Umſtände dazu beitragen, daß dies nicht in einem und demſelben Lebensalter, ſondern bald früher bald ſpäter geſchieht. Das römiſche Recht, nach welchem ſich aber eben ſo wenig als nach andern poſitiven Geſetzen die Natur in ihren Erſcheinungen richtet, beſtimmt für das weibliche Geſchlecht das 12te, für das männliche das 14te Jahr als die Zeit der Geſchlechtsreife und Mannbarkeit. Höchſt merkwürdig ſind die Erſcheinungen körperlicher und phyſiſcher Art, welche gleichzeitig mit dieſer Periode beobachtet werden, und theils von dem Mannbarwerden ſelbſt, theils aber, und wahrſcheinlich in der größern Zahl, von der Lebensthätigkeit abhängen, wodurch auch die Mannbarkeit ausgebildet wird. Wenn nämlich das Kindesalter ausgezeichnet iſt durch ein Leben in der heitern Gegenwart und durch leichte Befriedigung in derſelben, wenn in demſelben ſtets alle Funktionen nur auf die Erhaltung des eignen Individuum hinwirken, wenn insbeſondre die Geſchlechstheile, welche der Erhaltung der Gattung, alſo der Einwirkung in die Zukunft beſtimmt ſind, gleichſam nur vorgebildet und zu ihren eigenthümlichen Verrichtungen noch nicht ausgebildet erſcheinen: ſo ändert ſich alles dies in der erwähnten Periode oft auffallend ſchnell und plötzlich, bisweilen unter lebhaften Stürmen. Da ſieht man den vorher lebhaften und leicht befriedigten Knaben, das bisher unbefangne und heitre Mädchen zuerſt ſinnig und in ſich gekehrt, die Einſamkeit ſuchend, und ſich trennend von den Geſpielen der Jugend, welche vom andern Geſchlecht ſind. Während deſſen wird die Plaſtik des Lebens bedeutend erhöht, der Körper wächſt gewöhnlich in kurzer Zeit ſchneller als vorher. Die Hoden vergrößern ſich, oft unter Schmerzen, und fangen an, wirklichen Samen abzuſondern; der Uterus bildet ſich aus, und ſondert das im Ueberfluß ihm zuſtrömende Blut in monatlichen Perioden, oft unter mancherlei krankhaften Gefühlen, aus; die Brüſte wölben ſich; in beiden Geſchlechtern wird die Stimme zuerſt rauh und unangenehm und erhält dann den metalliſchen reinen Ton, der im männlichen Geſchlechte tief, im weiblichen zwar hoch, aber vom Kinderton ſehr verſchieden iſt. Als Zeugen des Ueberſchuſſes der bildenden Kraft brechen bei beiden Geſchlechtern an den Geſchlechtstheilen vorzüglich, jedoch auch an andern Orten, und beim werdenden Manne namentlich auch im Geſicht, Haare hervor. Nachdem dieſe Kriſis überſtanden iſt: ſo ſteht der Jüngling und die Jungfrau in aller Blüthe und auf der Höhe des Menſchenlebens wie verwandelt da. Gleichſam mit andern Sinnen betrachten ſie die Welt und ihre Erſcheinungen, im roſigen Glanze der Hoffnung erſcheint ihnen die Zukunft, in der ſie mehr als in der Gegenwart leben, das Reich der Ideen und Ideale geht ihnen auf, und ſie werden zu den größten Anſtrengungen aufgelegt, ſie zu realiſiren; ein mächtiger Trieb, in die Außenwelt einzugreifen, regt ſich im Jüngling, während die Jungfrau ſchamhaft ſich ſelbſt es verbirgt, wozu ſie berufen und welches ihr Wirkungskreis ſei; und beiden leuchtet das goldne Bild der Liebe, von Himmelsglorie umſtrahlt, aus lichten Fernen als Lohn der Mühen, als die höchſte der irdiſchen Seligkeiten, die auch über das Grab hinüberreicht, entgegen. Das iſt die goldne Zeit,

welche von Dichtern nicht genug geprieſen werden kann, deren Seligkeit nie wiederkehrt und an die jedes fühlende Herz mit Entzücken zurückdenkt; das iſt aber auch die Zeit, die über das ganze künftige Leben entſcheidet. Aber eben dieſe Epoche iſt oft auch durch Krankheit getrübt und entſtellt. Da trit ſie bei einigen, in Folge früherer Krankheiten, welche die bildende Kraft ſchwächen, zu ſpät und unvollkommen ein, bei andern hingegen zu früh, und iſt im erſtern Falle gewöhnlich mit Kleinheit und Schwäche des Körpers, ſo wie mit einem verkrüppelten Geiſte, im zweiten aber mit heftigen Stürmen verbunden, welche jedoch auch von zufälligen Urſachen abhängen können, die während dieſer Epoche einwirkten und die Natur in ihrem Wirken ſtörten. In dieſer Zeit namentlich wird ſo leicht das Gefäßſyſtem überreizt, und Wallungen, Entzündungen, Blutungen oder allgemeine Vollblütigkeit ſind die Folgen davon, die beim weiblichen häufiger, als beim männlichen Geſchlechte vorkommen; oder das Nerven- und Geiſtesleben wird übermäßig erregt und aus ſeinen Schranken gerückt, und es entſtehen daraus die mannichfaltigſten Formen krampfhafter Krankheiten, Fallſucht und Veitstanz, ſo wie ſehr bemerkenswerthe Abweichungen der Geiſtesthätigkeiten, die ſich bald als krankhafte Mitleidenſchaft und Nachahmungsſucht, Romanenſucht und unerſättliche Luſt nach Leiden und Ungemach, myſteriöſe Melancholie, oder als Schlafrednerei, Verzückung, Geiſteserhöhung mit der Gabe der Weiſſagung und unter den anziehenden Erſcheinungen des freiwilligen Somnambulismus wahrnehmen laſſen. Ueberdies verſchlimmern ſich die Zufälle von Bildungsfehlern, die aus einer frühern Epoche herrühren (z. B. der Blauſucht) gewöhnlich, ſo wie ſich andre Krankheiten (z. B. des lymphatiſchen Gefäßſyſtems) von ſelbſt heilen. Endlich beobachtet man nicht ſelten örtliche Leiden der Geſchlechtstheile, Schmerzen, Röthe und Schleimausflüſſe, die aber gewöhnlich nicht viel zu bedeuten haben, ſo wie auch in dieſer ganzen Epoche und in der nächſten darauf folgenden Zeit die Bruſt in einem ſo erregten Zuſtande ſich befindet, daß hier ſich leicht Entzündungen bilden, die nicht nur ſelbſt das Leben unmittelbar in Gefahr bringen, ſondern oft auch den Grund zu Auszehrungen legen. Es ſind das Zufälle, welche nur durch eine ſehr weiſe und umſichtige Ausübung der Kunſt gehoben und unſchädlich gemacht werden können, und in denen (namentlich in den nervöſen) der thieriſche Magnetismus Wunder thut, indem er zum Somnambulismus führt, zu dem in dieſer Zeit ein großer Hang vorhanden iſt. B. P.

Publicität, ſ. Oeffentlichkeit.

Publikum. Dieſes Wort wird in ganz verſchiednen Bedeutungen genommen, ſeit Jedermann leſen und ſchreiben und um einen geringen Preis ſich ein Buch kaufen, und um einen noch geringern ſich eins borgen kann. Die Kenntniſſe ſind ſo wohlfeil und ſo verbreitet, daß in den Städten eine allgemeine Gleichheit unter den Menſchen eingeführt iſt. Aus dieſem Zuſtande der Geſellſchaft iſt nun dasjenige entſtanden, was man das Publikum nennt. Das Wort Volk iſt anders und edler. Es bezeichnet etwas Gegliedertes und Geordnetes, etwas worin Verhältniſſe und Stufen ſind, und kein bloßes Nebeneinander und Durcheinander. Noch edler iſt das Wort Volk, wenn es von den Staatsbürgern genommen wird, von den wirklichen Aktionärs der Geſellſchaft, und nicht bloß von denen, ſo als Schutzverwandte zwiſchen den eigentlichen Staatsbürgern wohnen. Das Nähere über dieſe Abſtufungen findet ſich in dem Art. Staatsverfaſſung angegeben.

Publiciſt, Staatsrechtskundiger, Staatsrechtslehrer, weil man das Staatsrecht jus publicum nennt. Der gründliche Publiciſt verbindet mit dem Studium des Naturrechts, der Politik, Geſchichte und Statiſtik eine umfaſſende Kenntniß des öffentlichen Rechts der wichtigſten europäiſchen Staaten und desjenigen insbeſondre, deſſen Mitbürger er iſt. Er muß aber auch außer der lateiniſchen, der deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Sprache, ſo wie der Kunſt der ſchriftlichen Darſtellung in größerm Grade mächtig ſein. Gewöhnlich verſtand man ſonſt unter einem Publiciſten einen Kenner des deutſchen Staatsrechts, des verwickeltſten und ausgebildetſten in Europa. Dieſe Gelehrſamkeit iſt im praktiſchen Sinne mit dem deutſchen Reiche untergegangen, wol aber noch im hiſtoriſchen Sinne wichtig. Doch kann hier leicht zu viel Kenntniß des Poſitiven den Blick vom Allgemeinen abziehen, und einer klaren Anſicht des Ganzen nachtheilig werden. Geſunde Begriffe vom Staatsrecht überhaupt, eine gründliche Einſicht in das Weſen des Staatenlebens, genaue Kenntniß der vorhandnen Verhältniſſe, und ein Geiſt, der einer Idee empfänglich, auf das Wahre, Rechte, Edle und Große gerichtet iſt, dies ſind die unerlaßlichen Eigenſchaften eines guten Publiciſten. Jeder Diplomatiker muß in dieſem Sinne Publiciſt ſein; und wehe jedem Staate, wehe Europa, wenn nicht dieſer gereifte und gebildete Geiſt der Staatsweisheit in den Kabinettern der europäiſchen Mächte den Vorſitz führt! Es iſt ein Verdienſt der deutſchen Publiciſten und des aus dem Charakter der Deutſchen hervorgegangnen öffentlichen Rechts im ehemaligen heiligen römiſch-deutſchen Reiche, daß die deutſche Staatskunſt in der Theorie ſtreng die Grundſätze des Rechts beachtete, und in allen Formen, ſo verworren ſie übrigens ſein mochten, die klare Anſicht des Geſetz- und Verfaſſungsmäßigen feſt im Auge behielt. Auch in dieſer Hinſicht iſt die echt publiciſtiſch-hiſtoriſche Darſtellung des baierſchen Erbfolgeſtreites und ähnlicher öffentlicher Staatshändel, wie über die Schelde, in von Dohm's Denkwürdigkeiten I. II. ſehr leſens- und beherzigungswerth, damit unſre jungen Diplomatiker nicht glauben, Alles gethan zu haben, wenn ſie Flaſſan's Hist. de la diplomatie française einige Male durchleſen. Als Sammlungen und Handbücher zum Studium der neuern Diplomatik ſind von Martens Recueil des principaux traités (von 1761 bis 1808) T. XI. (2 Ed. 1817) und deſſen Nouveau Recueil des Traités d'Alliance, de Paix etc. (von 1808 bis 1818. T. III. Götting. 1817), ferner Schoell's Recueil de pièces officielles 12 vol., Koch's Hist. abrégée des traités de paix depuis la paix de Westphalie, ouvrage refondu et continué jusqu'aux traités de Paris de 1815, par Schoell, 15 vol. Paris 1818, Klüber's Akten des wiener Congreſſes 7 Bde. und des Freiherrn Carl v. Martens Manuel diplomatique (Leipz. Brockhaus) 1822 zu empfehlen. Was ehemals die kaiſerlichen Wahlcapitulationen den deutſchen Publiciſten für Stoff zu gründlichen Erläuterungen boten, wird bei der deutſchen Bundesverſammlung wieder der Fall ſein. K.

Pufendorf (Freiherr Samuel von), einer der erſten und größten deutſchen Naturrechtslehrer, Publiciſten und Geſchichtsforſcher, geb. 1632 im Dorfe Chemnitz, bei Chemnitz im Erzgebirge, wo ſein Vater Prediger war. Nachdem er auf der Fürſtenſchule zu Grimma, dann auf den Univerſitäten zu Leipzig und Jena große Fähigkeiten entwickelt hatte, widmete er ſich mit Eifer dem allgemeinen und deutſchen Staatsrechte, indem er dabei das philoſophiſche oder Naturrecht zum Grunde legte. Die Mathematik, welche er unter Weigel in Jena, und die Philoſophie, welche er nach Descartes ſtudirte, bildeten

ſein wiſſenſchaftliches Talent aus. Vergeblich bewarb er ſich um eine Stelle in ſeinem Vaterlande, und nahm daher 1658 die Stelle eines Hofmeiſters in dem Hauſe des königl. ſchwediſchen Geſandten, Herrn von Coyet, am däniſchen Hofe an, begab ſich mit ſeinem Zöglinge nach Kopenhagen, ward aber, da eben der Krieg zwiſchen Dänemark und Schweden ausbrach, mit der ganzen Familie des ſchwediſchen Geſandten verhaftet. In dieſer Lage, welche acht Monate lang dauerte, beſchäftigten ihn Grotius und Hobbes Anſichten über Recht und Staat vorzüglich. Als Ergebniß ſeines philoſophiſchen Nachdenkens erſchienen 1660 zu Haag ſeine Grundſätze der allgemeinen Rechtswiſſenſchaft (Elementa jurisprudentiae universalis). Der gelehrte Kurfürſt von der Pfalz, Carl Ludwig, welchem er ſie zugeeignet hatte, nahm dieſe Schrift mit ſolchem Beifall auf, daß er für ihn eine beſondre Profeſſur des Natur- und Völkerrechts — die erſte in Deutſchland — 1661 ſtiftete. Hier lehrte er bis 1670, wo ihm der König von Schweden, Carl XI., eine Profeſſur des Naturrechts auf der neuerrichteten Univerſität zu Lund in Schonen ertheilte. Dort ſchrieb er ſein Werk über das Naturrecht (De jure naturae et gentium, Lund. 1672), welches jenes frühere verdrängte und ſich durch Deutlichkeit, ſyſtematiſche Ordnung und Folgerichtigkeit ſehr empfahl; bald darauf das kleinere Kompendium, oder vielmehr den Auszug des genannten Werks de officio hominis et civis (Lund. 1673), welche Schrift unzählige Ausgaben und Ueberſetzungen erhalten hat. Da Pufendorf in dieſen Schriften ſich von der bisher beliebten ſcholaſtiſchen Art zu philoſophiren noch mehr als Grotius entfernt hatte: ſo konnte es ihm an heftigen Gegnern in der damaligen Zeit nicht fehlen, die aber durch ſein geiſtiges Uebergewicht und ſeine Verbindungen überwand. So verſchieden man auch jetzt über dieſe Schriften Pufendorf's urtheilen mag, ſo iſt doch das nicht zu leugnen, daß Pufendorf in der Geſchichte des Naturrechts Epoche gemacht hat. Ihm ſchwebte noch klarer, als früher dem Grotius, die Idee einer Wiſſenſchaft vor, welche unabhängig von allem Einfluſſe des poſitiven Rechts oder der Theologie, die Rechtsverhältniſſe bloß nach Geſetzen der Vernunft beſtimmen ſollte. Sein Naturrecht war eine philoſophiſche Moral über die rechtlichen Verhältniſſe der Menſchen gegen einander, welche von der chriſtlichen Moral immer noch abhängig blieb. Er ſtellte als Grundlage des Rechts mit Grotius die Socialität (Geſelligkeit) auf, welche der chriſtlichen Nächſtenliebe ſehr verwandt iſt, und leitete das Recht aus dem Stande der verderbten Natur mit Hobbes ab. Nicht minder machte Pufendorf im deutſchen Staatsrechte Epoche. Noch als Profeſſor in Heidelberg ſchrieb er auf Anregung des Kurfürſten unter dem Namen Severinus a Monzambano das berühmte Buch de statu reipublicae Germanicae, welches er ſeinem Bruder Eſaias Pufendorf, der ſich damals als ſchwediſcher Geſandter in Paris aufhielt, zuſchickte, und durch denſelben zum Drucke befördern ließ. Er ſtellte in demſelben Deutſchland als einen republikaniſchen Körper dar, deſſen ſchlecht zuſammengefügte Theile ein abenteuerliches Ganze bildeten. Gegen dieſes Buch, welches ſeit 1667 in mehrern Ausgaben und Ueberſetzungen erſchien und das größte Aufſehn erregte, erhob ſich von allen Seiten ein großer Kampf; Pufendorf, der es kräftig vertheidigte, fand doch nicht für rathſam, ſich als Verfaſſer deſſelben zu nennen, als welcher er erſt nach ſeinem Tode mit Gewißheit bekannt worden iſt. Wir übergehen andre ſeiner ſtaats- und kirchenrechtlichen Schriften. Als der Krieg in Schonen ausbrach, begab er ſich nach Stockholm,

wo er zum Staatsſekretär, königl. Hofrath und Hiſtoriographen ernannt wurde. Hier ſchrieb er, ebenfalls in lateiniſcher Sprache, die Geſchichte von Schweden ſeit Guſtav Adolphs Feldzug in Deutſchland, bis auf die Abdankung der Königin Chriſtine (De rebus Suecicis, Traj. ad Rh. 1676), und die Geſchichte Carl Guſtavs (De rebus a Carolo Gustavo gestis. 2 Voll. fol. Noremb. 1696), ferner in deutſcher Sprache ſeine Einleitung zur Geſchichte der vornehmſten Reiche und Staaten (Frankf. 1682) 3 Theile, ſpäterhin von Oehlenſchläger fortgeführt, und von Martiniere in's Franzöſiſche überſetzt. Dieſe Schriften vermehrten ſeinen Ruhm ſo ſehr, daß er von dem Kurfürſten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, 1686 einen Ruf nach Berlin, als Hofrath und Hiſtoriograph und Kammergerichtsbeiſitzer, und den Auftrag erhielt, das Leben dieſes Fürſten zu ſchreiben, welches er unter der Regierung ſeines Sohns, Friedrichs III., vollendete. 1690 ward er kurbrandenburgiſcher geheimer Rath, und 1694 von dem Könige von Schweden, Carl XI., in den Freiherrnſtand erhoben. Den Antrag aber, des Kaiſers Leopold Leben zu ſchreiben, lehnte er, ungeachtet der großen Verſprechungen, die man ihm machte, ſtandhaft ab. Er endigte ſein thätiges Leben zu Berlin 1694, in einem großen Anſehn, welches er ſich durch Geiſt und Gelehrſamkeit, ſo wie nicht minder durch ſeinen Charakter erworben hatte.

Pugatſchew (Jemeljan), der Sohn eines Koſacken, geb. 1726 zu Simoweisk, einem kleinen Dorfe am Don, ſpielte in Rußland eine wichtige, wenn gleich nur kurze Rolle. Schon jung beſchäftigte er ſich mit dem Handwerke des Kriegs und des Raubens, und ward Anführer einer Bande. Doch entfernte er ſich in der Folge aus ſeinem Vaterlande, nahm im ſiebenjährigen Kriege beim preußiſchen Heere Dienſte, begab ſich dann zur öſterreichiſchen Armee, wo er im Kriege gegen die Türken als Koſack mit zu Felde zog, und 1770 der Belagerung von Bender beiwohnte. In ſein Vaterland zurückgekehrt, ſuchte er, ein feuriger, wilder, unbändiger Mann, ganz in dem Geiſte ſeiner Nation, unter ſeinen Landsleuten den Samen des Aufruhrs auszuſtreuen, ward aber bald darauf, wegen ſeines unruhigen Betragens, zu Maikowka an der Wolga eingezogen, und nach Kaſan in's Gefängniß geſchickt. Hier wußte er ſich zu befreien, ging nun weiter öſtlich nach Jaizkoi, und da er hier viel unruhige, zu Gewaltthätigkeiten geſtimmte Gemüther fand, ſo faßte er, verführt durch einige Bekannte, die zwiſchen ihm und dem verſtorbnen Kaiſer Peter III. einige Aehnlichkeit fanden, den ungeheuern Gedanken, ſich ſelbſt für Peter III. auszugeben. Seine Anhänger verbreiteten das Gerücht man habe ſtatt ſeiner einen ihm ähnlichen Soldaten auf dem Todtenbette ausgeſetzt, Peter aber ſei verkleidet entkommen, und erſcheine nun nach langem Herumirren unter ſeinen getreuen Koſacken, von deren Unterſtützung er die Wiedererlangung ſeiner Krone erwarte. Der Aufruhr brach in der Mitte Auguſt 1773 aus, wo ein Manifeſt im Namen dieſes Pſeudo-Peters verbreitet wurde. Von neun Mann, woraus anfangs ſein Anhang beſtand, hatte ſich dieſer ſchon im Sept. auf 300 vermehrt; überall ſchloſſen ſich ſeine Landsleute und die Bauern an, denen er gegen den Druck des Adels Schutz und Rache verſprach. Sein Anhang vermehrte ſich noch durch 500 Ueberläufer aus der Feſtung Jaizkoi, die er auffoderte; bald traten noch mehrere, und beſonders auch die Roskolniken (ſ. d. Art.) hinzu. So eroberte er mehrere Feſtungen, beging dabei furchtbare Grauſamkeiten, und nachdem er nun auf 5000 Mann ſtark, und mit 36 Kanonen verſehen

war, belagerte er, obwol vergebens, die Feſtung Orenburg. Indeſſen verſtärkte ſich ſein Anhang bis auf 16,000 Mann. Der Zulauf von ganzen Nationen, Baſchkiren, Wotjäken, vielen Tataren ꝛc. ward immer größer, und die Gefahr drohender. Sogar die alte, große Hauptſtadt des Königreichs Kaſan eroberte er, und nahte ſich nun Europa, indem er über die Wolga ging. Aber der Oberſte Michelſon war es, der durch die höchſten Strapazen, durch die gefahrvollſten Mühſeligkeiten dieſem Rebellen einen Schlag nach dem andern beibrachte, und eben als die Gefahr am höchſten und bereits Moskau bedroht war, ihn abſchnitt. Von ſeinen Anhängern verlaſſen, ja ſelbſt verrathen, ward Pugatſchew gefeſſelt dem General Suwarow übergeben, und hierauf am 10. Juni 1775 nebſt den übrigen Rädelsführern zu Moskau hingerichtet, — das einzige Todesurtheil, welches unter Catharinens Regierung vollzogen worden iſt. — So endete dieſer Aufruhr, der über 100,000 Menſchen, und überhaupt mehr als irgend einer der blutigſten Feldzüge koſtete. Hätte Pugatſchew eben ſo viel Klugheit, als Muth und Entſchloſſenheit gehabt, er würde ohne Zweifel eine noch weit furchtbarere Rolle geſpielt haben, ſtatt daß er nun als Rebell und Böſewicht ſein Leben auf dem Schaffotte endete.

Pulci (Luigi), einer der namhafteſten Dichter Italiens. Er war 1431 zu Florenz geboren, und der jüngſte von drei Brüdern, welche ſämmtlich als elegante Schriftſteller aufgetreten ſind. Von ſeinen Lebensumſtänden wiſſen wir nur, daß er mit Lorenz von Medici und Polizian in vertrauten Verhältniſſen ſtand. Sein epiſches Gedicht Il Morgante maggiore, worin er die abenteuerlichen Thaten des Rinald und des Rieſen Morgante erzählt, ſoll er auf Antrieb der Lucrezia, der Mutter des Lorenzo, verfaßt und die einzelnen Geſänge zur Unterhaltung bei der Tafel vorgeleſen haben. Durch eine Vergleichung mit Arioſt und Taſſo kann Pulci nur verlieren. Phantaſie iſt ihm nicht abzuſprechen; aber es fehlt ihm an ſinnreicher Erfindung, an Geſchmack und feinem Urtheil. Die Vermiſchung des Höchſten und Ernſteſten, des Heiligſten mit dem Burlesken und Gemeinen iſt im Geiſte ſeiner Zeit, der darin nichts Anſtößiges fand, erſcheint jedoch uns zu roh, um wahrhaft zu gefallen. Seine Schreibart iſt reich an echt toskaniſchen Redensarten, ſein Versbau aber rauh und ungelenk, und wenn Varchi ihn deſſen ungeachtet dem Arioſt vorzieht, beweiſt er dadurch nur ſeine Geſchmackloſigkeit. Außerdem ſind von ihm noch verſchiedne andre Werke gedruckt, die wir übergehn. Von ſeinen beiden Brüdern ſchrieb Bernardo eine Elegie auf den Tod des Coſmo von Medici, eine andre auf die ſchöne Simonetta, ein Gedicht auf die Paſſion Chriſti und eine Ueberſetzung von Virgil's Eklogen; Luca aber Stanzen auf das Turnier des Lorenzo von Medici, heroiſche Epiſteln, eine Paſtoralromanze unter dem Titel: Driadeo d'Amore, und eine epiſche Romanze (wahrſcheinlich die erſte in italieniſcher Sprache), unter dem Titel: Il Ciriffo Calvanco.

Pulcinella (Policinell), eine bekannte italieniſche Maske. Den Namen Pulcinella leitet der Abt Galiani von einem mißgeſtalteten, aber luſtigen Bauer aus der Gegend von Sorrento (um die Mitte des vor. Jahrh.) ab, der ihn, weil er häufig junge Hühner (pulcinelli) auf den Markt nach Neapel gebracht, erhalten habe, und der nach ſeinem Tode zur Beluſtigung des Volks, dem er wohl bekannt geweſen, auf das Marionettentheater von San Carlo ſei gebracht worden. Wahrſcheinlicher noch iſt die Erzählung von dem Urſprung

tieſes Namens, welche Rehfuſes in ſeinem Gemälde von Neapel mitdheilt. Eine Schauſpielergeſellſchaft kam zur Zeit der Weinleſe zu Acerra an, und ward von den Weinbauern, die ſich zu dieſer Zeit der ausgelaſſenſten Fröhlichkeit überlaſſen, mit Scherz und Witz auf alle Weiſe geneckt, woraus ſich ein Wortkrieg entſpann, in welchem ſich auf der Seite der Bauern ein gewiſſer Puccio d'Aniello vor allen durch ſeinen ſatiriſchen Geiſt, wie durch ſeine burleske Geſtalt auszeichnete. Die Schauſpieler mußten ihm weichen. Sie beſchloſſen, als ihr Aerger vorüber war, von dem Talent des Puccio d'Aniello Vortheil zu ziehen und überredeten ihn, in ihre Geſellſchaft zu treten. Er erſchien auf der Bühne in weitem Hemde und mit langem Haare, und ward bald der Liebling der Neapolitaner in dem Grade, daß man ſeine Maske auch nach ſeinem Tode beibehielt. Sein Nachfolger wählte, um ihm beſſer zu gleichen, eine Maske mit langer ſchwarzer Naſe; aus Puccio d'Aniello ward nach neapolitaniſcher Sitte Pulcinella. Noch jetzt iſt dieſe Maske das Entzücken der Neapolitaner. Ihre Kleidung ſind gegenwärtig weite weißwollne Unterhoſen, ein großes Oberkleid von demſelben Stoff mit weiten Ermeln, feſtgemacht mit einem ſchwarzen Ledergürtel oder Haarſeil; auf dieſes Oberkleid ſind Herzen von rothem Tuche genäht, unten iſt es mit einer Franze eingefaßt. Um den Hals trägt Pulcinella eine Leinwandkrauſe, auf dem Kopfe eine weiße wollne Mütze, deren lange Spitze in einem rothen Büſchel endigt; drei Viertel des Geſichts ſind mit einer ſchwarzen Maske bedeckt; die Naſe iſt krumm und ſpitz, wie ein Vogelſchnabel. Aber dieſe Maske figurirt nicht bloß auf dem Theater; man ſieht ſie in Neapel bei allen Volksfeſten, vornemlich beim Karneval.

Pulk, ſ. Koſacken.

Puls (von pulsus, der Schlag), iſt die Bewegung der Arterie, die durch ihre abwechſelnde Ausdehnung und Zuſammenziehung entſteht, und in der Empfindung als ein Anſchlagen wahrgenommen wird. Dieſe Bewegung iſt in dem Herzen, als dem Mittelpunkte des Arterienſyſtems, am ſtärkſten, und pflanzt ſich von da durch die großen und kleinen Aeſte der Arterien bis in die kleinſten Verzweigungen in gleichem Zeitmaße und in verhältnißmäßiger Stärke fort, ſo daß in jeder, auch der kleinſten Arterie zu derſelben Zeit und in derſelben Folge nach einander der Puls Statt findet. An denjenigen Arterien, welche hoch und zunächſt unter der Haut liegen, kann man das Schlagen an der aufgelegten Fingerſpitze fühlen, z. B. an der Speichenarterie (arteria radialis), welche an dem untern Theil der Speiche mehrere Zoll lang an dem Knochen ſo frei liegt, daß man das Schlagen derſelben über dem Handgelenke deutlich fühlen kann, und daher auch gewöhnlich dieſe Stelle zur Unterſuchung des Pulſes wählt; man könnte ihn aber auch an jeder andern Arterie fühlen und ſehen, wenn man ſie von dem umgebenden Theilen entblößte. Dieſes abwechſelnde Ausdehnen und Zuſammenziehen des Herzens und der Schlagadern iſt Aeußerung ihrer eigenthümlichen inwohnenden Kraft, ihr ſpecifiſches Leben, und der Zweck dieſer Bewegung, die jedoch weder allein von dem Herzen, noch von den Adern, noch von dem Strome des Blutes, ſondern von dieſen drei Urſachen zuſammen, herrührt, iſt, die Maſſe des neubelebten Blutes aus dem Herzen durch die unzählbaren Aeſte und Zweige der Gefäße in den ganzen Organismus überſtrömen zu laſſen. Das Herz zieht ſich zuſammen, verengert dadurch ſeinen innern Raum, und preßt folglich die Blutmaſſe, welche

in ihm iſt, in die nächſte große Arterie. Dieſe erweitert ſich, und nimt die zuſtrömende Blutwelle auf, dann zieht ſie ſich ebenfalls zuſammen und treibt das empfangne Blut weiter. In wellenförmiger Bewegung ſetzt ſich nun die abwechſelnde Ausdehnung und Zuſammenziehung der Schlagadern fort, und befördert den wogenden Strom des Blutes, der ſich in unzählige, immer kleiner werdende zertheilt. Ohne dieſe Beihülfe der Arterien würde der Strom des Blutes, der den mächtigen Antrieb vom Herzen aus zuerſt erhalten hat, durch die ſtete Vertheilung aber immer ſchwächer wird, in den feinern Schlagadern ſtocken. Das Blut ſelbſt iſt auch ein mächtiger Reiz zu dieſer Bewegung. Indem es in den Lungen ſich mit Sauerſtoff verſehen, aus ſchwarzem in rothes Blut verwandelt hat, ſtrömt es, von neuem auf die höhere Stufe des Lebens gehoben, in ſeinen vorher reizloſen Beſtandtheilen mit neuem Lebensreize verſehen, von dem Mittelpunkt aus. So zeigt alſo der einzelne Pulsſchlag die Kraft der Arterie, in der ſchnellkräftigen Ausdehnung und Zuſammenziehung, und den Reichthum der Blutmaſſe an friſchem Lebensſtoffe. Weil aber von dieſem die vorher indifferente (ſchlafende) Maſſe durch den Beitrit des Sauerſtoffs erſt zum Leben der organiſchen Faſer und zur Zuſammenziehung fähig gemacht, und auf die höhere Stufe des organiſchen Lebens erhoben wird, welche wir Irritabilität nennen, und welche ſchon in dem Herzen und der Arterie ſelbſt ihre Herrſchaft und Verrichtung am kräftigſten ausübt: ſo iſt der Puls auch eine äußere Offenbarung der Kraft der Irritabilität. Da ferner in dem Organismus das höhere Leben das niedre beherrſcht, und daher alle Funktionen, alſo auch die des Blutſyſtems, unter der Herrſchaft des Nervenſyſtems ſtehen, welche ſie zu dem Einen Zwecke des Organismus vereinigt und regelt: ſo offenbart ſich demnach durch den Puls auch die Einwirkung des Nervenſyſtems, der Grad von Lebensthätigkeit deſſelben. Da endlich auch die Funktion des Nervenſyſtems ſelbſt nur der Ausdruck der realen Darſtellung des organiſchen Lebens iſt, die wir Naturkraft nennen (ſ. d. Art. Phyſiologie), ſo iſt der Pulsſchlag auch überhaupt eine einzelne Aeußerung der Naturkraft oder Lebenskraft. So gibt uns der Puls ein Merkmal von der Beſchaffenheit der Blutmaſſe, von dem Grade der Kraft des arteriellen Syſtems, von der Art der Einwirkung des Nervenſyſtems, und dem Stande der organiſchen Naturkraft überhaupt, und ſo vielfältig die Blutmaſſe in ihrer Miſchung, das Arterienſyſtem in dem Stande ſeiner Funktion, das Nervenſyſtem in ſeiner Einwirkung, die Lebenskraft ſelbſt in ihrer Energie abweichen kann, ſo vielfältige Abänderungen des Pulsſchlages müſſen auch dadurch bewirkt werden. Die hauptſächlichſten Rückſichten bei dem Pulſe ſind nun theils die Zahl der Schläge, welche in einer gewiſſen Zeit auf einander folgen, und die Ordnung und das Zeitmaß, in welchem dies geſchieht, theils die Art, wie jeder einzelne ſich darſtellt. In erſtrer Rückſicht iſt alſo die Zahl der Pulsſchläge häufiger oder ſeltner; in ſtets gleichem Zeitmaße, ordentlich; oder in abweichenden Zeitmaßen, unordentlich; ungleich, in Rückſicht der Folge auf einander, des Anſchlags, der Stärke; ausſetzend, ſo daß nach einem Schlage oder mehrern Schlägen einer fehlt, ꝛc. In der zweiten Rückſicht iſt der Puls in ſeinen einzelnen Schlägen ſtark oder ſchwach; die Ausdehnung der Ader ſchnell oder langſam; in Einem Schlage oder unterbrochen und in Abſätzen; dem äußern Drucke widerſtehend oder nachgebend (hart oder weich); mit vie

oder wenig Blutmaſſe verſehen: voll oder leer; in ſeiner Ausdehnung größern oder kleinern Raum einnehmend: groß oder klein. Der regelmäßige Stand aller dieſer Beſtimmungen iſt aber eben ſo verſchieden, als der Stand des Lebens in dem organiſchen Cyklus, den es durchläuft, nach den verſchiednen Lebensaltern; in der Spaltung des ſchaffenden und bildenden Charakters, nach den zwei verſchiednen Geſchlechtern; in der realen Darſtellung der Lebensidee, nach den verſchiednen Individuen, nach dem Temperament; endlich nach dem Kreiſe des Lebens im Sonnenlicht und in der Finſterniß, nach dem Wachen und Schlafe, und nach zufälligen Einwirkungen von Nahrung, Getränken, Gemüthsbewegungen ꝛc. verſchieden iſt. Bei dem Kinde erreicht der Regelpuls die höchſte Zahl; er ſchlägt in der Zeitabtheilung einer Minute hundert, bis hundert und zehn Mal, iſt dabei gleichmäßig, ſchwach, ſchnell, mehr weich als hart, klein, nicht voll. Bei dem Jünglinge hat die Zahl ſchon etwas abgenommen, ſie beträgt etwa 90, etwas drunter oder drüber. Dabei iſt der Puls gleichmäßig, kräftig, etwas ſchnell und lebhaft, etwas ſtärker, doch noch mehr weich als hart, mäßig voll, mehr klein als groß. Bei dem Erwachſnen beträgt die Zahl 75, der Puls iſt ſehr gleichmäßig, kräftig, oder gemäßigt, zwiſchen weich und hart ſchwebend, eben ſo im Mittel zwiſchen voll und leer, zwiſchen groß und klein. Im Greiſenalter ſinkt die Zahl der Schläge auf 63, auch wol auf 60. Der Puls iſt zuweilen ungleichmäßig, ſtark aber langſam, hart, mehr voll als leer, mehr groß als klein. Bei dem weiblichen Geſchlecht iſt der Puls, im Verhältniſſe zu dem des männlichen Geſchlechts, häufiger, ſchwächer, ſchneller, lebhafter, weicher, voller und kleiner. Bei dem ſogenannten ſanguiniſchen Temperament iſt der Puls häufiger, lebhafter, weicher und voller; bei dem choleriſchen weniger häufig, gemäßigter, härter, ſtärker; bei dem phlegmatiſchen langſamer, ſchwächer, weicher, voller; bei dem melancholiſchen langſam, hart und ſtark. Frühmorgens iſt der Puls ſparſamer, langſamer, gemäßigter; Nachmittags und zum Abend hin wird er häufiger, ſchneller, lebhafter. Bei dem Genuſſe von Pflanzennahrung iſt er gemäßigter, langſamer, ſchwächer, voller, weicher; bei Fleiſchnahrung, nach dem Genuſſe von Gewürzen, geiſtigen Getränken wird er häufiger, lebhafter, härter. In reiner, heller Luft wird er häufig, lebhaft, ſchnell, in feuchter, unreiner Luft matt, langſam, weniger häufig. Von plötzlichen Gemüthserſchütterungen und heftigen Leidenſchaften wird er beſchleunigt, lebhafter, unordentlich; von Freude häufig, lebhaft, kräftig; von anhaltendem Kummer wird er ſchwach, langſam, weich, klein. Hieraus leuchtet hervor, daß der Puls zwar ein höchſt wichtiges Zeichen des innern Zuſtandes des Organismus ſein kann, aber auch, welche ſorgfältige und genaue Beobachtung, Rückſicht auf alle Verhältniſſe, und Uebung in der Unterſuchung und Beurtheilung der feinen Unterſcheidungen nothwendig ſind, wenn er für den Arzt es werden ſoll. Wenn z. B. die Art des Pulſes, welche bei dem Kinde Regel iſt, bei einem Erwachſnen Statt fände: ſo würde dieſer in bedeutendem Zuſtande von Krankheit ſich befinden, und wenn ein Menſch den Puls des Morgens hätte, der am Abend ſein Regelpuls ſein kann, ſo würde er ebenfalls krank ſein, ꝛc. Jede Abweichung von dem Regelpuls eines Menſchen deutet folglich auf einen krankhaften Zuſtand. Bei Schwäche des Organismus überhaupt, beſonders des irritabeln Syſtems, bei abweichender Beſchaffenheit der Blutmaſſe, Mangel an

gut aſſimilirtem Nahrungsſtoffe und gehöriger Belebung durch Annahme des Oxygens, iſt der Puls weniger häufig, ſchwach, langſam, weich, doch kann er dabei voll, zuweilen auch groß ſein. Iſt das Geſchäft der Irritabilität durch irgend eine Einwirkung in ſeiner Regel ſo zerrüttet, daß es ſich der Herrſchaft des Nervenſyſtems entzieht: ſo entſteht der Zuſtand, den wir, wenn er allgemein iſt, Fieber, wenn er örtlich iſt, Entzündung nennen, und der Puls iſt dann häufiger, als die Regel erfodert. Iſt dabei die Kraft der Irritabilität ſelbſt erhöht oder doch ungeſchwächt: ſo iſt der Puls zugleich hart, oft auch ſtark, ſchnell, voll und groß, in Entzündungen jedoch öfter auch hart, ſchnell und klein; iſt aber die Irritabilität im Sinken, ſo iſt bei dem fieberhaften Zuſtande der Puls zwar häufig, zuweilen noch voll, zugleich aber weich, oft auch ſchwach und klein. Dieſe Beſchaffenheit des Pulſes nimt zu, je mehr die Irritabilität herabſinkt, ſo daß er, wenn ſie dem Erlöſchen nahe kommt, nur noch als ſchwaches Zittern der Arterie bemerkbar iſt. Iſt die Einwirkung des Nervenſyſtems unregelmäßig, oder über die Regel verſtärkt, z. B. bei ungleicher Vertheilung der Naturkraft, geringer Irritabilität und geſteigerter Senſibilität, bei empfindlichem, reizbarem Nervenſyſtem: ſo entſteht oft ein häufiger, ein ungleicher, unordentlicher, ausſetzender Puls, wie bei Krämpfen, bei krankhaftem Reiz im Unterleibe, z. B. von Würmern, bei Hypochondriſten und Hyſteriſchen. Bei mechaniſchen Hinderniſſen des Kreislaufs, z. B. Waſſerſucht des Herzbeutels, Polypen im Herzen oder in den großen Arterien ꝛc. entſteht ein ungleicher, ausſetzender Puls. Da der Puls ein ſo wichtiges Zeichen iſt, den innern Zuſtand des Organismus zu erkennen: ſo war es natürlich, daß die Aerzte jedes Zeitalters ſich bemühten, durch genaue Beobachtung deſſelben ſeine Bedeutung in Rückſicht des innern Zuſtandes zu erforſchen. Zwar iſt es zweifelhaft, ob Hippokrates genauere Kenntniß von dem Pulſe gehabt habe. Doch wurden bald nach ihm die Aerzte, beſonders aus der alexandriniſchen Schule, auf die wahre Bedeutung deſſelben aufmerkſamer. Obgleich ihre Erklärungen deſſelben, wegen mangelhafter Kenntniſſe der Anatomie und Phyſiologie, noch verſchieden und ſchwankend waren: ſo vermehrten ſie doch die Hülfsmittel zur Unterſcheidung der einzelnen Krankheiten durch ſorgfältige Beobachtung des Pulſes in denſelben ſchon bedeutend. Archigenes aus Apamea z. B. nahm ſchon den Pulsſchlag als natürliche Erweiterung des Herzens und der Schlagadern an. Aretäus aus Kappadocien erklärte ihn (wie ſchon vor ihm Athenäus aus Cilicien) als eine Bewegung, die durch eine natürliche und dem Willen nicht unterworfne Ausdehnung der dem Herzen und den Schlagadern eigenthümlichen Wärme, die den Grund der Bewegung des Herzens und der Schlagadern enthält, hervorgebracht wird. Er beſchrieb die vielen einzelnen Krankheiten eigenthümlichen Pulsarten. Galen hat verſchiedne Schriften über den Puls geſchrieben. Von Galen an machte die Lehre des Pulſes wenig oder gar keine Fortſchritte; Galen war, wie in der Medizin überhaupt, ſo auch hier der Führer der Aerzte mehrere Jahrhunderte hindurch. Durch Harvey, der zuerſt den Umlauf des Blutes unumſtößlich erwies, durch Haller, der die Reizbarkeit der Muskelfaſer durch Verſuche darthat, bekam die Lehre von dem Pulſe neues Leben, Beſtimmtheit und tiefere Bedeutung, und nach dieſen haben nun mehrere Phyſiologen durch genaue Beſtimmungen, durch geſammelte Erfahrungen über die Abänderungen und

Anzeigen deſſelben in Krankheiten, durch Feſtſetzung ſeiner Bedeutung, als Zeichen zur Unterſcheidung und Erkenntniß der Krankheitszuſtände, und zur Vorherbeſtimmung der Vorgänge im weitern Verlauf der Krankheiten und deren Entſcheidung, die Lehre vom Pulſe immer weiter ausgebildet. H.

Pulsadern (arteriae), diejenigen Adern, welche das Blut aus dem Herzen führen, im Gegenſatz der Blutadern (venae), in denen es dahin zurückkehrt. S. die Art. Adern, Blut und Puls.

Pulsadergeſchwulſt, ſ. Anevrisma.

Pultawa, eine befeſtigte Stadt in Rußland, am Fluſſe Worskla, ehemals in der Statthalterſchaft Ekaterinoslaw. 1797 wurde ſie mit ihrem ganzen Kreiſe zum Gouvernement Klein-Rußland geſchlagen, 1802 aber ein eignes Gouvernement Pultawa (von 762 Q. M. mit 1,350,000 Einw.) gebildet, worin ſie die Hauptſtadt iſt. Sie zählt 9000 Einw., und iſt merkwürdig wegen der Schlacht, in welcher am 27. Jun. 1709 Peter der Große Carl XII. ſchlug. (Vergl. Peter I. und Carl XII.). Zu ihrem Andenken ſteht auf einem großen Platze vor der Kirche zur Auferſtehung Chriſti eine Säule und auf dem Schlachtfelde ein Obelisk.

Pulver, 1) überhaupt jedes ſtaubförmige Material. 2) Schießpulver, ſ. d. Art.

Pulververſchwörung. Als König Jacob I. von England, welcher nach dem Tode der proteſtantiſch geſinnten Eliſabeth (1603) den Thron beſtiegen hatte, zweideutigere religiöſe Geſinnungen äußerte, als ſeine Vorgängerin, wiewol er ſich zur proteſtantiſchen Religion bekannte, hatten die Katholiken große Hoffnungen auf ihn geſetzt. Dieſe gingen jedoch nicht in Erfüllung. Einige wenige Katholiken, von religiöſer Wuth entflammt, und von den Jeſuiten unterſtützt, entwarfen daher den gräßlichſten aller Mordplane. Sie wollten den König, der den 5. Nov. 1605 in der Parlamentsverſammlung erſcheinen ſollte, nebſt ſämmtlichen Mitgliedern des Hauſes der Lords und der Gemeinen durch eine ungeheure Pulvermaſſe in die Luft ſprengen, dann deſſen Tochter Eliſabeth gefangen nehmen, und zur Königin ausrufen, alle Katholiken unter ihre Fahnen bringen, und die katholiſche Religion zur herrſchenden erheben. Die Verſchwornen waren nicht zahlreich. Einer derſelben, Thomas Percy, miethete ein Gewölbe unter dem Palaſte des Parlaments, und noch ein Gebäude neben an, füllte das Gewölbe mit Pulver, und grub nebſt ſeinen Mitverſchwornen von dem Gebäude aus eine Mine. Schon war alles zur Ausführung bereit, als Mounteagle (Freund eines Verſchwornen) kurz vor dem beſtimmten Schreckenstage ein namenloſes Billet erhielt, worin er in undeutlichen Ausdrücken gewarnt wurde, nicht in's Parlament zu gehen, weil daſelbſt „ein ſchrecklicher Schlag von unſichtbarer Hand erfolgen werde.“ Er zeigte das Billet dem Staatsſekretär, Grafen von Salisbury, dieſer dem Könige, welcher ſogleich das Daſein einer Pulvermine vermuthete, und die Parlamentsgewölbe noch in der Nacht vor dem 5. Nov. unter dem Vorwande eines geſchehenen Diebſtahls durchſuchen ließ. Dies führte zur Entdeckung. Man traf daſelbſt einen äußerſt verwegnen Menſchen, Fawkes, Percy's Bedienten, an, der das Pulver anzünden, und ſich ſelbſt mit in die Luft ſprengen wollte, brachte ihn zur Anzeige der Mitverſchwornen, ließ ſie einziehen, und, wenn ſie ſich bewaffnet widerſetzten, niederſchießen. Die meiſten derſelben wurden zu-

gleich mit dem Provinzialpater der Jeſuiten, Heinrich Garnet, hingerichtet, und die ſehr verdächtigen Jeſuiten einige Zeit nachher aus dem Reiche verwieſen. Jacob bewies ſich hierbei ſehr gemäßigt und ſchonend, erklärte die übrigen Katholiken, der Wahrheit gemäß, für unſchuldig, führte aber doch, weil ſie der Staatsruhe gefährlich werden konnten, den Eid der Treue (Oath of Allegiance) ein, vermöge deſſen Jeder, der ein geiſtliches, und ſeit 1610 auch ein weltliches Amt erhalten wollte, der geiſtlichen Oberherrſchaft des Papſtes entſagen mußte, wodurch alle Katholiken von der Anwartſchaft zu Aemtern ausgeſchloſſen wurden.

Pumpe iſt überhaupt jede Maſchine, wodurch eine Flüſſigkeit in einer Röhre mittelſt des Auf= und Niederſtoßens eines darin feſt anſchließenden Körpers in die Höhe gebracht wird. Es gibt Luftpumpen (ſ. d.) und Waſſerpumpen. Die Einrichtung der letztern, wie man ſie über Brunnen anbringt, um das Waſſer auf eine bequeme Art heraufzuheben, iſt eben ſo einfach als ſinnreich. Eine einfache Röhre, welche ſenkrecht im Waſſer ſteht, iſt das Hauptſtück der Pumpe. Sie iſt bei den gemeinen Pumpen aus zwei Stücken zuſammengeſetzt, von welchen das untre noch über dem Waſſer hervorragt, ſpitzig zuläuft und mit ſeiner Spitze in die Höhlung des obern Stücks paßt. Die Höhlung des untern verſchließt da, wo es in das obere Stück eingefügt iſt, ein nach oben ſich öffnendes Ventil oder eine Klappe von ſtarkem Leder. Im Innern des obern Theils der Röhre befindet ſich der Stempel oder Kolben, gemeiniglich Eimer genannt. Er iſt durchbohrt, unten mit einer ſich ebenfalls nach oben öffnenden ledernen Klappe (Ventil) verſehen und oben an der Zugſtange befeſtigt. Wenn nun der Kolben in die Höhe gezogen wird, ſo entſteht zwiſchen ihm und dem Ventil des untern Stücks der Röhre ein luftleerer Raum, nach welchem ſich das Waſſer von unten in die Höhe drängt, weil die äußre Luft auf das Waſſer im Brunnen drückt. Beim Hinaufdrängen in den luftleeren Raum ſtößt das Waſſer die nach oben ſich öffnende Klappe auf, um durchzukommen; dieſe wird aber wieder verſchloſſen, ſobald der Kolben zurück= oder niedergeſtoßen wird. Das eingedrungne Waſſer kann alſo nicht wieder zurück, indem es das Ventil durch ſeine eigne Schwere niederdrückt. Durch den Druck des Kolbens, der einem Eimer gleicht, deſſen Boden ſich von unten nach oben öffnet, wird die Luft in einen engern Raum gepreßt; ſie wirkt auf das in der Röhre befindliche Waſſer; dieſes hebt das Ventil des Kolbens auf, dringt durch und ſtrömt bei fortgeſetzter Bewegung des Kolbens ſo lange in den über ihm befindlichen Theil der Röhre, bis es irgendwo einen Ausgang findet. Uebrigens laſſen ſich alle Pumpen in drei Arten abtheilen: in Saugpumpen, Druckpumpen, und ſolche, die beide Wirkungen, das Saugen und Drucken, in ſich vereinigen. Bei der Druckpumpe iſt der Kolben unterhalb des Waſſerſtandes angebracht; bei der Saugpumpe aber oberhalb deſſelben, und zwar auf einer Höhe, die nicht über 32 Fuß ſteigen, ja noch unter dieſem Maße bleiben muß, weil durch den Druck der Luft das Waſſer nicht höher gehoben wird (ſ. Atmoſphäre). In den vereinigten Saug= und Druckwerken ſteigt zwar das Waſſer wie in der Saugpumpe; aber der Kolben iſt hier voll, und wenn das Waſſer bis an ſeine Baſis gelangt iſt, ſo treibt er daſſelbe beim Herabſteigen wieder zurück, und zwingt es, in eine Seitenröhre zu treten.

Pumpernickel, ein in Weſtphalen, beſonders im Münſterſchen und Osnabrückſchen, aus Rockenſchrot gebacknes, grobes, ſchwar=

zes Brot, wovon ein einziges oft gegen 60 Pfund wiegt. Die Sage, daß es ſeinen Namen der Spottrede eines Franzoſen verdanke, welcher geſagt haben ſoll: ſolch Brot ſei Bon pour Nickel (worunter er ſein Pferd verſtand), ſcheint die Erfindung eines luſtigen Kopfs zu ſein.

Punier, eigentlich Phönizier, und puniſch, phöniziſch, dann aber auch für Karthaginenſer und karthaginenſiſch, weil Karthago eine phöniziſche Kolonie war. Ueber die puniſchen Kriege ſ. Karthago, Rom und Hannibal. Die puniſche Treue (fides punica) war im Alterthume übel berüchtigt und daher zum Sprichworte geworden.

Punkt, in der Geometrie, nach Euklides Erklärung, eine Größe, die keine Theile hat, oder untheilbar iſt. Ein Punkt, welcher fortbewegt wird, beſchreibt eine Linie. Siehe auch Interpunktion und Bepunkten.

Punktation heißt jede Schrift, worin die Hauptpunkte eines zu ſchließenden Vertrags enthalten ſind, und aus welcher erſt, ſobald ſie gegenſeitig angenommen worden, auf Vollziehung geklagt werden kann, Entwurf zu einem Vertrage.

Punktirte Manier, ſ. Kupferſtecherkunſt.

Punt (Joh.), geb. zu Amſterdam 1711, Kupferſtecher, Maler und einer der berühmteſten Schauſpieler Hollands, bewies an ſich die Verwandtſchaft der ſchönen Künſte. Nachdem er ſich 1733 mit Anna Maria Bruin, der damaligen holländiſchen Melpomene, verheirathet hatte, betrat er ſelbſt das Theater von Amſterdam. Schon in ſeiner erſten Rolle als Rhadamiſt zeigte er ſeine Meiſterſchaft. Heroiſche kräftige Rollen wurden trefflich von ihm dargeſtellt. Nachdem er 1744 Witwer geworden, zog er ſich von der Bühne zurück, und nahm den Grabſtichel wieder. Er beſchäftigte ſich beſonders damit, die von Rubens für die vier großen Gallerien der Jeſuiter-Kirche zu Antwerpen gemalten 35 Deckenſtücke zu ſtechen. Jacob de Witt hatte ſie ſechs Jahre früher, als dieſes prächtige Gebäude ein Raub der Flammen wurde, gezeichnet. Punt's Haus war damals der Sammelplatz aller Männer von Geſchmack und aller Freunde der Künſte geworden. In dieſer ausgezeichneten Geſellſchaft unterhielt er ſich gern über dramatiſche Dichtkunſt und Deklamation, und bildete durch Nachdenken ſeine natürlichen Anlagen für die letztre aus. Nachdem er ſich 1748 mit der Tochter eines Gemäldehändlers, Anna Maria Chicot, wieder verheirathet hatte, gab er dem allgemeinen Wunſche nach und betrat 1753 das Theater mit dem ungemeinſten Beifalle wieder. 1755 erhielt er den einträglichen Poſten eines Kaſtellans des Schauſpielhauſes, welcher ungefähr mit dem Poſten eines Direktors gleichbedeutend war. Um dieſelbe Zeit vertauſchte er den Grabſtichel mit dem Pinſel, dem er einen Theil ſeiner Wohlhabenheit verdankte. Er malte Porträts, Landſchaften und ſelbſt hiſtoriſche Bilder, und lebte glücklich und geachtet, als er 1771 zum zweiten Male Witwer wurde. Dem Wunſche ſeiner ſterbenden Gattin gemäß; verheirathete er ſich im folgenden Jahre mit der berühmten tragiſchen Schauſpielerin, Catharine Eliſabeth Fokke, und ſah kurze Zeit darauf ſeine ganze Ruhe durch den Brand des amſterdamer Schauſpielhauſes vernichtet. Nur mit Mühe gelang es ihm, ſein und ſeiner Gattin Leben zu retten. Sein Sterbejahr iſt uns nicht bekannt.

Pupille, 1) Augapfel, ſ. Auge; 2) der Pupill, die Pupille,

ſoviel als Mündel, bey einem Vormund untergeordnete Unmündige. S. Minorennität.

Puppe, ſ. Inſekten.

Purgatorium, 1) (purgatio spiritualis oder canonica) Reinigungseid, ſ. Eid; 2) in der Lehre der römiſch-katholiſchen Kirche das Fegefeuer, ſ. d. Art.

Purismus, das (übermäßige) Streben, ſeine Mutterſprache von fremden Worten zu reinigen; ſiehe Sprachreinigung.

Puritaner, ſ. Diſſenters.

Purpur. Die Farbe, welche die Alten Purpur nannten, war theils ſchwärzlich, theils violett und roſenroth. Sie gehörte zu dem Schönſten und Koſtbarſten, was ſie kannten. Wir wiſſen, daß die Alten ihren Purpur theils aus verſchiednen Farbekräutern verfertigten, theils aus mehrern Schalthieren zogen, ſowol aus dem buccinum (einer an Felſen und Klippen gefundnen Muſchelart), als aus der purpura, der eigentlichen Purpurſchnecke. In neuern Zeiten hat man in mehrern Konchylien, zumal aus der Familie der Schnecken, einen purpurähnlichen Saft entdeckt. Er iſt zähe und in einem beſondern Beutelchen enthalten, welches bei den meiſten zwiſchen dem Herzen und der Leber liegt. Die Farbe dieſes Saftes iſt ſehr verſchieden; bei einigen nämlich wirklich purpurroth, bei andern blaßgelb, oder pomeranzenfarbig. Réaumur fand, daß der anfangs gelbliche Saft der Trompetenſchnecke, auf Leinwand getragen, in wenigen Sekunden alle Schattirungen von Gelb, Grün und Himmelblau durchlief, und zuletzt purpurroth ward. Der Saft der Kräuſelſchnecke, die unter dem Namen des blauen Kräuſels in Peru von den Spaniern zum Färben gebraucht wird, bietet ähnliche Erſcheinungen dar. Wenn man ihn aus der Schnecke nimt, ſieht er gelblich weiß aus; taucht man ein Stück Zeug darein, und ſetzt es der Einwirkung der Luft und Sonne aus, ſo ändert ſich jene Farbe ſtufenweis, und geht endlich in ein Roth über, welches zwar unvertilgbar, aber doch nicht rein iſt, wie das Roth der Kochenille, welche nebſt dem Kermes bei uns die Stelle des Purpurs vertrit. Als Erfinder der Purpurfarbe nennen die Alten einſtimmig die Phönizier. Die Sage von dem Schäferhunde, der die Schnauze von dem Safte zerbiſſner Purpurſchnecken ſich roth färbte, und dadurch Veranlaſſung zur nähern Unterſuchung dieſer Thiere ward, iſt bekannt. Da die Purpurſchnecke nicht bloß an der phöniziſchen Küſte, ſondern im ganzen Mittelmeere gefunden wurde, ſo waren auch die Purpurfärbereien nicht den Phöniziern ausſchließend eigen. Aber in der Schönheit, Güte und Haltbarkeit der Farbe fand ein Unterſchied Statt. In Tyrus war der hochrothe und violette Purpur ganz vorzüglich. Man färbte damit vornämlich Wolle, gewöhnlich zweimal, und gab den Purpurgewändern durch Kunſt noch einen beſondern Glanz.

Püſtrich, ein ſorbiſch-wendiſcher Götze, deſſen metallnes Bild in Sondershauſen verwahrt wird. Der Name Püſtrich: (Peuſtrich, Buſtard, was mit dem wendiſchen Büſten, Zorngott, der mit Donner und Blitz ſtrafte, zuſammentrifft), weiſt auf dem Gebrauch hin, wozu dies Idol urſprünglich verwandt wurde. Füllte man nämlich den hohlen Bauch dieſer Götzen zum Theil mit Waſſer, verſtopfte die Löcher am Kopf und Munde, und ſetzte ihn über Feuer, ſo entſtrömte dem mißgeſtalteten Bilde, entpuſtend, heißer Dampf mit lautem Gebrauſe. Der Götze gleicht einem dicken bausbäckigen Jungen, das

Haar perückenartig nach altſorbiſcher Art; er kniet mit dem rechten Fuß, die linke Hand auf das linke Knie geſtützt, die rechte auf den Kopf gelegt. Seine Höhe beträgt 14 Zoll leipz. Maß und etwa 9 Maß Waſſer gehen in ſeinen Bauch. Daß die Arbeit ſehr roh ſei braucht keiner Erwähnung. Klaproth hat die Metallmaſſe unterſucht und fand 916 Theile Kupfer, 75 Theile Zinn und 9 Theile Blei. Ein Herr von Tütcherode fand ihn in einem vermauerten Winkel der Rothenburg, 1552 kam er nach Sondershauſen; wo er früher, zur Zeit ſeiner Verehrung, aufgeſtellt war, iſt unbekannt. Die Verſuche ihn zum Feuerſpeien zu bringen, wollten nicht wohl gelingen. Eine Nachricht und eine Abbildung der Idole geben die Curioſitäten II. Bandes, 3. Stück; Bertram hat ihn in einer eignen Abhandlung (Nachricht vom Püſtrich, Sonderh. 1811) beſchrieben.

Putbus. Die Fürſten, Grafen und Majoratsherren zu Putbus ſtammen von des rügiſchen Fürſten Stoislaw's I. Enkel, Borante, ab, welcher 1249 als Apanage das Schloß Putbus nebſt 15 Dörfern, die Halbinſel Jasmund und andre anſehnliche Ländereien erhielt. Guſtav IV. Adolf, König von Schweden, erhob d. 25. Mai 1807 den Grafen Malte von Putbus und deſſen männliche Nachkommen, nach dem Rechte der Erſtgeburt, in den ſchwediſchen Fürſtenſtand, und Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, beſtätigte 1817 nicht nur, da Schwediſch-Pommern 1815 an Preußen gekommen war, dieſe Würde, ſondern ertheilte auch dem Fürſten von Putbus den Titel Durchlaucht. Der Fürſt Malte (geb. 1783) iſt Mitglied des k. preuß. Staatsraths, k. preuß. Generalmajor, General-Gouverneur in Neu-Vorpommern und Rügen, Kanzler der Univerſität Greifswalde.

Pütter (Joh. Steph.). Das Leben dieſes großen Staatsrechtslehrers iſt nicht reich an wechſelvollen Ereigniſſen, aber es zeigt uns einen Mann, der durch ſtille, doch kräftige Thätigkeit der Lehrer von Tauſenden wird, und in ungeſtörter Ruhe das höchſte Glück eines gelehrten Stilllebens genießt. Pütter wurde 1725 zu Iſerlohn in der weſtphäl. Grafſchaft Mark geboren, wo ſein Vater einen anſehnlichen Handel trieb. Von acht Geſchwiſtern war er der jüngſte. Als ſein Vater 1731 ſtarb, übernahm der älteſte Bruder, welcher 1763 als Hoffiscal in ſeiner Vaterſtadt ſtarb, die Erziehung der jüngern Geſchwiſter. Den erſten Unterricht erhielt Pütter von einem Kandidaten der Theologie, welcher ſeinen Zögling auf eine ſehr zweckmäßige Weiſe in den alten Sprachen unterrichtete. Nachher trat an deſſen Stelle ein Verwandter des pütter'ſchen Hauſes; allein da der ältere Bruder fand, daß derſelbe bei dem Unterricht des neunjährigen Knaben von ſeinen Univerſitätsheften ungereimten Gebrauch machte, und die Sätze der wolfiſchen Metaphyſik lateiniſch diktirte: ſo gab er ſeinen Bruder einem geſchickten einſichtsvollen Prediger zu Hohenlimburg unweit Iſerlohn in Penſion. Noch in ſeinem höchſten Alter erinnerte ſich Pütter mit liebenswürdiger Begeiſterung der ſchönen Zeit, welche er in dem Hauſe dieſes würdigen Mannes verlebte. Der gründliche und anziehende Unterricht trug zur ſchnellen Entwickelung der geiſtigen Kräfte des Knaben bei; daher darf es nicht befremden, daß er im Griechiſchen und Lateiniſchen reißende Fortſchritte machte, das Hebräiſche mit Eifer trieb und als elfjähriger Knabe den größten Theil des alten Teſtaments durchlas, ja ſelbſt das Chaldäiſche erlernte. Uebrigens umfaßte der Unterricht, den er hier erhielt, auch

die Geſchichte, Geographie und die römiſchen Alterthümer. Pütter reifte ſo ſchnell, daß man ihn im 13. Jahre ſeines Alters die Univerſität beziehen laſſen konnte. Im Frühjahr 1738 ging er nach Marburg, und hörte vornehmlich reine Mathematik und Metaphyſik bei den berühmten Chriſtian Wolf, deſſen lichtvoller Vortrag ihm eben ſo viel Nutzen als Vergnügen gewährte. Da außer Wolf nur wenige ausgezeichnete Lehrer damals in Marburg waren, ſo bezog er im Herbſte 1739 die Univerſität Halle, und hörte, weil er noch nicht confirmirt war, vor allem Dogmatik bei Siegm. Jac. Baumgarten, und Moral bei Alex. Gottl. Baumgarten, deſſen Vortrag vorzüglich lehrreich und angenehm war; außerdem beſuchte er die Vorleſungen des berühmten Heineccius über Pandekten und Inſtitutionen. Zuletzt hörte er das Lehnrecht bei Juſt. Böhmer, und das Staatsrecht bei Ludwig. Letztrer befriedigte ihn nicht; daher ging er auf den Rath ſeines Freundes Emminghaus 1741 nach Jena, um den berühmten Eſtor zu hören, durch deſſen gründlichen und anziehenden Vortrag er ſich ganz befriedigt fühlte. Sein Aufenthalt in Jena wurde ſehr folgenreich für ihn. Er wohnte in Eſtor's Hauſe, ward ein vertrauter Freund ſeines Lehrers, konnte deſſen reiche Bücherſammlung ohne Zwang benutzen, und erhielt von ihm Akten, durch welche er ſich eine genaue Kenntniß von den verſchiednen Arten, wie in Deutſchland Prozeſſe geführt werden, erwarb. Nicht weniger Nutzen zog er aus dem Praktikum, welches Eſtor über den Reichsprozeß las, und der Beifall, der ſeinen praktiſchen Arbeiten ertheilt wurde, munterte ihn täglich mehr auf. Unverkennbar iſt es, daß Pütter durch Eſtor auf die Bahn geführt wurde, die er ſpäterhin mit großem Ruhme betrat. Gefeſſelt an ſeinen Lehrer folgte er ihm auch 1742 nach Marburg. Dieſer Schritt war für ihn entſcheidend. Um mit einigen Studenten die Vorleſungen Eſtor's über die Pandekten repetiren zu können, hörte er dieſelben. Dies war ſein erſter Anfang im akademiſchen Vortrage. Bald übernahm er auch praktiſche Arbeiten. 1743—45 gab er dem in Marburg ſtudirenden Burggrafen zu Kirchberg täglich eine Stunde Unterricht in der Jurisprudenz, und wurde durch eine Reiſe nach Wetzlar, welche ihm Eſtor auftrug, mit dem Reichskammergerichte näher bekannt. 1744 erwarb er ſich das Recht, Vorleſungen zu halten, zugleich mit der Licentiatwürde, und fing nun an, die deutſche Reichsgeſchichte mit vielem Beifall vorzutragen. Als der Burggraf von Kirchberg nach Wetzlar abging, und ihn zu wöchentlichen Beſuchen einlud, machte er daſelbſt die Bekanntſchaft vieler beim Reichskammergerichte angeſtellten Perſonen, und führte auch einige Rechtsſachen vor dieſem hohen Tribunale mit Glück. Zugleich machte er ſich durch einige Druckſchriften, welche Eſtor mit Vorreden begleitete, bekannt. Jene Prozeſſe erwarben ihm auch die Aufmerkſamkeit des Kammergerichtsaſſeſſors von Schwarzenfels, eines Neffen des großen Münchhauſen; und da dieſer berühmte Miniſter und Stifter der Univerſität Göttingen über den Reichsprozeß Vorträge in Göttingen gehalten wiſſen wollte, ſchlug Schwarzenfels unſern Pütter vor. Er reiſte daher 1746 nach Hannover, und wurde von Münchhauſen für Göttingen gewonnen. Um ſich jedoch möglichſt vollkommne Kenntniß von dem Rechtsgange bei den höchſten Gerichten in Deutſchland zu verſchaffen, reiſte er auf königliche Koſten nach Wetzlar, Regensburg und Wien, und ging erſt im Herbſte 1747 als außerordentlicher Lehrer der Rechte nach Göttingen. Vor drei Zu-

hörern eröffnete er hier ſeine Vorleſungen über den Reichsprozeß; doch bald ſtiegen ſie auf 23, und vermehrten ſich mit jedem Jahre. Seine Thätigkeit war nun zwiſchen akademiſchen Vorträgen und ſchriftſtelleriſchen Arbeiten getheilt. Von 1752 an las er regelmäßig drei Collegien: Staatsrecht, Reichsgeſchichte und Reichsprozeß, und hielt ein ſehr beſuchtes Praktikum. 1757 verheirathete er ſich mit der zweiten Tochter des fürſtl. ſolmsbraunfelſiſchen Regierungsrathes Stock; doch genoß er nie das ſüße Vaterglück. Mit welchem Erfolge er als akademiſcher Lehrer und als Rechtskonſulent und Schriftſteller gearbeitet habe, beweiſen die verſchiednen vortheilhaften Anträge zu anderweitigen Ehrenſtellen, die ihm von Zeit zu Zeit gemacht wurden. Er lehnte ſie alle, aus Dankbarkeit gegen ſeinen erhabnen Freund und Gönner Münchhauſen, und aus Liebe zur Georgia Augusta ab. 1755 rückte er als ordentlicher vierter Profeſſor in die Fakultät ein, und wurde 1757 an die Stelle des verſtorbnen Schmauß zum Professor juris publici mit dem Hofrathstitel ernannt. Eine ihm ſehr angenehme Unterbrechung der akademiſchen Geſchäfte veranlaßte die Aufforderung, welche der Herzog von Gotha an ihn ergehen ließ, den Erbprinzen im Staatsrechte und in der Reichsgeſchichte zu unterrichten. Er erhielt dazu die königl. Erlaubniß, und verlebte in Gotha von 1762—1763 ein ſehr glückliches Jahr, da er am Hofe und bei den vornehmſten Perſonen die größte Achtung genoß, und zu allen Vergnügungen des Hoflebens gezogen wurde. Zugleich ward er durch dieſen Aufenthalt allen Unannehmlichkeiten entzogen, welche die letzten Ereigniſſe jener Kriegszeit auch über Göttingen herbeiführten. 1764 ward er der kurbraunſchweigiſchen Wahlgeſandtſchaft bei Gelegenheit der Ernennung Joſephs II. zum römiſchen Könige als Rath beigegeben, welches ihm einen ſehr angenehmen Aufenthalt in Frankfurt, und die Bekanntſchaft ausgezeichneter Perſonen verſchaffte. Ueberhaupt ſtand er ſelbſt mit fürſtlichen Perſonen in genauer Verbindung, und wurde wegen ſeiner Kenntniß des Reichskammergerichts oft um Rath gefragt, und zu thätigem Rechtsbeiſtande aufgefodert. Er fühlte ſich in ſeinen häuslichen und Amtsverhältniſſen ſo glücklich, daß ihm faſt nichts zu wünſchen übrig blieb. Daher konnte er auch nicht bewogen werden, Göttingen zu verlaſſen, ungeachtet er 1763 zum geheimen Archivar in Dresden mit 2000 Thalern Gehalt, 1766 zum Reichshofrathe, und 1769 zum Kanzler der Univerſität Gießen berufen wurde. Zur Belohnung ſeiner treuen Anhänglichkeit an Göttingen legte ihm Münchhauſen den geheimen Juſtizrathtitel bei. In ununterbrochner Thätigkeit, wofür ihm die Achtung ſeiner zahlreichen Schüler, die Freundſchaft aller Kenner der Wiſſenſchaften, die Wertſchätzung der höchſten Staatsperſonen zu Theil wurde, brachte er die übrigen Jahre ſeines Lebens hin, und erheiterte dieſelben durch den anmuthigen Wechſel kleiner Reiſen nach Pyrmont, Straßburg, Stuttgart, Dresden, Gotha u. a. O. Der Beifall, mit welchem er lehrte, erhielt ſich bis in ſein höchſtes Alter. 1796 feierte er ſein Amtsjubiläum mit großer Theilnahme der Lehrenden und Lernenden, und wurde den 12. Aug. 1807 zu ſeinen Vätern verſammelt. Von ſeiner großen Thätigkeit als Schriftſteller zeigt die Menge ſeiner Schriften, von denen viele in mehrern Auflagen erſchienen. Seine hiſtoriſche Entwickelung der ſonſtigen Verfaſſung der deutſchen Staaten, in 3 Theilen, hat auch jetzt noch Werth, denn er ſchöpfte aus guten Quellen, und gründete ſein Urtheil auf eine um-

faſſende Kenntniß des Rechts. Da er indeſſen ſein ſchriftſtelleriſches Verdienſt größtentheils an den damaligen Zuſtand des deutſchen Reichs knüpfte: ſo hat daſſelbe ſeine einwirkende Kraft zugleich mit dem Untergange des heiligen römiſchen Reichs verloren. Aber immer wird er wegen ſeiner Religioſität, ſeiner liebenswürdigen Beſcheidenheit und ſeiner außerordentlichen Thätigkeit als akademiſcher Lehrer der Gegenſtand reiner Achtung bleiben.

Puzzolana (terra puzzolana) oder Puzzolanerde wird ein vulkaniſches Erzeugniß genannt, welches in Unteritalien, inſonderheit bei Puzzolo (Puteoli) häufig vorkommt. Dieſe Erde iſt bald grau, bald ſchwarz, braun oder gelblich; theils ſtaubartig, theils feſt in Brocken. Man hält ſie für eine Spielart der Tuffwacke. Mit Waſſer vermiſcht und wieder getrocknet, verhärtet ſie ſich zu einer feſten ſteinartigen Maſſe, weßhalb ſchon die Alten ſie als Mörtel zum Bauen gebrauchten. Vornehmlich iſt ſie beim Straßen- und Waſſerbau anwendbar. Die berühmte Appiſche Straße (ſ. d. Art.), welche vor faſt 2000 Jahren angelegt wurde, gibt davon einen merkwürdigen Beweis. Noch jetzt ſind die mit Mörtel von Puzzolanerde ausgefüllten Fugen zwiſchen den Steinen ſo feſt, daß man nicht im Stande iſt, mit einer Degenſpitze dazwiſchen zu ſtechen. Eben ſo wiederſtehen die Dämme des alten Hafens von Puzzolo, welche von Backſteinen mit dieſem Mörtel aufgeführt ſind, noch jetzt der Gewalt des Meers.

Pygmäen, ein fabelhaftes Zwergenvolk, welches die Alten an die Quellen des Nils, Andre nach Indien verſetzten. Schon Homer ſingt von ihnen, daß die Kraniche ſie mit Tod und Verderben bedrohten. Dieſe Erzählungen wurden von Spätern noch mehr ausgeführt. Nach Plinius waren ihre Städte und Häuſer nur von Eierſchalen gebaut; ihr Getreide ſchnitten ſie nach Philoſtrat mit Beilen ab, als ob ſie Bäume fällen wollten. Ebenderſelbe ſpricht von einem Pygmäenheere, welches den nach der Niederlage des Antäus eingeſchlafnen Herkules angriff. Sie machten dazu Anſtalten, als ob ſie eine Stadt belagern wollten. Aber Herkules erwachte, lächelte über die kleinen Weſen, wickelte ſie in ſeine Löwenhaut, und trug ſie zum Euryſtheus.

Pygmalion, Beherrſcher von Cypern, haßte die Weiber ſeines Landes wegen ihrer Ausſchweifungen. Als ein geſchickter Bildner hatte er einſt eine weibliche Statue aus Elfenbein gefertigt, deren Schönheit ihn ſo entzückte, daß er von Liebe für ſein eignes Werk entbrannte, und die Venus bat, den Stein zu beſeelen. Seine Bitte ward endlich erfüllt. Die Statue begann vor ſeinen Augen und unter ſeinen Umarmungen zu athmen und zu leben. Sie wurde ſeine Gemahlin und er zeugte mit ihr den Paphos, den nachmaligen Erbauer der Stadt gleiches Namens. Rouſſeau hat dieſen Stoff dramatiſch bearbeitet. Ein andrer Pygmalion iſt der Bruder der Dido, König von Tyrus und Sidon.

Pylades, ein Sohn des Strophius, Königs in Phocis, und den Anaxibia, Schweſter Agamemnon's, berühmt durch ſeine Freundſchaft mit Oreſt (ſ. d. Art.), mit deſſen Schweſter, Elektra, er ſich vermählte, und mit ihr den Medon und Strophius zeugte.

Pylos, des Neſtor Reſidenz (daher der pyliſche Neſtor), lag in Elis, iſt aber mit dem andern Pylos (Eliakos) nicht zu ver-

wechſeln, welches gleichfalls in Elis lag, und des Augias Reſidenz war. Noch ein drittes Pylos lag in Meſſenien, auch im Peloponnes, welches Einige, namentlich Pindar, für das Neſtoriſche hielten.

Pyramide (Spitzſäule) heißt in der Geometrie ein Körper, welcher zur Grundfläche ein Vieleck hat, in der Oberfläche aber ſich in einer Spitze endet. Der Pyramide Seitenflächen ſind Dreiecke, deren Inhalt durch Berechnung derſelben, ſich leicht finden läßt. Der körperliche Inhalt einer Pyramide iſt gleich dem dritten Theile eines Prisma, das mit ihm gleiche Grundfläche und Höhe hat, und ihr Inhalt wird gefunden, wenn man die Grundfläche mit dem dritten Theile der Höhe multiplicirt.

Pyramiden, in der Architektur, Gebäude, welche ſich von den Aegyptern herſchreiben. Nach Herodot betrachtete dieſes Volk die pyramidiſche Form als ein Sinnbild des menſchlichen Lebens. Der breite Fuß bedeute den Anfang, und das Zuſammenlaufen in einen Punkt das Ende unſers Daſeins in dem gegenwärtigen Zuſtande; weßhalb ſie ſolche auch bei Begräbniſſen anwendeten. Einige Schriftſteller leiten das Wort Pyramide von πυρὸς, Weizen, Getreide, ab, und verſtehen darunter entweder Kornbehältniſſe, dergleichen der Patriarch Joſeph erbaut haben ſoll, oder denken an πυρ, Feuer, weil die Geſtalt der Pyramide einer aufſteigenden Flamme gleicht. Wahrſcheinlich aber ſtammt der Name von einem urſprünglich ägyptiſchen Worte ab. Einige leiten es von dem Worte Piramue, Sonnenſtrahl, Andre von Pirama, das hohe Denkmal, ab. Die ägyptiſchen Pyramiden (denn auch bei den Babyloniern, Indiern und anderwärts finden ſich ähnliche Gebäude) ſind große, viereckige, inwendig nicht dichte, von einem breiten Fuße allmälig in ſchiefer Richtung ſpitziger zulaufende, theils ſich in eine völlige Spitze, theils in ein kleines Viereck endigende, meiſt aus großen, nicht ſehr harten Kalkſteinen (ſeltner aus Ziegeln oder andern Steinen) verfertigte, auswendig bekleidete Gebäude, von verſchiedner, gewöhnlich der Länge der Grundfläche gleicher Höhe, deren vier Seiten nach den vier Weltgegenden gerichtet ſein ſollen, und von denen zwei Seiten gewöhnlich größer als die andern ſind. Sehr verſchiedne Meinungen ſind über Zweck und Beſtimmung der Pyramiden aufgeſtellt worden. Einige behaupten, daß ſie der Sonne oder einer andern Gottheit geweiht waren, nach Andern dienten ſie zu aſtronomiſchen Beobachtungen, als eine Art Sonnenzeiger, nach Diderot zur Erhaltung und Ueberlieferung hiſtoriſcher Nachrichten und Kenntniſſe, nach Andern bloß zur Befriedigung der Eitelkeit und des drückenden Deſpotismus der Könige, oder zur Feier von Myſterien, zu geheimen Zuſammenkünften, oder zu Kornmagazinen, oder endlich — und dies iſt die gewöhnlichſte Meinung der Alten, zu Begräbniſſen, Gebäuden auf Begräbnißplätzen, ſymboliſchen Darſtellungen des Schattenreichs oder Mumienkammern. Eben ſo abweichend ſind die Meinungen über ihr Alterthum. Am berühmteſten waren die des Cheops und des Chephren. Man theilt die noch vorhandnen (ſämmtlich in Mittelägypten) in 5 Gruppen, die ungefähr 40 Pyramiden enthalten. Der Strich, in welchem die Pyramiden ſtehen, fängt von Dagſchur an, und geht bei Sakkarah nnd Memphis vorbei, bis faſt zum 30° N. B. in der Länge von 14,000 Schritten und geringer Breite. Die Pyrami-

dengruppe von Gizé (Dſchiſcheh, in der Nähe des alten Memphis) iſt die berühmteſte. Hier ſteht die größte. Herdot ſagt, man habe ihm berichtet, daß ſie die Gebeine des Cheops, eine andre dabei ſtehende aber die Gebeine ſeines Bruders Chephren bedecke, welcher ihm nachfolgte. Nicht unwahrſcheinlich iſt die Nachricht dieſes alten Schriftſtellers, daß hunderttauſend Menſchen zwanzig Jahre lang ununterbrochen an Errichtung dieſes ungeheuern Gebäudes gearbeitet hätten, und daß Cheops deßhalb der Gegenſtand des Haſſes ſeines Volks geworden ſei. Als Savary die Pyramiden von Gizé beſuchte, ſtand das Land unter der Herrſchaft ſeiner jetzigen Bewohner, deren Kiaſchif oder Gouverneur des Diſtrikts einen kleinen Zoll von den Reiſenden nahm und ihnen dagegen eine Bedekkung zum Schutze wider die Araber mitgab, die jede Gelegenheit benutzten, ſie zu plündern. Savary brach, von einigen Freunden und einer Bedeckung begleitet, um 1 Uhr nach Mitternacht von Gizé auf, und wurde bald darauf durch den Anblick der beiden größten Pyramiden erfreut, deren Gipfel der Mond beſchien. Sie hatten das Anſehn ungeheurer Felſenſpitzen, welche durch die Wolken drangen. Um halb vier Uhr Morgens machte ſich die Geſellſchaft bereit, in die große Pyramide hineinzuſteigen. Sie legten größtentheils ihre Kleider ab, und Jeder nahm eine Fackel in die Hand. So begannen ſie einen langen Gang hinabzuſteigen, der zuletzt ſo eng wurde, daß ſie auf Händen und Knien kriechen mußten. Als ſie ihn zurückgelegt hatten, mußten ſie faſt unter gleichen Umſtänden wieder aufwärts ſteigen. Am Ende dieſes zweiten Ganges traten ſie durch eine kleine Thür in ein weites längliches, ganz mit Granit bekleidetes Gemach. An dem einen Ende dieſes Gemachs ſah Savary einen leeren marmornen Sarkophag, aus einem Stück, aber ohne Deckel. Scherben irdener Gefäße waren über den Fußboden verſtreut. Sie beſuchten noch ein zweites Zimmer, das unter dem eben erwähnten gelegen und von kleinerm Umfange war. Es enthielt den Eingang eines damals mit Schutt angefüllten Ganges. Befriedigt ſtieg man jetzt auf demſelben Wege wieder hinaus, nicht ohne Schwierigkeit einen tiefen und gefährlichen Brunnen zur linken Hand vermeidend. Als ſie ſich wieder in freier Luft befanden, waren alle bleich und erſchöpft durch die Hitze, welche ſie im Innern der Pyramide ausgeſtanden hatten. Nachdem ſie ſich erholt und geſtärkt hatten, beſtiegen ſie die Pyramide von außen. Sie zählten gegen zweihundert ſteinerne Stufen, deren Höhe unregelmäßig von zwei bis vier Fuß war, und genoſſen von oben der ſchönſten Ausſicht auf die Landſchaft. Weit ſchwieriger als das Hinaufſteigen war das Niederſteigen. Als ſie den Erdboden wieder erreicht hatten, gingen ſie rings herum und betrachteten mit Entſetzen die rauhe Maſſe, die in der Entfernung aber die Unebenheit verliert, und mit ebenen Oberflächen erſcheint. Die Form dieſes ungeheuern Gebäudes läßt eine genaue Meſſung nicht wohl zu; daher die vorhandnen Angaben nur als Vermuthung anzuſehen ſind. Herodot gibt die Höhe auf 800 Fuß und die untre Breite auf jeder Seite auf eben ſo viel an; Strabo beſtimmte ſie auf 625, Diodor auf 600 Fuß. Mit Letzterm ſtimmen die neuern Angaben am meiſten überein. Die Verſchiedenheiten in dieſen Meſſungen mögen zum Theil daher rühren, daß ſie auf verſchiednen Seiten ge-

macht worden, dieſe aber des mehr oder weniger angewehten Sandes wegen nicht gleich ſind. Strabo erwähnt, daß der Stein, welcher den Eingang in die Pyramide verſchlöſſe, faſt auf der Mitte der einen Seite befindlich ſei; wäre dies richtig, ſo müßte das Erdreich in der Nähe ſich ſehr angehäuft haben, da jetzt der Eingang nicht über 100 Fuß vom Boden entfernt iſt. Herodot ſagt, die große und nächſte Pyramide ſei ganz mit weißem Marmor bekleidet; Diodor und Plinius nahmen an, ſie ſeien ganz aus dieſem koſtbaren Material erbaut. Herodot's Anführung wird durch noch vorhandne Ueberreſte beſtätigt. Denon der den franzöſiſchen Zug nach Aegypten begleitete, ſagt über den gegenwärtigen Zuſtand der Pyramiden Folgendes: Buonaparte hatte beſchloſſen, die großen Pyramiden von Gizé zu unterſuchen. Es waren dazu gegen 300 Perſonen beſtimmt, unter denen ſich auch Denon befand. Man näherte ſich auf Böten vermittelſt der unter Waſſer geſetzten Kanäle des Nils der Grenze der Wüſte in einer Entfernung von einer halben Stunde von den Pyramiden. Der erſte Eindruck, den ihr Anblick machte, entſprach der Erwartung nicht, da es an Gegenſtänden zur Vergleichung fehlte. Erſt als man ihnen näher kam und Menſchen an dem Fuße der Pyramiden erblickte, trat ihre rieſenmäßige Größe hervor. Man beſtieg einen kleinen Hügel von Schutt und Sand, der zu der Oeffnung der Pyramide führte. Dieſe Oeffnung, welche nach Denon's Angabe ungefähr ſechzig Fuß über dem Boden liegt, iſt verſteckt durch eine allgemeine Außenſeite von Stein, welche die dritte oder innere Einhegung des die Pyramide umgebenden Bollwerks bildet. Große Steine liegen horizontal an den Seiten des Eingangs, und über dieſen befinden ſich andre von ungeheurer Größe ſo gelegt, daß ſie durch ihr Gewicht ihren Fall oder ihre Verrückung unmöglich machen. Hier beginnt der erſte Gang in einer Richtung gegen den Mittelpunkt und die Grundfläche des Gebäudes. An dem Ende dieſes Ganges, ſagt Denon, findet man zwei große Granitblöcke, welche ihn unterbrechen. Da die Verſuche, das Hinderniß zu überwinden, fruchtlos geblieben, ſo iſt man wieder etwas zurückgekehrt, iſt um zwei Steinblöcke herumgegangen und hat, über ſie wegklimmend, einen zweiten ſo ſteilen Gang entdeckt, daß man, um hinaufzuſteigen, hat Stufen aushauen müſſen. Dieſer Gang führt in einen Raum, wo eine Höhle iſt, welche gewöhnlich der Brunnen genannt wird. Sie iſt der Eingang zu einem horizontalen Gange, welcher in ein unter dem Namen Gemach der Königin bekanntes Zimmer ohne alle Zierrathen oder Inſchriften führt. Von dem oben genannten Raume führt eine Oeffnung in perpendikulärer Richtung zu dem Hauptgange, und dieſer endigt in einem zweiten Raume, wo ſich ein drittes und letztes Behältniß befindet. Dies iſt mit größrer architektoniſcher Sorgfalt und Eigenthümlichkeit gebaut. Zuletzt kommt das königliche Gemach, welches den Sarkophag enthält, und der letzte Zweck eines ſo ungeheuern Gebäudes iſt. (S. Grobert, Beſchreibung der Pyramiden zu Gizé ꝛc., aus dem Franzöſ. Gera und Leipz. 1801.) Außer dieſer Pyramidengruppe ſind noch die von Mandſchelmuſa, Sakkara, Dagſchur und von Fejum zu nennen.

Pyramus, ſ. Thisbe.

Pyrenäen, ein 56 Meilen langes und 5 bis 24 Meilen

breites Gebirge zwiſchen Frankreich und Spanien, das ſich vom mittelländiſchen bis zum biscajiſchen Meere zieht, wo es ſich an beiden Meeren allmälig ſenkt, und am mittelländiſchen Meere im Vorgebirge Cervera, am biscajiſchen im Vorgebirge Higuer endigt. Am erhabenſten zeigt es ſich von der franzöſiſchen Seite, wohin auch ſeine höchſten Spitzen gehören. Es iſt ein rauhes Granitgebirge, mit Waldung bedeckt, aber auch mit vielen nackten Gipfeln verſehen, auf welchen ſelbſt im Sommer der Schnee liegen bleibt, und wo ſich Gletſcher, Eisthäler und Schneeberge finden. Die höchſte Spitze bildet in der Mitte der Pyrenäen, auf der nördlichen Grenze von Aragonien, aber zu Frankreich gehörig, der 10,578 Fuß hohe Montperdu, den man deutlich in Saragoſſa ſieht. Die übrigen höchſten Spitzen auf der franzöſiſchen Seite ſind: der Vigne male (10,332 F.), der Maladetta (10,020 F.), der Marboré (9978 F.), der Pic du midi (9036 F.) und der Canigou (8640 F.). Auf der ſpaniſchen Seite iſt der Mouſſet die höchſte Spitze, nach Einigen 6646, nach Andern 7518, auch 8461 F. hoch. Berühmt iſt der 3937 F. hohe Montſerrat, in Catalonien, mit ſeinem Benediktinerkloſter und den dazu gehörigen 13 Einſiedeleien. Mehr als hundert gangbare Wege verbinden über das Gebirge beide Reiche, doch ſind nur ſieben für Wagen und Kanonen fahrbar. Die Hauptſtraße geht von St. Jean de Luz über die Bidaſſao nach Vittoria; der Weg von St. Palais nach Navarra iſt nur für Maulthiere gangbar und höchſt beſchwerlich; ein andrer Weg führt von Perpignan und Boulon nach Junquera und Gerona, er iſt der gebahnteſte von allen. Ein dritter geht von St. Jean Pied de Port nach Pampelona. Die Rolandspforte von Bielſa nach Bareges iſt beſchwerlich und wird meiſtens nur von Schleichhändlern benutzt. Nach Spanien und Portugal verbreiten die Pyrenäen ihre Zweige weit hin, und durchziehen beide Länder; nach der Seite von Frankreich hingegen ſenden ſie keine Ketten ab, ſondern haben nur niedrige Vorberge, meiſtens Berge dritter Bildung, die aus Kalkſtein beſtehen, und auf ihren Gipfeln Wald, an den Seiten Reben tragen.

Pyrmont, fürſtlich waldeckiſche Grafſchaft, zwiſchen dem Fürſtenthume Lippe Detmold, dem preußiſchen Regierungsbezirke Minden und der hannöverſchen Provinz Kalenberg, drei Stunden von der Weſer gelegen, iſt ein gebirgiges, von der Emmer durchfloſſnes Ländchen, welches 1⅝ Q. M., eine Stadt, zehn Dörfer und 4500 größtentheils evangeliſch-lutheriſche Einwohner enthält, die ſich mit Ackerbau und Viehzucht beſchäftigen. Ungeachtet ihrer Kleinheit bringt dieſe Grafſchaft doch dem Landesherrn jährlich 55,000 Thlr. ein, wozu der berühmte Mineralbrunnen allein 12,000 Thlr. beiträgt. Auch ein Salzwerk iſt vorhanden. Der Hauptort, Neuſtadt Pyrmont, iſt eine wohlgebaute, offne Stadt von 300 Häuſern und 2000 Einwohnern, und liegt am nördlichen Ende eines romantiſchen Thales, an der Emmer. Die Hauptſtraße wird auf beiden Seiten von hohen Linden beſchattet, und führt zur großen Allee und den Mineralquellen, wegen welcher der Ort berühmt iſt, und jährlich von mehr als 1500 Badegäſten beſucht wird. Die Hauptquelle, in der Vorzeit der heilige Brunnen genannt, befindet ſich an dem obern Ende der großen Allee, quillt klar und kryſtallhell in einer ſteinernen Einfaſſung, und hat zur Bedeckung ein zierliches

achteckiges Haus. Ihr Waſſer hat eine berauſchende Kraft und einen geiſtigen, weinſäuerlichen, erquickenden Geſchmack. In Hinſicht auf ſeine Stärke und Wohlthätigkeit für den menſchlichen Körper behauptet es ſchon viele Jahrhunderte hindurch vor allen bekannten Stahlwaſſern den Vorzug. Es friert niemals zu, und jährlich werden an 300,000 Flaſchen nach allen Welttheilen verſchickt, wodurch es ſehr wenig von ſeinen flüchtigen Beſtandtheilen verliert. Unweit davon entſpringt der Brodelbrunnen, welcher dieſen Namen von dem ſtarken Geräuſche hat, mit welchem er hervorquillt. Sein Waſſer iſt nicht ganz klar, und wird bloß zum Baden gebraucht. Die übrigen Quellen ſind der Augenbrunnen, der kleine Badebrunnen, der Säuerling, die Salzquelle, welche zu einem Salzwerke benutzt wird, und der mineraliſche Salzbrunnen. Unter den Anlagen zum Vergnügen und zur Bequemlichkeit der Badegäſte zeichnet ſich die große, 500 Schritte lange, 40 breite, und mit vier Reihen hoher Lindenbäume beſetzte Allee aus. An dem einen Ende iſt ein Springbrunnen, an dem andern das Brunnenhaus; zu beiden Seiten das Schauſpielhaus, das Kaffeehaus, der große und kleine Ballſaal, verſchiedne andre Gebäude und eine große Zahl von Buden, die mit Galanteriewaaren verſehen ſind. Dieſe Allee iſt der Verſammlungsplatz und Mittelpunkt der Kurgäſte, die hier den Brunnen trinken. In der Nähe iſt das große Badehaus, welches 140 geſchmackvoll eingerichtete Gemächer enthält. In der unterſten Etage deſſelben ſind ſchöne geräumige Bäder, wo man nach Belieben in Marmor, Zinn, Fayence oder Holz badet. Seit 1809 iſt bei der Saline noch ein Badehaus erbaut worden, zur Benutzung der mineraliſchen Salzquellen. Die Umgebungen Pyrmonts bieten mehrere Merkwürdigkeiten dar, wovon wir folgende anführen: 1) das ein Paar hundert Schritte von der großen Allee entfernte Schloß Pyrmont, ſeit 1806 die Reſidenz des regierenden Fürſten. Es iſt mit einem mit Linden bepflanzten Walle und einem tiefen, breiten Graben umgeben. Der auf dem Walle befindliche ſogenannte Pulverthurm iſt in einen ſchönen Salon, welcher mittelſt einer fliegenden Brücke über den Schloßgraben mit dem neuangelegten engliſchen Boskel zuſammenhängt, verwandelt worden; 2) der Königsberg, der ſeinen Namen nach Friedrich II., König von Preußen, hat, welcher ſich, während ſeines Aufenthalts in Pyrmont, auf demſelben täglich befand, und dort den Brunnen zu trinken pflegte. Im Dunkel ehrwürdiger Eichen hat man ihm ein marmornes Denkmal mit folgender Inſchrift errichtet: Fridericus Maximus fonte salutifero vires restauraturus hoc secessu gaudebat; 3) die Dunſthöhle in einem Steinbruche. Sie beſteht aus einer im Quadrat ſechs Fuß großen, zehn Fuß hohen gewölbten Grotte. Der aus dem Boden hervorkommende erſtickende Dunſt (ein kohlenſaures Gas) ſteht gewöhnlich zwei bis drei Fuß hoch darin. Bei großer Wärme aber, bei öſtlicher Luft, bei ſchönem hellen Wetter füllt er bisweilen die ganze Grube an. Alsdann empfindet man in derſelben Angſt, Beklemmung, Schwindel, und muß ſich ſchnell zurückziehen, wenn man nicht augenblicklich leblos zur Erde ſinken will. Bisweilen findet man in der Vorhalle der Dunſthöhle todte Fröſche, Vögel, Haſen und andre Thiere. Das brennende Licht erliſcht, ſobald man ſich dieſem Dunſte nähert. 4) die kleine Quäkerkolonie Friedensthal in einem Thale, mit einer Meſſerfabrik.

Pyromantie, die vermeintliche Kunſt, aus dem Feuer zu wahrſagen. Die Prieſter der Alten wollten dieſes beſonders aus dem Opferfeuer.

Pyrometer, Feuermeſſer, ein Werkzeug, mit welchem höhere Grade der Wärme oder des Feuers, und deren Wirkung auf Metalle oder andre feſte Körper gemeſſen werden können. Das von Wedgwood erfundne verdient den Vorzug. Es gründet ſich auf die Eigenſchaft des Thons, in dem Maße zu ſchwinden, als die Hitze groß iſt, ohne ſich hernach in der Kälte wieder auszudehnen. Auf eine meſſingne Platte ſind Stäbe von demſelben Metalle gelöthet, welche etwas ſchräg gegen einander laufen und ſo eine allmälig enger werdende Nuth bilden, in welche die zu den Verſuchen nöthigen thönernen Würfel hineingeſchoben werden. Will man den Grad der Hitze, z. B. eines Ofens, meſſen, ſo legt man einen thönernen Würfel in die Nuth, läßt ihn die Hitze des Ofens aufnehmen, und wirft ihn dann ſogleich in kaltes Waſſer. Der Würfel geht deſto tiefer in die Nuth des Pyrometers hinein, je ſchmaler ſeine Seite durch die Hitze geworden iſt. Da, wo der Würfel ſtekken bleibt, ſteht an den Stäben eine Zahl, die den Grad der Hitze angibt. Es verſteht ſich übrigens, daß die Thonart, welche man braucht, immer dieſelbe ſein muß. Lambert, welcher zuerſt die Lehre vom Maße des Feuers und der Wärme in eine förmliche Wiſſenſchaft brachte, unterſcheidet Thermometrie und Pyrometrie, und ſchränkt jene auf die unſerm Gefühle erträglichen, dieſe auf die höhern Wärmegrade ein.

Pyrrha, ſ. **Deukalion**.

Pyrrhichius, ſ. **Rhythmus**.

Pyrrho, ein ausgezeichneter griechiſcher Philoſoph, Stifter der pyrrhoniſchen oder ſkeptiſchen Schule, gebürtig aus Elis im Peloponnes, blühte um 340 vor Chr. In ſeiner Jugend beſchäftigte er ſich einige Zeit mit der Malerkunſt, verließ ſie aber nachher, um ſich dem Studium der Philoſophie zu widmen, zu welchem er durch die Schriften des Demokrit geführt wurde. Sein erſter Lehrer war Bryſon. Nachher ſchloß er ſich an Anaxarchus, einen Schüler des Metrodorus von Chios. Dieſen begleitete er nach Indien im Gefolge Alexanders des Großen, und ſparte keine Mühe, ſich mit den Meinungen der Brachmanen, Gymnoſophiſten, Magier und andrer morgenländiſchen Philoſophen bekannt zu machen. Sein Zweifel gegen das poſitive Wiſſen (Skepticismus) ſtieg mit dem Fortgange ſeiner Studien ſo hoch, daß er endlich alles Wiſſen für unnütz und unmöglich hielt, und nur der Tugend einen Werth beilegte. In allen Fällen antwortete er ſeinen Gegnern: „Was ihr ſagt, kann wahr oder nicht wahr ſein; ich entſcheide nicht,“ und lehrte in ſeiner Schule, daß jeder Gegenſtand der menſchlichen Unterſuchung in Ungewißheit gehüllt ſei, ſo daß man nicht zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen könne, ſondern ſein Urtheil zurückhalten müſſe. Einen großen Theil ſeines Lebens brachte er in der Einſamkeit zu, und ſuchte durch Enthaltung von allem beſtimmten Urtheil (ἐποχή) über Meinungen und äußere Erſcheinungen zu einer von Furcht, Freude und Kummer unangefochtnen Gemüthsruhe zu gelangen. Körperliche Schmerzen ertrug er mit großer Seelenſtärke; keine drohende Gefahr machte ihm Unruhe. In der Dis-

putirkunſt war er berühmt wegen der Scharfſinnigkeit ſeiner Gründe und der Klarheit ſeiner Sprache. Er war ein großer Bewundrer der Dichter, beſonders des Homer, und führte oft Stellen aus ſeinen Gedichten an. Von der hohen Achtung, worin er bei ſeinen Landsleuten ſtand, zeugen viele Umſtände. Sie ernannten ihn unter andern zum Oberprieſter, und gaben ein Geſetz, das alle Philoſophen von dem öffentlichen Abgaben befreite. Um ſo unglaubwürdiger erſcheinen die Abgeſchmacktheiten, welche Diogenes Laertius ihm aufbürdet. Er ſtarb in einem neunzigjährigen Alter. Die Athenienſer errichteten ihm zu Ehren eine Statue, und ſeine Landsleute ein andres Denkmal. Wie Pyrrho zu dem Skepticismus kam, iſt leicht zu erklären. Frühzeitig war er mit dem Syſteme des Demokrit bekannt geworden. Nachdem er von dieſem Philoſophen gelernt, das wirkliche Daſein aller Eigenſchaften an den Körpern zu leugnen, diejenigen ausgenommen, welche den anfänglichen Atomen eigen ſind, und jede Erkenntniß auf den Anſchein und die Meinung zurückzuführen, ſchloß er, daß unſer ganzes Wiſſen von dem trügeriſchen Einfluſſe der Sinne abhänge, und folglich nichts für gewiß gelten könne. In dieſen Anſichten wurde er durch den allgemeinen Geiſt der eleatiſchen Schule, in welcher er erzogen werden, und durch die Bekanntſchaft mit der praktiſchen Lehre des Sokrates, mit welchem ſein Charakter viele Aehnlichkeit hatte, bekräftigt. Nichts aber trug mehr dazu bei, ihn in dem Skepticismus zu beſtärken, als die Spitzfindigkeiten der dialektiſchen Schulen, mit welchen er ſich bekannt gemacht hatte. Keine Methode war ſo geſchickt, die Sophiſtik über den Haufen zu werfen, als die Lehre von einer allgemeinen Ungewißheit. Durch Temperament und Lebensgewohnheit geneigt, eine unwandelbare Ruhe als den großen Zweck aller Philoſophie zu betrachten; wahrnehmend, daß nichts dieſe Ruhe ſo ſehr ſtöre, als die unzähligen Meinungsverſchiedenheiten in den Schulen der Dogmatiker, und daß durch ihr Streiten eher die Ungewißheit als die Gewißheit vermehrt werde, beſchloß er, den Frieden, den er in der dogmatiſchen Philoſophie zu finden verzweifelte, auf eine andre Weiſe zu ſuchen. So erzeugte ſich bei ihm der Skepticismus. Pyrrho hinterließ keine Schriften. Sein Freund und Schüler, Timon, behandelte zuerſt dieſen Skepticismus ſchriftlich; aber ſeine Schriften ſind verloren gegangen. Nur aus Schriften ſeine ſpätern Nachfolger, und beſonders aus Sextus Empiricus können wir die Grundſätze ſeiner Schule, oder richtiger, die philoſophiſche Denkart, kennen lerren, durch welche ſie mehr danach ſtrebte, jedes andre philoſophiſche Gebäude umzuſtürzen, als ein eignes aufzubauen. Im gemeinen Leben nennt man oft von ihm die Zweifelſucht Pyrrhonismus, und redet auch von einem hiſtoriſchen Pyrrhonismus.

Pyrotechnie, ſ. Feuerwerkerkunſt.

Pyrrhus, des Achilles und der Iphigenia Sohn, welchen ſein Vater nach der Opferung Iphigenia's nach Skyros brachte, und der Deïdamia übergab. (Andre geben ihm die Deïdamia, des Lykomedes Tochter, zur Mutter). Auf Skyros wurde er erzogen und er blieb dort, bis nach ſeines Vaters Tode, Ulyſſes und Diomedes ihn abholten, da Kalchas erklärt hatte, daß ohne ihn Troja nicht erobert werden könne. Er erhielt jetzt den Namen Neoptolemus.

Homer beſchreibt ihn als ſchön, beredt, tapfer und ſtets unverzagt. Die nachhomeriſchen Dichter laſſen ihn die Opferung der Polyxena auf ſeines Vaters Grabe veranſtalten, den Philoktet von Lemnos abholen und den Polites und Priamus tödten. Von den Gefangnen wurden ihm Andromache und Helenus zu Theil. Sehr von einander abweichend ſind die ſpätern Sagen. Einige laſſen ſeine Rückkehr zu Lande, Andre zu Waſſer geſchehen. Nach Einigen kam er nach Epirus zu den Moloſſern, dort eine neue Herrſchaft ſtiftend. Hier war Andromache ſeine Gemahlin, mit welcher er den Moloſſus, Pierus und Pergamus zeugte. Endlich überließ er Gemahlin und Reich dem Helenus, den er als Weiſſager ehrte, und nun finden wir ihn in einem neuen Mythenkreiſe, wozu der Grund bei Homer iſt. Er ward nämlich mit Hermione vermählt, die ihr Vater Menelaus ihm vor Troja zur Gemahlin gelobt hatte. Darüber ward er, nach Einigen, von Oreſt, der Hermione vorherigem Gemahl, am Altare Apollo's ermordet. Nach Andern erfolgte ſein Tod auf Apollo's Veranlaſſung, den er beleidigt hatte. Darüber ſind die Meiſten einig, daß ſeine Ermordung zu Delphi geſchah. Hier zeigte man ſein Grabmal und brachte ihm alljährlich ein Gedächtnißopfer.

Pyrrhus II. Dieſer in der Geſchichte der Römer ſo merkwürdige König von Epirus lebte faſt 300 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung. Er war einer der größten Feldherren ſeines Zeitalters, dabei aber ein äußerſt ehrgeiziger und eroberungsſüchtiger Fürſt. Schon in ſeinem 12. Jahre beſtieg er den väterlichen Thron; und ob er gleich nach fünf Jahren durch den Neoptolemus von demſelben vertrieben wurde, ſo erhielt er ihn doch bald nachher wieder. Er vergrößerte darauf ſeine Macht durch die Eroberung Macedoniens. Nach neuen Eroberungen lüſtern, nahm er mit Vergnügen die Einladung der Tarentiner in Kalabrien an, welche ihn gegen die Römer zu Hülfe riefen. Zwar beſiegte er mit Hülfe ſeiner Elephanten die in dieſer Art des Krieges noch unerfahrnen Römer; allein ſein eignes Geſtändniß: „noch ein ſolcher Sieg, und er werde alein nach Hauſe gehen müſſen," bewies, wie viel ihm derſelbe gekoſtet hatte. Unterdeſſen lockten ihn die Unruhen in Syrakus nach Sicilien. Aber ohne ſeine eiteln Eroberungsplane ausgeführt zu haben, kehrte er nach Italien zurück; und nachdem er hier von den Römern, die ſich an ſeine Art zu kriegen bald gewöhnt hatten, geſchlagen worden war, ſah er ſich genöthigt, unverrichteter Sache nach Griechenland zurückzugehen, wo endlich ein Wurfſpieß bei der Belagerung von Argos ſeinem unruhigen Leben (272 vor Chr.) ein Ende machte. Von dieſem Könige haben die Römer einen großen Theil jener Kriegskunſt erlernt, welche ſie nachmals ihren Feinden ſo furchtbar machte. Er hingegen hatte ſehr oft Gelegenheit, ihren Edelmuth zu bewundern. (Man ſ. d. Art. Fabricius.)

Pythagoras, ein berühmter Weiſer des griechiſchen Alterthums und der geprieſne Stifter der italiſchen Schule. Nach der gewöhnlichen Meinung war er aus Samos gebürtig. Sein Vater, Mneſarchus, war ein Kaufmann, wahrſcheinlich aus Tyrus oder ſonſt einer phöniziſchen Stadt, welcher nach Samos handelte. Hier erhielt er das Bürgerrecht und ließ ſich mit ſeiner Familie nieder. Das Geburtsjahr des Pythagoras iſt ungewiß, wahrſcheinlich zwi-

ſchen 584 und 586 vor Chr. Seinen erſten Unterricht empfing Pythagoras von Kreophilus in ſeiner Vaterſtadt. Dann begab er ſich nach der Inſel Scyrus und war ein Schüler des Pherecydes bis zu deſſen Tode; auch beſuchte er Milet, wo er von Thales und Anaximander Unterricht erhalten haben ſoll. Der erſtere rieth ihm, nach Aegypten zu gehen, und dort von den Prieſtern zu Memphis und Theben zu lernen. Jamblich erzählt, daß Pythagoras auf ſeiner Reiſe nach Aegypten einige Zeit in Phönizien im Umgange mit des Moſchus Nachfolgern und andern Prieſtern des Landes verweilte, von denen er in ihre beſondern Myſterien eingeweiht worden ſei, und daß er verſchiedne Theile Syriens bereiſt habe, um ihre wichtigſten heiligen Gebräuche und Lehren kennen zu lernen. Doch iſt dieſe Angabe mit vielen fabelhaften Umſtänden verbunden. Pythagoras hatte Briefe von Polykrates, Tyrannen von Samos, an den ägyptiſchen König Amaſis bei ſich, worin er des Königs Gunſt empfohlen, und dieſer gebeten wurde, ihm den Zutrit zu den Schulen der ägyptiſchen Prieſter zu erleichtern. Trotz des königlichen Befehls fand er große Schwierigkeiten. Von Heliopolis ward er nach Memphis, und von da nach Theben geſchickt. Dort wagten zwar die Prieſter nicht, den Befehlen des Königs geradezu entgegen zu handeln, aber ſie hofften ihn durch die ſtrengſten Prüfungen und Ceremonien (unter andern auch durch die Beſchneidung), die ſie ihm auferlegten, abzuſchrecken. Zu ihrem Erſtaunen überſtand Pythagoras die härteſten Proben mit unerſchütterlicher Geduld. Er gewann ihr Vertrauen, und ward nach und nach in ihre geheimſten Lehren eingeweiht. Durch ſeine Bekanntſchaft mit den gelehrteſten Männern in allen Prieſtercollegien gelang es ihm, ihre älteſten Sagengeſchichten kennen zu lernen, und mit der ägyptiſchen Gelehrſamkeit in ihrem ganzen Umfange vertraut zu werden. Von Aegypten aus, wo er ſich 22 Jahr aufgehalten hatte, begab er ſich in den Orient, und beſuchte ſowol die perſiſchen und chaldäiſchen Magier, als die indiſchen Gymnoſophiſten. Nach Jamblich war er unter den Gefangnen, welche Kambyſes von Aegypten nach Babylon brachte, woſelbſt er 12 Jahr die Philoſophie der morgenländiſchen Weiſen ſtudirte. Einige haben behauptet, daß er den Unterricht des berühmten Zoroaſter ſelbſt genoſſen, Andre, daß er mit jüdiſchen Propheten umgegangen ſei, von denen er die jüdiſchen Geſetze und Gebräuche kennen gelernt. Allein alle dieſe, und andre zum Theil noch unglaubhaftere Angaben ſind ſo widerſprechend und mit ſo unüberwindlichen chronologiſchen Schwierigkeiten verknüpft, daß wir geneigt ſind, ſie für Erdichtungen zu halten, welche das Anſehn des Pythagoras vermehren ſollten. Pythagoras eröffnete nach ſeiner Rückkehr auf Samos eine Schule, worin er nach dem Muſter der Aegypter ſeine Lehren in einer ſymboliſchen Form vortrug. Seine Landsleute zeigten aber ſo wenig Geſchmack daran, daß er es gerathen fand, auf neue Mittel zu denken, um ſich Zuhörer zu verſchaffen. In dieſer Abſicht ging er nach Delos, wo er dem Apollo ein Geſchenk von Kuchen darbot, und dagegen von der Prieſterin moraliſche Lehrſätze erhielt, oder erhalten zu haben vorgab, welche er ſeinen Schülern unter dem Namen göttlicher Vorſchriften mittheilte. In gleicher Abſicht beſuchte er auch Kreta, wo die Prieſter der Cybele ihn in die Höhle

des Ida führten, in welcher Jupiter gewiegt worden, und man das ſogenannte Grab deſſelben zeigte. Hier traf er mit Epimenides zuſammen, der ſich des Umgangs mit Göttern und der Gabe der Weiſſagung rühmte, und ihn in die heil. Myſterien der Griechen einweihte. Von Kreta ging er nach Sparta und Elis, und von da weiter nach Phlius, wo er, vom Könige Leon nach ſeinen Geſchäften befragt, ſich einen Philoſophen oder Freund der Weisheit genannt haben ſoll, indem er erklärte, daß der Name eines Weiſen (Sophos) nur der Gottheit zukomme. Mit vermehrtem Wiſſen kehrte Pythagoras in ſeine Heimath zurück, wo er nun mit glücklichem Erfolge eine philoſophiſche Schule ſtiftete. Zu dem Ende errichtete er ein halbrundes Gebäude, in welchem er, mit der Miene göttlichen Anſehns, Vorſchriften der Moral vortrug, welche die Aufmerkſamkeit feſſelten, und belehrten. Einen großen Theil ſeiner Zeit brachte er mit ſeinen vertrauten Freunden und geweihten Schülern in einer Höhle zu, wo er ſie unter myſtiſchen Formen in den dunklern Theilen der Philoſophie unterrichtete. Seine Lehren ſchienen göttliche Orakelſprüche, und das heilige Dunkel, worein er ſie zu hüllen wußte, zog eine Menge von Schülern an. Dennoch faßte er den Entſchluß, Samos zu verlaſſen, entweder um den ihn angetragnen Staatsämtern, oder um der Tyrannei des Polykrates zu entgehen. Er begab ſich nach Großgriechenland. Hier landete er zu Krotona, deſſen Einwohner durch die Verderbtheit ihrer Sitten berüchtigt waren. Jamblich und Porphyrius erzählen, daß, als er beim Betreten des Landes einige Fiſcher geſehen, die eben einen reichen Fang gethan hatten, er ihnen alle Fiſche abgekauft, ſie wieder in's Meer gelaſſen, und den Umſtehenden die Lehre gegeben habe, keine Fiſche zu tödten, und überhaupt ſich aller thieriſchen Nahrung zu enthalten. Sie fügen dieſer Erzählung noch die wunderbaren Umſtände bei, daß Pythagoras, als die Netze noch im Waſſer geweſen, genau die Anzahl der Fiſche beſtimmt, und durch ſeine Gegenwart verhindert habe, daß ein einziger Fiſch, während ſie außerhalb des Waſſers geweſen, geſtorben ſei. Aus ihren Nachrichten geht hervor, daß er Anſprüche auf übernatürliche Kräfte machte, und als ein außerordentlicher Mann Leute aus allen Volksklaſſen um ſich verſammelte. Die guten Wirkungen ſeines Einfluſſes wurden bald ſichtbar. Nüchternheit und Mäßigkeit traten an die Stelle der Völlerei und Sittenloſigkeit. Sechshundert Einwohner von Krotona unterwarfen ſich den ſtrengſten Vorſchriften ſeiner Lehre und legten ihr Vermögen zuſammen, zum Vortheil der ganzen Gemeinde. Noch zweitauſend Andre, heißt es, nahmen ſeine Lehre an, und traten in das Noviziat dieſer höchſten Klaſſe ſeiner Anhänger. Auch lehrte er in andern Städten von Großgriechenland, Italien und Sicilien, und zog allenthalben zahlreiche Schüler an ſich, die ihn faſt göttlich verehrten. Doch erregte er dadurch Argwohn, daß er ſeine Anweiſungen auf politiſche Gegenſtände ausdehnte und allenthalben auch beſſere Einrichtnngen in der Verwaltung zu machen verſuchte. Zu Krotona, zu Metapontum, Rhegium, Himera, Agrigentum, Tauromininum, und an vielen andern Orten, foderte er das Volk auf, ſeine Rechte gegen tyranniſche Regenten zu behaupten Dadurch zog er ſich mächtige Widerſacher zu. An der Spitze ſeiner Feinde zu Krotona ſtand Cylon, ein reicher und angeſehner Bür

ger, den er durch Verweigerung der Aufnahme unter ſeine Schüler gegen ſich aufgebracht hatte. Um ſich zu rächen, überfiel dieſer einſt das Haus des Milo, wo eine Anzahl von Pythagoräern verſammelt war, umringte es mit ſeinen Anhängern und ſteckte es in Brand. An vierzig Perſonen verloren das Leben, und nur Archippus und Lyſis entkamen. Pythagoras ſelbſt war wahrſcheinlich nicht in dem Hauſe gegenwärtig. Er floh zu den Lokrern, und da dieſelben ihn nicht aufnehmen wollten, nach Metapontum. Da er auch hier Feinde fand, die auf ſeinen Untergang dachten, ſo ſuchte er eine Freiſtätte in dem Tempel der Muſen, wo er aus Mangel an Nahrung in einem Alter von 80 Jahren umkam. Einige Zeit nach ſeinem Tode errichteten ihm ſeine Schüler Statuen und bezeigten ihm eine ſo abergläubiſche Verehrung, daß ſie ſein Haus zu Krotona in einen Tempel der Ceres verwandelten, und ihn als eine Gottheit bei Betheuerungen anriefen. Zu den vielen Erdichtungen, womit man ſeine Lebensgeſchichte ausgeſchmückt hat, gehört daß er einen Bären, der eine ganze Gegend verwüſtet, mit einem Worte gezähmt, daß er einen Ochſen abgehalten, Bohnen zu freſſen, indem er ihm etwas in's Ohr geraunt habe, daß er einen Adler aus dem Himmel herabgerufen habe, daß er an zwei Orten zugleich gegenwärtig geweſen, Naturbegebenheiten vorhergeſagt habe, und beim Ueberfahren über einen Fluß von dieſem mit dem Zuruf: „Heil, Pythagoras!" ſei begrüßt worden. Er ſelbſt benutzte wahrſcheinlich ſeine ungemeine Kraft und Naturkenntniß, um ſich ein größeres Anſehn zu ſetzen, und nachdrücklich auf den leichtgläubigen Haufen zu wirken. So ſoll er auch behauptet haben, daß ſeine Seele ſchon in mehrern Körpern gelebt habe. Vor dem Volke erſchien er in einem langen weißen Gewande, mit herabfließendem Barte, und wie Einige erzählen, eine goldne Krone auf dem Haupte, in ſeinem Aeußern ernſt, gebieteriſch und würdevoll. Nie drückte ſich in ſeiner Miene irgend eine Leidenſchaft aus. Er enthielt ſich aller thieriſchen Nahrung, und beſchränkte ſich auf Pflanzenſpeiſen, mit Ausſchluß der Bohnen. Dieſe Eigenheiten trugen dazu bei, ihm bei dem Volke den Anſchein eines übermenſchlichen Weſens zu geben. Um ſeine Achtung für die Ehe zu zeigen, nahm er ſelbſt ein Weib aus Krotona zu ſich, mit der er unter mehrern Kindern zwei Söhne, Telauges und Mneſarchus, zeugte, welche nach ſeinem Tode einige Zeit ſeiner Schule vorſtanden. Daß Pythagoras Schriften hinterlaſſen habe, iſt nach den Zeugniſſen der Alten unwahrſcheinlich. Die unter ſeinem Namen vorhandnen goldnen Sprüche, die als ein kurzer Abriß ſeiner popularen Lehren gelten mögen, ſcheinen entweder von Epimarchus oder von Empedokles abgefaßt worden zu ſein. Pythagoras Lehre war, wie die ägyptiſche Prieſterlehre, doppelt, eine öffentliche und eine geheime. Sein öffentlicher Unterricht beſtand in praktiſchen Vorträgen, in welchen er die Tugend empfahl und von Laſtern abmahnte, mit beſondrer Rückſicht auf einzelne Menſchenklaſſen, als Männer und Frauen, Aeltern und Kinder, Bürger und Magiſtratsperſonen ꝛc. Seine Zuhörer bei dieſen Vorträgen ſind wohl zu unterſcheiden von der auserwählten Anzahl ſeiner Schüler, die er einer eignen Zucht unterwarf, und erſt nach einem langen Unterrichte und nach ſtrengen Prüfungen in alle Geheimniſſe ſeiner geheimen Lehre einweihte.

Dieſe Schüler durften keine andre Kleider tragen, als ſolche, welche die größte Reinheit und Einfachheit der Sitten bezeichneten; um ſie in Demuth zu üben, gab er ſie drei Jahre lang dem beſtändigen Widerſpruche, dem Spotte und der Verachtung ſeiner andern Schüler preis, und verurtheilte ſie zu freiwilliger Armuth, indem ſie ihr Vermögen in die öffentliche Kaſſe liefern mußten. Nach Beſchaffenheit der Umſtände legte er ihnen ein Stillſchweigen von 2 bis 5 Jahren (das pythagoräiſche Stillſchweigen) auf. Dadurch ſicherte er ſich zugleich vor zudringlicher Neugierde und feindlichem Widerſpruch. Er gab ſeine Lehren als unfehlbare Sätze, vor den Blicken ſeiner Zuhörer durch einen Vorhang verborgen, oft auch durch das Organ eines untergeordneten Lehrer. Das bekannte: Er hat's geſagt (αὐτος ἐφα), galt ſtatt alles Beweiſes. Nur wer die rauhe Bahn der Prüfungen geduldig zurückgelegt hatte, durfte als Eingeweihter des Meiſters Wort in deſſen unmittelbarer Gegenwart vernehmen. Wer, durch die Schwierigkeiten abgeſchreckt, ſein Vorhaben aufgeben wollte, der konnte ungehindert zurücktreten ſeine Beiträge zur Kaſſe wurden zurückgezahlt. Man beging ſein Leichenbegängniß, errichtete ihm ein Grab, wie einem Todten, und gedachte ſeiner nicht mehr. Den Mitgliedern der geheimen Schule wurde die ganze Lehre des Pythagoras, nicht, wie den Andern, unter der Hülle von Bildern und Symbolen, ſondern unverſchleiert vorgetragen. Sie mußten ſich jedoch durch einen Eid zur Geheimhaltung verbinden. Jetzt durften ſie auch Fragen thun und Einwürfe machen. Man nannte ſie vorzugsweiſe Pythagoräer, auch Mathematiker, von den Studien, mit welchem ſie ſich unmittelbar nach ihrer Einweihung beſchäftigten. Sobald ſie hinlängliche Fortſchritte in der Geometrie gemacht hatten, wurden ſie zum Studium der Natur, zur Erforſchung der Grundprincipien und zur Kenntniß Gottes angeleitet. Denen, die dieſe erhabnen Grübeleien verfolgten, wurde der Name Theoriſten gegeben, während die, welche ſich insbeſondre mit der Theologie beſchäftigten, Sebaſtikoi oder Religioſen hießen. Andre wurden, in Gemäßheit ihrer Neigungen und Fähigkeiten, in der Moral, Oekonomie oder Politik unterrichtet, und ſodann entweder zur Beſorgung der Geſellſchaftsangelegenheiten gebraucht, oder ausgeſandt, die Grundſätze der Philoſophie und Staatsverwaltung in den übrigen griechiſchen Städten zu lehren und in Ausübung zu bringen. Die Lebensweiſe in der pythagoräiſchen Schule zu Krotona war, nach den Angaben der Alten, folgende: Die Pythagoräer, etwa 600 an der Zahl, lebten bei einander in einem öffentlichen Gebäude, wie in einer Familie, nebſt ihren Weibern und Kindern, in der vollkommenſten Ordnung. An jedem Morgen wurde beſtimmt, was den Tag über vorgenommen werden ſolle, und an jedem Abend unterſucht, was geſchehen ſei. Sie ſtanden auf vor Aufgang der Sonne, um ſie zu verehren; dann wurden Verſe des Homer und andrer Dichter hergeſagt, oder man ſuchte durch Muſik die Geiſteskräfte zu wecken, und für die Pflichten des Tages geſchickt zu machen. Sodann wurden mehrere Stunden in ernſten Studien zugebracht. Hierauf folgte eine Pauſe zur Erholung, in welcher gewöhnlich ein einſamer Spaziergang gemacht wurde, um ſich dem Nachdenken zu überlaſſen; dann eine Unterhaltung. Vor der Mahlzeit wurden mancherlei gymnaſtiſche Uebungen

angeſtellt. Das Mahl beſtand vornehmlich in Brot, Honig und Waſſer. Der Ueberreſt des Tages war öffentlichen und häuslichen Angelegenheiten, dem Geſpräche, dem Bade und religiöſen Gebräuchen gewidmet. Nachdem die pythagoräiſche Schule von Cylon überfallen worden, hielten es Lyſis und Archippus für nothwendig, ihres Meiſters Lehre in eine ſyſtematiſche Ueberſicht zu bringen, und ſie der Vergeſſenheit zu entreißen; aber immer noch wurde die größte Geheimhaltung empfohlen. Endlich kaufte Plato vom Philolaus eine Handſchrift über des Pythagoras Philoſophie, und erhielt von Architas deſſen Kommentare über die Sprüche und Lehren ſeines Meiſters. So erhalten wir durch ihn und ſeine Schüler Nachrichten von der pythagoräiſchen Philoſophie, von der er vieles in ſein Syſtem aufnahm. Rein iſt daher auch dieſe Quelle keinesweges, und das Meiſte, was wir von der Lehre des Pythagoras wiſſen, muß daher als unſicher und unzuverläſſig angeſehen werden. Wir begnügen uns, Folgendes davon anzuführen. Der Zweck aller Philoſophie iſt, den Geiſt von den Beſchwerden zu befreien, die ſeine Fortſchritte zur Vollkommenheit hindern, und ihn emporzuheben zur Betrachtung unwandelbarer Wahrheit, zur Erkenntniß göttlicher und geiſtiger Gegenſtände. Dies kann bei unſrer Gewöhnung an ſinnliche Dinge nur ſtufenweiſe geſchehen. Die erſte Stufe zur Weisheit iſt das Studium der Mathematik, welche, da ſie Gegenſtände betrachtet, die zwiſchen körperlichen und unkörperlichen Dingen in der Mitte liegen, den Geiſt am geſchickteſten zum Nachdenken hinüberführt. Der ganze Lehrgang der mathematiſchen Wiſſenſchaft kann in vier Theile getheilt werden, zwei in Hinſicht auf Zahlen, zwei in Hinſicht auf Größen. Zahl kann betrachtet werden als abſtrakt für ſich, und als angewandt auf einen Gegenſtand. Erſtres gibt die Arithmetik, von letztrer Art iſt die Muſik. Größe kann betrachtet werden entweder in Ruhe, oder in Bewegung. Von erſtrer handelt die Geometrie, von letztrer die Aſtronomie. Arithmetik iſt die edelſte Wiſſenſchaft, Zahlen der erſte Gegenſtand des Studiums, und eine vollkommne Bekanntſchaft mit den Zahlen das höchſte Gut. Zahlen ſind entweder ſcientiſiſch oder intelligibel. Eine ſcientiſiſche Zahl iſt das Erzeugniß der in die Einheit gehüllten Kräfte oder die Progreſſion der Vielheit von der Monade oder Einheit und ihrer Rückkehr zu derſelben. Einheit und Eins ſind zu unterſcheiden; jenes iſt ein Abſtraktum, dieſes auf zählbare Dinge anwendbar. Die Zahl iſt nicht unendlich, aber die Quelle jener unendlichen Theilbarkeit in gleiche Theile, welche die Eigenſchaft aller Körper iſt. Intelligible Zahlen ſind die, welche in dem göttlichen Geiſte vor allen Dingen waren, von denen jedes Ding ſeine Form empfangen und die immer unveränderlich dieſelben bleiben. Sie ſind das Modell, wonach die Welt in allen ihren Theilen gebildet worden, und die Grundlagen der Dinge. Die ungeraden Zahlen ſind begrenzt und vollkommen, die geraden unbegrenzt und unvollkommen. Die Monade oder Einheit, das Prinzip der erſtern, iſt die Größe, welche, wenn ſie aller Zahl entkleidet worden, feſt übrig bleibt; ſie iſt die Quelle aller Zahl. Die Duas iſt unvollkommen und paſſiv und die Urſache von Wachsthum und Theilung. Die Trias, zuſammengeſetzt aus der Monas und Duas, nimt an der Natur Beider Theil. Die Tetras oder Geviertzahl

iſt höchſt vollkommen. Die Dekas, welche die Summe der vier erſten iſt, umfaßt alle muſikaliſchen und arithmetiſchen Proportionen. Den vollkommnern Sinn der Zahlenlehre des Pythagoras zu ergründen, iſt vergebens verſucht worden; wahrſcheinlich waren die Zahlen nach derſelben ſymboliſche oder ſinnbildliche Vorſtellungen der erſten Prinzipien oder Formen der Natur. Da Pythagoras die abſtrakten Begriffe in der einfachen Sprache nicht ausdrücken konnte und wollte: ſo ſcheint er ſich der Zahlen, wie der Geometer der Diagramme, bedient zu haben, um dem Faſſungsvermögen ſeiner Schüler zu Hülfe zu kommen. Er nahm einige Analogie zwiſchen den Zahlen und Denkformen in dem göttlichen Verſtande wahr, und machte daher erſtre zu Symbolen der letztern. Wie die Zahlen von der Monas oder Einheit ausgehen, ſich mannichfach verbinden und in ihren Fortſchritten neue Eigenſchaften annehmen: ſo ſah er das reine und einfache Weſen der Gottheit als den gemeinſamen Urquell aller Naturformen an, welche nach ihren verſchiednen Abſtufungen verſchiedne Eigenſchaften haben. Pythagoras ſoll auch die Rechentafel (abacus) d. i. eine Tafel, welche das Einmaleins in einem eingeſchloſſnen Viereck enthält, erfunden haben; daher pythagoräiſche Rechentafel. Nächſt den Zahlen gehört die Muſik zu den Vorbereitungsübungen der pythagoräiſchen Schule, wodurch der Geiſt über die Herrſchaft der Leidenſchaften erhoben und zur Contemplation geſchickt gemacht wird. Pythagoras betrachtete die Muſik nicht nur als eine vom Ohre zu beurtheilende Kunſt, ſondern als eine auf mathematiſche Grundſätze und Verhältniſſe zurückzuführende Wiſſenſchaft. Er ward der Erfinder einer muſikaliſchen Tonleiter (pythagoräiſche Lyra, octochordum Pythagorae), welche nach ſeinem Tode in Erz eingegraben und im Tempel der Juno auf Samos aufbewahrt wurde. Die Erfindung des harmoniſchen Kanons oder Monochords, eines Inſtruments mit einer einzigen Saite, das zur Meſſung der muſikaliſchen Intervallen diente, iſt ihm von alten und neuern Schriftſtellern beigelegt worden; Pythagoras glaubte, daß die himmliſchen Sphären, worin die Planeten ſich bewegen, indem ſie bei ihrem Umſchwunge den Aether theilten, einen Ton hervorbrächten, und daß dieſer Ton verſchieden ſein müſſe nach ihrer Größe, Schnelligkeit und Entfernung. Daß dieſe Verhältniſſe aber von der Art wären, daß dieſe Töne die vollkommenſte Harmonie bildeten (Sphärenmuſik), mußte er glauben vermöge ſeiner Vorſtellung von der höchſten Vollkommenheit des Weltgebäudes. Seine Nachfolger benutzten dieſe Lehre, um von ihrem Meiſter zu erzählen, daß er der einzige Sterbliche geweſen, dem die Götter vergönnt hätten, die Harmonie der Sphären zu vernehmen. Die Geometrie, welche er in Aegypten erlernt hatte, brachte er mehr als einer ſeiner Vorgänger und Zeitgenoſſen in die Form einer regelmäßigen Wiſſenſchaft. Nach ſeiner Vorſtellung war der geometriſche Punkt das Einfache, die Linie das Zweifache, die Fläche das Dreifache, der Körper das Vierfache. Von den geometriſchen Sätzen, welche ihm zugeſchrieben werden, ſind folgende die wichtigſten: Die innern Winkel eines Dreiecks ſind gleich zweien rechten; und in einem rechtwinkligen Dreieck iſt das Quadrat der Hypothenuſe den Quadraten der Katheten gleich. Der letztre Satz heißt nach ihm noch jetzt der pythagoräiſche Lehrſatz (auch Magister matheseos). In der Aſtronomie lehrte er ſeine Schüler Folgendes: das Wort Himmel bezeichnet entweder die Sphäre der Fixſterne, oder den ganzen Raum zwiſchen den Fixſternen und dem Monde, oder die ganze Welt, ſowol die himmliſchen Sphären als die Erde

in ſich ſchließend. Es gibt zehn himmliſche Sphåren, von denen uns neun ſichtbar ſind, nåmlich die Sphåre der Firſterne, die ſieben Sphåren der ſieben Planeten (die Sonne und den Mond mitgerechnet) und die Sphåre der Erde. Die zehnte Erde, von ihm Antichthon (Gegenerde) genannt, iſt unſichtbar, aber nothwendig zur Vollkommenheit der Harmonie der Natur, da die Dekas die Vollendung der Zahlenharmonie iſt. Dieſes Antichthon mag die Urſache ſein, daß es mehr Sonnen= als Mondfinſterniſſe gibt. In der Mitte des Weltalls, oder in der Mitte der vier Elemente befindet ſich die feurige Kugel der Einheit, das Centralfeuer, Princip der Wårme und des Lebens. Die Erde iſt nicht ohne Bewegung, noch in dem Mittelpunkt der Sphåren befindlich, ſondern ſie iſt einer der Planeten, welche ſich um die Feuerſphåre bewegen. Der Umlauf des Saturn wird in dreißig, der des Jupiter in zwanzig, der des Mars in zwei, der der Sonne, des Merkur und der Venus in einem Jahre vollendet. Die Entfernungen der verſchiednen himmliſchen Sphåren von der Erde entſprechen dem Verhåltniſſe der muſikaliſchen Tonleiter. Der Mond und die andern planetariſchen Kårper ſind bewohnbar. Die Erde iſt eine Kugel, auf der es Antipoden geben kann. So erwarb ſich Pythagoras vorzůglich um die mathematiſchen Wiſſenſchaften große Verdienſte und begrůndete zuerſt eine mathematiſche Philoſophie. Seine Schůler Alkmåon, Philolaus, Archytas, Eophantus fůhrten ſie weiter. Namentlich zeichnete ſich Philolaus durch ſein aſtronomiſches Syſtem aus. Von dieſen Vorbereitungsſtunden werden die Schůler der pythagoråiſchen Schule zum Studium der Naturwiſſenſchaft, der Theologie und Moral geleitet. In Anſehung der Weisheit überhaupt lehrte Pythagoras, daß das wahre Wiſſen ſolche Gegenſtånde umfaſſe, welche in ihrer Natur unverånderlich, ewig und unzerſtårbar ſind, und von denen allein eigentlich geſagt werden kann, daß ſie exiſtiren. Wer ſich dieſem Studium widmet, iſt ein Philoſoph. Der Zweck der Philoſophie iſt, den menſchlichen Geiſt durch die Anſchauung (Contemplation) dem gåttlichen åhnlich und zuletzt geſchickt zu machen, in die Verſammlung der Gåtter zu treten. Mit gråßtem Fleiß iſt dahin zu ſtreben, den Geiſt von der Herrſchaft der Leidenſchaften, von dem Einfluſſe der ſinnlichen Gegenſtånde und von allen kårperlichen Eindrůcken frei zu machen, damit er zu der Anſchauung des Geiſtigen und Gåttlichen geſchickt werde. Zu dieſem Zwecke muß man den Beiſtand der Gottheit und der guten Dåmonen im Gebete anrufen. Die Philoſophie iſt entweder theoretiſch oder praktiſch, je nachdem ſie ſich mit ſpekulativen Wahrheiten oder mit den Regeln des menſchlichen Verhaltens beſchåftigt. Die praktiſche Philoſophie iſt nur ſo weit zu ſtudiren, als fůr die Zwecke des Lebens erfodert wird; die theoretiſche Philoſophie iſt die vollkommne Weisheit. Contemplative Weisheit kann nicht vollſtåndig erreicht werden ohne gånzliche Abgezogenheit von den gewåhnlichen Dingen des Lebens und gånzliche Ruhe und Freiheit des Geiſtes. Daher die Nothwendigkeit, eine von der Welt geſonderte Geſellſchaft zu ſtiften fůr Anſchauung und Studium. Moralphiloſophie wurde, wie Ariſtoteles ſagt, zuerſt von Pythagoras, dann von Sokrates gelehrt. Man ſchreibt ihm folgende Lehren zu: die Tugend zerfållt in Privattugend und in åffentliche. Erſtre betrifft Erziehung, Stillſchweigen, Enthaltung von thieriſcher Nahrung, Muth, Nůchternheit und Klugheit. Die Kråfte des Geiſtes ſind Vernunft und Leidenſchaft; wo die letztre der erſtern gehorcht, iſt die Tugend herrſchend; ſie iſt Einheit, Harmonie, Gottåhnlich=

keit. Das Recht iſt Wiedervergeltung. Die Jugend iſt an Gehorſam zu gewöhnen, dann wird ſie es leicht finden, dem Anſehn der Vernunft zu gehorchen. Man führe ſie auf die beſte Lebensbahn; die Gewohnheit wird ſie ihr bald zur angenehmſten machen. Stillſchweigen iſt beſſer, als nichtige Worte. Der Weiſe wird ſich auf Alles bereit machen, was nicht in ſeiner Macht ſteht. Thue was du für recht hältſt, wie auch das Volk über dich urtheile, verſchmähe ſeinen Tadel und ſein Lob. Es iſt feig, den vom höchſten Gott angewieſnen Poſten früher zu verlaſſen, als er es erlaubt hat. Auf der Nüchternheit beruht die Stärke des Geiſtes, denn ſie erhält die Vernunft unumwölkt von Leidenſchaft. Niemand iſt für frei zu halten, der ſich nicht vollkommen beherrſcht. Trunkenheit iſt ein vorübergehender Wahnſinn. Das Verlangen nach Ueberflüſſigem iſt thöricht, weil es keine Grenzen kennt ꝛc. Die öffentliche Tugend bezog ſich, nach Pythagoras, auf den Umgang, die Freundſchaft und den Gottesdienſt, die Ehrfurcht vor den Todten und die Geſetzgebung. Im Umgange iſt der Charakter und die Lage deſſen zu berückſichtigen, mit dem wir umgehen. In der Freundſchaft verlangt er Entfernung alles Zwieſpalts, vollkommnes Vertrauen, Beiſtand unter allen Umſtänden und gegenſeitiges Beſtreben, einander vollkommen zu machen. Wahre Freundſchaft iſt unvergänglich. Der Zweck und Gegenſtand aller moraliſchen Vorſchriften iſt, die Menſchen zur Nachahmung Gottes anzuleiten. Alles Gute kommt von der Gottheit, welche Alles leitet, und gegen deren Willen nichts geſchieht. Bei der Vollziehung heiliger Gebräuche muß Frömmigkeit in der Seele wohnen. Die Götter müſſen verehrt werden durch Symbole, welche für ihre Natur paſſen, durch einfache Reinigungen und Gaben und mit Reinheit des Herzens. Ein Eid darf nie verletzt werden. Die Todten müſſen nicht verbrannt werden. Nächſt den Göttern und Dämonen gebührt die höchſte Verehrung den Eltern und Geſetzgebern; die Geſetze und Gebräuche unſers Landes ſind heilig zu beobachten. Die theoretiſche Philoſophie des Pythagoras, welche von der Natur und ihrem Urſprunge handelt, war in das tiefſte Dunkel gehüllt, und wir wiſſen nichts davon, als was ſich aus einzelnen Winken der Alten errathen läßt. Gott iſt, nach Pythagoras, wie es ſcheint, der Weltgeiſt, allenthalben verbreitet, die Quelle alles thieriſchen Lebens, die eigentliche und innere Urſache aller Bewegung, in der Subſtanz dem Lichte ähnlich, in der Natur gleich der Wahrheit, das erſte Princip des Weltalls, unfähig eines Leidens, unſichtbar, unzerſtörbar und nur mit dem Geiſte zu erfaſſen. Der Gottheit untergeordnet waren drei Gattungen von Intelligenzen, Götter, Dämonen und Heroen, verſchieden an Würde und Vollkommenheit, je nachdem ſie, als Ausflüſſe des höchſten Gottes, mehr oder minder von ihrer Quelle entfernt waren. Die Heroen dachte er als bekleidet mit einem feinen materiellen Körper. Zu dieſen drei Gattungen kam eine vierte, der menſchliche Geiſt, ebenfalls ein Ausfluß der Gottheit. Alle hatten von Gott, dem Urquell der Intelligenz, eine reine, einfache, unveränderliche Natur erhalten. Da Gott ein einiger und der Urſprung aller Verſchiedenheit iſt, ſo wurde er als Monas und die unterordneten Intelligenzen als von der Einheit abgeleitete und in der Einheit enthaltne Zahlen dargeſtellt. So kamen die Zahlen oder abgeleiteten Intelligenzen des Pythagoras mit den Ideen des Plato überein, ausgenommen, daß dieſe reingeiſtige Natur, jene aber mit einem feinen ätheriſchen Körper bekleidet waren. Die Region der Luft dachten ſich die Pythagoräer angefüllt mit

Geiſtern, Dämonen und Heroen, welche Menſchen und Thieren Geſundheit oder Krankheit erzeugen, und vermittelſt der Träume und andrer Mittel der Divination die Kunde zukünftiger Dinge mittheilen. Die materielle Welt war nach Pythagoras durch die Kraft der göttlichen Intelligenz hervorgebracht worden. Es iſt eine belebte Sphäre, jenſeits welcher eine vollkommne Leere iſt. Dieſe enthält Sphären, die ſich im harmoniſchen Verhältniſſe drehen. Die Atmoſphäre der Erde iſt eine dicke und unveränderliche Maſſe, aber die Luft oder der Aether iſt rein, heilſam, klar, ſtets bewegt, und die Region aller göttlichen und unſterblichen Naturen. Sonne, Mond und Sterne werden bewohnt von Theilen der Gottheit oder Göttern. Die Sonne iſt ein ſphäriſcher Körper; ihre Verfinſterungen werden dadurch verurſacht, daß der Mond zwiſchen Sonne und Erde trit, die Verfinſterungen des Mondes durch das Dazwiſchentreten des oben erwähnten Antichthon. Der Mond iſt von Dämonen bewohnt. Kometen ſind Sterne, die nur zu gewiſſen Zeiten ſichtbar werden. Von dem Menſchen glaubten die Pythagoräer, daß, da er aus einer elementaren Natur, aus einem göttlichen oder rationalen Princip beſtehe, er ein Mikrokosmus ſei; daß ſeine Seele ein ſich ſelbſt bewegendes Prinzip und aus zwei Theilen zuſammengeſetzt ſei, dem rationalen, welcher ein Theil der Weltſeele, Ausfluß des Centralfeuers, ſei, und im Gehirne wohne, und dem irrationalen, welcher die Leidenſchaften in ſich faſſe und im Herzen wohne; daß in beiden der Menſch etwas mit den Thieren gemein habe, die wegen der Miſchung ihres Körpers und des Mangels der Sprache unfähig ſeien, vernünftig zu handeln; daß die ſenſitive Seele (θυμος) untergehe, der rationale Geiſt (φρην) aber unſterblich ſei, weil er aus einer unſterblichen Quelle ſtamme; daß der letztre, wann er aus den Feſſeln des Körpers gelöſt worden, ein ätheriſches Vehikel annehme und in die Wohnungen der Todten übergehe, wo er bleibe, bis er auf dieſe Welt zurückkehre, um einen andern menſchlichen oder thieriſchen Körper zu bewohnen, und daß er endlich, wenn er genugſam geläutert worden, zu dem Urquell zurückkehre, von dem er ausgegangen. Dieſe urſprünglich ägyptiſche Lehre von der Seelenwanderung (Metempſychoſe) war die Urſache, weshalb die Pythagoräer kein Thier tödteten.

Pythagoräiſche Lyra
Pythagoräiſche Rechentafel } ſ. Pythagoras.
Pythagoräiſcher Lehrſatz

Pythia, oder Pythoniſſa, ſ. Delphi.

Pythias, ſ. Damon.

Pythiſche Spiele. Sie gehörten zu den vier großen Spielen, welche in Griechenland gefeiert wurden, und waren zu Ehren Apollo's des Pythonbezwingers ſchon in den früheſten Zeiten geſtiftet. Gehalten wurden ſie auf den ſogenannten kriſſäiſchen Feldern bei Delphi, welches früher Pytha hieß, anfangs alle neun Jahre, ſpäter, auf eine Verordnung der Amphiktyonen, alle fünf Jahre. Hier wurden Lobgedichte zu Ehren Apolls zur Flöte oder Lyra abgeſungen, und Dichter und Muſiker ſtritten dabei um den Preis, der in einem Lorbeer- oder Eichenkranze beſtand. Kampfrichter waren die Amphiktyonen. Später kamen auch andre muſikaliſche und gymnaſtiſche Wettſtreite dazu. In der ſpätern Zeit wurden dieſe Spiele auch in andern griechiſchen Städten gefeiert, bei Delphi aber bis in's 5. Jahrh. nach Chr.

Python, ein furchtbarer Drache, welcher dem von der druka-

thoniſchen Fluth zurückgebliebnen Schlamme entſproſſen war, und bei Kriſſa am Parnaſſus hauſte, wo er das nachherige delphiſche Orakel bewahrte. Der Zukunft kundig, wußte er, daß Latonen's Sohn ihn tödten werde, und verfolgte ſie auf's heftigſte. Apollo erlegte ihn bereits in den erſten Tagen nach ſeiner Geburt durch den Pfeil, warf ſeine Gebeine in den Abgrund, bemächtigte ſich des Orakels, und erwarb ſich dadurch den Beinamen des Pythiſchen, des Pythonbezwingers. Wegen des Orakels heißt Python auch ein Weiſſager, Pythoniſſa eine Weiſſagerin. Wahrſcheinlich wollte man durch dieſe Mythe die Kraft der Sonne über die nach einer großen Ueberſchwemmung entſtandnen ſchädlichen Dünſte ſinnbildlich bezeichnen.

Q.

Q, der ſiebzehnte Buchſtabe des deutſchen Abc, welcher den zuſammengeſetzten Laut kw ausdrückt und immer ein u, das eigentlich überflüſſig iſt, hinter ſich hat.

Quaden, ein deutſches Volk, deſſen älteſte Sitze an der Donau öſtlich bis gegen die Ihris reichten, und nördlich von den Karpathen begrenzt wurden. Sie führten mit den Römern, namentlich mit Marc Aurel, lange und blutige Kriege, bis ſie im 5. Jahrh., wenigſtens dem Namen nach, verſchwinden.

Quadrageſima, auch Quareſima, ſ. Faſtnacht.

Quadragena, die 40tägige unter den Bußübungen in der katholiſchen Kirche bisweilen einem Sünder auferlegte Buße. Der Büßende muß eingezogen leben, kam in kein Bette und mußte von Brot und Waſſer leben. Eben ſo nannte man die 40 Ruthenſtriche, welche einem Büßenden nach Ablaßbriefen bisweilen abzuhalten oblag.

Quadrant, (quadrans, ein Viertel), ein aſtronomiſches Werkzeug, welches zur Abmeſſung von Bogen größter Kreiſe der Himmelskugel gebraucht wird, um dadurch die Höhen der Geſtirne und ihre Abſtände vom Scheitel zu beſtimmen. Es heißt Quadrant, weil es das Viertel von einem Kreisbogen oder den Bogen eines Cirkelausſchnitts von 90 Grad ausmacht. Dieſe 90 Grade ſind mit weitern Unterabtheilungen darauf angegeben; ferner ſind an dieſem Werkzeuge Dioptern (Abſehen) an einem Lineal oder einer ſogenannten Regel angebracht, welche man auf den Stern richtet, deſſen Höhe oder Abſtand vom Scheitel man meſſen will. Wenn nun die dioptriſche Regel oder das Diopterlineal, gegen ein Geſtirn gerichtet, auf irgend einen Theilungspunkt des Quadranten fällt, ſo wird alsdann das Verhältniß der Theile deſſelben zu 90 Graden, dem Verhältniſſe der von der dioptriſchen Regel auf dem Quadranten abgeſchnittnen Theile zu en zu findenden Graden gleich ſein. In neuern Zeiten ſind die Qua-

dranten theils durch die genaueſte Eintheilung, theils dadurch, daß man ſich ſtatt der bloßen Abſehen zum Viſiren der Dioptern mit Fernröhren bedient, ungemein vervollkommnet worden. Uebrigens pflegt man ſich jetzt faſt allgemein ſtatt der Quadranten ganzer Kreiſe zu bedienen. Man hat bewegliche und unbewegliche Quadranten. Erſtre werden bei dem jedesmaligen Gebrauch in eine Vertikalfläche aufgeſtellt, und ſind doppelter Art, entweder iſt das Diopterlineal am Quadranten ſelbſt feſt, und aus dem Mittelpunkte des Limbus ſpielt ein Bleiloth herab, deſſen Faden auf die Theile des Bogens trifft, oder das Werkzeug bleibt feſt auf ſeinem Geſtell ſtehen, aber das Diopterlineal iſt an einem Punkte ſo befeſtigt, daß es ſich um denſelben drehen läßt. Die unbeweglichen Quadranten ſind dieſelben, welche, weil ſie an einer Mauer der Sternwarte in der Mittagsfläche befeſtigt ſind, Mauerquadranten heißen. Sie ſind größer als die andern, und geben die genauſten Beſtimmungen.

Quadrat heißt in der Geometrie jedes gleichſeitige und zugleich rechtwinklige Viereck. Sein Flächeninhalt wird bekanntlich gefunden, wenn man ſeine Grundlinie mit ſeiner Höhe, oder, welches hier daſſelbe, zwei ſeiner Seiten mit einander multiplicirt. Daher heißt auch in der Arithmetik jedes Produkt zweier gleicher Zahlen, z. B. $8 \times 8 = 64$ ein Quadrat, oder 64 die Quadratzahl von 8, und die Zahl ſelbſt, hier 8, die Quadratwurzel des Produkts, 64. Eine Quadratwurzel ausziehen, heißt eine Zahl finden, welche mit ſich ſelbſt multiplicirt eine gegebne Zasl hervorbringt. Eine Quadratwurzel heißt rational, wenn das Quadrat ſelbſt genau das Produkt von zwei beſtimmten Zahlen war. So ſind 1, 2, 3, 4, 5, 6 ꝛc. die rationalen Quadratwurzeln der Zahlen 1, 4, 9, 16, 25, 36 ꝛc. Alle andre ganze Zahlen aber, die zwiſchen dieſen liegen, wie 2, 3, 5, 6, 7, 8 ꝛc. haben keine vollkommne Quadratwurzeln, oder dieſe können näherungsweiſe gefunden werden als Zahlen, deren Quadrat von dem gegebnen nur wenig abweicht, und ſolche Wurzeln heißen irrational. In der Geometrie wird zum Maß des Flächeninhalts der Figuren immer ein Quadrat gebraucht; daher heißt den Flächeninhalt einer Figur ſuchen, vorzüglich in der höhern Geometrie bei krummlinigten Figuren, ihre Quadratur ſuchen oder ſie quadriren. Zirkelquadratur, oder Quadratur des Zirkels, ſ. Aliquot, Kreis. Quadraturen in der Aſtronomie, ſ. Aſpecte. — Quadratelle, Quadratfuß, Quadratruthe, Quadratmeile ꝛc., eine Elle, ein Fuß, eine Ruthe, eine Meile ꝛc. in's Gevierte. — Elektriſches Quadrat, iſt eine dünne Tafel von Glas, Harz, Siegellak, oder einer andern an ſich elektriſchen Subſtanz mit einer metalliſchen Belegung, jedoch ſo, daß am Rande ein Raum von zwei Zollen unbelegt gelaſſen iſt. Dieſe elektriſchen Platten wurden vom Dr. Beris 1747 in England zuerſt gebraucht.

Quadratiſche Gleichung, in der Algebra eine Gleichung, deren eines Glied das vollkommne Quadrat einer mehrtheiligen Wurzel iſt. Die ſtrengre Erklärung des Begriffs würde hier unverſtändlich ſein. Die Operationen der Buchſtabenrechenkunſt, wobei ein unbekannter Werth x durch Vergleichung mit bekannten (gegebnen) Größen gefunden werden ſoll, ſuchen durch mancherlei Veränderungen, die mit beiden Gliedern, unbeſchadet ihrer Werthsgleichheit, vorgenommen wurden, auf eine ſolche Formel zu kommen, wo denn das Ausziehen der Wurzel an das Ziel der Aufgabe führt. So gibt es auch kubiſche Gleichungen, u. ſ. f., durch alle Potenzen; und die Auf-

löſung der unreinen bildet ein eignes Kapitel der mathematiſchen Analyſis. A. Mnr.

Quadratrix des Dinoſtrates, heißt in der höhern Geometrie eine transſcendente Kurve, welche Dinoſtrates brauchte, um annäherungsweiſe den Kreis zu quadriren (ſ. Kreis). Wenn man nämlich einen Viertel-Kreisbogen (Quadranten) in eine beliebige Anzahl gleicher Theile theilt, und aus dem Mittelpunkte des Kreiſes in die Theilungspunkte Linien zieht, nun aber eine der zwei Grenzlinien des Quadranten in eben ſo viel gleiche Theile theilt, und in den Theilungspunkten Perpendikularlinien aufrichtet; ſo beſtimmen die Punkte, wo jene Linien von dieſen Perpendikularen geſchnitten werden, den Lauf der dinoſtratiſchen Quadratrix. Die Verhältniſſe der dadurch entſtehenden geraden Linien zu den Bogenſtücken geben die Mittel, den Umfang des Kreiſes durch Rechnung zu rektificiren, und ſo ſein Verhältniß zum Durchmeſſer annäherungsweiſe zu beſtimmen. Eine Nachahmung dieſer dinoſtratiſchen Kurve iſt die Quadratrix Tſchirnhauſen's. Anſtatt in die Theilungspunkte des Quadrantenbogen Linien zu ziehen, werden durch dieſelbe Parallelen der getheilten Grenzlinie gezogen, welche nothwendig die auf letztgenanntem errichtetem Perpendikel ſchneiden müſſen. Dieſe Schneidungspunkte beſtimmen den Lauf der tſchirnhauſen'ſchen quadrirenden Kurve. A. Mnr.

Quadrivium, ſ. Schulen.

Quadrille, der Name eines franzöſiſchen Tanzes von munterm Charakter, welcher von 4 Paaren getanzt wird. Die Melodie, welche aus zwei Repriſen von acht Takten beſteht, wird in $\frac{2}{4}$ Takt geſetzt, und in einem lebhaften Zeitmaße vorgetragen. Eben ſo heißt ein Kartenſpiel.

Quadruple- und Quintuple-Allianz: bedeutungsvolle Namen in der Geſchichte des politiſchen Syſtems von Europa! Da es in jedem Zeitpunkte der neuern Geſchichte vorherrſchende Mächte gegeben hat, ſo lag den meiſten zur Erhaltung des politiſchen Gleichgewichts (ſ. d. Art.) geſchloſſnen Bündniſſen die Abſicht zum Grunde, die Uebermacht der Einzelnen zu verhindern, oder dem Fortſchritte einer bereits erworbnen Einhalt zu thun. Deshalb vereinigten ſich größre und kleinere Staaten bald gegen das Uebergewicht der öſterreichiſchen, bald gegen das der ſpaniſchen, bald gegen das der franzöſiſchen Macht. Doch waren dieſe Bündniſſe gewöhnlich nur auf einen beſondern Zweck, oder bloß mittelbar auf einen allgemeinen europäiſchen Zweck berechnet. (Vergl. d. A. Allianz.) Auch wurden ſie nicht immer nach der Zahl der Verbündeten hiſtoriſch benannt. Der erſte Bund, den man nach der Zahl ſeiner Glieder bezeichnete, war die von den Generalſtaaten (Holland), dem Könige von Dänemark, dem großen Kurfürſten (Friedrich Wilhelm von Brandenburg), und dem Herzoge von Braunſchweig-Lüneburg geſchloſſne Quadruple-Allianz, Haag d. 28. Okt. 1666. Sie entſtand aus frühern Bündniſſen dieſer Staaten unter ſich, und hatte die gemeinſchaftliche Vertheidigung gegen jeden Angriff zur Abſicht, ob ſie gleich die Behauptung der Unabhängigkeit der freien Reichsſtadt Bremen gegen Schweden als ihren Zweck angab. Der Plan, daraus einen allgemeinen Bund zu bilden, ward nicht ausgeführt. Wichtiger war der zweite Bund dieſes Namens, die Quadruple-Allianz von 1718 (London, 2. Aug.). Sie entſtand aus der im Haag, 4. Jan. 1717 zwiſchen Großbritannien, Frankreich und den Generalſtaaten gegen Spanien geſchloſſnen

Triple-Allianz. Der ſpaniſche Miniſter Alberoni wollte nämlich die Verfügungen des **utrechter Friedens** (ſ. d. A.) umſtoßen, das Haus Stuart wieder auf den Thron von England erheben und dem Herzog von Orleans die Regentſchaft in Frankreich entreißen. Letztrer ſuchte daher die Freundſchaft der Seemächte, und es gelang ihm, jenen Bund der genannten drei Mächte zur Aufrechthaltung des utrechter Friedens zu Stande zu bringen. Allein Spanien ließ ſich dadurch in ſeinen Entwürfen nicht ſtören, es griff vielmehr das Haus Oeſterreich in Italien an, und eroberte Sardinien. Nun ſchloſſen Großbritannien und Frankreich mit Oeſterreich die Quadruple-Allianz von 1718, welche darum ſo heißt, weil Holland (16. Febr. 1719) dazu trat. Sie hatte den Zweck, Spanien zur Anerkennung des utrechter Friedens zu zwingen, und Savoyen zu bewegen, für Sicilien, welches an Oeſterreich fallen ſollte, Sardinien anzunehmen. Der Herzog von Savoyen mußte dieſer Verfügung nachgeben (ſ. d. A. **Sardininiſche Monarchie**); er trat zur Quadruple-Allianz ſchon den 10. Nov. 1718. Spanien hatte ſie verworfen; daher erklärten Großbritannien und Frankreich an Philipp V. den Krieg. Als aber der engl. Admiral **Byng** (ſ. d. Art.) die ſpaniſche Flotte, 11. Aug. 1718 an der Küſte von Sicilien gänzlich geſchlagen hatte, und ein franzöſiſches Heer unter Berwick ſiegreich in Spanien eingedrungen war, gab Philipp nach. Alberoni wurde abgeſetzt, und Spanien trat zu der Quadruple-Allianz im Haag den 17. Febr. 1720. Allein die Ruhe von Europa wurde dadurch nicht dauerhaft befeſtigt, und das ränkevolle Spiel politiſcher Pläne und diplomatiſcher Umtriebe, um Einfluß auf die fremden Kabinette zu erlangen, beſchäftigte die vorherrſchenden Mächte nach, wie vor, in Paris, in Petersburg, in Wien und London. Einem ganz entgegengeſetzten Charakter hatte die Politik, welche hundert Jahre ſpäter das neue Friedensſyſtem von Europa auf die Quadruple-Allianz von Chaumont, auf die heilige Allianz und auf die Quintuple-Allianz von Aachen gründete; doch wird die letztre in der Diplomatie nicht ausdrücklich ſo genannt. Die Quadruple-Allianz der vier Mächte, Oeſterreich, Rußland, Preußen zu England, zu Chaumont vom 1. März 1814, ging aus der großen Verbindung hervor, welche 1813 zur Auflöſung des napoleon'ſchen Reichs gebildet worden war. Sie hatte nicht die Bedeutung einer eigentlichen Allianz im alten diplomatiſchen Sinne, ſondern die einer bewaffneten Verbindung zur Wiederherſtellung der Unabhängigkeit. Nachdem ſie ihren Zweck erreicht und Frankreichs Macht in die alten Grenzen zurückgeführt hatte, ward ſie die Grundlage des gegenwärtig beſtehenden politiſchen Syſtems, welches ſowol auf dem Congreſſe zu Wien, als auch in der heiligen Allianz, und zuletzt noch beſtimmter und feierlicher auf dem Congreſſe zu Aachen (Okt. u. Nov. 1818), in dem Vereine der fünf Mächte, Oeſterreich, Rußland, England, Preußen und Frankreich, die Erhaltung der Ruhe von Europa als ſeinen einzigen Zweck ausgeſprochen hat, ſo daß dieſer Verein mit dem Herrn von Gentz eine Coalition des Friedens genannt werden kann. In dieſem Syſtem hat, wie Hr. v. Gentz (ſ. wiener Jahrb. d. Literat. 5. B. 1819. S. 279—318.) daſſelbe charakteriſirt, jeder europäiſche Staat ſeinen beſtimmten und feſten Platz; die Staaten ſind ſammt und ſonders durch gemeinſchaftlich anerkannte Grundſätze und durch gemeinſchaftliche poſitive Verträge zu Einem Zwecke verbunden; ſie genießen alle gleiche Rechte; und wenn auch in dem ſtürmiſchen

Zeitpunkte, wo dieſe neue Ordnung der Dinge — von welcher die Geſchichte noch nichts Aehnliches aufzuweiſen hat — zu Stande kam, die Hauptmächte eine einſtweilige Oberleitung der Geſchäfte, eine Art von föderativer Diktatur ausübten: ſo haben ſie dieſe doch nie als ein Vorrecht in Anſpruch genommen, ſie ſtets nur im Sinne des gemeinſamen Intereſſes und unter Beiſtimmung aller Intereſſenten geführt, und ſie endlich zu Aachen, nachdem die letzte proviſoriſche Maßregel (durch die Räumung Frankreichs) erfüllt war, feierlich niedergelegt. Frankreich aber hat durch ſeine Theilnahme an den aachner Verhandlungen in der großen europäiſchen Friedens=Coalition den ihm gebührenden Platz erhalten; und die Anſicht des Hrn. v. Pradt (in ſeiner Schrift: L'Europe après le Congrès d'Aix-la-Chapelle. Par. 1819), als ob Frankreich in eben die Allianz aufgenommen worden ſei, die bis dahin gegen Frankreich gerichtet geweſen war, iſt eben ſo wenig hiſtoriſch und diplomatiſch richtig, als in der Natur der Sache begründet. Wenn jene letzte Quadruple=Allianz, die durch beſondre Verträge in d. J. 1814 u. 1815 geſtiftet wurde, und aus welcher ſich allerdings die neueſte aachner Verbindung der fünf Hauptmächte entwickelt hat, auch nach der Räumung Frankreichs aufrecht erhalten wurde, wie ſich wol nicht mehr bezweifeln läßt, ſo iſt ſie doch nur auf bloße Möglichkeiten der Zukunft und vielleicht nie (von Frankreichs Seite her) eintretende Gefahren gerichtet. Uebrigens ſind jene Hauptmächte, ſeit Frankreich ihren in der Declaration vom 15. Nov. ausgeſprochnen Grundſätzen förmlich beigetreten iſt, forthin nichts mehr als die „erſten und natürlichſten Beſchützer der allgemeinen, durch wiederholte Verträge bekräftigten Ordnung, und des von der ganzen Chriſtenheit beſchwornen, auf politiſchen, ökonomiſchen, moraliſchen und religiöſen Grundlagen mehr als je zuvor befeſtigten Friedens. Der kleinſte ſouveräne Staat iſt auf ſeinem Gebiete und in dem Wirkungskreiſe ſeiner Rechte ſo unabhängig als Frankreich, England oder Rußland; und die wechſelſeitigen Verhältniſſe der Staaten werden durchaus nach alt=völkerrechtlichen Grundſätzen und in reindiplomatiſchen Formen verhandelt." (S. Gentz a. a. O.) Daher heißt es in der aachner Declaration des Völkerrechts, welche die fünf Mächte, als die Grundlage der europäiſchen Staatskunſt, d. 15. Nov. erlaſſen haben, von dieſen Mächten ſelbſt: **Ils reconnaissent solennellement, que leurs devoirs envers Dieu et envers les peuples qu'ils gouvernent, leur prescrivent de donner au monde, autant qu'il est en eux, l'exemple de la justice, de la concorde et de la modération.** Aus dieſen Grundſätzen folgt, daß die genannten Hauptmächte von dem wahren Werthe des ſonſt ſo eifrig geſuchten politiſchen Einfluſſes, oder von dem eiteln Vortheile, fremde Kabinete für den jedesmaligen Privatzweck nach Willkür zu ſtimmen, zu bearbeiten und zu lenken, endlich eine richtige Anſicht gefaßt haben. „Der einfache Charakter des europäiſchen Friedensbundes (ſagt H. v. Gentz a. a. O.) ſchließt alle alten Kabinetskunſtſtücke aus; kein herrſchender Einfluß, ein diplomatiſcher ſo wenig als ein bewaffneter, findet darin Statt; gemeinſchaftliches Recht, gemeinſchaftliche Ordnung und wechſelſeitige Unterſtützung jeder Art ſind ſeine einzigen Zwecke." Freilich vermißt man in obiger Erklärung vom 15. Nov. alle nähere Bezeichnung der Umſtände, unter welchen die wechſelſeitige Unterſtützung jeder Art, und wie ſie Statt finden ſoll. Der möglichen Dazwiſchenkunft der Mächte bei den innern Unruhen eines Landes wird darin

nicht gedacht, und doch folgt ſie daraus. Mithin hängt die Anwendung der ausgeſprochnen Grundſätze einzig von dem Gewiſſen der Kabinete ab, und es bleibt unentſchieden, bis zu welchem Punkte jene Unruhen dieſen das Recht geben, ſich darein zu miſchen. Oder hat, könnte man fragen, die eine Partei das Recht, jene Dazwiſchenkunft gegen die andre Partei aufzurufen, wie einſt die targowitzer Conföderation Rußland gegen die polniſche Conſtitution vom 3. Mai 1791 aufrief? Wenn aber die neubefeſtigte Unabhängigkeit der Völker auch mit darin beſteht, daß jedes das Recht hat, ſeine Angelegenheiten im Innern unabhängig von dem andern zu ordnen: ſo darf jene Dazwiſchenkunft in ſolche Angelegenheiten nur dann Statt finden, wenn Unruhen damit verbunden ſind, welche die Unabhängigkeit andrer Staaten in Gefahr bringen. Wäre es anders, ſo würde nur der Stärkere wahrhaft unabhängig ſein: denn er allein könnte das Einmiſchen in ſeine Angelegenheiten abwehren. Endlich darf man fragen, welche Bürgſchaft hat das gegenwärtige politiſche Syſtem der fünf Hauptmächte? Nach Hrn. v. Pradt iſt die einzige Bürgſchaft deſſelben die heilige Allianz (ſ. d. Art.), welche aber ſchon bei ihrer Bekanntmachung, ihrer angeblich vieldeutigen Unbeſtimmtheit oder Allgemeinheit wegen, l'Apocalypse de la Diplomatie genannt wurde. Dagegen erklärt ſich Hr. v. Gentz a. a. O. ſo: „Die Bürgſchaften, auf welchen dieſes Syſtem zunächſt ruht, ſind die von ſämmtlichen größern und kleinern Mächten abgeſchloſſnen Verträge, und die in dieſen Verträgen, oder in andern feierlichen Akten von gleicher Kraft aufgeſtellten, von allen Theilnehmern anerkannten, beſtimmten völkerrechtlichen Grundſätze. Dies ſind die poſitiven Garantien. Die Urkunde, der man den Namen der heiligen Allianz beigelegt hat, iſt eine wechſelſeitige perſönliche Verpflichtung der Souveräns, dieſe Grundſätze und jene Verträge heilig zu halten; ſie hat den für ſich beſtehenden poſitiven Garantien, nur eine neue moraliſche und religiöſe Sanction verliehen, und iſt inſofern allerdings die höchſte Garantie." Daß der aachner Friedensbund der fünf Hauptmächte aber zugleich eine Art von Tribunal für die politiſchen Angelegenheiten von Europa ſein wolle, wie Hr. v. Pradt behauptet, ergibt ſich keineswegs aus dem Inhalte der aachner Urkunden. Die Souveräns oder ihre Miniſter ſprechen darin nie anders als in ihrem eignen Namen, von ihren eignen Verhandlungen, Grundſätzen und Wünſchen; ſie ſchreiben keinem andern Staate Regeln vor; ſie maßen ſich über Niemanden den Schein von Obergewalt oder Gerichtsbarkeit an; ſie erklären, daß ſie, ſelbſt bei künftigen perſönlichen Vereinigungen, ſich nie mit den Angelegenheiten fremder Staaten, es ſei denn, daß ſie ausdrücklich dazu aufgefodert würden, beſchäftigen wollen. Und daß dies wirklich ihr Entſchluß ſei, beweiſt die Art, wie der Territorialſtreit zwiſchen Baiern und Baden von ihnen angeſehen und ausgeglichen worden iſt. Ein als Regel anzunehmendes Beiſpiel für alle ähnliche Fälle! Wenn alſo dieſer Bund durchaus nichts weiter aufſtellt, als die Pflichtgebote einer chriſtlichen Friedenslehre, was gibt er der von ſo vielfachen Kämpfen ermüdeten Welt für eine Bürgſchaft der längern Dauer des durch die neu geordneten äußern Verhältniſſe der Staaten wiederhergeſtellten politiſchen Friedens? Er gibt ihr das Fürſtenwort des Völkerrechts. Möge die Zukunft dieſes große Wort erfüllen! K.

Quäker (Zitterer), werden die Glieder einer um die Mitte des 17. Jahrh. in England entſtandnen und beſonders in Nordamerika zahlreichen Religionsgeſellſchaft genannt, weil ſich die Begeiſterung

bei ihren Andachtsübungen in der erſten Zeit nach ihrer Stiftung durch Verzuckungen und Zittern anzukündigen pflegte, und ihr Stifter George Fox (geb. zu Dreton in Leiceſterſhire 1624, geſt. 1681) einſt vor Gerichte geſagt haben ſoll: Zittert vor dem Worte des Herrn. Sie ſelbſt nennt ſich die chriſtliche Geſellſchaft der Freunde, weil das Band der Freundſchaft und gleichen Geſinnung die Anhänger ihres Stifters zu eignen, von der engliſchen Kirche abgeſonderten Gemeinden vereinigte. Fox fing 1649 (in einem wegen politiſcher Gährungen und um ſich greifender Beſchwerden gegen die biſchöfliche Kirche dem Separatismus beſonders günſtigen Zeitpunkte) an, göttliche Offenbarungen, die er erhalten haben wollte, mitzutheilen. Die Dreiſtigkeit, womit dieſer, von wiſſenſchaftlicher Bildung ganz entblößte Schuſtergeſell auf die Laſter aller Stände loszog, die Geiſtlichkeit angriff, Gelehrſamkeit und Schulwiſſenſchaft für unnütz erklärte, und das Volk zur Verweigerung der kirchlichen Abgaben reizte, fand eben ſo viel Beifall bei den gemeinen Leuten, als Widerſpruch unter den Gebildeten. Trotz aller Verfolgungen, die über ihn ergingen, breiteten ſich ſeine Meinungen ſchnell genug aus. In Wales und Leiceſter hatten ſich die erſten Quäkergemeinden gebildet; 1654 entſtand auch eine zu London, und ſchon 1658 hielt Fox die erſte Generalverſammlung ſeiner Partei zu Bedford. Einige zu ihr übergegangne Gelehrte, wie Samuel Fiſher, George Keith, William Penn (ſ. d. Art.), der ihr eifrigſter Verbreiter ward, und beſonders Robert Barclay, deſſen Apologia theologiae vere christianae 1676 den Glauben der Quäker am gründlichſten darſtellt, brachten durch ihre Schriften in die verworrnen Ausſprüche des Stifters erſt die Beſtimmtheit und Ordnung, welche das Eigenthümliche der Lehre dieſer Sekte kenntlich macht. Ihr Grundſatz iſt die Meinung, daß Jedem, der den göttlichen Geiſt ernſtlich ſuche, unmittelbar göttliche Offenbarungen zu Theil werden, deren Keime der menſchliche Geiſt in ſich trage. Dieſe, nach ihrer Anſicht dem Menſchen angeborne Fähigkeit, ſich durch Anregung des heiligen Geiſtes göttlicher Offenbarungen und der geſammten Religionswahrheiten bewußt werden zu können, nennen ſie den im menſchlichen Herzen wohnenden Chriſtus, das innere Licht oder Wort, welches ſie im Range über die Schrift ſtellen. Dieſe gilt ihnen nur als eine untergeordnete Glaubensregel, und ſie ſprechen ihr die Eigenſchaft der Vollſtändigkeit und allgemeinen Anwendbarkeit auf neuere Zeiten ab. Das Werk der Erlöſung halten ſie für eine geiſtige Thatſache, die ſich im Innern jedes wahren Chriſten erneuere; eben ſo ſind ihnen die Sakramente auch nur innere, gemüthliche Handlungen, daher es bei ihnen keine Taufe, kein Abendmahl und überhaupt keine kirchlichen Gebräuche gibt. Ihr Gottesdienſt übertrifft an Einfachheit den jeder andern chriſtlichen Sekte. Man ſieht keinen Altar, keine Kanzel und keine Bilder, man hört keinen Geſang und keine Muſik in den Verſammlungsſälen. Ohne Glockenklang kommt die Gemeinde zuſammen und harret ſchweigend mit bedecktem Haupte auf den Geiſt. Wer ſich von ihm ergriffen fühlt, kündigt ſeine Begeiſterung durch Seufzer an, in welche die übrigen einſtimmen, und wenn er predigt oder betet, hören ihm alle ſtehend, die Männer mit entblößtem Haupte zu. Bisweilen ſprechen Mehrere nach einander; doch geht man auch, wenn Keiner ſich dazu gedrungen fühlt, nach ſtundenlangem Harren wieder aus einander, ohne daß ein Laut gehört worden iſt. Einen beſondern geiſtlichen Stand dulden die Quäker nicht, Männer und Weiber dürfen in ihren Verſammlungen predigen

und beten, weil nach ihrer Meinung der heilige Geiſt noch jetzt, wie in den Apoſteln, bei jedem Chriſten wirkt und das innere Wort erweckt. Erſt in neuern Zeiten haben ſie Glieder der Gemeinde, die ſich oft im Predigen auszeichneten, beauftragt, dieſes Geſchäft in der Regel zu verſehen, und zu Dienern der Gemeinden ernannt, ohne dadurch die Freiheit Aller, zu predigen, wenn ſie ſich begeiſtert fühlen, einzuſchränken; auch bleiben ſolche Diener bei ihrem Gewerbe, und erhalten nur, wenn ſie es bedürfen, einige Unterſtützung aus der Gemeindekaſſe. Ihre Predigten ſind ganz kunſtlos, und abſichtlich vermeiden ſie die bei andern Religionsparteien hergebrachte dogmatiſche Terminologie. Die Verfaſſung der Quäkergemeinden iſt zufolge ihres Grundſatzes, der alle gleich macht, ganz demokratiſch. Jede verſammelt ſich monatlich, um über ihre Schul- und Wohlthätigkeitsanſtalten, über die Aufnahme von Neubekehrten, über die Sittenzucht und Beſtrafung ausgearteter Glieder, gegen die nur durch Verweiſe und Ausſchließung verfahren wird, und über die Erlaubniß zu Heirathen, die durch ein vor den Aelteſten geleiſtetes Eheverſprechen geſchloſſen werden, zu berathſchlagen. Dieſe monatliche Verſammlung entſcheidet auch in erſter Inſtanz über die Streitigkeiten einzelner Glieder, führt die kirchlichen Liſten und wählt die weder durch Beſoldung, noch durch andre Vorrechte ausgezeichneten Beamten, die zur Erhaltung der Ordnung und Armenpflege beauftragten Aelteſten, die Diener und ihre Abgeordneten zu den vierteljährigen Verſammlungen. Dieſe beſtehen aus den Abgeordneten der Gemeinden eines Bezirks, und bilden eine höhere Synode, welche die Beſchlüſſe der monatlichen beſtätigt, die Berichte derſelben zur Kenntniß der jährlichen bringt, Appellationen in zweiter Inſtanz annimt und entſcheidet, und die Vertreter des Bezirks zu den jährlichen Verſammlungen ernennt. Letztre ſind für alle Gemeinden eines Landes die höchſte Inſtanz, üben in Sachen der Zucht, Verfaſſung und Sitte die geſetzgebende Gewalt, bevollmächtigen Apoſtel (Miſſionärs) zur Ausbreitung der Lehre und geben in Angelegenheiten und Streitigkeiten jeder Art die letzte Entſcheidung. Solcher jährlichen Generalverſammlungen werden für die ſieben Länder oder Provinzen, in welche die Sekte ſich eingetheilt hat, gleichzeitig ſieben gehalten, nämlich für die amerikaniſchen Quäker in Neu-England, wozu Neu-Hampſhire, Maſſachuſets, Rhode-Island und Konnektikut gehören, in Virginien, in Nord- und Süd-Carolina, in Georgien, und für die europäiſchen zu London. Sie erhalten durch die Ausfertigung und Mittheilung allgemeiner Nachrichten über den Zuſtand der ganzen Sekte und durch gegenſeitige Unterſtützung den Zuſammenhang aller Quäkergemeinden; auch ſtehen unter ihrer Aufſicht die Geſellſchaftskaſſen, welche den Aufwand der Gemeinden für ihre Bethäuſer und milden Anſtalten bloß aus dem Ertrage freiwilliger, und meiſt ſehr reichlich eingehender Beiträge der Einzelnen beſtreiten; denn da nach ihrer Lehre alle Mitglieder Geiſtliche ſind, halten ſie die Entrichtung von Abgaben an Kirchen und Geiſtlichkeit für unerlaubt. Schon die aus dieſem Grundſatze folgende Verweigerung des Zehnten und andrer Kirchengebühren mußte die Duldung der Quäker in chriſtlichen Staaten, wo irgend eine Kirche die herrſchende iſt, ſchwierig machen; in ein noch größeres Mißverhältniß mit der bürgerlichen Ordnung kommen ſie durch die Eigenheiten ihrer Moral. Dieſe iſt, wie bei den Myſtikern, ſehr ſtreng, ſie unterſagt ihnen unbedingt die Ablegung des Eides, die Leiſtung von Kriegsdienſten und Kriegsſteuern, und den Genuß von Vergnügun-

gen, welche die Sinnlichkeit reizen und Leidenſchaften erregen. Daher halten ſie die Theilnahme an öffentlichen Luſtbarkeiten, Theater, Glücksſpiele, Jagd, Tanz, Schmäuſe und Trinkgelage, Luxus jeder Art, ja ſelbſt den Handel mit Luxusartikeln und Kriegsbedürfniſſen für unerlaubt, und die Uebung der ſchönen Künſte wenigſtens für gefährlich. Wegen der bibliſchen Vorſchrift: achte nicht das Anſehn der Perſon! glauben ſie von den Pflichten der üblichen Höflichkeit entbunden zu ſein, nennen alle Menſchen ohne Unterſchied des Ranges du, verweigern den Gebrauch der Titel und nehmen vor Keinem den Hut ab. Eine beſtimmte Kleiderordnung, die den Anzug auf das Nöthige beſchränkt und den Männern Hüte mit breiten herabhängenden Krempen und dunkelfarbige Röcke ohne Knöpfe, den Frauen eine ſchwarze Kopfbedeckung und grüne Schürzen vorſchreibt, iſt für Alle Geſetz. Die Monate und Wochentage benennen ſie nicht mit den herkömmlichen römiſchen Namen, ſondern nach der Zahlenordnung. So viele Sonderbarkeiten in Lehre, Verfaſſung und Sitte mußten die Quäker um ſo mehr zum Gegenſtande des Spottes und der Verfolgung machen, je unbeſcheidner und hartnäckiger ſie im erſten Eifer ihrer Verbrüderung damit hervortraten. In England warf man Viele wegen der Verweigerung des Eides und andrer rechtswidriger Handlungen in Gefängniſſe und Tollhäuſer; noch weniger glückte es ihnen in Deutſchland, wo ſie im Holſteiniſchen, zu Hamburg und Danzig kaum angefangen hatten, ihre Lehre zu verbreiten, als obrigkeitliche Verbote und Streitſchriften ſie wieder vertrieben. Beſſer gerieth ihr Werk auf holländiſchem Gebiete, wo die ſchon 1658 in Friesland und die ſpäter in den bedeutendſten Städten Hollands entſtandnen Gemeinden ſich bis jetzt behauptet haben. In England waren ſie unter Cromwell und Carl II. abwechſelnd geſchont und gedrückt, bis ihnen die Toleranzakte 1689 endlich vollkommne kirchliche Freiheit verſchaffte. Dieſelbe genießt auch die erſt 1786 durch engliſche Apoſtel geſtiftete kleine Quäkergemeinde in Friedensthal bei Pyrmont. Außer dieſer, den holländiſchen, den jetzt 60,000 Seelen zählenden engliſchen, welche allein in London 32 Bethäuſer haben, und den Quäkerkolonien in den norwegiſchen Handelsſtädten gibt es in Europa keine Quäkergemeinden. Wo ſie geduldet werden, gilt ihr einfaches Verſprechen vor Gericht an Eidesſtatt, und für ihre Befreiung von Kriegsdienſten entrichten ſie beſondre Abgaben. Nirgend aber haben ſie ſich weiter und freier ausgebreitet, als in Nordamerika. Die erſten kamen 1660 dahin und ſiedelten ſich in Neu-Yerſey an; Fox ſelbſt begab ſich 1662 dahin, kehrte jedoch in der Folge wieder nach England zurück; aber viel zahlreichere Kolonien folgten 1681, da William Penn ihnen das von der engliſchen Krone erhaltne Land am Delaware einräumte. Penn ging 1682 ſelbſt nach Penſylvanien und gründete die Verfaſſung der daſigen, durch Einwanderungen aus England, Holland und Deutſchland ſchnell anwachſenden Quäkergemeinden. Seitdem haben ſie ſich in den meiſten Provinzen der vereinigten Staaten von Nordamerika ausgebreitet, wo ihre Seelenzahl über 300,000 geſchätzt wird. Sie genießen hier vollkommne bürgerliche und kirchliche Freiheit, mußten aber doch die Unverträglichkeit ihrer Grundſätze mit jeder Staatsverfaſſung in dem Kriege empfinden, der die vereinigten Staaten von England losriß. Damals entſtand unter ihnen die beſondre Sekte der freien oder fechtenden Quäker, aus deren Mitte Männer wie Matlock, Green und Thomas Mifflin als Generale namhaft wurden, während die Quäker vom alten Syſteme,

das jede gewaltſame Vertheidigung unterſagt, ihren Patriotismus nur durch Steuern zu den Magazinen für Roggen, Weizen und andre Körner (ſie wollten nicht ſagen Munition) beweiſen mochten. Die freien Quäker unterſcheiden ſich von den alten nur durch die Meinung von der Zuläſſigkeit der Kriegsdienſte, ſind aber von dieſen völlig getrennt und machen ungefähr den ſechsten Theil aller Quäker in Nordamerika aus. In der Würde des ſittlichen Charakters übertreffen die Quäker andre chriſtlichen Sekten. Ihr Fleiß, ihre Redlichkeit und Ordnungsliebe, die Einfachheit ihrer Lebensart, der Ernſt ihres Betragens und die häuslichen Tugenden, die man faſt ohne Ausnahme in ihren Familien wahrnimt, haben ihnen die öffentliche Achtung erworben. Verbrecher ſind bei ihnen höchſt ſelten, Selbſtmorde ganz unerhört, und auch nirgend Bettler und Landſtreicher zu ſehen; ihre trefflichen Anſtalten für Arme und Hülfsbedürftige, die Wohlthätigkeit, mit der ſie ſich ſelbſt fremder Glaubensgenoſſen annehmen, und die ſtreng gehandhabten Geſetze ihrer Sittenzucht laſſen nicht leicht etwas aufkommen, das ihren Ruf beflecken könnte. Vorzüglich ihren menſchenfreundlichen Bemühungen iſt die Aufhebung des Sklavenhandels und die Befreiung der Neger in den vereinigten Staaten zuzuſchreiben. Wiſſenſchaften und Künſte werden freilich von ihnen wenig gefördert; unter den Fakultätsſtudien ſchätzen und üben ſie nur die Medizin, ihr Sinn iſt durchaus mehr auf das Praktiſche gerichtet, und die meiſten beſchäftigen ſich mit Handel und Gewerben. Uebrigens erſcheinen ihre Eigenheiten jetzt weniger ſchroff, als ſonſt; die Heuchelei, die man ihnen vorgeworfen hat, wird unter ihnen ſeltner, und die Begeiſterung verraucht immer mehr. Das Verbot der Heirathen außer der Gemeinde iſt in neuern Zeiten öfter übertreten worden; wohlhabende und vornehme Familien ziehen ſich häufig von ihnen zurück, um der freien Geſelligkeit und den Staatsämtern, von denen das Quäkerthum in England ausſchließt, näher zu kommen. Diejenigen unter ihnen, welche ſich von der alten Einfachheit entfernt und verfaſſungswidrige Gebräuche der Weltſitte und des Luxus angenommen haben, werden naſſe Quäker genannt und von den monatlichen Verſammlungen ausgeſchloſſen, dagegen die altgläubigen und ſtrengen trockne heißen. Da die Zahl der Letztern allmälig geringer wird, ſo ſcheint dieſe Sekte, deren Religionsanſicht, wenn ihre myſtiſche Hülle abfällt, ein dürrer Deismus iſt, ihrer Auflöſung entgegen zu gehen. Ueber die von den Quäkern weſentlich verſchiedne Sekte der Schütter-Quäker oder Shakers vergl. d. A. **Schütterer**. E.

Qualität und **Quantität** ſind zwei Denkformen, welche als Urbegriffe des menſchlichen Verſtandes von den Philoſophen zu den **Kategorien** (ſ. d. Art.) gezählt werden. Qualitäten ſind die innern Eigenſchaften einer Sache, welche an dieſer Sache für ſich, ohne daß ſie mit etwas Anderm verglichen wird, wahrzunehmen ſind. (Im gemeinen Leben verſteht man unter Qualität auch bürgerliche und andre Eigenſchaften, Stand, Würde ꝛc.). Nach Kant iſt Qualität die Beſtimmung eines Dinges überhaupt, wodurch ſein Inhalt oder ſeine Materie gedacht wird, und die Qualität der Urtheile des Verſtandes beſteht in der Beſtimmung des Verhältniſſes des (poſitiven oder negativen) Prädikats zum Subjekte. Vermöge der Qualität reden wir von Realität, Negation und Limitation. Sein, Empfindung in der Zeit, heißt Realität; ſein Gegentheil Negation, Nichtſein überhaupt. Sein in der Zeit durch Nichtſein eingeſchränkt, heißt Limitation. Die Urtheile ihrer Form nach ſind poſitiv, negativ

und limitirt. Durch Quantität wird gedacht die Verbindung eines gleichartigen Mannichfaltigen, welches vermehrt und vermindert und nach einem angenommnen Maße (einer Einheit) beſtimmt werden kann, woraus ſich der Begriff von einem Quantum (Größe überhaupt) ergibt. Die Quantität durch Zeit verſinnlicht gibt Zeitreihe; eine beſtimmte Größe in der Zeit iſt die Zahl, wobei man ſich eine folgemäßige Wiederholung von Einheiten vorſtellt. Eine Größe, welche folgemäßig, von Theil zu Theil, aufgefaßt wird, iſt eine extenſive; eine Größe, welche auf einmal aufgefaßt wird, iſt ein Grad oder eine intenſive Größe. Eine ſowol extenſive als intenſive Größe iſt kontinuirlich. Die Quantität (oder Größe) der Urtheile bezieht ſich auf den theilweiſen oder ganzen Umfang des Subjekts, von welchem ſie gelten. Extenſive Größe nennen die Logiker Größe des Umfangs (der Sphäre); intenſive, Größe des Inhalts, d. i. der Merkmale eines Begriffs. Beide ſtehen im umgekehrten Verhältniſſe. — Quantitativ, der Größe nach. — Qualitativ, der Beſchaffenheit nach. — Vergl. übrigens auch den Art. Proſodie.

Quanz (Joh. Joach.), geb. zu Oberſchaden im Hannöver'ſchen 1697, war von ſeinem Vater, einem Huffſchmid, ebenfalls für dieſes Handwerk beſtimmt. Da er aber als Knabe öfters bei den Bauern mit ſeiner Baßgeige aufgeſpielt und an dieſer Lebensart mehr Gefallen gefunden hatte, ſo begab er ſich im zehnten Jahre, nach des Vaters Tode zu ſeinem Oheim, Stadtmuſikus in Merſeburg, in die Lehre, wo er nachher als Kunſtpfeifergeſelle Gelegenheit hatte, in der herzogl. Kapelle ſeinen Geſchmack zu bilden. 1714 ging er nach Dresden, wo er den 1716 erlangten Dienſt eines Stadtpfeifergeſellen andern Anträgen in die Kapellen kleiner Fürſten vorzog. Als Hoboiſt bei der ſogenannten polniſchen Kapelle (1718) ging er mit nach Warſchau, wo er nun vorzüglich die Flöte zum Gegenſtande ſeines Fleißes machte. Er nahm Unterricht bei dem damals bekannten Buffardin. 1724 erhielt er die Erlaubniß, im Gefolge des polniſchen Geſandten nach Italien zu gehen; hier traf er (1725) den berühmten Haſſe zu Neapel, und wurde durch dieſen bei dem alten Aleſſ. Scarlatti eingeführt, bei welchem er ſich ſehr in Gunſt ſetzte. Nach mehrern Reiſen (er beſuchte auch Paris und London) erlangte endlich Quanz in Dresden, wohin er wieder zurückkehren mußte, eine Anſtellung in der königl. Kapelle, bis er 1741 von Friedrich II., welcher ihm ſchon oft als Kronprinz Anträge gemacht hatte, mit 2000 Thalern Gehalt und andern vortheilhaften Bedingungen nach Berlin berufen wurde. Er blieb bei dieſem Monarchen, deſſen Lehrer auf der Flöte er ward, und den er oft begleiten mußte, bis an ſein Ende, 1773 zu Potsdam. Quanz hat nicht bloß als Meiſter auf der Flöte, ſondern auch als Verbeſſrer derſelben, große Verdienſte. Schon auf ſeinen Reiſen machte er zu Paris (1726) den erſten Verſuch zur Verbeſſerung der Flöte, indem er ihr noch eine Klappe zuſetzte; 1739 fing er an, mit beträchtlichem Vortheil Flöten ſelbſt zum Verkauf zu fertigen; und 1752 erfand er den Aus- und Einſchiebekopf, wodurch die Flöte, ohne Verwechslung der Mittelſtücke, um einen halben Ton tiefer oder höher geſtimmt werden kann. Seine Anweiſung, die Flöte zu ſpielen, hat mehrere Auflagen erlebt. Als Komponiſt lebte er zwar meiſtentheils nur für ſeinen Schüler, den großen Friedrich, für welchen er 299 Konzerte und 200 Solo's geſetzt haben ſoll, welche nicht in's Publikum gekommen ſind; aber was man von ihm in dieſer Art hat, wird von Kennern ſehr geſchätzt, und verräth ſeine große

Kenntniß in der Harmonie. Wie weit übrigens die Zärtlichkeit und Sorgfalt des Königs für ſeinen Lehrer ging, ſieht man daraus, daß er in ſeiner letzten Krankheit ſelbſt Arztes Stelle bei Quantz vertrat und für die nöthige Pflege ſorgte, auch ihm nach ſeinem Tode ein ſchönes Grabmal ſetzen ließ.

Quarantaine, ſ. Contumaz.

Quarin (Joſeph von), ein ſehr geachteter und gelehrter Arzt Ritter des öſterreichiſchen Leopoldsordens, geb. zu Wien 1773, wo ſein Vater ebenfalls Arzt war. In ſeinem 15. Jahre erhielt er bereits nach ſchweren Prüfungen die Würde eines Doktors der Philoſophie und drei Jahre ſpäter zu Freiburg die mediziniſche Doktorwürde. Das Jahr darauf ward er zu Wien darin beſtätigt, und in die mediziniſche Fakultät aufgenommen. Van Swieten, Leibarzt der Kaiſerin, der ſeine ſeltnen Fähigkeiten erkannte, ermunterte ihn, ſich dem Lehrfache zu weihen. Quarin hielt daher ſchon 1754 öffentliche Vorleſungen über Anatomie, ſpäter auch über Arzneimittellehre und Klinik im Hoſpitale der barmherzigen Brüder. Die Kaiſerin ernannte ihn 1758 zum Regierungsrathe und Referenten des Sanitätsweſens bei der niederöſterreichiſchen Landesſtelle. Er ſchrieb Abhandlungen über den Nutzen und Schaden der Inſekten; über die Verſchiedenheit der Salze, Verſuche über den Schierling ꝛc. In ſeinen größern Werken: De curandis febribus et inflammationibus und Animadversiones practicae in diversos morbos, zeigte er ſich als beobachtenden und praktiſchen Arzt. Mehrere gelehrte Geſellſchaften zu London, Madrid, Venedig, Kopenhagen und Wilna ehrten ſeine tiefen Kenntniſſe und nahmen ihn zu ihrem Mitgliede auf. Selbſt das große Zutrauen der Kaiſerin offenbarte ſich durch eine Sendung nach Mailand zu ihrem dritten Sohne, dem Erzherzoge Ferdinand, der an einem ſchleichenden Fieber dort faſt aufgegeben war. Eine ſchnelle Geneſung des Prinzen krönte Quarin's Bemühungen, der jetzt zum Leibarzt befördert ward. Dadurch begründete ſich ſein Ruf als praktiſcher Arzt ſo feſt, daß ſein Ausſpruch oft als entſcheidend galt. Joſeph, der Quarin die oberſte Leitung des neuen Krankenhauſes übertrug, kränkelte ſeit der Rückkehr aus den Sümpfen des Bannats und foderte Quarin auf zu geſtehen, wie lange er noch leben dürfte. Quarin, dem Befehle gehorchend, beſtimmte eine kurze Friſt, und der Monarch belohnte ihn für ſeine Offenheit mit der Erhebung in den Freiherrnſtand, und einem anſehnlichen Geſchenke. Dieſes Zuſammentreffen brachte vielleicht Quarin zu der Sonderbarkeit, mit eingebildeter Unfehlbarkeit jedem Menſchen ſeine Lebensjahre zuzuzählen und ihm ſogleich ſein Alter anzuſehen. Er diente jedoch nicht allein der leidenden Menſchheit mit Ausdauer und Talent, er war auch ein eben ſo großer Patriot, der 1797 durch Sammlung von Beiträgen die Ausrüſtung der wiener Freiwilligen vorzüglich unterſtützte. Nicht minder ſchützte er 1805 die Univerſität und ihre Sammlungen durch ſeine Verwendung und ſein Anſehn. Dieſe Verdienſte wurden von der hohen Schule anerkannt, ſechsmal war er Rektor derſelben und 1802 ſtellte man ſeine Marmorbüſte in dem Univerſitäts-Konſiſtorialſaale mit hoher Feierlichkeit auf. Noch in ſeinem Alter ſchrieb er alle neuerlich gemachten Erfahrungen nieder, welche er ſeinen Animadversionibus als Bereicherung beifügte, die bald nach ſeinem Tode (19. März 1814) erſchienen und ſeine Kenntniſſe auf's neue beurkundeten. Fs.

Quarré, gleichbedeutend mit Viereck.

Quart, der vierte Theil, Viertelmaß, z. B. bei Getreide der vierte Theil einer Laſt (im Niederſächſiſchen) oder 10 Scheffel; oder bei flüſſigen Dingen der vierte Theil eines Stübchens oder einer Kanne. — Quarta die vierte Klaſſe einer Schule, daher ein Quartaner. — Quartal der vierte Theil eines Jahrs, oder die Zeit, wo ein Quartal anfängt und ſchließt, auch der vierteljährige Zins, die vierteljährige Abgabe, Beſoldung, Einnahme (Quartalgeld); bei Handwerkern die vierteljährige Zuſammenkunft der Meiſter oder Geſellen. — Quartalſchrift eine Zeitſchrift, welche vierteljährig erſcheint. — Quartformat nennen Buchbinder und Buchhändler dasjenige Format, welches durch Zuſammenlegung eines Bogens in 4 gleiche Theile entſteht; Quartant (in quarto) ein Buch von dieſem Format. — Quartanfieber das viertägige Fieber.

Quarte heißt 1) in der Muſik a) ein Intervall von vier Stufen, welches drei Gattungen unter ſich begreift, nämlich die verminderte, reine und übermäßige Quarte. Ueber die Frage, ob die Quarte unter die Konſonanzen oder unter die Diſſonanzen gehöre, iſt viel geſtritten worden. So lange die reine Quarte nicht als eine Aufhaltung der Terze des folgenden Accords gebraucht wird, iſt ſie eine Konſonanz, die in Hinſicht auf den Grad ihres Konſonirens unmittelbar nach der reinen Quinte folgt, in vielen Fällen aber einer eben ſo beſchränkten Fortſchreitung wie die Diſſonanzen unterworfen iſt. Iſt die Quarte eine Aufhaltung der Terze des folgenden Accords, ſo wird ſie von den meiſten Theoriſten jetzt als eine Diſſonanz betrachtet; b) auf der Violine die A-Seite; 2) in der Fechtkunſt die vierte Hauptſtoßart, die Lage mit der innern Hand, wobei das Degengefäß aufrecht gehalten wird; 3) im Kartenſpiel namentlich im Piquet, vier in einer Reihe und Farbe hinter einander folgende Blätter, und Quarte Major, wenn dieſe Reihe vom höchſten Blatt anfängt.

Quartett, Quadro, Quatuor, wird in der Muſik ſowol von Inſtrumental- als Singſtücken gebraucht, und bezeichnet bei jenen ein Tonſtück für vier meiſtens koncertirende Inſtrumente, bei dieſen ein Tonſtück für vier Singſtimmen, mit oder ohne Inſtrumentalbegleitung. In Inſtrumentalquartetten hat Joſeph Haydn (ſ. d. Art.) eine neue Bahn gezeichnet, und ſchon dieſe würden ihn bei den Verehrern der Tonkunſt unſterblich machen. Ihm folgten der große Mozart, der originelle Beethoven, die Romberge, Spohr, Krommer u. A.

Quartier, ein Maß für trockne oder flüſſige Dinge; im letztern Falle, in Oberſachſen, der vierte Theil eines Nöſels, oder Schoppens, in Niederſachſen der vierte Theil eines Stübchens, der zwei niederländiſche Nöſel ausmacht.

Quartierfreiheit, ſ. Geſandten.

Quarz, eine zum Kieſelgeſchlecht gehörige Steinart, die ſehr gemein und verbreitet iſt. Es gibt eine Menge Abarten, die zum Theil eigne Namen führen. Der Quarz iſt meiſtens farblos oder weißlich, waſſerfarbig, und in Hinſicht des Glanzes und der Durchſichtigkeit höchſt verſchieden. Häufig findet man ihn kryſtalliſirt als ſechsſeitige Säule, deren Flächen nicht ſelten fein in die Queere geſtreift ſind. Er iſt immer hart und gibt, im Finſtern an einander gerieben, ein phosphorartiges Licht. Am gewöhnlichſten kommt er in Ganggebirgen vor, wo er auch meiſtens Erze und Metalle enthält; ſeltner in Flötzgebirgen, und zwar als Geſchiebe. Die beiden Haupt-

arten des Quarzes ſind der Bergkryſtall, welcher eine ſchöne Politur annimt, und der gemeine Quarz, welcher zur Glaſirung des Steingutes, zu Porzellan und zum Glasmachen benutzt wird. Zu den Quarzen gehört aber auch der Amethyſt (ſ. d. Art.).

Quaſimodogeniti, heißt der auf Oſtern nächſtfolgende Sonntag. Er hat ſeinen Namen aus dem 1. Petr. II. 1, genommnen Eingange womit man an dieſem Sonntage den Gottesdienſt anfing.

Quaſſia, ein Arzneimittel, welches aus dem Holze des beſonders in Surinam und Cayenne häufig wachſenden Quaſſienbaums gewonnen wird. Das Holz iſt auch unter der Benennung des ſurinamiſchen Bitterholzes bekannt.

Quäſtoren, diejenigen ordentlichen Magiſtratsperſonen (ſ. Magiſtratus) bei den Römern, welche dem öffentlichen Schatze (aerarium), der im Tempel des Saturn aufbewahrt wurde, vorſtanden, und die Einnahmen und Ausgaben der öffentlichen Gelder beſorgten. Sie wurden anfangs von den Königen, dann von den Konſuln, und ſeit dem J. 307 von dem Volke in den Comitiis tributis erwählt. Ihre Zahl wechſelte zu verſchiednen Zeiten. Anfangs gab es zwei Quäſtoren; im J. 333 wurden außer dieſen, welche in der Stadt blieben, noch zwei andre zur Unterſtützung der Konſuln im Kriege gewählt. Als die Römer ganz Italien unterworfen hatten, kamen noch vier hinzu; unter Sulla gab es zwanzig, und unter Cäſar vierzig. Später war ihre Zahl willkürlich, immer aber gab es in Rom ſelbſt nur zwei, welche zum Unterſchiede Quaestores urbani hießen. Die andern nannte man Q. provinciales oder militares. Die Quäſtur war das unterſte Ehrenamt, und bahnte den Weg zum Senat; bisweilen bekleideten ſie aber auch Konſularen.

Quatember (vom lateiniſchen quatuor tempora, d. i. die vier Jahreszeiten), das Vierteljahr, Quartal; insbeſondre heißen die Tage ſo, an welchen die Vierteljahre oder Quartale anfangen, und gewiſſe Steuern und Abgaben fällig ſind (Quatembergeld, auch Quatember ſelbſt). Die Quatember ſind in einigen Gegenden: Oſtern, Johannis, Michaelis und Weihnachten; in andern, z. B. in Sachſen, Reminiſcere, Trinitatis, Crucis und Luciä; in noch andern, z. B. in Nürnberg, Lichtmeß, Walpurgis, Laurentii und Allerheiligen. In Sachſen heißt Quatember auch eine Grund= und Gewerbeſteuer, welche jeder Steuerpflichtige nach Maßgabe ſeiner Schocke (ſ. d. A.) entrichtet, und welche anfangs ſeit 1653 nur vier Mal des Jahrs entrichtet ward, in der Folge aber immer erhöht wurde und von der Bewilligung der Landſtände abhängt. Bei den Katholiken ſind die Quatember vier Faſttage, welche am erſten Freitage eines jeden Vierteljahrs ſtreng beobachtet werden müſſen.

Quaterne, ſ. Lotterie.

Quatrain nennt man in der Verskunſt eine vierzeilige Strophe, z. B. die zwei erſten des Sonetts; doch kann das Quatrain auch ein ſelbſtſtändiges Ganze ausmachen.

Quatremère=de=Quincy (A. L.), Mitglied des franz. National=Inſtituts (Akademie) und Red. des Journal des savans für die Abtheilung der ſchönen Künſte, war vormals Rath beim Gerichtshofe des Châtelet in Paris, und nahm die gemäßigtern Grundſätze der Revolution an. Als Abgeordneter von Paris bei der geſetzgebenden Verſammlung, verfocht er mit Eifer und Kraft die monarchiſche Verfaſſung. Er überlebte die Aechtungen, und ward aus Abſcheu vor den Terroriſten einer der Anführer des Aufſtandes vom 13. Ven=

demiaire, welchen Buonaparte beim Antritte ſeiner großen öffentlichen Laufbahn bekämpfte. Den 18. Okt. 1795 ward er als Miturheber jenes Aufſtandes durch ein Militärgericht zum Tode verurtheilt, entfloh aber, und nachdem im Juli 1796, unter veränderten Umſtänden, eine Jury erklärt hatte, daß 1795 gar kein Aufſtand geweſen ſei, erſchien er wieder öffentlich und ward 1797 Abgeordneter des Seine-Departements bei der erſten geſetzgebenden Verſammlung und beim Rathe der 500. Aber ſeine Grundſätze trieben ihn zu der Partei der gemäßigten Republikaner; ſo ward er in die Aechtung des 18. Fructidor begriffen, entging aber doch der Deportation nach Cayenne, und wurde nach dem 18. Brumaire durch die Konſuln zurückberufen. Er ward nun Mitglied und Sekretär des allgemeinen Raths des Seine-Departements, und wurde, als Verfaſſer mehrerer Schriften im Fache der ſchönen Künſte, in das Inſtitut aufgenommen. Nach Denon's Abdankung ward er von Ludwig XVIII. einſtweilen zum General-Direktor des Muſeums des Louvre ernannt, welche Stelle jedoch ſpäterhin der Graf Forbin erhielt.

Quatuor, ſ. Quartett.

Quatuordecimaner, ſ. Secten.

Quebeck, brittiſches Gouvernement, welches Oſt- oder Nieder-Kanada umfaßt. Die Hauptſtadt gl. N. iſt die wichtigſte aller brittiſchen Städte in Nordamerika; ſie liegt höchſt reizend an dem hier nur eine Stunde breiten St. Lorenzſtrom, der den St. Charlesfluß aufnimt, und an dem 350 F. hohen Diamantenvorgebirge. Man erblickt den großen Lorenzſtrom, ungeheure Felſen, unabſehbare Wälder, angebaute Ebnen, Städte, Dörfer und Gärten. Dem ſüdlichen, noch dicht mit hohen Bäumen bekleideten Ufer geben die vielen Baien und Vorgebirge ein romantiſches Anſehen, und auf dem nördlichen ſtehen die Häuſer, ſo weit das Auge nur reicht, ſo dicht, daß die ganze Strecke nur ein Dorf zu ſein ſcheint. Quebeck iſt ſtark befeſtigt, wird auch durch eine Citadelle beſchützt, und hat fünf Kirchen, vier Klöſter, eine kathol. Univerſität, einen kathol. und einen anglikan. Biſchof; ein Zeughaus, 2000 Häuſer und 15,000 Einw., worunter zwei Drittel Abkömmlinge der Franzoſen ſind. Sie wird in die Unter- und Oberſtadt abgetheilt. In der erſtern wohnen die meiſten Kaufleute, ſie iſt aber enge gebaut. Auf einer ſteilen Anhöhe liegt die Oberſtadt, dahin man auf Stufen kommt, welche in den Felſen gehauen ſind. Dieſe hat prächtige Häuſer von Steinen und ein in's Viereck gebautes Schloß, worin der Gouverneur wohnt, der zugleich Oberſtatthalter des britt. Nordamerika iſt. Quebeck iſt der Sitz des Parlaments und des Appellationsgerichts. Als der Stapelplatz für alle kanadiſche Waaren, treibt ſie wichtige Handlung und Schifffahrt, und in ihrem großen und ſichern Hafen können hundert Schiffe ſicher liegen. Eine Menge Land-, Garten- und Luſthäuſer bilden die nächſte Umgebung. Auch ſind in der Gegend zwei herrliche Waſſerfälle, der des Montmorencyfluſſes, der in einer Breite von 50 F., 220 F. hoch herabſtürzt, und in einen weißen Dunſt, dem Schneegeſtöber ähnlich, zerſtiebet, und der des la Chaudière, der in einer Breite von 230 F. 100 F. hoch herabſtürzt. Unweit Quebeck iſt die berühmte Ebene Abrahams, wo der brittiſche General Wolf am 13. Sept. 1759 ſiegend ſtarb.

Queckſilber, argentum vivum, hydragyrium, Mercurius; bezeichnet ☿, ein Metall, welches ſchon in unſrer gewöhnlichen Temperatur tropfbar flüſſig erſcheint, bis 600 Grad Fahrenheit ſich verflüch-

tigt, und bei hohen Graden der Kälte (39 bis 40 unter 0 nach Fahrenheit), die bei uns nur künſtlich erlangt werden, ein feſter Körper von ſchönem Silberglanze wird, der ſich hämmern und ſchneiden läßt, ſehr biegſam iſt, und einen dumpfen Klang, wie Blei, von ſich gibt. In ſeinem gewöhnlichen Zuſtande der Flüſſigkeit gleicht es an Farbe dem geſchmolznen Blei oder Silber und iſt ungemein beweglich. Es theilt ſich leicht in kleine Tröpfchen, welche vollkommen kugelrund ſind. Größere Maſſen nehmen eine platte Geſtalt an mit erhaben rundlicher Oberfläche, wie andre geſchmolzne Metalle. Mit Sauerſtoff verbunden, ſäuert das Queckſilber. Dies geſchieht langſam, wenn es an der freien Luft ſtill liegt; es ſetzt ſich eine ſchielende Haut auf der Oberfläche, welche ein unvollkommner Queckſilberkalk iſt. Nach der Platina und dem Golde iſt das Queckſilber das ſchwerſte Metall; es iſt nach einer mittlern Angabe ungefähr vierzehn Mal ſchwerer als das Waſſer. Mit pulverförmigen oder zerreiblichen, feſten, deßgleichen mit allen zähen und fettigen oder bloß ſchleimichten Subſtanzen läßt ſich das Queckſilber im gereinigten (reguliniſchen) Zuſtande ſo verändern oder vermengen, daß es ſeine laufende Eigenſchaft verliert und wie ein Brei oder eine Salbe ſtill ſteht. Dies nennt man das Queckſilber tödten; es geht dabei eine unvollkommne Verkalkung vor. Gereinigtes Queckſilber mit Schwefel zuſammengerieben oder zuſammengeſchmolzen gibt ein ſchwarzes Pulver, welches mineraliſcher Mohr oder Queckſilbermohr heißt. Bei einer höhern Temperatur entſteht aus der Verbindung des Queckſilbers mit dem Schwefel das rothe geſchwefelte Queckſilber oder der künſtliche Zinnober, eine dunkelrothe, nadelförmig angeſchoſſne Maſſe, welche fein zerrieben eine ſchöne Farbe gibt. Mit den meiſten andern Metallen trit das gereinigte Queckſilber in eine chemiſche Verbindung, welche man Amalgama nennt (S. d. Art.). Niedergeſchlagen wird das Queckſilber aus ſeinen Auflöſungen in Säuren durch das Kupfer in metalliſcher Geſtalt, durch die Alkalien und alkaliſchen Erden verkalkt, wobei die Kalke verſchiedne Farben zeigen. In der Natur findet ſich das Queckſilber theils gediegen, theils vererzt. Gediegen, Jungfern-Queckſilber genannt, kommt es an mehrern Orten in Europa vor, zumal bei Idria und im Zweibrückiſchen. Es läuft daſelbſt in den Gruben zuſammen, und man kann an manchen Tagen wol 100 Pfund ſammeln. Auch findet ſich das Queckſilber in einem natürlichen Amalgama, z. B. gediegnes Queckſilber iſt mit gediegnem Silber verbunden. Dies iſt im Zweibrückiſchen der Fall. Viel Queckſilber wird aus dem Bergzinnober erhalten, in welchem es mit Schwefel verlarvt iſt. Noch andre Queckſilbererze ſind das Queckſilber-Lebererz (bei Idria das gemeinſte) und das Queckſilberhornerz (auch natürlicher Sublimat oder natürliches Turpeth genannt). Iſt es in den Erzen gleich gediegen, ſo fließt es aus dieſen von ſelbſt in Tropfen ab, wenn man ſie zerſchlägt; iſt es mit fremden Subſtanzen verlarvt, ſo wird es in einem Ofen durch einen Zuſatz geſchieden. Aufbewahrt wird es in Maſſen von 100 bis 150 Pfund in ledernen Beuteln. Das Queckſilber wird zur Bereitung des künſtlichen Zinnobers, zur Scheidung des Goldes und Silbers, zum Vergolden und Verſilbern im Feuer, zur Unterlage der Spiegel, zu Thermometern, Barometern und dergl. angewendet.

Queckſilbermittel ſind die verſchiednen Bereitungen aus dem Queckſilber, welche in der Medizin als Heilmittel, äußerlich oder innerlich, angewendet werden. Die Wirkſamkeit des Queckſilbers auf den Körper beruht auf der Verbindung dieſes Metalls mit dem

Oxygen oder mit Säuren. Je inniger dieſe Verbindung, je reichlicher das Queckſilber mit Oxygen oder Säure geſättigt iſt, deſto ſchneller, eindringender und zerſtörender iſt die Wirkung deſſelben. Wir zählen unter den mannichfaltigen Zubereitungen dieſer Mittel hier nur diejenigen auf, welche noch jetzt merkwürdig, oder in der Heilkunſt wichtig ſind. Die mildern Mittel ſind diejenigen, welche, bloß durch den Zutrit des Sauerſtoffs des metalliſchen Lebens beraubt, als Metallkalke erſcheinen, und für ſich allein, oder mit andern Körpern verbunden, angewendet werden. Die Verkalkung (Tödtung) des Queckſilbers geht ſchon durch bloßes Reiben oder Schütteln deſſelben vor ſich, da das Oxygen aus der atmoſphäriſchen Luft hinzutrit. So entſteht der unvollkommne Queckſilbermohr, (aethiops mercurii per se), der als ein grauer Staub ſich darſtellt; mit Krebsſteinen ſo lange gerieben, bis ein gleichförmiges ſchwarzes Pulver entſteht, gibt er den beinahe zuerſt von den alten Aerzten (ſ. unten) gebrauchten mercurius kalisatus; mit Zucker gerieben, den Zuckermohr, mercurius s. aethiops sacharatus; metalliſches Queckſilber mit arabiſchem Gummi, etwas Zucker und Waſſer abgerieben, iſt das Mittel, welches Plenk erfand und ſich deſſen häufig bediente, daher es noch jetzt den Namen mercurius gummosus Plenkii führt. Queckſilber mit Terpenthin gerieben, bis zur Verkalkung des erſtern, gibt nun, unter verſchiednen Beimiſchungen von Fett, oder von andern Pflaſtern, die Queckſilberpflaſter (unguentum mercuriale, — neapolitanum). Wird das Queckſilber mit Schwefel gerieben, ſo entſteht ebenfalls ein unvollkommner ſchwarzer Kalk, der mineraliſche Mohr (aethiops mineralis), welcher häufig gebraucht wird. Alle dieſe unvollkommnen Kalke ſind nicht in Waſſer, in allen Säuern aber ſehr leicht auflöslich. Auch der Speichel und Magenſaft, und wie die Erfolge beweiſen, auch die lymphatiſchen Flüſſigkeiten des thieriſchen und menſchlichen Körpers müſſen eine auflöſende Gewalt über ſie ausüben. Sie wirken zwar gelinder als die Queckſilberſalze, doch immer etwas unſicher, weil der Grad der Verkalkung zu ſchwankend und von der Bereitungsart abhängig iſt; daher die meiſten Arzneien dieſer Klaſſe veraltet ſind. Einige davon bleiben indeſſen, eben wegen ihrer mildern Wirkung, immer ſchätzbar, nur müſſen ſie genau bearbeitet werden. Unter den mit Säure verbundnen Queckſilbermitteln, und den daraus wieder hergenommnen Bereitungen ſind die mit Salpeterſäure und die mit Salzſäure verbundnen Merkurialſalze die gebräuchlichſten. Die Auflöſung des Queckſilbers in verdünnter Salpeterſäure, wobei alle Wärme vermieden werden muß, gibt eine waſſerhelle, ſehr ſcharfe und ätzende Flüſſigkeit, die unter dem Namen solutio mercurii nitrata (mercurius nitrosus Selle) gebräuchlich, und ein ſchon altes Mittel iſt, welches die ältern Aerzte jedoch nach verſchiednen Zubereitungen gebrauchten. Wird die Flüſſigkeit gelind abgedampft, ſo ſchießen Salzkryſtallen an, welche Queckſilberſalpeter heißen (mercurius nitrosus). Dieſes Mittel wurde ſeiner heftigen Wirkung wegen nur wenig und ſehr furchtſam innerlich, meiſtens nur in Auflöſungen äußerlich gebraucht. Die Erfahrung hat indeſſen gelehrt, daß es unter die wirkſamſten und eindringendſten Queckſilbermittel gehört, und bei gehöriger Vorſicht auch innerlich angewendet werden kann. Wird von dem Queckſilberſalpeter durch die Gewalt des Feuers die Salpeterſäure wieder abgetrieben, ſo bleibt ein glänzend rothes Pulver zurück, welches aus vollkommnem Queckſilberkalk und noch einigem Antheil von Salpeterſäure beſteht, und (mit Unrecht) rother Queckſil-

berniederſchlag, rother Präcipitat (mercurius praecipitatus ruber) genannt wird. Es iſt ein ätzendes heftiges Mittel, welches äußerlich zum Wegbeizen von Geſchwülſten, Auswüchſen, zur Reinigung veneriſcher Geſchwüre gebraucht wird, deſſen innerliche Anwendung aber man erſt neuerlich mit großer Behutſamkeit in hartnäckigen veneriſchen Uebeln gewagt hat. Wird hingegen die Salpeterſäure aus der Verbindung mit dem Queckſilber durch das flüchtige Laugenſalz weggenommen, ſo entſteht ein Niederſchlag, der erſt ſchwarz, dann grau, zuletzt weiß ausfällt: Black's aſchgrauer Queckſilberkalk (mercurius cinereus Blackii). Setzt man das flüchtige Laugenſalz nur ſo lange zu, als der Niederſchlag ſchwarz erſcheint, und ſammelt dieſen beſonders, ſo iſt dies der ſchwarze Queckſilberkalk, welcher auch mercurius solubilis Hahnemanni genannt wird, weil Hahnemann deſſen Zubereitung zuerſt in einer ſehr umſtändlichen und koſtſpieligen Methode angab, die aber nachher von Göttling vereinfacht worden iſt. Beide Mittel ſind nichts anders, als unvollkommne Queckſilberkalke, nur daß der zuletzt niederfallende weiße Niederſchlag noch einen geringen Antheil von Salpeterſäure behält. Der Vorzug des ganz ſchwarzen Queckſilberkalks beſteht in der größern Sicherheit und Milde ſeiner Wirkung. Er iſt aber nicht im Waſſer, ſondern nur in Eſſigſäure auflöslich. Die Auflöſung des Queckſilbers in Salzſäure geht nur im verkalkten Zuſtande vor ſich; in dieſem Zuſtande hat aber das Queckſilber nähere Verwandtſchaft zu der Salzſäure, als zu andern Säuren, daher es ſich, wenn es in Vermiſchung zur Salzſäure kommt, aus allen andern Verbindungen trennt, und mit dieſer vereinigt. Die Verbindung des Queckſilbers mit der Salzſäure gibt das ſalzſaure Queckſilber (mercurius salitus corrosivus), welches gemeiniglich auch ätzender Queckſilberſublimat (mercurius sublimatus corrosivus) genannt wird. Er iſt das ſchärfſte, ätzendſte, am ſchnellſten zerſtörende unter den Queckſilbermitteln, und daher eins der allerſtärkſten Gifte. Er iſt ein vollkommnes metalliſches Mittelſalz, in 16 bis 20 Theilen kalten und ſchon in drei Theilen ſiedenden Waſſers auflöslich. Er wird äußerlich in Auflöſungen auf mancherlei Weiſe, für ſich allein und in Verbindung, angewendet. In der Miſchung einer Auflöſung deſſelben in Waſſer und mit Zuſatz von Kalkwaſſer, dem ſogenannten phagadäniſchen Waſſer, wird die Säure von dem Kalke weggenommen, das Queckſilber fällt als ein gelber Queckſilberkalk zu Boden. Wird das Queckſilber aus ſeiner Auflöſung in Salzſäure durch flüchtiges Laugenſalz abgeſchieden; ſo fällt es als ein weißer Queckſilberkalk zu Boden, dem noch Salzſäure und etwas flüchtiges Laugenſalz anhängt, und welcher mercurius praecipitatus albus, weißer Queckſilberniederſchlag, weißer Präcipitat, genannt wird. Er iſt zwar weniger ätzend, als der Sublimat, aber in ſeiner Wirkung nicht gleichförmig, daher der innerliche Gebrauch nicht ſicher. Er wird deßhalb bloß äußerlich in Salben angewendet. Wird die im Sublimat enthaltne Säure mit hinzugeſetztem Queckſilber geſättigt, ſo entſteht ein ganz neues Erzeugniß, dem die Alten den Namen: mercurius dulcis, verſüßtes Queckſilber, die Neuern: mildes ſalzſaures Queckſilber, gegeben haben. Es wird durch innige Vermiſchung von drei Theilen metalliſchen Queckſilbers mit vier Theilen ätzenden Queckſilberſublimats durch lang anhaltendes Reiben und nachherige Deſtillation und Sublimation verfertigt. Es iſt im Waſſer ſehr ſchwer auflöslich, indem ein Theil davon 1200 Theile Waſſer zur Auflöſung erfodert. In ſeiner Wirkung iſt es viel milder, als der Sublimat,

zum innerlichen Gebrauche ſehr wirkſam, und dabei eins der ſicherſten Queckſilbermittel. Die åltern Chemiker glaubten, es durch mehrmalige Deſtillation und Sublimation noch milder zu machen. Wurde es ſechs Mal, jedesmal mit dem Zuſatze von etwas metalliſchem Queckſilber ſublimirt: ſo bekam es den Namen Calomel, calomelas, ſehr uneigentlich, weil dieſe Benennung zuerſt dem aethiops mineralis wegen ſeiner ſchwarzen Farbe beigelegt wurde, das verſůßte Queckſilber hingegen weiß ausſieht. Man ließ es auch wol 12 bis 16 Mal ohne Zuſatz von Queckſilber ſublimiren, und nannte es alsdann Queckſilberpanacee (panacea mercurialis). Durch dieſe óftere Sublimation wird es aber nicht milder, ſondern wieder ſchårfer und åtzender. Die Verbindung des Queckſilberkalks mit Phosphorſåure gibt das phosphorſaure Queckſilber, das im Waſſer unauflóslich, und ein mildes Queckſilberſalz iſt, das, wie die andern milden Queckſilbermittel, zum innern Gebrauch angewendet werden kann. Es wird indeſſen durch jene Mittel überflůſſig, eben ſo, wie das eſſigſaure und weinſteinſaure Queckſilber, welche beide ſonſt die Grundlage verſchiedner Geheimmittel gegen die veneriſche Krankheit ausmachten, jetzt aber ziemlich in Vergeſſenheit gekommen ſind. Die Wirkungen der Merkurialmittel auf den menſchlichen Kórper ſind zwar im Grade verſchieden, je nachdem ſie mit Sauerſtoff oder mit Såure verbunden, als Kalke, als milde oder als ſcharfe Salze erſcheinen, doch kommen ſie in der Art ihrer Wirkung alle überein. Wenn ſie nåmlich in nåhere Berůhrung und Zuſammenwirkung mit dem Kórper gebracht werden, ſo zeigen ſie eine Neigung, den Zuſammenhang der organiſchen Faſer, die Kohåſion, aufzuheben, die plaſtiſche bildende Kraft zu vernichten. Die bildende Kraft im Organismus iſt eine Aeußerung der organiſchen Naturkraft oder der Lebenskraft in der unterſten Sphåre der Wiedererzeugung. Indem nåmlich die thieriſche Gallerte des Blutes durch Verbindung mit Oxygen zur hóhern Lebensqualitåt gehoben worden iſt, geht dieſe in dem Haargefåßſyſtem in Gerinnung, die erſte organiſche Geſtaltung, den Zellſtoff, über, welcher ſich in den verſchiednen Organen zur Ausbildung oder zum Erſatz der abgeſonderten Theile anſetzt. Die Stårke, mit welcher dieſe erſte organiſche Zellform zuſammenhålt, iſt die Kohåſion. Die innere Natureigenſchaft dieſes unter den Metallen mit der geringſten Kohårenz verſehenen Metalls geht ſchon im Metallreiche ſelbſt auf Vernichtung der Kohåſion derſelben und Auflóſung. Soll es aber dieſe Eigenſchaft auch auf den lebenden Organismus åußern kónnen, ſo muß es ſelbſt durch Verbindung mit dem Oxygen auf eine hóhere Stufe des mineraliſchen Lebens geſetzt werden, wodurch ſeine innere Kraft erſt aufgeſchloſſen und regſam, und nun erſt fåhig wird, auf den lebenden Organismus zu wirken, gleichſam begeiſtet in der kleinſten Maſſe ſeine innere Kraft zu offenbaren, und Auflóſung der Kohåſion, Vernichtung der Bildungskraft des Organismus zu bewirken. Das Verdauungsſyſtem, beſonders das ihm zugehórige Speicheldrůſenſyſtem, hat die Neigung, die åußern Stoffe durch Auflóſung und Vernichtung ihrer Kohåſion und innern Eigenſchaft, und durch Zerſetzung in ihre einfachen Beſtandtheile zur neuen organiſchen Lebensform fåhig zu machen. Dieſe Organe haben daher unter allen die nåchſte Verwandtſchaft zum Queckſilbermittel. Da nun diejenigen Stoffe, welche von der Aſſimilation nicht bezwungen werden, ſondern durch Verbindung mit Oxygen ſchon auf einer hóhern Stufe des Lebens ſtehen, ihre innere Kraft in hóherm Grade auch im Organismus behaupten, und die ih=

nen verwandten Functionen dadurch verſtärken: ſo folgt hieraus, daß auch die Queckſilbermittel auf das Speicheldrüſenſyſtem vorzüglich erregend wirken, und eine ungewöhnliche, übermäßige Thätigkeit, die Neigung, Alles in lymphatiſche und ſpeichelartige Flüſſigkeit zu verwandeln, erregen müſſen. Dieſem gemäß beobachten wir auch die Wirkung der Merkurialmittel an und in dem lebenden Körper. Wird ein ſolches Mittel, zumal eins von den heftiger wirkenden, in koncentrirter Form an eine Stelle des Körpers gebracht, ſo wirkt es ätzend und zerſtörend auf dieſelbe; daher es in den Magen gebracht, als wahres ätzendes Gift tödtet. In kleiner Gabe und anhaltend gebraucht, erregt es zunächſt eine Verminderung der organiſchen Kohäſion, und Beſchränkung der Bildungskraft des Organismus. Bei weitrer Fortſetzung des Gebrauchs wird das Zahnfleiſch, die Zunge, die innere Bekleidung der Wangen, lockrer, aufgeſchwollen, es entſteht Hitze im Munde, metalliſcher Geſchmack, übelriechende Ausdünſtung aus demſelben, vermehrte Abſonderung des Speichels, die immer mehr überhand nimt, endlich ſo übermäßig wird, daß dieſe Flüſſigkeit ununterbrochen aus dem Munde läuft. Dabei entſtehen Abſonderungen der innern Haut, oberflächliche Geſchwüre, die ſchnell um ſich greifen, Loßſtoßung der Zähne, Aufgedunſenheit des ganzen Geſichts. Würde noch immer das Einbringen der Queckſilbermittel fortgeſetzt, ſo würde endlich Alles in ſpeichelartige Flüſſigkeit aufgelöſt, die Kohäſion und organiſche Wiedererzeugung würde gänzlich vernichtet werden, und der Tod erfolgen. Dieſe mächtige Wirkung der Queckſilbermittel macht ſie nun in denjenigen Krankheiten zu einem Heilmittel, in welchen die Kohäſion zu ſtark, die Bildungskraft in der Sphäre der Wiedererzeugung entweder allgemein, oder örtlich auf eine ungewöhnliche Art erhöht oder ausgeartet iſt. Das Queckſilber iſt das einzige recht eigne Mittel gegen die veneriſche Seuche und deren Ausbrüche verſchiedner Art. Die Aerzte der älteſten Zeit kannten ſeinen Gebrauch als Heilmittel nicht. Erſt die arabiſchen Aerzte wandten es in Salben an. Von dieſen kam es in dem 11. Jahrh. zu den Europäern, welche durch Einreibungen der Queckſilberſalben einen Speichelfluß, und dadurch Heilung hervorbringen wollten. Auch in Räucherungen wurde es ſchon damals angewendet. Den innerlichen Gebrauch der Queckſilbermittel wagte man viel ſpäter, erſt im 16. Jahrh. Matthiolus bediente ſich eines von Vigo 1510 erfundnen Präcipitats; Huxham gebrauchte Burton's mercurius alkalisatus; Baſilius Valentinus empfahl zuerſt den innerlichen Gebrauch des Sublimats, auch Boerhave machte eine, wiewol noch ſehr furchtſame Anwendung davon. Erſt nach van Swieten's Anleitung wagten es die Aerzte, häufigere Verſuche damit zu machen. Gegen andre als veneriſche Krankheiten wurde das Queckſilber noch ſpäter angewendet, nachdem man erſt mehr Erfahrung über deſſen Heilkraft geſammelt hatte. Man verſuchte es in mancherlei Hautkrankheiten, den Flechten, der Krätze, in Krankheiten des lymphatiſchen Syſtems, den Skropheln, bei verhärteten Drüſen- und andern Geſchwülſten, in der Waſſerſcheu, ſogar in krampfhaften Krankheiten. Der engliſche Arzt Hamilton machte auf ſeinen großen Nutzen in verſchiednen Entzündungskrankheiten aufmerkſam; deutſche Aerzte beſtimmten dieſe Anwendung noch genauer.

Quedlinburg, ein ehemaliges von dem deutſchen Könige Heinrich I., zwiſchen 932 und 936 errichtetes fürſtliches Damenſtift, zwiſchen Halberſtadt und Anhalt gelegen, deſſen, ſeit 1539 lutheriſche

Aebtiſſin ein Reichsſtand war, und auf der rheiniſchen Prälatenbank Sitz und Stimme hatte, enthielt auf 2 Q. M. 15,000 Einw. Die Stiftshauptmannſchaft und Erbvogtei darüber, hatte Sachſen nebſt dem Anſpruch auf die Aemter Lauenburg, Sevekenberg und Gersdorf 1697 an Brandenburg für 300,000 Thaler verkauft. Der König von Preußen hielt daher Garniſon in der Stadt, erhob Acciſe, Service, ließ ſich den Huldigungseid leiſten ꝛc. und hielt zur Beſorgung dieſer Gegenſtände einen Stiftshauptmann, welcher unmittelbar von den höchſten Landeskollegien zu Berlin abhing. Die Aebtiſſin aber hatte ihre Regierungskammer, ihr Konſiſtorium ꝛc. Die letzte, jetzt noch lebende Fürſtin-Aebtiſſin war, ſeit 1787 Sophie Albertine, königl. Prinzeſſin von Schweden, eine Schweſter des letztverſtorbnen Königs Carls XIII. 1802 kam Quedlinburg als Entſchädigung ganz an Preußen. Quedlinburg (Klopſtock's Geburtsort) iſt gegenwärtig eine Kreisſtadt im Regierungsbezirk Magdeburg der preuß. Provinz Sachſen, und liegt am Vorharze an der Bode, welche ſich vor der Stadt in zwei Arme theilt, wovon der größere, die wilde Bode genannt, die Stadt auf der ſüdlichen und öſtlichen Seite umfließt, der kleinere, oder der Mühlgraben, die Altſtadt von der Neuſtadt ſcheidet. Sie beſteht, außer der Alt- und Neuſtadt, noch aus drei Vorſtädten, und hat acht Kirchen, ſechs Hospitäler, ein Gymnaſium, 1680 Häuſer und 11,000 Einwohner, welche theils Fabriken in Wollenzeugen und Leinwand, wichtige Branntweinbrennereien mit Schweinmaſtung und Bierbrauereien, theils Handel mit Vieh, Korn und Gartenfrüchten unterhalten. In der Vorſtadt Weſtendorf, auf einem hohen Felſen liegen die Gebäude der vormaligen Frauenabtei, mit einer ſchönen Stiftskirche, einer Bibliothek und den Grabmälern des deutſchen Königs Heinrich I., und ſeiner Gemahlin Mathilde. Außerhalb der Stadt iſt der Brühl, ein angenehmes Wäldchen und Spaziergang der Einwohner. Eine halbe Stunde von der Stadt gegen Südweſten iſt ein eiſenhaltiger Geſundbrunnen.

Queerflöte, ſ. Flöte.

Queerpfeife (piffaro), ein flötenartiges Kriegsinſtrument, bei der Infanterie üblich, welches gewöhnlich mit der Trommel begleitet wird. Sie wird wie die Flöte intonirt, unterſcheidet ſich von dieſer aber dadurch, daß ſie durchgängig gleich weit gebohrt iſt, keine Klappen hat, viel kleiner iſt und um eine Oktave höher ſteht, auch einen ungleich ſchärfern und ſtärkern Ton hat. Ihr Umfang geht vom zweigeſtrichnen bis zum viergeſtrichnen d, mit Inbegriff der durch Kreuze erhöhten Töne fis, gis, cis.

Quellen nennt man die Ausflüſſe des unter der Erdoberfläche befindlichen Waſſers. Sie bilden bei ihrem Fortgange über die Erdoberfläche Bäche, durch Vereinigung von mehrern derſelben Flüſſe und endlich Ströme, die dem Meere Erſatz zuführen für die täglich durch Ausdünſtung verloren gehende Waſſermaſſe. Da das Waſſer, den Geſetzen der Schwere folgend, allemal von Anhöhen nach Niederungen fließt: ſo können auch Quellen nur an ſolchen Orten entſtehen, die höher liegen als die Gegend, über die ſie hinfließen. Alle Quellen entſpringen daher mehr oder weniger an Bergen oder Anhöhen. Sie bekommen ihre Nahrung durch das Regen- und Schneewaſſer, ſo daß ein beſtändiger Kreislauf des Waſſers auf der Erde Statt findet. Die Quellen ſelbſt ſind von ſehr verſchiedner Beſchaffenheit. Der Grad der Reinigkeit ihres Waſſers hängt von den Erdſchichten ab, durch welche ſie fließen. Die reinſten und klarſten Quellen entſpringen

meiſt in den beträchtlichſten Höhen, und das eigenthümliche Gewicht ihres Waſſers kommt dem vom Regenwaſſer am nächſten. Das gewöhnliche Quell- und Brunnenwaſſer iſt mit mehr oder weniger mineraliſchen Materien, inſonderheit mit Gyps, Kalkerde und ſalzichten Theilen angeſchwängert. In Rückſicht der Waſſermenge, welche die Quellen liefern, theilt man ſie in gleichförmige und periodiſche. Die erſtern geben mehrentheils zu allen Zeiten immer gleich viel Waſſer; die letztern wechſeln ab, indem ſie bald ſchwächer, bald ſtärker fließen; manche verſiegen zu gewiſſen Zeiten ganz. Auch findet man hie und da Quellen, welche ſtundenweiſe ab- und zunehmen. Die Quelle von Fonſanche bei Nismes fließt täglich etwas über ſieben Stunden und ſetzt an fünf Stunden aus. Die von Colmars in der Provence ſetzt allemal in der ſiebenten Minute aus. Ihr Waſſerſtrahl hat die Dicke eines Arms, und ward 1755 bei dem großen Erdbeben, welches Liſſabon zerſtörte, in eine beſtändig fließende Quelle verwandelt. Erſt im J. 1763 fing ſie wieder an auszuſetzen. In der Schweiz findet man mehrere ausſetzende Quellen. Man leitet dieſe Erſcheinung mit der größten Wahrſcheinlichkeit von kleinen Berghöhlen oder Waſſerbehältern her, die ſich von oben anfüllen und ſeitwärts durch heberförmige Röhren oder Kanäle wieder leeren. Dieſe Heber leeren die Behälter nur bis an die wagrechte Fläche ihres Verbindungspunktes aus, hören dann auf zu fließen, und fangen erſt wieder an, wenn der Schenkel am Behälter bis auf ſeinen höchſten Punkt gefüllt iſt. Bei ſtärkerm Zufluſſe, z. B. nach heftigem Regen, muß natürlich die Zwiſchenzeit verkürzt werden. Gibt es in dem Behälter einen heberförmigen Kanal, der das Waſſer von der Quelle ab nach einem andern Orte führt: ſo kann eine ſolche bei trocknem Wetter fließen und beim Regen ſtill ſtehen. Auf Island finden ſich einige Quellen, die ihr Waſſer nur ſtoßweiſe von ſich geben, wobei wahrſcheinlich unterirdiſche Dämpfe wirken. In Frankreich will man in manchen Küſtengegenden Quellen bemerkt haben, bei denen ſich der Einfluß der Ebbe und Fluth äußert.

Quetſchung (chirurgiſch), iſt die Verletzung irgend eines Theils des Körpers durch mechaniſche Gewalt (eines ſtumpfen Werkzeuges oder durch Schlag, Stoß, Fall, Wurf u. dergl.) ohne ſichtbare Trennung der Theile. Iſt letztre damit verbunden, ſo heißt die Verletzung eine gequetſchte Wunde. Es finden bei der Quetſchung verſchiedene Grade Statt, je nachdem die Gewalt der mechaniſchen Einwirkung, oder der Widerſtand der verletzten Theile ſtark war; daher ſie bei Knochen, oder an den Theilen, welche an einem Knochen liegen, verhältnißmäßig immer bedeutender iſt als an weichen Theilen. Die Folge der Quetſchung iſt Lähmung und Zerreißung der feinſten Gefäße, daher auch Austreten der Feuchtigkeiten, die dieſe enthalten, in das benachbarte Zellgewebe. Hiervon rührt die blaue, braune oder gelbe Farbe, die Geſchwulſt und der Schmerz der gequetſchten Stelle her, wozu ſich oft Entzündung einfindet, die an Gelenken, bei krankhafter Leibesbeſchaffenheit, in ſchwammigen Theilen ſehr gefährlich werden kann. H.

Quevedo de Villegas (Don Franciſco), Ritter des Ordens von Santiago und Herr von La Torre de Juan Abad, einem in der Gegend von Mancha gelegnen Orte, hat ſich in der ſpaniſchen Literatur einen berühmten Namen erworben. Er war 1570 zu Madrid geboren, und ſtudirte zu Alcala de Henares. Außer den alten Sprachen umfaßte er die Theologie, Medizin und Philoſophie, weil er

keine einzelne Wiſſenſchaft zu ſeinem Brodſtudium machen wollte. Umfaſſende Kenntniſſe waren in ihm mit vielem Witz und großer Eigenthümlichkeit des Geiſtes vereinigt. Statt die ihm angetragnen Aemter anzunehmen, zog er es vor, auf Reiſen zu gehen, um ſeine Einſichten durch Welt- und Menſchenkenntniß zu berichtigen und zu erweitern. Er ging zuerſt nach Italien, wo er ſich durch Leiſtung wichtiger Dienſte die vertraute Freundſchaft des Herzogs von Oſſuna, Don Pedro Giron, damaligen Vicekönigs von Neapel, erwarb. Sodann beſuchte er Süddeutſchland und Frankreich. Bald nach ſeiner Zurückkunft nach Spanien ward er, als ein Vertrauter des in Ungnade gefallnen Herzogs, in's Gefängniß geworfen und zur Unterſuchung gezogen, und erhielt erſt nach drei Jahren ſeine Freiheit wieder. Um ſeiner geſchwächten Geſundheit aufzuhelfen, bereiſte er Spanien, und ließ ſich darauf in Madrid nieder. Durch das erlittne Unrecht gewitzigt, vermied er es noch mehr, ein Amt anzunehmen, ſondern begnügte ſich mit dem Titel eines Sekretärs Philipps des Vierten. 1634 verheirathete er ſich mit einer Schweſter des bekannten Bernardo de Cabra, Erzbiſchofs von Albarazin, die er aber nach einigen Jahren wieder verlor. Er zog ſich daher noch mehr von der Welt zurück, und beſchränkte ſich auf den Umgang mit wenigen Freunden. Er war bereits ein 68jähriger Greis, als er wegen eines Libells gegen den Miniſter Olivarez, welches man ihm ohne weitre Unterſuchung zuſchrieb, zum zweiten Mal eingekerkert wurde. Als er nach zweijähriger Gefangenſchaft wieder frei ward, hatte ſeine Geſundheit ſehr gelitten. Ein Lungengeſchwür drohte ihm einen nahen Tod. Vom Hofe verbannt, begab er ſich auf ſein Landgut, welches während ſeiner Gefangenſchaft mehr als einmal war geplündert worden. Endlich nöthigte ihn ſeine Krankheit, ſich nach Villa nueva de los Infantes zu begeben, um ſich wiederherſtellen zu laſſen; allein er war kaum angekommen, als er 1647 in einem Alter von 77 Jahren ſtarb. Quevedo's Werke ſind von dem mannichfaltigſten Inhalt. Seine heroiſchen Gedichte zeichnen ſich durch Kraft und Erhabenheit, die lyriſchen durch Schönheit und Anmuth, die humoriſtiſchen durch Scherzhaftigkeit, Witz und ſinnreiche Erfindung aus. Seine proſaiſchen Werke beſtehen eines Theils aus Ergüſſen der Laune und Satyre. Durch die letztern iſt Quevedo dem Auslande am meiſten bekannt geworden, namentlich durch ſeine Suenos y Discursos, deutſch von Philander von Sittewald, Straßb. 1645, und durch ſein Gran Tacano, den erſten komiſchen Roman in derjenigen Gattung, welche die Spanier Bettlerromane nennen. Seine Schriften ſind zu Brüſſel 1660 und 1670 in 3 Quartbänden und nachher mehrmals erſchienen.

Quiberon, ein Marktflecken von 1916 Einw. auf der ſchmalen Halbinſel gleiches Namens, die ſich zwei Stunden von Auray in das Meer erſtreckt, im franzöſiſchen Depart. des Morbihan, Bezirk von Lorient. Dieſe Halbinſel iſt bekannt dnrch die Landung eines Heerhaufens franzöſiſcher Ausgewanderter und durch das tragiſche Ende des heldenmüthigen Grafen von Sombreuil. Die franzöſiſchen Ausgewanderten in England hatten 1795 mehrere Regimenter in engliſchem Solde gebildet, und ihre Heerführer wünſchten, durch eine brittiſche Flotte unterſtützt, nach Frankreich übergeſchifft zu werden, um zu dem königlichen Heere in der Vendée, oder zu den Chouans ſtoßen zu können. Ihre Erwartung eines glücklichen Erfolgs war ſo zuverſichtlich, daß ſie dadurch ſelbſt das beſonnene brittiſche Miniſterium hinriſſen, welches anfangs der Meinung war, man müſſe erſt

mehr Truppen beiſammen haben, ehe man eine ſolche Unternehmung wagen könne. Pitt ſagte daher zu Puyſaye und Hervilly, welche die Unternehmung beſchleunigt wiſſen wollten: „Sie werden Ihren Zweck verfehlen, wenn Sie ſich mit ſo wenig Truppen bloßſtellen. Sie müßten nach meiner Meinung warten.“ Allein Puyſaye verſicherte, die Erſcheinung einiger tauſend Mann wäre hinreichend, um ganz Bretagne zum allgemeinen Aufſtande zu bewegen; ſie brauchten nichts als Waffen, Pulver und Schiffe. Der brittiſche Miniſter glaubte endlich der Erfahrung eines Mannes nachgeben zu müſſen, welcher den Krieg verſtand, und ſchon vor der Revolution Generallieutnant geweſen war. Doch waren einige andre franzöſiſche Offiziere, unter andern der General Hector, mit dieſem Wagniſſe ſo wenig einverſtanden, daß ſie in England zurückblieben. Die Schaar der Ausgewanderten wurde nun mit brittiſcher Freigebigkeit ausgerüſtet. Oberanführer war der Graf von Puyſaye; die übrigen Anführer waren Graf Hervilly, Marquis Dudresnay de la Châtre u. A. m. Unter den Soldaten befanden ſich aber auch eine Menge franzöſiſcher Kriegsgefangnen, die ſich hatten anwerben laſſen, um bei dieſer Gelegenheit nach Frankreich zurückzukehren. Sie ſegelten unter dem Schutze einer brittiſchen Flotte nach der franzöſiſchen Küſte, und nachdem Admiral Bridport, mit 10 Linienſchiffen, den franz. Ad. Villaret Joyeuſe, mit 12 Linienſchiffen und 11 Fregatten, den 23. Juni 1795 auf der Höhe von Lorient geſchlagen, und drei Linienſchiffe erobert hatte, landeten die Ausgewanderten, 3036 M. ſtark, ohne Hinderniß d. 27. Juni an der Küſte von Quiberon. Sie rückten hierauf raſch vor, und mehrere tauſend Franzoſen vereinigten ſich in kurzem mit ihnen, ſo daß ſie, nach einigen Angaben, 10,000 M. ſtark wurden. Aber ſchnell zog der republikaniſche Feldherr Hoche mit einem Heere von 25,000 M. heran, und hinderte die Vereinigung der gelandeten Schaar mit den im Innern des Landes bewaffneten Chouans. Die Landzunge, welche die Halbinſel mit dem feſten Lande verbindet, wird durch die Feſte Penthievre vertheidigt. Dieſer bemächtigten ſich die Ausgewanderten. Sie drangen bis über Auray vor; allein zurückgeworfen von der Uebermacht mußten ſie ſich auf die Halbinſel zurückziehen, wo ihre Stellung beinahe unbezwinglich war; denn die Feſtungswerke ſind zum Theil auf ſteilen Felſen angelegt. Hierauf entſandten ſie den 10. Juli eine Schaar königlicher Truppen in das Innere von Bretagne, welche durch Zulauf von Chouans zu einem beträchtlichen Haufen anwuchs, aber ihnen dennoch das Land zu öffnen nicht vermochte. Auch mißlang ihnen in der Nacht vom 15. zum 16. Juli ein Angriff auf die Republikaner bei St. Barbe. Der Graf von Hervilly wurde verwundet, führte aber dennoch den Rückzug in guter Ordnung aus, bis Sombreuil an ſeine Stelle trat. Schon bei dieſem Angriffe zeigten ſich Spuren von Verrätherei; gleichwol war man ſo unvorſichtig, die Beſatzung der Feſte Penthievre dem Regimente Hervilly anzuvertrauen, weil es das ſtärkſte war, indem es 1400 M. zählte; allein es befanden ſich in demſelben viele geweſene Kriegsgefangne, die durch Verrath ihre Freiheit zu erlangen ſuchten. Ihre Lage wurde nicht beſſer, als ſie d. 17. Juli eine Verſtärkung von 1174 M. erhielten, die ihnen Sombreuil zuführte. Dieſe Mannſchaft beſetzte die Gegend zwiſchen Penthievre und Quiberon, nahe am Meere, und rettete zuletzt noch einen Theil der Gelandeten. Unterdeſſe hatte General Hoche mit den Verräthern in der Feſte Penthievre Verabredung genommen. Sein Heer erhielt Verſtärkungen.

Er überfiel daher in der Nacht vom 20. Juli die Feſte, welche 4000 M. vertheidigten, und eroberte ſie mit 200 M. Die Republikaner wurden nämlich von den verrätheriſchen Vorpoſten auf einem ſteilen Felſenwege bis in die innern Werke geführt. Beim erſten Lärm wollte der Befehlshaber die Truppen ſammeln, ward aber erſchoſſen; 800 M. legten hierauf das Gewehr nieder, oder ſchoſſen ihre eignen Offiziere todt. Die Verrathnen waren ohne Anführer, und in der Verwirrung war das Gemetzel groß. Viele Königliche liefen zu den Republikanern über, und hieben mit ihnen zugleich auf die noch Widerſtand Leiſtenden ein. Sombreuil konnte jetzt nichts thun, als die Einſchiffung der übrig gebliebnen Ausgewanderten decken. Er und ſeine zwei Bataillone wehrten ſich mit einem Heldenmuthe, den Hoche und die Conventtruppen bewundern mußten. Man ſchlug ihm einen Vergleich vor, wenn er keine Truppen einſchiffen ließe, ſondern ſich mit allen ergäbe: allein auf dieſe Bedingung wollte er nichts von einem Vergleiche wiſſen. Die Einſchiffung ging vor ſich. Sombreuil blieb als der letzte zurück, und ergab ſich endlich als Kriegsgefangner. Ein andrer Theil der Königlichen hatte ſich von Penthievre auf einen Felſen gezogen. Die Republikaner ſtürmten hinauf, tödteten viele, und nahmen die übrigen gefangen. Als hier Damas, ein trefflicher Offizier und edler Menſch, ſah, daß er ohne Rettung war, ſtürzte er ſich mit ſeinem Pferde von der ſteilſten Anhöhe in's Meer herab. An dieſem blutigen Tage, in welchem der Kampf durch das Feuer der engliſchen Schiffe noch mörderiſcher wurde, verloren die Königlichen an Todten und Gefangnen überhaupt 5274 M.; die Zahl der geretteten, welche ſich wieder einſchifften, unter welchen ſich der General Puyſaye, der verwundete Hervilly, und faſt die ganze Artillerie-Mannſchaft befand, war 2234. Die Sieger machten eine beträchtliche Beute an Vorräthen aller Art. So mißlang eine Unternehmung tapfrer Männer, die in Frankreich ausführen wollten, was einſt Pelopidas für Theben that. Nur pariſer Lüge konnte Pitt als den Urheber dieſes verunglückten Zuges anklagen, und ihm Schuld geben, er habe, um England von der koſtbaren Laſt der Ausgewanderten zu befreien, ſie auf die Schlachtbank von Quiberon geliefert. Hoche ließ die mit den Waffen in der Hand gefangnen Ausgewanderten, ob ſie gleich mittelſt einer Art von Vergleich ſich ergeben hatten, nach Vannes bringen, wo ſie vom 28. Juli an ſämmtlich erſchoſſen wurden. In den erſten vier Tagen allein belief ſich die Zahl der Hingerichteten auf 188. Unter dieſen befanden ſich der Graf von Sombreuil, und der Biſchof von Doll. Beide ſtarben mit dem Muthe der Helden. Der Graf von Sombreuil, 28 Jahre alt, war einer der ſchönſten Männer in Frankreich, und zugleich einer der bravſten. 1789 hatte er, 22 Jahre alt, durch ſeine feſte Entſchloſſenheit, ſeinen Freund, Julius von Polignac, aus den Händen des mordſüchtigen Pöbels errettet. Er ging hierauf in preußiſche Dienſte, focht mit ausgezeichneter Tapferkeit in den Feldzügen von 1792 bis 1794, und erhielt den preußiſchen Verdienſtorden. Sein Vater, ein ehrwürdiger Greis, und ſein jüngſter Bruder ſtarben in der Schreckenszeit auf dem Blutgerüſte. Er ſelbſt, der mit ſeinem Leben den Rückzug ſeiner Gefährten und ihre Rettung geſichert, und großmüthig, ſich ſelbſt zu retten, ſich geweigert hatte, flößte durch ſeine Jugend und Schönheit den Kriegern, die das Bluturtheil an ihm vollziehen ſollten, ein Zittern der Ehrfurcht ein, ſo daß ſie ihn in die Schulter trafen. Sombreuil blieb ſtehen und ſag-

te: „O ſo endigt doch, ich bitte, endigt!“ Da fiel der junge Held, ein blutiger Zeuge der Raſerei des Bürgerkriegs. K.

Quick, oft ſo viel als Queckſilber; bei Metallarbeitern das in Scheidewaſſer getödtete Queckſilber, womit ſie den Grund zur Vergoldung auf dem Meſſing legen. Quickmühle, ſo viel als Amalgamirmühle, ſ. Amalgama. — **Quickmarſch**, von dem alten Adjectiv, quick, rege, beweglich, lebhaft, munter, friſch, ein kriegeriſches Tonſtück von raſcher Bewegung, welches bei Geſchwindmärſchen geſpielt wird.

Quietismus. Der ganz nach außen gerichtete, hierarchiſche Geiſt einiger Mönchsorden, beſonders der Jeſuiten und Dominikaner, hatte im 17. Jahrh. die Andacht und Gottesverehrung der Katholiſchen beinahe in eine bloß mechaniſche Gottesdienſtlichkeit verwandelt. Seine Zeit mit Herſagen der Formulargebete aus dem Brevier und am Roſenkranze, mit Faſten, Beichten und Bußübungen hinbringen, fleißig wallfahrten, die Mutter Gottes und die Heiligen anrufen, Allmoſen geben, Ablaß kaufen und überhaupt die kleinlichſten Formen des äußern Gottesdienſtes beobachten, galt unter dieſem Einfluſſe für wahre Frömmigkeit. Daher wendeten ſich fromme Gemüther, die es mit ihrer Andacht ernſtlicher meinten, als bei dieſer Art von Religionsübung nöthig war, mit neuem Eifer der Myſtik zu, die dem Gefühlvollern ſchon ſonſt Zuflucht und Nahrung gewährt hatte, wenn Alles in den Formen der Kirchlichkeit zu erſtarren ſchien. Der geiſtliche Wegweiſer, guida spirituale, ein Erbauungsbuch, das Michael Molinos, ein ſpaniſcher Weltprieſter, 1675 zu Rom herausgab, entſprach dieſem Bedürfniſſe. Molinos redete darin von der Ruhe eines gänzlich in Gott verſunknen Gemüths, das aller andern Gedanken und Gefühle ledig, von keiner Thätigkeit nach außen geſtört, nichts als die Nähe Gottes empfinde, mit einer Entzückung, die ſeinen frommen Phantaſien bald viele Freunde verſchaffte. Nach ſeiner Anleitung ſuchten nun die Andächtigen lediglich dieſe Gemüthsruhe (quies, daher der Name Quietismus und Quietiſten, griechiſch Heſychaſten), und man würde es ihnen nicht gewehrt haben, wenn dabei nicht jene von der Kirche und den Mönchsorden begünſtigten Andachtsübungen in Gefahr gekommen wären, überflüſſig zu ſcheinen. Der franzöſiſche Hof ſetzte es beim Papſte durch, daß Molinos ſeine Irrthümer abſchwören und ſein Leben unter täglichen Bußübungen in einem römiſchen Dominikanerkloſter beſchließen mußte (ſt. 1696). Dieſer Gewaltſchritt hinderte jedoch keinesweges die Verbreitung des Quietismus. Der geiſtliche Wegweiſer wurde in Deutſchland und Frankreich, wo man durch die Schriften der **Bourignon** (ſ. d. Art.), Poirets und der Pietiſten vorbereitet war, fleißig benutzt, und erzeugte bald eine Menge Erbauungsbücher in gleichem Geiſte. Die berühmteſte Pflegerin des Quietismus war eine am Hofe Ludwigs XIV. beliebte, ſchöne und reiche Wittwe, Joh. Maria Bouvier de la Mothe Guyon, welche unter dem Namen der Madam Guyon als eine liebenswürdige Schwärmerin von mehr Einbildungskraft als Verſtand bekannt geworden iſt. Ihr Beiſpiel, ihre Betſtunden, ihre ſalbungsvollen Schriften und die Bemühungen ihres Beichtvaters Lacombe gewannen ihr Anhänger genug, um die Geiſtlichkeit aufmerkſam zu machen. In der That gerieth man in Verſuchung, eine junge Frau für verrückt zu halten, welche ſich für das ſchwangere Weib in der Apokalypſe (K. 12, V. 2.) hielt, und in ihrer eignen Lebensbeſchreibung von ſich ſagt, ſie ſei oft von einem ſolchen Uebermaße der Gnade erfüllt, daß ſie im

buchſtäblichen Sinne berſten wolle, und ihre Kleider auflöſen laſſen müſſe, worauf denn dieſe Gnadenfülle ſich über die, die ihr dieſen Dienſt leiſteten, ergieße. Lacombe wurde als ihr Verführer verhaftet, und ſtarb 1702 zu Paris im Gefängniſſe, die Guyon ſelbſt aber kam nach einer kurzen Einſperrung wieder in Freiheit und zu der Ehre, an den Betſtunden der Maintenon in St. Cyr Theil zu nehmen. Der Streit ſchien daher abgethan, als Fenelon (ſ. d. Art.) in der Guyon eine Geiſtesverwandte zu erkennen glaubte, und ihr und ihren Schriften in ſeiner Explication des Maximes des Saints sur la vie intérieure 1697 das Wort redete. Der Zutrit eines ſo bedeutenden Mannes, deſſen Andachtsbücher Frankreich mit Begeiſterung aufnahm, gab dem Quietismus neues Gewicht und dem Vorfechter der franzöſiſchen Theologen, Boſſuet, Gelegenheit, dieſem beneideten Nebenbuhler eine Beſchämung zuzuziehn. Boſſuet erwirkte 1699 ein päpſtliches Breve, in dem 23 Sätze aus Fenelon's Buche als irrig verdammt wurden; aber die ſelbſt in Rom bewunderte Sanftmuth, mit der ſich dieſer unterwarf, brachte ſeine Gegner um die Früchte des Sieges, ſo daß nicht die Gewalt, von der die Guyon (ſtarb 1717) eine zweite kurze Gefangenſchaft zu erleiden hatte, ſondern nur der veränderte Zeitgeiſt den Quietismus allmälig in Vergeſſenheit brachte. Eine Sekte hatte er ohnehin nie gebildet, ſondern ſich nur einige Jahrzehende als das Thema vielgeleſner Erbauungsbücher und als die eigenthümliche Denkart einer Partei unter den Frommen behauptet. Aus Fenelon's Buche, worin der Quietismus am deutlichſten dargeſtellt iſt, lernt man ihn als eine harmloſe Schwärmerei kennen, deren nur phantaſiereiche, überſpannte Seelen fähig ſind. Wahres und Falſches iſt darin wunderlich vermengt; er fodert die ſogenannte reine Liebe, die ſich ohne Furcht und Hoffnung, gleichgültig gegen Himmel und Hölle, mit gänzlicher Selbſtverleugnung auf Gott richtet, bloß weil dieſer es will. Das Fleiſch muß dabei ganz abgetödtet, jeder weltliche Gedanke entfernt, alles Vertrauen auf eigne Kräfte bei guten Werken vernichtet, und die Seele in einen leidenden Zuſtand verſetzt werden, bei dem ihre eigne Thätigkeit aufhört und Gott allein in ihr wirkt. Dieſer Zuſtand, der das Gemüth weſentlich mit Gott vereinigt, iſt die Ruhe oder das unaufhörliche innere Gebet (die bleibende Richtung auf Gott), wobei man nichts wünſcht, nichts von Gott bittet, ſondern ſich ihm ganz überläßt und am reinen Anſchauen ſeines Weſens (Contemplation) begnügt. Wie ſelten nun auch die hier bezeichnete Anſicht des Quietismus in das Leben übergegangen ſein mag, weil ſie weder den Bedürfniſſen der menſchlichen Natur, noch den Foderungen des geſellſchaftlichen Zuſtandes entſpricht: ſo iſt ſie doch in der Myſtik der Neuern und Neueſten häufig wieder erſchienen, und hat in der Religionsphiloſophie und Aſcetik der beſonders im ſüdlichen Deutſchland verbreiteten theologiſchen Schule, die weder ihren Meiſter Schelling, noch ſich ſelbſt verſteht, manches Blatt füllen helfen. E.

Quin (James), ein berühmter engliſcher Schauſpieler, 1693 zu London geboren, der Sohn eines Irländers, welcher ſich mit einer angeblichen Witwe verheirathet hatte, deren erſter Mann nach einer langen Abweſenheit zurückkam und ſie zurückfoderte. Quin verlor dadurch ſeine rechtmäßige Geburt, und befand ſich nach ſeines Vaters Tode 1710 ohne alles Vermögen. Die Noth führte ihn endlich in einem Alter von 21 Jahren auf das Theater von Dublin. Ein Freund, der ſein großes Talent erkannte, rieth ihm, nach London zu

gehen, wo er 1715 in die Geſellſchaft von Drury-lane trat. Von da ging er nach zwei Jahren zu Lincoln's Inn Theater über, bei welchem er ſiebzehn Jahre blieb. Im Trauerſpiele glänzte er in ernſten, würdevollen, und mannhaften Rollen, als Cato und Coriolan, im Luſtſpiele in Rollen von beißender Laune, Humor, als Fallſtaff, Volpone und Sir Jon Brute. Doch war eine gewiſſe Eintönigkeit in ſeinem Spiele nicht zu verkennen; er recitirte in der damals beliebten pomphaften Manier. Sein leidenſchaftlicher, reizbarer Charakter brachte ihn mehrmals in Mißhelligkeiten mit den Theaterunternehmern. Dabei war er der Geſellſchaft und den Tafelfreuden ergeben. Einen Beweis, daß er nicht ohne Edelmuth der Geſinnung war, gab er dadurch, daß er dem Dichter Thomſon, welcher wegen einer Schuldfoderung verhaftet war, augenblicklich mit 100 Pfund aushalf. Beide wurden dadurch die genauſten Freunde, und Thomſon hat in ſeinem Castle of Indolence ſeinem edeln Befreier ein Beiden rühmliches Denkmal geſetzt. Garrick's Erſcheinung machte das Publikum nach und nach gleichgültig gegen Quin, welcher 1753 der Bühne entſagte. Er lebte ſeitdem größtentheils zu Bath, wo er 1766 ſtarb. Garrick, anfangs ſein Nebenbuhler, ward ſpäter ſein Freund.

Quinault (Philippe). Dieſer bekannte franzöſiſche Schauſpieldichter war 1635 in einer Schauſpielerfamilie geboren, und erhielt eine nicht eben ſorgfältige Erziehung. Die Anweiſung abgerechnet, welche ihm Triſtan l'Hermite in der Verskunſt gab, verdankte er ſeine Geiſtesbildung allein ſeinem eignen Fleiße und Talente. Noch vor ſeinem zwanzigſten Jahre brachte er einige Schauſpiele auf die Bühne und fuhr mehrere Jahre mit dramatiſchen Arbeiten fort, welche ziemlich allgemeinen Beifall fanden. Aber eben dieſer Beifall machte bei dem Ungeſchmacke, der in ihnen herrſcht, Boileau's Satyre rege, der ihn mit ſo vieler Bitterkeit angriff, daß er endlich ſeinem eignen Rufe dadurch zu ſchaden ſchien. Denn Quinault, der das Trauerſpiel, für welches er ſich nicht geeignet fühlte, aufgab, verband ſich mit Lully für die Oper, und entwickelte in der lyriſch-muſikaliſchen Poeſie eine ſolche Meiſterſchaft, daß er alle ſeine Nebenbuhler übertraf, und von den beſten Kunſtrichtern zu den ausgezeichneten Männern aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. gezählt wird. Es gibt in der franzöſiſchen Sprache nicht Zarteres, Zärtlicheres und Sinnreicheres, als ſeine Arien und Liebesgeſpräche. Boileau und ſeine Tadler ſchrieben den Beifall einzig der Muſik Lully's zu, welche jedoch jetzt vergeſſen iſt, während man Quinault's Verſe noch immer mit Vergnügen lieſt. Seine Armide und ſein Atys ſind in ihrer Art Meiſterſtücke. Quinault, der zugleich in den Geſchäften des Lebens erfahren war, hatte die Angelegenheiten eines Kaufmanns in Ordnung gebracht, und heirathete nach deſſen Tode die hinterlaſſne Witwe deſſelben. Dadurch kam er in den Beſitz eines anſehnlichen Vermögens, und kaufte ſich (1671) die Stelle eines Auditeurs in der Rechenkammer (Chambre des comptes). Bald darauf trat er auch in die franzöſiſche Akademie, und in ihrem Namen begrüßte er den König bei ſeiner Rückkehr aus den Feldzügen von 1675 und 1677. Als Schmeichler deſſelben erſcheint er in den Prologen ſeiner Opern, und er wurde dafür mit einer Penſion belohnt. Eine gewiſſe Schwermuth, die wahrſcheinlich durch Abnahme ſeiner Geſundheit erzeugt wurde, hinderte ihn, ſein Glück vollkommen zu genießen. Seine theatraliſchen Arbeiten ſchienen ihn aus Bigotterie zu gereuen, und er beſchloß, den Ueberreſt ſeiner Kräfte zur Ehre Gottes und des Königs anzuwenden.

Er fing ein Gedicht auf die Ausrottung des Proteſtantismus in Frankreich an, das er jedoch glücklicher Weiſe nicht vollendete; es würde ſeinen Ruhm nur vermindert haben. Er ſtarb 1688. Im Umgange war er liebenswürdig, fein und zuvorkommend; er ſprach und recitirte angenehm. Außer ſeinen Theaterſtücken ſchrieb er mehrere gelegentliche Gedichte, unter denen ſich einige vortheilhaft auszeichnen. Seine ſämmtlichen Werke ſind 1739 und 1778 in fünf Bändchen erſchienen.

Quinquennium, ein Zeitraum von fünf Jahren.

Quinquertium, ſ. Gymnaſium.

Quinquet, ſ. Argandſche Lampe.

Quinte, 1) in der Muſik a) ein Intervall von fünf Stufen oder der fünfte Ton vom Grundtone an. Man unterſcheidet drei Arten der Quinte: die reine, verminderte, und übermäßige; die reine Quinte iſt eine Conſonanz, die verminderte und übermäßige ſind Diſſonanzen. Die Fortſchreitung gleicher Stimmen in reinen Quinten iſt fehlerhaft und übelklingend; daher man dieſe Fortſchreitung auch falſche Quinten nennt; b) heißt Quinte bei dem Saiteninſtrumente die ſchwächſte Saite auf demſelben, welche die höchſten Töne enthält, auf der Violine die E-Saite; 2) die fünfte Klaſſe einer Schule, Quinta, daher ein Quintaner; 3) im Kartenſpiel, namentlich im Piquet, eine Reihe von fünf hintereinander folgenden Blättern, die, wenn ſie von dem höchſten Blatte anfängt, Quinte-Major heißt.

Quintenzirkel heißt in der Theorie der Harmonie der Durchgang durch alle zwölf harte und weiche Tonarten vermittelſt der Quinte, oder diejenige Folge der Tonarten, vermöge welcher man ſie, von Quinte zu Quinte wie in einem Zirkel durchläuft.

Quinterne, ſ. Lotterie.

Quinteſſenz (von quinta essentia), die durch chemiſche Kunſt ausgezogne koncentrirte und beſte Kraft eines Dings, daher das Beſte, der Kern einer Sache.

Quintett iſt ein Tonſtück für Inſtrumental- ſowol, als für Vokal-Muſik, wozu bei jenem fünf Inſtrumente, bei dieſem fünf concertirende Singſtimmen (meiſtens mit Inſtrumental-Begleitung) erfodert werden. Was vom Quartett geſagt worden, gilt auch von dieſem.

Quintilianus oder Quinctilianus (Marcus Fabius), lebte im erſten Jahrh. unſrer Zeitrechnung, und kam aus Calaguris (jetzt Calahorra) in Spanien, ſeiner Geburtsſtadt, frühzeitig nach Rom, wo er zuerſt als Redner vor Gericht und Sachwalter, und dann als öffentlicher Redelehrer (Rhetor) ſich berühmt machte. Er hatte viele Jahre hindurch die vornehmſten Römer zu ſeinen Schülern. Der Kaiſer Domitian ehrte ihn durch Ertheilung der Konſulwürde. Unter deſſen Regierung, in den letzten Jahren ſeines Lebens, ſchrieb Quintilian ſein vortreffliches Werk de institutione oratoria, welches in zwölf Büchern eine Theorie der gerichtlichen Rednerkunſt aufſtellt. Man erkennt darin den geübten Meiſter, und den feingebildeten, geiſtvollen Mann, den würdigen Nachahmer Cicero's. Vorzüglich anziehend und wichtig für die Geſchichte der Literatur iſt das zehnte Buch, wo er mit eben ſo vielem Scharfſinn, als Bündigkeit, ſein Urtheil über die Schriftſteller der Griechen und Römer ausſpricht. Außerdem legt man dem Quintilian noch eine anſehnliche Sammlung zur Uebung gehaltner größerer und kleinerer Reden (declamationes) bei, die aber bei weitem nicht ſo anziehend ſind, als jene Theorie, auch

nicht die Vollendung haben, welche man ihr zufolge erwarten ſollte; daher man auch glaubt, daß wenigſtens nicht alle von Quintilian ſelbſt herrühren. Endlich findet man noch in den Ausgaben der quintilianiſchen Werke eine Schrift: de oratoribus sive de causis corruptae eloquentiae, die aber mehrere Gelehrte dem Tacitus, Einige einem andern Verfaſſer zuſchreiben. Die vorzüglichſten Ausgaben ſind von Burmann (Leiden 1720, 2 B. 4°), von Capperonier (Paris 1725, Fol.), Gesner (Göttingen 1738, 4°) und Spalding (Leipzig 1798—1813, 4 B. 8°); nur die erſte der genannten enthält auch die Declamationes. Eine deutſche Ueberſetzung des ganzen Werks lieferte Henke unter dem Titel: Lehrbuch der ſchönen Wiſſenſchaften in Proſa; aus dem Lateiniſchen von H. Ph. Kr. Henke, Helmſtädt 1775—1777. Von der Schrift: de orator. sive de causis corruptae eloquentiae, haben wir eine Ueberſetzung mit kritiſch-hiſtoriſchen Anmerkungen und Erläuterungen von J. Jac. H. Naſt, unter dem Titel: Von den Urſachen des Verfalls der römiſchen Beredtſamkeit, Halle 1787.

Quintole, eine Notenfigur, Tonfigur, aus fünf Tönen beſtehend, welche zuſammenhängend vorgetragen werden, und die Haltung von vier Tönen gleichen Werths haben.

Quintus Calaber oder Smyrnäus, ein griechiſcher Dichter, deſſen Zeitalter eben ſo wenig genau bekannt iſt, als ſein Geburtsort. Seine Beinamen beziehen ſich darauf, daß ſein Gedicht in Calabrien aufgefunden wurde, und daß er in demſelben Smyrna als ſeinen Aufenthaltsort erwähnt. Nach mehrern Gelehrten lebte er wahrſcheinlich im 4. Jahrh. n. Chr. Sein Gedicht, unter dem Titel: *Παραλειπομενα Ὁμηρου* oder Posthomerica, enthält eine Fortſetzung der Ilias in 14 Büchern, wo Homer zwar nachgeahmt, aber freilich in ſeiner anmuthigen und gemüthlichen Einfachheit und Alterthümlichkeit nicht erreicht worden iſt. Der berühmte Philolog Rhodomann (Hannover 1604) machte ſich um dies Gedicht ſehr verdient; die neueſte kritiſche Ausgabe von Tychſen, mit Anmerkungen von Heyne, erſchien im Verlage der Zweibrücker-Geſellſchaft, Straßburg, 1807, 2 Bände. 8.

Quippos, eine Art von Farben- oder Bilderſchrift, welche den Peruanern, die vor der Eroberung ihres Reichs durch den Spanier Pizarro zu Anfange des 16. Jahrh. die Schreibekunſt nicht kannten, ſtatt derſelben diente. Es wurden nämlich mehrere Fäden von verſchiednen Farben an eine Schnur gereiht, und in dieſe Fäden Knoten geknüpft. Jede Farbe hatte ihre beſondre Bedeutung; und wenn man durch Farben etwas nicht bezeichnen konnte, bediente man ſich der Knoten. Auf dieſe Art wurden nicht nur Rechnungen geführt, ſondern auch Volkszählungen, hiſtoriſche Denkmäler und Geſetze aufbewahrt, geſchloſſne Bündniſſe und Verträge aufgezeichnet ꝛc. In jeder Stadt waren Beamte zur Aufbewahrung dieſer Quippos angeſtellt. Uebrigens erſetzten mündliche Ueberlieferungen und kleine Gedichte das Mangelhafte dieſer Schreibart. Eine den Quippos ähnliche Art der Schrift findet ſich in Guiana, wo man gleichfalls Fäden und Knoten gebraucht.

Quirini (Angiolo Maria), ein gelehrter Kardinal, geb. 1680, ſtammte aus einer edeln venetianiſchen Familie. Nachdem er zu Breſcia ſeine erſte Erziehung erhalten, trat er in den Orden der Benediktiner von Monte Caſſino. Zu Florenz genoß er den Unterricht verſchiedner der ausgezeichnetſten Gelehrten jener Zeit und wurde darauf ſelbſt Profeſſor in ſeinem Kloſter. Eine Rede, welche er hier hielt,

de mosaicae historiae praestantia, ward gedruckt. Durch die Einbildung, daß er an der Steinkrankheit leide, wurden ſeine Studien einige Zeit unterbrochen; nachdem er ſich aber von dem Ungrunde ſeiner Furcht überzeugt hatte, trat er 1710 ſeine literariſchen Reiſen an. Er beſuchte Deutſchland, Holland, Flandern, England und Frankreich. In letzterm Lande verweilte er über zwei Jahre, meiſt bei den Benediktinern von St. Germain des Prés. Alles, was dieſe Länder an merkwürdigen Menſchen und Gegenſtänden beſaßen, ſuchte er kennen zu lernen, und gewann allenthalben durch ſeine Talente, ſeine Wißbegierde und ſein Benehmen Achtung. Bei ſeiner Rückkunft nach Italien gab er einen Plan zu einer Geſchichte dieſes Landes, und den Verſuch einer Geſchichte des Kloſters von Farfa im Herzogthume Spoleto heraus. Innocenz XIII., ernannte ihn zum Erzbiſchof von Corfu. Hier verfaßte er ſein gelehrtes Werk: Primordia Corcyrae ex antiquissimis monumentis illustrata. Benedikt XIII. ertheilte ihm 1727 den Kardinalshut, nachdem er ihn zum Biſchof von Breſcia ernannt hatte. Quirini begnügte ſich nicht, zur Ehre ſeines Sprengels verſchiedne Werke über die Literatur von Breſcia zu verfaſſen, ſondern ſuchte auch ſeine Hauptkirche zu einer der prachtvollſten von Italien zu machen, und gründete zu Breſcia eine öffentliche Bibliothek. Seine Anhänglichkeit an den römiſchen Stuhl zeigte er durch ſein Leben Papſt Pauls II. (gedruckt 1740), worin er denſelben gegen die Angriffe Platina's vertheidigte. Bald nachher ward er zum Bibliothekar der Vaticana und zum Vorſteher der Congregatio Indicis ernannt. Er fuhr in dieſen Aemtern fort, der Sache der Literatur zu dienen. Auf ſeinen Antrieb erſchienen die Werke des heiligen Ephraim in einer neuen Ausgabe, griechiſch, ſyriſch und lateiniſch (6 Bände in Folio). Auch gab er die Briefe des Kardinals Pole heraus, begleitet mit einer Abhandlung, worin er die Trennung der Reformatoren von der römiſchen Kirche als nicht zu rechtfertigend darſtellte, und einer andern, worin er den Charakter Pauls III. vertheidigte. Die Mäßigung und Aufrichtigkeit, verbunden mit der gründlichſten Sachkenntniß, welche er immer zeigte, erwarben ihm ſelbſt den Beifall der Proteſtanten. Er war Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften, namentlich der Akademien von Petersburg, Wien und Berlin. Preiswürdig war ſeine Freigebigkeit, wo es dem Glanze der Kirche, dem öffentlichen Wohle und der Unterſtützung der Armen galt. Zur Erbauung der ſchönen katholiſchen Kirche zu Berlin trug er freigebig bei; ſeine koſtbare Bibliothek ſchenkte er der vaticaniſchen. Die Pflichten ſeines Amtes erfüllte er mit unermüdlichem Eifer bis an ſeinen Tod, welcher 1755 zu Breſcia erfolgte. Außer den genannten Werken hat er auch eine Reiſebeſchreibung und eine Nachricht von ſeinem Leben hinterlaſſen.

Quirinus, ein Beiname des Mars, bei den Römern; desgleichen ein Beiname des Romulus (ſ. d. Art.), den man ihm nach ſeiner Vergötterung gab, und welchen man von dem ſabiniſchen Worte Quiris oder Curis, welches einen Spieß, figürlich einen Krieger bezeichnen ſoll, herleitet. Daher kam auch der Name Quiriten, welchen die Römer nach der Vereinigung mit den Sabinern angenommen hatten, und welcher bei Anreden der römiſchen Bürger gebraucht wurde. Daher auch endlich Quirinalia, ein Feſt, das dem Romulus zu Ehren gefeiert wurde, und Quirinalis, der Name eines der ſieben Hügel Roms.

Quiſtorp. Die Familie Quiſtorp hat ſich in der gelehrten Welt

große Verdienſte erworben, und ihren Namen unvergeßlich gemacht. Schon 1628 trat Joh. Quiſtorp, Profeſſor der Theologie, Superintendent und Prediger an der lieben Frauen Kirche zu Roſtock, (geb. 1584, geſt. 1648), mit einer Erklärung des Propheten Nahum, als ein mit vielen Kenntniſſen ausgeſtatteter Mann, in der Reihe der Schriftſteller auf. Sein Sohn, Joh. Quiſtorp (geb. 1624, geſt. 1699), der zu Greifswalde, Königsberg, Kopenhagen und Leiden ſtudirt hatte, ward Doktor und Profeſſor der Theologie zu Roſtock, in der Folge auch Prediger daſelbſt, ſtarb als Rektor magnificus, und machte ſich durch mehrere Schriften verdient. Deſſen Sohn, Joh. Nicol., war ebenfalls Profeſſor der Theologie zu Roſtock. Bernh. Fried. Quiſtorp, geb. zu Roſtock 1718, Doktor u. (ſeit 1779) erſter Profeſſor der Theologie und Generalſuperintendent über Schwediſch-Pommern und Rügen, vertheidigte (1751) die roſtock'ſche theologiſche Fakultät gegen eine, den meklenburg'ſchen Intelligenzblättern eingerückte Abhandlung von natürlicher Wahrnehmung mehrerer Selbſtſtändigkeiten in dem einigen Weſen Gottes, gab demnächſt mehrere (größtentheils kleinere) theologiſche Schriften, Diſſertationen, Programme und Predigten heraus, und ſtarb 1788. — Theodor Joh. Quiſtorp ward 1722 zu Roſtock geboren, ſtudirte daſelbſt und in Leipzig, ward von Gottſched vorzüglich geachtet, und mit dem dichteriſchen Lorbeerkranze gekrönt. Er ſchrieb philoſophiſche, juriſtiſche und hiſtoriſche Abhandlungen, einige Luſt- und Trauerſpiele und mehrere Gelegenheitsgedichte, von denen der größere Theil längſt vergeſſen iſt. 1744 ward er zu Roſtock Licentiat, und bald darauf Doktor der Rechte. Er ging hierauf nach Wismar, widmete ſich der Praxis, und ward 1746 Tribunaladvokat. In der Folge führte er zwei däniſche Grafen von Schulenburg auf Reiſen, übernahm nachher die Prokuratur beim Tribunal zu Wismar, und ward 1750 zum Mitgliede des dortigen Senats ernannt. Er ſtarb 1776 zu Wismar als Prokurator und Advokat des königl. Tribunals, wie auch Direktor der Kämmerei im Senatscollegio. Mehrere rhetoriſche Aufſätze, juriſtiſche und hiſtoriſche Abhandlungen und kleine, im gundling'ſchen und eſtor'ſchen Geſchmacke abgefaßte kleine Schriften hinterließ er handſchriftlich. Sie verdienten wohl die Ehre des Drucks. — Joh. Chriſtian Quiſtorp ward 1737 zu Roſtock geb. In ſeinem 23ſten Jahre vertheidigte er ſeine Inaugural-Diſſertation, welche die damals wichtige Frage zu beantworten ſuchte: Utrum unus testis faciat torturae locum? Er ward zuerſt Profeſſor in Roſtock, 1772 ordentlicher Lehrer der Rechte zu Bützow, 1774 herzogl.-meklenburg-ſchwerin'ſcher Juſtizrath, 1780 Oberappellationsrath, und 1792 von dem ſächſiſchen Vikariate mit dem Prädikate eines Ritters und edeln Herrn in den Adelſtand erhoben. Er ſtarb 1795. Eine nicht unbedeutende Menge von Schriften, unter denen einige von ausgezeichnetem Werthe ſind, und wiederholte Auflagen nothwendig machten, ſind unverwerfliche Zeugen ſeines gelehrten Werthes. Man findet ein Verzeichniß derſelben in dem bekannten meuſel'ſchen gelehrten Deutſchlande, ſo wie ſein Leben im erſten Stücke von Koppe's gelehrtem Meklenburg.

DH.

Quito, ſonſt eine Provinz von Peru, jetzt vom Vice-Königreich Neu-Granada in Süd-Amerika, auf den hohen Andesgebirgen, wohl angebaut, und in den nördlichen Gegenden reich an Gold. Sie hat 7820 Q. M. und faſt eine Million Einwohner, meiſt Peruaner. Die Stadt gleiches Namens liegt in einem anmuthigen Thale, 8772 Fuß

hoch über die Meeresfläche, hat 70,000 Einwohner, eine Univerſität, Fabriken und Handel, und iſt der Sitz eines Biſchofs. In dem Thale von Quito, das häufigen Erdbeben (das ſchrecklichſte im J. 1797) ausgeſetzt iſt, herrſcht ein ewiger Frühling. Es liegen darin 29 Flecken und Dörfer mitten unter Pflanzungen von Indigo, Baumwolle, Zukkerrohr und Hainen von Zitronen, Piſang und Pompelmus, die mit Gärten von Obſtbäumen, mit herrlichen von lebendigen Hecken eingefaßten Saatfeldern, und ſchönen, mit Heerden bedeckten Weiden abwechſeln. Vergl. d. Art. Südamerik. Revolution.

Quittung, eine ſchriftliche Erklärung, worin der Gläubiger ſeinem Schuldner den Empfang deſſen, was er an ihn zu fodern hatte, ganz oder zum Theil bekennt.

Quixote (Don), ſ. Cervantes.

Quodlibet, von dem lateiniſchen Quod libet, was beliebt. Man bezeichnet mit dieſem Worte Alles, was ohne Ordnung und Zuſammenhang, oder doch mit ſcheinbarer Willkür neben einander geſtellt iſt, ein Miſchmaſch. Daher pflegt man kleine ſcherzhafte Gemälde und Zeichnungen, auf welchen mehrere Gegenſtände, die an ſich in keiner Verbindung ſtehen, gleichſam als Bruchſtücke hingeworfen ſind; ferner kleine Gedichte von ähnlicher Beſchaffenheit mit dem Namen Quodlibet zu bezeichnen. Eben ſo nennt man ein muſikaliſches Quodlibet ſolche Muſikſtücke, worin allerhand Abwechſelungen, ſowol in Rückſicht der Taktarten, als der Melodien vorkommen. Der Werth ſolcher Quodlibets, die neuerlich unter dem Namen muſikaliſcher Potpourri's wieder Mode geworden, iſt an und für ſich ſehr gering. Der witzige Kontraſt iſt es vornemlich, wodurch ſie für einen Augenblick unterhalten können: denn gewöhnlich wählt man zu dieſen Zuſammenſetzungen ſchon gegebne Muſikſtücke, deren bekannter Text mit dem gegenwärtigen, oder deren muſikaliſche Zuſammenſtellung für ſich angenehm oder komiſch iſt. Die Inſtrumentalſtücke dieſer Art, welche man gewöhnlich muſikaliſche Potpourri's nennt, können durch phantaſieartige Uebergänge und Variationen verſchiedner allgemein beliebter Themen anziehend ſein. Die Singſpiele aber, welche den Namen muſikaliſches Quodlibet tragen, ermangeln gewöhnlich des muſikaliſchen und des komiſchen Reizes zugleich, indem ſie, der komiſchen Wirkung nachjagend, ſie in dem Abgebrochnen und Zuſammenhangsloſen ſuchen, den muſikaliſchen verlieren.

Quote, der beſtimmte Antheil Jemandes an einer Sache (Koſten oder Gewinn).

Quotient, wird im Allgemeinen die Zahl genannt, welche entſtehet, wenn man mit einer andern Zahl in eine dritte dividirt. Daher iſt der Quotient gleich dem Produkte des Diviſors und Dividendus.

Verzeichniß
der in dieſem Bande enthaltenen Artikel.

O.

O Seite 1
Oaſe —
Obduction —
Obedienz, Obedientiarii —
Obelisk —
Obereit (Jac. Herm.) 3
Oberhaus, Haus der Lords, ſ. Großbritannien 4
Oberlin (Jerem. Jac.) —
Oberſchlächtig 5
Object, Objectiv, Objectivität —
Objectivglas —
Oblaten —
Oblaten, Laienbrüder, ſ. Orden (geiſtliche) 6
Obley, Oveleye, Obellarius —
Obligat —
Obligation, ſ. Schuldſchein 7
Obligo —
Oboe od. Hoboe —
Obolus —
Obotriten, ſ. Wenden und Meklenburg 8
Obrigkeit —
Obſcuranten, Obſcurantismus —
Obſequium 9
Obſervanten, Observantes, ſ. Franciskaner —
Obſervanz, Observantia —
Obſervatorium, ſ. Sternwarte —
Obſtbaumzucht, ſ. Pomologie Seite 9
Occam od. Ockam (Wilhelm von), ſ. Nominaliſten und Scholaſtiker —
Occident —
Occidentaliſches oder weſtrömiſches (abendländiſches) Kaiſerthum —
Occupation 18
Ocean 19
Oceaniden (Okeaniden) —
Oceanus (Okeanos) —
Ocher od. Ocker —
Ochlokratie —
Oecolampadius (Joh.) —
Octaëder 20
Octant, Octante —
Octave (muſik. — theol.) —
Octavia 22
Octavius od. Octavianus, ſ. Auguſtus —
Octroi od. Octroy —
Ocularglas 23
Oculiren (Aeugeln) —
Oczakow (Otſchakow) —
Ode 24
Odeſſa 29
Odeon, Odeum 32
Odin, ſ. Nordiſche Mythologie —
Oedipus —
Odyſſee, ſ. Homer 33
Odyſſeus, ſ. Ulyſſes —
Ofen, Buda (Stadt) —

Ofen (oekonom.) Seite 34
Offenbach —
Offenbarung 35
Oeffentliche Meinung 38
Oeffentlichkeit 39
Offertorium —
Official —
Officinell —
Ofterdingen (Heinr. von) od. Afſterdingen —
Og, König zu Baſan 40
Ogyges od. Ogygus —
Ohio 41
Oehlenſchläger (Adam) —
Ohmacht (Landolin) —
Ohnmacht (med.) 42
Ohr, ſ. Gehör 43
Ohrenbeichte —
Ohrenklingen 44
Ohrenzwang —
Oïleus, ſ. Ajax —
O'Keefe (John) —
Oekonomie, Haushaltung, ſ. Landwirthſch. Ueb. Staatsökonomie ſ. Mercantilſyſtem, Nationalökonomie, Phyſiokratiſches Syſtem u. Staatswirthſchaft —
Olavides (Don Pablo) Graf von Pilo —
Olbers (Heinr. Wilh. Matth.) 45
Oldenbarneveld, ſ. Barneveld —
Oldenburg (Herzogthum) —
Oele 47
Olearius (Adam) eigentlich Oehlſchläger 49
Oelfarben, ſ. Oelmalerei 50
Oligarchie —
Oliva —
Olivarez (Gaſparo de Guzman, Graf von) Herzog v. Sanlucar —
Olive 51
Olivetaner, ſ. Benedictiner 52
Olivier (Guillaume Antoine) —
Olla potrida 53
Oelmalerei —
Olmütz 55
Oels (Fürſtenthum) 56
Oelsner (K. E.) —
Oelung (die letzte) 57
Olymp, Olympos —
Olympia, ſ. Olympiade und Olympiſche Spiele 58
Olympiade Seite 58
Olympias —
Olympiſche Spiele —
Omar I., Kalif 60
Omen, Omina (Vorbedeutungszeichen) —
Ommiaden od. Ommajaden, ſ. Kalif, Kalifat 61
Omnium —
Omphale —
Oeneus, ſ. Kalydon —
Onomatopöie —
Oenomaus, ſ. Hippodamia 62
Ontologie, Weſenlehre —
Onyx, Onych —
Ooſt (Jacob von) Vater und Sohn 63
Opal —
Oper —
Opfer 68
Ophiten, Ophianer od. Schlangenbrüder 70
Ophthalmie, d. Augenentzündung —
Ophthalmologie, ſ. Auge u. Augenpflege —
Opiat, ſ. Opium —
Opitz (Mart.) —
Opium 73
Oporinus (Joh.) 74
Oporto od. Porto —
Oppoſition (aſtron.) ſ. Aſpecte 75
Oppoſition (polit.) —
Ops, ſ. Rhea u. Cybele 76
Optik, Optikus —
Optimaten —
Optimismus —
Orakel 77
Orang-Outang 78
Oranien, Orange (Fürſtenth.) —
Oratorium —
Oratorium (Prieſter vom) 79
Orbilius Pupillus —
Orcadiſche Inſeln (Orkneys) —
Orcheſter 81
Orcheſtik, ſ. Tanzkunſt —
Orcus —
Ordalien —
Orden (geiſtliche) 83
Orden (Ritter-) 89
Orden von der Gnade, ſ. Trinitarier 90
Ordensgeneral u. Ordensprovinzial, ſ. Orden (geiſtliche) —

Ordinalen Seite 91
Ordination
Oreaden, ſ. Nymphen 92
Oreſtes —
Organ, Organiſch, Organiſation, Organismus 93
Organiſation in der Kunſt 95
Organiſche Ueberreſte 96
Orgel 101
Orgelpunkt 103
Orgien —
Orient, Orientaliſch —
Orientaliſche Literatur, orientaliſche Sprachen —
Orientaliſches Kaiſerthum, ſ. Byzantiner —
Oriflamme (Auriflamme) —
Origenes 104
Original, Originalität, Originell 105
Orion 107
Orkney-Inſeln, ſ. Orcadiſche Inſeln —
Orleans (Stadt u. Herzogthum) —
Orleans (Jungfrau von), ſ. Jeanne d'Arc —
Orleans (Ludwig, Herzog v.), ſ. Frankreich u. Burgunder 108
Orleans (Gaſton, Jean Baptiſte von Frankreich, Herzog von) —
Orleans (Philipp, Herz. von) 109
Orleans (Philipp, Herz. von) Regent von Frankreich —
Orleans (Louis Joſeph Philipp, Herzog von) 114
Orleans (Louis Philipp, Herzog von) 116
Orlow od. Orlof (Gregor — Gregorej — Alexis) 117
Ormuzd, ſ. Ahriman 120
Ornithologie, ſ. Vögel —
Orographie —
Oronoco od. Orinoco —
Orpheus 121
Orrery, ſ. Planetarium —
Orſini (Joh. Kajetan — Matthäus Rubens — Napoleon — Franz — Jacob — Peter Franz — Dominicus [Papſt Benedict XIII.] — [Papſt Clemens XII.] — Beroald — Nicolas — Lorenzo) —
Orthodoxie, Orthodox Seite 122
Orthographie, ſ. Rechtſchreibung —
Ortsbeſtimmung, ſ. Breite (geographiſche) —
Orville (Jac. Phil. d') —
Oryktognoſie, ſ. Mineralogie 123
Oryktologie, ſ. Bergart, Gebirgsart —
Oſcilliren, Oſcillation, ſiehe Schwingung —
Oeſer (Adam Friedr.) —
Oſiris 124
Osmaniſches Reich (türkiſches Reich), die ottomaniſche od. hohe Pforte) —
Osnabrück (Fürſtenthum) 137
Oſſian od. Oiſian 138
Oſſuña (Don Pedro Tellez y Giron, Herzog von) 142
Oſt, Oſten 143
Oſtade (Hadrian von) —
Oſtende 144
Oſteolith, ſ. Organiſche Ueberreſte —
Oſteologie, ſ. Anatomie 145
Oſtera, Oſtura, Oſtra, ſiehe Oſtern —
Oſtercyklus, ſ. Kalender —
Oſtermann (Heinrich Johann Friedr., Graf) —
Oſtern 146
Oeſterreich, Haus Oeſterreich (Habsburg u. Lothringen) —
Oeſterreichiſche Staatspapiere, ſ. Staatspapiere (öſterreichiſche) 160
Oſtfriesland —
Oſtiarien, ſ. Ordination —
Oſtindien, ſ. Hindoſtan und Indien 161
Oſtindiſche Compagnien —
Oſtindienfahrer 173
Oſtracismus —
Oſtrömiſches Kaiſerthum, ſ. Byzantiner —
Oſtſee, ſ. Baltiſches Meer —
Oeta —
Otaheiti, Taiti 174
Otfried 175
Otho (Marcus Salvius) 176
Ottave Rime, Octavreime, ſ. Stanze —
Ottenſen —

Otter, ſ. Schlange Seite 176
Otto I., Kaiſer 177
Otto II., Kaiſer 178
Otto, Pfalzgraf von Wittelsbach 179
Otto von Freiſingen 180
Otus, ſ. Aloiden —
Otway (Thomas) —
Ouen, St., (Villa sancti Audoeni) 181
Ourcq (der Kanal von) 182
Ouſeley (Sir William) 183
Ouvertüre 184
Ovale —
Ovation, ſ. Triumph —
Overbeck (Friedr.) —
Ovid (Publius Ovidius Naſo) —
Owahi 187
Owen (Joh.) 188
Oxenſtierna (Axel, Graf von) —
Oxford 190
Oxydation, Oxydirung, Oxyd 191
Oxygen, ſ. Gas, Sauerſtoff —
Oybin —

P.

P 192
Päan od. Päon, Päanen —
Pädagog —
Pädagogik —
Paderborn (Bisthum) 193
Padiſhah, Padiſchah, Padſchah —
Padua (Padova) 194
Paer (Fernando) —
Pagoden 195
Paine (Thomas) —
Pairs (Pärs) 196
Paiſiello (Giovanni) 197
Paladin 199
Palafox y Melzi (Don Joſé de) —
Palais Royal in Paris 200
Palamedes 203
Palämon, ſ. Melicertes —
Palankin —
Paläſtina (Faleſthin) —
Paläſtra, ſ. Gymnaſium 206
Palaprat (Jean de Bigot) —
Palatinus 207
Palermo —
Pales 208
Paleſtrina (Giovanni Pietro Aloiſio da) —
Palette od. Pallette 209
Palindromon Seite 209
Palingeneſie —
Palinodie —
Palinurus —
Paliſaden, Palliſaden, Schanzpfähle —
Paliſot de Beauvais (Ambroiſe Marie François Joſ.) —
Paliſſot (Charles) de Montenoy 211
Palla 212
Palladio (Andrea) —
Palladium —
Pallas, ſ. Minerva u. Planeten 213
Pallas (Peter Simon) —
Palliativ 214
Pallium, Mantel, Oberkleid 215
Palm (Joh. Phil.) —
Palme (Längenmaß) 217
Palmenorden, ſ. fruchtbringende Geſellſchaft —
Palmſonntag —
Palmyra —
Palnatocke 218
Palomino de Velasco (Aciscle Antonio) —
Pan 219
Panacea 220
Panama (Landenge von) od. Darien —
Panard (Charles François) —
Panathenäen (Panathenäa) —
Panckoucke (Andreas Joſeph — Carl Joſeph — Charles) 221
Pancratium —
Pandämonium —
Pandemos —
Pandekten 222
Pandora —
Panduren —
Panegyrikus 223
Panier od. Banner —
Panin (Nikita Iwanowitſch, Graf von) —
Panisbrief 224
Pannonien —
Päon, ſ. Rhythmus 225
Panorama, Panoram —
Panspfeife, ſ. Syrinx —
Pantalon od. Pantaleon —
Pantheismus 226
Pantheon 227
Pantomime, Pantomimik —

Panzer, (Georg Wolfgang) S. 231
Panzer, ſ. Harniſch 232
Paoli (Pascal) —
Paphos 234
Papier, Papierſtaude, Arten von Papier, Papiermühlen ꝛc. —
Papiermünze 237
Papin (Denis) 240
Papinianus (Aemilius) —
Pappenheim (Gottfr. Heinr., Graf von) —
Pappkunſt, Papparbeit 241
Papſt, Papſtthum, Päpſte 244
Parabel (rhetor.) 251
Parabel (mathem.) —
Paraboliſcher Spiegel, ſiehe Brennſpiegel 252
Paracelſus (Philippus Aureolus Theophraſtus Paracelſus Bombaſtus de Hohenheim) —
Paraclet, ſ. Geiſt (heil.) 254
Paradies —
Paradies (Maria Thereſia) —
Paradiesvogel —
Paradox 255
Paraguay —
Paralipſis 257
Parallaxe —
Parallele, Parallellinien, Parallelſtellen, Parallelismus, Parallelogramm, Parallelepipedum, Parallelkreiſe —
Paralytiſch 258
Paramaribo, ſ. Surinam 259
Paramythien —
Paranymphe —
Paraphe —
Paraphernalgüter, Paraphernalien, Paraphernalvermögen —
Paraphraſe —
Paré (Ambroiſe) —
Parentheſe 260
Parere —
Parforcejagd, ſ. Jagd —
Parga —
Parini (Giuſeppe) 261
Paris od. Alexandros 262
Paris, Stadt 263
Paris, Einnahme im J. 1814 274
Paris, Einnahme im Jahre 1815 279
Pariſer Theater 280
Park 286
Park (Mungo) 288
Parlament (engliſches), ſiehe Großbritannien 289
Parlamente od. Parlemente —
Parlementär 290
Parma (Herzogthum) 291
Parmegiano (Il) od. Parmegianino, ſ. Mazzola 292
Parnaſſus, Parnaß —
Parnell (Thomas) —
Parny (Chevalier Evariſte v.) 293
Parodie 294
Parole —
Paros (Vara) —
Paroxysmus 295
Parrhaſius —
Parſen, ſ. Gebern 296
Parthenon, ſ. Athen —
Parthenope, ſ. Neapel —
Parther —
Particip, Mittelwort —
Partikel (particula) 297
Partiſan, Partiſane —
Partitur —
Parzen, Mören 299
Pascal (Blaiſe) —
Paſcha 301
Paſchalik —
Paſigraphie —
Paſiphaë —
Pasquill, Pasquillanten 302
Pasquino, ſ. Pasquill —
Paſſagen od. Rouladen —
Paſſagini, ſ. Katharer 303
Paſſah od. Paſchah —
Paſſarowitzer Friede, ſiehe Friedenſchlüſſe —
Paſſatwinde, ſ. Winde —
Paſſau —
Paſſion 304
Paſſiv, ſ. Activ —
Paſſivhandel, ſ. Activhandel —
Paßwan Oglu, ſ. Widdin —
Paſte —
Paſtell, Paſtellmalerei —
Paſticcio, pastiche 305
Paſtorale (muſik. u. dram.) —
Paſtorale (theol.) 306
Paſtoraltheologie 307
Päſtum —
Patagonien —
Patent —
Patera 308

Paternoſter (theol.—mech.) S. 308
Pathogenie —
Pathognomik 309
Pathologie od. Noſologie 310
Pathos 314
Patkul (Joh. Reinhold od. Reginald von) 315
Paton, ſ. engl. Kunſt 317
Patriarchen, Altväter, Erzväter —
Patrimonial- od. Erbgerichtsbarkeit —
Patrimonium Petri, Peters Erbtheil 318
Patriot —
Patriotismus 319
Patriſtik 320
Patrize 321
Patrizier —
Patroklus 322
Patron, Patronat, Patronatsrecht —
Pätus, ſ. Arria 325
Pau —
Pauke —
Paul Veroneſe, ſ. Caliari —
Paul (Vincent de) —
Paul I. Kaiſer v. Rußland 326
Paula (Franz von), ſ. Franz von Paula 330
Paulicianer —
Pauliner od. Paulaner, ſiehe Minimen —
Paulskirche, ſ. London —
Paulus —
Pauſanias (lacedäm. Feldherr) 332
Pauſanias (griechiſcher top. Schriftſt.) 333
Pauſe —
Pauſilipp —
Pauw (Cornelius de) 334
Pavia (Ticinum) —
Pays de Vaud, das Waadtland, die Waadt 335
Pazzi (Franz — Jacob — Renatus — Wilhelm) —
Peculat 337
Peculium —
Pedal —
Pedalharfe, ſ. Harfe —
Pedant, Pedanterie 338
Pedell —
Pegaſus —
Pegnitzorden 339
Pegu Seite 339
Pehlvi, ſ. Perſiſche Sprache 341
Peipusſee —
Peking 342
Pelagianismus 343
Pelagius, ſ. Pelagianismus —
Pelasger —
Peleus 344
Pelew- od. Palaos-Inſeln —
Pelias 347
Pelides, der Pelide —
Pelion —
Peliſſon-Fontanier (Paul) 348
Pelopidas —
Peloponneſiſcher Krieg 349
Peloponneſus, ſ. Griechenland 350
Pelops —
Penaten —
Pendel, Pendul (pendulum) —
Penelope 352
Penn (William) 353
Pennalismus 356
Pennant (Thomas) 357
Penſion, Erziehungsanſtalt, ſ. Inſtitut —
Penſionär —
Penſylvanien —
Pentaglotte, ſ. Pentapla 359
Pentameter —
Pentapla, Pentaglotte —
Pentathlon, ſ. Gymnaſium —
Pentateuch, ſiehe Hebräiſche Sprache und Moſes —
Pentheſilea, ſ. Amazonen —
Pentheus —
Pera 360
Perdikkas —
Peregrinus Proteus —
Pergament —
Pergoleſi (Giovanni Battiſta) 361
Perikles 362
Perikopen 365
Perillus, ſ. Phalaris 366
Periode (hiſtor.) —
Periode (ſtyliſt.) 370
Perioden, Periodiſche Krankheiten 372
Peripatetiſche Philoſophie 373
Peripetie 375
Periſtyl —
Perkinismus, Perkins —
Perlen u. Perlenfiſcherei 377
Permeſſus 378
Peron (François) —

Perouſe, ſiehe Laperouſe (J. Fr., Graf de) Seite 381
Perpendikel —
Perpetuum mobile —
Perrault (Claude — Charles) —
Perron (Anquetil du) ſiehe Anquetil 382
Perſephone, ſ. Proſerpina —
Perſepolis —
Perſeus 384
Perſien (Geogr. u. Geſch. v.) 385
Perſiſche Sprache u. Literatur 394
Perſius (Aulus) Flaccus 399
Perſonenrecht 400
Perſonification (Perſonificirung) 401
Perſpektiv, ſ. Fernrohr —
Perſpektive —
Perth 405
Pertinenzien —
Perturbationen 406
Peru u. Chili od. Chile —
Perücke 408
Peruaniſche od. Peruvianiſche Rinde, ſ. Chinarinde —
Peruaniſcher oder Peruvianiſcher Balſam, ſ. Balſam —
Perugino (Pietro Vanucci, m. dem Beinamen il) —
Pervigilien 409
Peſcheräh, ſ. Feuerland —
Peſt (Peſtilenz) —
Peſtalozzi (Joh. Heinr.) 413
Peſth (Pestum, Pestinum) 416
Petarde 422
Petechien od. Peteſchen —
Peter I. (Alexiewitſch), der Große, Zaar u. Kaiſer von Rußland 424
Peter II. Kaiſer v. Rußland 436
Peter III. (Fedrowitſch) Kaiſer v. Rußland 437
Petersburg (St.) —
Petersgroſchen oder Peterspfennig 445
Petion (Alexandre), ſ. Hayti —
Petion (Jerome) de Villeneuve —
Petitorienklage, auch Petitorium 447
Petrarca (Francesco) —
Petrefakten, ſiehe Organiſche Ueberreſte 450
Petrobruſianer, ſ. Sekten —
Petronius Seite 450
Petrus, der Apoſtel 451
Petrus Lombardus, ſ. Lombardus —
Peutinger (Conr.) —
Peyrouſe (la), ſ. Laperouſe 452
Pfahlbauer, Pfahlbürger, Pfahlgericht, Pfahlhecke, Pfahlgraben —
Pfalz —
Pfalzen 453
Pfalzgraf, ſ. Comes palatinus u. Pfalz 455
Pfand, Pfandrecht —
Pfandhaus, ſ. Leihhaus 458
Pfändung —
Pfeffel (Gottlieb Conr.) 459
Pfeffersbad 460
Pfeifergericht —
Pferd —
Pfingſten 461
Pfinzing (Melchior), ſiehe Theurdank 462
Pflanzen, Pflanzenreich —
Pflanzen-Anatomie 467
Pflanzenbutter 470
Pflanzenthiere oder Zoophyten, ſ. Thier —
Pflicht, Pflichten —
Pflichttheil 471
Pflug 472
Pforr (Joh. Georg) —
Pfortader 473
Pforte (die hohe), ſ. Osmaniſches Reich —
Pforzheim —
Pfropfen (Impfen) 474
Pfund 475
Pfyfer (Ludwig) —
Phädon 476
Phädra —
Phädrus —
Phaeton 477
Phalänen, ſ. Schmetterlinge —
Phalanx —
Phalaris —
Phanerogamen, ſ. Pflanzen 478
Phänomen (Erſcheinung) —
Phantaſie, Phantaſtiſch —
Phantasmagorie 482
Phantasmen —
Phantaſtiſch, ſ. Phantaſie 484
Phantaſus —
Phaon, ſ. Sappho —

Phariſäer Seite 484
Pharmaceutik, ſ. Apotheker-kunſt 485
Pharmacie, Pharmakologie, Pharmakopöe —
Pharſalus, ſ. Cäſar u. Pompejus — Pharſalia, ſ. Lucanus —
Pharus, Pharos (Leuchtthurm) —
Phaſen 486
Phelloplaſtik —
Phidias aus Athen —
Philadelphia 488
Philanthropinismus 490
Philemon u. Baucis 491
Philidor (André Danican) 492
Philipp, König von Macedonien —
Philipp II. König von Spanien 493
Philipp II. Auguſt König v. Frankreich 498
Philipp der Kühne, Philipp der Gütige, ſ. Burgunder 500
Philipp V., Philipp VI. von Frankreich, ſ. Frankreich —
Philipp III., Philipp IV., Philipp V., von Spanien, ſ. Spanien —
Philippi —
Philippiken, Orationes philippicae —
Philippinen —
Philiſter od. Philiſtäer 502
Philo von Alexandria, Philo aus Biblos, Philo von Byzanz —
Philoktet 503
Philologie 504
Philomele 518
Philopömen —
Philoſophie 520
Philtrum, ſ. Liebestränke 525
Phiole, Sturmphiole —
Phlegethon 526
Phlegma —
Phlogiſton, ſ. Brennſtoff u. Chemie —
Phöbus —
Phocion —
Phocis 528
Phönix —
Phönizien —
Phorcus od. Phorcys Seite 532
Phosphor —
Phosphorus, ſ. Lucifer —
Photius, Patriarch v. Konſtantinopel —
Photometer, Lichtmeſſer 534
Phraſeologie —
Phrygien, Phrygier —
Phryne —
Phryxus, ſ. Argonauten, Athamas u. Helle 535
Phthiotis, ſ. Theſſalien —
Phthiſis, ſ. Schwindſucht —
Phyſik, ſ. Naturlehre —
Phyſikotheologie —
Phyſiognomie, Phyſiognomik 536
Phyſiokratiſches Syſtem, Phyſiokraten, Oekonomiſtiſches Syſtem, Oekonomiſten 538
Phyſiologie 540
Phytologie, ſ. Botanik und Pflanzen 547
Piano —
Pianoforte, ſ. Fortepiano —
Piariſten, Väter der frommen Schulen, Piaren —
Piaſter 548
Piazzi (Giuſeppe) —
Picard (Louis Benoit) —
Picarden, ſ. Adamiten 549
Picart (Bernard — Etienne) —
Piccini (Nicolo) 550
Piccolomini (Aeneas Sylvius Bartholomäus [Papſt Pius II.] — Octavio) 552
Pichegrü (Charles) 553
Pichler od. Pickler (Joh. Anton u. Joh. Vater u. Sohn) 558
Pickelhäring, ſ. Hanswurſt 559
Pictet (Marcus Auguſt —
Picus —
Piemont (Fürſtenthum) 560
Pierinnen, Pieriden 561
Pierrot —
Pietiſten, Frömmler —
Pigafetta (Antonio) 563
Pigalle (Jean Baptiſte) 565
Pigmente, ſ. Färbeſtoffe 566
Pignoration, Verpfändung, ſ. Pfand —
Pilaſter —
Pilatre de Rozier (Jean François) —
Pillnitz u. Pillnitzer Convent, 567

Pilory Seite 569
Pilpai (richtiger Bidpai) —
Pindarees 570
Pindar —
Pindus 572
Pingré —
Pinienbaum, Zirbelbaum 573
Pinke, Tartane —
Piombino (Fürſtenthum) —
Piombo (Sebaſtiano del) —
Pionniers 574
Pipe —
Pipin von Herſtall, — Pipin der Kurze od. Kleine —
Piräus, ſ. Athen 575
Pirithous —
Pirkheimer (Bilibald) oder Pirkhaimer —
Piron (Alexis) 576
Pirouette 577
Piſa —
Piſiſtratus 579
Piſo (L. Calpurnius) — Piſo, Konſul — Piſo, Präfekt von Syrien 581
Piſtocchi (Franceſco Antonio) —
Piſtole (Feuergewehr — Münze) 582
Pitt (William) —
Pittoresk 584
Pius VI., (Giovanni Angelo, Papſt) 585
Pius VII., (Gregor Barnabas, Papſt) 588
Pizarro (Franciſco) 591
Pizzicato (Muſik) 595
Plafond, ſ. Deckengemälde —
Plagiat —
Planetarium, ſ. Orrery —
Planeten —
Planiglobium, ſ. Landkarten 598
Planimetrie —
Planiſphärium —
Plantagenet, ſ. Großbritannien —
Plaſtik od. Bildnerei —
Plaſtiſch 600
Plata, Rio de la Plata oder Buenos Ayres 602
Platäa in Böotien 604
Platform (Plateforme) 605
Platina —
Platner (Ernſt) 606
Platon u. Platoniſche Phil. 607
Platoniſche Liebe ſ. Platon S. 624
Platoniſche Philoſophie, ſiehe Platon —
Platoniſche Republik, ſ. Platon —
Plattdeutſch, Niederdeutſch —
Plattiren 626
Plauen —
Plauiſcher Grund 627
Plautus (Marcus Accius) 630
Plebejer, Plebs 631
Plectrum 632
Plejaden —
Pleonasmus —
Pleureſie (pleuritis) —
Plevel (Ignaz) —
Plinius (Cajus Secundus) d. ältere 633
Plinius (C. Plin. Cäcilius Secundus) d. jüngere 634
Plongeon 635
Plus —
Plutarchus, Plutarch —
Pluto 636
Plutus 637
Pluviale —
Pluvius —
Plymouth —
Pneuma 639
Pneumatik, Pneumatiſch-chemiſcher Apparat —
Po —
Pochwerke 640
Pöcile od. Poikile —
Pocken, ſ. Blattern —
Pockels (Carl Friedr.) —
Pococke (Edward) 641
Podagra —
Poelenburg (Cornelius) 642
Poeſie, poetiſch, Poet —
Poet (gekrönter), poeta laureatus 648
Poetik —
Poetiſche Licenzen 649
Poinſinet (Antoine Alexandre Henri) —
Poitiers — Schlacht bei Poitiers 650
Poitiers (Diane de) Herzogin v. Valentinois 651
Pol — Pole des Magnets, ſ. Magnet — Polhöhe — Polardiſtanz 652
Polareis —

Polarität Seite 652
Polarkreis, ſ. Erdſtrich — Polarſtern, ſ. Nordſtern 655
Polemik —
Polen 656
Policinell, ſ. Pulcinella 664
Polignac (Melchior von), Kardinal —
Polignac (Gabriele Jolande Martine geborne de Polaſtron Herzogin von) 665
Poliren 666
Politik —
Politiſche Freiheit, ſ. Freiheit 668
Politiſche Verfaſſung, ſiehe Staatsverfaſſung —
Polize —
Polizei, Polizeiwiſſenſchaft —
Polizei (mediziniſche) 671
Poliziano (Angelo) 674
Pollux, ſ. Caſtor 675
Polniſche Sprache —
Polniſche Literatur 676
Pölnitz (Carl Ludwig, Freiherr von) 679
Polo (Marko — Nicolo) 680
Polonaiſe (alla Polacca) 683
Polyandria —
Polyarchie —
Polybius —
Polychord 685
Polycletus —
Polydektes, ſ. Perſeus 686
Polygamie —
Polyglotte —
Polygnotus 687
Polygon —
Polygraph —
Polyhiſtor 688
Polyhymnia od. Polymnia —
Polykarpus —
Polykrates —
Polyneſien, ſ. Auſtralien 689
Polynices, ſ. Eteokles und Theben —
Polypen (med.) —
Polypen (naturhiſt.) 690
Polyphem 691
Polyſpaſt, ſ. Flaſchenzug 692
Polytechniſche Schule, ſ. Realinſtitute —
Polytheismus, Vielgötterei —
Polyxena 693
Pombal (Sebaſt. Joſeph von Carvalho, Marquis v.) S. 693
Pommern 697
Pomologie, Obſtbaumkunde 698
Pomona 703
Pompadour (Jeanne Antoinette Poiſſon, Marquiſe de) 704
Pompeji 705
Pompejus (Cnejus, der Große — Cnejus u. Sextus deſſen Söhne) —
Pompejus-Säule, ſ. Alexandrien 711
Pondichery —
Poniatowski (Fürſtenhaus) —
Poniatowski (Stanislaus I., Graf — Stanislaus II. Auguſt, König von Polen) 712
Poniatowski (Joſ., Fürſt) 713
Pönitentiarius — Pönitenz, Pönitenzpfarre 714
Pontifex — Pontificalien — Pontificat 715
Pontiniſche od. pomptiniſche Sümpfe —
Pontons 717
Pontoppidan (Eric der ältere — Eric der jüngere) —
Pontos, Pontus (mythol.) —
Pontus (alt. Geogr.) —
Pontus Euxinus 718
Pope (Alexander) —
Popen 722
Popularität —
Porcia 724
Poren, porös u. Poroſität —
Porphyr 725
Porphyrius, ſ. Neuplatoniker —
Porpora (Nicolo) —
Porſenna, König v. Cluſium 726
Porſon (Richard) 727
Portament, portamento di voce —
Portici, ſ. Neapel (Stadt u. Umgebung von) —
Porticus —
Portiuncula, ſ. Franz von Aſſiſi und Franziskaner 728
Portland-Vaſe —
Porto, ſ. Oporto —
Porto Ferrajo, ſ. Elba —
Portorico, San Juan de Puerto Rico —
Portrait —

Portroyal des Champs S. 729
Portsmouth —
Portugal (Geogr. u. Geſch.) 730
Portugals gegenwärtiger ſtatiſtiſcher Zuſtand 745
Portugieſiſche Sprache u. Literatur 751
Portugieſiſches Theater 758
Portumnus 765
Porus, ſ. Alexander d. Große 766
Porzellan —
Poſaune 768
Poſeidon, ſ. Neptun —
Pöſchelianer —
Poſen (Stadt u. Herzogth.) 769
Poſilippo, ſ. Neapel u. Pauſilippo 770
Poſitiv — Poſitive Elektricität, ſ. Elektricität; poſitive Polarität, ſ. Magnet, poſitive Größen, ſiehe den Schluß d. Art. Negativ —
Poſſe —
Poſſelt (Ernſt Ludwig) 771
Poſſeſſorium, Poſſeſſorienklage, ſ. Petitorienklage 773
Poſt, Poſtweſen -
Poſtament, Poſtement 777
Poſtillen —
Poſtulat —
Potemkin (Gregor Alexandrowitſch Fürſt von) —
Potenz 781
Pothier (Robert Joſeph) —
Potier (Charles), ſ. Pariſer Theater 782
Potocki (Paul — Anton — Staniſl. Felix — Ignaz — Stanislaus Koſtka, Grafen) —
Potoſi 784
Potpourri —
Potsdam —
Pottaſche 786
Potter (Paul) —
Pouſſin (Nicolas) 787
Pouſſiren, ſ. Boſſe 788
Pozzuoli, ſ. Neapel (Stadt u. Umgebung v.) —
Präadamiten —
Präbende od. Pfründe —
Präcipitat, Präcipitation, ſ. Niederſchlag —
Präcluſion, Präcludiren —
Prädeſtination u. Prädeſtinatianer, ſ. Gnade S. 789
Prädeterminismus —
Prädikantenorden, ſ. Dominikaner —
Pradon (Jean Nicolas) —
Pradt (Dominique de) —
Präexiſtenz 790
Präfekt —
Prag —
Praga 796
Pragmatiſch 798
Pragmatiſche Sanction, ſiehe Sanction (pragmatiſche) —
Prägſchatz, ſ. Schlagſchatz —
Präjudiz —
Prälaten —
Präliminarien —
Präludium, ſ. Vorſpiel —
Prämie, praemium etc. —
Prämiſſen —
Prämonſtratenſer —
Präpoſition 799
Präſcription, ſ. Verjährung 800
Präſumtion, Vorausſetzung —
Prätendent —
Prätor —
Prätorianer, prätorianiſche Kohorten 801
Prävarication —
Praxiteles —
Prediger 802
Preisler (Joh. Juſtinus — Georg Martin — Johann Mart. — Valentin Daniel — Joh. Georg) 804
Presbyter —
Presbyterianer, ſ. Anglikaniſche Kirche u. Diſſenters 805
Preßburg —
Preſſen der Matroſen 808
Preßfreiheit —
Preßgeſetze 811
Preßgerichte 812
Preßvergehen 813
Preßſpäne, Preßpapier 816
Preſtel (Joh. Gottlieb) —
Preſto —
Preußen 817
Preville (Pierre Louis Dubus de) 833
Prevoſt d'Exiles (Antoine François) 839

Priamus Seite 840
Priapus —
Prieſter 841
Prieſterweihe, ſ. Ordination 842
Prieſtley (Joſeph) —
Primas (Primas regni) — Primat — Prime (prima) — Primitien (primitiae) Primogenitur, ſ. Majorat — Primzahlen 844
Prince (Madame Le) de Beaumont, ſ. Beaumont 845
Prinzenraub, ſ. Kunz v. Kaufungen —
Prinzen von Geblüt —
Prinzip —
Prinzipal — Prinzipalbaß — Prinzipalſtimme — Prinzipalblaſen —
Prior — Priorat — Großprior 846
Prior (Matthew) —
Priori, ſ. A priori 847
Priorität —
Priſcianus —
Priſengericht —
Prisma 848
Privatbanken —
Privatbühnen —
Privatrecht, ſ. Rechtswiſſenſchaft 850
Privilegium —
Probe —
Probejahr, ſ. Noviciat 851
Probiren, Probirkunſt —
Pro Cent, ſ. Zins —
Proceſſion —
Procida, ſ. Neapel (Stadt u. Umgebung v.) 852
Proconſul u. Proprätor —
Procopius aus Cäſarea, ſiehe Byzantiniſche Schriftſteller —
Procopius, ſ. Huſſiten —
Procurator —
Prodromus 854
Produktion, Produktive Kraft, Produciren, Producenten (Nationalökon.) —
Profan 855
Profeß —
Profil —
Progne, Prokne, ſ. Philomele 856
Prognoſtikon —
Programm —
Progreſſion Seite 856
Projection —
Prokris —
Prokruſtes —
Prolegomena —
Proletarier —
Prolog —
Proluſion, ſ. Programm 858
Prometheus —
Pronomen 859
Pronuba, ſ. Juno 860
Prony (Gaspard Clair Franz Marie — C. G. A. Riche de) —
Propädeutik —
Propaganda 861
Propertius (Sextus Aurelius) 862
Propheten —
Propontis 863
Proportion —
Proportionalgrößen — Proportionalzirkel 864
Proprehandel, Eigenhandel —
Propſt —
Propyläen 865
Prorogation —
Proſa, proſaiſch —
Proſcenium 869
Proſelyt —
Proſerpina 870
Proſodie 872
Proſopopöie, ſ. Perſonification 874
Proſpekt, Proſpektmalerei, ſ. Malerei —
Protagoras —
Proteſilaus —
Proteſtation —
Proteſtant, Proteſtantismus —
Proteus 878
Protogenes —
Protokoll 879
Prötus, Prötiden —
Provence —
Provenzalen, Provenzaldichter 881
Provinz, Provincia — Provinzial 884
Provocation —
Prozeß in der Jurisprudenz —
Prozeß (chemiſcher) 888
Prozeßordnung (Gerichtsordnung) 889
Pruth 890
Prytaneum —
Pſalm 891

Pſalmodie Seite 893
Pſalter —
Pſammitich, Pſammetich, ſ. Aegypten u. Labyrinth —
Pſeudo —
Pſeudodemetrier, ſ. Rußland —
Pſeudo-Iſidorus, ſ. Iſidorus, Dekretalen u. Päpſte —
Pſyche —
Pſychologie 894
Ptolemäer 897
Ptolemais, ſ. Acre —
Ptolemäus (Claudius) —
Pubertät —
Publicität, ſ. Oeffentlichkeit 899
Publikum —
Publiciſt 900
Pufendorf (Freiherr Samuel von) —
Pugatſchew (Jemeljan) 902
Pulci (Luigi) 903
Pulcinella (Policinell) —
Pulk, ſ. Koſaken 904
Puls —
Pulsadern 908
Pulsaderngeſchwulſt, ſ. Anevrisma —
Pultawa —
Pulver, ſ. Schießpulver —
Pulververſchwörung —
Pumpe 909
Pumpernickel —
Punier — Puniſche Kriege ſ. Karthago, Rom u. Hannibal — Puniſche Treue 910
Punkt —
Punktation —
Punktirte Manier, ſ. Kupferſtecherkunſt —
Punt (Joh.) —
Pupille, ſ. Auge — Pupill, der, —
Puppe, ſ. Inſekten 911
Purgatorium, ſ. Eid u. Fegefeuer —
Purismus —
Puritaner, ſ. Diſſenters —
Purpur, Purpurſchnecke —
Püſtrich —
Putbus 912
Putter (Joh. Steph.) —
Puzzolana od. Puzzolanerde 915
Pygmäen —
Pygmalion —
Pylades Seite 915
Pylos —
Pyramide (geometr.) 916
Pyramiden in der Architektur —
Pyramus, ſ. Thisbe 918
Pyrenäen —
Pyrmont 919
Pyromantie 921
Pyrometer —
Pyrrha, ſ. Deukalion —
Pyrrhichius, ſ. Rhythmus —
Pyrrho —
Pyrotechnie, ſ. Feuerwerkerkunſt 922
Pyrrhus —
Pyrrhus II. König v. Epirus 923
Pythagoras —
Pythagoräiſche Lyra, ſ. Pythagoras 932
Pythagoräiſche Rechentafel, ſ. Pythagoras —
Pythagoräiſcher Lehrſatz, ſ. Pythagoras —
Pythia od. Pythoniſſa, ſ. Delphi —
Pythias, ſ. Damon —
Pythiſche Spiele —
Python —

Q.

Q 933
Quaden —
Quadrageſima od. Quareſima, ſ. Faſtnacht —
Quadragena —
Quadrant —
Quadrat, Quadratwurzel — Quadratur des Zirkels, ſ. Aliquot, Kreis — Quadraturen (aſtron.), ſ. Aſpecte — Quadratelle, Quadratfuß, Quadratruthe, Quadratmeile etc. — Elektriſches Quadrat 934
Quadratiſche Gleichung —
Quadratrix des Dinoſtrates 935
Quadrivium, ſ. Schulen —
Quadrille —
Quadruple- u. Quintuple-Allianz —
Quäker (Zitterer) 938
Qualität u. Quantität 942
Quantz (Joh. Joachim) 943

Quarantaine, ſ. Contumaz S. 944
Quarin (Joſeph von) —
Quarré —
Quart — Quarta — Quartal — Quartalſchrift — Quartformat — Quartant — Quartanſieber 945
Quarte (Muſik — Fechtk.) —
Quartett, Quadro, Quatuor —
Quartier —
Quartierfreiheit, ſ. Geſandten —
Quarz —
Quaſimodogeniti 946
Quaſſia —
Quäſtoren, Quäſtur —
Quatember —
Quaterne, ſ. Lotterie —
Quatrain —
Quatremère-de-Quincy (A. L.) —
Quatuor, ſ. Quartett 947
Quatuordecimaner, ſ. Sekten —
Quebeck —
Queckſilber —
Queckſilbermittel 948
Quedlinburg 952
Querflöte, ſ. Flöte 953
Queerpfeife —
Quellen —
Quetſchung (chirurgiſch) 954
Quevedo de Villegas (Don Francisco) —
Quiberon 955
Quick — Quickmarſch S. 958
Quietismus —
Quin (James) 959
Quinault (Philippe) 960
Quinquennium 961
Quinquertium, ſ. Gymnaſium —
Quinquet, ſ. Argandſche Lampe —
Quinte, Quinta, Quintaner, Quinte-Major —
Quintenzirkel —
Quinterne, ſ. Lotterie —
Quinteſſenz —
Quintett —
Quintilianus od. Quinctilianus (Marcus Fabius) —
Quintole 962
Quintus Calaber od. Smyrnäus —
Quippos —
Quirini (Angiolo Maria) —
Quirinus, Quiriten, Quirinalia, Quirinalis 963
Quiſtorp (Johann I. — Joh. II. Johann Nicol. — Bernh. Friedr. — Theodor Joh. — Joh. Chriſtian) —
Quito 964
Quittung 965
Quixotte (Don), ſ. Cervantes —
Quodlibet —
Quote —
Quotient —

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände (Conversations-Lexicon)

Bd.: 7. O - Q. - 1824

Leipzig 1824

Enc. 40 c-7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10400728-7